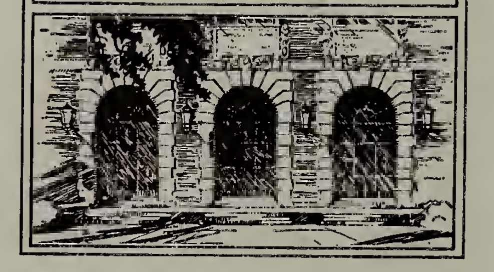
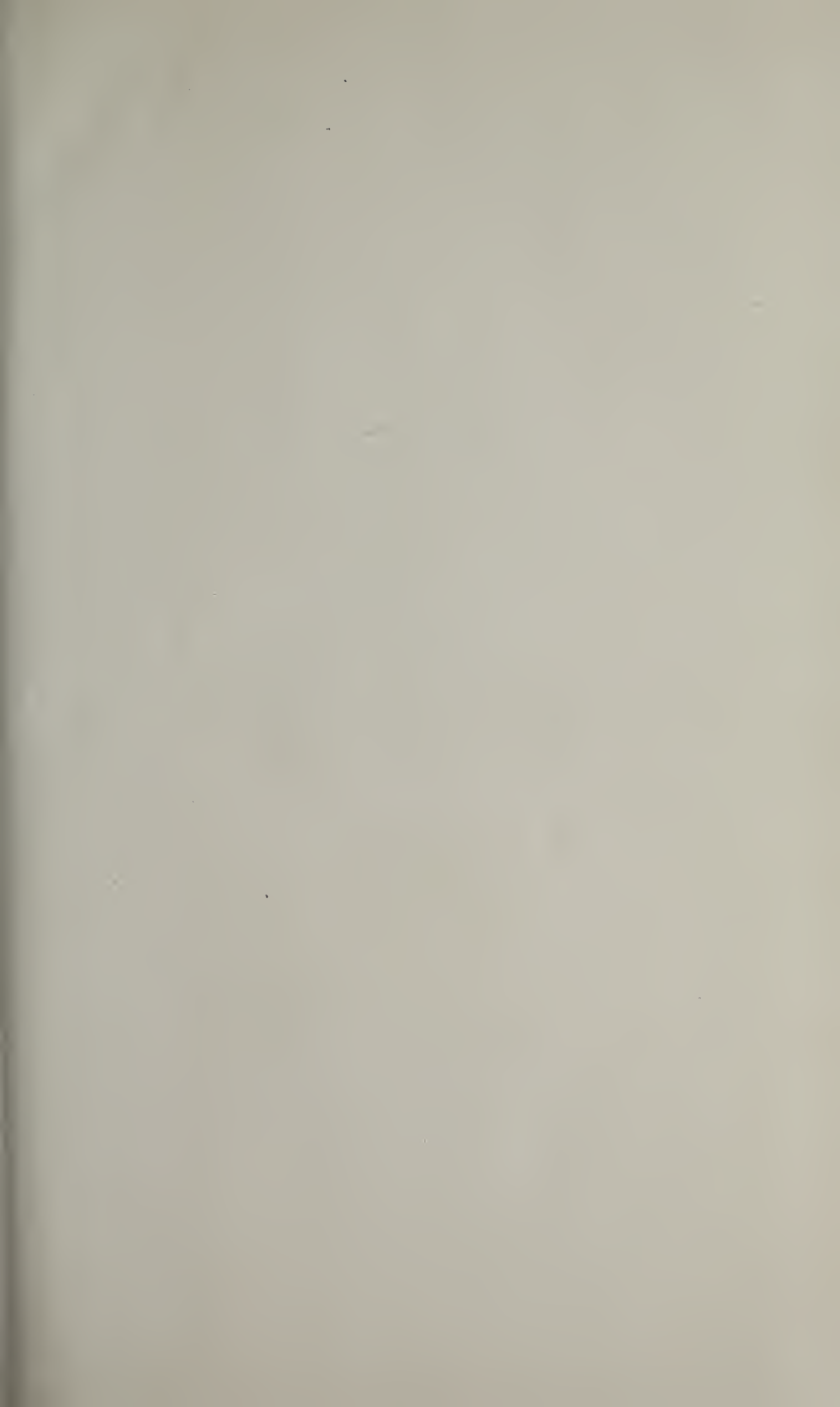








Handbuch

der

poetischen Nationalliteratur der Deutschen.

Druck von Zürcher & Furrer.

Handbuch

der poetischen

Nationalliteratur der Deutschen

von

Haller bis auf die neueste Zeit.

Vollständige

Sammlung von Musterstücken

aus allen Dichtern und Dichtungsformen, nebst Angabe der frühern Lesarten, biographischen Notizen und literarisch-ästhetischem Kommentar.

Von

Dr. Heinrich Kurz.

Erste Abtheilung: Haller bis Göthe.

Zürich,

Verlag von Meyer und Zeller, ehedem Ziegler und Söhne.

1840.

Dem Herrn

Saint-Marc-Girardin,

königlichem Staatsrath, Mitgliede des königlichen Rathes für den öffentlichen Unterricht, Großoffizier der Ehrenlegion ꝛc.

und

dem Herrn

Paul-François Dubois,

Mitgliede der Deputirtenkammer, so wie des königlichen Rathes für den öffentlichen Unterricht ꝛc.

den Beförderern

deutscher Wissenschaft und Literatur in Frankreich

in Hochachtung und Freundschaft

der Herausgeber.

Vorrede.

Das Erscheinen eines Werks der Art, wie das vorliegende, kann, da wir ihrer schon so viele und unter ihnen manche vortreffliche besitzen, billigerweise nur dann als gerechtfertigt erscheinen, wenn es Vorzüge darbietet, welche bei andern ähnlichen Sammlungen vermißt werden. Der Herausgeber braucht nicht erst zu versichern, daß er die beste Absicht hatte, sein Buch mit solchen Vorzügen auszustatten; ob er aber seine Absicht auch wirklich erreicht habe, darüber kommt ihm kein Urtheil zu; doch mag ihm wohl vergönnt sein, öffentlich auszusprechen, daß er keine Zeit und keine Mühe, so wie auch keine Kosten gescheut hat, um wo möglich etwas Gutes und Brauchbares zu liefern.

Das vorliegende Handbuch ist zunächst zum Gebrauche bei Vorträgen an öffentlichen Unterrichtsanstalten, dann aber auch zum Selbstgebrauche bestimmt. In dieser seiner Bestimmung liegt auch der Grund, warum es nur die Zeit von Haller an umfaßt. Nur diese Periode der deutschen Literatur ist ein wirkliches Allgemeingut der Nation; Alles, was vorangeht, hat entweder nur Werth für die Sprachforscher und Literarhistoriker, weil es an sich gehaltlos ist (einzelne treffliche Erscheinungen können hier nicht entscheiden), oder es ist wegen der schon fern liegenden Sprache nur Wenigen zugänglich.

Bei der Bearbeitnng wurden vorzüglich nachstehende leitende Grundsätze befolgt:

1. Das Handbuch sollte zunächst eine geschichtliche Entwickelung der poetischen Nationalliteratur der Deutschen, von Haller an, mittheilen. Deßhalb wurde der **historische** Gang gewählt; denn nur auf diese Weise konnte ein getreues Bild der allmähligen Entwickelung deutscher Sprache und Poesie gegeben werden. Um diesen Zweck so vollständig als möglich zu erreichen, wurden die Dichter zweiten und dritten Ranges nicht ausgeschlossen, weil sich in ihnen gerade die besondere Richtung einer besondern Zeit am lebendigsten abspiegelt; dagegen wurden diejenigen Dichter, deren Werke von hohem innerm Werthe sind, schon deßhalb mit größerer Ausführlichkeit behandelt, weil in ihnen der Grund dieser oder jener Richtung, wie überhaupt die Basis der weitern Entwickelung liegt. Somit enthält das Handbuch Musterstücke aus **allen Dichtern**, die als solche im Vaterlande Anerkennung finden oder gefunden haben. Ja, es sind Einige aufgenommen worden, die man als Dichter im engern Sinne nicht zu nennen pflegt, wenn sie auch sonst hohen Ruhmes genießen, z. B. Hippel, Thümmel, Hermes, Zinzendorf und zum Theil Lavater.

2. Der Zweck, ein getreues Bild des Entwickelungsganges der deutschen Poesie mitzutheilen, wäre nur halb erreicht worden, wenn man sich nur auf einen oder mehrere Zweige der Dichtkunst beschränkt, wenn das Handbuch nicht alle Dichtungsformen umfaßt hätte. Die Deutschen sind nicht allein groß in der lyrischen Poesie, sie sind es auch in der epischen, in der dramatischen, in der didaktischen. Sie haben alle einzelnen Arten und Unterarten der Poesie bearbeitet; es mußte daher auch auf diesen Umstand strenge Rücksicht genommen werden. Das Handbuch enthält daher Musterstücke aus **allen Dichtungsformen**, und bietet somit dem Lehrer zugleich die Gelegenheit dar, die Grundsätze der Poetik auf praktischem Wege an bedeutenden Beispielen zu erläutern.

3. Obgleich die verschiedenen deutschen Mundarten in der neuern Zeit vor der hohen Ausbildung des Hochdeutschen beinahe ganz zurücktreten, so durften doch bedeutendere Erscheinungen in dem einen oder dem andern **Dialekte** nicht übergangen werden, da in ihnen das nationelle Element vorzüglich ausgeprägt erscheint, so wie dieselben am meisten geeignet sind, das poetische Leben des Volkes in seiner eigenthümlichen Entwickelung lebendig darzustellen. So werden hoffentlich die mitgetheilten Dichtungen von Voß, Usteri, Grübel und Hebel, diesen trefflichen Repräsentanten deutscher Volkspoesie nicht unwillkommen sein.

4. Man kann aus bloßen Bruchstücken weder den Geist eines Dichters, noch das Wesen einer Dichtungsform wirklich kennen lernen; das kleinste Gedicht leistet hierin mehr, als das ausgedehnteste Fragment eines größern Werkes. Wie könnte man wohl aus zwei oder drei abgerissenen Scenen der Iphigenie, z. B., ein auch nur entferntes Bild von Göthe als dramatischem Dichter, oder eine noch so unbedeutende Anschauung der dramatischen Dichtkunst gewinnen? Thun die Sammlungen, welche uns mit so vielen Bruchstücken beschenken, wohl etwas Besseres, als jener Reisende, der aus Griechenland ein Stückchen Marmor brachte, um an demselben die vortreffliche Architektur des Minerventempels nachzuweisen? Eben so wenig, als man aus einem Finger oder einer Hand des belvederischen Apolls die hohe Vollendung dieses Kunstwerks anschaulich machen kann, eben so wenig wird man aus diesem oder jenem Bruchstücke irgend ein poetisches Kunstwerk zur Anschauung bringen können. — Daher hat der Herausgeber des vorliegenden Handbuchs nur **Vollständiges** aufgenommen, und in den Fällen, wo der Raum Schranken auferlegte, hielt er es für geeigneter, Nichts aufzunehmen, als Abgerissenes mitzutheilen.

5. Es braucht wohl kaum erwähnt zu werden, daß man sich bei der Auswahl ganz vorzüglich bemüht hat, nur solche Stücke mitzutheilen, welche **von höherm poetischen Werthe** sind. So oft die allgemeine Anerkennung schon entschieden hatte, war die Wahl leicht zu treffen; man durfte sich nur von dieser Anerkennung leiten lassen. In vielen, ja in den meisten Fällen war dieß jedoch nicht möglich, und es stand zu befürchten, daß der Herausgeber seine individuelle Ansicht und Vorliebe zu sehr würde hervorblicken lassen, wie dieß manchen sonst guten Sammlungen nicht mit Unrecht vorgeworfen worden ist. Um diese Klippe zu vermeiden, hat der Herausgeber, so oft ihm bei diesem oder jenem Gedichte ein Zweifel aufstieg, theils einige Freunde, auf deren sichern Geschmack er sich verlassen durfte, befragt, theils auch die besten Musterbücher zu Rathe gezogen, indem er von der Ansicht ausging, daß ein Gedicht, das von allen oder doch von den vorzüglichsten Sammlern mitgetheilt worden war, gewiß auf allgemeine Anerkennung zählen dürfe.

Ich nehme keinen Anstand, dieß öffentlich auszusprechen, weil ich mir bewußt bin, nicht eine neue Sammlung aus hundert alten herausgezogen zu haben, wie dieß alle Tage noch geschieht; ich darf vielmehr sagen, daß ich mit wenigen Ausnahmen (wovon später die Rede sein wird) die ganze große Masse unserer poetischen Literatur mit Fleiß gelesen und studirt habe.

Bei der Auswahl leiteten überdieß noch folgende Grundsätze:

Erstens wurde nach Mannichfaltigkeit des Inhalts gestrebt, was besonders bei der lyrischen Gattung als wichtig erschien, damit dem Leser ein Schatz von poetischen Gedanken vorgeführt werde, und er eine möglichst vollständige Uebersicht des innern Reichthums deutscher Dichtkunst erwerbe.

Doch wurde auch zweitens dem Leser vielfältig Gelegenheit gegeben, Poesien verschiedener Dichter über einen und denselben Gegenstand mit einander zu vergleichen, weil hiedurch nicht nur die Eigenthümlichkeit des einzelnen Dichters lebendiger hervortritt, sondern auch die Vergleichung an und für sich mannichfaltiges Interesse gewährt und die poetische Anschauung des Lesers erweitert.

Die Auswahl geschah ferner mit steter Rücksicht auf die Jugend, d. h. mit strenger Ausscheidung alles Dessen, was dem unverdorbenen jugendlichen Gemüthe hätte Aergerniß geben können. Doch hat sich der Herausgeber hiebei sorgfältig vor einer zu strengen Ausscheidung gehütet, indem er der Ueberzeugung ist, daß nur das Unschöne oder Häßliche auch verderblich ist. Uebrigens ist der Geist der deutschen Poesie im Allgemeinen so sittlich rein und unverdorben, daß nur Weniges aus der angegebenen Rücksicht ausgeschieden werden mußte.

So oft von einem Dichter Bedeutendes in mehrern Dichtungsformen vorlag, wurden möglichst Beispiele aus allen von ihm bearbeiteten Gattungen mitgetheilt — wie denn auch die gegebenen Stücke der einzelnen Dichter nach den verschiedenen Gattungen geordnet sind*) — ; nur wenn die Beispiele von zu großer Ausdehnung gewesen wären, z. B. bei Klopstock, war man genöthigt, davon abzugehen, weil doch keine Bruchstücke aufgenommen werden sollten. Wenn ein Dichter sich vorzugsweise in einer Gattung ausgezeichnet hatte, und sein Ruf sich auf diese gründete, so wurde auch vorzugsweise diese hervorgehoben, während man andere Dichtungen mehr oder weniger unberührt ließ z. B. bei Lessing, Kretschmann, in der neuern Zeit bei Fröhlich u. s. w.

Damit das Handbuch auch in Unterrichtsanstalten für die Deklamationsübungen gebraucht werden könne, wurden möglichst viele kleinere epische Dichtungen aufgenommen. Doch tritt dieß erst in der zweiten Abtheilung hervor, weil erst in der neuern Zeit das epische Element in der deutschen Poesie größere Bedeutung gewinnt.

Endlich machte es sich der Herausgeber zur Pflicht, nur Originaldichtungen mitzutheilen, Ueberſetzungen aber auszuschließen. Nur zweimal glaubte er, von diesem Grundsatze abweichen zu müssen, und zwar einmal bei Bürger, weil sich seine Eigenthümlichkeit gerade aus der Vergleichung seiner Quellen erst recht erkennen läßt, und ein anderesmal bei J. A. Ebert, theils weil seine eigenen Dichtungen zu vielen Raum eingenommen hätten, wenn man Besseres hätte mittheilen wollen, theils weil man die selbst von großen Kennern der deutschen Literatur dem Hagedorn zugeschriebene Uebersetzung der griechischen Skolien bei dieser Gelegenheit dem wahren Urheber vindiciren wollte.

6. Die **Mittheilung von Lesarten** darf wohl als eine Eigenthümlichkeit des Handbuchs herausgehoben werden. Die Wichtigkeit einer solchen Mittheilung dürfte wohl nicht erst auseinandergesetzt werden, da manche Erscheinungen der neuesten Zeit, z. B. die Variantensammlungen zu Schiller, darauf hinzudeuten scheinen, daß man jetzt eine solche Bearbeitung der deutschen Schriftsteller in einem größern Kreise für zweckmäßig hält. Dennoch erlaube ich mir einige Bemerkungen, um den Standpunkt zu bezeichnen, von dem aus ich bei der Mittheilung der Varianten gegangen bin.

---

*) Am Ende der zweiten Abtheilung wird eine vollständige, nach den Dichtungsformen geordnete Uebersicht der mitgetheilten Stücke gegeben werden.

Es wurden bei allen Dichtern, welche in spätern Ausgaben ihrer Werke dieselben mehr oder weniger um- oder überarbeiteten, die verschiedenen Lektionen sorgfältig gesammelt und hier mitgetheilt. Bei mehreren, von denen man wußte, daß sie mit ihren Werken Veränderungen getroffen hatten, konnten die ältern Ausgaben nicht herbeigeschafft werden, z. B. bei Lichtwer; in diesem Falle mußte man jede Variantensammlung aufgeben, oder man suchte sich auf andere Weise zu helfen, besonders durch Vergleichung einzelner Abdrücke nach den frühern Lesarten in den Literaturzeitungen und kritischen Zeitschriften oder in ältern Mustersammlungen.

Obgleich auch in dieser Beziehung schon Vorarbeiten gefunden wurden, so waren sie doch Alle ungenügend; denn selbst die Ausgaben von Rammler, Bürger, u. A. m. in welchen die Mittheilung der Varianten versprochen wird, haben deren nur eine kleine Zahl, gewöhnlich nur die Lesarten der letzten oder vorletzten, vom Verfasser selbst besorgten, nicht aber die der frühesten Ausgaben. Und gerade diese sind meistentheils die wichtigsten, weil sie uns mit der ursprünglichen Auffassung des Dichters bekannt machen.

Die Mittheilung von Varianten schien aber aus mehreren Gründen sehr wichtig. In **kritischer** Beziehung sind Lesarten der ältern Ausgaben schon des Verständnisses wegen von hoher Bedeutung. Nicht selten ist der Gedanke in seiner neuen Form undeutlich, ja unverständlich geworden. Man vergleiche nur z. B. Klopstock's Ode: „Fragen“ (S. 45) deren erste Strophe, wie sie jetzt ausgedrückt ist, gewiß Allen ein Räthsel bleiben muß, die nicht die ältere Form damit vergleichen, wie denn auch alle Erklärer Klopstocks, und selbst der fleißige Vetterlein, diese schwierige Stelle mit Stillschweigen übergehen.

Wie gewinnbringend die Vergleichung der verschiedenen Lesarten eines dichterischen Kunstwerks in **ästhetischer** Beziehung sei, ist schon oft ausgesprochen worden (Lessing in den Literaturbriefen, Vetterlein in seinem Klopstock, Wachler in seiner deutschen Literaturgeschichte u. s. w.). Ich will aus vielen Bemerkungen nur die hervorheben, „daß man oft feine Regeln der Kunst entdeckt, und neue Schönheiten gewahr wird, wenn man den Grund aufsucht, warum die Dichter diese oder jene Veränderung mit ihren Werken, sei es in den Gedanken, sei es am Ausdruck, vorgenommen haben.“

Hieher paßt auch folgende scharfsinnige Bemerkung des trefflichen, leider beinahe vergessenen Sturz*). „In Mariettens Kabinet befindet sich auch eine Anzahl Zeichnungen von Raphael. Zwei darunter machten mich aufmerksam. Sie „sind sorgfältig mit der Feder entworfen, und stellen beide einerlei Gruppe rathschlagender Personen vor; auf der Einen sind die Figuren nackt, auf der andern „die Gewänder behutsam über das Nackte gelegt. Ich folge gern dem Künstler von seiner Darstellung zurück durch alle Momente der Entwickelung bis zur Empfängniß des ersten Gedankens; denn nicht, „wenn man die vollendete Schöpfung, sondern wenn man werden „sieht, enträthselt man den Gang des Geistes und die Geheimnisse der Kunst. In der ersten Zeichnung war Raphael dreimal mit dem Einen „Arm unzufrieden; erst war die Bewegung zu heftig für die ruhige Stellung der „Person; eine andere Richtung lief zu gerade mit dem Arm einer nahestehenden

*) Schriften von Helfrich Peter Sturz. Leipzig, 1786. Erste Sammlung. Seite 184.

„Figur; eine dritte, mehr ausgestreckte, ließ eine harte Lücke übrig, und vereinigte „die Gruppe nicht; nur die vierte gelang, und blieb mit harten, gleichsam un„willigen Strichen entschieden. Die Falten auf der zweiten Zeichnung sind ver„ständig, nach den Schwingungen des Kontours in große Massen geordnet; da „das Nackte unter den Falten liegt, so werden die Brüche anschaulich durch die „Lage und Bewegung der Glieder gewirkt. Einige dieser Brüche sind nicht jetzt „entstanden, sondern durch eine vorhergehende Richtung gebildet; man kann aus „dieser Skizze eine Stelle von Mengs erklären, wenn er rühmt, daß man in Raphaels „Falten entdecke, in welcher Lage das Glied vorher gewesen sei. Raphael ent„warf die Gruppen zweimal nackt, und ließ die Eine unbekleidet, um zu ver„gleichen, scharf zu prüfen, ob das Gewand dem Körper überall mit Anstand „und Liebe folge, und keine Schönheit einhülle. Nun war der Gedanke berichtigt; „der Künstler führte mit Sicherheit aus; aber ohne Frechheit der Hand, mit einer „bedächtigen Festigkeit. Man findet in Raphaels Arbeit die wilden Pinselkleckse „nicht, die man als eigenthümliches Gepräge der größten Meister anstaunt; er „war immer schwer mit sich zufrieden, und blieb noch als Sieger bescheiden, im „Wettstreit mit der Natur."

Ich habe diese ganze Stelle mitgetheilt, weil selbst das Einzelne füglich auf Dichter und poetische Kunstwerke angewendet werden kann.

Vielleicht wird man finden, daß der Herausgeber manche Variante, die als zu unbedeutend erscheinen mag, nicht hätte mittheilen sollen. Er war aber der Meinung, daß auch die dem ersten Anscheine nach unbedeutendste Lesart dem Lehrer mannichfaltigen Stoff zu Beobachtungen und Bemerkungen gibt, und daß der Leser durch sie zur schärferen Prüfung angeregt wird. Gerade diese scheinbar bedeutungslosen Varianten zeigen oft, wie ein und derselbe Gedanke von verschiedenen Seiten aufgefaßt, wie er in eine bessere Form gebracht, wie er kräftiger, deutlicher, anschaulicher ausgedrückt werden kann; wie schlechte Wendungen, schlechte Verse oft durch leichte, beinahe unbemerkbare Veränderungen in bessere verwandelt werden können. So ist endlich die Wahl eines einzigen Ausdrucks oft von der tiefsten Bedeutung, das Resultat einer scharfsinnigen Prüfung; was aber selten beobachtet würde, wenn der frühere Ausdruck nicht bekannt wäre. So hatte B ü r g e r z. B. in seiner L e n o r e (Seite 401, Zeile 7): „Und t a u m e l t e zur Erde — Mit wilder Angstgeberde." Dafür setzte er später: „Und w a r f s i c h h i n zur Erde" ꝛc.; „weil das W e r f e n mehr eine e i g e n m ä c h t i g e H a n d l u n g bezeichnet, die hier auch Statt findet; wogegen das T a u m e l n ein unwillkührliches Sinken, Ohnmächtigwerden ausdrückt, das mit der Verzweiflung in geradem Widerspruch steht! (Morgenblatt 1809. Seite 961.)

Der Raumersparniß wegen sind die Varianten in der kürzesten Fassung mitgetheilt, d. h. ohne Wiederholung der unverändert gebliebenen Wörter, doch so, daß man immer leicht erkennen kann, wohin sie im Texte gehören. Durch diese kurze Fassung aber wird die Uebersicht oft erschwert; daher wird es gut sein, wenn der Lehrer besonders bei solchen Gedichten, in welchen viele Varianten vorkommen, oder bei denen mehrere Ausgaben verglichen sind, die Schüler anhält, die Gedichte in ihrer ursprünglichen Gestalt ganz niederzuschreiben, wodurch die Vergleichung wesentlich erleichtert wird.

7. Wie ich schon oben Gelegenheit hatte zu erwähnen, sind alle mitgetheilten

Stücke aus den Originalausgaben geschöpft, nur bei wenigen Dichtern (Creuz, Giseke, K. A. Schmid und Zinzendorf) konnte dieß nicht geschehen, weil ihre Werke nicht herbeigeschafft werden konnten, so sehr der Herausgeber und die Verlagshandlung sich auch Mühe gaben, sie aufzutreiben. Es wird auffallen, wenn die Behauptung aufgestellt wird, daß es leichter ist, hinlängliche Materialien zur Bearbeitung lateinischer und griechischer Klassiker, ja selbst orientalischer Schriftsteller zu finden, als zur Bearbeitung der vaterländischen; und doch ist diese Behauptung nur zu wahr. Man findet auf sonst reichen Bibliotheken nicht einmal eine vollständige Sammlung der deutschen Klassiker, viel weniger noch die verschiedenen Originalausgaben derselben.

Sehr ungerne mußte ich mich daher bei den genannten Dichtern entschließen, das Mitgetheilte aus andern Sammlungen abzudrucken; denn nur zu oft mußte sich mir die Bemerkung aufdringen, daß selbst ganz neue Blumenlesen, Anthologien, poetische Hausschätze u. s. w. ohne alle Gewissenhaftigkeit ausgearbeitet sind; die meisten sind Abdrücke oder Zusammenschmelzungen von hundert andern. Und so ist der Text gar oft äußerst unrichtig, indem die Druckfehler einer frühern Sammlung in die neue übergegangen oder gar noch verbessert worden sind, ohne das Original zu Rathe zu ziehen, wo denn oft noch größerer Unsinn entstehen mußte. Ueberhaupt hatte der Herausgeber bei seiner Arbeit nur zu oft Gelegenheit zu bemerken, wie die Behandlung unserer vaterländischen Literatur, besonders der Zeit, mit welcher er sich hier vorzugsweise beschäftigte, noch gar zu sehr im Argen liegt.

8. Das Handbuch besteht aus drei Abtheilungen, wovon die erste die Zeit von Haller bis auf Göthe, die zweite aber von Schiller bis auf die neueste Zeit umfaßt, und endlich die dritte einen ausführlichen Kommentar enthält.

Was die Anlage und Ausführung dieses **Kommentars** betrifft, so behalte ich mir vor, das Nöthige in einem kurzen Vorworte zu demselben zu entwickeln, bei welcher Gelegenheit ich auch die Gründe auseinandersetzen werde, welche mich bewogen, einen Hauptabschnitt zwischen Göthe und Schiller zu machen.

9. Es bleibt mir nur noch übrig, ein Wort über die Nachträge zu sagen. Das Handbuch sollte nach seinem ursprünglichen Plan nicht so umfassend werden. Erst im Laufe des Druckes wurde es deutlich, daß ihm eine größere Ausdehnung gegeben werden müsse, wenn es der Idee, wie sie in diesem Vorworte entwickelt worden ist, genügend entsprechen sollte. Da nun die ersten Dichter nach dem ursprünglichen, beschränktern Plane ausgearbeitet waren, so mußten, um das Ganze in Harmonie zu bringen, bei den bedeutenderen derselben Ergänzungen nachgeliefert werden.

Ehe ich schließe, sage ich noch den Männern, welche mich bei meiner oft schwierigen Arbeit mit Rath und That unterstützt haben, meinen lebhaftesten Dank, besonders aber dem Herrn Professor Wackernagel in Basel, dem Herrn Pfarrer Bernet in St. Gallen und meinem Verleger, Herrn Meier-Zeller in Zürich.

St. Gallen, am St. Gallustage 1839.

Heinrich Kurz.

Albrecht von Haller.

Ueber

den Ursprung des Uebels.

Erstes Buch.

Auf jenen stillen Höhen,
Woraus ein milder Strom von steten Quellen rinnt,
Bewog mich einst ein sanfter Abendwind,
In einem Busche still zu stehen.
5 Zu meinen Füßen lag ein ausgedehntes Land,
Durch seine eigne Größ' umgrenzet,
Worauf das Aug' kein Ende fand,
Als wo Jurassus es mit blauen Schatten kränzet.
Die Hügel deckten grüne Wälder,
10 Wodurch der falbe Schein der Felder
Mit angenehmem Glanze bricht;
Dort schlängelt sich durchs Land, in unterbrochnen Stellen,
Der reinen Aare wallend Licht;
Hier lieget Nüchtlands Haupt in Fried' und Zuversicht,
15 In seinen nie erstiegnen Wällen.
So weit das Auge reicht, herrscht Ruh und Ueberfluß,
Selbst unterm braunen Schaub bemooster Hütten
Wird Freiheit hier gelitten,
Und nach der Müh' Genuß.
20 Mit Schafen wimmelt dort die Erde,
Davon der bunte Schwarm in Eile frißt und blöckt;
Wann dort der Rinder schwere Herde,
Sich auf den weichen Rasen streckt,
Und den beblümten Klee im Kauen doppelt schmeckt.
25 Dort springt ein freies Pferd, mit sorgenlosem Sinn,
Durch neubewachsne Felder hin,
Woran es oft gepflüget;
Und jener Wald, wen läßt er unvergnüget?
Wo dort in rothem Glanz halb nackte Buchen glühn,
30 Und hier der Tannen fettes Grün
Das bleiche Moos beschattet:
Da mancher helle Stral auf seine Dunkelheit
Ein zitternd Licht durch rege Stellen streut,
Und, in verschiedner Dichtigkeit,
35 Sich grüne Nacht mit goldnem Tage gattet.
Wie angenehm ist doch der Büsche Stille,
Wie angenehm ihr Wiederhall,
Wenn sich ein Heer glückseliger Geschöpfe,
In Ruh' und ungesorgter Fülle
40 Vereint in einen Freudenschall;
Und jenes Baches Fall,
Der schlängelnd durch den grünen Rasen,
Die schwachen Wellen murmelnd treibt,
Und plötzlich aufgelöst in Schnee und Perlenblasen
45 Durch gähe Felsen rauschend stäubt.
Auf jenem Teiche schwimmt der Sonne funkelnd Bild,
Gleich einem diamantnen Schild,
Da dort das Urbild selbst, vor irdischem Gesichte,
In einem Stralenmeer sein flammend Haupt versteckt,
50 Und, unsichtbar vor vielem Lichte,
Mit seinem Glanz sich deckt.
Dort streckt das Wetterhorn den nie beflognen Gipfel
Durch einen dünnen Wolkenkranz;
Bestralt mit rosenfarbnem Glanz
55 Beschämt sein graues Haupt, das Schnee und Purpur schmücken,
Gemeiner Berge blauen Rücken.
Ja, Alles was ich seh', des Himmels tiefe Höhen,
In dessen lichtem Blau die Welt im Kreise schwimmt;
Die in der Luft erhabnen weißen Seen,
60 Worauf durchsichtig Gold und flüchtig Silber glimmt;
Ja, Alles was ich seh', sind Gaben vom Geschicke:
Die Welt ist selbst gemacht zu ihrer Bürger Glücke,
Ein allgemeines Wohl beseelet die Natur,
Und Alles trägt des höchsten Gutes Spur.
65 Ich sann in sanfter Ruh dem holden Vorwurf nach,
Bis daß die Dämmerung des Himmels Farben brach,
Die Ruh der Einsamkeit, die Mutter der Erfindung,
Hielt der Begriffe Reih' in schließender Verbindung,
Und nach und nach verknüpft, kam mein verwirrter Sinn,
70 Uneinig mit sich selbst, zu diesen Worten hin:
Und dieses ist die Welt, worüber Weise klagen,
Die man zum Kerker macht, worin sich Thoren plagen!
Wo mancher Mandewil des Guten Merkmal mißt,
Die Thaten Bosheit wirkt, und Fühlen Leiden ist!
75 Wie wird mir? Mich durchläuft ein Ausguß kalter Schrecken,
Der Schauplatz unsrer Noth beginnt sich aufzudecken,
Ich seh' die innre Welt, sie ist der Hölle gleich:
Wo Qual und Laster herrscht, ist da wohl Gottes Reich?
Hier reist ein schwach Geschlecht, mit immer vollem Herzen
80 Von eingebildter Ruh', und allzu wahrem Schmerzen,
Wo nagende Begierd' und falsche Hoffnung wallt,
Zur ernsten Ewigkeit; im kurzen Aufenthalt
Des nimmer ruhigen und ungefühlten Lebens
Schnappt ihr betrogner Geist nach ächtem Gut vergebens.
85 So wie ein fetter Dunst, der aus dem Sumpfe steigt,

Aeltere Lesarten. I. Buch. 12. Hundert regen Stellen (Ausg. 2); zehn bewegten St. (Ausg. 3). — 24. Früher zwei Verse: Und den beblümten Klee mit knirschendem Geräusche — Sanft wiederkauend doppelt schmeckt. — 32. Da doch manch reger Strahl. — 42. 43. Früher Ein Vers: Der durch den grünen Grund die schwachen Wellen treibt. — 44. Perlentröpfe. — 67. Die stille Einsamkeit. — 74. Wo Thaten. — 83. vorgezählten Lebens.

Dem irren Wandersmann sich zum Verführen zeigt:
So lockt ein flüchtig Wohl, das Wahn und Sehnsucht färben,
Von Weh' zu größerm Weh', vom Kummer zum Verderben.
Nie mit sich selbst vergnügt, sucht Jeder außenher
90 Die Ruh', die Niemand ihm verschaffen kann als er;
Getrieben vom Gespenst stets hungriger Begierden,
Sucht er in Arbeit Ruh', und Leichterung in Bürden:
Umsonst hält die Vernunft das schwache Steuer an,
Der Lüste wilde See spielt mit dem leichten Kahn,
95 Bis Der auf seichtem Sand, und Jener an den Klippen,
Ein untreu Ufer deckt mit trocknenden Gerippen.
Wer ist's, der einen Tag von tausenden erlebt,
Den nicht in seine Brust die Reu' mit Feuer gräbt?
Wer ist der Selige in seltnem Stern geboren,
100 Bei dem Verdruß sein Recht auf einen Tag verloren?
Was hilfts, daß Gott die Welt aufs angenehmste schmückt,
Wenn ein verdeckter Feind uns den Genuß entrückt?
Aus unsrem Herzen fließt des Unmuths bittre Quelle,
Ein unzufriedner Sinn führt bei sich seine Hölle.
105 Noch selig, wann zuletzt der Tage kurze Zahl
Zugleich das Maß auch wär' des Lebens und der Qual!
Ach, Gott und die Vernunft gibt Gründe größrer Schrecken,
Vor jenem Leben kann kein Grabstein uns bedecken.
Nachdem der matte Geist die Jahre seiner Acht,
110 Verbannt in einen Leib, mit Elend zugebracht,
Schlägt über ihm die Noth mit voller Wuth zusammen,
Verzweiflung brennt in ihm mit nie geschwächten Flammen,
Und die Unsterblichkeit, das Vorrecht seiner Art,
Wird ihm zum Henkertrank, der ihn zur Marter spart:
115 Im Haß mit seinem Gott, mit sich selbst ohne Frieden,
Von Allem, was er liebt, auf immer abgeschieden,
Gepreßt von jetz'ger Qual, geschreckt von ferner Noth,
Verflucht er ewig sich, und hoffet keinen Tod.
Elende Sterbliche, zur Pein erschaffne Wesen,
120 O daß Gott aus dem Nichts zum Sein euch auserlesen!
O daß der wüste Stoff einsamer Ewigkeit
Noch läg' im öden Schlund der alten Dunkelheit!
Erbarmensvoller Gott! in einer dunkeln Stille
Regiert der Welten Kreis Dein unerforschter Wille;
125 Dein Rathschluß ist zu hoch, sein Siegel ist zu fest,
Er liegt verwahrt in Dir; wer hat ihn aufgelöst?
Dieß weiß ich nur von Dir, Dein Wesen selbst ist Güte;
Von Gnad' und Langmuth wallt Dein liebendes Gemüthe,
Du Sonne wirfest ja, mit gleichem Vatersinn,
130 Den holden Lebensstral auf alle Wesen hin.
O Vater! Rach' und Haß sind fern von Deinem Herzen,
Du hast nicht Lust an Qual, noch Freud' an unsern Schmerzen,
Du schufest nicht aus Zorn, die Güte war der Grund,
Weswegen eine Welt vor Nichts den Vorzug fund.
135 Du warest nicht allein, dem Du Vergnügen gönntest,
Du hießest Wesen sein, die Du beglücken könntest,
Und Deine Seligkeit, die aus Dir selber fließt,
Schien Dir noch seliger, sobald sie sich ergießt.
Wie daß, o Heiliger! Du dann die Welt erwählet,
140 Die ewig sündiget und ewig wird gequälet?
War kein vollkommner Riß im göttlichen Begriff,
Dem der Geschöpfe Glück nicht auch entgegen lief?
Doch wo gerath' ich hin? wo werd' ich hingerissen?
Gott fordert ja von uns zu thun, und nicht zu wissen,
145 Sein Will' ist uns bekannt, Er heißt die Laster fliehn,
Und nicht warum sie sind, vergebens sich bemühn.
Indessen, wann ein Geist, der Gottes Wesen schändet,
Die Einfalt, die ihm traut, mit falschem Licht verblendet,
Und aus der Oberhand des Lasters und der Pein
150 Lehrt schließen, wie die Welt, so muß der Schöpfer sein.
Soll Manes im Triumph Gott und die Wahrheit führen?
Soll Gott verläumdet sein, und uns kein Eifer rühren?
Ist stummer Glaube gnug, wann Irrthum kämpft mit Witz,
Und ihm zu widerstehn erwarten wir den Blitz?
155 Nein, also hat sich noch die Wahrheit nie verdunkelt,
Daß nicht ihr reiner Stral durch Dampf und Nebel funkelt:
So schwach ihr Glanz auch ist, kein Irrwisch bleibt vor ihr,
Ihr Stammeln hat mehr Kraft, als aller Lügen Zier.
O daß die Wahrheit selbst von ihrem Licht mir schenkte!
160 Daß dieses Himmelskind den Kiel mir selber lenkte!
Daß ihr sieghafter Schall, der durch die Herzen dringt,
Beseelte, was mein Mund ihr jetzt zu Ehren singt.

---

98. seiner Brust. — 103. Herzen quillt. — 107. Ach Gottheit und Vernunft. — 123. Erbarmensvoller Gott! ich bin ein schlecht Geschöpfe. — 124. Du bist der Weisheit Meer; wir sind davon nur Tröpfe. — 136. Haß und Rach. — Nach 146 folgten in der 1. Ausgabe noch folgende vier Verse: So frech war Berkley nicht, der Vesuvs Schwefelrachen, Wo in der braunen Luft gespie'ne Felsen krachen, Durch heißen Dampf bestieg, und in dem rothen Schlund Des siedenden Metalls beflammte Quellen fund. — 152. Soll Gott in Nachred sein. — 156. nicht verdunkelt.

Zweites Buch.

Im Anfang jener Zeit, die Gott allein beginnet,
Die ewig ohne Quell' und unversiegen rinnet,
Gefiel Gott eine Welt, wo nach der Weisheit Rath,
Die Allmacht und die Huld auf ihren Schauplatz trat.
5 Verschiedner Welten Riß lag vor Gott ausgebreitet,
Und alle Möglichkeit war ihm zur Wahl bereitet:
Allein die Weisheit ging auf die Vollkommenheit,
Der Welten trefflichste erhielt die Wirklichkeit.
Befruchtet mit der Kraft des wesenreichen Wortes
10 Gebiert das alte Nichts; den Raum des öden Ortes
Erfüllt verschiedner Zeug, den regende Gewalt
Erlieset, trennet, mischt und sammelt in Gestalt.
Das Dichte nahm sich an, das Licht und Feuer ronnen,
Es nahmen ihren Platz die neugebornen Sonnen,
15 Die Welten wälzten sich und zeichneten ihr Gleis,
Stets flüchtig, stets gesenkt in dem befohlnen Kreis.
Gott sah, und fand es gut, allein das stumme Dichte
Hat kein Gefühl von Gott, noch Theil an seinem Lichte:
Ein Wesen fehlte noch, dem Gott sich zeigen kann,
20 Gott blies, und ein Gedank' nahm Kraft und Wesen an.
So ward die Geisterwelt. Verschiedne Macht und Ehre
Vertheilt nach Stufenart die unzählbaren Heere,
Die, ungleich satt vom Glanz des mitgetheilten Lichts,
In langer Ordnung stehn von Gott zum öden Nichts.
25 Nach der verschied'nen Reih' von fühlenden Gemüthern,
Vertheilte Gott den Trieb nach angemeßnen Gütern;
Der Art Vollkommenheit ward als zum Ziel gesteckt,
Wo aller Geister Wunsch aus eignem Zuge zweckt:
Doch hielt den Willen nur das zarte Band der Liebe,
30 So daß zur Abart selbst das Thor geöffnet bliebe,
Und nie der Sinn so sehr zum Guten sich bewegt,
Daß nicht sein erster Wink die Wagschal' überschlägt.
Denn Gott liebt keinen Zwang; die Welt mit ihren Mängeln
Ist besser als ein Reich von willenlosen Engeln;
35 Gott hält für ungethan, was man gezwungen thut,
Der Tugend Uebung selbst wird durch die Wahl erst gut.
Gott sah von Anfang wohl, wohin die Freiheit führet,
Daß ein Geschöpf sich leicht bei eignem Licht verlieret,
Und ein gemeßner Geist nicht stets die Kette findt,
40 Die den besondern Satz an den gemeinen bindt.
Der Güter ächter Preis ist allzu schwer zu setzen,
Von zweien Streitigen, wer kann den Vorzug schätzen?
Wer ists, der allemal der Neigung Stufe mißt,
Wo nur das Mittel gut, sonst Alles Laster ist?
45 Kein endlich Wesen kennt das Mitsein aller Sachen,
Und die Allwissenheit kann erst unfehlbar machen.
Gott sah dieß Alles wohl, und doch schuf er die Welt,
Kann Etwas weiser sein, als das, was Gott gefällt?
Gott, der im Reich der Welt sich selber zeigen wollte,
50 Sah, daß wenn Alles nur aus Vorschrift handeln sollte,
Die Welt ein Uhrwerk wird, von fremdem Trieb beseelt,
Und keine Tugend bleibt, wo Macht zum Laster fehlt.
Gott wollte, daß wir Ihn aus Kenntniß sollten lieben,
Und nicht aus blinder Kraft von ungewählten Trieben,
55 Er gönnte dem Geschöpf den unschätzbaren Ruhm,
Aus Wahl ihm hold zu sein, und nicht aus Eigenthum.
Der Thaten Unterschied wird durch den Zwang gehoben,
Wir loben Gott nicht mehr, wenn er uns zwingt zu loben;
Gerechtigkeit und Huld, der Gottheit Arme ruhn,
60 Sobald Gott Alles wirkt, und wir Nichts selber thun.
Drum überließ auch Gott die Geister ihrem Willen,
Und dem Zusammenhang, woraus die Thaten quillen,
Doch so, daß seine Hand der Welten Steur behielt,
Und der Natur ihr Rad muß stehn, wenn er befiehlt.
65 So kamen in die Welt die neuerschaffnen Geister,
Vollkommenes Geschöpf von dem vollkommnen Meister;
In ihnen war noch Nichts, das nicht zum Guten trieb,
Kein Zug, der ihren Stamm nicht an die Stirne schrieb;
Ein jedes Einzle war in seiner Art vollkommen.
70 Dem war wol mehr verliehn, doch Jenem nichts benommen.
Der Einen Wesen war vom Irdischen befreit,
Sie blieben näher Gott an Art und Herrlichkeit.
Euch kennt kein Sterblicher, Ihr himmlischen Naturen!
Von Eurer Trefflichkeit sind in uns wenig Spuren:
75 Nur Dieses wissen wir, daß, über uns erhöht,
Ihr auf dem ersten Platz der Reih' der Wesen steht.
Vielleicht empfangen wir, bei trüber Dämmrung Klarheit,
Nur durch fünf Oeffnungen den schwachen Stral der Wahrheit;
Da Ihr bei vollem Tag das heitere Gemüth
80 Durch tausend Pforten füllt, und Alles an Euch sieht.
Daß, wie das Licht für uns Nichts wär' ohn' unsre Augen,

II. Buch. 3. Die nach. — 4. Ein Schauplatz sollte sein der Allmacht und der Gnad. — 22. Entscheiden stufenweis. — 43. Welch Engel ist's, der stets. — 59. Gerechtigkeit und Gnad, der Arm der Gottheit ruht. — 60. Wann das Geschöpfe Nichts, die Gottheit Alles thut. — 68. Kein Zug, der an die Stirn nicht ihren Ursprung schrieb. — 80. und an Euch Alles sieht. — 81. für uns ein Nichts wär' ohne Augen. —

Ihr tausend Wesen kennt, die wir zu sehn nicht taugen,
Und wie sich unser Aug' am Kleid der Dinge stößt,
Vor Euerm scharfen Blick sich die Natur entblößt.
85 Vielleicht findt auch bei uns der Eindruck der Begriffe
Im allzuseichten Sinn nicht gnug Gehalt und Tiefe;
Da bei Euch Alles haft, und sicher vor der Zeit,
Sich die lebhafte Spur, so oft Ihr wünscht, verneut.
Vielleicht, wie unser Geist, gesperrt in enge Schranken,
90 Nicht Platz genug enthält zugleich vor zwei Gedanken,
In Euch der offne Sinn des Vielen fähig ist,
Und den zu breiten Raum kein einzler Eindruck mißt.
Doch, unser Wissen ist hierüber nur Vermuthen,
Genug, der Engelsinn war ausgerüst zum Guten,
95 Ihr Trieb zur Tugend war so stark als ihr Verstand,
Sie sehnten sich nach Gott, als ihrem Vaterland,
Und ewiglich bemüht mit Loben und Verehren,
War all ihr Wunsch ihr Licht zu Gottes Ruhm zu mehren.
Fern unter ihnen hat das sterbliche Geschlecht
100 Im Himmel und im Nichts sein doppelt Bürgerrecht.
Aus ungleich festem Stoff hat Gott es auserlesen,
Halb zu der Ewigkeit, halb aber zum Verwesen:
Zweideutig Mittelding von Engeln und von Vieh,
Es überlebt sich selbst, es stirbt und stirbet nie.
105 Auch wir sind gut gewest, der Welt beglückte Jugend
Sah Nichts, so weit sie war, als Seligkeit und Tugend;
Auch in uns prägte Gott sein majestätisch Bild,
Er schuf uns Etwas mehr, als Herren vom Gewild.
Er legte tief in uns zwei unterschiedne Triebe,
110 Die Liebe für sich selbst, und seines Nächsten Liebe.
Die eine niedriger, doch damals ohne Schuld,
Ist der fruchtbare Quell von Arbeit und Geduld:
Sie schwingt den Geist empor, sie lehrt die Ehre kennen,
Sie zündt das Feuer an, womit die Helden brennen,
115 Und führt im steilen Pfad, wo Tugend Dornen streut,
Den weltvergeßnen Sinn nach der Vollkommenheit.
Sie wacht für unser Heil, sie lindert unsern Kummer,
Versöhnt uns mit uns selbst, und stört des Trägen Schlummer.
Sie zeiget uns, wie Heut für Morgen sorgen muß,
120 Und speiset ferne Noth mit altem Ueberfluß.
Sie dämpft des Kühnen Wuth, sie waffnet die Verzagten;
Sie macht das Leben werth im Auge der Geplagten;
Sie sucht im rauhen Feld des Hungers Gegengift;
Sie kleidet Nackende vom Raub der fetten Trift;
125 Sie bahnete das Meer zur Beihülf unsers Reisens,
Sie fand den ersten Brand im Zweikampf Stein und Eisens;
Sie grub ein Erz hervor, das alle Thiere zwung;
Sie kocht' aus einem Kraut der Schmerzen Leichterung;
Sie spähte der Natur verborgne Eigenschaften;
130 Sie waffnete den Sinn mit Kunst und Wissenschaften.
O daß sie doch so oft vor zartem Eifer blind
In eingebildtem Glück ein wirklich Elend findt!
Viel edler ist der Trieb, der uns für Andre rühret,
Vom Himmel kömmt sein Brand, der keinen Rauch gebiert,
135 Von seinem Ebenbild, das Gott den Menschen gab,
Drückt deutlicher kein Zug sein hohes Urbild ab:
Sie, diese Liebe, war der Menschen erste Kette,
Sie macht uns bürgerlich und sammelt uns in Städte;
Sie öffnet unser Herz beim Anblick fremder Noth,
140 Sie theilt mit Dürftigen ein gern gemisset Brod,
Und wirkt in uns die Lust, vom Titus oft verlanget,
Wenn ein verwandt Geschöpf von uns sein Glück empfanget.
Die Freundschaft stammt von ihr, der Herzen süße Kost,
Die Gott, in so viel Noth, uns gab zum letzten Trost:
145 Sie zünd't die Fackeln an, bei deren holden Scheinen
Zu beider Seligkeit zwei Herzen sich vereinen;
Das innige Gefühl, der Herzen erste Schuld,
Ist ein besondrer Zug der allgemeinen Huld.
Sie ist, was tief in uns für unsre Kinder lodert,
150 Sie macht die Müh' zur Lust, die ihre Schwachheit fodert,
Sie ist des Blutes Ruf, der für die Kleinen fleht,
Und unser Innerstes, so bald er spricht, umdreht.
Ja auch dem Himmel zu gehn ihre reinen Flammen,
Sie leiten uns zu Gott, aus dessen Huld sie stammen,
155 Ihr Trieb zieht ewiglich dem Liebenswürdgen zu,
Und findt erst im Besitz des höchsten Gutes Ruh'.
Noch weiter wollte Gott für unsre Schwachheit sorgen;
Ein wachsames Gefühl liegt in uns selbst verborgen,
Das nie dem Uebel schweigt, und immer leicht verfehrt,
160 Zur Rache seiner Noth den ganzen Leib empört.
Im zärtlichen Gebäu von wunderkleinen Schläuchen,
Die jedem Theil von uns die Kraft und Nahrung reichen,
Bräch' alles Uebermaß den schwachen Faden ab,
Und die Gesundheit selbst führt unvermerkt zum Grab.
165 Allein im weichen Mark der zarten Lebenssehnen
Wohnt ein geheimer Reiz, der zwar ein Brunn der Thränen,
Doch auch des Lebens ist, der wider einen Feind,
Der sonst wohl unerkannt uns auszuhöhlen meint,
Uns zwingt zum Widerstand; er schließt die regen Nerve

85. Vielleicht, daß wie bei uns der Eindruck der Begriffen. — 86. Im allzuleichten Sinn sich weigert zu vertiefen. — 87. Bei Euch ihr Bildniß haft. — 141. Lust, die Titus so verlanget. — 149. was innert uns. — 160. Die sämmtliche Natur zu seiner Rach bewehrt. — 163. Bräch jedes Uebetwicht. — 169. Nerven.

170 Vor Frost und Salze zu, verflößet alle Schärfe
Durch Zufluß süßen Safts, und kühlt gesalznes Blut
Durch Zwang vom heißen Durst, mit Strömen dünner Flut.
In allen Arten Noth, die unsre Glieder fäulet,
Ist Schmerz der bittre Trank, womit Natur uns heilet.
175 Weit nöthiger liegt noch im Innersten von uns
Der Werke Richterin, der Probstein unsers Thuns:
Vom Himmel stammt ihr Recht; Er hat in dem Gewissen,
Die Pflichten der Natur den Menschen vorgerissen:
Er grub mit Flammenschrift in uns des Lasters Scheu,
180 Und ihren Nachgeschmack, die bittre Kost der Reu.
Ein Geist, wo Sünde herrscht, ist ewig ohne Frieden,
Sie macht uns selbst zur Höll' und wird doch nicht gemieden.
Versehn zu Sturm und See, in Allem wohl bestellt,
Betraten wir nunmehr das weite Meer der Welt.
185 Die Werkzeug' unsers Glücks sind Allen gleich gemessen,
Jedweder hat sein Pfund, und Niemand ist vergessen.
Zwar in der Seele selbst herrscht Maß und Unterscheid,
Das Glück der Sterblichen will die Verschiedenheit;
Die Ordnung der Natur zeugt minder Gold, als Eisen,
190 Der Staaten schlechtester wär' der von eitel Weisen:
Jetzt findet jede Pflicht ihr eigen Maß Verstand,
Der eingetheilte Witz wird ganz zum Nutz verwandt.
Dort wirkt ein hoher Geist, betrogen vom Geschicke,
Nur um sich selbst besorgt, an seines Landes Glücke,
195 Wenn hier ein niedrer Sinn, mit Schweiß und Brod vergnügt,
Des Großen Unterhalt im heißen Feld erpflügt.
Hier sucht ein weiser Mann, bei Nacht und stillem Oele,
Des Körpers innre Kraft, das Wesen seiner Seele,
Wenn dort mit schwächrem Licht, gleich nützlich in der That,
200 Ein Weib sein Haus beherrscht, und Kinder zieht dem Staat.
Doch nur im Zierat herrscht der Unterschied der Gaben,
Was Jedem nöthig ist, muß auch ein Jeder haben:
Kein Mensch verwildert so, dem eingebornes Licht,
Nicht, wenn er sich vergeht, sein erstes Urtheil spricht.
205 Die Kraft vom Blut und Recht erkennen die Huronen,
Die dort an Mitchigans beschneiten Ufern wohnen,
Und unterm braunen Süd fühlt auch der Hottentott
Die allgemeine Pflicht und der Natur Gebot.

Drittes Buch.

O Wahrheit! sage selbst, Du Zeugin der Geschichte,
Wer machte Gottes Zweck und unser Glück zu nichte?
Welch Feind hat wider Gott die Geister aufgebracht,
Und uns dem Laster hold, uns selber feind gemacht?
5 Verschieden war der Fall verschiedner Geister Orden:
Der Einen Trefflichkeit ist ihr Verderben worden,
Die Kenntniß ihres Lichts gebar ihr Finsterniß,
Sie hielten ihre Kraft für von sich selbst gewiß.
Und voll von ihrem Glanz, verdrießlich aller Schranken,
10 Mißkennten sie den Gott, dem sie ihn sollten danken.
Ihr allzustarker Trieb nach der Vollkommenheit
Ward endlich zum Gefühl der eignen Würdigkeit:
Ihr Stolz fing an in Haß die Furcht vor Gott zu kehren,
Als ohne den sie selbst der Wesen erste wären.
15 So wich ihr Schwarm von Gott, dem Ursprung seines Lichts,
Ihr Glanz, entlehnt von Gott, fiel bald ins eigne Nichts.
Nichts blieb an ihnen gut. Gott hatten sie verlassen,
Der Liebe wahren Zweck verschworen sie zu hassen,
Des höchsten Guts Genuß war ewiglich verscherzt,
20 Der Sinn wurd' mißvergnügt, des Urtheils Licht geschwärzt.
In ihrem Wesen selbst, worin sie sich verstiegen,
Fand sich kein innrer Quell von stätigem Vergnügen,
Ihr Aufruhr rächte Gott, ihr Hochmut ward zur Schmach,
Das Böse war gewählt, das Uebel folgte nach;
25 Bis daß Reu' ohne Buß, Verzweiflung an dem Heile
Und Mißgunst ohne Macht den Frevlern ward zum Theile,
Da dort die treue Schar, die niemals Gott verließ,
In seiner Gegenwart der Geister Paradies
Und Tag fand ohne Nacht, da ewig hoch und steigend
30 Ihr Stand der Gottheit naht, und keinen Ekel zeugend,
In der Begier genießt, und im Genuß begehrt,
Und ihren Geist mit Licht, das Herz mit Wollust nährt.
Das Uebel, dessen Macht den Himmel konnte mindern,
Fand wenig Widerstand bei Adams schwachen Kindern.
35 Ein steter Bilderkreis schwebt spielend vor dem Sinn,
Der wählt zur Gegenwart, behält und sendet hin:
Bald hatte Lust und Zier das Ernstliche verdrungen,
Der Müh' und Tugend Bild schien trocken und gezwungen,
Die Seele hängte sich an Ruh' und Lustbarkeit,
40 Der Tugend Kraft nahm ab durch die Abwesenheit;
Auch lockt' der Leib zur Lust mit zärtlicher Verbindung,
Bedacht wich dem Genuß, und Kenntniß der Empfindung;
Zudem, was endlich ist, kann nicht unfehlbar sein,
Das Uebel schlich sich auch in uns durch Irrthum ein.
45 Der schwache Geist verlor der Neigungen Verwaltung,
Wir wendeten in Gift die Mittel der Erhaltung,
Die Triebe der Natur mißkennten Ziel und Maß,

---

170. er überschwemmt die Schärfen. — 192. wird alles angewandt. — 194. In seinem eignen Glück des Vaterlandes Glücke. — 203. Kein Mensch gleicht so dem Wild (Ausg. 2). Kein Mensch verwildert sich (Ausg. 3). — III. Buch. 1. Geschichten. — 2. Wer konnte Gottes Zweck und unser Glück zernichten? — 23. Ihr Aufruhr gegen Gott, wurd' selber Gottes Rath. — 39. Die Seele haftete. — 43. kann ohne Fall nicht sein.

Bis das, was himmlisch war, sein hoh' Geschick vergaß.
Der Schönheit Liebe trieb zu unerlaubten Lüsten,
50 Die Sorg' um Unterhalt zu Haß und bittren Zwisten;
Der Ehre rege Sucht schwoll in den Herzen auf;
Gewissen und Vernunft hemmt' zwar des Uebels Lauf,
Doch ihr verhaßter Mund, voll unberedter Lehren,
Behielt allein das Recht, zu tadeln, nicht zu wehren.
55 Wir alle wurden schlimm, der allgemeine Gift
Ist beide Welten durch den Menschen nachgeschifft.
Gold, Ehr' und Wollust herrscht, so weit der Mensch gebietet,
Und Alles, was ein Herz, von diesen schwanger, brütet:
Betrug mit falschem Blick, die Lust an Andrer Leid,
60 Verachtung fremden Werths, Verläumdung, Brut vom Neid,
Verführung schwacher Zucht, der Gottesdienst des Bauches,
Fruchtloser Müßiggang, der Hunger eitlen Rauches,
Und so viel Unthier mehr, von deren Zahn durchwühlt,
Kein Herz mehr übrig bleibt, das ächte Frucht erzielt.
65 Verschiedene Gestalt bedeckt die Ungeheuer,
Erlernte Ehrbarkeit leiht Manchen ihren Schleier,
Wenn Andrer, die die Scheu mit keiner Larve deckt,
Erborne Häßlichkeit die Augen trotzt und schreckt.
Geringer Unterschied! der auf der Haut nur lieget,
70 Nicht in das Innre dringt, und Niemand mehr betrieget:
Noch Zeit, noch Land, noch Schwang vermag auf die Natur,
Die Quelle fließet stets, der Auslauf ändert nur.
Vergebens rühmt ein Volk die Unschuld seiner Sitten,
Es ist nur jünger schlimm, und minder weit geschritten:
75 Der Lappen ewig Eis, wo, allzu tief geneigt,
Die Sonne keinen Reiz zur Ueppigkeit erzeugt,
Schließt nicht die Laster aus, sie sind, wie wir, hinläßig,
Geil, eitel, geizig, träg, mißgünstig und gehässig,
Und was liegt denn daran, bei einem bittern Zwist,
80 Ob Fischfett oder Gold des Zwiespalts Ursach' ist?
Der Mensch, der Gott verläßt, erniedrigt sein Geschicke,
Wer von der Tugend weicht, der weicht von seinem Glücke:
Die Pflichten sind der Weg, den Gott zur Wohlfahrt gibt,
Ein Herz, wo Laster herrscht, hat nie sich selbst geliebt.
85 Von Außen fließt kein Trost, wenn uns das Innre quälet,
Uns ekelt der Genuß, sobald die Nothdurft fehlet:
Die Schätze dieser Welt sind nur des Leibes Heil,
Der wahre Mensch, der Geist, nimmt daran keinen Theil.
So bleibt der müde Geist bei falschen Gütern öde,
90 Der Ekel im Genuß entdeckt das innre Blöde,
Nie froh vom jetzigen, stets wechselnd, keinem treu,
Erfahren wir genug, wie nichtig Alles sei.
Vergebens übertrifft das Schicksal unsre Bitten,
Die Welt hat Philipps Sohn, und nicht die Ruh' erstritten:
Ein Thor rennt nach dem Glück, kein Ziel schließt seine Bahn, 95
Wo er zu enden meint, fängt er von Neuem an.
Doch auch das Schattenglück erfreut den Menschen selten,
Weil Gold und Ehre Nichts, als durch den Vorzug gelten:
Die Güter der Natur sind endlich und gezählt,
Die Einen werden groß von dem, was Andern fehlt: 100
Ein Sieger wird berühmt durch tausend Andrer Leichen,
Und ganzer Dörfer Noth macht einen ein'gen Reichen:
Der Schönen holdes Ja, die Einem sich ergiebt,
Verurtheilt die zur Qual, die da, wo er geliebt.
Wir streiten in der Welt um diese falschen Güter, 105
Der Eifer, nicht der Werth, erhitzet die Gemüther;
Wie Kinder (wer ist nicht in einem Stück ein Kind?)
Oft um ein streitig Nichts sich in den Haaren sind,
Bald dieß, bald jenes siegt, und trotzet mit dem Ballen,
Bei keinem bleibt die Lust, und der Verdruß bei allen. 110
Wir schwitzen, kümmern, flehn, verschwenden Zeit und Blut,
Was wir von Gott erpreßt, ist endlich Keinem gut.
So findt man wahre Noth, wo man Vergnügen suchet,
Der Zepter wird so oft, als wie der Pflug, verfluchet.
Die Furcht, der Seele Frost, der Flammenstrom, der Zorn, 115
Die Rachsucht ohne Macht, des Kummers tiefer Dorn,
Die wache Eifersucht, bemüht nach eignem Leide,
Erhitzte Ungeduld, der theure Preis der Freude,
Der Liebe Folterbett, der öden Stunden Last,
Die herrschen nicht so stark beim Schaub, als im Palast. 120
Noch stärker peitscht den Geist das zornige Gewissen,
Noch Macht, noch Haß von Gott befreit von seinen Bissen;
Sein fürchterlicher Ruf dringt in der Fürsten Saal,
In Gold und Purpur bebt Octaviens Gemal,
Und siehet, wo er geht, so sehr er sucht zu schlafen, 125
Vor ihm den offnen Schlund von unfehlbaren Strafen.
Der Leib, das Meisterstück der körperlichen Pracht,
Folgt seinem Geiste bald, und fühlt des Uebels Macht.
Vollkommen hatt' er einst, geschickt zu Gottes Bilde,
Die Unschuld noch zum Arzt, und Einigkeit zum Schilde, 130
Dem Tode minder nah, und vielleicht frei davon,
Nahm er Theil an der Lust, und nimmt jetzt Theil am Lohn:
Die Zeit muß seit dem Fall ihr Sandglas gäher stürzen,
Die Mordsucht grub ein Erz, die kurze Zeit zu kürzen,
Tod, Schmerz und Krankheit wird ergraben und erschifft, 135

63. durchwühlt von deren Zahn (Ausg. 2). — 64. Bleibt kaum ein Herze noch, das Früchte tragen kann (Ausg. 2). Ein einzeln Herz kaum bleibt, das ächte Frucht erzielt (Ausg. 3). — 71. noch Brauch vermag. — 125. so sehr er will entschlafen. — 128. seinem Gaste.

Und unsre Speise macht der Ueberfluß zum Gift.
Der Sorgen Wurm verzehrt den Balsam unsrer Säfte,
Der Wollust gäher Brand verschwendt des Leibes Kräfte,
Gefaulet, abgenutzt, und nur zum Leiden stark
140 Eilt er zur alten Ruh', und sinket nach dem Sark.
Der Geist von Allem fern, womit er sich bethöret,
Sieht sich in einer Welt, wovon ihm Nichts gehöret,
Nur geht mit ihm ins Reich der öden Dunkelheit,
Ein unerträglich Bild der eignen Häßlichkeit.
145 Gold, Ehre, Wollust, Tand, wornach er sich gesehnet,
Verblendung, Selbstbetrug, worauf er sich gelehnet,
Witz, Ansehn, Wissenschaft, der Eigenliebe Spiel,
Von Allem bleibt ihm Nichts, als des Verlusts Gefühl.
Der Sachen Unterschied ist bei ihm umgedrehet,
150 Er haßt, was er geliebt, und ehrt, was er verschmähet,
Und brächte, könnt' es sein, jedweden Augenblick
Worin er sich versäumt, mit Jahren Pein zurück.
Die Wahrheit, deren Kraft der Welt Gewühl verhindert,
Findt Nichts, das ihr Gefühl in dieser Wüste mindert,
155 Ihr fressend Feur durchgräbt das Innre der Natur,
Und sucht im tiefsten Mark des Uebels mindste Spur;
Das Gute, das versäumt, das Böse, so begangen,
Die Mittel, die verscherzt, sind eitel Folterzangen,
Von steter Nachreu' heiß. Er leidet ohne Frist,
160 Weil er gepeiniget, und auch der Henker ist.
O selig jene Schar, die von der Welt verachtet,
Der Dinge wahren Werth, und nicht den Wahn betrachtet,
Und treu dem innren Ruf, der sie zum Heile schreckt,
Sich ihre Pflicht zum Ziel von allen Thaten steckt.
165 Gesetzt, daß Welt und Hohn und Armuth sie mißhandeln,
Wie angenehm wird einst ihr Schicksal sich verwandeln,
Wenn dort, beim reinen Licht, ihr Geist sich selbst gefällt,
Das überwundne Leid zu seiner Wollust hält,
Und innig hold mit Gott, dem Urbild ihrer Gaben,
170 Sie Gott, das höchste Gut, in steter Nähe haben?
Indessen ist die Welt, die Gott zu seinem Ruhm
Und unserm Glücke schuf, des Uebels Eigenthum,
In allen Arten ist das Loos des Guten kleiner,
Wo Tausend gehn zur Qual, entrinnt zur Wohlfahrt Einer,
175 Und für ein zeitlich Glück, das Keiner rein genießt,
Folgt ein unendlich Weh, das keine Ruh' beschließt.
O Gott voll Gnad' und Recht, darf ein Geschöpfe fragen,
Wie kann mit Deiner Huld sich unsre Qual vertragen?
Vergnügt, o Vater, Dich der Kinder Ungemach?
War Deine Lieb' erschöpft? war Deine Allmacht schwach? 180
Und konnte keine Welt des Uebels ganz entbehren,
Wie ließest Du nicht eh' das alte Unding währen?
Verborgen sind, o Gott! die Wege Deiner Huld,
Was in uns Blindheit ist, ist in Dir keine Schuld.
Vielleicht, daß dermaleinst die Wahrheit, die ihn peinigt, 185
Den umgegoßnen Geist durch lange Qualen reinigt,
Und nun dem Laster feind, durch dessen Frucht gelehrt,
Der Wille, umgewandt, sich ganz zum Guten kehrt:
Daß Gott die späte Reu' sich endlich läßt gefallen,
Uns alle zu sich zieht, und Alles wird in Allen. 190
Denn Seine Güte nimmt, auch wenn Sein Mund uns droht,
Noch Maß, noch Schranken an, und hasset unsern Tod;
Vielleicht ersetzt das Glück vollkommener Erwählten
Den minder tiefen Grad der Schmerzen der Gequälten.
Vielleicht ist unsre Welt, die wie ein Körnlein Sand 195
Im Meer der Himmel schwimmt, des Uebels Vaterland;
Die Sterne sind vielleicht ein Sitz verklärter Geister,
Wie hier das Laster herrscht, ist dort die Tugend Meister,
Und dieser Punkt der Welt von mindrer Trefflichkeit
Dient in dem großen All zu der Vollkommenheit: 200
Und wir, die wir die Welt im kleinsten Theile kennen,
Urtheilen auf ein Stück, das wir vom Abhang trennen.
Denn Gott hat uns geliebt. Wem ist der Leib bewußt?
Sagt an, was fehlt daran zur Nutzbarkeit und Lust?
Seht den Zusammenhang, die Eintracht in den Kräften, 205
Wie jedes Glied sich schickt zu menschlichen Geschäften,
Wie jeder Theil für sich und auch für andre sorgt,
Das Herz vom Hirn den Geist, dieß Blut von jenem borgt:
Wie im bequemsten Raum sich Alles schicken müssen,
Wie aus dem ersten Zweck noch andre Nutzen fließen, 210
Der Kreislauf uns belebt, und auch vor Fäulung schützt,
Der ausgebrauchte Theil von uns sich selbst verschwitzt,
Und unser ganzer Bau ein stetes Muster scheinet
Von höchster Wissenschaft, mit höchster Huld vereinet.
Soll Gott, der diesen Leib, der Maden Speis' und Wirth, 215
So väterlich versorgt, so prächtig ausgeziert,
Soll Gott den Menschen selbst, die Seele nicht mehr schätzen?
Dem Leib sein Wohl zum Ziel, dem Geist sein Elend setzen?
Nein, Deine Huld, o Gott, ist allzu offenbar,
Die ganze Schöpfung legt Dein liebend Wesen dar. 220

143. Nur bleibt ihm in dem Reich. — 147. wodurch er sich gefiel. — 155. Feu'r durchwühlt. — 162. Der Sachen. — 177. voll Huld. — 178. Deiner Gnad'. — 179. 180. Hat seinen Kindern Gott kein besser Glück gegönnt? Hat er es nicht gewollt? Hat er es nicht gekönnt? — 191 — 194 stehen nicht in den zwei ersten Ausgaben. — 191. Deine Güte — Dein Mund (Ausgabe 3). — 199. diese Eck' der Welt.

Die Huld, die Raben nährt, wird Menschen nicht verstoßen,
Wer groß im Kleinen ist, wird größer sein im Großen.
Wer zweifelt denn daran? ein undankbarer Knecht:
Drum werde, was Du willst: Dein Wollen ist gerecht.
225 Noch Unrecht, noch Versehn kann vom Allweisen kommen,
Du bist an Macht, an Gnad', an Weisheit ja vollkommen.
Wenn unser Geist, gestärkt, dereinst Dein Licht verträgt,
Und sich des Schicksals Buch vor unsre Augen legt,
Wenn Du der Thaten Grund uns würdigest zu lehren,
Dann werden alle Dich, o Vater, recht verehren, 230
Und kundig Deines Raths, den blinde Spötter schmähn,
In der Gerechtigkeit nur Gnad' und Weisheit sehn.

Friedrich von Hagedorn.

I. An die Freude.

1. Freude, Göttin edler Herzen!
Höre mich!
Laß die Lieder, die hier schallen,
Dich vergrößern, Dir gefallen;
Was hier tönet, tönt durch Dich.

2. Muntre Schwester süßer Liebe!
Himmelskind!
Kraft der Seelen! Halbes Leben!
Ach! was kann das Glück uns geben,
Wenn man Dich nicht auch gewinnt?

3. Stumme Hüter todter Schätze
Sind nur reich.
Dem, der keinen Schatz bewachet,
Sinnreich scherzt und singt und lachet,
Ist kein karger König gleich.

4. Gib den Kennern, die Dich ehren,
Neuen Muth,
Neuen Scherz den regen Zungen,
Neue Fertigkeit den Jungen,
Und den Alten neues Blut.

5. Du erheiterst, holde Freude!
Die Vernunft.
Flieh auf ewig die Gesichter
Aller finstern Splitterrichter
Und die ganze Heuchlerzunft!

II. Lob der Zigeuner.

1. Uraltes Landvolk, Eure Hütten
Verschont der Städter Stolz und Neid;
Und fehlt es Euch an feinen Sitten,
So fehlts Euch nicht an Fröhlichkeit.
Ihr scherzt auf Gras und unter Zweigen,
Ohn' allen Zwang und ohne Zeugen.

2. Ihr übet Euch in steten Reisen;
Die Welt ist Euer Vaterland.
Man lobte Dieß an alten Weisen,
Und nur in Euch wirds nicht erkannt.
Warum? Ihr gleichet nicht den Reichen,
Die prächtig durch die Fremde streichen.

3. Zu große Furcht, zu großes Hoffen
Macht oft die Klügsten unruhvoll.
Euch steht das Buch des Schicksals offen:
Ihr weissagt, was geschehen soll.
Will man geheime Dinge wissen,
So wird man Euch befragen müssen.

4. Es wird der Muth Euch angeboren;
Wer kennt nicht Eure Streitbarkeit?
Von Euch wird keine Schlacht verloren,
Als wo Ihr übermannet seid.
Dann suchet Ihr zwar nicht zu fliehen,
Doch zierlich Euch zurück zu ziehen.

5. Man weiß, Ihr zählet wenig Freunde;
Allein Ihr kennt den Lauf der Welt.
Die Größten haben ihre Feinde,
Verdiensten wird stets nachgestellt.
Wie mancher Römer wird gepriesen,
Den die Gewalt, wie Euch, verwiesen!

6. Ihr rennet nicht nach hohen Ehren,
Ihr wünscht Euch nicht an Titeln reich.
Kein Zwiespalt in geweihten Lehren,
Kein Federkrieg verhetzet Euch.
Ihr seid, was kann den Vorzug rauben?
Von Einer Farb' und Einem Glauben.

III. An den verlornen Schlaf.

1. Wo bist du hin, Du Tröster in Beschwerde,
Mein goldner Schlaf?
An dem ich sonst die Größesten der Erde
Weit übertraf.
Du hast mich oft an Wassern und in Büschen
Sanft übereilt,
Und konntest mich mit beßrer Rast erfrischen,
Als mir anjetzt der weiche Pfühl ertheilt.

2. Allein bedeckt vom himmlischen Gewölbe
Schlief ich dann ein.
Die stolze Themse', die Saal' und Hamburgs Elbe
Kann Zeugin sein.
Dort hab' ich oft, in längstvergrünten Jahren,
Mich hingelegt,
Und hoffnungsreich, in Sorgen unerfahren,
Der freien Ruh' um ihren Strand gepflegt.

225. Noch Unbill, noch Verschuß.

3. Wie säuselten die Lüfte so gelinde
Zu jener Ruh'!
Wie spielten mir die Wellen und die Winde
Den Schlummer zu!
Mich störte nicht der Ehrsucht reger Kummer,
Der Vielen droht;
Ich war, vertieft im angenehmsten Schlummer,
Für alle Welt, nur nicht für Phyllis, todt.
4. Sie eilte dort, in jugendlichen Träumen,
Mir immer nach;
Bald in der Flur, bald unter hohen Bäumen,
Bald an den Bach.
Oft stolz im Putz, oft leicht im Schäferkleide,
Mit offner Brust,
Stets lächelnd hold im Ueberfluß der Freude:
Schön von Gestalt, noch schöner durch die Lust.
5. Mein alter Freund, mein Schlaf, erscheine wieder!
Wie wünsch' ich Dich!
Du Sohn der Nacht, o breite dein Gefieder
Auch über mich!
Verlaß dafür den Wuchrer, ihn zu strafen,
Den Trug ergetzt:
Hingegen lass' den wachen Kodrus schlafen,
Der immer reimt, und immer übersetzt.

IV. Die Landlust.

1. Geschäfte, Zwang und Grillen,
Entweiht nicht diese Trift;
Ich finde hier im Stillen
Des Unmuths Gegengift.
Ihr Schwätzer, die ich meide,
Vergeßt, mir nachzuziehn:
Verfehlt den Sitz der Freude,
Verfehlt der Felder Grün.
2. Es webet, wallt und spielet,
Das Laub um jeden Strauch,
Und jede Staude fühlet
Des lauen Zephyrs Hauch.
Was mir vor Augen schwebet,
Gefällt und hüpft und singt;
Und Alles, Alles lebet,
Und Alles scheint verjüngt.
3. Ihr Thäler und ihr Höhen,
Die Lust und Sommer schmückt!
Euch ungestört zu sehen
Ist, was mein Herz erquickt.
Die Reizung freier Felder
Beschämt der Gärten Pracht,
Und in die offnen Wälder
Wird ohne Zwang gelacht.
4. Die Saat ist aufgeschossen
Und reizt der Schnitter Hand;
Die blättervollen Sprossen
Beschatten Berg und Land.
Die Vögel, die wir hören,
Genießen ihre Zeit:
Nichts tönt in ihren Chören,
Als Scherz und Zärtlichkeit.
5. Wie thront auf Moos und Rasen
Der Hirt in stolzer Ruh'!
Er sieht die Heerde grasen
Und spielt ein Lied dazu.
Sein muntres Lied ergetzet
Und scheut die Kenner nicht;
Natur und Lust ersetzet
Was ihm an Kunst gebricht.
6. Aus Dorf und Büschen dringet
Der Jugend Kern hervor,
Und tanzt und stimmt und singet
Nach seinem Haberrohr.
Den Reihentanz vollenden
Die Hirten auf der Hut,
Mit treuvereinten Händen,
Mit Sprüngen voller Muth.
7. Wie manche frische Dirne
Schminkt sich aus jenem Bach!
Und gibt an Brust und Stirne
Doch nicht den Schönsten nach.
Gesundheit und Vergnügen
Belebt ihr Aug' und Herz,
Und reizt in ihren Zügen
Und lacht in ihrem Scherz.
8. In jährlich neuen Schätzen
Zeigt sich des Landmanns Glück,
Und Freiheit und Ergötzen
Erheitern seinen Blick.
Verläumdung, Stolz und Sorgen,
Was Städte sklavisch macht,
Das schwärzt nicht seinen Morgen,
Das drückt nicht seine Nacht.
9. Nichts darf den Weisen binden,
Der alle Sinnen übt,
Die Anmuth zu empfinden,
Die Land und Feld umgibt.
Ihm prangt die fette Weide
Und die bethaute Flur;
Ihm grünet Lust und Freude,
Ihm malet die Natur.

V. Lob unsrer Zeiten.

1. Ihr Tadler, schweigt! ich will der Welt
Den Vorzug unsrer Zeiten melden.
O wißt, wohin mein Blick nur fällt,
In jedem Stand entdeck' ich Helden.
Ich will der Menschen Lob besingen
Und schenke meiner Lieder Schall
Dem tonbegier'gen Wiederhall;
Der Plaudrer mag ihn weiter bringen.
2. Du tausendzüngiges Gerücht,
Ermüde nie im Ruhm der Zeiten:
Verschweige ja von ihnen nicht
Die hunderttausend Trefflichkeiten!
Der Priester lebt nach seiner Lehre;
Der Papst ist noch der Knechte Knecht,
Der Feldherr suchet Nichts, als Recht,
Der Handelsherr nur Treu und Ehre.
3. Nichts übertrifft die starke Zahl
Gewissenhafter Advokaten,
Die alle Jahre kaum einmal
Die Rechte der Partei verrathen.
Wer wollte nicht die Aerzte preisen?
Stets bleibt's der Kranken Eigenschaft,
Daß Alle der Rezepte Kraft,
Lebendig oder todt, beweisen.
4. Wie reich ist die gelehrte Welt
An Wissenschaft und großen Geistern!
Den Dank, den ihr Bemühn erhält,
Darf Momus, unberufen, meistern.
Er will sich an Skribenten reiben,
Nur weil er selbst kein Lob gewinnt,
Und sagt, daß sie zu sittsam sind,
Zu spät und viel zu wenig schreiben.

5. Was grünt Euch für ein Lorbeerhain,
Monarchen, Herrscher, Sieger, Retter!
Ach könntet Ihr unsterblich sein,
Durchlauchte Fürsten, Ihr wärt Götter.
Wer kann doch Eure Tugend fassen
Und Eurer Gaben Wechselstreit?
Ihr habt Nichts, als die Dankbarkeit
Und die Geduld uns überlassen.
6. Der Staatsmann, der an Würden groß,
Doch ungleich größer an Verstande,
Sitzt jedem König in dem Schoß
Und findet sich in jedem Lande.
Regenten wissen zu regieren:
Die Kunst zu herrschen lernt sich bald,
Denn Alles steckt in der Gewalt
Der Hände, die den Szepter führen.
7. Der Britte, der die Fremden schätzt,
Will einem Jeden sich verbinden,
Der stille Franzmann übersetzt,
Wir muntern Deutschen wir erfinden.
Lobt in Iberiens Provinzen
Scherz, Freiheit, Wahrheit, Demuth, Fleiß;
Lobt auch der Belgen steten Schweiß
Und edeln Umgang mit den Münzen.
8. Wie groß und vielfach ist der Ruhm,
Mit dem der Europäer pranget,
Der vor der Ehre Heiligthum
Auf so viel Wegen angelanget!
Ich will kein Lob den Türken schenken;
Doch lernen sie uns ähnlich sein,
Sie künsteln Frieden, trinken Wein,
Und reden immer, wie sie denken.
9. Ist unsre Zeit so vorzugsreich,
Was wird denn künftig nicht geschehen?
Ihr Enkel, lebt und brüstet Euch,
Ihr sollt noch größre Wunder sehen.
Nur Eines bitt' ich von Euch allen:
Laßt Euch, dafern Ihr jemals hört,
Wie sehr ich unsre Zeit verehrt,
Dieß Eurer Väter Lob gefallen.

VI. Empfindung des Frühlings.

1. Du Schmelz der bunten Wiesen!
Du neubegrünte Flur!
Sei stets von mir gepriesen,
Du Schmelz der bunten Wiesen!
Es schmückt Dich und Cephisen
Der Lenz und die Natur.
Du Schmelz der bunten Wiesen!
Du neubegrünte Flur!
2. Du Stille voller Freuden!
Du Reizung süßer Lust!
Wie bist Du zu beneiden,
Du Stille voller Freuden!
Du mehrest in uns beiden
Die Sehnsucht treuer Brust.
Du Stille voller Freuden!
Du Reizung süßer Lust!
3. Ihr schnellen Augenblicke,
Macht Euch des Frühlings werth;
Daß Euch ein Kuß beglücke,
Ihr schnellen Augenblicke!
Daß uns der Kuß entzücke,
Den uns die Liebe lehrt.
Ihr schnellen Augenblicke,
Macht Euch des Frühlings werth!

VII. Die Natter und der Aal.

Zu der Natter sprach ein Aal:
Mein Geschick ist zu bedauern,
Weil auf mich fast allemal,
Nicht auf Dich, die Leute lauern.
Ruh' und Unschuld schützt mich nicht, 5
Weil mir Jeder Netze flicht:
Mein Geschlecht füllt alle Reusen.
Vetter, fiel die Natter ein,
Unschuld wird Dich nicht befrein;
Aber ich kann Zähne weisen, 10
Deren Biß die Feinde scheun.

VIII. Der Fuchs ohne Schwanz.

Reinike verwirrte sich
In die ihm gelegten Stricke,
Und, wiewohl er selbst entwich,
Ließ er doch den Schwanz zurücke.
Um nicht lächerlich zu sein, 5
Predigt er den Füchsen ein,
Auch den ihren abzulegen.
Seine Hörer zu bewegen,
Sprach er, als ein Cicero:
Erstlich will's der Wohlstand so, 10
Um sich zierlicher zu regen:
Denn man trabt damit zu schwer
Und zu unbequem einher.
Zweitens macht ein Schweif zu kenntlich.
Drittens hält er in dem Lauf 15
Oft den schnellsten Brandfuchs auf.
Viertens riecht er Vielen schändlich.
Stumpfer Redner! schweige Du,
Rief ein alter Fuchs ihm zu;
Was du lehrest, wird verlachet. 20
Nur der Neid ist, was Dich quält,
Der den Vorzug, der ihm fehlt,
Andern gern zuwider machet.

IX. Das Hühnchen und der Diamant.

1. Ein verhungert Hühnchen fand
Einen feinen Diamant,
Und verscharrt' ihn in den Sand.
2. Möchte doch, mich zu erfreun,
Sprach es, dieser schöne Stein
Nur ein Weizenkörnchen sein!
3. Unglücksel'ger Ueberfluß,
Wo der nöthigste Genuß
Unsern Schätzen fehlen muß!

X. Der Hahn und der Fuchs.

Ein alter Haushahn hielt auf einer Scheune Wache;
Da kommt ein Fuchs mit schnellem Schritt,
Und ruft: O krähe, Freund, nun ich Dich fröhlich mache;
Ich bringe gute Zeitung mit.
Der Thiere Krieg hört auf, man ist der Zwietracht müde, 5
In unserm Reich ist Ruh' und Friede.

Ich selber trag' ihn Dir von allen Füchsen an.
O Freund, komm bald herab, daß ich Dich herzen kann.
Wie guckst Du so herum? — Greif, Halt und Bellart kommen,
10 Die Hunde, die Du kennst, versetzt der alte Hahn;
Und, als der Fuchs entläuft: was, fragt er, ficht Dich an?
Nichts, Bruder, spricht der Fuchs; der Streit ist abgethan:
Allein, ich zweifle noch, ob die es schon vernommen.

XI. Der Guckguck und die Lerche.

Den Guckguck fragt die Lerche:
Wie kommt es, sage mir,
Daß die gereisten Störche
Nichts schlauer sind, als wir?
5 Sie sollen uns beweisen,
Erwiedert er, und lacht,
Daß nicht das viele Reisen
Die Dummen klüger macht.

XII. Die Eulen.

Der Uhu, der Kauz und zwei Eulen
Beklagten erbärmlich ihr Leid:
Wir singen; doch heißt es, wir heulen:
So grausam belügt uns der Neid.
5 Wir hören der Nachtigall Proben,
Und weichen an Stimme nicht ihr,
Wir selber, wir müssen uns loben;
Es lobt uns ja Keiner, als wir.

XIII. Die Natter.

Als einst der Löwe Hochzeit machte,
Kroch zu der neuen Königin
Auch eine kleine Natter hin,
Die zum Geschenk die schönste Rose brachte.
5 Doch jene weist sie ab, und spricht:
Ich nehme Rosen an; allein von Nattern nicht.

XIV. Johann, der Seifensieder.

Johann, der muntre Seifensieder,
Erlernte viele schöne Lieder,
Und sang mit unbesorgtem Sinn
Vom Morgen bis zum Abend hin.
5 Sein Tagwerk konnt' ihm Nahrung bringen:
Und wann er aß, so mußt' er singen;
Und wann er sang, so war's mit Lust,
Aus vollem Hals und freier Brust.
Beim Morgenbrod, beim Abendessen
10 Blieb Ton und Triller unvergessen;
Der schallte recht; und seine Kraft
Durchdrang die halbe Nachbarschaft.
Man horcht; man fragt: Wer singt schon wieder?
Wer ist's? Der muntre Seifensieder.
15 Im Lesen war er Anfangs schwach;
Er las Nichts, als den Almanach,
Doch lernt' er auch nach Jahren beten,
Die Ordnung nicht zu übertreten,
Und schlief, dem Nachbar gleich zu sein,
Oft singend, öfter lesend, ein. 20
Er schien fast glücklicher zu preisen,
Als die berufnen sieben Weisen,
Als manches Haupt gelehrter Welt,
Das sich schon für den achten hält.
Es wohnte diesem in der Nähe 25
Ein Sprößling eigennütz'ger Ehe,
Der, stolz und steif und bürgerlich,
Im Schmausen keinem Fürsten wich:
Ein Garkoch richtender Verwandten,
Der Schwäger, Vettern, Nichten, Tanten, 30
Der stets zu halben Nächten fraß,
Und seiner Wechsel oft vergaß.
Kaum hatte mit den Morgenstunden
Sein erster Schlaf sich eingefunden;
So ließ ihm den Genuß der Ruh' 35
Der nahe Sänger nimmer zu.
Zum Henker! lärmst Du dort schon wieder,
Vermaledeiter Seifensieder!
Ach wäre doch, zu meinem Heil,
Der Schlaf, hier wie die Austern, feil! 40
Den [illegible]ger, den er früh vernommen,
Läßt er an einem Morgen kommen,
Und spricht: Mein lustiger Johann!
Wie geht es Euch? Wie fangt Ihr's an?
Es rühmt ein Jeder Eure Waare: 45
Sagt, wie viel bringt sie Euch im Jahre?
Im Jahre, Herr? mir fällt nicht bei,
Wie groß im Jahr mein Vortheil sei.
So rechn' ich nicht; ein Tag bescheret,
Was der, so auf ihn kömmt, verzehret. 50
Dieß folgt im Jahr (ich weiß die Zahl)
Drei hundert fünf und sechzig Mal.
Ganz recht; doch könnt Ihr mir's nicht sagen,
Was pflegt ein Tag wohl einzutragen?
Mein Herr, Ihr forschet allzusehr: 55
Der eine wenig, mancher mehr;
So wie's dann fällt: Mich zwingt zur Klage
Nichts, als die vielen Feiertage;
Und wer sie alle roth gefärbt,
Der hatte wohl, wie Ihr, geerbt, 60
Dem war die Arbeit sehr zuwieder;
Das war gewiß kein Seifensieder.
Dieß schien den Reichen zu erfreun.
Hans, spricht er, Du sollst glücklich sein.
Jetzt bist Du nur ein schlechter Prahler. 65
Da hast Du baare fünfzig Thaler;
Nur unterlasse den Gesang.
Das Geld hat einen bessern Klang.
Er dankt, und schleicht mit scheuchem Blicke,
Mit mehr, als diebscher Furcht, zurücke. 70
Er herzt den Beutel, den er hält,
Und zählt, und wägt, und schwenkt das Geld,
Das Geld, den Ursprung seiner Freude,
Und seiner Augen neue Weide.
Es wird mit stummer Lust beschaut, 75
Und einem Kasten anvertraut,
Den Band und starke Schlösser hüten,
Beim Einbruch Dieben Trotz zu bieten,
Den auch der karge Thor bei Nacht
Aus banger Vorsicht selbst bewacht. 80
So bald sich nur der Haushund reget,
So bald der Kater sich beweget,
Durchsucht er Alles, bis er glaubt,
Daß ihn kein frecher Dieb beraubt,

85 Bis, oft gestoßen, oft geschmissen,
Sich endlich beide packen müssen:
Sein Mops, der keine Kunst vergaß,
Und wedelnd bei dem Kessel saß:
Sein Hinz, der Liebling junger Katzen,
90 So glatt von Fell, so weich von Tatzen.
Er lernt zuletzt, je mehr er spart,
Wie oft sich Sorg' und Reichthum paart,
Und manches Zärtlings dunkle Freuden
Ihn ewig von der Freiheit scheiden,
95 Die nur in reine Seelen strahlt,
Und deren Glück kein Gold bezahlt.
Dem Nachbar, den er stets geweckt,
Bis der das Geld ihm zugesteckt,
Dem stellt er bald, aus Lust zur Ruh', 100
Den vollen Beutel wieder zu,
Und spricht: Herr, lehrt mich beßre Sachen,
Als, statt des Singens, Geld bewachen.
Nehmt immer Euern Bettel hin,
Und laßt mir meinen frohen Sinn.
Fahrt fort, mich heimlich zu beneiden; 105
Ich tausche nicht mit Euern Freuden.
Der Himmel hat mich recht geliebt,
Der mir die Stimme wieder gibt.
Was ich gewesen, werd' ich wieder:
Johann, der muntre Seifensieder. 110

Christian Fürchtegott Gellert.

I. Vertrauen auf Gottes Vorsehung.

1. Auf Gott, und nicht auf meinen Rath,
Will ich mein Glücke bauen,
Und dem, der mich erschaffen hat,
Mit ganzer Seele trauen.
Er, der die Welt Allmächtig hält,
Wird mich in meinen Tagen
Als Gott und Vater tragen.

2. Er sah von aller Ewigkeit,
Wie viel mir nützen würde,
Bestimmte meine Lebenszeit,
Mein Glück und meine Bürde.
Was zagt mein Herz? Ist auch ein Schmerz,
Der zu des Glaubens Ehre
Nicht zu besiegen wäre?

3. Gott kennet, was mein Herz begehrt,
Und hätte, was ich bitte,
Mir gnädig, eh' ich's bat, gewährt,
Wenn's seine Weisheit litte.
Er sorgt für mich Stets väterlich.
Nicht, was ich mir ersehe,
Sein Wille, der geschehe!

4. Ist nicht ein ungestörtes Glück
Weit schwerer oft zu tragen,
Als selbst das widrige Geschick,
Bei dessen Last wir klagen?
Die größte Noth Hebt doch der Tod;
Und Ehre, Glück und Habe
Verläßt mich doch im Grabe.

5. An dem, was wahrhaft glücklich macht,
Läßt Gott es Keinem fehlen;
Gesundheit, Ehre, Glück und Pracht,
Sind nicht das Glück der Seelen.
Wer Gottes Rath Vor Augen hat,
Dem wird ein gut Gewissen
Die Trübsal auch versüßen.

6. Was ist des Lebens Herrlichkeit?
Wie bald ist sie verschwunden!
Was ist das Leiden dieser Zeit?
Wie bald ist's überwunden!
Hofft auf den Herrn! Er hilft uns gern;
Seid fröhlich, ihr Gerechten!
Der Herr hilft seinen Knechten.

II. Trost des ewigen Lebens.

1. Nach einer Prüfung kurzer Tage
Erwartet uns die Ewigkeit.
Dort, dort verwandelt sich die Klage
In göttliche Zufriedenheit.
Hier übt die Tugend ihren Fleiß;
Und jene Welt reicht ihr den Preis.

2. Wahr ist's, der Fromme schmeckt auf Erden
Schon manchen sel'gen Augenblick,
Doch alle Freuden, die ihm werden,
Sind ihm ein unvollkommnes Glück.
Er bleibt ein Mensch, und seine Ruh'
Nimmt in der Seele ab und zu.

3. Bald stören ihn des Körpers Schmerzen,
Bald das Geräusche dieser Welt;
Bald kämpft in seinem eignen Herzen
Ein Feind, der öfter siegt, als fällt;
Bald sinkt er durch des Nächsten Schuld
In Kummer und in Ungeduld.

4. Hier, wo die Tugend öfters leidet,
Das Laster öfters glücklich ist,
Wo man den Glücklichen beneidet,
Und des Bekümmerten vergißt;
Hier kann der Mensch nie frei von Pein,
Nie frei von eigner Schwachheit sein.

5. Hier such' ich's nur, dort werd' ich's finden:
Dort werd' ich, heilig und verklärt,
Der Tugend ganzen Werth empfinden,
Den unaussprechlich großen Werth;
Den Gott der Liebe werd' ich sehn,
Ihn lieben, ewig ihn erhöhn.

6. Da wird der Vorsicht heil'ger Wille
Mein Will' und meine Wohlfahrt sein:
Und lieblich Wesen, Heil die Fülle,
Am Throne Gottes mich erfreun;
Dann läßt Gewinn stets auf Gewinn
Mich fühlen, daß ich ewig bin.

7. Da werd' ich Das im Licht erkennen,
Was ich auf Erden dunkel sah;
Das wunderbar und heilig nennen,
Was unerforschlich hier geschah,
Da denkt mein Geist mit Preis und Dank
Die Schickung im Zusammenhang.

8. Da werd' ich zu dem Throne dringen,
Wo Gott, mein Heil, sich offenbart;
Ein Heilig, Heilig, Heilig singen

Dem Lamme, das erwürget ward;
Und Cherubim und Seraphim
Und alle Himmel jauchzen ihm.
9. Da werd' ich in der Engel Scharen
Mich ihnen gleich und heilig sehn,
Das nie gestörte Glück erfahren,
Mit Frommen stets fromm umzugehn.
Da wird durch jeden Augenblick
Ihr Heil mein Heil, ihr Glück mein Glück.
10. Da werd' ich Dem den Dank bezahlen,
Der Gottes Weg mich gehen hieß,
Und ihn zu Millionen Malen
Noch segnen, daß er mir ihn wies;
Da find' ich in des Höchsten Hand
Den Freund, den ich auf Erden fand.
11. Da ruft, o möchte Gott es geben!
Vielleicht auch mir ein Sel'ger zu:
Heil sei Dir! denn Du hast mein Leben,
Die Seele mir gerettet, Du!
O Gott! wie muß dieß Glück erfreun,
Der Retter einer Seele sein!
12. Was seid Ihr, Leiden dieser Erden,
Doch gegen jene Herrlichkeit,
Die offenbart an uns soll werden
Von Ewigkeit zu Ewigkeit?
Wie Nichts, wie gar Nichts gegen sie,
Ist doch Ein Augenblick voll Müh'!

III. Der Zeisig.

Ein Zeisig war's und eine Nachtigall,
Die einst zu gleicher Zeit vor Damons Fenster hingen.
Die Nachtigall fing an, ihr göttlich Lied zu singen,
Und Damons kleinem Sohn gefiel der süße Schall.
5 Ach, welcher singt von beiden doch so schön?
Den Vogel möcht' ich wirklich sehn!
Der Vater macht ihm diese Freude,
Er nimmt die Vögel gleich herein.
Hier, spricht er, sind sie alle beide;
10 Doch, welcher wird der schöne Sänger sein?
Getraust Du Dich, mir das zu sagen?
Der Sohn läßt sich nicht zweimal fragen,
Schnell weist er auf den Zeisig hin;
Der, spricht er, muß es sein, so wahr ich ehrlich bin!
15 Wie schön und gelb ist sein Gefieder!
Drum singt er auch so schöne Lieder.
Dem Andern sieht man's gleich an seinen Federn an,
Daß er nichts Kluges singen kann.

* * *

Sagt, ob man im gemeinen Leben
20 Nicht oft, wie dieser Knabe, schließt?
Wem Farb' und Kleid ein Ansehn geben,
Der hat Verstand, so dumm er ist.
Stax kömmt, und kaum ist Stax erschienen,
So hält man ihn auch schon für klug;
25 Warum? Seht nur auf seine Mienen,
Wie vortheilhaft ist jeder Zug!
Ein Andrer hat zwar viel Geschicke;
Doch weil die Miene Nichts verspricht,
So schließt man bei dem ersten Blicke,
30 Aus dem Gesicht, aus der Perücke,
Daß ihm Verstand und Witz gebricht.

IV. Der Tanzbär.

Ein Bär, der lange Zeit sein Brod ertanzen müssen,
Entrann, und wählte sich den ersten Aufenthalt.
Die Bären grüßten ihn mit brüderlichen Küssen,
Und brummten freudig durch den Wald;
Und wo ein Bär den andern sah, 5
So hieß es: Petz ist wieder da!
Der Bär erzählte drauf, was er in fremden Landen
Für Abentheuer ausgestanden,
Was er gesehn, gehört, gethan!
Und fing, da er vom Tanzen redte, 10
Als ging er noch an seiner Kette,
Auf polnisch schön zu tanzen an.
Die Brüder, die ihn tanzen sahn,
Bewunderten die Wendung seiner Glieder.
Und gleich versuchten es die Brüder. 15
Allein, anstatt, wie er, zu gehn,
So konnten sie kaum aufrecht stehn,
Und mancher fiel der Länge nach darnieder.
Um desto mehr ließ sich der Tänzer sehn;
Doch seine Kunst verdroß den ganzen Haufen, 20
Fort, schrien Alle, fort mit dir!
Du Narr, willst klüger sein, als wir?
Man zwang den Petz, davon zu laufen.

* * *

Sei nicht geschickt, man wird Dich wenig hassen,
Weil Dir dann Jeder ähnlich ist; 25
Doch je geschickter Du vor vielen Andern bist,
Je mehr nimm Dich in Acht, Dich prahlend sehn zu lassen.
Wahr ists, man wird auf kurze Zeit
Von Deinen Künsten rühmlich sprechen;
Doch traue nicht, bald folgt der Neid, 30
Und macht aus der Geschicklichkeit
Ein unverzeihliches Verbrechen.

V. Die Geschichte von dem Hute.

Das erste Buch.

Der Erste, der mit kluger Hand
Der Männer Schmuck, den Hut, erfand,
Trug seinen Hut unaufgeschlagen;
Die Krempen hingen flach herab;
Und dennoch wußt' er ihn zu tragen, 5
Daß ihm der Hut ein Ansehn gab.
Er starb, und ließ bei seinem Sterben
Den runden Hut dem nächsten Erben.
Der Erbe weiß den runden Hut
Nicht recht gemächlich anzugreifen; 10
Er sinnt und wagt es, kurz und gut,
Er wagts, zwei Krempen aufzusteifen.
Drauf läßt er sich dem Volke sehn.
Das Volk bleibt vor Verwundrung stehn,
Und schreit: Nun läßt der Hut erst schön! 15
Er starb, und ließ bei seinem Sterben
Den aufgesteiften Hut dem Erben.
Der Erbe nimmt den Hut, und schmählt,
Ich, spricht er, sehe wohl was fehlt.
Er setzt darauf mit weisem Muthe 20
Die dritte Krempe zu dem Hute.
O! rief das Volk, der hat Verstand!
Seht was ein Sterblicher erfand!
Er, er erhöht sein Vaterland!
Er starb, und ließ bei seinem Sterben 25
Den dreifach spitzen Hut dem Erben.

Der Hut war freilich nicht mehr rein;
Doch sagt, wie konnt' es anders sein?
Er ging schon durch die vierten Hände.
30 Der Erbe färbt ihn schwarz, damit er was erfände.
Beglückter Einfall! rief die Stadt,
So weit sah Keiner noch, als der gesehen hat.
Ein weißer Hut ließ lächerlich;
Schwarz, Brüder, schwarz! so schickt es sich.
35 Er starb, und ließ bei seinem Sterben
Den schwarzen Hut dem nächsten Erben.
Der Erbe trägt ihn in sein Haus,
Und sieht, er ist sehr abgetragen;
Er sinnt, und sinnt das Kunststück aus,
40 Ihn über einen Stock zu schlagen.
Durch heiße Bürsten wird er rein;
Er faßt ihn gar mit Schnüren ein.
Nun geht er aus, und Alle schreien:
Was sehen wir? Sind das Zaubereien?
45 Ein neuer Hut! o glücklich Land,
Wo Wahn und Finsterniß verschwinden!
Mehr kann kein Sterblicher erfinden,
Als dieser große Geist erfand.
Er starb, und ließ bei seinem Sterben
50 Den umgewandten Hut dem Erben.
Erfindung macht den Künstler groß,
Und bei der Nachwelt unvergessen.
Der Erbe reißt die Schnüre los,
Umzieht den Hut mit goldnen Tressen,
55 Verherrlicht ihn durch einen Knopf,
Und drückt ihn seitwärts auf den Kopf.
Ihn sieht das Volk und taumelt vor Vergnügen.
Nun ist die Kunst erst hoch gestiegen!
Ihm, schrie es, ihm allein ist Witz und Geist verliehn!
60 Nichts sind die Andern gegen ihn!
Er starb, und ließ bei seinem Sterben
Den eingefaßten Hut dem Erben.
Und jedesmal ward die erfundne Tracht
Im ganzen Lande nachgemacht.

Ende des ersten Buches.

65 Was mit dem Hute sich noch ferner zugetragen,
Will ich im zweiten Buche sagen.
Der Erbe ließ ihm nie die vorige Gestalt.
Das Außenwerk ward neu; er selbst, der Hut, blieb alt.
Und daß ich's kurz zusammenzieh':
70 Es ging dem Hute fast, wie der Philosophie.

VI. Das Land der Hinkenden.

Vor Zeiten gab's ein kleines Land,
Worin man keinen Menschen fand,
Der nicht gestottert, wenn er redte,
Nicht, wenn er ging, gehinket hätte;
5 Denn Beides hielt er für galant.
Ein Fremder sah den Uebelstand.
Hier, dacht' er, wird man Dich im Gehn bewundern müssen,
Und ging einher mit steifen Füßen.
Er ging: ein Jeder sah ihn an,
10 Und Alle lachten, die ihn sahn.
Und Jeder blieb vor Lachen stehen,
Und schrie: Lehrt doch den Fremden gehen!
Der Fremde hielt's für seine Pflicht,
Den Vorwurf von sich abzulehnen.
15 Ihr, rief er, hinkt, ich aber nicht:
Den Gang müßt Ihr Euch abgewöhnen! —
Der Lärmen wird noch mehr vermehrt,
Da man den Fremden sprechen hört.
Er stammelt nicht, genug zur Schande!
Man spottet sein im ganzen Lande. 20

* * *

Gewohnheit macht den Fehler schön,
Den wir von Jugend auf gesehn:
Vergebens wird's ein Kluger wagen,
Und, daß wir thöricht sind, uns sagen.
Wir selber halten ihn dafür, 25
Bloß weil er klüger ist, als wir.

VII. Der grüne Esel.

Wie oft weiß nicht ein Narr durch thöricht Unternehmen
Viel tausend Thoren zu beschämen!
Neran, ein kluger Narr, färbt einen Esel grün,
Am Leibe grün, roth an den Beinen;
Fängt an, mit ihm die Gassen durchzuziehn; 5
Er zieht, und Jung und Alt erscheinen.
Welch' Wunder! rief die ganze Stadt,
Ein Esel, zeisiggrün! der rothe Füße hat!
Das muß die Chronik einst den Enkeln noch erzählen,
Was es zu unsrer Zeit für Wunderdinge gab! 10
Die Gassen wimmelten von Millionen Seelen;
Man hebt die Fenster aus, man deckt die Dächer ab;
Denn Alles will den grünen Esel sehn,
Und Alle konnten doch nicht mit dem Esel gehn.
Man lief die beiden ersten Tage 15
Dem Esel mit Bewundrung nach.
Der Kranke selbst vergaß der Krankheit Plage,
Wenn man vom grünen Esel sprach.
Die Kinder in den Schlaf zu bringen,
Sang keine Wärterin mehr von dem schwarzen Schaf; 20
Vom grünen Esel hört man singen,
Und so geräth das Kind in Schlaf.
Drei Tage waren kaum vergangen,
So war es um den Werth des armen Thiers geschehn.
Das Volk bezeigte kein Verlangen, 25
Den grünen Esel mehr zu sehn.
Und so bewundernswerth er anfangs Allen schien,
So dacht' jetzt doch kein Mensch mit einer Sylb' an ihn.

* * *

Ein Ding mag noch so närrisch sein,
Es sei nur neu, so nimmt's den Pöbel ein: 30
Er sieht und er erstaunt. Kein Kluger darf ihm wehren.
Drauf kommt die Zeit, und denkt an ihre Pflicht;
Denn sie versteht die Kunst, die Narren zu bekehren,
Sie mögen wollen, oder nicht.

VIII. Die Ente.

Die Ente schwamm auf einer Pfütze,
Und sah am Rande Gänse gehn,
Und konnt' aus angebornem Witze
Der Spöttelei unmöglich widerstehn.
Sie hob den Hals empor und lachte dreimal laut, 5

Und sah um sich, so wie ein Witzling um sich schaut,
Der einen Einfall hat, und mit Geschrei und Lachen
So glücklich ist, ihm Luft zu machen.
Die Ente lachte noch, und eine Gans blieb stehn.
10 Was, sprach sie, hast Du uns zu sagen?
Ach nichts! Ich hab' Euch zugesehn,
Ihr könnt vortrefflich auswärts gehn.
Wie lange tanzt Ihr schon? Das wollt' ich Euch nur fragen.
Das, sprach die Gans, will ich Dir gerne sagen,
15 Allein Du mußt mit mir spazieren gehn.

* * *

Ihr Kleinen, die Ihr stets so gern auf Größre schmähet,
An ihnen tausend Fehler sehet,
Die Ihr an Euch doch nie entdeckt:
Glaubt, daß an Euch der Sumpf, in dem Ihr Euch so blähet,
20 Dieselben Fehler auch versteckt.
Und sollen sie der Welt, wie Euch, unsichtbar bleiben;
So laßt Euch Nichts daraus vertreiben!

IX. Das Gespenst.

Ein Hauswirth, wie man mir erzählt,
Ward lange Zeit durch ein Gespenst gequält.
Er ließ, des Geists sich zu erwehren,
Sich heimlich das Verbannen lehren;
5 Doch kraftlos blieb der Zauberspruch.
Der Geist entsetzte sich vor keinen Charakteren,
Und gab, in einem weißen Tuch,
Ihm alle Nächte den Besuch.
Ein Dichter zog in dieses Haus.
10 Der Wirth, der bei der Nacht nicht gern allein gewesen,
Bat sich des Dichters Zuspruch aus,
Und ließ sich seine Verse lesen.
Der Dichter las ein frostig Trauerspiel,
Das, wo nicht seinem Wirth, doch ihm sehr wohl gefiel.
15 Der Geist, den nur der Wirth, doch nicht der Dichter sah,
Erschien, und hörte zu; es fing ihn an zu schauern;
Er konnt' es länger nicht, als einen Auftritt, dauern;
Denn, eh' der Andre kam, so war er nicht mehr da.
Der Wirth, von Hoffnung eingenommen,
20 Ließ gleich die andre Nacht den Dichter wieder kommen.
Der Dichter las, der Geist erschien;
Doch ohne lange zu verziehn.
Gut! sprach der Wirth bei sich, Dich will ich bald verjagen;
Kannst Du die Verse nicht vertragen?
25 Die dritte Nacht blieb unser Wirth allein.
So bald es zwölfe schlug, ließ das Gespenst sich blicken.
Johann! fing drauf der Wirth gewaltig an zu schreien,
Der Dichter (lauf geschwind!) soll von der Güte sein,
Und mir sein Trauerspiel auf eine Stunde schicken.
Der Geist erschrak, und winkte mit der Hand, 30
Der Diener sollte ja nicht gehen,
Und kurz, der weiße Geist verschwand,
Und ließ sich niemals wieder sehen.

* * *

Ein Jeder, der dieß Wunder liest,
Zieh' sich daraus die gute Lehre: 35
Daß kein Gedicht so elend ist,
Das nicht zu Etwas nützlich wäre.
Und wenn sich ein Gespenst vor schlechten Versen scheut,
So kann uns dieß zum Troste dienen.
Gesetzt, daß sie zu unsrer Zeit 40
Auch legionenweis' erschienen:
So wird, um sich von allen zu befrein,
An Versen doch kein Mangel sein.

X. Der Reisende.

1. Ein Wandrer bat den Gott der Götter,
Den Zeus, bei ungestümem Wetter,
Um stille Luft und Sonnenschein.
Umsonst! Zeus läßt sich nicht bewegen;
Der Himmel stürmt mit Wind und Regen;
Denn stürmisch soll' es heute sein.
2. Der Wandrer setzt mit bittrer Klage,
Daß Zeus mit Fleiß die Menschen plage,
Die saure Reise mühsam fort.
So oft ein neuer Sturmwind wüthet,
Und schnell, ihm still zu stehn, gebietet;
So oft ertönt ein Lästerwort.
3. Ein naher Wald soll ihn beschirmen;
Er eilt, dem Regen und den Stürmen
In diesem Holze zu entgehn;
Doch eh' der Wald ihn aufgenommen,
So sieht er einen Räuber kommen,
Und bleibt vor Furcht im Regen stehn.
4. Der Räuber greift nach seinem Bogen,
Den schon die Nässe schlaff gezogen;
Er zielt, und faßt den Pilger wohl;
Doch Wind und Regen sind zuwider,
Der Pfeil fällt matt vor Dem darnieder,
Dem er das Herz durchbohren soll.
5. O Thor! läßt Zeus sich wieder hören,
Wird Dich der nahe Pfeil nun lehren,
Ob ich dem Sturm zu viel erlaubt?
Hätt' ich Dir Sonnenschein gegeben,
So hätte Dir der Pfeil das Leben,
Das Dir der Sturm erhielt, geraubt.

XI. Der arme Schiffer.

Ein armer Schiffer stak in Schulden,
Und klagte dem Philet sein Leid.
Herr! sprach er, leiht mir hundert Gulden;
Allein zu Eurer Sicherheit
Hab' ich kein ander Pfand, als meine Redlichkeit; 5
Indessen leiht mir, aus Erbarmen
Die hundert Gulden auf ein Jahr.
Philet, ein Retter in Gefahr,
Ein Vater vieler hundert Armen,
Zählt ihm das Geld mit Freuden dar. 10
Hier, spricht er, nimm es hin, und brauch' es ohne Sorgen;
Ich freue mich, daß ich Dir dienen kann,

Du bist ein ordentlicher Mann,
Dem muß man ohne Handschrift borgen.
15 Ein Jahr und noch ein Jahr verstreicht:
Kein Schiffer läßt sich wieder sehen.
Wie? sollt' er auch Phileten hintergehen,
Und ein Betrüger sein? Vielleicht.
Doch nein! Hier kömmt der Schiffer gleich,
20 Herr! fängt er an, erfreuet Euch!
Ich bin aus allen meinen Schulden;
Und seht, hier sind zweihundert Gulden,
Die ich durch Euer Geld gewann,
Ich bitt' Euch herzlich, nehmt sie an;
25 Ihr seid ein gar zu wackrer Mann.
O, spricht Philet, ich kann mich nicht besinnen,
Daß ich Dir jemals Geld geliehn.
Hier ist mein Rechnungsbuch, ich will's zu Rathe ziehn;
Allein ich weiß es schon, Du stehest nicht darinnen.
30 Der Schiffer sieht ihn an, und schweigt betroffen still,
Und kränkt sich, daß Philet das Geld nicht nehmen will.
Er läuft, und kömmt mit voller Hand zurücke.
Hier, spricht er, ist der Rest von meinem ganzen Glücke,
Noch hundert Gulden! nehmt sie hin,
35 Und laßt mir nur das Lob, daß ich erkenntlich bin.
Ich bin vergnügt, ich habe keine Schulden;
Dieß Glücke dank' ich Euch allein;
Und wollt Ihr ja recht gütig sein,
So leiht mir wieder fünfzig Gulden.
40 Hier spricht Philet, hier ist dein Geld!
Behalte Deinen ganzen Segen:
Ein Mann, der Treu und Glauben hält,
Verdient ihn seiner Treue wegen.
Sei Du mein Freund! Das Geld ist Dein;
45 Es sind nicht mehr, als hundert Gulden, mein,
Die sollen Deinen Kindern sein.

* * *

Mensch! mache Dich verdient um Andrer Wohlergehn;
Denn was ist göttlicher, als wenn Du liebreich bist?
Und mit Vergnügen eilst, dem Nächsten beizustehn,
50 Der, wenn er Großmuth sieht, großmüthig dankbar ist!

XII. Der Bauer und sein Sohn.

Ein guter, dummer Bauerknabe,
Den Junker Hans einst mit auf Reisen nahm,
Und der, trotz seinem Herrn, mit einer guten Gabe,
Recht dreist zu lügen, wieder kam,
5 Ging, kurz nach der vollbrachten Reise,
Mit seinem Vater über Land.
Fritz, der im Gehn recht Zeit zum Lügen fand,
Log auf die unverschämtste Weise.
Zu seinem Unglück kam ein großer Hund gerannt.
10 Ja, Vater, rief der unverschämte Knabe,
Ihr mögt mir's glauben, oder nicht:
So sag' ich's Euch, und Jedem in's Gesicht,
Daß ich einst einen Hund bei — Haag gesehen habe,
Hart an dem Weg, wo man nach Frankreich fährt,
15 Der — ja ich bin nicht ehrenwerth,
Wenn er nicht größer war, als Euer größtes Pferd.
Das, sprach der Vater, nimmt mich Wunder;
Wiewohl ein jeder Ort läßt Wunderdinge sehn.
Wir, zum Exempel, gehn jetzunder,
20 Und werden keine Stunde gehn,
So wirst Du eine Brücke sehn;
(Wir müssen selbst darüber gehn).
Die hat dir Manchen schon betrogen;
(Denn überhaupt solls dort nicht gar zu richtig sein).
25 Auf dieser Brücke liegt ein Stein,
An den stößt man, wenn man denselben Tag gelogen,
Und fällt, und bricht sogleich das Bein.
Der Bub' erschrak, sobald er Dieß vernommen.
Ach, sprach er, lauft doch nicht so sehr!
30 Doch wieder auf den Hund zu kommen,
Wie groß sagt' ich, daß er gewesen wär'?
Wie Euer großes Pferd? Dazu will viel gehören.
Der Hund, jetzt fällt mir's ein, war erst ein halbes Jahr.
Allein das wollt' ich wohl beschwören,
35 Daß er so groß, als mancher Ochse war.
Sie gingen noch ein gutes Stücke;
Doch Fritzen schlug das Herz. Wie konnt' es anders sein?
Denn Niemand bricht doch gern ein Bein.
Er sah nunmehr die richterische Brücke,
40 Und fühlte schon den Beinbruch halb.
Ja, Vater, fing er an, der Hund, von dem ich redte,
War groß, und wenn ich ihn auch was vergrößert hätte,
So war er doch viel größer, als ein Kalb.
Die Brücke kömmt, Fritz! Fritz! wie wird Dirs gehen!
45 Der Vater geht voran: doch Fritz hält ihn geschwind.
Ach, Vater! spricht er, seid kein Kind,
Und glaubt, daß ich dergleichen Hund gesehen.
Denn kurz und gut, eh' wir darüber gehen:
Der Hund war nur so groß, wie alle Hunde sind.

* * *

50 Du mußt es nicht gleich übel nehmen,
Wenn hie und da ein Geck zu lügen sich erkühnt.
Lüg' auch, und mehr als er, und such' ihn zu beschämen;
So machst Du Dich um ihn und um die Welt verdient.

Johann Elias Schlegel.

Gleichnisse auf die Liebe.

1. Meine Liebe gleicht der Schwalbe,
Die zwar ihre Wohnung flieht;
Aber immer wiederkehret,
Und von Neuem ungestöret
Ihr gewohntes Nest bezieht.
2. Meine Liebe gleicht der Bäume
Unbeständig grünem Haupt.
Hat der Frost es gleich entblößet;
Wenn der Mai das Eis zerflößet,
Steht es wiederum belaubt.
3. Meine Liebe gleicht dem Schatten,
Der sich auf dem Boden malt,
Mit des Lichtes Scheine schwindet,
Mit dem Licht sich wiederfindet,
Wenn sein Glanz von Neuem strahlt.
4. Bald verliebt, bald frei von Ketten,
Dieser bald, bald Der verpflicht';
Bald voll Scherz und bald voll Klagen,
Weiß mein Herz es nicht zu sagen,
Ob es liebet oder nicht.

Johann Adolf Schlegel.

Von der Seligkeit des Himmels.

Jauchzt! Es ist eine Ruh' vorhanden,
Wo tapfre Streiter Gottes nun,
Wenn sie durch Christum überwanden,
Von aller ihrer Arbeit ruhn.
5 Dort fließen ferner keine Zähren,
Kein Mund läßt dort noch Seufzer hören.
Dort ängsten Schmerz und Plagen nie.
Dort sind sie selbst der Furcht entrücket.
Ruh', die den müden Geist erquicket,
10 Folgt auf des Lebens Last und Müh'.
Stirb, Christ, getrost auf Jesu Namen,
Denn der ist, wenn Du stirbst, Dir nah'.
Voll Freudigkeit sprich: Amen! Amen!
Die feierliche Stund' ist da.
Ich bin am Ziel. Genug gelitten! 15
Genug gestrebet und gestritten;
Er ist vollbracht, der schwere Lauf.
Nun folgt die Ruh'. Aus allen Leiden
Schwing' ich mich nun in ew'ge Freuden
Zu dem verklärten Mittler auf. 20

Abraham Gotthelf Kästner.

Sinngedichte.

1. Auf gewisse Gedichte.

Dieß aufgedunsene Gewäsch in reimlos ametrischen Zeilen,
Verse nennt Ihr's? es ist nur tollgewordene Prosa.

2. Die alternden Dichter.

Schnell wird ein Dichter alt; dann hat er ausgesungen:
Doch manche Critici, die bleiben immer Jungen.

3. Auf Kepplers Tod.

So hoch war noch kein Sterblicher gestiegen,
Als Keppler stieg, und starb in Hungersnoth.
Er wußte nur die Geister zu vergnügen,
Drum ließen ihn die Körper ohne Brod.

4. Die Vortheile der Weisheit.

Pracht, Reichthum, eitle Lust kann sie uns nicht gewähren.
Was gibt die Weisheit uns? Den Geist, das zu entbehren.

5. Die Algebra der Stutzer.

Die Stutzer mögen sich stark auf Algebra legen,
Denn weniger, als Nichts, ist meistens ihr Vermögen.

6. Auf einen Dichter, der seine Gedichte auf blau Papier drucken ließ.

Blau, wenn sie Nichts uns zeigt, zeigt sich die Atmosphäre;
Ihr gleicht Dein Buch an Farbe, wie an Leere.

7. Auf einen Kunstrichter, der in meinen Sinngedichten ängstlich gesuchten Witz sieht.

„Nach Witze seh' ich mich gewiß nicht ängstlich um,"
Spricht Matz, und ohne Müh' schreibt er natürlich dumm.

8. Aus einem Stammbuche.

Herr Kästner zeigt mit tiefen Gründen,
Es sei kein leerer Raum zu finden:
Der Bursche Beutel weisen ja
Quod saepe dentur vacua.

Antwort.

Ja freilich ist sehr oft der Bursche Beutel leer:
Gewöhnlich doch ihr Kopf noch mehr.

9. Rezensenten-Anonymität.

Verwegen, weil er sich nicht nennt,
Schmäht meuchlerisch der Rezensent:
„Und müßt' er sich nun nennen,
Wer wird den Narren kennen?“

10. Die poetische Krönung.

„Dir, Gott der Dichter, muß ichs klagen,“
Sprach Hermann, „Schönaich darf es wagen,
Und singt ein schläfrig Lied von mir!“
— „Sei ruhig!“ hat Apoll gesprochen,
„Der Frevel ist bereits gerochen;
Denn Gottsched krönet ihn dafür.“

11. An einen neuen Orthographen.

Manch H, manch D, manch S ersparst Du Dir zu schreiben:
O Freund, Dein ganzes Werk sollt' ungeschrieben bleiben!

12. Auf Rabner.

Zu spotten und uns arm zu machen,
Ist Rabners doppeltes Bemühn:
Man sieht ihn über Alle lachen,
Und Alle seufzen über ihn.

13. Berichtigung.

Vom Ritter aus dem großen Orden
Hieß es ohnlängst, er wäre toll geworden.
Des Bessern wird man bald berichtet,
„Ohnlängst geworden“ war erdichtet.

14. Die Höflichkeit.

Des Wirthes Höflichkeit war sinnreich ausgedacht:
Er pocht mich aus dem Schlaf und wünscht mir gute Nacht.

15. Selbstmord.

Wer sich erhenkt, erschießt, ersticht,
Ist der wohl auch ein Christ?
Das weiß ich nicht;
Das weiß ich, daß er närrisch ist.

16. Auf einen Trauerspieldichter.

Den Zweck des Trauerspiels, den weiß er zu erreichen:
Das Mitleid mit dem Stück, und Furcht vor mehr dergleichen.

Johann Friedrich Freiherr von Cronegk.

Ermunterung zu weiser Freude.

1. Flieh' die niedrigen Sorgen
Und das stolze Geräusch der Stadt!
Damis, flieh', für Tyrannen
Ist die knechtische Welt gemacht.
2. Keine römische Seele
Fühlt dich, göttliche Freiheit, mehr!
Und kein Brutus kömmt wieder
An der Tiber verwaisten Strand.
3. Murrend, aber vergebens,
Seufzt das Volk bei der Freiheit Bild,
Schon zu Ketten gewöhnet,
Sie zu brechen nicht stark genug.
4. Als der letzte der Römer
Sich den Dolch in die Brust gedrückt,
Schwang die göttliche Freiheit
Sich zum Pol von der Welt empor.
5. Nur in ruhigen Hainen
Bleibt ihr einsamer Fußtritt noch:
Dorten hat sie zuletzt noch
Sanft mitleidend zurückgesehn.
6. Komm! Dir winket die Freude,
Nicht mit Purpur und Gold geschmückt,
Leicht im weißen Gewande,
Ungekünstelt, durch Unschuld schön.
7. Keine Krone von Lorbeern
Drückt die sittsame Stirne stolz;
Vom muthwilligen Westen
Wird das flatternde Haar zerstreut.
8. Weisheit, Mutter der Freude!
Strahl der Gottheit! erfülle mein Herz!
Bald tiefsinnig, bald scherzhaft,
Immer Weisheit, sich selbst nur gleich!
9. Nein! das ist nicht die Weisheit,
Die betrübt über Alles seufzt.
Nein! das ist nicht die Weisheit,
Die der Fleiß bei der Lampe sucht.
10. Glücklich leben ist Weisheit;
Gott verehren ihr höchster Grad.
Nicht im Witz, im Verstand nicht,
In den Herzen nur wohnet sie.
11. Hier im friedsamen Thale
Scherzt die schüchterne Weisheit gern,
Wo die lächelnde Muse
Sich mit thauvollen Rosen krönt.

Justus Friedrich Wilhelm Zachariä.

Das Klavier.

1. Du Echo meiner Klagen,
Du treues Saitenspiel,
Nun kömmt nach trüben Tagen
Die Nacht, der Sorgen Ziel.
Gehorcht mir, sanfte Saiten,
Und helft mein Leid bestreiten —
Doch nein, faßt nur mein Leid,
Und meine Zärtlichkeit.

2. Wenn ich untröstbar scheine,
Lieb' ich doch meinen Schmerz;
Und wenn ich einsam weine,
Weint doch ein liebend Herz.
Die Zeit nur ist verloren,
Die ich mit goldnen Thoren
Bei Spiel und Wein und Pracht
So fühllos durchgelacht.

3. Ihr, holde Saiten, klinget
In sanfter Harmonie!
Flieht, was die Oper singet,
Und folgt der Phantasie.
Seid sanft, wie meine Liebe,
Besinget ihre Triebe,
Und zeigt durch Eure Macht,
Daß sie Euch siegend macht.

Johann Arnold Ebert.

Der gute Brauch.

1. Ich höre gern beim Weine singen,
Zumal, wenn man vom Weine singt.
Er macht, daß alle Stimmen klingen,
Daß selbst des Dichters Lied gelingt.
Ihr werdet ihn doch nicht vertreiben;
Mich dünkt, es ist ein guter Brauch.
Chor. Das meinen wir auch;
Er ist vortrefflich; er soll bleiben.
2. Nach meinem wenigen Bedünken
Muß wohl der Trieb', uns zu erfreun,
Die Lust und das Talent zu trinken,
Dem Menschen angeboren sein.
Der Trieb ist uns als Grundtrieb eigen,
Und nicht etwan ein bloßer Brauch.
Chor. Das meinen wir auch;
Das wollen wir noch heute zeigen.
3. Von guten Bräuchen aller Zeiten,
Pflegt man doch nicht leicht abzugehn.
Und wer wird hier nicht ohne Streiten
Dem Wein den Vorrang zugestehn?
Wir ließen's also doch beim Alten,
Wär' auch das Trinken nur ein Brauch.
Chor. Das meinen wir auch;
Wir wollen's immer beibehalten.
4. Wenn's auch noch nicht erfunden wäre,
O, wir erfänden's noch der Welt.
Wir pflanzten Wein, bei meiner Ehre!
Und gäben ihr ihn ohne Geld.
Wie würden wir sie uns verbinden!
Wir würden ewig, wie der Brauch.
Chor. Das meinen wir auch;
Wir würden's ganz gewiß erfinden.
5. Ihr wißt, wie Scherz und Spott gefallen;
Es fehlt uns nicht an Stoff und Muth.
Zum Stoff sind nun gewiß vor Allen
Die Myriaden Narren gut.
Wie nützt man nicht durch scharfes Spotten!
Und selbst der Wein erhält den Brauch.
Chor. Das meinen wir auch;
Wir denken, sie noch auszurotten.
6. Fang' ich erst an, ein Glas zu leeren,
So schenk' ich gleich auch wieder ein.
Man pflegt so bald nicht aufzuhören,
Und dazu fehlt's hier nicht an Wein.
Das wird wol Euer Lob erlangen,
Man sagt, das sei ein alter Brauch.
Chor. Das meinen wir auch;
Allein man pflegt auch anzufangen.

Konrad Arnold Schmid.

Der Siegesfürst.

1. Erhöhet die prächtigen Pforten der Siege!
Erweitert mit Jauchzen die Thore der Welt!
Das Reich ist nun Gottes; nun ruhen die Kriege!
Er naht sich, der König, der Held!
2. Er naht sich; der siegende Tod wird zu Schanden,
Er weist uns vergeblich sein drohendes Grab.
Es fallen den Knechten des Todes die Banden
Von zitternden Händen herab.
3. Sie tragen, für Fessel, jetzt fröhliche Palmen,
Und Hoffnung umströmet, für Seufzer, die Brust.
Das Heulen der Kerker verkehrt sich in Psalmen,
Den Kummer verjaget die Lust.
4. Die Boten der ewigen Herrlichkeit eilen,
Sie bringen Versöhnung und himmlische Pracht.
Wie Blitze die schüchternen Wolken zertheilen,
Zertheilt sich die trauernde Nacht.
5. In stiller Empfindung bringt, nahe den Schmerzen,
Unfaßliche Wollust in Thränen hervor;
Voll mildester Zärtlichkeit schwingen die Herzen
Sich Dir, o Erlöser, empor.
6. Dich, Heiland, Dich suchet der Frommen Bestreben,
Wie fest um den Ulmbaum der Weinstock sich schlingt.
Dir folget die Liebe durch Tod und durch Leben,
Die Liebe, die Alles bezwingt.

Nikolaus Dietrich Giseke.

An Herrn K.

1. Freund, fordre nicht von mir ein thränenvolles Lied,
Das, nur von uns gehört, das Ohr der Großen flieht,
Um das Panegyristen lärmen.
Was säng' ich Dir so gern, als meinen ew'gen Schmerz,
Der Deinem Schmerzen gleicht, und mein zerrißnes Herz,
In dem sich Lieb' und Freundschaft härmen?
Doch klagend klimmt man jetzt nicht den Parnaß hinan;
Mein Freund, der ist allein den Schmeichlern unterthan,
Und hört kein Lied von Freundschaft an.
2. Singst Du denn darum nur, damit Dich Niemand hört?
Wo bleibt Dein Ruhm, wenn ihn kein Hof mit Beifall ehrt,
Und Dich kein Junker um sich leidet?
Den Flaccus hört' August, auch eh' er ihn noch pries,
Und Jeder, dem sein Lob die Ewigkeit verhieß,
Ward von des Kaisers Stolz beneidet.
Er zittert, wenn das Lob des Hofes ihn betäubt,
Und glaubt nicht, daß der Ruf von seinen Thaten bleibt,
Wenn sein Horaz nicht an ihn schreibt.
3. Es fehlt auch unsrer Zeit kein Herrscher, wie August,
Doch, Freund, die finden nur in großen Thaten Lust,
Und werden nie Dein Lob begehren.
Von ihrem Thron, um den geübtre Kenner stehn,
Wird nie ihr Aug' herab auf unsre Schmiede sehn,
Und wenn sie mehr, als Flaccus, wären,
Sie singen, Keiner hört's und fragt, wer ist denn der?
August hätt' es gefragt; doch so gemein wie er,
Macht sich bei uns kein Sekretär.
4. Vergiß denn Deine Kunst, lern' den Geschmack der Welt,
Der nicht Dein eigen ist, und singe, was gefällt;
Gefallen aber Messiaden?
Versuch' ein lehrreich Lob, das man errathen kann,
Fang', eh' Du Dich geübt, bei reichen Bürgern an
Und wage Dich zuletzt an Gnaden.
Dein ehrerbietigs Lob wird nicht ihr Stolz verschmähn.
So strenge sind sie nicht, und wenn sie Dich verstehn,
So fehlt gewiß Dir kein Mäcen.
5. Dann zweifelst Du nicht mehr, ob man Geschmack besitzt.
Von manches Kenners Huld belehrt und unterstützt,
Wirst Du wohl gar an Höfen wohnen.
Was Du dann singst, ist nur ein Fest, ein Carneval,
Bald eine blut'ge Jagd, bald ein vermummter Ball,
Und bald Illuminationen.
Bleibt Dein bewundert Lied auch Cramern unbekannt,
Und wirft es Gärtner gleich verächtlich aus der Hand,
Bei Hofe hast Du doch Verstand.

Johann Andreas Cramer.

Der Geist Gottes.

1. Aus seines Irrthums Finsternissen
Wird, Geist des Lichts, wer Licht begehrt,
Durch Deine Wahrheit nur entrissen,
Die uns den Weg des Friedens lehrt.
Von Wahn zu Wahne tappt und irrt,
Wer nicht von Dir erleuchtet wird.
2. Er wisse, was er will; er strebe,
Daß er auf einer neuen Bahn
Sich über Andrer Ruhm erhebe,
Die auch der Wahrheit Glanz nicht sahn;
Fehlt ihm die Leuchte Deines Lichts,
So sucht er, aber findet Nichts.
3. Zur wahren Weisheit allzuträge,
Kennt er nicht sich, noch seine Pflicht,
Nicht seinen Gott, noch seine Wege,
Und ach! sogar sein Elend nicht;
Vergißt in eitler Sicherheit
Tod, Rechenschaft und Ewigkeit.
4. Erbarmtest Du Dich nicht der Blinden,
O Geist von Gott, wer könnte dann
Den Weg zum wahren Heile finden,
Den die Vernunft nicht zeigen kann?
Wie thöricht würden wir nicht sein
Und noch uns unsrer Blindheit freun!
5. Doch Dir sei Dank und Preis und Ehre
Für alles Licht, das Du gewährst,
Für jeden Strahl aus Deiner Lehre,
Wodurch Du unsre Nacht verklärst,
Wodurch wir fühlen, Herr, wie blind,
Wie thöricht, wie verderbt wir sind.
6. So furchtbar strahlet allen Sündern
Durch seinen ersten Glanz Dein Licht;
Und, wenn wir seine Kraft nicht hindern,
Wie elend fühlen wir uns nicht!
Wie krank! (was nur der Thor nicht glaubt)
Wie krank vom Fuße bis zum Haupt!
7. Du zeigst uns Gott in seiner Größe,
In seiner Heiligkeit und Huld;

Sein Recht, und, ach! auch unsere Blöße
Und unsers Ungehorsams Schuld;
Das Elend unsrer Sicherheit,
Tod, Rechenschaft und Ewigkeit.
8. Das sehen wir durch Dich, und beben;
Doch, sollen wir verzagen? Nein!
Du zeigst uns auch den Weg zum Leben,
Und lehrest uns: Gott will verzeihn!
Du führst zu Dem, der uns versöhnt,
Uns uns mit Heil und Gnade krönt.
9. Auch schauen wir in Deinem Lichte
Der Frömmigkeit und Tugend Werth,
Und alle Frommen im Gerichte
Von Gott bekehret und verklärt;
Und alle Leiden dieser Zeit,
Wie Nichts in ihrer Herrlichkeit!
10. Dir, Geist des Lichts, sei Dank und Ehre!
Laß dieß Dein Licht uns Alle sehn,
Und diese Gabe Deiner Lehre
Undankbar nicht, nicht frech verschmähn!
Gib, daß wir thun, was Du uns lehrst,
Bis Du bei Gott uns ganz verklärst!

Friedrich Gottlieb Klopstock.

I. Die Auferstehung.

1. Auferstehn, ja auferstehn wirst Du,
Mein Staub, nach kurzer Ruh'!
Unsterblichs Leben
Wird, der Dich schuf, Dir geben!
Halleluja!
2. Wieder aufzublühn, werd' ich gesät;
Der Herr der Ernte geht,
Und sammelt Garben
Uns ein, uns ein, die starben!
Halleluja!
3. Tag des Danks! Der Freudenthränen Tag!
Du, meines Gottes Tag!
Wenn ich im Grabe
Genug geschlummert habe,
Erweckst Du mich!
4. Wie den Träumenden wirds dann uns sein;
Mit Jesu gehn wir ein
Zu seinen Freuden!
Der müden Pilger Leiden
Sind dann nicht mehr!
5. Ach, ins Allerheiligste führt mich
Mein Mittler dann; lebt' ich
Im Heiligthume,
Zu seines Namens Ruhme!
Halleluja!

II. Jesus meine Zuversicht.

1. Jesus, meine Zuversicht,
Mein Versöhner ist im Leben!
Dieses weiß ich; sollt' ich nicht,
Auch zu sterben, mich ergeben?
Wie das Grab, das einst mich deckt,
Mein zu schwaches Herz auch schreckt.
2. Jesus, mein Erlöser, lebt!
Ich werd' auch das Leben schauen!
Sein, wo mein Erlöser lebt!
Und es sollte mir noch grauen?
Er ist der Gemeine Haupt!
Und sein Glied, wer an ihn glaubt!
3. Voll von dieser Zuversicht
Hab' ich oft sein Heil empfunden;
Legt' ich meine Hand auch nicht
In des Ueberwinders Wunden.
Er stand auf! Mein Leib erwacht
Auch aus seines Todes Nacht!
4. Fleisch bin ich und muß daher
Einmal auch zu Staube werden!
Dieses weiß ich; doch wird Er
Mich erwecken aus der Erden,
Daß ich in der Herrlichkeit
Bei ihm sei in Ewigkeit!
5. Dann umgibt mich diese Haut,
Dieser Leib, der einst verweste!
Gott wird dann von mir geschaut,
In dem Leibe, der verweste!
Ja, in diesem Fleisch werd' ich
Sehen, Gottversöhner, Dich!
6. Ob dieß Aug' im Tod' auch bricht,
Wird's doch meinen Retter kennen!
Ich, ich selbst, kein Fremder nicht,
Werd' in seiner Liebe brennen!
Dank ihm! Dank ihm! Preis und Ruhm!
Wunderbar schafft er mich um!
7. Was sie kränket, seufzt und fleht,
Wird nicht ewig untergehen!
Irdisch werd' ich ausgesät!
Himmlisch werd' ich auferstehen!
Zu verwesen, sink' ich ein!
Dann werd' ich unsterblich sein!
8. Freudig bin ich und getrost!
Dann steigt mein Versöhner nieder!
Wann ich sterb', ist Er mein Trost!
Und den Todten ruft er wieder,
Wann mir die Posaune klingt,
Auch zu meinem Grabe dringt!
9. Und mich schreckte noch der Tod?
Mich die Gräber und ihr Grauen?
Meinen Mittler, meinen Gott,
Jesum Christum, werd' ich schauen!
Elend fühl' ich dann nicht mehr!
Weine dann, ach dann nicht mehr!
10. Nur, daß Du Dich, Seel', erhebst
Von den Lüsten dieser Erden!
Und schon hier dem Gotte lebst,
Mit dem Du vereint sollst werden!
Willst Du seines Heils Dich freun,
Mußt Du heilig, Seele, sein!

III. Der Zürchersee.

1. Schön ist, Mutter Natur, Deiner Erfindung Pracht
Auf die Fluren verstreut, schöner ein froh Gesicht,
Das den großen Gedanken
Deiner Schöpfung noch Einmal denkt.
2. Von des schimmernden Sees Traubengestaden her,
Oder, flohest Du schon wieder zum Himmel auf,
Komm in röthendem Strale
Auf dem Flügel der Abendluft,
3. Komm, und lehre mein Lied jugendlich heiter sein,
Süße Freude, wie Du! gleich dem beseelteren
Schnellen Jauchzen des Jünglings,
Sanft, der fühlenden Fanny gleich.
4. Schon lag hinter uns weit Uto, an dessen Fuß
Zürch in ruhigem Thal freie Bewohner nährt;
Schon war manches Gebirge,
Voll von Reben, vorbeigeflohn.
5. Jetzt entwölkte sich fern silberner Alpen Höh',
Und der Jünglinge Herz schlug schon empfindender,
Schon verrieth es beredter
Sich der schönen Begleiterin.
6. „Hallers Doris," die sang, selber des Liedes werth,
Hirzels Daphne, den Kleist innig, wie Gleimen, liebt;
Und wir Jünglinge sangen,
Und empfanden, wie Hagedorn.
7. Jetzo nahm uns die Au in die beschattenden
Kühlen Arme des Walds, welcher die Insel krönt;
Da, da kamst Du, Freude!
Volles Maßes auf uns herab!
8. Göttin Freude, Du selbst! Dich, wir empfanden Dich!
Ja, Du warst es selbst, Schwester der Menschlichkeit,
Deiner Unschuld Gespielin,
Die sich über uns ganz ergoß!
9. Süß ist, fröhlicher Lenz, Deiner Begeistrung Hauch,
Wenn die Flur Dich gebiert, wenn sich Dein Odem sanft
In der Jünglinge Herzen,
Und die Herzen der Mädchen gießt.
10. Ach Du machst das Gefühl siegend, es steigt durch Dich
Jede blühende Brust schöner und bebender,
Lauter redet der Liebe
Nun entzauberter Mund durch Dich!
11. Lieblich winket der Wein, wenn er Empfindungen,
Beßre, sanftere Lust, wenn er Gedanken winkt,
Im sokratischen Becher
Von der thauenden Ros' umkränzt;
12. Wenn er dringt bis ins Herz, und zu Entschließungen,
Die der Säufer verkennt, jeden Gedanken weckt,
Wenn er lehret verachten,
Was nicht würdig des Weisen ist.
13. Reizvoll klinget des Ruhms lockender Silberton
In das schlagende Herz, und die Unsterblichkeit
Ist ein großer Gedanke,
Ist des Schweißes der Edlen werth!
14. Durch der Lieder Gewalt, bei der Urenkelin
Sohn und Tochter noch sein; mit der Entzückung Ton
Oft beim Namen genennet,
Oft gerufen vom Grabe her,
15. Dann ihr sanfteres Herz bilden, und, Liebe, Dich,
Fromme Tugend, Dich auch gießen ins sanfte Herz,
Ist, beim Himmel! nicht wenig!
Ist des Schweißes der Edlen werth!
16. Aber süßer ist noch, schöner und reizender,
In dem Arme des Freunds wissen ein Freund zu sein!
So das Leben genießen,
Nicht unwürdig der Ewigkeit!
17. Treuer Zärtlichkeit voll, in den Umschattungen,
In den Lüften des Walds, und mit gesenktem Blick
Auf die silberne Welle,
That ich schweigend den frommen Wunsch:
18. Wäret Ihr auch bei uns, die Ihr mich ferne liebt,
In des Vaterlands Schoß einsam von mir verstreut,
Die in seligen Stunden
Meine suchende Seele fand;
19. O so bauten wir hier Hütten der Freundschaft uns!
Ewig wohnten wir hier, ewig! Der Schattenwald
Wandelt' uns sich in Tempe,
Jenes Thal in Elysium!

IV. Hermann und Thusnelda.

1. Ha! da kömmt er, mit Schweiß, mit Römerblute,
Mit dem Staube der Schlacht bedeckt! So schön war
Hermann niemals! So hat's ihm
Nie von dem Auge geflammt!

Aeltere Lesarten. III. 2. 1. Von der schimmernden See weinvollem Ufer her. — 3. im röthenden. — **3.** 2. dem aufwallenden. — 4. fühlenden Schmidtin gleich. — **6.** 1. (erste Lesart) Doris sang uns — (zweite Lesart) Doris, sie sang. — 2. zärtlich, wie. — **7.** 1. Jetzt empfing uns. — 3. kamst du, o Freude! — 4. Ganz in vollem Maaß über uns. — **8.** 1. Dich, dich empfanden wir! — **9.** 3. In der Jünglinge Seufzer. — 4. Und ins Herz der Mädchen gießt. — **10.** 1. Durch Dich wird das Gefühl jauchzender, durch Dich steigt. — 3. Durch Dich reden die Lippen. — 4. Der verstummenden Liebe laut. — **11.** 2. Wenn er sanftere Lust. — **12.** 1. Wenn er an das Herz bringt. — 4. Was des Weisen nicht würdig ist. — **15.** 3. Ist, Goldhäufer! nicht wenig! — **17.** 3. Auf die silbernen Wellen. — 4. That mein Herze den.
IV. 1. 1. Ha, da kömmt. — 4. Noch nicht vom Auge.

2. Komm! ich bebe vor Lust! reich mir den Adler
Und das triefende Schwert! Komm, athm' und ruh' hier
Aus in meiner Umarmung
Von der zu schrecklichen Schlacht!
3. Ruh' hier, daß ich den Schweiß der Stirn' abtrockne,
Und der Wange das Blut! Wie glüht die Wange!
Hermann! Hermann! so hat Dich
Niemals Thusnelda geliebt!
4. Selbst nicht, da Du zuerst im Eichenschatten
Mit dem bräunlichen Arm mich wilder faßtest!
Fliehend blieb ich, und sah Dir
Schon die Unsterblichkeit an,
5. Die nun Dein ist! Erzählt's in allen Hainen,
Daß Augustus nun bang mit seinen Göttern
Nektar trinket! daß Herrmann,
Hermann unsterblicher ist!
6. „Warum lockst Du mein Haar? Liegt nicht der stumme,
Todte Vater vor uns? O hätt' Augustus
Seine Heere geführt; er
Läge noch blutiger da!“
7. Laß Dein sinkendes Haar mich, Hermann, heben,
Daß es über dem Kranz' in Locken drohe!
Siegmar ist bei den Göttern!
Folg' Du, und wein' ihm nicht nach!

V. Fragen.

1. Veracht' ihn, Leier, welcher den Genius
In sich verkennet! und zu des Albion,
Zu jedem edlern Stolz unfähig,
Fern, es zu werden, noch immer nachahmt!
2. Soll Hermanns Sohn, und, Leibniz, Dein Zeitgenoß,
(Des Denkers Leben lebet noch unter uns!)
Soll der in Ketten denen nachgehn,
Welchen er, kühner, vorüber flöge?
3. Und doch die Wange niemals mit glühender
Schamvoller Röthe färben? nie feuriger,
Sieht er des Griechen Flug, ausrufen:
Wurde zum Dichter nur er geboren?
4. Nicht zürnend weinen, weinen vor Ehrbegier,
Wenn ers nicht ausrief? gehen, um Mitternacht
Auffahren? nicht an seiner Kleinmuth
Sich durch unsterbliche Werke rächen?
5. Zwar, werther Hermanns, hat die bestäubte Schlacht
Uns oft gekrönet! hat sich des Jünglings Blick
Entflammt! hat laut sein Herz geschlagen,
Brennend nach kühnerer That gedurstet!
6. Deß Zeug' ist Höchsteb, dort, wo die dunkle Schlacht
Noch donnert, wo, mit edlen Brittaniern,
Gleich würdig ihrer großen Väter,
Deutsche dem Gallier Flucht geboten!
7. Das Werk des Meisters, welches von hohem Geist
Geflügelt hinschwebt, ist, wie des Helden That,
Unsterblich! wird, gleich ihr, den Lorbeer
Männlich verdienen, und niedersehen!

VI. Der Rheinwein.

1. O Du, der Traube Sohn, der im Golde blinkt,
Den Freund, sonst Niemand, lad' in die Kühlung ein.
Wir drei sind unser werth, und jener
Deutscheren Zeit, da Du, edler Alter,
2. Noch ungekeltert, aber schon feuriger
Dem Rheine zuhingst, der Dich mit auferzog,
Und Deiner heißen Berge Füße
Sorgsam mit grünlicher Woge kühlte.
3. Jetzt, da Dein Rücken bald ein Jahrhundert trägt,
Verdienst Du es, daß man den hohen Geist
In Dir verstehen lern', und Kato's
Ernstere Tugend von Dir entglühe.
4. Der Schule Lehrer kennet des Thiers um ihn,
Kennt aller Pflanzen Seele. Der Dichter weiß
So viel nicht; aber seiner Rose
Weibliche Seele, des Weines stärkre,
5. Den jene kränzt, der flötenden Nachtigall
Erfindungsvolle Seele, die seinen Wein
Mit ihm besingt, die kennt er besser,
Als der Erweis, der von Folgen triefet.
6. Rheinwein, von ihnen hast Du die edelste,
Und bist es würdig, daß Du des Deutschen Geist
Nachahmst! bist glühend, nicht aufflammend,
Taumellos, stark, und von leichtem Schaum leer.
7. Du duftest Balsam, wie mit der Abendluft
Der Würze Blume von dem Gestade dampft,
Daß selbst der Krämer die Gerüche
Athmender trinkt, und nur gleitend fortschifft.
8. Freund, laß die Hall' uns schließen; der Lebensduft
Verströmet sonst, und etwa ein kluger Mann
Möcht' uns besuchen, breit sich setzen,
Und von der Weisheit wohl gar mitsprechen.
9. Nun sind wir sicher. Engere Wissenschaft,
Den hellen Einfall, lehr' uns des Alten Geist!
Die Sorgen soll er nicht vertreiben!
Hast Du geweinte, geliebte Sorgen,

---

2. 2—4. (erste Lesart) ruhe Von der donnernden Schlacht in Meinen Umarmungen aus! (zweite Lesart) ruhe Hier in meiner Umarmung Aus von der donnernden Schlacht! — **3.** 4. Noch nicht. — **4.** 1. Selbst nicht, als Du zuerst im Eichenhaine. — **5.** 1. Erzählt's im dunklen Haine. — **6.** 3. Seine Reiter geführt. — **7.** 1. Hermann, locken. — 2. Daß es unter dem Kranz im Kreise falle! — 4. Besser gefolgt, als beweint!

V. 1. 1. wer der Natur Geschick. — 2. In sich verkannt hat. — 3. edlem Stolz. — 4. Selber unnachgeahmt, immer nachahmt. — **2.** 4. kühner vorfliegen könnte. — **3.** 1. Und nie die Stirne mit edelglühnder. — 4. (erste Lesart). Bin ich ein Dichter nicht auch geboren? (zweite Lesart) Wurde nur er ein Poet geboren? — **4.** fehlt in der ersten Ausgabe. — **5.** 2. hat sich sein Aug' entflammt. — 3. Hat laut des Jünglings Herz geschlagen. — 4. Brennend gedürstet nach großen Thaten. — **6.** 4. Deutsche erbluteten oder siegten. — **7.** 1. Meisters, das sich geflügelter. — 2. Vom hohen Geist hebt, ist 2c.

10. Laß mich mit Dir sie sorgen. Ich weine mit,
Wenn Dir ein Freund starb. Nenn' ihn. So starb er mir!
Das sprach er noch! Nun kam das letzte,
Letzte Verstummen! nun lag er todt da!

11. Von allem Kummer, welcher des Sterblichen
Kurzsichtig Leben nervenlos niederwirft,
Wärst Du, des Freundes Tod! der trübste;
Wär' sie nicht auch, die Geliebte, sterblich!

12. Doch wenn Dich, Jüngling, andere Sorg' entflammt,
Und Dir's zu heiß wird, daß Du der Barden Gang
Im Haine noch nicht gingst, Dein Name
Noch unerhöht mit der großen Fluth fleußt;

13. So red'! In Weisheit wandelt sich Ehrbegier,
Wählt jene. Thorheit ist es, ein kleines Ziel
Das würdigen, zum Ziel zu machen,
Nach der unsterblichen Schelle laufen!

14. Noch viel Verdienst ist übrig. Auf, hab' es nur;
Die Welt wird's kennen. Aber das edelste
Ist Tugend! Meisterwerke werden
Sicher unsterblich; die Tugend selten!

15. Allein sie soll auch Lohn der Unsterblichkeit
Entbehren können. Athme nun auf, und trink.
Wir reden viel noch, eh' des Aufgangs
Kühlungen wehen, von großen Männern.

VII. Die Frühlingsfeier.

1. Nicht in den Ozean der Welten alle
Will ich mich stürzen! schweben nicht,
Wo die ersten Erschaffnen, die Jubelchöre der Söhne des Lichts,
Anbeten, tief anbeten! und in Entzückung vergehn!

2. Nur um den Tropfen am Eimer,
Um die Erde nur, will ich schweben, und anbeten!
Halleluja! Halleluja! Der Tropfen am Eimer
Rann aus der Hand des Allmächtigen auch!

3. Da der Hand des Allmächtigen
Die größeren Erden entquollen!
Die Ströme des Lichts rauschten, und Siebengestirne wurden,
Da entrannest Du, Tropfen, der Hand des Allmächtigen!

4. Da ein Strom des Lichts rauscht', und unsre Sonne wurde!
Ein Wogensturz sich stürzte, wie vom Felsen
Der Wolk' herab, und den Orion gürtete,
Da entrannest Du, Tropfen, der Hand des Allmächtigen!

5. Wer sind die tausendmal Tausend, wer die Myriaden alle,
Welche den Tropfen bewohnen, und bewohnten? und wer bin ich?
Halleluja dem Schaffenden! mehr, wie die Erden, die quollen!
Mehr, wie die Siebengestirne, die aus Strahlen zusammenströmten!

6. Aber Du, Frühlingswürmchen,
Das grünlichgolden neben mir spielt,
Du lebst, und bist vielleicht,
Ach, nicht unsterblich!

7. Ich bin herausgegangen, anzubeten,
Und ich weine? Vergib, vergib
Auch diese Thräne dem Endlichen,
O Du, der sein wird!

8. Du wirst die Zweifel alle mir enthüllen,
O Du, der mich durch das dunkle Thal
Des Todes führen wird! Ich lerne dann,
Ob eine Seele das goldne Würmchen hatte.

9. Bist Du nur gebildeter Staub,
Sohn des Mais, so werde denn
Wieder verfliegender Staub,
Oder was sonst der Ewige will!

10. Ergeuß von Neuem Du, mein Auge,
Freudenthränen!
Du, meine Harfe,
Preise den Herrn!

11. Umwunden, wieder mit Palmen
Ist meine Harf' umwunden! ich singe dem Herrn!
Hier steh' ich. Rund um mich
Ist Alles Allmacht! und Wunder Alles!

12. Mit tiefer Ehrfurcht schau' ich die Schöpfung an,
Denn Du!
Namenloser, Du!
Schufest sie!

13. Lüfte, die um mich wehn, und sanfte Kühlung
Auf mein glühendes Angesicht hauchen,
Euch, wunderbare Lüfte,
Sandte der Herr! der Unendliche!

14. Aber jetzt werden sie still, kaum athmen sie.
Die Morgensonne wird schwül!
Wolken strömen herauf!
Sichtbar ist, der kommt, der Ewige!

15. Nun schweben sie, rauschen sie, wirbeln die Winde!
Wie beugt sich der Wald! wie hebt sich der Strom!
Sichtbar, wie Du es Sterblichen sein kannst,
Ja, das bist Du, sichtbar, Unendlicher!

16. Der Wald neigt sich, der Strom fliehet, und ich
Falle nicht auf mein Angesicht?
Herr! Herr! Gott! barmherzig und gnädig!
Du Naher! erbarme Dich meiner!

17. Zürnest Du, Herr!
Weil Nacht Dein Gewand ist?
Diese Nacht ist Segen der Erde.
Vater, Du zürnest nicht!

18. Sie kommt, Erfrischung auszuschütten,
Ueber den stärkenden Halm!
Ueber die herzerfreuende Traube!
Vater, Du zürnest nicht!

19. Alles ist still vor Dir, Du Naher!
Rings umher ist Alles still!
Auch das Würmchen, mit Golde bedeckt, merkt auf!
Ist es vielleicht nicht seelenlos? ist es unsterblich?

VI. 15. 1. Allein sie soll auch dieser Unsterblichkeit. — 2. Nur wenig achten ꝛc. — 3. Wir wollen viel von großen Männern, — 4. Eh' sich der Schatten verlängt, noch reden!
VII. 15. 1. Nun schweben und rauschen und wirbeln die Winde! — **17.** 4. u. **18.** 4. Du zürnest nicht, o Vater!

20. Ach, vermöcht' ich Dich, Herr, wie ich dürste, zu preisen!
Immer herrlicher offenbarest Du Dich!
Immer dunkler wird die Nacht um Dich,
Und voller von Segen!
21. Seht Ihr den Zeugen des Nahen, den zückenden Strahl?
Hört Ihr Jehova's Donner?
Hört Ihr ihn? hört Ihr ihn,
Den erschütternden Donner des Herrn?
22. Herr! Herr! Gott!
Barmherzig und gnädig!
Angebetet, gepriesen
Sei Dein herrlicher Name!
23. Und die Gewitterwinde? sie tragen den Donner!
Wie sie rauschen! wie sie mit lauter Woge den Wald durchströmen!
Und nun schweigen sie. Langsam wandelt
Die schwarze Wolke.
24. Seht Ihr den neuen Zeugen des Nahen, den fliegenden Strahl?
Höret Ihr hoch in der Wolke den Donner des Herrn?
Er ruft: Jehova! Jehova!
Und der geschmetterte Wald dampft.
25. Aber nicht unsre Hütte!
Unser Vater gebot
Seinem Verderber,
Vor unsrer Hütte vorüberzugehn!
26. Ach, schon rauscht, schon rauscht
Himmel und Erde vom gnädigen Regen!
Nun ist, wie dürstete sie! die Erd' erquickt,
Und der Himmel der Segensfüll' entlastet!
27. Siehe, nun kommt Jehova nicht mehr im Wetter,
Im stillen, sanften Säuseln
Kommt Jehova,
Und unter ihm neigt sich der Bogen des Friedens!

VIII. Kaiser Heinrich.

1. Laß unsre Fürsten schlummern in weichem Stuhl,
Vom Höfling rings umräuchert und unberühmt,
So jetzo, und im Marmorsarge
Einst noch vergeßner und unberühmter!
2. Frag' nicht des Tempels Halle; sie nennte Dir
Mit goldnem Munde Namen, die Keiner kennt:
Bei diesen unbekränzten Gräbern
Mag der Heralde, sich wundernd, weilen!
3. Laß dann und jetzt sie schlummern! Es schlummert ja
Mit ihnen der selbst, welcher die blutigen,
Siegswerthen Schlachten schlug, zufrieden,
Daß er um Galliens Pindus irrte.
4. Zur Wolke steigen, rauschen, ihm ungehört,
Der deutschen Dichter Haine, Begeisterer,
Wehn nah' am Himmel sie. Doch ihr auch
Fremdling, erstieg er des Pindus Höh' nicht.
5. Schnell Fluß, und Strom schnell, stürzen am Eichenstamm
In deinem Schatten, Palme, zwo Quellen fort.
Ihr seht die reinen, tiefen Quellen,
Seht der Dichtenden Grundanlagen.
6. Weich', Ungeweihter! Deinem zu trüben Blick
Ist überschleiert Schönheit im Anbeginn;
Bald rieselt sie nicht mehr als Quelle,
Gießt in Gefilde sich, reißt das Herz fort!
7. Wer sind die Seelen, die in der Haine Nacht
Herschweben? Ließt Ihr, Helden, der Todten Thal?
Und kamt Ihr, Eurer späten Enkel
Rachegesang an uns selbst zu hören?
8. Denn, ach! wir säumten! Jetzo erschrecket uns
Der Adler keiner über der Wolkenbahn.
Des Griechen Flug nur ist uns furchtbar,
Aber die Religion erhöhet
9. Uns über Hämus, über des Hufes Quell!
Posaun' und Harfe tönen, wenn sie beseelt;
Und tragischer, wenn sie ihn leitet,
Hebet, o Sophokles, Dein Kothurn sich.
10. Und wer ist Pindar gegen Dich, Bethlems Sohn,
Des Dagoniten Sieger und Hirtenknab',
O Isaïde, Sänger Gottes,
Der den Unendlichen singen konnte!
11. Hört uns, o Schatten! Himmelan steigen wir
Mit Kühnheit. Urtheil blickt sie, und kennt den Flug.
Das Maß in sichrer Hand bestimmen
Wir den Gedanken und seine Bilder.
12. Bist Du, der Erste, nicht der Eroberer
Am leichenvollen Strom? und der Dichter Freund?
Ja, Du bist Karl! Verschwind', o Schatten,
Welcher uns mordend zu Christen machte!
13. Tritt, Barbarossa, höher als er empor;
Dein ist der Vorzeit edler Gesang! Denn Karl
Ließ, ach umsonst, der Barden Kriegshorn
Tönen dem Auge. Sie liegt verkennet
14. In Nachtgewölben unter der Erde wo
Der Klosteröden, klaget nach uns herauf
Die farbenhelle Schrift, geschrieben,
Wie es erfand, der zuerst dem Schall gab
15. In Hermanns Vaterlande Gestalt, und gab
Altdeutschen Thaten Rettung vom Untergang!
Bei Trümmern liegt die Schrift, des stolzen
Franken Erfindung, und bald in Trümmern,
16. Und ruft, und schüttelt (hörst Du es Cellner, nicht?)
Die goldnen Buckeln, schlägt an des Bandes Schild
Mit Zorn! Den, der sie höret, nenn' ich
Dankend dem froheren Wiederhalle!
17. Du sangest selbst, o Heinrich: „Mir sind das Reich

---

23. 2. Wie sie die Wälder durchrauschen! — 3. Majestätischer — 4. Wandeln die Wolken herauf — **VIII. 3.** 4. Galliens Lorbeern. — **4.** 1. rauschen, wie Leierklang, — 3. sie. Ihr selbst auch — 4. Fremdling durchdrang er die Lorbeerhöh' nicht. — **5.** 2. Palme, die Quellen — 3. Nicht mit der Rechten schöpft der Dichter, — 4. Feuriger leckt er die Silberquellen. — **6.** fehlt in der Hamburger Ausgabe. — **8.** 4. erhöht uns — **9.** 1. Weit über Hämus und, Aganippe, Dich! — **10.** 2. Du Hirt, und o Du, Sieger des Dagonit. — **14.** 2. Der Mönchseinöden —

Und unterthan die Lande; doch mißt' ich eh'
Die Kron', als Sie! erwählte Beides,
Acht mir und Bann, eh' ich Sie verlöre!"
18. Wenn jetzt Du lebtest, Edelster Deines Volks,
Und Kaiser! würdest Du bei der Deutschen Streit
Mit Hämus Dichtern und mit jenen
Am Kapitol unerwecklich schlummern?
19. Du fängest selber, Heinrich: „Mir dient, wer blinkt
Mit Pflugschaar oder Lanze; doch mißt' ich eh'
Die Kron', als Muse, Dich, und Euch, Ihr
Ehren, die länger, als Kronen, schmücken!"

IX. Der Eislauf.

1. Vergraben ist in ew'ge Nacht
Der Erfinder großer Name zu oft!
Was ihr Geist grübelnd entdeckt, nutzen wir;
Aber belohnt Ehre sie auch?
2. Wer nannte Dir den kühneren Mann,
Der zuerst am Maste Segel erhob?
Ach verging selber der Ruhm Dessen nicht,
Welcher dem Fuß Flügel erfand!
3. Und sollte der unsterblich nicht sein,
Der Gesundheit uns und Freuden erfand,
Die das Roß, muthig im Lauf, niemals gab,
Welche der Rhein selber nicht hat?
4. Unsterblich ist mein Name dereinst!
Ich erfinde noch dem schlüpfenden Stahl
Seinen Tanz! Leichteres Schwungs fliegt er hin,
Kreiset umher, schöner zu sehn.
5. Du kennest jeden reizenden Ton
Der Musik, drum gib dem Tanz Melodie!
Mond und Wald höre den Schall ihres Horns,
Wenn sie des Flugs Eile gebeut.
6. O Jüngling, der den Wasserkothurn
Zu beseelen weiß, und flüchtiger tanzt,
Laß der Stadt ihren Kamin! Komm mit mir,
Wo des Kristalls Ebne Dir winkt!
7. Sein Licht hat er in Düfte gehüllt;
Wie erhellt des Winters werdender Tag
Sanft den See! Glänzenden Reif, Sternen gleich,
Streute die Nacht über ihn aus!
8. Wie schweigt um uns das weiße Gefild!
Wie ertönt vom jungen Froste die Bahn!
Fern verräth Deines Kothurns Schall Dich mir,
Wenn Du dem Blick, Flüchtling, enteilst.
9. Wir haben doch zum Schmause genug
Von des Halmes Frucht? und Freuden des Weins?
Winterluft reizt die Begier nach dem Mahl;
Flügel am Fuß reizen sie mehr!
10. Zur Linken wende Du Dich, ich will
Zu der Rechten hin halbkreisend mich drehn;
Nimm den Schwung, wie Du mich ihn nehmen siehst:
Also! nun fleug' schnell mir vorbei!
11. So gehen wir den schlängelnden Gang
An dem langen Ufer schwebend hinab.
Künstle nicht! Stellung, wie die, lieb' ich nicht,
Zeichnet Dir auch Preisler nicht nach.
12. Was horchst Du nach der Insel hinauf?
Unerfahrne Läufer tönen dort her!
Huf und Last gingen noch nicht übers Eis,
Netze noch nicht unter ihm fort.
13. Sonst späht Dein Ohr ja Alles; vernimm,
Wie der Todeston wehklagt auf der Flut!
O wie tönt's anders! wie hallt's, wenn der Frost
Meilen hinab spaltet den See!
14. Zurück! laß nicht die schimmernde Bahn
Dich verführen, weg vom Ufer zu gehn!
Denn wo dort Tiefen sie deckt, strömt's vielleicht,
Sprudeln vielleicht Quellen empor.
15. Den ungehörten Wogen entströmt,
Dem geheimen Quell entrieselt der Tod!
Glittst Du auch leicht, wie dieß Laub, ach dorthin,
Sänkest Du doch, Jüngling, und stürbst!

X. Der Jüngling.

1. Schweigend sahe der Mai die bekränzte
Leichtwehende Lock' im Silberbach;
Röthlich war sein Kranz, wie des Aufgangs;
Er sah sich und lächelte sanft.
2. Wüthend kam ein Orkan am Gebirg' her!
Die Esche, die Tann' und Eiche brach,
Und mit Felsen stürzte der Ahorn
Vom bebenden Haupt des Gebirgs.
3. Ruhig schlummert' am Bach der Mai ein,
Ließ rasen den lauten Donnersturm!
Lauscht' und schlief, beweht von der Blüthe,
Und wachte mit Hesperus auf.
4. Jetzo fühlst Du noch Nichts von dem Elend,
Wie Grazien lacht das Leben Dir.
Auf, und waffne Dich mit der Weisheit!
Denn, Jüngling, die Blume verblüht!

XI. Wir und Sie.

1. Was that Dir, Thor, Dein Vaterland?
Dein spott' ich, glüht Dein Herz Dir nicht
Bei seines Namens Schall!
2. Sie sind sehr reich! und sind sehr stolz!
Wir sind nicht reich! und sind nicht stolz!
Das hebt uns über Sie!
3. Wir sind gerecht! das sind Sie nicht!
Hoch stehn Sie! träumen's höher noch!
Wir ehren fremd Verdienst!
4. Sie haben hohen Genius!
Wir haben Genius, wie Sie!
Das macht uns ihnen gleich!
5. Sie dringen in die Wissenschaft
Bis in ihr tiefstes Mark hinein!
Wir thun's! und thaten's lang!
6. Wen haben Sie, der kühnes Flugs,
Wie Händel Zaubereien tönt?
Das hebt uns über Sie!
7. Wer ist bei ihnen, dessen Hand
Die trunkne Seel' im Bilde täuscht?
Selbst Kneller gaben Wir!
8. Wenn traf ihr Barde ganz das Herz?
In Bildern weint er! Griechenland,
Sprich Du Entscheidung aus!
9. Sie schlagen in der finstern Schlacht,
Wo Schiff an Schiff sich donnernd legt!
Wir schlügen da, wie Sie!
10. Sie rücken auch in jener Schlacht,
Die Wir allein verstehn! heran:
Vor Uns entflohen Sie!
11. O sähn Wir Sie in jener Schlacht,

Die Wir allein verstehn! einst dicht
Am Stahl, wenn er nun sinkt,
12. Hermanne unsre Fürsten sind!
Cherusker unsre Heere sind,
Cherusker, kalt und kühn!
13. Was that Dir, Thor, Dein Vaterland?
Dein spott' ich, glüht Dein Herz Dir nicht
Bei seines Namens Schall!

XII. Mein Vaterland.

1. So schweigt der Jüngling lang,
Dem wenige Lenze verwelkten,
Und der dem silberhaarigen, thatenumgebenen Greise,
Wie sehr er ihn liebe, das Flammenwort hinströmen will.
2. Ungestüm fährt er auf um Mitternacht,
Glühend ist seine Seele!
Die Flügel der Morgenröthe wehen, er eilt
Zu dem Greis und saget es nicht.
3. So schwieg auch ich. Mit ihrem eisernen Arm
Winkte mir stets die strenge Bescheidenheit!
Die Flügel wehten, die Laute schimmerte,
Und begann von selber zu tönen; allein mir bebte die Hand.
4. Ich halt' es länger nicht aus! Ich muß die Laute nehmen,
Fliegen den kühnen Flug!
Reden! Kann es nicht mehr verschweigen,
Was in der Seele mir glüht.
4. O schone mein! Dir ist Dein Haupt umkränzt
Mit tausendjährigem Ruhm! Du hebst den Tritt der Unsterblichen,
Und gehest hoch vor vielen Landen her!
O schone mein! Ich liebe Dich, mein Vaterland!
5. Ach sie sinkt mir, ich hab' es gewagt!
Es bebt mir die Hand die Saiten herunter;
Schone, schone! Wie wehet dein heiliger Kranz,
Wie gehst Du den Gang der Unsterblichen daher.
6. Ich seh' ein sanftes Lächeln,
Das schnell das Herz mir entlastet;
Ich sing' es mit dankendem Freuderuf dem Wiederhall,
Daß dieses Lächeln mir ward!
7. Früh hab' ich Dir mich geweiht! Schon da mein Herz
Den ersten Schlag der Ehrbegierde schlug,
Erkor ich, unter den Lanzen und Harnischen,
Heinrich, Deinen Befreier, zu singen.
8. Allein ich sah die höhere Bahn,
Und, entflammt von mehr, denn nur Ehrbegier,
Zog ich weit sie vor. Sie führet hinauf
Zu dem Vaterlande des Menschengeschlechts!
9. Noch geh' ich sie, und wenn ich auf ihr
Des Sterblichen Bürden erliege;
So wend' ich mich seitwärts, und nehme des Barden Telyn,
Und sing', o Vaterland Dich Dir!
10. Du pflanzetest dem, der denket, und ihm, der handelt!
Weit schattet und kühn Dein Hain,
Steht und spottet des Sturmes der Zeit,
Spottet der Büsch' um sich her!
11. Wen scharfer Blick und die tanzende glückliche Stunde führt,
Der bricht in Deinem Schatten, kein Mährchen sie,
Die Zauberruthe, die nach dem hellern Golde,
Dem neuen Gedanken, zuckt.
12. Oft nahm Deiner jungen Bäume das Reich an der Rhone,
Oft das Land an der Themſ' in die dünneren Wälder.
Warum sollten sie nicht? Es schießen ja bald
Andere Stämme Dir auf!
13. Und dann so gehörten sie ja Dir an. Du sandtest
Deiner Krieger hin. Da klangen die Waffen! da ertönte
Schnell ihr Ausspruch: Die Gallier heißen Franken!
Engelländer die Britten!
14. Lauter noch ließest Du die Waffen klingen. Die hohe Rom
Ward zum kriegerischen Stolz schon von der Wölfin gesäugt;
Lange war sie Welttyrannin! Du stürzetest,
Mein Vaterland, die hohe Rom in ihr Blut!
15. Nie war gegen das Ausland
Ein anderes Land gerecht, wie Du!
Sei nicht allzugerecht. Sie denken nicht edel genug,
Zu sehen, wie schön Dein Fehler ist!
16. Einfältiger Sitte bist Du, und weise,
Bist ernstes tieferes Geistes. Kraft ist Dein Wort,
Entscheidung Dein Schwert. Doch wandelst Du gern es in die Sichel, und triefst,
Wohl Dir! von dem Blute nicht der andern Welten!
17. Mir winket ihr eiserner Arm! Ich schweige,
Bis etwa sie wieder schlummert;
Und sinne dem edlen, schreckenden Gedanken nach,
Deiner werth zu sein, mein Vaterland.

XIII. Vaterlandslied.

1. Ich bin ein deutsches Mädchen!
Mein Aug' ist blau, und sanft mein Blick;
Ich hab' ein Herz,
Das edel ist und stolz und gut.
2. Ich bin ein deutsches Mädchen!
Zorn blickt mein blaues Aug' auf den,
Es haßt mein Herz
Den, der sein Vaterland verkennt!
3. Ich bin ein deutsches Mädchen!
Erköre mir kein ander Land
Zum Vaterland,
Wär' mir auch frei die große Wahl!
4. Ich bin ein deutsches Mädchen!
Mein hohes Auge blickt auch Spott,
Blickt Spott auf den,
Der Säumens macht bei dieser Wahl.
5. Du bist kein deutscher Jüngling!
Bist dieses lauen Säumens werth,
Des Vaterlands
Nicht werth, wenn Du's nicht liebst, wie ich!
6. Du bist kein deutscher Jüngling!
Mein ganzes Herz verachtet Dich,
Der's Vaterland
Verkennt, Dich Fremdling! und Dich Thor!
7. Ich bin ein deutsches Mädchen!
Mein gutes, edles, stolzes Herz

Schlägt laut empor
Beim süßen Namen: Vaterland!
8. So schlägt mir's einst beim Namen
Des Jünglings nur, der, stolz wie ich
Aufs Vaterland,
Gut, edel ist, ein Deutscher ist!

XIV. An Gott.

1. Ein stiller Schauer Deiner Allgegenwart
Erschüttert, Gott! mich. Sanfter erbebt mein Herz
Und mein Gebein. Ich fühl', ich fühl' es,
Daß Du auch hier, wo ich weine, Gott! bist.
2. Von Deinem Antlitz wandelt, Unendlicher,
Dein Blick, der Seher, durch mein eröffnet Herz.
Sei vor ihm heilig, Herz, sei heilig,
Seele, vom ewigen Hauch entsprungen!
3. Verirrt mich Täuschung? oder ist wirklich wahr,
Was ein Gedanke leise dem andern sagt?
Empfindung, bist Du wahr, als dürf' ich
Frei mit dem Schöpfer der Seele reden?
4. Gedanken Gottes, welche der Ewige,
Der Weis' jetzt denket, wenn Ihr den menschlichen
Gedanken zürnet: o, wo sollen
Sie vor Euch, Gottes Gedanken! hinfliehn?
5. Flöhn sie zum Abgrund; siehe, so seid Ihr da!
Und wenn sie bebend in das Unendliche
Hineilten; auch im Unbegränzten
Wärt Ihr, Allwissende! sie zu schauen!
6. Und wenn sie Flügel nähmen der Seraphim,
Und aufwärts flögen in die Versammlungen,
Hoch ins Getön', in's Halleluja,
In die Gesänge der Harfenspieler;
7. Auch da vernähmt Ihr, göttliche Hörer! sie.
Flieht denn nicht länger, seid Ihr auch menschlicher,
Flieht nicht; der ewig ist, der weiß es,
Daß er in engen Bezirk Euch einschloß.
8. Des frohen Zutrauns! ach, der Beruhigung,
Daß meine Seele, Gott! mit Dir reden darf!
Daß sich mein Mund vor Dir darf öffnen,
Töne des Menschen herabzustammeln!
9. Ich wag's, und rede! Aber Du weißt es ja,
Schon lange weißt Du, was mein Gebein verzehrt,
Was, in mein Herz tief hingegossen,
Meinen Gedanken ein ewig Bild ist!
10. Nicht heut erst sahst Du meine mir lange Zeit,
Dir Augenblicke, weinend vorübergehn!
Du bist es, der Du warst; Jehova
Heißest Du! aber ich Staub von Staube!
11. Staub, und auch ewig! denn die Unsterbliche,
Die Du mir, Gott! gabst, gabst Du zur Ewigkeit!
Ihr hauchtest Du, Dein Bild zu schaffen,
Hohe Begierden nach Ruh' und Glück ein!
12. Ein drängend Heer! Doch Eine ward herrlicher
Vor allen Andern! Eine ward Königin
Der andern alle, Deines Bildes
Letzter und göttlichster Zug, die Liebe!
13. Die fühlst Du selber, doch als der Ewige;
Es fühlen jauchzend, welche Du himmlisch schufst,
Die hohen Engel Deines Bildes
Letzten und göttlichsten Zug, die Liebe!
14. Die grubst Du Adam tief in sein Herz hinein!
Nach seinem Denken von der Vollkommenheit
Ganz ausgeschaffen, ihm geschaffen,
Brachtest Du, Gott! ihm der Menschen Mutter!
15. Die grubst Du mir auch tief in mein Herz hinein!
Nach meinem Denken von der Vollkommenheit
Ganz ausgeschaffen, mir geschaffen,
Führst Du sie weg, die mein ganzes Herz liebt!
16. Der meine Seele ganz sich entgegen gießt!
Mit allen Thränen, welche sie weinen kann,
Die voll Seele ganz zuströmet!
Führst Du sie mir, die ich liebe, Gott, weg!
17. Weg, durch Dein Schicksal, welches, unsichtbar sich
Dem Auge fortwebt, immer ins Dunklre webt!
Fern weg den ausgestreckten Armen!
Aber nicht weg aus dem bangen Herzen!
18. Und dennoch weißt Du, welch' ein Gedank' es war,
Als Du ihn dachtest, und zu der Wirklichkeit
Erschaffend riefst, der, daß Du Seelen
Fühlender und für einander schufest!
19. Das weißt Du, Schöpfer! Aber Dein Schicksal trennt
Die Seelen, die Du so für einander schufst,
Dein hohes, unerforschtes Schicksal,
Dunkel für uns, doch anbetungswürdig!
20. Das Leben gleichet gegen die Ewigkeit
Dem schnellen Hauche, welcher dem Sterbenden
Entfließt; mit ihm entfloß die Seele,
Die der Unendlichkeit ewig nachströmt!
21. Einst löst des Schicksals Vater in Klarheit auf,
Was Labyrinth war; Schicksal ist dann nicht mehr!
Ach dann, bei trunknem Wiedersehen,
Gibst Du die Seelen einander wieder!

XIV. 1. 2. Sanft geruhet hebt — 4. Wo ich wohne, — **2.** 1. Unsichtbarer — 2. Dein Blick, der schauet — **3.** 1. Täuschet mein Herz mich? — 2. Lispelnd dem andern — **4.** 1. Die jetzt der Ewige — 2. Der Weise denket, — **5.** 1. Flöhn sie gen Himmel; — 2. Eilten sie bebend tief ins Unendliche, — 3. Auch da, auch da im ꝛc. 4. Könnet Ihr, Allwissende, sie schauen. — **6.** 1. Nähmen sie Flügel, Flügel der Seraphim — 2. Und flögen aufwärts — **7.** 1. (erste Lesart) Auch da ereilt ihr göttlicher Hörer sie. (zweite Lesart). Auch da ereilt Ihr, göttliche Hörer! sie. 2. (erste Lesart) So flieht dann nicht mehr, ob Ihr gleich menschlich seid, (zweite Lesart) Seid Ihr gleich menschlicher. **8.** 1. Welch' ein Gedanke! Welche Beruhigung, — 3. Daß vor Dir darf mein Mund sich öffnen, — 4. Daherzustammeln. — **9.** 1. rede! Gott! Doch Du weißt es ja, — **10.** 2. (erste Lesart) Die Augenblicke (zweite Lesart) Die schnelle Augenblicke, vorübergehn! — 3. Du wirst sein, der Du sein wirst, Herr, Herr, — 4. Heißest Du! ich aber Staub und Asche! — **11.** 4. Ruhm und Glück — **12.** 3. Ueber die andern. — **13.** Fehlt in der ältern Ausgabe. — **14.** 2. 3. und **15.** 2. 3. Denken, von der Vollkommenheit Ganz ausgeschaffen. — **19.** 3. unerforschlichs — **20.** 1. Zwar ist das Leben — 2. Dem schnellen Hauch gleich — 3. entflieht mit ihm die Seele, — 4. Welche der Zukunft an Dauer gleichet. — **21.** 2. Dann ist kein Schicksal mehr.

22. Gedanke, werth der Seel' und der Ewigkeit!
Werth, auch den bängsten Schmerz zu besänftigen!
Dich denkt mein Geist in Deiner Größe;
Aber ich fühle zu sehr das Leben,
23. Das hier ich lebe! Gleich der Unsterblichkeit,
Dehnt, was ein Hauch war, fürchterlich mir sich aus!
Ich seh', ich sehe meine Schmerzen,
Gränzenlos dunkel, vor mir verbreitet!
24. Laß, Gott, dieß Leben, leicht wie den Hauch entfliehn!
Nein, das nicht, gib mir, die Du mir gleich erschufst!
Ach, gib sie mir, Dir leicht zu geben!
Gib sie dem bebenden, bangen Herzen!
25. Dem süßen Schauer, der ihr entgegen wallt!
Dem stillen Stammeln der, die unsterblich ist,
Und, sprachlos ihr Gefühl zu sagen,
Nur, wenn sie weinet, nicht ganz verstummet.
26. Gib sie den Armen, die ich voll Unschuld oft
In meiner Kindheit, Dir zu dem Himmel hub,
Wenn ich mit heißer Stirn voll Andacht
Dir um die ewige Ruhe flehte.
27. Mit Einem Winke gibst Du, und nimmst Du ja
Dem Wurm, dem Stunden sind, wie Jahrhunderte,
Sein kurzes Glück; dem Wurm, der Mensch heißt,
Jähriget, blühet, verblüht, und abfällt.
28. Von ihr geliebet, will ich die Tugend schön
Und selig nennen! will ich ihr himmlisch Bild
Mit unverwandten Augen anschaun,
Ruhe nur Das und nur Glück Das nennen,
29. Was sie mir zuwinkt! Aber, o frömmere,
Dich auch, o die du ferner und höher wohnst,
Als unsre Tugend, ich will reiner,
Unbekannt, Gott nur bemerket, ehren!
30. Von ihr geliebet, will ich Dir feuriger
Entgegenjauchzen! will ich mein voller Herz
In heißern Hallelujaliedern,
Ewiger Vater, vor Dir ergießen!
31. Dann, wenn sie mit mir Deinen erhabnen Ruhm
Gen Himmel weinet, betend, mit schwimmendem,
Entzücktem Auge; will ich mit ihr
Hier schon das höhere Leben fühlen!
32. Das Lied vom Mittler, trunken in ihrem Arm
Von reiner Wollust, sing' ich erhabner dann
Den Guten, welche gleich uns lieben,
Christen, wie wir, sind, wie wir empfinden.

XV. An Giseke.

Geh'! ich reiße mich los, obgleich die männliche Tugend
Nicht die Thräne verbeut,
Geh'! ich weine nicht, Freund. Ich müßte mein Leben durchweinen,
Weint ich Dir, Giseke, nach!
Denn so werden sie alle dahin gehn, Jeder den Andern 5
Traurend verlassen und fliehn.
Also trennet der Tod gewählte Gatten! der Mann kam
Seufzend im Ozeon um,
Sie am Gestad, wo von Todtengeripp' und Scheiter und Meersand
Stürme das Grab ihr erhöhn. 10
So liegt Miltons Gebein von Homers Gebeine gesondert,
In der Cypresse verweht
Ihre Klag' an dem Grabe des Einen, und kommt nicht hinüber
Nach des Anderen Gruft.
So schrieb unser Aller Verhängniß auf eherne Tafeln 15
Der im Himmel, und schwieg.
Was der Hocherhabene schrieb, verehr' ich im Staube,
Weine gen Himmel nicht auf.
Geh', mein Theurer! Es letzen vielleicht sich unsere Freunde
Auch ohne Thränen mit Dir; 20
Wenn nicht Thränen die Seele vergießt, unweinbar dem Fremdling
Sanftes, edles Gefühle.
Eile zu Hagedorn hin, und hast Du genug ihn umarmet,
Ist die erste Begier,
Euch zu sehen, gestillt, sind alle Thränen der Freude 25
Weggelächelt entflohn,
Giseke, sag' ihm alsdann, nach drei genossenen Tagen,
Daß ich ihn liebe, wie Du!

---

22. 4. Aber mein Herz fühlt ꝛc. — **24.** 1. Mach', Gott, dieß Leben, mach' es zum schnellen (leichten) Hauch, — 2. Oder gib die mir, die Du ꝛc. — **25.** 1. Dem heiligen Schauer — Kaum noch in Thränen hier (hin) bang zerfließet. — **26.** 2. (erste Lesart) Zu Dir halb ausgestreckt zu dem ꝛc. (zweite Lesart) In meiner Kindheit zu Dir gen Himmel hub. — 4. Ruh' anflehte. — **27.** 3. Glück; so wie dem Wurm, der ꝛc. — 4. Jahre lebt, blühet ꝛc. — **28.** 4. Und nur das Glück, das Ruhe nennen. — **29.** 1. (erste Lesart) zuwinkt! Dich auch, Frömmigkeit. (zweite Lesart) Auch Dich, o Frömmere, — **30.** 3. In hohen — **31.** 2. 3. bebend mit schimmernden Entzückten Augen. — **32.** 1. Das Lied des Sohnes — 2. Will ich erhabener — 3. 4. Enkeln, die gleich uns lieben, gleich uns Christen sind, seligen Enkeln singen.

XV. 1. und 2. obgleich der männlichen Tugend Thränen zu weiblich nicht sind. — 6. Einsam verlassen ꝛc. — 7. Tod zween göttliche Gatten. — 8. Weinend. — 9. Sie am öden Gestade, wo von dem gebeinvollen Meersand — 10. Sturmwind' ihr Grabmal erhöhn. — 11. Gebein entfernt vom Gebeine Homerus — 12. Und kein Cypressenbaum weht. — 13. 14. Von dem Grabe des Einen zum Grabe des Andern hinüber Noch ein beweinender Laut. — 15. eiserne Tafeln. — 16. Der im Olympus — 17. Was der in dem Olympus geschrieben — 19. 20. Geh', mein zärtlichster Freund, Dir segnen deine Geliebten Auch vielleicht thränenlos nach; — 21. 22. Wenn die Seele nicht Zähren, den Freundschaftslosen unweinbar, Bang und erbebend vergießt — 23. hin, und wenn Du genug ihn umarmt hast, — 24. Wenn Euch die erste Begier — 25. gestillt ist, wenn alle — 26. Redlich verweint sind und fliehn;

XVI. An Ebert.

Ebert, mich scheucht ein trüber Gedanke vom blinkenden Weine
Tief in die Melancholei!
Ach, Du redest umsonst, vordem gewaltiges Kelchglas,
Heitre Gedanken mir zu!
5 Weggehn muß ich, und weinen! vielleicht, daß die lindernde Thräne
Meinen Gram mir verweint.
Lindernde Thränen, Euch gab die Natur dem menschlichen Elend
Weis' als Gesellinnen zu.
Wäret Ihr nicht, und könnte der Mensch sein Leiden nicht weinen;
10 Ach! wie ertrüg' er es da!
Weggehn muß ich, und weinen! Mein schwermuthsvoller Gedanke
Bebt noch gewaltig in mir.
Ebert! sind sie nun alle dahin! deckt unsere Freunde
Alle die heilige Gruft;
15 Und sind wir, zween Einsame, — dann von Allen noch übrig!
Ebert, verstummst Du nicht hier?
Sieht Dein Auge nicht trüb' um sich her, nicht starr ohne Seele?
So erstarb auch mein Blick!
So erbebt' ich, als mich von allen Gedanken der bängste
20 Donnernd das erste Mal traf!
Wie Du einen Wandrer, der, zueilend der Gattin,
Und dem gebildeten Sohn,
Und der blühenden Tochter, nach ihrer Umarmung schon hinweint,
Du den, Donner, ereilst,
25 Tödtend ihn fassest, und ihm das Gebein zu fallendem Staube
Machst, triumphirend alsdann
Wieder die hohe Wolke durchwandelst; so traf der Gedanke
Meinen erschütterten Geist,
Daß mein Auge sich dunkel verlor, und das bebende Knie mir
30 Kraftlos zittert' und sank.
Ach, in schweigender Nacht ging mir die Todtenerscheinung,
Unsre Freunde, vorbei!
Ach, in schweigender Nacht erblickt' ich die offenen Gräber,
Und der Unsterblichen Schaar!
Wenn mir nicht mehr das Auge des zärtlichen Giseke lächelt! 35
Wenn, von der Radikin fern,
Unser redlicher Cramer verwest! wenn Gärtner, wenn Rabner
Nicht sokratisch mehr spricht!
Wenn in des edelmüthigen Gellert harmonischem Leben
Jede Saite verstummt! 40
Wenn nun über der Gruft der freie, gesellige Rothe
Freudegenossen sich wählt!
Wenn der erfindende Schlegel aus einer längern Verbannung
Keinem Freunde mehr schreibt!
Wenn in meines geliebtesten Schmidts Umarmung mein Auge 45
Nicht mehr Zärtlichkeit weint!
Wenn sich unser Vater zur Ruh', sich Hagedorn hinlegt;
Ebert, was sind wir alsdann,
Wir Geweihten des Schmerzes, die hier ein trüberes Schicksal
Länger, als Alle, sie ließ? 50
Stirbt dann auch Einer von uns, (mich reißt mein banger Gedanke
Immer nächtlicher fort!)
Stirbt dann auch Einer von uns; und bleibt nur Einer noch übrig;
Bin der Eine dann ich;
Hat mich dann auch Die schon geliebt, die künftig mich liebet, 55
Ruht auch sie in der Gruft;
Bin dann ich der Einsame, bin allein auf der Erde:
Wirst Du, ewiger Geist,
Seele, zur Freundschaft erschaffen, Du dann die leeren Tage
Sehn, und fühlend noch sein? 60
Oder wirst Du betäubt zu Nächten sie wähnen und schlummern,
Und gedankenlos ruhn?
Aber Du könntest ja auch erwachen, Dein Elend zu fühlen,
Leidender, ewiger Geist.
Rufe, wenn Du erwachst, das Bild von dem Grabe der Freunde, 65
Das nur rufe zurück!
O Ihr Gräber der Todten! Ihr Gräber meiner Entschlafnen!
Warum liegt Ihr zerstreut?

XVI. 3. Ach vergebens redst Du — 6. Meine Betrübniß verweint — 9. (erste Lesart) und könnten die Menschen ihr Unglück nicht weinen, (zweite Lesart) und könnten ihr Leiden die Menschen nicht weinen, — 13. 14. 15. Ebert, wenn sie einst alle dahin sind, wenn unsere Freunde Alle der Erde Schooß deckt, Und wir wären, — 17. Sieht Dein Auge nicht bang, und starr, und seelenlos um sich? — 21. 22. Ja, wie einen reisenden Mann, der der Gattin zueilend, Und dem gutartigen Sohn — 23. Und der gefälligen Tochter. — 24. Wie Du den, — 25. 26. 27. zu fallendem Staub machst, dann triumphirend und hoch Wieder den trüben Olympus durchwandelst — 29. verlor, daß mein bebendes — 30. Machtlos und ohnmachtsvoll sank — 31. 32. Ach, um Mitternachtzeit ging das Bild vom Grabe der Freunde Meine Seele vorbei. — 33. 34. Um die Mitternachtzeit sah ich die Ewigkeit vor mir, Und die unsterbliche Schaar! — 35. (erste Lesart) Wenn des zärtlichen Gisekens Auge mir nun nicht mehr lächelt! (zweite Lesart) Wenn nicht mehr des zärtlichen Giesefen Auge mir lächelt! — 38. Nicht mehr, wie Sokrates, spricht. — 39. 40. Wenn des edelmüthigen Gellerts harmonisches Leben Keinen Laut nicht mehr singt! — 41. 42. Wenn vom Grabmal empor der freie gesellige Rothe Frankreichs Gesellschafter sucht. — Nach V. 42 stand in den ältern Ausgaben: Wenn uns Olde verläßt, und Dir, empfindende Sch**, Folgt, oder vor Dir entflieht. — 46. mehr von Zärtlichkeit. — 47. (erste Lesart) Wenn sich unser Vater entfernt, wenn Hagedorn todt ist; (zweite Lesart) Wenn einschlummernd sich Hagedorn, unser Vater, entfernet; — 49. 50. Wir verlassenen Beide, läßt uns ein trüberes Schicksal Länger, als Alle sie, hier? — 52. nachtvoller. — 54. Bin ich der Einsame denn, — 56. Ruht auch ihr zartes Gebein. — 57. Bin ich allein, allein auf der Welt von Allen noch übrig, — 59. Wirst Du, Seele, zur Freundschaft erschaffen, die leeren Tage. — 61. für Nächte sie halten — Aber wenn Du bisweilen erwachest, zu fühlen Dein Elend, — 61. Banger, unsterblicher Geist. — 67. Einsame Gräber

Warum lieget Ihr nicht in blühenden Thalen beisammen?
70 Oder in Hainen vereint?
Leitet den sterbenden Greis! Ich will mit wankendem Fuße
Gehn, auf jegliches Grab
Eine Cypresse pflanzen, die noch nicht schattenden Bäume
Für die Enkel erziehn,
75 Oft in der Nacht auf biegsamen Wipfel die himmlische Bildung
Meiner Unsterblichen sehn,
Zitternd gen Himmel erheben mein Haupt, und weinen und sterben!
Senket den Todten dann ein
Bei dem Grabe, bei dem er starb! Nimm dann, o Verwesung!
80 Meine Thränen und mich!
Finstrer Gedanke, laß ab! laß ab, in die Seele zu donnern!
Wie die Ewigkeit, ernst,
Furchtbar, wie das Gericht, laß ab! Die verstummende Seele
Faßt Dich, Gedanke, nicht mehr!

XVII. An Bodmer.

Der die Schickungen lenkt, heißet den frömmsten Wunsch,
Mancher Seligkeit goldnes Bild,
Oft verwehen, und ruft da Labyrinth hervor,
Wo ein Sterblicher gehen will.
5 In die Fernen hinaus sieht, der Unendlichkeit
Uns unsichtbaren Schauplatz, Gott!
Ach, sie finden sich nicht, die für einander doch
Und zur Liebe geschaffen sind.
Jetzo trennet die Nacht fernerer Himmel sie,
10 Jetzo lange Jahrhunderte.
Niemals sah Dich mein Blick, Sokrates Addison,
Niemals lehrte Dein Mund mich selbst.
Niemals lächelte mir Singer, der Lebenden
Und der Todten Vereinerin.
15 Auch Dich werd' ich nicht sehn, der Du in jener Zeit,
Wenn ich lange gestorben bin,
Für das Herz mir gemacht, und mir der ähnlichste,
Nach mir einmal verlangen wirst,
Auch Dich werd' ich nicht sehn, wie Du Dein Leben lebst,
20 Werd' ich einst nicht Dein Genius.
Also ordnet es Gott, der in die Fernen sieht,
Tiefer hin in's Unendliche!
Oft erfüllet er auch, was sich das zitternde
Volle Herz nicht zu wünschen wagt.
25 Wie von Träumen erwacht, sehn wir dann unser Glück,
Sehn's mit Augen, und glauben's kaum.
Also freuet' ich mich, da ich das erste Mal
Bodmers Armen entgegen kam.

XVIII. Selmar und Selma.

Meine Selma, wenn aber der Tod uns Liebende trennte?
Wenn Dein Geschick Dich zuerst zu den Unsterblichen ruft?
Ach, so werd' ich um Dich mein ganzes Leben durchweinen,
Jeden nächtlichen Tag, jede noch trübere Nacht!
Jede Stunde, die sonst in Deiner Umarmung vorbeifloß, 5
Jede Minute, die uns, innig genossen, entfloh!
Ach, so vergehn mir dann die übrigen Jahre voll Schwermuth,
Wie der vergangenen keins ohne Lieb' uns entfloh. —
„Ach, mein Selmar, wenn künftig der Tod uns Liebende trennet,
„Wenn Dein Geschick Dich zuerst zu den Unsterblichen ruft; 10
„Dann, dann wein' ich um Dich mein ganzes übriges Leben,
„Jeden schleichenden Tag, jede schreckliche Nacht!
„Jede Stunde, die sonst, mit Deinem Lächeln erheitert,
„Unter dem süßen Gespräch zärtlicher Thränen entfloh!
„Ach, so vergehen mir dann die übrigen Tage voll Schwermuth, 15
„Wie, der Liebe leer, keiner vordem uns entfloh.“ —
Meine Selma, Du wolltest nach mir nur Tage noch leben?
Und ich brächte nach Dir Jahre voll Traurigkeit zu?
Selma, Selma, nur wenig bewölkte, trübe Minuten,
Bring' ich, seh' ich Dich todt, neben Dir seelenlos zu! 20
Nehme noch einmal die Hand der Schlummernden, küsse Dein Auge
Einmal noch, in die Nacht sink' ich und sterbe bei Dir. —
„Selmar, ich sterbe nach Dir! Den Schmerz soll Selmar nicht fühlen,
„Daß er sterbend mich sieht. Selmar, ich sterbe nach Dir!
„Bringe dann auch nur wenig bewölkte, trübe Minuten, 25
„Seh' ich, Selmar, Dich todt, neben Dir seelenlos zu!
„Blicke noch einmal Dich an, und seufze noch Einmal: Mein Selmar!
„Sink' an die ruhende Brust, zittr' und sterbe bei Dir!“ —
Selma, Du stürbest nach mir? Den Schmerz soll Selma nicht fühlen,
Daß sie sterbend mich sieht. Selma, Du stirbst nicht nach mir! 30

---

71. Sammelt Euch, Gräber, um mich! Ich will ꝛc. — 73. Einen Cypressenbaum — 74. Thränend um mich erziehn, — 78. 79. Enkel, grabet mich dann Neben meinen Entschlafenen ein!

XVII. 3. webt da Labyrinthe hin — 5. In der Ferne sieht Gott auf der Unendlichkeit — 6. Schauplatz hin — 7. Herzen finden sich nicht ꝛc. — 11. göttlicher Addison. — 13. mir Rowe Britanniens. — 14. (erste Lesart) Unschuldvolle Bewohnerin (zweite Lesart). Und der Todten Gesellerin — 17. Für mein Herze gemacht — 18. Nach mir einmal auch seufzen einst — 23. was das erzitternde — 24. Herz kaum zu — 27. Dieses Glück ward mir, als ich ꝛc.

XVIII. 12. Jeden unbrauchbaren Tag, jede mir schreckliche — 16. Wie der vergangenen keins ungeliebt uns entfloh — 18. Und ich brächte noch die Jahre — 19. wenig unbrauchbare, trübe ꝛc. — 20. Bring' ich, bist Du erblaßt ꝛc. — 21. Hand der Schlummernden, — 25. wie 19. — 26. Bist Du, Selmar, erblaßt — 28. zittr' und erblasse daselbst! —

„Selmar, ich sterbe nach Dir! Das ist es, was ich vom Schicksal
„Lang' mit Thränen erbat. Selmar, ich sterbe nach Dir!“ —
Ach, wie liebest Du mich! Sieh' diese weinenden Augen!
Fühle dieß bebende Herz! Selma, wie liebest Du mich!
35 Meine Selma! Du stürbest nach mir? Du fühltest die Schmerzen,
Daß Du sterbend mich sähst? Selma, wie liebest Du mich!
Ach, wenn eine Sprache doch wäre, Dir Alles zu sagen,
Was mein liebendes Herz, meine Selma, Dir fühlt!
Würde dieß Aug' und sein Blick, und seine Zähren voll Liebe,
40 Und dieß Ach des Gefühls, das mir gebrochen entfloh,
Doch zu einer Sprache der Götter, Dir Alles zu sagen,
Was mein liebendes Herz, meine Selma, Dir fühlt.
Ach, wenn doch kein Grab nicht wäre, das Liebende deckte,
Die einander so treu, so voll Zärtlichkeit sind!
Aber weil Ihr dann seid, Ihr immer offenen Gräber; 45
Nehmet zum wenigsten doch, nehmet auf Einmal uns auf!
Hörest Du mich, der zur Liebe mich schuf? Ach, wenn Du mich hörest,
Laß mit eben dem Hauch Selma sterben und mich! —
„Selmar, ich sterbe mit Dir! Ich bete mit Dir von dem Himmel
„Diese Wohlthat herab. Selmar, ich sterbe mit Dir!“ — 50

Gotthold Ephraim Lessing.

Sinngedichte.

1. An die Herren A. und Y.

Welch Feuer muß in Eurem Busen lodern!
Ihr habt den Muth, Euch kühn herauszufodern.
Doch Eure Klugheit hält dem Muthe das Gewicht:
Ihr fordert Euch und stellt Euch nicht.

2. An eine würdige Privatperson.

Gibt einst der Leichenstein von dem, was Du gewesen,
Dem Enkel, der Dich schätzt, so viel er braucht, zu lesen,
So sei die Summe dieß: „Er lebte schlecht und recht,
„Ohn' Amt und Gnadengeld, und Niemands Herr, noch Knecht!“

3. Auf eine lange Nase.

O aller Nasen Nas'! Ich wollte schwören,
Das Ohr kann sie nicht schnauben hören.

4. Auf einen Lügner.

Du magst so oft, so fein, als Dir nur möglich, lügen;
Mich sollst Du dennoch nicht betrügen.
Ein einzig Mal nur hast Du mich betrogen:
Das kam daher, Du hattest nicht gelogen.

5. Grabschrift des Nitulus.

Hier modert Nitulus, jungfräulichen Gesichts,
Der durch den Tod gewann: er wurde Staub aus Nichts.

6. Hänschen Schlau.

„Es ist doch sonderbar bestellt,“
Sprach Hänschen Schlau zu Vetter Fritzen,
„Daß nur die Reichen in der Welt
„Das meiste Geld besitzen.“

7. Auf den Fabull.

Fabull verschließet alle Kisten
Vor Freunden, Dienern, Weib und Kind,
Damit sich Niemand läßt gelüsten
Zu sehen, daß sie ledig sind.

8. Auf die Galathee.

Die gute Galathee! Man sagt, sie schwärz' ihr Haar;
Da doch ihr Haar schon schwarz, als sie es kaufte, war.

9. Das schlimmste Thier.

„Wie heißt das schlimmste Thier mit Namen?“
So fragt' ein König einen weisen Mann.
Der Weise sprach: „Von wilden heißt's Tyrann,
Und Schmeichler von den zahmen.“

10. Auf die feige Mumma.

Wie kommt's, daß Mumma vor Gespenstern flieht,
Sie, die doch täglich eins im Spiegel sieht?

11. Auf einen unnützen Bedienten.

Im Essen bist Du schnell, im Gehen bist Du faul.
Iß mit den Füßen, Freund, und nimm zum Gehn das Maul.

12. Auf Rabeners Tod, als nach welchem erst seine übrigen Schriften an das Licht kommen sollten.

Der Steuerrath tritt ab, dem Satyr Platz zu machen,
Es weine wer da will; ich spitze mich auf Lachen.

13. In ein Stammbuch.

Wer Freunde sucht, ist sie zu finden werth:
Wer keinen hat, hat keinen noch begehrt.

---

43. kein Grabmal wäre — 44. uns ein!

II. Nathan der Weise.

Ein dramatisches Gedicht in fünf Aufzügen.

Personen:

Sultan Saladin.
Sittah, dessen Schwester.
Nathan, ein reicher Jude in Jerusalem.
Recha, dessen angenommene Tochter.
Daja, eine Christin, aber in dem Hause des Juden, als Gesellschafterin der Recha.
Ein junger Tempelherr.
Ein Derwisch.
Der Patriarch von Jerusalem.
Ein Klosterbruder.
Ein Emir, nebst verschiedenen Mamelucken des Saladin.

Die Szene ist in Jerusalem.

Erster Aufzug.

Erster Auftritt.

(Szene: Flur in Nathans Hause.)

Nathan, von der Reise kommend. Daja ihm entgegen.

Daja. Er ist es! Nathan! — Gott sei ewig Dank,
Daß Ihr doch endlich einmal wiederkommt!
Nathan. Ja, Daja; Gott sei Dank! Doch warum endlich?
Hab' ich denn eher wiederkommen wollen?
Und wiederkommen können? Babylon
Ist von Jerusalem, wie ich den Weg
Seit ab, bald rechts, bald links, zu nehmen bin
Genöthigt worden, gut zweihundert Meilen;
Und Schulden einkassiren, ist gewiß
Auch kein Geschäft, das merklich fördert, das
So von der Hand sich schlagen läßt.
D. O Nathan,
Wie elend, elend hättet Ihr indeß
Hier werden können! Euer Haus . . .
N. Das brannte,
So hab' ich schon vernommen. — Gebe Gott,
Daß ich nur Alles schon vernommen habe!
D. Und wäre leicht von Grund aus abgebrannt.
N. Dann, Daja, hätten wir ein neues uns
Gebaut, und ein bequemeres.
D. Schon wahr! —
Doch Recha wär' bei einem Haare mit
Verbrannt.
N. Verbrannt? Wer? meine Recha? sie? —
Das hab' ich nicht gehört. — Nun denn! So hätte
Ich keines Hauses mehr bedurft. — Verbrannt
Bei einem Haare! — Ha! sie ist es wohl!
Ist wirklich wohl verbrannt! — Sag' nur heraus!
Heraus nur! — Tödte mich: und martre mich
Nicht länger. — Ja, sie ist verbrannt.
D. Wenn sie
Es wäre, würdet Ihr von mir es hören?
N. Warum erschreckest Du mich denn? — O Recha!
O meine Recha!
D. Eure? Eure Recha?
N. Wenn ich mich wieder je entwöhnen müßte,
Dieß Kind mein Kind zu nennen!
D. Nennt Ihr Alles,
Was Ihr besitzt, mit eben so viel Rechte
Das Eure?
N. Nichts mit größerm! Alles, was
Ich sonst besitze, hat Natur und Glück
Mir zugetheilt. Dieß Eigenthum allein
Dank' ich der Tugend.
D. O wie theuer laßt
Ihr Eure Güte, Nathan, mich bezahlen!
Wenn Güt', in solcher Absicht ausgeübt,
Noch Güte heißen kann!
N. In solcher Absicht?
In welcher?
D. Mein Gewissen . . .
N. Daja, laß
Vor allen Dingen Dir erzählen . . .
D. Mein
Gewissen, sag' ich . . .
N. Was in Babylon
Für einen schönen Stoff ich Dir gekauft.
So reich, und mit Geschmack so reich! Ich bringe
Für Recha selbst kaum einen schönern mit.
D. Was hilfts? Denn mein Gewissen, muß ich Euch
Nur sagen, läßt sich länger nicht betäuben.
N. Und wie die Spangen, wie die Ohrgehenke,
Wie Ring und Kette Dir gefallen werden,
Die in Damaskus ich Dir ausgesucht,
Verlanget mich zu sehn.
D. So seid Ihr nun!
Wenn Ihr nur schenken könnt! nur schenken könnt!
N. Nimm Du so gern, als ich Dir geb': — und schweig'!
D. Und schweig'! — Wer zweifelt, Nathan, daß Ihr nicht
Die Ehrlichkeit, die Großmuth selber seid?
Und doch . . .
N. Doch bin ich nur ein Jude. — Gelt,
Das willst Du sagen?
D. Was ich sagen will,
Das wißt Ihr besser.
N. Nun, so schweig'!
D. Ich schweige.
Was Sträfliches vor Gott hierbei geschieht,
Und ich nicht hindern kann, nicht ändern kann, —
Nicht kann, — komm' über Euch!
N. Komm' über mich! —
Wo aber ist sie denn? wo bleibt sie? — Daja,
Wenn Du mich hintergehst! — Weiß sie es denn,
Daß ich gekommen bin?
D. Das frag' ich Euch!
Noch zittert ihr der Schreck durch jede Nerve.
Noch malet Feuer ihre Phantasie
Zu Allem, was sie malt. Im Schlafe wacht,
Im Wachen schläft ihr Geist: bald weniger,
Als Thier, bald mehr, als Engel.
N. Armes Kind!
Was sind wir Menschen!
D. Diesen Morgen lag
Sie lange mit verschloßnem Aug', und war
Wie todt. Schnell fuhr sie auf, und rief: „Horch! horch!
„Da kommen die Kameele meines Vaters!
„Horch! seine sanfte Stimme selbst!" — Indem
Brach sich ihr Auge wieder, und ihr Haupt,
Dem seines Armes Stütze sich entzog,
Stürzt' auf das Kissen. — Ich, zur Pfort' hinaus!
Und sieh': da kommt Ihr wahrlich! kommt Ihr wahrlich! —
Was Wunder! ihre ganze Seele war
Die Zeit her nur bei Euch — und ihm. —
N. Bei ihm?
Bei welchem Ihm?
D. Bei ihm, der aus dem Feuer
Sie rettete.

N. Wer war das? wer? — Wo ist er?
Wer rettete mir meine Recha? wer?
D. Ein junger Tempelherr, den wenig Tage
Zuvor man hier gefangen eingebracht
Und Saladin begnadigt hatte.
N. Wie?
Ein Tempelherr, dem Sultan Saladin
Das Leben ließ? durch ein geringres Wunder
War Recha nicht zu retten? Gott!
D. Ohn' ihn,
Der seinen unvermutheten Gewinnst
Frisch wieder wagte, war es aus mit ihr.
N. Wo ist er, Daja, dieser edle Mann? —
Wo ist er? Führe mich zu seinen Füßen.
Ihr gabt ihm doch fürs erste, was an Schätzen
Ich Euch gelassen hatte? gabt ihm Alles?
Versprach ihm mehr? weit mehr?
D. Wie konnten wir?
N. Nicht? Nicht?
D. Er kam, und Niemand weiß woher.
Er ging, und Niemand weiß wohin. — Ohn' alle
Des Hauses Kundschaft, nur von seinem Ohr
Geleitet, drang mit vorgespreiztem Mantel
Er kühn durch Flamm' und Rauch der Stimme nach,
Die uns um Hülfe rief. Schon hielten wir
Ihn für verloren, als aus Rauch und Flamme
Mit Eins er vor uns stand, im starken Arm
Empor sie tragend. Kalt und ungerührt
Vom Jauchzen unsers Danks, setzt seine Beute
Er nieder, drängt sich unter's Volk und ist —
Verschwunden!
N. Nicht auf immer, will ich hoffen.
D. Nachher, die ersten Tage, sahen wir
Ihn unter'n Palmen auf und nieder wandeln,
Die dort des Auferstandnen Grab umschatten.
Ich nahte mich ihm mit Entzücken, dankte,
Erhob, entbot, beschwor, — nur Einmal noch
Die fromme Kreatur zu sehen, die
Nicht ruhen könne, bis sie ihren Dank
Zu seinen Füßen ausgeweinet.
N. Nun?
D. Umsonst! Er war zu unsrer Bitte taub;
Und goß so bittern Spott auf mich besonders . .
N. Bis dadurch abgeschreckt . . .
D. Nichts weniger!
Ich trat ihn jeden Tag von Neuem an;
Ließ jeden Tag von Neuem mich verhöhnen.
Was litt ich nicht von ihm! Was hätt' ich nicht
Noch gern ertragen! — Aber lange schon
Kommt er nicht mehr, die Palmen zu besuchen,
Die unsres Auferstandnen Grab umschatten;
Und Niemand weiß, wo er geblieben ist. —
Ihr staunt? Ihr sinnt?
N. Ich überdenke mir,
Was das auf einen Geist, wie Rechas, wohl
Für Eindruck machen muß. Sich so verschmäht
Von dem zu finden, den man hochzuschätzen
Sich so gezwungen fühlt; so weggestoßen,
Und doch so angezogen werden. — Traun,
Da müssen Herz und Kopf sich lange zanken,
Ob Menschenhaß, ob Schwermuth siegen soll.
Oft siegt auch keines; und die Phantasie,
Die in den Streit sich menget, macht dann Schwärmer,
Bei welchen bald der Kopf das Herz, und bald
Das Herz den Kopf muß spielen. — Schlimmer Tausch! —
Das Letztere, verkenn' ich Recha nicht,
Ist Recha's Fall: sie schwärmt.
D. Allein so fromm,
So liebenswürdig!
N. Ist doch auch geschwärmt!
D. Vornehmlich Eine — Grille, wenn Ihr wollt,
Ist ihr sehr werth. Es sei ihr Tempelherr
Kein irdischer und keines Irdischen;
Der Engel Einer, deren Schutze sich
Ihr kleines Herz von Kindheit auf so gern
Vertrauet glaubte, sei aus seiner Wolke,
In die er sonst verhüllt, auch noch im Feuer
Um sie geschwebt, mit eins als Tempelherr
Hervorgetreten. — Lächelt nicht! — Wer weiß?
Laßt lächelnd wenigstens ihr Einen Wahn,
In dem sich Jud' und Christ und Muselmann
Vereinigen; — so einen süßen Wahn!
N. Auch mir so süß! — Geh', wackre Daja, geh';
Sieh', was sie macht; ob ich sie sprechen kann. —
Sodann such' ich den wilden, launigen
Schutzengel auf. Und wenn ihm noch beliebt,
Hienieden unter uns zu wallen; noch
Beliebt, so ungesittet Ritterschaft
Zu treiben: find' ich ihn gewiß, und bring'
Ihn her.
D. Ihr unternehmet viel.
N. Macht dann
Der süße Wahn der süßern Wahrheit Platz: —
Denn, Daja, glaube mir, dem Menschen ist
Ein Mensch noch immer lieber, als ein Engel —
So wirst Du doch auf mich, auf mich nicht zürnen,
Die Engelschwärmerin geheilt zu sehn?
D. Ihr seid so gut, und seid zugleich so schlimm!
Ich geh'! — Doch hört! — doch seht! — Da kommt sie selbst.

Zweiter Auftritt.

Recha und die Vorigen.

Recha. So seid Ihr es doch ganz und gar, mein Vater?
Ich glaubt', Ihr hättet Eure Stimme nur
Vorausgeschickt. Wo bleibt Ihr? Was für Berge,
Für Wüsten, was für Ströme trennen uns
Denn noch? Ihr athmet Wand an Wand mit ihr,
Und eilt nicht, Eure Recha zu umarmen?
Die arme Recha, die indeß verbrannte! —
Fast, fast verbrannte! Fast nur. Schaudert nicht!
Es ist ein garst'ger Tod, verbrennen. O!
N. Mein Kind! mein liebes Kind!
R. Ihr mußtet über
Den Euphrat, Tigris, Jordan; über — wer
Weiß, was für Wasser all'? — Wie oft hab' ich
Um Euch gezittert, eh' das Feuer mir
So nahe kam! Denn seit das Feuer mir
So nahe kam, dünkt mich, im Wasser sterben
Erquickung, Labsal, Rettung. — Doch Ihr seid
Ja nicht ertrunken; ich, ich bin ja nicht
Verbrannt. Wie wollen wir uns freun, und Gott,
Gott loben! Er, Er trug Euch und den Nachen
Auf Flügeln seiner unsichtbaren Engel
Die ungetreuen Ström' hinüber. Er,
Er winkte meinem Engel, daß er sichtbar
Auf seinem weißen Fittiche mich durch
Das Feuer trüge.
N. (bei Seite.) Weißen Fittiche!
Ja, ja! der weiße, vorgespreizte Mantel
Des Tempelherrn.

R. Er sichtbar, sichtbar mich
Durch's Feuer trüg', von seinem Fittiche
Verweht. — Ich also, ich hab' einen Engel
Von Angesicht zu Angesicht gesehn;
Und meinen Engel.
N. Recha wär' es werth;
Und würd' an ihm nichts Schön'res sehn, als er
An ihr.
R. (lächelnd.) Wem schmeichelt Ihr, mein Vater? wem?
Dem Engel, oder Euch?
N. Doch hätt' auch nur
Ein Mensch — ein Mensch, wie die Natur sie täglich
Gewährt, Dir diesen Dienst erzeigt: er müßte
Für Dich ein Engel sein. Er müßt' und würde.
R. Nicht so ein Engel; nein! ein wirklicher;
Es war gewiß ein wirklicher! — Habt Ihr,
Ihr selbst die Möglichkeit, daß Engel sind,
Daß Gott zum Besten Derer, die ihn lieben,
Auch Wunder könne thun, mich nicht gelehrt?
Ich lieb' ihn ja.
N. Und er liebt Dich; und thut
Für Dich und Deinesgleichen stündlich Wunder;
Ja, hat sie schon vor aller Ewigkeit
Für Euch gethan.
R. Das hör' ich gern.
N. Wie? weil
Es ganz natürlich, ganz alltäglich klänge,
Wenn Dich ein eigentlicher Tempelherr
Gerettet hätte: sollt' es darum weniger
Ein Wunder sein? — Der Wunder höchstes ist,
Daß uns die wahren, echten Wunder so
Alltäglich werden können, werden sollen.
Ohn' dieses allgemeine Wunder hätte
Ein Denkender wohl schwerlich Wunder je
Genannt, was Kindern bloß so heißen müßte,
Die gaffend nur das Ungewöhnlichste,
Das Neuste nur verfolgen.
D. (zu Nathan.) Wollt Ihr denn
Ihr ohnedieß schon überspanntes Hirn
Durch solcherlei Subtilitäten ganz
Zersprengen?
N. Laß mich! — meiner Recha wär'
Es Wunders nicht genug, daß sie ein Mensch
Gerettet, welchen selbst kein kleines Wunder
Erst retten müssen? Ja, kein kleines Wunder!
Denn wer hat schon gehört, daß Saladin
Je einen Tempelherrn verschont? daß je
Ein Tempelherr von ihm verschont zu werden
Verlangt? gehofft? ihm je für seine Freiheit
Mehr, als den ledern Gurt geboten, der
Sein Eisen schleppt: und höchstens seinen Dolch?
R. Das schließt für mich, mein Vater. — Darum eben
War das kein Tempelherr; er schien es nur. —
Kömmt kein gefangner Tempelherr je anders,
Als zum gewissen Tode, nach Jerusalem;
Geht keiner in Jerusalem so frei
Umher: wie hätte mich des Nachts freiwillig
Denn einer retten können?
N. Sieh', wie sinnreich!
Jetzt, Daja, nimm das Wort. Ich hab' es ja
Von Dir, daß er gefangen hergeschickt
Ist worden. Ohne Zweifel weißt Du mehr.
D. Nun ja. — So sagt man freilich; — doch man sagt
Zugleich, daß Saladin den Tempelherrn
Begnadigt, weil er seiner Brüder Einem,
Den er besonders lieb gehabt, so ähnlich sehe.
Doch da es viele zwanzig Jahre her,
Daß dieser Bruder nicht mehr lebt; — er hieß,
Ich weiß nicht wie; — er blieb, ich weiß nicht wo: —
So klingt das ja so gar — so gar unglaublich,
Daß an der ganzen Sache wohl Nichts ist.
N. Ei Daja! Warum wäre denn das so
Unglaublich? Doch wohl nicht — wie's wohl geschieht —
Um lieber etwas noch Unglaublichers
Zu glauben? — Warum hätte Saladin,
Der sein' Geschwister insgesammt so liebt,
In jüngern Jahren einen Bruder nicht
Noch ganz besonders lieben können? — Pflegen
Sich zwei Gesichter nicht zu ähneln? — Ist
Ein alter Eindruck ein verlorner? — Wirkt
Das Nämliche nicht mehr das Nämliche? —
Seit wann? — Wo steckt hier das Unglaubliche? —
Ei freilich, weise Daja, wär's für Dich
Kein Wunder mehr; und Deine Wunder nur
Bedürf — verdienen, will ich sagen, Glauben.
D. Ihr spottet.
N. Weil Du meiner spottest. — Doch
Auch so noch, Recha, bleibt Deine Rettung
Ein Wunder, dem nur möglich, der die strengsten
Entschlüsse, die unbändigsten Entwürfe
Der Könige, sein Spiel — wenn nicht sein Spott —
Gern an den schwächsten Fäden lenkt.
R. Mein Vater!
Mein Vater, wenn ich irr', Ihr wißt, ich irre
Nicht gern.
N. Vielmehr, Du läßt Dich gern belehren. —
Sieh'! eine Stirn, so oder so gewölbt;
Der Rücken einer Nase, so vielmehr,
Als so, geführet; Augenbraunen, die
Auf einem scharfen oder stumpfen Knochen
So oder so sich schlängeln; eine Linie,
Ein Bug, ein Winkel, eine Falt', ein Mahl,
Ein Nichts, auf eines wilden Europäers
Gesicht: — und Du entkömmst dem Feur, in Asien!
Das wär' kein Wunder, wundersücht'ges Volk?
Warum bemüht Ihr denn noch einen Engel?
D. Was schadets? — Nathan, wenn ich sprechen darf —
Bei alle dem, von einem Engel lieber
Als einem Menschen sich gerettet denken?
Fühlt man der ersten unbegreiflichen
Ursache seiner Rettung nicht sich so
Viel näher?
N. Stolz! und Nichts, als Stolz! Der Topf
Von Eisen will mit einer silbern Zange
Gern aus der Gluth gehoben sein, um selbst
Ein Topf von Silber sich zu dünken. — Pah! —
Und was es schadet, fragst Du? was es schadet?
Was hilft es? dürft' ich nur hinwieder fragen. —
Denn Dein „sich Gott um so viel näher fühlen,"
Ist Unsinn oder Gotteslästerung. —
Allein es schadet; ja, es schadet allerdings. —
Kommt! hört mir zu. — Nicht wahr? dem Wesen, das
Dich rettete, — es sei ein Engel oder
Ein Mensch — dem möchtet Ihr, und Du besonders,
Gern wieder viele große Dienste thun? —
Nicht wahr? — Nun, einem Engel, was für Dienste,
Für große Dienste könnt Ihr Dem wohl thun? —

Ihr könnt ihm danken, zu ihm seufzen, beten;
Könnt in Entzückung über ihn zerschmelzen;
Könnt an dem Tage seiner Feier fasten,
Almosen spenden. — Alles Nichts. — Denn mich
Däucht immer, daß Ihr selbst und Euer Nächster
Hierbei weit mehr gewinnt, als er. Er wird
Nicht fett durch Euer Fasten; wird nicht reich
Durch Eure Spenden: wird nicht herrlicher
Durch Eu'r Entzücken; wird nicht mächtiger
Durch Eu'r Vertraun. Nicht wahr? Allein ein Mensch!

D. Ei freilich hätt' ein Mensch, Etwas für ihn
Zu *thun*, uns mehr Gelegenheit verschafft.
Und Gott weiß, wie bereit wir dazu waren!
Allein er wollte ja, bedurfte ja
So völlig Nichts; war in sich, mit sich so
Vergnügsam, als nur Engel sind, nur Engel
Sein können.

R. Endlich, als er gar verschwand —

N. Verschwand? — Wie denn verschwand? — Sich unter'n Palmen
Nicht ferner sehen ließ? — Wie? oder habt
Ihr wirklich schon ihn weiter aufgesucht?

D. Das nun wohl nicht.

N. Nicht, Daja? nicht? — Da sieh'
Nun, was es schad't! — Grausame Schwärmerinnen! —
Wenn dieser Engel nun — nun krank geworden! —

R. Krank!

D. Krank! Er wird doch nicht!

R. Welch kalter Schauer
Befällt mich! — Daja! Meine Stirne, sonst
So warm, fühl'! ist auf einmal Eis.

N. Er ist
Ein Franke, dieses Klimas ungewohnt;
Ist jung; der harten Arbeit seines Standes,
Des Hungerns, Wachens ungewohnt.

R. Krank! krank!

D. Das wäre möglich, meint ja Nathan nur.

N. Nun liegt er da! hat weder Freund, noch Geld,
Sich Freunde zu besolden.

R. Ah, mein Vater!

N. Liegt ohne Wartung, ohne Rath und Zuspruch,
Ein Raub der Schmerzen und des Todes da!

R. Wo? wo?

N. Er, der für Eine, die er nie
Gekannt, gesehn — genug, es war ein Mensch —
In's Feu'r sich stürzte . . .

D. Nathan, schonet ihrer!

N. Der, was er rettete, nicht näher kennen,
Nicht weiter sehen mocht', um ihm den Dank
Zu sparen . . .

D. Schonet ihrer, Nathan!

N. Weiter
Auch nicht zu sehn verlangt', — es wäre denn,
Daß er zum zweiten Mal es retten sollte —
Denn gnug, es ist ein Mensch . . .

D. Hört auf, und seht!

N. Der, der hat sterbend sich zu laben, Nichts —
Als das Bewußtsein dieser That!

D. Hört auf!
Ihr tödtet sie!

N. Und Du hast ihn getödtet! —
Hätt'st ihn so tödten können. — Recha! Recha!
Es ist Arznei, nicht Gift, was ich Dir reiche.
Er lebt! — komm zu Dir! — ist auch wohl nicht krank;
Nicht einmal krank!

R. Gewiß? — nicht todt? nicht krank?

N. Gewiß, nicht todt! — Denn Gott lohnt Gutes, hier
Gethan, auch hier noch. — Geh'! — Begreifst Du aber,
Wie viel *andächtig schwärmen* leichter, als
Gut handeln, ist? wie gern der schlaffste Mensch
Andächtig schwärmt, um nur — ist er zu Zeiten
Sich schon der Absicht deutlich nicht bewußt —
Um nur gut handeln nicht zu dürfen?

R. Ah,
Mein Vater! laßt, laßt Eure Recha doch
Nie wiederum allein! — Nicht wahr, er kann
Auch wohl verreist nur sein? —

N. Geht! — Allerdings. —
Ich seh', dort mustert mit neugier'gem Blick
Ein Muselmann mir die beladenen
Kameele. Kennt Ihr ihn?

D. Ha! Euer Derwisch.

N. Wer?

D. Euer Derwisch; Euer Schachgesell.

N. Al-Hafi? das Al-Hafi?

D. Jetzt des Sultans
Schatzmeister.

N. Wie? Al-Hafi? Träumst Du wieder? —
Er ist's! — wahrhaftig ist's; — kömmt auf uns zu.
Hinein mit Euch, geschwind! — Was werd' ich hören!

(Recha und Daja gehen ab.)

Dritter Auftritt.

Nathan und der Derwisch.

Derwisch. Reißt nur die Augen auf, so weit Ihr könnt!

Nathan. Bist Du's? bist Du es nicht? — In dieser Pracht,
Ein Derwisch! . . .

D. Nun? warum denn nicht? Läßt sich
Aus einem Derwisch denn Nichts, gar Nichts machen?

N. Ei wohl, genug! — Ich dachte mir nur immer,
Der Derwisch — so der rechte Derwisch — woll'
Aus sich Nichts machen lassen.

D. Bei'm Propheten!
Daß ich kein rechter bin, mag auch wohl wahr sein.
Zwar wenn man muß —

N. Muß! Derwisch: — Derwisch muß?
Kein Mensch muß müssen, und ein Derwisch müßte?
Was müßt' er denn?

D. Worum man ihn recht bittet,
Und er für gut erkennt: das muß ein Derwisch.

N. Bei unserm Gott! da sagst Du wahr. — Laß Dich
Umarmen, Mensch. — Du bist doch noch mein Freund?

D. Und fragt nicht erst, was ich geworden bin?

N. Trotz dem, was Du geworden!

D. Könnt' ich nicht
Ein Kerl im Staat geworden sein, deß Freundschaft
Euch ungelegen wäre?

N. Wenn Dein Herz
Noch Derwisch ist, so wag' ich's drauf. Der Kerl
Im Staat ist nur Dein Kleid.

D. Das auch geehrt
Will sein. – Was meint Ihr? Rathet! – Was wär' ich
An Euerm Hofe?
N. Derwisch; weiter Nichts.
Doch nebenher, wahrscheinlich – Koch!
D. Nun ja!
Mein Handwerk bei Euch zu verlernen. – Koch!
Nicht Kellner auch? – Gesteht, daß Saladin
Mich besser kennt. – Schatzmeister bin ich bei
Ihm worden.
N. Du? – bei ihm?
D. Versteht:
Des kleinern Schatzes! denn des größern waltet
Sein Vater noch – des Schatzes für sein Haus.
N. Sein Haus ist groß.
D. Und größer, als Ihr glaubt;
Denn jeder Bettler ist von seinem Hause.
N. Doch ist den Bettlern Saladin so feind —
D. Daß er mit Stumpf und Stiel sie zu vertilgen
Sich vorgesetzt, – und sollt' er selbst darüber
Zum Bettler werden.
N. Brav! So mein' ich's eben.
D. Er ist's auch schon, trotz einem! – Denn sein Schatz
Ist jeden Tag mit Sonnenuntergang
Viel leerer noch, als leer. Die Fluth, so hoch
Sie Morgens eintritt, ist des Mittags längst
Verlaufen —
N. Weil Kanäle sie zum Theil
Verschlingen, die zu füllen oder zu
Verstopfen gleich unmöglich ist.
D. Getroffen!
N. Ich kenne das!
D. Es taugt nun freilich Nichts,
Wenn Fürsten Geier unter Aesern sind;
Doch sind sie Aeser unter Geiern, taugt's
Noch zehnmahl weniger.
N. O nicht doch, Derwisch!
Nicht doch!
D. Ihr habt gut reden, Ihr! – Kommt an:
Was gebt Ihr mir? so tret' ich meine Stell'
Euch ab.
N. Was bringt Dir Deine Stelle?
D. Mir?
Nicht viel. Doch Euch, Euch kann sie trefflich wuchern;
Denn ist es Ebb' im Schatz, — wie öfters ist —
So zieht Ihr Eure Schleußen auf: schießt vor,
Und nehmt an Zinsen, was Euch nur gefällt.
N. Auch Zins vom Zins der Zinsen?
D. Freilich!
N. Bis
Mein Kapital zu lauter Zinsen wird.
D. Das lockt Euch nicht? So schreibet unsrer Freundschaft
Nur gleich den Scheidebrief! Denn wahrlich hab'
Ich sehr auf Euch gerechnet.
N. Wahrlich? Wie
Denn so? wie so denn?
D. Daß Ihr mir mein Amt
Mit Ehren würdet führen helfen; daß
Ich allzeit offne Kasse bei Euch hätte. –
Ihr schüttelt?
N. Nun, verstehn wir uns nur recht!
Hier gibt's zu unterscheiden. — Du? warum
Nicht Du? Al-Hafi Derwisch ist zu Allem,
Was ich vermag, mir stets willkommen. — Aber
Al-Hafi Defterdar des Saladin,
Der — dem —
D. Errieth ich's nicht? Daß Ihr doch immer
So gut, als klug, so klug, als weise, seid! —
Geduld! Was Ihr am Hafi unterscheidet,
Soll bald geschieden wieder sein. — Seht da
Das Ehrenkleid, das Saladin mir gab.
Eh' es verschossen ist, eh' es zu Lumpen
Geworden, wie sie einen Derwisch kleiden,
Hängt's in Jerusalem am Nagel, und
Ich bin am Ganges, wo ich leicht und barfuß
Den heißen Sand mit meinen Lehrern trete.
N. Dir ähnlich gnug!
D. Und Schach mit ihnen spiele.
N. Dein höchstes Gut!
D. Denkt nur, was mich verführte! —
Damit ich selbst nicht länger betteln dürfte?
Den reichen Mann mit Bettlern spielen könnte?
Vermögend wär' im Hui den reichsten Bettler
In einen armen Reichen zu verwandeln?
N. Das nun wohl nicht.
D. Weit etwas Abgeschmackters!
Ich fühlte mich zum ersten Mal geschmeichelt:
Durch Saladins gutherz'gen Wahn geschmeichelt —
N. Der war?
D. „Ein Bettler wisse nur, wie Bettlern
„Zu Muthe sei; ein Bettler habe nur
„Gelernt, mit guter Weise Bettlern geben.
„Dein Vorfahr, sprach er, war mir viel zu kalt,
„Zu rauh. Er gab so unhold, wenn er gab;
„Erkundigte so ungestüm sich erst
„Nach dem Empfänger; nie zufrieden, daß
„Er nur den Mangel kenne, wollt' er auch
„Des Mangels Ursach' wissen, um die Gabe
„Nach dieser Ursach' filzig abzuwägen.
„Das wird Al-Hafi nicht! So unmild mild
„Wird Saladin im Hafi nicht erscheinen!
„Al-Hafi gleicht verstopften Röhren nicht,
„Die ihre klar und still empfangnen Wasser
„So unrein und so sprudelnd wieder geben.
„Al-Hafi denkt, Al-Hafi fühlt, wie ich!" —
So lieblich klang des Voglers Pfeife, bis
Der Gimpel in dem Netze war. — Ich Geck!
Ich eines Gecken Geck!
N. Gemach, mein Derwisch,
Gemach!
D. Ei was! — Es wär' nicht Geckerei,
Bei Hunderttausenden die Menschen drücken,
Ausmärgeln, plündern, martern, würgen; und
Ein Menschenfreund an Einzeln scheinen wollen?
Es wär' nicht Geckerei, des Höchsten Milde,
Die sonder Auswahl über Bös' und Gute
Und Flur und Wüstenei, in Sonnenschein
Und Regen sich verbreitet, – nachzuäffen,
Und nicht des Höchsten immer volle Hand
Zu haben? Was? es wär' nicht Geckerei . . .
N. Genug! hör' auf!
D. Laß meiner Geckerei
Mich doch nur auch erwähnen! — Was? es wäre
Nicht Geckerei, an solchen Geckereien
Die gute Seite dennoch auszuspüren,
Um Antheil, dieser guten Seite wegen,
An dieser Geckerei zu nehmen? He?
Das nicht?
N. Al-Hafi, mache, daß Du bald
In Deine Wüste wieder kömmst. Ich fürchte,
Grad' unter Menschen möchtest Du ein Mensch
Zu sein verlernen.

D. Recht, das fürcht' ich auch.
Lebt wohl! (Geht ab.)
N. So hastig? — Warte doch, Al-Hafi.
Entläuft Dir denn die Wüste? — Warte doch! —
Daß er mich hörte! — He, Al-Hafi! hier! —
Weg ist er: und hätt' ihn noch so gern
Nach unserm Tempelherrn gefragt. Vermuthlich
Daß er ihn kennt.

Vierter Auftritt.

Daja eilig herbei. Nathan.

Daja. O Nathan, Nathan!
Nathan. Nun?
Was gibt's?
D. Er läßt sich wieder sehn! Er läßt
Sich wieder sehn!
N. Wer, Daja? wer?
D. Er! Er!
N. Er? Er? — Wann läßt sich der nicht sehn! —
Ja so,
Nur Euer Er heißt er. — Das sollt' er nicht!
Und wenn er auch ein Engel wäre, nicht!
D. Er wandelt unter'n Palmen wieder auf
Und ab, und bricht von Zeit zu Zeit sich Datteln.
N. Sie essend? — und als Tempelherr?
D. Was quält
Ihr mich? — Ihr gierig Aug' errieth ihn hinter
Den dicht verschränkten Palmen schon; und folgt
Ihm unverrückt. Sie läßt Euch bitten, — Euch
Beschwören, — ungesäumt ihn anzugehn.
O eilt! Sie wird Euch aus dem Fenster winken,
Ob er hinaufgeht oder weiter ab
Sich schlägt. O eilt!
N. So wie ich vom Kameele
Gestiegen? — Schickt sich das? — Geh', eile Du
Ihm zu, und meld' ihm meine Wiederkunft.
Gib Acht, der Biedermann hat nur mein Haus
In meinem Absein nicht betreten wollen;
Und kömmt nicht ungern, wenn der Vater selbst
Ihn laden läßt. Geh', sag', ich laß' ihn bitten,
Ihn herzlich bitten . . .
D. All' umsonst! Er kömmt
Euch nicht. — Denn kurz: Er kömmt zu keinem Juden.
N. So geh', geh' wenigstens ihn anzuhalten;
Ihn wenigstens mit Deinen Augen zu
Begleiten. — Geh' ich komme gleich Dir nach.
(Nathan eilet hinein, und Daja heraus.)

Fünfter Auftritt.

Szene: Ein Platz mit Palmen,
unter welchen der Tempelherr auf- und niedergeht.
Ein Klosterbruder folgt ihm in einiger Entfernung
von der Seite, immer als ob er ihn anreden wolle.

Tempelherr. Der folgt mir nicht vor langer Weile! — Sieh',
Wie schielt er nach den Händen! — Guter Bruder, —
Ich kann Euch wohl auch Vater nennen; nicht?
Klosterbruder. Nur Bruder. — Laienbruder nur; zu dienen.
T. Ja, guter Bruder, wer nur selbst was hätte!
Bei Gott, bei Gott! ich habe Nichts —
K. Und doch
Recht warmen Dank! Gott geb' Euch tausendfach,
Was Ihr gern geben wolltet. Denn der Wille
Und nicht die Gabe macht den Geber. — Auch
Ward ich dem Herrn Almosens wegen gar
Nicht nachgeschickt.
T. Doch aber nachgeschickt?
K. Ja; aus dem Kloster.
T. Wo ich eben jetzt
Ein kleines Pilgermahl zu finden hoffte?
K. Die Tische waren schon besetzt. Komm' aber
Der Herr nur wieder mit zurück.
T. Wozu?
Ich habe Fleisch wohl lange nicht gegessen;
Allein was thuts? Die Datteln sind ja reif.
K. Nehm' sich der Herr in Acht mit dieser Frucht.
Zu viel genossen taugt sie nicht, verstopft
Die Milz, macht melancholisches Geblüt.
T. Wenn ich nun melancholisch gern mich fühlte? —
Doch dieser Warnung wegen wurdet Ihr
Mir doch nicht nachgeschickt?
K. O nein! — Ich soll
Mich nur nach Euch erkunden; auf den Zahn
Euch fühlen.
T. Und das sagt Ihr mir so selbst?
K. Warum nicht?
T. (Ein verschmitzter Bruder!) — Hat
Das Kloster Euersgleichen mehr?
K. Weiß nicht.
Ich muß gehorchen, lieber Herr.
T. Und da
Gehorcht Ihr denn auch, ohne viel zu klügeln?
K. Wär's sonst gehorchen, lieber Herr?
T. (Daß doch
Die Einfalt immer Recht behält!) — Ihr dürft
Mir doch auch wohl vertrauen, wer mich gern
Genauer kennen möchte? — Daß Ihr's selbst
Nicht seid, will ich wohl schwören.
K. Ziemte mir's?
Und frommte mir's?
T. Wem ziemt und frommt es denn,
Daß er so neubegierig ist? Wem denn?
K. Dem Patriarchen: muß ich glauben. — Denn
Der sandte mich Euch nach.
T. Der Patriarch?
Kennt Der das rothe Kreuz auf weißem Mantel
Nicht besser?
K. Kenn' ja ich's!
T. Nun, Bruder? nun? —
Ich bin ein Tempelherr; und ein Gefang'ner
Setz' ich hinzu: gefangen bei Tebnin,
Der Burg, die mit des Stillstands letzter Stunde
Wir gern erstiegen hätten, um sodann
Auf Sidon loszugehn; — setz' ich hinzu:
Selbzwanzigster gefangen und allein
Vom Saladin begnadiget; so weiß
Der Patriarch, was er zu wissen braucht, —
Mehr, als er braucht.
K. Wohl aber schwerlich mehr,
Als er schon weiß. — Er wüßt' auch gern, warum
Der Herr vom Saladin begnadigt worden;
Er ganz allein.
T. Weiß ich das selber? — Schon
Den Hals entblößt, kniet' ich auf meinem Mantel,
Den Streich erwartend: als mich schärfer Saladin
Ins Auge faßt, mir näher springt, und winkt.
Man hebt mich auf; ich bin entfesselt, will
Ihm danken, seh' sein Aug' in Thränen, stumm
Ist er, bin ich; er geht, ich bleibe. — Wie

Nun das zusammenhängt, enträthsel' sich
Der Patriarche sich selbst.
K. Er schließt daraus,
Daß Gott zu großen, großen Dingen Euch
Müss' aufbehalten haben.
T. Ja, zu großen!
Ein Judenmädchen aus dem Feu'r zu retten;
Auf Sinai neugier'ge Pilger zu
Geleiten, und dergleichen mehr.
K. Wird schon
Noch kommen – Ist inzwischen auch nicht übel. –
Vielleicht hat selbst der Patriarch bereits
Weit wicht'gere Geschäfte für den Herrn.
T. So? meint Ihr, Bruder? Hat er gar Euch schon
Was merken lassen?
K. Ei, ja wohl! – Ich soll
Den Herrn nur erst ergründen, ob er so
Der Mann wohl ist.
T. Nun ja; ergründet nur!
(Ich will doch sehn, wie der ergründet!) – Nun?
K. Das Kürzste wird wohl sein, daß ich dem Herrn
Ganz gradezu des Patriarchen Wunsch
Eröffne.
T. Wohl!
K. Er hätte durch den Herrn
Ein Briefchen gern bestellt.
T. Durch mich? Ich bin
Kein Bote. – Das, das wäre das Geschäft,
Das weit glorreicher sei, als Judenmädchen
Dem Feu'r entreißen?
K. Muß doch wohl! Denn – sagt
Der Patriarch – an diesem Briefchen sei
Der ganzen Christenheit sehr viel gelegen.
Dieß Briefchen wohl bestellt zu haben, – sagt
Der Patriarch, – werd' einst im Himmel Gott
Mit einer ganz besondern Krone lohnen.
Und dieser Krone, – sagt der Patriarch, –
Sei niemand würd'ger, als mein Herr.
T. Als ich?
K. Denn diese Krone zu verdienen, – sagt
Der Patriarch, – sei schwerlich Jemand auch
Geschickter, als mein Herr.
T. Als ich?
K. Er sei
Hier frei, könn' überall sich hier besehn,
Versteh', wie eine Stadt zu stürmen und
Zu schirmen, könne – sagt der Patriarch –
Die Stärk' und Schwäche der von Saladin
Neu aufgeführten, innern, zweiten Mauer
Am Besten schätzen, sie am deutlichsten
Den Streitern Gottes – sagt der Patriarch –
Beschreiben.
T. Guter Bruder, wenn ich doch
Nun auch des Briefchens nähern Inhalt wüßte.
K. Ja den, – den weiß ich nun wohl nicht so recht,
Das Briefchen aber ist an König Philipp. –
Der Patriarch – Ich hab' mich oft gewundert,
Wie doch ein Heiliger, der sonst so ganz
Im Himmel lebt, zugleich so unterrichtet
Von Dingen dieser Welt zu sein herab
Sich lassen kann. Es muß ihm sauer werden!
T. Nun denn? der Patriarch? –
K. Weiß ganz genau,
Ganz zuverläßig, wie und wo, wie stark,
Von welcher Seite Saladin, im Fall
Es völlig wieder losgeht, seinen Feldzug
Eröffnen wird.
T. Das weiß er?
K. Ja, und möcht'
Es gern den König Philipp wissen lassen,
Damit der ungefähr ermessen könne,
Ob die Gefahr denn gar so schrecklich, um
Mit Saladin den Waffenstillestand,
Den Euer Orden schon so brav gebrochen,
Es koste, was es wolle, wieder her
Zu stellen.
T. Welch ein Patriarch! – Ja so!
Der liebe tapfre Mann will mich zu keinem
Gemeinen Boten, will mich – zum Spion. –
Sagt Euerm Patriarchen, guter Bruder:
So viel Ihr mich ergründen können, wär'
Das meine Sache nicht. Ich müsse mich
Noch als Gefangenen betrachten; und
Der Tempelherren einziger Beruf
Sei, mit dem Schwerte drein zu schlagen, nicht
Kundschafterei zu treiben.
K. Dacht' ich's doch! –
Will's auch dem Herrn nicht eben sehr verübeln.–
Zwar kömmt das Beste noch. – Der Patriarch
Hiernächst hat ausgegattert, wie die Feste
Sich nennt, und wo auf Libanon sie liegt,
In der die ungeheuern Summen stecken,
Mit welchen Saladins vorsicht'ger Vater
Das Heer besoldet, und die Zurüstungen
Des Kriegs bestreitet. Saladin verfügt
Von Zeit zu Zeit auf abgelegnen Wegen
Nach dieser Feste sich, nur kaum begleitet. –
Ihr merkt doch?
T. Nimmermehr!
K. Was wäre da
Wohl leichter, als des Saladins sich zu
Bemächtigen? den Garaus ihm zu machen? –
Ihr schaudert? – O es haben schon ein Paar
Gottsfürcht'ge Maroniten sich erboten,
Wenn nur ein wackrer Mann sie führen wolle,
Das Stück zu wagen.
T. Und der Patriarch
Hätt' auch zu diesem wackern Manne mich
Ersehn?
K. Er glaubt, daß König Philipp wohl
Von Ptolemais aus die Hand hierzu
Am Besten bieten könne.
T. Mir? mir Bruder?
Mir? habt Ihr nicht gehört? nur erst gehört,
Was für Verbindlichkeit dem Saladin
Ich habe?
K. Wohl hab' ich's gehört.
T. Und doch?
K. Ja, – meint der Patriarch, – das wär' schon gut;
Gott aber und der Orden . . .
T. Aendern nichts!
Gebieten mir kein Bubenstück!
K. Gewiß nicht! –
Nur, – meint der Patriarch, – sei Bubenstück
Vor Menschen nicht auch Bubenstück vor Gott.
T. Ich wär' dem Saladin mein Leben schuldig:
Und raubt' ihm seines?
K. Pfui! – Doch bliebe – meint
Der Patriarch, – noch immer Saladin
Ein Feind der Christenheit, der, Euer Freund
Zu sein, kein Recht erwerben könne.
T. Freund?

An dem ich bloß nicht will zum Schurken werden;
Zum undankbaren Schurken?
K. Allerdings! —
Zwar, — meint der Patriarch —, des Dankes sei
Man quitt, vor Gott und Menschen quitt, wenn uns
Der Dienst um unsertwillen nicht geschehen.
Und da verlauten wolle, — meint der Patriarch, —
Daß Euch nur darum Saladin begnadet,
Weil ihm in Eurer Mien', in Eurem Wesen,
So was von seinem Bruder eingeleuchtet . . .
T. Auch dieses weiß der Patriarch; und doch? —
Ah! wäre das gewiß! Ah! Saladin! —
Wie? die Natur hätt' auch nur Einen Zug
Von mir in Deines Bruders Form gebildet:
Und dem entspräche Nichts in meiner Seele?
Was dem entspräche, könnt' ich unterdrücken,
Um einem Patriarchen zu gefallen?
Natur, so lügst Du nicht! So widerspricht
Sich Gott in seinen Werken nicht! — Geht Bruder! —
Erregt mir meine Galle nicht! — Geht! geht!
K. Ich geh'; und geh' vergnügter, als ich kam.
Verzeihe mir der Herr. Wir Klosterleute
Sind schuldig, unsern Obern zu gehorchen.

Sechster Auftritt.

Der Tempelherr und Daja, die den Tempelherrn schon eine Zeit lang von weitem beobachtet hatte, und sich nun ihm nähert.

Daja. Der Klosterbruder, wie mich dünkt, ließ in
Der besten Laun' ihn nicht. — Doch muß ich mein
Paket nur wagen.
Tempelherr. Nun vortrefflich! — Lügt
Das Sprichwort wohl: daß Mönch und Weib, und Weib
Und Mönch des Teufels beide Krallen sind?
Er wirft mich heut' aus einer in die andre.
D. Was seh' ich? — Edler Ritter, Euch? — Gott Dank!
Gott tausend, tausend Dank! — Wo habt Ihr denn
Die ganze Zeit gesteckt? — Ihr seid doch wohl
Nicht krank gewesen?
T. Nein.
D. Gesund doch?
T. Ja.
D. Wir waren Euertwegen wahrlich ganz
Bekümmert.
T. So?
D. Ihr wart gewiß verreist?
T. Errathen!
D. Und kamet heut' erst wieder?
T. Gestern.
D. Auch Recha's Vater ist heut' angekommen.
Und nun darf Recha doch wohl hoffen?
T. Was?
D. Worum sie Euch so öfters bitten lassen.
Ihr Vater ladet Euch nun selber bald
Auf's Dringlichste. Er kömmt von Babylon,
Mit zwanzig hochbeladenen Kameelen
Und Allem was an edeln Spezereien,
An Steinen und an Stoffen Indien
Und Persien und Syrien, gar Sina,
Kostbares nur gewähren.
T. Kaufe Nichts.
D. Sein Volk verehret ihn als einen Fürsten.
Doch daß es ihn den weisen Nathan nennt,
Und nicht vielmehr den Reichen, hat mich oft
Gewundert.
T. Seinem Volk ist reich und weise
Vielleicht das Nämliche.
D. Vor Allem aber
Hätt's ihn den Guten nennen müssen. Denn
Ihr stellt Euch gar nicht vor, wie gut er ist.
Als er erfuhr, wie viel Euch Recha schuldig:
Was hätt' in diesem Augenblicke nicht
Er Alles Euch gethan, gegeben!
T. Ei!
D. Versucht's und kommt und seht!
T. Was denn? Wie schnell
Ein Augenblick vorüber ist?
D. Hätt' ich,
Wenn er so gut nicht wär', es mir so lange
Bei ihm gefallen lassen? Meint Ihr etwa,
Ich fühle meinen Werth als Christin nicht?
Auch mir ward's vor der Wiege nicht gesungen,
Daß ich nur darum meinem Eh'gemahl
Nach Palästina folgen würd', um da
Ein Judenmädchen zu erziehn! Es war
Mein lieber Eh'gemahl ein edler Knecht
In Kaiser Friedrichs Heere —
T. Von Geburt
Ein Schweizer, dem die Ehr' und Gnade ward,
Mit Seiner Kaiserlichen Majestät
In Einem Flusse zu ersaufen. — Weib!
Wie vielmal habt Ihr mir das schon erzählt?
Hört Ihr denn gar nicht auf, mich zu verfolgen?
D. Verfolgen! lieber Gott!
T. Ja, ja, verfolgen.
Ich will nun einmal Euch nicht weiter sehn!
Nicht hören! Will von Euch an eine That
Nicht fort und fort erinnert sein, bei der
Ich Nichts gedacht; die, wenn ich drüber denke,
Zum Räthsel von mir selbst mir wird. Zwar möcht'
Ich sie nicht gern bereuen. Aber seht!
Ereignet so ein Fall sich wieder: Ihr
Seid Schuld, wenn ich so rasch nicht handle; wenn
Ich mich vorher erkund', — und brennen lasse,
Was brennt.
D. Bewahre Gott!
T. Von heut' an thut
Mir den Gefallen wenigstens, und kennt
Mich weiter nicht. Ich bitt' Euch drum. Auch laßt
Den Vater mir vom Halse. Jud' ist Jude.
Ich bin ein plumper Schwab'. Des Mädchens Bild
Ist längst aus meiner Seele; wenn es je
Da war.
D. Doch Eures ist aus ihrer nicht.
T. Was soll's nun aber da? was soll's?
D. Wer weiß!
Die Menschen sind nicht immer, was sie scheinen.
T. Doch selten etwas Bessers. (Er geht.)
D. Wartet doch!
Was eilt Ihr?
T. Weib, macht mir die Palmen nicht
Verhaßt, worunter ich so gern sonst wandle.
D. So geh', Du deutscher Bär! so geh'! — Und doch
Muß ich die Spur des Thieres nicht verlieren.
(Sie geht ihm von Weitem nach.)

Zweiter Aufzug.

Erster Auftritt.

(Die Szene: des Sultans Pallast.)

Saladin und Sittah spielen Schach.

Sittah. Wo bist Du, Saladin? Wie spielst Du heut'?
Saladin. Nicht gut? Ich dächte doch.
Sit. Für mich; und kaum.
Nimm diesen Zug zurück.
Sal. Warum?
Sit. Der Springer
Wird unbedeckt.
Sal. Ist wahr. Nun so!
Sit. So zieh'
Ich in die Gabel.
Sal. Wieder wahr. — Schach denn!
Sit. Was hilft Dir das? Ich setze vor; und Du
Bist, wie Du warst.
Sal. Aus dieser Klemme, seh'
Ich wohl, ist ohne Buße nicht zu kommen.
Mag's! nimm den Springer nur.
Sit. Ich will ihn nicht.
Ich geh' vorbei.
Sal. Du schenkst mir Nichts. Dir liegt
An diesem Platze mehr, als an dem Springer.
Sit. Kann sein.
Sal. Mach' Deine Rechnung nur nicht ohne
Den Wirth. Denn sieh'! Was gilt's, das warst Du nicht
Vermuthen?
Sit. Freilich nicht. Wie konnt' ich auch
Vermuthen, daß Du Deiner Königin
So müde wärst?
Sal. Ich, meiner Königin?
Sit. Ich seh' nun schon: ich soll heut meine tausend
Dinar', kein Naserinchen mehr gewinnen.
Sal. Wie so?
Sit. Frag' noch! — Weil Du mit Fleiß, mit aller
Gewalt verlieren willst. — Doch dabei find'
Ich meine Rechnung nicht. Denn außer, daß
Ein solches Spiel das unterhaltendste
Nicht ist: gewann ich immer nicht am meisten
Mit Dir, wenn ich verlor? Wann hast Du mir
Den Satz, mich des verlornen Spieles wegen
Zu trösten, doppelt nicht hernach geschenkt?
Sal. Ei sieh'! so hättest Du ja wohl, wenn Du
Verlorst, mit Fleiß verloren, Schwesterchen?
Sit. Zum wenigsten kann gar wohl sein, daß Deine
Freigebigkeit, mein liebes Brüderchen,
Schuld ist, daß ich nicht besser spielen lernen.
Sal. Wir kommen ab vom Spiele. Mach' ein Ende!
Sit. So bleibt es? Nun denn: Schach! und doppelt Schach!
Sal. Nun freilich; dieses Abschach hab' ich nicht
Gesehn, das meine Königin zugleich
Mit niederwirft.
Sit. War dem noch abzuhelfen?
Laß sehn!
Sal. Nein, nein: nimm nur die Königin.
Ich war mit diesem Steine nie recht glücklich.
Sit. Bloß mit dem Steine?
Sal. Fort damit! — Das thut
Mir Nichts. Denn so ist alles wiederum
Geschützt.
Sit. Wie höflich man mit Königinnen
Verfahren müsse, hat mein Bruder mich
Zu wohl gelehrt. (Sie läßt sie stehn.)
Sal. Nimm, oder nimm sie nicht!
Ich habe keine mehr.
Sit. Wozu sie nehmen?
Schach! — Schach!
Sal. Nur weiter.
Sit. Schach! — und Schach! — und Schach! —
Sal. Und matt!
Sit. Nicht ganz; Du ziehst den Springer noch
Dazwischen; oder was Du machen willst.
Gleichviel!
Sal. Ganz recht! — Du hast gewonnen; und
Al-Hafi zahlt. — Man laß' ihn rufen! gleich!
Du hattest, Sittah, nicht so unrecht; ich
War nicht so ganz beim Spiele; war zerstreut.
Und dann: wer gibt uns denn die glatten Steine
Beständig, die an Nichts erinnern, Nichts
Bezeichnen? Hab' ich mit dem Iman denn
Gespielt? — Doch was? Verlust will Vorwand. Nicht
Die ungeformten Steine, Sittah, sind's,
Die mich verlieren machten: Deine Kunst,
Dein ruhiger und schneller Blick . . .
Sit. Auch so
Willst Du den Stachel des Verlusts nur stumpfen.
Genug, Du warst zerstreut; und mehr, als ich.
Sal. Als Du? Was hätte Dich zerstreuet?
Sit. Deine
Zerstreuung freilich nicht! — O Saladin,
Wann werden wir so fleißig wieder spielen!
Sal. So spielen wir um so viel gieriger! —
Ah! Weil es wieder losgeht, meinst Du? — Mag's! —
Nur zu! — Ich habe nicht zuerst gezogen;
Ich hätte gern den Stillestand auf's Neue
Verlängert; hätte meiner Sittah gern,
Gern einen guten Mann zugleich verschafft.
Und das muß Richards Bruder sein; er ist
Ja Richards Bruder.
Sit. Wenn Du Deinen Richard
Nur loben kannst!
Sal. Wenn unserm Bruder Melek
Dann Richards Schwester wär' zu Theile worden:
Ha! welch ein Haus zusammen! Ha, der ersten,
Der besten Häuser in der Welt das beste! —
Du hörst, ich bin, mich selbst zu loben, auch
Nicht faul. Ich dünk' mich meiner Freunde werth. —
Das hätte Menschen geben sollen! das!
Sit. Hab' ich des schönen Traums nicht gleich gelacht;
Du kennst die Christen nicht, willst sie nicht kennen.
Ihr Stolz ist: Christen sein, nicht Menschen. Denn
Selbst das, was, noch von ihrem Stifter her,
Mit Menschlichkeit den Aberglauben würzt,
Das lieben sie, nicht weil es menschlich ist:
Weil's Christus lehrt; weil's Christus hat gethan. —
Wohl ihnen, daß er ein so guter Mensch
Noch war! wohl ihnen, daß sie seine Tugend
Auf Treu und Glauben nehmen können! — Doch,

Was Tugend? – Seine Tugend nicht; sein Name
Soll überall verbreitet werden; soll
Die Namen aller guten Menschen schänden,
Verschlingen. Um den Namen, um den Namen
Ist ihnen nur zu thun.
Sal. Du meinst: warum
Sie sonst verlangen würden, daß auch Ihr,
Auch Du und Melek, Christen hießet, eh'
Als Eh'gemahl Ihr Christen lieben wolltet?
Sit. Ja wohl! Als wär' von Christen nur, als Christen,
Die Liebe zu gewärtigen, womit
Der Schöpfer Mann und Männin ausgestattet!
Sal. Die Christen glauben mehr Armseligkeiten,
Als daß sie die nicht auch noch glauben könnten! –
Und gleichwohl irrst Du Dich. – Die Tempelherren,
Die Christen nicht, sind Schuld: sind nicht, als Christen,
Als Tempelherren, Schuld. Durch die allein
Wird aus der Sache Nichts. Sie wollen Acca,
Das Richards Schwester unserm Bruder Melek
Zum Brautschatz bringen müßte, schlechterdings
Nicht fahren lassen. Daß des Ritters Vortheil
Gefahr nicht laufe, spielen sie den Mönch,
Den albern Mönch. Und, ob vielleicht im Fluge
Ein guter Streich gelänge: haben sie
Des Waffenstillestandes Ablauf kaum
Erwarten können. – Lustig! Nur so weiter!
Ihr Herren, nur so weiter! – Mir schon recht! –
Wär' Alles sonst nur, wie es müßte.
Sit. Nun?
Was irrte Dich denn sonst? Was könnte sonst
Dich aus der Fassung bringen?
Sal. Was von je
Mich immer aus der Fassung hat gebracht. –
Ich war auf Libanon, bei unserm Vater.
Er unterliegt den Sorgen noch . . .
Sit. O weh!
Sal. Er kann nicht durch; es klemmt sich aller Orten;
Es fehlt bald da, bald dort –
Sit. Was klemmt? was fehlt?
Sal. Was sonst, als was ich kaum zu nennen würd'ge!
Was, wenn ich's habe, mir so überflüssig,
Und hab' ich's nicht, so unentbehrlich scheint. –
Wo bleibt Al-Hafi denn? Ist Niemand nach
Ihm aus? – Das leidige, verwünschte Geld! –
Gut, Hafi, daß Du kömmst.

Zweiter Auftritt.

Der Derwisch Al-Hafi. Saladin. Sittah.

Al-Hafi. Die Gelder aus
Egypten sind vermuthlich angelangt.
Wenn's nur fein viel ist.
Sal. Hast Du Nachricht?
A. Ich?
Ich nicht. Ich denke, daß ich hier sie in
Empfang soll nehmen.
Sal. Zahl' an Sittah tausend
Dinare! (In Gedanken hin und her gehend.)
A. Zahl'! anstatt, empfang'! O schön!
Das ist für Was noch weniger, als Nichts. –
An Sittah? – wiederum an Sittah? Und
Verloren? – wiederum im Schach verloren? –
Da steht es noch, das Spiel!
Sit. Du gönnst mir doch
Mein Glück?
A. (das Spiel betrachtend.) Was gönnen? Wenn – Ihr wißt ja wohl.
Sit. (ihm winkend.) Bst! Hafi; bst!
A. (noch auf das Spiel gerichtet.) Gönnt's Euch nur selber erst!
Sit. Al-Hafi; bst!
A. (zu Sittah.) Die Weißen waren Euer?
Ihr bietet Schach?
Sit. Gut, daß er Nichts gehört!
A. Nun ist der Zug an ihm?
Sit. (ihm näher tretend.) So sage doch,
Daß ich mein Geld bekommen kann.
A. (noch auf das Spiel geheftet.) Nun ja;
Ihr sollt's bekommen, wie Ihr's stets bekommen.
Sit. Wie? bist Du toll?
A. Das Spiel ist ja nicht aus.
Ihr habt ja nicht verloren, Saladin.
Sal. (kaum hinhörend.) Doch! doch: Bezahl'! bezahl'!
A. Bezahl'! bezahl'!
Da steht ja Eure Königin.
Sal. (noch so.) Gilt nicht;
Gehört nicht mehr ins Spiel.
Sit. So mach', und sag',
Daß ich das Geld mir nur kann holen lassen.
A. (noch immer in das Spiel vertieft.) Versteht sich, so wie immer. – Wenn auch schon;
Wenn auch die Königin Nichts gilt: Ihr seid
Doch darum noch nicht matt.
Sal. (tritt hinzu, und wirft das Spiel um.) Ich bin es; will
Es sein.
A. Ja so! – Spiel, wie Gewinnst; So wie
Gewonnen, so bezahlt.
Sal. (zu Sittah.) Was sagt er? Was?
Sit. (von Zeit zu Zeit dem Hafi winkend.) Du kennst ihn ja. Er sträubt sich gern; läßt gern
Sich bitten: ist wohl gar ein wenig neidisch. –
Sal. Auf Dich doch nicht? auf meine Schwester nicht? –
Was hör' ich, Hafi? Neidisch? Du?
A. Kann sein!
Kann sein! – Ich hätt' ihr Hirn wohl lieber selbst;
Wär' lieber selbst so gut, als sie.
Sit. Indeß
Hat er doch immer richtig noch bezahlt;
Und wird auch heut' bezahlen. Laß ihn nur! –
Geh' nur, Al-Hafi, geh'! Ich will das Geld
Schon holen lassen.
A. Nein; ich spiele länger
Die Mummerei nicht mit. Er muß es doch
Einmal erfahren.
Sal. Wer? und was?
Sit. Al-Hafi!
Ist dieses Dein Versprechen? Hältst Du so
Mir Wort?
A. Wie konnt' ich glauben, daß es so
Weit gehen würde!
Sal. Nun? erfahr' ich Nichts?
Sit. Ich bitte Dich, Al-Hafi: sei bescheiden.
Sal. Das ist doch sonderbar! Was könnte Sittah
So feierlich, so warm bei einem Fremden,
Bei einem Derwisch lieber, als bei mir,
Bei ihrem Bruder sich verbitten wollen.
Al-Hafi, nun befehl' ich. – Rede, Derwisch!
Sit. Laß eine Kleinigkeit, mein Bruder, Dir

Nicht näher treten, als sie würdig ist.
Du weißt, ich habe zu verschiednen Malen
Dieselbe Summ' im Schach von Dir gewonnen.
Und weil ich jetzt das Geld nicht nöthig habe;
Weil jetzt in Hafis Kasse doch das Geld
Nicht allzuhäufig ist: so sind
Die Posten stehn geblieben. Aber sorgt
Nur nicht! Ich will sie weder Dir, mein Bruder,
Noch Hafi, noch der Kasse schenken.

A. Ja,
Wenn's das nur wäre! das;

Sit. Und mehr dergleichen. —
Auch das ist in der Kasse stehn geblieben,
Was Du mir einmal ausgeworfen; ist
Seit wenig Monden stehn geblieben.

A. Noch
Nicht alles.

Sal. Noch nicht? — Wirst Du reden? Schon —

A. Seit aus Egypten wir das Geld erwarten,
Hat sie . . .

Sit. (zu Saladin.) Wozu ihn hören?

A. Nicht nur Nichts
Bekommen . . .

Sal. Gutes Mädchen! — Auch beiher
Mir vorgeschossen. Nicht?

A. Den ganzen Hof
Erhalten; Euern Aufwand ganz allein
Bestritten.

Sal. Ha! das, das ist meine Schwester!
(sie umarmend.)

Sit. Wer hatte, dieß zu können, mich so reich
Gemacht, als Du, mein Bruder?

A. Wird schon auch
So bettelarm sie wieder machen, als
Er selber ist.

Sal. Ich arm? der Bruder arm?
Wann hab' ich mehr? wann weniger gehabt? —
Ein Kleid, Ein Schwert, Ein Pferd, — und Einen Gott!
Was brauch' ich mehr? Wann kann's an dem mir fehlen?
Und doch, Al-Hafi, könnt' ich mit Dir schelten.

Sit. Schilt nicht, mein Bruder. Wenn ich unserm Vater
Auch seine Sorgen so erleichtern könnte!

Sal. Ah! Ah! Nun schlägst Du meine Freudigkeit
Auf einmal wieder nieder! — Mir, für mich
Fehlt Nichts, und kann Nichts fehlen. Aber ihm,
Ihm fehlet; und in ihm uns Allen. — Sagt,
Was soll ich machen? — Aus Egypten kommt
Vielleicht noch lange Nichts. Woran das liegt,
Weiß Gott. Es ist doch da noch Alles ruhig. —
Abbrechen, einziehn, sparen will ich gern,
Mir gern gefallen lassen, wenn es mich,
Bloß mich betrifft; bloß mich, und Niemand sonst
Darunter leidet. — Doch was kann das machen?
Ein Pferd, Ein Kleid, Ein Schwert muß ich doch haben.
Und meinem Gott ist auch Nichts abzudingen.
Ihm gnügt schon so mit Wenigem genug:
Mit meinem Herzen. — Auf den Ueberschuß
Von Deiner Kasse, Hafi, hatt' ich sehr
Gerechnet.

A. Ueberschuß? — Sagt selber, ob
Ihr mich nicht hättet spießen, wenigstens
Mich drosseln lassen, wenn auf Ueberschuß
Ich von Euch wär' ergriffen worden. Ja,
Auf Unterschleif! das war zu wagen.

Sal. Nun,
Was machen wir denn aber? — Konntest Du
Vorerst bei Niemand anderm borgen, als
Bei Sittah?

Sit. Würd' ich dieses Vorrecht, Bruder,
Mir haben nehmen lassen? mir von ihm?
Auch noch besteh' ich drauf. Noch bin ich auf
Dem Trocknen völlig nicht.

Sal. Nur völlig nicht?
Das fehlte noch! — Geh' gleich, mach' Anstalt, Hafi,
Nimm auf, bei wem Du kannst! und wie Du kannst!
Geh', borg', versprich! — Nur, Hafi, borge nicht
Bei denen, die ich reich gemacht. Denn borgen
Von diesen, möchte wiederfordern heißen.
Geh' zu den Geizigsten; die werden mir
Am liebsten leihen. Denn sie wissen wohl,
Wie gut ihr Geld in meinen Händen wuchert.

A. Ich kenne deren keine.

Sit. Eben fällt
Mir ein gehört zu haben, Hafi, daß
Dein Freund zurückgekommen.

A. (betroffen.) Freund? mein Freund?
Wer wär' denn das?

Sit. Dein hochgepriesner Jude.

A. Gepriesner Jude? hoch von mir?

Sit. Dem Gott —
Mich denkt des Ausdrucks noch recht wohl, deß einst
Du selber Dich von ihm bedientest — dem
Sein Gott von allen Gütern dieser Welt
Das kleinst' und größte so in vollem Maß
Ertheilet habe. —

A. Sagt' ich so? — Was meint'
Ich denn damit?

Sit. Das kleinste: Reichthum; und
Das größte: Weisheit.

A. Wie? von einem Juden?
Von einem Juden hätt' ich das gesagt!

Sit. Das hättest Du von Deinem Nathan nicht
Gesagt?

A. Ja so! von dem! von Nathan! — Fiel
Mir der doch gar nicht bei. — Wahrhaftig? Der
Ist endlich wieder heim gekommen? Ei!
So mags doch gar so schlecht mit ihm nicht stehn. —
Ganz recht: den nannt' einmal das Volk den Weisen!
Den Reichen auch.

Sit. Den Reichen nennt es ihn
Jetzt mehr, als je. Die ganze Stadt erschallt,
Was er für Kostbarkeiten, was für Schätze
Er mitgebracht.

A. Nun, ist's der Reiche wieder:
So wird's auch wohl der Weise wieder sein.

Sit. Was meinst Du, Hafi, wenn Du diesen angingst?

A. Und was bei ihm? — Doch wohl nicht borgen? — Ja,
Da kennt Ihr ihn! — Er borgen! — Seine Weisheit
Ist eben, daß er Niemand borgt.

Sit. Du hast
Mir sonst doch ganz ein ander Bild von ihm
Gemacht.

A. Zur Noth wird er Euch Waaren borgen.
Geld aber, Geld? Geld nimmermehr! — Es ist
Ein Jude freilich übrigens, wie's nicht
Viel Juden gibt. Er hat Verstand; er weiß
Zu leben; spielt gut Schach. Doch zeichnet er
Im Schlechten sich nicht minder, als im Guten,
Vor allen andern Juden aus. — Auf den,
Auf den nur rechnet nicht. — Den Armen gibt
Er zwar; und gibt vielleicht, trotz Saladin:
Wenn schon nicht ganz so viel, doch ganz so gern;
Doch ganz so sonder Ansehn. Jud' und Christ
Und Muselmann und Parsi, Alles ist
Ihm eins.
Sit. Und so ein Mann . . .
Sal. Wie kommt es denn,
Daß ich von diesem Manne nie gehört? . . .
Sit. Der sollte Saladin nicht borgen? nicht
Dem Saladin, der nur für Andre braucht,
Nicht sich?
A. Da seht nun gleich den Juden wieder;
Den ganz gemeinen Juden! — Glaubt mir's doch! —
Er ist auf's Geben Euch so eifersüchtig,
So neidisch! Jedes Lohn von Gott, das in
Der Welt gesagt wird, zög' er lieber ganz
Allein. Nur darum eben leiht er Keinem,
Damit er stets zu geben habe. Weil
Die Mild' ihm im Gesetz geboten, die
Gefälligkeit ihm aber nicht geboten; macht
Die Mild' ihn zu dem ungefälligsten
Gesellen auf der Welt. Zwar bin ich seit
Geraumer Zeit ein wenig übern Fuß
Mit ihm gespannt; doch denkt nur nicht, daß ich
Ihm darum nicht Geeechtigkeit erzeige.
Er ist zu Allem gut: bloß dazu nicht;
Bloß dazu wahrlich nicht. Ich will auch gleich
Nur gehn, an andre Thüren klopfen. . . . Da
Besinn' ich mich so eben eines Mohren,
Der reich und geizig ist. — Ich geh'; ich geh'. (Geht ab.)
Sit. Was eilst Du, Hafi?
Sal. Laß ihn! laß ihn!

Dritter Auftritt.

Sittah. Saladin.

Sit. Eilt
Er doch, als ob er mir nur gern entkäme! —
Was heißt das? — Hat er wirklich sich in ihm
Betrogen, oder — möcht' er uns nur gern
Betrügen?
Sal. Wie? das fragst Du mich? Ich weiß
Ja kaum, von wem die Rede war; und höre
Von Euerm Juden, Euerm Nathan, heut'
Zum ersten Mal.
Sit. Ist's möglich, daß ein Mann
Dir so verborgen blieb, von dem es heißt,
Er habe Salomons und Davids Gräber
Erforscht, und wisse deren Siegel durch
Ein mächtiges, geheimes Wort zu lösen?
Aus ihnen bring' er dann von Zeit zu Zeit
Die unermeßlichen Reichthümer an
Den Tag, die keinen mindern Quell verriethen?
Sal. Hat seinen Reichthum dieser Mann aus Gräbern,
So warens sicherlich nicht Salomons,
Nicht Davids Gräber. Narren lagen da
Begraben.
Sit. Oder Bösewichter! — Auch
Ist seines Reichthums Quelle weit ergiebiger,
Weit unerschöpflicher, als so ein Grab
Voll Mammon.
Sal. Denn er handelt; wie ich hörte.
Sit. Sein Saumthier treibt auf allen Straßen, zieht
Durch alle Wüsten; seine Schiffe liegen
In allen Häfen. Das hat mir wohl eh'
Al-Hafi selbst gesagt, und voll Entzücken
Hinzugefügt: wie groß, wie edel dieser
Sein Freund anwende, was so klug und emsig
Er zu erwerben für zu klein nicht achte;
Hinzugefügt, wie frei von Vorurtheilen
Sein Geist; sein Herz wie offen jeder Tugend,
Wie eingestimmt mit jeder Schönheit sei.
Sal. Und jetzt sprach Hafi doch so ungewiß,
So kalt von ihm.
Sit. Kalt nun wohl nicht; verlegen:
Als halt' er's für gefährlich, ihn zu loben,
Und woll' ihn unverdient doch auch nicht tadeln —
Wie? oder wär' es wirklich so, daß selbst
Der Beste seines Volkes seinem Volke
Nicht ganz entfliehen kann? daß wirklich sich
Al-Hafi seines Freunds von dieser Seite
Zu schämen hätte? — Sei dem, wie ihm wolle! —
Der Jude sei mehr oder weniger,
Als Jud': ist er nur reich; genug für uns.
Sal. Du willst ihm aber doch das Seine mit
Gewalt nicht nehmen, Schwester?
Sit. Ja, was heißt
Bei Dir Gewalt? Mit Feu'r und Schwert? Nein, nein,
Was braucht es mit den Schwachen für Gewalt,
Als ihre Schwäche? — Komm für jetzt nur mit
In meinem Harem eine Sängerin
Zu hören, die ich gestern erst gekauft.
Es reift indeß bei mir vielleicht ein Anschlag,
Den ich auf diesen Nathan habe. — Komm! (Beide ab.)

Vierter Auftritt.

Szene: vor dem Hause des Nathan, wo es an die Palmen stößt.

Recha und Nathan kommen heraus.
Zu ihnen Daja.

Recha. Ihr habt Euch sehr verweilt, mein Vater. Er
Wird kaum noch mehr zu treffen sein.
Nathan. Nun, nun;
Wenn hier, hier unter'n Palmen schon nicht mehr:
Doch anderwärts. — Sei jetzt nur ruhig. — Sieh'!
Kömmt dort nicht Daja auf uns zu?
R. Sie wird
Ihn ganz gewiß verloren haben.
N. Auch
Wohl nicht.
R. Sie würde sonst geschwinder kommen.
N. Sie hat uns wohl noch nicht gesehn . . .
R. Nun sieht
Sie uns.
N. Und doppelt ihre Schritte. Sieh'! —
Sei doch nur ruhig! ruhig!
R. Wolltet Ihr
Wohl eine Tochter, die hier ruhig wäre?
Sich unbekümmert ließe, wessen Wohlthat
Ihr Leben sei? Ihr Leben, — das ihr nur
So lieb, weil sie es Euch zuerst verdanket.
N. Ich möchte Dich nicht anders, als Du bist:

Auch wenn ich wüßte, daß in Deiner Seele
Ganz etwas Andres noch sich rege.
R. Was,
Mein Vater?
N. Fragst Du mich? so schüchtern mich?
Was auch in Deinem Innern vorgeht, ist
Natur und Unschuld. Laß es keine Sorge
Dir machen. Mir, mir macht es keine. Nur
Versprich mir: wenn Dein Herz vernehmlicher
Sich einst erklärt, mir seiner Wünsche keinen
Zu bergen.
R. Schon die Möglichkeit, mein Herz
Euch lieber zu verhüllen, macht mich zittern.
N. Nichts mehr hiervon! Das ein für allemal
Ist abgethan. — Da ist ja Daja. — Nun?
D. Noch wandelt er hier untern Palmen; und
Wird gleich um jene Mauer kommen. — Seht,
Da kömmt er!
R. Ah! und scheinet unentschlossen.
Wohin? ob weiter? ob hinab? ob rechts?
Ob links?
D. Nein, nein. Er macht den Weg um's Kloster
Gewiß noch öfter, und dann muß er hier
Vorbei. — Was gilts?
R. Recht! recht! — Hast Du ihn schon
Gesprochen? Und wie ist er heut'?
D. Wie immer.
N. So macht nur, daß er Euch hier nicht gewahr
Wird. Tretet mehr zurück. Geht lieber ganz
Hinein.
R. Nur Einen Blick noch! — Ah! die Hecke,
Die mir ihn stiehlt!
D. Kommt! kommt! der Vater hat
Ganz recht. Ihr lauft Gefahr, wenn er Euch sieht,
Daß auf der Stell' er umkehrt.
R. Ah! die Hecke!
N. Und kommt er plötzlich dort aus ihr hervor;
So kann er anders nicht, er muß Euch sehn.
Drum geht doch nur!
D. Komm! komm! Ich weiß ein Fenster,
Aus dem wir sie bemerken können.
R. Ja? (Beide hinein.)

Fünfter Auftritt.

Nathan und bald darauf der Tempelherr.

Nathan. Fast scheu' ich mich des Sonderlings. Fast macht
Mich seine rauhe Tugend stutzen. Daß
Ein Mensch doch einen Menschen so verlegen
Soll machen können! — Ha! er kömmt. — Bei Gott!
Ein Jüngling, wie ein Mann. Ich mag ihn wohl
Den guten, trotz'gen Blick! den drallen Gang!
Die Schale kann nur bitter sein; der Kern
Ist's sicher nicht. — Wo sah ich doch dergleichen? —
Verzeihet, edler Franke . . .
Tempelherr. Was?
N. Erlaubt . . .
T. Was, Jude? was?
N. Daß ich mich untersteh',
Euch anzureden.
T. Kann ich's wehren? Doch
Nur kurz!
N. Verzeiht, und eilet nicht so stolz,
Nicht so verächtlich einem Mann vorüber,
Den Ihr auf ewig Euch verbunden habt.
T. Wie das? — Ah, fast errath' ich's. Nicht? Ihr seid . . .
N. Ich heiße Nathan; bin des Mädchens Vater,
Das Eure Großmuth aus dem Feu'r gerettet;
Und komme —
T. Wenn zu danken: — spart's! Ich hab'
Um diese Kleinigkeit des Dankes schon
Zu viel erdulden müssen. — Vollends Ihr,
Ihr seid mir gar Nichts schuldig. Wußt' ich denn,
Daß dieses Mädchen Eure Tochter war?
Es ist der Tempelherren Pflicht, dem Ersten
Dem Besten beizuspringen, dessen Noth
Sie sehn. Mein Leben war mir ohnedieß
In diesem Augenblicke lästig. Gern,
Sehr gern ergriff ich die Gelegenheit,
Es für ein andres Leben in die Schanze
Zu schlagen; für ein andres — wenn's auch nur
Das Leben einer Jüdin wäre.
N. Groß!
Groß und abscheulich! Doch die Wendung läßt
Sich denken. Die bescheidne Größe flüchtet
Sich hinter das Abscheuliche, um der
Bewundrung auszuweichen. — Aber wenn
Sie so das Opfer der Bewunderung
Verschmäht: was für ein Opfer denn verschmäht
Sie minder? — Ritter, wenn Ihr hier nicht fremd,
Und nicht gefangen wäret, würd' ich Euch
So dreist nicht fragen. Sagt, befehlt: womit
Kann man Euch dienen?
T. Ihr? Mit Nichts.
N. Ich bin
Ein reicher Mann.
T. Der reichre Jude war
Mir nie der beßre Jude.
N. Dürft Ihr denn
Darum nicht nützen, was deßungeachtet
Er Beßres hat? nicht seinen Reichthum nützen?
T. Nun gut, das will ich auch nicht ganz verreden;
Um meines Mantels willen nicht. Sobald
Der ganz und gar verschlissen, weder Stich
Noch Fetze länger halten will: komm' ich
Und borge mir bei Euch zu einem neuen
Tuch oder Geld. — Seht nicht mit eins so finster!
Noch seid Ihr sicher! noch ist's nicht so weit
Mit ihm. Ihr seht, er ist so ziemlich noch
Im Stande. Nur der eine Zipfel da
Hat einen garst'gen Fleck; er ist versengt.
Und das bekam er, als ich Eure Tochter
Durch's Feuer trug.
N. (der nach dem Zipfel greift und ihn betrachtet.)
Es ist doch sonderbar,
Daß so ein böser Fleck, daß so ein Brandmal
Dem Mann ein beßres Zeugniß redet, als
Sein eigner Mund. Ich möcht' ihn küssen gleich —
Den Flecken! — Ah! verzeiht! — Ich that es ungern.
T. Was?
N. Eine Thräne fiel darauf.
T. Thut Nichts!

Er hat der Tropfen mehr. — (Bald aber fängt
Mich dieser Jud'.an zu verwirren.)
N. Wär't
Ihr wohl so gut, und schicktet Euern Mantel
Auch einmal meinem Mädchen?
T. Was damit?
N. Auch ihren Mund auf diesen Fleck zu drücken.
Denn Eure Kniee selber zu umfassen,
Wünscht sie nun wohl vergebens.
T. Aber, Jude —
Ihr heißet Nathan? — Aber, Nathan — Ihr
Setzt Eure Worte sehr — sehr gut — sehr spitz —
Ich bin betreten — Allerdings — ich hätte . . .
N. Stellt und verstellt Euch, wie Ihr wollt. Ich find'
Auch hier Euch aus. Ihr wart zu gut, zu bieder,
Um höflicher zu sein. — Das Mädchen, ganz
Gefühl; der weibliche Gesandte, ganz
Dienstfertigkeit; der Vater, weit entfernt —
Ihr trugt für ihren guten Namen Sorge;
Floht ihre Prüfung; floht, um nicht zu siegen.
Auch dafür dank' ich Euch —
T. Ich muß gestehn,
Ihr wißt, wie Tempelherren denken sollten.
N. Nur Tempelherren? sollten bloß? und bloß,
Weil es die Ordensregeln so gebieten?
Ich weiß, wie gute Menschen denken; weiß,
Daß alle Länder gute Menschen tragen.
T. Mit Unterschied doch hoffentlich?
N. Ja wohl;
An Farb', an Kleidung, an Gestalt verschieden.
T. Auch hier bald mehr, bald weniger, als dort
N. Mit diesem Unterschied ist's nicht weit her.
Der große Mann braucht überall viel Boden;
Und, mehrere, zu nah' gepflanzt, zerschlagen
Sich nur die Aeste. Mittelgut, wie wir,
Find't sich hingegen überall in Menge.
Nur muß der Eine nicht den andern mäkeln;
Nur muß der Knorr den Knubben hübsch vertragen;
Nur muß ein Gipfelchen sich nicht vermessen,
Daß es allein der Erde nicht entschossen.
T. Sehr wohl gesagt! — Doch kennt Ihr auch das Volk,
Das diese Menschenmäkelei zuerst
Getrieben? Wißt Ihr, Nathan, welches Volk
Zuerst das auserwählte Volk sich nannte?
Wie? wenn ich dieses Volk nun, zwar nicht haßte,
Doch wegen seines Stolzes zu verachten,
Mich nicht entbrechen könnte? Seines Stolzes,
Den es auf Christ und Muselmann vererbte:
Nur sein Gott sei der rechte Gott! — Ihr stutzt,
Daß ich, ein Christ, ein Tempelherr, so rede?
Wann hat, und wo die fromme Raserei,
Den bessern Gott zu haben, diesen bessern,
Der ganzen Welt als besten aufzudringen,
In ihrer schwärzesten Gestalt sich mehr
Gezeigt, als hier, als jetzt? Wem hier? wem jetzt
Die Schuppen nicht vom Auge fallen . . . Doch
Sei blind, wer will! — Vergeßt, was ich gesagt,
Und laßt mich! (will gehen.)
N. Ha! Ihr wißt nicht, wie viel fester
Ich nun mich an Euch drängen werde. — Kommt,
Wir müssen, müssen Freunde sein! — Verachtet
Mein Volk, so sehr Ihr wollt. Wir haben beide
Uns unser Volk nicht auserlesen. Sind
Wir etwa unser Volk? Was heißt denn Volk?
Sind Christ und Jude eher Christ und Jude,
Als Mensch? Ah! wenn ich Einen mehr in Euch
Gefunden hätte, dem es gnügt, ein Mensch
Zu heißen!
T. Ja, bei Gott, das habt Ihr, Nathan!
Das habt Ihr! — Eure Hand! — Ich schäme mich,
Euch Einen Augenblick verkannt zu haben.
N. Und ich bin stolz darauf. Nur das Gemeine
Verkennt man selten.
T. Und das Seltene
Vergißt man schwerlich. — Nathan, ja; o ja!
Wir müssen, müssen Freunde werden.
N. Sind
Es schon. — Wie wird sich meine Recha freuen! —
Und ah! welch' eine heitre Ferne schließt
Sich meinen Blicken auf! — Kennt sie nur erst!
T. Ich brenne vor Verlangen. — Wer stürzt dort
Aus Eurem Hause? Ist's nicht ihre Daja?
N. Ja wohl. So ängstlich?
T. Unsrer Recha ist
Doch Nichts begegnet.

Sechster Auftritt.

Die Vorigen und Daja eilig.

D. Nathan! Nathan!
N. Nun?
D. Verzeihet, edler Ritter, daß ich Euch
Muß unterbrechen.
N. Nun, was ist's?
T. Was ist's?
D. Der Sultan hat geschickt. Der Sultan will
Euch sprechen. Gott, der Sultan!
N. Mich? der Sultan?
Er wird begierig sein, zu sehn, was
Ich Neues mitgebracht. Sag' nur, es sei
Noch Wenig oder gar Nichts ausgepackt.
D. Nein, nein; er will Nichts sehen; will Euch sprechen,
Euch in Person, und bald; sobald Ihr könnt.
N. Ich werde kommen. — Geh' nur wieder, geh'!
D. Nehmt's ja nicht übel auf, gestrenger Ritter. —
Gott, wir sind so bekümmert, was der Sultan
Doch will.
N. Das wird sich zeigen. Geh' nur, geh'!

Siebenter Auftritt.

Nathan und der Tempelherr.

T. So kennt Ihr ihn noch nicht? — ich meine, von Person.
N. Den Saladin? Noch nicht. Ich habe
Ihn nicht vermieden, nicht gesucht zu kennen.
Der allgemeine Ruf sprach viel zu gut
Von ihm, daß ich nicht lieber glauben wollte,
Als sehn. Doch nun — wenn anders dem so ist —
Hat er durch Sparung Eures Lebens . . .

T. Ja;
Dem allerdings ist so. Das Leben, das
Ich leb', ist sein Geschenk.
N. Durch das er mir
Ein doppelt, dreifach Leben schenkte. Dieß
Hat alles zwischen uns verändert; hat
Mit eins ein Seil mir umgeworfen, das
Mich seinem Dienst auf ewig fesselt. Kaum,
Und kaum kann ich es nun erwarten, was
Er mir zuerst befehlen wird. Ich bin
Bereit zu Allem; bin bereit, ihm zu
Gestehn, daß ich es Euertwegen bin.
T. Noch hab' ich selber ihm nicht danken können,
So oft ich auch ihm in den Weg getreten.
Der Eindruck, den ich auf ihn machte, kam
So schnell, als schnell er wiederum verschwunden.
Wer weiß, ob er sich meiner gar erinnert.
Und dennoch muß er, einmal wenigstens,
Sich meiner noch erinnern, um mein Schicksal
Ganz zu entscheiden. Nicht genug, daß ich
Auf sein Geheiß noch bin, mit seinem Willen
Noch leb': ich muß nun auch von ihm erwarten,
Nach wessen Willen ich zu leben habe.
N. Nicht anders: um so mehr will ich nicht säumen, —
Es fällt vielleicht ein Wort, das mir, auf Euch
Zu kommen, Anlaß gibt. — Erlaubt, verzeiht —
Ich eile. — Wann, wann aber sehn wir Euch
Bei uns?
T. Sobald ich darf.
N. Sobald Ihr wollt.
T. Noch heut'.
N. Und Euer Name? — muß ich bitten.
T. Mein Name war — ist Curd von Stauffen. — Curd!
N. Von Stauffen? — Stauffen? — Stauffen?
T. Warum fällt
Euch das so auf?
N. Von Stauffen? — Des Geschlechts
Sind wohl schon Mehrere ....
T. O ja! hier waren,
Hier faulen des Geschlechts schon Mehrere.
Mein Oheim selbst, — mein Vater, will ich sagen —
Doch warum schärft sich Euer Blick auf mich
Je mehr und mehr?
N. O Nichts! o Nichts! Wie kann
Ich Euch zu sehn ermüden?
T. Drum verlaß
Ich Euch zuerst. Der Blick des Forschers fand
Nicht selten mehr, als er zu finden wünschte.
Ich fürcht' ihn, Nathan. Laßt die Zeit allmählig,
Und nicht die Neugier, unsre Kundschaft machen.
(Er geht.)
N. (der ihm mit Erstaunen nachsieht.) „Der Forscher fand nicht selten mehr, als er
„Zu finden wünschte." — Ist es doch, als ob
In meiner Seel' er lese! — Wahrlich ja;
Das könnt' auch mir begegnen. — Nicht allein
Wolfs Wuchs, Wolfs Gang: auch seine Stimme. So,
Vollkommen so, warf Wolf sogar den Kopf;
Trug Wolf sogar das Schwert im Arm'; strich Wolf
Sogar die Augenbraunen mit der Hand,
Gleichsam das Feuer seines Blicks zu bergen. —
Wie solche tiefgeprägte Bilder doch
Zu Zeiten in uns schlafen können, bis
Ein Wort, ein Laut sie weckt! — Von Stauffen —
Ganz recht, ja, ja! ganz recht; Filnek von Stauffen. —
Ich will das bald genauer wissen; bald.
Nur erst zum Saladin. — Doch wie? lauscht dort
Nicht Daja? — Nun, so komm nur näher, Daja.

Achter Auftritt.

Daja. Nathan.

N. Was gilt's? nun drückt's Euch Beiden schon das Herz,
Noch ganz was Anders zu erfahren, als
Was Saladin mir will.
D. Verdenkt Ihr's ihr?
Ihr fingt so eben an vertraulicher
Mit ihm zu sprechen, als des Sultans Botschaft
Uns von dem Fenster scheuchte.
N. Nun so sag'
Ihr nur, daß sie ihn jeden Augenblick
Erwarten darf.
D. Gewiß? Gewiß?
N. Ich kann
Mich doch auf Dich verlassen, Daja? Sei
Auf Deiner Hut; ich bitte Dich. Es soll
Dich nicht gereuen. Dein Gewissen selbst
Soll seine Rechnung dabei finden. Nur
Verdirb mir Nichts in meinem Plane. Nur
Erzähl' und frage mit Bescheidenheit,
Mit Rückhalt . . .
D. Daß Ihr doch noch erst so was
Erinnern könnt! — Ich geh'; geht Ihr nur auch.
Denn seht! ich glaube gar, da kömmt vom Sultan
Ein zweiter Bot', Al-Hafi, Euer Derwisch.
(geht ab.)

Neunter Auftritt.

Nathan. Al-Hafi.

A. Ha! ha! zu Euch wollt' ich nun eben wieder.
N. Ist's denn so eilig? was verlangt er denn
Von mir?
A. Wer?
N. Saladin. — Ich komm', ich komme.
A. Zu wem? Zu Saladin?
N. Schickt Saladin
Dich nicht?
A. Mich? Nein. Hat er denn schon geschickt?
N. Ja freilich hat er.
A. Nun so ist es richtig.
N. Was? was ist richtig?
A. Daß . . . ich bin nicht Schuld;
Gott weiß, ich bin nicht Schuld. — Was hab' ich nicht
Von Euch gesagt, gelogen, um es abzuwenden!
N. Was abzuwenden? Was ist richtig?
A. Daß
Nun Ihr sein Defterdar geworden. Ich
Bedaur' Euch. Doch mit ansehn will ich's nicht.
Ich geh' von Stund' an; geh'. Ihr habt es schon
Gehört, wohin; und wißt den Weg. Habt Ihr
Des Wegs was zu bestellen; sagt: ich bin
Zu Diensten. Freilich muß es mehr nicht sein,
Als was ein Nackter mit sich schleppen kann.
Ich geh', sagt bald.
N. Besinn' Dich doch, Al-Hafi.

Besinn' Dich, daß ich noch von gar Nichts weiß.
Was plauderst Du denn da?
A. Ihr bringt sie doch
Gleich mit, die Beutel?
N. Beutel?
A. Nun, das Geld,
Das Ihr dem Saladin vorschießen sollt.
N. Und weiter ist es Nichts?
A. Ich sollt' es wohl
Mit ansehn, wie er Euch von Tag zu Tag
Aushöhlen wird bis auf die Zehen? Sollt'
Es wohl mit ansehn, daß Verschwendung aus
Der weisen Milde sonst nie leeren Scheuern
So lange borgt, und borgt, und borgt, bis auch
Die armen eingebornen Mäuschen drin
Verhungern? — Bildet Ihr vielleicht Euch ein,
Wer Eures Gelds bedürftig sei, der werde
Doch Euerm Rathe wohl auch folgen? — Ja;
Er Rathe folgen! Wann hat Saladin
Sich rathen lassen? — Denkt nur, Nathan, was
Mir eben jetzt mit ihm begegnet.
N. Nun?
A. Da komm' ich zu ihm, eben daß er Schach
Gespielt mit seiner Schwester. Sittah spielt
Nicht übel: und das Spiel, das Saladin
Verloren glaubte, schon gegeben hatte,
Das stand noch ganz so da. Ich seh' Euch hin
Und sehe, daß das Spiel noch lange nicht
Verloren.
N. Ei! das war für Dich ein Fund!
A. Er durfte mit dem König an den Bauer
Nur rücken, auf ihr Schach. — Wenn ich's Euch gleich
Nur zeigen könnte!
N. O, ich traue Dir!
A. Denn so bekam der Roche Feld, und sie
War hin. — Das Alles will ich ihm nun weisen
Und ruf' ihn. — Denkt! . . .
N. Er ist nicht Deiner Meinung?
A. Er hört mich gar nicht an, und wirft verächtlich
Das ganze Spiel in Klumpen.
N. Ist das möglich?
A. Und sagt: er wolle matt nun einmal sein;
Er wolle! Heißt das spielen?
N. Schwerlich wohl;
Heißt mit dem Spiele spielen.
A. Gleichwohl galt
Es keine taube Nuß.
N. Geld hin, Geld her!
Das ist das Wenigste. Allein Dich gar
Nicht anzuhören! über einen Punkt
Von solcher Wichtigkeit Dich nicht einmal
Zu hören! Deinen Adlerblick nicht zu
Bewundern! das, das schreit um Rache; nicht?
A. Ach was! Ich sag' Euch das nur so, damit
Ihr sehen könnt, was für ein Kopf er ist.
Kurz, ich, ich halt's mit ihm nicht länger aus.
Da lauf' ich nun bei allen schmuz'gen Mohren
Herum, und frage, wer ihm borgen will.
Ich, der ich nie für mich gebettelt habe,
Soll nun für Andre borgen. Borgen ist
Viel besser nicht, als betteln: so wie leihen,
Auf Wucher leihen, nicht viel besser ist,
Als stehlen. Unter meinen Gebern, an
Dem Ganges, brauch' ich Beides nicht, und brauche
Das Werkzeug Beider nicht zu sein. Am Ganges,
Am Ganges nur gibt's Menschen. Hier seid Ihr
Der Einzige, der noch so würdig wäre,
Daß er am Ganges lebte. — Wollt Ihr mit? —
Laßt ihm mit eins den Plunder ganz im Stiche,
Um den es ihm zu thun. Er bringt Euch nach
Und nach doch drum. So wär' die Plackerei
Auf einmal aus. Ich schaff' Euch einen Delk.
Kommt! Kommt!
N. Ich dächte zwar, das blieb uns ja
Noch immer übrig. Doch, Al-Hafi, will
Ich's überlegen. Warte . . .
A. Ueberlegen?
Nein, so was überlegt sich nicht.
N. Nur bis
Ich von dem Sultan wiederkomme; bis
Ich Abschied erst . . .
A. Wer überlegt, der sucht
Bewegungsgründe, nicht zu dürfen. Wer
Sich Knall und Fall, ihm selbst zu leben, nicht
Entschließen kann, der lebet Andrer Sklav
Auf immer. — Wie Ihr wollt! — Lebt wohl! wie's Euch
Wohl dünkt. — Mein Weg liegt dort; und Eurer da.
N. Al-Hafi! Du wirst selbst doch erst das Deine
Berichtigen?
A. Ach Possen! der Bestand
Von meiner Kass' ist nicht des Zählens werth;
Und meine Rechnung bürgt — Ihr oder Sittah.
Lebt wohl! (ab.)
N. (ihm nachsehend.) Dir bürg' ich! — Wilder, guter, edler —
Wie nenn' ich ihn? — Der wahre Bettler ist
Doch einzig und allein der wahre König!
(von einer andern Seite ab.)

Dritter Aufzug.

Erster Auftritt.

(Szene: in Nathans Hause.)

Recha und Daja.

R. Wie, Daja, drückte sich mein Vater aus?
„Ich dürf' ihn jeden Augenblick erwarten?“
Das klingt — nicht wahr? — als ob er noch so bald
Erscheinen werde. — Wie viel Augenblicke
Sind aber schon vorbei! — Ah nun: wer denkt
An die verflossenen? — Ich will allein
In jedem nächsten Augenblicke leben.
Er wird doch einmal kommen, der ihn bringt.
D. O der verwünschten Botschaft von dem Sultan!
Denn Nathan hätte sicher ohne sie
Ihn gleich mit hergebracht.
R. Und wenn er nun
Gekommen dieser Augenblick; wenn denn
Nun meiner Wünsche wärmster, innigster
Erfüllet ist: was dann? — was dann?
D. Was dann?
Dann hoff' ich, daß auch meiner Wünsche wärmster
Soll in Erfüllung gehen.
R. Was wird dann
In meiner Brust an dessen Stelle treten,
Die schon verlernt, ohn' einen herrschenden
Wunsch aller Wünsche sich zu dehnen? — Nichts?
Ah, ich erschrecke! . . .

D. Nein, mein Wunsch wird dann
An des erfüllten Stelle treten; meiner.
Mein Wunsch, Dich in Europa, Dich in Händen
Zu wissen, welche Deiner würdig sind.
R. Du irrst – Was diesen Wunsch zu Deinem macht,
Das Nämliche verhindert, daß er meiner
Je werden kann. Dich zieht Dein Vaterland!
Und meines, meines sollte mich nicht halten?
Ein Bild der Deinen, das in deiner Seele
Noch nicht verloschen, sollte mehr vermögen,
Als die ich sehn und greifen kann, und hören,
Die Meinen?
D. Sperre Dich, so viel Du willst!
Des Himmels Wege sind des Himmels Wege.
Und wenn es nun Dein Retter selber wäre,
Durch den sein Gott, für den er kämpft, Dich in
Das Land, Dich zu dem Volke führen wollte,
Für welche Du geboren wurdest?
R. Daja!
Was sprichst Du da nun wieder, liebe Daja!
Du hast doch wahrlich Deine sonderbaren
Begriffe! „Sein, sein Gott, für den er kämpft!"
Wem eignet Gott! was ist das für ein Gott,
Der einem Menschen eignet? der für sich
Muß Menschen kämpfen lassen? – Und wie weiß
Man denn, für welchen Erdkloß man geboren,
Wenn man's für den nicht ist, auf welchem man
Geboren? Wenn mein Vater Dich so hörte! –
Was that er Dir, mir immer nur mein Glück
So weit von ihm als möglich vorzuspiegeln?
Was that er Dir, den Samen der Vernunft,
Den er so rein in meine Seele streute,
Mit Deines Landes Unkraut oder Blumen
So gern zu mischen? Liebe, liebe Daja,
Er will nun Deine bunten Blumen nicht
Auf meinem Boden! – Und ich muß Dir sagen,
Ich selber fühle meinen Boden, wenn
Sie noch so schön ihn kleiden, so entkräftet,
So ausgezehrt durch Deine Blumen; fühle
In ihrem Dufte, sauersüßem Dufte,
Mich so betäubt, so schwindelnd! – Dein Gehirn
Ist dessen mehr gewohnt. Ich tadle drum
Die stärkern Nerven nicht, die ihn vertragen;
Nur schlägt er mir nicht zu. Und schon Dein Engel;
Wie wenig fehlte, daß er mich zur Närrin
Gemacht? – Noch schäm' ich mich vor meinem Vater
Der Posse!
D. Posse! – Als ob der Verstand
Nur hier zu Hause wäre! Posse! Posse!
Wenn ich nur reden dürfte!
R. Darfst Du nicht?
Wann war ich nicht ganz Ohr, so oft es Dir
Gefiel, von Deinen Glaubenshelden mich
Zu unterhalten? Hab' ich ihren Thaten
Nicht stets Bewunderung, und ihren Leiden
Nicht immer Thränen gern gezollt? Ihr Glaube
Schien freilich mir das Heldenmäßigste
An ihnen nie. Doch so viel tröstender
War mir die Lehre, daß Ergebenheit
In Gott von unserm Wähnen über Gott
So ganz und gar nicht abhängt. – Liebe Daja,
Das hat mein Vater uns so oft gesagt;
Darüber hast Du selbst mit ihm so oft
Dich einverstanden; warum untergräbst
Du denn allein, was Du mit ihm zugleich
Gebauet? – Liebe Daja, das ist kein
Gespräch, womit wir unserm Freund' am besten
Entgegensehn. Für mich zwar, ja! Denn mir,
Mir liegt daran unendlich, ob auch er . . .
Horch, Daja! – Kommt es nicht an unsre Thüre?
Wenn er es wäre! Horch!

Zweiter Auftritt.

Recha, Daja und der Tempelherr,

dem Jemand von Außen die Thüre öffnet, mit den Worten:

Nur hier herein!
R. (fährt zusammen, faßt sich, und will ihm zu Füßen fallen.) Er ist's! Mein Retter, ah!
T. Dieß zu vermeiden
Erschien ich bloß so spät; und doch –
R. Ich will
Ja zu den Füßen dieses stolzen Mannes
Nur Gott noch einmal danken; nicht dem Manne.
Der Mann will keinen Dank; will ihn so wenig,
Als ihn der Wassereimer will, der bei
Dem Löschen so geschäftig sich erwiesen.
Der ließ sich füllen, ließ sich leeren, mir
Nichts, dir Nichts; also auch der Mann. Auch der
Ward nur so in die Gluth hineingestoßen;
Da fiel ich ungefähr ihm in den Arm;
Da blieb ich ungefähr, so wie ein Funken
Auf seinem Mantel, ihm in seinen Armen;
Bis wiederum, ich weiß nicht was, uns Beide
Herauswarf aus der Gluth. – Was gibt es da
Zu danken? In Europa treibt der Wein
Zu noch weit andern Thaten. – Tempelherren,
Die müssen einmal nun so handeln: müssen,
Wie etwas besser zugelernte Hunde,
Sowohl aus Feuer, als aus Wasser, holen.
T. (der sie mit Erstaunen und Unruhe die Zeit über betrachtet.)
O Daja, Daja! Wenn in Augenblicken
Des Kummers und der Galle meine Laune
Dich übel anließ, warum jede Thorheit,
Die meiner Zung' entfuhr, ihr hinterbringen?
Das hieß, sich zu empfindlich rächen, Daja!
Doch wenn Du nur von nun an besser mich
Bei ihr vertreten willst.
D. Ich denke, Ritter,
Ich denke nicht, daß diese kleinen Stacheln,
Ihr an das Herz geworfen, Euch da sehr
Geschadet haben.
R. Wie? Ihr hattet Kummer?
Und war't mit Eurem Kummer geiziger,
Als Euerm Leben?
T. Gutes, holdes Kind! –
Wie ist doch meine Seele zwischen Aug,
Und Ohr getheilt! – Das war das Mädchen nicht,
Nein, nein, das war es nicht, das aus dem Feuer
Ich holte. – Denn wer hätte die gekannt,
Und aus dem Feuer nicht geholt? wer hätte
Auf mich gewartet? – Zwar – verstellt – der Schreck
(Pause, unter der er in Anschauung ihrer sich wie verliert.)
R. Ich aber find' Euch noch den nämlichen. –
(Pause, bis sie fortfährt, um ihn in seinem Anstaunen zu unterbrechen.)
Nun, Ritter, sagt uns doch, wo Ihr so lange
Gewesen? – Fast dürft' ich auch fragen, wo
Ihr jetzo seid?
T. Ich bin, – wo ich vielleicht
Nicht sollte sein. –

R. Wo Ihr gewesen? — Auch
Wo Ihr vielleicht nicht solltet sein gewesen?
Das ist nicht gut.
T. Auf — auf — wie heißt der Berg?
Auf Sinai.
R. Auf Sinai? — Ah schön!
Nun kann ich zuverläßig doch einmal
Erfahren, ob es wahr . . .
T. Was? was? Ob's wahr,
Daß noch daselbst der Ort zu sehn, wo Moses
Vor Gott gestanden, als . . .
R. Nun, das wohl nicht.
Denn wo er stand, stand er vor Gott. Und davon
Ist mir zur Gnüge schon bekannt. — Ob's wahr,
Möcht' ich nur gern von Euch erfahren, daß —
Daß es bei weitem nicht so mühsam sei,
Auf diesen Berg hinaufzusteigen, als
Herab? — Denn seht: so viel ich Berge noch
Gestiegen bin, war's just das Gegentheil. —
Nun Ritter? — Was? — Ihr kehrt Euch von mir ab?
Wollt mich nicht sehn?
T. Weil ich Euch hören will.
R. Weil Ihr mich nicht wollt merken lassen, daß
Ihr meiner Einfalt lächelt; daß Ihr lächelt,
Wie ich Euch doch so gar nichts Wichtigers
Von diesem heiligen Berge aller Berge
Zu fragen weiß? Nicht wahr?
T. So muß ich denn
Euch wiederum doch in die Augen sehn! —
Was? Nun schlagt Ihr sie nieder? nun verbeißt
Das Lächeln Ihr? wie ich noch erst in Mienen,
In zweifelhaften Mienen lesen will,
Was ich so deutlich hör', Ihr so vernehmlich
Mir sagt — verschweigt? — Ah Recha! Recha! Wie
Hat er so wahr gesagt: „Kenn't sie nur erst!"
R. Wer hat? von wem? Euch das gesagt?
T. „Kennt sie
„Nur erst!" hat Euer Vater mir gesagt;
Von Euch gesagt.
D. Und ich nicht etwa auch?
Ich denn nicht auch?
T. Allein, wo ist er denn?
Wo ist denn Euer Vater? Ist er noch
Beim Sultan?
R. Ohne Zweifel.
T. Noch, noch da? —
O, mich Vergeßlichen! Nein, nein; da ist
Er schwerlich mehr. — Er wird dort unten bei
Dem Kloster meiner warten; ganz gewiß.
So redten, mein' ich, wir es ab. Erlaubt!
Ich geh', ich hol' ihn . . .
D. Das ist meine Sache.
Bleibt, Ritter, bleibt. Ich bring' ihn unverzüglich.
T. Nicht so, nicht so! Er sieht mir selbst entgegen;
Nicht Euch. Dazu, er könnte leicht . . . wer weiß? . . .
Er könnte bei dem Sultan leicht . . Ihr kennt
Den Sultan nicht! . . . leicht in Verlegenheit
Gekommen sein. — Glaubt mir: es hat Gefahr,
Wenn ich nicht geh'.
R. Gefahr? was für Gefahr?
T. Gefahr für mich, für Euch, für ihn; wenn ich
Nicht schleunig, schleunig geh'. (ab.)

Dritter Auftritt.

Recha und Daja.

R. Was ist das, Daja? —
So schnell? — Was kömmt ihn an? Was fiel ihm auf?
Was jagt ihn?
D. Laßt nur, laßt. Ich denk', es ist
Kein schlimmes Zeichen.
R. Zeichen? und wovon?
D. Daß Etwas vorgeht innerhalb. Es kocht,
Und soll nicht überkochen. Laßt ihn nur.
Nun ist's an Euch.
R. Was ist an mir? Du wirst,
Wie er, mir unbegreiflich.
D. Bald nun könnt
Ihr ihm die Unruh' all' vergelten, die
Er Euch gemacht hat. Seid nur aber auch
Nicht allzustreng, nicht allzurachbegierig.
R. Wovon Du sprichst, das magst Du selber wissen.
D. Und seid denn Ihr bereits so ruhig wieder?
R. Das bin ich; ja, das bin ich . . .
D. Wenigstens
Gesteht, daß ihr Euch seiner Unruh' freut;
Und seiner Unruh' danket, was Ihr jetzt
Von Ruh' genießt.
R. Mir völlig unbewußt.
Denn was ich höchstens Dir gestehen könnte,
Wär', daß es mich — mich selbst befremdet, wie
Auf einen solchen Sturm in meinem Herzen
So eine Stille plötzlich folgen können.
Sein voller Anblick, sein Gespräch, sein Thun
Hat mich . . .
D. Gesättigt schon?
R. Gesättigt, will
Ich nun nicht sagen; nein — bei weitem nicht —
D. Den heißen Hunger nur gestillt.
R. Nun ja;
Wenn Du so willst.
D. Ich eben nicht.
R. Er wird
Mir ewig werth, mir ewig werther, als
Mein Leben bleiben; wenn auch schon mein Puls
Nicht mehr bei seinem bloßen Namen wechselt;
Nicht mehr mein Herz, so oft ich an ihn denke,
Geschwinder, stärker schlägt. — Was schwatz' ich? Komm,
Komm, liebe Daja, wieder an das Fenster,
Das auf die Palmen sieht.
D. So ist er doch
Wohl noch nicht ganz gestillt, der heiße Hunger.
R. Nun werd' ich auch die Palmen wieder sehn:
Nicht ihn bloß untern Palmen.
D. Diese Kälte
Beginnt auch wohl ein neues Fieber nur.
R. Was Kält'? Ich bin nicht kalt. Ich sehe wahrlich
Nicht minder gern, was ich mit Ruhe sehe.

Vierter Auftritt.

(Szene: ein Audienzsaal in dem Pallaste des Saladin.)

Saladin und Sittah.

Sal. (im Hereintreten gegen die Thüre.)
Hier bringt den Juden her, sobald er kömmt.
Er scheint sich eben nicht zu übereilen.
Sit. Er war auch wohl nicht bei der Hand, nicht gleich
Zu finden.
Sal. Schwester! Schwester!
Sit. Thust Du doch
Als stünde Dir ein Treffen vor.
Sal. Und das
Mit Waffen, die ich nicht gelernt zu führen.
Ich soll mich stellen; soll besorgen lassen;
Soll Fallen legen, soll auf Glatteis führen.
Wann hätt' ich das gekonnt? Wo hätt' ich das
Gelernt? — Und soll das Alles, ah wozu?
Wozu? — Um Geld zu fischen; Geld! — Um Geld,
Geld einem Juden abzubangen; Geld!
Zu solchen kleinen Listen wär' ich endlich
Gebracht, der Kleinigkeiten kleinste mir
Zu schaffen?
Sit. Jede Kleinigkeit zu sehr
Verschmäht, die rächt sich, Bruder.
Sal. Leider wahr. —
Und wenn nun dieser Jude gar der gute,
Vernünft'ge Mann ist, wie der Derwisch Dir
Ihn ehedem beschrieben?
Sit. O nun dann!
Was hat es dann für Noth! Die Schlinge liegt
Ja nur dem geizigen, besorglichen,
Furchtsamen Juden: nicht dem guten, nicht
Dem weisen Manne. Dieser ist ja so
Schon unser, ohne Schlinge. Das Vergnügen,
Zu hören, wie ein solcher Mann sich ausredt;
Mit welcher dreisten Stärk' entweder er
Die Stricke kurz zerreißet; oder auch
Mit welcher schlauen Vorsicht er die Netze
Vorbei sich windet: dieß Vergnügen hast
Du obendrein.
Sal. Nun, das ist wahr. Gewiß;
Ich freue mich darauf.
Sit. So kann Dich ja
Auch weiter Nichts verlegen machen. Denn
Ist's einer aus der Menge bloß; ist's bloß
Ein Jude, wie ein Jude; gegen den
Wirst Du Dich doch nicht schämen, so zu scheinen,
Wie er die Menschen all' sich denkt? Vielmehr,
Wer sich ihm besser zeigt, der zeigt sich ihm
Als Geck, als Narr.
Sal. So muß ich ja wohl gar
Schlecht handeln, daß von mir der Schlechte nicht
Schlecht denke?
Sit. Traun! wenn Du schlecht handeln nennst,
Ein jedes Ding nach seiner Art zu brauchen.
Sal. Was hätt' ein Weiberkopf erdacht, das er
Nicht zu beschönen wüßte!
Sit. Zu beschönen!
Sal. Das feine, spitze Ding, besorg' ich nur,
In meiner plumpen Hand zerbricht! — So was
Will ausgeführt sein, wie's erfunden ist:
Mit aller Pfiffigkeit, Gewandtheit. — Doch
Mag's doch nur, mag's! Ich tanze, wie ich kann;
Und könnt' es freilich lieber — schlechter noch,
Als besser.
Sit. Trau' Dir auch nur nicht zu wenig!
Ich stehe Dir für Dich! Wenn Du nur willst. —
Daß uns die Männer Deinesgleichen doch
So gern bereden möchten, nur ihr Schwert,
Ihr Schwert nur habe sie so weit gebracht.
Der Löwe schämt sich freilich, wenn er mit
Dem Fuchse jagt, — des Fuchses, nicht der List.
Sal. Und daß die Weiber doch so gern den Mann
Zu sich herunter hätten! — Geh' nur, geh'! —
Ich glaube, meine Lektion zu können.
Sit. Was? ich soll gehn?
Sal. Du wolltest doch nicht bleiben?
Sit. Wenn auch nicht bleiben . . . im Gesicht Euch bleiben —
Doch hier im Nebenzimmer —
Sal. Da zu horchen?
Auch das nicht, Schwester, wenn ich soll bestehn. —
Fort, fort! der Vorhang rauscht; er kömmt! — Doch daß
Du ja nicht da verweilst! Ich sehe nach.
(Indem sie sich durch die eine Thüre entfernt, tritt Nathan zu der andern herein, und Saladin hat sich gesetzt.)

Fünfter Auftritt.

Saladin und Nathan.

Saladin. Tritt näher, Jude! — Näher! — Nur ganz her! —
Nur ohne Furcht!
Nathan. Die bleibe Deinem Feinde!
S. Du nennst Dich Nathan?
N. Ja.
S. Den weisen Nathan?
N. Nein.
S. Wohl, nennst Du Dich nicht; nennt Dich das Volk.
N. Kann sein; das Volk!
S. Du glaubst doch nicht, daß ich
Verächtlich von des Volkes Stimme denke? —
Ich habe längst gewünscht, den Mann zu kennen,
Den es den Weisen nennt.
N. Und wenn es ihn
Zum Spott so nennte! Wenn dem Volke weise
Nichts weiter wär', als klug? und klug nur der,
Der sich auf seinen Vortheil gut versteht?
S. Auf seinen wahren Vortheil, meinst Du doch?
N. Dann freilich wär' der Eigennützigste
Der Klügste. Dann wär' freilich klug und weise
Nur Eins.
S. Ich höre Dich erweisen, was
Du widersprechen willst. — Des Menschen wahre
Vortheile, die das Volk nicht kennt, kennst Du;
Hast Du zu kennen wenigstens gesucht,
Hast drüber nachgedacht. Das auch allein
Macht schon den Weisen.
N. Der sich Jeder dünkt
Zu sein.
S. Nun der Bescheidenheit genug!
Denn sie nur immerdar zu hören, wo
Man trockene Vernunft erwartet, ekelt.
(Er springt auf.)
Laß uns zur Sache kommen! Aber, aber
Aufrichtig Jud', aufrichtig!

N. Sultan, ich
Will sicherlich Dich so bedienen, daß
Ich Deiner fernern Kundschaft würdig bleibe.
S. Bedienen? wie?
N. Du sollst das Beste haben
Von Allem, sollst es um den billigsten
Preis haben.
S. Wovon sprichst Du? Doch wohl nicht
Von Deinen Waaren! — Schachern wird mit Dir
Schon meine Schwester. (Das der Horcherin!) —
Ich habe mit dem Kaufmann Nichts zu thun.
N. So wirst Du ohne Zweifel wissen wollen,
Was ich auf meinem Wege von dem Feinde,
Der allerdings sich wieder reget, etwa
Bemerkt, getroffen? — Wenn ich unverholen . .
S. Auch darauf bin ich eben nicht mit Dir
Gesteuert. Davon weiß ich schon, so viel
Ich nöthig habe. — Kurz: —
N. Gebiete, Sultan.
S. Ich heische Deinen Unterricht in ganz
Was Anderm; ganz was Anderm. — Da Du nun
So weise bist: so sage mir doch einmal —
Was für ein Glaube, was für ein Gesetz
Hat Dir am meisten eingeleuchtet?
N. Sultan,
Ich bin ein Jud'!
S. Und ich ein Muselmann.
Der Christ ist zwischen uns. — Von diesen drei
Religionen kann doch Eine nur
Die wahre sein. — Ein Mann, wie Du, bleibt da
Nicht stehen, wo der Zufall der Geburt
Ihn hingeworfen; oder wenn er bleibt,
Bleibt er aus Einsicht, Gründen, Wahl des Bessern.
Wohlan! so theile Deine Einsicht mir
Denn mit. Laß mich die Gründe hören, denen
Ich selber nachzugrübeln, nicht die Zeit
Gehabt. Laß mich die Wahl, die diese Gründe
Bestimmt, — versteht sich, im Vertrauen — wissen,
Damit ich sie zu meiner mache. — Wie?
Du stutzest? wägst mich mit dem Auge? — Kann
Wohl sein, daß ich der erste Sultan bin,
Der eine solche Grille hat, die mich
Doch eines Sultans eben nicht so ganz
Unwürdig dünkt. — Nicht wahr? — So rede doch!
Sprich! — Oder willst Du einen Augenblick,
Dich zu bedenken? Gut, ich geb' ihn Dir. —
(Ob sie wohl horcht? Ich will sie doch belauschen;
Will hören, ob ich's recht gemacht. —) Denk' nach!
Geschwind, denk' nach! Ich säume nicht, zurück
Zu kommen.
(Er geht in das Nebenzimmer, nach welchem sich Sittah begeben.)

Sechster Auftritt.

Nathan allein.

Hm! hm! wunderlich! — Wie ist
Mir denn? — Was will der Sultan? — was? — Ich bin
Auf Geld gefaßt; und er will — Wahrheit. Wahrheit!
Und will sie so, — so baar, so blank, — als ob
Die Wahrheit Münze wäre! — Ja, wenn noch
Uralte Münze, die gewogen ward! —
Das ginge noch! Allein so neue Münze,
Die nur der Stempel macht, die man auf's Bret
Nur zählen darf, das ist sie doch nun nicht!
Wie Geld im Sack', so striche man in Kopf
Auch Wahrheit ein? Wer ist denn hier der Jude?
Ich oder er? Doch wie? Sollt' er auch wohl
Die Wahrheit nicht in Wahrheit fordern? — Zwar,
Zwar der Verdacht, daß er die Wahrheit nur
Als Falle brauche, wär' auch gar zu klein! —
Zu klein! — Was ist für einen Großen denn
Zu klein? — Gewiß, gewiß; er stürzte mit
Der Thüre so in's Haus! Man pocht doch, hört
Doch erst, wenn man als Freund sich naht. — Ich muß
Behutsam gehn! — Und wie? wie das? — So ganz
Stockjude sein zu wollen, geht schon nicht. —
Und ganz und gar nicht Jude, geht noch minder.
Denn, wenn kein Jude, dürft' er mich nur fragen:
Warum kein Muselmann? — Das wär's! Das kann
Mich retten! — Nicht die Kinder bloß speist man
Mit Mährchen ab. — Er kömmt. Er komme nur!

Siebenter Auftritt.

Saladin und Nathan.

Saladin. (So ist das Feld hier rein!) — Ich komm' Dir doch
Nicht zu geschwind zurück? Du bist zu Rande
Mit Deiner Ueberlegung? — Nun so rede!
Es hört uns keine Seele.
Nathan. Möcht' auch doch
Die ganze Welt uns hören.
S. So gewiß
Ist Nathan seiner Sache? Ha! das nenn'
Ich einen Weisen! Nie die Wahrheit zu
Verhehlen! für sie Alles auf das Spiel
Zu setzen! Leib und Leben, Gut und Blut!
N. Ja, ja! wenn's nöthig ist und nützt.
S. Von nun
An darf ich hoffen, Einen meiner Titel,
Verbesserer der Welt und des Gesetzes,
Mit Recht zu führen.
N. Traun, ein schöner Titel!
Doch, Sultan, eh' ich mich Dir ganz vertraue,
Erlaubst Du wohl, Dir ein Geschichtchen zu
Erzählen?
S. Warum das nicht? Ich bin stets
Ein Freund gewesen von Geschichtchen, gut
Erzählt.
N. Ja, gut erzählen, das ist nun
Wohl eben meine Sache nicht.
S. Schon wieder
So stolz bescheiden? — Mach'! erzähl', erzähle!
N. Vor grauen Jahren lebt' ein Mann in Osten,
Der einen Ring von unschätzbarem Werth'
Aus lieber Hand besaß. Der Stein war ein
Opal, der hundert schöne Farben spielte,
Und hatte die geheime Kraft, vor Gott
Und Menschen angenehm zu machen, wer
In dieser Zuversicht ihn trug. Was Wunder,
Daß ihn der Mann in Osten darum nie
Vom Finger ließ, und die Verfügung traf,

Auf ewig ihn bei seinem Hause zu
Erhalten? Nämlich so: Er ließ den Ring
Von seinen Söhnen dem Geliebtesten;
Und setzte fest, daß dieser wiederum
Den Ring von seinen Söhnen Dem vermache,
Der ihm der liebste sei, und stets der Liebste,
Ohn' Ansehn der Geburt, in Kraft allein
Des Rings, das Haupt, der Fürst des Hauses
werde. —
Versteh' mich, Sultan.
S. Ich versteh' Dich. Weiter!
N. So kam nun dieser Ring von Sohn zu
Sohn
Auf einen Vater endlich von drei Söhnen;
Die alle drei ihm gleich gehorsam waren,
Die alle drei er folglich gleich zu lieben
Sich nicht entbrechen konnte. Nur von Zeit
Zu Zeit schien ihm bald Der, bald Dieser, bald
Der Dritte — so wie jeder sich mit ihm
Allein befand, und sein ergießend Herz
Die andern zwei nicht theilten, — würdiger
Des Ringes; den er denn auch einem Jeden
Die fromme Schwachheit hatte zu versprechen.
Das ging nun so, so lang' es ging. — Allein
Es kam zum Sterben, und der gute Vater
Kömmt in Verlegenheit. Es schmerzt ihn, zwei
Von seinen Söhnen, die sich auf sein Wort
Verlassen, so zu kränken. — Was zu thun?
Er sendet in Geheim zu einem Künstler,
Bei dem er nach dem Muster seines Ringes
Zwei andere bestellt, und weder Kosten
Noch Mühe sparen heißt, sie jenen gleich,
Vollkommen gleich zu machen. Das gelingt
Dem Künstler. Da er ihm die Ringe bringt,
Kann selbst der Vater seinen Musterring
Nicht unterscheiden. Froh und freudig ruft
Er seine Söhne, jeden in's Besondre;
Gibt jedem in's Besondre seinen Segen —
Und seinen Ring, — und stirbt. — Du hörst
doch, Sultan?
S. (der sich betroffen von ihm gewandt.) Ich hör',
ich höre! — Komm' mit Deinem Mährchen
Nur bald zu Ende. — Wird's?
N. Ich bin zu Ende.
Denn was noch folgt, versteht sich ja von selbst. —
Kaum war der Vater todt, so kömmt ein jeder
Mit seinem Ring', und jeder will der Fürst
Des Hauses sein. Man untersucht, man zankt,
Man klagt. Umsonst; der rechte Ring war nicht
Erweislich; —
(nach einer Pause, in welcher er des Sultans Antwort
erwartet.)
Fast so unerweislich, als
Uns jetzt — der rechte Glaube.
S. Wie? das soll
Die Antwort sein auf meine Frage? . . .
N. Soll
Mich bloß entschuldigen, wenn ich die Ringe
Mir nicht getrau' zu unterscheiden, die
Der Vater in der Absicht machen ließ,
Damit sie nicht zu unterscheiden wären.
S. Die Ringe! — Spiele nicht mit mir! —
Ich dächte,
Daß die Religionen, die ich Dir
Genannt, doch wohl zu unterscheiden wären.
Bis auf die Kleidung; bis auf Speis' und
Trank!
N. Und nur von Seiten ihrer Gründe nicht. —
Denn gründen alle sich nicht auf Geschichte?
Geschrieben oder überliefert! — Und
Geschichte muß doch wohl allein auf Treu'
Und Glauben angenommen werden? — Nicht? —
Nun, wessen Treu' und Glauben zieht man denn
Am wenigsten in Zweifel? Doch der Seinen?
Doch Deren Blut wir sind? doch Deren, die
Von Kindheit an uns Proben ihrer Liebe
Gegeben? die uns nie getäuscht, als wo
Getäuscht zu werden uns heilsamer war?
Wie kann ich meinen Vätern weniger,
Als Du den Deinen, glauben? Oder umgekehrt.
Kann ich von Dir verlangen, daß Du Deine
Vorfahren Lügen strafst, um meinen nicht
Zu widersprechen? Oder umgekehrt?
Das Nämliche gilt von den Christen. Nicht? —
S. (Bei dem Lebendigen! Der Mann hat
Recht.
Ich muß verstummen.)
N. Laß auf unsre Ring'
Uns wieder kommen. Wie gesagt: die Söhne
Verklagten sich; und jeder schwur dem Richter,
Unmittelbar aus seines Vaters Hand
Den Ring zu haben. — Wie auch wahr! —
Nachdem
Er von ihm lange das Versprechen schon
Gehabt, des Ringes Vorrecht einmal zu
Genießen. — Wie nicht minder wahr! — Der
Vater,
Betheur'te jeder, könne gegen ihn
Nicht falsch gewesen sein; und eh' er Dieses
Von ihm, von einem solchen lieben Vater,
Argwohnen lass': eh' müss' er seine Brüder,
So gern er sonst von ihnen nur das Beste
Bereit zu glauben sei, des falschen Spiels
Bezeihen; und er wolle die Verräther
Schon auszufinden wissen, sich schon rächen.
S. Und nun, der Richter? — Mich verlangt
zu hören,
Was Du den Richter sagen lässest. Sprich!
N. Der Richter sprach: Wenn Ihr mir nun
den Vater
Nicht bald zur Stelle schafft, so weis' ich Euch
Von meinem Stuhle. Denkt Ihr, daß ich Räthsel
Zu lösen da bin? Oder harret Ihr,
Bis daß der rechte Ring den Mund eröffne? —
Doch halt! Ich höre ja, der rechte Ring
Besitzt die Wunderkraft beliebt zu machen;
Vor Gott und Menschen angenehm. Das muß
Entscheiden! Denn die falschen Ringe werden
Doch das nicht können! — Nun; wen lieben zwei
Von Euch am meisten? — Macht, sagt an! —
Ihr schweigt?
Die Ringe wirken nur zurück? und nicht
Nach Außen? Jeder liebt sich selber nur
Am meisten? — O, so seid Ihr alle drei
Betrogene Betrüger! Eure Ringe
Sind alle drei nicht ächt. Der ächte Ring
Vermuthlich ging verloren. Den Verlust
Zu bergen, zu ersetzen, ließ der Vater
Die drei für einen machen.
S. Herrlich! Herrlich!
N. Und also, fuhr der Richter fort, wenn Ihr
Nicht meinen Rath, statt meines Spruches,
wollt:
Geht nur! — mein Rath ist aber der: Ihr nehmt
Die Sache völlig, wie sie liegt. Hat von
Euch jeder seinen Ring von seinem Vater:
So glaube jeder sicher seinen Ring

Den ächten. – Möglich, daß der Vater nun
Die Tirannei des einen Rings nicht länger
In seinem Hause dulden wollen! – Und gewiß,
Daß er Euch alle drei geliebt, und gleich
Geliebt, indem er zwei nicht drücken mögen,
Um Einen zu begünstigen. – Wohlan!
Es eifre jeder seiner unbestochnen,
Von Vorurtheilen freien Liebe nach!
Es strebe von Euch jeder um die Wette,
Die Kraft des Steins in seinem Ring' an Tag
Zu legen! komme dieser Kraft mit Sanftmuth,
Mit herzlicher Verträglichkeit, mit Wohlthun,
Mit innigster Ergebenheit in Gott,
Zu Hülf'! Und wenn sich dann der Steine Kräfte
Bei Euern Kindes-Kindes-Kindern äußern:
So lad' ich über tausend tausend Jahre
Sie wiederum vor diesen Stuhl. Da wird
Ein weisrer Mann auf diesem Stuhle sitzen,
Als ich, und sprechen: Geht! – So sagte der
Bescheidne Richter.

S. Gott! Gott!

N. Saladin,
Wenn Du Dich fühlest, dieser weisere
Versprochne Mann zu sein: . . .

S. (der auf ihn zustürzt, und seine Hand ergreift, die er bis zu Ende nicht wieder fahren läßt.)
Ich Staub? Ich Nichts?
O Gott!

N. Was ist Dir, Sultan?

S. Nathan, lieber Nathan! –
Die tausend, tausend Jahre Deines Richters
Sind noch nicht um. – Sein Richterstuhl ist nicht
Der meine. – Geh'! – Geh'! – Aber sei mein Freund.

N. Und weiter hätte Saladin mir Nichts
Zu sagen?

S. Nichts.

N. Nichts?

S. Gar Nichts. – Und warum?

N. Ich hätte noch Gelegenheit gewünscht,
Dir eine Bitte vorzutragen.

S. Braucht's
Gelegenheit zu einer Bitte? – Rede!

N. Ich komm' von einer weiten Reis', auf welcher
Ich Schulden eingetrieben. – Fast hab' ich
Des baaren Gelds zu viel. – Die Zeit beginnt
Bedenklich wiederum zu werden; – und
Ich weiß nicht recht, wo sicher damit hin. –
Da dacht' ich, ob nicht Du vielleicht – weil doch
Ein naher Krieg des Geldes immer mehr
Erfordert – Etwas brauchen könntest.

S. (ihm steif in die Augen sehend.) Nathan! –
Ich will nicht fragen, ob Al-Hafi schon
Bei Dir gewesen; – will nicht untersuchen,
Ob Dich nicht sonst ein Argwohn treibt, mir dieses
Erbieten freier Dings zu thun. . . .

N. Ein Argwohn?

S. Ich bin ihn werth. – Verzeih' mir! – Denn was hilft's?
Ich muß Dir nur gestehen, – daß ich im
Begriffe war –

N. Doch nicht, das Nämliche
An mich zu suchen?

S. Allerdings.

N. So wär'
Uns Beiden ja geholfen! – Daß ich aber
Dir alle meine Baarschaft nicht kann schicken,
Das macht der junge Tempelherr. Du kennst
Ihn ja. – Ihm hab' ich eine große Post
Vorher noch zu bezahlen.

S. Tempelherr?
Du wirst doch meine schlimmsten Feinde nicht
Mit Deinem Geld' auch unterstützen wollen?

N. Ich spreche von dem Einen nur, dem Du
Das Leben spartest . . .

S. Ah! woran erinnerst
Du mich! – Hab' ich doch diesen Jüngling ganz
Vergessen! – Kennst Du ihn? – Wo ist er?

N. Wie?
So weißt Du nicht, wie viel von Deiner Gnade
Für ihn, durch ihn auf mich geflossen? – Er,
Er, mit Gefahr des neu erhaltnen Lebens,
Hat meine Tochter aus dem Feu'r gerettet.

S. Er? Hat er das? – Ha! darnach sah er aus.
Das hätte traun mein Bruder auch gethan,
Dem er so ähnelt! – Ist er denn noch hier?
So bring' ihn her! – Ich habe meiner Schwester
Von diesem ihrem Bruder, den sie nicht
Gekannt, so viel erzählet, daß ich sie
Sein Ebenbild doch auch muß sehen lassen! –
Geh', hol' ihn! – Wie aus Einer guten That,
Gebar sie auch schon bloße Leidenschaft,
Doch so viel andre gute Thaten fließen!
Geh', hol' ihn!

N. (indem er Saladins Hand fahren läßt.) Augenblicks! Und bei dem andern
Bleibt es doch auch? (ab.)

S. Ah! daß ich meine Schwester
Nicht horchen lassen! – Zu ihr! zu ihr! – Denn
Wie soll ich alles Das ihr nun erzählen?
(ab von der andern Seite.)

Achter Auftritt.

(Die Szene: Unter den Palmen, in der Nähe des Klosters, wo der Tempelherr Nathans wartet.)

Der Tempelherr.

(Geht mit sich selbst kämpfend auf und ab, bis er losbricht.)

– Hier hält das Opferthier ermüdet still. –
Nun gut! Ich mag nicht, mag nicht näher wissen,
Was in mir vorgeht; mag voraus nicht wittern,
Was vorgehen wird. – Genug, ich bin umsonst
Geflohn: umsonst. – Und weiter *konnt'* ich doch
Auch nichts, als fliehn! – Nun komm', was kommen soll! –
Ihm auszubeugen, war der Streich zu schnell
Gefallen, unter den zu kommen, ich
So lang und viel mich weigerte. – Sie sehn,
Die ich zu sehn so wenig lüstern war, –
Sie sehn, und der Entschluß, sie wieder aus
Den Augen nie zu lassen – Was Entschluß!
Entschluß ist Vorsatz, That; und ich, ich litt',
Ich litt' ja bloß! – Sie sehn, und das Gefühl,
An sie verstrickt, in sie verwebt zu sein,
War eins. – Bleibt eins. – Von ihr getrennt
Zu leben, ist mir ganz undenkbar; wär'
Mein Tod, – und wo wir immer nach dem Tode
Noch sind, auch da mein Tod. – Ist das nun Liebe:

So — liebt der Tempelritter freilich, — liebt
Der Christ das Judenmädchen freilich. — Hm!
Was thuts? Ich hab' in dem gelobten Lande —
Und drum auch mir gelobt auf immerdar! —
Der Vorurtheile mehr schon abgelegt. —
Was will mein Orden auch? Ich Tempelherr
Bin todt; war von dem Augenblick ihm todt,
Der mich zu Saladins Gefangnen machte.
Der Kopf, den Saladin mir schenkte, wär'
Mein alter? — Ist ein neuer, der von Allem
Nichts weiß, was jenem eingeplaudert ward,
Was jenen band. — Und ist ein beßrer, für
Den väterlichen Himmel mehr gemacht.
Das spür' ich ja. Denn erst mit ihm beginn'
Ich so zu denken, wie mein Vater hier
Gedacht muß haben, wenn man Mährchen nicht
Von ihm mir vorgelogen. — Mährchen? — Doch
Ganz glaubliche; die glaublicher mir nie,
Als jetzt geschienen, da ich nur Gefahr
Zu straucheln laufe, wo er fiel. — Er fiel?
Ich will mit Männern lieber fallen, als
Mit Kindern stehn. — Sein Beispiel bürget mir
Für seinen Beifall. Und an wessen Beifall
Liegt mir denn sonst? — An Nathans? — O an dessen
Ermuntrung mehr, als Beifall, kann es mir
Noch weniger gebrechen. — Welch' ein Jude! —
Und der so ganz nur Jude scheinen will:
Da kömmt er; kömmt mit Hast; glüht heitre Freude.
Wer kam von Saladin je anders? He!
He, Nathan!

Neunter Auftritt.

Nathan und der Tempelherr.

Nathan. Wie? seid Ihr's?
Tempelherr. Ihr habt
Sehr lang' Euch bei dem Sultan aufgehalten.
N. So lange nun wohl nicht. Ich ward im Hingehn
Zu viel verweilt. — Ah, wahrlich Kurd; der Mann
Steht seinen Ruhm. Sein Ruhm ist bloß sein Schatten. —
Doch laßt vor allen Dingen Euch geschwind
Nur sagen . .
T. Was?
N. Er will Euch sprechen; will,
Daß ungesäumt Ihr zu ihm kommt. Begleitet
Mich nur nach Hause, wo ich noch für ihn
Erst etwas Anders zu verfügen habe:
Und dann, so gehn wir.
T. Nathan, Euer Haus
Betret' ich wieder eher nicht . . .
N. So seid
Ihr doch indeß schon da gewesen? habt
Indeß sie doch gesprochen? — Nun? — Sagt, wie
Gefällt Euch Recha?
T. Ueber allen Ausdruck!
Allein, — sie wiedersehn — das werd' ich nie
Nie! nie! — Ihr müßtet mir zur Stelle denn
Versprechen: — daß ich sie auf immer, immer —
Soll können sehn.
N. Wie wollt Ihr, daß ich Das
Versteh'?
T. (nach einer kurzen Pause ihm plötzlich um den Hals fallend.) Mein Vater!
N. — Junger Mann!
T. (ihn eben so plötzlich wieder lassend.) Nicht Sohn?
Ich bitt' Euch, Nathan!
N. Lieber junger Mann!
T. Nicht Sohn? — Ich bitt' Euch, Nathan, Ich beschwör'
Euch bei den ersten Banden der Natur! —
Zieht ihnen spät're Fesseln doch nicht vor! —
Begnügt Euch doch ein Mensch zu sein! — Stoßt mich
Nicht von Euch!
N. Lieber, lieber Freund! . . .
T. Und Sohn?
Sohn nicht? — Auch dann nicht, dann nicht einmal, wenn
Erkenntlichkeit zum Herzen Eurer Tochter
Der Liebe schon den Weg gebahnet hätte?
Auch dann nicht einmal, wenn in Eins zu schmelzen
Auf Euern Wink nur beide warteten? —
Ihr schweigt?
N. Ihr überrascht mich, junger Ritter.
T. Ich überrasch' Euch? — überrasch' Euch, Nathan,
Mit Euern eigenen Gedanken? — Ihr
Verkennt sie doch in meinem Munde nicht? —
Ich überrasch' Euch?
N. Eh' ich einmal weiß,
Was für ein Stauffen Euer Vater denn
Gewesen ist!
T. Was sagt Ihr, Nathan? was? —
In diesem Augenblicke fühlt Ihr nichts,
Als Neubegier?
N. Denn seht! Ich habe selbst
Wohl einen Stauffen ehedem gekannt,
Der Konrad hieß.
T. Nun — wenn mein Vater denn
Nun eben so geheißen hätte?
N. Wahrlich?
T. Ich heiße selber ja nach meinem Vater: Kurd
Ist Konrad.
N. Nun — so war mein Konrad doch
Nicht Euer Vater. Denn mein Konrad war,
Was Ihr; war Tempelherr; war nie vermählt.
T. O darum!
N. Wie?
T. O darum könnt' er doch
Mein Vater wohl gewesen sein.
N. Ihr scherzt.
T. Und Ihr nehmt's wahrlich zu genau! — Was wär's
Denn nun? So was von Bastard oder Bankert!
Der Schlag ist auch nicht zu verachten. — Doch
Entlaßt mich immer meiner Ahnenprobe.
Ich will Euch Eurer wiederum entlassen.
Nicht zwar, als ob ich den geringsten Zweifel
In Euern Stammbaum setzte. Gott behüte!
Ihr könnt' ihn Blatt für Blatt bis Abraham
Hinauf belegen. Und von da so weiter,
Weiß ich ihn selbst, will ich ihn selbst beschwören.
N. Ihr werdet bitter. — Doch verdien' ich's? — Schlug
Ich denn Euch schon was ab? — Ich will Euch ja
Nur bei dem Worte nicht den Augenblick
So fassen. — Weiter Nichts.
T. Gewiß? — Nichts weiter?
O so vergebt! . . .
N. Nun kommt nur, kommt!
T. Wohin?

Nein! — Mit in Euer Haus? — Das nicht!
das nicht! —
Da brennt's! — Ich will Euch hier erwarten.
Geht! —
Soll ich sie wiedersehn, so seh' ich sie
Noch oft genug. Wo nicht: so sah ich sie
Schon viel zu viel . . .
N. Ich will mich möglichst eilen.

Zehnter Auftritt.

Der Tempelherr und bald darauf Daja.

Tempelherr. Schon mehr als gnug. —
Des Menschen Hirn faßt so
Unendlich viel; und ist doch manchmal auch
So plötzlich voll! von einer Kleinigkeit
So plötzlich voll! — Taugt Nichts, taugt Nichts;
es sei
Auch voll, wovon es will. — Doch nur Geduld!
Die Seele wirkt den aufgedunſ'nen Stoff
Bald in einander, schafft sich Raum, und Licht
Und Ordnung kommen wieder. — Lieb' ich denn
Zum erstenmale? — Oder war, was ich
Als Liebe kenne, Liebe nicht? — Ist Liebe
Nur, was ich jetzt empfinde? . . .
Daja. (die sich von der Seite herbeigeschlichen.)
Ritter! Ritter!
T. Wer ruft? — Ha, Daja, Ihr?
D. Ich habe mich
Bei ihm vorbei geschlichen. Aber noch
Könnt' er uns sehn, wo Ihr da steht. — Drum
kommt
Doch näher zu mir, hinter diesen Baum.
T. Was gibt's denn? — So geheimnißvoll? —
Was ists?
D. Ja wohl betrifft es ein Geheimniß, was
Mich zu Euch bringt; und zwar ein doppeltes.
Das eine weiß nur ich; das andere wißt
Nur Ihr. — Wie wär' es, wenn wir tauschten?
Vertraut mir Eures: so vertrau' ich Euch
Das meine.
T. Mit Vergnügen. Wenn ich nur
Erst weiß, was Ihr für meines achtet. Doch
Das wird aus Euerm wohl erhellen. — Fangt
Nur immer an.
D. Ei, denkt doch! — Nein, Herr Ritter:
Erst Ihr; ich folge. — Denn versichert, mein
Geheimniß kann Euch gar Nichts nutzen, wenn
Ich nicht zuvor das Eure habe. — Nur
Geschwind! Denn frag' ich's Euch erst ab: so habt
Ihr nichts vertraut. Mein Geheimniß dann
Bleibt mein Geheimniß; und das Eure seid
Ihr los. — Doch armer Ritter! — Daß Ihr Männer
Ein solch' Geheimniß vor uns Weibern haben
Zu können auch nur glaubt!
T. Das wir zu haben
Oft selbst nicht wissen.
D. Kann wohl sein. Drum muß
Ich freilich erst, Euch selbst damit bekannt
Zu machen, schon die Freundschaft haben. — Sagt:
Was hieß denn das, daß Ihr so Knall und Fall
Euch aus dem Staube machtet? daß Ihr uns
So sitzen ließet? daß Ihr nun mit Nathan
Nicht wiederkommt? — Hat Recha denn so wenig
Auf Euch gewirkt? wie? oder auch, so viel? —
So viel! so viel! — Lehrt Ihr des armen Vogels,
Der an der Ruthe klebt, Geflattre mich
Doch kennen! — Kurz! gesteht es mir nur gleich,
Daß Ihr sie liebt, liebt bis zum Unsinn; und
Ich sag' Euch was . . .
T. Zum Unsinn? Wahrlich, Ihr
Versteht Euch trefflich drauf.
D. Nun gebt mir nur
Die Liebe zu; den Unsinn will ich Euch
Erlassen.
T. Weil er sich von selbst versteht? —
Ein Tempelherr ein Judenmädchen lieben! . . .
D. Scheint freilich wenig Sinn zu haben. —
Doch
Zuweilen ist des Sinns in einer Sache
Auch mehr, als wir vermuthen; und es wäre
So unerhört doch nicht, daß uns der Heiland
Auf Wegen zu sich zöge, die der Kluge
Von selbst nicht leicht betreten würde.
T. Das
So feierlich? — (Und setz' ich statt des Heilands
Die Vorsicht: hat sie dann nicht Recht? —) Ihr
macht
Mich neubegieriger, als ich wohl sonst
Zu sein gewohnt bin.
D. O! das ist das Land
Der Wunder!
T. (Nun! — des Wunderbaren. Kann
Es auch wohl anders sein? Die ganze Welt
Drängt sich ja hier zusammen.) — Liebe Daja,
Nehmt für gestanden an, was Ihr verlangt:
Daß ich sie liebe; daß ich nicht begreife,
Wie ohne sie ich leben werde; daß . . .
D. Gewiß? gewiß? — So schwört mir,
Ritter, sie
Zur Eurigen zu machen; sie zu retten;
Sie zeitlich hier, sie ewig dort zu retten.
T. Und wie? — Wie kann ich? — Kann ich
schwören, was
In meiner Macht nicht steht?
D. In Eurer Macht
Steht es. Ich bring' es durch ein einzig Wort
In Eure Macht.
T. Daß selbst der Vater Nichts
Dawider hätte?
D. Ei, was Vater! Vater!
Der Vater soll schon müssen.
T. Müssen, Daja? —
Noch ist er unter Räuber nicht gefallen. —
Er muß nicht müssen.
D. Nun, so muß er wollen;
Muß gern am Ende wollen.
T. Muß, und gern!
Doch, Daja, wenn ich Euch nun sage, daß
Ich selber diese Sait' ihm anzuschlagen
Bereits versucht?
D. Was? und er fiel nicht ein?
T. Er fiel mit einem Mißlaut ein, der mich —
Beleidigte.
D. Was sagt Ihr? — Wie? Ihr hättet
Den Schatten eines Wunsches nur nach Recha
Ihm blicken lassen: und er wär' vor Freuden
Nicht aufgesprungen? hätte frostig sich
Zurückgezogen? hätte Schwierigkeiten
Gemacht?
T. So ungefähr.
D. So will ich denn
Mich länger keinen Augenblick bedenken —
(Pause.)
T. Und Ihr bedenkt Euch doch?
D. Der Mann ist sonst
So gut! — Ich selber bin so viel ihm schuldig! —

Daß er doch gar nicht hören will! Gott weiß,
Das Herze blutet mir, ihn so zu zwingen.
T. Ich bitt' Euch, Daja, setzt mich kurz und gut
Aus dieser Ungewißheit. Seid Ihr aber
Noch selber ungewiß, ob, was Ihr vorhabt,
Gut oder böse, schändlich oder löblich
Zu nennen: – schweigt! Ich will vergessen, daß
Ihr Etwas zu verschweigen habt.
D. Das spornt,
Anstatt zu halten. Nun, so wißt denn: Recha
Ist keine Jüdin; ist – ist eine Christin.
T. (kalt.) So? Wünsch' Euch Glück! Hat's schwer gehalten? Laßt
Euch nicht die Wehen schrecken! Fahret ja
Mit Eifer fort, den Himmel zu bevölkern;
Wenn Ihr die Erde nicht mehr könnt!
D. Wie, Ritter?
Verdienet meine Nachricht diesen Spott?
Daß Recha eine Christin ist: das freuet
Euch, einen Christen, einen Tempelherrn,
Der Ihr sie liebt, nicht mehr?
T. Besonders, da
Sie eine Christin ist von Eurer Mache.
D. Ah! so versteht Ihr's? So mag's gelten! – Nein!
Den will ich sehn, der die bekehren soll!
Ihr Glück ist, längst zu sein, was sie zu werden
Verdorben ist.
T. Erklärt Euch, oder – geht!
D. Sie ist ein Christenkind; von Christenältern
Geboren; ist getauft . . .
T. (hastig.) Und Nathan?
D. Nicht
Ihr Vater!
T. Nathan nicht Ihr Vater? Wißt
Ihr, was Ihr sagt?
D. Die Wahrheit, die so oft
Mich blut'ge Thränen weinen machen. – Nein,
Er ist Ihr Vater nicht. . . .
T. Und hätte sie
Als seine Tochter nur erzogen? hätte
Das Christenkind als eine Jüdin sich
Erzogen?
D. Ganz gewiß.
T. Sie wüßte nicht,
Was sie geboren sei? – Sie hätt' es nie
Von ihm erfahren, daß sie eine Christin
Geboren sei, und keine Jüdin?
D. Nie!
T. Er hätt' in diesem Wahne nicht das Kind
Bloß auferzogen? ließ' das Mädchen noch
In diesem Wahne?
D. Leider!
T. Nathan – Wie? –
Der weise, gute Nathan hätte sich
Erlaubt, die Stimme der Natur so zu
Verfälschen? – Die Ergießung eines Herzens
So zu verlenken, die, sich selbst gelassen,
Ganz andre Wege nehmen würde? – Daja,
Ihr habt mir allerdings etwas vertraut –
Von Wichtigkeit, – was Folgen haben kann, –
Was mich verwirrt, – worauf ich gleich nicht weiß,
Was mir zu thun. – Drum laßt mir Zeit – Drum geht!
Er kömmt hier wiederum vorbei. Er möcht'
Uns überfallen. Geht!
D. Ich wär' des Todes!

T. Ich bin ihn jetzt zu sprechen ganz und gar
Nicht fähig. Wenn Ihr ihm begegnet, sagt
Ihm nur, daß wir einander bei dem Sultan
Schon finden würden.
D. Aber laßt Euch ja
Nichts merken gegen ihn. – Das soll nur so
Den letzten Druck dem Dinge geben; soll
Euch Recha's wegen alle Skrupel nur
Benehmen! – Wenn Ihr aber dann sie nach
Europa führt: so laßt Ihr doch mich nicht
Zurück?
T. Das wird sich finden. Geht nur; geht!

Vierter Aufzug.

Erster Auftritt.

(Szene: in den Kreuzgängen des Klosters.)

Der Klosterbruder und bald darauf der Tempelherr.

Klosterbruder. Ja, ja! er hat schon Recht, der Patriarch!
Es hat mir freilich noch von alle Dem
Nicht viel gelingen wollen, was er mir
So aufgetragen. – Warum trägt er mir
Auch lauter solche Sachen auf? – Ich mag
Nicht fein sein, mag nicht überreden, mag
Mein Näschen nicht in Alles stecken, mag
Mein Händchen nicht in Allem haben. – Bin
Ich darum aus der Welt geschieden, ich
Für mich, um mich für Andre mit der Welt
Noch erst recht zu verwickeln?
Tempelherr (mit Hast auf ihn zukommend.) Guter Bruder!
Da seid Ihr ja. Ich hab' Euch lange schon
Gesucht.
K. Mich, Herr?
T. Ihr kennt mich schon nicht mehr?
K. Doch, doch! Ich glaubte nur, daß ich den Herrn
In meinem Leben wieder nie zu seh'n
Bekommen würde. Denn ich hofft' es zu
Dem lieben Gott. – Der liebe Gott, der weiß
Wie sauer mir der Antrag ward, den ich
Dem Herrn zu thun verbunden war. Er weiß,
Ob ich gewünscht, ein offnes Ohr bei Euch
Zu finden, weiß, wie sehr ich mich gefreut,
Im Innersten gefreut, daß Ihr so rund
Das Alles, ohne viel Bedenken, von
Euch wies't, was einem Ritter nicht geziemt. –
Nun kommt Ihr doch! nun hat's doch nachgewirkt!
T. Ihr wißt es schon, warum ich komme? Kaum
Weiß ich es selbst.
K. Ihr habt's nun überlegt;
Habt nun gefunden, daß der Patriarch
So unrecht doch nicht hat; daß Ehr' und Geld
Durch seinen Anschlag zu gewinnen; daß
Ein Feind ein Feind ist, wenn er unser Engel
Auch siebenmal gewesen wäre. Das,
Das hab't Ihr nun mit Fleisch und Blut erwogen,
Und kommt, und tragt Euch wieder an. – Ach Gott!
T. Mein frommer, lieber Mann! gebt Euch zufrieden.
Deswegen komm' ich nicht; deswegen will
Ich nicht den Patriarchen sprechen. Noch,

Noch denk' ich über jenen Punkt, wie ich
Gedacht, und wollt' um Alles in der Welt
Die gute Meinung nicht verlieren, deren
Mich ein so grader, frommer, lieber Mann
Einmal gewürdiget. — Ich komme bloß,
Den Patriarchen über eine Sache
Um Rath zu fragen . . .
K. Ihr den Patriarchen?
Ein Ritter, einen — Pfaffen?
(sich schüchtern umsehend.)
T. Ja; — die Sach'
Ist ziemlich pfäffisch.
K. Gleichwohl fragt der Pfaffe
Den Ritter nie, die Sache sei auch noch
So ritterlich.
T. Weil er das Vorrecht hat,
Sich zu vergeh'n, das unser einer ihm
Nicht sehr beneidet. — Freilich, wenn ich nur
Für mich zu handeln hätte; freilich, wenn
Ich Rechenschaft nur mir zu geben hätte:
Was braucht' ich Eures Patriarchen? Aber
Gewisse Dinge will ich lieber schlecht
Nach Andrer Willen machen, als allein
Nach meinem gut. — Zudem, ich seh' nun wohl,
Religion ist auch Parthei; und wer
Sich drob auch noch so unpartheiisch glaubt,
Hält, ohn' es selbst zu wissen, doch nur seiner
Die Stange. Weil das einmal nun so ist:
Wird's so wohl recht sein.
K. Dazu schweig' ich lieber.
Denn ich versteh' den Herrn nicht recht.
T. Und doch! —
(Laß sehn, warum mir eigentlich zu thun!
Um Machtspruch oder Rath? — Um lautern, oder
Gelehrten Rath?) — Ich dank' Euch, Bruder; dank'
Euch für den guten Wink. — Was Patriarch! —
Seid Ihr mein Patriarch! Ich will ja doch
Den Christen mehr im Patriarchen, als
Den Patriarchen in dem Christen fragen. —
Die Sach' ist die . . .
K. Nicht weiter, Herr, nicht weiter!
Wozu? — Der Herr verkennt mich. — Wer viel weiß,
Hat viel zu sorgen; und ich habe ja
Mich Einer Sorge nur gelobt. — O gut!
Hört! seht! Dort kömmt zu meinem Glück er selbst.
Bleibt hier nur stehn. Er hat Euch schon erblickt.

Zweiter Auftritt.

Der Patriarch, welcher mit allem geistlichen Pomp den einen Kreuzgang heraufkömmt, und die Vorigen.

Tempelherr. Ich wich' ihm lieber aus. —
Wär' nicht mein Mann! —
Ein dicker, rother, freundlicher Prälat!
Und welcher Prunk!
Klosterbruder. Ihr solltet ihn erst seh'n
Nach Hofe sich erheben. Jetzo kömmt
Er nur von einem Kranken.
T. Wie sich da
Nicht Saladin wird schämen müssen!
P. (indem er näher kömmt, winkt dem Bruder.)
Hier! —
Das ist ja wohl der Tempelherr. Was will
Er?
K. Weiß nicht.

P. (auf ihn zugehend, indem der Bruder und das Gefolge zurücktreten.) Nun Herr Ritter! — Sehr erfreut
Den braven, jungen Mann zu sehn! — Ei, noch
So gar jung! — Nun, mit Gottes Hülfe, daraus
Kann Etwas werden.
T. Mehr, ehrwürd'ger Herr,
Wohl schwerlich, als schon ist. Und eher noch
Was weniger.
P. Ich wünsche wenigstens,
Daß so ein frommer Ritter lange noch
Der lieben Christenheit, der Sache Gottes
Zu Ehr und Frommen blühn und grünen möge!
Das wird denn auch nicht fehlen, wenn nur fein
Die junge Tapferkeit dem reifen Rathe
Des Alters folgen will! — Womit wär' sonst
Dem Herrn zu dienen?
T. Mit dem nämlichen,
Woran es meiner Jugend fehlt: mit Rath.
P. Recht gern! nur ist der Rath auch anzunehmen.
T. Doch blindlings nicht?
P. Wer sagt denn das? — Ei freilich
Muß Niemand die Vernunft, die Gott ihm gab,
Zu brauchen unterlassen, — wo sie hin
Gehört. — Gehört sie aber überall
Denn hin? — O nein! — Zum Beispiel: wenn uns Gott
Durch einen seiner Engel — ist zu sagen,
Durch einen Diener seines Worts — ein Mittel
Bekannt zu machen würdiget, das Wohl
Der ganzen Christenheit, das Heil der Kirche
Auf irgend eine ganz besondere Weise
Zu fördern, zu befestigen: wer darf
Sich da noch unterstehn, die Willkühr deß,
Der die Vernunft erschaffen, nach Vernunft
Zu untersuchen? und das ewige
Gesetz der Herrlichkeit des Himmels nach
Den kleinen Regeln einer eiteln Ehre
Zu prüfen? — Doch hiervon genug. — Was ist
Es denn, worüber unsern Rath für jetzt
Der Herr verlangt?
T. Gesetzt, ehrwürd'ger Vater,
Ein Jude hätt' ein einzig Kind, — es sei
Ein Mädchen, — das er mit der größten Sorgfalt
Zu allem Guten auferzogen, das
Er liebe mehr, als seine Seele, das
Ihn wieder mit der frömmsten Liebe liebe.
Und nun würd' unser Einem hinterbracht,
Dies Mädchen sei des Juden Tochter nicht;
Er hab' es in der Kindheit aufgelesen,
Gekauft, gestohlen; — was Ihr wollt; man wisse,
Das Mädchen sei ein Christenkind, und sei
Getauft; der Jude hab' es nur als Jüdin
Erzogen; lass' es nur als Jüdin und
Als seine Tochter so verharren: — sagt,
Ehrwürd'ger Vater, was wär' hierbei wohl
Zu thun?
P. Mich schaudert! — Doch zu allererst
Erkläre sich der Herr, ob so ein Fall
Ein Faktum oder eine Hypothes'.
Das ist zu sagen: ob der Herr sich das
Nur bloß so dichtet, oder ob's gescheh'n,
Und fortfährt zu gescheh'n.
T. Ich glaubte, das
Sei eins, um Euer Hochehrwürden Meinung
Bloß zu vernehmen.
P. Eins? — Da seh' der Herr,
Wie sich die stolze menschliche Vernunft

Im Geistlichen doch irren kann! — Mit nichten!
Denn ist der vorgetrag'ne Fall nur so
Ein Spiel des Witzes: so verlohnt es sich
Der Mühe nicht, im Ernst ihn durchzudenken.
Ich will den Herrn damit auf das Theater
Verwiesen haben, wo dergleichen pro
Et contra sich mit vielem Beifall könnte
Behandeln lassen. — Hat der Herr mich aber
Nicht bloß mit einer theatral'schen Schnurre
Zum Besten; ist der Fall ein Faktum; hätt'
Er sich wohl gar in uns'rer Diözes',
In uns'rer lieben Stadt Jerusalem
Ereignet: — ja alsdann —

T. Und was alsdann?

P. Dann wäre an dem Juden förderſamst
Die Strafe zu vollziehen, die Päpstliches
Und Kaiserliches Recht so einem Frevel,
So einer Lasterthat bestimmen.

T. So?

P. Und zwar bestimmen obbesagte Rechte
Dem Juden, welcher einen Christen zur
Apostasie verführt, — den Scheiterhaufen, —
Den Holzstoß —

T. So?

P. Und wie viel mehr dem Juden,
Der mit Gewalt ein armes Christenkind
Dem Bunde seiner Tauf' entreißt! Denn ist
Nicht Alles, was man Kindern thut, Gewalt? —
Zu sagen: — ausgenommen, was die Kirch'
An Kindern thut.

T. Wenn aber nun das Kind,
Erbarmte seiner sich der Jude nicht,
Vielleicht in Elend umgekommen wäre?

P. Thut Nichts! der Jude wird verbrannt. — Denn besser,
Es wäre hier in Elend umgekommen,
Als daß zu seinem ewigen Verderben
Es so gerettet ward. — Zudem, was hat
Der Jude Gott denn vorzugreifen? Gott
Kann, wen er retten will, schon ohn' ihn retten.

T. Auch trotz ihm, sollt' ich meinen, — selig machen.

P. Thut Nichts! der Jude wird verbrannt.

T. Das geht
Mir nah'! Besonders, da man sagt, er habe
Das Mädchen nicht sowohl in seinem, als
Vielmehr in keinem Glauben auferzogen,
Und sie von Gott nicht mehr, nicht weniger
Gelehrt, als der Vernunft genügt.

P. Thut Nichts!
Der Jude wird verbrannt . . . Ja, wär' allein
Schon dieser wegen werth, dreimal verbrannt
Zu werden! — Was? ein Kind ohn' allen Glauben
Erwachsen lassen? — Wie? die große Pflicht
Zu glauben, ganz und gar ein Kind nicht lehren?
Das ist zu arg! Mich wundert sehr, Herr Ritter,
Euch selbst . . .

T. Ehrwürd'ger Herr, das Uebrige,
Wenn Gott will, in der Beichte. (will gehn.)

P. Was? mir nun
Nicht einmal Rede stehn? — Den Bösewicht,
Den Juden mir nicht nennen? — mir ihn nicht
Zur Stelle schaffen? — O, da weiß ich Rath!
Ich geh' sogleich zum Sultan. — Saladin,
Vermöge der Kapitulation,
Die er beschworen, muß uns, muß uns schützen,
Bei allen Rechten, allen Lehren schützen,
Die wir zu uns'rer allerheiligsten
Religion nur immer rechnen dürfen!
Gott Lob! wir haben das Original.
Wir haben seine Hand, sein Siegel. Wir! —
Auch mach' ich ihm gar leicht begreiflich, wie
Gefährlich selber für den Staat es ist,
Nichts glauben! Alle bürgerliche Bande
Sind aufgelöset, sind zerrissen, wenn
Der Mensch Nichts glauben darf. — Hinweg! hinweg
Mit solchem Frevel! . . .

T. Schade, daß ich nicht
Den trefflichen Sermon mit bess'rer Muße
Genießen kann! Ich bin zum Saladin
Gerufen.

P. Ja? — Nun so — Nun freilich — Dann —

T. Ich will den Sultan vorbereiten, wenn
Es Eurer Hochehrwürden so gefällt.

P. O, oh! — Ich weiß, der Herr hat Gnade funden
Vor Saladin! — Ich bitte meiner nur
Im Besten bei ihm eingedenk' zu sein. —
Mich treibt der Eifer Gottes lediglich.
Was ich zu viel thu', thu' ich ihm. — Das wolle
Doch ja der Herr erwägen! — Und nicht wahr,
Herr Ritter? das vorhin Erwähnte von
Dem Juden, war nur ein Problema? ist
Zu sagen —

T. Ein Problema. (geht ab.)

P. (Dem ich tiefer
Doch auf den Grund zu kommen suchen muß.
Das wär' so wiederum ein Auftrag für
Den Bruder Bonafides.) — Hier, mein Sohn!
(er spricht im Abgehen mit dem Klosterbruder.)

Dritter Auftritt.

Szene: ein Zimmer im Pallaste des Saladin, in welches von Sklaven eine Menge Beutel getragen, und auf dem Boden neben einander gestellt werden.

Saladin und bald darauf Sittah.

Saladin. (der dazu kömmt.) Nun wahrlich! das hat noch kein Ende. — Ist
Des Dings noch viel zurück?

Ein Sklave. Wohl noch die Hälfte.

Sal. So tragt das Uebrige zu Sittah. — Und
Wo bleibt Al-Hafi? Das hier soll sogleich
Al-Hafi zu sich nehmen. — Oder ob
Ich's nicht vielmehr dem Vater schicke? Hier
Fällt mir es doch nur durch die Finger. Zwar
Man wird wohl endlich hart; und nun gewiß
Soll's Künste kosten, mir viel abzuzwacken.
Bis wenigstens die Gelder aus Aegypten
Zur Stelle kommen, mag das Armuth seh'n,
Wie's fertig wird! — Die Spenden bei dem Grabe,
Wenn die nur fortgehn! Wenn die Christenpilger
Mit leeren Händen nur nicht abziehn dürfen!
Wenn nur —

Sittah. Was soll nun das? Was soll das Geld
Bei mir?

Sal. Mach' dich davon bezahlt, und leg'
Auf Vorrath, wenn was übrig bleibt.

Sit. Ist Nathan
Noch mit dem Tempelherrn nicht da?

Sal. Er sucht
Ihn aller Orten.

Sit. Sieh doch, was ich hier,
Indem mir so mein alt Geschmeide durch
Die Hände geht, gefunden.
(ihm ein kleines Gemälde zeigend.)

Sal. Ha! mein Bruder!
Das ist er, ist er! War er! war er! ah! –
Ach, wackrer lieber Junge, daß ich Dich
So früh verlor! Was hätt' ich erst mit Dir,
An Deiner Seit' erst unternommen! — Sittah,
Laß mir das Bild. Auch kenn' ich's schon: er gab
Es Deiner ältern Schwester, seiner Lilla,
Die eines Morgens ihn so ganz und gar
Nicht aus den Armen lassen wollt'. Es war
Der letzte, den er ausritt. — Ah, ich ließ
Ihn reiten, und allein! — Ah, Lilla starb
Vor Gram und hat mir's nie vergeben, daß
Ich so allein ihn reiten lassen. – Er
Blieb weg!

Sit. Der arme Bruder!

Sal. Laß nur gut
Sein! – Einmal bleiben wir doch alle weg! –
Zudem, – wer weiß? Der Tod ist's nicht allein,
Der einem Jüngling seiner Art das Ziel
Verrückt. Er hat der Feinde mehr; und oft
Erliegt der Stärkste gleich dem Schwächsten. – Nun,
Sei wie ihm sei! – Ich muß das Bild doch mit
Dem jungen Tempelherrn vergleichen; muß
Doch sehn, wie viel mich meine Phantasie
Getäuscht.

Sit. Nur darum bring' ich's. Aber gib
Doch, gib! Ich will Dir das wohl sagen; das
Versteht ein weiblich Aug' am besten.

Sal. (zu einem Thürsteher, der hereintritt.) Wer
Ist da? – der Tempelherr? – Er komm'!

Sit. Euch nicht
Zu stören, ihn mit meiner Neugier nicht
Zu irren –
(sie setzt sich seitwärts auf einen Sopha, und läßt den Schleier fallen.)

Sal. Gut so! gut! – (Und nun sein Ton!
Ha, wie nun der wohl sein wird! – Assads Ton
Schläft auch wohl wo in meiner Seele noch!)

Vierter Auftritt.

Der Tempelherr und Saladin.

Tempelherr. Ich, Dein Gefangener, Sultan . . .

Saladin. Mein Gefangener?
Wem ich das Leben schenke, werd' ich Dem
Nicht auch die Freiheit schenken?

T. Was Dir ziemt
Zu thun, ziemt mir, erst zu vernehmen, nicht
Vorauszusetzen. Aber, Sultan, – Dank,
Besondern Dank Dir für mein Leben zu
Betheuern, stimmt mit meinem Stand und meinem
Charakter nicht. – Es steht in allen Fällen
Zu Deinen Diensten wieder.

S. Brauch' es nur
Nicht wider mich! – Zwar ein Paar Hände mehr,
Die gönnt' ich meinem Feinde gern. Allein
Ihm so ein Herz auch mehr zu gönnen, fällt
Mir schwer. – Ich habe mich mit Dir in Nichts
Betrogen, braver, junger Mann! Du bist
Mit Seel' und Leib mein Assad. Sieh', ich könnte
Dich fragen, wo Du denn die ganze Zeit
Gesteckt, in welcher Höhle Du geschlafen,
In welchem Ginnistan, von welcher guten
Div diese Blume fort und fort so frisch
Erhalten worden. Sieh'! ich könnte Dich
Erinnern wollen, was wir dort und dort
Zusammen ausgeführt. Ich könnte mit
Dir zanken, daß Du ein Geheimniß doch
Vor mir gehabt, Ein Abenteuer mir
Doch unterschlagen: – Ja, das könnt' ich; wenn
Ich Dich nur säh', und nicht auch mich. – Nun, mag's!
Von dieser süßen Träumerei ist immer
Doch so viel wahr, daß mir in meinem Herbst
Ein Assad wieder blühen soll. – Du bist
Es doch zufrieden, Ritter?

T. Alles, was
Von Dir mir kömmt – sei was es will – das lag
Als Wunsch in meiner Seele.

S. Laß uns das
Sogleich versuchen. – Bleibst Du wohl bei mir?
Um mich? – Als Christ, als Muselmann: gleich viel!
Im weißen Mantel oder Jamerlonk;
Im Tulban, oder Deinem Filze: wie
Du willst! Gleich viel! Ich habe nie verlangt,
Daß allen Bäumen Eine Rinde wachse.

T. Sonst wärst Du wohl auch schwerlich, der Du bist:
Der Held, der lieber Gottes Gärtner wäre.

S. Nun denn; wenn Du nicht schlechter von mir denkst,
So wären wir ja halb schon richtig.

T. Ganz!

S. (ihm die Hand bietend.) Ein Wort?

T. (einschlagend.) Ein Mann! – Hiermit empfange mehr,
Als Du mir nehmen konntest. Ganz der Deine!

S. Zu viel Gewinn für einen Tag! zu viel! –
Kam er nicht mit?

T. Wer?

S. Nathan.

T. (frostig.) Nein. Ich kam
Allein.

S. Welch eine That von Dir! Und welch
Ein weises Glück, das eine solche That
Zum Besten eines solchen Mannes ausschlug!

T. Ja, ja!

S. So kalt? – Nein, junger Mann! wenn Gott
Was Gutes durch uns thut, muß man so kalt
Nicht sein! – selbst aus Bescheidenheit so kalt
Nicht scheinen wollen!

T. Daß doch in der Welt
Ein jedes Ding so manche Seiten hat –
Von denen oft sich gar nicht denken läßt,
Wie sie zusammen passen!

S. Halte Dich
Nur immer an die best', und preise Gott!
Der weiß, wie sie zusammen passen. – Aber,
Wenn Du so schwierig sein willst, junger Mann:
So werd' auch ich ja wohl auf meiner Hut
Mich mit Dir halten müssen? Leider bin
Auch ich ein Ding von vielen Seiten, die
Oft nicht so recht zu passen scheinen mögen.

T. Das schmerzt! – Denn Argwohn ist so wenig sonst
Mein Fehler –

S. Nun, so sage doch, mit wem
Du's hast? – Es schien ja gar, mit Nathan. Wie?

Auf Nathan Argwohn? Du? – Erklär' Dich! sprich!
Komm, gib mir Deines Zutrauns erste Probe.
T. Ich habe wider Nathan Nichts. Ich zürn'
Allein mit mir –
S. Und über was?
T. Daß mir
Geträumt, ein Jude könn' auch wohl ein Jude
Zu sein verlernen, daß mir wachend so
Geträumt.
S. Heraus mit diesem wachen Traume!
T. Du weißt von Nathans Tochter, Sultan. Was
Ich für sie that, das that ich, weil ich's that.
Zu stolz, Dank einzuernten, wo ich ihn
Nicht säete, verschmäht' ich Tag für Tag,
Das Mädchen noch einmal zu sehn. Der Vater
War fern; er kömmt; er hört; er sucht mich auf;
Er dankt; er wünscht, daß seine Tochter mir
Gefallen möge; spricht von Aussicht, spricht
Von heitern Fernen. – Nun ich lasse mich
Beschwatzen, komme, sehe, finde wirklich
Ein Mädchen . . . Ach, ich muß mich schämen, Sultan! –
S. Dich schämen? – daß ein Judenmädchen auf
Dich Eindruck machte; doch wohl nimmermehr?
T. Daß diesem Eindruck auf das liebliche
Geschwätz des Vaters hin mein rasches Herz
So wenig Widerstand entgegen setzte! –
Ich Tropf: ich sprang zum zweiten Mal in's Feuer. –
Denn nun warb ich, und nun ward ich verschmäht.
S. Verschmäht?
T. Der weise Vater schlägt nun wohl
Mich platterdings nicht aus; der weise Vater
Muß aber doch sich erst erkunden, erst
Besinnen. Allerdings! That ich denn das
Nicht auch? Erkundete, besann ich denn
Mich erst nicht auch, als sie im Feuer schrie? –
Fürwahr! bei Gott! Es ist doch gar was Schönes,
So weise, so bedächtig sein!
S. Nun, nun!
So sieh' doch einem Alten Etwas nach.
Wie lange können seine Weigerungen
Denn dauern? Wird er denn von dir verlangen,
Daß Du erst Jude werden sollst?
T. Wer weiß!
S. Wer weiß? – der diesen Nathan besser kennt.
T. Der Aberglaub', in dem wir aufgewachsen,
Verliert, auch wenn wir ihn erkennen, darum
Doch seine Macht nicht über uns. – Es sind
Nicht Alle frei, die ihrer Ketten spotten.
S. Sehr reif bemerkt! Doch Nathan wahrlich, Nathan . . .
T. Der Aberglauben schlimmster ist, den seinen
Für den erträglichern zu halten . . .
S. Mag
Wohl sein! Doch Nathan . . .
T. Dem allein
Die blöde Menschheit zu vertrauen, bis
Sie hellern Wahrheitstag gewöhne; der
Allein . . .
S. Gut! Aber Nathan! – Nathans Loos
Ist diese Schwachheit nicht.
T. So dacht' ich auch! –
Wenn gleichwohl dieser Ausbund aller Menschen
So ein gemeiner Jude wäre, daß
Er Christenkinder zu bekommen suchte,
Um sie als Juden aufzuziehn: – wie dann?
S. Wer sagt ihm so was nach?
T. Das Mädchen selbst,
Mit welcher er mich körnt, mit deren Hoffnung
Er gern mir zu bezahlen schiene, was
Ich nicht umsonst für sie gethan soll haben: –
Dieß Mädchen selbst, ist seine Tochter – nicht;
Ist ein verzettelt Christenkind.
S. Das er
Demungeachtet Dir nicht geben wollte?
T. (heftig.) Woll' oder wolle nicht! Er ist entdeckt.
Der tolerante Schwätzer ist entdeckt!
Ich werde hinter diesen jüd'schen Wolf
Im philosoph'schen Schafpelz Hunde schon
Zu bringen wissen, die ihn zausen sollen!
S. (ernst.) Sei ruhig, Christ!
T. Was? ruhig Christ? – Wenn Jud'
Und Muselmann, auf Jud', auf Muselmann
Bestehen: soll allein der Christ den Christen
Nicht machen dürfen?
S. (noch ernster.) Ruhig, Christ!
T. (gelassen.) Ich fühle
Des Vorwurfs ganze Last, – die Saladin
In diese Sylbe preßt! Ach, wenn ich wüßte,
Wie Assad, – Assad sich an meiner Stelle
Hierbei benommen hätte!
S. Nicht viel besser! –
Vermuthlich, ganz so brausend! – Doch, wer hat
Denn Dich auch schon gelehrt, mich, so wie er,
Mit Einem Worte zu bestechen? Freilich,
Wenn Alles sich verhält, wie Du mir sagst:
Kann ich mich selber kaum in Nathan finden. –
Indeß, er ist mein Freund, und meiner Freunde
Muß keiner mit dem andern hadern. – Laß
Dich weisen! Geh' behutsam! Gib ihn nicht
Sofort den Schwärmern Deines Pöbels Preis!
Verschweig', was Deine Geistlichkeit an ihm
Zu rächen, mir so nahe legen würde!
Sei keinem Juden, keinem Muselmanne
Zum Trotz ein Christ!
T. Bald wär's damit zu spät!
Doch Dank der Blutbegier des Patriarchen,
Deß Werkzeug mir zu werden graute!
S. Wie?
Du kamst zum Patriarchen eher, als
Zu mir?
T. Im Sturm der Leidenschaft, im Wirbel
Der Unentschlossenheit! – Verzeih'! – Du wirst
Von Deinem Assad, fürcht' ich, ferner nun
Nichts mehr in mir erkennen wollen.
S. Wär'
Es diese Furcht nicht selbst! Mich dünkt, ich weiß,
Aus welchen Fehlern unsre Tugend keimt.
Pfleg' diese ferner nur, und jene sollen
Bei mir Dir wenig schaden. – Aber geh'!
Such' Du nun Nathan, wie er Dich gesucht;
Und bring' ihn her. Ich muß Euch doch zusammen
Verständigen. – Wär' um das Mädchen Dir
Im Ernst zu thun: sei ruhig. Sie ist Dein!
Auch soll es Nathan schon empfinden, daß
Er ohne Schweinefleisch ein Christenkind
Erziehen dürfen! – Geh'!

(Der Tempelherr geht ab, und Sittah verläßt den Sopha.)

Fünfter Auftritt.

Saladin und Sittah.

Sittah. Ganz sonderbar!
Saladin. Gelt, Sittah? Muß mein Assad nicht ein braver,
Ein schöner, junger Mann gewesen sein?
Sit. Wenn er so war, und nicht zu diesem Bilde
Der Tempelherr vielmehr gesessen! Aber
Wie hast Du doch vergessen können, Dich
Nach seinen Eltern zu erkundigen?
Sal. Und insbesondre wohl nach seiner Mutter?
Ob seine Mutter hier zu Lande nie
Gewesen sei? — Nicht wahr?
Sit. Das machst Du gut!
Sal. O, möglicher wär' nichts! Denn Assad war
Bei hübschen Christendamen so willkommen,
Auf hübsche Christendamen so erpicht,
Daß einmal gar die Rede ging — Nun, nun;
Man spricht nicht gern davon. — Genug; ich hab'
Ihn wieder! — will mit allen seinen Fehlern,
Mit allen Launen seines weichen Herzens
Ihn wieder haben! — O! das Mädchen muß
Ihm Nathan geben. Meinst Du nicht?
Sit. Ihm geben?
Ihm lassen!
Sal. Allerdings! Was hätte Nathan,
So bald er nicht ihr Vater ist, für Recht
Auf sie? Wer ihr das Leben so erhielt,
Tritt einzig in die Rechte deß, der ihr
Es gab.
Sit. Wie also, Saladin? wenn Du
Nur gleich das Mädchen zu Dir nähmst? sie nur
Dem unrechtmäßigen Besitzer gleich
Entzögest?
Sal. Thäte Das wohl Noth?
Sit. Noth nun
Wohl eben nicht! — Die liebe Neubegier
Treibt mich allein, Dir diesen Rath zu geben;
Denn von gewissen Männern mag ich gar
Zu gern, so bald wie möglich, wissen, was
Sie für ein Mädchen lieben können.
Sal. Nun,
So schick' und laß sie holen.
Sit. Darf ich, Bruder?
Sal. Nur schone Nathans! Nathan muß durchaus
Nicht glauben, daß man mit Gewalt ihn von
Ihr trennen wolle.
Sit. Sorge nicht.
Sal. Und ich,
Ich muß schon selbst sehen, wo Al-Hafi bleibt.

Sechster Auftritt.

Szene: die offne Flur in Nathan's Hause gegen die Palmen zu; wie im ersten Auftritte des ersten Aufzuges.
Ein Theil der Waaren und Kostbarkeiten liegt ausgekramt, deren eben daselbst gedacht wird.

Nathan und Daja.

Daja. O, Alles herrlich! Alles auserlesen!
O, Alles — wie nur Ihr es geben könnt.
Wo wird der Silberstoff mit goldnen Ranken
Gemacht? Was kostet er? — Das nenn' ich noch
Ein Brautkleid! Keine Königin verlangt
Es besser.
Nathan. Brautkleid? Warum Brautkleid eben?
D. Je nun! Ihr dachtet daran freilich nicht,
Als Ihr ihn kauftet. — Aber wahrlich, Nathan,
Der und kein Andrer muß es sein! Er ist
Zum Brautkleid wie bestellt. Der weiße Grund;
Ein Bild der Unschuld: und die goldnen Ströme,
Die aller Orten diesen Grund durchschlängeln;
Ein Bild des Reichthums. Seht Ihr; allerliebst!
N. Was witzelst Du mir da? Von wessen Brautkleid
Sinnbilderst Du mir so gelehrt? Bist Du
Denn Braut?
D. Ich?
N. Nun wer denn?
D. Ich? — lieber Gott!
N. Wer denn? Von wessen Brautkleid sprichst Du denn? —
Das Alles ist ja Dein, und keiner andern.
D. Ist mein? soll mein sein — ist für Recha nicht?
N. Was ich für Recha mitgebracht, das liegt
In einem andern Ballen. Mach'! nimm weg!
Trag' Deine Siebensachen fort!
D. Versucher!
Nein, wären es die Kostbarkeiten auch
Der ganzen Welt! Nicht rühr' an; wenn Ihr mir
Vorher nicht schwört, von dieser einzigen
Gelegenheit, dergleichen Euch der Himmel
Nicht zweimal schicken wird, Gebrauch zu machen.
N. Gebrauch? von was? — Gelegenheit? wozu?
D. O, stellt Euch nicht so fremd! Mit kurzen Worten!
Der Tempelherr liebt Recha: gebt sie ihm.
So hat doch einmal Eure Sünde, die
Ich länger nicht verschweigen kann, ein Ende.
So kömmt das Mädchen wieder unter Christen:
Wird wieder, was sie ist; ist wieder, was
Sie war: und Ihr, Ihr habt mit all' dem Guten,
Das wir Euch nicht genug verdanken können,
Nicht Feuerkohlen bloß auf Euer Haupt
Gesammelt.
N. Doch die alte Leier wieder! —
Mit einer neuen Saite nur bezogen,
Die, fürcht' ich, weder stimmt, noch hält.
D. Wie so?
N. Mir wär' der Tempelherr schon recht. Ihm gönnt'
Ich Recha mehr, als Einem in der Welt.
Allein . . . Nun, habe nur Geduld.
D. Geduld?
Geduld ist Eure alte Leier nun
Wohl nicht?
N. Nur wenig Tage noch Geduld! . . .
Sieh doch! — Wer kömmt denn dort? Ein Klosterbruder?
Geh, frag' ihn, was er will.
D. Was wird er wollen?
(sie geht auf ihn zu und fragt.)
N. So gib! — und eh' er bittet. — (Wüßt' ich nur
Dem Tempelherrn erst beizukommen, ohne
Die Ursach' meiner Neugier ihm zu sagen!
Denn wenn ich sie ihm sag', und der Verdacht
Ist ohne Grund; so hab' ich ganz umsonst
Den Vater auf das Spiel gesetzt.) — Was ist's?
D. Er will Euch sprechen.

N. Nun, so laß' ihn kommen;
Und geh' indeß.

Siebenter Auftritt.

Nathan und der Klosterbruder.

Nathan. (Ich bliebe Recha's Vater
Doch gar zu gern – Zwar kann ich's denn nicht bleiben,
Auch wenn ich aufhör', es zu heißen? – Ihr,
Ihr selbst werd' ich's doch immer auch noch heißen,
Wenn sie erkennt, wie gern ich's wäre.) – Geh! –
Was ist zu Euren Diensten, frommer Bruder?
Klosterbruder. Nicht eben viel! — Ich freue mich, Herr Nathan,
Euch annoch wohl zu sehn.
N. So kennt Ihr mich?
K. Je nun? wer kennt Euch nicht? Ihr habt so Manchem
Ja Euren Namen in die Hand gedrückt.
Er steht in meiner auch, seit vielen Jahren.
N. (nach seinem Beutel langend.) Kommt, Bruder, kommt; ich frisch' ihn auf.
K. Habt Dank!
Ich würd' es Aermern stehlen; nehme Nichts...
Wenn Ihr mir nur erlauben wollt, ein wenig
Euch meinen Namen aufzufrischen. Denn
Ich kann mich rühmen, auch in Eure Hand
Etwas gelegt zu haben, was nicht zu
Verachten war.
N. Verzeiht! – Ich schäme mich. –
Sagt, was? – und nehmt zur Buße siebenfach
Den Werth desselben von mir an.
K. Hört doch
Vor allen Dingen, wie ich selber nur
Erst heut an dies mein Euch vertrautes Pfand
Erinnert worden.
N. Mir vertrautes Pfand?
K. Vor Kurzem saß ich noch als Eremit
Auf Quarantana, unweit Jericho.
Da kam arabisch Raubgesindel, brach
Mein Gotteshäuschen ab und meine Zelle,
Und schleppte mich mit fort. Zum Glück entkam
Ich noch, und floh hieher zum Patriarchen,
Um mir ein andres Plätzchen auszubitten,
Allwo ich meinem Gott in Einsamkeit
Bis an mein selig Ende dienen könne.
N. Ich steh' auf Kohlen, guter Bruder. Macht
Es kurz. Das Pfand! das mir vertraute Pfand!
K. Sogleich, Herr Nathan. – Nun, der Patriarch
Versprach mir eine Siedelei auf Thabor,
So bald als eine leer; und hieß inzwischen
Im Kloster mich als Laienbruder bleiben.
Da bin ich jetzt, Herr Nathan; und verlange
Des Tages wohl hundertmal auf Thabor. Denn
Der Patriarch braucht mich zu allerlei,
Wovor ich großen Ekel habe. Zum
Exempel...
N. Macht, ich bitt' Euch!
K. Nun, es kömmt! –
Da hat ihm Jemand heut' in's Ohr gesetzt:
Es lebe hier herum ein Jude, der
Ein Christenkind als seine Tochter sich
Erzöge.
N. (betroffen.) Wie?
K. Hört mich nur aus! – Indem
Er mir nun aufträgt, diesem Juden straks
Wo möglich auf die Spur zu kommen, und
Gewaltig sich ob eines solchen Frevels
Erzürnt, der ihm die wahre Sünde wider
Den heil'gen Geist bedünkt; – das ist, die Sünde,
Die aller Sünden größte Sünd' uns gilt,
Nur daß wir, Gott sei Dank, so recht nicht wissen,
Worin sie eigentlich besteht! – da wacht
Mit einmal mein Gewissen auf; und mir
Fällt bei, ich könnte selber wohl vor Zeiten
Zu dieser unverzeihlich großen Sünde
Gelegenheit gegeben haben. – Sagt:
Hat Euch ein Reitknecht nicht vor achtzehn Jahren
Ein Töchterchen gebracht von wenig Wochen?
N. Wie das? – Nun freilich – allerdings. –
K. Ei, seht
Mich doch recht an! – Der Reitknecht, der bin ich.
N. Seid Ihr?
K. Der Herr, von welchem ich's Euch brachte,
War – ist mir recht – ein Herr von Filnek. – Wolf
Von Filnek!
N. Richtig!
K. Weil die Mutter kurz
Vorher gestorben war, und sich der Vater
Nach – mein' ich – Gazza plötzlich werfen mußte,
Wohin das Würmchen ihm nicht folgen konnte:
So sandt' er's Euch. Und traf ich Euch damit
Nicht in Darun?
N. Ganz recht!
K. Es wär' kein Wunder,
Wenn mein Gedächtniß mich betrög'. Ich habe
Der braven Herrn so viel gehabt: und diesem
Hab' ich nur gar zu kurze Zeit gedient.
Er blieb bald darauf bei Askalon; und war
Wohl sonst ein lieber Herr.
N. Ja wohl! ja wohl;
Dem ich so viel, so viel zu danken habe!
Der mehr als einmal mich dem Schwert entriffen!
K. O schön! so werd't Ihr seines Töchterchens
Euch um so lieber angenommen haben.
N. Das könnt Ihr denken.
K. Nun, wo ist es denn?
Es ist doch wohl nicht etwa gar gestorben? –
Laßt's lieber nicht gestorben sein! – Wenn sonst
Nur Niemand um die Sache weiß: so hat
Es gute Wege.
N. Hat es?
K. Traut mir, Nathan!
Denn seht, ich denke so! Wenn an das Gute,
Das ich zu thun vermeine, gar zu nah
Was gar zu Schlimmes gränzt: so thu' ich lieber
Das Gute nicht; weil wir das Schlimme zwar
So ziemlich zuverlässig kennen, aber
Bei weitem nicht das Gute. – War ja wohl
Natürlich; wenn das Christentöchterchen
Recht gut von Euch erzogen werden sollte,
Daß Ihr's als Euer eigen Töchterchen
Erzögt. – Das hättet Ihr mit aller Lieb'
Und Treue nun gethan, und müßtet so
Belohnet werden? Das will mir nicht ein.
Ei freilich, klüger hättet Ihr gethan,
Wenn Ihr die Christin durch die zweite Hand
Als Christin auferziehen lassen; aber
So hättet Ihr das Kindchen Eures Freundes
Auch nicht geliebt. Und Kinder brauchen Liebe,
Wär's eines wilden Thieres Lieb' auch nur,
In solchen Jahren mehr, als Christenthum.
Zum Christenthume hat's noch immer Zeit.
Wenn nur das Mädchen sonst gesund und fromm

Vor Euren Augen aufgewachsen ist,
So blieb's vor Gottes Augen, was es war.
Und ist denn nicht das ganze Christenthum
Auf's Judenthum gebaut? Es hat mich oft
Geärgert, hat mir Thränen gnug gekostet,
Wenn Christen gar so sehr vergessen konnten,
Daß unser Herr ja selbst ein Jude war.

N. Ihr, guter Bruder, müßt mein' Fürsprach sein,
Wenn Haß und Gleißnerei sich gegen mich
Erheben sollten — wegen einer That —
Ah, wegen einer That! — Nur Ihr, Ihr sollt
Sie wissen! — Nehmt sie aber mit in's Grab!
Noch hat mich nie die Eitelkeit versucht,
Sie Jemand anderm zu erzählen. Euch
Allein erzähl' ich sie. Der frommen Einfalt
Allein erzähl' ich sie; weil die allein
Versteht, was sich der gottergebne Mensch
Für Thaten abgewinnen kann.

K. Ihr seid
Gerührt, und Euer Auge steht voll Wasser?

N. Ihr traft mich mit dem Kinde zu Darun.
Ihr wißt wohl aber nicht, daß wenig Tage
Zuvor in Gath die Christen alle Juden
Mit Weib und Kind ermordet hatten; wißt
Wohl nicht, daß unter diesen meine Frau
Mit sieben hoffnungsvollen Söhnen sich
Befunden, die in meines Bruders Hause,
Zu dem ich sie geflüchtet, insgesammt
Verbrennen müssen.

K. Allgerechter!

N. Als
Ihr kamt, hatt' ich drei Tag' und Nächt' in Asch'
Und Staub vor Gott gelegen, und geweint. —
Geweint? Beiher mit Gott auch wohl gerechtet,
Gezürnt, getobt, mich und die Welt verwünscht,
Der Christenheit den unversöhnlichsten
Haß zugeschworen —

K. Ach! Ich glaub's Euch wohl!

N. Doch nun kam die Vernunft allmählig wieder.
Sie sprach mit sanfter Stimm': „Und doch ist Gott!
Doch war auch Gottes Rathschluß das! Wohlan!
Komm! übe, was Du längst begriffen hast;
Was sicherlich zu üben schwerer nicht,
Als zu begreifen ist, wenn Du nur willst.
Steh auf!“ Ich stand; und rief zu Gott: ich will;
Willst Du nur, daß ich will! — Indem stiegt Ihr
Vom Pferd, und überreichtet mir das Kind.
In Euren Mantel eingehüllt. — Was Ihr
Mir damals sagtet; was ich Euch: hab' ich
Vergessen. So viel weiß ich nur: ich nahm
Das Kind, trug's auf mein Lager, küßt' es, warf
Mich auf die Knie', und schluchzte: Gott auf sieben
Doch nun schon Eins wieder!

K. Nathan! Nathan!
Ihr seid ein Christ! — Bei Gott, Ihr seid ein Christ!
Ein beß'rer Christ war nie!

N. Wohl uns! Denn was
Mich Euch zum Christen macht, das macht Euch mir
Zum Juden! — Aber laßt uns länger nicht
Einander nur erweichen. Hier braucht's That!
Und ob mich siebenfache Liebe schon
Bald an dies einz'ge fremde Mädchen band;
Ob der Gedanke mich schon tödtet, daß
Ich meine sieben Söhn' in ihr auf's Neue
Verlieren soll: — wenn sie von meinen Händen
Die Vorsicht wieder fordert, — ich gehorche!

K. Nun vollends! Eben das bedacht' ich mich
So viel, Euch anzurathen! Und so hat's
Euch Euer guter Geist schon angerathen!

N. Nur muß der Erste Beste mir sie nicht
Entreißen wollen!

K. Nein gewiß nicht!

N. Wer
Auf sie nicht größ're Rechte hat, als ich,
Muß frühere zum mindsten haben —

K. Freilich!

N. Die ihm Natur und Blut ertheilen.

K. So
Mein' ich es auch!

N. Drum nennt mir nur geschwind
Den Mann, der ihr als Bruder oder Ohm,
Als Vetter oder sonst als Sipp verwandt:
Ihm will ich sie nicht vorenthalten — sie,
Die jedes Hauses, jedes Glaubens Zierde
Zu sein erschaffen und erzogen ward. —
Ich hoff', Ihr wißt von diesem Euern Herrn
Und dem Geschlechte dessen mehr, als ich.

K. Das, guter Nathan, wohl nun schwerlich! — Denn
Ihr habt ja schon gehört, daß ich nur gar
Zu kurze Zeit bei ihm gewesen.

N. Wißt
Ihr denn nicht wenigstens, was für Geschlechts
Die Mutter war? — War sie nicht eine Staufin?

K. Wohl möglich! — Ja, mich dünkt.

N. Hieß nicht ihr Bruder
Konrad von Stauffen? — und war Tempelherr?

K. Wenn mich's nicht trügt. Doch halt! Da fällt mir ein,
Daß ich vom sel'gen Herrn ein Büchelchen
Noch hab'. Ich zog's ihm aus dem Busen, als
Wir ihn bei Askalon verscharrten.

N. Nun?

K. Es sind Gebete drin. Wir nennen's ein
Brevier. — Das, dacht' ich, kann ein Christenmensch
Ja wohl noch brauchen. — Ich nun freilich nicht —
Ich kann nicht lesen. —

N. Thut Nichts! Nur zur Sache.

K. In diesem Büchelchen stehn vorn und hinten,
Wie ich mir sagen lassen, mit des Herrn
Selbsteigner Hand die Angehörigen
Von ihm und ihr geschrieben.

N. O erwünscht!
Geht! lauft! holt mir das Büchelchen. Geschwind!
Ich bin bereit, mit Gold es aufzuwägen;
Und tausend Dank dazu! Eilt! lauft!

K. Recht gern!
Es ist Arabisch aber, was der Herr
Hineingeschrieben. (ab.)

N. Einerlei! Nur her! —
Gott! wenn ich doch das Mädchen noch behalten,
Und einen solchen Eidam mir damit
Erkaufen könnte! — Schwerlich wohl! — Nun, fall'
Es aus, wie's will! — Wer mag es aber denn
Gewesen sein, der bei dem Patriarchen
So Etwas angebracht? Das muß ich doch
Zu fragen nicht vergessen. — Wenn es gar
Von Daja käme!

Achter Auftritt.

Daja und Nathan.

Daja. (eilig und verlegen.) Denkt doch, Nathan!
Nathan. Nun?
D. Das arme Kind erschrak wohl recht darüber!
Da schickt . . .
N. Der Patriarch?
D. Des Sultans Schwester,
Prinzessin Sittah . . .
N. Nicht der Patriarch?
D. Nein, Sittah! — Hört Ihr nicht? — Prinzessin Sittah
Schickt her und läßt sie zu sich holen.
N. Wen?
Läßt Recha holen? — Sittah läßt sie holen? —
Nun: wenn sie Sittah holen läßt, und nicht
Der Patriarch . . .
D. Wie kommt Ihr denn auf den?
N. So hast Du kürzlich Nichts von ihm gehört?
Gewiß nicht? Auch ihm Nichts gesteckt?
D. Ich? ihm?
N. Wo sind die Boten?
D. Vorn.
N. Ich will sie doch
Aus Vorsicht selber sprechen. Komm! — Wenn nur
Vom Patriarchen nichts dahinter ist. (ab.)
D. Und ich — ich fürchte ganz was Anders noch.
Was gilts? die einzige vermeinte Tochter
So eines reichen Juden wär' auch wohl
Für einen Muselmann nicht übel. — Hui,
Der Tempelherr ist drum; ist drum, wenn ich
Den zweiten Schritt nicht auch noch wage: nicht
Auch ihr noch selbst entdecke, wer sie ist: —
Getrost! Laß mich den ersten Augenblick,
Den ich allein sie habe, dazu brauchen!
Und der wird sein — vielleicht nun eben, wenn
Ich sie begleite. So ein erster Wink
Kann unterweges wenigstens nicht schaden.
Ja ja! Nur zu! Jetzt oder nie! Nur zu!
(ihm nach.)

Fünfter Aufzug.

Erster Auftritt.

Szene: das Zimmer in Saladin's Palaste, in welches die Beutel mit Geld getragen worden, die noch zu sehen sind.

Saladin und bald darauf verschiedene Mameluken.

Saladin. (im Hereintreten.) Da steht das Geld nun noch! Und Niemand weiß
Den Derwisch aufzufinden, der vermuthlich
Ans Schachbret irgendwo gerathen ist,
Das ihn wohl seiner selbst vergessen macht; —
Warum nicht meiner? — Nun, Geduld! Was gibt's?
Ein Mameluk. Erwünschte Nachricht, Sultan! Freude, Sultan! . .
Die Karavane von Kahira kömmt;
Ist glücklich da, mit siebenjährigem
Tribut des reichen Nils.
Sal. Brav, Ibrahim!
Du bist mir wahrlich ein willkommner Bote! —
Ha! endlich einmal! endlich! — Habe Dank
Der guten Zeitung.
M. (wartend.) (Nun nur her damit!)
Sal. Was wart'st du? — Geh' nur wieder.
M. Dem Willkommnen
Sonst Nichts?
Sal. Was denn noch sonst?
M. Dem guten Boten
Kein Botenbrot? So wär' ich ja der Erste,
Den Saladin mit Worten abzulohnen
Doch endlich lernte! Auch ein Ruhm! — der Erste,
Mit dem er knickerte.
Sal. So nimm Dir nur
Dort einen Beutel.
M. Nein, nun nicht! Du kannst
Mir sie nun alle schenken wollen.
Sal. Trotz! —
Komm her! Da hast Du zwei. — Im Ernst? er geht?
Thut mir's an Edelmuth zuvor? — Denn sicher
Muß ihm es saurer werden auszuschlagen,
Als mir zu geben. — Ibrahim! — Was kömmt
Mir denn auch ein, so kurz vor meinem Abtritt
Auf einmal ganz ein andrer sein zu wollen? —
Will Saladin als Saladin nicht sterben?
So mußt' er auch als Saladin nicht leben.
Ein zweiter Mameluk. Nun, Sultan! . . .
Sal. Wenn Du mir zu melden kömmst. . . .
Zweiter M. Daß aus Aegypten der Transport nun da!
Sal. Ich weiß schon.
Zweiter M. Kam ich doch zu spät!
Sal. Warum
Zu spät? — Da nimm für Deinen guten Willen
Der Beutel einen oder zwei.
Zweiter M. Macht drei!
Sal. Ja, wenn Du rechnen kannst! — So nimm sie nur.
Zweiter M. Es wird wohl noch ein Dritter kommen, — wenn
Er anders kommen kann.
Sal. Wie das?
Zweiter M. Je nun!
Er hat auch wohl den Hals gebrochen. Denn
Sobald wir drei der Ankunft des Transports
Versichert waren, sprengte jeder frisch
Davon. Der Vorderste, der stürzte; und so
Komm' ich nun vor, und bleib' auch vor bis in
Die Stadt, wo aber Ibrahim, der Lecker,
Die Gassen besser kennt.
Sal. O der Gestürzte!
Freund, der Gestürzte! — Reit' ihm doch entgegen.
Zweiter M. Das werd' ich ja wohl thun! — Und wenn er lebt,
So ist die Hälfte dieser Beutel sein. (geht ab.)
Sal. Sieh, welch' ein guter edler Kerl auch das! —
Wer kann sich solcher Mameluken rühmen?
Und wär' mir denn zu denken nicht erlaubt,
Daß sie mein Beispiel bilden helfen? — Fort
Mit dem Gedanken, sie zu guter Letzt
Noch an ein Andres zu gewöhnen! . . .
Ein dritter Mameluk. Sultan, . . .
Sal. Bist Du's, der stürzte?
Dritter M. Nein. Ich melde nur, —
Daß Emir Mansor, der die Karavane
Geführt, vom Pferde steigt . . .
Sal. Bring ihn! Geschwind! —
Da ist er ja! —

Zweiter Auftritt.

Emir Mansor und Saladin.

Sal. Willkommen, Emir! Nun,
Wie ist's gegangen? – Mansor, Mansor, hast
Uns lange warten lassen!
Mansor. Dieser Brief
Berichtet, was Dein Abulkassem erst
Für Unruh' in Thebais dämpfen müssen,
Eh' wir es wagen durften abzugehen.
Den Zug darauf hab' ich beschleuniget,
So viel, wie möglich war.
Sal. Ich glaube Dir! –
Und nimm nur, guter Mansor, nimm sogleich ...
Du thust es aber doch auch gern? nimm frische
Bedeckung nur sogleich. Du mußt sogleich
Noch weiter; mußt der Gelder größern Theil
Auf Libanon zum Vater bringen.
M. Gern!
Sehr gern!
Sal. Und nimm Dir die Bedeckung ja
Nur nicht zu schwach. Es ist um Libanon
Nicht Alles mehr so sicher. Hast Du nicht
Gehört? Die Tempelherrn sind wieder rege.
Sei wohl auf Deiner Hut! – Komm nur! Wo hält
Der Zug? Ich will ihn sehn; und Alles selbst
Betreiben. – Ihr! ich bin sodann bei Sittah.

Dritter Auftritt.

Szene: die Palmen vor Nathans Hause, wo der Tempelherr auf und nieder geht.

In's Haus nun will ich einmal nicht. – Er wird
Sich endlich doch wohl sehen lassen! – Man
Bemerkte mich ja sonst so bald, so gern! –
Will's noch erleben, daß er sich's verbittet,
Vor seinem Hause mich so fleißig finden
Zu lassen. – Hm! – ich bin doch aber auch
Sehr ärgerlich. – Was hat mich denn nun so
Erbittert gegen ihn? – Er sagte ja:
Noch schlüg' er mir Nichts ab. Und Saladin
Hat's über sich genommen, ihn zu stimmen. –
Wie? sollte wirklich wohl in mir der Christ
Noch tiefer nisten, als in ihm der Jude? –
Wer kennt sich recht! Wie könnt' ich ihm denn sonst
Den kleinen Raub nicht gönnen wollen, den
Er sich's zu solcher Angelegenheit
Gemacht, den Christen abzujagen? – Freilich
Kein kleiner Raub, ein solch' Geschöpf! – Geschöpf?
Und wessen? – Doch des Sklaven nicht, der auf
Des Lebens öden Strand den Block geflößt,
Und sich davon gemacht? Des Künstlers doch
Wohl mehr, der in dem hingeworf'nen Blocke
Die göttliche Gestalt sich dachte, die
Er dargestellt? – Ach! Recha's wahrer Vater
Bleibt, trotz dem Christen, der sie zeugte – bleibt
In Ewigkeit der Jude. – Wenn ich mir
Sie lediglich als Christendirne denke,
Sie sonder Alles das mir denke, was
Allein ihr so ein Jude geben konnte, –
Sprich, Herz, – was wär' an ihr, das Dir gefiel?
Nichts! Wenig! Selbst ihr Lächeln – wär' es Nichts,
Als sanfte schöne Zuckung ihrer Muskeln,
Wär', was sie lächeln macht, des Reizes unwerth,
In den es sich auf ihrem Munde kleidet: –
Nein; selbst ihr Lächeln nicht! Ich hab' es ja
Wohl schöner noch an Aberwitz, an Tand,
An Höhnerei, an Schmeichler und an Buhler
Verschwenden sehn! – Hat's da mich auch bezaubert?
Hat's da mir auch den Wunsch entlockt, mein Leben
In seinem Sonnenscheine zu verflattern? –
Ich wüßte nicht. Und bin auf den doch launisch,
Der diesen höhern Werth allein ihr gab?
Wie das? warum? Wenn ich den Spott verdiente,
Mit dem mich Saladin entließ! Schon schlimm
Genug, daß Saladin es glauben konnte!
Wie klein ich ihm da scheinen mußte! wie
Verächtlich! – Und das Alles um ein Mädchen? –
Kurd! Kurd! das geht so nicht. Lenk' ein! Wenn vollends
Mir Daja nur was vorgeplaudert hätte,
Was schwerlich zu erweisen stünde? – Sieh,
Da tritt er endlich in Gespräch vertieft,
Aus seinem Hause! – Ha! mit wem? – Mit ihm?
Mit meinem Klosterbruder? – Ha! so weiß
Er sicherlich schon Alles! ist wohl gar
Dem Patriarchen schon verrathen! Ha!
Was hab' ich Querkopf nun gestiftet? – Daß
Ein einz'ger Funken dieser Leidenschaft
Doch unsers Hirns so viel verbrennen kann! –
Geschwind entschließ' Dich, was nunmehr zu thun!
Ich will hier seitwärts ihrer warten; – ob
Vielleicht der Klosterbruder ihn verläßt.

Vierter Auftritt.

Nathan und der Klosterbruder.

Nathan. (ihm näher kommend.) Habt nochmals, guter Bruder, vielen Dank!
Klosterbruder. Und Ihr desgleichen!
N. Ich? von Euch? wofür?
Für meinen Eigensinn, Euch aufzudringen,
Was Ihr nicht braucht? – Ja, wenn ihm Eurer nur
Auch nachgegeben hätt'; Ihr mit Gewalt
Nicht wolltet reicher sein, als ich.
K. Das Buch
Gehört ja ohnedies nicht mir; gehört
Ja ohnedies der Tochter; ist ja so
Der Tochter ganzes väterliches Erbe. –
Je nun sie hat ja Euch. – Gott gebe nur,
Daß Ihr es nie bereuen dürft, so viel
Für sie gethan zu haben!
N. Kann ich das?
Das kann ich nie. Seid unbesorgt!
K. Nun, nun!
Die Patriarchen und die Tempelherren ...
N. Vermögen mir des Bösen nie so viel
Zu thun, daß irgend was mich reuen könnte;
Geschweige das! – Und seid Ihr denn so ganz
Versichert, daß ein Tempelherr es ist,
Der Euren Patriarchen hetzt?
K. Es kann
Beinah' kein andrer sein. Ein Tempelherr
Sprach kurz vorher mit ihm; und was ich hörte,
Das klang darnach.
N. Es ist doch aber nur
Ein einziger jetzt in Jerusalem.
Und diesen kenn' ich: dieser ist mein Freund,
Ein junger, edler, offner Mann!
K. Ganz recht;
Der nämliche! – Doch was man ist, und was
Man sein muß in der Welt, das paßt ja wohl
Nicht immer.

N. Leider nicht. — So thue, wer's
Auch immer ist, sein Schlimmstes oder Bestes!
Mit Eurem Buche, Bruder, trotz ich Allem,
Und gehe grades Wegs damit zum Sultan.
K. Viel Glücks! Ich will Euch denn nur hier verlassen.
N. Und habt sie nicht einmal gesehn! — Kommt ja
Doch bald, doch fleißig wieder. — Wenn nur heut
Der Patriarch noch Nichts erfährt. — Doch was?
Sagt ihm auch heute, was Ihr wollt.
K. Ich nicht.
Lebt wohl! (geht ab.)
N. Vergeßt uns ja nicht, Bruder! — Gott!
Daß ich nicht gleich hier unter freiem Himmel
Auf meine Kniee sinken kann! — Wie sich
Der Knoten, der so oft mir bange machte,
Nun von sich selber löset! — Gott, wie leicht
Mir wird, daß ich nun weiter auf der Welt
Nichts zu verbergen habe! daß ich vor
Den Menschen nun so frei kann wandeln, als
Vor Dir, der Du allein den Menschen nicht
Nach seinen Thaten brauchst zu richten, die
So selten seine Thaten sind, o Gott! —

Fünfter Auftrit.

Nathan und der Tempelherr, der von der Seite auf ihn zukömmt.

Tempelherr. He! wartet, Nathan! nehmt mich mit!
Nathan. Wer ruft? —
Seid Ihr es, Ritter? Wo gewesen, daß
Ihr bei dem Sultan Euch nicht treffen lassen?
T. Wir sind einander fehl gegangen. Nehmt's
Nicht übel!
N. Ich nicht; aber Saladin . . .
T. Ihr wart nur eben fort . . .
N. Und spracht ihn doch?
Nun, so ist's gut.
T. Er will uns aber beide
Zusammen sprechen.
N. Desto besser. Kommt
Nur mit. Mein Gang stand ohnehin zu ihm.
T. Ich darf ja doch wohl fragen, Nathan, wer
Euch da verließ?
N. Ihr kennt ihn doch wohl nicht?
T. War's nicht die gute Haut, der Laienbruder,
Deß sich der Patriarch so gern zum Stöber
Bedient?
N. Kann sein! Beim Patriarchen ist
Er allerdings.
T. Der Pfiff ist gar nicht übel:
Die Einfalt vor der Schurkerei voraus
Zu schicken.
N. Ja, die dumme; nicht die fromme.
T. An fromme glaubt kein Patriarch.
N. Für den
Nun steh' ich. Der wird seinem Patriarchen
Nichts Ungebührliches vollziehen helfen.
T. So stellt er wenigstens sich an. — Doch hat
Er Euch von mir denn Nichts gesagt?
N. Von Euch?
Von Euch nun namentlich wohl Nichts. — Er weiß
Ja wohl auch schwerlich Euren Namen?
T. Schwerlich.
N. Von einem Tempelherrn freilich hat
Er mir gesagt . . .
T. Und was?
N. Womit er Euch
Doch ein für allemal nicht meinen kann!
T. Wer weiß? Laßt doch nur hören.
N. Daß mich einer
Bei seinem Patriarchen angeklagt . . .
T. Euch angeklagt? — Das ist, mit seiner Gunst —
Erlogen. — Hört mich, Nathan! — Ich bin nicht
Der Mensch, der irgend etwas abzuläugnen
Im Stande wäre. Was ich that, das that ich!
Doch bin ich auch nicht der, der Alles, was
Er that, als wohl gethan vertheid'gen möchte.
Was sollt' ich eines Fehl's mich schämen? Hab'
Ich nicht den festen Vorsatz, ihn zu bessern?
Und weiß ich etwa nicht, wie weit mit dem
Es Menschen bringen können? — Hört mich, Nathan! —
Ich bin des Laienbruders Tempelherr,
Der Euch verklagt soll haben, allerdings. —
Ihr wißt ja, was mich wurmisch machte! was
Mein Blut in allen Adern sieden machte!
Ich Gauch! — ich kam, so ganz mit Leib und Seel'
Euch in die Arme mich zu werfen. Wie
Ihr mich empfingt — wie kalt — wie lau! — Denn lau
Ist schlimmer noch, als kalt; wie abgemessen
Mir auszubeugen Ihr beflissen wart;
Mit welchen aus der Luft gegriffnen Fragen
Ihr Antwort mir zu geben scheinen wolltet;
Das darf ich kaum mir jetzt noch denken, wenn
Ich soll gelassen bleiben. — Hört mich, Nathan! —
In dieser Gährung schlich mir Daja nach,
Und warf mir ihr Geheimniß an den Kopf,
Das mir den Aufschluß Eures räthselhaften
Betragens zu enthalten schien.
N. Wie das?
T. Hört mich nur aus! — Ich bildete mir ein:
Ihr wolltet, was Ihr einmal nun den Christen
So abgejagt, an einen Christen wieder
Nicht gern verlieren. Und so fiel mir ein,
Euch kurz und gut das Messer an die Kehle
Zu setzen.
N. Kurz und gut? und gut? — Wo steckt
Das Gute?
T. Hört mich, Nathan! — Allerdings;
Ich that nicht recht! — Ihr seid wohl gar nicht schuldig. —
Die Närrin Daja weiß nicht, was sie spricht —
Ist Euch gehässig — sucht Euch nur damit
In einen bösen Handel zu verwickeln —
Kann sein! kann sein! — Ich bin ein junger Laffe,
Der immer nur an beiden Enden schwärmt;
Bald viel zu viel, bald viel zu wenig thut —
Auch das kann sein! Verzeiht mir, Nathan.
N. Wenn
Ihr mich so freilich fasset —
T. Kurz, ich ging
Zum Patriarchen — hab' Euch aber nicht
Genannt. Das ist erlogen, wie gesagt!
Ich hab' ihm bloß den Fall ganz allgemein
Erzählt, um seine Meinung zu vernehmen. —
Auch das hätt' unterbleiben können: ja doch! —
Denn kannt' ich nicht den Patriarchen schon
Als einen Schurken? Konnt' ich Euch nicht selber
Nur gleich zur Rede stellen? — Mußt' ich der
Gefahr, so einen Vater zu verlieren,
Das arme Mädchen opfern? — Nun, was thuts?

Die Schurkerei des Patriarchen, die
So ähnlich immer sich erhält, hat mich
Des nächsten Weges wieder zu mir selbst
Gebracht. — Denn hört mich, Nathan; hört mich aus! —
Gesetzt, er wüßt' auch Euren Namen: was
Nun mehr, was mehr? — Er kann Euch ja das Mädchen
Nur nehmen, wenn sie Niemands ist, als Euer;
Er kann sie doch aus Eurem Hause nur
In's Kloster schleppen. — Also — gebt sie mir!
Gebt sie nur mir; und laßt ihn kommen. Ha!
Er soll's wohl bleiben lassen, mir mein Weib
Zu nehmen. — Gebt sie mir; geschwind! — Sie sei
Nun Eure Tochter, oder sei es nicht!
Sei Christin, oder Jüdin, oder keines!
Gleich viel! gleich viel! Ich werd' Euch weder jetzt,
Noch jemals sonst in meinem ganzen Leben
Darum befragen. Sei, wie's sei!

N. Ihr wähnt
Wohl gar, daß mir die Wahrheit zu verbergen
Sehr nöthig?

T. Sei, wie's sei!

N. Ich hab' es ja
Euch — oder wem es sonst zu wissen ziemt —
Noch nicht geläugnet, daß sie eine Christin,
Und Nichts, als meine Pflegetochter ist. —
Warum ich's aber ihr noch nicht entdeckt —
Darüber brauch' ich nur bei ihr mich zu
Entschuldigen.

T. Das sollt Ihr auch bei ihr
Nicht brauchen. Gönnt's ihr doch, daß sie Euch nie
Mit andern Augen darf betrachten! Spart
Ihr die Entdeckung doch! — Noch habt Ihr ja,
Ihr ganz allein, mit ihr zu schalten. Gebt
Sie mir! Ich bitt' Euch, Nathan; gebt sie mir!
Ich bin's allein, der sie zum zweitenmale
Euch retten kann — und will.

N. Ja — konnte! konnte!
Nun auch nicht mehr. Es ist damit zu spät.

T. Wie so? zu spät?

N. Dank sei dem Patriarchen . . .

T. Dem Patriarchen, Dank? ihm Dank? wofür?
Dank hätte Der bei uns verdienen wollen?
Wofür? wofür?

N. Daß wir nun wissen, wem
Sie anverwandt; nun wissen, wessen Händen
Sie sicher ausgeliefert werden kann.

T. Das dank' ihm — wer für mehr ihm danken wird!

N. Aus diesen müßt' Ihr auch sie nun erhalten;
Und nicht aus meinen.

T. Arme Recha! Was
Dir Alles zustößt, arme Recha! Was
Ein Glück für andre Waisen wäre, wird
Dein Unglück! — Nathan! — Und wo sind sie, diese
Verwandte?

N. Wo sie sind?

T. Und wer sie sind.

N. Besonders hat ein Bruder sich gefunden,
Bei dem Ihr um sie werben müßt.

T. Ein Bruder?
Was ist er, dieser Bruder? Ein Soldat?
Ein Geistlicher? Laßt hören, was ich mir
Versprechen darf.

N. Ich glaube, daß er keins
Von beiden — oder beides ist. Ich kenn'
Ihn noch nicht recht.

T. Und sonst?

N. Ein braver Mann!
Bei dem sich Recha gar nicht übel wird
Befinden.

T. Doch ein Christ! — Ich weiß zu Zeiten
Auch gar nicht, was ich von Euch denken soll! —
Nehmt mir's nicht ungut, Nathan! — Wird sie nicht
Die Christin spielen müssen unter Christen?
Und wird sie, was sie lange gnug gespielt,
Nicht endlich werden? Wird den lautern Weizen,
Den Ihr gesä't, das Unkraut endlich nicht
Ersticken? Und das kümmert Euch so wenig?
Demungeachtet könnt Ihr sagen — Ihr? —
Daß sie bei ihrem Bruder sich nicht übel
Befinden werde?

N. Denk' ich! hoff' ich! — Wenn
Ihr ja bei ihm was mangeln sollte, hat
Sie Euch und mich denn nicht noch immer? —

T. Oh!
Was wird bei ihm ihr mangeln können! Wird
Das Brüderchen mit Essen und mit Kleidung,
Mit Naschwerk und mit Putz das Schwesterchen
Nicht reichlich gnug versorgen? Und was braucht
Ein Schwesterchen denn mehr? — Ei freilich: auch
Noch einen Mann! — Nun nun; auch den, auch den
Wird ihr das Brüderchen zu seiner Zeit
Schon schaffen; wie er immer nur zu finden,
Der Christlichste, der Beste! — Nathan, Nathan!
Welch' einen Engel hattet Ihr gebildet,
Den Euch nun Andre so verhunzen werden!

N. Hat keine Noth! Er wird sich unsrer Liebe
Noch immer werth genug behaupten.

T. Sagt
Das nicht! Von meiner Liebe sagt das nicht!
Denn die läßt Nichts sich unterschlagen; Nichts,
Es sei auch noch so klein! Auch keinen Namen! —
Doch halt! — Argwohnt sie wohl bereits, was mit
Ihr vorgeht?

N. Möglich; ob ich schon nicht wüßte,
Woher.

T. Auch eben viel. Sie soll — sie muß
In beiden Fällen, was ihr Schicksal droht,
Von mir zuerst erfahren. Mein Gedanke,
Sie eher wieder nicht zu sehn, zu sprechen,
Als bis ich sie die Meine nennen dürfe,
Fällt weg. Ich eile . . .

N. Bleibt! wohin?

T. Zu ihr!
Zu sehn, ob diese Mädchenseele Manns genug
Wohl ist, den einzigen Entschluß zu fassen,
Der ihrer würdig wäre!

N. Welchen?

T. Den:
Nach Euch und ihrem Bruder weiter nicht
Zu fragen —

N. Und?

T. Und mir zu folgen; — wenn
Sie drüber eines Muselmannes Frau
Auch werden müßte.

N. Bleibt! Ihr trefft sie nicht.
Sie ist bei Sittah, bei des Sultans Schwester.

T. Seit wann? warum?

N. Und wollt Ihr da bei Ihnen
Zugleich den Bruder finden: kommt nur mit.

T. Den Bruder? welchen? Sittah's oder Recha's?

R. Leicht beide. Kommt nur mit! Ich bitt' Euch, kommt!
(Er führt ihn fort.)

Sechster Auftritt.

Szene: in Sittah's Harem.

Sittah und Recha in Unterhaltung begriffen.

Sittah. Was freu' ich mich nicht Deiner, süßes Mädchen! —
Sei so beklemmt nur nicht! so angst! so schüchtern! —
Sei munter! sei gesprächiger! vertrauter!
Recha. Prinzessin. . . .
S. Nicht doch! nicht Prinzessin! Nenn'
Mich Sittah, — Deine Freundin, — Deine Schwester.
Nenn' mich Dein Mütterchen! — Ich könnte das
Ja schier auch sein. — So jung! so klug! so fromm!
Was Du nicht Alles weißt! nicht Alles mußt
Gelesen haben!
R. Ich gelesen? — Sittah,
Du spottest Deiner kleinen albern Schwester.
Ich kann kaum lesen.
S. Kannst kaum, Lügnerin!
R. Ein wenig meines Vaters Hand! — Ich meinte,
Du sprächst von Büchern.
S. Allerdings! von Büchern.
R. Nun, Bücher wird mir wahrlich schwer zu lesen! —
S. In Ernst?
R. In ganzem Ernst. Mein Vater liebt
Die kalte Buchgelehrsamkeit, die sich
Mit todten Zeichen ins Gehirn nur drückt,
Zu wenig.
S. Ei, was sagst du! — Hat indeß
Wohl nicht sehr unrecht! — Und so Manches, was
Du weißt? . . .
R. Weiß ich allein aus seinem Munde;
Und könnte bei dem Meisten Dir noch sagen,
Wie, wo, warum er mich's gelehrt.
S. So hängt
Sich freilich Alles besser an. So lernt
Mit eins die ganze Seele.
R. Sicher hat
Auch Sittah wenig oder Nichts gelesen!
S. Wie so? — Ich bin nicht stolz auf's Gegentheil. —
Allein wie so? Dein Grund! Sprich dreist. Dein Grund?
R. Sie ist so schlecht und recht, so unverkünstelt,
So ganz sich selbst nur ähnlich . . .
S. Nun?
R. Das sollen
Die Bücher uns nur selten lassen, sagt
Mein Vater.
S. O was ist Dein Vater für
Ein Mann!
R. Nicht wahr?
S. Wie nah' er immer doch
Zum Ziele trifft!
R. Nicht wahr? — Und diesen Vater —
S. Was ist Dir, Liebe?
R. Diesen Vater —
S. Gott!
Du weinst?
R. Und diesen Vater — Ach! es muß
Heraus! mein Herz will Luft, will Luft . . .
(wirft sich, von Thränen überwältigt, zu ihren Füßen.)
S. Kind, was
Geschieht Dir? Recha?
R. Diesen Vater soll —
Soll ich verlieren!
S. Du? verlieren? ihn?
Wie das? — Sei ruhig! — Nimmermehr! —
Steh' auf!
R. Du sollst vergebens Dich zu meiner Freundin,
Zu meiner Schwester nicht erboten haben!
S. Ich bin's ja, bin's! — Steh' doch nur auf! Ich muß
Sonst Hülfe rufen.
R. (die sich ermannt und aufsteht) Ach! verzeih', vergib! —
Mein Schmerz hat mich vergessen machen, wer
Du bist. Vor Sittah gilt kein Winseln, kein
Verzweifeln. Kalte, ruhige Vernunft
Will Alles über sie allein vermögen.
Weß Sache diese bei ihr führt, der siegt.
S. Nun denn?
R. Nein; meine Freundin, meine Schwester
Gibt das nicht zu; gibt nimmer zu, daß mir
Ein andrer Vater aufgedrungen werde!
S. Ein andrer Vater? aufgedrungen? Dir?
Wer kann das? kann das auch nur wollen, Liebe?
R. Wer? meine gute böse Daja kann
Das wollen, — will das können. — Ja; Du kennst
Wohl diese gute böse Daja nicht?
Nun, Gott vergeb' es ihr! — belohn' es ihr!
Sie hat mir so viel Gutes, so viel Böses
Erwiesen!
S. Böses Dir? — So muß sie Gutes
Doch wahrlich wenig haben.
R. Doch! recht viel,
Recht viel!
S. Wer ist sie?
R. Eine Christin, die
In meiner Kindheit mich gepflegt; mich so
Gepflegt! — Du glaubst nicht! — Die mich eine Mutter
So wenig missen lassen! — Gott vergelt'
Es ihr! — Die aber mich auch so geängstet!
Mich so gequält!
S. Und über was? warum?
Wie?
R. Ach! die arme Frau, — ich sag' Dir's ja —
Ist eine Christin; muß aus Liebe quälen: —
Ist eine von den Schwärmerinnen, die
Den allgemeinen, einzig wahren Weg
Nach Gott zu wissen wähnen!
S. Nun versteh' ich!
R. Und sich gedrungen fühlen, einen Jeden,
Der dieses Weges verfehlt, darauf zu lenken. —
Kaum können sie auch anders; denn, ist's wahr,
Daß dieser Weg allein nur richtig führt:
Wie sollen sie gelassen ihre Freunde
Auf einem andern wandeln sehn, — der in's
Verderben stürzt, in's ewige Verderben?
Es müßte möglich sein, denselben Menschen
Zur selben Zeit zu lieben und zu hassen. —
Auch ist's das nicht, was endlich laute Klagen
Mich über sie zu führen zwingt. Ihr Seufzen,

Ihr Warnen, ihr Gebet, ihr Drohen hätt'
Ich gern noch länger ausgehalten; gern!
Es brachte mich doch immer auf Gedanken,
Die gut und nützlich. Und wem schmeichelt's doch
Im Grunde nicht, sich gar so werth und theuer,
Von wem's auch sei, gehalten fühlen, daß
Er den Gedanken nicht ertragen kann,
Er müss' einmal auf ewig uns entbehren!
S. Sehr wahr!
R. Allein — allein — das geht zu weit!
Dem kann ich Nichts entgegensetzen; nicht
Geduld, nicht Ueberlegung; Nichts!
S. Was? wem?
R. Was sie mir eben jetzt entdeckt will haben.
S. Entdeckt? und eben jetzt!
R. Nur eben jetzt!
Wir nahten auf dem Weg hieher uns einem
Verfallnen Christentempel. Plötzlich stand
Sie still; schien mit sich selbst zu kämpfen; blickte
Mit nassen Augen bald gen Himmel, bald
Auf mich. Komm, sprach sie endlich, laß' uns hier
Durch diesen Tempel in die Richte gehn!
Sie geht; ich folg' ihr, und mein Auge schweift
Mit Graus die wankenden Ruinen durch.
Nun steht sie wieder; und ich sehe mich
An den versunknen Stufen eines morschen
Altars mit ihr. Wie ward mir, als sie da
Mit heißen Thränen, mit gerungnen Händen,
Zu meinen Füßen stürzte! . . .
S. Gutes Kind!
R. Und bei der Göttlichen, die da wohl sonst
So manch' Gebet erhört, so manches Wunder
Verrichtet habe, mich beschwor — mit Blicken
Des wahren Mitleids mich beschwor: mich meiner
Doch zu erbarmen — wenigstens, ihr zu
Vergeben, wenn sie mir entdecken müsse,
Was ihre Kirch' auf mich für Anspruch habe.
S. (Unglückliche! — Es ahnte mir!)
R. Ich sei
Aus christlichem Geblüte; sei getauft;
Sei Nathans Tochter nicht; er nicht mein Vater!
Gott! Gott! Er nicht mein Vater! — Sittah! Sittah!
Sieh' mich auf's Neu' zu Deinen Füßen . . .
S. Recha!
Nicht doch! steh' auf! — Mein Bruder kömmt! steh' auf!

Siebenter Auftritt.

Saladin und die Vorigen.

Saladin. Was gibt's hier, Sittah?
Sittah. Sie ist von sich! Gott!
Sal. Wer ist's?
Sit. Du weißt ja . . .
Sal. Unsers Nathans Tochter!
Was fehlt ihr?
Sit. Komm doch zu Dir, Kind! — Der Sultan . . .
R. (die sich auf den Knieen zu Saladins Füßen schleppt, den Kopf zur Erde gesenkt.)
Ich steh' nicht auf! nicht eher auf! — mag eher
Des Sultans Antlitz nicht erblicken! — eher
Den Abglanz ewiger Gerechtigkeit
Und Güte nicht in seinen Augen, nicht
Auf seiner Stirn', bewundern . . .
Sal. Steh' . . . steh' auf!
R. Eh' er mir nicht verspricht . . .
Sal. Komm! ich verspreche . . .
Sei was es will!
R. Nicht mehr, nicht weniger,
Als meinen Vater mir zu lassen; und
Mich ihm! — Noch weiß ich nicht, wer sonst mein Vater
Zu sein verlangt — verlangen kann. Will's auch
Nicht wissen. Aber macht denn nur das Blut
Den Vater? nur das Blut?
Sal. (der sie aufhebt.) Ich merke wohl! —
Wer war so grausam denn, Dir selbst — Dir selbst
Dergleichen in den Kopf zu setzen? Ist
Es denn schon völlig ausgemacht? erwiesen?
R. Muß wohl! Denn Daja will von meiner Amm'
Es haben.
Sal. Deiner Amme!
R. Die es sterbend
Ihr zu vertrauen sich verbunden fühlte.
Sal. Gar sterbend! — Nicht auch faselnd schon? — Und wär's
Auch wahr! — Ja wohl: das Blut, das Blut allein
Macht lange noch den Vater nicht! macht kaum
Den Vater eines Thieres! gibt zum Höchsten
Das erste Recht sich diesen Namen zu
Erwerben! — Laß Dir doch nicht bange sein! —
Und weißt Du was? Sobald der Väter zwei
Sich um Dich streiten: — laß sie beide; nimm
Den dritten! — Nimm dann mich zu Deinem Vater!
Sit. O thut's! o thut's!
Sal. Ich will ein guter Vater,
Recht guter Vater sein! — Doch halt! mir fällt
Noch viel was Bessers bei. — Was brauchst Du denn
Der Väter überhaupt? Wenn sie nun sterben?
Bei Zeiten sich nach einem umgesehn,
Der mit uns um die Wette leben will!
Kennst Du noch keinen . . .
Sit. Mach' sie nicht erröthen!
Sal. Das hab' ich allerdings mir vorgesetzt.
Erröthen macht die Häßlichen so schön:
Und sollte Schöne nicht noch schöner machen? —
Ich habe Deinen Vater Nathan, und
Noch Einen — Einen noch hierher bestellt.
Erräthst Du ihn? — Hierher! Du wirst mir doch
Erlauben, Sittah?
Sit. Bruder!
Sal. Daß Du ja
Vor ihm recht sehr erröthest, liebes Mädchen!
R. Vor wem? erröthen? . . .
Sal. Kleine Heuchlerin!
Nun so erblasse lieber! — Wie Du willst
Und kannst! —
(Eine Sklavin tritt herein, und nahet sich Sittah.)
Sie sind doch etwa nicht schon da?
Sit. (zur Sklavin.) Gut! laß sie nur herein. — Sie sind es, Bruder!

Letzter Auftritt.

Nathan und der Tempelherr zu den Vorigen.

Saladin. Ah, meine guten, lieben Freunde! — Dich,

Dich, Nathan, muß ich nur vor allen Dingen
Bedeuten, daß Du nun, sobald Du willst,
Dein Geld kannst wieder holen lassen! . . .
Nathan. Sultan! . . .
Sal. Nun steh' ich auch zu Deinen Diensten . . .
N. Sultan! . . .
S. Die Karavan' ist da. Ich bin so reich
Nun wieder, als ich lange nicht gewesen. —
Komm, sag' mir, was Du brauchst, so recht was Großes
Zu unternehmen! Denn auch Ihr, auch Ihr,
Ihr Handelsleute, könnt des baaren Geldes
Zu viel nie haben!
N. Und warum zuerst
Von dieser Kleinigkeit? — Ich sehe dort
Ein Aug' in Thränen, das zu trocknen mir
Weit angelegner ist.
(geht auf Recha zu.) Du hast geweint?
Was fehlt Dir? — bist doch meine Tochter noch?
R. Mein Vater! . . .
N. Wir verstehen uns. Genug! —
Sei heiter! Sei gefaßt! Wenn sonst Dein Herz
Nur Dein noch ist! Wenn Deinem Herzen sonst
Nur kein Verlust nicht droht! — Dein Vater ist
Dir unverloren!
R. Keiner, keiner sonst!
T. Sonst keiner? — Nun; so hab' ich mich betrogen.
Was man nicht zu verlieren fürchtet, hat
Man zu besitzen nie geglaubt, und nie
Gewünscht. — Recht wohl! recht wohl! — Das ändert, Nathan,
Das ändert Alles! — Saladin, wir kamen
Auf Dein Geheiß. — Allein, ich hatte Dich
Verleitet; jetzt bemüh' Dich nur nicht weiter!
Sal. Wie gach nun wieder, junger Mann! — Soll Alles
Dir denn entgegen kommen? Alles Dich
Errathen?
T. Nun Du hörst ja! siehst ja, Sultan!
Sal. Ei wahrlich! — Schlimm genug, daß Deiner Sache
Du nicht gewisser warst!
T. So bin ich's nun.
S. Wer so auf irgend eine Wohlthat trotzt,
Nimmt sie zurück. Was Du gerettet, ist
Deßwegen nicht Dein Eigenthum. Sonst wär'
Der Räuber, den sein Geiz in's Feuer jagt,
So gut ein Held, wie Du!
(auf Recha zugehend, um sie dem Tempelherrn zuzuführen.)
Komm, liebes Mädchen,
Komm! Nimm's mit ihm nicht so genau. Denn wär'
Er anders, wär er minder warm und stolz, —
Er hätt' es bleiben lassen, Dich zu retten.
Du mußt ihm ein's für's andre rechnen. — Komm!
Beschäm' ihn, thu', was ihm zu thun geziemte!
Bekenn' ihm Deine Liebe! trage Dich ihm an!
Und wenn er Dich verschmäht; dir's je vergißt,
Wie ungleich mehr in diesem Schritte Du
Für ihn gethan, als er für Dich . . . Was hat
Er denn für Dich gethan? Ein wenig sich
Beräuchern lassen! Ist was rechts! — so hat
Er meines Bruders, meines Assad, Nichts;
So trägt er seine Larve, nicht sein Herz.
Komm', Liebe . . .
Sit. Geh'! geh', Liebe, geh'! Es ist
Für Deine Dankbarkeit noch immer wenig;
Noch immer Nichts.
N. Halt Saladin! halt Sittah!
Sal. Auch Du?
N. Hier hat noch Einer mit zu sprechen . . .
Sal. Wer läugnet das? — Unstreitig, Nathan, kömmt
So einem Pflegevater eine Stimme
Mit zu! Die erste, wenn Du willst. — Du hörst,
Ich weiß der Sache ganze Lage.
N. Nicht so ganz! —
Ich rede nicht von mir. Es ist ein Andrer;
Weit, weit ein Andrer, den ich, Saladin,
Doch auch vorher zu hören bitte.
Sal. Wer?
N. Ihr Bruder!
Sal. Recha's Bruder?
N. Ja!
R. Mein Bruder?
So hab' ich einen Bruder?
T. (aus seiner wilden, stummen Zerstreuung auffahrend.) Wo? wo ist
Er, dieser Bruder? Noch nicht hier? Ich sollt'
Ihn hier ja treffen.
N. Nur Geduld!
T. (äußerst bitter.) Er hat
Ihr einen Vater aufgebunden; — wird
Er keinen Bruder für sie finden?
Sal. Das
Hat noch gefehlt! Christ! ein so niedriger
Verdacht wär' über Assads Lippen nicht
Gekommen. — Gut! fahr' nur so fort!
N. Verzeih'
Ihm! — Ich verzeih' ihm gern. — Wer weiß, was wir
An seiner Stell', in seinem Alter dächten!
(freundschaftlich auf ihn zugehend.)
Natürlich, Ritter! — Argwohn folgt auf Mißtraun. —
Wenn Ihr mich Eures wahren Namens gleich
Gewürdigt hättet . . .
T. Wie?
N. Ihr seid kein Stauffen —
T. Wer bin ich denn?
N. Heißt Curt von Stauffen nicht —
T. Wie heiß' ich denn?
N. Heißt Leu von Filnek.
T. Wie?
N. Ihr stutzt?
T. Mit Recht! Wer sagt das?
N. Ich; der mehr,
Noch mehr Euch sagen kann. Ich straf' indeß
Euch keiner Lüge.
T. Nicht?
N. Kann doch wohl sein,
Daß jener Nam' Euch ebenfalls gebührt.
T. Das sollt' ich meinen! — (Das hieß Gott ihn sprechen!)
N. Denn Eure Mutter — die war eine Stauffin.
Ihr Bruder, Euer Ohm, der Euch erzogen,
Dem Eure Eltern Euch in Deutschland ließen,
Als, von dem rauhen Himmel dort vertrieben,
Sie wieder hier zu Lande kamen — der
Hieß Kurd von Stauffen — mag an Kindesstatt
Vielleicht Euch angenommen haben. — Seid
Ihr lange schon mit ihm nun auch herüber
Gekommen? Und er lebt doch noch?
T. Was soll
Ich sagen? — Nathan! — Allerdings! So ist's!
Er selbst ist todt. Ich kam erst mit der letzten

Verstärkung unsers Ordens. — Aber, aber —
Was hat mit diesem allen Recha's Bruder
Zu schaffen?
N. Euer Vater . . .
T. Wie? auch den
Habt Ihr gekannt? Auch den?
N. Er war mein Freund.
T. War Euer Freund? Ist's möglich, Nathan! . . .
N. Nannte
Sich Wolf von Filnek; aber war kein Deutscher . .
T. Ihr wißt auch das?
N. War einer Deutschen nur
Vermählt; war Eurer Mutter nur nach Deutschland
Auf kurze Zeit gefolgt . . .
T. Nicht mehr! Ich bitt'
Euch! — Aber Recha's Bruder? Recha's Bruder . .
N. Seid Ihr!
T. Ich? ich ihr Bruder?
R. Er mein Bruder?
Sit. Geschwister!
Sal. Sie Geschwister!
R. (will auf ihn zu.) Ah! mein Bruder!
T. (tritt zurück.) Ihr Bruder!
R. (hält an, und wendet sich zu Nathan.) Kann nicht sein! nicht sein! — Sein Herz
Weiß Nichts davon! — Wir sind Betrüger! Gott!
Sal. (zum Tempelherrn.) Betrüger?
Wie? das denkst Du? kannst Du denken?
Betrüger selbst! Denn Alles ist erlogen
An Dir; Gesicht und Stimm' und Gang! Nichts Dein!
So eine Schwester nicht erkennen wollen! Geh'!
T. (sich demüthig ihm nahend.) Mißdeut' auch Du nicht mein Erstaunen, Sultan!
Verkenn' in einem Augenblick', in dem
Du schwerlich Deinen Assad je gesehen,
Nicht ihn und mich! (auf Nathan zueilend.)
Ihr nehmt und gebt mir, Nathan,
Mit vollen Händen Beides! — Nein, Ihr gebt
Mir mehr, als ihr mir nehmt! unendlich mehr!
(Recha um den Hals fallend.)
Ah meine Schwester! meine Schwester!
N. Blanda
Von Filnek!
T. Blanda? Blanda? — Recha nicht?
Nicht Eure Recha mehr? — Gott! Ihr verstoßt
Sie? Gebt ihr ihren Christennamen wieder?
Verstoßt sie meinetwegen? — Nathan! Nathan!
Warum es sie entgelten lassen? sie!
N. Und was? — O, meine Kinder! meine Kinder!
Denn meiner Tochter Bruder wär' mein Kind
Nicht auch, — sobald er will?
(Indem er sich ihren Umarmungen überläßt, tritt Saladin mit unruhigem Erstaunen zu seiner Schwester.)
Sal. Was sagst Du, Schwester?
Sit. Ich bin gerührt . . .
Sal. Und ich, — ich schaudere
Vor einer größern Rührung fast zurück!
Bereite Dich nur darauf, so gut Du kannst.
Sit. Wie meinst Du?
Sal. Nathan, auf ein Wort! ein Wort! —
(Indem Nathan zu ihm tritt, tritt Sittah zu dem Geschwister, ihm ihre Theilnehmung zu bezeigen; und Nathan und Saladin sprechen leiser.)
Hör'! hör' doch, Nathan! Sagtest Du vorhin
Nicht —?
N. Was?
Sal. Aus Deutschland sei ihr Vater nicht
Gewesen? ein geborner Deutscher nicht.
Was war er denn? wo war er sonst denn her?
N. Das hat er selbst mir nie vertrauen wollen.
Aus seinem Munde weiß ich Nichts davon.
Sal. Und war auch sonst kein Frank? kein Abendländer?
N. O! daß er der nicht sei, gestand er wohl —
Er sprach am liebsten Persisch . . .
Sal. Persisch? Persisch?
Was will ich mehr? — Er ist's! Er war es!
N. Wer?
Sal. Mein Bruder! ganz gewiß! Mein Assad! ganz
Gewiß!
N. Nun, wenn Du selbst darauf verfällst: —
Nimm die Versichrung hier in diesem Buche!
(ihm das Brevier überreichend.)
Sal. (es begierig aufschlagend.) Ah! seine Hand!
Auch die erkenn' ich wieder!
N. Noch wissen sie von nichts! Noch steht's bei Dir
Allein, was sie davon erfahren sollen!
Sal. (indeß er darin geblättert.) Ich meines Bruders Kinder nicht erkennen?
Ich meine Neffen — meine Kinder nicht?
Sie nicht erkennen? ich? sie Dir wohl lassen?
(wieder laut)
Sie sind's! sie sind es, Sittah, sind's! Sie sind's!
Sind beide meines . . . Deines Bruders Kinder!
(er rennt in ihre Umarmungen.)
Sit. (ihm folgend.) Was hör' ich! — Konnt's auch anders, anders sein! —
Sal. (zum Tempelherrn.) Nun mußt Du doch wohl, Trotzkopf, mußt mich lieben!
(zu Recha.) Nun bin ich doch, wozu ich mich erbot,
Magst wollen, oder nicht!
Sit. Ich auch! ich auch!
Sal. (zum Tempelherrn zurück.) Mein Sohn! mein Assad! meines Assads Sohn!
T. Ich Deines Bluts! — So waren jene Träume,
Womit man meine Kindheit wiegte, doch —
Doch mehr als Träume!
(ihm zu Füßen fallend.)
Sal. (ihn aufhebend.) Seht den Bösewicht!
Er wußte was davon; und konnte mich
Zu seinem Mörder machen wollen! Wart'!
(Unter stummer Wiederholung allseitiger Umarmungen fällt der Vorhang.)

Christoph Martin Wieland.

I. Schach Lolo,
oder das
göttliche Recht der Gewalthaber.

Eine morgenländische Erzählung.

Regiert — darin stimmt Alles überein —
Regiert muß einmal nun die liebe Menschheit sein,
Das ist gewiß! Allein —
Quo iure? und von wem? In diesen beiden
5 Problemen sehen wir die Welt sich oft entzwein;
Und schon zur Zeit der blinden Heiden
(Als noch was Rechtens sei, sich Krantor und Chrysipp
Nach ewigen Gesetzen zu entscheiden
Vermaßen) fand der Sohn des listigen Philipp,
10 „Man komme kürzer weg, den Knoten zu zerschneiden."
Gewöhnlich fing man damit an,
Was Pyrrhus, Cäsar, Mithridates,
Und Muhamed und Gengiskan,
Und Mancher, der nicht gern genannt ist, auch gethan:
15 „Sich förderst in Besitz zu setzen."

Das Recht schleppt dann, so gut es kann,
Sich hinter drein: das sind Subtilitates,
Woran (man gönnt es ihnen gern)
Die knasterbärtigen Doktoren sich ergötzen.
20 Das Jus Divinum, liebe Herrn,
Steht also, wie ihr seht, so feste
Und fester als der Kaukasus:
„Befiehlt wer kann, gehorcht wer muß;"
Ein jeder spielt mit seinem Reste,
25 Und — unser Herr Gott thut bei allem dem das Beste.

„Ja, (sagt Ihr) aber daß ein Schach,
Ein Narr, ein Kind, ein Nero, ein Kaligel,
Ein Elagabalus, die Zügel
Des Schicksals führen soll?" — Und warum nicht? Regiert
30 Nicht eine Windsbraut oft, und rührt
In einen garst'gen Brei die liebe Welt zusammen,
Setzt Euch in einem Hui das größte Schloß in Flammen,
Bricht Dämme durch, spült manchen schönen Ort
Mit Jung und Alten weg, reißt Ufer, Wälder fort?
35 Und alles Das unläugbar — iure
Divino, liebe Herren! Die Sach' ist sonnenklar.
So wird die Welt regiert, und eine ganze Fuhre
Von Syllogismen macht's nicht mehr noch minder wahr.

Jetzt habt Ihr Sonnenschein und schöne warme Tage,
40 Wie Ihr gewünscht; doch nur ein Paar
Zu viel, so wird der Sonnenschein zur Plage,
Wie jüngst der Regen war, auf dessen Guß Ihr nun
Mit Schmerzen harrt. Euch immer recht zu thun,
Ist schwer. Allein die Welt — die dreht in ihrem Kreise
45 Sich unbekümmert fort, und der, der mitten drin
Unsichtbar thront, und einen großen Sinn
Für's Ganze hat, regiert's nach seiner Weise.
Der winzigste Deunkulus
Macht's eben so in seinem Spannenkreise,
50 Nur nicht so gut; behauptet frisch sein Jus
Divinum über Weib und Kinder,
Haus, Hof und Habe, Schaf' und Rinder,
Und gibt nicht Rechenschaft davon, als — wenn er muß.

„Die Red' ist, sprecht Ihr, wie es sollte,
55 Nicht wie es ist —"
So? — Wie es sollt'? — Ihr also wißt
Es besser? So, so sollt' es — wenn es wollte!
Allein es will nun nicht! — All' der Ideenkram
Der Weltenflicker, sagt, was hat er je gebessert!
60 Verschoben hat er viel! und wessen ist die Scham?
„Es sollte" — Nein, Ihr Herrn! Verkleinert und vergrößert
Nur nicht, was ist in Eurer Phantasie,
So ist's just recht; und Euch erspart's die Müh,
Dem lieben Gott in seine Kunst zu pfuschen.
65 Es geht ja manchmal wohl ein wenig konterbunt
Und garstig zu auf diesem Erdenrund,
Das läßt sich freilich nicht vertuschen;
Allein; dann geht's just wie es kann;
Und dafür ist gesorgt, daß doch Nichts überwieget,
70 Daß ungestraft nicht leicht ein Mann
Sein liebes Selbst an Bösesthun vergnüget,
Nicht ungestraft ein Schalk — ein Flegel — ist,
Nicht ungestraft ein Schach, nicht ungestraft ein Nero.
Das Maß, womit das Schicksal wieder mißt,
75 Ist immer billig. — Schwimmt die liebeskranke Hero,
In trüber Nacht, bei oft bewölktem Mond,
Mit trübem Blick dem schönen Freund entgegen,
Der, durch Begier und Schwierigkeit verwegen,
Den stets gefäll'gen Hellespont
80 Schon manche heitre Nacht durchschwommen,
Und dann an ihrer schönen Brust
Den süßen Lohn der Arbeit eingenommen:
O! so mißgönnt doch nicht die theu'r erkaufte Lust
Den ihrer Pflicht entirrten Seelen!

Aeltere Lesarten. 6. Doch schon — 9. Anmaßten) — 11. Seit dieser Zeit fing man gewöhnlich dabei an, — 14. ist, stets gethan, — 16—19. Das Recht kommt dann von selbst! Das sind Subtilitates — Juris Deliciae, woran — Die knasterbärtigen Doktoren sich ergötzen. — Die Freude gönnt man ihnen gern. — 25. thut das Beste. — 39. Jetzt Sonnenschein. — 40. Doch freilich nur ein P. — 42. auf den Ihr nun — 46. Im Centro sitzt und einen ꝛc. — 56. Also wißt — 57. Ihr's besser? — 60. weß ist da die S. — 71. Sein werthes Selbst — 75. Schwimmt Miß Hero — 77. Mit liebestrunknem Blick — 84. entirrten holden S.

85 Sie ließen ja so gerne sich vermählen!
Warum trennt harter Eltern Groll,
Stolz oder Geiz, was Gott zusammen fügte?
„Allein, sie that doch, was kein frommes Mädchen soll!
Ja, leider! und das Schicksal rügte
90 Den Fehltritt wahrlich streng genug.
Denn, wie sie so im süßen Hoffnungstrug
Voll Ungeduld des lieben Jünglings harret
In dieser trüben Nacht, und nun auf einmal stürmt
Der Wirbelwind daher, wie Fels auf Fels gethürmt
95 Stürzt Well' auf Well', und ach! in jeder stürmt
Der schreckliche Gedank', vor dem ihr Blut erstarret:

„Ha! wenn ihn dieser wilde Sturm
Ergriffen hat!“ — und nun (was zu beschreiben
Mein Herz versagt) die Wellen an den Thurm
100 Vor ihre Füße hin den starren Leichnam treiben —
Sagt, Grausame, ist sie gestraft genug?

„O, denkt Ihr, nur zu hart wird ein verstohlner Zug
Aus Amors Lustkelch so gerochen!
Die armen Liebenden! so schwer bestraft zu sein,
105 Und ihr Vergehn im Grunde doch so klein!
Was haben sie so Schreckliches denn verbrochen?“

O nicht doch! Lästert nicht, indem Ihr sie beklagt,
Des Schicksals Billigkeit! Es hat für alles Leiden
Sie ja voraus bezahlt! Sind's etwa kleine Freuden,
110 Für die ein junger Mann so rasch sein Leben wagt?
Und rechnet Ihr für Nichts, daß, ihn zu überleben
Verachtend, Hero, treu dem schönen Liebesbund,
Sich zur Gefährtin ihm ins Todtenreich gegeben?
Für Nichts, mit ihm zu sterben Mund auf Mund,
115 Und Arm in Arm mit dem geliebten Gatten
Hinab zu gehn ins stille Land der Schatten?

Erkennet denn: das irdische Geschlecht
Murrt ohne Grund; die Götter sind gerecht,
Und lassen, wo ihr Plan das Uebel nicht verhütet,
120 Kein Unrecht unbestraft, kein Leiden unvergütet.

Ein jedes Ding in dieser Unterwelt
Ist niemals, was es scheint — und scheint, nachdem Ihr's stellt,
Ist klein von fern, wird größer, wie Ihr's näher
Beschaut, und, wie sich's gegen Euch verhält,
125 Bald gut, bald schlimm. Der wahre Seher
Ist, der sich auf den rechten Standpunkt stellt.
Das hält oft schwer! Gesunde Augen
Erfordert's auch, denn (wie ein Weiser spricht)
Wenn diese Nichts an einem Manne taugen,
130 So helfen ihm zehn Sonnen nicht.

Doch, über dem Philosophiren
(Das doch, Gott weiß! so wenig nützt) verlieren
Wir unsern Weg. Es war Euch ärgerlich,
Daß, wie Ihr meint, die guten Götter sich
135 (Cum venia) so grob prostituiren,
Die Welt, wie oft geschieht, durch — Schache zu regieren.

Der Meinung bin ich nicht. Mir däucht, just umgekehrt,
Das Volk stets seines Schachs, der Schach des Volkes werth,
Und schwerlich wird ein einzig's Beispiel fehlen.
140 Die Titus, und die Mark-Aurelen,
Die waren allenfalls für ihre Zeit zu gut:
Allein ein Klaudius, mit seiner feinen Brut
Von Weibern und von Favoriten,
Ein Aureng-Zeb, ein Schach-Riar,
145 Die wurden just so zugeschnitten
Wie ihre Zeit sie würdig war.
Der beste Schach ist freilich, wenn wir billig
Im Urtheil sind, nur zu gewiß
Persona miserabilis.
150 Zuerst so gut, so fromm, so willig,
Es recht zu machen! — Ging es schief,
Nun, so vergriff er sich; er griff zu hoch, zu tief,
Gemeint war's recht. Allein, da hebt man Aug' und Hände,
Und klatscht und jubilirt, als hätt' ein Gockelhahn
155 Ein Ei gelegt. Daß nur ein einz'ger Danischmende
Mit guter Art dem Herrchen auf den Zahn
Zu fühlen wagte! — So gewöhnt er sich daran,
Und nimmt das Schmeichlerlob am Ende
Wie Jupiter den Weihrauch an.

160 Zum Unglück, wenn er meint, er habe was gethan,
Kommt ein Wessir, und stellt das Ding behende
So auf den Kopf, daß just von seinem Plan
Das Gegentheil erfolgt: und er, in seiner Blende,
Er nimmt darüber gar noch Komplimente an.
165 So füllen nach und nach sich ganze dicke Bände
Mit Thaten, die er — nicht gethan;
Und ihm wird weiß gemacht, es stände
In Fama's Namenbuch der seine obenan.

Nun, sagt mir, wenn ein Schach, von Weibern und Kastraten
170 Sein Leben lang gegängelt, wie ein Kind,
Es müde wird, und doch die Kraft nicht in sich findt
Allein zu gehn, und läßt sich nun — von Jedem rathen,
Weil Alle ihm verdächtig sind;
Wenn er, in seinem ganzen Leben
175 Vom süßeleckenden verräth'rischen Geschmeiß
Raubgier'ger Masken stets belagert und umgeben,
Den Biedermann zuletzt nicht mehr zu finden weiß,
Und fänd' er ihn, den Mann nicht zu ertragen
Vermag; im Weihrauchdampf, worin man ihn erstickt,
180 Nicht Menschen mehr, Vampyren nur erblickt,
Die an ihm saugen und ihn nagen;

— 96. ob dem — 99. Mein Herz sich mir versagt — 124. und je nachdem sich's gegen — 125. bald bös. — 127. Ist, der sich allemal an's rechte Plätzchen stellt. — 129. Wenn die an einem Mann Nichts taugen, — 135. So (wenn man's sagen darf) so grob — 136. Die Welt zum wenigsten manch hübsches Stück von ihr, — (So schlecht es sei, ist's immer schade für!) — Wie dann und wann geschieht, durch Schache zu regieren. — 140. Die Titus. ja, die rc. — 141. Die sind wohl allenfalls — 160. Das Schlimmst' ist, wenn er meint rc. — 169. Schach, den Weiber — 171. Es endlich müde wird und doch nicht in sich findt,

Wenn endlich gar, als läg' ein schweres Interdikt
Auf seiner Burg, die Guten sich nicht wagen
Im mehr zu nahn; und nun der arme Schach,
185 Zum Nero nicht zu weise, nur zu schwach,
Durch Nichtsthun, Furcht der Wahrheit nachzufragen,
Unschlüssigkeit, Mißtrauen, Wankelmuth,
Mehr Böses oft, als zehn Tyrannen, thut:
Wer hat die Schuld? und wer ist zu beklagen?

190 Gewiß, dem Schach gebührt noch viel heraus!
Daß manchmal auch dabei ein braver Mann gelitten
Und leiden wird, das bleibt wohl unbestritten.
Doch sorget nicht: Den führt aus jedem Strauß
Sein Genius gewiß heraus;
195 Und wer dabei am schlimmsten fähret,
Ist doch zuletzt der Schach, — wie Lolo's Beispiel lehret.

———

Schach Lolo, erstgeborner Sohn
Des Firmaments, Oheim von Sonn' und Mon,
Herr im Zodiakus, des großen Bären Vetter,
200 Gebieter über Wind und Wetter,
Etcetera, — regierte, wie man's heißt,
Im großen Scheschian. Kein sonderlicher Geist!
Die reine Wahrheit zu gestehen,
Er überließ das Werk den Göttern und den Feen;
205 Und wenn's nicht desto besser ging,
War's etwa seine Schuld? — Von seiner Art zu leben
Euch einen Schattenriß zu geben,
Nehmt Einen Tag; denn wie er den beging,
So ging es Tag für Tag in seinem ganzen Leben.

210 Es war das ächte Quasi-Leben
Der Götter Epikurs. — Nachdem er Nachts zuvor,
Allmählig eingelullt von süßen Sängerinnen,
Den letzten Dienst erschlaffter Sinnen
In Strömen süßen Weins verlor;
215 Und, matt und welk, wie ein zerknicktes Rohr,
Nun zwischen zwei Tschirkassierinnen
(Die er, damit sie doch zu Etwas brauchbar sind,
Für Polster braucht) das alte Wiegenkind
Entschlummert ist, und ohne sich zu regen,
220 Die Nacht durch weintodt da gelegen:
Entrüttelt ihn, sobald zum Frühgebet
Der Imam ruft, ein Kämmerling dem Schlummer.

Schach Lolo streckt sich, gähnt, bohrt in der Nase, dreht
Die Augen, und so fort — kurz, steht ein wenig dummer
225 Als gestern auf, verrichtet sein Gebet,
Wird abgewaschen, angezogen,
Beräuchert, nimmt sein Frühstück, geht
In seinen Divan — wo, so bald die goldne Thüre
In ihren Angeln knarrt, die Emirn und Wessire
(Als Erdgeschöpfe, die den Glanz der Majestät 230
Mit bloßen Augen nicht ertragen)
An seines Thrones Fuß die Sklavenstirnen schlagen.
Der Großwessir verrichtet nun sein Amt,
Und Lolo, der indeß mit hohen Augenbrauen
Im Staate sitzt und sich mit Betelkauen 235
Die Zeit vertreibt, begnadigt und verdammt,
So wie sich's trifft, die Bösen und die Frommen.

Indessen wird's Mittag. Die Kämmerlinge kommen;
Es öffnet sich zum hohen Göttermahl
Ein augenblendender gewölbter Speisesaal. 240
Das Mahl (um kurz zu sein) wird reichlich eingenommen,
Und nun passirt mein Schach in einen zweiten Saal,
Noch größer, herrlicher und schimmernder, als jener,
Wo, zum Verdauungswerk bestimmt,
Ein weicher Lehnstuhl ihn in seine Arme nimmt. 245
Zwei Chöre Nymphen, eine schöner
Als wie die andre, weiß und rund
Von Armen, blau von Aug', und schwarz von Augenwimpern,
Die Zithern in der Hand, stehn schon mit offnem Mund,
Ihn wieder in den Schlaf zu singen und zu klimpern. 250
Das Mittel wirkt bei vollem Magen stracks.
Schach Lolo schläft zwei Stunden, wie ein Dachs;
Wacht endlich wieder auf; gähnt seinen Philomelen
Aus höchster Machtgewalt gerad' in's Angesicht,
Fängt seine Finger an zu zählen, 255
Und hascht nach Fliegen, die ihm nicht
Stand halten wollen; unterdessen
Kommt unvermerkt die Zeit zum Abendessen.

Es öffnet sich ein dritter Saal,
Noch schimmernder als jene beide, 260
Illuminirt mit Lampen ohne Zahl,
Wo lauter Ambra brennt. Erscheinen abermal
Im Luftgewand von rosenrother Seide
Zwei Reihen Töchterchen der Freude,
Die zum Empfang des Herrn die Kehlen schon gewetzt; 265
Und unter einem Thron, der, wie aus Sonnenstrahlen
Gewebt, durch seinen Glanz die Augen schier verletzt,
Ein goldner Tisch mit sieben großen Schalen
Von Japans reichstem Thon besetzt,
Wo, schöner als ein Maler sie zu malen 270
Im Stand ist, Früchte aller Art,
Hoch aufgethürmt, Geruch und Aug' ergötzen;
Nur keinem Schach! Jedoch, weil seine Gegenwart
Hier Pflicht des Thrones ist, geruht er sich zu setzen,
Nachdem zuvor zwei Nymphchen, schön und zart, 275
Die Glatze und den Knebelbart
Ihm eingesalbt. Die Szene zu veredeln
Stehn andre sechs mit großen Fliegenwedeln
In Rosenöl getaucht; auch glimmt
Aus goldnen Räucherpfannen 280
Ein ganzer Wald von Adlerholz und Zimmt,
Und treibt das Mückenvolk von dannen.

— 185. Nicht zu bieder, — Nach 201. folgt: Zur Zeit, wo Alles das geschehen, — Wovon sogar Freund Wenk die Quellen nicht mehr weißt, — 205. Wenn's darum nicht — 206. So war's nicht seine Schuld. — 207. Euch nur ein kleines Bild zu geben, — 212. von faden S. — 221. sowie zum Fr. — 226. Wird dann gekämmt, gewaschen 2c. — 262. brennt — und abermal — 272. Aug' entzücken. — 273. 274. Nur keinen Schach! der sieht's mit ungereizten Blicken. — Doch, weil des Thrones Pflicht hier seine Gegenwart — Vonnöthen macht, geruht er 2c. — 280. Aus goldnen Pfannen. — 281. Sandelholz.

Indessen nun die Chöre wechselsweis'
Des großen Lolo Ruhm und Preis
285 Mit Sang und Klang den Wänden vorerzählen,
Läßt sich mein Schach (der wohl von allen Menschenseelen
Am wenigsten von seinen Thaten weiß)
Laut gähnend einen Apfel schälen,
Und wartet in Geduld, bis endlich abermal
290 Die Stunde schlägt, die in den vierten Saal
Ihn rufen wird. Sie schlägt, und — laßt Euch's nicht verdrießen!
Es öffnet sich der liebe vierte Saal,
Wohin wir ihm schon werden folgen müssen.
Daß Alles drin entsetzlich glänzt und gleißt,
295 Und wieder Räucherpfannen brennen,
Und, wie sich hinter ihm die goldne Pforte schleußt,
Ein neues Nymphenchor ihm stracks die Zähne weist,
Ist, was wir leicht vermuthen können.
Ein neuer Polsterthron, ein neuer Tisch, besetzt
300 Mit Allem, was den Gaum zum Trinken wetzt,
Und dann, die Kehle wohl zu baden,
Ein Schenktisch, reich von zwanzig Sorten Wein,
Stehn links und rechts in vollem Glanz, und laden
Den Schach zum letzten Akt des Monodrama's ein.
305 Sechs Nymphen, schlank wie Oreaden,
Bedienen ihn dabei, indeß ein andres Chor
Von Grazien in dünnem Silberflor,
Damit der gute Mann am Schenktisch nicht erkaltet,
Der Reize schlauste Kunst im leichten Tanz entfaltet:
310 Bis endlich gegen Mitternacht
Das königliche Vieh, berauscht an allen Sinnen,
Nach altem Brauch, die zwei Tschirkassierinnen,
Die nun das Unglück trifft, — zu seinen Polstern macht.
Bei solcher Lebensart, was Wunder
315 Wenn ihn zuletzt, wie die Geschichte sagt,
Vom Haupt zu Fuß Egyptens Aussatz plagt!
Wohl freilich ist an Seel' und Leib gesunder
Der Mann, dem Arbeit Zeitvertreib
Und Nothdurft Wollust ist; der, wenn er spät vom Acker
320 Zur Hütte kehrt, zwar müde, doch noch wacker,
An rauhem Brod und seinem braunen Weib
Sich auf des Morgens Arbeit labet!
Was hilft es nun dem Schach, der unter einem Thron
Von goldnem Stoffe, wie Sankt Job sich schabet,
325 Was hilft ihm, daß er Sonn und Mon
Zu Neffen hat, staubleckende Wessire
Zu Sklaven, Weiber von Kaschmire
Zum Unterpfühl?
Was hilft ihm Sang und Saitenspiel
330 Und all' der Kitzel stumpfer Sinnen,
Und all' sein Nymphenheer und seine Tänzerinnen?
Umsonst ist seiner Aerzte Müh
Sein schwarzes Blut durch Säuren zu verdünnen.
Zwei Jahre schon erschöpften sie
335 Treufleißigst ihr Gehirn und alle ihre Büchsen;
Versuchten's, da Nichts Eindrung schafft,
Erst mit elektrischer, dann mit magnetscher Kraft,
Dann mit der frischen Luft, und endlich mit der fixen,
Ja, aus Verzweiflung gar zuletzt mit Schierlingssaft.
340 Vergebens sieht man sie durch Berg' und Wiesen trotten
Nach Kräutern, die Galen und Celsus nicht gekannt:
Die Kacherie des Schachs scheint ihrer nur zu spotten,
Und täglich nimmt das Uebel überhand.
Von ungefähr (wie meistens alles Gute)
345 Kam, da es just am schlimmsten stand,
Ein Fremdling an, aus einem fernen Land;
Ein Mann, dem Ansehn nach von stillem ernsten Muthe,
Und der (das sieht der Wirth ihm flugs am Nasloch an)
Ein wenig mehr als Fünfe zählen kann.
350 Zufällig hört der Fremde von dem Jammer
Des armen Herrn. Er sagt dazu kein Wort.
Nach einer Weile geht er fort
In seine Kammer.
Was er darin gemacht, ist unbekannt;
355 Er schob den Riegel vor, und ließ den Vorhang nieder.
Genug, er kam mit Etwas in der Hand,
Das einem Schlägel glich, in einer Stunde wieder.
„Laß mich zum Sultan führen, Freund!"
Spricht er zum Wirth. — „Das ist so leicht nicht, als es scheint;
360 Ihr werdet schwerlich angenommen —"
„Sag' ihm, es sei ein fremder Arzt gekommen,
Der, wenn er ihn in kurzer Zeit
Von seinem Aussatz nicht befreit,
Den Kopf bereit ist zu verlieren."
365 Wie Lolo diese Botschaft hört,
Denkt er: „Es ist der Probe werth,
Der Mensch hat doch dabei nicht wenig zu verlieren;"
Und er befiehlt ihn vorzuführen.
Der Fremde kommt, — ein feiner langer Mann
370 Mit schwarzem Bart, und einer Art von Nase,
Die Lolo just am besten leiden kann.
„Herr, spricht der fremde Mann, ich blase
Nicht gern mich selber aus: genug, die Fakultät
Hat Deiner Heilung sich verziehen.
375 Ich heile nicht mit Pillen, Kräuterbrühen,
Noch Rindenmehl; allein, wenn Deine Majestät
Sich mir vertrauen will, soll binnen sieben Tagen
Dein ganzer Leib so frisch und rein
Wie eine Maienrose sein:
380 Wo nicht, so werde mir der Schädel abgeschlagen!"
Mein Schach antwortet ihm und spricht:
„Daß Du mit Deinem eignen Leben
Assekuriren sollst, was Andre aufgegeben,
Das wollen wir, beim Allah! nicht.
385 Doch leiste, was Du mir zu hoffen
Befiehlst, und sei der Zweit' in meinem Reich!
Mit Lolo's Herzen steh' zugleich
Sein Hof, sein Schatz, sein Harem selbst Dir offen!
Verdoppelt gleich mein Dank den höchsten Flug,
390 Den Deine Wünsche sich erlauben:
Noch werd' ich immer nicht genug
Für Dich gethan zu haben glauben!"

236. Läßt Schach — 288. Sich gähnend — 294. erschrecklich glänzt — 305. wie baare Oreaden, — 309. Des Reizes — 317. Gesunder — an Seel' und Leib — 318. Ist freilich der, dem Arbeit rc. — 324. Stoff, als wie Sankt — 327. Zu Sklaven hat, und — Nach 354 folgt: Denn, wie er sich allein befand, — 355. Schob er — 366. Probe gleichwohl werth, — 381. Schach Lolo spricht: — 381. „Daß Du mit Deinem Leben — 384. Das wolle Allah nicht! —

„Herr, spricht der Arzt, an Deiner Dankbarkeit
Zu zweifeln, wär' ein Majestätsverbrechen:
395 Allein davon ist's immer Zeit,
Wenn Du genesen bist, zu sprechen.
Das Mittel dieser Wunderkur
Wird, wie gesagt, nicht innerlich genommen;
Es geht von außenher und durch die Poren nur
400 In's Blut; doch muß es selbst vorher in Schwingung kommen.
Groß sind die Wunder der Natur!
Dieß, ich gesteh' es, ist ganz außerhalb der Regel;
Mit Einem Wort: es steckt in diesem Schlägel."
„In diesem Schlägel?" ruft der Schach von Scheschian,
405 Und vor Erstaunen bleibt der Mund ihm offen stehen.
„In diesem Schlägel, Herr! Du wirst die Wirkung sehen.
Natürlich ist ein Talisman
Dabei im Spiel — genug, in sieben Tagen!
Und daß wir keine Zeit verlieren, führe man
410 Des Sultans Leibpferd her, um nach der Malliebahn
Stracks Seine Hoheit hinzutragen."
Gesagt, gethan!
Schach Lolo langt an Ort und Stelle an,
Und mit dem Schlägel, den ihm Duban nachgetragen,
415 (So nennt der Fremde sich) muß er in stetem Jagen
Den schweren Ball so lange schlagen,
Bis ihm der Schweiß aus allen Poren bricht.
„Der Talisman hat seine Pflicht
Für heut' gethan, spricht Duban: unverzüglich
420 Ins Bad nunmehr! und seid Ihr da genüglich
Gewaschen und frottirt, dann flugs in's Bett, und deckt
Euch doppelt zu, und schlaft bis Euch der Imam weckt."
Den nächsten Tag wird's eben so getrieben.
Der Schlägel dünkt den Schach schon minder schwer
425 Und lustiger das Spiel, als Tags vorher;
Er schlägt den Ball mit immer kräft'gern Hieben,
Schwitzt wieder, geht ins Bad, wird tüchtig abgerieben,
Und schläft die Nacht durch, wie ein Bär.
Mit jedem Tage wächst sein Glauben und Belieben
430 An Duban's Talisman; und wie die heil'ge Sieben
Vollendet ist, fühlt er am achten früh
Nach Dubans Worte sich so munter, wie
Er kaum in seinen ersten Hosen
Gewesen war — so blühend und so frisch,
435 Als hätten für Cytherens Bett und Tisch
Die Grazien mit lauter jungen Rosen
Ihn aufgefüttert — rein wie Lilien auf der Flur,
Stark wie der Behemoth, gerade wie ein Kegel,
Von Aussatz nirgends eine Spur!
440 Mit Einem Wort — der Mallieschlägel
Hat große Ehre von der Kur.
Doch diese (wie's in solchen Fällen
Zu gehen pflegt) kommt lediglich
Auf Dubans Rechnung. Schach, vor Freuden außer sich,
Herzt, küßt und drückt den Mann, daß ihm die Ohren gellen, 445
Weiß nicht, woher er Worte nehmen soll,
Und gibt just Nichts, weil er, des Danks zu voll,
Gleich Alles geben möcht'. Indessen,
Wenn Duban Ehre geizt, so kann er dießmal sich
Bis zur Genüge dran erletzen. 450
Er muß, da Lolo feierlich
Den ganzen Hof traktirt, sich ihm zur Seite setzen;
Ihm wird ein Kaftan umgethan
Von purem Gold- und Silberlahn,
Und nah' an Lolo's eignem Zimmer 455
Eins eingeräumt, das kaum vor Schönheit und vor Schimmer
Bewohnbar ist. Er hat sogar in's Schlafgemach
Den Zutritt, kommt dem holden Schach
Den ganzen Tag nicht von der Seiten,
Muß in den Divan ihn begleiten, 460
Muß mit ihm jagen, mit ihm reiten,
Wohin es geht, muß Duban mit;
Kurz, Duban ist der Favorit;
Und Ohr in Ohr wird stark davon geflüstert,
Der Großwessir sei seinem Falle nah. 465
Daß Dubans Gunst ihn wenigstens verdüstert,
War, was bei Hofe selbst der Hundewärter sah.
Der Großwessir, der in der Kabbala
Sehr viel gethan, war nicht der Letzte, der es sah,
Das ist, der sich an Dubans Stelle setzte, 470
Und dessen Sinnesart nach seiner eignen schätzte.
Denn Duban freilich war zu ehrlich und zu klug
Zu solcher Politik, und höher aufzufliegen,
Als ihn just jetzt die Luft und seine Schnellkraft trug,
War ihm noch nie zu Kopf gestiegen. 475
Doch Rukh, der Großwessir, ein Mann,
Der seinen Posten scharf bewachte,
Genaue Rechnung hielt, sein Facit täglich machte,
Und was ein Anderer gewann,
Sich als Verlust in Ausgab' brachte, 480
Ein solcher Mann ist nicht *pro forma* Großwessir.
Natürlich gab es ihm kein sonderlich Vergnügen,
Daß Duban so im Sturm des Sultans Gunst erstiegen;
Und also bat er sich durch die geheime Thür
Gehör bei Lolo aus. In allen seinen Zügen 485
War Unruh, gleich als graute ihm vor dem,
Was ihm die Pflicht nicht zuließ zu verhehlen.
„Herr, spricht er, bei erhabnen Seelen
Muß mit der Güte stets die Weisheit sich vermählen.
Das alte Sprichwort, trau, schau wem, 490
Läßt Königen sich nicht genug empfehlen.
Wer hätte je so weit im Argwohn ausgeschweift,
Daß dieser fremde Unbekannte,
Den Deine Majestät mit Gnaden überhäuft,
Und der, dem Anschein nach von heißerm Eifer brannte 495
Als Alle, deren Treu der längste Dienst bewährt,
Wer hätte den Verdacht genährt,
Daß dieser Mann, den Du so hoch geehrt,
Ihm Dein Vertraun, Dein ganzes Herz gegeben,
Mit dem Du offner, als mit einem Bruder, bist, 500
Ein schändlicher Verräther ist,
(Mit Schaudern sag' ich's) bloß, nach Deinem theuern Leben

— 397. Der Mittel, Herr, zu d. W. — 431. steht er am — 432. Wort, so munter auf, als wie — 436. Die Grazien ihn mit ꝛc. — 437. Gefüttert — rein und glatt wie L. — 438. Stark wie ein Löw', — 463. Selbst in den vierten Saal — kurz, ist der Favorit: — 467. Hof sogar der H. — 476. Großwessir, war, wie gesagt, ein Mann, — 478. Ein Mann, der Rechnung — 502. sag' ich es nach Deinem

Zu trachten und in Dir nach unser Aller Leben,
An Deinen Hof gekommen ist?“
505 „Wie? (spricht der Schach) Wessir! Du wagst es, so zu lästern
Den Mann, den Lolo liebt? Verwegner, traust Du mir
Die Schwachheit zu, zu glauben, was ich Dir
Und einer ganzen Welt nie glauben werde?“
„Lästern,“
Versetzt ganz ruhig der Wessir:
510 „Kennt Deine Majestät mich etwann erst seit gestern?“
„O! kennen?“ — ruft der Schach: „da fehlt's nicht! Haben Zeit
Dazu gehabt! — Kabale, Mißgunst, Neid!
Es wäre viel davon zu sprechen —
Daß ich ihn liebe, ist sein einziges Verbrechen!
515 Allein, Ihr irrt Euch stark. Gleich diesen Augenblick
Will ich ihn dreimal höher heben,
Ihm viermal mehr Geschenke geben,
Und wenn Ihr alle die Kolik
Davon bekämet! Das, das eben
520 Daß Ihr ihn haßt, das macht bei mir sein Glück.“
„Herr, wenn Du willst, wer darf Dir widerstreben?“
Erwiedert Rukh: „Du hast zu thun was recht
Dir däucht. Verkenn' in Deinem alten Knecht
Den treuen Freund — ich muß mich drein ergeben.
525 Doch hier ist die Gefahr nicht mein!
Hier muß ich meine Stimm' erheben,
Herr, oder ein Verräther sein!
Ein bloßes Schwert hängt über Deinem Leben;
An Einem Haare schwebt's — und schweben
530 Sollt' ich es sehn, und schweigen? Nein!
Hier ist mein Haupt, ich leg's zu Deinen Füßen:
Laß, wenn's Verbrechen ist, Dir zu getreu zu sein,
Laß mich's mit meinem Leben büßen!
Nur leide, daß der letzte Hauch,
535 Der mir entflieht, Dich warne vor der Schlange,
Die Du im Busen wärmst!“ —
Dem Heuchler glüht die Wange
Indem er's spricht. Der Schach, nach seinem Brauch
Wenn Etwas ihn bestürzt, schlägt sich mit beiden Händen
540 Vor seinen königlichen Bauch.
„Wie?“ spricht er, „Sollte mich mein böser Geist verblenden?
Und Duban sollte fähig sein —
Mein Freund? mein Retter? nach dem Leben
Mir stellen? — Guter Rukh, Dein Eifer täuscht Dich! Nein!
545 Ich glaub' es nimmermehr! Ihm hab' ich ja dieß Leben
Zu danken — wem, als ihm allein?
Wenn er mir's rauben will, wozu mir's wieder geben?
Er konnte, wenn er nur an meinem Uebel mich
Verderben ließ, sich einen Mord ersparen!
550 Wessir, Du bist mir treu, ich weiß es, bist erfahren,
Und kennst die Welt; doch dießmal sicherlich
Betrügst Du Dich!“

„O Herr,“ erwiedert Rukh, „wie sollte mich's nicht schmerzen,
Mit diesem königlichen Herzen,
555 So argwohnlos, so gut! — betrogen Dich zu sehn?
O! eben dieß verdoppelt das Vergehn
Des Mannes, der, so nah' an Deinem Herzen,
Des schwarzen Anschlags fähig ist!
Der durch den Anschein sich verdient gemacht zu haben,
560 Erst Dein Vertrauen stiehlt, mit Gaben
Sich überschütten läßt, um, wenn Du, keiner List
Gewärtig, bei verschloßnen Thüren
Einst unbeschützt in seinen Händen bist,
Um so viel sicherer den Mörderstoß zu führen!“
565 Bei diesen Worten fährt dem Schach
Ein kalter Schauder über'n Rücken;
Er sieht den falschen Freund mit Dolchen in den Blicken
Sich schleichen in sein Schlafgemach,
Und fühlt den Stahl schon zwischen seinen Rippen.
570 „Was ist zu thun?“ ruft er mit blassen Lippen,
„Was räthst Du mir?
Zwar, glauben kann ich's nicht — und doch besorg' ich schier —
Wer kann in's Herz des Menschen schauen?
Dem Besten, wie Du sagst, ist nicht zu viel zu trauen.
575 Ein Mensch kann sich verstellen, das ist klar;
Und Duban — ist ein Mensch! — Ich denke,
Das beste ist, wir machen ihm Geschenke,
Und schicken ihn zurück nach seinem Kandahar.“
„Zurück ihn schicken, und Geschenke
580 Noch oben drein? — Nein, Herr! (erwiedert Rukh,
Der, wie er seinen Schach bereit sieht nachzugeben,
Nur einen einz'gen frischen Druck
Noch nöthig hat) — Herr! läge nicht Dein Leben
Hier auf dem Spiel, so sagt' ich Nichts dazu.
585 Doch, Deine Sicherheit und Deiner Völker Ruh
Zu wagen, bloß um einen Mann zu schonen,
Der, wie ich sicher weiß, Dir nach dem Leben steht,
Und ihn dafür noch zu belohnen,
Daß ihm sein Streich mißlang — das geht
590 Zu weit! Ein Uebermaß von Güte
Wird Schwachheit, Herr! — Auch ich bin zum Verzeihn
Geneigt; doch dieses Mal müßt's ein Verräther sein,
Der Deiner Hoheit nicht zum Weg der Strenge riethe.“
„Was meinst Du denn,“ versetzt der theure Schach,
595 Was ist zu thun?“
„Den Kopf ihm vor die Füße legen!“
„In diesem Stück,“ spricht Lolo, „bin ich schwach,
Ich sag' es frei: es sträubt sich was dagegen
In meinem Herzen —“
600 „Wie? hat er nicht siebenfach
Den Tod verdient? Wenn's auch nur Argwohn wäre;
In solchen Fällen hat ein Sandkorn Zentnerschwere.
Ist etwa Deine Sicherheit
Nicht werth mit eines Sklaven Leben
605 Erkauft zu sein? Es ist die höchste Zeit:

---

514. liebe, das, das ist sein groß V. — 519. Davon bekämt! Das eben — 556. vergrößert — 576. Und Duban — kurz — wer weiß — er ist ein Mensch! ich denke, — 577. Es ist am sichersten, wir 2c. — 583. nöthig findt) — 589. mißlungen ist

Die Stunde Frist, die wir ihm geben,
Kann Deine letzte Stunde sein!"
„Wessir, ich gebe mich,"
Ruft der erschreckte Schach; „Du siehst in solchen Dingen
610 Gewöhnlich richtiger, als ich.
Befiehl' ihn stracks herbei zu bringen!„
Mein Duban kommt mit ruhigem Gesicht,
Bückt nach Gebrauch sich an des Thrones Stufen,
Und steht erwartend da.
615 „Kannst Du errathen," spricht
Der Schach zu ihm, „warum wir Dich berufen?"
„Nein, Herr, das kann ich nicht."
„So will ich Dir's in wenig Worten sagen:
Es ist — den Kopf Dir abzuschlagen."
620 „Den Kopf mir abzuschlagen, Herr?
Wie? bist Du nicht geheilt? Was hätt' ich denn verbrochen?
Du scherzest, wie ich seh'."
„Verkappter Lucifer,
Das hilft Dir Nichts! Dein Urtheil ist gesprochen!
625 Wir kennen nun den Schalk, der Dir im Busen steckt.
Verräther! Alles ist entdeckt!
Daß meine Feinde Dich bestochen,
Daß Du ein Bube bist — der bloß
Mein Arzt und trauter Freund geworden,
630 Um auf der Freundschaft sicherm Schooß
Mich desto sich'rer zu ermorden!
Trug war auf Deinem Mund, in Deinem Herzen Mord!
Drum nieder auf die Knie, und Nichts von leeren, kahlen
Entschuldigungen! Fort!
635 Dein Kopf soll mir dafür bezahlen!
Bindt ihm die Augen zu, und nicht ein einzig's Wort!"
Der gute Duban steht, als wie vom Blitz getroffen.
Er sieht, daß ihm der Neid dieß Wetter angeschürt.
Doch, wie entfliehn? Wo ist ein Ausweg offen?
640 Die Unschuld eben ist's, was ihm den Kopf verliert.
Den Schach kennt er zu gut, um viel von ihm zu hoffen.
Zum Unglück hat er den nur äußerlich kurirt;
Dem innern unheilbaren Schaden,
Dem hilft kein Schwitzen und kein Baden!
645 Das Einz'ge was ihm bleibt, ist, auf's Gerathewohl
Des Sultans Menschlichkeit durch Flehen zu erregen.
Er thut's nach äußerstem Vermögen;
Allein das Herz, an das er schlägt, ist hohl,
Schach Lolo ist nicht zu bewegen.
650 Jetzt soll man sehn, ob ich so wankelmüthig bin,
Als wie die Leute immer sagen,
Denkt Lolo bei sich selbst; fast könnt' ich ihn beklagen —
Allein ich halte fest. — „Fort! (ruft er) kniee hin,
Du flehst umsonst!"
655 „Nun, bist Du so entschlossen,
So werde denn unschuldig Blut vergossen!
Nur Eine Bitte, Herr, wollst, eh' ich sterben muß
Aus Königsmilde mir gewähren!
Gib Eine Stunde nur mir Aufschub, heimzukehren,
660 Den Meinigen den letzten Abschiedskuß
Zu geben, und was ich verlassen muß,
Das Wenige, noch unter sie zu theilen.
Es wird nicht lange mich verweilen.
Das Meiste sind, ich muß gestehn,
665 Nur Bücher; aber die in guter Hand zu sehn,
Liegt mir nicht wenig
Am Herzen — Eins voraus, das man mit Recht den König
Der Bücher nennt, und werth, daß Niemand, als ein König
Sein Erbe sei." — „Was ist denn dran
670 So Sonderlichs?" fragt Lolo. — „Großer Kan,
Es ist der Nachlaß eines Weisen,
Der über hundert Jahre dran
Gesammelt hat, die Frucht von großen Reisen
Und tiefem Forschen der Natur.
675 Das ganze Buch hat zwanzig Blätter nur;
Allein auf jedem Blatt den Schlüssel
Zu einem Wunderding. Zum Beispiel: im Moment,
Worin das Schwert mein Haupt vom Rumpfe trennt,
Werd' es in eine gold'ne Schüssel,
680 Die auf dieß Wunderbuch gestellt wird, aufgefaßt;
So wirst Du, Herr, ein Wunder sehen,
Wie Du noch keins gesehen hast.
Mein Blut wird plötzlich still in jeder Ader stehen,
Und in der Schüssel wird im gleichen Augenblick
685 Mein Kopf sich von sich selbst erheben,
Und Dir auf jedes Fragestück
Laut und vernehmlich Antwort geben,
Das Du, mein gnäd'ger Herr und Fürst,
Ihm aus dem achten Blatt des Buches vorzulegen
690 Fürstmildiglich geruhen wirst."
„Das wäre!" ruft der Schach. „Nun, dieses Wunders wegen
Sei denn noch eine Stunde Frist
In Gnaden Dir geschenkt! Die Wache soll zur Seiten
Ihm gehen, und ihn zurück begleiten;
695 Und daß er ja das Buch mir nicht vergißt!"
Mein Duban betet an zur Erde
Und wird hinweg geführt. Und überall
Bei Hof und in der Stadt erschallt des Günstlings Fall,
Und daß bei seinem Tod sich was ereignen werde,
700 Was noch kein Mensch gesehn. Der große Divanssaal
Wallt, wie ein See, von Menschen ohne Zahl,
Die alle vor Begierde brennen,
Das große Wunder auch zu sehn;
Man hätte durch den Saal, so dichte, wie sie stehn,
705 Auf lauter Köpfen gehen können.
(Um — Nichts zu sehn
Läßt sich kein besser Mittel denken)
Auch ist kein Herz, das nicht von Mitleid überfließt

607. Kann Deine letzte sein!" — 628. Der darum bloß — Nach 628 folgt: An meinem Hof sich einschlich, darum bloß — 629. Mein Arzt, mein trauter rc. — 631. O ich weiß Alles, Bösewicht! — 634 — 637. Entschuldigungen! Fort! Dein Kopf soll mir bezahlen! — Bindt ihm die Augen zu und nicht — Ein Wort!" Der gute rc. — 638. Daß Neid und Bosheit ihm dieß rc. — 639. Ist klar; doch, rc. — 667. Eins voraus, das man den König — 668. Von allen Büchern nennen kann, — Und würdig, daß kein Mindrer, als ein König — 686. Und sprechen, und auf j. F. — 689. sechsten Blatt — 690. Fürstmildiglich, fehlt in der ersten Ausgabe. — 694. Ihm immer gehn.

Mit Duban's Fall, und doch in großen Aengsten ist,
710 Der Schach möcht' ihm das Leben schenken.
Der Seiger schlägt. Mein Duban, wohl bewacht,
Wird mit dem Schlag herbei gebracht.
Die Wache macht ihm Platz. Die goldne Flügelthüre
Fährt auf; das ganze Vorgemach
715 Ergießt sich in den Saal; dann Emirn und Wessire,
Und dann ein Zwischenraum, und dann zuletzt der Schach,
Von Rukh, der diese Lust bereitet,
Und von dem Oberhaupt der Hämmlinge begleitet.
Der Schach besteigt den Thron, und Duban, züchtiglich,
720 Doch ohne Furcht, tritt zwischen vier Trabanten,
Mit einem mächt'gen Folianten
Im Arme, hin zum Thron, bückt bis zur Erde sich,
Legt dann das Buch am Fuß des Thrones nieder,
Und wiederholt, was er dem Schach davon
725 Bereits gesagt. Drauf wird zum Werk geschritten.
Ein scharlachrothes Tuch deckt mitten
Im Saal des Bodens goldne Pracht,
Der Kreis um Duban her wird räumiger gemacht,
Der Henker zückt das Werkzeug kalter Schrecken,
730 Und seitwärts steht ein Sklave mit dem Becken.
Der Duban war im Grund ein guter Tropf,
Und, minder um sich selbst den Kopf
Zu sparen, als dem Schach die Qual zu später Reue,
Kniet er noch einmal hin, und schwört ihm seine Treue
735 Und Unschuld, bittet, fleht sogar
Mit heißen Thränen. — Alles war
Umsonst! „Dein Kopf, mein Freund, muß fliegen;
Und wär' es auch nur um's Vergnügen,
Zu hören, was er sagen kann,
740 Wenn er herunter ist." — „Nun gut, so sei es dann!"
Spricht Duban, löst gelassen seinen Kragen
Vom Halse, schließt die Augen, als ein Mann,
Und — ritsch! ist ihm das Haupt herab geschlagen.
Das goldne Becken faßt, auf Duban's Buch gestellt,
745 Den Kopf, so wie er blutend fällt,
Im Fallen auf. Stracks hört er auf zu bluten,
Der Rumpf bleibt stehn, als wär' ihm Nichts gethan,
Und, gegen aller Welt Vermuthen,
Hebt sich der Kopf und fängt zu reden an:
750 „Nun, Herr der Welt, wenn Du's mit einer Frage
Versuchen willst, und hören, was darauf
Ein Kopf zu sagen hat; so schlage
Das achte Blatt des Wunderbuches auf;
Auf dessen linker Seite stehn
755 Drei Fragen oder vier in großen goldnen Lettern."
Schach Lolo spricht: „Wir wollen sehn!"
Man reicht das Buch ihm hin, und er beginnt zu blättern.
„Setzt, ruft der Kopf, wenn Ihr so gut sein wollt,
Mich, während daß er sucht, auf meinen Rumpf, und bindet,
Den Faden von gedrehtem Gold, 760
Den Ihr in meiner Tasche findet,
Mir um den Hals." —
Der Sultan, um zu sehn,
Was noch draus werden soll, läßt Alles gern geschehn,
Und blättert, während man den goldnen Faden bindet, 765
Auf seinen Thron zurück gelehnt,
In Dubans Buch. Nun hatte Lolo, neben
Mehr Unmanieren, auch sich diese angewöhnt,
Daß er, so oft ein Blatt in einem Buch zu heben
Und umzuwenden war, bei jedem einzeln Blatt 770
Den Finger erst an seiner Zunge netzte,
Bevor er an's Papier ihn setzte.
Da nun die Blätter etwas glatt
Und klebrig waren, schien's hier um so mehr vonnöthen.
So schlägt er nach und nach, den Finger stets am Mund, 775
Bis auf das achte um, beguckt es ernstlich rund
Herum, und ist gar mächtiglich betreten,
Zu sehn, daß darauf nicht eine Sylbe stund.
„Da ist ja Nichts! — „Nur ein paar Blätter weiter," 780
Ruft Dubans Kopf, der nun ganz frei und heiter
Auf seinem Rumpfe stand: ich habe mich am Blatt
Geirret, scheint's."
Schach Lolo blättert weiter;
Doch, eh' er drei noch umgeschlagen hat,
Ist schon das Gift, das er von jedem Blatt 785
Mit feuchtem Finger seiner Zungen
Unwissend mitgetheilt, ihm bis ins Herz gedrungen.
Ein wilder Schmerz fährt zuckend, wie ein Blitz
Durch sein Gebein, ihm schwindelt's im Gehirne,
Und dunkel wird's um seine kalte Stirne. 790
Er stürzt herab vom goldnen Sitz,
Und liegt in Zuckungen, und ringet mit dem Tode.
„Wohlan, (ruft Dubans Kopf, der nun in seinen Rumpf
Sich wieder eingesenkt) Du nickende Pagode!
Am Herzen kalt, an Sinnen stumpf, 795
Hab's an Dir selbst! Ich bin an Deinem Tode
Unschuldiger, als Du. — Doch spotten Deines Fall's
Kann Duban nicht. — Als ich um meinen Hals
Zum letzten Male Dir mit heißen Thränen flehte,
War's Menschlichkeit, was mich dazu betrog: 800
Dein böser Dämon überwog;
Nun kommt die Reu' — und die Moral zu späte.
Bei diesem Wort entfuhr dem armen Schach
Der letzte Hauch; betäubt von Schrecken rennen
Die Emirn aus dem Saal, das Volk den Emirn nach, 805
Und Duban ging — mit seinem Kopf von dannen.

---

713. sich Platz — 717. Vom Großwessir, der ꝛc. — 722. Im Arm zum Throne vor, bückt — 723. selber einen Kopf — 736. Mit Thränen — das nun freilich — Nicht allzurühmlich war — An einem Mann von Geist. Genug, beim Schach gewann — 737. — Er nichts damit: „Dein Kopf ꝛc. — 753. sechste Blatt — 765. unterdeß, daß man den ꝛc — 770. bei jedem Blatt — 776. sechste — 779. Nur zwei, drei Blätter weiter, — 791. Er stürzt herab von seinem goldnen Thron,

II. Der Vogelsang
oder
die drei Lehren.

Vor etwa siebenhundert Jahren
Und drüber, lebt' in meinem Schwabenland
Ein reicher Erdensohn, von Namen unbekannt,
(Weil seine Ahnen stets geheim geblieben waren)
5 Und drum kurzweg der reiche Hans genannt.

Von Gottes Gnaden hatte der
Ein schönes Schloß, — das bessern einst, als er,
Zum Aufenthalt gedient — man weiß nicht wie, gewonnen;
Wie nun einmal in dieser Unterwelt
10 Nichts lange seinen Herrn behält,
Und, was ein braver Mann begonnen,
Durch einen Schlechten wieder fällt:
Genug, Hans hatt' es nun gewonnen,
Das schönste Schloß, das von der lieben Sonnen
15 Je angeschienen ward, seitdem
Es Schlösser gibt. Es lag gar wunderangenehm,
Gebaut von schönen Quadersteinen,
Geräumig, stattlich und bequem;
Von ferne konnt's das schönste Kloster scheinen.
20 Ich sage Nichts von all' dem feinen
Geräthe drin, den langen Reih'n
Von Sälen, Zimmern, groß und klein,
Und wie da ringsum Alles schimmert
Und wiederscheint und blitzt und flimmert
25 Von Silber, Gold und edlem Stein;
Nichts von den Kellern voller Wein,
Von weißen, purpurnen und gelben,
Aus Wälschland, Frankreich und vom Rhein,
Noch von den Kammern und Gewölben,
30 Bis oben an mit Allem voll,
Was nach dem alten Spruch ein Weiser
Gern haben, leicht entbehren soll.
Ein Wort für tausend, selbst der Kaiser
Zu Wien in seinem alten Schloß
35 (Geleit' ihn Gott auf seinen Reisen!)
Hat kaum mehr Reichthum aufzuweisen,
Als Hans in seiner Burg verschloß.
Wie er's handhabte und genoß,
Das wird sich in der Folge weisen.

40 Und eine schöne Treppe ging
Vom Schloß herab in einen Garten,
Der hundert Morgen wohl umfing.
Den wie ein Gärtner zu beschreiben,
Damit geschäh' Euch, wie ich weiß,
45 Kein großer Dienst; drum laß ich's bleiben;
Genug, es war ein Paradeis.
Alles, was Aug' und Gaum' und Nase
Gelüsten kann, das fand man hier,
Nicht bloß im Treibhaus hinter Glase;
50 Frei stand es da im frischen Grase,
Und blüht' und reifte für und für.
Auch war in diesem Blumenreich
Die Luft so heilsam, rein und weich,
Daß Leute, die zum Sterben lagen,
55 Auf ihrem Bette hierher getragen
Und unter Bäume auf den Rasen
Gelegt, in einer Nacht genasen.
Es geht doch, sagt mir, was Ihr wollt,
Nichts über Wald und Gartenleben,
Und schlürfen ein Dein trinkbar Gold,
60 O Morgensonn', und sorglos schweben
Daher im frischen Blumenduft,
Und, mit dem sanften Weben
Der freien Luft,
Als wie aus tausend offnen Sinnen
65 Dich in sich ziehn, Natur, und ganz in Dir zerrinnen!

— — — — — —

Wo war ich? — Gutes Volk, verzeiht!
Ich ließ Euch doch nicht lange warten?
Der Abweg ist zum Glück nicht weit;
70 Wir sind ja noch in Hansens Garten.

Der war nun, wie gesagt, ein zweites Paradeis;
Und mitten drinnen stand ein siebenfacher Kreis
Von alten himmelhohen Linden,
Die ihre Aeste wechselsweis
75 So vielfach in einander winden,
So dicht, daß ihre grüne Nacht,
Den hellen Tag zur Dämmrung macht.

Im engsten Kreise zog ein Kranz von Rosenhecken
Sich her um einen vollen Quell,
80 Der, kalt wie Eis, und spiegelhell,
Sein perlend Wasser in ein Becken
Von grünem Marmor goß. Des Sommers strengste Gluth,
Der schärfste Strahl der schwülen Mittagsstunde,
Erlosch in diesem kühlen Grunde;
85 Ein lieblich scharfer Geist erfrischet hier das Blut,
Frischt Laub und Gras, und nährt mit ew'ger Fülle
Den immer grünen Hain; und wie in seine Stille
Ein Denker tritt, so freut er sich, allein,
90 Und ist's ein Liebender, so wünscht er zwei zu sein.

Nun merket auf! — Ein Vögelein
Kam jeden Abend, jeden Morgen,
Und füllte diesen Ort mit lieblichem Gesang.
Es sang in dichtem Laub verborgen,
Und aller Vögel Sang und Klang
95 Verstummte flugs, so bald es sang.

Der Vogel schien, so anzusehen,
An Federn ein gemeiner Spatz,
Und kleiner noch: doch zum Ersatz
Für beides, hatten ihn die Feen
100 Gar sonderbar begabt, zu singen frank und froh
Ballade, Virelay, Rondeau,
Und tausend schöne Melodeien,
Die Einem Leib und Seel' erfreuen.
Da war kein Schmerz, noch Gram so groß,
105 Der nicht in seinem Sang zerfloß;
Ihn singen hören, oder trinken
Aus Lethe's Fluth, war einerlei.
Sang er von Liebe (zumal im Mai)
So war's unmöglich, nicht zu sinken
110 In wonnigliche Träumerei;
Und sang er Freud' im bunten Kranz,
Gleich hob sich jeder Fuß zum Tanz;

---

1. Vor langer Zeit, wohl hundert Jahren — 2. Und drüber, lebt' in einem Land — 17. Von schön behaunen Quadersteinen, — 18. Gebaut, groß, stattlich 2c. — 25. Edelgestein; — 32. haben und leicht — 54. am Sterben — 71. Wir sind noch immer

Und wenn er Ritterthaten sang,
115 Ward Einem stracks nach Kämpfen bang.

Der Vogel hatte noch was Sonderlichs an sich;
Denn, wie er von dem Garten wich,
Fiel alles Laub, die schönen Bäume
Verdorrten um die Quelle her,
120 Die schöne Quelle sprang nicht mehr,
Und jede Blum' erstarb im Keime;
Das ganze Paradies verschwand,
Nichts blieb, als kahler Fels und dürrer Sand.

Hans, dem dieß Alles zugehörte,
125 Kam täglich einmal, zweimal auch,
Gewackelt in den Hain, und hörte
Dem Vogel zu, das war sein Brauch,
So bald er Morgens aus dem Bette
Gestiegen war, und kurz vor Licht;
130 Doch, daß er was empfunden hätte,
Das war nun seine Sache nicht.
Denn Essen und Trinken zum Zerplatzen,
Und schlafen, und im — Kopfe kratzen,
Und täglichstags sein Porzellan
135 Und seine goldnen Becher wischen,
Und mit dem Amtmann und Kaplan
Die Dame ziehn und Karten mischen,
Auch dann und wann in Wintertagen
Ein Häschen durch die Saaten jagen,
140 Und flacken auf dem Ruhebett,
Und, wenn ihm Alles sonst will fehlen,
Sich schließen in sein Kabinet
Und seine Rosenobel zählen —
Dieß Hansens Thun und Lassen war
145 Zwölf Monat lang in jedem Jahr.

Einst stand der lappichte Geselle
Und wusch die Augen aus der Quelle;
Da wirbelt aus dem Laub hervor
Dieß Liedchen in sein dickes Ohr:

150 „Ihr Ritter und Ihr Frauen zart,
„So roth von Mund und Wang',
„Und junge Knappen edler Art,
„Horcht Alle meinem Sang!
„Seid Euerm Liebchen treu und hold:
155 „Und dient Ihr um der Minne Sold,
„So sei's auf lebenslang!
„Dem Mann, der ohne Liebe bleibt,
„Und doch vor innerm Drang
„Sich rastlos hin und wieder treibt,
160 „Ist's in der Haut so bang!
„Ist Alles ihm so kalt, so todt!
„Er ist, wie Wangen ohne Roth,
„Und Geigen ohne Klang.
„Doch, Liebe sonder Ehre wär'
165 „Ein Feuer ohne Glanz,
„Ein Sommerwölkchen, bunt und leer,
„Ein welker Blumenkranz.
„Ein Biederherz ist wahr und frei,
„Und wenn es liebt, so liebt es treu,
170 „Und gibt sich rein und ganz.
„Was hebt uns bis zum Götterrang?
„Das thut die Liebe: traun!
„Drum horchet alle meinem Sang,
„Ihr Ritter und ihr Frau'n!
175 „Wollt Ihr den ächten Minnesold,
„Seid Euerm Liebchen treu und hold
„Und liebt auf lebenslang!"

Hans, der nicht fern am Brunnen stand,
Horcht nach dem Sänger unverwandt;
180 Denkt bei sich selbst: „Potz Stern, das wäre
Ein Tausch! Der König, wie ich höre,
Liebt die Musik; er gäbe mir,
Wenn ich den Vogel ihm verehre,
Wohl einen Meierhof dafür!
185 Zwar singt er hübsch; allein, was schere
Ich mich um seine Dudelei?
Kommt doch zuletzt Nichts 'raus dabei!"

Der Vogel hörte Wort für Wort,
Was Jener mit sich selbst gesprochen,
190 Und sang aus voller Kehle:
„O Du holder Ort,
„Was so Arges hast Du wohl verbrochen,
„Daß Du Einem dienst, der Deinen Werth nicht fühlt,
„Der, so lang' er lebt, nie in den Ring gestochen,
195 „Nie des Ruhmes, nie der Liebe Preis erhielt?
„Fallt, Ihr schönen Erker, Thürme, Hallen,
„Und Ihr grünen dichten Bäume, laßt es fallen
„Euer Laub! und Du, die zwischen Blumen spielt,
„Kühle Quelle, höre auf zu wallen,
200 „Und vertrockne, daß dieß Immergrün
„Sterb' und alle Blumen stracks verblühn!
„Unter Euern Schatten, hohe Linden,
„Gingen wackre Ritter einst und edle Herrn,
„Und aus Euch, Ihr Rosen, Kränze binden
205 „Sah ich Frauen, schöner, als der Morgenstern!
„Und sie hörten meine Lieder gern!
„Denn sie hatten Lieb' im Herzen! desto lieber
„War ich ihnen und mein Liederspiel,
„Und vor wonniglichem, pressendem Gefühl
210 „Gingen manche klare Aeuglein über;
„Und der liederwerthen Thaten wurden viel
„Viel gethan, und mancher Dank erstritten;
„Und sie lohnten deß der Lieb' und mir,
„Denn noch wohnten adeliche Sitten,
215 „Ritterschaft, Gesang und Minne hier.
„Und es sollte nun mich nicht verdrießen,
„Daß mich so ein Schuft besitzen soll?
„Der dieß Alles hat, und vom Genießen
„Nichts versteht — ein roher grober Knoll,
220 „Der sich selbst nur lebt und seinen Lüsten,
„Nichts begehrt, als ewig Bauch und Kisten
„Anzufüllen, fühllos bei Gesange bleibt,
„Und die Zeit dabei mit Gähnen sich vertreibt."

So sang das Vögelein, und flog davon.
225 „Gut, schimpfe nur, du kleiner Hurensohn
(Denkt Hans) Du sollst mir jedes Wort bezahlen,
Und mit Provision!"

Als nun der Abend kam, kam mit den letzten Strahlen

---

127. zu; s'war so sein Brauch, — 146. Einst Morgens stand — 166. Sie ist, ich sing' es laut umher, — 167. Die Ros' im Tugendkranz. — 168—170. Ist Etwas edel, brav und gut, — Stracks geht dahin ihr Lauf; — Das Herz wird rein in ihrer Gluth. — Und lodert himmelauf. — 171. Was gibt dem Menschen Götterrang? — 172. Die Liebe gibt's ihm, traun! — 175. Wünscht — Minnesold, — Der Freuden Ueberschwang? — 173. Bleibt Eurem — 188. Der Vogel hatt' ein feines Ohr! — Er guckt' aus seinem Laub hervor, und hörte Alles Wort rc. — 190. fehlt. — 191. Da rief er: O du schöner Ort, — 197. Und ihr schönen dichten. — 217. so ein Laur. — 221. als seinen Bauch und seine Kisten

Auch, wie gewohnt, mein Vögelein
230 Zurück in seinen lieben Hain,
Sein frohes Abendlied zu singen.
Indessen hatte Hans die Linde und den Ast,
Wo es zu sitzen pflag, sehr wohl in's Aug' gefaßt,
Und überall so viel geheime Schlingen
235 Im Laub versteckt, daß sich das arme Ding,
So wie's geflogen kam, in einer Schleife fing.

Der Schalk, von einer grünen Mauer
Verborgen, eilt herzu, so bald er's zappeln hört,
Macht den Gefangnen los, der tausend Kronen werth
240 Ihm unter Brüdern däucht, und steckt ihn in ein Bauer.

Der Sänger spricht: „Ich seh' es schon,
So wie der Herr, so auch der Lohn.
Das hab' ich nun für all' mein Singen!
Doch, dürft' ich's sagen, wohl gethan
245 War's eben nicht mich so zu fahn;
Es wird Euch wenig Rosen bringen."

„Du sollst nur desto baß mir singen!
„Sonst sangst Du oder schwiegst auch still:
„Jetzt sollst Du singen, wann ich will."

250 „Da (sprach der Vogel) irrt Er sich!
Der Käfig ist mir stark zuwider.
Ich liebe freien Himmel, ich,
Und Wald und Wiesen; setze mich,
Wo mir's beliebt, im Grünen nieder,
255 Und wiege mich nach Herzenslust
Auf meinem Ast; und, sing' ich Lieder,
So sing' ich sie aus freier Brust.
Drum lieber Herr, seid nun so bieder
Und schenkt mir meine Freiheit wieder:
260 Denn, glaubt mir, da geht Nichts davon,
Im Bauer sing' ich keinen Ton."

„Dem (spricht der Laur) ist bald gerathen:
„So dreh' ich Dir den Hals, mein Sohn,
„Und esse Dich für einen Braten."

265 „O Herr, das lohnte wahrlich nicht
Die Mühe, nur den Tisch zu decken;
Bin gar ein kleiner magrer Wicht,
Ich blieb' Euch zwischen den Zähnen stecken,
Bis in den Magen käm' ich nicht.
270 Mein guter Junker, laßt mich leben!
Was hättet Ihr von meinem Tod?
Euch kann er wenig Vortheil geben,
Und mir ist länger Leben noth.
Am End' ist doch Nichts über Leben!"

275 „Hör' auf zu bitten, sag' ich Dir,
„Mit Bitten kriegt man Nichts von mir."

„Nun (spricht der Vogel) seh' ich wohl,
Das alte Sprichwort ist nicht hohl:
Mit groben Leuten höflich sein,
280 Heißt Wasser gießen auf einen Stein;
Der Stein wird nicht durch Wasser weich,
Der Laur nicht mild durch Höflichkeit.
Doch sagt ein andrer Spruch zugleich:
Der Weise schickt sich in die Zeit.
285 Drum, Lieber, macht den Bauer auf,
Und laßt mir wieder meinen Lauf:
Will Euch zum Dank drei Dinge lehren,
Die nie kein Mann von Euerm Stamm
Gewußt, von Sinn gar wundersam;
Die sollen Euch groß Gut gewähren!" 290

„Was gibst Du mir zum Unterpfand?"
„Mein Ehrenwort, versetzt der Sänger;
Es gilt für baar im ganzen Land."

„Wohl (denkt der schlaue Vogelfänger)
Es kann doch was dahinter sein; 295
Ich nehm' es mit, kann Alles brauchen:
Und Du, hochweises Vögelein,
Sollst Dir die Füßchen bald verstauchen;
Bis Morgen bist Du wieder mein!"

Somit schiebt er den Bauer auf 300
Und läßt dem Vogel seinen Lauf.

Der schnurrt heraus aus seiner Höhle,
So froh, wie eine arme Seele,
Die aus des Fegfeu'rs Flammennacht
Ein frommer Klausner frei gemacht. 305
Er hüpft und tanzt im Kreis umher,
Als ob er neu geboren wär',
Setzt dann, indeß der Junker paßt,
Sich wohlgemuth auf einen Ast.

„Nun spitz' die Ohren, edler Knecht! 310
Merk' jedes Wort und faß' es recht,
So wird Dir's bringen viel Gewinn;
Es liegt darin ein großer Sinn!
Glaub' nicht gleich Alles, was Du hörst!"

„Daß Du dem Geier im Schnabel wär'st!" 315
Versetzt der Junker grimmiglich;
„Das wußt' ich lange ohne Dich!"

„Gut, bis Du's brauchst, halt's warm indessen!
So Etwas ist gar leicht vergessen."

„Nun seh' ich wohl, mein saubrer Gast, 320
Daß Du mich nur zum Besten hast.
Das Erste, was Du mich gelehrt,
Ist keinen rothen Heller werth!
Du hast den Lohn umsonst genommen.
Doch sei's! laß nur das Andre kommen!" 325

„Merk' wohl auf's Wort (der Vogel spricht),
Du wirst es brauchen! — Weine nicht
Um Etwas, das Du nicht gehabt!"

Hans schreit: „Da haben wir's ertappt!
Ein fein Arkanum, Gott verdamm' es! 330
Daß ich der Erste meines Stammes
Sein sollte, der von Dir Das noch
Erst lernen müßte! Hätt' ich doch
Den Schelmenhals Dir umgedreht!"

„Der Wunsch (spricht jener) kommt zu spät. 335
Indessen daß Du sehen magst,
Wie ungerecht Du mich verklagst,
Sei nochmals Beides Dir empfohlen!
Soll ich Dir's etwa wiederholen?
Von Herzen gern! —" 340

„Du mußt mich wohl,
(Schreit Hans) um so mit mir zu walten,
Für einen großen Esel halten?
Denn hätt' ich auch ein Haupt von Kohl,
Mit Spreu gefüllt, so kahler Lehren, 345
Zum Henker! könnt' ich doch entbehren.
Doch, weil Du nun im Vortheil bist,
Laß immer noch das Letzte hören!
Wer weiß, ob's nicht das Beste ist?"

---

227. Und noch Provision. — 228. Der Abend kam, und mit den letzten Strahlen — 229. Kam auch mein Vögelein — 230. Hans den Baum und auch den Ast, — 258. seid so bieder — 268. zwischen 'n Zähnen — 274. 'S geht doch am End' Nichts ꝛc. — 329 Da hätten

350 „Das, spricht der Vogel, könnte sein.
Nur faß' es wohl! — Es gleicht dem Stein
Der Weisen. Wer den machen kann,
Der wird gewiß kein armer Mann!
Merk' auf mit Fleiß! wiewohl es heut'
355 Zu spät kommt, kann's zu andrer Zeit
Dir viel vergebliche Reu' ersparen.
Narr, was Du in den Händen hast,
Halt fest, und laß es nimmer fahren!"

Wie Hans dieß hört, ergrimmt er fast.
360 „So, schreit er, hältst Du Dein Versprechen?
O! könnt' ich Dir die Beine brechen!
Ist dieß Dein Wort? ist dieß mein Dank?"

„Nun, guter Freund, was soll der Zank?
Gab ich Dir nicht drei goldne Lehren?
365 Was kannst Du wohl noch mehr begehren?"

„Ein fein Geschenk, bei meiner Treu'!
Man dächte, was dahinter sei!
Ich wußt' in meinen Kindertagen
Dergleichen schockweis' aufzusagen."

370 „So gut als irgend eine Gans,
Versetzt der Vogel. Mein guter Hans,
Die Augen aus dem Kopf gegeben
Mit Freuden hättest lieber Du,
Und beide Ohren noch dazu,
375 (Wär'st Du gescheid) als mir das Leben."

„Wie so? wie so? Was hätte mir's
Geholfen, Dich zum Koch zu tragen?"

„Gar viel geholfen hätte Dir's!
Unglücklicher! In meinem Magen
380 Hätt'st Du gefunden einen Stein,
Drei Unzen schwer, und hell an Schein,
Wie Diamant, der auf der Stätte
Zum reichsten Mann gemacht Dich hätte.
Denn wer den Stein besitzt, der weiß,
385 Was künftig ist und was vergangen;
Die Geister kommen auf sein Geheiß;
Er darf nur wünschen, nur verlangen,
So steht es da, ist Alles sein!
Dein guter Engel gab Dir ein,
390 Mich heute noch am Spieß zu braten;
Hätt'st Du gefolgt, der Stein war Dein!
Doch einem Narr'n ist nicht zu rathen."

Hans, wie er diese Nachricht hört,
Sich wüthend in die Haare fährt,
395 Schlägt mit der Faust sich vor den Magen,
Zerreißt sein Wamms und seinen Kragen
Von Spitzen, hundert Thaler Werth
Und füllt den Wald mit lauten Klagen.

Der Vogel sieht in großer Ruh'
400 Dem Spuck von seinem Baume zu;
Sagt nicht ein Wort, bis Mantel, Kragen
Und Wamms, und Wange, Bart und Haar,
Sich Hans zerfetzt hat ganz und gar.
Drauf ruft er: „Narr, hör' auf zu zagen;
405 Der Schade darf Dich so nicht plagen;
Es ist kein Wort von Allem wahr,
Was ich vom Stein Dir vorgetragen."

„Wie? was? So wär's nur Lug und Trug?"

„Du sagtest ja, Du sei'st so klug,
410 Man könne Dir nichts Neues sagen?
Du wissest Alles schon vorher?
Als Du mich fingst, Du dummer Bär,
Da war ich keine Unze schwer;
Wo käme denn in meinen Magen
415 Ein Kiesel von drei Unzen her?"

„Nun seh' ich's freilich nur zu sehr,"
Erwiedert Hans mit nassem Blicke:
„Wer aber hätt' auch solche Tücke
Dir zugetraut?"

"Begreifst Du nun,
420 Wie Narren sich selber Schaden thun?
Thor, Worte sind nur leere Schalen!
Der Sinn ist Alles, der Sinn, der Sinn!
Allein für Dich ist keiner drin!
Die Lehre magst Du nun bezahlen!
425 Du wußtest Alles längst zuvor —
Was half Dein Wissen? Pinsel, Thor!
Hätt'st Du verstanden, es auszuüben,
Dein Kragen und Wamms wär' ganz geblieben!
So merk' nun meine Lehren Dir,
430 Und sieh' Dich künftig besser für.
Sie kommen Dir hoch genug zu stehen!
Hiermit leb' wohl, auf Wiedersehen!"

Der Vogel flog davon und soll
Noch wieder kommen. Dumm und toll
435 Steht Hans; ihm ist, als ob ihm träume:
Und, wie er steht, o wundervoll!
Fällt alles Laub, die schönen Bäume
Verdorren plötzlich rings umher.
Die schöne Quelle springt nicht mehr,
440 Die Blumen sterben all' im Keime,
Weg ist das ganze Feenland
Und ihm bleibt Nichts, als dürrer Sand.

Ewald Christian von Kleist.

I. Der Vorsatz.

1\. Dich treibt Dein Eifer, wie Dein Roß die Sporen!
O Held! was fleuchst Du zu des Todes Thoren?
Suchst Du, damit Dich Wahn und Nachruhm labe,
Den Weg zum Grabe?

2\. Laß Luft und Zeiten über Thal und Höhen
Mit ew'gen Flügeln Deine Thaten wehen,

---

365. Du Laur, was kannst Du mehr ꝛc. — 368. Bei Schocken wußt' ich schon in meinen Kindertagen — Dergleichen Sprüche aufzusagen. — 373. Wenn Du so klug wärst, hättest Du, — 375. Viel eher, Tropf, als mir das Leben. — 388. von Schein — 396. einen Kragen — 409. Ich dachte ja, — 432. Somit Ade, auf Wiedersehen. — 442. Nichts bleibt, als Fels und

I. 1. 2. Ermüde Famens willige Posaune — Mit Deinen Thaten; Land und Meer erstaune: — Avernens Abgrund wird von diesen Tönen — Nicht wiedertönen. R(ammlers) 4te Ausgabe.

Das Feld Elysens wird von fernem Schallen
Nicht wiederhallen.
3. Und Du, o Geizhals! magst mit Müh' entdecken,
Was uns Gebirge weislich tief verstecken;
Auf! füll' in Peru, Trotz sei Fluth und Winden,
Dein Schiff mit Sünden.
4. Gekrönter Pöbel, laß in stolzen Zimmern
Tapeten, Jaspis und Kristalle schimmern;
In Schlösser dringt sich oft ein Schwarm von Leide
Im Kleid der Freude.
5. Der Ruh' im Schooße, will ich Eure Rotten
An hellen Bächen, wie mein Uz verspotten,
Er, den die Dichtkunst, wenn sein Lied ertönet,
Mit Epheu krönet.
6. Er schwingt sich muthig in den Kreis der Sterne,
Durch Dunst und Wolken. Von der hohen Ferne
Schaut er, wenn Schaaren wilder Krieger lärmen,
Nur Wespen schwärmen.
7. Er schaut von oben Länder Hufen gleichen,
Und Städte Löchern; in den engen Reichen
Schaut er in Haufen, heißen Geiz zu kühlen,
Maulwürfe wühlen.
8. Dann denkt er seufzend mit gerührten Sinnen:
„Was wollt ihr Thoren endlich noch beginnen?
„Ihr raset; meint Ihr in den schmalen Zonen
„Ewig zu wohnen?“
9. „Tod, Qual und Schrecken laßt Ihr, um zu siegen,
„Aus hohlen Schlünden auf die Brüder fliegen:
„Ist Eurem Hochmuth, in der Länder Menge,
„Der Raum zu enge?“
10. „Laßt Ihr nur darum ew'ge Bäue gleißen,
„Um schnell dieselben wieder einzureißen?
„Der Tod kömmt plötzlich, der wird Euch bei Zeiten
Höhlen bereiten.“
11. Drauf greift er geizig nach der goldnen Leier,
Bestraft des Lasters kriechend Ungeheuer,
Sein Lob der Tugend schallt in regen Lüften,
In Wald und Klüften.
12. So soll mein Geist sich zu den Wolken schwingen,
So rührend sollen meine Saiten klingen.
O Freund, erheb' mich von den seichten Hügeln
Auf Deinen Flügeln!

II. Ode an die preußische Armee.

1. Unüberwundnes Heer, mit dem Tod und Verderben
In Legionen Feinde dringt,
Um das der frohe Sieg die goldnen Flügel schwingt,
O Heer! bereit zum Siegen oder Sterben.
2. Sieh! Feinde, deren Last die Hügel fast versinken,
Den Erdkreis beben macht,
Ziehn gegen Dich und drohn mit Qual und ew'ger Nacht;
Das Wasser fehlt, wo ihre Rosse trinken.
3. Der dürre, schiele Neid treibt niederträcht'ge Schaaren
Aus West und Süd heraus,
Und Nordens Höhlen spein, so wie des Osts, Barbaren
Und Ungeheur, Dich zu verschlingen, aus.
4. Verdopple Deinen Muth! Der Feinde wilde Fluthen
Hemmt Friedrich, und Dein starker Arm;
Und die Gerechtigkeit verjagt den tollen Schwarm.
Sie blitzt durch Dich auf ihn, und seine Rücken bluten.
5. Die Nachwelt wird auf Dich, als auf ein Muster sehen;
Die künft'gen Helden ehren Dich,
Ziehn Dich den Römern vor, dem Cäsar Friederich,
Und Böhmens Felsen sind Dir ewige Trophäen.
6. Nur schone, wie bisher, im Lauf von großen Thaten
Den Landmann, der Dein Feind nicht ist!
Hilf seiner Noth, wenn Du von Noth entfernet bist!
Das Rauben überlaß den Feigen und Croaten.
7. Ich seh', ich sehe schon — freut Euch, o Preußens Freunde! —
Die Tage Deines Ruhms sich nahn.
In Ungewittern ziehn die Wilden stolz heran:
Doch Friedrich winket Dir, wo sind sie nun die Feinde?
8. Du eilest ihnen nach, und drückst mit schwerem Eisen
Den Tod tief ihren Schädeln ein,
Und kehrst voll Ruhm zurück, die Deinen zu erfreun,
Die jauchzend Dich empfahn, und ihre Retter preisen.
9. Auch ich, ich werde noch, — vergönn' es mir, o Himmel! —

---

2. 3. Elysium wird von dem fernen 2c. K(örte'sche) A(usgabe) — **3.** 1. o Wuchrer K. und R. — **4.** 1. Marmorzimmern R. — 2. Jaspis und Spiegel und Tapeten schimmern K. — Kristalle leuchten und Metalle schimmern. R. — 3. 4. Furcht, Unmuth, Reue sind bei Deinem Feste — Gewisse Gäste. R. — **5.** 1. dieser Rotten K. Mir selbst genugsam will ich dieser Rotten R. — 2. wie mein Damon, spotten K. und R. — 3. Den selbst die D. K. — Er liebt die Weisheit, liebt die goldnen Sitten R. — 4. Der Schäferhütten R. — **6.** 1. Zu tausend Welten; K. — 3. Sieht er K. und R. — 4. Mücken K. — **7.** 1. Er sieht K. und R. — 2. und in kalten K. sieht in allen Reichen R. — 3. Sieht er K. Den heißen Durst nach Erd' und Spreu zu kühlen R. — 4. Ameisen R. — **8.** 2. ihr kleinen Herrn der Welt beginnen? R. — 3. engen K. — Wollt Ihr des Erdballs mannigfache Zonen R. — 4. Allein bewohnen? R. — **9.** 1. Zehntausend Todte laßt Ihr, schnell zu siegen R. — 3. in der Welt Gedränge K. — **10.** 1. Ihr laßt erhabne Prunkgebäude gleißen R. — 2. Aus eitler Lust sie wieder einzureißen? K. und R. — 3. 4. Der Tod wird plötzlich Euch auf längre Zeiten — Ein Haus bereiten. K. und R. — **11.** 1. muthig K. Voll Muth ergreift er die gerechte Leier R. — 2. mächtig R. — 3. der Tugend. K. — 3. 4. Erhebt die Tugend, die, stets unbelohne, — Im Staube wohnet R. — **12.** 1. Durch die W. K. — 3. Heb' mich, o Damon! K. 1—4. Freund, laß mich Deine höhern Töne lernen! — Laß meinen Geist sich von der Erd' entfernen! — Laß mich Dir nach auf nimmer müden Schwingen — Zum Himmel dringen! R.

II. Nach 3 folgt bei K.: So tobt ein Flammenmeer, das aus Vesuvens Munde — Sich donnernd in das Feld ergießt — Mit dem Furcht und der Tod in Städt' und Dörfer fließt; — Das Wasser flieht des Land, und kocht auf heißem Grunde! — **4.** 1. Muth, o Heer, der Feinde Fluthen — **5.** 1. Die Luft wird Deinen Ruhm zur späten Nachwelt wehen; 2. Die klugen Enkel.

Einher vor wenig Helden ziehn.
Ich seh' Dich, stolzer Feind! den kleinen Haufen fliehn,
Und find' Ehr' oder Tod im rasenden Getümmel.

III. Hymne.

1. Groß ist der Herr! Die Himmel ohne Zahl
Sind seine Wohnungen,
Sein Wagen sind die donnernden Gewölk',
Und Blitze sein Gespann.

2. Die Morgenröth' ist nur ein Wiederschein
Von seines Kleides Saum;
Und gegen seinen Glanz ist alles Licht
Der Sonne Dämmerung.

3. Er sieht mit gnäd'gem Blick von seiner Höh'
Zur Erd' herab; sie lacht.
Er schilt; es fähret Feur von Felsen auf,
Des Erdballs Achse bebt.

4. Lobt den gewaltigen, den gnäd'gen Herrn,
Ihr Lichter seiner Burg,
Ihr Sonnenheere! flammt zu seinem Ruhm!
Ihr Erden singt sein Lob!

5. Erhebet ihn, Ihr Meere! braust sein Lob!
Ihr Flüsse rauschet es!
Es neige sich der Zedern hohes Haupt,
Und jeder Wald vor ihm!

6. Ihr Löwen brüllt zu seiner Ehr' im Hain!
Singt ihm, Ihr Vögel, singt!
Seid sein Altar, Ihr Felsen, die er traf,
Eur Dampf sei Weihrauch ihm!

7. Der Wiederhall lob' ihn! und die Natur
Sing' ihm ein froh' Conzert!
Und Du, der Erden Herr, o Mensch, zerfließ'
In Harmonieen ganz!

8. Dich hat er, mehr als Alles sonst, beglückt:
Er gab Dir einen Geist,
Der durch den Bau des Ganzen dringt, und kennt
Die Räder der Natur.

9. Erheb' ihn hoch, zu Deiner Seligkeit!
Er braucht kein Lob zum Glück.
Die niedern Neigungen und Laster fliehn,
Wenn Du zu ihm Dich schwingst.

10. Die Sonne steige nie aus rother Fluth,
Und sinke nie darein,
Daß Du nicht Deine Stimm' vereinigst mit
Der Stimme der Natur.

11. Lob' ihn im Regen und in dürrer Zeit,
Im Sonnenschein und Sturm!
Wenn's schneit, wenn Frost aus Wasser Brücken baut,
Und wenn die Erde grünt.

12. In Ueberschwemmungen, in Krieg und Pest
Trau' ihm, und sing' ihm Lob!
Er sorgt für Dich; denn er erschuf zum Glück
Das menschliche Geschlecht.

13. Und, o wie liebreich sorgt er auch für mich!
Er gab, statt Golds und Ruhms,
Vermögen mir, die Wahrheit einzusehn,
Und Freund' und Saitenspiel.

14. Erhalte mir, o Herr! was Du verliehst;
Mehr brauch' ich nicht zum Glück.
Durch heil'gen Schaur will ich, ohnmächtig sonst,
Dich preisen ewiglich!

15. In finstern Wäldern will ich mich allein
Mit Dir beschäftigen,
Und seufzen laut, und nach dem Himmel sehn,
Der durch die Zweige blickt.

16. Und irren an's Gestad des Meers, und Dich
In jeder Woge sehn,
Und hören Dich im Sturm, bewundern in
Der Au Tapeten Dich.

17. Ich will entzückt auf Felsen klimmen, durch
Zerrißne Wolken sehn,
Und suchen Dich den Tag, bis mich die Nacht
In heilge Träume wiegt.

IV. Sehnsucht nach Ruhe.

1. O Silberbach! der vormals mich vergnügt,
Wann wirst Du mir ein sanftes Schlaflied rauschen?
Glückselig! wer an Deinen Ufern liegt,
Wo voller Reiz der Büsche Sänger lauschen.
Von Dir entfernt, mit Noth und Harm erfüllt,
Ergetzt mich noch Dein wollustreiches Bild.

2. Und Du, o Hain, o duftend Veilchenthal!
O holder Kranz von fernen blauen Hügeln!
O stiller See! in dem ich tausendmal
Auroren sah ihr Rosenantlitz spiegeln;
Bethaute Flur, die mich so oft entzückt,
Wann wird von mir Dein bunter Schmelz erblickt!

3. Sprich, Wiederhall, der, wann die Laute klang,
Vom Rasensitz in dickbelaubten Linden,
Mit hellem Ton in ihre Saiten sang,
Sprich: soll ich nie die Ruhe wieder finden?
Wie oft, wann ich vergnügt im Schatten lag,
Und: Doris! rief; riefst Du mir: Doris! nach.

4. Jetzt fliehet mich die vor empfundne Lust,
Ich kann nicht mehr Dein süß Geschwätze hören;
Du fülltest dort mit Anmuth Ohr und Brust,
Hier fliegt der Tod aus tausend ehrnen Röhren.
Dort bot die Flur, der Bach, mir Freude dar;
Hier wächst der Schmerz, hier fließet die Gefahr.

5. Wie, wenn der Sturm aus Aeols Höhle fährt,
Und heulend Staub in finstre Wirbel drehet,
Den Himmel schwärzt, dem Sonnenstrahle wehrt,
Die grüne Flur mit Stein und Kies besäet:
So tobt der Feind, so wüthend füllt sein Heer
Die Luft mit Dampf, die Felder mit Gewehr.

6. Die Staaten sind zerwühlt, der Fruchtbaum weint,
Der Weinstock stirbt von mörderischen Streichen,
Die schöne Braut sieht ihren jungen Freund,

III. 1. 2. Sind Säle seiner Burg; K. — 3. Sein Wagen Sturm und d. G. — **2.** 3. ist Dämmerung — 4. Der Sonne flammend Licht. — **3.** 1. Blick' zur Erd' herab: — 2. Sie grünet, blüht und lacht — 4. Und Meer und Himmel bebt. — **13.** 2. Statt Gold und Ruhm gibt er — **16.** 1. an des Meers Gestad' — **17.** 1. Auf Felsen soll mein taumelnd Auge durch

IV. 2. 3. O stille See, in der rc. K. — **3.** 2. Vom kühlen Sitz — **5.** 2. Und Staub und Wust im Wirbel heulend drehet, — 3. dem Sonnenstrahl den freien Durchgang wehrt, — **6.** 1. Der Fruchtbaum traurt, die Halme bücken sich — 2. räuberischen Streichen — 3. sieht hier ihr ander Ich,

Den Blumen gleich durch kalten Stahl erbleichen,
Ein Thränenguß, indem sie ihn umschließt, -
Netzt ihr Gesicht, wie Thau von Rosen fließt.

7. Dort flieht ein Kind. Sein Vater, der es führt,
Fällt schnell dahin, durchlöchert vom Geschütze;
Er nennt es noch, eh' er den Geist verliert;
Der Knabe wankt und stürzet ohne Stütze,
Wie Boreas, wenn er die Schwingen regt,
Gepfropftes Reis, das stablos, niederschlägt.

8. Die Felder hat ein Feuermeer erfüllt,
Das um sich reißt, von keiner Macht gehemmet,
Wie, wenn die See aus ihren Ufern schwillt,
Durch Dämme fährt, und Länder überschwemmet,
Die Thiere fliehn, das Feur ergreift den Wald,
Der Stämme hegt, wie seine Mutter, alt.

9. Was Kunst und Witz durch Müh' und Schweiß erbaut,
Korinth und Rom mit stolzer Pracht gezieret,
Der Städte Schmuck wird schnell entflammt geschaut
Wie mancher Thurm von Marmor aufgeführet,
Der stolz sein Haupt hoch in die Wolken hebt,
Stürzt von der Glut! Des Bodens Veste bebt.

10. Das blasse Volk, das löschen will, erstickt;
Die Gassen deckt ein Pflaster schwarzer Leichen:
Und dem es noch das Feur zu fliehen glückt,
Der kann dem Grimm der Kugeln nicht entweichen.
Statt Wasser, trinkt der Pallast Menschenblut,
Das rauscht und zischt auf Steinen voller Glut.

11. Wann Phöbus weicht, weicht doch die Klarheit nicht.
Die Nacht wird Tag, vom Leuchten wilder Flammen;
Den Himmel färbt ein wallend Purpurlicht,
Von Dächern schmilzt ein Kupferfluß zusammen;
Der Kugeln Saat pfeift, da die Flamme heult,
Mond und Gestirn erschrickt, erblaßt und eilt.

12. Wie wenn ein Heer Kometen aus der Kluft
Des Aethers tief in's Chaos niederfiele:
So zieht die Last der Bomben durch die Luft,
Mit Feur beschweift. Vom reißenden Gewühle
Fließt hier Gehirn, liegt dort ein Rumpf gestreckt,
Hier raucht Gedärm; so ist der Grund bedeckt.

13. Der Erde Bauch, mit Pulver angefüllt,
Wirft selber oft sein felsigt Eingeweide
Den Wolken zu. Die ferne Klippe brüllt,
Des Himmels Veste bebt; Thal, Feld und Haide
Sind um und um mit Leichen überschneit,
Als wenn Vesuv und Hekla Steine speit.

14. So wüthet Mars. Und hört sein Wüthen auf,
So drehn wir selbst das Schwert in unsre Leiber.
Ja, Gott des Streits! Hemm' Deiner Waffen Lauf!
Was braucht es Krieg? Wir sind uns selber Räuber:
Uns schließt der Stolz in güldne Ketten ein;
Der Geldgeiz schmelzt aus Schachten seine Pein.

15. Den bringt ein Schurk' um Ehre, Ruh' und Glück:
Den sucht ein Dieb, ein Richter, zu betriegen;
Hier wirkt das Gold ein heilig Bubenstück;
Dort raf't ein Freund und tödtet Dich mit Lügen.
Bist Du geschickt, ein Kluger hilft Dir nicht.
Du fragst warum? — Du trittst ihm vor das Licht.

16. Des Nächsten Glück, Erfahrung, Frömmigkeit
Und Wissenschaft und ächte Tugendproben
Sind Fehler, die kein kluger Mensch verzeiht:
Ein großer Geist muß niemals Andre loben.
Wer küßt und drückt und lästert, hat Verstand;
Wer redlich spricht, gehöret auf das Land.

17. Wenn Dich das Glück mit Einem Strahl berührt,
O! sieh' wie dann die Freunde zu Dir schleichen!
Wenn sich sein Strahl in trüben Dunst verliert,
O! wie dem Frost alsdann die Schwalben weichen!
Ein stummer Schwarm! dem Helden nützt er nicht,
Doch füllet er die Bühn' und das Gesicht.

18. Und wer auch noch auf reine Sitten hält,
Wird doch zuletzt vom Haufen hingerissen;
Gleich Einem, der in wilde Fluthen fällt;
Er peitscht den Strom mit Händen und mit Füßen,
Er klimmt hinauf; doch endlich fehlt die Kraft,
Der Leib erstarrt, sinkt und wird fortgerafft.

19. Ja Welt! Du bist des wahren Lebens Grab.
Oft reizet mich ein heißer Trieb zur Tugend;
Vor Wehmuth rollt ein Bach die Wang' herab:
Das Beispiel siegt, und Du, o Feur der Jugend!
Ihr trocknet bald die edeln Thränen ein. —
Ein wahrer Mensch muß fern von Menschen sein.

20. Pflügt denn das Meer bis an der Mohren Strand!
Eilt, Thoren, eilt, fischt Perlen aus dem Grunde!
Es sei ein Bret des Grabes Scheidewand;
Beraubt den Berg, steigt tief in seine Wunde,
Sucht Euern Schatz! sucht Eure Sorg' und Noth!
Und wann Ihr könnt, besticht damit den Tod.

21. Führt Schlösser auf, laßt eine Morgenwelt
An jeder Wand mit Gold durchwirket sehen;
Laßt Trinkgeschirr, aus Indien bestellt,
Und Diamant den Werth von Euch erhöhen;
Schließt Euer Grab mit Marmorsäulen ein,
Ihr sehet Pracht; ich, Leinwand, Erde, Stein.

---

5. sie es. — **8.** 3. der See aus seinen — **9.** 5. Um dessen Haupt ein Kranz von Wolken schwebt, — **10.** 5. Statt Wasser trinkt die nahe Wiese Blut — 6. Es rauscht — **12.** 1. Kluft, — 2. Die bodenlos, ins Chaos — **13.** 1. Der Erde Bauch wirft oft, vom Pulver wild, — 2. Mit Maur und Heer sein felsicht E. — 4. Raum erbebt und schallt vor Leide; — 5. Er wird mit Schutt und Leichen überschneit, — Nach 13 folgt bei K.: O wer entwirft den Jammer, das Geschrei — Des Pulvers Grimm, das Winseln und das Sterben, — Naturgemäß! mir sinkt der Kiel aus Scheu. — Wer kann mit Blut und Feu'r die Worte färben! — Du kannst es, Mond! auf, wirk es! wehe Du — Das, was Du hörst, o Luft, den Völkern zu! — **15.** 1. Bald stiehlt ein Fürst uns Freiheit, Ruh', ꝛc. — 2. Bald suchen uns die Richter zu b. — 4. tödtet uns — 5. ein Andrer glaubt es nicht; — 6. Warum? Weil ihm Geschicklichkeit gebricht. — **16.** 1. Fähigkeit. — 2. ächter Tugendproben, — 5. küsset, drückt — **17.** 1. auf seinen Flügeln hebt, — 2. So kann man Nichts der Freunde Huld vergleichen. — Wenn Unglück stürmt, daß Mast und Steuer bebt, — 4. Froste dann — 5. Man hat den Schwarm, wie Stumme anzusehn, — 6. Die bloß zur Pracht auf unsern Bühnen stehn. — **19.** 5. Du trocknest — **20.** 1. Zum fernen Mohrenland! — 3. des Todes — 5. Ihr quälet Euch? Was suchet Ihr? — Angst und Noth; — 6. Ein goldner Dolch befördert Euern Tod.

22. Vergießt das Blut aus falscher Tapferkeit
Tobt kühn herum, wie wilde Hauer toben,
Damit Ihr seid, auch wenn Ihr nicht mehr seid,
Damit Euch einst die Todtenlisten loben.
Wird wohl der Geist durch Schilderei ergetzt,
Wann unser Aug' ein schwarzer Staar verletzt?
23. Wie täuscht der Schein! Ihr seid Verliebten gleich,
Die feuervoll den Gegenstand nicht kennen.
Macht mich das Glück nicht groß, berühmt und reich!
Geringer Gram! ich will es Fürsten gönnen.
Ein ruhig Herz im Thal, wo Zephyr rauscht,
Sei nie von mir für Flittergold vertauscht.
24. Komm, zeige Dich, Du teppichgleiche Flur!
Du Bach! den Rohr, Gebüsch und Wald umfangen.
Kein güldner Sand, Dein Murmeln reizt mich nur,
Und Zweige, die wie grüne Decken hangen.
Wenn ich im Geist auf Euch, Ihr Berge! steh',
Ist mir die Welt so klein – als ich sie seh'.
25. Wie Der, der sich von seiner Schönen trennt,
Untröstbar ist; die offnen Augen kleben
An Allem starr, und sehen Nichts; er rennt,
Er seufzet tief, er haßt der Städte Leben,
Sucht Kluft und Wald, klagt, ringt die Hände, schreit,
Liebt seinen Gram, und mehret gern sein Leid:
26. So sehn' ich mich, o grüne Finsterniß
Im dichten Hain! Ihr Hecken und Ihr Auen,
Nach Euerem Reiz! So klag' ich, ungewiß,
Euch einmal nur, geschweige stets, zu schauen.
O ruft mich bald! O Doris, drücke Du,
Mir dort dereinst die Augen weinend zu!

V. An Doris.

1. Jetzt wärmt der Lenz die flockenfreie Luft,
Der Himmel kann im Bach sich wieder spiegeln;
Den Schäfer labt bereits die Blumenduft,
Sein Wollenvieh springt auf begrasten Hügeln.
Der Wolken Naß gerann jüngsthin zu Schnee,
Jetzt strahlt es hell auf Büschen und am Klee.
2. Es drängt der Halm sein Kronenhaupt hervor,
Und Zephyr schwimmt auf Saaten, als auf Wellen,
Die Wiese stickt ihr Kleid, das junge Rohr
Verbrämt den Rand der silberfarbnen Quellen.
Die Liebe sucht der Wälder grüne Nacht;
Und Luft und Meer und Erd' und Himmel lacht.
3. Dort liegt der Hirt beim nahen Wasserfall,
Vom sanften Arm der Schäferin umschlungen,
In süßem Schlaf: die holde Nachtigall
Hat dieses Paar liebreizend eingesungen.
Ach fühlt' ich doch, bei allgemeiner Lust,
Der Freude Reiz nur auch in dieser Brust!
4. Nein, nein, sie flieht! sie ist mir längst entflohn!
Kein Lenz vermag mein ewig Leid zu mindern.
Ich bin der Qual, ich bin des Unglücks Sohn.
Der Tod allein kann meinen Kummer lindern!
Weil Doris nun auf immer sich entfernt,
Durch die ich erst den Werth der Welt gelernt.
5. Als jüngst mein Blut aus tiefen Wunden drang,
Was hemmtest Du den Strom der Lebensfluthen,
Verhängniß? Mich zu martern lebenslang?
Mußt' ich darum mich nicht zu Tode bluten,
Damit ich mich, von schmeichelhaftem Wahn
Und Lieb' entfleischt, zu Tode weinen kann?
6. Untreues Glück, das nur die Thoren schätzt,
Ich suchte Dich: Du hast Dich mir entzogen.
Die Liebe hat mir Flügel angesetzt:
Umsonst, Du bist noch weiter mir entflogen;
Ich hol' auf Deiner Flucht Dich nimmer ein,
Und Doris wird die Meine nimmer sein.
7. Zwar, Doris, Du verdienst ein größer Glück;
Ich bin nicht gnug, die Tugend zu belohnen.
Dein holder Reiz, der Schöpfung Meisterstück,
Dein edler Geist beglückte Königskronen;
Und Tausende, geziert mit Stern und Band,
Erwählten Dich, durch Deinen Blick entbrannt.
8. Doch dieses Volk, das Rang und Purpur schmückt,
Ist niedern Geists, ist leer an wahrer Liebe.
Ich habe Nichts, das Aug' und Sinn entzückt;
Jedoch ein Herz voll edelmüth'ger Triebe,
Ein Herz, das nie der Unbestand verletzt,
Ein Herz, das Dich mehr, als den Erdkreis, schätzt.
9. Verhängniß sprich, ich soll ein Cäsar, sein,
Ja, ohne sie, auf beiden Welten thronen:
Den niedern Stolz mag dieses Glück erfreun,
Ich will vergnügt mit Ihr in Hütten wohnen.
Die Liebe macht der Hütten Armuth reich,
Den Bach zu Wein, und harte Fluren weich.
10. Wie manchen Hof, wie manche Stadt voll Pracht
Hab' ich gesehn, seit ich Dich, Doris, kenne!
Der Schönen Reiz, der Andre untreu macht,
Macht daß ich nur in Dich noch mehr entbrenne.
Er weicht, so bald ich Dich mir vorgestellt.
Ich wählte Dich allein aus einer Welt.
11. O goldne Zeit, da noch des Goldes Wust
Verachtet ward, was flohst Du von der Erden?
Ich ruhete gewiß an Doris Brust,

---

22. 6. Wenn Euch der Staar die Augen hat verletzt? — Nach 22 folgt bei K.: Ein stolz Gespann stampft, schäumet, schnaubt und schreit, — Die Mähne fliegt, der Adern Aeste schwellen; — Ein ganzes Heer folgt Euch zur Friedenszeit. — Ihr glaubt den Glanz des Hofes zu erhellen, — Der Bänder Pracht, die wäßrig auf Euch ruht, — Erinnert Euch: Traut Höfen gleich der Fluth. — **23.** 6. Sei nimmermehr für — **25.** 5. Liebt Kluft — 6. Der Wiederhall klagt auch, und mehrt sein Leid: — **26.** 5. O ruft mich bald! O Doris, meine Ruh', — 6. Drück' einst mir dort

V. Bei K.: An Wilhelmine. — **1.** 3. der Blumen Duft K. und R(ammlers vierte Ausgabe). 6. — Jetzt blitzet es auf — **2.** 2. Schwebt auf den smaragdnen Wellen; — 3. Die Wiese blüht, umkränzt mit jungem Rohr — 4. Ihr Kleid umbrämt das Silber reiner Quellen; — 6. Der Kummer flieht, die todte Welt erwacht. — **3.** 1. Dort schläft — 2. umschlungen; — 3. Die Wachtel schlägt; — **4.** 6. ich nur den W. — **5.** 3. Verhängniß, da ich mit dem Tode rang? — **6.** 2. Du bleibest mir entzogen — Nach 6 folgt bei K.: Bestrafte Dich des großen Friedrichs Chor — Mit kühnem Arm der Feinde Räuberhaufen, — Ich schwinge mich gewiß alsdann empor! — Mit meinem Blute wollt' ich Dich erkaufen! — Wie würd' ich nicht für Ruhm und Liebe glühn, — Und diese Faust dem Tod entgegenziehn! — **7.** 3. Man sieht in Dir der S. M. — 4. Geist beglückte — 5. Die Rang und Hohheit ziert, 6. von Deinem Reiz gerührt. **9.** 2 tausend Welten — 6. Wehrt allem Leid, macht harte &c.

Könntst Du durch Flehn zurückgerufen werden.
Ach komm zurück! Doch gönne mir dabei,
Daß neben mir mein Gleim ein Schäfer sei.
12. Du hörst mich nicht, Verhängniß! Ja, ich soll,
Ich soll ein Ball des falschen Glückes bleiben.
So höre Du, o Tod! nimm Deinen Zoll.
Soll nur Dein Pfeil die Glücklichen entleiben?
Hier ist die Brust, eröffne mir das Herz,
Ich halte Stand, ich fürchte nicht den Schmerz.
13. Dort, wo man durch die Luft Dich in sich haucht,
Bei Gräbern und in schreckenvollen Gründen,
Dort, wo der Feind das Schwert in Feinde taucht,
Dort will ich Dich, im Fall Du säumest, finden.
Dann seufz', o Doris! Ich hab' ihn betrübt;
Er lebte noch, hätt' er mich nicht geliebt!

VI. Arist.

Auf einer langen Reis' Arist's war stets
Die Sonn' in Dunst versteckt. Oft heulte Sturm
In der durchwühlten Luft, oft, wenn er schwieg,
Fiel schnell ein Wolkenbruch mit wildem Lärm
5 Zur bangen Erd' herab. Die Seel' Arists
War finster, wie die Luft. Er hofft' umsonst,
Die Sonne wiederum am Firmament
Zu sehen, die daraus verschwunden schien,
Und klagt' voll Ungeduld den Himmel an,
10 Der bald die Welt verbrennt und bald ersäuft. —
Schnell fuhr ein Pfeil vor ihm ins Erdreich. — Thor!
Um was beschwerst Du Dich? rief eine Stimm'
Vom Himmel. Dieser Pfeil hätt' Dich erreicht,
Wär nicht die Sehne durch den Regen schlaff
15 Geworden. Tadle nicht, so kühn als schwach,
Die Einrichtung der Welt! Was willst Du doch
Mit Maulwurfsaugen durch den Himmel sehn!
Den Du in Stürmen hörst, und über Dir
In Blitz gehüllet siehst, Der sorgt für Dich!

VII. Irin.

An einem schönen Abend fuhr
Irin mit seinem Sohn im Kahn
Aufs Meer, um Reusen in das Schilf
Zu legen, das ringsum den Strand
5 Von nahen Eilanden umgab.
Die Sonne tauchte sich bereits
Ins Meer, und Fluth und Himmel schien
Im Feur zu glühen.
O wie schön
10 Ist jetzt die Gegend! sagt entzückt
Der Knabe, den Irin gelehrt,
Auf jede Schönheit der Natur
Zu merken. Sieh', sagt er, den Schwan,
Umringt von seiner frohen Brut,
15 Sich in den rothen Wiederschein
Des Himmels tauchen! Sieh', er schifft,
Zieht rothe Furchen in die Fluth,
Und spannt des Fittigs Segel auf. —
Wie lieblich flistert dort im Hain
20 Der schlanken Espen furchtsam Laub
Am Ufer, und wie reizend fließt
Die Saat in grünen Wellen fort,
Und rauscht, vom Winde sanft bewegt. —
O was für Anmuth haucht anjetzt
25 Gestad' und Meer und Himmel aus!
Wie schön ist Alles! und wie froh
Und glücklich macht uns die Natur! —
Ja, sagt Irin, sie macht uns froh
Und glücklich, und Du wirst durch sie
30 Glückselig sein Dein Leben lang,
Wenn Du dabei rechtschaffen bist,
Wenn wilde Leidenschaften nicht
Von sanfter Schönheit das Gefühl
Verhindern. O Geliebtester!
35 Ich werde nun in Kurzem Dich
Verlassen und die schöne Welt,
Und noch in schönern Gegenden
Den Lohn der Redlichkeit empfahn.
O, bleib' der Tugend immer treu!
40 Und weine mit den Weinenden,
Und gib von Deinem Vorrath gern
Den Armen. Hilf, so viel Du kannst,
Zum Wohl der Welt; sei arbeitsam.
Erheb' zum Herren der Natur,
45 Dem Wind und Meer gehorsam ist,
Der Alles lenkt zum Wohl der Welt,
Den Geist! Wähl' lieber Schand' und Tod,
Eh' Du in Bosheit willigest.
Ehr', Ueberfluß und Pracht ist Tand;
50 Ein ruhig Herz ist unser Theil. —
Durch diese Denkungsart, mein Sohn,
Ist unter lauter Freuden mir
Das Haar verbleichet. Und wiewohl
Ich achtzigmal bereits den Wald
55 Um unsre Hütte grünen sah;
So ist mein langes Leben doch
Gleich einem heitern Frühlingstag
Vergangen, unter Freud' und Lust. —
Zwar hab' ich auch manch Ungemach
60 Erlitten. Als Dein Bruder starb,
Da flossen Thränen mir vom Aug',
Und Sonn' und Himmel schien mir schwarz. —
Oft auch ergriff mich auf dem Meer
Im leichten Kahn der Sturm, und warf
65 Mich mit den Wellen in die Luft;
Am Gipfel eines Wasserbergs
Hing oft mein Kahn hoch in der Luft;
Und donnernd fiel die Fluth herab,
Und ich mit ihr. Das Volk des Meers
70 Erschrak, wenn über seinem Haupt
Der Wellen Donner tobt', und fuhr
Tief in den Abgrund. Und mich dünkt',
Daß zwischen jeder Welle mir
Ein feuchtes Grab sich öffnete
75 Der Sturmwind taucht' dabei ins Meer
Die Flügel, schüttelte davon
Noch eine See auf mich herab. —
Allein bald legte sich der Zorn
Des Windes, und die Luft ward hell,
80 Und ich erblickt' in stiller Fluth
Des Himmels Bild. Der blaue Stör
Mit rothen Augen, sah bald

---

12. 5. er öffne — **VI.** 4. Ergoß der Welten Last gleich einer See. K. — 5. Sich über Berg und Thal. — 9. Er klagt aus U.

Aus einer Höhl', im Kraut der See,
Durch seines Hauses gläsern Dach;
85 Und vieles Volk des weiten Meers
Tanzt' auf der Fluth im Sonnenschein;
Und Ruh' und Freude kam zurück
In meine Brust. — Jetzt wartet schon
Das Grab auf mich. Ich fürcht' es nicht.
90 Der Abend meines Lebens wird
So schön, als Tag und Morgen, sein. —
O Sohn, sei fromm und tugendhaft,
So wirst Du glücklich sein, wie ich;
So bleibt Dir die Natur stets schön.
95 Der Knabe schmiegt' sich an den Arm
Irins, und sprach: Nein, Vater! nein,
Du stirbst noch nicht! Der Himmel wird
Dich noch erhalten, mir zum Trost.
Und viele Thränen flossen ihm
100 Vom Aug'. — Indessen hatten sie
Die Reusen ausgelegt. Die Nacht
Stieg aus der See, sie ruderten
Gemach der Heimath wieder zu. —
Irin starb bald. Sein frommer Sohn
105 Beweint' ihn lang, und niemals kam
Ihm dieser Abend aus dem Sinn.
Ein heil'ger Schauer überfiel
Ihn, wenn ihm seines Vaters Bild
Vor's Antlitz trat. Er folgete
110 Stets dessen Lehren. Segen kam
Auf ihn. Sein langes Leben dünkt
Auch ihm ein Frühlingstag zu sein.

Johann Wilhelm Ludwig Gleim.

I. Einladung zum Tanz.

1. Kein tödtliches Sorgen
Beklemmt mir die Brust!
Mit jeglichem Morgen
Erwach' ich zur Lust.
Hier, unter den Reben,
Die Bachus gepflanzt,
Uns Schatten zu geben,
Sei heute getanzt!

2. Kommt, freundliche Schönen,
Gesellet Euch hier,
Erfüllet die Szenen
Der Freude mit mir.
Den alten Betrübten
Laßt Laster und Pein;
Und folgt der Geliebten
In tanzende Reihn.

3. Unschuldige Jugend,
Dir sei es bewußt:
Nur Feinde der Tugend
Sind Feinde der Lust!
Die Wolken der Grillen
Verrathen genug
Unfreundlichen Willen
Und bösen Betrug.

4. Ja, Tugend und Freude
Sind ewig verwandt;
Es knüpfet sie beide
Ein himmlisches Band.
Ein reines Gewissen,
Ein ehrliches Herz
Macht munter zu Küssen,
Zu Tänzen und Scherz.

5. Ihr Frauen, Ihr Nymphen
Es gab Euch ein Gott
Die Gabe, zu schimpfen,
Und Launen zum Spott;
Des Tanzes Verächter
Verachten auch Euch!
Ein höhnisch Gelächter
Verjage sie gleich!

II. Vorsatz.

1. Den flüchtigen Tagen
Wehrt keine Gewalt;
Die Räder am Wagen
Entfliehn nicht so bald.

2. Wie Blitze verfliegen,
So sind sie dahin;
Ich will mich vergnügen,
So lang ich noch bin.

III. An den gelehrten Duns.

1. Laß uns die Vernunft vertrinken,
Grundgelehrter Duns!
Laß uns die Vernunft vertrinken,
Denn was nützt sie uns?

2. Unsre neuen Weisen kehren
Alles um und um,
Allzuklug sind ihre Lehren,
Allzuklug ist dumm.

3. Alles wollen sie ergrübeln!
Alles, — Gott und Wein,
Trinkern wär' es zu verübeln,
Allzuklug zu sein!

IV. Der Bach.

1. Lieber Bach, der zwischen Felsen
Sich in grüne Matten drängt,
Und die Waiden und die Elsen
Mit der kühlen Welle tränkt!

2. Hell und klar eilt er vorüber;
Lieber Bach, wohin? wohin? —
„Nach Meruno!" — O Du lieber,
Grüß' mir meine Schäferin!

3. Denn dort wohnt sie, und dort schöpfen
Beim Gesang der Nachtigall
Neben ihren Blumentöpfen
Ihre Händchen Dein Crystall.

4. Lieber Bach, Du wirst sie sehen,
Lilla spiegelt sich in Dir:
Wird sie still und sinnend stehen,
Dann, so grüße sie von mir!

V. Der Greis.

1. Hin ist alle meine Kraft!
Alt und schwach bin ich,
Wenig nur erquicket mich
Scherz und Rebensaft!
2. Hin ist alle meine Zier;
Meiner Wangen Roth
Ist hinweggeflohn! Der Tod
Klopft an meine Thür!
3. Unerschreckt mach' ich ihm auf;
Himmel, habe Dank:
Ein harmonischer Gesang
War mein Lebenslauf!

VI. Das Hüttchen.

1. Liebes Hüttchen, das bewohnet
Mein geliebter Vater hat,
Welchem nun der Vater lohnet
In der großen Gottesstadt!
2. Endlich doch seh' ich Dich wieder!
Und nicht mehr am Wanderstab,
Sing' ich Dank- und Freudenlieder
Dem, der Dich mich wiedergab!
3. Saßest hier auf diesem Brettchen,
Guter Vater, hier sitz' ich!
Schliefest hier in diesem Bettchen,
Guter Vater, hier schlaf' ich!
4. Hier, gedrückt von manchem Leide,
Konntest Du so leicht Dich freun!
Dieser Baum war Deine Freude,
Soll auch meine Freude sein!
5. Unter ihm sah ich Dich weinen,
Unter ihm sprech' ich mit Gott. —
„Fromm zu sein, und nicht zu scheinen!"
War Dein herzliches Gebot!
6. Hier hast Du, wie ein Prophet
Deines Gottes, mich gelehrt:
Hier hat Deiner süßen Flöte
Meine Mutter zugehört.
7. Hier will ich auf Dornenspitzen
Deinen Weg der Tugend gehn;
Und in diesem Schatten sitzen,
Und in Deinen Himmel sehn.

VII. An das Veilchen neben dem Hüttchen.

1. Das arme Veilchen, sieh', o sieh',
Da lebt's im todten Moos!
Kommst, armes Veilchen, kommst zu früh'
Aus Deiner Mutter Schooß!
2. Lebst Einen Morgen, jammerst mich,
Siehst weder Laub noch Gras;
Mit seinem Fittich wendet Dich
Der Mörder Boreas.
3. Mußt sterben, Veilchen! Weil Du mußt, —
Alt Einen Tag, o weh! —
So stirb an der geliebten Brust,
Daß ich Dich sterben seh'.
4. Stirbst, Veilchen! liegst, ein wenig Staub:
Ein wenig Staub, auch wir, —
So gut wie Du, des Todes Raub, —
Einst liegen, nahe Dir.
5. Stirbst, Veilchen, duftest Deinen Geist
In kalte Winterluft;
Bleibst Wesen, Veilchen! — Wie es heißt?
Ob Monas oder Duft?
6. Ob's höher aufgestiegen ist
In Schöpfers Angesicht?
Ob Engel oder Milbe bist?
Das, Veilchen, weiß ich nicht!
7. Weiß aber, daß in Schöpfers Hand
Wohl aufgehoben Laub
Und Ceder ist, und Meer und Land
Und Sonn' und Sonnenstaub!
8. Deßwegen wir mit nassem Blick
Nicht sehn in unser Grab:
Genug: „Wir gehn zu Dem zurück,
Der uns das Leben gab!"

VIII. An die Schwalbe.

1. Liebe Kleine, kommst Du wieder
Zu dem Alten, der Dich liebt,
Und für Deine süßen Lieder
Dir so gern ein Obdach gibt?
2. Sei willkommen, liebe, kleine
Wiederkommerin, Du bringst
Mir die wärmern Sonnenscheine,
Welche Du so schön besingst.
3. Singen kannst Du, kannst nicht sprechen,
Das ist Schade, sonst fragt' ich
Nach den Strömen, nach den Bächen,
Die Du sahst, Du Liebe, Dich!
4. An dem Einen und dem Andern
Wohnt ein lieber Freund von mir;
Du kannst fliegen, ich nur wandern,
Sieh', sonst flög' ich oft mit Dir.
5. Lerne sprechen, liebe Kleine!
Wenn Du's kannst, dann nenn' ich Dir
Meine lieben Freund' am Rheine,
Und Du grüßest sie von mir!

IX. Gottes Güte.

1. Für wen schuf Deine Güte,
Herr, diese Welt so schön?
Für wen ist Blum' und Blüthe
In Thälern und auf Höhn?
Für wen ist hohe Wonne
Da, wo das Saatfeld wallt?
Für wen bescheint die Sonne
Die Wiesen und den Wald?
2. Für wen tönt das Getümmel
Der Heerden auf der Au?
Für wen wölbt sich der Himmel
So heiter und so blau?
Für wen sind Thal und Gründe
So lieblich anzusehn?

Für wen gehn kühle Winde?
Für wen ist Alles schön?
3. Uns gabst Du ein Vermögen,
Die Schönheit einzusehn,
Uns Menschen, Deinen Segen
Zu fühlen, zu verstehn;
Uns sollte all' die Wonne
Ein Ruf der Liebe sein,
Mit jeder Morgensonne
Dir unser Herz zu weih'n!
4. Nun sieh', o Gott, wir weihen
Ein Herz voll Dankbarkeit
Dir, der uns liebt, und freuen
Uns Deiner Gütigkeit!
Du hauchtest nicht vergebens
Ein fühlend Herz uns ein:
Ein Vorhof jenes Lebens
Soll uns die Erde sein!

X. Bei Eröffnung des Feldzuges 1756.

1. Krieg ist mein Lied! Weil alle Welt
Krieg will, so sei es Krieg!
Berlin sei Sparta! Preußens Held
Gekrönt mit Ruhm und Sieg!
2. Gern will ich seine Thaten thun;
Die Leier in der Hand,
Wenn meine blutgen Waffen ruhn,
Und hangen an der Wand.
3. Auch stimm' ich hohen Schlachtgesang
Mit seinen Helden an,
Bei Pauken- und Trompetenklang,
Im Lärm von Roß und Mann.
4. Und streit' ein tapfrer Grenadier,
Von Friedrichs Muth erfüllt!
Was acht' ich es, wenn über mir
Kanonendonner brüllt?
5. Ein Held fall' ich: noch sterbend droht
Mein Säbel in der Hand!
Unsterblich macht der Heldentod,
Der Tod für's Vaterland!
6. Auch kommt man aus der Welt davon
Geschwinder, wie der Blitz;
Und wer ihn stirbt, bekommt zum Lohn
Im Himmel hohen Sitz!
7. Wenn aber ich, als solch ein Held,
Dir, Mars, nicht sterben soll,
Nicht glänzen soll im Sternenzelt:
So leb' ich dem Apoll!
8. So werd' aus Friedrichs Grenadier,
Dem Schutz, der Ruhm des Staats:
So lern' er deutscher Sprache Zier,
Und werde sein Horaz.
9. Dann singe Gott und Friederich,
Nichts kleiners, stolzes Lied!
Dem Adler gleich erhebe Dich,
Der in die Sonne sieht!

XI. Siegeslied nach der Schlacht bei Prag.

1. Viktoria! mit uns ist Gott,
Der stolze Feind liegt da!
Er liegt, gerecht ist unser Gott;
Er liegt, Viktoria!
2. Zwar unser Vater ist nicht mehr,
Jedoch er starb ein Held,
Und sieht nun unser Siegesheer
Vom hohen Sternenzelt.
3. Er ging voran, der edle Greis,
Voll Gott und Vaterland,
Sein alter Kopf war kaum so weiß,
Als tapfer seine Hand.
4. Mit jugendlicher Heldenkraft
Ergriff sie eine Fahn',
Hielt sie empor an ihrem Schaft,
Daß wir sie alle sahn;
5. Und sagte: „Kinder, Berg hinan,
Auf Schanzen und Geschütz!"
Wir folgten alle, Mann vor Mann,
Geschwinder, wie der Blitz.
6. Ach! aber unser Vater fiel,
Die Fahne sank auf ihn.
Ha! welch' glorreiches Lebensziel,
Glückseliger Schwerin!
7. Dein Friederich hat Dich beweint,
Indem er uns gebot;
Wir aber stürzten in den Feind,
Zu rächen Deinen Tod.
8. Du, Heinrich, warest ein Soldat,
Du fochtest königlich!
Wir sahen alle, That vor That,
Du junger Löw', auf Dich!
9. Der Pommer und der Märker stritt
Mit rechtem Christenmuth:
Roth ward sein Schwert, auf jeden Schritt
Floß dick Pandurenblut.
10. Aus sieben Schanzen jagten wir
Die Mützen von dem Bär.
Da, Friedrich, ging Dein Grenadier
Auf Leichen hoch einher.
11. Dacht' in dem mörderischen Kampf,
Gott, Vaterland und Dich,
Sah tief in schwarzem Rauch und Dampf,
Dich, seinen Friederich;
12. Und zitterte, ward feuerroth,
Im kriegrischen Gesicht.
(Er zitterte vor Deinem Tod,
Vor seinem aber nicht.)
13. Verachtete die Kugelsaat,
Der Stücke Donnerton,
Stritt wüthender, that Heldenthat,
Bis Deine Feinde flohn.
14. Nun dankt Er Gott für seine Macht,
Und singt: Viktoria!
Und alles Blut aus dieser Schlacht
Fließt nach Theresia.
15. Und weigert sie auf diesen Tag,
Den Feinden vorzuziehn;
So stürme, Friedrich, erst ihr Prag,
Und dann führ' uns nach Wien.

Johann Nikolaus Götz.

I. Serenens Unbestand.

Verzehrt von Harm und Liebe,
Ward Seladon zum Brünnchen;
Und wer des Brünnchens trinket,
Vergisset das Geliebte,
5 Vergisset des Geliebten
Gestalt sogar und Namen.
Serenen zu vergessen,
Wollt' ich des Brünnchens trinken;
Vergebens: denn sie hatte,
10 Weil sie so oft im Lieben
Gewechselt und getrunken,
Das Brünnlein ausgetrunken.

II. Von der Freude.

1. Sage, sprach ich, holde Freude,
Sage doch, was fliehst Du so?
Hat man Dich, so fliehst Du wieder;
Niemals wird man Deiner froh.
2. Danke, sprach sie, dem Verhängniß!
Alle Götter lieben mich:
Wenn ich ohne Flügel wäre,
Sie behielten mich für sich.

III. Abschied von Frankreich.

Land, das mich, wie sein Kind, genähret,
Worin ich Ruhm und Freude fand,
Das mich geliebt und ich geehret,
Gehab' Dich wohl, Du schönes Land! –
5 Sie kömmt, sie kömmt schon an den Strand,
Die Bark', auf der Du mich entführen lässest.
Doch trägt sie nur mein halbes Herz von hier;
Denn Eine Hälfte laß ich Dir,
Daß Du die andre nicht vergessest.

IV. An eine Romanenleserin.

Ich weiß, was Dich verderbt und mir im Wege steht:
Ein luftiger Roman hat Dich so aufgebläht.
Aus Schwachheit bildest Du Dir ein,
Man müsse Hermann selbst, um Dich zu lieben, sein,
5 Und Niemand dürfe sich erkühnen,
Dich anders, als Thusnelden, zu bedienen.
Begreife Dich, geliebte Schäferin!
Laß doch nicht jeden Harlekin,
Wenn er Dich lobt, das Lob der Demuth Dir entziehn!
10 Ich weiß, ich bin kein Gott, kein Halbgott und kein Riese,
Wie aber, bist Du denn Banise?
Bist Du denn eine Königin?
Bist Du denn eine Huldgöttin?
Nein, Du bist nur ein Kind nach meinem Sinn;
Ein holdes! allerliebstes Mädchen, 15
Mit Namen Käthchen.

V. Epithalamium bei Verehelichung des Malers Le Clerc.

An dem ruhigen Teich, den kleine Götter bewachen,
Saß ich, und stimmete sanft mein aonisches Spiel,
Dich, Dein stilles Verdienst, und das freundliche Kind zu besingen.
Das die Grazie Dir eigenthümlich erzog:
Es erbebeten schon die aufgewundenen Saiten, 5
Mancher zitternde Ton sprang schon aus ihnen hervor:
Siehe, da glitt ein Zephyr von einer wankenden Fichte
Rosenfarbig herab, stellte sich vor mich, und sprach:
„Und Dir schimmert noch stets der Dichtername, mein Lieber,
Und zum Pindus zu gehn ist noch Dein lieblichster Gang! 10
Zwar Du bandest mich oft in Deinen Gesängen mit Blumen,
Und ich durchwandelte gern Gärten und Haine mit Dir;
Doch seitdem Dir ein Stahl die Locken herunter gemähet,
Steht Dir, dünkt mich, kein Kranz lyrischer Myrthen mehr an.
Klüger folgetest Du dem Rathe frommer Bekannten, 15
Hingest, o Dichter, Dein Spiel unten am Helikon auf." –
Ich bemerkete gleich, sobald ich ihm näher getreten,
Unter der Zephyrgestalt einen Satyr versteckt:
Und erwiederte dieß: „Du bist kein Sohn der Aurora;
Denn der Duft um Dich her ist nicht von Veilchen und Klee, 20
Aber wer Du gleich bist, so wiss', in dem Schatten der Musen,
In dem heiligen Hain, such' ich singend mein Grab.
Sterb' ich in Rosen dereinst, wo nicht, in silbernen Lilien,
Dann legt Phöbus mein Spiel in den Arm mir hinein." –
Plötzlich entbrannte sein Zorn: er schlug mit geschüttelten Schwingen 25
Mir so gewaltig den Arm, daß mir die Leier entfiel.
Also litten es jetzt Apolls unsterbliche Schwestern,
Aber Erato nicht, da sie geheiliget war.

Schnell mit hellem Geschrei entsprang sie dem Pindus, und stürzte
30 Durch die balsamische Luft, mir zu helfen, herab.
Aber zu spät; schon schwamm die Leier im silbernen Teiche,
Klein, wie ein fliehendes Schiff fern im Ozean schwimmt;
„Lobe das Alter des Mondes,“ so rief sie, „Pierisches Kleinod!
Göttliche Wesen, wie Du, kennen den Untergang nicht.“ —
35 Plötzlich ward sie zum Schwan; die silberumwundenen Saiten
Wurden Federn, der Hals bog sich zum Schwanenhals um.
Jetzt bewegt' er sich stolz und sang mit geöffnetem Schnabel,
Was er als Leier begann, zärtliche Wünsche für Dich:
„Sohn des blonden Apoll, such' Deine nußbraune Geliebte,
40 Die voll Liebreiz, wie Du, voll Bescheidenheit ist.
Wenn der Abendstern winkt, wirst Du dem Busen Dich nähern,
Der so rein und so zart, wie der meinige, ist.
So viel Federn mit Zier in meinen Fittichen sitzen,
(Amor fiedert dereinst seine Pfeile damit)
45 So viel Jahre mit Ruh' und reinen Freuden bekrönet,
Bringt Dir der eilenden Zeit günstiger Flügel herbei.
Wie die schöne Natur um Deinen Arbeitssaal schwebet,
Die sich schleierlos zeigt, Dich als Liebling umarmt:
So wird künftig um Dich ein flügellos Engelchen schweben,
50 Das den Kupidoen gleicht, die Du aus Farben erschaffst.
Amors Uranios selbst, und Plutos, mit Hülfe des Ruhmes,
Drehn Dir im Strahle der Sonn' ewig das Glücksrad herum!“

VI. Auf den Tod der Laura.

Wär' es Göttern vergönnt, zu weinen, sie hätten, o Laura,
Mit verhülltem Gesicht, da Du gestorben, geweint.
Was sie konnten, das thaten sie; seine Fackel verlöschte
Hymen, und Amor zerbrach seufzend den goldenen Pfeil.
Ob Dein Tod Unsterbliche gleich und Sterbliche rührte, 5
Hat er am meisten doch mich, Deinen Verlobten, betrübt,
Daß ich die Seelen beneide, die Dich zu den Schatten begleiten,
Und in Elysiens Thal früher Dein Angesicht sehn.

VII. Triolet.

Ein gutes Triolet zu machen,
Gehört nicht zu den leichten Sachen.
Vergebens bildet der sich ein,
Ein gutes Triolet zu machen,
Den nicht die Pierinnen weihn. 5
Ein feiner Satyr muß uns lachen,
Und Amor selbst Gehülfe sein,
Ein gutes Triolet zu machen.

Karl Wilhelm Ramler.

I. Sehnsucht nach dem Winter.

Die Stürme durchheulen die Luft, und schleudern Wolken auf Wolken,
Und donnernd stürzen die Ströme durchs Land.
Die Wälder trauern entblößt; das Laub der geselligen Linde
Wird weit umher in die Thäler gejagt.
5 Der Weinstock, ein dürres Gesträuch . . . Was klag' ich so müßig den Weinstock?
Auf, Freunde! trinket sein schäumendes Blut!
Schon seht Ihr den triefenden Herbst mit leerem Fruchthorn entweichen;
Bald kömmt der Winter, mit Tannen bekränzt,
Und deckt den donnernden Strom mit diamantenem Schilde,
10 Der alle Pfeile der Sonne verhöhnt,
Und hüllt in Blüthe den Wald (dem fröhlichen Barden ein Frühling!),
Und streuet Lilien über das Thal.
Dann schwimmt der Jüngling nicht mehr durch reißende Fluthen, dann schweift er

---

Aeltere Lesarten. 1. Befahren die Luft, verhüllen den Himmel in W. — 2. Und jagen donnernde Ströme &c. — 3. stehen entblößt; — 4. Thäler geführt — 5. ich den göttlichen W. — 7. Und laßt den Autumnus entfliehn mit ausgeleeretem Füllhorn, — 8. Und ruft den Winter im Tannenkranz her. — 9. Er deckt &c. 11. Und füllt mit Blüthe den Wald, daß alle Thiere sich wundern, — 12. Und säet L. &c. — 11—20. Und füllt mit Blüthe den Wald, daß alle Thiere sich wundern, — Und säet Lilien über das Thal.

Auf harten Wassern laut jauchzend umher,
15 Die Füße beschuhet mit Stahl, und überwindet den Reiter,
Der am Gestade den Wettlauf gewagt.
Dann zittern die Bräute nicht mehr in wankender Gondel, sie fliegen
Beherzt auf gleitenden Wagen dahin,
Gewärmt vom siberischen Pelz, durch silberne Schleier beschirmet,
20 An ihre zärtlichen Führer gelehnt.
O Winter! eile voll Zorn, und nimm den kältesten Ostwind,
Und treib' die Krieger aus Böhmen zurück,
Und meinen erstarrten Kleist! Noch hab' ich ihm seine Lykoris
Und Wein von mürrischem Alter bewahrt.

II. Uraniens Lob Berlins.

1. „Hier blühst Du? hier, in dieser kalten Zone?
Hier öffnest Du die purpurrothe Brust?
Siegprangest hier in Deiner goldnen Krone,
Du Liebling Proserpinens, die mit Lust
Und ohne Reue Deine Körner
Selbst in des Orcus Gärten aß,
Und allen Nektar ferner
Und den Olymp vergaß? — —“

2. „Der Erdball ändert sich: dem alten Strande
Entflieht das Meer, Gebirge sinken ein;
Und hier? ein Tempe grünt auf diesem Sande;
Pomona füllt ihr Fruchthorn hier allein;
Hier kann sich Flora nach Begehren
Aus allen Blumen Kränze drehn,
Und ganz versteckt in Aehren
Die blonde Ceres gehn;“

3. „Und fremde Bäum', ihr junges Haupt umschoren,
Trägt hier Sylvan, und zieht ein Labyrinth
Von Büschen auf vor diesen stolzen Thoren,
Die nun den klugen Künsten offen sind,
Die schnell auf Flügeln Dädals eilen,
Hoch über Meer und über Land,
Bleimaße, Meißel, Feilen
In ihrer harten Hand.“

4. „Urplötzlich seh' ich Felsen in Gestalten
Ausonischer Paläste ausgehöhlt:
Der Pyrrha Kinder stehn umher, dem kalten
Geburtsstein halb noch gleich, und halb beseelt.
Hier steigt ein Tempel aus Ruinen
Empor, entwichne Pallas, Dir;
Die Weisen alle dienen,
Die Völker lernen hier.“

5. „Wohlan, Ihr Sterblichen! erforscht die Zahlen
Der Sphären, sagt den Winden ihren Lauf;
Wägt Euern Mond, zerspaltet Sonnenstrahlen,
Deckt die Geburt des alten Goldes auf;
Verfolgt der Wesen lange Kette
Bis an den allerhöchsten Ring,
Der an Zeus Ruhebette
Hängt, hangen wird, und hing.“

6. So sang Urania, die voll Entzücken
Jüngsthin zu Friedrichs hohem Wohnsitz kam,
Und, nicht gesehn von ungeweihten Blicken,
Den Weg zu Phöbus neuem Tempel nahm,
Wo schon mit Lauten und mit Flöten,
Verlarvt und im Cypressenkranz,
Sich ihre Schwestern drehten
Im schönsten Reihentanz.

III. An die Stadt Berlin.

1. Ich sah sie! (noch erzittern die Gebeine)
Ich sah, bekümmertes Berlin,
Die Göttin Deines Stroms vor Deinem Tannenhaine
Mit ihren Schwänen ziehn.

— Dann zittern die Bräute nicht mehr in wankender Gondel; sie fliegen — Beherzt auf gleitenden Wagen dahin: — Der Liebling wärmet sich falsch im Hermeline der Nymphe, — Die Nymphe lächelt und wehret ihm falsch. — Dann baden die Knaben nicht mehr und schwimmen nicht unter den Fischen; — Sie gehen auf harten Gewässern einher; — Und haben Schuhe von Stahl; der Mann der freundlichen Venus — Verbarg der Blitze Geschwindigkeit drein.

II. 1. 1—8. O die Du Dich zur Königin der Früchte mit Deinem eigenen Laube krönen mußt, Aurorens Kind an welchem Sonnenlichte Zerspaltest Du die purpurrothe Brust, Die Proserpinen ihre Körner Im Tartarus zu kosten trieb, Und machte, daß sie ferner In Plutons Armen blieb (erste Ausgabe) — Find' ich Dich hier in Deiner grünen Krone? Zerspaltest Du die purpurrothe Brust An dieser Sonn'? o Liebling der Pomone! — O Apfel Proserpinens! (die mit Lust Und Wollust Deine goldnen Körner Im Reich des Höllengottes aß 2c. (zweite Ausgabe.) — **2.** 1. sich: das Meer entfliehet (1. 2.) — 2. Und deckt uns Wunder auf (Und macht dem Pfluge Raum 2.), der Fels sinkt ein; — 3. Und, o Berlin, Dein dürrer Boden blühet; — 4. ihr Horn in Dir allein — 5. Und Flora muß auf Dein Begehren 1. In Dir kann Flora nach B. 2. — 6. Sich tausendfache Kränze drehn 2. (1. wie 3.) — 7. Und mit gesunknen Aehren 1. Und ganz verdeckt in A. 2. — **3.** 1. Und zarte Bäume trägt, ihr Haupt umschoren 1. — 2. Der Gott Sylvan 1. Bringt Dir S. 2c. 2. — 3. Selbst irrend auf vor Deinen offnen Thoren 1. — 4. Die nicht umsonst den Künsten 1. Die mir und allen K. 2. — 5. Die Künste nehmen Dädals Federn 1. Die jetzt 2c. 2. — 6. Und kommen über Meer und Land 1. — 7. Mit Hebezeug und Rädern 1. — **4.** 1. Wer hat allhier der Vorgebürge Rücken 1. Urplötzlich sind der Felsen graue Rücken 2. — 2. Zu Tempeln und Palästen ausgehöhlt — 3. Die rund umher der Pyrrha Wunder (Kinder 2.) schmücken. — 2. Noch halb den Steinen gleich und 2c. — 5. Ihr Götter! prächtig aus Ruinen — 6. Erhebt sich Euer Pantheon — 8. lernen schon. — **5.** 1. Sagt, Sterbliche, den Sphären ihre Zahlen — 2. Und lehrt dem tollen Winde (Und sagt dem wilden Winde 2.) seinen Lauf — 3. Und wägt den Mond und spaltet Sonnenstrahlen, — 5. Und steiget an der Wesen Kette — 6. Bis dahin wo der höchste (den höchsten 2.) Ring — 7. An Jovis (Zeus an sein 2.) Ruhebette — 8. Seit Chaos Aufruhr (zu seinen Füßen 2.) hing. — Nach 5 folgt in 1.: Die Zwietracht, die mit Gift ihr Leben nährte, Verliert den Hydrakopf mit Einem Streich Von der Gerechtigkeit beflammtem Schwerte; Der Aberglaube kämpft und flieht zugleich: Wie vor den kühnen Sonnenpferden Die blinde Nacht voll Selbstvertraun; Denn tausend Städte werden Ihm einen Altar baun. — 1. und 2. haben vor 6 noch folgende Strophe: Wohl Dir, o Du, durch meinen Freund regieret, An Künsten reich, und groß (Athen an Geist, voll Muth 2.) wie Sparta war: Es zog vom Schall der Flöte schön (von Kastors Liede gern 2.) verführt In seinen Tod mit wohlgeschmücktem (Zum Kampf hinaus mit aufgebundnem 2.) Haar; Und Alle (die Feinde 2.), die den Kampf verloren, Bestätigten durch einen Eid (Erwiederten — nicht ohne Neid! — 2.): Die Stadt sei nur geboren Zu Waffen und zum Streit. — **6.** 1. Kalliope — 2. Umhängt mit ihrer goldnen (Mit ihrer kriegrischen 2) Tuba kam, — 3. ungeweihten Blicken, — 4. zum Tempel des Apollo — 5. Wo mit dem Pinsel und mit Saiten 1. — 6. In Larven und im Lorbeerkranz 1. — Die Musen sich bereiten 1. — 8. Zum 2c. 1.

III. 1. 1. Ich sahe sie (mir zittern 2c.)!

2. Vergönne mir, Najade, nachzulallen,
Was tief in meine Seele drang,
Als Dein entzückter Mund es allen Faunen, allen
Hamadryaden sang. — —

3. „Sei mir gegrüßt, Augusta, meine Krone!
Die Städte Deutschlands bücken sich!
Es hören meinen Stolz Belt, Donau, Wolga, Rhone,
Und weichen hinter mich!

4. Was fürchten wir, ist gleich die Zahl des Feindes
Wie dieser beiden Ufer Sand?
O Tochter! hast Du nicht zur Seite meines Freundes
Stets einen Gott erkannt?

5. Stritt Jupiter nicht selbst mit Friedrichs Volke,
Und donnerte den Feind zurück?
Warf nicht Latonens Sohn, sein Schutzgott, eine Wolke
Vor seines Mörders Blick?

6. Ward nicht das Blutpanier, von ihm gefasset,
Zur drohenden Aegide? stand
Die Riesenhorde nicht, sie, die Minerva hasset,
Erstarrt an Haupt und Hand?

7. Bis alle, von dem kleinen Heer zerschlagen,
Das unaufhaltsam weiter drang,
Wie Halme von des Himmels Schloßen, niederlagen
Dreihundert Hufen lang?

8. Ja! Dinget nur die halbe Welt zusammen,
Und raset wider Einen Mann,
Und wendet wider ihn Verrath und Gift und Flammen,
Den ganzen Orcus an!

9. Borussiens gerechter Held soll siegen:
Die Götter schützen ihren Sohn.
Bald wird er im Triumph zu seinen Kindern fliegen.
Er kömmt! ich seh' ihn schon.

10. Er kömmt, das Haupt mit Strahlen rings umwunden,
Wie Delius-Apollo kam,
Als er den Python schlug und ihm mit tausend Wunden
Die schwarze Seele nahm.

11. Eilt, ihn in Erz den Enkeln aufzustellen!
Eilt, einen Tempel ihm zu weihn
Am Rande meines Stroms! ich brenne, seine Schwellen
Mit Blumen zu bestreun.

IV. Auf ein Geschütz.

1. O Du, dem glühend Eisen, donnernd Feuer
Aus offnem Aetnaschlunde flammt,
Die frommen Dichter zu zerschmettern, Ungeheuer,
Das aus der Hölle stammt!

2. Wer zur Verheerung blühender Geschlechter
Dich an das Sonnenlicht gebracht,
Hat ohne Reue seine Mutter, seine Töchter
Frohlockend umgebracht.

3. Schon wär' ich diesen immer neuen Szenen,
Womit das Jahr den Erdkreis ziert,
Entrissen, und dem Arm der Freundschaft, und den schönen
Entwürfen, halb vollführt.

4. Schon säh' ich, rings von stygischen Gewässern
Umwunden, das geheime Feld
Elysiens; den großen Ahnherrn eines größern
Urenkels, und sein Zelt

5. Voll wackrer Brennen säh' ich, hörte Lieder
Von Ihm, bei jedem Freudenmahl
Von Ihm, der wider sechs Monarchen ficht und wider
Satrapen ohne Zahl.

6. Schon säng' ich seine jüngste That: wie brausend
Ein Meer von Feinden ihn umfing,
Er aber seinen Weg hindurch auf zehen tausend
Zertretnen Schädeln ging.

7. Alcäus würde jetzt mein Lied beneiden;
Bald säh' ich Cäsarn lauschend nahn,
Und bald den weisen Antonin, und den mit beiden
Vertrauten Julian.

8. Allein Merkur stand neben mir, und wandte
Durch seinen wundervollen Stab
Den Ball, der mich in's Reich der Nacht zu schleudern brannte,
Von meinen Schläfen ab.

9. Denn stärker soll ich noch die Laute schlagen,
Wenn er durch Weihrauchwolken zeucht,
Die Kriegesfurie gefesselt an dem Wagen
Des Ueberwinders keucht;

10. Wann er auf einem Throne von Trophäen,
Rings um sich her der Künste Kranz,
Und wir im Musentempel seine Siege sehen,
Versteckt in Spiel und Tanz;

11. Wenn er, ein Gott Osir! durch unsre Fluren
Im seligsten Triumphe fährt,
Indeß der Ueberfluß auf jede seiner Spuren
Ein ganzes Füllhorn leert.

V. An die Könige.

1. Soll wieder eine ganze Welt vergehen?
Bricht wieder eine Sündfluth ein?

— **2.** 2. Was mein erstauntes Ohr durchdrang — 3. Und was Dein Göttermund den Faunen sang, und allen **5.** 3. Warf nicht der Kriegesgott einst plötzlich eine Wolke — Nach 5 stand früher folgende Strophe: Sah ich nicht jüngst, als er vom fernen Süden Den Riesen aus der Mitternacht Sein Heer entgegenriß, (ein kleines Heer von Müden, Bereit zur zehnten Schlacht,) — **6.** 1—4. Wie das Panier von seiner Hand gefasset — Zur drohenden Aegide ward? — Die Feinde sahn den Schild der Pallas, die sie hasset, — Und hefteten erstarrt — **7.** 1. Am Boden; bis sie durch sein Heer zerschlagen ꝛc. — **8.** 3. Verrath, Nacht, Meineid, Flammen — **10.** 1 rund umwunden.,

IV. 3. 1—4. Ganz nahe war ich schon dem Styx, ganz nahe — dem giftgeschwollnen Cerberus; — Ich hörte schon das Rad Irions rasseln, sahe — Die Brut des Danaus, — **4.** 1. Verdammt zum Spott bei bodenlosen Fässern; — 2. Und Minos Antlitz und das Feld — **5.** 1. Voll tapfrer Brennen sah ich: ihre Lieder, — 2. Ihr Fest bei ꝛc. — 3. Ist er, der wider ꝛc. — **7.** 2. Schon säh' ich — 3. Mit ihm den ꝛc. — und den von beiden — Gefeirten ꝛc. — **8.** 2. wunderbaren Stab — **9.** 1. Denn ich soll noch die Laute stärker schlagen

Und sollen wieder alle Tempel und Trophäen
Berühmte Trümmer sein?
2. Und alle Künste spät aus Asch' und Moder
Und Todtengrüften auferstehn,
Und aus der Nacht des regellosen Zufalls? oder
Auf ewig untergehn:
3. Wenn nun die weise Vorwelt ausgestorben,
Das unerzogne Kindeskind
Ein Räuber ist, die nicht zu Räubern angeworben,
Armsel'ge Pflüger sind? — —
4. O Ihr, verderblicher als der entbrannte
Vesuv, als unterirdische
Gewitter! Ihr des magern Hungers Bundsverwandte,
Der Pest Verschworene!
5. Die Ihr den schnellen Tod in alle Meere
Auf Donnergaleonen bringt,
Und von Lisboa bis zum kalten Oby Heere
Zum Wechselmorde dingt!
6. Und ach! mit Deutschlands Bürgern Deutschlands Bürger
Zerfleischet, Einen bessern Held,
Der Brennen weisen König zu betrüben, Würger
Der Welt und Afterwelt.
7. Wenn Eurer Mordsucht einst ein Friede wehret,
Der jedem das geraubte Land
Und seine bangen Festen wiedergibt, — verheeret,
Entvölkert, abgebrannt:
8. Ihr Könige, wie wird es Euch nicht reuen,
(Wo nicht die fromme Reue fleucht,
Durch Wollust, falsche Weisheit, laute Schmeicheleien
Des Höflings weggescheucht,)
9. Daß Euer Stahl unmenschlich Millionen
Urenkelsöhne niederstieß;
Daß keiner, satt des Unglücks, seine Legionen,
Das Blutfeld räumen hieß,
10. Und lieber, schuldlos tapfer, durch die Wogen
Des stillen Ozeans den Pfad
Gesuchet, eine Welt entdeckt, ein Volk erzogen,
Wie Manko Kapak that,
11. Der neue Schöpfer seiner Vatererde:
Er theilte Feld und Binsenhaus
Und Weib und Kleid und Zucht und Götter, einer Herde
Zerstreuter Wilden aus;
12. Und hieß dem frommen Volk ein Sohn der Sonne,
Gleich milde, wachsam, so wie sie,
Und so, wie sie, des neugebornen Landes Wonne,
Und ewig jung, wie sie.

VI. Auf die Wiederkunft des Königs vom Feldzuge.

1. Er kömmt, um den Du bebtest, wann im Streite,
Wohin ihn Dein Verhängniß trug,
Der ehrne Donner von den Bergen ihm zur Seite
Die Feldherrn niederschlug;
2. Er, wider den mehr Feinde sich gesellten,
Als Dir die Nachwelt glauben darf,
Und der mit unerschrockner Seele sich zwei Welten
Allein entgegenwarf;
3. Dein König, o Berlin! durch den Du weiser,
Als alle Deine Schwestern bist,
Voll Künste Deine Thore, Felsen Deine Häuser,
Die Flur ein Garten ist;
4. Dein Vater, der Dich in der Theurung nährte,
Er kömmt, mit Staub und Ruhm bedeckt,
Und hat die Zwietracht, die der Völker Mark verzehrte,
Zur Höll' hinabgeschreckt.
5. Fall' an sein Herz, o Königin! mit Zähren
Der Freude; fleug an seine Brust,
Amalia, von Deinen frommen Dankaltären,
Und rede, wenn die Lust
6. Dich reden läßt. Vermählte seiner Brüder,
Küßt sein friedselig Angesicht:
„Willkommen, Schutzgeist Deines Volkes!" und sagt wieder:
„Willkommen!" und mehr nicht.
7. Ihr Jungfraun deckt mit immergrünen Zweigen,
Mit einem ganzen Lorbeerhain,
Den Weg! mischt Blumen, die der offnen Erd' entsteigen,
Und frühe Blüthe drein!
8. Ihr edeln Mütter, opfert Spezereien,
Die Sabatha den Tempeln zollt,
Da, wo sein goldner Wagen durch gedrängte Reihen
Entzückter Augen rollt.
9. Heil uns, daß unser Morgen in die Tage
Des einzigen Monarchen fiel!
So sagt, Ihr Jünglinge. Du, Chor der Alten, sage:
Heil uns, daß wir das Ziel
10. So kronenwerther Thaten sahn! wir sterben
Von Wonne trunken: Friederich
Bleibt hinter uns; Ihr stolzen Enkel sollt ihn erben.
Triumph! so sag' auch ich:
11. Wenn unter lauter jubelvollen Zungen
Ein süßer Ton auch mir gerieth;
Triumph! ich hab' ein Lied dem Göttlichen gesungen,
Und ihm gefällt mein Lied.

VII. Der Triumph.

Schäme Dich, Camill,
Daß Du mit vier Sonnenpferden
In Dein errettetes Rom zogst!

VI. 1. 1. Der Held, um den ꝛc. — **2.** 1. Da wider ihn mehr ꝛc. — 3. Und er sich mit entschloßner Seele zweien Welten. — **4.** 1—4. Dein Vater, der Dich oft in Deinem Mangel — Gespeist, kehrt wieder in Dein Land, — Und hat in Fesseln an der Höllenpforten Angel — Die Zwietracht hingebannt. — **8.** 2. Der Maraba den ꝛc. — **10.** 1. So viel gekrönter Thaten ꝛc. — **11.** 1. — Wenn unter hohen ꝛc.

Und Du, Romulischer Heere
5 Glücklicher Sieger, o Julius!
Daß Dich, umgeben mit Städten und Schlachten
Aus nachahmendem Silber
Und aus indischem Elfenbein,
Und mit Adlern und Spolien
10 Deiner Brüder umgeben,
Zum hohen Capitol Dein stolzer Wagen trug. —
Friederich, ein Prinz der Brennen,
Ward angefallen von Völkern Hungariens,
Von Illyriens Reitern und Daciens:
15 Alle dem Zepter der Königin zinsbar,
Die Vindobonens saatenreiche Fluren
Und die belgischen Auen beherrscht,
Und der Bojohämen Gebirge
Und Hesperiens goldene Gärten;
20 Dieser erhabenen Fürstin,
Deren Wohlfahrt vom Ewigen
In sieben Sprachen erflehet wird;
Deren Heere, geführt vom Stab' Eugens,
Ehmals unbezwinglich, und jetzt
25 Verbunden waren mit Allen, die
Am Mäotischen, Kaspischen, Finnischen
Sunde wohnen, den rauhen
Samojeden und Ostiaken,
Und dem Tartar am Sangarfluß:
30 Einer Monarchin dienstbar, Einer,
Die den weiten Umkreis
Ihrer Welten nicht kennt.
Auch trat zu ihnen der Söhne Sarmatiens
Selbsterwählter König,
35 Und stellte seine Sachsen, ein treues Volk,
Mitten auf den Pfad des Siegers,
Unter eine Felsenburg.
Und die hohen Satrapen Germaniens
Fielen zahlreich dem Bunde bei.
40 Und die theuer erkauften Suenonen
Drangen aus dem beeisten Norden hervor:
Enkel der Helden, mit denen ein Jüngling
Europen und Asien schreckte.
Und Gallien, das an zwei Meeren thront,
45 Dessen Fahnen und Wimpel
Unter allen Himmeln wehn,
Ließ seinen Schwarm aus,
Gleich dem Heere schwirrender Grillen,
Die vor sich blühende Fluren,
50 Und hinter sich Wüsten sehn. —
Aber, Thalia, laß ab,
Die Flotten und Fußknecht' und Reiter zu zählen!
Friederich, so sage, bekriegt
Von scheelsüchtigen oder getäuschten,
55 Oder gezwungenen Fürsten,
Kehrte nach sieben blutigen Jahren
So mächtig zurück, als er auszog,
Nur an Ehre größer,
Und triumphirte nicht. —
60 Siehe! er lenkt unsern Ehrenbogen aus,
Und unsern goldbehängten Rossen,
Und besteigt den prahlenden Wagen nicht.
Denn sich selbst mit eines Gottes Zufriedenheit
Ansehn, ist der Triumphe
Allerhöchster; — und des Dichters 65
Allerhöchster Triumph ist,
Solchen König besingen.
Drum schweige nie Dein Lied von ihm, Dein Lied,
Stolzer als der Ceische
Und Thebanische Päan, 70
Keinem Golde feil,
Auch selbst dem seinigen nicht.
Und ob er auch dem Ehrenbogen
Von Deinen Händen auslenkt,
Und, nicht gewöhnt an Deine Töne, 75
Sein Ohr zu Galliens Schwänen neigt,
So singe Du doch den Brennussöhnen
Ihren Erretter, unnachgesungen.

VIII. An den römischen Kaiser, Joseph II.

1. Von Deinen Siegen, Cäsar Germaniens,
Singt mein gerechtes Loblied den ersten Sieg:
Wie Du, zu groß dem Eifergeiste,
Preußens erhabenen König aufsuchst,
2. In Landen aufsuchst, welche sein Schwert, sein Glück,
Sein Recht vom Erbe Deiner Erzeugerin
Getrennt, in ihm den weisen Vater
Ehrend, den biedersten Freund eroberst,
3. Und seiner Feldherrntugenden höchste Dir
Erstrebst, Dein weites Reich zu befestigen,
Ihn selber nimmer zu bekämpfen:
Josephs, des Völkererhalters Eidschwur.
4. O, Deiner Thaten erste strahlt herrlicher
In eines Gottes Augen, als Ilions
Und Babylons Eroberungen,
Oder die Schlachten der Zingiskane.
5. Geh nun in Deiner rühmlichen Laufbahn fort,
Und leuchte künftig (unter der glänzenden
Gekrönten Reihe Deiner Ahnherrn
Groß in den Künsten der Triumphirer,
6. In allen Friedenskünsten der größere,)
Gleich dieses Erdballs Sonne, bei tausenden
Des gränzelosen blauen Aethers
Sichtbar allein und allein erwärmend.

IX. Ino.

Wohin? wo soll ich hin?
Mein rasender Gemahl verfolgt mich. Ohne Retter
Irr' ich umher, so weit das Land mich trägt, und bin
Entdeckt, wohin ich irre. Keine Höhle,
Kein Busch, kein Sumpf verbirget mich, 5
Ha! nun erkenn' ich Dich,
Grausame Königin der Götter.

VII. 4. Romulischer Feinde — 6. Daß Dich, mit goldenen Städten und Schlachten — 7. 8. fehlen in der ersten Ausgabe. — 17. Und Austrasiens Auen — 18. Und der Bajonen Gebirge — 21. vom Himmel in — 22. Sieben rc. 27. Samojeden, den Ostiaken, — 49. Die vor sich her ein blühend Land — 67. Diesen König — 68. Drum schweige nie von ihm, mein Lied, — 70. Und der Th. — 73—75. Und ob er auch diesen Triumph verlenkt, — Und Deiner Töne nicht gewohnt,

VIII. 2. 1. welche sein Heldenschwert — 2. Von Deinem Erbreich hiebevor trennete; — 3. In ihm den weisen Vater ehrend — 4 Einen Dir ähnlichen Freund eroberst,

Ungöttliche Saturnia,
Wird Rachsucht Dich ewig entflammen?
10 Wer kann mein Mitleid verdammen?
Ich hab' ein Götterkind ernährt.
Du hast Dich an Semelen ja
Mit Jupiters Blitze gerochen:
Was hat die Schwester verbrochen?
15 War meine That des Todes werth?
Ungöttliche Saturnia,
Wird Rachsucht Dich ewig entflammen?
Wer kann mein Mitleid verdammen?
Ich hab' ein Götterkind ernährt.
20 O all' ihr Mächte des Olympus,
Ist kein Erbarmen unter Euch?
Hier schwankt' ich unter der geliebten Last,
Die mein zerfleischter Arm umfaßt;
Hier fliehet, dem gescheuchten Rehe,
25 Der aufgejagten Gemse gleich,
Des Kadmus königliche Tochter; springt
Von Klipp' auf Klippe, bringt
Durch Dorn und Hecken. — —
Nein, weiter nicht! hier muß ich ruhn;
30 Ich kann nicht höher klimmen . . . Götter!
Ach, rettet, rettet mich! ich sehe
Den Athamas! an seinen Händen klebt
Noch unsres Sohnes Blut.
Er eilt, auch diesen zu zerschmettern.
35 O Meer! o Erde! er ist da!
Ich hör' ihn schreien! er ist da!
Ich hör' ihn keichen! Jetzt ergreift er mich. — —
Du blauer Abgrund, nimm von dieser Felsenspitze
Den armen Melicertes auf!
40 Nimm der gequälten Ino Seele! — — —
Wo bin ich? o Himmel!
Ich athme noch Leben?
O Wunder! ich walle
Im Meere? mich heben
45 Die Wellen empor? —
O wehe mir! mein Sohn!
Ich leb', und ach! im Falle
Verlier' ich meinen Sohn.
Mein Schutzgott! mein Erretter!
50 Was hilft mir dieses Leben?
Ach! gib mir meinen Sohn!
O wehe mir! mein Sohn!
Er ist dem Arm entfallen;
Der Abgrund deckt ihn schon. — —
55 Ich seh' ihn! Ihr Götter!
Ihn küssen, ihn heben
Die Nymphen empor. —
Euch dank' ich dieß Leben,
Dieß bessere Leben?
60 Euch dank' ich den Sohn?
Ich seh' ihn — Ihr Götter! —
Sich höher erheben;
Kein Kind mehr, wie vor.
Wo sind wir? o Himmel?
65 Wir athmen? wir leben?
O Wunder! wir wallen
Im Meere? uns heben
Die Wellen empor? — — —
Ihr hängt um meine Schläfe zackige Korallen,
70 Und Perlen in mein Haar?
Ich dank' Euch, Töchter Doris! — Seht, o seht die Schaar
Der freudetrunknen blauen Götter!
Sie flechten Schilf und Lotosblätter
Um meines Sohnes Haar.
75 Wie gütig, wie vertraut empfanget Ihr
Zwei Sterbliche, wie wir!
Ihr gebt uns Eure Götterkränze
Und zieht uns mit Euch unter Eure Tänze. — — —
Ungewohnte Symphonieen
80 Schlagen mein entzücktes Ohr.
Panope! Dein ganzer Chor
Und die blasenden Tritonen
Rufen laut: „Leukothea
„Ist zur Göttin aufgenommen.
85 „Gott Palämon, sei willkommen!
„Sei gegrüßt, Leukothea!“ —
Meint Ihr mich, Ihr Nereiden?
Nehmt Ihr mich zur Schwester an?
Meint Ihr meinen Sohn, Ihr Götter?
90 Nehmt Ihr ihn zum Mitgott an?
Ihr allgütigen Erretter,
O! mein Dank soll nicht ermüden,
Weil mein Busen athmen kann.
Und nun? Ihr wendet Euch so schnell zurück?
95 Ihr eilt mit aufgehobnen Händen? — — Welch ein Blick!
Auf einem perlenhellen Wagen
Wird der Monarch der Wasserwelt
Hoch auf dem Saum der Fluth getragen.
Bis an den Himmel flammt der goldene Trident.
100 Ich höre seiner Rosse Brausen, sehe
Den Gott, den zweiten Gott der Götter. — —
Der Du mit Allmacht dieses Element
Beherrschest, o Neptun! — denn Deine
Güte erhielt mich; Deine Diener eilten vor Dir her,
105 Mir Dein Geschenk, die Gottheit, anzutragen —
Ist hier Dein Aufenthalt, mein König? oder brachten
Die Räder Deines Wagens Dich
In diesen inselvollen Sund,
Mich selbst in Dein Gefolg', in Deinen Schutz zu nehmen?
110 Ach! ewig soll mein Dank,
Mit jeder Sonne soll mein lauter Lobgesang
Von allen Wellen wiederhallen.
Tönt in meinen Lobgesang
Wellen, Felsen und Gestade!
115 Sagt dem guten Gotte Dank!
Heil dem Gotte, dessen Gnade
Dich zur Göttin auserſah,
Selige Leukothea!
Tochter der Unsterblichkeit!
120 In die tiefste Meereshöhle
Senke Dein gehäuftes Leid.

IX. 26. Die königliche Tochter Kadmus; — 29. Nein, weiter komm' (kann) ich nicht; — 33. Noch seines Sohnes — 46—63. O wehe! mein Sohn! — Er ist mir im Falle — Den Armen entflohn. — — Mitleidiger Retter, — Was hilft mir mein Leben? — Ach! gib mir den Sohn! — O wehe, mein Sohn! — Er ist mir entfallen! — Er ist mir entflohn! — — Ich sah ihn, Ihr Götter! — Von Nymphen umgeben! — Stolz ragt er hervor. — — Wem dank' ich dieß Leben? — Dieß beßre Leben? — Wem dank' ich den Sohn? — — Ich sah ihn von Göttern — Und Nymphen umgeben: Stolz ragt er hervor. — 103—109. o Neptun, mein König! tragen — Die Räder Deines Wagens Dich — In diesen inselvollen Sund und lassen — Den Sonnenwagen hinter sich, — Mir meine Gottheit anzusagen? —

Deine qualentladne Seele
Labe mit Ambrosia.
Tönt in meinen Lobgesang,
125 Wellen, Felsen und Gestade!
Sagt dem guten Gotte Dank!
Heil dem Gotte, dessen Gnade
Dich zur Götin auserſah,
Selige Leukothea!

Johann Peter Uz.

I. Ermunterung zum Vergnügen.

1. Wird stets Dein Stolz der falschen Hoffnung trauen,
Die Dich mit Träumen unterhält,
Und in der Luft manch glänzend Schloß erbauen,
Das plötzlich ohne Spur zerfällt?
2. Die Hoffnung träumt, was nie vielleicht geschiehet,
So hitzig wir ihm nachgestrebt:
Indessen flieht, und ungekannt entfliehet
Die Freude, die uns nahe schwebt.
3. Die Rasen hier, die weiches Gras bedecket,
Und über die zu freier Luft
Sich schattenreich die breite Linde strecket,
Erwarten Dich an meiner Brust.
4. Hier laß uns, Freund, bei Wein und Liedern liegen:
Wie süß ist's, von Lyäen glühn!
Auf! hol' ihn her! ihm folge das Vergnügen,
Und eitle Sorge müsse fliehn!
5. Denn tiefe Nacht deckt vor uns her die Tage,
Die jeder noch durchwandern wird:
Ich schleiche fort, bereit zu Lust und Plage,
Gleich Einem, der im Nebel irrt.
6. Wie Schritt vor Schritt die schwarze Wolke fliehet,
Entdeckt sich ihm bald öder Sand,
Der, unerfrischt von kalten Quellen glühet,
Nur dürres unfruchtbares Land.
7. Bald aber wird sein frohes Lied erschallen,
Wenn auf die Mühe kurzer Zeit
Am klaren Bach ein Wald voll Nachtigallen
Ihm angenehme Schatten beut.

II. Der Mai.

1. Der holde Mai hat endlich obgesiegt,
Und Boreas muß lauem Weste weichen:
Der laue West lockt Floren, wo er fliegt,
Ihm brünstig lächelnd nachzuschleichen.
2. Laß uns den Wald, wo jetzt manch spielend Reh
Durch Büsche rauscht, laß uns die grünen Buchen
Und Feld und Bach und den bethauten Klee,
O Freund, auch wiederum besuchen!
3. Bewölket noch der Unmuth unsern Blick,
Da überall Natur und Erde lachen?
Sei auch vergnügt, und laß das wilde Glück
Die Zeiten mehr als eisern machen!
4. Es zieh' uns aus, was ihm an uns gehört,
Und werf' im Schlaf dem ihm verkauften Schwarme
Die Güter zu, durch die er sich entehrt!
Nackt' flieh' ich in der Weisheit Arme.
5. Es bleibt mir doch der stets zufriedne Sinn
Und Muths genug, mein Glück in mir zu suchen,
Und edler Stolz, auch wenn ich niedrig bin,
Unedle Tücke zu verfluchen.
6. Es bleibt mir auch, vom Zufall unentwandt,
Das Saitenspiel der griechischen Camöne,
Das, trotz dem Glück, ich mit gebundner Hand
Zu feigem Schmeicheln nicht verwöhne.

III. Die Grotte der Nacht.

1. Wohin wird mein Gesang verschlagen?
Der Ozean ist voller Gluth;
Denn Titan kömmt; sein strahlenreicher Wagen
Schwebt feurig über blauer Fluth;
2. Indessen auf bethauten Schwingen
Die braune Nacht entlassen flieht,
Und Nymphen sie zu ihrer Grotte bringen,
Die kein unheilig Auge sieht.
3. Wird meinem Blick im tiefsten Meere
Dort ihre Herrschaft aufgethan?
Es trennen sich erschrockner Schatten Heere:
Sie machen mir entfliehend Bahn.
4. O Ruh! o welch ein heilig Schweigen
Beherrscht ihr schattiges Revier!
Kein Vogel schwatzt auf düstrer Ulmen Zweigen:
Der muntre West entschlummert hier.
5. Ein zitternd Schimmern bleicher Kerzen
Erleuchtet ihren dunkeln Sitz,
Wo rings umher die leichten Träume scherzen,
Geflügelt, wie der schnelle Blitz.
6. Von welchem angenehmen Kinde
Kömmt hier der schöne Morgentraum?
Seht! Phantasus hüllt sich in rauhe Rinde,
Und grün beblättert, als ein Baum.
7. Nun, da in junger Nymphen Händen
Gedämpfter Saiten Scherz erklingt,
Ertönt ein Lied von muschelreichen Wänden,
Das Eine der Najaden singt.
8. Geneuß die Ruhe, die Du zeugest,
O Göttin, singt sie, holde Nacht!
Der Lärm entschläft, wann Du zum Himmel steigest,
Und nur der Progne Schwester wacht.
9. Wie leise gehn in feuchten Büschen
Die Winde durch den finstern Hain!
Die Ruhe will, was Odem schöpft, erfrischen:
Doch können Menschen ruhig sein?
10. Umsonst sind ihre müden Glieder
Auf Sidons Purpur hingestreckt,
Wann Mitternacht mit schweigendem Gefieder
Den Marmor der Paläste deckt.

11. Umsonst sind schwanenweiche Betten
Bei stürmischer Begierden Wuth:
Der kranke Geist schleppt seine Sklavenketten
Stets ohne Ruh, wann Alles ruht.
12. Der Mensch flieht von beblümten Pfaden,
Wo ihm die stille Freude winkt:
Das Gute selbst mißbraucht er sich zum Schaden:
Zu Gift wird Nektar, den er trinkt.
13. Wann Tantalus im höchsten Glücke
Selbst an der Götter Tafel sitzt,
Denkt nicht sein Herz auf schwarze Bubenstücke,
Noch da ihn Himmelstrank erhitzt?
14. Fern von Olymps gestirnter Schwelle
Verbannt ihn Jupiters Entschluß:
Unseliger! ihn peinigt eine Hölle,
Mehr Hölle, denn der Tartarus.
15. Sein Reichthum wird ihm zum Verdrusse,
Zum Qualgepränge des Gesichts:
Er hungert, arm in vollem Ueberflusse,
Hat Alles, und genießet Nichts.

IV. Empfindungen an einem Frühlingsmorgen.

1. O welche frische Luft haucht vom bebüschten Hügel!
Welch angenehmer West durchzieht
Mit rauschendem bethauten Flügel
Dieß holde Thal, wo Alles grünt und blüht!
2. Hier, wo die Grazien sich ihre Blumen holen,
Hier seh' ich, wie der Morgen lacht,
Der unter duftenden Violen
Und beim Gesang der Vögel aufgewacht.
3. Wie blitzt der junge Klee vom farbenreichen Thaue!
Wie himmlisch lächelt die Natur,
Wohin ich voll Bewund'rung schaue,
Dort im Gesträuch und hier auf grüner Flur!
4. Die ganze Schöpfung zeugt von weiser Güte Händen;
Mit Schönheit pranget unsre Welt:
Muß nur der Mensch die Schöpfung schänden,
Der sich so gern für ihre Zierde hält?
5. Der Mensch darf sich nur sehn, damit er sich nicht brüste,
Wie, an der Thorheit Brust gesäugt,
Er sich im Taumel wilder Lüste
Bald lächerlich und bald abscheulich zeigt.
6. Um Tand und Puppenwerk vertauscht er seine Rechte
Zu glänzender Unsterblichkeit,
Erniedrigt sich zum Thiergeschlechte,
Sucht kurze Lust, und findet ewig Leid.
7. Ein denkendes Geschöpf kann so verderblich wählen?
War ihm kein beff'res Loos bestimmt?
Herrscht solche Finsterniß in Seelen,
In welchen doch der Gottheit Funke glimmt?
8. Doch dieser Funke glimmt in Tausenden vergebens,
Und wird von Leidenschaft und Wahn
Verdunkelt im Gewühl des Lebens,
Noch eh' er sich hellschimmernd kundgethan;
9. Wie, wann die Sonne kaum dem Ocean entfliehet,
Des dunkeln Mondes Zwischenlauf
Ihr flammend Antlitz uns entziehet:
Um ihren Thron steigt schwarzes Dunkel auf.
10. Die Vögel hemmen schnell die angefang'nen Lieder:
Der halbverirrte Wandrer bebt,
Indeß mit schreckendem Gefieder
Die frühe Nacht um Erd' und Himmel schwebt;
11. Bis Titan's froher Blick nach überwund'nen Schatten
Jetzt wieder unverfinstert strahlt,
Und in den aufgehellten Matten
Um Floren lacht, und ihre Blumen malt:
12. So strahlet unser Geist mit angebornem Lichte
Durch dicke Finsterniß hervor,
Wann vor der Weisheit Angesichte
Die Nebel fliehn, worin er sich verlor.
13. Geh' auf mit vollem Tag, und herrsch' in Glanz und Ehre,
Und herrsch', o Weisheit, unbegränzt
Von einem bis zum andern Meere,
Wo Menschen sind, und unsre Sonne glänzt!
14. Wie lang soll Finsterniß den Erdkreis überziehen?
Es müsse, wer im Schatten sitzt,
Auf Deine lichten Höhen fliehen,
Wo Klarheit ihm in Aug' und Seele blitzt!
15. Die Seele, die alsdann kein äuß'rer Schmuck betrüget,
Dringt in das nackte Wesen ein,
Und was beständig sie vergnüget,
Muß edel, groß, muß ihrer würdig sein.
16. Sie suchet nicht ihr Glück in schimmerreichen Würden,
In Ehre, Gold und ekler Pracht,
Nicht bei den thierischen Begierden,
Durch die ein Geist sich Thieren ähnlich macht.
17. Sie sucht und findet es in reiner Tugend Armen,
Die sich für Andrer Wohl vergißt,
Und, reich an göttlichem Erbarmen,
Vom Himmel stammt, und selbst ein Himmel ist.

V. Vertrauen auf Gott.

1. Gott, unter Deinem Schutz, was sollt' in bösen Tagen,
Was sollt' ich fürchten in Gefahr?
Wer Dir vertraut, darf nicht verzagen:
Du hilfst ihm wunderbar.
2. Er geht, wann über ihm die Wolken Flammen speien,
Getrost an Deiner Vaterhand,
Getrost durch dürre Wüsteneien
Und brennend heißen Sand;
3. Getrost in kranker Luft und mitten unter Leichen,
Wann wüthend ringsumher der Tod
Auf schwarzen Flügeln fauler Seuchen
Ein schnell Verderben droht.
4. Er traut auf Deinen Schutz mit ruhigem Gewissen
Bei giftiger Verläumdung Wuth,
Und tritt mit unerschrocknen Füßen
Auf ihre Natternbrut.
5. Wenn David auf der Flucht vor schnaubenden Tyrannen

Durch grauenvolle Wüsten strich,
Und seine Füße kaum entrannen
Dem finstern Wütherich;
6. Wenn wider ihn vereint die Feinde Gottes stritten,
Wenn ihn sein Kind vom Throne stieß,
Und, taub bei seines Königs Bitten,
Ganz Salem ihn verließ;
6. So sang er glaubensvoll in seiner Harfe Saiten:
Jehovah, meine Zuversicht!
Und Du, Jehovah, halfst ihm streiten:
Nun unterlag er nicht.

VI. Gott im Ungewitter.

1. Du Schrecklicher, wer kann vor Dir
Und Deinem Donner stehn?
Der Herr ist groß! Was trotzen wir?
Er winkt, und wir vergehn.
2. Er lagert sich in schwarzer Nacht;
Die Völker zittern schon:
Geflügeltes Verderben wacht
Um seinen furchtbar'n Thron.
3. Rothglühend schleudert seine Hand
Den Blitz aus finst'rer Höh',
Und Donner stürzt sich auf das Land,
In einem Feuersee:
4. Daß selbst der Erde fester Grund
Vom Zorn des Donners bebt,
Und was um ihr erschüttert Rund
Und in der Tiefe lebt.
6. Den Herrn und seinen Arm erkennt
Die zitternde Natur,
Da weit umher der Himmel brennt
Und weit umher die Flur.
7. Wer schützt mich Sterblichen, mich Staub,
Wenn, der im Himmel wohnt,
Und Welten pflückt, wie dürres Laub,
Nicht huldreich mich verschont?
8. Wir haben einen Gott voll Huld,
Auch wenn er zornig scheint:
Er herrscht mit schonender Geduld,
Der große Menschenfreund!

VII. Das bedrängte Deutschland.

1. Wie lang zerfleischt mit eigner Hand,
Germanien sein Eingeweide?
Besiegt ein unbesiegtes Land
Sich selbst und seinen Ruhm zu schlauer Feinde Freude?
2. Sind, wo die Donau, wo der Main,
Voll fauler Leichen langsam fließet,
Wo um den rebenreichen Rhein
Sonst Bacchus fröhlich ging, und sich die Elb' ergießet;
3. Sind nicht die Spuren unsrer Wuth
Auf jeder Flur, an jedem Strande?
Wo strömte nicht das deutsche Blut?
Und nicht zu Deutschlands Ruhm, nein, meistens ihm zur Schande.
4. Wem ist nicht Deutschland unterthan?
Es wimmelt stets von zwanzig Heeren:
Verwüstung zeichnet ihre Bahn,
Und was die Armuth spart, hilft Uebermuth verzehren.
5. Vor ihnen her entflieht die Lust,
Und in den Büschen, in den Auen,
Wo vormals an geliebter Brust
Der satte Landmann sang, herrscht Einsamkeit und Grauen.
6. Der Adler sieht entschlafen zu,
Und bleibt bei ganzer Länder Schreien
Stets unerzürnt in träger Ruh',
Entwaffnet und gezähmt von falschen Schmeicheleien.
7. O Schande! sind wir Euch verwandt,
Ihr Deutschen jener bessern Zeiten,
Die feiger Knechtschaft eisern Band,
Mehr, als den härtsten Tod im Arm der Freiheit, scheuten?
8. Wir, die uns kranker Wollust weihn,
Geschwächt vom Gifte weicher Sitten,
Wir wollen derer Enkel sein,
Die rauh, doch furchtbarfrei für ihre Wälder stritten?
9. Die Wälder, wo ihr Ruhm noch jetzt
Um die bemoosten Eichen schwebet,
Wo einst, von Eintracht unterstützt,
Ihr ehrner Arm gesiegt, und Latium gebebet?
10. Wir schlafen, da die Zwietracht wacht,
Und ihre bleiche Fackel schwinget,
Und, seit sie uns den Krieg gebracht,
Ihm stets zur Seite schleicht, von Furien umringet.
11. Ihr Natternheer zischt uns um's Ohr,
Die deutschen Herzen zu vergiften,
Und wird, kömmt ihr kein Hermann vor,
In Hermanns Vaterland ein schmählich Denkmal stiften.
12. Doch, Muse, wage nicht zu viel!
Verlaß bei so verderbten Zeiten
Alcäens krieg'risch Saitenspiel
Das die Tyrannen schalt, und scherz' auf sanftern Saiten!

VIII. Die wahre Größe.

1. In meinen Adern tobt ein juvenalisch Feuer;
Der Unmuth reichet mir die scharfgestimmte Leier:
Maßt sich des Pöbels Wahn
Das Urtheil nicht von großen Seelen an?
2. Sei Richter, liebster Gleim! der Pöbel soll nicht richten,
O Du, der jedes Herz mit reizenden Gedichten
Nach Amors Willen lenkt,
Der schalkhaft scherzt, und frei und edel denkt!
3. Ein Mann, der glücklich kühn zur höchsten Würde flieget,
Und, weil er Sklaven gleich, vor Großen sich geschmieget,
Nun, als ein großer Mann,
Auch endlich selbst in Marmor wohnen kann;
4. Der heißt bei'm Pöbel groß, da ihn sein Herz verdammet,
Und wenn der Bürger Gold auf seinem Kleide flammet,
So sieht die Schmeichelei
Vor Schimmer nicht, wie klein die Seele sei.

5. Soll seines Namens Ruhm auf späte Nachwelt grünen?
Dem Staate dient er nur, sich Schätze zu verdienen:
Bereichert ein Verrath,
So, zweifle nicht, verräth er auch den Staat.
6. Der Absicht Niedrigkeit erniedrigt große Thaten:
Wem Geiz und Ruhmbegier auch Herkuls Werke rathen,
Der heißt vergebens groß:
Er schwingt sich nie vom Staub des Pöbels los.
7. Zeuch, Alexander, hin bis zu den braunen Scythen;
Irr' um den trägen Phrat, wo heißre Sonnen wüthen,
Und reiß' Dein murrend Heer
Zum Ganges hin bis an's entfernte Meer!
8. Du kämpfest überall, und siegest, wo Du kämpfest,
Bis Du der Barbarn Stolz, voll größern Stolzes dämpfest,
Und die verheerte Welt
Vor ihrem Feind gefesselt niederfällt.
9. Verkenne Menschlichkeit und menschliches Erbarmen!
Von Deinem Haupte reißt auch in des Sieges Armen
Der Tugend rauhe Hand
Die Lorbeern ab, die Ehrsucht ihr entwandt.
10. Mit Lorbeern wird von ihr der beßre Held bekränzet,
Der für das Vaterland in furchtbarn Waffen glänzet,
Und über Feinde siegt,
Nicht Feinde sucht, nicht unbeleidigt kriegt;
11. Der Weise, der voll Muths, wenn Aberglaube schrecket,
Und Wahn die halbe Welt mit schwarzen Flügeln decket,
Allein die Wahrheit ehrt,
Und ihren Dienst aus reinem Eifer lehrt;
12. Der ächte Menschenfreund, der bloß aus Menschenliebe,
Die Völker glücklich macht, und gern verborgen bliebe,
Der nicht um schnöden Lohn,
Nein, göttlich liebt, wie Du, Timoleon!
13. Zu Dir schrie Syrakus, als unter Schutt und Flammen
Und Leichen, die zerfleischt in eignem Blute schwammen,
Der wilde Dionys
Sein eisern Joch unleidlich fühlen ließ.
14. Du kamst, und stürztest ihn zum Schrecken der Tyrannen,
Wie, wann ein Wintersturm die Königin der Tannen
Aus starken Wurzeln hebt,
Von ihrem Fall ein weit Gebirge bebt.
15. Durch Dich ward Syrakus der Dienstbarkeit entzogen,
Und sichrer Ueberfluß und heitre Freude flogen
Den freien Mauern zu:
Held aus Korinth, was aber hattest Du?
16. Allein die edle Lust, ein Volk beglückt zu haben:
Belohnung beßrer Art, als reicher Bürger Gaben!
Du Stifter güldner Zeit,
Der Hohheit werth, erwähltest Niedrigkeit.
17. Doch Dein gerechtes Lob verewigt sich durch Lieder,
Nachdem die Ehre Dich auf glänzendem Gefieder
Den Musen übergab:
Noch schallt ihr Lied in Lorbeern um Dein Grab.

IX. An die Deutschen.

1. Ihr Deutschen, die an Ruhm berühmtern Vätern weichen,
Verlangt Ihr groß zu sein, so müßt Ihr ihnen gleichen,
Nicht an der alten Rauhigkeit;
Die Heldentugend jener Zeit
Ruht nicht auf ungeschlachten Sitten,
Auf nackter Armuth, nackten Hütten.
2. In Freundschaft, Redlichkeit und ehrnem Muth im Streite,
Der jeden Tropfen Bluts dem Vaterlande weihte,
Und jener unbewegte Sinn,
Der, taub zu niedrigem Gewinn,
Allein der Ehre Stimme kannte,
Für Vaterland und Freiheit brannte:
3. Das machte Deutschland groß; das eifert nachzuahmen,
So seid Ihr deutscher Art, nicht bloß aus deutschem Samen.
Ihr starrt? ihr zittert und erbleicht?
Warum irrt Euer Blick verscheucht?
Die Ahnung hat mich nicht betrogen;
Zu Sklaven werdet ihr erzogen.
4. O unsrer Schande Quell, Erziehung deutscher Jugend!
Wer pflanzt in ihre Brust Empfindungen der Tugend
Und Liebe für das Vaterland,
Die unserm Hermann Lorbeern wand?
Wer bildet ihre jungen Seelen,
Noch ehe sie das Laster wählen?
5. Man bildet nur den Leib: der Jüngling lernt gefallen,
Lernt freien Tanz und Spiel, in fremder Sprache lallen,
Und buhlen, eh' er mannbar ist,
Betrügen, die er kaum geküßt,
Und seinen Hals zu schlauen Tücken
Im Joche weicher Sitten bücken.
6. Zur Ueppigkeit verwöhnt, wie kann er edel denken?
Wie soll er sich als Mann zur strengen Tugend lenken?
Und wird er, seiner Pflicht getreu,
Im Schooße fauler Schwelgerei
Nie mit erkauften Uebelthaten
Des Vaterlandes Wohl verrathen?
7. Entkräftet vor der Zeit in Amors Myrthensträuchen,
Baut er die Nachwelt an mit Kindern, die ihm gleichen,
An einer gleichen Gattin Brust,
Die, sorglos unter eitler Lust,
Nur Putz und stolzen Aufwand liebet,
Und ihren Witz beim Spieltisch übet.
8. Aus beff'rer Eltern Schooß entsprangen jene Helden,

Von deren hellem Ruhm des Nachruhms Bücher melden,
Die, keinem Weltstrich unbekannt,
Als Geißeln in des Schicksals Hand
An Rom, das feige Laster schwächten,
Der halben Erde Knechtschaft rächten.

9. Ein männliches Geschlecht, stark, Alles zu ertragen,
Gleich streitbar, wann der Süd in trägen Sommertagen,
Die Wüste Lybiens verließ,
Und wenn der alte Nordwind bließ,
Und seine furchtbarn Flügel stürmten,
Die Schnee auf Schnee verderblich thürmten!

10. Zu welchem Wechsel ist der Völker Glück verdammet!
Ein unberühmtes Volk, das rauher Muth entflammet,
Macht sich der Erde fürchterlich,
Wird üppig und entkräftet sich,
Und fällt nach kurzgenoß'nem Glücke
Schnell in sein erstes Nichts zurücke.

X. Das Erdbeben.

1. Die Erde hat gebebt, und ihr geborst'ner Grund
Hat eine Königsstadt verschlungen:
Noch härt're Trübsal droht dem armen Erdenrund
Von schwärmender Propheten Zungen;

2. Wie vom bemoosten Dach, wenn Finsterniß der Nacht
Die schlummernden Gefilde decket,
Der Uhu Klagen heult: die bange Stadt erwacht,
Vom grauen Vorurtheil gewecket.

3. Auf Schwanenfedern horcht die Wollust, und erschrickt,
Und kalter Schweiß näßt ihre Glieder:
Der sorgenvolle Geiz, auch schlafend unerquickt,
Bebt heut', und wuchert morgen wieder.

4. Propheten wimmeln stets zur trüben Zeit hervor;
Der leichte Pöbel glaubt, er zittert,
Wie dürres Laub im Herbst und wie das schwache Rohr
Der Flügel eines Wests erschüttert.

5. O Musen, die ihr einst im Frühling meiner Zeit
Die deutsche Leier mich gelehret,
In Euerm Lorbeerhain zum Dichter mich geweiht,
Und mit Ambrosia genähret!

6. Zufrieden dank' ich Euch, daß immer gleiche Lust
Noch hell in meiner Seele scheinet,
Und Euer stiller Freund nicht an der Thorheit Brust
Nach Phantasien lacht und weinet.

7. Laßt Ihr zu aller Zeit mein Antlitz heiter sein,
Nicht bloß in sonnenvollen Tagen,
Wann mich die Freude sucht, und Saitenspiel und Wein
Die Wolken vor mir her verjagen;

8. Da, wo im kühlen Thal die kleine Nachtigall
Bald singend über mir verweilet,
Bald an der Quelle seufzt, die, reiner als Krystall,
Geschwätzig über Kiesel eilet.

9. Es müss' auf meiner Stirn, wann schon die Erde bebt,
Der göttliche Gedanke schimmern,
Daß Tugend glücklich ist, und meine Seele lebt
Auch unter ganzer Welten Trümmern.

XI. An Herrn Kanonikus Gleim.

1. Die Kriege Friedrichs, und wie mit stolzen Schwingen
Der Sieg an seiner Seite glänzt,
Wird Kleist, mit Lorbeern selbst bekränzt,
Zu seiner kühnern Leier singen.

2. Mein schüchtern Saitenspiel sträubt in verwöhnten Händen,
O Gleim, sich wider kriegrisch Lob,
Und traurt, seit Zwietracht sich erhob,
Und Helden edles Blut verschwenden.

3. Die deutsche Muse soll nicht jauchzen, sondern klagen;
Denn Deutschland fühlt der Waffen Wuth:
Mars donnert wild einher, und Blut
Umfließet seinen ehrnen Wagen.

4. Gewaltige der Welt, Ihr führet mit Entzücken
Das rauschende Verderben an,
Und Euer lächelnd Auge kann
Die Furien des Kriegs erblicken?

5. Seht! Eures Volkes Blut raucht strömend von der Erden:
Ach! dieß betrogne Volk ergab
Sich unter Euren Hirtenstab,
Geweidet, nicht gewürgt zu werden.

6. Der Vater seines Lands, und blieb er auch verborgen,
Ist nicht geringer, als der Held:
Die Sorgen um das Glück der Welt
Sind wahre königliche Sorgen.

7. Macht Euer Land beglückt, anstatt es zu vergrößern!
Ermuntert mit verdientem Preis
Die scheue Wissenschaft, den Fleiß,
Und sucht die Sitten zu verbessern!

8. Sucht ungebautes Land in Auen umzuschaffen!
Mit rächender Gerechtigkeit
Wacht für der Unschuld Sicherheit,
Und schützt sie mit gerechten Waffen;

9. So wartet einst auf Euch der Name guter Fürsten,
So strahlt mit Eurem schönern Ruhm
Der Ehre lichtes Heiligthum
Vor denen, die nach Ländern dürsten.

5. Umsonst! Sie hören nicht der frommen Muse Klagen;
Sie wollen Krieg, und nun bereits
Brüllt weit umher die Wuth des Streits
Und alle Nationen zagen.

XII. An die Freiheit.

1. Du, die den nackten Wilden
In Wäldern glücklich macht,
Und unter königlicher Pracht
Noch in Britanniens Gefilden
Vom güldnen Thron gebeut
Im Schooße stolzer Sicherheit!

2. Du Mutter wahrer Freuden
Nicht bloß im Ueberfluß,
O Freiheit, unter deren Fuß
Auch Felsen und verbrannte Heiden
Von ungewohntem Grün
Und tausend Blumen duftend blühn!

3. Erstaunte Völker melden
Die Wunder Deiner Hand;
Du schmückest ein geliebtes Land
Mit Patrioten, Weisen, Helden:
Derselben Arm und Rath
Sind ehr'ne Mauern um den Staat.

4. Beseelt von Deinem Feuer,
Denkt jeder Bürger groß:
Die Muse flieht in Deinen Schooß,
Und ihre hochgestimmte Leier
Tönt göttlichen Gesang,
Wie sonst am Tiberstrom erklang.

5. Doch träg' in dunkler Höhle
Liegt feige Sklaverei:
Sie lähmt im Joch der Tyrannei
Die kühnen Schwingen uns'rer Seele,
Und tödtet alle Lust
Zum wahren Ruhm in uns'rer Brust.

6. Sie hat des Menschen Leben,
Und was ihm heilig heißt,
Und seinen freigebornen Geist
Der frechen Willkühr preisgegeben,
Die unser Blut vergießt,
Wie Wasser, das am Wege fließt.

7. Gib, Göttin, Deinen Freunden,
Den Alemannen, Muth;
Wie? Eigennutz und blinde Wuth
Verrathen uns verschmitzten Feinden?
Spricht uns ein Fremder schon
In unsern festen Städten Hohn?

8. Die Fesseln kühn zerbrechen,
Ist nicht mehr deutsche Pflicht?
Wie wird von uns'rer Schande nicht
Die Nachwelt einst erröthend sprechen,
Und zürnen, wann sie hört,
Daß Deutschland seine Feinde nährt;

9. Wo seine Fürsten wohnten,
Nun einsam Elend ist,
Und räuberische Flamme frißt,
Was Geiz und Plünderung verschonten,
Bis Deutschland keine Stadt,
Nur seiner Städte Leichen hat!

10. So tief sind wir gesunken:
Wer diese Frevel sieht,
Und nicht von edlem Unmuth glüht,
Hat der an deutscher Brust getrunken?
Mit nahem Joch bedroht,
Scheut ein Germanier den Tod?

XIII. Der Patriot.

1. Von allen Helden, die der Welt
Als ewige Gestirne glänzen,
Vor jenen Tausenden, die Ruhm und Sieg bekränzen,
O Patriot, bist Du mein Held;

2. Der Du, von Menschen oft verkannt,
Dich ganz dem Vaterlande schenkest,
Nur seine Leiden fühlst, nur seine Größe denkest,
Und lebst und stirbst für's Vaterland!

3. Umsonst sucht von der Tugend Bahn
Der Eigennutz Dich zu verdrängen,
Und führet wider Dich mit Jauchzen und Gesängen
Die lockende Verführung an;

4. Und ihr Gefolg, die güld'ne Pracht,
Den stolzen Reichthum mit der Ehre
Im purpurnen Gewand und einem Freudenheere,
Das um die süße Wollust lacht.

5. Siegprangender, als Cäsar war,
Schlägt sich durch diesen furchtbarn Haufen
Die große Seele durch, mit Gold nicht zu erkaufen,
Nicht zu erschüttern durch Gefahr.

6. Denn wie ein Fels, der unbewegt,
Wann Wogen sich auf Wogen thürmen,
Im Oceane steht, und ruhig in den Stürmen,
Den ganzen Zorn des Himmels trägt;

7. So stehest Du mit festem Muth,
Und trotzest ohne Freund, verlassen,
Dem Grimm der Mächtigen, der Bösen, die Dich hassen,
Und ihrer ungerechten Wuth.

8. Das Vaterland beglückt zu seh'n,
Ist Dir die göttlichste der Freuden,
Ist Dir Ambrosia, selbst in dem härtsten Leiden,
Wann Bürger Dich undankbar schmäh'n;

9. Bis Dich der Himmel wieder ruft,
Die lichte Wohnung wahrer Helden,
Und, wer Du warest, einst des Volkes Thränen melden,
Verströmt um Deine stille Gruft.

10. Unrühmlich, unbeweint im Tod,
Vermodern in vergeß'nen Höhlen
Die Bürger schlimmer Art, in deren kleinen Seelen
Nur nied'rer Eigennutz gebot.

11. Die Schändlichen! das Vaterland,
Das ihnen, was sie hatten, Leben,
Ruh', Ehr' und Ueberfluß mit milder Huld gegeben,
Erfuhr des Unglücks rauhe Hand.

12. Und rief sie auf, voll Zuversicht
Bei diesen dringenden Gefahren,
Laut jammernd und bethränt, mit wild zerstreuten Haaren
Zum Beistand, und erhielt ihn nicht.

13. Undankbar wichen sie zurück,
Benützten den erzürnten Himmel
Zu niedrigem Gewinn, und dachten im Getümmel
Nur sich und ihres Hauses Glück.

14. Ihr Haus entflieht der Rache nicht,
Die endlich den Verbrecher findet:
Was mit verruchter Hand ein Bösewicht gegründet,
Zerstört ein and'rer Bösewicht.

15. Des Bürgers Glück blüht mit dem Staat,
Und Staaten blühn durch Patrioten:
Athen besiegten Stolz und Eigennutz und Rotten,
Noch eh' es Philipps Ehrsucht that.
16. Und so fiel Rom, die Königin
Der Könige von allen Zonen,
Gestürzt von ihrem Thron, und ihre güldnen Kronen
Nahm ein erkaufter Barbar hin.
17. Oft, wann in schauervoller Nacht
Ihr Schutzgeist ihren Schutt umflieget,
Stillseufzend übersieht, wie Rom im Staube lieget,
In Trümmern seiner alten Pracht,
18. Und dann die großen Thaten denkt,
Die sein geliebtes Volk vollbrachte,
So lang für's Vaterland der Bürger Liebe wachte,
Von grauer Weisheit sanft gelenkt;
19. Als, taub für Silber und Verrath,
Ein Curius und Scipione
Und die Fabricier und männlichen Catone
Noch lebten für den freien Staat:
20. Dann klagt er laut, sie sind nicht mehr:
Des Kolosseums öde Mauern
Beginnen rund umher antwortend mitzutrauern,
Tiefbrausend, wie ein stürmisch Meer.
21. Sie sind nicht mehr, und Rom starb nach:
Erhoben durch die Patrioten,
Fiel mein geliebtes Rom, als allen Bürgerrotten
Ein patriotisch Herz gebrach;
22. Daß dieser Fall der großen Stadt
Die sichern Völker warnend lehre,
Der größte Staat sei schwach, der ungezählte Heere,
Doch keine Patrioten hat.

XIV. Auf den Tod des Majors von Kleist.

1. Auch Kleist ist hin — Laßt weit herum erschallen,
Ihr Musen, um den Oderstrand:
Ein Edler ist im Streit gefallen,
Im Streit für's Vaterland.
2. Sein Heldenblut floß auf die güldne Leier,
Die sonst in seiner Hand erklang,
In die mit kriegerischem Feuer
Er nur von Tugend sang.
3. Kleist ist nicht mehr — Laßt weit herum erschallen,
Ihr Musen, durch die bange Welt:
Der Musen Liebling ist gefallen,
Ein Menschenfreund und Held.
4. Der Freundschaft Schmerz, die mit bestäubten Haaren
Stumm über seiner Urne weint,
Rührt auch die Feinde: selbst Barbaren
Beklagen einen Feind.
5. Doch ewig Lob erwartet große Seelen,
Die, nur für wahren Ruhm entbrannt,
Den schönen Tod der Helden wählen,
Den Tod für's Vaterland.
6. Sie fliehn empor, und werden aufgenommen
In Hütten der Glückseligkeit,
Wo Gustav Adolf hingekommen,
Das Wunder jeder Zeit.
7. Dort ist auch Kleist: hoch über unserm Grame
Und über Sternen geht der Held
Und Graf Schwerin (ein großer Name!)
Mit Keit und Winterfeld.
8. Auf Friedrich sehn die Helden Friedrichs nieder
Bewundernd mit besorgtem Blick,
Und flehn für ihn und ihre Brüder
Um Leben und um Glück.
9. Sie flehn zu Gott um Frieden für die Erde,
Damit in Ketten ew'ger Nacht
Die Furie gefesselt werde,
Die Deutschland wüste macht;
10. Und bis ihr einst Der, dem die Himmel dienen,
Der Gott des Donners widersteht,
Noch unter brennenden Ruinen
Und über Leichen geht.

XV. Theodicee.

1. Mit sonnenrothem Angesichte
Flieg' ich zur Gottheit auf: ein Strahl von ihrem Lichte
Glänzt auf mein Saitenspiel, das nie erhabner klang.
Durch welche Töne wälzt mein heiliger Gesang,
Wie eine Fluth von furchtbarn Klippen,
Sich strömend fort, und braust von meinen Lippen!
2. Ich will die Spötter niederschlagen,
Die vor dem Unverstand, o Schöpfer, Dich verklagen:
Die Welt verkündige der höhern Weisheit Ruhm!
Es öffnet Leibnitz mir des Schicksals Heiligthum,
Und Licht bezeichnet seine Pfade
Wie Titans Weg vom östlichen Gestade.
3. Die dichte Finsterniß entweiche,
Die aus dem Acheron vom stygischen Gesträuche
Mit kaltem Grausen sich auf meinem Wege häuft,
Wo stolzer Thoren Schwarm in wilder Irre läuft,
Und auch der Weise furchtsam schreitet,
Oft stille steht und oft gefährlich gleitet!
4. Die Risse liegen aufgeschlagen,
Die, als die Gottheit schuf, vor ihrem Auge lagen:
Das Reich des Möglichen steigt aus gewohnter Nacht.
Die Welt verändert sich mit immer neuer Pracht
Nach tausend lockenden Entwürfen,
Die eines Winks zu schnellem Sein bedürfen.
5. Der Sextus einer bessern Erden,
Zwingt nicht Lucretien, durch Selbstmord groß zu werden:
An einem Dolche starrt ihr unbeflecktes Blut.
Das leichenvolle Rom, der Schauplatz feiger Wuth
Und viehischer Domitiane,
Herrscht unverheert in einem schönern Plane.
6. Doch Dämmerung und kalte Schatten
Gehn über Welten auf, die mich entzücket hatten:
Der Schöpfer wählt sie nicht; er wählet unsre Welt,

Der Ungeheuer Sitz, die, Helden beigesellt,
In ewigen Geschichten strahlen,
Der Menschheit Schmach, als Werkzeug ihrer Qualen.

7. Eh' ihn die Morgensterne lobten,
Und auf sein schaffend Wort des Chaos Tiefen tobten,
Erkor der Weiseste den ausgeführten Plan,
Und wider seine Wahl will unser Maulwurfswahn,
Will stolze Blindheit Recht behalten,
Und eine Welt im Schooß der Nacht verwalten?

8. Von welcher Sonne lichtem Strahle
Weicht meine Finsterniß! Wie, wann aus feuchtem Thale
Der frühe Wandersmann auf hohe Berge dringt,
Schnell eine neue Welt vor seinem Aug' entspringt,
Und Reiz die große Weite schmücket,
So wird mein Geist auf seinem Flug entzücket.

9. Ich habe mich emporgeschwungen:
Wie groß wird mir die Welt! die Erde flieht verschlungen,
Sie macht nicht mehr allein die ganze Schöpfung aus,
Welch' kleines Theil der Welt ist Rheens finstres Haus!
Und, Menschen, welche kleine Herde
Seid Ihr nur erst auf dieser kleinen Erde!

10. Gönnt gleiches Recht auf unserm Balle
Geschöpfen andrer Art! ihr Schöpfer liebt sie alle:
Die Weisheit selbst entwarf der kleinsten Fliege Glück.
Ihr Schicksal ist bestimmt, so gut als Roms Geschick
Und als das Leben einer Sonne,
Die glänzend herrscht in Gegenden der Wonne.

11. Seht, wie in ungemeßner Ferne
Orion und sein Heer, ein Heer bewohnter Sterne,
Vor seinem Schöpfer sich in lichter Ordnung drängt:
Er sieht, er sieht allein, wie Sonn' an Sonne hängt,
Und wie zum Wohl oft ganzer Welten
Ein Uebel dient, das wir im Staube schelten.

12. Er sieht mit heiligem Vergnügen
Auf unsrer Erde selbst sich alle Theile fügen,
Und Ordnung überall, auch wo die Tugend weint,
Und findet, wenn sein Blick, was bös' und finster scheint,
Im Schimmer seiner Folgen siehet,
Daß, was geschieht, auf's Beste stets geschiehet.

13. Es leide mit gepries'nem Muthe
Die Gattin Collatins! es keimt aus ihrem Blute
Die Freiheit eines Volks, die einst Catone zeugt,
Bis kühne Tyrannei, vom Laster groß gesäugt,
Die spätverlaßne Tugend rächet,
Und Rom durch Rom bestraft und strafend schwächet.

14. Entkräftet in verdienten Ketten,
Wie soll sich Latium vor fremdem Joche retten?
Sieh! das entmannte Rom verfällt in Schutt und Graus:
Der kalte Norden speit ein Volk der Wilden aus,
Das durch's Verhängniß überwindet,
Im Finstern saß, und Licht und Wahrheit findet.

15. Die Ihr ein Stück vom Ganzen trennet,
Vom Ganzen, das Ihr bloß nach euerm Winkel kennet,
Verwegen tadelt Ihr, was Weise nicht verstehn.
O könnten wir die Welt im Ganzen übersehn,
Wie würden sich die dunkeln Flecken
Vor unserm Blick in größern Glanz verstecken!

16. Soll Welten alles Böse fehlen?
So mußte nie den Staub der Gottheit Hauch beseelen;
Denn alles Böse quillt bloß aus des Menschen Brust:
So muß der Mensch nicht sein. Welch größerer Verlust!
Die ganze Schöpfung würde trauern,
Die Tugend fliehn, und ihren Freund bedauern.

17. Ihr, Weisen, hättet nie entzücket,
Die Ihr die Schöpfung mehr, als hundert Sonnen, schmücket,
Und Ordnung herrschte nicht im Reiche der Natur,
Die niemals flüchtig springt, und stufenweise nur
Auf ihrer güldnen Leiter steiget,
Wo sich der Mensch auf mittlern Sprossen zeiget.

18. Vom Wurme, der voll größ'rer Mängel
Auf schwarzer Erde kriecht, und vom erhabnen Engel
Sind Menschen gleich entfernt, und beiden gleich verwandt.
Ihr freier Wille fehlt, ihr himmlischer Verstand
Entflieget nie der engen Sphäre:
Stets fesselt ihn des Leibes träge Schwere.

19. Es rauschen laute Spöttereien
Um mein verachtend Ohr: viel stolze Klugen schreien
Dem armen Sterblichen des Willens Freiheit ab.
Die Sclaven, welche Das, was weise Güte gab,
Der Menschheit Vorrecht, nicht erkennen,
Und, gleich dem Vieh, sich dessen unwerth nennen!

20. Verzärtelt Eure Leidenschaften,
So herrschen sie zuletzt: sie werden ewig haften;
Ein diamantnes Band knüpft sie an euer Herz.
Der freigeborne Geist erblickt nicht ohne Schmerz
Sich endlich in verjährten Banden,
Und ist ein Knecht, weil er nicht widerstanden.

21. In allen Ordnungen der Dinge,
Die Gott als möglich sah, war Menschenwitz geringe:
Der Mensch war immer Mensch, voll Unvollkommenheit.
Durch Tugend soll er sich aus dunkler Niedrigkeit
Zu einem höhern Glanz erheben,
Unsterblich sein nach einem kurzen Leben.

22. Mein Schicksal wird nur angefangen
Hier, wo das Leben mir in Dämm'rung aufgegangen:
Mein Geist bereitet sich zu lichtern Tagen vor,
Und murrt nicht wider Den, der mich zum Staub erkor,
Mich aber auch im Staube liebet,
Und höhern Rang nicht weigert, nur verschiebet.

Anna Luisa Karschin.

I. Das Ungewitter,

in der Nacht vom 31. August 1761.

1. Er kommt; der Sturmwind heult, ihn anzusagen
Verhüllt in dichter Mitternacht,
Und auf dreitausend Feuerwagen
Zu uns herabgebracht.
2. Jetzt ist er da! der Herr des Weltgebäudes!
Hört ihn! Sein Donner rollet schwer;
Der Umfang seines Wolkenkleides
Blitzt Schrecken auf uns her.
3. Welch ein Geprassel! kommen seine Krieger
Mit ihm dahergefahren, so,
Wie zu der Schlacht, da vor dem Sieger
Das Höllenthor entfloh?
4. Jetzt stürzen ganze Ströme Kugeln nieder;
Gott schlägt den Weinstock, schlägt die Frucht
Des Baums, der wankend seine Glieder,
Zerrißne Aeste, sucht.
5. Der Hagel rauscht und weckt die Trunkenbolde,
Sie fahren auf und stammeln: Gott!
Der Wuchrer zittert auf dem Golde;
Dem Freigeist wird sein Spott
6. Von fürchterlichen Rednern widersprochen;
Gott sagt im Donner, wer er sei,
Und fährt an Sündern, ungerochen,
Im Brausen stark vorbei.
7. Gib Acht, Berlin, sein Zorn setzt, Dir zu drohen,
Ein Dorf mit Blitzen in den Brand!
Glut warf er nieder; nackend flohen,
Ihr Leben in der Hand
8. Behaltend, aus den Hütten die Bewohner;
Ihr Kleid, Ihr Brod wird aufgezehrt:
Und Dich, Dich findet der Verschoner
Noch seiner Nachsicht werth.
9. O! unter den von Stroh geflochtnen Dächern,
Wohnt minder Bosheit, als in Dir!
Sagt's, Ihr Paläste! den Verbrechern:
Gott war im Wetter hier!
10. Da bebten unsre Wände; unsre Riegel,
Von Erz gegossen, sprangen los;
Sag' es, erschrockne Spree, und Ihr, Ihr Hügel!
Auf die er Feuer goß.
11. Sagt's, Ihr vom Sturm zerrißne hohe Fichten!
Ihr Eichen! sagt's der Königsstadt:
Daß, seinen Willen auszurichten,
Der Blitz Befehle hat.
12. Gott zieht die Hand voll Keile schnell zurücke;
Ihm muß der Sturm gehorchend stehn;
Er heißt den Krieg mit Einem Blicke
Fort, wie das Wetter, gehn!

II. An Gott.

1. Erheb' auf mich Dein Angesicht,
Und laß mich Deine Güte schmecken,
Gott, der mich schuf! Es mag auch Dunkel oder Licht
Vor meinem Auge Dich verdecken;
2. O Herr, es mag ein Feuermeer
In tausend Strömen Dich umgeben;
Verkleide Dich im Sturm, und lasse rings umher
Die Welt vor Deinem Wetter beben;
3. Laß Deinen Blick, voll Gottesmacht,
Den Berg, die Felsen niederblitzen;
Verhülle Deine Stirn mit Zorn und lasse Nacht,
Wo sonst der Tag regierte, sitzen;
4. Doch betet meine Liebe Dich,
Gott Schöpfer! an, tief unter Waffen,
Die Dich umrauschen, Herr! Zum Leben hast Du mich,
Und nicht zum Untergang erschaffen!

III. An ihren Geist,

wegen der Unmöglichkeit, den König zu singen.

1. O Du mein Geist, stolz und verwegen singen
Den Unnachahmlichen soll ich?
Kann auch ein Strauß mit schwergeschaffnem Flügel schwingen
Zur hohen Sonne sich?
2. Kennst Du des Pfeiles Bahne durch die Lüfte,
Des Windes Flug, des Blitzes Gang,
Und jenen Wellenpfad, wo Englands Flotte schiffte?
Dann wage den Gesang,
3. Und singe Thaten dieses Erdengottes,
Der von Gebirgen jüngst herab
Geschleudert seinen Feind, und ihn dem Blick des Spottes
Europens übergab,
4. Und ihn mit seiner Rechten drückte nieder,
Mit seiner linken Herkuleshand
Die Festung zu sich zog, und seine Bürger wieder
Geweckt in's Leben fand.
5. Und wegen seines langen Unermüdens
Gepriesen wird von Pol zu Pol,
Wenn ihn die Göttinnen des Sieges und des Friedens,
Geschmückt in's Kapitol
6. Zum großen Opfer seines Volkes führen,
Dann singet auf Trophäenthron
Er selber seinen Krieg, der Nachwelt Herz zu rühren,
Im Iliadenton.

IV. An Gott,

bei dem Ausrufe des Friedens.

1. Was hör' ich! rauschen goldne Flügel?
Posaunet in zertheilter Luft
Ein Seraph, welcher über alle Grabeshügel
Daher fährt, und die Todten ruft?
2. Was reißet mich empor? Ich fühle
Den nahen Himmel; bin ich schon
Hoch über der Gebirge Gipfel, über Stühle
Der Zepterführer weggeflohn?
3. Hör' ich, Du Gott der Erdengötter,
Dich lobend durch den ganzen Raum
Der neuen Schöpfung, selbst von Deines Glanzes Spötter,
Der Deine Wunder nannte Traum?
4. Erblick' ich Myriaden Sterne
Um Deines Sonnenthrones Fuß?
Hellleuchtend, daß davor ich zitternd in der Ferne
Mein Angesicht bedecken muß?
5. Horch' ich erstaunt dem hohen Liede
Der Sänger Deines Namens zu?
Gott! welch ein Saitenspiel! Es tönet Friede! Friede!
Und, Kronengeber, den gibst Du!!
6. Du lässest Deinem Volke wieder
Die Ruhe schmecken, rufest laut
Uns aus dem Schmerzensschlaf zum Jubel neuer Lieder
Bei den Altären, Dir gebaut.
7. Wir lagen gleich den Blumenstengeln,
Wenn sie der Nordost niederbeugt;
Du hebst uns auf, und hörst Dein Lob von allen Engeln,
Wenn unsre stumme Freude schweigt.

V. Klagelied über den Tod eines Kanarienvogels.

1. Du Sänger aus dem Lande,
Das feinen Zucker zeugt,
Erstarrt liegst Du im Sande,
Und Deine Kehle schweigt!
2. Dir klopfte viele Tage
Mit ungestümem Schmerz
Und wiederholtem Schlage
Der Tod an's kleine Herz!
3. In tiefer Todesstille
Befand Dein Häuschen sich,
Daß auch der kleinste Wille
Zum Singen Dir entwich.
4. Mit kläglichem Geschreie
Im andern Bauer rief
Dich Deines Freundes Treue,
Wenn früh noch Alles schlief.
5. Du starbst, geliebter Kleiner,
Von Deiner Frau beklagt!
Da von den Vögeln keiner
Nach Deinem Grabe fragt.
6. Da weint sie bittre Zähren,
Zu kostbar, Vogel, Dir!
Wenn Würmer mich verzehren,
Weint sie auch über mir!
7. Auf meine Asche nieder
Weint meiner Freunde Leid;
Sie klagen meine Lieder,
Mein Herz voll Zärtlichkeit.
8. Ich singe, wie Du sangest,
Nach täglichem Gebrauch,
Und was Du jetzt erlangest,
Erlang' ich künftig auch.
9. Den Staub, auf Dich gebreitet,
Wirft man auch über mich,
Mein Grab mehr ausgeweitet,
Als Deines, öffnet sich,
10. Den Körper zu empfangen,
Den jetzt ein Geist belebt,
Der sehnlich mit Verlangen
In mir nach Ruhe strebt.
11. Bei Deiner Körner Essen
Und Wasser hüpftest Du,
Viel wird mir zugemessen:
Ich fordre mehr dazu.
12. Das Glück, das ich schon habe,
Ist meinem Geist zu klein.
Für ihn muß über'm Grabe
Mehr Glück, mehr Ruhe sein.

Christian Felix Weiße.

I. Klagen einer Liebhaberin

beim entfernten Getöse einer Schlacht.

1. Horch! welch ein langer Donner hallt
Vom fernen Himmel her!
Ha! blitzt es nicht durch jenen Wald?
Steht dort nicht unser Heer?
2. Und kämpft er nicht in diesem Heer,
Mein Liebling und mein Held? —
Weh' mir! Die Donner rollen her,
Mars raset durch das Feld.
3. Der Boden bebet unter mir:
Die Berge taumeln dort;
Die Wälder rauschen ängstlich hier,
Der Strom wallt schneller fort!
4. Es wallt mein Blut, es dränget sich
In's Herz! — Ich athme schwer!
Der Schrecken gießet über mich
Eiskalte Schauer her.
5. Wo ist er? Ach! wo such' ich itzt
Ihn, der mein Herz entführt?
Dort? — Wo die Wuth, so oft es blitzt,
Zehnfachen Tod gebiert?
6. Dort — wo den höllischen Gesang
Erynnis laut erhebt,
Wo ihre Fahne meilenlang
In Lüften blutig schwebt?

7. Dort, wo sie voll Unmenschlichkeit
Aus schwarzer Nebelnacht
Herabsieht und sich schrecklich freut,
So oft ein Donner kracht?
8. Bei jedem abgeschlagnen Glied
Mit Wollust sich verweilt,
Doch, lieber, wo sie sterben sieht,
Zum letzten Röcheln eilt?
9. Sie taucht ihr scheußliches Gewand
In warmes Heldenblut,
Und trocknet die betriefte Hand
An der Karthaunen Glut;
10. Und ihre Furien umher,
Ach, sammeln Thränen ein:
Sie schluckt sie, wär' es auch ein Meer,
Stets heißer durstend ein.
11. Ach! dort! — vielleicht fährt in sein Herz
Jetzt, jetzt ein tödtend Blei,
Schlägt ihm mit einem Höllenschmerz
Arm oder Fuß entzwei!
12. Vielleicht, daß eines Mörders Hand
Beim schwarzen Haar ihn hält,
Und weil der Tapfre widerstand,
Sein schönes Haupt zerspält;
13. Vielleicht, von Raubbegier empört,
Erschrecklich ihn entblößt;
Und ihn, den er noch ächzen hört,
Zu andern Leichen stößt! —
14. Ach! hier, entsetzlich liegen sie,
Ein abgestreiftes Laub!
Ein Spiel der Zephyrwinde früh,
Und nun des Nordwinds Raub. —
15. Drückt' ich sein schwimmend Auge doch
Ihm noch wehmüthig zu!
Vielleicht sucht' es mich brechend noch,
Und fänd' in meinem Ruh'!
16. Zög' ich noch seinen letzten Hauch
Mit meinen Küssen ein!
Gewiß rief er mich sterbend auch,
Und nennte mich noch sein!
17. Wüsch ich die Wunden voller Blut
Mit meinen Thränen ab!
Und übergöß mit einer Fluth
Von Thränen noch sein Grab! —
18. Umsonst! — Was seh' ich? diese Fluth
Rauscht noch gefärbt daher:
Ach! wie? wenn auch von seinem Blut
Der Strom gefärbet wär'?
19. Hier will ich sitzen und allein
Und immer weinen; hier,
O Freund, ein Trauerdenkmal sein,
Den Blick gewandt nach Dir.
20. Vielleicht spühlt eine Welle Dich
An dieses Ufer an,
Daß, wenn nicht mein Gram mich tödtet, ich
Dich noch umarmen kann.

II. Gedanken einer Geliebten, bei Annäherung des Frühlings.

1. Schon ist er bald entflohen,
Der Winter meiner Lust!
Die sanften Weste drohen
Mir schrecklichen Verlust!
Umsonst blüht mir Betrübten
Die neugeborne Welt,
Der Krieg ruft den Geliebten
Von mir in's rauhe Feld.
2. In jeder Blum' entschließet
Sich mir ein neuer Schmerz,
Der Zephyr, der sie küsset,
Haucht Wehmuth in mein Herz:
Der Landschaft bunte Szenen,
Die blumenreiche Au,
Sehn meiner bangen Thränen
Mehr, als des Morgens Thau.
3. Umsonst singt jede Kehle
Den Frühling froh bemüht,
Mir selbst singt Philomele
Ein banges Klagelied.
Der Leidens Melodieen
Hör' ich im freien Bach,
Es reißt der Nord im Fliehen
Mein ganzes Glücke nach.
4. O steig' noch nicht hernieder,
Du Lenz, der Erde Lust!
Mir bringst Du Blumen wieder,
Doch Gram in meine Brust.
Dich wünscht die Welt: die Freuden
Der Liebe bringst Du ihr.
Sollt' ich sie nicht beneiden?
Die meinen raubst Du mir.

III. Erndtegesang.

1. Schön ist das Feld zur Frühlingszeit,
Wenn auf verjüngtem Grün
Der Lenz die bunten Blumen streut,
Die Bäume schneeweiß blühn.
2. Doch schöner ist der Aehren Gold,
Das aus dem Boden steigt,
Und, unsrer süßen Arbeit hold,
Sich dankbar vor uns beugt.
3. Wenn jeder Halm uns zwanzigmal
Die Körnchen wieder beut,
Die wir im Feld, am Berg, im Thal
Den Furchen eingestreut.
4. Hoch thürmen wir die Fuder auf
Vom reichen Segen schwer:
Das Garbenmädchen setzt sich drauf,
Der Schnitter scherzt beiher.
5. Dann essen wir in sichrer Ruh'
Das Brod, das uns gebührt,
Indem die Grille froh dazu
Am Herde musizirt.
6. Du, zarter Hofmann, spotte nicht
Der schwielenvollen Hand,
Sie nähret, was Dein Stolz auch spricht,
Den Fürsten und das Land.
7. Seht, Krieger, unsrer Sicheln Glanz
Und Euer blutig Schwert!
Sagt, ist nicht unser Aehrenkranz
Mehr, als ein Lorbeer, werth?
8. Ihr schweigt? Ihr gebt uns Recht? Wohlan!
Wünscht uns nun Fried' und Ruh';
Blickt unsern Fleiß mit Lächeln an,
Und klatscht uns Beifall zu!

IV. An den Schlaf.

1. Komm, süßer Schlaf, erquicke mich,
Mein müdes Auge sehnet sich,
Der Ruhe zu genießen;
Komm, sanft es zuzuschließen.
2. Wie aber, Freund, o schlössest Du
Von nun an es auf ewig zu?
Und diese Augenlieder
Sähn nie den Morgen wieder?
3. So weiß ich, daß ein schön'res Licht
Einst meinen Schlummer unterbricht,
Und einen Tag mir gönnet,
Der keinen Abend kennet.

V. Das Schneeglöckchen.

1. Wie? jetzt schon wagst Du Dich hervor
Du kleines Silberglöckchen?
Hebst über'm Schnee Dein Haupt empor,
Umlaubt von grünen Stöckchen?
2. Wagst, da oft mit der strengsten Wuth
Noch Wind und Fröste wüthen,
Mit unerschrocknem freiem Muth
Doch ihnen Trotz zu bieten?
3. Und ob sie Dich durch manches Weh
Zu tödten sich bestreben;
So stehst Du unter Eis und Schnee
Sanft lächelnd, ohne Beben.
4. Und siegst, und überlebst und siehst
Sie oft zu Deinen Füßen,
Im Sonnenblick, in dem Du blühst,
Beschämt im Schlamm zerfließen.
5. So tritt die Unschuld, angeklagt,
Mit glänzendem Gesichte,
Weil nie die reine Seele zagt
Vor ein furchtbar Gerichte.
6. Kühn suchen Mißgunst, Schmähsucht, Neid,
Sie in den Staub zu beugen;
Sie hat des Herzens Reinigkeit
Und Gott allein zu Zeugen.
7. Man sieht und hört, und braucht sie bloß
Zu hören und zu sehen;
Und jeder Richter spricht sie los,
Und Neid und Haß vergehen.

VI. Das Veilchen.

1. Warum, geliebtes Veilchen, blühst
Du so entfernt im Thal?
Versteckst Dich unter Blättern, fliehst
Der stolzen Blumen Zahl?
2. Und doch voll Liebreiz duftest Du,
Sobald man Dich nur pflückt,
Uns süßre Wohlgerüche zu,
Als manche, die sich schmückt.
3. Du bist der Demuth Ebenbild,
Die in der Stille wohnt,
Und Den, der ihr Verdienst enthüllt,
Mit frommem Dank belohnt.

VII. Der Fisch an der Angel.

1. Das kleine Fischchen spielet hier
Im silbernen Bach,
Und hängt voll lüsterner Begier,
Bloß seinen Freuden nach.
2. Es merket nicht die blut'ge List,
Den freundlichen Feind,
Der desto mehr zu fürchten ist,
Je gütiger er scheint.
3. Die Ruthe mit der Angel spielt
Schon über ihm hin,
Und voller Neubegierde schielt
Es bloß nach dem Gewinn.
4. Es naht sich schon — jetzt schnappt es zu!
Was hast Du gethan?
Du blutest armes Thierchen, Du,
O bissest Du nicht an! —
5. Mich reiße nie, was mir gefällt,
Unprüfend dahin!
Dein Beispiel lehre mich, die Welt
Und ihre Reizung fliehn!

Johann Georg Jacobi.

I. Lied.

1. Wenn im leichten Hirtenkleide
Mein geliebtes Mädchen geht,
Wenn um sie die junge Freude
Sich im süßen Taumel dreht,
Unter Rosen, zwischen Reben,
In dem Hain und an dem Bach,
Folgt ihr dann mit stillem Beben
Meine ganze Seele nach.
2. Wär' ich auf der Frühlingsaue
Nur das Lüftchen, das sie fühlt,
Nur ein Tropfen von dem Thaue,
Der um sie die Blume kühlt,
Nur das Bäumchen an der Quelle,
Das sie schützet und ergötzt,
Und die kleine Silberwelle,
Die den schönsten Fuß benetzt!
3. Wären meine Klagetöne
Der Gesang der Nachtigall,
Hörte mich die sanfte Schöne
Zärtlich in dem Wiederhall!
Lispelt' ich an Rosenwänden
Als ein Abendwind herab,
Oder wär' in ihren Händen,
Der beblümte Hirtenstab!
4. Könnt' ich ihr als Veilchen dienen,
Wenn sie neue Kränze flicht:

Könnt' ich in der Laube grünen,
Wo mit ihr ein Engel spricht!
Böt' ich in vertrauten Schatten
Ihrem Schlummer sanftes Moos,
Oder, wo sich Täubchen gatten,
Meinen blumenreichen Schooß!
5. Mach', o Liebe! dort im Stillen
Unter jenem Myrthenbaum,
Wo sie ruht, um ihrentwillen
Mich zum leichten Morgentraum!
Mit verschämtem, holdem Lachen
Sehe sie mein Schattenbild —
Und, o Liebe! beim Erwachen,
Werd' ihr Morgentraum erfüllt!

II. An die Rose.

1. Rose, komm! der Frühling schwindet;
Veilchen haben Dich verkündet,
Maienblumen starben hin:
Oeffne Dich beim Lustgetöne
Dieser Fluren; komm, o schöne,
Holde Blumenkönigin!
2. Als Du kamst im ersten Lenze,
Hingen tausendfache Kränze
Schon um Anger, Berg und Thal;
Ufer lockten, Wälder blühten,
Pomeranzenhaine glühten
Weit umher im Sonnenstrahl.
3. Libanons umwölkte Gipfel
Hoben ihre Cedernwipfel
Duftend in den Morgenschein;
Doch auf demuthsvollem Throne
Solltest Du der Schöpfung Krone,
Der Geschaffnen Wonne sein.
4. Und Du gingst mit leisem Beben
Aus der zarten Knosp' ins Leben;
Erd' und Himmel neigten sich;
Und es huldigten die Wiesen;
Nachtigallenchöre priesen,
Alle Nymphen liebten Dich.
5. Goldne Schmetterlinge schlugen
Froh die Flügel; Winde trugen,
Wo die Luft in Jubel war,
Deinen Balsam; Herzen pochten
Dir entgegen; Mädchen flochten
Unter Perlen Dich in's Haar.
6. Die von Weiberanmuth sangen,
Malten sie mit Rosenwangen;
Jede Seele gut und mild,
Arglos, unschuldvoll, bescheiden,
War in ihren höchsten Freuden
Dein getreues Ebenbild.
7. Und der Schönheit und der Jugend
Wächterinnen, Scham und Tugend,
Zu den Knospen hingebückt,
Hüllten unter Deinem Namen
Ihr Geheimniß; Bräute kamen
Nicht umsonst mit Dir geschmückt.
8. Da begann der rohe Zecher,
Den von Dir umblümten Becher
Keuschen Grazien zu weihn.
Allen Helden, allen Göttern
Ging das Volk mit Deinen Blättern
Weg und Tempel zu bestreun.
9. Mit verjüngten Herzen schlichen
Greise zu den Wohlgerüchen
Deines vollen Kelchs herbei;
Lehrten segnend ihre Söhne:
Daß hienieden alles Schöne,
Selbst die Rose, sterblich sei.
10. An des Freundes heil'gem Grabe
Wurdest Du zur letzten Gabe
Seinem Schatten dargebracht;
Solltest ihm den Pfad umschlingen,
Thränen ihm und Küsse bringen
In die leere Todesnacht.
11. Fromme fingen an zu loben,
Sahn gen Himmel, ließen droben,
Zwischen Palmen ewig grün,
In des Paradieses Hallen,
Wo die reinen Geister wallen,
Dich zum Siegeskranze blühn.
12. Rose, komm! In stiller Feier,
Hinter jungfräulichem Schleier,
Warten Lilien auf Dich;
Und für Deine Schönheit offen,
Steht mein Herz in süßem Hoffen,
Liebeshauch umsäuselt mich.
13. O wie friedlich, o wie lauter
Diese Liebe! Wirst mich, trauter
Als der Morgensterne Pracht,
Von der Weisheit unterrichten,
Die so stolz der Berge Fichten,
Dich so klein und schön gemacht,
14. Daß in Deinem holden Wesen
Wir der Seelen Unschuld lesen,
Uns die Brust von Ahnung schlägt;
Daß der Geist der niedern Blume
Unsern Geist zum Heiligthume
Schöner Gottesengel trägt.

III. Die Heimath.

1. Der Sonnen schönste wärmt das Land,
Und heilig ist die Erde,
Wo vormals unsre Wiege stand
Am väterlichen Heerde.
2. Vor allen Bäumen grünt der Baum,
In dessen kühlen Schatten
Wir unsern süßen Kindertraum
An Frühlingsmorgen hatten.
3. Vor allen Thälern blüht das Thal,
Vom reinen Bach umschlungen,
An welchem uns zum ersten Mal
Die Vögel wach gesungen.
4. Doch wenn ein zweites Vaterland
Sich unser Herz erfindet;
Wenn Liebe dort mit eigner Hand
Uns an ein Mädchen bindet:
5. Auf einmal sehen wir, geweckt
Aus unsern Kinderträumen,
Den Baum, der Liebchens Hütte deckt,
Vor allen andern Bäumen.
6. Du kleines, väterliches Land,
Wo mir der Tag geschienen,
Als mich die erste Muse fand,
Am Weidenbach, im Grünen!
7. Du gutes Land, wo Flur und Hain
In sichrer Einfalt blühen,
Wo rings sich um den deutschen Rhein
Die Traubenhügel ziehen!
8. Wie liebt' ich, o, wie liebt' ich Dich,
Und weinte Dir entgegen!

Wie sehnt' ich, o, wie sehnt' ich mich,
Mit lauten Herzensschlägen!
9. Nun aber Lieb' im Busen wallt,
Nun geb' ich Deine Freuden
Um einen öden Tannenwald,
Auf ungeschmückten Heiden;
10. Weil auf der Heide Liebchen wohnt,
Umweht von Tannenhainen,
Und freudenvoller Sonn' und Mond
Die Wipfel da bescheinen.
11. Den Traubenhügel, Flur und Bach
Und Alles will ich missen:
O Liebe! nur ein Hüttendach,
Mein Mädchen da zu küssen!

IV. Der Ring.

1. Liebchen wallt in fernem Lande:
Meine Küsse geb' ich Dir,
Goldnes Ringlein! Dich zum Pfande
Ließ sie unter Küssen mir.
2. Ach! da kam sie, leiser, trauter;
Hatt' ein Auge, rein und hold;
Und ein Herz! ein Herz, so lauter,
Schönes Ringlein! wie Dein Gold.
3. Liebchen gab Dich mir, und sagte:
Nimm es, bleib' ihm ewig gut!
Und ich schwör' es Dir: Ich wagte
Dir zu Gunsten all mein Blut.
4. Goldnes Ringlein! süßes, liebes!
Machst, daß mir die Sonne scheint;
Kommt ein Wölkchen oft, ein trübes,
Hat's in Kurzem ausgeweint.
5. Du beginnst die schöne Kette,
Die man von der Treu' empfängt,
Die so fest am Sterbebette
Mit dem letzten Ringlein hängt.
6. Wo Du noch, den matten Blicken
Schimmernd, Wonn' und Hoffnung bist;
Weil in Welten voll Entzücken
Liebchen mich hinüber küßt.

V. An die Nachtigall.

1. Süß, Du im Hain Verborgene!
Steigt Dein Gesang empor;
O Nachtigall, du Klagende!
Sing mir Dein Leiden vor.
2. Gern ist der Hoffnungslose
Dem Trauerliede nah,
Wenn er die letzte Rose
Des Lebens welken sah.

VI. Hochzeitlied.

1. Willst Du frei und lustig gehn
Durch dieß Weltgetümmel,
Mußt Du auf die Vöglein sehn,
Wohnend unterm Himmel;
Jedes hüpft und singt und heckt
Ohne Gram und Sorgen,
Schläft, vom grünen Zweig bedeckt,
Sicher bis am Morgen.
2. Jedes nimmt ohn' Ärgelist,
Was ihm Gott beschieden,
Und mit seinem Fräulein ist
Männlein wohl zufrieden;
Keines sammelt kümmerlich
Vorrath in die Scheunen;
Dennoch nährt und labt es sich
Mit den lieben Kleinen.
3. Keines bebt im Sonnenstrahl
Vor den fernen Stürmen;
Kommt ein Sturm, so wird's im Thal
Baum und Fels beschirmen.
Täglich bringt es seinen Dank
Gott für jede Gabe,
Flattert einstens mit Gesang
Still und leicht zu Grabe.
4. Willst Du frei und lustig gehn
Durch dieß Weltgetümmel,
Mußt Du auf die Vöglein sehn,
Wohnend unter'm Himmel.
Wie die Vöglein, haben wir
Unsren Vater droben:
Laß ein treues Weib mit Dir
Lieben ihn und loben!

VII. Wiegenlied für ein Mädchen.

1. Schlummre, Liebchen! bist noch klein,
Weißt vom schönen Sonnenschein,
Weißt vom Strahl des Mondenlichts,
Und von Wald und Blumen Nichts;
Liebchen, schlummre, werde groß!
Sollst es sehn auf meinem Schooß.
2. Sollst den Glanz des Himmels sehn,
Und aus ihm die Sonne gehn
Ueber Wiesen frisch und grün,
Wo die blauen Veilchen blühn.
Veilchen werden dann gepflückt,
Du an's Mutterherz gedrückt.
3. Mir am Herzen, liebes Kind,
Spielst Du froh im Morgenwind.
Ueber Dir ist Jubelklang,
Um Dich her ist Lobgesang;
Leise rauschen Baum und Fluß,
Und Du fühlst den Mutterkuß.
4. Liebchen, schlummre; wachs' heran!
Siehst in meinen Armen dann
Auch der Abendsonne Gluth;
Siehst, wenn Feld und Aue ruht,
Gold und Purpur überall,
Bei'm Gesang der Nachtigall.
5. Unterm Nachtigallenlied
Kommt der helle Mond und sieht
Mild herab auf Dich und mich;
Alle Blumen neigen sich;
Und die Händchen falt' ich Dir:
Kleiner Engel, Gott ist hier!
6. Gott ist hoch im Sternenglanz,
Und im niedern Veilchenkranz;
Ist, wo jener Vogel schlägt,
Und, wo dieser Arm Dich trägt.
Sag' in jedem Winkel Dir:
Liebes Mädchen: Gott ist hier!

VIII. Lied.

1. Auf dem frischen Rasensitze,
Hier am kleinen Wasserfall,
Hör' ich von des Thurmes Spitze,
Frommes Glöcklein, Deinen Schall.

2. Tönst, o Glöcklein, nennst ihn lauter,
Dem mein Herz entgegenbebt,
Ihn, der freundlicher, vertrauter,
Hier im Grünen mich umschwebt.

3. Leise murmeln es die Bäche,
Daß Er Flur und Aue liebt,
Daß die Rose, die ich breche,
Mir ein guter Vater gibt;

4. Daß Er aus der zarten Hülle
Selbst die goldnen Früchte winkt,
Und durch ihn des Lebens Fülle
Jede neue Knospe trinkt.

5. Schalle, Glöcklein! Ach, was bliebe
Deinem Himmel, diesem Grün?
Ach, kein Leben, keine Liebe,
Keine Freude sonder Ihn!

6. Morgens, wenn auf Busch und Pflanze
Kühler Thau die Perlen sät,
Stimmen froh im Sonnenglanze
Vöglein mit in mein Gebet.

7. Und am Abend, wenn es dunkelt,
Seh' ich seinen milden Schein,
Wo das Heer der Sterne funkelt,
Wacht er über Thal und Hain;

8. Leuchtet mir auf meinen Wegen,
Labt die Wiese, nährt das Feld,
Spricht den väterlichen Segen
Ueber die entschlafne Welt.

9. Seiner freu' ich mich im Lenze,
Wenn man Veilchenkränze flicht;
Seiner, wenn die Schnittertänze
Sturm und Hagel unterbricht.

10. Sollt' ich Seiner mich nicht freuen,
Singen nicht, daß Wolke, Wind,
Auch die Blitze, wenn sie dräuen,
In des Vaters Händen sind?

11. Daß an öden Felsenklüften
Liebend Er vorübergeht,
Und in düstern Todtengrüften
Des Erhalters Athem weht?

IX. Lied einer Mutter.

1. Schließ' die Aeuglein, holder Kleiner,
Schlafe sicher mir im Arm!
O Dein Bettlein macht Dir Keiner
Ja so weich, so liebewarm:
Mutterliebe wiegt Dich ein,
Mutterküsse warten Dein.

2. Unter tausend, tausend Küssen
Aufgewacht, an's Herz gedrückt,
Möchtest Du nur einmal wissen,
Wie Dein Lächeln mich entzückt!
Engelunschuld lacht mich an,
Offen ist der Himmel dann!

3. Wohl dem Herzen voller Treue,
Das sich Alles darf gestehn!
Kleiner Engel! ohne Reue
Kann ich Dir in's Auge sehn.
Immer, immer lächle so!
Nur die Unschuld macht uns froh.

X. Die Mutter.

1. Mutterliebe, Muttertreue
Gibt dem kleinen Erdenglück
Seinen Anfang, seine Weihe;
Lehrt den ungewissen Blick
Erst umher, und dann zum blauen
Hochgewölbten Himmel schauen.

2. Diese Treue, diese Liebe
Sichert uns an ihrer Brust:
Sei der Morgen noch so trübe,
Wir erwachen da zur Lust;
Hören unter Donnerschlägen
Nur der Mutterstimme Segen.

3. Und das stille, traute Zimmer
Wird von Engelglanz erhellt,
Wenn des Mondes reiner Schimmer
Auf der Mutter Antlitz fällt;
Banger Nächte Finsternisse
Mindern schweigend ihre Küsse.

4. Fremd auf diesem Erdenrunde,
Nur daheim auf ihrem Schooß,
Hängt das Kind an ihrem Munde,
Wird der Knabe spielend groß;
Klagen darf er, bitten, hoffen:
Mutterhand ist immer offen.

5. Sie, die jedes leise Sehnen
Stillte, sie, die Alles gab,
Beut dem Jüngling nun mit Thränen
Den gewünschten Wanderstab;
Oeffnet zitternd ihm die Pforte
Bei dem letzten Abschiedsworte.

6. Und das letzte Wort verhallet
Lang in seinem Busen nicht,
Und die Sorgenvolle wallet
Einsam oft im Dämmerlicht;
Starrt hinaus in dunkler Ferne,
Fragt nach ihm die goldnen Sterne.

7. Mag er jugendlich indessen
Neuer Lust entgegengehn,
Und sein Kinderglück vergessen!
Nur des Lieblings Wiedersehn
Zeigt die tröstende, die milde
Hoffnung ihr im Rosenbilde.

8. Eitles Bild, es wird verschwinden,
Wie der Rose Wiederschein,
Wenn am Teich, umbraust von Winden,
Ihre Blätter sich zerstreun.
Todesschatten sinken nieder:
Eile, Jüngling! kehre wieder!

9. Daß Dich sterbend ihre blasse
Lippe segne; daß der Arm
Deiner Mutter Dich umfasse,
Ihre Brust, so liebewarm,
An dem großen Scheidungstage
Noch an Deinem Herzen schlage!

10. Ach, zu spät! Die starren, kalten
Hände, die so treu, so fromm
Deiner pflegten, sind gefalten,
Sind's auf immer; Jüngling, komm',
Daß, von Dir besucht, die Erde
Der Entschlafnen leichter werde!

11. Blicke stumm nach ihrem leeren
Sitze, Deiner Seufzer werth!
Halte lebenslang in Ehren
Den durch sie geweihten Herd,
Wo die heil'ge Flamme lodert,
Die noch Dank und Thränen fodert.
12. Und will je Dein Glaube wanken,
Wann im Auge Hülf' und Rath,
Groll und Meineid in Gedanken,
Sich der Mensch dem Menschen naht,
So ermanne Dich, so freue
Dich der mütterlichen Treue.
13. Singt sie doch an jeder Wiege,
Lacht dem Säugling, den sie trägt!
Und es bleiben ihre Züge
Bessern Seelen eingeprägt,
Die nicht von der Liebe weichen,
Und die Bruderhand uns reichen.
14. Freue Dich! Der Alles lenket,
Der die zarte Pflanz' im Hain,
Wie die Ceder, wärmt und tränket,
Muß durch Liebe selig sein!
Hätt' er sonst dieß Wonneleben
In das Mutterherz gegeben?

XI. Litanei auf das Fest aller Seelen.

1. Ruhn in Frieden alle Seelen,
Die vollbracht ein banges Quälen,
Die vollendet süßen Traum,
Lebenssatt, geboren kaum,
Aus der Welt hinüber schieden:
Alle Seelen ruhn in Frieden!
2. Die sich hier Gespielen suchten,
Oefter weinten, nimmer fluchten,
Wenn von ihrer treuen Hand
Keiner je den Druck verstand:
Alle, die von hinnen schieden,
Alle Seelen ruhn in Frieden!
3. Liebevoller Mädchen Seelen,
Deren Thränen nicht zu zählen,
Die ein falscher Freund verließ,
Und die blinde Welt verstieß:
Alle, die von hinnen schieden,
Alle Seelen ruhn in Frieden!
4. Und der Jüngling, dem, verborgen
Seine Braut am frühen Morgen,
Weil ihn Lieb' ins Grab gelegt,
Auf sein Grab die Kerze trägt:
Alle, die von hinnen schieden,
Alle Seelen ruhn in Frieden!
5. Alle Geister, die, voll Klarheit,
Wurden Märtyrer der Wahrheit,
Kämpften für das Heiligthum,
Suchten nicht der Marter Ruhm:
Alle, die von hinnen schieden,
Alle Seelen ruhn in Frieden!
6. Und die nie der Sonne lachten,
Unterm Mond auf Dornen wachten,
Gott, im reinen Himmelslicht,
Einst zu sehn von Angesicht:
Alle, die von hinnen schieden,
Alle Seelen ruhn in Frieden!
7. Und die gern im Rosen-Garten
Bei dem Freuden-Becher harrten,
Aber dann, zur bösen Zeit,
Schmeckten seine Bitterkeit:
Alle, die von hinnen schieden,
Alle Seelen ruhn in Frieden!
8. Auch, die keinen Frieden kannten,
Aber Muth und Stärke sandten
Ueber leichenvolles Feld
In die halb entschlafne Welt:
Alle, die von hinnen schieden,
Alle Seelen ruhn in Frieden!
9. Ruhn in Frieden alle Seelen,
Die vollbracht ein banges Quälen,
Die vollendet süßen Traum,
Lebenssatt, geboren kaum,
Aus der Welt hinüber schieden:
Alle Seelen ruhn in Frieden!

XII. Vertrauen.

1. Die Morgensterne priesen
Im hohen Jubelton
Den Schöpfer grüner Wiesen
Viel tausend Jahre schon;
Es glänzten Berg und Fläche,
Die Sonne kam und wich,
Der Mond beschien die Bäche;
Noch aber nicht für mich.
2. Es weckte mich kein Morgen;
Es schien kein Erdentag
In's Dunkle, wo verborgen
Der Ungeborne lag;
Noch sang der Vögel keiner
Mir seinen Liebesruf —
Doch Er gedachte meiner,
Der Sonn' und Mond erschuf.
3. Er winkte mir ins Leben,
Er weihte mich zur Lust,
Zum ersten Wonnebeben
An einer Mutter Brust;
Es war an ihrem Herzen
Mein Bettlein mir gemacht;
Sie trug mit süßen Schmerzen
Mich eine kurze Nacht.
4. Da grüßt' ich sie mit Weinen,
Und schwieg in ihrem Schooß,
Sah Mond und Sonne scheinen,
Und Treue zog mich groß.
Mit Gottes Segen krönte
Sich Anger, Busch und Feld;
Mein Lobgesang ertönte
Zum Vater dieser Welt.
5. Der Tag kann nun vergehen,
Der Morgen wieder graun;
Wo Gottes Lüfte wehen,
Da will ich sicher traun;
Und wenn ich schlafen werde
Die zweite kurze Nacht,
Dann wird in Seiner Erde
Mein Bettlein mir gemacht.
6. Dann opfert manche Blüthe
Mein Grab, o Vater, Dir;
Es preisen Deine Güte,
Die Vögel über mir.
So wie am Mutterherzen
Ein Sohn der Freude liegt,
So lieg' ich sonder Schmerzen,
Von Hoffnung eingewiegt.

7. Im Sterben Hoffnung geben
Mag Erdenweisheit nicht;
Jedoch bei Dir ist Leben,
Ist Liebeskraft und Licht.
Du siehst der Schöpfung Enden;
Und was Dich Vater heißt,
Das ruht in Deinen Händen:
Empfange meinen Geist!

XIII. Liebe.

1. O weh und aber weh dem Mann,
Der Schönes nicht auf Erden liebt;
Sich keines Dings erfreuen kann,
Sein volles Herz an keins ergibt!
O wehe, wer sich nie vereint
Mit Wies' und Quell und Blüthenast;
Sein Mädchen auch und seinen Freund
Mit halber Seele nur umfaßt!
2. Und wieder wehe, weh dem Mann,
Den Liebe zieht, den Liebe drängt!
Der Schönes sucht, und fest daran
Sein ganzes Herz auf immer hängt!
Wenn Erd' es trägt, verschwindet's bald:
Der Blüthenast am Quell verdirbt,
Im Freundesbusen wird es kalt;
Und, ach! das treue Mädchen stirbt.
3. Mag lieben denn, mag lieben nicht!
O weh und aber wehe mir!
In Liebe strahlt das Sonnenlicht,
Und fällt auf lauter Gräber hier.
Was einst ich an mein Herz gedrückt,
Ist Asche nun und Todtenbein;
Es sank, wo ich die Gruft geschmückt;
Ihm sinket nach der Leichenstein.
4. Wohin, wohin? Denn Lieb' ist Noth,
Und Alles wankt, und Alles weicht;
Geboren wird's und geht in Tod:
Wohin, so weit der Himmel reicht?
Zu Dir hinauf, Du Gotteskraft,
Die Baum und Wiesenquell' erneut,
Ohn' Ende wirkt, ohn' Ende schafft,
Und noch das Grab voll Blumen streut!
5. O Du, Dein Athem ist's allein,
Der allen Staub lebendig weht;
Du gabst den Sternen ihren Schein,
Und bleibst, wenn Erd' und Meer vergeht.
Zu Dir hinauf erhebe mich,
Zu Deiner unsichtbaren Welt!
Da lebt und liebt's, und ewiglich
Wird bleiben, was an Dir sich hält.

XIV. Am Aschermittwoch.

1. Weg von Lustgesang und Reigen!
Bei der Andacht ernstem Schweigen
Warnen Todtenkränze hier,
Sagt ein Kreuz von Asche Dir:
Was geboren ist auf Erden,
Muß zu Erd' und Asche werden.
2. Vom Altar in die Paläste
Dräng' es sich zum Jubelfeste;
Mitten unter'm Göttermahl
Ruf' es in den Königssaal:
Was den Zepter führt auf Erden,
Muß zu Erd' und Asche werden.
3. Wo Trophäen sich erheben,
Sieger jauchzen, Völker beben,
Tön' es aus der Ferne dumpf
In den schallenden Triumph:
Was den Lorbeer trägt auf Erden,
Muß zu Erd' und Asche werden.
4. Wie sie ringen, sorgen, suchen,
Das Gefundne dann verfluchen;
Der umhergetriebne Geist
Felsen thürmt und niederreißt:
Was so rastlos strebt auf Erden,
Muß zu Erd' und Asche werden.
5. Siehe durch des Tempels Hallen
Mann und Greis und Jüngling wallen,
Und die Mutter, die entzückt
Ihren Säugling an sich drückt:
Was da blüht und reift auf Erden,
Muß zu Erd' und Asche werden.
6. Wie sie kommen, ach! so kamen
Viele tausend; ihre Namen
Sind erloschen, ihr Gebein
Decket ein zermalmter Stein.
Was geboren ist auf Erden,
Muß zu Erd' und Asche werden.
7. Aber, von der Welt geschieden,
Ohne Freud' und ohne Frieden,
Blickt die Treue starr hinab
In ein modervolles Grab.
Was so mächtig liebt auf Erden,
Soll es Erd' und Asche werden?
8. In den schönsten Rosentagen
Füllt die Lüfte banges Klagen;
Jammert die verwaiste Braut,
Einem Schatten angetraut.
Liebe kann nicht untergehn;
Was verwest, muß auferstehn.
9. Und das brüderliche Sehnen,
Abzuwischen alle Thränen;
Was die Hand der Armuth füllt,
Haß mit Wohlthun gern vergilt:
Ewig kann's nicht untergehn!
Was verwest, muß auferstehn.
10. Jene, die gen Himmel schauen,
Ihrer höhern Ahnung trauen,
Diesem Schattenland entfliehn,
Vor dem Unsichtbaren knien,
O die werden auferstehn!
Glaube kann nicht untergehn.
11. Die dem Vater aller Seelen
Kindlich ihren Geist befehlen,
Und, vom Erdenstaube rein,
Der Vollendung schon sich freun,
Sollten sie, wie Staub, verwehn?
Hoffnung muß dem Grab' entgehn.
12. Sieh' an schweigenden Altären
Todtenkränze sich verklären!
Menschenhoheit, Erdenreiz,
Zeichnet dieses Aschenkreuz;
Aber Erde wird zu Erde,
Daß der Geist verherrlicht werde.

XV. Die Tempel.

1. „Ihm, der die Alpen aufgethürmt,
Die, seit Jahrtausenden umstürmt,
Umdonnert, das Gewölk durchschauen,
Ihm reißet aus der Berge Schooß
Ihr kümmerlich den Marmor los,
Um eine Wohnung ihm zu bauen?
2. Blickt hin, wo sich zum Heiligthum
Sein Himmel wölbet, wo sein Ruhm
Durch die gestirnten Hallen schimmert!
Was sollen Dem, der ewig war
Und sein wird, Tempel und Altar,
Die einst der Zeiten Gang zertrümmert?“
3. Wir blicken hin: Allwaltend schwebt
Er auf Gewittern; dennoch hebt
Sich unser Tempel Dem zur Ehre,
Der auch den niedern Schleedorn liebt,
Die Blume schmückt und Wasser gibt
Dem Wiesenbächlein, wie dem Meere.
4. Ihm bauen wir, der Welt an Welt
In's Unermeßliche gestellt,
Der Sonnen mißt und Erden gründet,
Zum Guten weislich Schönes wählt,
Dem Schwachen Stärkeres vermählt,
Und Alles ordnet, Alles bindet.
5. Es knüpft ein wundervolles Band
Zusammen Mond und Meer und Land,
Den Ysop und den Cedernwipfel;
Ein festes Band; allein zu groß
Für unsern Blick! Wie regellos
Umschauern uns der Alpen Gipfel!
6. Seht der Verwirrung grauses Bild,
Wo schneebedeckte Lasten wild
Aus dicht verschlungnen Büschen ragen;
Wo über Klippe Klippe hängt,
Und vor dem Felsen, der sich senkt,
Der Abgrund zittert, Wälder zagen!
7. Entschwunden ist dem Auge da
Der Eintracht Kette; fern und nah
Verkündigt sich ein Gott der Stärke,
Der will und schafft. Im Bergstrom braust
Er nieder; Seine Tanne saust;
Nur Allmacht stempelt Seine Werke.
8. Wir aber suchen Ihn, den Geist,
Der schafft und ordnet, blühen heißt
Das Feld, bevor die Aehren wallen;
Dem sich in Chören Sterne drehn,
Und Sonnen auf- und untergehn
Beim Wechsellied der Nachtigallen.
9. Ihn suchen, ahnen, finden wir,
Wenn dort der Epheu bebt, sich hier
Der Weinstock an die Ulme lehnet;
Des Rasens blumiger Altar
Macht Ihn dem Herzen offenbar,
Das liebend sich nach Schönheit sehnet.
10. Er selber lenkt den innern Sinn
Auf Ebenmaß und Ordnung hin:
Drum stehn in schwesterlichen Reihen
Die Säulen da; der Marmor schmiegt
Und wölbt, die stolze Tanne fügt
Zu Tempeln sich, die wir Ihm weihen.
11. Und Lobgesang ertönt von Chor
Zu Chor; die Seele steigt empor,
Und wandelt schon in lichten Sphären;
Zur ewig großen Harmonie
Der bessern Welt bereitet sie
Sich an vergänglichen Altären.

XVI. Die Linde auf dem Kirchhofe.

1. Die Du so bang den Abendgruß
Auf mich herunter wehest,
Zur Wolke schwebst, und mit dem Fuß
Auf Tödtenhügeln stehest,
O Linde! manche Thräne hat
Den Boden hier benetzet,
Und Menschenjammer, blaß und matt,
Auf ihn sein Kreuz gesetzet.
2. Die auf dem Einen Hügel hier
Geweint um ihre Lieben,
Die birgt ein andrer neben Dir;
Und ihrer wenig blieben.
Sie schlafen. Ach! um ihr Gebein
Verhallte schon die Trauer.
Du Linde rauschest ganz allein
In athemlose Schauer.
3. Vergebens läßt auf kühles Grab
Dein Zweig die Blüthe fallen;
Vergebens tönt von Dir herab
Das Lied der Nachtigallen;
Sie schlummern fort. Du aber schlägst
In modervolle Grüfte
Die Wurzel, schmückest Dich, und trägst
Empor die Blüthendüfte.
4. Auf Erden sieht man immer so
Den Tod an's Leben gränzen.
Doch ewig kannst Du, stolz und froh,
Die Aeste nicht bekränzen;
Es trocknet schon der Jugend Saft
In Dir; Verwesung winket,
Bis endlich Deine letzte Kraft
Dahin auf Gräber sinket.
5. Wenn aber Dein Geflüster auch
Verstummt an diesen Hügeln,
So bringet neuen Frühlingshauch
Der West auf Rosenflügeln.
Damit die Felder wieder blühn,
Umwallt er Berg' und Gründe;
Will Deinen Sprößling auferziehn,
Und krönt die junge Linde.
6. Wohl uns! Der große Lebensquell
Versiegt dem Geiste nimmer.
Das Kreuz auf Gräbern, wie so hell
Ist dieser Hoffnung Schimmer!
O Linde! gern an Deinem Fuß
Hör' ich des Wipfels Wehen:
Dein feierlicher Abendgruß
Verkündet Auferstehen.

Johann Kaspar Lavater.

I. Der Schweizer.

1. Wer, Schweizer! wer hat Schweizerblut?
Der, der mit Ernst und frohem Muth
Dem Vaterlande Gutes thut,
In seinem Schooße friedlich ruht,
Nicht fürchtet seiner Feinde Wuth:
In Dem fließt reines Schweizerblut.
2. Wer Falschheit haßt und arge List;
Wer ferne flieht vor Zorn und Zwist,
Und, was ihm Gott gibt, froh genießt,
Gern sein gesundes Blut vergießt,
Wenn sein Tod Andrer Leben ist:
Der ist ein Schweizer und ein Christ.
3. Wer seiner Väter Tugend ehrt,
Sie ausübt und sie Andre lehrt,
Das Gute schützt, dem Bösen wehrt,
Des Schmeichlers Stimme niemals hört,
Und Treu' hält, wenn er auch nicht schwört:
Der ist des Heldennamens werth.
4. Wen Vieler Glück und Sicherheit
Mehr, als sein eigen Glück erfreut;
Wen keine schöne That gereut;
Wer frühe den Tyrannen dräut,
Und Knechtschaft als ein Laster scheut:
Der, der hat Schweizerredlichkeit.
5. Wer immer, wo er stehn soll, steht,
Sich niemals über Andre bläht;
Den graden Weg in Allem geht,
Gold, Wollust, Ueppigkeit verschmäht,
Da erndtet, wo er selber sä't,
Ist über Könige erhöht.
6. O Schweiz! Du Heldenvaterland!
Sei niemals Deiner Väter Schand',
Und halt' das festgeknüpfte Band
Der Einigkeit mit treuer Hand!
Dann ist in dieser Welt kein Land
Dir gleich, Du Heldenvaterland.

II. Die Schlacht bei Granson.

1. Ergrimmt, die Waffen in der Hand,
Voll Fluch den frechen Mund,
Betrat das Heldenvaterland
Der Herzog von Burgund.
2. Entgegen eilten wir dem Feind
Mit Schweizerheldenmuth,
Und lachten brüderlich vereint,
Der allzustolzen Wuth,
3. Und seiner Zelten tief im Thal,
Und seiner Helme Pracht;
Und lachten seiner Wagen Zahl
Und seiner Rosse Macht;
4. Wir standen, achtzehntausend Mann,
Vor sechzigtausenden;
Da sahn wir nur den Himmel an,
Und sahn sie, ruhig, stehn.
5. Laut betete das ganze Heer
Der Schweizer, auf dem Knie,
Und Er, Er schwur bei seiner Ehr':
„Zu Staub vertilg' ich sie!"
6. Dreimal griff der Burgunder an; —
Und dreimal ohne Frucht.
Ein Hauptmann fiel; — die Helden sahn
Ihn todt und nahmen Flucht.
7. Sie flohn, — wie war die Angst so groß!
Wie Hirschen aus dem Feld,
Und ließen Wagen uns und Roß,
Kanonen, Schild und Zelt.
8. Was, Herzog, half Dir nun Dein Schwur?
So wenig, als dein Heer.
Du schlugest unser Fünfzig nur,
Und zwanzigmal wir mehr,
9. Heran nun! — Theilt die Beuten aus,
Und sagt dem Himmel Dank!
Es hall' in Granson und Karthaus
Der frohe Siegsgesang!

III. Gott die Liebe.

1. Helfen, Gott, ist Deine Freude!
Deine Ehre, Seligkeit!
Wenn ich weine, wenn ich leide,
Glaub' ich, weiß ich: Gott erfreut.
Nur erfreuen durch Betrüben,
Gott, die Liebe, kann nur lieben.
2. Von dem Scheitel bis zum Fuße,
Alles an mir ist nur Huld!
Gott, aus jeglichem Genusse,
Jedem Mangel leuchtet Huld!
Wenn Du wegnimmst, — wenn Du gibest,
Spür' ich, weiß ich, daß Du liebest.
3. Würden alle Zungen schweigen,
Liebe — wärst Du doch zu sehn!
Sonne, Mond und Sterne zeugen,
Gott ist Liebe; Tiefen, Höhn!
Würden Erd' und Himmel schweigen,
Meine Seele würd' es zeugen!
4. Trieb zur Ruhe, zum Geschäfte —
Freud' am Dasein — kommt von Dir! —
Ich! wie bin ich? welche Kräfte!
Gab ein Feind die Kräfte mir?
Ist Gefühl, Gehör und Sprache —
Werk der Liebe? Werk der Rache?
5. O ich fühle Dich — und falle,
Vater, Liebe, vor Dir hin —
Freut des Seins — Euch, Wesen alle!
Ich bin Freude, daß ich bin!
Liebe schuf mich — Liebe gibet
Gutes nur — weil sie nur liebet.

IV. Das Licht.

1. Und hättst Du Nichts geschaffen, Nichts,
Gott, wärst Du Vater nur des Lichts,
Wo nähm' ich Wort' und Kräfte her,
Zu sagen: Gott, wie groß ist Er!
2. Das Licht, Strahl Deiner Herrlichkeit,
Es strahlt vom Himmel und erfreut,
Und deckt im wunderschnellen Lauf
Uns Millionen Wunder auf.
3. Voll Gottes und voll Lebenskraft
Durchdringt's, erweicht's, erwärmt's, und schafft,
Verwandelt schnell die öde Nacht
In eine Welt voll Freud' und Pracht.
4. Der Pflanzen Heer, der Thiere Schar,
Es stellt mir Erd' und Himmel dar,

Schafft um mich Hügel, Berg und Thal,
Und neue Welten ohne Zahl. —

5. Im liebevollen Menschenblick,
Wie strahlt's so herrlich mir zurück!
Wie führt's mir Freudenströme zu!
O Quell des Lichts, wie gut bist Du!

6. Gott sprach: Sei Licht — da strahlte Licht —
Wem leuchtet's sanft in's Angesicht,
Und freut sich still anbetend nicht,
Daß Gott — Erleuchtungsfreuden spricht?

7. Gott ist, ist Huld, Erfreuer — ist
Des Lichtes Schöpfer! Jesus Christ
Sein Abglanz — und sein Ebenbild,
Der alle Welt mit Licht erfüllt.

8. Ja, hättst Du Nichts geschaffen, Nichts,
Gott, wärst Du Vater nur des Lichts,
Wo nähm' ich Wort' und Kräfte her,
Zu sagen: Gott, wie groß ist Er!

V. Verlangen nach Freiheit und Licht.

1. Wann wird diese Hütte sinken?
Wann zerstäuben dieser Staub?
Wann wirst Du mir, Christus, winken?
Sagen, wann — „Sei froh und glaub'!"
Ach, wann — kommt die Stunde? wann?
Da ich Freiheit athmen kann?

2. Ach, noch drückt mich Erdenbürde;
Um mein Aug' ist dichte Nacht!
Ach, daß meiner Seele würde,
Was die Seele selig macht!
Daß ich fände — Freiheit, Licht!
Deine Hand, Dein Angesicht!

3. Ruhe — Frieden — Stille fünde
Beim Gefühle meiner Schuld!
Glauben — Keines Sünders Sünde
Ist so groß, wie Deine Huld!
Fünde Licht aus Deinem Reich:
„Einst bin ich den Engeln gleich!"

4. Nur Ein Strahl aus jenem Leben,
Deines Auges nur Ein Wink!
Hoch empor wird Der mich heben,
Wenn ich tief in Tiefen sink' —
Ich in Angst kaum sagen kann:
Ist nicht Alles Traum und Wahn!

5. O Ein Blick, Ein Strahl der Höhe
Hebe mich vom Staub empor!
Bringe mich in Deine Nähe!
Meine Lippen an Dein Ohr!
Bis in Freude, daß Du bist,
Still mein Aug' und Herz zerfließt!

6. Von dem Zwange aller Ketten,
Jeder Last und Finsterniß,
Großer Retter, kannst Du retten —
Deß ist oft mein Herz gewiß —
Aber öfter — schwindet mir
Jeder Strahl des Lichts von Dir!

7. O Du freudenvoller Schenker
Aller Gaben! Gib mir Licht!
Geisterleuchter! Herzenlenker!
Freiheit mir und Zuversicht!
Für die Wahrheit offnen Sinn,
Bis ich selbst nur Wahrheit bin.

VI. Der Beter.

Unaussprechlich ist sie, erreichbar keinen Gedanken,
Jene Wonne des tiefen Gebets!
O wie sie aufquillt! gnadenvoll aufquillt! Alles mit Liebe,
Alles mit hohen Entzückungen tränkt!
Beter! Wie werden Dir Schatten der Erde strahlendste Güter! 5
Sonne, wie wirst Du ihm Dämmer und Nacht!
Wie ihm Alles verlischt! Das Leben ihm Tod ist, der Himmel
Fliehende Wolke, Schatten nur wird!
Gott nur, Er nur ist ihm! Die Schöpfung, wie Nichts, vor dem Schöpfer,
Den sein Glaube drückt an sein Herz! 10
O wie brausen die Jubelgefühl' in namloser Ruhe!
Nennt er — Ewiger! Herrlicher! Dich!
Schöpfer! Vater! Wesen der Wesen! der Geister Geist! Licht
Alles sternenerleuchtenden Lichts!
Welche Tiefen hinab versenkt der anbetende Geist sich! 15
Jegliche Stuf' ist ihm Quelle der Lust!
Welche Höhen hinauf schwingt frei der anbetende Geist sich!
Neuer Himmel ist jegliche Höh'!
Ha! dem muthigen Fluge zertheilen sich hüllende Wolken!
Jedem der Schwüng' entwölket sich Licht! 20
Welche Zeiten verschlingt — o welche Mengen der Wesen
Mächtig und leicht der Beter umfaßt!
Welche Wunder ergreift im schnellsten Fluge die Stärke
Seines sonnenbeherrschenden Armes!
Wie die Brust! wie die Welt! wie alle Zeit ihm zu eng wird! 25
Strahlt mit Lichte der Himmel ihn an!
Sinken nur einzeln Tropfen der Herrlichkeit Gottes; ach! sinken
Nur vom Saume des Christusgewands
Dämmernde Strahlen ihm nieder! Wie sind ihm Meere der Freuden
Namen nicht für den mattsten Strahl! 30
Jeder der leichtesten Tropfen, der mattesten Strahlen, wie reinigt
Jeder die Seele des Betenden ganz!
Hallelujah! Ich bin! Du bist! Du! Namen wo find' ich,
Unaussprechlicher! Namen Dir! Wo?
Hallelujah! Ich bin! Erstaunen! Verstummend Erstaunen 35
Werd ich, empfind' ich mit Kraft, daß ich bin!
Hallelujah! Du bist! Der süßeste aller Gedanken,
Aller Empfindungen höchste: Du bist!
Ewig bist Du der Erste! Der Letzte Du! Nur allein bist
Du — Du Quelle des ewigen Seins! 40
Hallelujah! wir sind! Dein Will' ist ewiges Dasein
Deiner geschaffenen Kinder — um Dich!
Also ruft des Betenden Seele! Der jauchzenden Nerve
Dumpferer Nachhall eilet ihm nach —
Aber erreicht ihn, ach! nie den Flug des betenden Geistes — 45
Nie das wunderschnelle Gefühl,

Daß die Nerve nicht mehr — von allen Saiten der Menschheit
Keine von Erde gebildet, berührt.
Liebe! . . . stammelt er nur! dem Stammeln strömet ein Strom nach
50 Süßer Thränen! — Es starret der Blick!
Liebe! schallt es noch Einmal, noch unaussprechlicher! Liebe!
Thränen stürzen auf Thränen — Es starrt
Höher hinauf von dem Staub' in den Himmel der Himmel die Sehnsucht —
Schweigender ruft sie: Die Liebe bist Du!
55 Nun! nun sinkt sie herab, des Betenden Seele — nicht länger
Hält in den Höhen sie sterbender Staub!
Jene Stimme, die rief: Du bist die Liebe — wird Ohnmacht!
Und die belastete Seele verstummt,
Und der verstummenden, stillen, sich niedersenkenden Seele,
60 Ihr erscheint der Erbarmende dann!
Spricht im Vorhof nicht, ach! nicht im Heiligthum spricht Gott —
Spricht im Allerheiligsten dann —
Spricht der Unendliche nicht, dem Sternenweiten sind Spannen,
Sterbende Funken sind Sonnen! Es spricht
65 Dann der Vater mit ihr! Es spricht die Liebe! die Liebe —
Unverstehbar der ganzen Natur!
Leben redet der Vater! Unsterblichkeit träufelt mit jedem
Worte der redenden Liebe herab!
Ach! der neuen Wonne zuströmende Fluthen verschlingen
70 Den anbetenden ewigen Geist —
Ach! er ersänk' in der Wonne zu herrlichen Tiefen — Er hübe
Nicht vom Staub mehr empor sein Haupt.
Hier, wo er betete, wurde sein Dasein, däucht' es ihn, ewig,
Hier sich heften sein Wesen! Wenn nicht,
75 Vorsicht! Du ihn wecktest! Du ihm nicht riefest: „Vollende
Was durch Dich vollenden ich will!
Hebe Dein Haupt aus dem Staub', und verrichte Thaten im Stillen,
Die verrichten der Beter nur kann!
Nur der Gottesempfinder — dem in die Seele Jehovah . . .
80 „Dein bin ich! Mein bist Du!“ — väterlich rief!“
Auch die menschliche Stimme der Gottheit hört er und eilet —
Reißt dem Arm der Entzückung sich los,
Und erhebt aus dem Staube die glühende Stirn' und das Antlitz,
Das verklärt und unsterblicher scheint —
85 Wie Dein leuchtendes Antlitz, Du erster blutender Zeuge —
Engelähnlicher Stephanus — Deins!
Da die Herrlichkeit deß, von dem Du zeugtest — in's Aug' Dir
Strahlte von seinen Himmeln herab: —
Schöner war Lazarus nicht, da Martha, da ihn Maria —
90 Schauten von Leinen des Grabs enthüllt —
Da der Enthüllte nun frei, nun neulebendig den Herrn sah,
Der in die Gruft hin ihm: „Lazarus!“ rief.
Ha! wie flog er entgegen dem Todtenerwecker! Wie schlang sich
Um die liebende Allmacht sein Arm!
Welches Gefühl fühlt's — welche Sprache der Erde spricht's ihm, 95
Ihm dem Wiedererstandnen nach!
Da er — Jesus, ihm rief! — O Jesus Christus! Ich lebe —
Deiner Herrlichkeit Zeuge bin ich!
Da des Liebenden Blick, wie Gottes Blick, auf ihn strahlte —
Also leuchtet des Betenden Blick. 100

VII. Die Menschenherrlichkeit.

Nicht Namen hat die Menschenherrlichkeit!
Wer gibt mir zehentausend Stimmen,
Und jeder Stimme lebendigen Geist?
Nicht Namen hat die Menschenherrlichkeit!
Nein, Menschenvater! Namen nicht . . . 5
O Du, Erstaunen meiner Sinnen all'!
Anbetung Dir, Du Unermeßlichkeit!
Verstummen aller Zungen, Du!
Gestaltunfähiger Gestalter
Des Menschenangesichts! 10
Mit welchen Stimmen, die die Erde
Den Erdelüften abentlehnt;
Mit welcher Thräne, geschöpft aus Maienthau,
Getrunken mit dem Morgenblick der Anbetung,
Oder entschlürft der heiligsten Mondnacht — 15
Mit welcher Thräne jauchz' ich aus
Die immer frohere Freude:
Ich bin ein Mensch!
O Du, der Unerforschlichkeiten aller
Unerforschlichste! 20
Du höchste aller Höh'n! Der Tiefen tiefste!
Unaussprechlichkeit! . . . Gott! . . .
Der Lichter Licht — und dunkler,
Als Erdemitternacht!
Du in den Höhen Weltenträger! 25
Korallenkrümmer am Felsen des Meers!
Du Licht des Nachtwurms in der Hecke!
Und Licht der Nebelsterne höchster!
Du Sonnenbestrahler!
Und Menschenbeseeler im Traume der Nacht! 30
O Du, den ich im Menschengesicht
Erblick'! O Du, den mir verkündigt
Bescheidner Weisheit stilles Lichtaug'!
Der mit mir spricht durch holde Lippen
Des Bruders und der Gattin! 35
Der auf der keuschen Unschuld reinen Zahn
Wirft einen Mondenstrahl seiner Herrlichkeit!
O Du, durch den mein Auge Freude schöpft
Aus allen Sichtbarkeiten!
O Du, durch den mein Angesicht 40
Dem weiten Lichtgewölb'
Und aller Majestät der stillen Sterne
Offen ist, und offen ist dem Auge
Des Bruders und der Gattin!
Wie sprech' ich aus die frohste der Freuden? 45
Ich bin ein Mensch!
O Du Erstaunen aller Ewigkeiten!
Von Deines Angesichtes Licht ein Strahl;
Nicht Erde nur; ein ew'ger Hauch
Von Dir! Von Dir!

Ein Spiegel Dein, in dem ich Dich erkenn'!
Ein Spiegel Dein, in dem Du Dich erkennst!
Zu bebend ist und markdurchschauernd
Das Hochgefühl der Menschenherrlichkeit; —
55 Versagt Verstummen mir und Sprache!
O Sein! o Sein der Menschheit!
Nicht Pflanzenwärme nur,
Nicht Adlersonnendurst
Gabst Du dem Staube, der meinen Namen trägt;
60 Gabst Schmachten ihm nach Dir — und Dich;
Nach Ewigkeiten Durst —
Und Ewigkeiten!
Und gabst ihm Licht, zu sehn im Bruderauge,
Und zu verstehn den Blick der Ewigkeiten,
65 Und in dem Blick, was Welten schuf,
Und Lichtesunerschöpflichkeit
Der Sonne gab;
Den Vaterstrahl aus Deinem Angesicht!
O Sein! o Sein der Menschheit!
70 O das, was Welten schuf,
Und Lichtesunerschöpflichkeit
Der Sonne gab,
Und Vaterstrahl und Ewigkeit
Im eignen Auge tragen! —
75 Wer füllt sie aus, der Würden höchste?
Hat Worte — wer, der Seligkeiten
Seligste zu nennen?
O Du! — Ich Offenbarung Dein,
Der Himmel wölbt' und bog die Kreisbahn
80 Der Erd' und ihrem Nachtgefährten,
O Du, der stille Tröstung
Herab in's Aug' des Thränensäers sendet — —
Nimm diese Thränen an — von einem Staube!

VIII. Der Rheinfall bei Schaffhausen.

Wer, wer gibt mir den Pinsel, wer Farben, Dich zu entwerfen,
Großer Gedanke der Schöpfung! Dich, majestätischer Rheinfall!
Nein! Du Schwung des Gesangs, der Harfe rauschender Vollklang —
Nein, Du erfliegest sie nicht, die Wuth des stürmenden Sturzes
5 Seiner Fluthengebirge! Ha! wie er geschleudert daher schäumt!
Pfeile, vom Bogen gedrückt! Ihr seid zu langsam! Ihr kriecht nur
Hoch zu den Flammen der Sonn', Ihr furchtbar wehenden Adler!
Bilder seid Ihr mir nicht, nicht Schattenbilder der Schnelle
Von dem zerstäubenden Sturze des hochlebendigen Schneestroms,
10 Der an Felsen empor (er höhlt sie!) über die Felsen
Braust, ein Wellengewitter, ein immer donnernder Donner!
Schauernd staun' ich Euch an, Ihr rufenden Wogengewölke!
Ihr verschlingt mir den Odem! Ihr raubt den Lippen die Stimme!
Unter Dir zittert die Erde! Der Fels bebt! Prächtiger Aufruhr!
15 Wer? wer zäumt ihn, den Strom? Wer stellt die Brust ihm entgegen?
Sonnen hielte der auf! Er hielt' im Zaume Kometen,
Wenn der Richter sie schnell zu Weltentzündungen fortrollt!
Löschte mit Winken die strömende Gluth des flammenden Erdballs,
Der ihn zäumte, den Strom, der immer allmächtiger fortstürzt,
20 Höhen und Tiefen verschlingt; in weißaufsiedende Nebel
Seine Herrlichkeit hüllt, und aus dem brausenden Aufschaum
Uebertäubend dem Schauenden ruft, wie Stimmen der Meere —
„Gott ist! Herrlich ist Gott! ist Allmacht! Fühle Dein Nichts hier!

Johann Benjamin Michaelis.

I. Die Affen und der Spiegel.

Durch's liebe Ungefähr, das Mancher Glücksstern ist,
Entdeckten auch an einem Hügel,
Wo ihn ein Wandrer eingebüßt,
Zween Affen einen Taschenspiegel.
5 Hanns, der nicht wußte, was es war,
Besah den Schatz von allen Orten.
Ei! rief er endlich, das ist Morten!
Du bist getroffen — auf ein Haar! —
Sieh', rief er, und wies sich im Glase,
10 Ach, sieh' einmal die stumpfe Nase,
Den sträub'gen Kopf — wie ähnlich! — Ha!
Leibhaftig, Bruder, stehst Du da.
Weis' her, sprach Morten. Ei! Hanns, willst Du mich betrügen?
Rief er, als er in Spiegel sah.
15 Ist hier ein Zug von meinen Zügen?
Die Nase platt, die Augen klein —
Dein ganz Gesicht trifft überein!
Das Bild ist also rechtlich Dein.
Doch willst Du mir's zum Angedenken
20 Der alten Freundschaft gütigst schenken,
So nehm' ich's dankbar an. Trennt Dich der Tod von mir,
So hab' ich doch ein Bild von Dir.
Was hilft's, die Thoren zu bekriegen?
Der ärgste Narr sucht allemal
25 Sorglos zu seinen eignen Zügen
Ein brüderlich Original.

So oft ich von dem Schauplatz wandre,
Hör' ich von Keinem: „Das war ich!"
Ein Luchs ist Jeder gegen Andre,
30 Und doch ein Maulwurf gegen sich.

II. Der Bauer unter der Eiche.

Ein Bauer wanderte, sein Essen zu genießen,
Dem Schatten eines Eichbaums zu:
Und gähnte schon bei jedem Bissen
Recht herzlich nach der Mittagsruh'.
5 Gewohnt von Jugend auf zu zänkischen Gedanken,
That lang' ihm schon sein gnäd'ger Herr nicht recht,
Oft predigte der Pfarr zu schlecht:
Jetzt aber kam ihm ein, einmal mit Gott zu zanken.
Gelegenheit war da! — Er sah die Eicheln an.
10 „Da steht nun," rief er aus, und überschlug die Armen,
„Ist das nicht ewig zum Erbarmen!
Da steht nun so ein Baum, der Kirchen tragen kann;
Und hier und da ein Nüßchen dran.
Allein, mein Blut, man darf Nichts sagen;
15 Denn sagt man was, dann geht's an ein Verklagen;
Da nimmt der Superdent gar artig uns herum,
Und schreibt wohl gar in's Consistorium.
Nur schieb' ich Jedem in's Gewissen,
Ob sich ein Kürbs zum Stengel schicket.
20 Ich seh's bei mir: die meisten sind zerknicket —
Das hätt' mir anders werden müssen!
Gerade umgekehrt! — Hier sollten Kürbse sein!" —
Er sprach's und gähnt und schlummert ein.
Zum Unglück stieß ein Nordwind in die Eiche:
25 Und eine kleine Eichel traf
Derb unsern Bauer aus dem Schlaf.
„Hilf Himmel!" fuhr er auf, und fühlte nach dem Streiche,
„Ist das ein Schmerz! — Was hab' ich Thor gedacht?
Wenn's nun ein Kürbs gewesen wäre? —
30 Verzeih' mir's Gott, und ewig sei ihm Ehre!
Denn er hat Alles wohl gemacht!"

III. Die Biene und die Taube.

Ein Bienchen trank und fiel in Bach;
Dieß sah von oben eine Taube,
Und brach ein Blättchen von der Laube,
Und warf's ihr zu. Das Bienchen schwamm darnach,
5 Und half dadurch sich glücklich aus dem Bach.
In kurzer Zeit saß unsre Taube
In Frieden wieder auf der Laube.
Ein Jäger hatte schon die Flinte drauf gespannt;
Mein Bienchen kam. Pick, stach's ihn in die Hand,
10 Puff, ging der ganze Schuß darneben.
Die Taube flog davon. Wem dankt sie nun das Leben? —
Erbarmt Euch willig fremder Noth!
Du gibst dem Armen heut' Dein Brod,
Der Arme kann Dir's morgen geben.

IV. An den jungen Rechtsgelehrten S.

Verfolgter Wittwen Ach, beraubter Waisen Klagen
Und unterdrückter Unschuld Harm
Reißt Dich zu seinem Recht aus Deines Freundes Arm,
Und weder Du, noch er kann ihnen Dich versagen.
Kühn, bester Freund, beschreite diesen Pfad: 5
Entreiß' der Armuth kleine Saat
Des feisten Räubers sichern Scheuern;
Und reinige den Richtplatz und den Staat
Von einer Pest von Ungeheuern,
Die ihr den Weg vertrat. 10
Verachte kühn den Schwarm, der muthig auf Verbrechen,
Dich, durst'gen Mücken gleich, umschwebt,
Und Deiner Tugend Hohn zu sprechen.
Ein innrer Richter — der, wenn wir genug gelebt,
Erst an zu leben fängt — wird Dich an ihnen 15 rächen!
Vermähle, weil Du darfst, mit Billigkeit das Recht;
Beschneide, wo Du kannst, den Vortheil der Gebühren
Aus feilen, hinterlist'gen Schnüren;
Der Aermel, der sie schwört, sei noch so schön beblecht;
Und fluche — möchte dir's auch noch so leicht ge- 20 lingen —
Des Worts, das Deine Kunst verliert,
Den Seiler nur um einen Strick zu bringen,
Der Einen Schelmen mehr zu andern Schelmen schnürt.
So bändige der Verurtheile Rotten,
Die blindlings Deinem Stande schmähn: 25
Und was sie Tag für Tag an jedem Andern sehn,
In diesem einzigen verspotten.
Nichts ist hier heilig gnug, es ward einmal entweiht!
Der Gottheit und Gesundheit Priester,
Die sich mit ihrer Pflicht entzweit, 30
Ist ein so reichliches Register,
Als immer der Gerechtigkeit.
Und in der besten Welt — trotz Vater Wilhelms Plane —
Riß Fleischlichkeit und Simonie
Und Lässigkeit und Empirie 35
So gut ein Loch, als Raubsucht und Schikane.
Wie bald, daß auch von dieser Drachenbrut
Ein deutscher Herkules die letzte Hyder tödtet!
Einmal der Folterbank verjährter Jammer ruht,
Und endlich gnug im Dienste goth'scher Wuth 40
Erquälter Missethäter Blut
Des Henkers trunkne Faust geröthet! —
Von dem belohnt, dem Dein Beruf gedient,
Beglückt von dem, dem sich Dein Eifer weihte,
Erinnre Dich, wenn manches Jahr vergrünt, 45
Daß diesen Lohn, dieß Glück Dein Freund Dir prophezeihte.
Umarme mich und folge Deiner Pflicht!
Wir scheiden, meine Seele nicht:
Im feurigsten Gebet für Dich in jeden Gründen,
Soll oft die Deine sie vor'm Thron der Gott- 50 heit finden.

Klamer Eberhard Karl Schmidt.

I. Liebhaberlaune.

1. Endlich, endlich eilt die Ruh',
Gleich des Morgens süßen Thauen,
Meiner finstern Liebe zu!
Aber darf ich ihr wohl trauen?
2. Lieb', o schöne Liebe, bist
Aus dem falschen Meer geboren!
Wenn das Meer am stillsten ist,
Gibt der Schiffer sich verloren!

II. Dank für Thränen.

1. Gott Lob, dem großen Einen,
Daß er mich nicht verwarf,
Und daß ich endlich weinen
In schöner Stille darf!
2. Thau hebt den Mohn, der nieder
Sein schönes Haupt gesenkt;
So hebt mein Geist sich wieder,
Wenn Gott ihm Thränen schenkt!

III. An eine welkende Rose,
als von der Seelenwanderung gesprochen wurde.

1. Stirb, schöne Rose, stirb! Nur halb mit Deinen lichten
Geliebten Blüthen lebtest Du!
Nun aber führt Dein Gott, zu groß, um zu vernichten,
Dich höherer Bestimmung zu!
2. Gib auf den holden Geist! Nicht von der Erde scheiden,
Sein Kleid verwechseln wird er nur;
Statt Blätter, wird er sich in schöne Flügel kleiden,
Wird Liebe singen und Natur,
3. Bald in der Nacht des Hains, bald auf beblümten Triften,
Und mit Gesängen (wunderbar!)
Aufschließen Minna's Herz, gleich wie er that mit Düften,
So lang' er eine Rose war.

IV. Lieb' um Liebe.

1. Liebt, o liebt, es wird gereuen,
Wer nicht liebt und wieder liebt!
Der verschiebt das Glück von Zweien,
Wer sein eignes Glück verschiebt!
2. Liebt, das Glück ist in der Schwebe;
Hier ist's, wo es Fuß gewinnt.
Der besinnt sich, ob er lebe,
Wer auf Liebe sich besinnt.
3. Ladet Alles nicht zur Liebe?
Nicht das Vögelein im Nest?
Nicht die Blum' im Frühlingstriebe?
Nicht der leicht beschwingte West?
4. Wellen, die im Bache kreisen,
Suchen, finden sich so gern;
Der Magnetstein zieht das Eisen,
Und ein Stern den andern Stern!
5. Liebt! o liebt! was wäre lieber,
Als ein Blick von Dir zu mir,
Und von mir zu Dir hinüber!
Wir uns Eins, und Alles wir!
5. Wir uns Eins, und wir uns Alles
Auf dem weiten Erdenraum!
Glück von Außen, steig' es, fall' es,
Was sich liebt, gewahrt es kaum.
7. Liebt, weil noch die Jahr' uns sprossen!
Flügel haben Lieb' und Glück!
Stunden, einmal hingeflossen,
Fließen nie und nie zurück.
8. Ab strömt Alles! kein Erretter!
Nichts darf wieder Strom hinauf!
Liebt und streut die Rosenblätter
In des Stromes schnellen Lauf!
9. Daß, wenn Ihr die letzten streuet,
Euch die Liebe Zeugniß gibt:
Glückliche, die Nichts gereuet!
Liebend wurdet Ihr geliebt!

Michael Denis.

I. Die Zeit.

1. Da der Schöpfung Gebot über den Abgrund sprach,
Und aus trächtigem Nichts staunende Wesen rief,
Sprach zur werdenden Zeit, als sie vor ihm erschien:
„Du nimm Flügel, und raste nie!“
2. Sie nahm Flügel und flog, und der geschwinde Pfeil,
Und der streifende Nord und der gestürzte Strom
Blieben müde zurück. Selbst der Gedankenflug
Kriechet arbeitsam hinter ihr.
3. Dennoch schilt sie der Thor, wenn er gesellschaftslos,
Ueberlassen sich selbst, lange Sekunden zählt;

Dennoch schilt er sie träg, wenn ihm dann auf sich selbst
Mancher schauernde Blick entfährt.
4. Wenn um's goldene Bett schwarze Phantome stehn,
Wenn sein zagender Geist Dornen auf Schwanen fühlt,
Und der lautere Ruf seines Gewissens jetzt
Durch die nächtliche Stille tönt.
5. O dann wünscht er den Tag, welcher den Musenfreund
Schon vom Abendroth her, seiner uneingedenk,
Tief verloren in's Meer weiser Betrachtungen
Bei der wachenden Lampe find't.
6. Aber schilt er auch dann, flüchtige Zeit, Dich träg',
Wenn im Thore des Thals ihm die Verwesung winkt,
Und vom Staube sein Geist wartender Ewigkeit
Ahnungsvoller entgegenbebt!
7. Wenn das, was er verlebt, klein, wie ein Atomus,
Sind's Jahrhunderte schon, dennoch ein Atomus,
Den im luftigen Raum schwimmend ein Nord verhaucht,
Vor der schwitzenden Stirne schwebt?
8. O dann flucht er dem Wahn, der ihn so lang getäuscht,
Der dem flatternden Sinn Jahre vertändeln hieß:
Dann erst sieht er den Werth eilender Stunden ein,
Wünscht sein Leben zurück, und stirbt.
9. Zeit! unschätzbares Gut! Weise nur kennen Dich.
Sie nur geizen nach Dir. Jeglicher Augenblick
Fließet Weisen gebraucht. Weisen ist nur bewußt,
Was oft Eine Minute lehrt.
10. Freund! die längere Zeit, die sich der Thor vertreibt,
Der in's fünfzigste Jahr buhlet und schwelgt und spielt,
Freund! o sage, warum gab sie der Himmel nicht
Schlegeln, Brawen und Cronegken?

II. Josephs erste Reise nach Italien.

1. Herauf, o Sonne! Lange schon harret Dir
Der Bard' entgegen, welchen der Hahnenruf
Aus seelenhebenden Gesichten
Mitten in seinem Gewölbe weckte.
2. Herauf, o Sonne! Röthe mein Saitenspiel
Mit Einem Deiner Erstlinge. Denn mein Herz
Ist voll von Joseph. Nur Dein Anglanz
Mangelt! Erschein' und Gesänge reifen.
3. Sie kömmt. Die Blume schleußt ihr den Busen auf.
Der Thau der Wipfel blitzet ihr Gold zurück,
Und tausend rege Lüftesänger
Lösen in Freudegetön' die Kehle.
4. So kömmt zu Völkern, welche das Meer von uns,
Von uns die Kette steiler Gebirge trennt,
So kömmt zu Völkern Joseph, Herzen
Schließen sich auf, und gethürmte Städte,
5. Tief aufgereget, schmücken ihr lustig Haupt,
Und kleiden sich in Feier, und himmelan
Erschallt von hunderttausend Lippen:
Heil dem Gebieter der deutschen Erbe!
6. Heil sei dem ersten Sohne Theresiens!
Dem Heldenenkel, Herzeneroberer!
Dem wunderbaren jungen Manne!
Weiser, Genügsamer, Holder, Heil Dir!
7. Wem jauchzt Ihr, Völker? Städte, wen feiert Ihr?
Wem schließen Aller Herzen so weit sich auf?
Tönt, Saiten, tönt den Stolz des Barden!
Tönt ihn gewaltiger! er ist unser!
8. Ihr seht ihn, Völker! Deckt ihn ergrabner Werth
Von einer halben Erde? Beschweret er
Von Silber helle Räder? Folgen
Seinem Gespanne die bunten Horden
9. Geschmückter Diener? Blitzet ein fürchterlich
Gemisch entblößter Wehren um Joseph her?
Und dennoch jauchzt Ihr? Aechter Größe
Jauchzt Ihr, Völker! Und Er ist unser!
10. Ihr seht sein menschenfreundliches Angesicht,
Sein Aug' voll Herz auf Grüßende zugewandt.
Ihr hört ihn Weisheit, Güte sprechen,
Staunet und liebet. Und Er ist unser!
11. Ihr seht ihn, Völker, wenn er dem Ewigen
In seinen Hallen gläubige Kniee beugt.
Ihr seht, und wünschet allen Erben
Herrscher, wie Joseph. Und Er ist unser!
12. Das ist Er! Harfe, töne des Barden Stolz,
Den Stolz der Kinder Teuts, den entzückenden,
Den wonnetrunkenen Gedanken:
Joseph der Zweite so groß, und unser!
13. Und sängen alle Barden der Kinder Teuts
In ihre besten Harfen, er bliebe doch
Unausgesungen der Gedanke;
Seelen empfinden allein die Süße,
14. Dem Göttlichen zu dienen, sein Eigenthum
Und seiner Sorgen einziger Zweck zu sein,
Der, voll des Vaters und der Mutter,
Eh' noch die Wange sich männlich bräunte,
15. Noch eh' der Herrscher Gold ihm vom Haupte schien,
Schon Herrscher seiner selbsten, entadelnden,
Oft thronerschütternden Begierden
Niemal den himmlischen Busen aufschloß.
16. Den, nur von Recht und Einsicht und Mäßigkeit,
Der Erdegötter schönsten Gefährtinnen,
Begleitet, an die Gränzen seines
Mächtigen Erbes die Liebe seiner
17. Getreuen hinzog, jegliches Ungemach
Verachtend und zur kriegrischen Arbeit sich
Mit Lust erhärtend; der im Frieden,
Aehnlich dem Adler am Felsengipfel,
18. Mit wachem Auge ruhet, und adlerschnell
Auf Störer seiner Ruhe sich niedersenkt.
Sie bluten, liegen, und der Sieger
Schwebet zurücke zum Felsengipfel.
19. Dann wirbelt heller Siegesgesang ihm nach,
Gestürmt in deutsche Saiten, und Joseph horcht,
Nicht Sänger fremder Zungen, deutscher
Heldenton reizet den deutschen Herrscher!
20. Und kann der Ausbruch meiner Empfindungen
Und meine Saitengriffe den Göttlichen
Nur Einen Augenblick der hohen
Erdebesorgenden Bürd' entlasten:

21. Dann soll Dich, meine Scheitel, ein Eichenkranz,
Der Hauptschmuck deutscher Barden verewigen,
Und junges Eichenlaub in jedem
Monde der Blüthen Dich, Harfe, zieren.
22. Manch vaterländisch Bardenlied höret dann
Die lang verwöhnte Donau zur Abendluft
Aus nahen Espenhainen schallen
Ihrem erhabenen Herrscher heilig.

III. Wiens Befreiung.

Willkommen Herbsttag, Freund der Lieder,
Und froher Bardenarbeit hold!
Hier blick' ich von dem Hügel nieder,
Wie glühet Deiner Thürme Gold,
5 O Vindobona! durch den Schleier
Der leichtgeschürzten blauen Duft!
Wie prächtig ist die Morgenfeier,
Wie ruhig Erd' und Luft!
Wie lieblich schweift das Grün der Reben
10 Bis an der Wälder Schwarz hinan!
Dort, wo sich Winzerhütten heben,
Wie munter grüßt den Tag der Hahn!
Wie nahe rauschet im Gesträuche
Des Rebhuhns und des Hasen Scherz!
15 Wie fröhlich bläst der Hirt zur Weide!
Wie ruhig ist mein Herz!
So feiertest Du diesen Morgen nicht,
O stille Gegend! einst, als weit und breit
Dich der beschnittnen Mondenträger Heer
20 Von Osten ausgeströmet übergoß,
Ein hager, gelb und unbarmherzig Volk,
Auf Raub und Brand und Menschentod bedacht,
Im wilden Allahrufe, brausenden
Getrabe seiner Rosse, donnernden
25 Getümmel seiner Pauken, dräuenden
Geklirre seiner Ketten, auf die Zahl
Der schweren Wagen mauerstürzenden
Geschosses trächtig, auf den düstern Raub
Des höckerigen Lastgethieres stolz.
30 Ach, stille Gegend damals, wie verstellt!
Wie voll des Angstgeheules und des Bluts
Von Deinen Eingebornen und des Dampfs,
Der aus der Hütten Gluth zum Himmel schlug!
Und Dir, wie war Dir, harrende Kaiserstadt,
35 An diesem Morgen? Hohe Beängstigte!
Wie war Dir? Können Bardenharfen
Deine Gefühle dem Enkel singen?
Zwar stand in Dir, der dringenden Kriegesfluth
Ein kühner Fels entgegen, ein Stahremberg,
40 Und Deiner Söhne Mund und Eisen
Hatte Dir Treue des Tods geschworen;
Doch ehrne Rachen spieen Erschütterung
Auf Deine Thürme, stürzten die Mauern ein,
Und furchtbar warf der nahe Roßschweif
45 Auf die geborstene Feste Schatten;
Und Stambuls Horden, hungrigen Wölfen gleich,
Die durch der Hürden sinkende Thore schon
Die Lämmer sehn, umknirschten Deine
Trümmer mit hitzigem Räuberzahne.
50 Wie drängend stiegen feurige Seufzer auf
Von Deinen Höhen, wehten zu Dir herab
Die Seufzer Deines frommen Leupolds
In dem Geleite der Donaulüfte!
Doch Deine Retter waren noch ferne, noch
55 Weit hinter jenem Berge sie zögerten.
So ward es Nacht, die schwerste, bängste,
Letzte der Nächte; so ward es Morgen!
Auf, Kaiserstadt! auf! zum Berge den Blick,
Zum höchsten der Berge den gierigen Blick!
60 Was glänzet hervor am Rande des Hains?
Sind's Waffen? Sind's Retter? — Sie sind's!
Hilf Himmel, ein Zug, ein mächtiger Zug,
In schrecklicher Breite vom Tage bestrahlt!
Wie wallen in Luft die Adler! Wie rast
65 Der Pauken und Hörner Gemeng'!
Der muthige Fürst der Söhne vom Lech,
Der Boier und Sachsen Gebieter ist hier;
Sie boten die Hand dem tapferen Karl,
Der Oesterreichs Heere befiehlt.
70 Sie ziehen heran, Ein Sinn und Ein Herz,
Zu schlagen und siegen für's Erbe von Teut.
Schon wälzet der Krieg den rauschenden Strom
Ins hangende Rebland herab.
Aus Tiefen hervor, der Rächer ist da!
75 Beschorene Räuber von Osten! hervor!
Das Rebland hinan! Da kommt er, der Strom!
Nun gilt es kein Schonen! Hinan!
Erwartendes Wien! wie bebte Dein Herz,
Als jetzo der düstere Kampf sich verworr,
80 Der Heere Geschrei, des Erzes Gebrüll
An Deinem Gethürme sich brach.
Die Wolke des Tods, die zog sich heran
Vom Fuße der Berge zur Fläche, wo Raub
Der Länder gehäuft, und köstlicher Troß
85 In Zelten der Wüthriche lag.
Noch bebte Dein Herz, erwartendes Wien!
Denn grimmig war unter der Wolke der Strauß,
Das Sinken war groß, Verzweiflung und Muth,
Die wogen einander sich auf.
90 Doch jetzo berührt die Schale des Muths
Der Finger Allvaters. Erwartendes Wien!
Zur Donau den Blick! Dort stäubet die Flucht
Die bebenden Ebnen hinab
Mit starrendem Aug', in keuchender Angst,
95 Auf Waffen und Leichen und Plunder gestürzt,
Und hinter sich her den wogigen Stahl
Geflügelter Söhne vom Lech,
Und hinter sich her des reisigen Zeugs
Ergrimmte Geschwader in Eisen gekleid't.
100 Halt, Saitensturm! so wagt ein Hauch des Wests
Dem Sturme nachzubrausen, welcher jetzt
Den Espenhain zerbrach; so wagtest Du,
Dem Freudensturme nachzutönen, der
105 Aus allen Thoren Wiens in's Freie blies,
Als Stambuls Horden flohn, als Leupold kam,
Allvaters Günstling, Leupold, als der Kreis
Der hohen Sieger grüßend ihn umstand,
Und Lob, Belohnung, Beut' und Ueberfluß
Durch Stadt und Heer in vollen Strömen ging.
110 Heut' war der große Tag. Es mangelten
Noch sieben Herbste zum Jahrhunderte,
Da Sined ihn besang. Wien feiert ihn
In jeder Pracht, so oft die Traube reift,
Und denket: Ohne diesen Tag vielleicht
115 Hätt' ich Theresien und Joseph nicht.

Und Du, o stille Gegend, gib den Dank,
Den eben jetzt der frohe Donnerknall
Von allen Mauern Wiens in's Runde spricht;
Von Deiner Berge schwarzen Hainen und
120 Dem grünen Weingelände laut zurück.

IV. Des Barden Sineds Klage über Gellerts Tod.

Schauerndes Lüftchen! Woher?
Trüb ist der Tag. In dem entblätterten Hain
Weder Kehle, noch Fittig. Kein Schwan berudert den Teich,
Voll der Winterbilder sitz' ich einsam
5 Auf mein Saitenspiel gelehnet;
Da kömmst Du, Lüftchen, schwirrest mir
So kläglich, so kläglich die Saiten hindurch
Ist es nicht Hauch des Grabes?
Ist es nicht Sterbeton?
10 Hat uns ein Held, ein Barde verlassen?
Schauerndes Lüftchen! woher? —
Von dem Gestade der düsteren Pleiße
Komm' ich, o Barde, zu Dir. Dort hab' ich geflattert
Um Gellert's Grab.
15 In Blumen konnt' ich nicht seufzen;
Noch öde steht, bis ihn der Lenz
Mit Blumen deckt des Grabes Hügel.
Ich hab' in blätterlosen Sträuchern
Umher geseufzt.
20 Lüftchen genug! Kein stürmender Nord
Soll Dich verschlingen, zärtlicher Trauerbot'! —
Und Ihr, hinab, Saiten, hinab
Zur dumpfen, grabetiefen Todesklage!
Er ist hin, Euer Lehrer, Kinder Teuts!
25 Er ist hin, Euer Führer, Bardenchöre!
Er ist hin, Dein Verkündiger, Tugend!
Deine Freude, Jüngling! Mädchen! Deine Lust.
In der Pleiße Rauschen
Quollen seine Lieder.
30 Ach, die Pleiße rauschet;
Aber nimmer, nimmer
Quillt von ihm ein Lied darein!
Seufzet, Ufer!
Blumen an den Ufern!
35 Erlenschatten an den Ufern!
Nimmer, nimmer quillt von ihm ein Lied darein!
Vom Tannenberge wälzt sich manch trüber Gießbach.
Und nun entspringt am Fuße des Berges
Ein lautrer, himmelheller Quell.
40 Schnell hüpfen die Kinder des Waldes
Vom trüben Gießbach, und trinken den Quell:
So zogst Du die dürstenden Völker an Dich:
Die Bienenkönigin sammelt ihr zahllos Heer,
Und führt es auf Wiesen voll Frühling,
45 Und jede vom Heere
Kömmt honigträchtig zurück:
So setzest Du den Söhnen Teuts
Die Süße Deines Herzens in Bardenlehren vor!
Und dieses Herz durchgrub des Todes Stachel!
50 Trauert, Ihr Völker! trauert, Ihr Söhne Teuts!
Der Quell ist versiegt! Der Frühling erstorben!
Ein Jüngling war ich, und jeglicher Trieb
Zur vaterländischen Bardenkunst
Lag noch in meiner Brust in zweifelndem Schlummer,
55 Ich hörte Dein Lied, und jeglicher Trieb
Entriß sich dem zweifelnden Schlummer.
Und horchet mir jetzt mein Vaterland,
Und thun mir ältere Barden
Ihr freundliches Herz auf,
60 Und schändet meine Scheitel
Den heiligen Eichenzweig nicht,
Dir bin ich es schuldig. O nimm, was ich vermag,
Ein Lied und Thränen! —
Aber hinauf, Saiten, hinauf,
65 Zur hellen, himmelhohen Zukunft!
Mein Auge durchstrahlet das Wintergewölk',
Erblicket ihn, den satten Lebensgast
Unter den Barden der Vorwelt.
Ein großes Erstehn
70 Von allen Wolkensitzen
Dem Lehrer der Tugend,
Dem Sittenverbesserer,
Dem Fegler der Herzen,
Dem holden, menschenfreundlichen Weisen.
75 Wie dünnere Frühlingsnebel
Von der gebärenden Flur,
So schwindet die zärtliche Schwermuth
Von dem Gesichte des Barden.
Aus den Umarmungen ewiger Sänger
80 (Ach, nicht ewig für uns! Die neidige Zeit
Entriß uns ihre Sitten, ihr Lied,
Ihr Lied in freien Eichenhainen,
Ihr Lied im Mahle tapfrer Fürsten,
Ihr Lied im lauten Schlachtgetümmel
85 Unter bemaleten Schilden
Hervorgebraust!)
Aus den Umarmungen dieser Sänger
Blicket er lächelnd herab
Auf sein geliebtes, erdewallendes Geschlecht,
90 Und sieht sich von Enkel zu Enkel
In seinen Gesängen hinwieder geliebt, verewigt;
Und höret die Kinder der Fremden
Am Rhein und am Po
In ihren Zungen seine Lehren wiederholen,
95 Und Deutschland segnen, dem der Himmel
Einen Gellert gab.
Also mein Lied zur traurigen Wintergegend.
Aber, Du, Lüftchen, bist Du noch hier
Im blätterlosen Ahorngange,
100 So nimm Dir die besten Töne heraus,
Und decket der kehrende Lenz
Den Hügel des Barden mit Blumen,
Dann seufze sie nach in jenen Blumen,
Deren Haupt am Hügel
105 Schwerer und gesenkter ist.

V. Das Donnerwetter.

„Herrlich und furchtbar bist Du, gewaltiger
Wolkenversammler, Himmelsverfinsterer!
Kein Erdengebieter (und kreiste sein Machtwort,
So wie die Sonne kreist)
5 Reichet an Dich.
Herrlich und furchtbar bist Du!" — So sagte mir
Tief in der Seele Dein Donner.
So lange Dein Donner sprach, lag es verstummet;

Aber nun sagt es mein Harfenspiel nach:
10 „Herrlich und furchtbar!“
Heiß war der Tag. Dein Finger gebot
Nach Süden: Da zogen nach Süden
Von tausend Thälern und tausend kochenden Sümpfen
Die blaulichen Hauche, verdickten sich dort
15 Zu schwarzen Wolkengebirgen. Von da
Sollte Dein Blitzgespann,
Sollte Dein erdenerschütternder Wagen
Ueber das Antlitz der Welt ergehn.
Die Sonne barg sich. Immer stiller,
20 Stiller ward der Waldgesang.
Der Schwalbe Flügel streiften an der Erde.
Die Mücken summeten ahnend umher,
Schnaubend warf der Stier den Nacken auf
Und suchte den strömenden Wind.
25 Aber von Dir war ihm noch nicht zu strömen geboten;
Unbewegt, unerfrischt stand die Luft,
Und die Brust des Barden war beklemmet,
Und sein Odem schwer.
Endlich gebotst Du dem Winde zu strömen:
30 Da trug er in seiner weitkreisenden,
Tief niederhangenden Wolkennacht
Deinen erschrecklichen Wagen herauf.
Riß auf Riß zerbarst die Nacht
Deinen geschlängelten, glühenden Keilen
35 Vor dem Wagen her.
Aber der Wagen krachte noch nicht; er rollte nur;
Und die Brust des Barden ward beklemmter,
Und sein Odem schwerer.
Nun war der Wagen über unserm Haupte.
40 Dem Drucke seiner schweren Räder
Erbebten die Thürme der Kaiserstadt,
Erbebte bis in ihren tiefen Schooß die Feste,
Jeglicher blendende Blitz,
Ereilt vom betäubenden Knalle,
45 War des nahen Todes Zeuge.
Bleich nnd stumm war mein Geschlecht;
Und ich saß mit gebogenem Nacken;
Und in meiner Seele war kein Laut, als dieser:
„Herrlich und furchtbar!“
50 Aber die zackigen Keile
Fuhren ergrimmt umher:
Einer durchwühlte den Busen der Flur;
Ein andrer begrub sich in der erschrockenen Donau Fluth!
Dieser erlosch in dem unendlichen Raume der Himmel;
Jener traf der schönsten Eiche Wipfel. 55
Morgen kömmt der Barde, will sich kränzen;
Ach, sie steht versengt!
Also fuhren die Keile; doch hatte
Der auf dem Wagen den Keilen geboten,
Meines Geschlechts zu schonen. 60
Und jetzo gab er seinen Wassern
Befehl, herunterzustürzen:
Da wurden die Wolkengebirge zur Ebne;
Und der Wagen krachte nimmer, rollte nur.
Und ich hob mein Haupt allgemach empor; 65
Und die Brust des Barden ward erweitert,
Und sein Odem leichter.
Nun war er hinüber, der Wagen, nach Norden;
Doch irrte von Berge zu Berge
Der langsam sterbende Nachhall von seinem Gerolle. 70
Da schwang sich mein freierer Blick zum Himmel:
Der farbige Bogen (die Brücke der Götter,
Als Odin noch herrschte, noch Asgard stand,
Und jetzo der Schatten, Allvater,
Von Deinen besänftigten Augenbraunen), 75
Er wölbte sich hell in Osten empor.
Wie klares Gestein, so glänzte zur Luft
Der Segen der Wolken auf Laub und Gras.
Da tauchten die Vögel, da tauchten die Herden
Den muntern Fuß in's erfrischende Naß; 80
Und neues Gefühl des Lebens erhob
Das zagende Menschengeschlecht.
Auch mich, auch mich erhob dieß neue Gefühl.
Ich rührte die Saiten und sang:
„Herrlich und gnädig bist Du, gewaltiger 85
Wolkenverwälzer, Himmelerheiterer!
Siehe, dort dampfet der Hain, getroffen von Dir;
Aber Du schontest der Menschen.
Deine Sonne barg sich;
Neu erscheint sie wieder 90
In der Abendpracht.
Ihrer Blicke letzter
Goldet mein erwachtes,
Frohes, dankbemühtes Harfenspiel.“

Karl Mastalier.

Auf den Tod der Kaisertochter.

1. Schwer, wie ein kummervolles Jahrhundert auf
Des Greises müdem Nacken liegt, liegst Du,
Du Todesschmerz des besten Kaisers
Mir auf der Seele. Zerschmilz in Thränen,
2. Und dann ström' aus in Lieder! Ach! hingesenkt
Wallt sie, die schönste Blume Germaniens!
Die erste Enkelin Theresiens,
Ach, der einzige Sprosse Josephs!
3. Und Du verbirgst uns dennoch die Wunden,
Die auf der weichsten Seite Dein Vaterherz
Durchgraben? Ach! des Schmerzes Farbe
Trübet dein Angesicht; und im Auge,
4. Das himmelheiter vorher dem Volk' erschien,
Hänget Betrübniß; wie vor der Sonne Bild
Sich Wolken ziehn, und ganze Tage
Neidisch der Welt mißgönnen.
5. Mit einem Blick voll Zärtlichkeit suchest Du
Jetzt in den goldenen Hallen des Kaiserhofs,
Jetzt forderst Du vom Chor der Schwestern
Jetzt von dem Volke, jetzt von Dir selber
6. Die beste, einz'ge Tochter, Elisens Bild.
Umsonst! Denn ihre Kammern hüllt Schrecken ein
Und Wehmuth hemmet dort die Antwort
Ihrer Gespielinnen. Deutschland weinet.

7. Ach, nimmer wecket sie in der Seele Dir
Die immer größre Hoffnung, für Kronen sie
Bald reifen zu sehen, voll des Vaters,
Würdig der Ahnfrau und aller Ahnen.
8. Nicht mehr belohnt ihr Eifer zur Weisheit Dich
Mit hundertfachen Früchten. Wer eilte so,
Wie sie, den Jahren vor? Ach Niemand,
Niemand, als Deine Therese, Kaiser.
9. Weit ist die Bahn vom äußersten Dacien
Zum Kapitole, Deiner Bewundrung Ziel,
Noch weiter reichet Deines Ruhmes
Steigende Bahn; – und sie faßte dennoch
10. In ihrem Geiste diesen unendlichen
Raum. Kein Gebirg, kein Winkel des Ozeans,
Kein Strom verbarg sich ihren Blicken;
Braust er auch jenseits der Säulen Herkuls.
11. Wo ist sie nun? Ach! suche die Tochter nicht
Hier unten! Hier ist Nebel, der, sitzest Du
Gleich auf der Cäsar'n Thron, Dich einschließt:
Aber sieh! Ueber Dir lacht der Himmel.
12. Dort glänzet sie im Schooße der Ewigkeit,
Ein neuer Engel, Oesterreichs Schutzgeist, prangt
Ganz mit Unsterblichkeit gekrönet:
Sieht, und verbittet dort unsre Thränen.
13. O daß doch dieser Anblick die Linderung
In Deine Wunden gösse! den zweiten Trost
Des tiefen Schmerzes such' beim Volke:
Tausenden heißest Du jetzt noch Vater.

Karl Friedrich Kretschmann.

Der Gesang Rhyngulphs, des Barden, als Varus geschlagen war.

Erstes Lied.

Ha!
Da liegen sie ja,
Die Legionen, erschlagen!
Erwürgt ihre Rosse, die Wagen
5 Zertrümmert, Schwert und Pfeil
In Splittern, und die güldnen Adler
Unsrer Beute Theil!
Auf ewig Sieg und Freiheit Dir;
Sieg, Freiheit, meinem Liede von Dir
10 O Herman! Sieh, wie bleicht der Tod
Die schwarzbehaarten Feinde;
Ihr ungestümes Blut färbt die Gewässer roth:
Heil Herman unserm Freunde,
Der, von Quirinus Purpur roth,
15 Ehrwürdig kömmt, wie Götter hernieder steigen;
Auch furchtbar; denn in grausen Schweigen
Feiert ihn der Tod.
Schmiedet, schmiedet sie ein,
Die wenigen Verzagten, die wir fingen!
20 Schleppt sie tiefer in Hain,
Den Elfen das Opfer zu bringen!
Oder löst Veledas Pfand:
Die weise Jungfrau war des Sieges Bürge.
Gebt sie, gebt sie ihrer Hand,
25 Daß sie sie würge;
Dann in diesen Strömen Bluts
Nach der Zukunft spähe,
Und im Opfer uns den Sieg,
Rom den Untergang ersehe:
30 Indeß mein Geist durch Euern Jubel beginnt,
Gleich Opferflammen durch den Wind,
Sich höher, noch höher
Und höher zu schwingen;
Indeß die volle Harfe tönt!
35 Denn Herz und Mund soll ihn besingen,
Den Sieg, der, Herman, Dich mit rothen Blumen krönt.
Würgt' ich, o Held, gesteh' es mir,
Dort in der Schlacht nicht neben Dir?
Sah Deines Armes Streiche nicht,
40 Noch Dein ferntödtend Angesicht?
So wahr dort auch mein Schwert geblitzt,
So darf mein Schlachtgesang auch itzt
Sich an die hohen Thaten wagen;
Ihn soll der Adlerflug der Zeit
45 Durch horchende Jahre weit und breit
Umher auf brausendem Flügel,
Zum Enkel hier im stillen Thal,
Zum Enkel der sieben kriegerischen Hügel,
Auf brausendem Flügel tragen.
50 Horch! – lispelt nicht von fernher schon
Der Nachhall jeden Jubelton;
Die Trauer Roms, und unsre That?
„Blutend wälzt sich der Legat,
„Blutend der Tribun, blutend der Centurion,
55 „Auf zwei und einer Legion.
„Wer warf die große Saat auf's Feld?
„Siegmars, des Helden Sohn, ein Held!
„Getragen auf den Schilden,
„Wird er von allen Seiten
60 „Erretter begrüßt:
„Herman ist sein Name,
„Ewig seine Wohlthat,
„Wie sein Sieg es ist!"
O wende Dich! Wie strahlt der Glanz
65 Des Helms durch Deinen Rosenkranz,
Als hätt' ihn Freya selbst gepflückt,
Mit eigner Hand Dich so geschmückt,
Und führte Dich zum Heldenmahl
In Lohros Tausendfreudensaal:
70 Als tanzte sie mit Dir dahin,
Sie, jedes Reizes Pflegerin,
Blauäugig und mit Haar von Gold:
Denn Dir ist Göttin Freya hold!
Sie pflegt die Tage Deines Seins:
75 Denn Reiz und Tapferkeit ist Eins.
Wohl mir! In ihrem Eichenhain
Hat mich, Dein Barde nun zu sein,
Hat Freya mich geweiht.
Schon in der hüpfenden Knabenzeit
80 Riß mich die stürmische Gewalt
Herzlicher Neigung in den Wald:
Da horcht' ich oft am Wasserfall;
Ich lernte von der Nachtigall

Am Abend, von der Lerche früh;
85 Und selbst des Westwinds Melodie.
Auch lauscht' ich oft bei Mondenglanz
Auf den geheimnißvollen Tanz
Der Jungfraun, welche sich im Hain
Dem Dienst der schönen Freya weihn.
90 Jed' um die Hüften ein Band,
Um's Hauptthaar Eichenkränze,
Jed' ein Schwert in der Hand
Tanzten sie Heldentänze,
Schlugen sie Schwert an Schwert; da klang
95 Ein Silbergetön in ihren Wonnegesang:
Und indeß sie singen,
Flimmert der Mond an den Klingen,
Daß des Schauspiels Pracht
War, wie die Sterne der Nacht.
100 Hundertstimmig sang der Chor,
Thuiskons Krieg, das Treffen Tohr;
Den Götterwink, womit im Streit
Der Feldherr Wuth, bald Ruh' gebeut;
Den Ruhm, der in der Schlacht
105 Den müden Mann erquickt;
Den Sieg, der Götter selbst beglückt.
Dann sangen Zwei und Zwei den Bund
Der heil'gen Freundschaft, den so Mund
Als Hand und Herz vollziehn;
110 Drauf sangen sie des edlen Weibes Liebe,
Wovon auch Helden glühn:
Selig, selig ist, wem Freye,
Warm von Lieb' und stark an Treue,
Seine Gattin wählt!
115 Aber, Jüngling, unsre Reigen
Tönen nicht zur Lust des Feigen;
Und in diesen Armen ruht
Nur der Mann,
Der biedre Mann,
120 Welcher edle Thaten thut.
Dann brach der hundertstimmige Chor
Mit volleren Liedern rasch hervor;
Der mächt'ge Wohlklang füllte den Hain,
Da brausten die Eichen,
125 Da rauschten die Tannen
Holdselig darein.
Nun wuchsen Keime des Gesanges
In meinem Geist', und Kraft des Klanges
Wurzelt' in meine Lieder ein,
130 Die ich nachahmt' im Eichenhain.
So wuchs ich groß, und Arm in Arm
Ward Godschalk mit mir auferzogen,
Von gleichem Muth, von gleicher Freundschaft warm.
Die Harfe, wie der Bogen,
135 Und mancher Held und manches Ziel,
War unser Lied und unser Spiel:
Dem Herzen, das sonst Alles fand,
War Liebe nur noch unbekannt,
Oft fragten wir uns im Geheim:
140 „Was mag die große Neigung sein?“ —
Keiner des Räthsels mächtig,
Ohne Führer und Licht,
Wurden wir ernst und einsam;
Alle Adern glühten,
145 Alle Gedanken riethen
Auf die mächtige Neigung,
Und erriethen sie nicht.
Und als ich einst im Rosenmonde,
Auf dem duftenden Blumengras,
150 Unter dem Schatten der Lindenblüthe
In der Ahnung Bilder tief verloren saß;

Sieh', o siehe da! hinter den Eichen,
Rings um mich, aus allen Sträuchen,
Schwärmte der heiligen Mädchen Chor
Gleich den Morgenlerchen hervor: 155
Und da sang ein Rosenmund,
Süß wie der Ruf der Ehre:
Daß die Flamme Rhingulphs ihn
Nicht zu früh verzehre;
Wähle hie für Herz und Hand: 160
Reizend gleich der Ehre,
Heilig, wie das Vaterland,
Ist der Göttin Freya Band.
Zitternd vor Ungestüm,
Hub ich an zu wählen. 165
Götter! welcher Schönheit Zahl! — —
Aber kurz war meine Wahl:
Irmgard! konnt' ich Dich verfehlen?
Andrer Augen Himmelblau
Winkte mir vergebens: 170
Hier ist, Irmgard, meine Hand
Auf den ganzen Weg des Lebens! —
Nun theilte sie, Ein Herz, Ein Sinn,
Mit mir die Süßigkeiten
Der Liebe, war die Richterin 175
Und Freundin meiner Saiten:
Da ward die Zeit
Mir Eine Seligkeit;
Da kränzt' ich mich mit Kränzen
Von Rosen! — Denn das Leben 180
Des Sterblichen ist wie der Rosenstrauch,
Der holde Blumen trägt
Und scharfe Dornen auch.
Du, Godschalk, bist ein Stachel,
Der, meine Brust durchbohrend, 185
Mir bis ins Leben reißt!
Ich sollte Dich hassen, Verräther:
Aber — Du bist gefallen! —
Und meine Thräne fleußt.
Unbändig, wie des Meeres Wogen, 190
Betrüglich, wie der Wassersand,
Treuloser, hast Du mich betrogen,
Denn Du betrogst Dein Vaterland.
Gelockt durch Römerschmeicheleien,
Verließest Du es in der Noth. 195
Hast Du nun nicht den Tod verdienet? —
Wohlan — ach! Du bist todt!
Da schaudert's mir durch Herz und Muth.
Roth, Alles roth vor mir, wie Blut. —
Verderben möcht' ich Dich, o Faust! — 200
Still! — Ha, das ist sein Geist; er braust
Wild über mir in der Fichte Zweigen,
Und es umflüstert fürchterlich
Der Todtenklage Winseln mich.
O gute Götter, laßt es schweigen! 205
Daß ich die blut'ge Siegesfahn'
Hochjubilirend schwinge,
Und daß der Barde als ein Mann
Sein frohes Lied vollbringe:
Denn Er ist hin! — — 210
In Irmgards Arm,
(An des Unwürd'gen Seite)
War Deutschlands Knechtschaft unsre Qual:
Wir glühten, zürnten: — auf einmal
Erscholl der Ruf zum Streite. 215
Froh gürtete den Rachestahl
Mir Irmgard an die Seite:
Sie band und kränzte mir mein Haar,
Sie reichte Lanz' und Bogen dar,
Und reizte mich zum Streite. 220

„Noch einmal (fest umfing sie mich,)
„Will ich mit ganzer Inbrunst Dich,
„Mein freier Rhingulph, küssen.
„Sieg oder Tod sei heut mit Dir!
225 „Doch kämest Du zurück zu mir
„Mit Fesseln an den Füßen,
„Mit wundenleerer Stirn und Brust,
„Wenn Du zu siegen nicht gewußt,
„Noch weniger zu sterben:
230 „Dann will ich diesen Rhingulph fliehn;
„Nicht hassen, nur verachten, ihn
„Nie wieder sehn und sterben." —
Das war genug! das war zu viel!
Ich warf mein schallend Harfenspiel
235 Mit Stolz und Unmuth nieder.
In Zorn zerrann der Geist der Lieder:
So sprang ich hin, und hatte mein Schwert
Im Hui auf unsre Feinde gekehrt,
Im Hui den todesvollen Köcher
240 In ihre Phalangen ausgeleert.
Die Götter liebten uns. Der Sieg
Trat den raubsücht'gen Römer nieder;
Die Freiheit kehret wieder
Und das versöhnte Schwert
245 Ist in die Scheide zurückgekehrt:
Nun ist die Zeit der Lieder!
Irmgard! Ein Sieger grüßet Dich!
Komm', gib mir meine Harfe wieder.
Doch erst umarme mich.
250 Dann wird der Sang entzückter klingen,
Der in die Bardensaiten tönt:
Denn Freude soll den Sieg besingen,
Der uns mit diesen Feierblumen krönt.
Mein Herz singt mit, und mein Gedicht
255 Sogar erkennt Roms Vorschrift nicht:
Jedoch Triumph! wild, regellos,
Bleibt noch das Lied der Freiheit groß!

Zweites Lied.

Der entstellt die Rose nicht,
Wer sie mit der bleichern Blume
Zu einem Kranze flicht.
Krieg ist mein Sang, und jauchzt nach Ruhme:
5 Doch schändet's Bardenlieder nicht,
Wenn sie sich kühn darnieder schwingen,
Von deutscher Zucht und Sitte singen;
Und welcher Sinn des Siegers war.
Lerne Nachwelt, daß in Blöße
10 Reichthum, und in Unschuld Größe,
Tapferkeit bei Tugend war.
Von eignen lieben Söhnen groß,
Von eigner Tugend warm,
Lag unser Mutterland im Schooß
15 Des Glücks, der Ruh im Arm:
Indeß schlaflose Tapferkeit
Um unsre Freiheit wacht,
Indeß der Ruhm die strohbedeckten Hütten
Ehrwürdig macht,
20 In welchen schon seit Thuiskons Zeit
Die götteralte Redlichkeit
Und Gnüge, die sich selbst belohnet,
In schwesterlicher Eintracht wohnet.
Rom staunt: denn schön und groß,
25 Frisch, wie der Eichenbaum,
Wächst Deutschlands Jugend auf.
Der Knabe wandelt kaum,
So stärkt ihn Kampf und Lauf;
Dann, zwischen spielenden Lanzen,
30 Lernt er den Waffentanz
Schlank wie die Schlange tanzen:
Und er bekömmt den Kranz.
Am Tische seiner ältern Brüder
Sitzt er nun stolz im Rath,
35 Und horcht auf Bardenlieder,
Voll von der Väter That;
Und, Sieg an Sieg, lernt er sie bald;
Dann pocht sein Herz ihm mit Gewalt,
Dann weckt ihn oft ein Traum vom Streit;
40 Er sucht des Bildes Aehnlichkeit,
Und eilt, sobald der Hahn den Morgen angesagt,
Hinaus zur kriegerischen Jagd. —
Er kömmt: seht, wie die Bären ihn,
Seht, wie die Wölfe heulend fliehn!
45 Habt Ihr des Bäres Stärke,
Habt Ihr des Wolfes Muth,
Tyrannen, die Ihr dürstet
Nach freier Völker Blut?
Ihr habt sie nicht! o rettet Euch:
50 Denn seine Jagd ist hinter Euch! —
Ermüdet sinkt er dann
Am Felsenbache nieder,
Und ruht bei seiner Beut' im Gras;
Er singet mit der Lerche Lieder,
55 Und ruft der zaudernden Sonne zu,
Ob sie in träger Ruh
Des Morgenrothes vergaß?
Auf einmal tritt mit Siegerpracht
Die Sonn' empor, und vorger Nacht
60 Letzte graue Nebel fliehen;
Er fühlt der sanften Wärme Macht,
Er sieht im Thau die Wiesen blühen,
Er athmet frische Frühlingsluft
Durchbalsamt durch der Blüthen Duft.
65 Da strahlet Freud' aus seinen Blicken!
Da ist Andacht, da ist Entzücken!
Da feiert er den Vater der Natur!
Er ist Druid' und Altar ist die Flur.
Still! — ihn stört aus frommer Phantasei
70 Ein Rauschen neben ihm vorbei.
Die Schritte seiner Jungfraun eilen
Daher; sie ging, als es getagt,
Mit ihrem Bogen, ihren Pfeilen,
Gleich einer Göttin auf die Jagd.
75 All ihres Reizes Knospen sind entfaltet,
Die edle Stirne krönt mit goldnen Locken sich,
Und über ihrem Herzen spaltet
Ein reifer Busen sich:
So steht sie vor ihm da,
80 Mit röthlichem Gesicht,
Und heimlicht ihr Ergötzen nicht.
„Ach," sagt sie endlich; „dort an jener Höhe
„Beschlich ich die entschlafnen Rehe;
„Ich ging, es hatte kaum getagt:
85 „Doch sieh', ich habe Nichts gejagt." —
Treuherzig fordert sie ein Theil von seiner Beute:
Er bietet Beut' und Herz und Hand.
Da sinkt sie hin an seine Seite:
Und Freya knüpft ihr Band.
90 O segne Manna Dich mit Frieden,
Mit Ehre Thuisko Dich!
O pflege Hertha Deine Felder
Und speis' und tränke Dich!
Werd' alt und grau, an Kindern reich,
95 Dem Vater und der Mutter gleich!

So leben sie ein selig Leben.
Der Wald, das Feld, die Quellen geben
Genug für morgen und für heut.
Ihr Götter, konntet Ihr dem Leben
100 Des Sterblichen mehr Fülle geben,
Als die Genügsamkeit? —
Drum magst Du noch so stolz
Von schwererstiegnen Höhen,
O Rom, hohnlächelnd niedersehen
105 Auf unsre Hütten her:
Hast Du viel Glück? Wir haben mehr!
Ich habe Dich gesehn, Du Stadt,
Die Könige zu Knechten hat;
Es rief Dein lauter Ruhm auch mich,
110 Mit Hermans Bruder Gilberich,
Den Ort zu sehn, wo vorger Zeit
Dir Herman seinen Arm geweiht.
Ich kam und sah: auf sieben Höhn
Stieg ich und blieb verwundernd stehn.
115 Ich sah hinunter: weit und breit
War Alles groß, war Herrlichkeit.
Ich dacht' an meine Hütte zurück,
Schämte mich Einen Augenblick,
Und eilte voll wallender Freude hin
120 Wie die Helden zu Thuisko ziehn.
Hier, dacht' ich, wird die Tugend wohnen.
Hier wird man Tapferkeit belohnen,
Da wird das Gastrecht heilig sein,
Und Weisheit sich der Fülle freun. —
125 Doch wie ganz anders fand ich Dich,
Ha, Falsche, wie betrogst Du mich!
Ich fragt' im Thal und auf der Höhe:
Wo herrscht die Heiligkeit der Ehe?
Wo wohnet Liebe sonder List?
130 Wo Freundschaft ohne Falsch? Wo ist,
Auch ohne Lohn und ohne Schwert,
Das Recht gesichert, Tugend werth? —
Wohl aber sah' ich unter Schwelgerfesten
Den Unterdrücker feist gedeihn,
135 Und in bewachten Goldpalästen
Den Feigen kühn bei tapferm Wein:
Auch gaben feile Bardenchöre
Dem stolzen Imperator Ehre,
Daß er zu seinen Sklaven
140 Herab vom Himmel kam;
Daß er, der Sohn der Götter,
Daß er die Freiheit ihnen nahm!
Ha, fort! Hinaus aus dieser Stadt,
Wo selbst das Laster Barden hat!
145 Hinweg, hinweg von diesen Mauern,
Wo Tugend, Unschuld, Redlichkeit,
In Staub getreten trauern
Und weinen; wie man heimlich spricht:
Denn selber sah ich sie dort nicht.
150 Schnell floh dieß Otternest mein Fuß.
Mich jagten Jammer und Verdruß,
Daß Gilbrich mein Gefährt'
Von dannen nicht mit mir geflohen:
Denn trotz den Bitten, trotz dem Drohen,
155 Blieb er, und hieß nun Flavius;
Und ward ein schimmernder Krieger
Um Sold und um Gewinn,
Und schwelgt in Ueppigkeiten
Die knechtischen Tage dahin!
160 O streut dem Knaben Rosen!
O komm, ihn liebzukosen,
Du West, doch schone des jungfräulichen Gesichts! —
Und so zerdampf' er in sein Nichts!
Er fliehe seines Landes Sitte;
Er fliehe seines Vaters Hütte; 165
Doch ist er nicht der Rach' entflohn;
Ist Hermans Bruder nicht, und ist nicht Siegmars Sohn;
Er ist nur Flavius. —
Wie selig aber fließt das Leben 170
Des freien Enkels Teut,
Dem es großmüthig gnügt, was gute Götter geben,
Ja, den die Gnüg' erfreut!
Am Abend eilt der edle Mann,
Mit dem, was ihm die Jagd gewann, 175
Zu seines Weibes Honigseim,
Zum Willkomm seiner Kinder heim.
Dann sammelt sich zu seinem Freudentische
Freund oder Nachbar, gleich an Ruhm
Ihm, wie an gutem Herzen: 180
Da geht der vertrauliche Becher herum;
Die Eintracht würzt den Honigwein
Und mischet Ernst und Rathschlag drein.
Hier war's: bei solchem Freudentische
Ward jüngst in tiefverschwiegner Nacht, 185
Varus, Dein Untergang erdacht.
So wie die sel'gen Götter sitzen
In ihrem Himmel, Thron an Thron,
Wenn sie Gedanken ihrer Größ' erhitzen,
Daß ihre himmlisch blauen Augen 190
Gleich ihren Siegesschwertern blitzen,
Sah ich Siegmarn, und seinen Sohn,
Und neben ihnen andre Rächer
Der Freiheit. Da ergriff im Zorn
Der Silberhaarige den Becher: 195
„So möge gleich dem Schierlingssaft
Mich dieser Becher tödten!
So mög' einst vor der Rechenschaft
Der Götter, ich erröthen!
Wenn ich, o Vaterland, nicht noch 200
Mit Strömen Bluts Dich räche;
Wenn ich dieß schändlich schwere Joch
Des Römers nicht zerbreche!"
Er sprach's. Sein Auge funkelt
Rings um den Becherrand. 205
Er trank's. Ihm bebt vor Alter,
Noch mehr vor Zorn, die Hand.
Dann füllte Herman seinen Becher,
Dem Vater nach;
Hob ihn vor seine stieren Blicke 210
Empor, und sprach:
„So sei im Becher das Verderben!
So möge Herman namlos sterben,
Wenn ich nicht, Vater, Deinen Harm
Mit scharfem Schwerte räche! 215
Wenn ich nicht morsch den frechen Arm
Der Tyrannei zerbreche!"
Da reichten alle Gäste Dir,
Greis Siegmar, ihre Hände;
Und jeder rief: „Verderben mir! 220
„Wenn ich nicht, Bruder Herman, Dir
„Mein Gut und Blut verpfände!"
Nun eilten wir rathsuchend
Zur göttlichen Velleda Thurm.
Die Nacht war tief, die Sterne bebten; 225
Denn in den Lüften flog der Sturm,
Und Sausen war im alten Haine
Wo niemals Axt noch Bogen klang.
Da fanden wir des Thurms
Zusammengebirgten Steine: 230
Da hub ich an den Bardengesang.
Mein Lied drang in die moosige Höhle

Wo sie, die Rune Velleda war:
Und wer der Höhle nahet,
Den faßt der Schaur beim Haar.
235 Heil uns! hier sahn wir sie; die Locken
Fliegend im weißen Gewand;
Sie schwang die nackten Arme,
Fackel und Dolch in der Hand:
Sie flog im Zaubertanze
240 Rings um die heil'ge Lanze
(Mich schaudert noch!) und sang,
Daß uns die Herzen bebten,
Und Fels und Wald erklang.
„Krieg! (schwoll ihr Lied empor) und Krieg!
245 Dort, die Hügel hinüber!
Nah' an meinen Gränzen!
Ah, die Schwerter glänzen!
Freiheit, Ruhm und Sieg!
Deß ist Euch Velleda Bürge:
250 Löse, Herman, löse mich!
Schaffe, daß ich Opfer würge:
Oder ich erwürge Dich!"
Bald stand sie in Gedanken tief,
Gab Siegmarn ihre Hand und rief:
255 „Segne Tohro, grüße Mannen,
„Vater, denn sie riefen Dich! —"
So sprach das weise Weib, und wich
In leiserm Tanze von dannen.

Drittes Lied.

Siegsicher trotzt der jagende Bär
Vor einer Wölfin Höhle daher.
Wild springt hervor ihr kühnster Sohn:
Voll Hunger blöckt sein Rachen schon:
5 Doch wagt er's nicht, und hält den Lauf
Des Stärkern nicht verwegen auf.
Ihr aber, Römer, lebenssatt,
Der reifen Frucht des Sieges satt,
Wagt Euch in unsre Wälder her,
10 Als ob hier ein Karthago wär';
Auch unser Führer gleich am Fall
Dem großgewesnen Hannibal. —
Ha! was durchstört Ihr Berg und Hain?
Juwelen nicht, noch Elfenbein,
15 Nicht Silber oder Gold ist hier:
Nur Eisen, Varus, haben wir!
Wie? lockte Dich der Tod so weit?
Vielleicht, daß unsre Biederheit
Dein Herz mit Sehnsucht eingenommen,
20 Solch' edle Knechte zu bekommen? —
Das ist's! bei Gott, drum drangst Du ein;
Gleich einer Seuche drangst Du ein;
Im ganzen Lande schleicht Dein Gift,
So wie die Pest mit gleichen Pfeilen
25 Den Weisen und den Thoren trifft.
O tief bis in das Grab verflucht
Sei, Räuber, Eure Ränkesucht!
Doch eh' Ihr unsern Grimm bezähmt,
Uns wie gefangne Bäre lähmt,
30 Soll Brust und Herz Euch beben!
Hier ist die Freiheit: kommt und nehmt:
Erst aber nehmt das Leben!
Denn sterben — lieber wollen wir
Der Erst' und Letzte sterben;
35 Dann möget diese Wüsten Ihr,
Ihr mit dem offnen Rachen, erben! —
Horch! — Welch ein weicher Saitenklang
Wagt sich an meinen Rachegesang?

„Sieh' doch, Mana-Thuiskons Kind,
Sieh' doch, wie wir glücklich sind. 40
Sieh' den Ruhm in unserm Sold,
Sieh' das allmachtsvolle Gold,
Schmuck, Bequemlichkeit und Kunst;
Sieh' an uns der Götter Gunst.
Willst Du nicht bei Scherz und Wein, 45
Gleich den Römern, glücklich sein?"
So sang mit ihrer Zauberstimme
Rom, die Zauberin.
Verderblich riß des Liedes Anmuth
So manches beßre Herz dahin. 50
Es wähnte sich zum Glück erlesen,
Es opferte sich selbst zum Dank.
O wär' doch auf den Zaubergesang
Ein Schwertschlag Wiederhall gewesen!
Nun aber bauen sie umher. 55
Schon mehrt sich nach und nach ihr Heer;
Schon schwillt der kleine Gießbach auf
Von der Gebirge Schnee:
Es steigt und steigt der Fluthen Lauf.
Gefährlich an die Hütten auf 60
Und macht das Feld zur See.
Verschlungen ist des Feldes Frucht:
Verschlungen Gnügsamkeit und Zucht;
Die Tugend und die Freiheit fliehn
Auf fluthumströmte Felsen hin, 65
Und schauen ängstlich weit umher
Ob da kein Retter weiter wär'?
Drei Adler, stolz, und feist von Beute,
Schweben über der Wellen Wuth;
Und sind sie schon der Vögel Fürsten; 70
So essen sie doch Raub, und dürsten
Nach des Zerrißnen Blut.
O nehmt's zu Herzen und zu Ohren,
Wie dieser Fremdling hier stolzirt;
Bald uns, von freien Müttern geboren, 75
Als Jünglinge verderbt,
Als Männer fesseln wird!
Nicht Billigkeit, nicht Weihgefecht,
Ein feiler Prätor spricht das Recht,
Als wären wir für Rom allein geboren, 80
Kaum besser, als ein Knecht.
O wehe Dir, verführte Jugend!
Der unerfahrne Jüngling weiß
Jetzt andre Freuden noch, als Tugend,
Und wird für Pracht und Wollust heiß: 85
Der Väter Ernst ist ihm ein Scherz,
Sein Arm entnervt, und welk sein Herz.
O Rom, gib uns die Kinder wieder,
Die Du geraubet hast!
O meine Kinder kehrt doch wieder: 90
Uns jammert Euer fast!
Freund Godschalk, Mann nach meinem Herzen,
So wahr Dich Tohr erhört,
O komm' zurück zu meinem Herzen!
Ist Rom wohl Deiner werth? — 95
Umsonst! Weh' mir! Entflohen
Ist er und hört mich nicht;
Er achtet nicht der Freundschaft Drohen,
Die Noth des Vaterlandes nicht.
Weint, weint um ihn im frühen Thaue, 100
Ihr Eichen, weint um ihn!
Verdorre, verwelke, Hain und Aue,
Wo ich, ach, wo ich ihn
So brünstig an den Busen schloß!
Gewiß, er war für solche Sitten, 105
Für solchen Tand zu groß!

Er aber flieht! – So flieh' er hin
Nach einem träumrischen Gewinn;
Verlasse Vaterland und Freund,
110 Ob jenes ruft und dieser weint;
Er schmiege nach dem Herren sich,
Und sei ihm – ah! –
Nur lächerlich!
Nun, Thuisko! unsers Ursprungs Gott!
115 Dein Enkel wird des Fremdlings Spott?
Wir füttern Wölf' in unsern Horden?
So wird das Schwert nie wieder bloß?
Wie? oder ist des Lasters Loos
Unsterblichkeit geworden? –
120 Unsterblich nicht; nein, trauet mir:
Sie sind des Todes, so wie wir.
Von frühem Römerblute naß,
Bürgt Euch Rhingulph der Barde das!
Ich würgte den Tribunus, ha!
125 Der sich den Tod an meiner Irmgard sah.
Verbrecherischer Feuerfunken
War in sein lodernd Herz gesunken.
Ich fand, wie er, mit Blicken
Des Hungers sie verschlang;
130 Ich staunte, welch Entzücken
Sein Aug' aus ihrem Anschaun trank.
Bald fürcht' ich sein Bestreben,
Sein Tändeln, seinen Witz:
Und schnell durchfuhr mich auch ein Jammer, wie durch's Leben
135 Der Blitz.
Da fühlt' ich Flammen nagen
Am Herzen, Flammen im Gesicht;
Da hätt' ich ihn erschlagen,
Floh mich der Weichling nicht!
140 Ich lief in die Dicke des Haines,
Ich stürmt' in's Rosengesträuch;
Ich hieb vor Wuth die Blüthen
Herunter und warf sie in Teich.
O manche sinnlose Stunde
145 Lag ich mit blankem Schwerte da: –
Jetzt klatschen die Wellen; da wacht' ich,
Da lauscht' ich durch die Sträucher;
Und – Götter! – Irmgard ist da!
Schon warf sie hin an's Ufer
150 Ihr züchtiges Gewand:
Sie sank jetzt ins Gewässer;
Doch waren Pfeil und Bogen
In der Badenden Hand.
Stracks war des Unsinns Nebel
155 Verdampft, verraucht war meine Wuth:
Ich dachte nur die Federweiße
In spiegelheller Fluth,
Und wollte meiner Lieben mich entdecken,
Und schlich sanft durch's Gesträuch, und nun –
160 O daß ihn Tohr zermalme! –
Da schlich auch der Tribun,
Schnell fuhr der Grimm mir in's Herz,
Mich flügelten Rach' und Schmerz;
Kaum sah ich, daß Irmgard am Bogen
165 Den Pfeil schon aufgezogen;
Ich flog dem Pfeile zuvor:
Der Hieb pfiff durch die Luft; der Schädel
Des Frevlers nahm ihn ein;
Da überströmte mich der Brunnen
170 Des Blutes, und die rothen Fluthen
Rieselten in Teich hinein. –
Nun aber, nun mit Ernst und Eil',
Auf, auf, und tilget all den Gräul!
Auf, Männer, auf! und brüderlich
Rächt Euch, die Tugend, Irmgard, mich! 175
Wo nicht, so möge schnell
Noch in der Freiheit Armen
Mein Geist von dannen ziehn,
Die jeden Fittich schon entfaltet,
Euch Trägen zu entfliehn! 180
Dann will ich Tohr und Manna grüßen,
Siegmar, an Deiner Statt,
Und alle Götter sollen's wissen,
Was Thuisko nun für Enkel hat! – –
Doch horch! Was tobt hier? – O Triumph! 185
Ist das nicht Kriegeston? –
Was seh' ich? Sieg Euch, Ruhm und Heil!
Denn Ihr erwachet, und mit Eil'
Zieht Ihr zur Rache schon!
Zwar seid Ihr noch ein kleines Heer: 190
Doch Herman geht vor Euch daher;
Und schon ist Blut auf's Feld gefallen
In Wehr und Gegenwehr,
So wie bei schwüler Hitze Dauer
Zuletzt gebrochne Regenschauer 195
Vor dem Gewitter her.
In dem Schauer klang ein Römerbogen.
Ach, wohin ist der unsel'ge Pfeil,
Ach, in wessen Brust ist er geflogen?
Siegmar, Siegmar geht zur Heldenruh! 200
Drück' ihm, Sohn, drück' ihm die Augen zu!
Ueber uns ist er geflohn,
Heimwärts schwebt der Gott nun schon,
Blicket segnend noch herunter,
Weiht uns seinen Sohn! 205
Die Götter sahn aus ihrem Saal
Ihn auf dem hellen Abendstrahl
Mit eignen Kräften durch
Des Himmels Stürme dringen,
Um sich zu ihnen aufzuschwingen. 210
Da schaute Manna, schritt hervor:
„Noch sind sie meiner werth; o Tohr,
„O Thuisko, rettet meine Kinder!"
Da lächelte der Götter Chor,
Und sprach: Seid Ueberwinder! 215
Da donnerte der Donnerer Tohr.
O nun zusammen Ihr Brüder, zusammen,
Wie auf dem Opferherd
Die Wuth gemehrter Flammen
Im Nu die Gabe verzehrt, 220
Verwandl' in Rache Deine Trauer;
Auf, Herman, mit des Feldherrn Macht!
Siehst Du? Der angenehme Schauer
Des feisten Schlummers, und die Nacht
Liegt fest auf unsrer Feinde Heer. 225
Schwüle Gewitter schleichen umher;
Und Tohros heisre Stimme ruft,
Und Mannas Schwert blinkt in der Luft;
Hertha hat schon das Feld geweiht;
Das, das, Velleda, ist die Zeit! 230
Auf! laßt uns eilen,
Laßt Schlachtgesang uns singen:
Dann laßt uns eilen
Den Weg des Sieges,
Daß uns die Köcher auf den Schultern klingen! 235
„Willkommen in Gewitterpracht,
Willkommen uns, gewünschte Nacht!
Der ferne Blitz gnügt unsrer Bahn:
Drum halt' des Mondes Aufgang an.
Verbirg in Wolkenduft sein Licht: 240
Denn unser Jüngling wandelt nicht
Dem neuverlobten Mädchen zu,
Um sie zu sehn in ihrer Ruh'.

Die Freiheit ist jetzt seine Braut:
245 Des kriegerischen Wolfes Haut
Blöckt über'm Angesicht voll Zorn,
Die Klauen drohn am Herzen vorn.
Denn wie der Wolf das feige Thier,
Also zerreißen wollen wir!
250 Hinweg mit diesen Römern! Weg
Mit Großmuth und mit Schonung weg!
Wir sind der Freiheitsrache Heer!
Die Mordlist schleicht vor uns daher,
Und spähet still, ob ihr gelingt,
255 Daß sie zu Varus Herzen dringt.
Gespenster zeichnen ihr die Bahn:
Es geißelt an die Zelter an,
Es heulen Eulen durch die Luft,
Und Varus wird dreimal gerufst.
260 Merkt auf! schon bringt der Führer vor
Den uns die Freiheit selbst erkohr.
Sie nannte Herman, und gebot:
Da kam Er, und sein Knecht, der Tod.
Ihm nach mit Schlachtgewehr und Muth
265 Für Freiheit, Ehre, Hab' und Gut.
Allmächtige Götter steht uns bei!
Ihr Götter selber seid ja frei!
Seht da, die Wolken dämmern grau;
Schon näßt der frische Morgenthau;
270 Bald ist die Sonn' auf ihrer Bahn:
Hinan! Was zaudern wir? Hinan!"

Viertes Lied.

Noch höher, Harfe; Siegerharfe,
Noch lauter! Mehrern Jubels voll
Laß alle Deine Tön' erbrausen,
So wie das Schlachtgetümmel scholl!
5 O daß sie, Pfeilen gleich von Bögen,
Mit lieblichem Gesäusel flögen,
Und träfen Feind- und Freundesbrust
Mit Ueberwinder Schrecken,
Mit hoher Siegerlust!
10 Wohlauf! Heb' an die große Schlacht!
Schon kam der Tag; es glitt die Nacht
Vor uns im Thau dahin:
Wir aber schlichen, Feind und Beute
Im Morgenschlummer wegzufahn. —
15 Ha! sie sind auf! — Zum Streite,
Zum Treffen, Brüder, hinan!
Schon fliegen von jeder Seite
Des Waldes Pfeile heran;
Nun strömen ihre Kohorten
20 In's Blachfeld weit und breit:
Willkommen vom Schlafe, willkommen!
Seid uns zum Tode des Kampf's geweiht.
Heraus! Du jener Wölfin Brut,
Verlaß die sichern Läger!
25 Genug zum Sterben ausgeruht:
Heraus! Dich sucht der Jäger!
Heraus ans frohe Tageslicht!
Denn mit blutfarbnem Angesicht
Eilt schon die Sonn' empor und säumet
30 Mit Purpur ihre Wolkenbahn;
Da strahlt ihr Wagen, da schäumet
Vor ihrem Feuerwagen
Der Eber, ihr Gespann;
Die Flammen seiner Nase prophezeihn:
35 Heiß wird der Tag, heißblutend wird er sein!
Seht da, wie flattert in den Lüften
Das purpurne Panier so schön!
Die goldnen Legionenführer,
Die Adler, schimmern in den Höhn;
40 Die Rosse stampfen, und wiehern laut,
Laut ruft die Tuba, der Feldherr laut:
Auch schwinget, weh' Euch! ungescheut
Der Rabe sich über Euch hin und schreit.
Heran mit Waffen! Heran zum Streit!
45 Ha, welche fürchterliche Menge!
Wie kühn! wie so mit Siegsgepränge! —
Unsinnige, so seht Ihr nicht
Die Schlingen, die der Tod Euch flicht?
Seht Ihr nicht, wie der Strahlenschimmer
50 Die flatternden Wolken bricht?
Sie werden zu Winden, die fahren
Euch staubig in's Gesicht!
Seht Ihr nicht die gestreckten Wälder,
Drin Euch kein Führer winkt?
55 Den steilen Fels? Die schilfigen Felder,
Wo Roß und Mann versinkt?
Seht Ihr nicht, welch Getümmel
Euch dicht zusammendreht?
Und seht Ihr nicht, daß Himmel
60 Und Erd' Euch widersteht?
Doch unter Manna's Schwert gebeugt,
Lauft Ihr den Todesweg
Blind. Euer Kriegsgott schweigt.
So führ' uns dann an ihre Scharen,
65 O Herman, mit Bedacht;
Laß uns heut' Deine Kunst erfahren,
So, wie sonst, Deine Macht:
Gebeut, (ach unsre Herzen brennen!)
Wo sollen wir die Reihen trennen?
70 Wo schlagen, und in Blute gehn?
Dort, wo der kühnsten Krieger Mengen
Sich wie Gewitterwolken drängen? —
Dort wird der Führer Varus stehn!
Wie mag das stolze Herz ihm klopfen;
75 Wie ängstlich werden kalte Tropfen
Von seiner blassen Stirne fliehn!
Wie wird er, mehr als um sein Leben,
Um die von aller Welt
Für uns geraubten Schätze beben!
80 Dort unten vor der Reuterschar
Trabt Vala trotzig her.
Sein schnarchend Roß ist ungestüm;
Doch nicht so wild, als er.
Sein Schlachthelm, eines Drachens Sitz,
85 Sein Schwert, sein Panzer strahlt, wie Blitz;
Tod und Verderben ist sein Ruf:
Schon wähnt er unser Blut
An seines tanzenden Rosses Huf!
Das Schwert her und die Lanze! Schon
90 Erhebt sich eine Legion.
Hört, hört, wie sicher sie sich freuen,
Zu tödten oder zu zerstreuen:
Denn — führt sie nicht Cejonius?
Traun, wohl ein Held bei Wein und Kuß! —
95 Du Weichling mit den Rosenwangen,
Lebendig wollen wir Dich fangen!
Nie muß in Thuiskons Opferhain
Ein röther Blut geflossen sein!
Das Schwert her und die Lanze!
100 Sie kommen: sie sind da!
So jagen rasende Stürme
Das Wetter tobender nah'.
Schwarz zog es durch die Tannen
Der Berg' und blitzte von ferne:
105 Jetzt ist im Blitze der Donner,
Im Donner der Schlag auch da.

Nun fahren die Lanzen, nun dringen
Die Schwerter ins Schild, nun klingen
Die Pfeile vom Bogen gejagt:
110 Da quellen weite Wunden
Von Todesschmerzen genagt;
Der Staub fliegt in die Lüfte,
Himmel und Erde zittert,
Und heult, und jauchzt, und klagt.
115 Willkommen Sieg! Da blutet schon,
Da liegt die stolze Legion
Und stirbt zu unsern Füßen;
Ihr goldner Räubervogel stürzt
Herab zu unsern Füßen.
120 Hinan! daß wir die andern zween
Noch heut in unsern Händen sehn!
Hinan! und laßt es Arbeit kosten,
Laßt Blut den Preis des Sieges sein:
Zwei Legionen beßre Krieger
125 Dringen mächtig auf uns ein;
Und wollen unsre Scharen brechen,
Und wollen ihrer Brüder Tod
An uns gedoppelt rächen!
Wie muthig sprengen sie heran,
130 Wie listig sie uns rings umgeben,
Um, wie mit Netzen, uns zu fahn!
O bei des Vaters Götterleben,
Hier, Herman, nimm Dich unser an:
Sonst ist's um Sieg und Ruhm,
135 Um Leben, mehr noch, mehr,
Um unsre Freiheit gethan!
Ihm nach, wie Schlag auf Schlag!
Ihm nach! schon öffnet er,
Wie durch die Nacht der junge Tag,
140 Den Weg des Sieges vor sich her.
Wir aber folgen Schritt auf Schritt;
Wir kämpfen und wir tödten mit:
So geht auf geilbewachsner Aue
Der Mäher in dem Morgenthaue;
145 Die blanke Sense schallt vor ihm
Durch Blumen und Disteln ungestüm;
Dann liegen sie verwelkt und fahl,
Und werden dürr am Sonnenstrahl.
Ihm nach, durch's blutgefleckte Thal!
150 Ihm nach, auf die Berge voll Leichen,
Wo Römerpfeile schräg herab
Die kahle Höh' durchstreichen!
Hinan, und schmettert sie herab
Von unsern Felsenspitzen;
155 Zerbrecht ihre Bögen, zerbrecht den Schützen
Alles Gebein, und werft's in's Grab!
Ha! tobender zerfleischen sich
Zween kühne Auer nicht:
Sie sind die Herdenführer beide;
160 Sie treffen sich auf Einer Weide:
Da dröhnt der Boden, das Streithorn bricht;
Sie bluten, doch sie weichen nicht:
Bis daß ergrimmt durch ihren Muth
Die ganze Herde kämpft, voll Wuth
165 Einander anfällt, schrecklich brüllt,
Und Staub den Tod in Wolken hüllt.
Wer sähe Das, und fühlte
Die Lust des Würgens nicht?
Sie tobt in meinem Busen,
170 Und flammt mir im Gesicht;
Und meine Faust, die friedlich
Sonst nur die Harfe trug,
Stürmt ins Gewirr des Feindes,
Wie sie die Saiten schlug.
175 Flieht, flieht

Des zornigen Barden Klinge,
Damit sein Lied
Nicht hundert Gefallene mehr besinge!
Ha, wer ist der Verwegene
Im römischen Gewand?
180 Er kömmt voll Staub und Blutes,
Er schreitet matt und einsam,
Siegmüde hängt sein Schwert
Ihm in gesunkner Hand. —
So sehnst Du Dich zu sterben?
185 Dein Wunsch geschehe Dir!
Heran! — Fluch und Verderben! —
Wer bist Du? — Wehe mir!
Bist Du es, Du Verräther?
Nicht deutsch mehr, Freund auch nicht!
190 Wie darfst Du mir noch schauen
Ins zornige Gesicht?
Wie, Godschalk, darfst Du trauen,
Nicht fliehen, zittern nicht?
„O Freund — —!“ Nicht Freund! —
195 „O Rhingulph,
„Halt ein, und höre mich!“
Was sollt' ich Dich noch hören?
Die Götter hörten Dich!
Sie sahen Deinen Abfall,
200 Sie wogen Dein Verbrechen,
Und sie verwarfen Dich:
Ihr Tod geht aus zum Rächen,
Und kömmt, und rüstet mich!
„Rhingulph, Rhingulph! — Schwachheit weicht,
205 „Jugend fehlt; nur allzuleicht!
„Sprich doch, Du, den ich geliebt,
„Mehr, als wie sich Brüder lieben,
„Ob die Freundschaft nie vergibt?“
Aber wer (hör' Deine Schande!)
210 Vaterlands- und Freundschaftsbande
Zu zerreißen sich erkühnt:
Wie verdiente Der Vergebung,
Der das Leben nicht verdient? —
Hier ist Raum zum Büßen, hier!
215 Waffen, Waffen über Dir!
Verachtend streifte mich sein Blick:
Das fiel zweischneidig auf.
Mein Lanzenwurf gab's ihm zurück:
Doch fing sein Schwert ihn auf.
220 Wir kämpften. Hieb auf Hieb erklangen,
Daß die, so mit dem Tode rangen,
Sich mühsam huben und uns sahn:
Die Tödtenden in ihrer Wuth
Erwachten aus ihrem Traume von Blut,
225 Verweilten, und staunten uns an.
Die Götter blickten jetzt nach ihrem Runenbuche,
Wo Tod und Leben steht.
Er falle! So stands; mit einem Fluche
Gezeichnet stand es da.
230 Weh' ihm! da sank er; da lag er; da!
Sein Leben entfloh. Ich hatte
Mein Herz verwundet; ich starrte
Betäubt hin in sein Blut;
Verfluchte dieses Eisen,
235 Verdammte meine Wuth.
Da wandt' ich mich, und stieß mein Schwert
Dem nächsten Römer in die Brust;
Nahm ihm das seine; stürzte mich
Ins Treffen, das schon fern entwich.
240 Wie flohn da die Geschlagnen
Gleich schüchternen Lämmern umher;
Verlassen, matt, verfolget,

Zerrissen von Wolf und Bär!
Denn Varus, der Führer der Herde,
245 Liegt auf der blutigen Erde
In Todeszückungen da,
Und seine Seel' entbebt ihm. Ha!
Er hatte nicht zum Streite,
Kaum noch zum Sterben Muth:
250 Er stieß sich in die Seite
Sein Schwert, und ruht.
Wohl Dir! Der Tod ist besser,
Denn Siegmars zornger Sohn!
O wohl Dir, daß Du dem Messer
255 Der unversöhnlichen Runen entflohn!
Hui! da verstäubt mit seinem Reuter
Vala Numonius;
Verläßt den müden Lanzenstreiter,
Der nun erliegen muß:
260 Doch sollst Du nicht entrinnen,
Sollst Rom nicht wiedersehn;
Denn Euer Glück ist müde,
Dem Unrecht beizustehn!
Sie fliehn! sie fliehn
265 Zum strömenden Rhein;
Sie drängen, sie stürzen sich hinein.
Doch Tohro donnert, und winkt
Seinen bellenden Stürmen:
Da brausen die Wellen und thürmen,
270 Und Roß und Mann versinkt.
Nun werden seine Wasserraben
Bis zu der nächsten Schlacht
Ein sattes Futter haben!
Und nun, du kleiner Rest, heran! —
275 Ihr Götter! Wie? Ist es gethan? —
Es ist vollbracht! Kein Römer lebt,
Der nicht mit Fesseln gebunden bebt.
Triumph! Noch eins Triumph! Nun hat
Der Tod gesäet seine Saat!
280 Drei Legionen liegen, sterben;
Sohn, Vater, Bruder ist hingerafft.
Wir nur, wir sind die Erben
Zu der Verlassenschaft!
Sie aber eilen zitternd,
285 Um schrecklicher zu büßen,
An ihres Lasters Hand
Hinab ins große Schattenland.
Blinde Nächt' umgeben
Den Sündenrächer dort:
290 Aber er hascht ihr Leben,
Und seine Schlangengeißel
Zerfleischt sie fort für fort.
Da hallen des Elends Lieder
In der Höh' und der Tiefe wieder,
295 Daß er, der Wirth des Jammers,
Horchend oft innehielt,
Und grimmiges Erstaunen,
Doch nie Erbarmung fühlt!

Fünftes Lied.

Wie wenn der letzte Wintersturm
Noch eine Nacht mit Sausen,
Mit Schnee und Hagel, fürchterlich
Durchwüthete; dann schnell entwich,
5 Auf fernem Gebirge zu brausen:
Der erste goldne Frühlingstag,
Der lauschend hinter Wolken lag,
Steigt freundlich nun hernieder;
Sein Athem, balsamirt und lau,
10 Sein Morgenglanz, sein Abendthau,
Belebt die Fluren wieder:
So weicht von uns des Krieges Wuth;
Verronnen ist das Römerblut,
Und froher, als der Lenz,
15 Mit seinem Reiz und seiner Sonne,
Erquicket uns des Sieges ganze Wonne!
Nun kehrt die Freude wieder;
Nun steigt der Ruhm hernieder
Und jauchzt durch alle Welt:
20 Nun eilt, gesandt von Teuts und Manas Thronen,
Die Freiheit, um zu wohnen,
Wo man sie heilig hält!
Ruhe folgt dem Streite:
Nehmt die Schwerter der Beute,
25 Heftet die Klingen den Pflügen an,
Und spannt die gefangenen Rosse daran;
Bis satter Ueberfluß
Von allen Feldern winkt;
Indeß aus reingebleichten Schädeln
30 Ihr diesen feuervollen edeln
Erbeuteten Falerner trinkt.
So müssen sie alle verderben,
Die unsrer Freiheit drohn!
So müssen sie fallen, so sterben,
35 So schlage Tod und Hohn
Ihre stolzen Schädel zu Scherben!
Triumph, die Schmach ist gerochen,
Errungen ist der Sieg;
Die Kette, Triumph! zerbrochen:
40 Das war ein göttlicher Krieg!
Triumph, Triumph! so donnre
Der Ruf, Ihr kaum Entronn'nen,
Auf Eurer Flucht Euch nach.
Triumph, Triumph! verkündet's:
45 Wir kommen bald mit Herman,
Dem Schrecklichen, Euch nach!
Und theilen, endlich am Ziel,
Dort im Orangeschatten,
Durch's Loos Eure Kinder und Gatten,
50 Und Eure Städt' im Spiel.
Jetzt aber, matt vom Streite,
Gesättiget von Beute,
Läßt Euch der Sieger ziehn.
Der Falk im ersten Hunger
55 Zerriß vom Rabenneste
Nur drei, und ließ die andern fliehn.
So fliehet nur, doch saget's an:
Dieß, Römer, haben wir gethan!
Wir sahen Euer Kriegesglück.
60 Es kam: da riefen wir: Zurück! —
O welche Schmach von Ketten schwer!
Ha, welche Knechtschaft rings umher!
Noch dampft Karthagos letzte Gluth;
Schon lernt Iberiens Heldenmuth
65 Sich zahm an Euer Joch gewöhnen;
Selbst der in kluger Flucht
Furchtbare Parther sucht,
Euch wieder zu versöhnen.
Auch läßt der falsche Gallier,
70 (Zwar Nachbar, aber Freund nicht mehr)
Die Euch bekannte Keule fallen:
Wir aber, von ihm verrathen, von Allen
Verlassen, wir zerbrachen doch
Dieß uns schon angelegte Joch:
75 Wir streuten Römerblut auf's Feld,
Und Römerschande durch die Welt.

Triumph! Noch Eins, Ihr Brüder,
Triumph sei unser Ruf.
Schlagt Hand in Hand, Ihr Brüder,
80 Denn, Heil uns! wir sind wieder
Frei, wie uns Thuisko schuf.
Singt Lobgesänge den Göttern,
Bringt Opfer und Dank den Rettern,
Betet die Geber des Sieges an!
85 Dieß Heil ist ihre Sache;
Held Herman hat die Rache
Aus ihrer Hand empfahn.
Kommt, Ihr frommen Druiden,
Theilt mit uns den Gewinn!
90 Kommt doch, heil'ge Mädchen,
Nehmt die Gefangenen hin!
Ihr Runen, des Sieges Bürgen,
Vergießt ihr Herzensblut,
Eh' die Opfer sich würgen
95 Mit ihren Ketten, in ihrer Schande Wuth!
In des Eichwalds Mitte
Prange dieses Adlerpaar!
Ha, daß uns der goldne Dritte
So verschwunden war!
100 Schwingt er sich nicht bald
Aus dem Sumpf hervor;
O so fliegt er wahrlich
Jenen Schatten vor,
Die vor unserm Grimm dahin
105 Im Gedränge zur Hölle fliehn.
Ha, nun tanze Veleda, tanze
Göttliche Siegesbürgin
In meinen Jubelgesang!
Horch, wie feiert die Harfe,
110 Wie tönt in ihre Saiten
Dir alles Volkes Dank!
O sing' uns Deiner Weisheit Lieder
Noch oft so glückverkündend wieder,
Bis Rom der Wahrheit Werth ermißt,
115 Daß Dein Geschlecht den Göttern heilig ist.
Aber nächst den Göttern haben
Helden ihren Rang.
Nächst den guten Göttern sagen
Wir dem Helden Herman Dank.
120 Heil des fürstlichen Mannes Tagen,
Und stäter Ruhm, und ewiger Bardengesang!
Ein Gott ist's, der dem Sieger
Das Leben gab:
Drum stürmt sein Ruhm in die Himmel,
125 Und überhüpft das Grab.
Mit allgewalt'gem Flügel
Bahnt seinen Weg Unsterblichkeit;
Sie trägt vor seinem Fluge
Den Schild der Ehre, hoch und breit.
130 Wie schimmern da die Namen
Der Brudervölker, die so schön
Mit dunkelrothem Römerblute
In diesen Schild gezeichnet stehn!
Heil Euch, Cherusker! Hehr und theuer
135 Ist Euer Nam' ein Lobgedicht.
Herman, Herman ist Euer:
Mehr Ruhms bedarf es nicht!
Der goldgefärbte Mistel
War nie Gewächs der niedern Distel:
140 Die Eiche, die den Göttern heilig ist,
Zeugt ihn aus Thaue, der vom Himmel fließt.
Heil Dir, Du starker Schildzerbrecher,
An Menge nicht, an Muth furchtbarer Langobard,
Der, seiner eignen Freiheit Rächer,
Auch unsrer Freiheit Retter ward! 145
Dich möge Thuiskon ehren;
Dich, Heldenstamm, vermehren,
Daß er, wie sich ein Strom ergeußt,
Dereinst das Römerland durchfleußt!
Wie jauchzt nun voller Freuden 150
Der Katte mit dem kühnen Herz!
Des Vaterlandes Leiden,
(Segnet ihn, Ihr Götter!)
War sein größter Schmerz;
Trug einen Ring von Eisen, 155
Zum Zeichen bittrer Scham;
Ließ traurig sich das Haupthaar,
Den Bart sich traurig wachsen,
Bis daß er Rache nahm.
Triumph, er ist gerochen! 160
Er hat den Ring zerbrochen,
Er schneidet ab das wilde Haar,
Worin sein Antlitz schrecklich war.
Berüchtigt ist der Tenkter,
Berühmt das Roß, auf dem er ficht; 165
Denn kriegerischer und schneller
Sind diese Fremdlingsrosse nicht.
Vergebens, daß Ihr Römer
Geschwind wie Schwalben floht:
Er rannte mit den schnellsten 170
Blutwettend um den Tod;
Warf ab die Sklavenkette,
Gelangt' ans Ziel, voll Muth:
Und da gewann er die Wette,
Bezahlt mit Euerm Blut. 175
Auch kam gereizt und racheschnaubend
Der edle Kauz herzu.
Zwar, wie der satte Bär im Winter,
Lag er schon längst in süßer Ruh:
Doch ist dem Schlummer nicht zu trauen; 180
Weh dem, der ihn unehrerbietig weckt!
Bald fühlt er seine Klauen,
Hin in den blutgen Schnee gestreckt.
Dann kehrt der Ueberwinder wieder,
Und sinkt zu süßerm Schlummer nieder, 185
Und wirft, des siegenden Zorns Gewinn,
Den heißen Rachen der Wölfe
Den hungerbellenden Füchsen hin.
Doch wie mit buntem Fell gezieret
Der schöne Luchs einherstolziret, 190
Trotz seiner Sanftheit eitel List
Und grausam und unbändig ist;
So zog der tapfre Schweve fürder,
Geputzt zu Treffen und Gefahr,
Mit seinen buntgemalten Waffen 195
Und künstlich aufgeknüpftem Haar;
Und ward vom Feinde fast verachtet,
Weil er kein Schrecken droht:
Doch in der Asche lag Feuer,
Und unter Blumen war Tod. — 200
Unsterblichkeit! Wie strahlt Dein Schild
Mit all den großen deutschen Namen
Ganz überfüllt!
Wie hold schmückt unser Eichenkranz
Der falben wehenden Locken Glanz! 205
So fleug dann glorreich auf,
Und wende Dein Gesicht
Auf niedrige Segeste nicht!
Sprach ich Segest? — Wie ist mir dann?
War nicht Segest einmal ein Mann? — 210
Segest! — ach daß ich Dich muß nennen!
Ach daß Dich wird die Nachwelt kennen!
„Thusneldens Vater war Segest;

„Sein Eidam, Herman der Sieger;
215 „Er selber aber fröhnte Rom,
„Und ward ein Knecht und ein Betrüger.“ —
Unseliger! Von Sohn zu Sohn
Ruft dieß Gerücht, und spricht Dir Hohn!
Du aber, trotz' auf Sklavensinn,
220 Stirb einst in Königsstolz dahin;
Sei Du nicht Deines Sohnes Trauer,
Dein Grab sei wüst, und Dein Gedächtniß Schauer!
So fleug, Unsterblichkeit, gen Himmel!
Dein breiter, strahlender Schild
225 Ist ja mit bessern Namen
Ganz überfüllt.
Ihr nach, ihr nach! Ihr Sieger, hebt,
Hebt Euern Barden auf einen Hügel
Von Römerleichen! Es bebt
230 Mein Herz von neuen Dingen!
Der Begeistrung Schauer schwebt
Mit mir auf mächtigen Schwingen!
Schon murrt der Sturm tief unter mir:
Wohin, wohin? In welch Revier?
235 Ha! welch ein Blick in Weiten
Noch ungeborner Zeiten!
Ich höre fremde Waffen streiten,
Und, Götter, habe Rom erblickt,
Von eigner Last zu Boden gedrückt! — —
240 So sinke! stürze! liege da!
Welch Getümmel! Deutsche Keulen
Zerschmettern Dir den Schädel., Ha!
Wie umher die Schwerter eilen;
Unsrer Enkel Schwerter. Ha! — —
245 Nun seh' ich auf der großen Trümmer
Stolze Priester sitzen!
Schrecklich ist des Opfermessers Schimmer,
Furchtbar nicken ihre Mützen,
Grausam wüthet ihr Wahrsagerstab:
250 Denn ganz Rom ist seiner Größe Grab,
Ist ein Nest der Ottern und der Eulen,
Zerstört von deutschen Keulen,
Verheert von deutschen Schwertern. Ha!
Denn Du verlachst, o Rath der Götter,
255 Den sterblichen Stolz aus Deinen Höhn.
Er saust dahin, wie Wirbelwinde
Den Staub aufblasen, und vergehn.

Magnus Gottfried Lichtwer.

I. Der Wiesel und die Hühner.

Nach Recht und Urtheil, mit dem Prügel,
Ward vor dem frohen Hausgeflügel
Ein Dieb und andrer Tullian,
Ein schlimmer Wiesel, abgethan.
5 Ein Hof voll Hühner sah ihn leiden,
Und gackerte dabei vor Freuden.
Nur eine Henne blieb betrübt,
Und sprach: „Man bricht des Räubers Glieder;
Allein die That ist schon verübt,
10 Wer gibt mir meine Kinder wieder?“

II. Die Katzen und der Hausherr.

1. Thier' und Menschen schliefen feste,
Selbst der Hausprophete schwieg,
Als ein Schwarm geschwänzter Gäste
Von den nächsten Dächern stieg.
2. In dem Vorsaal eines Reichen
Stimmten sie ihr Liedchen an,
So ein Lied, das Stein' erweichen,
Menschen rasend machen kann.
3. Hinz, des Murners Schwiegervater,
Schlug den Takt erbärmlich schön,
Und zween abgelebte Kater
Quälten sich, ihm beizustehn.
4. Endlich tanzen alle Katzen,
Poltern, lärmen, daß es kracht,
Zischen, heulen, sprudeln, kratzen,
Bis der Herr im Haus erwacht.
5. Dieser springt mit einem Prügel
In dem finstern Saal herum,
Schlägt um sich, zerstößt den Spiegel,
Wirft ein Dutzend Schalen um.
6. Stolpert über ein'ge Spähne,
Stürzt im Fallen auf die Uhr,
Und zerbricht zwo Reihen Zähne: —
Blinder Eifer schadet nur.

III. Der Hänfling.

1. Ein Hänfling, den der erste Flug
Aus seiner Eltern Neste trug,
Hub an, die Wälder zu beschauen,
Und kriegte Lust, sich anzubauen,
Ein edler Trieb: denn eig'ner Herd
Ist, sagt das Sprichwort, Goldes werth.
2. Die stolze Gluth der jungen Brust
Macht ihm zu einem Eichbaum Lust.

Aeltere Lesarten. **II.** L(ichtwers 1. Ausg.) hat vor 1 die Strophe: Murner, eine Cyperkatze, — Gab unlängst den Güldeschmaus, — Und ersahe sich zum Platze — Eines Bürgers Wohnung aus. — **1.** 1. Mensch und Thiere. — Nach 1 folgten in L. 3 Strophen: Murner kömmt, sie zu begrüßen. — Führt sie drauf in einen Saal, — Und setzt jeden auf ein Küssen — Von dem feinsten Katzenzahl. — — Sechzig feiste Mäusezimmel — Machten die Versammlung satt, — Ob gespickt, das weiß der Himmel; — Jeder gibt, so gut er's hat. — — Von der Mahlzeit ging's zum Tanze, — Wo der Wirth sich hören ließ, — Und auf einem Rattenschwanze — Manch verliebtes Stückchen blies. — **2.** fehlt in L. — **3.** 1. des ersten S. — 2. Sang darein. — **4.** 1. Itzo. — **5.** 1. Stecken, — 2. In den finstern Saal hinein, — 3. sie zu erschrecken, — 4. Schmeisset einen Spiegel ein.
III. Ist von Lichtwer nicht verändert worden. — **1.** 4. Und wünschte hier sich. R(amlers) F(abellese). — **2.** 1. 2. Der Eichbaum schien für ihn allein — Der Niederlassung werth zu sein. R.F —

Hier wohn' ich, sprach er, wie ein König,
Dergleichen Nester gibt es wenig.
Kaum stund das Nest, so ward's verheert,
Und durch den Donnerstrahl verzehrt.
3. Es war ein Glück bei der Gefahr,
Daß unser Hänfling auswärts war,
Er kam, nachdem es ausgewittert,
Und fand die Eiche halb zersplittert.
Da sah er mit Bestürzung ein,
Er könne hier nicht sicher sein.
4. Mit umgekehrtem Eigensinn
Begab er sich zur Erde hin,
Und baut in niedriges Gesträuche;
So scheu macht ihn der Fall der Eiche.
Doch Staub und Würmer zwangen ihn,
Zum andern Mal davon zu ziehn.
5. Da baut' er sich das dritte Haus,
Und las ein dunkles Büschchen aus,
Wo er den Wolken nicht so nahe,
Doch nicht die Erde vor sich sahe,
Ein Ort, der in der Ruhe liegt:
Da lebt er noch, und lebt vergnügt.

* * *

Vergnügte Tage findet man,
Woferne man sie finden kann,
Nicht auf dem Thron, und nicht in Hütten;
Kannst Du vom Himmel es erbitten,
So sei Dein eigner Herr und Knecht:
Dieß bleibt des Mittelstandes Recht.

IV. Der Vogel Platea und der Reiger.

Der Vogel Platea, nach Andern Pelikan,
Nach Andern Löffelgans (das Thier hat viele Namen),
Griff einst zween volle Reiger an,
Die aus dem nächsten Wasser kamen,
5 Und jagte diesen Herrn die Fische wieder ab,
Die sie im Teiche weggefangen,
Und strafte sie dabei, daß sie den Raub begangen,
Da denn ein Wort das andre gab.
„O, rief ein Reiger, das ist schnöde,
10 Wir fangen unsre Kost mit Müh',
Ein fauler Schlemmer speiset sie."
Hier fiel der Platea ihm trotzig in die Rede:
„Wie? Du begehrst noch ungescheut,
Gestohlne Sachen zu behalten?
15 Eh' soll man Euch die Köpfe spalten;
Es lebe die Gerechtigkeit!"
Es ward der Raub hierauf von ihm sofort verzehret.

* * *

Dergleichen Vogel wohnt noch jetzt in mancher Stadt,
Der ebenfalls, wie der, verschiedne Namen hat,
Und die Gerechtigkeit zu seinem Vortheil ehret.
Man klagt darüber hier und da;
Wer zweifelt, frage nur die Leute,
Er straft die Dieberei, und nährt sich von der Beute,
Als wie der Vogel Platea.

V. Die Fische.

Der Hochmuth kam einmal ins Meer,
Und fuhr den Fischen in die Köpfe,
Es war vom Blackfisch bis zum Stör
Kein so geringes Seegeschöpfe,
Es wünschte, was zu sein. Des Fischmonarchen Haus 5
War damals voller Supplikanten,
Die meisten wirkten sich besondre Titel aus,
Darinnen sie sich selbst verkannten.
Dem Stockfisch kam der Rang zu allerletzt in Sinn,
Er schwamm zum Wallfisch hin, und klagte nach der Länge, 10
Daß Stockfisch schlechtweg künftighin
Ein wenig zu verächtlich klänge.
„Nein, Stockfisch sollst Du ferner sein,"
Fiel ihm der Fische König ein;
„Doch hast Du Dich des Rangs noch über Stör und Haien 15
Auf ewig künftig zu erfreuen."
Vergnügt schwamm er davon. Der Ruf durchdrang das Meer,
Und kurz darauf erschien ein Supplikantenheer,
Die Fische drängten sich bei Haufen, 20
Den Stockfischtitel zu erkaufen.

* * *

Räumt erst dem Esel Würden ein,
Und lasset ihn den Sack zum Ehrenzeichen tragen,
So will ein Jeder Esel sein;
Man wird sich um die Säcke schlagen.

VI. Der Koch und der Herr.

Es schalt ein Herr bei einem Schmaus
Auf seinen Koch, daß er ein Essen
Nicht gar genug gekocht, das Salz daran vergessen,
Und, kurz, nicht recht gemacht. „Ei! fuhr der Koch heraus:
Ihr Gnaden irren sich; ich habe nichts verbrochen, 5
Ich weiß wohl, wie ich kochen soll."
„Nichts weißt Du," schrie der Herr. Der Koch ward endlich toll,
Und sprach, er sollt' es besser kochen.
Hiermit sprang er, als wie ein Pfeil
Zur Thür hinaus; das war sein Heil, 10
Des Hausherrn Hand war schon zur Antwort ausgestrecket.
„Seht, sprach der Herr, den klugen Schluß!
Damit ich sagen kann, was gut und übel schmecket,
Folgt es, daß ich ein Koch sein muß?

— 4. So hohe Nester N.F. — **4.** 5. 6. Doch bald gereut ihn dieser Rath, — Als ihm das Vieh sein Nest zertrat. N.F. — **5.** 3. 4. Fern von den Wolken in den Lüften, — Fern von den Herden in den Triften N.F.

IV. 8. Worauf der Eine dieß zur Antwort gab: N. F. — 12—14. Hier schrie der Platea: „Zwiefacher Strafe seid — Ihr Bösewichter werth, Ihr, die Ihr Euch nicht scheut, — Zu stehlen und hernach den Diebstahl zu behalten." N.F.

V. 9. dem Krampffisch L. — Krampffisch — 13—16. Drum möcht' er gern was Mehres sein. — Der König willigte auch drein; — Doch daß der Fisch die Ursach' sage, — Warum ihn dieser Ehrgeiz plage? — Das ist, versetzt der Fisch, nicht schwer. — Wenn Ihro Majestät mich auch zu was ernennen, — So werd' ich künftighin, gleich Andern in dem Meer, — Mit Ehren müssig gehen können. —

VII. Die Rehe.

„Mein Kind! Du wagest Dich so kühnlich in den Wald,
Als ob kein Tiger um uns wohne, —
Ersieht er Dich, so bist Du kalt;"
So sagt ein Reh zu seinem Sohne.
5 „Wohl, sprach der Rehbock, saget mir,
Was ist der Tiger vor ein Thier?
So flieh' ich ihn, als wie das Feuer."
„O Sohn! das ist ein Ungeheuer,
Ein Scheusal von Gestalt, sein blitzend Angesicht
10 Verräth den Mörder gleich, sein Rachen raucht von Blute,
Der Bär ist so erschrecklich nicht,
Und bei dem Löwen ist mir nicht so schlimm zu Muthe."
„Gut! unterbrach der Sohn, nun kenn' ich diesen Herrn."
Er ging hinweg, sein Unglücksstern
15 Trieb ihn zum Tiger hin, der in dem Grase ruhte.
Der Rehbock stutzte zwar; doch er erholte sich
Und sprach; „Das ist er nicht; der Tiger raucht vom Blute,
Und sieht abscheulich fürchterlich.
Hingegen dieses Thier ist schön, geputzt und freundlich;
20 Sein Blick zwar feurig, doch nicht feindlich;
O solchen Tigern geh' ich nach,"
Hub er mit Kühnheit an zu schreien;
Doch mocht es ihn zu spät gereuen,
Als ihm das Tigerthier drauf das Genicke brach.

* * *

25 Man thut gar wohl, daß man der Jugend
Der Laster Häßlichkeit entdeckt;
Jedoch man warne sie auch vor dem Schein von Tugend,
Und vor dem süßen Gift, das in den Lastern steckt;
Sonst macht der falsche Glanz von diesen,
Daß sie die Laster oft für Tugenden erkiesen.

VIII. Die zwei Kaninchen.

Unter eines Kirschbaums Schatten
Hielten zwei Kaninchen Rast,
Zwei Kaninchen, Wirth und Gast,
Und, als sie geruhet hatten,
5 Scherzen sie im Gras herum,
Treten manches Blümchen krumm,
Das erst gestern aufgeblühet,
Hüpfen hin, und hüpfen her,
Bis der Gast von ungefähr
10 Ueber sich was Fremdes siehet.
Gleich hebt er den Kopf empor,
Macht ein Männchen, spitzt das Ohr,
Und erblicket einen Schützen,
Zwar von Stein (das wußt er nicht),
15 Der sein Rohr auf ihn gericht,
Um ihm auf den Pelz zu blitzen.
Unserm Häschen wird so heiß,
Daß es nicht zu bleiben weiß.
Endlich merkt es sein Geselle,
20 „Freund, rief er, was soll das sein?
Jagt Dir Etwas Schrecken ein?"
„Freilich grauet meinem Felle
Vor dem Jäger, der dort liegt."
„Ach! sprach Jener, sei vergnügt,
25 Der hat Keinen ausgerottet.
Wisse, dieser böse Mann
Zielt, so lang' ich denken kann."

* * *

Zorn mit Ohnmacht wird verspottet.

IX. Die seltsamen Menschen.

Ein Mann, der in der Welt sich trefflich umgesehn,
Kam endlich heim von seiner Reise,
Die Freunde liefen schaarenweise,
Und grüßten ihren Freund; so pflegt es zu geschehn;
5 Da hieß es allemal: „Uns freut von ganzer Seele
Dich hier zu sehn, und nun: Erzähle!"
Was ward da nicht erzählt? „Hört, sprach er einst, Ihr wißt,
Wie weit von unsrer Stadt zu den Huronen ist,
Eilf hundert Meilen hinter ihnen
10 Sind Menschen, die mir seltsam schienen.
Sie sitzen oft bis in die Nacht,
Beisammen fest auf einer Stelle,
Und denken nicht an Gott noch Hölle.
Da wird kein Tisch gedeckt, kein Mund wird naß gemacht,
15 Es könnten um sie her die Donnerkeile blitzen,
Zwei Heer' im Kampfe stehn; sollt' auch der Himmel schon
Mit Krachen seinen Einfall drohn,
Sie blieben ungestöret sitzen.
Denn sie sind taub und stumm; doch läßt sich dann und wann
20 Ein halbgebrochner Laut aus ihrem Munde hören,
Der nicht zusammen hängt, und wenig sagen kann,
Ob sie die Augen schon darüber oft verkehren.
Man sah mich oft erstaunt zu ihrer Seite stehen;
Denn wenn dergleichen Ding geschieht,
25 So pflegt man öfters hinzugehen,
Daß man die Leute sitzen sieht.
Glaubt, Brüder! daß mir nie die gräßlichen Geberden
Aus dem Gemüthe kommen werden,
Die ich an ihnen sah; Verzweiflung, Raserei,
30 Boshafte Freud' und Angst dabei,
Die wechselten in den Gesichtern.
Sie schienen mir, das schwör' ich Euch,
An Wuth den Furien, an Ernst den Höllenrichtern,
An Angst den Missethätern gleich."
35 „Allein, was ist ihr Zweck?" so fragten hier die Freunde,
„Vielleicht besorgen sie die Wohlfahrt der Gemeinde? — "
„Ach nein! — " So suchen sie der Weisen Stein? —
„Ihr irrt! — "
„So wollen sie vielleicht des Zirkels Viereck finden? — "
„Nein! — " „So bereun sie alte Sünden? — "

VIII. 10. Etwas Fremdes schimmern siehet. R. — 15. gericht. R. — 16. 17. Hänsel fängt an Blut zu schwitzen. — Und sein Lager wird so heiß, R. — 20. 21. Freund, Du zitterst! sage mir, — Rief er ängstlich, grauet Dir? R.

40 „Das ist es Alles nicht." „So sind sie gar verwirrt; —
Wenn sie nicht hören, reden, fühlen,
Noch sehn, was thun sie denn?" — „Sie spielen."

X. Der kleine Töffel.

In einem großen Dorf, das an die Mulde stieß,
Starb Grolms, ein Bauersmann. Die Wittwe freite wieder,
Und kam mit einem Knaben nieder,
Den man den kleinen Töffel hieß.
5 Sechs Sommer sind vorbei, als es im Dorfe brannte;
Der Knabe war damals gerade sechzehn Jahr,
Da man, wiewohl er schon ein großer Junge war,
Ihn noch den kleinen Töffel nannte.
Nunmehr drasch Töffel auch mit in der Scheune Korn,
10 Fuhr selber in das Holz; da trat er einen Dorn
Sich in den linken Fuß; man hörte von den Bauern
Den kleinen Töffel sehr bedauern.
Zuletzt verdroß es ihn, und als zur Kirchmeßzeit
Des Schulzen Hadrian, ein Zimmermannsgeselle,
15 Ihn: Kleiner Töffel! hieß, hatt' er die Dreistigkeit,
Und gab ihm eine derbe Schelle.
Die Rache kam ihm zwar ein neues Schock zu stehn,
Denn Schulzens Hadrian ging klagen,
Und durch das ganze Dorf hört man die Rede gehn:
20 „Der kleine Töffel hat den Hadrian geschlagen."
O das that Töffeln weh, und er beschloß bei sich,
Sich in die Fremde zu begeben.
Was? sprach er, kann ich nicht ein Jahr wo anders leben,
Immittelst änderts sichs, und man verkennet mich.
25 Gleich ging er hin, und ward ein Reuter.
Das höret Nachbars Hans; die Sage gehet weiter,
Und man erzählt von Haus zu Haus:
„Der kleine Töffel geht nach Böhmen mit hinaus."
Der Töffel will vor Wuth ersticken.
30 Indessen kriegt der Sachsen Heer
Befehl, in Böhmen einzurücken.
Nunmehr ist Töffel fort, man spricht von ihm nicht mehr,
Die Sachsen dringen ein, gehn bis nach Mähren hinter,
Und Töffel gehet mit. Es geht ein ganzer Winter,
35 Ein halber Sommer hin, man senkt den Weinstock ein,
Als man den Ruf vernimmt, es sollte Friede sein.
Da meint nun unser Held, daß man die Kinderpossen,
Die ihn vordem so oft verdrossen,
Verlängst schon ausgeschwitzt. Er wirkt sich Urlaub aus,
40 Und suchet seines Vaters Haus.
Er hörte schon den Klang der nahen Bauerkühe;
Ein altes Mütterchen, das an den Zäunen kroch,
Ersah ihn ungefähr, und schrie:
„Se, kleiner Töffel! lebt Ihr noch?"

* * *

Das Vorurtheil der Landesleute
Verändert nicht der Oerter Weite,
Tilgt weder Ehre, Zeit noch Glück;
Reis't, geht zur See, kommt alt zurück,
Der Eindruck siegt, da hilft kein Sträuben,
Ihr müßt der kleine Töffel bleiben.

Johann Gottlieb Willamow.

I. Die Himmelsstürmer.

Dir, Dir, Evius,
Dem wuthschnaubenden, unbesiegbaren,
Schrecklichen Gigantenbezwinger,
Io, Triumph!
5 Jauchzen wir Alle Triumph,
Tanzend um diese Chiische Traubengeländer,
Die güldnen Trinkschalen schwingend,
Dir Triumph, Unüberwindlicher!
Horcht! — Dort tobet der himmelstürzende Aetna,
10 Und tief heulet sein Eingeweide.
Er ist auf die Empörer geworfen,
Ein ewiger Kerker.
Aus verwundeten Schlünden
Röcheln sie noch Grimm und Feuerfluthen
15 Und Dampfgewölke herauf,
Daß weit umher die glühenden Kiesel,
Und verglasetes Erz,
Und schwarze Asche die öden Fluren deckt.
Aber die gebirgige Last
20 Quetscht die arbeitende borstige Brust ihnen,
Und scharfe Felsenstücke zerfleischen den Rücken.
Ihr wolltet den Göttern trotzen, Erdensöhne?
Dem Tigerbändiger trotzen,
Der giftige Drachen und blutdurstige Panther
25 Zum Gehorsam bändiget?
Ha! —
Hohngelächter Euch vor die Stirn, Ihr Thoren!
Hohngelächter Euch nach in den Abgrund!
Und Jubel, Jubel dem Triumphirer!
30 Daß der hohe Athos über fernen Fluthen,
Und der Tmolos und Hämos,
Und der waldige Ida umher
Festlich wiederhallen:
Evoe, Dir, Evoe, Unbezwingbarer!
35 Mit dem hohen Thyrsus Gebietender, Evoe!
Stadienhohe Ungeheuer,
Vom Blut des Saturns
Und der Mutter Erde erzeugt,
Waren die Empörer.
40 Felsen ihre Gebeine,
Ihre Haut ein Geschoß verachtender Panzer.
Der hundertköpfige Typhos
Wurzelte den Kaukasus aus,
Und Minas den Pelion und Ossa;
45 Mit frevelnder Rechte

Warf der wilde Porphyrion
Auf die ewige Götterburg drohende Geschosse.
Berg auf Berg, Fels auf Fels;
Stufen zum Throne des Donn'rers hinauf
50 Bauten sie sich frech, bewaffnet
Mit Klippen und Felsstücken.
Von Rhiphäen herab beherrschet der Odem des Osten
Gewölke nicht so, wie ihr Schnauben sie schreckte,
Da sie hinanstiegen. Jeder Tritt
55 Drängt Berg an Berg mit Getöse,
Und der Erde Grundfeste bebte.
Hoi! Ihr Himmlischen! Zum Streit! Zum Streit!
Sie stürmen hinan und toben,
Schwing' die versteinernde Aegis, Athenä!
60 Und Du, Cerberusbändiger,
Sei eingedenk Deines zwölffachen Sieges!
Waffen der wüthenden Löwen,
Den blutdampfenden offnen Rachen,
Und todtfordernde eiserne Zähne,
65 Und mit unwiderstehlicher Kraft bewehrte Klauen
Hatte Vater Dionysus angezogen.
Laut brüllte er Wuth, daß der Olymp erscholl;
Er kam in den Streit der Götter.
Kanntet Ihr ihn wieder den glattwangigen,
70 Freundlichkeitlächelnden Sohn der Semele,
Da ihn die zottige Mähn' umflatterte,
Und Tod und Würgen im wilden Auge glühte?
Ho! wie er würgte und raf'te!
Mit aufgehobner Rechte
75 Fiel er in's waldige Haar
Des hohnsprechenden Enceladus.
Zerfleischt war das rauhe Gesicht ihm,
Und er stürzte rückwärts die Felsen hinunter;
Rhötus wollte ihn rächen: aber
80 Er fiel, von Dionysus Zähnen ergriffen,
Und die Schultern waren ihm zermalmt,
Daß schwarzes Blut
Längs den Gebirgen hinab rann.
Wie der Ozean, wenn der Süd
85 Gebieterisch über seine Wogen dahinfährt
Und in hohe Gebirge sie aufthürmt,
Vor wüthender Ungeduld brüllt und schäumet,
Daß vor seinem Getöse alle Vorgebirge erzittern:
Also erscholl der verwundeten Giganten
90 Wildes Geheul von Thal zu Thale,
Als Lyäus zur Rechten und Linken,
Vor allen Göttern kühn,
Unter den Götterverächtern Schrecken
Und Wunden und Tod umherwarf.
95 Er siegte, Ihr Bacchen und Faunen,
Vor unsern Augen siegte Er.
Denn Porphyrion sank mit zerhauener Brust
Von des Olymps oberster Stufe,
Die er erstiegen, als Zeus
100 Seine Gewitter sandte,
Die, tausendstimmig daherrollend,
Flammende Geschosse hinabschleuderten.
Und die Gebirge, mit unaussprechlichem Krachen,
Stürzten in ein Chaos zusammen.
105 Jo, Dir, Ueberwinder, Lyäus!
Der Du den Trotz der Erdensöhne
In neuer Waffenrüstung strafteſt!
In heiligem, Dir heil'gem Taumel
Singen wir um diese Gebirge Deinen Triumph.
110 Ströme, Gesang, auf ägeischen Fluthen
An alle Gestade bis zu Herkuls Säulen hin!
Unser Gesang, Lyäus dem Sieger geweiht,
Aus diesen güldnen Opferkelchen,
Und den nektargefüllten Schläuchen
115 Unter Corybantischem Jauchzen
Trinken wir — tanzen wir —
Jo! — tanzen und trinken wir
Deinem Triumph, Evoe!
Evan, Evoe!

II. Die Katze. Die alte Maus. Die junge Maus.

K. Du allerliebstes kleines Thier!
Komm doch ein wenig her zu mir.
Ich bin Dir gar zu gut. Komm, daß ich Dich nur küsse. —
A. M. Ich rathe Dir's, Kind, gehe nicht! —
5 K. So komm doch! Siehe, diese Nüsse,
Sind alle Dein, wenn ich Dich einmal küsse. —
J. M. O Mutter, höre doch, wie sie so freundlich spricht;
Ich geh. . . — A. M. Kind, gehe nicht! —
K. Auch dieses Zuckerbrod und andre schöne Sachen
15 Geb' ich Dir, wenn Du kommst. — J. M. Was soll ich machen?
O Mutter, laß mich gehn. — A. M. Kind, sage ich, geh' nicht! —
J. M. Was wird sie mir denn thun? Welch ehrliches Gesicht! —
K. Komm, kleines Närrchen, komm! —
J. M. Ach Mutter, hilf! ach weh!
20 Sie würgt mich; ach die Garstige! —
A. M. Nun ist's zu spät, nun Dich das Unglück schon betroffen.
Wer sich nicht rathen läßt, hat Hülfe nicht zu hoffen.

III. Der Löwe. Die Versammlung der Thiere. Der Fuchs.

L. Ihr Stützen meines Reichs! Genossen meiner Macht!
Ihr Elephanten! Parder! Tiger!
Sehr weise Räthe! tapfre Krieger!
Und Alle, die darauf bedacht,
5 Mein Ansehn, so wie ihren Ruhm, zu mehren!
Jetzt sollt Ihr meinen Rath zum Wohl des Staates hören!
Oft hab' ich königlich die Sachen überlegt,
Die unsre Sicherheit betreffen.
Wie lange soll der Mensch, das schwache Thier, uns äffen,
10 Der nur durch List die Macht zu Boden schlägt?
Die List allein an ihm ist unser Schrecken,
Drum müssen wir durch Macht uns decken,
Wir müssen festvereint
Zusammen uns zur Hülfe leben;
15 Das wird uns über ihn erheben.
Sprecht, was Ihr hiezu meint! —
D. V. Ja, Herr, das schützet uns allein;
Wenn wir nur Alle einig wären,
Wir würden leicht das Volk der Menschen ganz verheeren. —
20 F. O freilich, wenn wir einig wären!
Doch wann wird dieses möglich sein?

IV. Der junge Dichter. Der Maler.

D. Wen stellt dieß Bildniß vor, mein Herr? —
M. Den Tartarchan. —
D. Und dies? — M. Das ist der Großsultan. —
D. Und jenes dort? — M. Das ist ein Fürst der Cherokesen.
5 D. Und wornach haben Sie die Herren denn gemacht?
Sind Sie auf Reisen je gewesen? —
M. Das thäte Noth! ich hätte bald gelacht!
Hab' ich denn nicht Beschreibungen gelesen? —
Wenn ein unbärtiger Poet,
10 Der in dem Buch der Welt kaum anfängt zu studiren,
Mit dreister Faust an's Drama geht,
Um Denkungsart und Sitten zu poliren,
Wovon er doch noch Nichts versteht:
So ist's auch mir erlaubt, in kühn erlognen Bildern,
15 Das, was ich nie gesehn, zu schildern.

V. Der junge Baum und der Wind.

B. Gemach, Herr Wind! gemach! o weh!
Du siehest ja, daß ich allein hier steh'!
An Eichenwäldern mag Dein Zorn sich rächen!
Ich bin ein junger Baum, Du wirst mich noch zerbrechen. —
W. Ein junger Baum bist Du? Gut, lieber junger Baum! 5
Um desto mehr kannst Du Dich schmiegen.
Sieh' dort die alten Bäume liegen,
Noch faßt' ich sie nur kaum.
Nur fein Geduld! Je mehr ich Dich zerzausen werde, 10
Je fester wurzelst Du Dich in die Erde.

VI. Der Hirsch und die Mücke.

Jüngst setzte eine Mücke
Dem Hirsch sich auf's Geweih.
„Wenn ich zu sehr Dich drücke,"
Sprach sie, „so rede frei."
„Ei", rief der Hirsch, „mein Liebchen, 5
Bist Du auch in der Welt!"
— So ist's mit manchem Bübchen,
Das sich für wichtig hält.

Friedrich Karl Casimir Freih. v. Creuz.

I. In einer stillen Nacht.

1. Ruht sanft, ruht sanft, Ihr matten Sorgen!
Das Schicksal lenket Euren Kahn,
Und an dem schönsten Frühlingsmorgen
Kömmt er vielleicht im Hafen an.
2. Die Vorsicht hat sich vorbehalten
Der Stunde Loos, die Wahl der Zeit:
O drum laßt nur die Vorsicht walten,
Sie herrscht ja schon von Ewigkeit.
3. Für unsre Wünsche, unser Sehnen
Ist dort noch ein unendlich Feld:
Hier Ströme Bluts, hier Ströme Thränen,
Sind Tropfen in der andern Welt.
4. Ich seh' Euch, Wolken, nun zufrieden,
Doch ungestraft des Sturmes Wuth.
Wär' uns ein solches Herz beschieden,
Das ungerochen sanfter ruht!
5. Die Sonne, da sie mußte scheiden,
Ließ uns des Mondes Licht zurück:
So läßt das Glück auch unserm Leiden
In seiner Nacht der Hoffnung Blick.
6. Seht die Natur nicht nur erhalten,
Sie bringt auch stets was Neues für.
Ihr Wolken — bildet nur Gestalten,
Und schildert ihre Werkstatt mir!
7. Seht sie an neuen Welten zimmern;
Wie klug sie ihr Geschäft verkürzt!
Zum neuen Bau braucht sie die Trümmern
Der Welten, die sie niederstürzt.
8. Sehn wir nicht selbst des Meers Gebiete
Verrückt und manchen Stern nicht mehr?
Und unserm murrenden Gemüthe
Ist noch der Welt Gesetz zu schwer!
9. Was ist's, ist Alles auch verloren?
Der Leib, der Ball von Staub ist hin;
Die Seele nicht; Er ward geboren;
Ich weiß, daß ich unsterblich bin.
10. So sind wir glücklich? Nein, Geschöpfe,
In Euern Körpern seid Ihr's nicht.
Sie sind des Töpfers Thon und Töpfe,
Die er, so oft er will, zerbricht.
11. Ja, wären nur des Leibes Qualen
So lebhaft nicht! — oft Höllenpein!
Unsterblichkeit, Dich zu bezahlen,
Wie konnten sie gelinder sein?
12. Was tröstet Euch, Ihr armen Kinder?
Ein bessres Alter hoffet Ihr.
So trösten Weise sich nicht minder,
Erst Weise dort, noch Kinder hier.
13. So ruht denn sanft, Ihr matten Sorgen!
Das Schicksal lenket Euern Kahn,
Und an dem schönsten Frühlingsmorgen
Kommt er vielleicht im Hafen an.

II. Das höchste Gut.

1. O höchstes Gut, Glückseligkeit!
Du letzter Ton von allen Stimmen!
Du gleichst den Inseln, welche schwimmen,
Dem, der sie suchet, stets gleich weit.
2. Was hat von Dir in stiller Nacht,
Wo Träum' und Schatten um ihn wanken,

In hohen, göttlichen Gedanken
Der Weise einsam ausgedacht?
3. Was sucht der Weise? Ach, die Ruh',
Er sucht der Seele wahren Frieden;
Doch, wem ein solches Theil beschieden,
Dem sieht kein Engel neidlos zu.
4. Hier ist es nicht, hier in der Welt,
Die einem wilden Sturme gleichet;
Kein Hafen wird vor ihm erreichet;
Kein Anker ist, der vor ihm hält.
5. Wo ist die Ruh'? Ach, in der Gruft!
Hier ist sie nicht, wo wir noch leben;
Wo wir, gleich jenen Fischen, schweben,
Verfolgt im Meer und in der Luft.

III. Die Zukunft.

1. Hier, wo mich Nichts im ernsten Denken stört,
Wo sich mein Geist durch ferne Wolken schwinget,
Und Dem, den die Natur mit tausend Opfern ehrt,
In unbehorchter Andacht singet:
2. Hier sinn' ich oft in mitternächt'ger Stille,
Bei lauer Weste sanftem Wehn,
Dem Schicksal nach; dem Schicksal, dessen Wille
Die Dinge lenket, die geschehn;
3. Dem Schicksal, das auch mich einst hieße wirklich sein,
Durch dessen Schluß ich Dich, o holdes Licht, erblickte;
Dich, dessen mir noch ungewohnter Schein
Mich mehr erschreckte, als entzückte!
4. Wie Einer, welcher sich, durch zauberische Macht,
Versenkt in tiefem Schlaf, vergangener Begriffe
Auf einmal ganz beraubt, bestürzt in einem Schiffe
Auf Dir, o Weltmeer, sieht, durch einen Sturm erwacht:
5. So wurd' auch ich, nach lang durchträumten Ewigkeiten,
Urplötzlich mir bewußt, und sah erstaunungsvoll
Mich in der Wesen Zahl, mich in dem Lauf der Zeiten,
Den ich vollenden und auch überdauern soll.
6. Hast Du, o Heiligster, wo Deine Seraphim
Ein majestätisch Lied den Himmeln vorgesungen,
Mein erstes Ach gehört? Ist die gebrochne Stimm'
Des neuen Wesens auf zu Deinem Ohr gedrungen?
7. Gleich unreif zum Begriff das Lasters, wie der Tugend,
Umflatterten der Unschuld Scherze mich.
Allmählig zeigte sich der volle Tag der Jugend;
Der Kindheit Morgenröthe wich.
8. Kaum reifet die Vernunft, und kaum forsch' ich nach Gründen:
So scheint mein Leben mir ein denkendes Empfinden.
Wie trenn' ich meinen Geist von meinem Nervenbau?
Des Schreckens Todenfrost durchläuft die starren Glieder;
Mich däucht, umbreitet mich des Schlummers sanft Gefieder,
Als ob ich, Aermster, schon mein traurigs Ende schau'.
9. Du, Schicksal, kürztest längst unzählbar'n Legionen,
Noch eh' ich war, den leichten Faden ab;
Wie vielen, die noch heut' dieß Rund mit mir bewohnen,
Entdeckt vielleicht der Morgenstern ihr Grab!
10. Kein Witz erkläret mir der Seuchen wechselnd Wandern,
Ein heut' gesundes Volk erbt vom entfernten andern
Ein Gift, das Meer und Luft durchstreicht.
Hier stürzet ohne Reu' der Tod verachte Pflüge,
Wann dort, zu früh' entführt der träumerischen Wiege,
In mütterlichem Schooß ein Königskind erbleicht.
11. Und ich, ich schmeichle mir, im schnellen Strom der Zeiten
Allein dem Schiffbruch zu entgehn?
O nein, mein Körper scheint aus so viel Sterblichkeiten,
Als theilbarn Theilen, zu bestehn.
12. Vergebens wacht vielleicht beim Schimmer heitrer Sterne
Mein lernbegierigs Aug' und forscht dem Weltlauf nach;
Vergebens ist vielleicht so manches Ungemach,
Und daß ich es gelassen tragen lerne.
13. Wer weiß, ob nicht mein Fuß noch heut'
Am schlüpfrigen Gestad der Ewigkeiten gleitet,
Wo seitwärts sich das Reich der Möglichkeit
In das Unendliche verbreitet!
14. Was wird alsdann von mir noch übrig sein?
Ich, der ich endlich bin, ich soll unendlich bleiben?
Mein Geist soll dauern und allein
Die Hälfte meines Ich's zerstäuben?
15. Doch ach! gelingt mir's auch, mich halb zu überleben,
Und mich durch Moder, Staub und Gruft
Zu der beglückten Oberluft,
Zum Sitz Unsterblicher siegprangend zu erheben?
16. Werd' ich alsdann auch ohne Sinnen denken?
Wie? oder wird von ungleich prächt'germ Schein
Ein neuer Körper mich umschränken,
Und, meinem Geiste gleich, unsterblich sein?
17. Wie? oder wird mein Ich manch andrer Tod noch theilen,
Und so mein Geist von Welt zu Welt,
Bis er den ernsten Zweck der großen Ruh' erhält,
In wandelbaren Körpern eilen?
18. Und werden sich alsdann im Wechsel neuer Zeiten,
So oft als meinen Geist ein neuer Leib umkleid't,
Die Nächte der Unwissenheit
Auf die vergangnen Begriffe breiten?
19. Und hat vielleicht mein Geist
Den Körper, der ihn jetzt, wer weiß, wie lang, umschleußt,
Von Lethe's Schlummertrank berauschet,
Bestimmt zu ew'ger Sterblichkeit,
Am Ufer der Vergessenheit,
Bereits mit tausenden vertauschet?
20. Du, Alleswissender! Doch Du allein nur bist's,
Nur Deiner Gottheit Vorrecht ist's,
Mit untrügbarem Blick, was künftig soll geschehen,
Im Undurchdringlichen zu sehen.

21. Rühmt nicht, Verwegene, den zweifelnden Verstand,
Der in der ungemeßnen Ferne
Durch unzählbar bewohnte Sterne
Sich eine neue Bahn erfand;
22. Der, wo die letzte Sonn' in ihrem Wirbel schwebet,
Da, wo des Weltbaus Pfeiler stehn,
Jenseits des Unermeßlichen
Mit schnellem Fluge sich erhebet.
23. Es zieht vor Dir, o Zukunft, sich sein Blick,
Weil Dich noch nie das Morgenlied begrüßet,
Und Dich das Meer der Finsterniß umfließet,
Erschrocken und beschämt zurück!
24. Euch, Tiefen, kann kein sterblichs Aug' durchdringen;
Wie? will der denkende, kaum heut entstandne Staub,
Der Zeiten Spiel, des Zufalls Raub,
Sich auch durch diese Nächte schwingen?
25. Zu thörichtstolz sind wir für unsre Schranken,
Selbst die erhabensten Newtonischen Gedanken,
Die über's Ziel der Menschheit gehn,
Erzittern jetzt vielleicht vor'm Urtheil größ'rer Meister,
So sehr als die erschrocknen Geister,
Die, als ein starker Ruf den Leibern sie entriß,
Der Strafe ungewiß,
Des Richters Spruch entgegensehn.
26. Wir, tiefversenktes Volk, erkennen kaum
Den kleinsten Theil vom ungeheuern Raum,
Und unsre Wissenschaft mißt sich nach unsrer Erde;
Wer weiß, was künftig noch, wo sich das All verliert,
Geschwängert von dem Wort: „Es werde!"
Des fruchtbarn Chaos Schooß gebiert?
27. Die Geister von dem höchsten Orden
Erstaunen, so wie wir, vor'm Meer der Künftigkeit,
Nur Tropfen der Allwissenheit
Sind ihnen mitgetheilet worden.
28. Doch dreimal göttlichs Eins! in Deinem Allmachtschutz
Biet' ich dem Schreckenreich entlegner Zukunft Trutz!
Ein Trost von Deiner Höh' eilt schon, mich zu entzücken,
Der holde Trost, daß Du allgegenwärtig bist,
Daß Welten schaffen, und mich ewig zu beglücken,
Dort, mehr der Allmacht Werk, hier, mehr der Liebe ist.
29. Kein banger Zweifel soll mich mehr bekümmern;
Ich hoffe noch der Welten Trümmern
Und neuer Sonnen Glanz zu sehn.
Ja, Herr! es ist mein Geist zu prächtig,
Dein Herz zu groß, Dein Arm zu mächtig:
Du lässest ihn nicht untergehn.
30. Du, großer Bayle, gingst vor'm größern Leibnitz her,
Der Keinem wich; Du, Newton, bist nicht mehr,
Und um Euch werden einst noch größ're Schüler trauern;
Ihr aber werdet dort die Ewigkeit durchdauern;
Und seht nunmehr, da wir durch dicken Nebel sehn,
In vollem Licht die Pracht des Unaussprechlichen,
Und, in der Tiefe ganz verloren,
Den Irrstern unter Euch, der Euch geboren.

Johann Philipp Lorenz Withof.

I. Der Sieg des Heilandes.

1. Die Du brünstig Dich auf die Tiefe legtest
Und durch milden Hauch Adams Brust erregtest,
Als aus Gott in ihn eine Seele fuhr,
Pflichten athmende Natur!
2. Blase reine Luft rund um meine Saiten!
Laß dieß neue Lied bei verkehrten Leuten,
Feinden ihrer selbst, auch im Tone schön
Unsers Schilos Lob erhöhn.
3. Sterne waren es, die von ihm erklungen:
Flammen setzten sich auf gespaltne Zungen:
Leuchtend zog er selbst in die Wälder ein:
Feuer soll mein' Hymne sein.
4. Magog, der ihm steif an der Ferse klebte,
Trat er auf den Kopf, daß Iduma bebte.
Rauchend schwarzes Blut stieg beschäumt empor,
Bis die Sonne sich verlor.
5. Dieser Scheiteltritt, der der Hölle drohte,
Sprengte Gräber auf und erweckte Todte,
Da des Heiligthums, Gottes Finsterniß,
Dicke Schrecktapete riß.
6. Seht den argen Schalk, grimmig den Erlösten,
Aller Schande voll, sich an Lüge trösten.
Mehr, als ehedem, sahn die Geister ihn
Kämpfen, weichen, liegen, fliehn.
7. Glorreich stand der Held. Wunderschöne Flammen
Strahlten einen Kranz über ihn zusammen,
Die das Söhnaltar, den er fallen hieß,
Ihm zur Ehrenkrone ließ.

Aeltere Lesarten. **I. 1.** 1—4. Die Du brünstig dort auf den Wassern schwebtest, — Und mit mildem Hauch Adams Brust belebtest, — Als des Vaters Bild denkend in ihn fuhr, — Große Seele der Natur! — **2.** 1. Luft um die goldnen S. — 3. süß betäubend schön — **3.** 2. Funkelten auf zerspaltnen — 3. trat er selbst — 4. Feurig muß mein Loblied sein. — **4.** 2. Bauch, daß die Erde bebte — 3. quoll — hervor, 5 fehlt in der frühern Ausgabe. — **6.** 1. ärgsten Schalk ungeheurer Teufeln — 2. Im verfluchten Grimm dumm und wild verzweifeln! — 3. Wie der Himmel einst, sieht die Welt auf ihn — 4. Mit zerrißnem Nacken fliehn. — **7.** 1. Siegreich — Dichtgerollte — 2. Schlungen sich zum Kranz um sein Haupt zusammen — 4. zum Siegeszeichen —

8. Wie die Feinde nicht blutig Zähne bleckten!
Ruhig sah er sich nach den Auferweckten,
Wie die Sieger froh neues Eigenthum,
Ihren Raub, ermessen, um.
9. Aller Opferrauch, der seit Abels Jahren
In die Himmelsluft wolkicht aufgefahren,
War zum Wagen ihm, Winde vorgespannt,
Zum Triumphe zugesandt.
10. Müde ließ er sich auf die Wolke nieder.
Der ihm nahen Schar erst erfochtner Brüder,
Die Bestürzung schrie, sprach er tröstend ein:
Selig sollt Ihr Alle sein.
11. Blutig war sein Rock, voll ihm eigner Ehre
Fuhr er in den Zug der Cherubenchöre,
Die, die Blicke starr, von der Unterwelt
Sich zum Throne hingestellt;
12. Jauchzend drängten sich alle Seraphinen,
Harfen in der Hand, um die Himmelsbühnen,
Als ihm Gottes Dank, der ihm: „Eile!“ rief,
In die treuen Arme lief.
13. Plötzlich ging es los, dieses Weltorchester.
David, Debora, Moses, seine Schwester
Stimmten, hergejauchzt, ihre Töne rein
In der Engel Oden ein.
14. Wie der Sündenstaub sich ihm angehangen!
Welche Striche Bluts färben seine Wangen!
Schaue, wer nur – rief Adam – Augen hat,
Wie sich Edoms Beere trat.
15. Nun, mein ander Ich! Fromme, Deine Beute,
Dir zum Lohne hin! Sitze mir zur Seite!
Juda sei Dein Theil, neben Ephraim!
So willkommt der Vater ihm.
16. Unser Schuldarchiv wurd' ihm übergeben;
Unter ihm der Tod, ihm zur Seite Leben,
Stärke drückt sein Arm; Güte lächelt ihr:
Solchen Fürsten ehren wir.
17. Engel sind im Volk, Menschen eine Herde.
Jauchzt Ihr Himmel ihm! Schmiege Du Dich, Erde!
Jene sind sein Sitz, diese sein Altar,
Beiden ist er wunderbar.
18. Schilo, laß mein Lied Dir zum Preise gelten,
Wie Dich Adams Land mehr, als alle Welten,
Wie Dich Assaphs Lied, der Dir Liebe weiht,
Mehr, als Engellob erfreut.
19. Schönster, dem die Welt hohe Thürme baute,
Deiner Ehre tönt dankend meine Laute.
Stimmen Echos auch in die Thorheit ein,
Soll mein Herz sein Echo sein.

II. Entschlüsse.

1. Wohlan! mein Geist, Jetzt, da Du munter bist,
Bestimme, was Dir werth und nützlich ist;
Laß Blöde sich im Alter erst besiegen.
Kehrt doch der Tod auch bei der Jugend ein;
Ein Tag kann Dir so werth, als Jahre, sein;
Was ist ein Jahr bei mißgebrauchten Tagen?
2. Entflieh dem Streit, der sich am Glauben nährt,
Der fürs Gesetz sich dem Gesetz empört,
Sich viel vermißt, um gar Nichts auszuüben;
Vertraue fest, daß ein wahrhafter Mann,
Der Ordnung führt, nur selten irren kann;
Wer Frieden liebt, wird nie verkehrt getrieben.
3. Dem Schönen, das die ganze Welt Dir zeigt,
Geh spähend nach, bis es Dein Trieb erreicht.
Vornehmer Geiz! So muß man Schätze häufen!
Schwingt sich zu Gott Dein tiefes Lob empor,
Dann stelle Dir erst alles Schöne vor;
Nie kannst Du Gott Dir allzuschön begreifen.
4. Verlasse nie die Kette der Natur;
An jedem Ring strebt jede Kreatur
Zum Allbestand mit andern um die Wette.
Doch schlumm're nie bei einzeln Ringen ein,
Dein Ruhplatz soll nur bei dem letzten sein;
Den Gott selbst hält, der Herr der ganzen Kette.
5. Die größte Pein fließt aus uns selber her,

---

8. 1. blut'ge — 3. wie ein müder Held froh sein Eigenthum — 4. Seinen Raub bewundernd um. — **9.** 1. Der vereinte Duft, der seit tausend Jahren. — 2. Von dem Opferherd — 3. ihm an des Cedrons Strand. — 4. Zum Triumph herabgesandt. — **10.** 1. Glorreich — auf der — 2. der erstaunten Schaar jüngst — 3. Die ihn scheiden sah — 4. Mein Verdienst soll Euer sein. — **11.** 1. Stark mit Blut bespritzt, reicher noch an Palmen, — 2. Zog er durch den Klang Cherubinscher Psalmen, — 3. Die in langem Zug von — 4. Sich bis am Olymp gestellt. — **12.** 1. Jauchzend floß ein Heer prächt'ger Seraphinen — 2. In Aurorens Schmuck um des Himmels Bühnen, — 3. Als der Vater ihn seinem Throne nah — 4. Majestätisch kommen sah. — **13.** fehlt in der ersten Ausgabe. — **14.** 1. Dich an ihn gehangen! — 3. Schau, rief Adam aus, höll'scher Goliath, — 4. Wie er Edoms Kelter trat! — **15.** 1. Mein Geliebter, nimm, nimm nun Dein Geschlechte. — 2. Dir zu eigen hin! — zur Rechte! — 3. Dein Weib! Dein sei E. — 4. Sprach des Vaters Gruß zu ihm. — **16.** 1. Unsers Schicksals Buch ward ihm — 2. Vor ihm liegt der Tod; nebst ihm steht das Leben; — 3. Macht stützt seinen Arm; Güte ruht bei ihr. — 4. Solchem — dienen — **17.** 1. sein, seine — 2. Jauchzt ihm, Himmel, zu! Schmiege Dich, o Erde! — 3. Der ist sein Palast, diese seine Lust, — 4. Beiden ist sein Weg bewußt. — **18.** 1. Laß mein brünstig Lob, Schilo, bei Dir gelten, — 2. So wie A. L. Dir vor allen W. — 3. Wie vom Geist beseelt Assaphs Saitenspiel — 4. Dir vor Engel Lob gefiel. — **19.** 1. Schönster, wie die Welt durch Aurorens Feuer, — 2. So begrüß ich Dich mit dem Klang der Leier! — 3. Stimmt das Echo jetzt auch in Th. ein: — 4. mein Echo —

II. (Wir geben den Text der ersten Ausgabe, weil dieser in vielfacher Beziehung dem der zweiten Ausgabe vorzuziehen ist. Die mitgetheilten Lesarten beziehen sich daher auf die zweite Ausgabe.) **1.** 1. indem Du 2c. — 2. Bestimme Dir, was achteswürdig ist; — 3. Daß Unsinn erst im Alter das erfrage! — 4. Die Parze holt auch oft die 2c. — 5. Dir muß ein Tag so werth 2c. — 6. Die Jahre sind oft nur erlebte Tage. — **2.** (in 2. Ausg. 5) 1. Dem Streit' entgeh', der sich an Lehre nährt, — 2. Gesetzen sich, und um's Gesetz empört, — 3. Auf Alles pocht, um wenig auszuüben, — 4. Daß nie der sanfte Mann, — 5. Der Liebe liebt, dem Schöpfer ekeln kann — 6. Wer Friede treibt, wird göttlich angetrieben, — **3.** 1. Auf Schönheit, die sich fern und nahe zeigt, — 2. Verwende Dich, bis sie 2c. — 3. Das wäre Geiz! — 4. Nun stelle sich Dir alles Schöne vor; — 5. Du, Schwinge dann Dein Lob zu Gott empor: — 6. Der Frömmste kann zu schön ihn nie begreifen. — (Nach 3 folgt in der 2. Ausg., als Strophe 4): Er heiße Dir, was Spöttern so mißfällt, — Dein Schöpfer und der Schöpfer aller Welt: — Wie kann vor Ja sich falsches Nein erhalten? — Er aber macht, was über Bitte war, — Sich immer auch als Vater offenbar: — Drum werde Sohn, ihn laß in Liebe walten — **4.** (in 2. Ausgabe 17) 1. Verachte. — 2. Der kleinste Ring, wie jede K. — 3. Erfreut und nutzt mit allen um 2c. — 4. Doch schlafe nie bei schönen Ringen ein. — 5. Der letzte soll Dir Ruhestelle sein, — 6. Den Gott umfaßt, 2c. — **5.** (in 2. Ausg. 18.) 1. Aus uns entstehn die meisten Uebel her. —

Zufrieden sein ist lange nicht so schwer,
So schwer es ist, zufrieden werden wollen.
Kein träger Wunsch macht blöde Krämer reich;
Des Menschen Kraft ist seinem Willen gleich,
Im Fall er sucht, was Menschen suchen sollen.

6. Muth wohnt nicht nur da, wo man blutig kriegt;
Wir kämpfen all; wer nie verzagt erliegt,
Kann leicht so viel und mehr, als Cäsar, leisten.
Da wahre Treu' die Tugend ganz verehrt,
Und Tapferkeit zur Tugend mitgehört,
So stehe fest: denn Hoffnung stärkt den Dreisten.

7. Zween meide so, wie man der Pest entweicht:
Erst einen Held, der vor dem Tod erbleicht,
Als Freigeist prahlt und Lastern sklavisch fröhnet;
Dann den Zelot, der jauchzend Ketzer macht,
Die Tugend rühmt, und bei sich selbst verlacht,
Der nie dem Recht, als am Gerechten, höhnet.

8. Gelehrtheit ist stets schön, nicht immer gut;
Gut ist sie, wenn sie Gutem Vorschub thut;
Ihr höchster Ruhm hängt am gemeinen Nutzen.
Was bloß ergötzt, lass' für die Schwachen stehn;
Ist an sich selbst gleich jede Wahrheit schön:
Ein Tänzer nur mag sich beständig putzen.

9. Gebräuchen, die des Haufens Eitelkeit
Sich nöthig macht, entziehe Kraft und Zeit;
Wen könnte doch sein roher Tadel schänden?
Sein stärkstes Lob ist viel zu mangelhaft;
Des Menschen Zeit und seine Lebenskraft
Sind zu gering, um sie noch zu verschwenden.

10. Dir selbst geneigt, sei dem Gewissen treu,
Den Obern hold, doch ohne Schmeichelei,
Und lobest Du, so sei's nie unbedächtlich;
Sei hold der Kunst, noch mehr des Weisen Freund,
Dem Laster gram, sonst keines Menschen Feind,
Nur sei Dir Der, der Wahrheit drückt, verächtlich.

11. Verachte selbst des Frevlers Raunen nicht;
Doch wo Dein Herz für Deine Thaten spricht,
Da werde nie dem Neide niederträchtig.
Die Menschheit ist noch nicht so gut bestellt,
Daß ächt Verdienst auch allgemein gefällt;
Was Jeder rühmt, ist allemal verdächtig.

12. Wer meist gesund, bei Armuth nicht im Bann,
Sich selbst besitzt, und Narren dulden kann,
Ist so beglückt, als Menschen werden können.
Wer Weisheit rühmt, und gleichwohl mehr begehrt,
Ist ihr noch fremd', und ihrer auch nicht werth.
Wer wird bei Brod den Thieren Spreu mißgönnen?

13. Das Schicksal theilt die Gaben weislich aus:
Dem Fleiße gibt es Brod und Deck' und Haus,
Den Armen Kraft, den Schwachen Ehrenplätze.
Ein dankbar Herz ist nur des Weisen Theil;
Stand, Wollust, Geld sind oft für Thorheit feil;
O theurer Lohn für gar zu schlechte Schätze!

14. Stellt Dich das Glück auf einen Marmorgrund,
Wird Qual und Noth Dir nur an Andern kund,
So schau geneigt, nicht stolz, auf sie hinunter.
Kehrt sich das Glück, so ist ein einfach Tuch
Dem, der sich lebt, für Andre gut genug;
Ihn macht sein Geist, ein Kleid die Thoren munter.

15. Bezwinge die zu starke Leidenschaft,
Und lege dann die da gesparte Kraft

---

3. es sein im Ernste wollen. — 4. Durch Wünsche wird kein armer Jude reich. — 5. Wunsche gleich, — 6. Wofern ihm schmeckt, wonach wir angeln sollen. — **6.** (in 2. Ausgabe 13) 1. Im Felde wird nicht aller Muth ersiegt. — 3. Der könnte das, was Scipionen, leisten. — 4. Wenn Dein Entschluß die ganze Tugend ehrt, — 5. Wenn T. der T. angehört, — 6. So denke: Sieg entschädige die Dreisten. — **7.** (in 2. Ausg. 6) 1. So meide Zween, ꝛc. — 2. Den Helden erst, der bei der Gruft erbleicht, — 3. als Lastersklave fröhnet; — 4. Den Zänker dann, der Ketzerkriege liebt, — 5. in Frommen sie betrübt, — 6. Dem Rechte dient und am G. h. — **8.** (in 2. Ausg. 14) 1. G. ist, wie schön, nicht auch so gut: — 2. Die jede That auf Tugendwinke thut, — 3. Der opfern Ruhm, der erst, gemeine Nutzen. — 4. Was nur ergötzt, das laß für Blöde stehn. — 5. An sich gewiß ist alles Wahre schön; — 6. Doch suchen stets nur Tänzer sich zu putzen. — **9.** (in 2. Ausg. 15) 1. Der Sitte, die ꝛc. — 2. Als Pflicht erhebt, ꝛc. — 3. Wen kann die Flucht der Modeseuche schänden? — 4. Ihr Jauchzen ist nur allzufieberhaft: — 5. Der M. Z. und ihre L. — 6. Sind allzukarg, sie thöricht zu (Nach 9 folgt in 2. Ausgabe als Strophe 16) — Gesellt sich Dir ein ächter Fromme zu, — Der beste Freund: den überhole Du: — Der andre wird Dir selten Farbe halten. — O, fände Dich der zweite Fenelon! — Den stimmte schön der allerbeste Ton, — Die Harmonie der Neuen und der Alten. — **10.** (in 2. Ausg. 7) 1. Dich halte werth, in Deinem Amte treu, 2. — gut, doch — 3. Zum Lobe frisch, doch nimmer unb., — 4. Den Künsten hold, der Biederleute Freund, — 5. Dem Argen gram, nur keiner Seele Feind, — 6. Und gegen die betrügliche verächtlich. — (In 2. Ausg. folgen 5 Strophen, die in 1. Ausg. ganz fehlen.) (**8.** in 2. Ausgabe). Ein gutes Herz und der ihm gleiche Geist, — Da jenes hegt, was dieser ihm erweist, — Und das erweist, woraus Verdienste fließen, — Das heißt ein Mensch; Der hoffe Seligkeit, — Und schöpfe Muth, der keine Hölle scheut, — Wenn Schälke selbst den Himmel scheuen müssen. — (**9.** in 2 Ausg.). Befolge treu nur immer Deine Pflicht, — Und quäle ja Dich um das Ende nicht, — Das wird Dir Gott auf seine Kräfte nehmen. — Nicht Menschen, Er regiert der Dinge Lauf; — Den gab er sich, und Dir die Pflichten auf; — Rechtschaffne darf ein Mißwachs nie beschämen. — (**10.** in 2. Ausg.). Beherzige die That, die Du beginnst, — Wenn Du gerührt auf edle Güte sinnst; — Wer drückt den Pflug in sumpfige Gestaden? — Nicht jede That gelingt in jeder Art, — Und Gütigkeit, die sich mit Grille paart, — Gedeiht nicht mehr, als List und Ränke schaden. — (**11.** in 2. Ausg.). Entlade Dich der Menschenliebe nie. — Besiegen oft erlauchte Feinde sie, — So sporne Dich, dergleichen Sieg zu fliehen. — Die Sanftmuth hält dem Stolze das Gewicht; — Und achtet Gott der Erde Schimpfe nicht, — Wie kann ihr Lob Vernünftige bemühen? — (**12.** in 2. Ausg.) Gequält ist der, den keine Seele liebt, — Und der ist schlau, dem Jeder sich ergibt, — Und weise, den mit Beifall Edle schmücken. — Das Lob, das oft erschlichne Kränze wand, — Ist Eitelkeit für Tugend und Verstand — Und flattert blind von Colibris zu Mücken. — **11.** (in 2. Ausg. 19) Verlache ja der Schälke R. nicht; — 2. Güte spricht, — 3. Da finde nie Dich Lüge niederträchtig. — 4. So billig ist noch keine Menschenwelt, — 5. auch seinen Preis erhält: — 6. Nur allemal ist Ruhmgeschrei verdächtig. — (Nach 11 folgt in der 2. Ausg. als Strophe 20) Die Zeit entfleugt: Ein Nun! ein Augenblick! — Wie schnell erlischt ihr Kummer und ihr Glück? — So lauten sie, des Menschen alte Klagen: — Was läßt er je sich gute Gabe sein? — Du säe Dir inmittelst Körner ein, — Die nach der Zeit erwünschte Früchte tragen. — **12.** (in 2. Ausg. 21) 1. sich eignes Brod ersann, — 2. Die Narrenart um sich erdulden kann, — 4. und mehr, als sie, b., — 5. Ist ihrer nicht, noch ihrer Ruhe werth: — 6. Wer wird um Korn nicht Heu dem Thiere gönnen? — **13.** (in 2. Ausg. 22) 1. Die Vorsicht theilt das Andre klüglich aus. — 2. Für jeden gibt sie Speise, Decke, Haus, — 3. Und A. K. und Blöden E. — 4. ist weiser Leute Theil. — 5. Und Ueberfluß nur meist um Tücke feil: — 6. Zu große Schuld für nimmer edle Schätze! — **14.** (in 2. Ausg. 23) 1. Behauptet sich für Dich ein M., — 2. Und machen Noth Dir einzig Andre kund, — 3. Dann schaue hold, — herunter. — 4. Verwelkt die Pracht, so wehrt ein ꝛc. — 5. Dem, der sich lebt, so Frost, als Hitze, gnug: — 6. Ihn macht Vernunft, nur Kleidung Schwache munter. — **15.** (in 2. Ausg. 2) 1. Gebrauche klug zu starke L. — 2. Und lege stets die Dir gesparte Kraft —

Dem Opfer zu, das Du gebückt entzündest,
Wenn Du den Geist, der alle Welten füllt,
Sich immer neu gestaltet uns enthüllt,
Im Menschen Ihn, in ihm am schönsten findest.
16. Gib jeden Tag der Welt den Abschied hin,
So wird der Rest Dir immer zum Gewinn,
Und keine Zeit sich ungebraucht verlieren.
Auf's Leben sei, nicht auf den Tod bedacht;
Der Rath gewußt, als er Dich hergebracht,
Hat Rath genug, Dich weiterhin zu führen.

Johann Timotheus Hermes.

I. Klage.

1.

1. Mein Frühling, der gewelkt da liegt,
Die Blüthe meiner Jugend:
Mein Sommer, der so leer verfliegt,
Bestimmt zum Wuchs der Tugend;
2. Die Zeit, wo Alles möglich war,
Durchlebt in kurzen Stunden,
Und aufgehäuft in Tag und Jahr:
Die Zeit — sie ist verschwunden!
3. Der Herbst, der sonst die Aeste senkt,
Die Zeit der reifern Jahre;
Der Winter, der sonst Ruhe schenkt,
Im Schnee verblichner Jahre;
4. Mein Herbst und Winter warten noch —
Du, Weisheit, und Du, Reue,
Erfüllet mich, damit ich doch
Mich meines Lebens freue!

2.

Ihr seid mir unvergeßlich bitter,
Verfloßne Tage, deren schlechtgenutzter Werth
Mich der Verlust erst kennen lehrt.
O Zukunft, die Du minder brauchbar bist,
Sei Du mir, was dem müden Schnitter
Das Abendroth — die Nacht — der Morgen ist.

3.

1. Ihr jugendlichen Freuden,
Wie bald seid Ihr entflohn!
Des Alters schwere Leiden,
Wie nah sind die mir schon!
So steigt aus Morgenstrahlen
Ein heißer Tag mit seinen Qualen!
2. Du, Frühling meines Lebens,
Du höchsterwünschte Zeit,
Ach, du verstrichst vergebens
Und flohst zur Ewigkeit!
So fallen leere Blüthen,
Die ihres Stammes Tod verriethen!
3. Die Schönheit meiner Jugend,
Die Unschuld meiner Brust,
Den ersten Reiz der Tugend
Zerstörte eitle Lust!
So nagt in schönen Früchten
Ein Gift, sie heimlich zu vernichten.
4. Nun halten matte Kräfte
Den Rest des Lebens an!
Nun ängsten mich Geschäfte,
Die ich nicht schließen kann!
So stirbt in Schnee und Schloßen,
Ein Keim, der allzuspät entsproßen!

II. An die Einsamkeit.

1. Sei Du mein Trost, verschwiegne Traurigkeit!
Ich flieg' zu Dir mit so viel Wunden!
Nie klag' ich Glücklichen mein Leid —
So schweigt ein Kranker bei Gesunden.
2. O Einsamkeit! wie sanft erquickst Du mich,
Wenn meine Kräfte früh ermatten!
Mit heißer Sehnsucht such' ich Dich —
So sucht ein Wandrer matt den Schatten.
3. Hier weine ich. Wie schmähend ist der Blick
Mit dem ich oft bedauert werde!
Jetzt, Thränen, hält Euch Nichts zurück —
So senkt die Nacht Thau auf die Erde.
4. O daß Dein Reiz, geliebte Einsamkeit,
Mir oft das Bild des Grabes brächte! —
So lockt des Abends Dunkelheit
Zur tiefen Ruhe schöner Nächte.

III. Die Gefangene an den Mond.

1. Ich seh' durch Thränenbäche
Dich, Mond, Du Bild der Ruh'!
Auf diese Meeresfläche
Blickt Niemand hin, als Du!
In dieser ernsten Stille
Sei Dir, Du Gott der Nacht,
Der tiefsten Wehmuth Fülle
Zum Opfer dargebracht!
2. Oft tanzt' ich, frei von Kummer,
In Deinem schönen Licht!
Oft winkte mir zum Schlummer
Dein lächelndes Gesicht. —
Und jetzt haß' ich die Freude,

---

4. Weit erfüllt, — 5 In Güte sich und Dich in Freude hüllt, — 6. das Ganze findest. — **16.** (in 2. Ausg. 24) Des Abends gib der Erde Gutenacht, — 2. So wird in Lust der nächste Tag erwacht — 3. Zeit in's Eitle sich verlieren. — 4. Gedenke mehr Dich, als das öde Grab: — 5. Der wußte Rath, der Dich der Erde gab, — 6. Und weiß auch Rath, nach Hause Dich zu führen. — (Nach 16 folgt in 2. Ausgabe als Strophe 25) Der Tod ist nur die letzte Lection; — Auch diese lernt der Weise frühe schon: — Der lernt sie nie, der Tugend nicht erlernte. — Dieß Leben ist allein Akademie: — Wer weiter denkt, gesegne willig sie — Und ackre selbst und hoffe dann auf Erndte.

Und flieh voll Angst die Ruh';
Und Du siehst meinem Leide
Vielleicht mit Mitleid zu!
3. Von Menschen ausgestoßen,
Komm' ich, verscheucht, zu Dir;
Sieh' Thränen! o sie flossen
Noch nie so hell, als hier!
Nie glückt' es meinem Herzen,
Still, wie die Nacht, zu sein;
Nie brach die Macht der Schmerzen
So tief zur Seele ein!
4. Du Zeuge meiner Qualen,
Kannst Du vorüber gehn?
Ach! laß in diesen Strahlen
Mich eine Rettung sehn!
O Mond, wenn auf dem Meere,
Das oft Dein Blick durchlief,
Ein Freund, ein Retter wäre,
So zeig' ihm doch mein Schiff.

IV. Morgenlied eines Armen.

1. Weckst Du mich zum neuen Jammer,
Tag, den meine Sehnsucht rief;
Als in meiner kleinen Kammer
Weib und Säugling ruhig schlief?
Trefft nur mich, Ihr neuen Sorgen!
Schont noch meines Weibes Herz!
Weck' sie spät, qualvoller Morgen,
Ach, ihr letzter Blick war Schmerz!
2. Ruh' nur sanft, die Qual des Lebens,
Säugling, trifft Dich nie zu spät!
Du wirst's fühlen, wie vergebens
Meine Wehmuth für Dich fleht.
Bald fällt Deine nackten Glieder
Jedes Wetter grausam an!
Bald quält Dich der Hunger wieder,
Den mein Weib nicht stillen kann!
3. Schlumm're, Freundin meiner Jugend,
Fühl' die Noth nicht, die mich schreckt;
Sie ist da, weil Fleiß und Tugend
Uns nicht mehr, wie vormals, deckt! —
Ich kann Kind und Weib nicht retten!
Gott der Gnaden, das kannst Du!
Mach' sie glücklich, und zieh' Ketten,
Die mich drücken, fester zu!
4. Ich will still auf rauhen Wegen
Des gewöhnten Jammers gehn!
Und auch heut' um Brod und Segen,
Für mein Kind und Weib Dir flehn. —
Sie erwachen! — O Dein Scherzen,
Säugling, wie durchdringt es mich! —
Diese allertiefsten Schmerzen
Wahrlich, Herr, sie jammern Dich.

V. Morgenlied.

1. Wie lieblich winkt sie mir, die sanfte Morgenröthe!
Der Schatten weicht vor ihr zurück.
Wie schön ist die Natur! O Herr, vor dem ich bete,
Wie überströmt sie mich mit Glück!
2. Du hast mir mehr geschenkt, als in den Abendstunden
Mein Glaube gestern von Dir bat;
Viel mehr, als ich verstand, hast Du im Flehn gefunden,
Womit Dein Geist selbst mich vertrat!
3. Du schenktest mir den Schlaf zur Sammlung neuer Stärke
Auch für den schwersten Lebenstag;
Jetzt ruft Dein Wohlthun mich zum Schaffen guter Werke
Aus meinem stillen Schlafgemach.
4. Wie prächtig kommt der Tag! ich athme frische Lüfte!
Der Wald singt mir ein Loblied vor;
Ich stimme jauchzend ein; und rein, wie Blumendüfte,
Steig', Herr, mein Lob zu Dir empor!
5. Und sanft ergieße sich Dein Licht in meine Seele,
Und zeige mir den Weg zu Dir!
Stärk' mich durch Deine Kraft! und wenn ich, Schwacher, fehle,
Dann, Vater, hab' Geduld mit mir!

VI. Sterbelied.

1. Bist Du noch fern, gewünschte, stille Stunde?
Bist Du noch fern?
Ich stehe jetzt mit meinem Gott im Bunde,
Und stürbe gern!
Mein Geist ist jetzt entwöhnt von Nichtigkeiten,
Und schreit zu Gott.
Entreiße mich dem Wechsel dieser Zeiten,
O Friedensbote, längst gewünschter Tod!
2. Ich wünsche Nichts, als Ruh' im stillen Grabe,
Wo Nichts mich stört.
Was ich noch sonst von Gott gebeten habe,
Ist schon erhört.
Für mich ist hier nun weiter kein Geschäfte.
Ein Engel winkt!
Ich schmecke schon der höhern Welten Kräfte,
Weil jetzt mein Haupt im letzten Schlummer sinkt.
3. Ich seh' Euch schon an Gottes lichtem Throne,
Vollendete!
Ich eile schnell mit Euch zu Gottes Sohne,
Durch jene Höh'.
So ist mein Tod ein Uebergang in's Leben,
Und meine Lust!
Nun wird er bald die schweren Fesseln heben;
Ich jauchze laut! und er zerreißt die Brust.

Nicolaus Ludwig Graf von Zinzendorf.

I. Christusliebe.

1. Christum über Alles lieben,
Uebertrifft die Wissenschaft;
Wenn sie noch so hoch getrieben,
Ist sie dennoch ohne Kraft,
Wo nicht Jesu Christi Geist
Sich in ihr zugleich erweist.
Jesum recht im Glauben kennen,
Das ist Weisheitsruhm zu nennen.

2. Christum lieben, lehrt die Weise,
Wie man klüglich handeln soll;
Und die ganze Lebensreise
Ist der Liebe Jesu voll;
Alle Weg' und Stege sind
Für ein liebes, frommes Kind
Auf das Beste zubereitet,
Daß es ja nicht etwa gleitet.

3. Christum lieben, gibt die Maaße,
Wie ich heilig leben muß;
Was ich thue, was ich lasse,
Lehrt sie mich im Ueberfluß,
Und wie weit ich Tag für Tag
In der Liebe wachsen mag;
Alle gute Werk' und Triebe
Wirkt die reine Jesusliebe.

4. Christum lieben, machet weiser,
Als die Alterfahrnen sind;
Auf die Liebe bau' ich Häuser
Gegen allen Sturm und Wind.
Christum lieben, ist gewiß
Satans größtes Hinderniß,
Wo er Liebe Christi siehet,
Da ist's ausgemacht — er fliehet.

5. Christum lieben, macht die Banden
Aller andern Liebe fest;
Aber Alles wird zu Schanden,
Was sich hier nicht gründen läßt.
Christi Lieb' in vollem Maaß
Bringt uns wohl der Menschen Haß;
Aber wer sich drein versenket,
Dem wird mancher Feind geschenket.

6. Christi Liebe, Einfalt, Wahrheit,
Und der Bruderliebe Band,
Die bestehn in Kraft und Klarheit
Hier und dort im Vaterland.
Treuer Gott, wie wünsch' ich mir
Diese höchste Seelenzier,
Diese Krone aller Gaben,
Christum Jesum lieb zu haben!

7. Jesu, meiner Seele Freude,
Meine höchste Lieblichkeit!
Lehre mich, bei Freud' und Leide
In der kurzen Pilgrimszeit
Dir, deß Lieben ewig rein,
Bis zum Tode treu zu sein,
Und vergönne mir im Sterben
Deine Liebe ganz zu erben!

II. Die Gemeinschaft der Heiligen.

1. König, gib uns Muth und Klarheit,
Einen will'gen, einen muntern Jüngersinn,
Helle Augen in die Wahrheit,
Und ein leichtes, lichtes Herze zum Gewinn,
Das einmüthig,
Ehrerbietig
Vor dem Gnadenthrone stehe,
Bis Dein Leben unsern Geist mit Kraft durchgehe.

2. Gib uns Deines Geistes Regung
Alle Tage tiefer und empfindlicher,
Deiner Gnade Liebsbewegung
Immer herzverbindlicher,
Daß wir stündlich,
Treu und kindlich
Und mit unverwandtem Triebe
Dringen mögen in Dein Herz voll süßer Liebe.

3. O wie sind die Seelen glücklich,
Die sich ihrem Heiland gänzlich zugewandt!
Wär'n wir doch ein recht geschicklich
Und dem Meister ganz bequemes Gartenland!
O, der Treue
Komm' auf's Neue,
In dem Innersten zu wohnen!
Es gilt Treue, wenn der Fürst den Kampf soll lohnen.

4. Höre, Jesu, unser Flehen,
Du zum Segnen aufgelegter Seelenfreund!
Laß die Segen stärker gehen,
Als der Unglaub' und die Sorge nimmer meint!
Hilf uns, Deinen
Armen, Kleinen,
Um auf Deinem Gnadenpfade
Durchzuwandern viele, viele Glaubensgrade.

III. Glückseligkeit der Kinder Gottes.

1. Christen sind ein göttlich Volk,
Aus dem Geist des Herrn gezeuget,
Ihm gebeuget,
Und von seiner Flammen Macht
Angefacht.
Vor des Heilands Augen schweben,
Das ist ihrer Seele Leben,
Und sein Blut ist ihre Pracht.

2. Königskronen sind zu bleich
Vor der Gottgelobten Würde.
Eine Hürde
Wird zum himmlischen Palast,
Und die Last,
Drunter starke Helden klagen,
Wird den Kindern leicht zu tragen,
Die die Kreuzeskraft gefaßt.

3. Ehe Jesus unser wird,
Ehe wir uns selbst vergessen,
Und gesessen
Zu den Füßen unsers Herrn,

Sind wir fern
Von der ew'gen Bundesgnade,
Von dem schmalen Lebenspfade,
Von dem hellen Morgenstern.
4. Pilgrimschaft zur Ewigkeit
Bleibet immerdar beschwerlich,
Ja gefährlich,
Bis man ringt und dringt zu Dir,
Ein'ge Thür,
Ein'ge Ursach' der Vergebung,
Gluth der göttlichen Belebung,
Jesu, unser Liebspanier!
5. Zeuch mich hin, erhöhter Freund,
Zeuch mich an Dein Herz der Liebe!
Deine Triebe
Führen mich, Du Siegesheld,
Durch die Welt,
Daß ich Dein Erwählter bleibe,
Und so lange an Dich gläube,
Bis ich lieb' im innern Zelt.
6. Da ist meine Hand, mein Herz!
Du hast Deine Seel' gewaget,
Unverzaget,
Und das Alles bloß allein,
Daß ich Dein,
Und daß mein Du heißen könntest;
Wenn Du nicht vor Liebe brenntest,
Hätte das nicht können sein.
7. Nun, so fahre Alles hin!
Fahre hin, erlaubte Freude!
Meine Weide
Sei des Herren letztes Mahl
Vor der Qual;
Meine Ehre Seine Schande,
Meine Freiheit Seine Bande,
Und mein Ziel Sein Himmelssaal.

IV. Gebet.

1. O Lamm, für uns geschlachtet,
Du König, tief verachtet,
Doch Fürst der Herrlichkeit!
Hilf Deiner kleinen Herde
Bei Ruh' und bei Beschwerde
Zur innigsten Verbundenheit!
2. Ja, laß in der Gemeine
Zum Preise, daß sie Deine,
Stets Deinen Frieden wehn,
Und freu' Dich unsrer Flammen,
Die aus Dir selber stammen,
Und wieder in Dein Herze gehn!
3. Ach, wären unsre Triebe
So voll von Deiner Liebe,
Daß man sie strahlen säh'
Aus allem Thun und Handeln,
Daß sie uns stärkt' im Wandeln,
Nach Deinem Willen je und je!
4. Nun, das ist unsre Bitte,
Du Fürst in unsrer Mitte;
Zeig' Deine Gegenwart!
Mach Dein Gebot uns wichtig,
Das Herz zum Folgen tüchtig,
Und heil'ge unsre ganze Art!

Theodor Gottfried von Hippel.

I. Die Liebe der Feinde.

1. Auch Euch schließ' ich in mein Gebet,
Euch, die Ihr mich verfolgt und schmäht:
Herr, segne, die mir fluchen;
Laß, wenn man meine Seele haßt,
Mich dieses Joch und diese Last
Zu überwinden suchen.
2. Du hilfst uns, Herr, aus aller Noth,
Wenn der Verfolger Macht mir droht,
Lehr' mich die Feinde segnen,
Und wenn mit überlegter List
Ein Judas mich verräth und küßt,
Ohn' Scheltwort ihm begegnen.
3. Die Unschuld spricht uns Trost in's Herz
Und weiß den unverdienten Schmerz,
Durch Hoffnung zu versüßen.
Es ist mein Trost bei Hohn und Spott;
Im Himmel Du, mein Vater, Gott,
In mir ein froh Gewissen.
4. Litt Jesus Christ nicht ohne Schuld
Mit überschwenglicher Geduld?
Schalt er je, da er litte?
Im Todeskampf, am Kreuzesstamm
War er geduldig, wie ein Lamm;
Vergib! war seine Bitte.
5. Sein heilig Beispiel lehre mich,
Geduldig sein und brüderlich
Mit Feinden umzugehen.
Wenn Fleisch und Blut sich in mir regt,
Der Stolz zur Rache mich bewegt,
Will ich auf Jesum sehen.
6. Laß nie mein Herz mit gleichem Maß
Von Rache, Bitterkeit und Haß
Den Nächsten wieder richten;
Ein gut Gewissen sei mein Ruhm,
Verzeihen sei im Christenthum
Die erste meiner Pflichten.

II. Werth des Lebens.

1. Was war des Erdelebens Glück,
Wenn ich mit ungetäuschtem Blick
Die überlebte Zeit bedenke!
Verlieh nicht Wahn der Leidenschaft
Allein die ganze Zauberkraft
Jedwedem seiner Lustgeschenke?
Ihr Flitterglanz verhieß Gewinn,
Doch floh er bald und leer dahin.
2. Geboren zur Unsterblichkeit,
Sollt' nie nach Gütern dieser Zeit
Der Christ des Lebens Kräfte spannen;
Das reine Gute sei sein Ziel,
Und gibt es der Versuchung viel,

Läßt er nie seinen Geist entmannen;
Berufen zu dem edlen Streit,
Bleib' niemals er vom Ziele weit.
3. O, wohl dem Herzen, das voll Muth
Dem Guten zustrebt, das voll Gluth
Allein für edle Thaten brennet,
Das dem Gewissen sich vertraut,
Und wenn es irrt, gleich seinen Laut
Zur schnellen Wiederkehr erkennet,
Nicht athemlos nach Tand sich läuft
Und stets nach ew'gen Gütern greift,
4. O Gott, schaff' solch ein Herz in mir,
Laß meine Seele ganz an Dir,
Du Geber alles Guten, hangen.
Der Sinnentrieb bringt bangen Schmerz,
Wenn er das unbewachte Herz
Reizt, Erdengüter zu verlangen.
Herr, lehr' mich denken, daß die Zeit
Nicht werth sei jener Herrlichkeit.

III. Gottergebung.

1. Gott hab' ich mich ergeben
In diesem Pilgerleben,
Im Unglück und im Glück,
Bei Schmerzen und bei Freuden
Und bei dem Ziel der Leiden,
In meinem letzten Augenblick.
2. Gott war's, der für mich wachte;
Noch eh' ich war und dachte,
Hat seine treue Hand
Mich väterlich geleitet
Und jedes Glück bereitet,
Das ich sehr oft durch Unglück fand.
3. Was helfen meine Sorgen?
Mein Glück ist mir verborgen,
Mein Unglück kenn' ich nicht;
Dem Hüter meiner Seelen,
Dem will ich mich befehlen;
Er weiß allein, was mir gebricht.
4. Was ich mir früh' erflehte,
Könnt' mich, vielleicht zu späte,
Am Abend schon, gereun;
Drum darf, o Herr, vor allen
Nur Ein Wunsch Dir gefallen,
Der Wunsch, recht tugendhaft zu sein.
5. Recht christlich groß sich zeigen,
Heißt: tief im Staube schweigen
Und nehmen, was Gott gibt;
Er kann uns nicht verlassen,
Die ihm vertraun, nicht hassen;
Er züchtigt uns, wenn er uns liebt.
6. Wenn ich verlassen scheine,
Und trostlos bin und weine,
Mach' Du mich sorgenfrei,
Und zeig' dem schwachen Herzen,
Daß Trost für alle Schmerzen
Nur in der Gottergebung sei.
7. Nicht das, warum ich flehe,
Dein Wille nur geschehe,
Und was mir selig ist.
Herr, Deine Bahn ist eben,
Leit' uns, so lang wir leben,
Und wenn das Aug' sich sterbend schließt.

Hans Wilhelm von Gerstenberg.

I. Phyllis an das Klavier.

1. Bestes, kleines Klavier,
Schalle, schalle
Lauter Liebe!
Lauter süße Liebe
Sei Dein schmelzendes Saitenspiel!
2. Denn ich fühl' es, ich fühl's,
Dieser Busen
Schmilzt vor Liebe:
Ach! wie wallt, wie wallt er,
Unaussprechlich empfindungsvoll!
3. Aber Theon, Du weinst,
Nennst mich rauher
Als den Nordwind:
Und, Grausamer! siehst nicht,
Wie ich zittre, Dich anzusehn!
4. Wie die Wange mir glüht!
Und die Stimme
Jetzt dahin stirbt!
Und der Finger bebend
In die Töne hinüberflieht.
5. Weh' mir! wenn er nun kommt!
Und nun sprachlos
Horcht und seufzet,
Und nun meine Seele,
Ganz im Feuer der Liebe strömt!
6. Welchen rührendsten Ton
Soll ich, Himmel!
Soll ich wählen,
Der dem Jüngling sage:
Bester Jüngling, ich liebe Dich!
7. Und die Wange wird glühn,
Und die Stimme
Wird verstummen,
Und der Finger bebend
In die Töne hinüberfliehn;
8. Und im rührendsten Ton,
Sanft, entzückend,
Sanft und schmachtend,
Wird mein Spiel ihm sagen:
Bester Jüngling, ich liebe Dich!

II. Die Schlummernde.

1. Schlummre, schlummre sanft, o Schöne!
Weckt sie nicht, der Nachtigallen Töne!
Sterblich ist sie nicht: o nein!
Eine Göttin muß sie sein.
2. O, ich will auf diesen Auen,
Fromm ihr einen Altar bauen,
Opfernd Weihrauch auf ihn streun:
Nein! sie kann nicht sterblich sein.

3. Aber wenn sie nun erwacht,
Freundlich diese Wange lacht?
Armes Herz, wie wird Dir's gehn!
O wie schlummert sie so schön!

III. Schlachtlied.

1. Feuerbraunes Angesichts,
Blutroth ihr grasser Blick,
So tanzen sie zum Todesreihn,
Zum Todesreihn, zum Rabenmahl,
Die Donnergötter hin.
Die Sonne steigt, und stiller wird's im Thal,
Und Geisterschatten lispeln durch die Luft.
2. Und gegenüber tritt hervor
Der Feind aus Wald und Kluft,
Hervor mit hohem Opferspiel,
Zum Todesreihn, zum Rabenmahl,
Hervor das Opfer, Mann und Roß.
Die Sonne steigt, und stiller wird's im Thal,
Und Geisterschatten lispeln durch die Luft.
3. Brüllend wälzet sich die Schlacht,
Von Heer zu Heer die Hyder fort.
Vom Gebrüll ertönt der Hain,
Der zerrißne Himmel tönt;
Und Raben schweben tief.
Die Sonne steigt, und stiller wird's im Thal,
Und Geisterschatten lispeln durch die Luft.
4. Rosse brausen dumpf im Blut,
Und ihre Reiter weinen laut.
Ha! die zu Roß und die zu Fuß!
Hinsturz! Verzweiflung! Wuthgeheul!
Ha! Todesschaur ergreifet sie!
Die Sonne sinkt, und stiller wird's im Thal,
Und Geisterschatten lispeln durch die Luft.
5. Auf Leichen und auf Sterbenden,
Zerrißnen Gliedern seines Rumpfs,
Schwankt noch einmal der Feind daher:
Umsonst! umsonst! der Donner brüllt.
Umsonst! der Rabe schwebt.
Die Sonne sinkt, und stiller wird's im Thal,
Und Geisterschatten lispeln durch die Luft.
6. Schleunig hebt er seine Schenkel,
Flüchtet blutig durch's Gefilde,
Brüllt sein Leben aus der Wunde;
Und Donner rollen hinter ihm,
Und fernher tönt das Opferspiel.
Der Mond steigt auf, und Stille herrscht durch's Thal,
Und Geisterschatten lispeln durch die Luft.

IV. Gedicht eines Skalden.

Erster Gesang.

Ist's Braga's Lied im Sternenklang,
Ist's, Tochter Ovals, Dein Weihgesang,
Was rings die alte Nacht verjüngt?
Auch mich, ach! meinen Staub durchdringt,
5 Wie Blitze Thors, die Gruft enthöhlt,
O Wonne! mich, mich neu beseelt?
Aus rothen Wellen strömt das Licht;
Ich aber, Heil mir! schlummre nicht,
Heil mir Erwachten! bade ganz
10 Den neuen Leib in Sonnenglanz,
Schwimm' in die leichtre Luft empor,
Bin ganz Entzückung, bin ganz Ohr,
Und walle trunken in der Fluth
Der hohen Harmonie! Wo ruht
Mein schwebender Geist auf luftiger Höh'? 15
Wo über Berg und Thal und See
Flattr' ich und glüh' im Silberton?
Wohin, mein Geist, bist Du entflohn?
Wo badest Du den Schwung so früh
Im Urquell süßer Harmonie? 20
Nicht so entfesselte einst Njord
Den blanken Eisberg durch Akkord:
Der Fels, wo er die Hymn' ergoß,
Daß Nordsturm tonvoll ihn umfloß,
Bebt' unter ihm, die Tiefe klang, 25
Und Geister seufzten in seinen Gesang.
Wo Mimers Haupt vom Hügel quoll,
Hier ist Sigtuna, hier Valholl,
Hier Glasurs Dunkel, hier der Kranz,
Der mit der Wipfel heilgem Glanz 30
Herab aus Wolken, die er stützt,
Die goldnen Schilde überblitzt.
Ich sehe Fansal, Schaur umfaßt
Und stille Würde den Pallast;
Ich sehe Gladheims Freudensaal, 35
Gehüllt in seines Goldes Strahl:
Von seiner Zinne bebt der Blick,
Zu stumpf, ihn anzuschaun, zurück.
Wer schreitet königlich daher
In Vingolfs Hain, am sanftern Meer? 40
Laß mich, Du Majestät im Hain,
Auf Deinen Fußtritt Blumen streun!
Du König, Vater, Friedensheld,
Du Lust des Himmels und der Welt!
Laß mich die Stunde weihen, da 45
Ich Deinen Tritt, Alfadur, sah!
Hier, wie in Asgaards Valaskialf,
Umringt von Disen oder Alf,
Den Zepter Hlidskialfs in der Hand,
Im Helm, im purpurnen Gewand, 50
Stets Freund der Menschen, dort wie hier
Bist Du geweiht und glorreich mir!

Zweiter Gesang.

Stiller wird das Meer
Der Entzückung um mich her.
Weh mir! auf welcher Stätte ruht
Mein blutbetriefter Fuß?
Welch feierliches Graun 5
Steigt langsam über diese Hügel,
Wie im Nachtgewölk
Neugeschiedner Seelen, auf?
Ach hier! hier! Ach Halvard!
Wie manch geflügeltes Aeon 10
Ist von der Nornen Stundenthron,
Seit ich dies Grab gebaut, entflohn!
Ruht hier die Urne, mein Halvard,
Hier, bester Freund, Dein edler Staub?
Mir schwindelt! durch Jahrhunderte 15
Blick' ich, durch trübe ferne Nebel
Hoch über'n Horizont, in's Grab,
Auf unsrer Freundschaft Maal herab!
Lernt's, Gotlands Söhne! Wenn der Stein
Der Hügel schweigt, wenn seine Runen 20
Verloschen sind, kein Trümmer mehr,
Kein Brandaltar der Freundschaft zeugt:

O lernt's durch ewigen Gesang,
Und flammet neuen Opferdank
25 Vom rauhen hüglichten Altar,
Der Euern Vätern heilig war!
Im Schatten dieses Eichenhains,
Hier war's, von hoher Flamme warm,
Wo ich, Halvard, in Deinem Arm
30 Den großen Todesbund beschwur.
Still war die Luft, in Majestät
Lag die Natur zu Vidris Füßen;
Die stolzesten der Wipfel rauschten,
Und leise Bäche murmelten.
35 Unsichtbar wandelten um uns
Zwei Alfen, von Odin gesandt.
Wo über buntbeblümte Rasen
Der See, vom Hauch der Luft bewegt,
Kristallne Wellen von sich jagt,
40 Sahn wir, mit süßem Duft beladen,
Die Göttin Blakullur sich baden.
Vom Hügel braust im Bogenschuß
Ein breiter Quell, schwillt auf zum breitern Fluß,
Springt donnernd über jähe Spitzen,
45 Und diamantne Tropfen blitzen,
Im Lichtstrahl und im Silberschein
Erzitternd, durch das Laub im Hain,
Indeß die Wellen schmeichlerisch sich regen,
Ihr Bild in die glanzvolle Luft zu prägen.
50 Die Göttin sah ihr himmlisch Bild,
Wie es die Wasserscene füllt,
Bescheiden schlüpfte sie zur Tiefe nieder;
Allein das Ebenmaß der weißen Glieder
Strahlt durch die heitre Fläche wieder.
55 Es scherzt um ihren Hals ihr blondes Haar,
Verbirgt ihn halb, stellt halb entblößt ihn dar,
Die seidnen Locken spielen mit den Lüften,
Und thauen dann herab auf Marmorhüften.
Die Wangen blühn in seelenvollrer Gluth;
60 Die runden Arme rudern durch die Fluth;
Die kleinen Füße rudern, sanft gebogen;
Der volle Busen wallt auf zarten Wogen.
Die sternenvolle Nacht umschwebet sie,
Die Flur ist Duft, der Wald ist Melodie.
65 Sieh den gelindern West ihr Haar umfließen!
O sieh den hellern Mond zu ihren Füßen!
Wir sehn das Wunder, staunen, beten an!
Schnell hören wir aus einem Zauberkahn
Fremde Spiele der Saiten
70 Mystische Lieder begleiten.
Stillschweigend horchen wir; die Saite klingt,
Die himmlische verborgene Stimme singt:
„Beglückt! beglückt! dreimal beglückt!
Wer in die Freuden der Götter entrückt
75 Am Busen seines Freundes stirbt!
Ihm reichen Hrist,
Und Skogula und Mist,
Und Hilda und Hertrudra,
Und Hloka und Hersiudra,
80 Gaull, Geira, Radgrida,
Hod, Reginleif, Rangrida,
Und alle Valkyriur in Valholl
Einherium Oll.
Laßt uns spinnen, laßt uns spinnen
85 Den Faden Thorlaug und Halvard!
Laßt ihn in Nebel zerrinnen,
Den Leib, der Einherium ward!"
Der Schauer der Begeisterung
Ergriff mein schwellend Herz! Ich schlung
90 Den Arm um meinen Freund, und schwur
Meines Freundes Tod zu sterben!
Da jauchzten die Valkyriur!
Da hub mein Freund den Arm, und schwur
Den blanken Schild zu färben,
Und meinen Tod zu sterben! 95
Da jauchzten die Valkyriur!

Dritter Gesang.

Schon schnitt auf's neu der Sonnenführer
Den Zwischenraum der Endlichkeit
Drei Jahre bis zur Dämmerung
Der Götter ab, seit mein Halvard,
Vom Waffenblitz aus meinem Arm 5
Weit nach Britannien hinweg
Gewinkt, nach seiner Gegenwart
Mich Schwermuthsvollen schmachten ließ.
Einst, da ich einsam und verlassen,
Wo ihn die Barke von mir stieß, 10
Am Ufer irrt', und jeden Hauch
Der Luft, der nach der Küste blies,
Mit meinen Seufzern flügelte,
Trat ein mir fremder kühner Mann
Mit wildem Schritt zu mir heran: 15
„Gib mir die Goldharf'"! rief er stolz,
Die Dir Halvard zum Denkmal ließ:
Er gab sie Dir, er nahm sie mir.
Du überträffst mich nicht in Liedern,
Wär' nicht der Raub des Frevlers Dein! 20
Gib mir die Goldharf', sie ist mein!" —
„Nicht so"! sprach ich mit ernster Stirn:
„Was mir mein Freund geschenkt, war sein,
Ist jetzt mein Stolz, mein Schmuck, mein Ruhm,
Und wird dereinst mein Nachruhm sein. 35
O glaube mir, nicht der Besitz
Der Goldharf' ist's, der Dichter macht.
Erhebe Dich, entzünde Deinen Witz
Mit Bragurs edler Gluth;
Fach' auf Dein träges Blut, 30
Streb' himmelan zu dringen;
So wirst Du besser singen!"
Zur Wuth erhitzt und Funken sprühend
Aus rothem Auge, fordert er
Zum Kampf des kurzen Speers mich auf. 35
„Da soll, sprach er, der Rächer Frö
Mit warmem Blut die Wahrheit rächen!"
„Da mag, sprach ich, Frö, der Gerechte,
Die Wahrheit schützen und mich rächen!"
Der neugeborne Tag entschlüpft dem Meer: 40
Sträubig rauscht von oben her
Der Hahn Valholls, und kräht
Sein kriegrisch Lied, und hebt den goldnen Kamm!
Aus Heliars Pallast tönt ihm
Der Erde Hahngeschrei entgegen! 45
Auf! auf! zum Kampf aus später Ruh!
Ruft Gotlands Heldenjugend uns zu.
Schon treten wir, mit Helmen angethan,
Auf die blutlechzende Todesbahn:
Schon schließt sich um uns her die Schaar 50
Der Richter, die durch weißes Haar
Und langen Bart ehrwürdig war!
Schon blinkt der Geier im Sonnenstrahl!
Schon strömt die Purpurwunde!
Schon öffnen Endils Wölfe 55
Auf meinen Feind den giergen Schlund!
Ach mir Unglücklichen! da schlüpft
Die Ferse mir im schwarzen Blut;
Da stürz' ich hin, und über mich

60 Mein sterbender Feind! Schmach, Wuth und Scham
Begrub mich noch in Todesschlummer,
Als mich ein jammernd Klaggeschrei
Vom Ozeane her erweckt.
Ich seh, ich seh! o Schauer! o Entsetzen!
65 Ach, warum lebt' ich, es zu sehn?
Ich sehe meinen Freund, den besten
Der Menschen, meinen treuen Halvard,
Der Freundschaft Urbild, jetzt des Todes Bild,
Im Schleier der ewgen Nacht gehüllt.
70 Zu meinen Füßen lag er, seufzte noch,
Und hob die schwere Brust. Ihn hatte
Sein eignes Schwert, zu eingedenk
Des hohen Schwurs, gestürzt, da er
Mich fallen sah. Ach! wehe, wehe mir!
75 Warum mußt ihn ein falscher Anblick trügen?
Warum sein erster Anblick seines Freunds?
Nicht darum war er nach drei langen Jahren
Dem Busen seines Thorlaugs zugeeilt!
Ich warf verzweiflungsvoll
80 Auf seinen Leib mich hin, verbarg
Mein Angesicht in seine Brust, und schluchzte!
„Ach nein, Halvard, Du bist nicht todt!
Nein! bei den Göttern, nein! Du schlummerst nur!
Es ist ein dichter Schlaf, der Dich erquickt!"
85 Umsonst! umsonst! die lange Nacht
Versiegelte sein Heldenauge!
Er war auf ewig mir entschlummert!
Man riß mich grausam aus des Todten Arm.
Mit wildem und gebrochnem Blick schaut' ich
90 Zum Himmel; da ermannt' ich mich,
Und sprach: Ich will dem theuren Mörder
Ein Grabmaal baun, und seinem Hügel nah
Ein Brandaltar erbaun, zur Ehre
Der Freundschaft! des Unsterblichen!
95 Ich thats; mein letztes Opfer flammte
Durch Wolken auf; ich schwang dreimal
Mein Schwert, durchstieß mein brechend Herz,
Und sank vergnügt auf seinen Holzstoß nieder.
Die Schar der Staunenden ließ meine Glieder
100 Zur Asche glühn, und senkte dann,
Dem Hügel meines Freunds zur Seite,
Des Staubes Urn in diese Gruft,
Der sie dieß zweite Denkmaal weihte,
Das freundschaftlich im heilgen Schatten
105 Dem Wandrer süße Schwermuth winkt,
Und zur Begeistrung ihn erhebt.
Mein banger, ahndungsvoller Geist
Hielt bei dem frommen Schauspiel sich
Nicht auf und flatterte verfinstert
110 Durch's unbegränzte Leere
Dem Schatten des Geliebten nach.

Vierter Gesang.

Und doch, leichtgläubiges Gefühl!
Ist alles Dieß mehr, als ein Gaukelspiel?
Kann dieß die Stätte sein, wo wir
Ins Thal des Schweigens flohn? kaum glaub' ich Dir!
5 Wie reizend, wie bezaubernd lacht
Die heitre Gegend! wie voll sanfter Pracht,
In schönrer Majestät, in reiferm Strahle
Glänzt diese Sonne! Milder fließt vom Thale
Mir fremder Blüthen Frühlingsduft
Und Balsamgeister strömen durch die Luft. 10
Unübersehlich malt die Blumenflur
Sich meinem Aug', und die Natur
Ist rings umher ein Garten! Welcher Gott
Schmiegt eine Wildniß unter das Gebot
Der Schönheit, Ordnung, Fruchtbarkeit? 15
Wer ist's, der Wüstenein gebeut,
Sich in entfernter Sonnen Gluth zu tauchen,
Und unbekannte Spezerein zu hauchen?
Ha! nicht also, im festlichen Gewand,
Grüßt' ich Dich, mein mütterliches Land! 20
Unfreundlich, ungeschmückt, und rauh und wüste,
In trübem Dunkel schauerte die Küste;
Kein Himmel leuchtete mild durch den Hain,
Kein Tag der Aehren lud zu Freuden ein;
In Höhlen lauschte Graun und Meuterei, 25
Und was am Ufer scholl, war Kriegsgeschrei.
Das Weib der Ehe trat mit Helm und Speer,
Und neben ihr, von blutger Rüstung schwer,
Die blühende Tochter fürchterlich einher.
O wie weit anmuthsvoller schreitet, 30
Von acht geliebten Kindern hold begleitet,
Dort jene Mutter durch den Schattengang,
In dessen Hecken friedlicher Gesang
Ertönt, wo goldnes Obst um sie entsprang!
Auf Rasen hingelehnt, im Auge Himmel, 35
Erwartet das weithallende Gewimmel
Der frohe Vater, der mit reger Hand,
In die veredelte Natur entbrannt,
Die mächt'ge Feuerharfe schlägt,
Daß ihren Schall der Hügel und das Meer, 40
Und näher wallender Wolken Heer
Empor zum Tanz der Sphären trägt!
Daß sie den Staub der Urn erregt,
Und Geisterwelten um sich her bewegt!
Auch mich! auch mich! „Es horchten auf die Lieder 45
Die Kinder Korah; Assaph stand,
Und staunt', und warf den Psalter nieder,
Den hohen Psalter, und empfand!"
Wer ist der Gott, den Deine Saite singt?
Wer, dessen Schaur mich Bebenden durchdringt? 50
„Er mißt die Himmel, stillt die Meere,
Gericht und Recht ist um ihn her!
Er ist der Herr! der Gott der Heere!
Er ist's! wo ist ein Gott, wie Er?"

Fünfter Gesang.

Sie sind gefallen, die Götter, gefallen!
Laßt Erd' und Himmel wiederhallen!
Sie sind gefallen! gefallen! gefallen!
Hrymur fuhr, auf sieben Donnerwagen
Vom Aufgang heruntergetragen! 5
Da wälzte sich der Ozean!
Da wälzte Jormungandur im Blut
Mit schreckenvoller Wuth
Sich auf der Wogen schäumender Bahn!
Der Adler tönt', und zerriß die Leiche! 10
Und Naglfar scheitert, das Gebäu der Eiche!
Woher der Untergang der Asen?
Wer hat die Alfen wie Spreu hinweg geblasen?
Vom Krachen heult die Riesenwelt!
Des Himmels Trümmer sind ein Waffenfeld! 15
Die Zwerge seufzen vor den Thoren,
In zähneklappernde Schrecken verloren!
Das Sonnenschwert des Rächers blitzt

Auf Riesenweiber, die im Fliehn
20 Sich hinter einer Wolke Ruin
Vergebens, vergebens geschützt!
Da wankte, da erzitterte Hlin,
Und rang die Hände noch einmal!
Vergebens verletzt der Sohn des Odin
25 Das Ungeheur mit triefendem Stahl!
Vergebens würgt auf seinem Riesengange
Der Heldensame des Hlodin
Den Zwillingswolf und die midgardische Schlange!
Sie alle, die Götter, die Helden, sie alle
30 Sind hingegossen dem Falle!
Furchtbar bellt aus dampfender Grotte
Mit weit geöffnetem Schlund
Hinter dem fallenden Gotte
Garm, der Höllenhund!
35 Mit schwarzem Antlitz entsteigt die Sonne dem Dunkeln,
Und Sterne hören auf zu funkeln!
Da wüthen Meere, Flammen der Berge wüthen,
Wo ihre Fackeln glühten!
In neue Gegenden entrückt
40 Schaut mein begeistertes Aug' umher, erblickt
Den Abglanz höhrer Gottheit, ihre Welt
Und diese Himmel, ihr Gezelt!
Mein schwacher Geist, in Staub gebeugt,
Faßt ihre Wunder nicht, und schweigt.

V. Ariadne auf Naxos.

Ariadne (erwachend).

Sei mir gegrüßt auf Naxos Höhn,
Aurorens goldner Wagen!
Sei mir gegrüßt! Seit drei vergnügten Tagen
Hat Deine Göttin mich in Theseus Arm gesehn!
5 Erröthend sah sie mich, und nie so schön;
Aurora, nie so schön
Hab' ich, Erröthende, Dein Antlitz glühen sehn.
Sei mir gegrüßt auf Naxos Höhn,
Aurorens goldner Wagen!
10 Zwar hier, mein Theseus, glänzt kein sonnenheitrer Tag,
Wie in den kretischen, dädalschen Gängen,
Wo uns die Lieb' im Schatten, ach!
So reizend, zu verbergen pflag;
Wo Silberquellen sich um sanfte Myrten schlangen,
15 Und süß umduftete Westwinde sich
Um Florens Busen eifersüchtig drangen.
Wie ist dieß Meer so wild! der Fels so fürchterlich!
Ach, Du mein Theseus, komm', umarme mich!
Du schläfst noch? Nein, Du irrst vielleicht im Thale,
20 Jagst mit dem Morgenstrahle
Nach Löwen, Deiner muntern Jagd.
Sieh auf! Dein Mädchen ist erwacht.
Mein Theseus! Theseus! Erst in dieser Nacht
Hab' ich in Träumen ihn, mit weicher Angst beweinet;
25 Umsonst streckt' ich die Hände nach ihm aus,
Umsonst sah ich in diese Wüstenein hinaus,
Wo außer mir kein menschliches Geschöpf erscheinet!
Mein Theseus! Theseus! Nicht der Minotaurus nur
War furchtbar für Dein Heldenleben.
30 Es gibt viel Schrecken der Natur!
Es können Drachen um Dich schweben!
Es können Hydern sich um Deine Schenkel weben!
Wer, Götter, wer errettet dich?
Sieh Ariadnen weinen!
35 Mich, die Du liebst, sieh um Dich weinen,
Dein Mädchen, mich!
O Du, für den ich lebe! leb', um Dich
Und Nichts, als Dich, zu lieben;
Mein Wunsch, mein Gott! mein Alles! kannst Du mich,
40 Einsame, so betrüben?
Der wüste Fels ist fürchterlich:
Wo find' ich Dich?

Oreade des Felsens.

Zu weit entfernt das Meer den Frevler schon;
Er ist auf ewig Dir entflohn!

Ariadne.

45 Entflohn? Wer donnerte mich nieder?

Oreade.

Ich, Nymphe dieser Höhen,
Hab' ihn im Sturme Dir entfliehen sehen.
Er fürchtete das Licht,
Dein bittend Angesicht,
50 Dein weinend Auge, nur den Sturm der Wogen nicht.
Der Männer Herz ist muthig zum Verrath,
Sie wagen jede Frevelthat!
Doch der betrognen Liebe Klagen,
Den Vorwurf ihrer Tücke, wagen
55 Sie nicht, die Feigen, zu ertragen;
Sie schreckt der Vorwurf, nicht die That.

Ariadne.

Ist's wahr? Ihr, des Olympus fürchterliche Mächte!
Bin ich verlassen? hier allein am Fels? am Meer?
Verlassen? Götter! Götter! Und kann er,
60 Kann Theseus mich verlassen? mich am Fels, am Meer
Verlassen? Die Ihr seinen Schwur gehört, gerechte
Beleidigte, Ihr des Olympus fürchterliche Mächte!
Warum trifft mich, nicht ihn, der Donner Eurer Rechte?
Warum? O alle Götter rettet mich! Da fliegt
65 Am Horizont das Schiff mit Ungestüm

V. 10. kein stiller Sommertag, (1. Ausg.) — 14. Wo stille Quellen sich um stille Rosen schlängen, — 16. drängen. — 21. Nach Löwen, Deine muntre Jagd, — 26. Umsonst sah ich von dieser Höh' hinaus! — 27. Rief ihn umsonst! Wie kömmt's, daß er mir nicht erscheint? — 32. Scheitel weben! — 37—40. O Du, wie kann ich Dich — Zu zärtlich lieben? — Du, bester Jüngling, kannst Du mich — Also betrüben? — 51—56. Des Menschen Herz ist muthig zum Verrath; — Doch kann's der Unschuld Vorwurf nicht ertragen, — Es thut mit Zittern seine Frevelthat, — Wenn Lieb' und Tugend es verklagen. — 57. ew'gen Mächte! — 60—64. verlassen? Hoher Jupiter! — Zu sehr fühl' ich die Donner Deiner Rechte! — Zu sehr! Ihr, des Olympus ew'gen Mächte, — Errettet mich! Da fliegt —

Vorüber! Ha, vorüber der Barbar auf ihm,
Der über dieses Herz gesiegt,
Das er also! also! betrügt.
Kannst Du, mein Herz!
70 Unter diesem stechenden Schmerz
Fühllos und wund und dumpf erliegen?
Brich! brich! o brich!
Warum, warum verfolgt Ihr mich?
Götter! laßt mein wundes Herz
75 Unter diesem stechenden Schmerz,
Laßt, o laßt's erliegen!
Was für ein Graun
Herrscht hier an diesem stürmischen Gestade!
Ist der Kozyt so furchtbar anzuschaun,
80 Wie dieses Meer? Gleicht diesem Sitz der Oreade
Das Flammenreich des Dis, des Erebus?
Und bin ich hier? Und muß,
Die einst gefeierte Kretenserin,
Die Hoffnung und die Lust der stolzen Krete,
85 Die Königstochter, eines Gottes Enkelin,
Muß ich in meines Lenzes Morgenröthe
Auf diesem Felsen irren? Hier allein,
Die Hände ringend und verlassen,
Der Götter Spott, ein Raub der Thiere sein?
90 Minos Tochter und Theseus Liebe,
Wie war ich zu beneiden! Ha,
Stolzes Mädchen! Du thronest im Olympus!
Schienst Juno und Paphia!
Stolzes Mädchen! wie tief gefallen!
95 Schweifst, gejagt von allen Wiederhallen,
Unter den reißenden Thieren allen
Dieser Felsen, allen am Meer
Heulenden Ungeheuern umher.
O Schmach! Unseliger! und Schand' und Grauen!
100 Mich, die ihn liebte! die den ausgestreckten Klauen
Des Ungeheuers ihn entriß!
Mich, mich verließ der Undankbare! ließ
Mich hier zurück, die so voll Zärtlichkeit,
Die Götter wissen es, voll wahrer Zärtlichkeit
105 Ihn aus dem Labyrinth des Untergangs befreit?
Mein eignes Leben
Für ihn gewagt,
Um es, von Müttern nicht mehr, von Töchtern vergebens beklagt,
Den Thieren dieser Felsen hinzugeben!
110 Weh mir! Warum mußt' ich ihn sehn:
Wie schien er mir, gleich einem Gott, so männlich schön!
Er, der Gefährt' Alcids, so tapfer, so vollkommen!
Ach, weiches, weibliches Herz, wie warst Du eingenommen!
Sein Haar so lockig! so voll edlen Ernsts sein Blick!
115 Sein Stolz, sein Muth, nicht unterjocht vom Glück,
In seinem Gange, seinen Mienen!
So traurig jetzt sein Loos:
Und doch er ganz in stiller Ruh' so groß!
Welch Mitleid schien er zu verdienen!
Wenn man nur mit Bewundrung von ihm sprach: 120
Wie weint' ich heimlich Freudenthränen! ach,
Wie hob sich diese Brust!
Wie wallte sie, wie bebte sie von süßer Lust,
Und Lieb' und Mitleid! Nun bezwang ich mich nicht mehr,
Floh, wie ein Strahl vom Himmel seinen Armen zu, 125
Schlang mich um seinen Hals, und weint': „Erstaunest Du,
O Theseus? Liebe führt mich her!
Ein zärtlich Mitleid! Fleuch, und rette mir Dein Leben!
Sieh hier den Ausgang, sieh den Minotaurus beben:
Die Liebe hat ihn Dir in Deine Hand gegeben.“ 130
Und er erschlug das Ungeheur, halb Mensch, halb Thier,
Nahm mich in seinen Arm. Da flohen wir.
Wohin? O Erd und Himmel! und nun bin ich hier,
Hier ich? Verräther! Sah der Himmel, sah die Erde
Je einen Frevler, der sein Herz gestählt, gleich Dir? 135
Bin ich denn hier verlassen?
Am öden Fels verlassen,
Ich, die ihn so geliebt!
Und konnt' er so mich hassen?
Mich armes Mädchen hassen? 140
Ach, die ihn so geliebt!
An dem mein Leben hing, für den ich unbetrübt
Geschwister, Vater und Mutter verlassen:
Hatt' er ein Herz, mich so zu hassen?
Und konnte mich verlassen? 145
Am öden Fels verlassen!
Mich, die ihn so geliebt!
Einst war ich schuldlos; meine Frühlingstage
Flohn sanft, flohn ohne Thränen, ohne Klage,
Noch unbekannt der Liebe, hin. 150
Der holden Maja gleich, der Blumenkönigin,
Umtanzten mich die rosenfarbnen Stunden.
Mit jungen Zweigen war mein Haupt
Von Krokus und Jasmin umlaubt,
Mit Veilchenkränzen meine Brust umwunden. 155
An meiner Mutter Busen hingelehnt,
Ihr Stolz, ihr süßes Mädchen! still bethränt
Von ihren Freudenthränen! sanft umschlungen
Von ihren Mutterarmen! tief durchdrungen
Von edler Regung töchterlicher Zärtlichkeit! 160
So, so entflossest Du mir, beste goldne Zeit!
Ach, werd' ich Dich nie wieder sehen?
Mir Dich nie mehr zurück erflehen?
Folgt dem Vergehn so schnell die Strafe nach?
Und bin ich ewig nun ein Gegenstand der Schmach? 165
O laß mich noch einmal zu Deinen Füßen sinken,

---

66. Vorüber! der Barbar, der Grausame! mit ihm, — 72—76. Aengstige Dich! — Zersprenq' den Busen! Brich! — Laßt mich, Götter, durch den Tod — Diese Todesnoth — Besiegen! — 78. scheußlichen G. — 85. Des Minos Tochter — 87 In diesen F. — 90—98. Und konnte Theseus Ariadnen hassen? — 99—105. O Schmach, o Frevel! Schande! Grauen! — Ich, die ich ihn den ausgestreckten Klauen — Des Ungeheurs entriß, voll wahrer Zärtlichkeit — Die Götter wissen es! voll wahrer Zärtlichkeit, — Ihn aus dem Labyrinth des Dädalus befreit? — 108. Um es, von Töchtern nicht mehr, von keinen Müttern beklagt, — 109. des Felsen — 112. Er, des Alcides Freund, 2c. — 125. Floh, wie ein Zephyr, seinen 2c. — 133. Wohin? Ach! Und nun bin ich hier! — 134. Hier! O Verräther! 2c. — 135. Je einen schändlichern Undankbaren! gleich Dir? — 136—147. Daß er der Fluch der Menschheit werde! — Daß schnell ein Wirbelwind hinab — Ihn schleudre! Zu Phlegethons Ufern hinab! — Fern von der mütterlichen Erde! — Im Mittelpunkt des Meers, in diesem stürmischen Meere! — Von schuppigen Charybden verschlungen, — Sein fürchterlich Grab. —

O meine Mutter! In den Staub gebeugt,
Mich, Deine Tochter, mich, aus Götterblut gezeugt,
Noch einmal, reuig, Deine Thränen trinken!
170 War mein Verbrechen groß? Es wars! Ich kann bereun!
Bereun ist edel; edler ist verzeihn!

Oreade.

Schweig' und erzittre!
Elende! Du mußt sterben!
Zittre!
175 Die Löwen brüllen Verderben,
Die Schlünde bersten Verderben;
Die Felsen stürzen Verderben,
Verderben trägt das Meer
Auf Dich her!
180 Schweig' und Erzittre!
Elende! Du mußt sterben!

Ariadne.

Wohin? Wo flieh' ich hin? rings um mich Tod!
Neben mir, unter mir, über mir Tod!
Von jeder Seite verfolgt! von allen Mächten bedroht!
Wehe! wehe mir! 185
Mit fliegendem Haare! wohin?
Irr' ich am Ufer, und bin
Das Spiel der Winde!
Nicht dieses Ende, diese Schmach
Hab' ich um Dich verdient, o Theseus! nicht dieß Grab 190
In diesen Wellen! Sieh' dann einst herab
Von Deinen Ufern, wenn einst die beglücktere Braut
In Deinem Arm mit Schaudern hier herunter schaut,
Sieh' dann herab auf mich, und sage:
„Hier liegt ein zärtlich Mädchen, ihrer Mutter Klage! 195
Sie war einst glücklich, fand doch hier ihr Grab."

Moritz August von Thümmel.

I. Lehren der Zeit.

1. Wohl Jedem, den der Horen Schwung
Auf einen Hügel hebt,
Wo kühlende Erinnerung
Der Jugend ihn umschwebt! –
Dem bei des Thales Ueberſicht,
Das ihm im Rücken liegt,
Des Alters Krücke schwerer nicht,
Als sein Spazierstock, wiegt!

2. Wer blickt gern nach dem Irrweg hin,
Auf dem er nur – der Scham
Und Reue, statt dem Hauptgewinn
Des Wettlaufs, näher kam –
Gern nach der Bahn, die sein Gestirn
Im Schöpfungsraum beschrieb,
Indeß sein Herz, wie sein Gehirn,
Gehüllt in Nebel blieb? –

3. Seit ich den Pädagogen floh,
Als einst sein Marschallsstab
Der Träumerei des Scipio
Den Rang vor meiner gab,
Und ich, kraft meines Steckenpferds,
Das keinen Kappzaum litt,
Zum Rector meines Vogelherds,
Dem großen Uhu, ritt;

4. Seit mein gelehrter Müßiggang
Drei Lustra weggeträumt,
Gleichgültig, was Homer einst sang,
Und Scipio geträumt,
Ich auf dem nächsten Ritterzug
Zu meinem Zeitverlust
Erfuhr, mein Kopf sei schwer genug
Für eine liebe Brust;

5. Und seit der Ehre Sporn mich stach,
Da jener Rausch entwich,
Als ich nun das Audienzgemach
Als Supplikant durchschlich;
Unwissend, ohne Kraft und Kern,
Bei mäßigem Verstand,
Doch in dem Kreis der Kammerherrn
Mich nicht verloren fand –

6. Was offenbarte mir die Zeit,
Die diesen Raum durchflog?
Nichts – als daß Lust und Eitelkeit
Mich täglich mehr betrog –
Daß, leider! zwischen Mann und Kind
Kein Unterschied besteht,
Als der: Dort kam der Trost geschwind,
Und hier kommt er zu spät.

II. Das Irrenhaus.

1. Der Selbstzufriedene.

1. Ich liege, – Du liegest, – wir liegen
Gleich eingehüllet und warm,
Der Eine geschmücktem Vergnügen,
Der Andre der Schwermuth im Arm.

2. Ich zähle – Du zählest – wir zählen
Die Höhern als Thoren, und sind
Im Forschen, im Wünschen, im Wählen
Gleich unberathen und blind.

3. Ich harre – Du harrest, – wir harren
Des Possenspieles Vergang,
Doch dauert lustigen Narren
Die Hore selten zu lang.

---

171. Die Reu' ist edel, edler das Verzeihn. — 172—181. Sie brüllen, die Löwen, sie bersten, die Schlünde, — Er donnert, der Donner! Geschwinde! Geschwinde! — Vom Felsen, vom Felsen hinab! — 182. Hier ist der Tod! Nach 196. folgt in erster Ausg.: Oreade: Sie brüllen, die Löwen, sie bersten, die Schlünde, — Er donnert, der Donner! Geschwinde! Geschwinde! — Vom Felsen, vom Felsen hinab!

2. Der Metaphysiker, welcher Narrenwächter geworden.

1. Der Wahrheit dunkeln Pfad zu finden,
Der unterm Monde sich verlor,
Durchglüht' ich mich, und hielt den Blinden
Die Früchte meiner Schriften vor.
2. Mit Rauch umgeben und versunken
So gut, als sie, auf Gottes Herd,
Schätzt' ich mich doch als einen Funken
Des Feuers, das die Geister nährt,
3. Als einen Theil, das für das Ganze
Nothwendig, wie die Sonne, sei,
Und wähnte, zum gemeinen Glanze
Misch' ich auch meinen Firniß bei.
4. Da hört' ich eine Stimm' erwachen:
Die Welt braucht Dein erhabnes Licht,
Braucht, um ihr Feuer anzufachen,
Den Brennstoff Deiner Schriften nicht.
5. Laß dem Erhalter seine Sorgen;
Genug dem Sterbling, der im Schweiß
Des Angesichts den nächsten Morgen
Mit Heute zu berechnen weiß,
6. Steig' an die Kette der Ideen
Nicht bis zum Engel — steig herab;
Der stolze Weg, der Dir zu gehen
Vergönnt wird, ist der Weg in's Grab.
7. Der Wurm soll kriechen, sich verstecken,
Den Staub vermehren, der ihn schuf —
Das Unsichtbare zu entdecken,
Ist keines Sterblichen Beruf!
8. Was Dein Gehirn in Umlauf bringet,
Befördert keines Sternes Lauf,
Schreib', oder nicht — die Sonne schwinget
Sich doch am Horizont herauf.
9. Kann wohl ein Doktor, ein Verfechter
Der Wahrheit seines innern Sinns
Mehr nützen, als ein Narrenwächter?
Der wollt' ich eben sein — und bin's.

---

3. Der Physiognom.

1. Wohl Dem, der so, wie Du, bedächtig
Nur die gerade Straße geht,
Stets seiner schwachen Sinne mächtig,
Sich nie aus seinem Gleise dreht,
Deß überwichtiges Gehirne
Nie in den Stürmen untersank!
  Wohl seiner flachen Stirne,
  Denn ihr gebührt der Dank.
2. Tritt auch in Deinem Trauerspiele
Kein König Lear auf's Bret — wohl Dir!
Den Rasenden zunächst am Ziele
Der Narrheit stand sein Shakespear.
Klug meidet drum der Dichter Haufen
Die seit ihm unbetretne Bahn:
  Wie bald ist nicht im Laufen
  Ein Schritt zu viel gethan!
3. Ein Schluck zu viel beim Nektarschmause
Apollens — Eine Rose mehr
Der Rosen in dem vollen Strauße
Der Liebe, schleudert Dich hieher:
Die Thorheit lockt mit Amoretten
Die Bernards in ihr Vorgemach,
  Und zieht mit Ordensketten
  Den Löwenritter nach.

---

4. Die Wittwe, deren Gatte im Zweikampfe gefallen war.

1. Sahst Du des Jordans Ufer,
Bethränter Pilger? — Sprich —
Und hörest Du den Rufer
Am Kreuz — Es dürstet mich!
2. Und willst der bittern Zähren,
Die Dein Gefühl vergießt,
Nur Eine mir gewähren —
O dann sei mir gegrüßt!
3. Doch wähnst Du mich zu trösten,
So wende Dein Gesicht,
Denn sieh', das Bild der größten
Geduld vermag es nicht!
4. Um mich, Zerknirschte, sammeln
Sich viel Bedrängte her;
Doch Aller Zungen stammeln:
„Ach diese — leidet mehr!“
5. Ihr raubte das Entsetzen
Sogar des Säuglings Glück!
Und keine Thränen netzen
Den Brand in ihrem Blick.
6. Nur ihre Lippen beben
Dem nach, den sie verlor!
Und ihre Hände heben
Sich nur nach ihm empor!
7. Als er sich mir von Allen
Ihn Wünschenden ergab,
Mit welchem Wohlgefallen
Sah Gott auf uns herab!
8. Als in dem Abendschauer
Der feiernden Natur
Sein großes Herz die Dauer
Von meinem Glück beschwur;
9. Mein Auge nun von süßen
Gefühlen überging,
Und ich mit Erstlingsküssen
An seinen Wangen hing;
10. Als von der trauten Laube,
Die seine Liebe zog,
Er nun die erste Traube
Nach meinen Lippen bog;
11. Und ich in seinen Blicken
Mein Bild gezeichnet fand —
Natur, war dieß Entzücken
Nur Blendwerk Deiner Hand?
12. Weh' Dir, o Tag der Weihe,
Der Blutschuld Mitgenoß,
Die grauenvoll die Reihe
Glückvoller Stunden schloß!
13. Du, meines Kummers Zeuge,
Den meine Seele ruft,
Verlorner! ach entsteige
Dem Dunkel Deiner Gruft! —
14. Wenn im Gedräng' der Sorgen
Er keiner unterlag,
Und Freundin, rief, nach Morgen
Glänzt uns ein Erndtetag,
15. Wo Werth und Lohn des Fleißes
Dem in der Schale liegt,
Der jeden Tropfen Schweißes
Gleich einer Krone wiegt,
16. Wenn der bescheidne Tröster
Gefallnen Schutz verlieh,
Und sprach; „Bin ich erlöster,
Und würdiger, als sie?“
17. Und er dem Tag entwunden,

Nach mancher frommen That,
Zum Lohn der Abendstunden
Sich meinen Kuß erbat —
18. Erforscher unsrer Herzen,
Furchtbarer, wogest Du
Schon da der Zukunft Schmerzen
Mir schwer Getäuschten zu?
19. Mond, der Du noch so traulich
In seiner letzten Nacht
Die Schönheit mir beschaulich
Des Schlummernden gemacht,
20. Als mein Gebet im Schweben
Auf Deinem Hoffnungsstrahl
Dem Ewigen sein Leben
Und meine Ruh' empfahl;
21. Vertrauter stiller Schatten,
Wo weilt Dein Todtenlicht?
Verbirg das Grab des Gatten
Der Sattgelebten nicht!
22. Dort wandele des Schlummers
Willkommner Genius,
Die Folter meines Kummers
In Freiheit und Genuß!
23. Wär' dann dem Ruf der Taube,
Die ihrem Liebling girrt,
Vielleicht auch unserm Staube
Der Mörder nachgeirrt —
24. Dann fasse das Gewissen
Und peinige die Hand,
Die Herzen durchgerissen,
Die Gott zusammenband.
25. Kannst Du auch Rache segnen,
So nimm, Gott, meinen Schmerz
Und grab' ihn dem verwegnen
Mordschuldigen ins Herz.
26. Das Blut, das er vergossen,
Droh' ihm im Morgenroth!
Und nur mit Blut durchflossen
Wink' ihm sein Abendbrod!
27. Die Süßigkeit der Ehe,
Die Liebe muß ihn fliehn,
Selbst seinen Kuß verschmähe
Die feilste Buhlerin!
28. Es fasse jede Kammer,
Wo seine Schwermuth weint,
Den ganzen Menschenjammer,
Den dieses Haus vereint!
29. Des Uebelthäters Werke
Lohn' Angstgefühl und Spott!
In seinem Tode stärke
Ihn kein Gedank' an Gott;
30. Durch Blutgefilde treibe
Hinüber ihn mein Fluch,
Und Satans Finger schreibe
Ihn in sein Höllenbuch!
31. Dort möge des Verbrechers
Gewinn gegraben stehn,
Und ewig nicht des Rächers
Erbarmung sich erflehn!

III. Morgenphantasie vor Toulouse.

Welch holdes Traumgesicht, welch unabsichtlich freies,
Mit Segen überströmtes Land!
Lob sei dem Herrn, der mir dieß Bild des Maies
Auf meinen Schlaf herabgesandt!
Doch nein! ich bin erwacht, ich seh' erstaunt im Glanze 5
Des Morgens, den mein Auge grüßt,
Wie die Natur mit Einem Kranze
Zu einem wahren Hochzeittanze
Zahllos Wachende umschließt.
Hier laden tausendfache Sprossen 10
In süßer Hoffnung zum Gedeihn
Des Lebens traute Mitgenossen
Von einem Fest zum andern ein.
Um mich herum auf jungen Aesten
Beblümter Stauden schaukelt sich 15
Ein muntres Heer von bunten Gästen,
Die ein geheimer Hang nach Westen
Aus Norden gängelte, wie mich.
In diesem heiligen Gewühle
Unschuld'ger Freuden, o wie rein 20
Und selig müssen die Gefühle
Der Hirten dieser Fluren sein!
Doch die Thürme von Toulouse
Schimmern meinen Augen schon,
Und das Harfenspiel der Muse 25
Fällt in einen Trauerton.
Rücksicht in's Vergangne störet
Ihre frohe Phantasei,
Zitternd horcht sie auf und höret,
Calas, Deines Bluts Geschrei; 30
Hilft in schwarzem Traum dem biedern
Matten Greis um Mitleid flehn,
Sieht ihn mit zermalmten Gliedern
Seines Todes Kampf bestehn;
Siehet Blut die Gattin weinen, 35
Blut bei jedem Keulenschlag,
Dem, als Bein von ihren Beinen,
Ihr Vertrauter unterlag;
Zählet der Verwaisten Thränen,
Und des kindlichen Gefühls 40
Volle Pulse bei den Scenen
Dieses großen Trauerspiels.
Thron des Aberglaubens! Wehe
Deinem rauchenden Altar,
Bis der Greis verjüngt erstehe, 45
Der Dein Todtenopfer war;
Bis Gott zu den Flammenstufen
Seines ernsten Richterstuhls
Auch den letzten vorgerufen
Deines frechen Capitouls. 50
Und Du, Dulder ihrer Strafen,
Wenn Du längst der Erde Last,
Alle Menschenangst verschlafen
Und den Traum gesegnet hast;
Wenn zu jenem großen Tage 55
Die Erforschungsstunde schlägt,
Die auf unberührter Wage
Deiner Unschuld Leiden wägt;
Und dann fern von Dir Voltaire
Muthlos bangt, indeß Dein Licht 60
Strahlen wirft, ach, dann verkläre
Auch Ein Strahl sein Angesicht!
Anwald in der großen Sache
Der beleidigten Natur,
Schwor er Deinen Mördern Rache, 65
Und er hielt den edlen Schwur.
Rief die Weisen auf zu streiten
Gegen Priester, Wuth und Wahn,
Und schlug mächtig an die Saiten
Aller bessern Herzen an. 70
Er verwandelte in Ehre

Deine Schmach, und schaffte Ruh'
Deiner Asche. Dafür kehre
Gott auch ihm sein Antlitz zu!
75 Dafür werde seiner Ränke
Nicht gedacht! Der Cherubim
Himmlischer Vergebung schwenke
Seine Fahne über ihm.

IV. An die Sonne.

1. Staub, der, zu Gott emporgedrungen,
Am Fußtritt seines Thrones glimmt,
Ziel meines Psalms im Chor gesungen,
Das jubelnd, Dich umschlungen,
In Deinem Aether schwimmt!
2. Seit Du der leeren Nacht entsunken,
Dein stolzes Licht von ihm geholt,
Sah es in dem Gewühl der Funken,
Die durch den Luftraum prunken,
Schon manchen Stern verkohlt.
3. Nur Deinem Urgestirn veraltet
Kein Reiz! Mit gleicher Kraft beflammt,
Treibt es sein großes Rad, entfaltet
Die Zeiten und verwaltet,
Wie sonst, sein Mittleramt.
4. Und lenken aller Erden Psalmen
Gleich nicht den Ausfluß Deines Strahls,
Doch überkleidest Du die Palmen
Des Athos, wie die Halmen
Des rauhsten Schweizerthals!
5. Hat nicht ein Geist, aus Dir geboren,
Der Liebe Freudenquell gewürzt,
Der aus den Urnen aller Horen,
Vertheilt – doch unverloren,
In alle Wesen stürzt?
6. Juwel in des Erschaffers Kranze,
Und erstes Wunder seines Hauchs,
Du leitest, schmückst, vereinst das Ganze –
Eins fehlt nur Deinem Glanze –
Bewußtsein des Gebrauchs.
7. So viel die Kraft ward, doch entquellen
Die Triebe nie, die, warm und rein,
Die Brust des edeln Mannes schwellen,
Freund seiner Mitgesellen
Am Bau der Welt zu sein.
8. Du stehst im größten Wirkungskreise,
Als Sklave, der im Joche prangt –
Beherrscher seiner kurzen Reise
Durch's Leben, dringt der Weise,
Wohin sein Herz verlangt.
9. Er wägt sein Dasein nur nach Thaten,
Nach Pfunden, die sein Geist erringt,
Froh, wenn der Hoffnung seiner Saaten
Auch nur Ein Keim gerathen,
Der in die Zukunft dringt.
10. Sei größer noch! Um Deine Würde
Vertauscht, selbst auf dem Weg in's Grab,
Der Staubbewohner einer Hürde
Nicht seines Lebens Bürde,
Nicht seinen Wanderstab.
11. Denn bald zu höhern Geistesproben
Entrückt den Prüfungen der Zeit,
Schwingt Dich die Hand, die Dich erhoben,
Von diesem niedern Globen
In die Unsterblichkeit.
12. Durch diesen heitern Blick in's Freie
Verliert im Nebel meiner Bahn
Sich keine Stunde mir – ich weihe
Dem Ausgang sie, und reihe
Sie meiner Zukunft an;
13. Daß, wenn ich einst zu höhern Sphären
Auf Deinem Lichtweg übergeh',
Der Fruchtstaub vieler guten Aehren
Noch in dem Thal der Zähren
Um meinen Hügel weh'.

Aeltere Lesarten. **IV. 1.** 1—5. Staub, der, zu Gott gezogen, — An seinem Schemel glimmt, — Indeß um seinen Bogen — Auf Millionen Wogen — Das Heer der Welten schwimmt. — (Handschr. erste Les.) — Quell aller Thätigkeiten! — Vom Ewigen bestimmt — Der Welten Heer zu leiten, — Das aus dem Strom der Zeiten — Um Deine Sphären schwimmt. (zweite Les.) — **2.** 1. leeren (fehlt in Hdschr.) 2. — stolzes (fehlt) — 3. 4. Sahst Du von allen Funken, — Die in dem Raume prunken. — **3.** 1—5. Doch Dein Gestirn verwaltet — Noch stets sein Mittleramt. — Gleich rein, gleich unveraltet, — Als es, aus Nichts gestaltet, — Dein Schöpfer angeflammt. — Nach 3 folgte in der Hdschr. Zum Wohlthun auserkoren, — An seiner Hand streust Du — Den Weisen, wie den Thoren, — Bei jedem Schwung der Horen, — Genuß und Freuden zu. (Diese Strophe wurde ihrem wesentlichen Inhalte nach in dem neuen Texte zur fünften Strophe.) — **4**. 1—5. Wir lenken unsre Psalmen — Die Kräfte Deines Strahls; — Doch reihest Du die Palmen — Der Alpen, wie die Halmen — Des tiefgebückten Thals. — 5. fehlt in der Hdschr. (Siehe oben die dritte Strophe.) — **6.** 1. in Gottes Kr. — 2. Und Erstling s. H., — 3. Dein Schimmer schmückt das Ganze — **7.** 1—5. Soviel die Kräft' entquillen — Fehlt unsre Dir allein, — Aus Wahl, aus freiem Willen — Den heiß'sten Trieb zu stillen, — Der Erde Freund zu sein. — **8**. 1—5. Wenn Dich in Deinem Gleise — Das Joch der Allmacht hält, — So bildet sich der Weise — In seinem Wirkungskreise — Selbst seine Sonn' und Welt. — In der Hdschr. war die jetzige neunte Strophe die zehnte und umgekehrt. — **9.** 1—5. Er wägt sich selbst nach Thaten, — Und achtet keine Last, — Wenn sie das Wohl der Staaten — Und hoffnungsvolle Saaten — Für Bruderglück umfaßt. — **10.** 1—5. In seiner Geisteswürde, — Die ihn der Zukunft naht, — Trotzt er des Lebens Bürde — Und hält in niedrer Hürde — Selbst mit der Gottheit Rath. — Nach 10 folgte: Daß ich mein Dasein lenke, — Wie es mein Herz bedacht, — Daß ich Gott fühl' und denke, — Sind schönere Geschenke, — Als aller Sonnen Pracht. — **11.** 1—4. Weit über sie erhoben — Schwingt mich der Flug der Zeit, — Von diesem niedern — Globen Zu höhern Geistesproben — **12.** 1. heiteren (fehlt) — 2. Erhell' ich meine B. 3. Die Stunden fliehn; ich m. — 4. Der Hoffnung sie, — **13.** 1. ich einst (fehlt) — 2. Ich fröhlich übergeh', — 3. D. F. meiner A.

Johann Gottfried von Herder.

I. Die Lerche.

1. Gegrüßet seist Du, Du Himmelsschwinge,
Des Frühlings Bote, Du Liederfreundin,
Sei mir gegrüßet, geliebte Lerche,
Die Beides lehret, Gesang und Leben.
2. Der Morgenröthe, des Fleißes Freundin,
Erweckst Du Felder, belebst Du Hirten;
Sie treiben munter den Schlaf vom Auge:
Denn ihnen singet die frühe Lerche.
3. Du stärkst dem Landmann die Hand am Pfluge,
Und gibst den Ton ihm zum Morgenliede.
„Wach auf und singe, mein Herz voll Freude,
Wach auf und singe, mein Herz voll Dankes.“
4. Und alle Schöpfung, die Braut der Sonne,
Erwacht verjünget vom langen Schlafe,
Die starren Bäume, sie hören wundernd
Gesang von oben und grünen wieder.
5. Die Zweige sprießen, die Blätter keimen,
Das Laub entschlüpfet und horcht dem Liede.
Die Vögel girren im jungen Neste,
Sie üben zweifelnd die alten Stimmen.
6. Denn Du ermunterst sie, kühne Lerche,
Beim ersten Blick des jungen Frühlings,
Hoch über Beifall und Neid erhoben,
Dem Aug' entflogen, doch stets im Ohre.
7. Inbrünstig schwingst Du Dich auf zum Himmel
Und schlüpfst bescheiden zur Erde nieder.
Demüthig nistest Du tief am Boden
Und steigst frohlockend zum Himmel wieder.
8. Drum gab, o fromme, bescheidne Lerche,
Du über Beifall und Stolz erhobne,
Du muntre Freundin des frühen Fleißes,
Drum gab der Himmel Dir auch zum Lohne
9. Die unermüdlich beherzte Stimme,
Den Ton der Freude, den langen Frühling.
Selbst Philomele, die Liedergöttin,
Muß deinem langen Gesange weichen.
10. Denn ach! der Liebe, der Sehnsucht Klagen
In Philomelens Gesang ersterben;
Das Lied der Andacht, der Ton der Freude,
Das Lied des Fleißes hat langen Frühling.

II. Das Flüchtigste.

1. Tadle nicht der Nachtigallen
Bald verhallend süßes Lied;
Sieh' wie unter allen, allen
Lebensfreuden, die entfallen,
Stets zuerst die schönste flieht.
2. Sieh', wie dort im Tanz der Horen
Lenz und Morgen schnell entweicht;
Wie die Rose, mit Auroren
Jetzt im Silberthau geboren,
Jetzt Auroren gleich erbleicht.
3. Höre, wie im Chor der Triebe
Bald der zarte Ton verklingt.
Sanftes Mitleid, Wahn der Liebe,
Ach, daß er uns ewig bliebe!
Aber ach, sein Zauber sinkt.
4. Und die Frische dieser Wangen,
Deines Herzens rege Glut,
Und die ahnenden Verlangen,
Die am Wink der Hoffnung hangen;
Ach, ein fliehend, fliehend Gut!
5. Selbst die Blüthe Deines Strebens,
Aller Musen schönste Gunst,
Jede höchste Kunst des Lebens,
Freund, Du fesselst sie vergebens;
Sie entschlüpft, die Zauberkunst.
6. Aus dem Meer der Götterfreuden
Ward ein Tropfe uns geschenkt,
Ward gemischt mit manchem Leiden,
Leerer Ahnung, falschen Freuden,
Ward im Nebelmeer ertränkt;
7. Aber auch im Nebelmeere
Ist der Tropfe Seligkeit;
Einen Augenblick ihn trinken,
Rein ihn trinken und versinken,
Ist Genuß der Ewigkeit.

III. Der Regenbogen.

1. Schönes Kind der Sonne,
Bunter Regenbogen,
Ueber schwarzen Wolken
Mir ein Bild der Hoffnung.
2. Tausend muntre Farben,
Bricht der Strahl der Sonne
In verhüllten Thränen
Ueber grauer Dämmrung.
3. Und des weiten Bogens
Feste Säulen stehen
Auf des Horizontes
Sichrem Felsenboden
4. Weh'! der Bogen schwindet!
Seine Farben blassen;
Von den festen Säulen
Glänzet noch ein Wölkchen.
5. Aber seht, der Himmel
Bläuet sich; die Sonne
Herrschet allgewaltig
Und die Auen duften.
6. Schwindet, holde Kinder
Schöner Jugendträume,
Schwindet! Nur die Sonne
Steig' hinauf und walte.
7. Hoffnungen sind Farben,
Sind gebrochner Strahlen
Und der Thränen Kinder;
Wahrheit ist die Sonne.

IV. Das Saitenspiel.

1. Was singt in Euch Ihr Saiten?
Was tönt in Euerm Schall?

Bist Du es, klagenreiche
Geliebte Nachtigall?
Die, als sie meinem Herzen
Wehklagete so zart,
Vielleicht im letzten Seufzer
Zum Silberlaute ward.
2. Was spricht in Euch, Ihr Saiten?
Was singt in Euerm Schall;
Betrügst Du mich, o Liebe,
Mit süßem Wiederhall?
Du Täuscherin der Herzen,
Geliebter Lippen Tand,
Bist Du vielleicht in Töne,
Du Flüchtige, verbannt?
3. Es spricht mit stärkrer Stimme,
Es dringet mir an's Herz,
Und weckt mit Zaubergriffen
Den längst entschlafnen Schmerz.
Du bebst in mir, o Seele,
Wirst selbst ein Saitenspiel –
In welches Geistes Händen?
Mit zitterndem Gefühl.
4. Es schwebet aus den Saiten;
Es lispelt mir in's Ohr.
Der Geist der Harmonieen,
Der Weltgeist tritt hervor.
„Ich bin es, der die Wesen
In ihre Hülle zwang,
Und sie mit Zaubereien
Der Sympathie durchdrang.
5. In rauher Felsenhöhle
Bin ich Dir Wiederhall;
Im Ton der kleinen Kehle
Gesang der Nachtigall.
Ich bin's, der in der Klage
Dein Herz zum Mitleid rührt,
Und in der Andacht Chören
Es auf zum Himmel führt.
6. Ich stimmete die Welten
In einen Wunderklang;
Zu Seelen flossen Seelen,
Ein ew'ger Chorgesang.
Vom zarten Ton beweget,
Durchängstet sich Dein Herz,
Und fühlt der Schmerzen Freude,
Der Freude süßen Schmerz.“ –
7. Verhall', o Stimm', ich höre
Der ganzen Schöpfung Lied,
Das Seelen fest an Seelen,
Zu Herzen Herzen zieht.
In Ein Gefühl verschlungen,
Sind wir ein ewig All;
In Einen Ton verklungen,
Der Gottheit Wiederhall.

V. Lied des Lebens.

1. Flüchtiger, als Wind und Welle,
Flieht die Zeit; was hält sie auf?
Sie genießen auf der Stelle,
Sie ergreifen schnell im Lauf;
Das, ihr Brüder, hält ihr Schweben,
Hält die Flucht der Tage ein.
Schneller Gang ist unser Leben,
Laßt uns Rosen auf ihn streu'n.
2. Rosen; denn die Tage sinken
In des Winters Nebelmeer.
Rosen, denn sie blühn und blinken
Links und rechts noch um uns her.
Rosen stehn auf jedem Zweige
Jeder schönen Jugendthat.
Wohl ihm, der bis auf die Neige
Rein gelebt sein Leben hat.
3. Tage, werdet uns zum Kranze,
Der des Greises Schläf' umzieht,
Und um sie in frischem Glanze
Wie ein Traum der Jugend, blüht.
Auch die dunkeln Blumen kühlen
Uns mit Ruhe, doppelt=süß;
Und die lauten Lüfte spielen
Freundlich uns ins Paradies.

VI. Der Nachruhm.

1. Mich reizet nicht des Ruhmes Schall,
Der aus Posaunen tönt,
Den jeder leise Wiederhall
Im stillen Thal verhöhnt.
Ein Ruhm, der wie der Sturmwind braust,
Ist selbst ein Sturm, der bald versaust.
2. Mich reizet mehr der Silberton,
Der unbelauschet klingt,
Und meiner Muse schönsten Lohn,
Den Dank des Herzens, singt,
Die Thräne, die dem Aug' entfließt
Und mich mit Bruderliebe grüßt.
3. Nicht allen gönnte die Natur
Das allgepries'ne Glück,
Zu bilden auf des Schöpfers Spur
Ein ew'ges Meisterstück,
Das, ein Vollkommnes seiner Art,
Der Nachwelt stetes Muster ward;
4. An dem, im Anblick noch entzückt,
Der späte Schüler steht
Und in des Meisters Seele blickt
Und stumm von dannen geht,
Indeß sein Herz den seltnen Geist
Mit lautem Puls glückselig preist.
5. Wir schwimmen in dem Strom der Zeit
Auf Welle Welle fort.
Das Meer der Allvergessenheit
Ist unser letzter Ort;
Genug, wenn Welle Welle trieb
Und ohne Namen Wirkung blieb.
6. Wenn dann auch in der Zeiten Bau
Mich bald ihr Schutt begräbt;
Und meine Kraft auf Gottes Au
In andern Blumen lebt
Und mein Gedanke mit zum Geist
Vollendeter Gedanken fleußt.
7. Schön ist's, von Allen anerkannt,
Sich allgelobt zu sehn;
Doch schöner noch, auch ungenannt,
Wohlthätig fest zu stehn.
Verdienst ist meines Stolzes Neid
Und bei Verdienst Unsichtbarkeit.
8. So nennet Gottes Kreatur
Nur schweigend seinen Ruhm;
Sie blüht in wirkender Natur,
Ihr selbst ein Eigenthum.
Der Schöpfer zeigt sich nicht, und kühn
Verkennt der Thor und läugnet ihn.

VII. Die Wassernymphe.

1. Flattre, flattr' um Deine Quelle,
Kleine farbige Libelle,
Zarter Faden, leichtbeschwingt.
Flieg' auf Deinen hellen Flügeln,
Auf der Sonne blauen Spiegeln,
Bis Dein Flug auch niedersinkt.
2. Deine längsten Lebenstage,
Fern der Freude, frei von Plage,
Hast Du, Gute, schon verlebt;
Als Dich Wellen noch umflossen,
Als Dich Hüllen noch umschlossen,
War ein Traum um Dich gewebt.
3. Jetzt nach jenem Nymphenleben
Darfst Du als Sylphide schweben,
Wie weit Dich der Zephyr trug.
Und Du eilst mit muntern Kräften
Nur zu fröhlichen Geschäften:
Deine Liebe selbst ist Flug.
4. Flattre, flattr' um Deine Quelle,
Kleine sterbliche Libelle,
Um Dein Grab und Mutterland.
Eben in dem frohsten Stande
Fliegst Du an des Lebens Rande;
Ist das meine mehr, als Rand?
5. Einst, wie Dir, wird Deinen Kleinen
Auch die Sommersonne scheinen,
Gib der Quelle sie als Zoll.
Und erstirb; die matten Glieder,
Seh ich, welken Dir darnieder:
Schöne Nymphe, lebe wohl.

VIII. Die Schwestern des Schicksals.

1. Nenne nicht das Schicksal grausam,
Nenne seinen Schluß nicht Neid:
Sein Gesetz ist ew'ge Wahrheit,
Seine Güte Götterklarheit,
Seine Macht Nothwendigkeit:
2. Blick' umher, o Freund, und siehe
Sorgsam, wie der Weise sieht.
Was vergehen muß, vergehet:
Was bestehen kann, bestehet:
Was geschehen will, geschieht.
3. Heiter sind des Schicksals Schwestern,
Keine blasse Furien:
Durch der Sanftverschlungnen Hände
Webt ein Faden sonder Ende
Sich zum Schmuck der Grazien.
4. Denn seit aus des Vaters Haupte
Pallas jugendlich entsprang,
Wirket sie den goldnen Schleier,
Der mit aller Sterne Feier
Droben glänzt Aeonen lang.
5. Und an ihrem Meisterwerke
Hänget stets der Parze Blick.
Weisheit, Macht und Güte weben
In des Wurms und Engels Leben
Wahrheit, Harmonie und Glück.
6. Nenne nicht das Schicksal grausam,
Nenne seinen Schluß nicht Neid:
Sein Gesetz ist ew'ge Wahrheit,
Seine Güte Götterklarheit,
Seine Macht Nothwendigkeit.

IX. Das Lied vom Schmetterlinge.

1. Liebes, leichtes, luft'ges Ding,
Schmetterling,
Das da über Blumen schwebet,
Nur von Thau und Blüthen lebet,
Blüthe selbst, ein fliegend Blatt,
Das, mit welchem Rosenfinger!
Wer bepurpurt hat?
2. War's ein Sylphe, der Dein Kleid
So bestreut,
Dich aus Morgenduft gewebet,
Nur auf Tage Dich belebet;
Seelchen, und Dein kleines Herz
Pocht da unter meinem Finger,
Fühlet Todesschmerz.
3. Fleuch dahin, o Seelchen, sei
Froh und frei,
Mir ein Bild, was ich sein werde,
Wenn die Raupe dieser Erde,
Auch wie Du ein Zephyr ist,
Und in Duft und Thau und Honig
Jede Blüthe küßt.

X. Das Lied vom Bache.

1. Traurig ein Wandrer saß am Bach,
Sah den fliehenden Wellen nach,
Ein welker Kranz ummand sein Haupt.
„Was blickst Du, Wandrer, mattumlaubt,
So traurig nieder?"
2. Jüngling, den Bach der Zeit hinab
Schau ich, in das Wellengrab
Des Lebens; hier versank es, goß
Zwo kleine Wogen, da zerfloß
Die dritte Woge.
3. Jüngling, im großen Zeitenraum
Schweben wir also! der Saum
Der Menschenthaten, er zerrinnt
Auf glatter Fläche, leiser Wind
Hat ihn verwehet!
4. Jüngling, ein Menschenleben, schwach
Träufelt's in der Zeiten Bach.
Sie rollt, sie wölbt sich prächtig um
Die erste Welle; sieh, wie stumm
Die dritte schweigt.
5. Trübe zum Wandrer saß ich hin,
Sah die krausen Wellen fliehn,
Sah Tropfen sinken in den Bach,
Die Wogenkreise sanken nach,
Mir flossen Thränen.
6. Jüngling, o Deine Ruhmesthrän'
Rinnet edel; lieb und schön
Lacht Lebensblüth' am Morgen früh,
Und sieh, die frühen Kränze, die!
Wie sie verwelken!
7. Jüngling, ich war um's Vaterland,
Edler Thor, wie Du entbrannt.
Gerungen hab' ich und gelebt,
Und was errungen, was erstrebt?
Die welken Blätter.
8. Jüngling, o sieh', da ziehet hin
Spreu im Strom. Prächtig ziehn
Die Schäume; die Kleinode sind
Versunken. Jenes Hügels Wind
Pfeift leere Lieder.

9. Traurig den Bach sah ich hinab,
Thränen träufelten in's Grab
Des Ruhmes! „Lieber Wandrer Du,
Was gibt denn Glück, was gibt denn Ruh?“
Sank ihm zum Busen.

10. Jüngling, o sieh' im Bache Dich;
So sah ich mit Wonne mich
Im Freunde seel- und herzvereint!
Ein Lüftchen schied uns, Bild und Freund
War fortgewehet!

11. Jüngling, o sieh' im Bache Dich,
So sah ich mit Wonne mich
In meiner Lieben. Süßer Wahn!
Das Leben rann, das Bild zerrann,
Und Glück und Liebe!

12. Jüngling, ich floh zu strenger Müh',
Oft, ach öfters täuschet sie;
Ich wacht' um manches edle Herz
Mit Brudertreu'; — mit Bruderschmerz
Sah ich's versinken!

13. Trübe, verzweifelnd sah ich ab:
„Grab des Ruhmes, Tugendgrab,
Des Lebens Grab, o wärest Du
Auch meines! Läge stumme Ruh'
In Deinem Abgrund!“

14. Jüngling, o Thor, wo findest Du
Je in Wuth der Seele Ruh'?
Wir müssen all' den Bach hinab.
Was mir, dem Jüngling, Mühe gab,
Gibt jetzt mir Labung.

15. Dorten hinan, wo sich's ergießt,
Wo der Strom in Wolken fließt,
Da weint man nicht der Lebenszeit;
Zum Meer der Allvergessenheit
Rann Nichts hinüber!

16. Trinke noch immer Wonne Dir,
Jüngling, aus dem Strome hier;
Ich schöpfe meinen Labetrank,
Dem guten Gotte sag' ich Dank,
Und wall' hinüber!

17. Also vom Bach der Greis erstand,
Um des Jünglings Schläfe wand
Er seinen Kranz. Der Kranz erblüht',
Und immer sprach des Baches Lied
Dem Jüngling Weisheit.

XI. Das menschliche Herz.

1. In ein Gewebe wanden
Die Götter Freud' und Schmerz,
Sie webten und erfanden
Ein armes Menschenherz;
Du armes Herz, gewebet
Aus Lust und Traurigkeit,
Weißt Du, was Dich belebet?
Ist's Freude, ist es Leid?

2. Die Göttin selbst der Liebe
Sah es bedauernd an:
O zweifelhafte Triebe,
Die dieses Herz gewann!
In Wünschen nur und Sehnen
Wohnt seine Seligkeit,
Und selbst der Freude Thränen
Verkündigen ihm Leid.

3. Schnell trat ihr holder Knabe
Hinzu mit seinem Pfeil;
Auf, meine beste Gabe
Sie werde ihm zu Theil!
Ein unbezwingbar Streben
Sei Liebe Dir, o Herz,
Und Liebe sei Dein Leben,
Und Freude sei Dein Schmerz.

XII. Am Meer bei Neapel.

1. Ermüdet von des Sommers schwerem Brande
Setzt' ich danieder mich an's kühle Meer.
Die Wellen wallten küssend hin zum Strande
Des grauen Ufers, das rings um mich her
In seinem frischen, blumichten Gewande
Auffing der Schmetterlinge gaukelnd Heer.
Der Liebe luft'ger Schleier, rings umflogen
Von Zephiretten, spielte mit den Wogen.

2. Und über mir, hoch über mir in Lüften
Des blauen Aethers säuselte der Baum,
Der rein und lauter von der Erde Düften,
Ein himmlisches Gewächs, den grünen Saum
Umschreibet mit der Sonne goldnen Schriften
Und gibt dem Fluge der Begeistrung Raum:
Die schlanke, schöne Königin der Bäume,
Die Pinie, hob mich in goldne Träume.

3. Ich hörte; aus des Meeres leisen Wogen
Erhob sich einer Stimme süßer Ton:
„Ich kenne Dich; Du hast mich nie betrogen,
Du liebst die Wahrheit, und verdienst zum Lohn,
Daß Dir die Hülle werd' emporgezogen,
Die alle Wesen bis zum lichten Thron
Der schaffenden Natur in Schatten hüllet;
Vernimm mich, und Dein Wunsch wird Dir gestillet.“

4. „Was rings um Dich Dir Deine Blicke zeigen,
Was alldurchwallend die Natur bewegt;
Was droben dort in jenem heil'gen Schweigen
Des Aethers, drunten sich im Würmchen regt;
Und in der Welle spielt, und in den Zweigen
Der Fichte rauscht und Dir im Herzen schlägt,
Und Dir im Auge, jetzt von Thränen trübe,
Jetzt freudetrunken himmlisch glänzt, ist — Liebe.“

Aeltere Lesarten. **XI.** **1.** 4. Daraus ein Menschenherz — **3.** 1. Mitleidig trat ihr Knabe — 4. Dir zu Theil. — 5. Dein unbezwinglich Streben — 7. Sei Deiner Freude Leben, — 8. Und Süßigkeit dem Schmerz.

XII. In der ersten Ausg.: **Parthenope. Ein Seegemälde bei Neapel.** **1.** 1. Des Tages — 3. liebend hin — 4. Das mich rings umher — 5. Umfing mit seinem zaub'rischen Gewande, — 6. Mit seiner gaukelnden Sylphiden Heer; — **2.** 3. Der reingeläutert — 4. runden Saum — 8. rauschte mich — **3.** 1. Ich hört! und aus. — 2. Silberton: — 3. Vernimm mich! Nie hat Dich Dein Herz betrogen, — 4. Du liebest Wahrheit, — 8. Dein Herz — Nach 3 folgt in der ersten Ausg.: Ich sah; und aus des Meeres zarten Wellen — Hob eine Nymphe göttlich sich empor. — Ihr Antlitz schien die Dämmrung aufzuhellen, — Bis an der Sonne goldnes Abendthor. — Die Wogen küßten sie mit sanftem Schwellen; — Um ihren Busen wallt' ein reger Flor; — Sie sang; ein Saitenspiel von zarten Saiten — War schüchtern, ihre Stimme zu begleiten. — **4.** 1. Sie sang: „Was rings Dir Deine rc. — 4. im Staube regt;

5. „Die Liebe nur ist Schöpferin der Wesen,
Ihr Herz und Geist, ist ihre Lehrerin,
Und Lehre. Willt Du rings im Buche lesen,
Das um Dich liegt, lies diesen Inhalt drinn;
Und will Dein Geist, und will Dein Herz genesen,
So folge rein der hohen Führerin.
Wer außer ihr, der Mutter alles Lebens,
Natur und Wahrheit suchet, sucht vergebens.“

6. „Sie ist Natur; sie wählt und knüpft Gestalten,
Sie bildet Wesen und beseligt sie,
Sie läßt, den Keim zur Blume zu entfalten,
Die Blume liebend blühn in süßer Müh.
Die zarten Bande, die das Weltall halten,
Die ewig rege, junge Sympathie,
Die Harmonie, nach der die Wesen brennen,
Wie willt Du anders es, als Liebe nennen?“

7. „Schau, wie die Welle freundlich hier am Rande
Des Ufers scherzet und es zart begrüßt;
Sie gleitet weg von dem geliebten Strande,
Zerfließend, wie der Lippe Kuß zerfließt;
Und kehrt zurück zu dem geliebten Lande,
Wie wiederkehrend sich das Herz ergießt;
So drängen sich mit immerneuen Schwellen
In aller Schöpfung Meer der Liebe Wellen.“

8. „Und sieh', wie dort der ganze Himmel trunken
Sich spiegelt in des Meeres Angesicht;
In Amphitritens Silberschooß versunken,
Wallt dort und zittert noch der Sonne Licht;
Und droben blühen schon der Liebe Funken,
Die Sterne; sieh'! auch Luna säumet nicht;
Sie schleicht heran mit zarten Silberfüßen,
Um ihren Liebling, ihren Freund zu grüßen.“

9. „Da sieht sie sich bescheiden in dem Spiegel
Der Wellen an, und weilt, und schämet sich.
Und sehnend hebt die Welle sich zum Hügel,
Sie liebt, sie will umfassen, Luna, Dich:
Denn auf ihr glimmt der Liebe strahlend Siegel,
Ihr zarter Blick durchdringend Dich und mich,
Der Göttin Anblick, die mit süßen Schmerzen
Dein Herz durchdringt und aller Wesen Herzen.“

10. „Den Göttern selbst bei ihren Göttermahlen
Ist Lieb' allein der Freuden Ueberfluß;
Da labet Zeus sich in den süßen Strahlen
Des schönen Jünglings mit dem ew'gen Kuß;
Er blickt ihn an, er blickt zu tausend Malen
Und fühlt der Gottheit Wesen und Genuß,
Fühlt Götterfeu'r in seinen Adern fließen,
Und neues Leben sich durch's Weltall gießen.“

11. „Der Götter Bild und Liebling in der Kette
Der Erdewesen, Er, der schönste Ring,
Der Mensch — o, daß er noch das Kleinod hätte,
Das Zeus ihm liebend um den Busen hing!
Er fühlte mit den Göttern um die Wette,
Den Kuß, mit dem ihn die Natur umfing;
Und Liebe, Sie, die Führerin der Wesen,
Würd' auch von ihm zur Führerin erlesen.“

12. „Ach! aber Er, zu stolz für diese Freuden
Der Unschuld auf beblümter schöner Flur,
Verschmähete sein Glück und suchte Leiden
Der Unvernunft auf falscher Weisheitsspur.
So taumelt er, getrennet jetzt von beiden,
Der Lieb' und ihrer Tochter, der Natur.
Mitleidig ließ die Göttin im Getümmel
Der Sorgen ihn, und flog hinauf zum Himmel.“

XIII. Der Eistanz.

1. Wir schweben, wir wallen auf hallendem Meer,
Auf Silberkristallen dahin und daher:
Der Stahl ist uns Fittig, der Himmel das Dach,
Die Lüfte sind heilig und schweben uns nach.
So gleiten wir, Brüder, mit fröhlichem Sinn
Auf eherner Tiefe das Leben dahin.

2. Wer wölbte Dich oben, Du goldenes Haus?
Und legte den Boden mit Demant uns aus?
Und gab uns den flüchtigen Funken im Stahl,
Zu tanzen, zu schweben im himmlischen Saal?
So schweben wir, Brüder, mit fröhlichem Sinn,
Im himmlischen Saale das Leben dahin.

3. Da stand sie, die Sonne, in Düfte gehüllt!
Da rauchen die Berge, da schwebet ihr Bild!
Da ging sie darnieder und siehe, der Mond,
Wie silbern er über und unter uns wohnt.
So wallen wir, Brüder, mit fröhlichem Sinn
Durch Mond und durch Sonne das Leben dahin.

4. Seht auf nun, da brennen im himmlischen Meer
Die Funken; und brennen im Frost um uns her.
Der oben den Himmel mit Sonnen besteckt,
Hat's unten mit Blumen des Frostes gedeckt.

---

5. 1. Nur Liebe war die Schöpferin d. W. — 2. Und ward der Liebgebornen Lehrerin. — 3. Willst Du den Sinn des großen Buches lesen, — 4. Das vor Dir liegt; sie ist die Seele drin. — 5. Und soll Dein Herz genesen — 6. So folge treu — **6.** 1. Sie ist Natur; sie bildete Gestalten, — 2. Naht und verknüpfet und beseeligt sie; — 3. Sie läßt den Keim z. B. sich entfalten, — 4. Daß in der schönen Blume Liebe blüh'. — 7. Die Himmelsglut, in der — 8. anders sie, — **7.** 1. nahend Dir, am R. — 2. spielet, und es leise grüßt; — 4. wie ein süßer Wunsch zerfließt, — **8.** 1. Schau, wie umher der ganze — 3. heil'gen Schooß — 4. Wie wallt, wie zittert dort der Sonne Licht! — 5. Und droben glühen — **9.** 1. Dort steht sie, sieht bescheiden sich im Spiegel — 2. Der Wellen an, und weilt und schämet sich, — 3. Und blickt hinan zu jenem Schlummerhügel: — 4. „Endymion, ich lieb', ich liebe Dich!“ — 5. Und drückt auf ihn der Sehnsucht zartes Siegel: — 6. „Endymion, auch Du, Du liebest mich!“ — — 7. So sang Parthenope; mit süßen Schmerzen — 8. Fuhr ihrer Stimme Pfeil zu meinem Herzen. — **10.** 1. Ich sah, ich sah bei ihren Freudenmahlen — 2. Die Götter in der F. Ue. — 5. Sein Auge küßt; es küßt zu t. — 6. Und blickt in alle Himmel Vollgenuß; — 7. Läßt Göttlichkeit in jede Ader fließen, — 8. Und reine Liebe sich — **11.** 1. Ach, sprach ich, und die Menschheit in der Kette — 2. Der Erdewesen, sie der erste Ring, — 3. O! daß sie noch das Kleinod Unschuld hätte, — 4. Das ihr die Mutter an den — 5. Als liebend mit den — 6. Ihr erster Mutterkuß sie froh umfing, — 7. „Geh'“, sprach sie, zartes Kind. Im Erdgetümmel — 8. Wird Lieb' und Unschuld Dir allein zum Himmel.“ — **12.** 1. „Versäume nie, zu stolz ꝛc. — 2. Die Lieb' und Unschuld auf beblümter Flur. — 3. Verschmähe nie Dein Glück, und suche Leiden — 4. Weisheitspur!“ — 5. Ach, aber ach, getrennt von ihnen beiden, — 6. Von Lieb' und Unschuld, Wahrheit und Natur, — 7. Wie taumelt jetzt der Mensch, und sucht dem Herzen — 8. Ein süßes Gift für Liebe — Gram und Schmerzen. — Nach 12 folgte in der ersten Ausg.: So seufzte ich. — Die Königin der Wogen — Erhob noch einmal ihren Silberton: — Vernimm Dein Herz! Nie hat es Dich betrogen. — Du liebest Unschuld und sie wird Dein Lohn. — Was unter diesem goldnen Himmelsbogen — Von meinem Meere bis zu Jovis Thron — Erklingt, das klinget Dir im Herzen wieder, — In Deinem Herzen.“ — Und sie schlüpfte nieder. —

Wir gleiten, o Brüder, mit fröhlichem Sinn
Auf Sternengefilden das Leben dahin.
5. Er macht uns geräumig den luftigen Saal
Und gab uns in Nöthen die Füße von Stahl,
Und gab uns im Froste das wärmende Herz,
Zu stehn auf den Fluthen, zu schweben im Scherz.
Wir streben, o Brüder, mit ehernem Sinn
Auf Fluthen und Abgrund das Leben dahin.
* * *
6. Da kommt sie, die Göttin, und schwebet, ein Schwan,
In lieblichen Wellen hinab und hinan.
Gestalt, wie der Juno, mit rosigem Knie:
Die Lüfte, sie fühlen, sie tragen sie.
7. Im Schimmer des Mondes, im schweigenden Tanz
Wie fließet ihr Schleier, wie schwebet ihr Kranz!
Die liebenden Sterne, sie sanken hinab
Zum Schleier, zum Kranz, der sie liebend umgab.
7. Sie schwebte vorüber, da klang sie den Stahl,
Da klangen und sangen im himmlischen Saal
Die Sterne: da hat sich erröthend ihr Bild
Wohin dort? in silberne Düfte gehüllt.

XIV. Der liebende Schöpfer.

1. Was singt Ihr, Vögel, so mit Macht?
Wem singet Ihr so früh?
„Ihm, der sie froh und frei gemacht,
Dem Schöpfer singen sie."
2. Wem blüht Ihr, Blumen, auf der Au?
Wem duftet Ihr so früh?
„Der ihnen Farben gab und Thau,
Dem Schöpfer duften sie."
3. Wach auf, o Herz, erwache, Geist,
Sieh', was er Dir gethan?
Der aller Schöpfung Schöpfer heißt,
Blickt Dich als Vater an.
4. Blüh' auf, schwing' auf Dich über Luft
Und Sonn' und Himmelblau,
Du mehr, als aller Blumen Duft,
Als Sang und Morgenthau.
5. Du, als die Schöpfung lieblicher,
Unendlicher, als sie,
Wer ist, wie Du? Du bist, wie Er,
Der Dir sein Bild verlieh.
6. Fall' an sein Herz, an seine Brust,
Als Kind in seinen Schooß;
Du bist in Vaters Lieb' und Lust
Mehr als die Schöpfung groß.
7. Und gehe fort an seiner Hand
In Lieb' und Güte fest,
Wird ihm sein eignes Herz entwandt,
Alsdann er Dich verläßt.

XV. Friede.

„Du suchest Frieden?
Friede wohnt hier!"
Hier in der Einsamkeit
Der Klostermauern,
Soll ich mein Leben (5)
Öde vertrauern? —
Göttlicher Friede,
Wohnest Du hier? —
Fremdling, es wohnet
Zankbegier, (10)
Unmuth hier! —
„Du suchest Frieden —
Frieden wohnt hier!"
Hier in der Dunkelheit
Verschwiegener Kreise, (15)
Werd' ich ein Gott hier,
Tugendhaft weise?
Friede der Brüder,
Wohnest Du hier? —
Fremdling es wohnet (20)
Gunstbegier,
Trugsucht hier.
„Du suchest Frieden. —
Friede wohnt hier!"
Hier im gelehrten Hain (25)
Am Quell der Musen;
Dir, o Natur, am
Liebenden Busen —
Friede der Weisheit,
Wohnest Du hier? (30)
Fremdling es wohnet,
Ruhmbegier,
Zanksucht hier.
Dort in der Ruhestatt
Der stillen Grüfte — (35)
Unter dem Säuseln
Friedlicher Lüfte,
Friede des Lebens —
Wohnest Du hier?
Fremdling, im Herzen (40)
Wohnt er Dir,
Tief in Dir!

XVI. Die Reue.

1. Tröst', o tröste Dich, mein Herz,
Ueber Deine Leiden.
Blicke vor- und hinterwärts;
Süß ist überwundner Schmerz
Unverdienter Leiden.
Und verdientest Du den Schmerz,
So verdiene Freuden.
2. Irrthum zwar und Thorheit sind
Unser Loos hienieden;
Mißgestaltet, schwach und blind;
Jeder Fehler ist ihr Kind
Und verscheucht den Frieden;
Ach der süßen Feinde sind
Uns so viel beschieden.
3. Aber jedem Fehl verband
Jene ew'ge Treue,
Jener göttliche Verstand
Seiner Liebe bestes Pfand,
Daß sie uns erneue,
Besserung wird sie genannt,
Menschen nennen's Reue.
4. Sanft zieht sie hinweg den Flor
Von des Fehlers Blicke,
Warnend kommt sie ihm zuvor,
Oeffnet sanft sein taubes Ohr,
Führt ihn zart zurücke;
Durch der Reue niedres Thor
Wandern wir zum Glücke.

5. O wie fröhlich fühlt das Herz
Dann verlebte Leiden!
Segnet seinen Arzt, den Schmerz,
Blickt mit Schauer hinterwärts,
Siehet vorwärts Freuden.
Neu und freier wird das Herz
Durch besiegte Leiden.
6. Dank der mütterlichen Hand,
Die den Kelch uns mischet,
Die aus Schmerzen Lust erfand
Und mit Lust den Schmerz verband,
Der sie neu erfrischet.
Dank der mütterlichen Hand,
Die den Kelch uns mischet!

XVII. Zage nicht.

1. Der Du in dem Sturm des Unglücks
Mastlos und entsegelt fährst,
Zage nicht! noch ist zu hoffen,
Plötzlich steht der Hafen offen,
Wo Du Dich dem Sturm entwehrst.
2. Man entwaffnet durch die Hoffnung
Künft'gen Guts des Uebels Wuth;
Sieh', auf flüchtigem Gefieder
Stürzet Nacht und Tag hernieder,
Und der Nord ergrimmt und ruht.
3. Unter wechselnden Gestalten
Steht erschaffend die Natur;
So geschäftig steht der Weise
In der Aenderungen Kreise,
Stürzet nicht, entweichet nur.
4. Lieget unter kalten Schneen
Sicher nicht die goldne Saat?
Unter diesem starren Schleier
Ruhet sie, bis daß das Feuer
Titans sie erwärmet hat.
5. Die Du edler, als die Liebe,
Meines Lebens Athem bist,
Sanfte Hoffnung, Dir zu Ehren
Laß ich frohe Töne hören,
Du bist mehr, als Amor, ist.

XVIII. An die Aeolsharfe.

Harfe der Lüfte, Du bringst
Klagende Laute mir zu
Aus der Fülle der Welten;
Weltgeist, seufzet denn Alles in Dir?
5 „Binde die Töne
Liebend zusammen
Und sie werden ein Saitenspiel.
Tröpfelnd weinet der Bach;
Aber im Strome
10 Rauscht er prächtig einher
Einsam trauert die Blume;
Aber mit andern im Kranz
Lacht sie, wie fröhlicher!“
Harfe der Lüfte, woher
15 Dieser seufzende Ton?
Aus der Brust der Geliebten?
Ihrem entfernten Freunde gesandt?
„Führe die Liebenden,
Weltgeist, glücklich zusammen;
20 Und der Seufzer wird Freudegesang.“
Ach, Du tönest, Du tönst
Tieferen Schmerz,
Seufzer eines Verlaß'nen,
Dem die letzte der Hoffnungen floh —
25 Horch! ich höre den Gram
Aller Verlaß'nen,
Einsam Wünschenden, Sehnenden,
Matt sich Mühenden —
„Knüpfe sie, Weltgeist,
30 Wirkend zusammen,
Und sie erklingen, Ein Saitenspiel!“

XIX. Lobgesang.

1. Sing', o meine Seele, Deines
Unsichtbaren Königs Reich!
Von der Erd' hinauf gen Himmel,
Werd' ihm im Triumphe gleich!
Wie die Unschuld, wie die Wahrheit,
Still und ewig ist sein Reich.
2. „Ehre sei Gott in den Höhen!
„Fried' auf Erden! aller Welt
„Heil!“ so singen Gottes Engel
Unter ihres Königs Zelt.
Nächtlich still, hell im Dunkel,
Also kommt, so herrscht der Held.
3. Neiget Euch ihm, Erdenkronen,
Sinket nieder in den Staub!
Sklavenjoch ist Eure Fessel,
Euer Lorbeer blutig Laub,
Eure Babel wird zu Trümmer
Euer Purpur Wurmesraub!
4. Aber ewig, wie die Sonne,
Ist der Wahrheit gülden Licht.
Auch das Schicksal überwindet
Seine Ruh' und wanket nicht;
Seine Demuth, seine Liebe,
Ist's, die Noth und Tod zerbricht.
5. Oeffnet Euch, Ihr ew'gen Pforten,
Denn ein Sieger zeucht heran!
„Wer ist er, der stille Sieger?
„Blut bezeichnet seine Bahn!“
Es ist Christ, der Wahrheit König,
Der ein Geistesreich gewann.
6. Alle Weisen, alle Guten
Ziehn ihm im Triumphe nach:
Sie, wie Er, im Blutespurpur,
Sie, wie Er, voll schöner Schmach.
Freiheit ist's, was sie errangen,
Kette, was ihr Arm zerbrach.
7. König, laß von Deiner Salbung
Einen Othem mich durchwehn,
Und die Stille Deines Reiches
Mir durch Herz und Seele gehn;
Laß mich sterbend, laß mich lebend
Mit Dein Reich von ferne sehn!

XX. Am stillen Freitag.

1. Er ruhet nun!
Ich werde ruhn,
Wie Er, im kühlen Grabe!
Wenn ich, lebt' ich ach! wie Er,
Ausgelebet habe.
2. Er ruhet nun!

Du konntest ruhn,
Vollbracht Dein schönes Leben,
Thätig, duldend, ach das kann
Ruh' im Tode geben.
3. Auch dornumlaubt,
Ersank sein Haupt
Sanft, ohne Freundesküssen,
Auf ein brechend edles Herz,
Auf ein froh Gewissen.
4. Sei Jesu, Du
Mir Bild der Ruh',
Mir ewig Bild im Leben!
Wallen laß mich sanft an's Grab,
Froh mich Gott einst geben.
5. Er ruhet nun!
Ich werde ruhn,
Wie Er, im kühlen Grabe!
Wenn ich, lebt' ich ach! wie Er,
Einst gelebet habe.

XXI. Danklied.

1. Was bin ich, Gott? was, Herr, bin ich?
Der's wagt, zu Dir zu singen!
Herr stärke mich! Herr läutre mich!
Mein Herz Dir zuzuschwingen:
Ein Opfer, wie Du's nie verschmäht,
Ein schuldzerknirschtes Angstgebet,
Das noch, Herr! an Dich glaubet! —
2. Wer war ich, da Du riefest mich
Und nanntest mich mit Namen! —
Du riefst mich; Herr, ich preise Dich,
Ich, Dein Geschöpf, Dein Samen! —
Vor Tausenden von Dir beglückt,
Vor Tausenden hat mich entzückt
Dein Wort, Herr, Deine Lehre! —
3. Ich sah, was, Herr, nicht Tausend sehn;
Was hast Du, Herr, zu fodern!
Ich ging, wo Tausende nicht gehn —
Herr, soll mein Licht verlodern?
Mein Fünklein in der Asch', es fleht!
Es blinkt hinauf und will Gebet,
Und ach! es sinkt darnieder! —
4. Ach, Jesus Christus, warst Du gleich
Dem Schwächsten Deiner Brüder,
Und gingst aus Deines Vaters Reich
Und sankst zur Erde nieder,
Dem Aermsten, Schwächsten gleich zu sein,
Und fühltest Schwäche, Müde, Pein,
Und klagtest gottverlassen:
5. Und gingst hinauf in Vaters Reich,
Den Schwächsten zu erhören —
Der Schwächste soll Dir werden gleich
An Sieg und Lohn und Ehren —
Herr, wo Du flehtest, fleh' auch ich!
Erhörter, ach! erhör' auch mich! —
Hilf mir zu Deinem Bilde! —
6. Zu Deinem Bild, o Menschensohn
Und Gottes Sohn dort oben!
Daß ich, auch ich dich könn' am Thron
Und schon im Staube loben!
Daß ich, auch ich, schon Dich hier seh',
Schon hier von Deinem Geiste weh' —
Weh' in mich Kraft des Lebens!
7. Und meine Zunge singe Preis,
Und Dank mein Herz Dir schlage,
Und meine Stirn, in Todesschweiß
Dich nicht mehr, Herr verklage;
Dir glänze, Herr, von Deinem Licht!
Und all mein Todtenangesicht
Dein Licht, o Herr, belebe!
8. Und all mein Todtenleichnam weh',
Weh' auf von Kraft des Lebens!
Und ach! mein blödes Auge seh',
Seh' nimmermehr vergebens
Dein Gotteslicht! — Es werde mir
Zur Flamme, die mich, Herr, vor Dir
Durch Tag' und Nächte leite!
9. Was bin ich, Gott? was, Herr, bin ich?
Dieß, Herr, von Dir zu singen?
Herr, stärke mich, Herr läutre mich,
Mich auf zu Dir zu schwingen,
Daß nicht mein Flehen selbst ein Pfeil
Des Rächers werde! — Daß es Heil,
Heil in mein Wesen senke!
10. Vor Tausenden bin ich beglückt,
O Herr, durch all mein Leben;
Vor Tausenden will ich entzückt
Vor Deinem Throne schweben.
Herr! in der Asch' ein Fünklein! — Sieh
In Deiner großen Harmonie
Auch ich ein Nachhall! — Amen!

XXII. Liebe.

1. Hätt' ich Menschen-, hätt' ich Engelzungen,
Würde Gottes Lob von mir gesungen,
Wie ein Sternen-, wie des Himmels Sang:
Und mir fehlete die Liebe, —
Liebe, Liebe,
Ohne Dich sind meine Lieder todter Schellenklang!
2. Hätt' ich Prophezeiung, alle Tiefen
Der Geheimnisse, Erkenntnißtiefen,
Berge zu versetzen hätt' ich Macht:
Und mir fehlete die Liebe, —
Liebe, Liebe,
Ohne Dich wär' all mein Glaube, all mein Wissen Nacht!
3. Gäb' ich Armen alle meine Habe,
Gäbe meinen Leib zur Gottesgabe
Preis dem Feuer, lachete der Glut:
Und mir fehlete die Liebe, —
Liebe, Liebe,
Ohne Dich ist Thun und Leiden, leere, blinde Wuth! —
4. Liebe Du bist gütig, freundlich, milde,
Neidlos, eiferst nimmer toll und wilde,
Nimmer stolz und ungeberdig nie,
Nicht argwöhnisch, suchst das Meine,
Nicht das Deine;
Nur die Wahrheit, nicht die Lüge, Gutes freuet sie! —
5. Alles deckt sie, glaubt sie, hofft sie, duldet,
Duldet Alles, was sie nie verschuldet,
Liebe, Du wirst bleiben, Du allein!
Alle Gaben werden schwinden,
Sprachen schwinden,
Alles Stückwerk der Erkenntniß; Liebe nur wird sein.
6. Stückwerk ist mein Wissen, mein Vergleichen;
Kommt das Ganze, muß das Stückwerk weichen;

Kind ist Kind, und klügelt wie ein Kind.
Wird ein Mann an Kindereien
Sich erfreun?
Er, ein Mann, ist männlicher gesinnt.
7. Jetzt im Räthsel, jetzt im dunkeln Spiegel!
Einst erscheinet uns der Wahrheit Siegel
Wirklich: Angesicht zu Angesicht;
Glaube bleibet, Hoffnung, Liebe,
Doch die Liebe
Ist die größte aller; Liebe nur weicht nicht.

XXIII. Das Gewissen.

1. Wann kommt der Herr der Herrlichkeit
Mit seines Reiches Freuden?
Wann kommt der Richter, Freud und Leid,
Und Bös' und Gut zu scheiden?
Er ist nicht fern; er ist uns nah;
In unserm Herzen ist er da!
Du kannst ihn nicht vermeiden.
2. In unserm Herzen spricht sein Spruch,
Wer mag den Spruch bestehen?
Frei aufgeschlagen ist sein Buch,
Mit jeglichem Vergehen.
Sein Blick wie Feuerflamme fährt
Und theilt, wie ein zweischneidig Schwert,
Was keine Augen sehen.
3. Was keines Feindes Mund erzählt,
Erzählt uns das Gewissen,
Was sich der Heuchler lang verhehlt,
Wird er sich sagen müssen,
Wenn Gottes Zeit kommt und ihn schilt,
Wenn Gottes Zeit kommt und vergilt,
Und läßt den Frevler büßen.
4. Wem kam nicht diese Gotteszeit
So oft und oft im Leben?
Wer muß nicht die Gerechtigkeit
Anflehn, ihm zu vergeben?
Und fühlt in seinem Innern noch
Viel stumme Schulden, denen doch
Er einst wird müssen beben!
5. Du Herzensrichter! auf! erfahr'
Und prüfe, wie wir's meinen!
Mach' unsre Fehl' uns offenbar, —
Was nützt es, gut zu scheinen! —
Dem Ausspruch des Gewissens treu,
Und Feind sein jeder Heuchelei,
Dieß stellt uns zu den Deinen.
6. Denn wen sein eignes Herz beschämt
Mit innerstem Beschämen,
Die Schuld, die uns im Innern grämt,
Wer könnt uns die entnehmen?
Herr gib, daß wir der Sünde Schritt,
Und Deiner Strafe leisen Tritt,
Eh' sie uns naht, vernehmen!
7. Und wenn die letzte Stunde schlägt,
Der Niemand kann entgehen,
So gib Herr, daß wir unbewegt
Auf unser Innres sehen;
Daß unser Leben uns dann klar
Und rein erschein' und offenbar'
Das kleinste Vergehen.
8. Dann sprich in uns, o Richter: „Komm!
Dein Lohn ist Dir beschieden,
Was Du gethan hast, gut und fromm,
Dem Dürftigsten hienieden,
Das hast der Menschheit Du gethan,
Dem Menschensohne; komm' hinan!
Genieße Himmelsfrieden!"

XXIV. An den Kaiser.

1. O Kaiser! Du von neun und neunzig Fürsten
Und Ständen, wie des Meeres Sand,
Das Oberhaupt, gib uns, wornach wir dürsten,
Ein Deutsches Vaterland,
2. Und Ein Gesetz und Eine schöne Sprache
Und redliche Religion:
Vollende Deines Stammes schönste Sache
Auf Deines Rudolphs Thron,
3. Daß Deutschlands Söhne sich wie Brüder lieben,
Und deutsche Sitt' und Wissenschaft,
Von Thronen, ach! so lange schon vertrieben,
Mit unsrer Väter Kraft
4. Zurückekehren: daß die holden Zeiten,
Die Friederich von ferne sieht,
Und nicht beförderte, sich um Dich breiten
Und sei'n Dein ewig Lied.

XXV. Deutschlands Ehre.

1. Welchen Helden und Mann des Vaterlandes
Willt Du singen, o Saitenspiel, das Orpheus
Einst in Hainen empfing? ihm lauschten horchend Felsen und Haine;
2. Ströme standen im Lauf; die Stürme senkten
Ihre Schwingen; die Eichen und der Eichen
Harte Kinder erstaunten seinem süßen
Hohen Gesange.
3. Sing' ich Jenen zuerst, der Roms gewalt'ge
Strenge Bande zerriß? O traure, Deutschland!
Siegen konnte Dein Herman, aber Deine
Siege nicht sichern.
4. Neid durchbohrte den Retter seines Volkes;
Den kein Römer bezwang, bezwangen Deutschlands
Fürsten. Trauriges Spiel! Sie drängten Heere
Ueber die Welt aus —
5. Bis vom deutschen Gebein die Welt bedeckt lag —
Longobarden, Alanen, Gothen, Sueven,
Großer Dieterich, Du auch liegst begraben
Jenseits der Alpen! —
6. Soll ich singen den Mann, der Deutschland würgte,
Oder taufete; den der Römerbischof,
Der den Bischof in Rom zum Herrn der Welt log —?
Leier, o nenne
7. Nicht den Franken, und seines Stammes Keinen!
Laß die Insul ihn preisen, der sie schmückte.
Heinrich singe mein Lied; vom Vogelherde
Zog er zum Sieg' aus,
8. Deutschlands Mauer und Deutschlands Städte Stifter;
Er verachtete Roma's Zauberkrone —
Der sein ganzes Geschlecht erlag. Erliegen
Seh' ich der Kaiser

9. Mächt'ge Reihen. Der Arno, Po und Tiber
Strömt germanisches Blut; der Jordan wälzet
Deutsche Leichen; und Deutschlands Fürsten rauben
Unter einander.
10. Keinen nenne mein Lied. Die Edeln nenne,
Die vom Baume der Weisheit uns ein Zweiglein
Brachten; Friederich Dich, den Erst' und Zweiten —
Glänzende Sterne,
11. Warum sanket Ihr? ach! warum erblaßte
Conradin? das vergoßne Blut der Edlen
Ruft gen Himmel und netzt den Römerpurpur,
Nimmer vertrocknend.
12. Gute Fürsten, (o wäre Fürstengüte
Gnug zu retten die Welt!) Ihr Maximiliane, hinter den Geiern, zwo geliebte
Friedliche Tauben —
13. Leier, singe sie nicht! den Adler preise,
Der mit mächtigen Klaun die Hyder faßte,
Luther singe der Welt; und vor und mit ihm
Viele verfolgte
14. Weisen; süßer Melanchthon, Du vor Allen,
Dich, der glühenden Sonne sanfter Folger,
In stillwachsendem Glanz; so strahlet Luna
Unter den Sternen.
15. Eure Namen, die Ihr die Welt umfaßtet,
Eure Namen, Copernikus und Keppler,
Stehn am Himmel; und mit den zwein ein dritter
Güldener Name,
16. Leibnitz. Manche der Edeln möcht' ich nennen,
Lambert, Haller und Kleist und Nathan-Lessing,
Auch den Lebenden, der am Belt den Rand maß
Aller Gedanken.
17. Aber schweige mein Lied; bis einst die Sonne
Neu aufglänzet, (sie ging mit König Friedrich
Unter;) singe Du dann den Mann und Helden
Neuer Geschlechter!
18. Der, wenn Jupiter hoch am Himmel donnert
Und mit Blitzen die Lüfte reinigt, unten
Nur ein Hirte regiert, der Menschenbrüder
Vater und Wächter.

XXVI. Gedankenfreiheit.

Sagt, Gebieter der Erde,
Warum eilet Ihr so, mit unsrer kleinen
Gabe, Gedankenfreiheit,
Euern eignen Schatz, die Macht der Völker,
5 Schmählicher hinzurichten?
Der sein inneres Herz, der Wahrheit Tempel,
Sonst mit Freude des Jünglings
Aufschloß, murmelt anjetzt geheimnißbrütend,
Scheut die Sonne zu nennen,
10 Und verschmachtet im Gram, wenn Ihr am hellen
Morgen tief in der Nacht seid.
Ist's im Dunkel zu wandeln Götterfreude?
Oder spaltet ein Lichtmeer
Nicht das Seidegespinnst? In Lykomedes
15 Kammer verrieth Achilles
Sich dem Forschenden doch, und ging vor Troja.

XXVII. Italien.

Italien, Italien, o Du,
Das seine Schönheit unglückselig macht;
Ein traurig hartes Schicksal gaben Dir
Mit ihrer Gunst die Götter.
Wärest Du
An Schönheit ärmer, oder reicher nur 5
An Kräften, daß man mehr Dich fürchtete,
Wie oder minder liebte, und nur nicht
Herbeigelockt von Deiner Schönheit Strahl
Dich forderte zum Tode.
Vaterland!
Dann dürft' ich nicht die Ströme Krieger sehn, 10
Die von den Alpen rollen; dürfte nicht
Die Herden fremdes Vieh sich tränken sehn
Im blutgefärbten Po. Ich sähe nicht
Dich selbst, umgürtet, mit so fremdem Schwert
Umgürtet, kämpfen stets mit fremdem Arm, 15
Und überwunden, oder Ueberwinderin,
Doch immer dienen. — —

XXVIII. Germanien.

1. Deutschland, schlummerst Du noch? Siehe, was rings um Dich,
Was Dir selber geschah. Fühl' es, ermuntere Dich,
Eh' die Schärfe des Siegers
Dir mit Hohne den Scheitel blößt!
2. Deine Nachbarin sieh', Polen, wie mächtig einst,
Und wie stolz! o sie kniet, ehren- und schmuckberaubt
Mit zerrissenem Busen
Vor drei Mächtigen, und verstummt.
3. Ach, es halfen ihr nicht ihre Magnaten, nicht
Ihre Edeln, es half Keiner der Namen ihr,
Die aus tapfrer Vorzeit
Ewig glänzen am Sterngezelt.
4. Und nun, wende den Blick! Schau die zerfallenen
Trümmer, welche man sonst Burgen der Freiheit hieß,
Unzerstörbare Nester;
Ein Wurf stürzte die Sichern hin.
5. Weiter schaue. Du siehst, ferne in Osten steht
Dir ein Riese: Du selbst lehretest ihn, sein Schwert,
Seine Keule zu schwingen.
Zorndorf probte sie auch an Dir.
6. Schau' gen Westen; es droht fertig in jedem Kampf,
Vielgewandt und entglüht, trotzend auf Glück und Macht
Dir ein andrer Kämpfer,
Der Dir schon eine Locke nahm.
7. Und Du säumetest noch, Dich zu ermannen, Dich
Klug zu einen? Du säumst, kleinlich im Eigennutz,
Statt des polnischen Reichstags,
Dich zu ordnen, ein mächtig Volk?
8. Soll Dein Name verwehn? Willt Du, zertheilet, auch

Knien vor Fremden? Und ist Keiner der Väter Dir,
Dir Dein eigenes Herz nicht,
Deine Sprache nicht Alles werth?
9. Sprich, mit welcher? o sprich, welcher begehrtest Du
Sie zu tauschen? Dein Herz, soll es des Gallier,
Des Kosaken, Kalmuken
Pulsschlag fröhnen? Ermuntre Dich!
10. Wer sich selber nicht schützt, ist er der Freiheit werth?
Der gemaleten, die nur ihm gegönnet ward;
Ach, die Pfeile des Bündels!
Einzeln bricht sie der Knabe leicht.
11. Höfe schützen Dich nicht; ihre Magnaten fliehn,
Wenn kaum nahet der Feind; Inful und Mitra nicht.
Wirf die lähmende Deutschheit
Weg, und sei Ein Germanien!

* * *

12. Träum' ich, oder ich seh' welch einen Genius
Niederschweben? Er knüpft, einig verknüpfet er
Zwei germanische Freundes-
Hände, Preußen und Oesterreich.

XXIX. Die Nacht.

Kommst Du wieder, heil'ge, stille Mutter
Der Gestirn' und himmmlischer Gedanken,
Kommst Du zu uns wieder? Dich erwartet
Lechzend schon die Erd', und ihre Blumen
5 Beugen matt ihr Haupt, aus Deinem Kelche
Nur zwei Tropfen Himmelsthau zu kosten:
Und mit ihnen neiget sich ermattet
Meine bilderüberfüllte Seele,
Harrend, daß Dein sanfter Schwamm sie lösche,
10 Und mit Bildern andrer Welten tränke,
Und mein lechzend Herz mit Ruhe labe.
Sternenreiche, goldgekrönte Göttin,
Du, auf deren schwarzem weitem Mantel
Tausend Welten funkeln, die Du alle
15 Sanft gebahrest und ihr rastlos Wesen,
Ihren Feuerschwung, ihr reges Kreisen
Mit dem Arm der ew'gen Ruhe festhältst —
Welch ein Lobgesang ertönt in allen
Welten Dir, Du aller Sternenchöre
20 Leise Führerin! — Ein hohes Loblied,
Dem der Sturm verstummet, dem die Sprache,
Dem des Herzens Laut, dem alle Töne
Sanft entschlummern in Ein heilig Schweigen.
Heilig Schweigen, das die Welt jetzt füllet,
25 Sanfter Strom, der in den ew'gen Ufern
Endeloser Schöpfung feiernd hinrollt! —
Und Du, herrlicher Gesang der Sterne,
Licht aus Licht, des Himmels sanfte Sprache! —
Weite Nacht umfasset meine Seele!
30 Meere der Unendlichkeit umfangen
Meinen Geist, die Himmel aller Himmel!
Nächtlich still, ein Meer voll lichter Szenen,
Wie das Weltmeer, voll von Feuerfunken.
Hohe Nacht, ich knie' vor Deinem Altar!
35 Alle Funken des allweiten Aethers
Sind das Stirnband Deiner heil'gen Schläfe,
Voll von Gottesschrift. Wer kann sie lesen,
Diese Flammenschrift des Unerschaffnen
Auf der Stirn der Nacht? Sie spricht: Jehovah
40 Ist nur Einer und sein Nam' unendlich
Und sein Kind die Nacht. Ihr hoher Name
Heißt Geheimniß: ihren heil'gen Schleier
Deckte Niemand auf. Sie hat geboren
Welten, Räume, Zeiten. Ihren Kindern
45 Stehn ewig vor Gesetz und Ordnung,
Lieb' und strenges Schicksal, alle leitend,
Alle leitend zum lebend'gen Vater.
Laß den Schleier sinken, heil'ge Mutter,
Schlage zu Dein Buch voll Gottesschriften;
50 Denn ich kann nicht weiter, kann nicht höher
Klimmen in Gedanken. Neige lieber
Her das Füllhorn Deiner Ruh' und träufle,
Träufle sanft mir zu, o Du des Schlafes
Und der Träume Mutter, träufle sanft mir
55 Zu Vergessenheit von meinen Sorgen.
Fühl' ich nicht, wie ihre Schlummerbinde
Mich umhüllet, wie mit Mutterhänden
Sie mein fallend Augenlied mir zuschließt?
Welche Geister, die schon vor mir gaukeln! —
60 Angesichte, treffliche Gestalten
Andrer Welt. Ein süßes Licht umstrahlt mich,
Das mein wachend Auge nie gesehen.
Welch ein Mond! o welche schöne Sterne!
Schweb' ich? schwimm' ich? steig' ich? sink' ich nieder
65 Vor dem Thron des Unerschaffnen? Engel,
Genien sind um mich, die Gespielen
Meines Lebens und auch Du, mein Bruder,
Du mein Schutzgeist, den ich nimmer kannte —
Reichst Du mir die Hand? bist hold und freundlich?
70 Ziehst mich mit in diese Lobgesänge,
Ach! in die mein Geist verhallte.
Schlummre wohl indeß, Du träge Bürde
Meines Erdenganges. Ihren Mantel
Deckt auf Dich die Nacht, und ihre Lampen
75 Brennen über Dir im heilgen Zelte.
Gottes Wächter steigen auf und nieder
Von den Sternen, und des Himmels Pforte
Steht Dir offen in verborgnen Träumen.
Aller Engel, aller Sel'gen Seelen
80 Göttliches Concert; Sie blicken alle,
Monde, Sonnen auf, zu welcher Sonne?
Welchem Mittelpunkt in allen Kreisen! —
Welchem Allumfasser, Allerfüller —
Mir auf meinem Wandelstern unsichtbar,
85 Nicht unsichtbar einst dem Sonnenbürger! —
Sieh'! und alle blicken so vertraulich
Auf mich nieder! — Seht Ihr mich, Ihr Sterne,
Mich des Staubes Staub, der ich Euch denke,
Meine Freund' Euch nenne, die Gespielen
90 Meiner süßesten, erhabnen Wollust,
Meiner besten Ruhe stille Zeugen?
Jünglinge des Himmels, süße Kinder
Der verklärten Nacht, Du hold Geschwister
Meiner Andacht, meiner Ruh' und Hoffnung:
95 Ach wie glänzet Ihr so lange, lange
Schon in Euern schönen Feierkleidern,
Eh' ich war und eh' die Erde da war,
Und wenn ich nicht mehr, wenn lange, lange
Sie nicht mehr ist: wenn der dumpfe, ferne
100 Erdenton das Seufzen seiner Pole
Euer Lichtconcert nicht mehr wird stören,
Nicht in Eure Hymnen mehr wird jammern,
Werd' ich dann, Holdsel'ge, mit Euch ziehen?

Blüht in Euern amarantnen Lauben
105 Auch für mich ein Kranz der Lieb' und Unschuld? —
Daß ich stimmend ein in Euern reinen
Jubel, auch vertraulich niederwinke,
Einem Irrenden ein Strahl der Leitung,
Einem Trauernden ein Stern der Hoffnung.

XXX. Oster-Kantate.

Des Lebens Fürsten haben sie getödtet,
Den Heiland Israels.
Sie nahmen ihn und würgten ihn.
Der Fromme geht dahin,
5 Und Niemand ist, der es zu Herzen nehme.
Der Heilige wird weggerafft
Und Niemand achtet drauf.
Aber Deine Todten werden leben,
Und auferstehn!
10 Erwacht und blüht, Ihr Schlafenden unter der Erde,
Sein Thau ist Frühlingsthau. — —
Allmächt'ger Schauer dringt
Durch alle Wesen! Ringt
Das Leben und der Tod
15 Um seinen Fürsten? — Gott
Jehovah ruft den Sohn
Im Schooß der kühlen Nacht!
Vom tiefen Schlaf erwacht
Sieht auf der Held und blickt empor.
20 Wer mag ihn halten? — Durch das Thor
Des Lebens zeucht er! Helle Scharen,
Die in dem Arm der Nacht gefangen mit ihm waren,
Sie ziehen nach ihm, ihrem Herrn,
Wie Sterne nach dem Morgenstern,
25 Sie dringen zu dem Licht hervor,
Empor! empor!
Thut auf die Pforten, die Thore der Welt!
Es zeucht der König der Ehren einher!
„Wer ist der König?" Es ist der Held,
30 Schrecklich, mächtig, mächtig im Streit.
„Wie kommt's, Dein Kleid ist roth von Blut?"
„Ich trat die Kelter, ich trat sie allein,
Ich stritt allein am Tage der Schlacht,
Und ward voll Blut."
35 Thut auf die Pforten, die Thore der Welt!
Es zeucht der König der Ehren einher,
Und glänzet Heil. Er glänzet Heil!
Christ ist erstanden von der Marter alle,
Deß sollen wir alle froh sein,
40 Christ will unser Trost sein. K. E.
Hallelujah! Hallelujah!
Deß sollen wir alle froh sein,
Christ will unser Trost sein. K. E.
Wie die fernabgeschiedne
45 Geliebte Sonne sich
Nach ihres Frühlings Kindern sehnet,
Und wenn in kalter Nacht noch matt ihr Auge thränet,
Als Morgenröthe schon, den düstern Nebel bricht,
Zerreißt den Schleier und wird Licht:
50 So sehnet sich, so stehet der betrübten
Maria Jesus nah,
Und nennt sie, und ist da! —
Und eilt mit jenem Paar, die nach der Ruhe flehn,
Ein Wandrer, mitzugehn.
55 Er raubet sanft ihr Herz und athmet fremde Glut,
In ihren lechzenden, gesunknen kalten Muth,
Enthüllt sich und verschwindet. —
Bis er die zehn Geliebten
Verlorenen zusammen wieder findet,
60 Und Frieden ihnen gibt und haucht sie an mit Geist,
Der von der Balsamkraft des andern Lebens fleußt. —
Er sucht den Irrenden in seiner Zweifel Nacht,
Der, wie vom schweren Traum erwacht,
Die Hand ihm legt in seine Wunden:
65 „Ich habe Dich gefunden!
Mein Herr und Gott!
Du lebest, ich bin todt."
Und wandelt in des Morgens Frühe
Mit seinen Kindern: „Liebt Ihr mich?
70 „Der mich nicht kannte, Simon, liebst Du mich?"
Allwissender, o siehe
Mein Herz! ich liebe Dich.
Auf der Lüfte heil'gem Weben,
In der Schöpfung tiefstem Leben,
75 Nahe meines Herzens Sehnen,
Nahe meiner Freude Thränen,
Siehe, sieh', da ist der Herr!
Siehe, sieh', da wandelt Er!
Süße Stimme ruft im Leiden;
80 Ernste Stimme ruft in Freuden:
„Liebst Du mich?"
Ewiger, wir wollen lieben,
Lieben Dich! V. A.
Ach Alles, Alles, was ein Leben,
85 Was Seel' und Odem in sich hat,
Soll Seele mir und Odem geben;
Denn meine Stimme ist zu matt,
Die süßen Wunder zu erhöhn,
Die ewig, ewig mit mir gehn.
90 O Auferstandener, wo schwebtest
Du ungesehn? In welchem Reiche lebtest,
Ein König, Du! der Retter der Natur,
Die erste schöne, neuerwachte Blume
Auf Gottes Flur.
95 Und trankst der Auferstehung Kraft
Für Deinen Kelch der Leiden,
Einathmend Himmels Freuden,
Verbreitend überall des ew'gen Lebens Saft!
Ich sehe Dich! Dein schönes Kleid
100 Ist Morgenroth in aller Menschen Blicken,
Die Hoffnung der Unsterblichkeit;
Dein Leib die heilige verborgne Christenheit,
Dein Angesicht Entzücken!
Ich seh! Auf Deinem Grabe blüht
105 Des Lebens hoher Baum,
An dem in weitem Raum
Die Schöpfung sich aus Nacht und Moder zieht,
Und ewig wächst und ewig blüht!
Was tönet aus den Grüften
110 Dort für Gesang hervor?
Er steiget zu den Lüften,
Das Feld der Todten wird der Auferstehung Chor.
Jesus, mein Erlöser, lebt!
Ich werd' auch das Leben schauen,
115 Schweben, wo mein Heiland schwebt,

Auf des schönen Himmels Auen!
Da wird Schwachheit und Verdruß
Liegen unter meinem Fuß.
Halleluja!
120 Der Tod ist verschlungen in Siegsgesang!
Tod, wo ist Dein Pfeil?
Grab, wo ist Dein Sieg?
Gelobt sei Gott, der uns den Sieg gegeben,
Durch Christum, unsern Herrn! Halleluja!

XXXI. Der Tod.

Ein Gespräch an Lessings Grab.

Himmlischer Knabe, was stehest Du hier? Die verglimmende Fackel
Nieder zur Erde gesenkt; aber die andere flammt
Dir auf Deiner ambrosischen Schulter an Lichte so herrlich!
Schönern Purpurglanz sah ja mein Auge nie!
5 Bist Du Amor? — „Ich bin's! Doch unter dieser Umhüllung,
Ob ich gleich Amor bin, heiß' ich den Sterblichen Tod.
Unter allen Genien sahn die gütigen Götter
Keinen, der sanft, wie ich, löse das menschliche Herz.
Und sie tauchten die Pfeile, womit ich die Armen erlöse,
10 Ihnen ein bitter Geschoß, selbst in den Becher der Lust.
Dann geleit' ich im lieblichen Kuß die scheidende Seele
Auf zum wahren Genuß bräutlicher Freuden hinauf!"
Aber wo ist Dein Bogen und Pfeil? — „Dem tapferen Weisen,
Der sich selber den Geist längst von der Hülle getrennt,
15 Brauch' ich keiner Pfeile. Ich lösche die glänzende Fackel
Sanft ihm aus; da erglimmt eilig vom purpurnen Licht
Diese andre. Des Schlafes Bruder, gieß' ich ihm Schlummer
Um den ruhigen Blick, bis er dort oben erwacht."
Und wer ist der Weise, dem Du die Fackel der Erde
20 Hier gelöschet, und dem jetzo die schönere flammt?
„Der ist's, dem Athene, wie dort dem tapfern Tydides
Selber schärfte den Blick, daß er die Göttin ersah.
Mich erkannte Lessing an meiner sinkenden Fackel,
Und bald zündet' ich ihm glänzend die andere an."

XXXII. Der Traum.

Ein Gespräch mit dem Traum.

Holde Gestalt, wer bist Du? Dein Antlitz glänzt, wie das Mondlicht,
Und von Sternen ein Band schmücket Dein dunkeles Haar.
Aber des Jünglings Körper umhüllt wie heilige Dämmrung,
Und in der Linken ein Kranz? Und in der Rechten ein Stab?
Bist Du? — „Der Traum bin ich; ich schling' 5 um die Schläfe den Kranz Dir,
Nachtviolen und Mohn. Frag', ich antworte Dir treu."
Sage, wo kommst Du her? wohin gehst Du? — „Wär' ich ein Traum wohl,
Wenn ich's wüßte? Du darfst fragen nur, was sich geziemt."
Lieblicher! Nun so sage mir an, woher die Gebilde?
10 Deine Blumen woher? voll von ambrosischem Thau.
Pflückest im Monde Du sie? Entwarfst Du Deine Gestalten,
Wo in Elysium sich Schatten und Wesenheit mischt?
„Nicht im Mond'; ich entwarf Dir näher diese Gestalten;
Kennst Du Dein eignes Herz, kennst Elysium nicht?"
15 Kaum noch geschlossen des Wachenden Aug', eh' noch es in Schlaf sinkt,
Schwebten ihm Bilder vorbei, hellere, dunklere jetzt,
Fröhliche, trübe Gestalten, in langsam schnellerem Zuge;
Halten konnt' ich sie nicht; leise zerflossen sie mir. —
„Und sind Deine Gedanken denn andere Gebilde? Der Weltgeist
20 Strahlet sie ab in Dich, wie sie der Spiegel erfaßt.
Was ich im Schlummer Dir bin, ist Er dem Wachenden; Heil Dir,
Wenn er Idole Dir gibt, Bilder zu Freuden und Glück."
Mächt'ger, als Er, umfassest Du mich. In wie tiefere Welt sinkt
Ein meine Seele, sobald süß sie der Schlummer ertränkt!
25 Heller, o Traum, sind Deine Beglänzungen, Deine Gestalten
Lieblicher, als jemals — je sie das Auge gesehn.
Himmlisch Deine Töne, die Stimmen mir unvergeßlich! —
Sag', o sage, mit Dir bin ich in höherer Welt?
„Aus Dir nahm ich die Farben und Tön' und Gestalten der Dinge;
30 Achtest Du minder sie, weil ich in Dir sie erschuf?
Unter Zerstreuungen sonst, im Gewühl der Sinne verloren,
Samml' ich Dich ein in Dich; und Du erwachetest — Dir!
Horch!" — (Er berührte mich mit dem Stabe. Da wurden Gestalten,
Auen und Blumen umher, Stimmen um mich und Gesang.
35 In Elysium ging ich; ich schwebt' in Lüften, in Mondglanz,

Ueber Sternen.) – Wohin hebst Du, o Genius, mich?
„In Dich selbst!" – Doch sage, wer knüpft die Zaubergestalten?
„Du! Kein Anderer! Könnt', könnt es ein andrer Geist?
Du in Dir selber erschaffst die Welten und Zaubergefilde;
40 Du in Dir selber erspähst Deine geheimeste Kraft,
Deinen geheimsten Fehl. Du bist Dir Lehrer und Lerner,
Warner und Feind; Du bist Lohner und Peiniger Dir.
Ich nur schließe Dir auf des Herzens Tief' und des Geistes;
Was sich der Sonne verbarg, zeigt sich dem inneren Licht.
45 Offen dem Auge der Nacht und allen glänzenden Sternen,
Dem Unermeßnen thut Dein Unermeßnes sich auf."
Traum, was lehrest Du mich? Bin ich mir selber ein Räthsel?
Ich, ein Schatte des Seins, bin ich der Bildungen Quell?
„Nur Ein Tropfe des Quells, in dem die Sonne sich spiegelt,
50 Jene! – (Der Genius glänzt' heller und heller empor.)
In der alles Vergangene Jetzt und das Kommende Jetzt ist!
Herrlicher, seliger Geist! Und in Gebilden ein Traum. –"
Freilich, alles Vergangene ruht und steigt, wie ein Traum, auf
In mir! Wirkliches ist auch im Genusse mir Traum:
55 Störet das Werkzeug mich; bin ich der Sinne nicht Meister;
Wird mir Pein der Gewinn, und die Erquickungen Müh' –
„Aber entfesselt" – (Er legt' den himmlisch glänzenden Sternkranz
Auf mein Herz; mir ward Alles ein geistiges Sein.
Alles belebte sich; Herz in Herz und Seelen in Seelen
60 Flossen zusammen. Ich sprach Ahnung im Inneren aus.)
Ahnung nennst Du es? Ich öffne der Ahnungen Welt Dir;
„Ahnung ist Band und Geist, Ahnung ist Seele der Welt."
Zaubernder Gott! Doch sind nicht nichtig Deine Gestalten?
Was ich erwünscht und ersehnt, blieb es so oft nicht ein Traum?
65 „Irre Dich nicht. Mein Strahl bricht nur im gebrochenen Spiegel;
Reinen Gemüthern ward nie ein verführender Traum.
Wachend im Traume musterten sie die Täuschungen, kannten
Mich, den dämonischen Gott, mich, den belehrenden Freund,
Dessen Stab die Natur verjüngt, der Seelen und Herzen
Einet; Raum ist ihm Nichts, Zeitenentfernungen Nichts." 70
Nun, so bahne den Meinigen denn den Weg in die Zukunft,
Meinen Geliebten! – „Gewiß! Glaub' es dem himmlischen Traum."
Wenn ich mich je verlor; es zerriß mich wilde Verstreuung.
„Unter den Sternen der Nacht samml' ich und bilde Dich neu." –
Wenn ich mir selbst nachblieb', o gib mir Schwingen! – „Du kennst ja 75
Jenen ängstenden Traum, da man nur suchet und sucht –"
Balsam hast Du für jede Wund' und Kränze der Hoffnung,
Du, der den Blöden kühn, muthig den Zagenden macht,
Herzen und Herzen vereint, und Seelen ebenet Seelen –
„Freund, erkenne Du mich, Deinen verlangenden Geist!" 80

XXXIII. Allegorie der Natur.

1. Erwache, sprach der Genius, und sieh'
Rings um Dich her der Welt Allegorie,
Wie, seit der Schöpfer sprach: Es werde Licht!
Zu Dir die Schöpfung, Geist im Körper, spricht,
Bedeutungsleeres ist rings um Dich Nichts;
Und wie der ewge Wille spricht, geschicht's.

2. Blick' auf und höre jene Harmonie
Der Welten! Hohe Ordnung singet sie.
Wo Sternenkreis an Sternenkreis sich hängt,
Und liebend sich zur Mitte Alles drängt;
In allen Kränzen jener hellen Flur
Wohnet Ein Geist, blüht Ein Gedanke nur.

3. Und tief hienieden, Erd' und Meer und Luft –
Vernimm, was Jedes bildend in Dich ruft.
Von Licht und Schall gewebet fliegt das Chor
Der bunten Vögel, singend laut, empor:
„Der Lebensgeist in unserm Element
Hat, was er hatte, schaffend uns gegönnt."

4. Im Sturm antwortet ihm das stumme Meer:
„Sieh meiner Bildungen unzählich Heer!
Der Welle zarter, kaum gesehner Schaum,
Der Stein, die Muschel, der Korallenbaum
Ward lebensvoll; der großen Mutter Plan
Vollführte Ich zuerst, der Ozean."

5. Im Erdenreich sind Pflanze, Thier und Baum,
Stein und Metall Dir wesenloser Traum?
Du wähnest nur zu denken? Du allein?
Ein ödes Grab soll Dir die Schöpfung sein?
Woher denn Dein Gedank'? und was ist Er?
Ein Abbild nur in der Gedanken Meer.

6. Von Allem, was der Weltgeist regt und pflegt,
Hat er Bedeutung Dir ins Herz geprägt.
Bedeutung ist der Geister Element,
Ein lebend Wort, das keine Sprache nennt;
Dein inn'res Wort, Dein Ahnen dieser Spur,
Nennt Dich, o Mensch, Ausleger der Natur.

7. Ausleger nur? Nein! Deiner Regung Kraft
Enthüllt in Dir die höh're Eigenschaft.
Das Triebwerk der Natur kannst Du allein,
Ihr Meisterwerk, der Schöpfung Schöpfer sein.
Voll Mitgefühl in Freuden, wie im Schmerz,
Schlägt in Dir Ihr, der Schöpfung, großes Herz.
8. Erkenne Dich! Auf Deiner weiten Flur
Ward Deine Brust der Pulsschlag der Natur.
Erfüllen sollst Du, was sie laut verhieß,
Einholen, was sie Dir zu thun verließ,
In Geist und Liebe nur vollendet sie
Sich selbst, der Wesen Einklang, Harmonie.

XXXIV. Die Dämmerung.

1. Der Aether und die Liebe war
Das ält'ste hohe Götterpaar;
Sie zeugten die Unsterblichen,
Den Himmel und die Seligen.
2. Und tiefer in der Wolken Reich
Ward ihr Geschlecht der Wolke gleich;
Sie, ewigschön und ewigjung,
Erzeugten uns die Dämmerung.
3. Aus Licht und Schatten webten sie
Der Menschen täuschend Dasein hie;
Nur Dämmerung ist unser Blick,
Nur Dämmerung ist unser Glück.
4. Der Jugend holdes Morgenroth
Verbirget, was der Tag uns droht;
Der Blume schwülen Mittag kühlt
Ein Zephyr, der am Abend spielt.
5. Und Ohr und Auge täuscht sich gern;
Das Herz, es pochet in die Fern',
Und wünscht und hat und glaubet's kaum:
Denn auch sein schönstes Glück ist Traum.
6. Die Hoffnung, ewigschön und jung,
Ist uns ein Kind der Dämmerung;
Auch ihre Schwester, Sehnsucht, liebt
Den Schleier, der die Lieb' umgibt.
7. Ich dank' Euch, die Ihr um mich schwebt,
Daß Ihr die Hülle mir gewebt;
Doch Lieb' und Aether, leiht, o leiht
Mir einst ein heller Pilgerkleid.

XXXV. Das Kind der Sorge.

1. Einst saß am murmelnden Strome
Die Sorge nieder und sann:
Da bildet' im Traum der Gedanken
Ihr Finger ein leimernes Bild.
2. „Was hast Du, sinnende Göttin?"
Spricht Zeus, der eben ihr naht.
„Ein Bild, von Thone gebildet,
Beleb's, ich bitte Dich, Gott."
3. „Wohlan denn! Lebe! — Es lebet!
Und mein sei dieses Geschöpf!" —
Dagegen redet die Sorge:
„Nein, laß es, laß es mir, Herr!"
4. „Mein Finger hat es gebildet" —
„Und ich gab Leben dem Thon" —
Sprach Jupiter. Als sie so sprachen,
Da trat auch Tellus hinan.
5. „Mein ist's! Sie hat mir genommen
Von meinem Schooße das Kind."
„Wohlan, sprach Jupiter, wartet,
Dort kommt ein Entscheider, Saturn."
6. Saturn sprach: „Habet es alle!
So will's das hohe Geschick.
Du, der das Leben ihm schenkte,
Nimm, wenn es stirbet, den Geist.
7. Du, Tellus, seine Gebeine:
Denn mehr gehöret Dir nicht.
Dir, seiner Mutter, o Sorge,
Wird es im Leben geschenkt.
8. Du wirst, so lang es nur athmet,
Es nie verlassen, Dein Kind.
Dir ähnlich wird es von Tage
Zu Tage sich mühen in's Grab."
9. Des Schicksals Spruch ist erfüllet,
Und Mensch heißt dieses Geschöpf.
Im Leben gehört es der Sorge:
Der Erd' im Sterben, und Gott.

XXXVI. Flora und die Blumen.

1. „Kinderchen des holden süßen Frühlings,
Hört, o hört der Mutter treue Warnung,
Wenn ein lauer Winterwest euch heuchelt,
Trauet nicht dem heuchelnd bösen Mörder.
2. Wartet, bis der goldne Vater rufet,
Bis die treue Mutter Euch erscheinet,
Die Euch weckt aus Euern Winterbetten
Und Euch Kleider bringt und schöne Häubchen."
3. Also sprach zu ihren Blumenkindern
Flora scheidend und ging auf zum Himmel.
Alle Blumen sagten ihr Gehorsam
Und Geduld zu, bis sie wiederkäme.
4. Als sie kam: der goldne Vater Frühling
Rief die Kinder aus dem Winterschlafe,
Und die Mutter brachte schöne Kleider,
Lief umher und sucht' und zählet' alle.
5. Ach da fand sie manche schöne Knospe
Früh hervorgelockt vom bösen Mörder.
Ausgetreten war sie aus der Zelle,
Hatt' hervorgeblickt mit ihren Aeuglein;
6. Und war bald erstarret, von des bösen
Heuchelnden Verführers Hauch vergiftet:
Denn der Winterwest war Frost geworden
Und erstarret stand das arme Blümchen.
7. Traurig rief die Mutter ihrem Zephyr,
Der es brach; und sie begrub es traurig.
Seht! die ungeduldig frühe Blume
Prangt nun nimmer mehr im Lenz der Flora.

XXXVII. Die Kunst.

1. Aus der Schar der Götterfreuden
Stahl die jüngste Freude sich:
Und der Fleiß, ein Sohn der Leiden,
Nahte zu ihr jugendlich.
Unschuld war in ihren Mienen,
Treue war in seinem Blick:
Und die Liebe zwischen ihnen
Stiftete der Beiden Glück.
2. „Ich ermatte, sprach die Schöne;
Gib mir Deine sichre Hand."

„Nimm sie, sprach er, Eintracht kröne
Unser Beider treues Band.“
Also wohnten sie im Schatten,
Unter aller Götter Gunst;
Und das Kind, das Beide hatten,
War ein schönes Kind, die Kunst.
3. Von der Mutter lebte Fülle,
Götterfüll' in ihrer Brust;
Und der Vater gab ihr Stille,
Fleiß und Emsigkeit zur Lust.
Sorgsam hat er sie erzogen,
Zärtlich hat sie sie gesäugt,
Götter waren ihr gewogen,
Menschen waren ihr geneigt.
4. Aber als, sie zu vermählen,
Nun die frohe Zeit erschien;
Wer der Götter wird sie wählen?
Wem der Menschen wird sie blühn?
Zwischen Erd' und Himmel schwebet
Sie der Einsamkeit geweiht:
Denn der Mutter Gottheit lebet
In des Vaters Sterblichkeit.
5. Die Verlorne zu beglücken,
Schaute Jupiter hinab.
„Unsern Himmel soll sie schmücken,
Sie, die nur der Himmel gab.
Aus dem Chor der Götterjugend
Wäre Thalia verbannt?
Unschuld und Du, frohe Tugend,
Holet sie in unser Land.“
6. Unschuld und die Tugend stiegen
In der Schwester Einsamkeit;
Und aus ihrer beider Zügen
Schuf sie selbst sich Göttlichkeit.
Unabtrennlich stets von beiden,
Ward sie wie die Anmuth schön,
Und im Chor der Götterfreuden
Tanzen jetzt drei Grazien.

XXXVIII. Der Mensch und sein Schatte.

1. „Sage, was hab' ich mit Dir?
Du bist vor und hinter mir,
Oeder Schatte, schwarzer Geist,
Der mein Nichts mir immer weist.“
2. „Tadelst Du, o Freund, ein Bild,
Das Dein Wesen Dir enthüllt?
Ohne jenes Lichtes Bahn
Bist Du Schatte um und an.
3. Steht die Sonne dort vor Dir,
Schleich' ich hinter'm Rücken hier;
Wird sie Dir im Rücken stehn,
Wird Dein Schatte vor Dir gehn.
4. Deines Lebens Sonnenlicht
Ist Vernunft; die fliehe nicht.
Wird sie Dir im Rücken stehn,
Wird Dein Schatte vor Dir gehn.“

XXXIX. Die Feldheimen.

1. Menschen waren einst, so lehret Plato,
Gute Menschen waren einst die Heimchen,
Die ihr Tagewerk mit Fleiße trieben,
Kinder zeugten und den Acker bauten,
2. Bis mit ihren zauberischen Tönen
Dreimal drei der Musen niederstiegen,
Und die Fluren mit Gesang erfüllten,
Und sogar die Vögel singen lehrten.
3. Ach, da standen sprachlos und entzücket
Unsre fleißig guten Ackerseelen;
Und vergaßen ob der neuen Wollust
Arbeit, Kinder, Speis' und Trank und Schlummer.
4. Offnen Ohres, offnen Mundes hingen
Am Gesange der Göttinnen alle,
Wurden Amatoren, Virtuosen,
Famuli und Famulä der Musen.
5. Wenig Tage währete die Freude,
Und das Chor der horchenden Entzückten
Stand von Hunger, Durst und von Gesängen
Matt und welk und eingeschrumpft und sterbend.
6. Und die Musen halfen ihren treuen
Märtyrern noch in den letzten Nöthen;
Süßen Todes führten sie die armen
Singendsterbenden ins Land der Dichter;
7. Wo sie jetzt auf allen grünen Bäumen,
Wie die Könige der Erde, thronen,
Ohne Sorgen, ohne Müh' und Arbeit,
Ohne Fleisch und Blut, den Göttern ähnlich.
8. Nun und nimmer drücket sie das Alter,
Nun und nimmer ängstet sie die Nahrung;
Trunken, von ein wenig Thaue trunken,
Singen sie gehört und ungehöret;
9. Wie sie denn auch, also lehret Plato,
Ihren Musen treue Nachricht bringen,
Was hier dieser Knabe, jener Schäfer
Singt und sang und künftig singen werde.

* * *

10. Ach, Ihr süßen Landverwüsterinnen,
Steiget noch einmal vom Himmel nieder,
Holde Musen, steigt herab und hemmet
Eurer ew'gen Lieder ew'ge Wirkung.
11. Seht die Schar der horchenden Entzückten,
Myriaden Sänger, Virtuosen,
Kunstliebhaber, Musen-Nachrichtgeber,
Reisende Kundschafter, Deklamanten;
12. Seht, o sehet ihre Müh' und Arbeit,
Ihren Hunger, ihre heiße Sanglust;
Wandelt sie! — Jedoch wozu die Wandlung?
Sie sind jetzt schon, wie die Heimchen, selig.

XL. Der Himmel.

1. Dünste steigen auf, und werden
In den Wolken Blitz und Donner
Oder Regentropfen.
2. Dünste steigen auf, und werden
In dem Haupte Zorn und Unmuth
Oder werden Thränen.
3. Freund, bewahre Deinen Himmel
Vor dem Dunst der Leidenschaften;
Deine Stirn sei Sonne.

XLI. Die Raupe und der Schmetterling.

1. Freund, der Unterschied der Erdendinge
Scheinet groß, und ist so oft geringe;

Alter und Gestalt und Raum und Zeit
Sind ein Traumbild nur der Wirklichkeit.
2. Träg' und matt, auf abgezehrten Sträuchen,
Sah ein Schmetterling die Raupe schleichen,
Und erhob sich fröhlich, argwohnfrei,
Daß er Raupe selbst gewesen sei.
3. Traurig schlich die alternde zum Grabe:
„Ach, daß ich umsonst gelebet habe!
Sterbe kinderlos, und wie gering'!
Und da fliegt der schöne Schmetterling."
4. Aengstig spann sie sich in ihre Hülle,
Schlief und als der Mutter Lebensfülle
Sie erweckte, wähnte sie sich neu,
Wußte nicht, was sie gewesen sei.
5. Freund, ein Traumreich ist das Reich der Erden.
Was wir waren? was wir einst noch werden?
Niemand weiß es; glücklich sind wir blind;
Laß uns Eins nur wissen, was wir sind.

XLII. Der Säugling.

1. Wer ist der kleine Sklave, der in Banden
Aus diesem frühen Sarge Klagen weint?
Ein Mensch? O löset ihn, macht frei ihn von den Banden;
Wer Seufzer hemmet, ist ein Menschenfeind.
Der Wurm darf sich im Staube winden,
Das Lamm hüpft um die Mutter her;
Und ihn umhüllen Binden,
Zwangfesseln eng' und schwer.
2. Du Weltankömmling, Deinen zarten Händen
Prägt dieß Geschenk Dein Glück des Lebens ein;
Um einen Pilgrimsweg von Sarg zu Sarg zu enden,
Sollst Du der Sklaven ew'ger Sklave sein.
So hört' ich es, und singe bebend
Das Lied, das Dir die Parze sang,
Als sie den Faden webend
Zur Kette um sich schlang.
3. Sie sang: „O Du im Chaos von Ideen
Geborner, wenn Du einst mit Fesseln ringst,
Und wie im Schiffbruch dann, um Sonn' und Tag zu sehen,
Vom Abgrund auf, doch schwerbeladen dringst;
Du hörst das Chor der Sterne droben
Auf ewig=unverrückter Bahn
Den Weltgebieter loben
Und schaust sie liebend an."
4. „Dich weckt ihr Hochgesang und aus der Seele
Stürmt in die Flügel Dir des Adlers Muth;
Du wägst den schweren Leib, entschwingst den Staub der Höhle
Und trinkst im Geiste schon der Sonne Gluth.
Ach, nicht vom ersten Morgensterne,
Vom Felsen blickst Du bald hinab,
Und schaust in naher Ferne
Dein Erdenball, Dein Grab."
5. „Dann klagt Dein Herz, daß die im Staube wohnen,
Das Erdenvolk sich lab' an Finsterniß.
O Dir, zu eigner Ruh', Dein bestes Selbst zu schonen
War's, daß ich größerm Lichte Dich entriß,
Bis bald der sanfte Schwung der Wiege
Mit Lethe's Welle Dich besprengt
Und Dir zum Thorenkriege
Ein weises Phlegma schenkt."
6. Die Parze sprach's. Da trat zu seiner Wiege
Ein lichter leichter Lebensgenius
Und gab, daß er im Kampf der Thoren nicht erliege,
Mit seinem Segen ihm den Friedenskuß,
Gab ihn der Unschuld Mutterhänden,
Und, sehet! hat sein zartes Haupt,
Den Dämon abzuwenden,
Mit einem Kranz umlaubt.
7. Ein Kranz der Blume, die verborgen blühet
Und schmückt ihr schönes Thal auch ungesehn,
Erfreut, wenn sie den Blick der Liebe zu sich ziehet,
Vergnügt, wenn keine Blicke sie erspähn.
O Knabe mit dem Veilchenkranze,
Sei wie die Blume, die im Gruß
Des Friedens Dir mit stillem Glanze
Umwand Dein Genius.
8. Und wenn ein rauher Fuß Dich niederdrücket,
Mißgönnt die Sonne Dir Dein Tröpfchen Thau;
Du senkest müde Dich, vom scharfen Ost zerknicket,
Und suchest Schatten in der dürren Au;
Dann sei, wenn sanft Dich wegzumähen
Der Sonne letzter Schimmer traf,
Im leisen Frühlingswehen
Dein Tod der Blume Schlaf.

XLIII. Wozu es wird.

Ein Himmelstropfe sank in's Meer:
Schnell schwamm die Perlenmutter her,
Und trank ihn auf. Das Tröpfchen Thau
Ward eine Perle — silbergrau.
Ein ganzer Himmelsregen schwamm 5
Auf eines faulen Baumes Stamm,
Der gierig ein ihn schlang —
Was ward daraus? — Aus ihm entsprang
Ein gelber, gift'ger Schwamm.
* * *
Der Himmelstropfe ist das Evangelium; 10
Der Himmelsregen ist das weite Christenthum;
Es ist mit seiner stillen Pracht,
Wozu es wird, wozu man's macht.

XLIV. Verschiedener Umgang.

1. Sohn, die Freundschaft mit den Bösen,
Mit Gleichgültigen und Guten
Sei Dir ja nicht einerlei!
2. Ein Tropfe Regenwasser
Fiel auf ein glühend Eisen,
Und war nicht mehr.
3. Er fiel auf eine Blume,
Und glänzt' als eine Perle,
Und blieb ein Tröpfchen Thau.
4. Er sank in eine Muschel
Zur segensreichen Stunde
Und ward zur Perle selbst.

XLV. Der gerettete Jüngling.

Eine schöne Menschenseele finden,
Ist Gewinn; ein schönrer Gewinn ist,
Sie erhalten, und der schönst' und schwerste,
Sie, die schon verloren war, zu retten.
5 Sankt Johannes, aus dem öden Pathmos
Wiederkehrend, war, was er gewesen,
Seiner Herden Hirt. Er ordnet' ihnen
Wächter, auf ihr Innerstes aufmerksam.
In der Menge sah er einen schönen
10 Jüngling; fröhliche Gesundheit glänzte
Vom Gesicht ihm, und aus seinen Augen
Sprach die liebevollste Feuerseele.
„Diesen Jüngling," sprach er zu dem Bischof,
„Nimm in Deine Huth. Mit Deiner Treue
15 Stehst Du mir für ihn! — Hierüber zeuge
Mir und Dir vor Christo die Gemeine."
Und der Bischof nahm den Jüngling zu sich,
Unterwies ihn, sah die schönsten Früchte
In ihm blühn, und weil er ihm vertraute,
20 Ließ er nach von seiner strengen Aufsicht.
Und die Freiheit war ein Netz des Jünglings;
Angelockt von süßen Schmeicheleien,
Ward er müßig, kostete die Wollust,
Dann den Reiz des fröhlichen Betruges,
25 Dann der Herrschaft Reiz; er sammlet' um sich
Seine Spielgesellen, und mit ihnen
Zog er in den Wald, ein Haupt der Räuber.
Als Johannes in die Gegend wieder
Kam; die erste Frag' an ihren Bischof
30 War: „Wo ist mein Sohn?" — „Er ist gestorben!"
Sprach der Greis und schlug die Augen nieder.
„Wann, und wie?" — „Er ist Gott abgestorben,
Ist (mit Thränen sag' ich es) ein Räuber."
„Dieses Jünglings Seele," sprach Johannes,
35 „Fordr' ich einst von Dir. Jedoch, wo ist er?" —
„Auf dem Berge dort!"
— „Ich muß ihn sehen!"
Und Johannes, kaum dem Walde nahend,
Ward ergriffen (eben dieses wollt' er).
40 „Führet," sprach er, „mich zu Euerm Führer."
Vor ihn trat er! Und der schöne Jüngling
Wandte sich; er konnte diesen Anblick
Nicht ertragen. „Fliehe nicht, o Jüngling,
Nicht, o Sohn, den waffenlosen Vater,
45 Einen Greis. Ich habe Dich gelobet
Meinem Herrn und muß für Dich antworten.
Gerne geb' ich, willst Du es, mein Leben
Für Dich hin; nur Dich fortan verlassen
Kann ich nicht! Ich habe Dir vertrauet,
50 Dich mit meiner Seele Gott verpfändet."
Weinend schlang der Jüngling seine Arme
Um den Greis, bedeckete sein Antlitz,
Stumm und starr; dann stürzte statt der Antwort
Aus den Augen ihm ein Strom von Thränen.
55 Auf die Kniee sank Johannes nieder,
Küßte seine Hand und seine Wange,
Nahm ihn neu geschenket vom Gebirge,
Läuterte sein Herz mit süßer Flamme.
Jahre lebten sie jetzt unzertrennet
60 Mit einander; in den schönen Jüngling
Goß sich ganz Johannes schöne Seele.

* * *

Sagt, was war es, was das Herz des Jünglings
Also tief erkannt' und innig festhielt?
Und es wiederfand, und unbezwingbar
65 Rettete? Ein Sankt-Johannes-Glaube,
Zutraun, Festigkeit und Lieb' und Wahrheit.

XLVI. Der Tapfere.

Ein böses Heldenthum, wenn gegen Mensch
Der Mensch zu Felde zieht. Er dürstet nicht
Nach seinem Blut, das er nicht trinken kann;
Er will sein Fleisch nicht essen; aber ihn
5 Zerhaun, zerhacken will er, tödten ihn! —
Aus Rache? Nicht aus Rache; denn er kennt
Den Andern nicht, und liebet ihn vielleicht.
Auch nicht sein Vaterland zu retten, zog
Er fernen Landes her. Ein Machtgebot
10 Hat ihn hieher geführet; roher Sinn,
Die Raubsucht, Sucht nach höh'rer Sklaverei.
Von Wein und Branntwein glühend, schießt er, sticht
Und haut und mordet — weiß nicht, wen?
Warum? wozu? bis beide Helden dann,
15 Verbannt ins Schloß der Unbarmherzigkeit,
Ein Krankenhaus, mit andern Hunderten
Da liegen ächzend, und sobald den Krieg
Noth und der Hunger endet, alle dann
Als Mörderkrüppel durch die Straßen ziehn
20 Und betteln. Ach, sie mordeten um Sold,
Gedungne Helden aus Tradition.
Ein edler Held ist, der für's Vaterland,
Ein edlerer, der für des Landes Wohl,
Der edelste, der für die Menschheit kämpft.
25 Ein Hohepriester, trug er ihr Geschick
In seinem Herzen und der Wahrheit Schild
Auf seiner Brust. Er steht im Felde, Feind
Des Aberglaubens und der Ueppigkeit,
Des Irrthums und der Schmeicheleien Feind,
30 Und fällt, der höchsten Majestät getreu,
Dem redlichen Gewissen, das ihm sagt:
Er suchte nicht, und floh nicht seinen Tod.

* * *

„Was tödtet ihr die Glieder? (rief die Wuth
Des Heidenpöbels.) Sucht, und würgt das Haupt!" —
35 Man sucht den frommen Polykarpus, ihn,
Johannes Bild und Schüler. Sorgsam hatten
Die Seinen ihn auf's Land geflüchtet.
„Ich
Sah diese Nacht das Kissen meines Haupts
40 In voller Gluth: (so sprach der kranke Greis,)
Und wachte mit besondrer Freude auf.
Ihr Lieben mühet Euch umsonst; ich soll
Mit meinem Tode Gott lobpreisen." —
Da
45 Erscholl das Haus vom stürmenden Geschrei
Der Suchenden. Er nahm sie freundlich auf;
„Bereitet," sprach er, „diesen Müden noch
Ein Gastmahl — Ich bereite mich indeß
Zur Reise auch." Er ging und betete.
50 Und folgete mit vielen Schmerzen ihnen
Zum Konsul. Als er auf den Richtplatz kam,
Rief eine mächt'ge Stimm' im Busen ihm:
„Sei tapfer, Polykarp!"
Der Konsul sieht
Den heitern, schönen, ruhig sanften Greis
55 Verwundernd. „Schone," sprach er, „Deines Alters
Und opfre hier, entsagend Deinem Gott!" —
„Wie sollt' ich einem Herrn entsagen, dem

Zeitlebens ich gedienet und der mir
Zeitlebens Gutes that?" –
60 „Und fürchtest Du
Denn keines Löwen Zahn?"
„Zermalmet muß
Das Waizenkorn doch einmal werden, sei's,
Wodurch es will, zur künft'gen neuen Frucht."
65 Der Pöbel rief: „Hinweg mit ihm! Er ist
Der Christen Vater: Feuer! Feuer her!"
Sie trugen Holz zusammen, und mit Wuth
Ward er ergriffen.
„Freunde," sprach er, „hier
70 Bedarfs der Bande nicht. Wer dieser Flamme
Mich würdigte, der wird mir Muth verleihn." –
Und legte still den Mantel ab, und band
Die Sohlen seiner Füße los, und stieg
Hinauf zum Scheiterhaufen.
75 Plötzlich schlug
Die Flamm' empor, umwehend rings um ihn
Gleich einem Segel, das ihn kühlete,
Gleich einem glänzenden Gewölbe, das
Den Edelstein in seine Mitte nahm
80 Und schöner ihn verklärte; bis ergrimmt
Ihm eine freche Faust das Herz durchstieß.
Er sank; es floß sein Blut; die Flamm' erlosch;
Und eine weiße Taube flog empor.

* * *

Du lachst der weißen Taube? Soll einmal
85 Ein Geier Dir, dem Sterbenden, die Brust
Durchbohren? Dem Gestorbnen das Aug'
Ein Rab' aushacken? – Aus der Asche sich
Molch oder Natter winden? Spotte nicht
Des Bildes, das die Sage sich erschuf:
Nur Einfalt, Unschuld gibt im Tode Muth.

XLVII. Das Bild der Andacht.

Die höchste Liebe, wie die höchste Kunst,
Ist Andacht. Dem zerstreueten Gemüth
Erscheint die Wahrheit und die Schönheit nie;
Sie, die aus Vielem nicht gesammelt wird,
5 Die, in sich Eins und Alles, jeden Theil
Mit sich belebet und vergeistiget.
Sophronius, der in dem Heidenthum
Den Musen einst geopfert, wollte jetzt
Der Mutter Gottes auch ihr Bildniß weihn.
10 Wie eine Biene flog er auf der Au'
Der Kunstgestalten; Pallas, Cynthia
Stand ihm vor Augen; Aphrodite sollt'
In einer Huldgestalt mit ihnen blühn.
Er überlegt', und schlief ermattet ein;
15 Da stand im Schlaf sie selbst vor Augen ihm,
Die Benedeite. „Sieh' mich, wer ich bin,"
Sprach sie, „und gib mir keinen fremden Reiz.
Nur Selbstvergessenheit ist meine Zier:
Nur Demuth, Zucht und Einfalt ist mein Schmuck."
20 Getroffen wie vom Pfeile wacht er auf,
Und sah forten auch wachend sie, nur sie!
Wie der, der in die Sonne schaut, das Bild
Der Sonne mit sich träget. Oefters stand
(So dünkt es ihm) sie sichtbar vor ihm da,
25 Das Kind auf ihrem Arm und Engel ihr
Zur Seite.
Als das Bild vollendet war,
Da trat ein Himmelsjüngling zu ihm hin,
Und sprach: „Gegrüßet sei, Holdselige!"
30 Zum Bilde. „Viele Herzen werden Dein
Sich am Altar erfreun und willig Dir
Ihr Innres öffnen; denn was Andacht schuf,
Erwecket Andacht. Dir, o Künstler, hat
Die Selige sich selber offenbart."

* * *

Erschien, o Raphael, Dir auch das Bild 35
Der Göttin, als die heilige Idee
Dir in der Dürftigkeit an Erdenschöne
Vorschwebete? Ich seh' ihr Bild. Sie war's.

XLVIII. Das Paradies in der Wüste.

„Mein Freund Antonius, der Vater mir
Und Lehrer war, mit dem ich lebenslang
In weitester Entfernung ungetrennt
Ein Herz und Seele war; der hundertjähr'ge
Greis
(Das saget mir mein Geist) ist jetzt gestorben, 5
Noch Ein Mal wollt ich ihn im Leben sehn!
Wohlan, ich will die Stätte sehen, wo
Er lebete und starb." So sprach zu sich
Hilarion, in Palästina, der
Wie sein Antonius, der Armen Freund, 10
Ihr Arzt und Trost, sich selber aber hart
Und strenge war. Er zog zur Thebaide.
Durch grause Wüsten ging er; siehe, da
Erhob ein Fels sich; aus dem Felsen sprang
Ein heller Bach, beschattet rings von Palmen. 15
Am Felsen hob sich eine Traubenwand
Empor. Wohl ausgehauen leitete
Ein Schneckengang zur Höh' hinauf; im Teich
Des Baches spielten Fische. Kräuter blühten,
Und viel gesunde Früchte prangeten 20
Im Garten – ringsum ein Elysium.
Verjünget wanderte Hilarion
Hin und daher, stieg auf und ab; ihm sangen
Die Vögel, die einst mit Antonius
Loblieder angestimmt, den Freundesgruß, 25
Und flogen ihm vertraut auf seine Schultern.
Des Greises beide Jünger zeigten ihm
Jedweden Lieblingsort des Heiligen,
Dem sie gedienet. „Hier! hier betet' er;
Auf dieser Höhe sang er Hymnen; dort 30
Pflegt' er zu ruhen; hier arbeitet' er.
Den Palmenhain hat er gepflanzet; er
Die Reben sich erzogen; diesen Teich
Hat er mit eigner Hand umdämmet. Hier,
Die Bäum' und Kräuter dieses Gartens sind 35
Des guten Greises Kinder. Dieß Geräth
Gebrauchte seine Hand. Komm' her und sieh'!
Dieß ist die Hütte, wo er sich dem Volk,
Das zu ihm strömte, dann und wann entzog.
Er gab dem Orte Sicherheit; das Wild, 40
Waldesel, die zu naschen pflegen, was
Sie nicht gesäet, wies er segnend weg.
Sie trinken an dem Strom und stören nicht
Den Garten."
„Wohl! nun zeiget mir sein Grab!" 45
Sein Grab ist nirgend. „Wir versprachen ihm,
Es Niemanden zu zeigen; denn der Mensch
Ist Staub, sprach er, und muß zu Staube
werden.
Feind war er jeder leichenehrenden 50
Aegyptischen Abgötterei."
„Er ruhe,
Da wo er ruhet!" sprach Hilarion.
„O bleibe Du bei uns!" so baten ihn

55 Die Jünger. „Du, sein Freund und Schüler, bist
Antonius anjetzt der Christenheit.
„Das bin ich nicht!“ sprach er. „Der Heil'ge lebt
Bei Gott! Sein Geist in tausend Herzen; auch
Im Eurigen. Antonius ist nicht
60 Begraben. Er, der rings die Seele war
In dieser weiten regen Gottesstadt,
Die Wüsten hat er mit unglücklichen,
Verbannten Flüchtlingen bevölkert. Fern
Von ihren Treibern leben sie, der Welt
65 Entnommen, hier im brüderlichen Fleiß.
Antonius geweihte Höhe zu
Bewohnen, ziemt mir nicht. Lebt alle wohl,
Ihr Brüder und Ihr Palmenbäume, Bach
Und Teich und Garten, jede Frucht, die Er
70 Gepflanzt, Ihr seine Vögel, lebet wohl.
Ich nehme mir sein fröhlich Angesicht,
Sein fröhlich Herz aus dieser Wüste mit,
Durch sie wird jede Wüste Paradies.“
Er ging. Auf Cypern lebete fortan
75 Hilarion in einem Garten, streng
Und milde, wie Antonius. Er ward
Da, wo er starb, versenket. —

XLIX. Die Ameise.

Ein Müßiggänger sah die Lilie
Des Feldes blühn, und hört der Vögel Chor
Lobsingen. „Bin ich denn nicht mehr als sie?“
Sprach er. „Wohlan! so sei mein Leben auch
5 Blühn und Verblühen, Anschaun und Gesang!“
Er ging zur einsam frommen Wüstenei
Und harrete auf Offenbarung. Da
Rief eine Stimme: „Schau' zur Erd' hinab,
Simplicius.“
10 Er sah. Ein wimmelnd Nest
Ameisen war vor ihm in lebender
Bewegung. Diese trugen eine Last,
Viel größer, als sie selbst. Ein andrer Hauf'
Hielt Kräutersamen in dem Munde, fest
15 Wie mit der Zange. Jene holten Erd'
Herbei, und dämmten ihren breiten Strom.
Die andern trugen für den Winter ein,
Und schroteten die Körner künstlich ab,
Daß ihre feuchte Wohnung nicht mit Kraut
20 Verwüchse. Diese hielten einen Zug;
Sie trugen einen Todten aus der Stadt.
Und keiner stört' den andern; jeder wich
Beim Ein- und Ausgang seinem Nachbar aus.
Wer unter seiner Last erlag, und wer
25 Die steile Straße nicht erklimmen konnte,
Dem half man auf, man bot den Rücken dar. —
Simplicius sah's mit Verwunderung,
Und sähe noch, hätt' ihm die Stimme nicht
Gerufen: „Bist Du nicht viel mehr, als sie?“
30 Und vor ihm stand ein Greis. „Verlorner Sohn,
Wie? hast Du keinen Vater? keine Mutter?
Und keinen Freund und Armen, dem Du jetzt
Beispringen könntest? Bist vom Himmel Du
Entsprossen? keinem Menschen auf der Welt
35 Verbunden oder werth, daß ihm ein Theil
Von Dir gehöre? — Sieh' das kleine Volk
Ameisen. Jede wirket ingemein,
Und ohne Eigenthum hat Jede gnug.“
Belehret kehrt Simplicius zurück
Zur muntern Thätigkeit, und sah fortan 40
Im großen Ameis'haufen dieser Welt
Die Gottesstadt, die (oft sich unbewußt)
Im Wirken für's Gemeine lebt und webt,
Niemand für sich, für Alle Jedermann.

L. Die Fremdlinge.

Gegrüßet seid Ihr mir, Ihr Morgensterne
Der Vorzeit, die den Allemannen einst
In ihre Dunkelheit den Strahl des Lichts,
In ihre tapfre Wildheit Milde brachten. —
Beatus, Lucius und Fridolin, 5
Und Columban und Gallus, Magnoald,
Othmar, und Meinrad, Notker und Winfred —
Ihr kamet nicht mit Orpheus Leierton,
In phrygischwilden Bacchustänzen nicht,
Noch mit dem blut'gen Schwert in Eurer Hand; 10
In Eurer Hand ein Evangelium
Des Friedens und ein heilig Kreuz, mit ihm
Die Pflugschar war es, die die Welt bezwang.
Graunvoller Anblick! — Undurchdrungner Wald,
Bedeckte Thäler, Auen und Gebirg', 15
Bis hinten unersteigbar hoch das Eis
Der Gletscher glänzt in kalter Majestät.
Aus Klüften stürzten Ströme wild herab,
Felsen zerreißend. Tief im Hain erscholl
Das Kampfgeschrei der Männer und des Uhrs, 20
Geschrei der Weiber und Gefangenen.
Aus Höhlen zischten Drachen; am Altar
Floß Menschenblut dem Wodan. Oede lag
Das Feld umher in trägem Sumpf und Moor.
Der armen Hütte ärmste Nothdurft ward 25
Von hart gehaltnen Knechten arm bestellt. —
Da wagten aus entfernten Landen sich
Von Gott erweckte Männer in das Graun
Der alten Nacht, durchwanderten das Land,
Arm, einsam unbekannt, verfolget. Da 30
Versuchte sich Beatus übern See;
Der ungestüme schwieg vor ihm. Er trat
Vor eines Drachen Kluft; der Drach entfloh,
Und ließ die Höhle jetzt zur Wohnung ihm
Und seinem Freund Achates. — Lucius, 35
Aus Königsstamm und jetzt ein Wanderer,
Zwang Auerstier' ins Joch; und Fridolin
Bracht' aus der Gruft den Todten vor Gericht
Mit ihm zu zeugen.
Dann verschaffete 40
Der Orden Benedikts der Sonne Raum,
Die Erde zu erwärmen. Wessen Hand
Hat diesen Fels durchbrochen? diesen Wald
Gelichtet? jenen feuchschwangern Pfuhl
Umdämmt, und ausgehackt die Wurzelknoten 45
Der ew'gen Eichen? Wer hat dieses Moor
Zum Garten umgeschaffen, daß in ihm
Italien, und Hellas, Asien
Und Afrika jetzt blühet? War es nicht
Gottsel'ger Mönche emsig harte Hand? 50
Und wie den Boden, so durchpflügeten
Sie wildre Menschenseelen. Manchen Uhr
Belegt' ein Heil'ger mit dem sanften Joch
Des Glaubens. Mancher Drache flog, besprochen
Vom mächt'gen Wort, laut zischend in die Luft 55
Zur Ruh der ganzen Gegend. Leo ging
Dem Attila und manchem Geiselaar,

Und Gibich, Godemar und Gunthar ging
Ein Bischof fromm entgegen, sprach mit ihm
60 So lange, bis der Dämon von ihm floh;
Die freche, starre Geißel Gottes ward
Um's heil'ge Kreuz gewunden. Billigkeit
Und Milde trat im schlichten Mönchsgewand,
Im Waldeskittel, wie im Priesterschmuck,
65 Hin vor den Thron und in's Gewühl der Schlacht,
Trat zwischen die Zweikämpfer, in den Rath
Der Ritter, und in's Haus- und Brautgemach,
Versöhnend, schlichtend, sanft verständigend.
Dem Knecht entfiel die Kette. Menschenkauf
70 Und Menschendiebstahl traf des Bannes Fluch. —
Wie Tempel und Altar, so ward auch Herd
Und Eh' befriedigt. Gedrückte wallten
Zur Stätte des Erbarmens. Hungernde,
Verfolgte, Kranke flohn zum heil'gen Raum,
75 Erflehend Gottes Frieden, der am Bett
Der Sterbenden, in Aufruhr, Pest und Noth
Erquickte, linderte, beruhigte.
Weß ist der Erdenraum? Des Fleißigen.
Weß ist die Herrschaft? Des Verständigen.
80 Weß sei die Macht? Wir wünschen Alle, nur
Des Gütigen, des Milden. Rach' und Wuth
Verzehrt sich selber. Der Friedselige
Bleibt und errettet. Nur der Weisere
Soll unser Vormund sein. Die Kette ziemt
85 Den Menschen nicht und minder noch das Schwert.
Der Allemannen Sitten und Gespräch
Sind nicht die besten Sitten. Das Gespräch
Von Bärenbraten, Auerochsenjagd
Und Weiberjagd und Mähr' und Hunden — Doch
90 Genug, o Muse, lieber sage mir
Von Columban und Gallus, was du weißt.

* * *

Verklungen war die Harfe Ossians
Im fernen West, auf jenen Eilanden
Des sanften Galen-Stammes: Fingal lag
95 Im Grab und schwebte nur in Wolken noch.
Was tönet jetzt aus neuen Wölbungen
Dort für ein andrer Klang? Nicht Ossians
Gesänge mehr; sie singen Davids Psalmen
Im feierlichen düstern Jubelchor.
100 Der Strom der Zeiten ändert seinen Lauf,
Und bleibt derselbe. Die zu Schlachten einst,
Zu Rettungen auf ferne Küsten zogen,
Errettend ziehn sie jetzt zu stillen Siegen aus.
„Laß' mich, o heil'ger Vater (also sprach
105 Zu Comogellus Columban) laß' mich
Mit meinen zwölf Gefährten über Meer
Und Land hinziehen, zu besänftigen die Welt."
Er zog mit seinen Freunden über Land
Und Meer, bis er des Frankenkönigs Herz
110 Gewann. „Erwähle Dir" sprach Siegbert,
„In meinem Reich zu wohnen, wo Du willst."
In einer Wüste des Vogesischen
Gebirges fanden sie ein warmes Bad.
Sie bauten sich in alten Mauern an,
115 Hier Menschen zu erquicken Leib und Geist.
Und viele Kranke walleten zu ihnen;
An Leib und Geist geneset kehrten sie
Zurück. Auch der Burgunderkönig kam,
Und bat den heil'gen Mann um Lehr' und Rath.
120 „Thu' Deinen Aussatz von Dir, König!" sprach
Sanct Columban, „und nimm ein ehlich Weib,
Zur Ehre Dir und Deinem Land und Stamm;
Von Deiner Unzucht wasch', o König, Dich."
Brunhilde, Königs Mutter, hörte das;
125 Herrschsüchtig, scheut sie eine Königin,
Und haßte Columban. Er ward verbannt
Aus seiner Zelle und aus Siegberts Reich.
Jedoch die Meeresfluth empörte sich,
Und bracht' ihn wieder an den Strand. Er ging
130 Mit seinen Freunden bis zur Limmat hin,
Gen Arbon und hinüber nach Bregenz.
Sie lehrten unermüdet, litten viel
Vom wilden Volk; (noch lehrt uns Columban
In seinen Schriften) bis er, ausgestoßen,
135 Die Alp' hinüber ging zur Lombardei.
Zu Füßen fiel ihm Gallus: „Laß mich hier
Zurück, den Sterbendkranken." — Columban,
Unwillig zwar, jedoch mitleidend ließ
Ihm Magnoald und Dietrich auch zurück.
140 Erhebe Dich, Gesang, vom Bodensee
Zu jenen schönen Höhen, die uns einst
In heil'gen Zellen das Verlorene
Bewahrten, das noch jetzt die Welt belehrt.
„In jenem Walde dort, ob dieser Burg,
145 Dort wo die Steinach aus dem Felsen springt,"
Sprach Hildebald, „ist eine Ebene;
Dahinten steigen Berge hoch empor."
„Nur ist Gefahr an diesem wilden Ort;
Denn Wolf und Bär kommt sich zu laben da!"
150 „Ist Gott mit uns, was thut uns Wolf und Bär?"
Sprach Gallus, „Morgen, Brüder, ziehn wir hin!
Und keine Speise kommt mir in den Mund,
Bis ich die Stätte meiner Rast erseh'!"
So sprach der achtzigjähr'ge Greis und zog,
155 Besah das Land umher und betete.
Er pflanzte einen Haselstecken statt
Des Kreuzes hin, und lebte wirksam dort
Mit seinen Brüdern Mang und Dietrich, trieb
Die Teufel heulend aus der Wüstenei.
160 Er segnete den Bär und Wolf hinweg;
Die Schlange floh; er baute seine Zell'
In's Nest der Schlangen, und die Ebne ward
Ein Garten, fischreich, fruchtreich, segensvoll.
Hier lebte Gall, verschmähend allen Reiz
165 Der Kirchenehren, wirkend weit umher
Mit Hülf' und Trost: es flohen vor ihm Leid
Und Krankheit, Leibes- und der Seelen Schmerz.
Die schöne Wüste schenkt' der König ihm;
Dann bauet' er mit seinen Freunden dort
170 Ein Tempelhaus; der Heilige entschlief,
In Freundes Arm, ein fünf und neunzigjähr'ger Greis.
In seiner Zelle folgt' ihm Mang, sein Freund.
Nach funfzig Jahren stand ein Kloster hier
Und eine Bücherei. Mit Danke nenn'
175 Ich Ottmar, Waldo, Gottbert, Hartmuth, Grimmwald,
Der Bücher, Armen, und der Schulen Väter.
Wer an Valerius und Cicero,
Lukrez und Silius, Quintilian,
Sallust und Ammian, Manilius
180 Und Columella sich erfreut; der sage
Sanct Gall und Mang und allen Schotten Dank,

Die scotice mit altem Bardenfleiß
Die Bücher schrieben und bewahreten.
Es lebe Benedictus und Sanct Maur,
185 Und wer uns je was Schönes aufbewahrt.
* * *
Der Helden Fußtritt ist mit Blut gefärbt;
Bekehrungskolonien gehen oft
In Staatslist über. Gute Galen, Euch,
Die bis gen Lappland, bis zur Lombardei
190 Die Völker lehrten, Bücher sicherten,
Nachkommen Euch des menschlichsten der Helden,
Des menschlichsten der Sänger Ruhm und Dank!

LI. Christenfreude.

Bruder Leo und Franciscus gingen
In den Pflichten ihres strengen Ordens
Ueber das Gebirge. Schneidend wehte
Um und um sie Hauch des kalten Winters.
5 Und ihr Ordenskleid war kahl; die Kutte
Deckt' ihr nacktes Haupt nur dünn und kärglich.
„Bruder Leo," rief Franciscus, „höre!
Stehe still!
Wenn hinter uns die Menge
10 An uns winket: „Siehe da die Säulen
Aller Christenheit! der Erden Sterne!" —
Und der Ruf uns gegen Ost und Abend,
Nord und Süd auf seinen Flügeln träget,
Daß, wohin wir kommen, Städt' und Dörfer
15 Helle Haufen uns entgegen senden,
Die uns grüßen, uns Erquickung reichen,
Knieend unsern Segen sich erflehen,
Und darüber unser Herz frohlocket —
Bruder Leo, das ist nicht die Freude,
20 Echte, wahre Christenfreude nicht."
Weiter gingen sie; der Hauch des Winters
Wehete gelinder, und Franciscus
Redet fort: „Wenn vor dem hohen Pulte
Des berühmtesten, des vollsten Tempels
25 Zehen Tausend um uns stehn und horchen
Auf die Sprüche unsrer Weisheit, saugen
Durstend ein den Odem unsrer Lippe;
Wenn wir Herzen spalten, führen Seelen,
Tausend Seelen im Triumph gefangen,
30 Daß, berauschet auf des Wohllauts Strömen,
Jedes Ohr dahin schwimmt, und die Augen
Süße Bäche weinen; Seufzer steigen
Zu uns auf, ein süßer, süßer Weihrauch —
Und uns dann der Busen voller schläget,
35 Unser Mund frohlockender ertönet —
Bruder Leo, das ist nicht die Freude,
Echte, wahre Christenfreude nicht."
Als sie weiter kamen, in die schöne
Reich bewohnte Ebne, sprach Franciscus:
40 „Wüßten wir die Sprachen aller Völker,
Die Geheimnisse in Erd' und Himmel,
Kenneten den Weg der Vögel, Fische,
Thier' und Menschen, selber auch der Sterne;
Bruder Leo wüßte jede Zukunft,
45 Die auch, die, sein könnend, doch nicht sein wird —
Und wir aller Menschenherzen Tiefen,
Jeden Abgrund der Gewissen sähen,
Und sie wie Allmächtige beherrschten,
Wenn darüber unser Herz frohlockte —"
50 Indeß hatte sich das Volk in Haufen
Schon gesammelt und begehrte Wunder.
„Bruder, wenn uns Gott nun Wunder gäbe,
Wunder, selbst den Satan zu entwaffnen,
Kräfte diesem Tauben, jenem Stummen,
55 Blinden, Lahmen, Ohr und Zung' und Auge,
Hand und Fuß zu geben; der verwesten
Menschenasche neue Lebensfunken." —
Leo fiel ihm ein: „O guter Vater,
Warum sprichst Du also? Oeffne lieber,
60 Oeffne mir der wahren Freude Quell."
Sprach Franciscus: „Als vor jener Hütte,
Der wir Segen brachten, uns der Pförtner
Halbgesehn, die Pforte kaum eröffnet,
Drohend fortwies, und uns heil'ge Lügner,
65 Uns Verräther schalt und schloß die Thür zu —
Wenn wir da, als hätt' er uns mit warmem,
Mildem Bad erquickt, den Gruß annahmen,
Und uns freuten und in Windes Pfeifen
Auf dem harten Stein, auf jenem Berge
70 Ruheten, als lägen wir auf Rosen,
Und der Schnee uns wie mit Rosen deckte;
Wir besprachen uns, wie wir dem Feinde
Wohlthun könnten, ihn mit Segen lohnen —
Bruder Leo, war uns das nicht Freude?"
75 „Himmelsfreude war es, o Franciscus!"
„Jener Jünger, den als Kind wir liebten,
Dieser Freund, dem wir das Herz vertrauten,
Jener Fremdling, dem wir Gut und Leben,
Glück und Wohlsein gaben, wenn der Eine
80 Bitter uns nun hasset, und der Andre
Das Geheimniß unsres Herzens ausstößt,
Vollgemischt mit Lügen, und der Dritte
In's Gesicht uns speit und schlägt uns blutig,
Schneidet uns mit Waffen unsrer Güte
85 Tief in's Herz, daß unsrer Eigenliebe
Feinster Nerv erbebt, und alle Buben
Ueber uns frohlocken; und wir dennoch
Unsre Güte nicht bereuen, fröhlich
Uns zu neuer größrer Güte rüsten,
90 Und uns in den Spott als Purpur kleiden,
In die Dornenkron', als wär' es Lorbeer,
Den Verräther mit dem Kuß der Liebe
Segnen, und uns freun der Ehren Christus —
Bruder Leo, das ist Christenfreude!"
95 „Himmelsfreude," sprach er, „o Franciscus!"
„Sieh, wir gehen jetzt in die Versammlung
Unsrer Brüder, wohin sie mich luden,
Daß ich ihnen meinen Rath ertheile.
Wenn ich rede, was das Herz mir eingibt,
100 Und sie alle wider mich dann aufstehn,
Rufend: „Nein! wir wollen nicht, daß Dieser,
Ein Unwissender, ein Unerfahrner,
Ueber uns gebiet'!" und mit Verachtung,
Hassend mich aus ihrer Mitte stoßen,
105 Und vor aller Welt mich schmähn und lästern; —
Wenn ich dann nicht, als ob sie mit hohen
Ehren mich empfingen und lobpriesen,
Ihren Spott in höchster Ruh' ertrüge;
Heiter im Gemüth, mit frohem Antlitz,
110 Willig, ihnen jedes bittre Unrecht
Mit demüth'ger Liebe zu vergelten,
Bruder Leo, so bin ich des Ordens,
Den ich Christo stiftete, nicht würdig."

LII. Tödten und Lebendigmachen.

„Ertödten will ich diesen wilden Stier
Mit Einem Wort, das leise ich in's Ohr
Ihm sage." Also sprach der Zaubrer Jambres

Vor einem Heidenrichter; „Dieses sei
5 Beweis für meinen Glauben, gegen Jenen,
Der mir vorüber steht." —
Er holte muthig
Den wilden Stier herbei, der bäumte sich
Und stieß mit seinen Hörnern. Leise sprach
10 Der Zauberer sein Wort ihm in das Ohr;
Mit lautem Brüllen sank das Thier darnieder.
Ihm gegenüber stand der Christ und sprach:
„Ertödten konntest Du mit gift'gem Hauch;
Doch kannst Du auch, was todt ist, auferwecken?
15 Denn also steht geschrieben: „Der bin Ich,
Der tödten und lebendig machen kann!"
Noch mehr als dieß; er kann das Wilde zähmen."
Darnieder fiel er, betend: „Höre, Herr!
Nicht Wunder fleh' ich; Deine heilige
20 Religion bedarf der Wunder nicht;
Ich fleh' und bete um das innre Zeichen,
Wozu sie ist? Ertheil' es gnädig mir!"
Auf stand er froh, getrost und heiter, sprach
Den heil'gen Namen laut hin über'm Todten;
25 Der regte sich. Geschwind ergoß der Strom
Des Lebens sich in Ader, Nerv' und Bein;
Ein wundervoller Strom. Der wilde Stier
Erstand gezähmt und schaute mild umher,
Er nahte sich dem Christen, seinem Herrn,
30 Ihm willig folgend.
Nicht ertödten soll
Religion; das Todte neu beleben,
Das Wilde zähmen, soll und kann nur sie.
Dieß ist das innere, fortwährende,
35 Das wahre Zeichen ihrer Göttlichkeit.

LIII. Die Orgel.

O sagt mir an, wer diesen Wunderbau
Voll Stimmen alles Lebenden erfand?
Den Tempel, der, von Gottes Hauch beseelt,
Der tiefsten Wehmuth herzerschütternde
5 Gewalt mit leisem Klageflötenton
Und Jubel, Cymbeln und Schalmeienklang,
Mit Kriegstrommetenhall und mit dem Ruf
Der siegenden Posaune kühn verband.
Vom leichten Hirtenrohre stieg der Schall
10 Zum Paukendonner und der weckenden
Gerichtstrommet. Es stürzen Gräber! Horch,
Die Todten regen sich! —
Wie schwebet jetzt
Der Ton auf aller Schöpfung Fittigen
15 Erwartend. Und die Lüfte rauschen. Hört,
Jehovah kommt! Er kommt! sein Donner ruft! —
In sanft anwehendem beseelten Ton
Der Menschenstimme spricht der Gütige
Anjetzt; das bange Herz antwortet ihm. —
20 Bis alle Stimmen nun und Seelen sich
Zum Himmel heben, auf der Wolke ruhn —
Ein Hallelujah! — Betet, betet an!
Apoll erfand die Cither, Maja's Sohn
Bespannete die Lyra; Pan erfand
25 Die Flöte; wer war dieser mächt'ge Pan,
Der aller Schöpfung Odem hier vereint?

* * *

Cäcilia, die edle Römerin,
Verschmähete der weichen Saite Klang,
In ihrem Herzen betend: „Wäre mir
30 Gewährt, den Lobgesang zu hören, den
Die Knaben sangen in des Feuers Gluth,
Das Lied der Schöpfung!"
Da berührt' ihr Ohr
Ein Engel, der ihr sichtbar oft erschien,
35 Der Betenden. Entzücket hörte sie
Das Lied der Schöpfung. Sterne, Sonn' und Mond
Und Licht und Finsterniß, und Tag und Nacht,
Die Jahreszeiten, Winde, Frost und Sturm,
Und Thau und Regen, Reif und Eis und Schnee
40 Und Berg und Thal in ihrem Frühlingsschmuck,
Und Quellen, Ström' und Meere, Fels und Wald,
Und alle Vögel in den Lüften, was
Auf Erden Odem hat, lobpries den Herrn,
Den Heiligen, den Gütigen.
45 Sie sank
Anbetend nieder: „Würd', o Engel, mir
Ein Nachhall dieses Liedes!" —
Eilig ging
Er hin zum Künstler, den Bezaleels
50 Geweihter Geist belebte, gab ihm Maß
Und Zahl in seine Hand. Es stieg ein Bau
Der Harmonien auf! Das Gloria
Der Engel tönt'; einmüthig stimmete
Die Christenheit ihr hohes Credo an,
55 Der Seelen große Gottvereinigung.
Und als beim Sakrament das Heilige:
Er kommt! Gesegnet der da kommt! erscholl,
Hernieder ließen sich die Seligen,
Und nahmen an — der Andacht Opfer. Erd'
60 Und Himmel ward ein Chor: den Bösewicht
Erschüttert an des Tempels Pforte schon
Die Tuba, die den Tag des Zorns erklang. —
Mit allen Christenherzen freute sich
Cäcilia, genießend, was das Herz
65 Der Betenden verlanget, Einigung
Der Seel' und Herzen; Christvereinigung.
„Wie nenn' ich," sprach sie, „den vielarm'gen Strom,
Der uns ergreift, und in das weite Meer
Der Ewigkeiten träget?" „Nenne," sprach
70 Der Engel, „es, was Du Dir wünschetest,
Organ des Geistes, der in Allem schläft,
Der aller Völker Herzen reget, der
Anstimmen wird der ew'gen Schöpfung Lied,
Im reichsten Labyrinth die volleste
75 Vereinigung; der Andacht Organum."

LIV. Die wiedergefundenen Söhne.

1. Was die Schickung schickt, ertrage;
Wer ausharret, wird gekrönt.
Reichlich weiß sie zu vergelten,
Herrlich lohnt sie stillen Sinn.
Tapfer ist der Löwensieger,
Tapfer ist der Weltbezwinger,
Tapfrer, wer sich selbst bezwang.
2. Placidus, ein edler Feldherr,
Reich an Tugend und Verdienst,
Beistand war er jedem Armen,
Unterdrückten half er auf.
Wie er einst den Feind bezwungen,
Wie er einst das Reich gerettet,
Rettet' er, wer zu ihm floh.
3. Aber ihn verfolgt' das Schicksal,

Armuth und der Bösen Neid.
„Laß dem Neid uns und der Armuth
Still entgehn!" sprach Placidus.
„Auf! laß uns dem Fleiße dienen!
(Sprach sein Weib,) und gute Knaben,
Tapfre Knaben, folget uns."
4. Also gingen sie; im Walde
Traf sie eine Räuberschar,
Trennen Vater, Mutter, Kinder —
Lange sucht der Held sie auf.
„Placidus, (rief eine Stimme
Ihm im hochbeherzten Busen,)
Dulde Dich, Du findest sie."
5. Und er kam vor eine Hütte;
„Kehre, Wandrer, bei mir ein,
(Sprach der Landmann) Du bist traurig;
Auf! und fasse neuen Muth.
Wen das Schicksal drückt, den liebt es,
Wem's entzieht, dem will's vergelten,
Wer die Zeit erharret, siegt."
6. Und er ward des Mannes Gärtner,
Dient' ihm unerkannt und treu,
Pflegend tief in seinem Herzen
Eine bittre Frucht, Geduld.
„Placidus, (rief eine Stimme
Ihm in tief bedrängten Busen,)
Dulde Dich, Du findest sie."
7. So verstrichen Jahr' auf Jahre,
Bis ein wilder Krieg entsprang.
„Wo ist Placidus, mein Feldherr,
(Sprach der Kaiser,) suchet ihn."
Und man sucht' ihn nicht vergebens;
Denn die Prüfzeit war vorüber,
Und des Schicksals Stunde schlug.
8. Zweene seiner alten Diener
Kamen vor der Hütte Thür,
Sahn den Gärtner und erkannten
An der Narb' ihn im Gesicht,
An der Narbe, die dem Feldherrn,
Statt der Schätze, statt der Lorbeern,
Einzig blieb als Ehrenmahl.
9. Alsobald ward er gerufen;
Es erjauchzt das ganze Heer.
Vor ihm ging der Feinde Schrecken,
Ihm zur Seite Sieg und Ruhm.
Stillen Sinns nahm Er den Palmzweig,
Gab die Lorbeern seinen Treuen,
Seinen Tapferſten im Heer.
10. Als nach ausgefocht'nem Kriege
Jetzt der Siegestanz begann,
Drängt mit zween seiner Helden
Eine Mutter sich hervor.
„Vater, nimm hier Deine Kinder!
Feldherr, sieh hier Deine Söhne,
Mich, Dein Weib, Eugenia."
11. „Wie die Löwin ihre Jungen
Jagt' ich sie den Räubern ab.
Nachbarlich in dieser Hütte,
(Komm' und schau!) erzog ich sie.
Glaubte Dich uns längst verloren;
Deine Söhne mir statt Deiner,
Deiner werth erzog ich sie."
12. „Als die Post erscholl vom Kriege
Rufend Deinen Namen aus,
Auferweckt vom Todtentraume
Rüstet' ich die Jünglinge.
„Zieht! verdienet Euren Vater!
„Streitet unerkannt und werbet,
„Werdet Eures Vaters werth."
13. „Und ich seh', sie tragen Kränze,
Ehrenkränze Dir zum Ruhm,
Die Du unerkannt den Söhnen,
Nicht als Söhnen, zuerkannt.
Vater, nimm jetzt Deine Kinder,
Feldherr, sieh hier Deine Söhne
Und Dein Weib Eugenia."
14. Was die Schickung schickt, ertrage.
Wer ausharret, wird gekrönt.
Placidus, der stillgesinnte,
Lebet noch in Hymnen jetzt;
Christlich wandt' er seinen Namen,
Seinen Namen nennt die Kirche
Preisend Sanct Eustachius.

LV. Der Schiffbruch.

Mitten in des Weltmeers wilden Wellen
Scheiterte das Schiff. Die Edlen retten
Sich im Fahrzeug: „Wo ist Don Alonso?"
Riefen sie. (Er war des Schiffes Priester.)
„Reiset wohl, Ihr Freunde meines Lebens, 5
Bruder, Oheim! (sprach er von dem Borde.)
Meine Pflicht beginnt; die Eure endet."
Und er eilt' hinunter in des Schiffes
Kammern, seine Sterbenden zu trösten,
Höret ihre Sünden, ihre Buße, 10
Ihr Gebet, und wehret der Verzweiflung,
Labet sie, und geht mit ihnen unter.

* * *

Welch ein Geist war größer? Jenes Cato,
Der im Zorne sich die Wunden aufriß;
Oder dieses Priesters, der, den Pflichten
Seines Amtes treu, im Meer ersinket?

LVI. Das Ich.

Willst Du zur Ruhe kommen, flieh', o Freund
Die ärgste Feindin, die Persönlichkeit.
Sie täuschet Dich mit Nebelträumen, engt
Dir Geist und Herz, und quält mit Sorgen Dich,
Vergiftet Dir das Blut und raubet Dir 5
Den freien Athem, daß Du, in Dir selbst
Verdorrend dumpf erstickst von eigner Luft.
Sag' an: was ist in Dir Persönlichkeit?
Als in der Mutter Schooß von zweien Du
Das Leben nahmst, und, unbewußt Dir selbst 10
An fremdem Herzen, eine Pflanze, hingst,
Zum Thier gediehest, und ein Menschenkind
(So saget man) die Welt erblicktest; Du
Erblicktest sie noch nicht; sie sahe Dich,
Von Deiner Mutter lange noch ein Theil, 15
Der ihren Athem, ihre Küsse trank,
Und an dem Lebensquell, an ihrer Brust
Empfindung lernete. Sie trennte Dich
Allmählich von der Mutter, eignete
In tausend der Gestalten Dir sich zu, 20
In tausend der Gefühle Dich ihr zu,
Den immer Neuen, immer Wechselnden.
Wie wuchs das Kind? Es strebte Fuß und Hand,
Und Ohr und Auge spähend immer neu
Zu formen sich. Und so gediehest Du 25
Zum Knaben, Jünglinge, zum Mann und Greis.
Im Jünglinge, was war vom Kinde noch?

Was war im Knaben schon vom Greis und Mann?
Mit jedem Alter tauschtest Du dich um;
30 Kein Theil des Körpers war derselbe mehr.
Du täuschtest Dich mit Dir; Dein Spiegel selbst
Enthüllte Dir ein andres, neues Bild.
Verlangtest Du, ein Jüngling, nach der Brust
Der Mutter? Als die Liebe Dich ergriff,
35 Sahst Du die Braut wie Deine Schwester an?
Und als der Traum der Ehre fort Dich riß,
Verlangtest in die Windeln Du zurück?
Schmeckt Dir die Zuckerbirne, wie sie Dir,
Dem Kinde, schmeckte? Und die innre Welt
40 Der Regungen, der lichten Phantasei,
Des Anblicks aller Dinge, ist sie noch
Dieselbe Dir, wie sie dem Knaben war?
Ermanne Dich. Das Leben ist ein Strom
Von wechselnden Gestalten. Welle treibt
45 Die Welle, die sie hebet und begräbt.
Derselbe Strom, und keinen Augenblick
An keinem Ort, in keinem Tropfen mehr
Derselbe, von der Quelle bis zum Meer.
Und solch ein Trugbild soll Dir Grundgebäu
50 Von Deiner Pflicht und Hoffnung, Deinem Glück
Und Unglück sein? Auf einen Schatten willst
Du stützen Dich? und einer Wahngestalt
Gedanken, Wirkung, Zweck des Lebens weihn?
Ermanne Dich. Nein, Du gehörst nicht Dir;
55 Dem großen, guten All gehörest Du.
Du hast von ihm empfangen und empfängst;
Du mußt ihm geben, nicht das Deine nur,
Dich selbst, Dich selbst; denn sieh Du liegst, ein Kind,
Ein ewig Kind, an dieser Mutter Brust,
60 Und hangst an ihrem Herzen. Abgetrennt
Von allem Lebenden, was Dich umgab,
Und noch umgibt, Dich nähret und erquickt,
Was wärest Du? Kein Ich. Ein jeder Tropf'
In Deinem Lebenssaft; in Deinem Blut
65 Ein jedes Kügelchen, in Deinem Geist
Und Herzen jeder regende Gedank',
Und Fertigkeit, Gewöhnung, Schluß und That;
(Ein Triebwerk, das Du übend selbst nicht kennst,)
Jedwedes Wort der Lippe, jeder Zug
70 Des Angesichtes ist ein fremdes Gut,
Dir angeeignet, doch nur zum Gebrauch.
So, immer wechselnd, stets verändert schleicht
Der Eigner fremden Gutes durch die Welt.
Er leget Kleider und Gewohnheit ab,
75 Verändert Sprache, Sitten, Meinungen,
Wie sie der Zeiten rastlos geh'nder Schritt
Ihm aufdringt, wie die große Mutter ihm
In ihrem Schooße bildet Herz und Haupt.
Was ist von Deinen zehen tausenden
80 Gedanken Dein? Das Reich der Genien,
Ein großer untheilbarer Ocean,
Als Strom und Tropfe floß er auch in Dich
Und bildete Dein Eigenstes. Was ist
Von Deinen zehen-zehen tausenden
85 Empfindungen das Deine? Lieb' und Noth,
Nachahmung und Gewohnheit, Zeit und Raum,
Verdruß und Langeweile haben Dir
Es angeformt und angegossen, daß
In Deinem Keim Du neu es formen sollst
90 Für's Große, Gute, ja für's beßre All. —
Dahin strebt jegliche Begier; dahin
Jedweder Trieb der lebenden Natur,
Verlangen, Wunsch und Sehnen, Thätigkeit,
Und Neugier, und Bewunderung, und Braut-
Und Mutterliebe. Daß vom innern Keim 95
Die Knospe sich zur Blum' entfalt' und einst
Die Blum' in tausend Früchten wiederblüh'.
Den großen Wandelgang des ew'gen Alls
Befördert Luft und Sonne, Nacht und Tag.
Das Ich erstirbt, damit das Ganze sei. — — 100
Was ist's, das Du mit Deinem armen Ich
Der Nachwelt hinterlässest? Deinen Namen?
Und hieß er Raphael; an Raphaels
Gemälden selbst vergess' ich gern den Mann,
Und ruf' entzückt: ein Engel hat's gemalt. 105
Dein Ich? Wie lange kann und wird es dann
Die Nachwelt nennen? Und am Namen liegt's?
So nennet sie mit Dir auch Mävius,
Und Bavus, Stax und Nero-Herostrat.
Nur wenn uneingedenk des engen Ichs 110
Dein Geist in allen Seelen lebt, Dein Herz
In tausend Herzen schläget; dann bist Du
Ein Ewiger, Allwirkender, ein Gott,
Und auch, wie Gott, unsichtbarnamenlos.
Persönlichkeit, die man den Werken eindrückt, 115
Die kleinliche, vertilgt im besten Werk
Den allgemeinen ew'gen Genius,
Das große Leben der Unsterblichkeit.
So lasset denn im Wirken und Gemüth
Das Ich uns mildern, daß das beßre Du, 120
Und Er und Wir und Ihr und Sie es sanft
Auslöschen, und uns von der bösen Unart
Des harten Ich unmerklichsanft befrein.
In allen Pflichten sei uns erste Pflicht
Vergessenheit sein selber! So geräth 125
Uns unser Werk, und süß ist jede That,
Die uns dem trägen Stolz entnimmt, uns frei
Und groß und ewig und allwirkend macht.
Verschlungen in ein weites Labyrinth
Der Sterbenden, sei unser Geist ein Ton 130
Im Chorgesang der Schöpfung, unser Herz
Ein lebend Rad im Werke der Natur.
Wenn einst mein Genius die Fackel senkt,
So bitt' ich ihn vielleicht um Manches, nur
Nicht um mein Ich. Was schenkt er mir damit? 135
Das Kind? den Jüngling? oder gar den Greis?
Verblühet sind sie, und ich trinke froh
Die Schale Lethens. Mein Elysium
Soll kein vergangner Traum von Mißgeschick
Und kleinem krüpplichten Verdienst entweihn. 140
Den Göttern weih' ich mich, wie Decius,
Mit tiefem Dank und unermeßlichem
Vertrauen auf die reich belohnende,
Vielkeimige, verjüngende Natur.
Ich hab' ihr wahrlich etwas Kleineres 145
Zu geben nicht, als was sie selbst mir gab,
Und ich von ihr erwarb, mein armes Ich.

LVII. Selbst.

Vergiß Dein Ich; Dich selbst verliere nie.
Nichts Größres konnt' aus ihrem Herzen Dir
Die reiche Gottheit geben, als Dich selbst.
Was an der Mutter Brust, was an der Brust
Der großen Mutter, der belebenden 5
Natur von Elementen in Dich floß,

Luft, Aether, Speis' und Trank, und Regung, Bild,
Gedank' und Phantasei, bist Du nicht Selbst.
Du selbst bist, was aus Allem Du Dir schufst
10 Und bildetest und wardst und jetzo bist,
Dir bist, Dein Schöpfer selbst und Dein Geschöpf.
Nicht was Du siehest; (auch das Thier bemerkt)
Nicht was Du hörest; (auch das Thier vernimmt)
Nicht was Du lernest, (auch der Rabe lernt)
15 Was Du verstehest und begreifst; die Macht,
Die in Dir wirkt; die innre Seherin,
Die aus der Vorwelt sich die Nachwelt schafft;
Die Ordnerin, die aus Verwirrungen
Entwirrend webt den Knäuel der Natur
20 Zum schönen Teppich in und außer Dir;
Das bist Du selbst; die Gottheit ist's, wie Du.
„Die Gottheit?" Ja! denn denke, denke Dir
Der Wesen Chaos ohne Sinn und Geist,
Ohn' einen Allerfüllenden, der Sich
25 Und Allem Regel ist; gedenke Dir
Den großen Unsinn der sinnreichesten
Natur, und stürz' unsinnig Dich hinab
In's öde Chaos, das sich selbst nicht kennt:
Denn wärest Du, wenn's nirgend ist, ein Selbst?
30 Zurück in Dich? In Deinem innersten
Bewußtsein lebt ein sprechender Beweis
Vom höchsten Allbewußtsein. — Sei ein Thier,
Verliere Dich; und wunderst Dich, o Thor,
Daß Du die Gottheit mit Dir selbst verlorst?
35 „Der Wesen Harmonie!" — Ein leeres Wort,
Ohn' einen Hörer. Höre Du sie tief
In Deinem Herzen, und es nennt Dein Herz
In tiefster Stille mit dem vollen Chor
Der Welten Ihn, das höchste Selbst, den Sinn
40 Und Geist, das Wesen aller Wesen, Gott.
Wohlauf! In Deinem Innern baue dann
Der Gottheit einen Tempel, wo sie gern
Mittheilend wohnt. In ihm erschallet laut
Und leise jener Wahrheit Stimme, die
45 Der Wesen Selbst ist. Auf! Erkenne sie,
Sei Priester dieser Wahrheit, diene Ihr
Am heiligsten Altar, und ehre Dich,
Und pfleg' in Dir Dein göttlich Selbst, Vernunft.
Die häßliche Gestalt, die schaudernd Du
50 Im Spiegel Deines Lebens an Dir siehst,
Die Furie, die Dich zu Neid und Haß
Und Eitelkeit anregte, sie, die Dich
Von Deinen Liebsten trennete, und schloß
Mit Eisen Dir das freundlichste Gemüth;
55 Sie war nicht Du; die ärgste Feindin Dir,
Dich selbst Dir raubend. Hemmte sie Dir nicht
Dein Fröhlichstes, das Wirken? stellte Dir,
Dem Stolzen, größern Stolz entgegen, der,
Dich überwältigend, erbitterte,
60 Daß Deine schönsten Früchte Du mit Gift
Anhauchtest statt des süßen Wohlgeruchs;
Entzweiete Dich mit Dir selbst und schuf
Zur Truggestalt Dich Dir, die außenher
Du suchetest und liebtest, und nur sie
65 Begehrend, Dich, Dich in Dir selbst verlorst.
Betrogener Narcissus, bist denn Du,
Was Du im Quell anlächelst? Sehnsuchtvoll
In allen Spiegeln suchst? dem Echo selbst
Abzwingest? Ist Dein Schatte mehr als Du?
Und wunderst Du Dich, der vom ärgsten Gift, 70
Dem eignen ausgehauchten Athem lebt,
Wenn er von andrer Munde wiederkehrt, —
Du wunderst Dich, daß Du zum Schatten wirst,
Zum trocknen Quell, zum Grabe Deiner selbst,
Zur Puppe; spieltest Du mit Dir nicht stets? 75
Wer sich verlor, was hätt' er ohne Sich?
Was in dem Herzen Andrer von uns lebt,
Ist unser wahrestes und tiefstes Selbst.
Was mit der weiten Welt uns einet, was
Uns innren Frieden schafft im Sturm der Zeit, 80
Uns Frevel übersehn, vergessen lehrt,
Und mild' erkläret, wie denn und woher
Der Thor ein Thor sei? ist ein großes Selbst.
Was ungereizt von außen unser Herz
Aufregt und hoch erhebt; es spannet uns 85
Die Flügel weit und hält sie, daß im Sturm
Sie über Lüften, wie im Neste, ruhn,
Und frischer aufwärts schlagen, was in Ruh'
Geschäftig macht und innrer Kräfte voll
Des äußern Danks sich wundert, wenn am Ziel, 90
Am Ziel der Laufbahn nur sein Auge weilt,
Wer ist's? ein überschwenglichgroßes Selbst.
Wer Tausende in seinem Busen trägt,
Sich ihrer Noth erbarmend; Finsterniß
Zu Lichte schafft, und träget in sich selbst 95
Die große Regel aller Seligkeit:
„Was Du nicht willst, daß Dir geschehe, thu'
Auch Andern nicht; was Du willt, thu' zuerst."
Und hat Gefühl und Kraft, ein Menschengott,
Nur Göttliches zu wollen und zu thun; 100
Wer ist es? ein allmächtiggutes Selbst.
Talent ist nicht der Mann. Die Spinne webt;
Die Wespe, wie die Biene, baut (der Trieb
Zur Kunst ist bei Insekten). Wähne nicht,
Daß, was die Säng'rin singet, sie empfand; 105
Daß, was der Spieler spielet, er auch sei.
Ein Feiger schleicht, ein Schatte, durch die Welt;
Der Thor vergeudet sich; der Weichling zieht
Und schmeichelt sich hindurch; der Schwache bebt
Und stirbt im Tode. Sich unsterblich fühlt 110
Wer? als ein ewiges, unsterblich Selbst.
Ambrosia, Frucht der Unsterblichkeit,
Ihr amaranthnen Lauben, ewig blühend
Der Freundschaft und dem dauernden Verdienst,
Euch fand ein unbezwingliches Gemüth, 115
Das nicht zum Moder sprach: „Du bist mein Vater!"
Zu Würmern, zur Verwesung nicht: „Ihr seid
Mir Brüder, Schwestern, Mutter!" — Ruhig sah's
Den Abgrund vor, den Himmel über sich,
Und sprach: „Was an mir stirbt, bin ich nicht selbst! 120
Was in mir lebet, mein Lebendigstes,
Mein Ew'ges, kennet keinen Untergang."

LVIII. Arist am Felsen.

An einem Felsenhange lag Arist,
Hin in die Wüste seufzend: „Ach, wie stumm
Ist Alles um mich! und wie geist- und herz-
Und sinnenleer! Wie fern ist jene Sonne,
Die untergeht, und jener traurige, 5
Von keinem Lebenden bewohnte Mond!
Es strecken ungeheure Wüsten sich

Zum Mars, zu Zeus, Saturn und Uranus,
Noch ungeheurere von Stern zu Stern —
10 Ein Quentchen ist das Leben in der Schöpfung,
Und ach, wie noch ein kleiner Quentchen ist
Verstand und Herz auf unsrer Erde! Fels
War einst und ist sie noch, ein glühnder Brei,
Der Jahremillionen um die Sonne,
15 Hinausgeschleudert von ihr, schwebte, dann
In kältern, wüsten Regionen sich
Allmählig härtete; allmählig flog
Hier, dort und da ein Lebensfunk' ihn an,
Glimmt' und verglimmte. Jener Kalk der Berge,
20 Die Erde, die ich trete, Baum und Thier
Und Pflanze, was auf Erden irgend lebt,
Sind letzte Folgen eines Untergangs,
In den einst Alles sinkt. Des Menschen Geist,
Wie sparsam ist er ausgestreuet; schwach
25 Und machtlos funkelt hier und dort ein Strahl
Vernunft im Dunkel und verschwindet. Stumm
Ist Alles um mich her; ach, so verstummt
Des Menschen Herz dem Menschen, Wohl und Weh;
Aufbrausend glüht es, quälend sich und Andre,
30 Bis es im stillen Grabe nicht mehr schlägt."
Die Nachtigall seufzt' über seinem Haupt
Ihr Lied der Liebe; unweit neben ihm
Girrt' im getreuen Nest die Turteltaube;
Er hört sie nicht. Es murmelte der Bach,
35 Der Westwind lispelt' in den Zweigen; er
Vernahm den fernen und den nahen Laut
Der Schöpfung nicht; in ihm war's wüst und leer.
Da schwebt in holder Dämmerung ein Glanz
Zu ihm herüber aus der Sonne selbst;
40 Wir nennen es Licht des Zodiakus;
Gestalt- und wortlos floß es in ihn ein
Und sprach: „Dir ist die Schöpfung wüst und leer,
Gedankenlos der Lebensocean,
Der Dir Gedanken schafft? Was sind Gedanken
45 In Dir, als Abbildungen dessen, was
Von außen Du vernimmst und in Dir ordnest?
Der Weltgeist, nenn' ihn Aether oder Licht,
Du siehst ihn nicht im Lichte, hörst ihn nicht
Im Schall; der Unsichtbar', der Unhörbare,
50 Er macht Dich sehn und hören, fühlen, denken;
Er denkt in Dir, Du bist nur sein Gefäß."
„Und wähnst Du Dich sein einziges zu sein,
Dem jedes Element, selbst Luft und Licht
Organ ist, der im Wasser fühlt und rauscht,
55 In Flammen glüht, und mit sich selber kämpft
Zur Allerhaltung. Thätliche Gedanken,
Nicht leere Worte bildet er Dir vor,
Und denkt in ihnen. Blickt die Blume nicht
Verständiger Dich an, als Du sie anblickst?
60 Selbstständig lebt sie, und genießet sich
Und dient der Schöpfung. Schau' im letzten Strahl
Der untergeh'nden Sonne ihre Pracht,
Vernimm den Zeichnenden, der sie umschwebt
Mit goldnem Griffel; hör' im Rauschen hier,
65 Dort im Gesang, im Lispel dort, den Geist,
Deß Stimme nicht Gesang und Lispel ist.
Gedankenvoll, verstandvoll ist die Schöpfung,
Ein großes Herz, das Wärm' in alle Adern,
In alle Nerven Gluth der Fühlung gießt
70 Und sich in Allem fühlet. Er zerstört
Und bauet stets; die große Mutter trägt
In jedem Augenblick ein junges Kind
Mit neuer Mutterfreud' an ihrer Brust.
Sich schöner zu verjüngen, altet sie.
75 Was nicht mehr wirken, nicht genießen kann,
Das welket und wird unsichtbar; es lebt
Im Andern schon verjüngt und munter. — Sie
Erfreuet sich in Allem, liebet stets
Die alten, immer jungen Formen, schaut
80 In jeglicher Veränderung neu sich an,
In vielen Blumen und Gedankenweisen.
In Pflanzen, Thieren, Menschencharakteren
Erkennt sie sich; Du schauest sie nur an
In Deiner Art; der große rege Geist,
85 Nur er versteht, und denkt und fühlt sich ganz."
Die Seel' Arists entwölkte sich; es schien
Der Mond ihm freundlicher, das Abendroth
Beglänzte heitrer seine Stirn'; jedoch
Sein Herz blieb kalt. Der Turteltauben Girren,
90 Der Nachtigall Liebseufzen rührt' ihn nicht.
„Wohl fließen," sprach er zu sich selbst, „Gedanken
In mich; Gedanken, manch Jahrhundert alt,
Der längst verstorbnen, nicht gestorbnen Geister
Beseelen mich; Ihr sprecht zu mir, Horaz,
95 Homer und Plato, ein verborgnes Band
Zieht von der ältsten bis zur neusten Zeit
Aus Seele sich zu Seele; Glückliche,
Die in die güldne Geisteskette fest-
Gewebt die Schläge des Gehirnes fort
100 Und fortgeleiten! Dreimal Glückliche,
Die den geheimen, feinsten Flammenstrom
Zum Bessern und zum Besten läutern.
Ist wohl ein großer unermeßlicher
Verstand in der Natur! selbstständige
105 Gedanken stehn vor mir, und doch verknüpft
Das Kleinste mit dem Größesten, gedrängt
Und abgetrennt; wir buchstabiren sie,
Doch wer vernimmt den Sinn des Ganzen? Wer
Sah Dir, o Urgeist, in das Angesicht?"
110 Ein wärmer Licht umfing den Zweifelnden;
Sein treuer Hund (er hatte seinen Herrn
Verloren schon gewähnt und lang' gesucht)
Sprang auf ihn freundlich, bellt' ihm Freude zu,
Und warf sich festandrückend ihm zu Füßen.
115 „Wähnst Du allein Dich in der Schöpfung?—" sprach
Der Sonnengenius ihm wärmer zu.
„Was diesen Freund hier an Dich bindet, sollt'
Es Allen, die mit Dir von Einem Blut,
Von Einer Bildung sind, denn fehlen? Wer
120 Erzog Dich? Wem verdankest Du Dich selbst?
Dein bessres Selbst? Wer bildete Dein Herz?
Wer bracht' auf Deiner Lebensbahn Dich, oft
Und unbewußt Dir, weiter? Eigennutz
Beseelte nicht, die Dir begegneten,
125 Dich retteten, Dich liebten. Ungehört
Erklang Dein Seufzen in ihr Herz; der Wunsch,
Der in Dir selbst unausgebrütet lag,
Bekam in ihrem Geiste Flügel. Kam
Dir in der Zeit der Noth nicht oft ein Gott,
130 Ein Genius in menschlicher Gestalt,
Hülfreich entgegen? Fühltest Du nicht selbst
Oft Ahnungen, die in die Ferne Dich,
Dich in die Zukunft rissen, die Dich, sorgend,
Errettend, thätig machten für den Freund,
135 Den Du nicht kanntest? Nur die große Mutter
Vorsehung kannte Dich und ihn; sie schuf
Euch Beide für einander; Euer Schicksal,
Gehämmert ward's auf Einem Amboß; Dir
In seiner Noth der freudigste Genuß,
140 In Deiner Hülf' ihm hohe Seligkeit."

Wie bei dem ersten warmen Sonnenstrahl
Nach kalten Frühlingsnächten zitternd sich
Die Blume öffnet, ungewiß, ob sie
Dem Strahl vertrauen dürfe; so entschloß
145 Die tiefbeklemmte Brust Arists. „Es schlägt
(So fuhr die Stimme fort) ein großes Herz
In der Natur; vertrau' der Fühlenden.
Dein reinester Gedank' entsprang dem Quell
Des reinsten Geistes und gehört ihm zu,
150 Und fließt in ihn zurück, zum Allbeleber.
Dein tiefster Wunsch gehört dem großen Herz
Der Schöpfung zu, und findet es gewiß.
In Dein Verlangen stimmen alle guten,
Gerechten Seelen; Dein ist ihr Gebet;
155 Dein Echo ist ihr aller Busen. Höre
Mit Geistes Ohr die hohe Harmonie!" —
Auf blickt er, und — da stand vor ihm sein Freund,
Agathokles. „Rastlose Unruh', Freund,
Trieb mich hieher; Du leidest, und verbirgst
160 Mir Deinen Gram; die Ursach' sucht' ich lang'
In Deinem Blick, in Deinen Mienen. Wohl,
Ich habe sie gefunden. Welch ein Nichts,
Das Dich abhärmet! ich verschaff' es Dir.
Ein guter Genius hat mich für Dich
165 Geängstet und für Dich, wie längst gesorgt.
O Freund, es wacht ein allgemeiner Geist,
Vorwirkend, fernesehend über uns;
Die Aller Wunsch und Herzen knüpfet: Freund,
Es schlägt ein großes Herz in der Natur."

LIX. Sprüche und Epigramme.

1. Der Mond.

Und grämt Dich, Edler, noch ein Wort
Der kleinen Neidgesellen?
Der hohe Mond, er leuchtet dort,
Und läßt die Hunde bellen,
Und schweigt und wandelt ruhig fort,
Was Nacht ist, aufzuhellen.

2. Die Bürde des Lebens.

„Wäget das Schicksal Leben und Tod? Wie, oder ereilet
Jeden ein blindes Loos, wie es die Urne gebeut?"
Also fragt' ich, und sah im Gesicht die goldne Wage
Unüberschaubar hoch sinken und steigen im Kampf.
Zitternd trat ich zur Urne. Da rief die Stimme des Schicksals:
„Ziehe das Loos!" Ich zog bebend — mein eigenes selbst.
Bürden lagen vor mir; ich prüfte die leichteste Bürde,
Und, o Wunder, ich sah, daß es die meinige war.

3. Anklagen.

Ein Thor, der klaget
Stets Andre an!
Sich selbst anklaget
Ein halb schon weiser Mann!
Nicht sich, nicht Andre klaget
Der Weise an!

4. England und Deutschland.

Stolzes Britannien, Du! Du raubst von Osten und Westen
Köstlich duftendes Reis, das Dich in Flammen verzehrt.
Glänzender Phönix! Wir, die deutsche fleißige Biene,
Sammeln auf jeglicher Flur Honig, und wissen nicht, wem.

5. Die gepriesene Freiheit.

Hört, Ihr Mächtigen, hört! Der Feder größeste Freiheit
Herrschet anjetzt; es schreibt jede, was jeder gefällt.
Loben und tadeln dürfen wir laut ohn' alle Besorgniß;
Was Pasquino gedenkt, spricht er und findet Gehör.
Eins nur wagen wir nicht, reinaus zu sagen die Wahrheit.
Weihrauch liebet man wohl, aber kein würziges Salz.
Hört, Ihr Mächtigen, hört! Die hochgepriesene Freiheit
Unsrer Feder, sie ist knechtischer, schmeichelnder Dienst.

6. Das Gesetz der Welten im Menschen.

Schönes Sternengefild, Ihr weiten unendlichen Auen,
Aus mir selber entzückt, hang' ich mit Blicken an Euch,
Schaue die goldene Herde der himmlischen Schafe da weiden,
Suche den Hirten in ihr, der mit dem Stabe sie führt.
„Suchst Du den Hirten der Herde, die droben sich badet im Aether?
Suchst das hohe Gesetz, welches die Welten bewegt?
Sterblicher, blick' in Dich selbst, da hast Du die höhere Regel,
Die nicht die Welten allein, die auch sich selber regiert."

7. Der Strom des Lebens.

Fließe, des Lebens Strom! Du gehst in Wellen vorüber,
Wo mit wechselnder Höh' Eine die andre begräbt.
Mühe folget der Mühe; doch kenn' ich süßere Freuden,
Als besiegte Gefahr oder vollendete Müh'?
Leben ist Lebenslohn, Gefühl sein ewiger Kampfpreis.
Fließe, wogiger Strom! nirgend ein stehender Sumpf.

8. Die fortwährende Täuschung.

Immer heißet es Strom, und trägt von der Quelle zum Ausfluß
Einen Namen, obgleich nie er der nämliche ist.
Wellen folgen auf Wellen, und jede begrabet die andre,
Täuschende Menschheit! Du bist der benamete Strom.
Eins nur bleibet Dir treu, des Herzens innere Würde;
Dein Element und Quell, Wellen und Ocean einst.

9. An die Bäume im Winter.

Guten Bäume, die Ihr die starren entblätterten Arme
Reckt zum Himmel und fleht wieder den Frühling herab!
Ach, Ihr müßt noch harren, Ihr armen Söhne der Erde,
Manche stürmische Nacht, manchen erstarrenden Tag!
Aber dann kommt wieder die Sonne mit grünendem Frühling
Euch; nur kehret auch mir Frühling und Sonne zurück?
Harre geduldig, Herz, und birg in die Wurzel den Saft Dir!
Unvermuthet vielleicht treibt ihn das Schicksal empor.

10. Der Spiegel im Dunkeln.

Wer aus Liebe zu Gott der Menschheit Pflichten entsaget,
Sitzt im Finstern und hält immer den Spiegel vor sich.

11. Strenge gegen sich selbst.

Strenge gegen Dich selbst, beschneide die üppigen Reben;
Desto fröhlicher wächst ihnen die Traube dereinst.

12. Das Kameel und das Kind.

Hundert der Meilen folgt das Kameel dem leitenden Kinde,
Daß es den Hals auch nicht gegen den Zügel erhebt.
Aber führt der Weg das Gebirg' hinunter zum Abgrund,
Reißet den Zügel es kühn, sich zu erretten, hinweg.
Löblich ist es dem Menschen, dem leitenden Zaume zu folgen;
Aber zum Abgrund hinab, wehe den Folgsamen dann!

13. Gottes- und der Könige Furcht.

Fürchteten Gott wir so, wie wir die Könige fürchten,
Engel wären wir dann, machten zum Himmel die Welt.

14. Wissenschaft für Andere.

Wer für Andre nur weiß, der trägt, wie ein Blinder, die Fackel,
Leuchtet voran, und geht selber in ewiger Nacht.

15. Wissen ohne That.

Ohne die That ist Wissen, wie ohne Honig die Biene;
Sage der stolzen: „Warum schwärmest Du müßig und stichst?“

16. Wissenschaft ohne Anwendung.

Wer sich um Weisheit müht, und nicht anwendet die Weisheit,
Gleicht dem Manne, der pflügt, aber zu säen vergißt.

17. Wünsche.

Hätte die Katze Flügel, kein Sperling wär' in der Luft mehr;
Hätte, was Jeder wünscht, Jeder; wer hätte noch was?

18. Die lieblichste Traube.

Willst Du wissen, o Mann, wem Deine süßeste Traube
Wohl am süßesten schmeckt? Sende dem Lechzenden sie.

19. Zwei Blüthen.

Auf dem vergifteten Baume der Welt voll bitterer Früchte
Blühn zwo Blüthen, vom Thau himmlischer Güte bethaut.
Dichtung die Eine, sie labet den Geist mit Wasser des Lebens;
Freundschaft die andre, sie stärkt, heilt und erquicket das Herz.

20. Wissenschaft und Tugend.

Suche die Wissenschaft, als würdest ewig Du hier sein;
Tugend, als hielte der Tod Dich schon am sträubenden Haar.

21. Das Licht.

So wie die Flamme des Lichts auch umgewandelt hinaufstrahlt;
So vom Schicksal gebeugt, strebe das Gute empor.

22. Freundschaft.

Wie der Schatte früh am Morgen,
Ist die Freundschaft mit den Bösen
Stund' auf Stunde nimmt sie ab;
Aber Freundschaft mit den Guten
Wechselt, wie der Abendschatte,
Bis des Lebens Sonne sinkt.

23. Die Sache der Menschheit.

„Dieß ist Einer von uns! Dieß ist ein Fremder!“ So sprechen
Niedere Seelen. Die Welt ist nur ein einiges Haus.
Wer die Sache des Menschengeschlechts als seine betrachtet,
Nimmt an der Götter Geschäft, nimmt am Verhängnisse Theil.

24. Wasser des Lebens.

Könnt' ich des Lebens Trank mit feigen Thränen erbetteln,
Lieber gestorben, als ihn schnöde mit Thränen erkauft.

Gottfried August Bürger.

I. Der Bauer.

An seinen durchlauchtigen Tyrannen.

1. Wer bist Du, Fürst, daß ohne Scheu
Zerrollen mich Dein Wagenrad,
Zerschlagen darf Dein Roß?
2. Wer bist Du, Fürst, daß in mein Fleisch
Dein Freund, Dein Jagdhund, ungebläut
Darf Klau' und Rachen haun?
3. Wer bist Du, daß durch Saat und Forst
Das Hurrah Deiner Jagd mich treibt,
Entathmet, wie das Wild? —
4. Die Saat, so Deine Jagd zertritt,
Was Roß, und Hund, und Du verschlingst,
Das Brod, Du Fürst, ist mein.
5. Du Fürst, hast nicht bei Egg' und Pflug,
Hast nicht den Erntetag durchschwitzt.
Mein, mein ist Fleiß und Brod! —
6. Ha! Du wärst Obrigkeit von Gott?
Gott spendet Segen aus; Du raubst!
Du nicht von Gott, Tyrann!

II. Liebeszauber.

1. Mädel, schau' mir in's Gesicht!
Schelmenauge, blinzle nicht!
Mädel, merke was ich sage!
Gib Bescheid auf meine Frage!
Holla, hoch mir in's Gesicht!
Schelmenauge, blinzle nicht!
2. Bist nicht häßlich, das ist wahr!
Aeuglein hast Du, blau und klar;
Stirn und Näschen, Mund und Wangen
Dürfen wohl ihr Lob verlangen.
Reizend, Liebchen, das ist wahr,
Reizend bist Du offenbar.
3. Aber reizend her und hin!
Bist ja doch nicht Kaiserin;
Nicht die Kaiserin der Schönen.
Wer wird Dich vor Allen krönen?
Reizend her und reizend hin!
Viel noch fehlt zur Kaiserin!
4. Hundert Schöne sicherlich,
Hundert, hundert fänden sich,
Die vor Eifer würden lodern,
Dich vors Wettgericht zu fodern.
Hundert Schöne fänden sich;
Hundert siegten über Dich.
5. Dennoch hegst Du Kaiserrecht,
Ueber Deinen treuen Knecht,
Kaiserrecht in seinem Herzen,
Bald zu Wonne, bald zu Schmerzen,
Tod und Leben, Kaiserrecht,
Nimmt von Dir der treue Knecht!
6. Hundert ist wohl große Zahl;
Aber, Liebchen, laß einmal,
Laß es Hunderttausend wagen,
Dich von Thron und Reich zu jagen!
Hunderttausend! Welche Zahl!
Sie verlören allzumal.
7. Schelmenauge, Schelmenmund,
Sieh' mich an und thu' mir's kund!
He, warum bist Du die Meine?
Du allein und anders Keine?
Sieh' mich an, und thu' mir's kund,
Schelmenauge, Schelmenmund!
8. Sinnig forsch' ich auf und ab:
Was so ganz Dir hin mich gab? —
Ha! durch Nichts mich so zu zwingen,
Geht nicht zu mit rechten Dingen.
Zaubermädel, auf und ab,
Sprich, wo ist Dein Zauberstab?

III. Männerkeuschheit.

1. Wem Wollust nie den Nacken bog
Und der Gesundheit Mark entsog,
Dem steht ein stolzes Wort wohl an,
Das Heldenwort: Ich bin ein Mann!
2. Denn er gedeiht und sproßt empor,
Wie auf der Wies' ein schlankes Rohr;
Und lebt und webt, der Gottheit voll,
An Kraft und Schönheit ein Apoll.
3. Die Götterkraft, die ihn durchfleußt,
Beflügelt seinen Feuergeist,
Und treibt aus kalter Dämmerung
Gen Himmel seinen Adlerschwung.
4. Dort taucht er sich in's Sonnenmeer,
Und Klarheit strömet um ihn her.
Dann wandelt sein erheller Sinn.
Durch alle Schöpfung Gottes hin.
5. Und er durchspäht, und wägt, und mißt,
Was schön, was groß und herrlich ist,
Und stellt es dar in Red' und Sang,
Voll Harmonie, wie Himmelsklang.
6. O schaut, wie er voll Majestät,
Ein Gott, daher auf Erden geht!
Er geht und steht in Herrlichkeit,
Und fleht um Nichts, denn er gebeut.
7. Sein Auge funkelt dunkelhell,
Wie ein krystallner Schattenquell.
Sein Antlitz strahlt, wie Morgenroth;
Auf Nas' und Stirn herrscht Machtgebot.

Aeltere Lesarten. **I. 1.** 1. über mich. V(ossischer) M(usenalmanach) — 2. Herrollen frei (V.M.) — 3. Dein Roß mich stampfen darf? (V. M.) — **5.** 1. nie (V. M.) — 2. nie (V. M.)
II. 1. 4. Gib mir Rede, wenn ich frage (2. Ausg. 1789) — **2.** 3—4. Wang' und Mund sind süße Feigen; — Ach vom Busen laß mich schweigen! (2. Ausg.) — **3.** 4. Dich allein nur krönen? (2. Ausg.) — 6. Viel fehlt noch (2. Ausg.) — **4.** 4. Dich auf Schönheit 'rauszufodern (2. Ausg.) — **6.** 2. laß es 'mal (2. Ausg) — 3. Hunderttausend Schönen wagen. (2. Ausg.).
III. 1. 1—2. Wer nie in schnöder Wollust Schooß — Die Fülle der Gesundheit goß, (2. Ausg.)

8. Das Machtgebot, das drauf regiert,
Wird, hui! durch sein'n Arm vollführt.
Denn der schnellt aus, wie Federstahl;
Sein Schwerthieb ist ein Wetterstrahl.
9. Das Roß fühlt seines Schenkels Macht,
Der nimmer wanket, nimmer kracht.
Er zwängt das Roß, vom Zwang entwöhnt,
Er zwängt das Roß, und horch! es stöhnt.
10. Er geht und steht in Herrlichkeit,
Und fleht um Nichts; denn er gebeut!
Und dennoch schaut, wo er sich zeigt,
O schaut, wie ihm sich Alles neigt!
11. Die edelsten der Jungfraun blühn,
Sie blühn und duften nur für ihn.
O Glückliche, die er erkiest!
O Selige, die sein genießt!
12. Die Fülle seines Lebens glänzt,
Wie Wein, von Rosen rund umkränzt.
Sein glücklich Weib, an seiner Brust,
Berauscht sich draus zu Lieb' und Lust.
13. Frohlockend blickt sie rund umher:
„Wo sind der Männer mehr, wie Er?"
Fleuch, Zärtling, fleuch! Sie spottet Dein.
Nur Er nimmt Bett' und Busen ein.
14. Sie steht und fodert auf umher:
„Wo ist, wo ist ein Mann, wie Er?"
Sie, ihm allein getreu und hold,
Erkauft kein Fürst um Ehr' und Gold.
15. Wie, wann der Lenz die Erd' umfäht,
Und sie mit Blumen schwanger geht,
So segnet Gott durch ihn sein Weib,
Und Blumen trägt ihr edler Leib,
16. Die alle blühn, wie Sie und Er,
Sie blühn gesund und schön umher,
Und wachsen auf, ein Zedernwald,
Voll Vaterkraft und Wohlgestalt. —
17. So glänzt der Lohn, den der genießt,
So das Geschlecht, das dem entsprießt,
Dem Wollust nie den Nacken bog
Und der Gesundheit Mark entsog.

IV. An den lieben Mond.

1. Ei! schönen guten Abend dort am Himmel!
Man freuet sich, Ihn noch fein wohl zu sehn.
Willkommen mir vor allem Sterngewimmel!
Vor allem Sterngewimmel lieb und schön! —
2. Was lächelst Du so bittlich her, mein Theurer?
Willst Du vielleicht so was von Sing und Sang?
Ganz recht! Wofür auch wär' ich sonst der Leirer,
Deß Saitenspiel bisher — so so! — noch klang?
3. Es wäre ja nicht halb mir zu verzeihen,
Das muß ich selbst treuherzig eingestehn,
Da alle Dichter Dir ein Scherflein weihen,
Wollt' ich allein Dich stumm vorüber gehn.
4. Auch bist Du's werth, mein sanfter, holder, lieber . . .
Ich weiß nicht recht, wie ich Dich nennen soll,
Mann oder Weib? — Schon lange war ich über
Und über Deines warmen Lobes voll.
5. So wissen's dann die Jungen und die Alten,
Was immerdar auch meine Wenigkeit
Vom schönen lieben Monde hat gehalten,
Und halten wird in alle Ewigkeit!
6. Die Sonn' ist zwar die Königin der Erden,
Das sei hiermit höchst feierlich erklärt!
Ich wäre ja von ihr beglänzt zu werden,
Verneint' ich dieß, nicht Eine Stunde werth.
7. Wer aber kann, wann sie im Strahlenwagen
Einher an blauer Himmelsstraße zieht,
Die Glorie in seinem Aug' ertragen,
Die ihre königliche Stirn umglüht?
8. Du, lieber Mond, bist schwächer zwar und kleiner,
Ein Kleid, nur recht und schlecht, bekleidet Dich;
Allein Du bist so mehr, wie Unsereiner,
Und dieses ist gerade recht für mich.
9. Ich würde mich fürwahr nicht unterstehen,
Mit ihrer hocherhabnen Majestät
So brüderlich und traulich umzugehen,
Wie man noch wohl mit Dir sich untersteht.
10. Die Sonne mag uns tausend Segen schenken —
Das wissen wir, und danken's herzlich ihr.
Doch weiß sie auch es wieder einzutränken,
Und sengt und brennt oft desto bas dafür.
11. Du aber, aller Kreaturen Freude,
Den jeder Mund so treu und froh begrüßt,
Bist immer gut, thust nimmer was zu Leide,
Kein Biedermann hat je durch Dich gebüßt.
12. Wär' ohne sie die Welt nur hell und heiter,
Und frör' es nur nicht lauter Eis und Stein,
Und Wein und Korn und Obst gediehe weiter,
Wer weiß? so ließ' ich Sonne Sonne sein.
13. Dich ließ' ich mir in Ewigkeit nicht nehmen,
Wofern mein armes Nein was gelten kann.
Ich würde bis zum Kranken mich zergrämen,
Verlör' ich Dich, Du trauter Nachtkumpan!
14. Wen hätt' ich sonst, wann um die Zeit der Rosen
Zur Mitternacht mein Gang um's Dörfchen irrt,
Mit dem ich so viel Liebes könnte kosen,
Als hin und her mit Dir gekoset wird?
15. Wen hätt' ich sonst, wenn überlange Nächte
Entschlummern mich, Du weißt wohl was, nicht läßt,
Dem ich es so vertrauen könnt' und möchte,
Was für ein Weh mein krankes Herz zerpreßt?

V. Das Blümchen Wunderhold.

1. Es blüht ein Blümchen irgend wo
In einem stillen Thal,
Das schmeichelt Aug' und Herz so froh,
Wie Abendsonnenstrahl.
Das ist viel köstlicher, als Gold,
Als Perl' und Diamant.
Drum wird es „Blümchen Wunderhold"
Mit gutem Fug genannt.

16. 2. Sie blühn und duften um ihn her, (2. Ausg.) — **17.** 3—4. Der nie in schnöder Wollust Schooß — Die Fülle der Gesundheit goß (2. Ausg.)

2. Wohl sänge sich ein langes Lied
Von meines Blümchens Kraft,
Wie es am Leib' und am Gemüth
So hohe Wunder schafft.
Was kein geheimes Elixir
Dir sonst gewähren kann,
Das leistet, traun! mein Blümchen Dir,
Man säh' es ihm nicht an.
3. Wer Wunderhold im Busen hegt,
Wird, wie ein Engel, schön.
Das hab' ich, inniglich bewegt,
An Mann und Weib gesehn.
An Mann und Weib, alt oder jung,
Zieht's, wie ein Talisman,
Der schönsten Seelen Huldigung
Unwiderstehlich an.
4. Auf steifem Hals ein Strotzerhaupt,
Das über alle Höhn
Weit, weit hinaus zu ragen glaubt,
Läßt doch gewiß nicht schön.
Wenn irgend nun ein Rang, wenn Gold
Zu steif den Hals Dir gab,
So schmeidigt ihn mein Wunderhold
Und biegt Dein Haupt herab.
5. Es webet über Dein Gesicht
Der Anmuth Rosenflor;
Und zieht des Auges grellem Licht
Die Wimper mildernd vor.
Es theilt der Flöte weichen Klang
Des Schreiers Kehle mit,
Und wandelt in Zephyrengang
Des Stürmers Poltertritt.
6. Der Laute gleicht des Menschen Herz,
Zu Sang und Klang gebaut,
Doch spielen sie oft Lust und Schmerz
Zu stürmisch und zu laut:
Der Schmerz, wann Ehre, Macht nnd Gold
Vor Deinen Wünschen fliehn,
Und Lust, wann sie in Deinen Sold
Mit Siegeskränzen ziehn.
7. O wie dann Wunderhold das Herz
So mild' und lieblich stimmt!
Wie allgefällig Ernst und Scherz
In seinem Zauber schwimmt!
Wie man alsdann Nichts thut und spricht,
Drob Jemand zürnen kann!
Das macht, man trotzt und strotzet nicht,
Und drängt sich nicht voran.
8. O wie man dann so wohlgemuth,
So friedlich lebt und webt!
Wie um das Lager, wo man ruht,
Der Schlaf so segnend schwebt!
Denn Wunderhold hält Alles fern,
Was giftig beißt und sticht;
Und stäch' ein Molch auch noch so gern,
So kann und kann er nicht.
9. Ich sing', o Lieber, glaub' es mir,
Nichts aus der Fabelwelt,
Wenn gleich ein solches Wunder Dir
Fast hart zu glauben fällt.
Mein Lied ist nur ein Wiederschein
Der Himmelslieblichkeit,
Die Wunderhold auf Groß und Klein
In Thun und Wesen streut.
10. Ach, hättest Du nur Die gekannt,
Die einst mein Kleinod war, –
Der Tod entriß sie meiner Hand
Hart hinter'm Traualtar, –
Dann würdest Du es ganz verstehn,
Was Wunderhold vermag,
Und in das Licht der Wahrheit sehn,
Wie in den hellen Tag.
11. Wohl hundert Mal verdankt' ich ihr
Des Blümchens Segensflor.
Sanft schob sie's in den Busen mir
Zurück, wann ich's verlor.
Jetzt rafft ein Geist der Ungeduld
Es oft mir aus der Brust.
Erst wann ich büße meine Schuld,
Bereu' ich den Verlust.
12. O was des Blümchens Wunderkraft
Am Leib' und am Gemüth
Ihr, meiner Holdin, einst verschafft,
Faßt nicht das längste Lied! –
Weil's mehr als Seide, Perl' und Gold,
Der Schönheit Zier verleiht,
So nenn' ich's „Blümchen Wunderhold"
Sonst heißt's – Bescheidenheit.

VI. An die Hoffnung.

1. O beste holder Feen,
Mit liebevollem Sinn,
Vom Himmel auserfehen,
Zur Menschentrösterin!
Der schönsten Morgenstunde,
Gehüllt in Rosenlicht,
Der Suada gleich am Munde,
Der Honigrede spricht!
2. Du, die mich oft erheitert,
Vernimm, o Hoffnung, mich!
Mein freies Herz erweitert
Zu Lobgesängen sich.
Sie lodern mit dem Feuer
Des frommen Danks empor.
O neig' auf meine Leier
Dein allgefällig Ohr!
3. Als mit dem goldnen Alter
Der Unschuld Glück entwich,
Da sandten die Erhalter
Gequälter Menschen Dich,
Daß Du das Unglück schwächtest,
Des Lasters Riesensohn,
Und Freuden wiederbrächtest,
Die mit der Unschuld flohn.
4. Nun wandelt im Geleite
Dir ewig Ruhe nach.
Im Aufruhr und im Streite
Mit grausem Ungemach
Ertheilest Du dem Müden,
Eh' ganz sein Muth erschlafft,
Erquickung oder Frieden
Und neue Heldenkraft.
5. Du scheuchest von dem Krieger
Das Grauen der Gefahr,
Und tröstest arme Pflüger

V. 4. 2. 3 Deß Wangen hoch sich blähn, — Deß Nase nur nach Aether schnaubt (2. Ausg.)
VI. 1. 1—2. Wohlthätigste der Feen! — Du mit dem weichen Sinn (2. Ausg.) — 5—7. Schön, wie die Morgenstunde, — Mit rosigem Gesicht, — Und mit dem Purpurmunde, (2. Ausg.) — Du Bild der Morgenstunde — Mit Rosenangesicht — Der (Du) Puitho mit dem Munde, H(andschrift).

Im dürren Mangeljahr.
Aus Wind und lauem Regen,
Aus Sonnenschein und Thau
Verkündest Du den Segen
Der zart besproßten Au'.
6. Von Deinem Flügel düftet
Ein Balsam für den Schmerz;
Bei seinem Weben lüftet
Sich das beklommne Herz.
Dein Odem hauchet Kräfte
Verwelktem Elend ein;
Erstorbne kalte Säfte
Belebt Dein milder Schein.
7. Du bist es, die dem Kranken
Die Todesqualen stillt;
Mit wonnigen Gedanken
Von Zukunft ihn erfüllt;
In seinen letzten Träumen
Das Paradies ihm zeigt,
Und unter grünen Bäumen
Die Lebensschale reicht.
8. Die Du den armen Sklaven
Im dunkeln Schacht erfreust;
Von unverdienten Strafen
Erlösung prophezeihst;
Dem im Tyrrhenermeere
Die Last des Ruders hebst,
Und über der Galeere
Wie Frühlingswehen schwebst;
9. O Göttin! Deine Stimme
Tönt der Verzweifelung
In ihrem tauben Grimme
Noch oft Beruhigung.
Dein holder Blick entwinket
Sie gieriger Gefahr.
Der Todesbecher sinket,
Der schon am Munde war. —
10. Und ach! — Verschmähte Liebe
Brach' ihren Wanderstab
Getrost entzwei, und grübe
Sich vor der Zeit ihr Grab.
Doch Du hebst ihr im Leiden
Das schlaffe Haupt empor,
Und spiegelst ihr die Freuden
Erhellter Zukunft vor.
11. Das hat mein Herz erfahren! —
Schon lange wäre wohl
Von meinen Trauerjahren
Die kleine Summe voll;
Schon hört' ich auf zu streben,
Mir brach' das Auge schon:
Ich kam zurück in's Leben
Auf Deinen Schmeichelton. —
12. „Vielleicht, daß Deiner Zähren
Die letzte bald verschleicht.
Wie lange wird es währen,
So hauchest Du vielleicht
Den Seufzer ihr entgegen
Dem Lieb' und Glück verliehn,
Die Harte zu bewegen,
Die unempfindlich schien."
13. „Und blieb ihr Herz hienieden
Auch immer unerweicht;
So ist sie Dir beschieden
Im Himmel noch vielleicht;
Im Himmelreich, wo Liebe
Die Seelen all' erfüllt,
Und jede Brust die Triebe
Der andern Brust vergilt."
14. „Wann sonder Erdenmängel
Dein Reiz in Fülle blüht,
Und Anmuth holder Engel
Dein Antlitz überzieht;
Wann sich zur Engelseele
Die Deinige verschönt,
Und himmlisch Deine Kehle
Zur Himmelsharfe tönt:"
15. „Dann, süßer Lohn der Treue!
Beschleicht die leere Brust
Erbarmen oder Reue
Voll reiner Liebeslust.
In Edens schönster Laube
Beseligt Liebe Dich," —
O Paradiesesglaube,
Erhalt' und stärke mich!

VII. An die Nymphe des Regenborns.

1. Neig' aus Deines Vaters Halle,
Felsentochter, mir Dein Ohr!
Hell im Schimmer der Krystalle,
Hell im Silberschleier, walle,
Reine Nymphe, wall' hervor!
2. Liber'n jauchzet die Mänade,
Huldigung bei Cymbelklang.
Dir nur, glänzende Najade,
Deiner Urne, Deinem Bade
Weihte Keiner Hochgesang? —
3. Wohl, ich weih' ihn! Wo der Zecher,
Der des Preises spotten soll?
Ha! Wo ist er? Ich bin Rächer!
Fleuch! mein Bogen tönt! Mein Köcher
Rasselt goldner Pfeile voll!
4. Hier, wie aus der Traube, quillet
Geist und Leben, frisch und rein,
Leben, das den Hirten füllet,
Das den Durst der Herde stillet,
Welches Wiese tränkt und Hain.
5. Horch! Es rauscht im Felsenhaine,
Woget Thal und Wies' entlang,
Leckt im Widder auf dem Raine,
Schauert durch das Mark der Beine,
Kühlt des Wandrers heißen Gang.
6. Saugt aus Wein der Klee sein Leben,
Wohlgeruch und Honigsaft? —
Kraut und Blumen, selbst die Reben
Danken Dir, o Naïs, Leben
Würze, Süßigkeit und Kraft.
7. Lebensfülle, Kraft und Streben
Trank auch ich schon oft bei Dir,
Drob sei auch von nun an Leben
Und Unsterblichkeit gegeben
Deinem Namen für und für!

---

11. 5—8. Dem Kummer hingegeben, — Brach mir bereits der Blick; — Du locktest mich in's Leben — Mit Schmeichelei zurück. (2. Ausg.) — 14. 4. Dir aus dem Auge sieht; (2. Ausg.) — 15. 6. Beseliget sie Dich (2. Ausg.)
VII. 1. 4. Und im (V. M.) — 5. 1. Rauschend webt's im F. (V. M.) — 2. Woget auf der Wies' (2. Ausg.) 6. fehlt im V. M. — 7. 1. Leben, Weben, Kraft rc. (V. M.)

VIII. Auf die Morgenröthe.

1. Wann die goldne Frühe, neu geboren,
Am Olymp mein matter Blick erschaut,
Dann erblaſſ' ich, wein' und ſeufze laut:
Dort im Glanze wohnt, die ich verloren!
2. Grauer Tithon! Du empfängſt Auroren
Froh auf's neu', ſo bald der Abend thaut;
Aber ich umarm' erſt meine Braut
An des Schattenlandes ſchwarzen Thoren.
3. Tithon! Deines Alters Dämmerung
Mildert mit dem Strahl der Roſenſtirne
Deine Gattin, ewig ſchön und jung;
4. Aber mir erloſchen die Geſtirne,
Sank der Tag in öde Finſterniß,
Als ſich Molly dieſer Welt entriß.

IX. An A. W. Schlegel.

1. Kraft der Laute, die ich rühmlich ſchlug,
Kraft der Zweige, die mein Haupt umwinden,
Darf ich Dir ein hohes Wort verkünden,
Das ich längſt in meinem Buſen trug.
2. Junger Aar! Dein königlicher Flug
Wird den Druck der Wolken überwinden,
Wird die Bahn zum Sonnentempel finden,
Oder Phöbus Wort in mir iſt Lug.
3. Schön und laut iſt Deines Fittichs Tönen,
Wie das Erz, das zu Dodona klang,
Und ſein Schweben leicht, wie Sphärengang.
4. Dich zum Dienſt des Sonnengottes zu krönen,
Hielt' ich nicht den eignen Kranz zu werth;
Doch — Dir iſt ein beſſerer beſchert.

X. An das Herz.

1. Lange ſchon in manchem Sturm und Drange
Wandeln meine Füße durch die Welt.
Bald den Lebensmüden beigeſellt,
Ruh' ich aus von meinem Pilgergange.
2. Leiſe ſinkend faltet ſich die Wange;
Jede meiner Blüthen welkt und fällt.
Herz, ich muß Dich fragen: was erhält
Dich in Kraft und Fülle noch ſo lange?
3. Trotz der Zeit Deſpotenallgewalt,
Fährſt Du fort, wie in des Lenzes Tagen,
Liebend, wie die Nachtigall, zu ſchlagen.
4. Aber ach! Aurora hört es kalt,
Was ihr Tithon's Lippen Holdes ſagen. —
Herz, ich wollte, Du auch würdeſt alt!

XI. Der Raubgraf.

1. Es liegt nicht weit von hier ein Land,
Da reiſt ich einſt hindurch:
Am Weg auf hohem Felſen ſtand,
Vor Alters, eine Burg.
Die alten Rudera davon
Wies mir der Schwager Poſtillon.
2. „Mein Herr," begann der Schwager Matz,
Mit heimlichem Geſicht,
„Wär' mir beſchert dort jener Schatz,
Führ' ich den Herrn wohl nicht.
Mein' Seel'! den König fragt' ich gleich:
Wie theuer, Herr, Sein Königreich?
3. Wohl Manchem wäſſerte der Mund,
Doch Mancher ward geprellt.
Denn, Herr, Gott ſei bei uns! ein Hund
Bewacht das ſchöne Geld.
Ein ſchwarzer Hund, die Zähne bloß,
Mit Feueraugen, tellersgroß!
4. Nur immer alle ſieben Jahr'
Läßt ſich ein Flämmchen ſehn.
Dann mag ein Bock, kohlſchwarz von Haar,
Die Hebung wohl beſtehn.
Um zwölf Uhr in Walpurgis Nacht,
Wird der dem Unhold dargebracht.
5. Doch merk' Eins nur des Böſen Liſt!
Wo noch zum Unglück
Am Bock ein weißes Härchen iſt,
Alsdann Ade, Genick!
Den Kniff hat Mancher nicht bedacht,
Und ſich um Leib und Seel' gebracht.
6. Für meinen Part, mit großen Herrn
Und Meiſter Urian
Aeß' ich wohl keine Kirſchen gern.
Man läuft verdammt oft an.
Sie werfen Einem, wie man ſpricht,
Gern Stiel und Stein in's Angeſicht.
7. Drum rath' ich immer: Lieber Chriſt,
Laß Dich mit keinem ein!
Wann der Kontrakt geſchloſſen iſt,
Bricht man Dir Hals und Bein.
Trotz allen Klauſeln, glaube Du,
Macht Jeder Dir ein X für U. —
8. Goldmacherei und Lotterie,
Nach reichen Weibern frein,
Und Schätze graben, ſegnet nie,
Wird Manchen noch gereun.
Mein Sprüchlein heißt: „Auf Gott vertrau',
„Arbeite brav und leb' genau!"
9. Ein alter Graf (fuhr Schwager Matz
Nach ſeiner Weiſe fort)
Vergrub zu Olims Zeit den Schatz
In ſeinem Keller dort.
Der Graf, mein Herr, hieß Graf von Rips,
Ein Kraut, wie Käſebier und Lips.
10. Der ſtreifte durch das ganze Land,
Mit Wagen, Roß und Mann,
Und wo er was zu kapern fand,
Da macht' er friſch ſich dran.
Wips! hat' er's weg, wips! ging er durch,
Und ſchleppt' es heim auf ſeine Burg.
11. Und wann er erſt zu Loche ſaß,
So ſchlug mein Graf von Rips, —
Denn hier that ihm kein Teufel was, —
Gar höhniſch ſeinen Schnips.
Sein allverfluchtes Felſenneſt
War, wie der Königſtein, ſo feſt.
12. So übt' er nun gar lang' und oft

IX. 3. 3. Leicht und ſtark Dein Aufflug, ſonder Zwang. (2. Ausg.) — Leicht und feſt Dein Flug, wie Sphärengang (H.) — Und ſein Schweben, wie Planetengang (H.).
XI. 1. 1. Ich weiß, nicht ꝛc. (V. M.) — 2. einmal durch (V. M.) — **7.** So gilt's Dir (V. M.) — **8.** 3. frommet nie (V. M.) — **11.** 3. Hier that ihm ſelbſt (V. M.) — 5. Denn ſein verfluchtes (V. M.)

Viel Bubenstückchen aus,
Und fiel den Nachbarn unverhofft
In Hof und Stall und Haus.
Allein, der Krug geht, wie man spricht,
So lang' zu Wasser, bis er bricht.
13. Das Ding verdroß den Magistrat
Im nächsten Städtchen sehr,
Drum rieth der längst auf klugen Rath
Bedächtlich hin und her,
Und rieth und rieth, — doch weiß man wohl! —
Die Herren riethen sich halb toll.
13. Da nun begab sich's, daß einsmals
Ob vielem Teufelsspaß
Ein Lumpenhexchen auf den Hals
In Kett' und Banden saß.
Schon wetzte Meister Urian
Auf diesen Braten seinen Zahn.
15. Dieß Hexchen sprach: Hört! Laßt mich frei,
So schaff' ich ihn herein.
Wohl! sprach ein edler Rath, es sei!
Und gab ihr oben drein
Ein eisern Privilegium,
Zu hexen frank und frei herum.
16. Ein närrscher Handel! Unsereins
Thät' Nichts auf solchen Kauf.
Doch Satans Reich ist selten eins,
Und reibt sich selber auf.
Für dießmal spielt die Lügenbrut
Ihr Stückchen ehrlich und auch gut.
17. Sie kroch, als Kröt', auf's Räuberschloß,
Mit losem leisen Tritt,
Verwandelte sich in das Roß,
Das Rips gewöhnlich ritt;
Und als der Schloßhahn krähte früh,
Bestieg der Graf gesattelt sie.
18. Sie aber trug trotz Gert' und Sporn,
So sehr er hieb und trat,
Ihn über Stock und Stein und Dorn
Gerades Wegs zur Stadt.
Früh, als das Thor ward aufgethan,
Sieh da! kam unser Herlein an.
19. Mit Kratzfuß und mit Reverenz
Naht höhnisch alle Welt:
Willkommen hier, Ihr' Excellenz!
Quartier ist schon bestellt!
Du hast uns lange satt geknufft;
Man wird Dich wieder knuffen, Schuft!
20. Dem Schnapphahn ward, wie sich's gebührt,
Bald der Prozeß gemacht,
Und drauf, als man ihn condemnirt,
Ein Käfich ausgedacht.
Da ward mein Rips hinein gesperrt,
Und wie ein Murmelthier genärrt.
21. Und, als ihn hungern thät, da schnitt
Der Knips mit Höllenqual
Vom eignen Leib ihm Glied für Glied,
Und briet es ihm zum Mahl.
Als jeglich Glied verzehret war,
Briet er ihm seinen Magen gar.
22. So schmaust er sich denn selber auf,
Bis auf den letzten Stumpf,
Und endigte den Lebenslauf
Den Nachbarn zum Triumph.
Das Eisenbaur, worin er lag,
Wird aufbewahrt bis diesen Tag.
23. Mein Herr, fällt mir der Käfich ein,
So denk' ich oft bei mir:
Er dürfte noch zu brauchen sein,
Und weiß der Herr, wofür? — —
Für die Französ'schen Raubmarquis,
Die man zur Ferme kommen ließ."
25. Als Matz kaum ausgeperorirt,
Sieh da! kam querfeldan
Ein Sansfaçon daher trottirt,
Und hielt den Wagen an,
Und visitirte Pack für Pack
Nach ungestempeltem Taback.

XII. Das Lied vom braven Mann.

1. Hoch klingt das Lied vom braven Mann,
Wie Orgelton und Glockenklang.
Wer hohes Muths sich rühmen kann,
Den lohnt nicht Gold, den lohnt Gesang.
Gottlob! daß ich singen und preisen kann,
Zu singen und preisen den braven Mann.
2. Der Thauwind kam vom Mittagsmeer,
Und schnob durch Welschland, trüb' und feucht.
Die Wolken flogen vor ihm her,
Wie wann der Wolf die Herde scheucht.
Er fegte die Felder; zerbrach den Forst;
Auf Seen und Strömen das Grundeis borst.
3. Am Hochgebirge schmolz der Schnee;
Der Sturz von tausend Wassern scholl;
Das Wiesenthal begrub ein See;
Des Landes Heerstrom wuchs und schwoll;
Hoch rollten die Wogen entlang ihr Gleis,
Und rollten gewaltige Felsen Eis.
4. Auf Pfeilern und auf Bogen schwer,
Aus Quaderstein von unten auf,
Lag eine Brücke drüber her;
Und mitten stand ein Häuschen drauf.
Hier wohnte der Zöllner mit Weib und Kind.
„O Zöllner! o Zöllner! Entfleuch geschwind'!"
5. Es dröhnt' und dröhnte dumpf heran,
Laut heulten Sturm und Wog' um's Haus.
Der Zöllner sprang zum Dach hinan,
Und blickt' in den Tumult hinaus. —
„Barmherziger Himmel! Erbarme Dich!
Verloren! Verloren! Wer rettet mich?" —
6. Die Schollen rollten Schuß auf Schuß
Von beiden Ufern hier und dort,
Von beiden Ufern riß der Fluß
Die Pfeiler sammt den Bogen fort.
Der bebende Zöllner mit Weib und Kind,
Er heulte noch lauter, als Strom und Wind.
7. Die Schollen rollten Stoß auf Stoß
An beiden Enden hier und dort,
Zerborsten und zertrümmert, schoß
Ein Pfeiler nach dem andern fort.
Bald nahte der Mitte der Umsturz sich. —
„Barmherziger Himmel! erbarme Dich!" —
8. Hoch auf dem fernen Ufer stand
Ein Schwarm von Gaffern, groß und klein;

---

12. 2. Viel böse Händel (V. M.) — 5. wie Eins spricht, (V. M.) — **13.** 2. In seinem Städtchen (V. M.) — **17.** 1. Sie schlich als ꝛc. (V. M.) — **18.** 2. Er schlug und (V. M.) — **20.** 3. Und drob (V. M.) — **21.** 1. Drob als ꝛc. (V. M.)

Und Jeder schrie und rang die Hand,
Doch mochte Niemand Retter sein.
Der bebende Zöllner, mit Weib und Kind,
Durchheulte nach Rettung den Strom und Wind.
9. Wann klingst Du, Lied vom braven Mann,
Wie Orgelton und Glockenklang?
Wohlan! So nenn' ihn, nenn' ihn dann!
Wann nennst Du ihn, mein schönster Sang?
Bald nahet der Mitte der Umsturz sich.
O braver Mann! braver Mann! zeige Dich!
10. Rasch galoppirt' ein Graf hervor,
Auf hohem Roß ein edler Graf.
Was hielt des Grafen Hand empor?
Ein Beutel war es, voll und straff. –
„Zweihundert Pistolen sind zugesagt
Dem, welcher die Rettung der Armen wagt."
11. Wer ist der Brave? Ist's der Graf?
Sag' an, mein braver Sang, sag' an! –
Der Graf, bei'm höchsten Gott! war brav!
Doch weiß ich einen bravern Mann. –
O braver Mann! braver Mann! Zeige Dich!
Schon naht das Verderben sich fürchterlich. –
12. Und immer höher schwoll die Fluth;
Und immer lauter schnob der Wind!
Und immer tiefer sank der Muth. –
O Retter! Retter! Komm geschwind'! –
Stets Pfeiler bei Pfeiler zerborst und brach.
Laut krachten und stürzten die Bogen nach.
13. „Halloh! Halloh! frisch auf gewagt!"
Hoch hielt der Graf den Preis empor.
Ein Jeder hört's, doch Jeder zagt,
Aus Tausenden tritt Keiner vor.
Vergebens durchheulte mit Weib und Kind
Der Zöllner nach Rettung den Strom und Wind. –
14. Sieh, schlecht und recht, ein Bauersmann
Am Wanderstabe schritt daher,
Mit grobem Kittel angethan,
An Wuchs und Antlitz hoch und hehr.
Er hörte den Grafen, vernahm sein Wort;
Und schaute das nahe Verderben dort.
15. Und kühn, in Gottes Namen, sprang
Er in den nächsten Fischerkahn;
Trotz Wirbel, Sturm, und Wogendrang
Kam der Erretter glücklich an.
Doch wehe! Der Nachen war allzu klein,
Um Retter von Allen zugleich zu sein.
16. Und drei Mal zwang er seinen Kahn
Trotz Wirbel, Sturm, und Wogendrang;
Und drei Mal kam er glücklich an,
Bis ihm die Rettung ganz gelang.
Kaum kamen die Letzten in sichern Port,
So rollte das letzte Getrümmer fort. –
17. Wer ist, wer ist der brave Mann?
Sag' an, sag' an, mein braver Sang!
Der Bauer wagt' ein Leben dran;
Doch that er's wohl um Goldesklang?
Denn spendete nimmer der Graf sein Gut,
So wagte der Bauer vielleicht kein Blut. –
18. „Hier, rief der Graf, mein wackrer Freund!
Hier ist Dein Preis! Komm her! Nimm hin!" –
Sag' an, war das nicht brav gemeint? –
Bei Gott! der Graf trug hohen Sinn. –
Doch höher und himmlischer, wahrlich! schlug
Das Herz, das der Bauer im Kittel trug.
19. „Mein Leben ist für Gold nicht feil.
Arm bin ich zwar, doch ess' ich satt.
Dem Zöllner werd' Eur' Gold zu Theil,
Der Hab' und Gut verloren hat!"
So rief er, mit herzlichem Biederton,
Und wandte den Rücken und ging davon.
20. Hoch klingst Du, Lied vom braven Mann,
Wie Orgelton und Glockenklang!
Wer solches Muths sich rühmen kann,
Den lohnt kein Gold, den lohnt Gesang.
Gottlob! daß ich singen und preisen kann,
Unsterblich zu preisen den braven Mann.

XIII. Sankt Stephan.

1. Sankt Stephan war ein Gottesmann,
Von Gottes Geist berathen,
Der durch den Glauben Kraft gewann
Zu hohen Wunderthaten.
Doch seines Glaubens Wunderkraft,
Und seine Himmelswissenschaft
Verdroß die Schulgelehrten,
Die Erdenweisheit ehrten.
2. Und die Gelehrten stritten scharf
Und waren ihm zuwider;
Allein die Himmelsweisheit warf
Die irdische darnieder.
Und ihr beschämter Hochmuth sann
Auf Rache an dem Gottesmann.
Ihn zu verleumden, dungen
Sie falscher Zeugen Zungen.
3. Und gegen ihn in Aufruhr trat
Die jüdische Gemeinde.
Bald riß ihn vor den hohen Rath
Die Rachgier seiner Feinde.
Die falschen Zeugen stiegen auf,
Und logen: „Dieser hört nicht auf,
Zu sträflichem Exempel,
Zu lästern Gott und Tempel."
4. „Sein Jesus, schmäht er, würde nun
Des Tempels Dienst zerstören,
Hinweg die Satzung Mosis thun,
Und andre Sitte lehren."
Starr sah der ganze Rath ihn an;
Doch Er, mit Unschuld angethan,
Trotz dem, was sie bezeugten,
Schien Engeln gleich zu leuchten.
5. „Nun sprich! Ist dem also?" begann
Der hohe Priester endlich.
Da hub er frei zu reden an,
Und deutete verständlich
Der heiligen Propheten Sinn,
Und was der Herr vom Anbeginn,
Zu Juda's Heil und Frommen
Geredt und unternommen.
6. „Doch, Unbeschnittne, fuhr er fort,
An Herzen und an Ohren!
An Euch war Gottes That und Wort
Von je und je verloren.
Eu'r Stolz, der sich der Zucht entreißt,
Stets widerstrebt er Gottes Geist.
Ihr, so wie Eure Väter,
Seid Mörder und Verräther!„
7. „Nennt mir Propheten, die sie nicht
Verfolgt und hingerichtet,
Wenn sie aus göttlichem Gesicht
Des Heilands Kunft berichtet;
Des Heilands, welchen Eu'r Verrath
Zu Tode jetzt gekreuzigt hat.

Ihr wißt zwar Gottes Willen;
Doch wollt ihn nie erfüllen."
8. Und, horch! ein dumpfer Lärm erscholl.
Es knirschte das Getümmel.
Er aber ward des Geistes voll,
Und blickt' empor gen Himmel,
Und sah eröffnet, weit und breit,
Des ganzen Himmels Herrlichkeit,
Und Jesum in den Höhen
Zur Rechten Gottes stehen.
9. Nun rief er hoch im Jubelton:
„Ich seh' im offnen Himmel,
Zu Gottes Rechten Gottes Sohn!"
Da stürmte das Getümmel,
Und brauste, wie ein wildes Meer,
Und übertäubte das Gehör,
Und wie von Sturm und Wogen,
Ward er hinweg gezogen.
10. Hinaus zum nächsten Thore brach
Der Strom der tollen Menge,
Und schleifte den Mann Gottes nach,
Zerstoßen im Gedränge;
Und tausend Mörderstimmen schrien,
Und Steine hagelten auf ihn
Aus tausend Mörderhänden,
Die Rache zu vollenden.
11. Als er den letzten Odem zog,
Zerschellt von ihrem Grimme,
Da faltet' er die Hände hoch,
Und bat mit lauter Stimme:
„Behalt', o Herr, für Dein Gericht
Dem Volke diese Sünde nicht! —
Nimm meinen Geist von hinnen! —"
Hier schwanden ihm die Sinnen.

XIV. Die Kuh.

1. Frau Magdalis weint' auf ihr letztes Stück Brod.
Sie konnt' es vor Kummer nicht essen.
Ach, Wittwen bekümmert oft größere Noth,
Als glückliche Menschen ermessen.
2. „Wie tief ich auf immer geschlagen nun bin!
Was hab' ich, bist Du erst verzehret?" —
Denn, Jammer! ihr Eins und ihr Alles war hin,
Die Kuh, die bisher sie ernähret. —
3. Heim kamen mit lieblichem Schellengetön'
Die andern, gesättigt in Fülle.
Vor Magdalis Pforte blieb keine mehr stehn,
Und rief ihr mit sanftem Gebrülle.
4. Wie Kindlein, welche der nährenden Brust
Der Mutter sich sollen entwöhnen,
So klagte sie Abend und Nacht den Verlust,
Und löschte ihr Lämpchen mit Thränen.
5. Sie sank auf ihr ärmliches Lager dahin,
In hoffnungslosem Verzagen,
Verwirrt und zerrüttet an jeglichem Sinn,
An jeglichem Gliede zerschlagen.
6. Doch stärkte kein Schlaf sie von Abend bis früh.
Schwer abgemüdet, im Schwalle
Von ängstlichen Träumen, erschütterten sie
Die Schläge der Glockenuhr alle.
7. Früh that ihr des Hirtenhornes Getön'
Ihr Elend von Neuem zu wissen.
„O wehe! Nun hab' ich Nichts aufzustehn!" —
So schluchzte sie nieder in's Kissen.
8. Sonst weckte des Hornes Geschmetter ihr Herz,
Den Vater der Güte zu preisen.
Jetzt zürnet und hadert entgegen ihr Schmerz
Dem Pfleger der Wittwen und Waisen.
9. Und horch! Auf Ohr und auf Herz, wie ein Stein
Fiel's ihr, mit dröhnendem Schalle.
Ihr rieselt' ein Schauer durch Mark und Gebein:
Es dünkt ihr wie Brüllen im Stalle.
10. „O Himmel! Verzeihe mir jegliche Schuld,
Und ahnde nicht meine Verbrechen!"
Sie wähnt', es erhübe sich Geistertumult,
Ihr sträfliches Zagen zu rächen.
11. Kaum aber hatte vom schrecklichen Ton
Sich mählich der Nachhall verloren,
So drang ihr noch lauter und deutlicher schon
Das Brüllen vom Stalle zu Ohren.
12. „Barmherziger Himmel, erbarme Dich mein,
Und halte den Bösen in Banden!"
Tief barg sie das Haupt in die Kissen hinein,
Daß Hören und Sehen ihr schwanden.
13. Hier schlug ihr, indem sie im Schweiße zerquoll,
Das bebende Herz, wie ein Hammer;
Und drittes noch lauteres Brüllen erscholl,
Als wär's vor dem Bett in der Kammer.
14. Nun sprang sie mit wildem Entsetzen heraus;
Stieß auf die Laden der Zelle;
Schon strahlte der Morgen; der Dämmerung Graus
Wich seiner erfreulichen Helle.
15. Und als sie mit heiligem Kreuz sich versehn:
„Gott helfe mir gnädiglich, Amen!" —
Da wagte sie's zitternd zum Stalle zu gehn
In Gottes allmächtigem Namen.
16. O Wunder! Hier kehrte die herrlichste Kuh,
So glatt und so blank, wie ein Spiegel,
Die Stirne mit silbernen Sternchen ihr zu.
Vor Staunen entsank ihr der Riegel.
17. Dort füllte die Krippe frisch duftender Klee,
Und Heu den Stall, sie zu nähren;
Hier leuchtet' ein Eimerchen, weiß wie der Schnee,
Die strotzenden Euter zu leeren.
18. Sie trug ein zierlich beschriebenes Blatt,
Um Stirn und Hörner gewunden;
„Zum Troste der guten Frau Magdalis hat
N. N. hierher mich gebunden." —
19. „Gott hatt' es ihm gnädig verliehen, die Noth
Des Armen so wohl zu ermessen.
Gott hatt' ihm verliehen ein Stücklein Brod,
Das konnt' er allein nicht essen. —"
20. Mir däucht, ich wäre von Gott ersehn,
Was gut und was schön ist, zu preisen;
Daher besing' ich, was gut ist und schön,
In schlicht einfältigen Weisen.

XIV. 3. 3. Magdalis Thür' G(öttingischer) M(usenalmanach) — **10.** 2. Und räche nicht, was ich verbrochen! (G. M.) — 3. es würde durch G. (G. M.) — 4. Zagen gerochen. (G. M.) — **11.** 1. schreckenden Ton (G. M.)

21. „So", schwur mir ein Maurer, „so ist es geschehn!" –
Allein er verbot mir den Namen.
Gott lass' es dem Edeln doch wohl ergehn!
Das bet' ich herzinniglich, Amen!

XV. Der Kaiser und der Abt.

1. Ich will Euch erzählen ein Mährchen, gar schnurrig:
Es war 'mal ein Kaiser, der Kaiser war kurrig;
Auch war 'mal ein Abt, ein gar stattlicher Herr;
Nur Schade! sein Schäfer war klüger, als er.
2. Dem Kaiser ward's sauer in Hitz' und in Kälte:
Oft schlief er bepanzert im Kriegesgezelte;
Oft hatt' er kaum Wasser zu Schwarzbrod und Wurst;
Und öfter noch litt' er gar Hunger und Durst.
3. Das Pfäfflein, das wußte sich besser zu hegen,
Und weidlich am Tisch und im Bette zu pflegen.
Wie Vollmond glänzte sein feistes Gesicht.
Drei Männer umspannten den Schmerbauch ihm nicht.
4. Drob suchte der Kaiser dem Pfäfflein oft Hader.
Einst ritt er mit reisigem Kriegesgeschwader
In brennender Hitze des Sommers vorbei.
Das Pfäfflein spazierte vor seiner Abtei.
5. „Ha," dachte der Kaiser, „zur glücklichen Stunde!"
Und grüßte das Pfäfflein mit höhnischem Munde:
„Knecht Gottes, wie geht's Dir? Mir däucht wohl ganz recht,
Das Beten und Fasten bekomme nicht schlecht.
6. Doch däucht mir daneben, Euch plage viel Weile.
Ihr dankt mir's wohl, wenn ich Euch Arbeit ertheile.
Man rühmet, Ihr wäret der pfiffigste Mann,
Ihr höret das Gräschen fast wachsen, sagt man.
7. So geb' ich denn Euern zwei tüchtigen Backen
Zur Kurzweil drei artige Nüsse zu knacken.
Drei Monden von nun an bestimm' ich zur Zeit.
Dann will ich auf diese drei Fragen Bescheid.
8. Zum ersten: Wann hoch ich im fürstlichen Rathe
Zu Throne mich zeige im Kaiserornate,
Dann sollt Ihr mir sagen, ein treuer Wardein,
Wie viel ich wohl werth bis zum Heller mag sein?
9. Zum zweiten sollt Ihr mir berechnen und sagen:
Wie bald ich zu Rosse die Welt mag umjagen:
Um keine Minute zu wenig und viel!
Ich weiß, der Bescheid darauf ist Euch nur Spiel.
10. Zum dritten noch sollst Du, o Preis der Prälaten,
Auf's Härchen mir meine Gedanken errathen.
Die will ich dann treulich bekennen; allein
Es soll auch kein Titelchen Wahres dran sein.
11. Und könnt Ihr mir diese drei Fragen nicht lösen,
So seid Ihr die längste Zeit Abt hier gewesen;
So lass' ich Euch führen zu Esel durch's Land,
Verkehrt, statt des Zaumes den Schwanz in der Hand." –
12. Drauf trabte der Kaiser mit Lachen von hinnen.
Das Pfäfflein zerriß und zerspliß sich mit Sinnen.
Kein armer Verbrecher fühlt mehr Schwulität,
Der vor hochnothpeinlichem Halsgericht steht.
13. Er schickte nach ein, zwei, drei, vier Un'vers'täten,
Er fragte bei ein, zwei, drei, vier Fakultäten,
Er zahlte Gebühren und Sporteln vollauf.
Doch lös'te kein Doktor die Fragen ihm auf.
14. Schnell wuchsen bei herzlichem Zagen und Pochen
Die Stunden zu Tagen, die Tage zu Wochen,
Die Wochen zu Monden; schon kam der Termin!
Ihm ward's vor den Augen bald gelb und bald grün.
15. Nun sucht' er, ein bleicher hohlwangiger Werther,
In Wäldern und Feldern die einsamsten Oerter.
Da traf ihn auf selten betretener Bahn
Hans Bendix, sein Schäfer, am Felsenhang an.
16. „Herr Abt, sprach Hans Bendix, was mögt Ihr Euch grämen?
Ihr schwindet ja wahrlich dahin, wie ein Schemen.
Maria und Joseph! Wie hotzelt Ihr ein!
Mein Sirchen! Es muß Euch was angethan sein." –
17. „Ach, guter Hans Bendix, so muß sich's wohl schicken.
Der Kaiser will gern mir am Zeuge was flicken,
Und hat mir drei Nüss' auf die Zähne gepackt,
Die schwerlich Beelzebub selber wohl knackt.
18. Zum ersten: Wann hoch er im fürstlichen Rathe
Zu Throne sich zeiget im Kaiserornate,
Dann soll ich ihm sagen, ein treuer Wardein,
Wie viel er wohl werth bis zum Heller mag sein.
19. Zum zweiten soll ich ihm berechnen und sagen:
Wie bald er zu Rosse die Welt mag umjagen?
Um keine Minute zu wenig und viel!
Er meint, der Bescheid darauf wäre nur Spiel.
20. Zum dritten, ich Aermster von allen Prälaten,
Soll ich ihm gar seine Gedanken errathen;
Die will er mir treulich bekennen; allein
Es soll auch kein Titelchen Wahres dran sein.
21. Und kann ich ihm diese drei Fragen nicht lösen,
So bin ich die längste Zeit Abt hier gewesen;
So läßt er mich führen zu Esel durch's Land,
Verkehrt, statt des Zaumes, den Schwanz in der Hand." –
22. „Nichts weiter?" erwiedert Hans Bendix mit Lachen.
„Herr, gebt Euch zufrieden, das will ich schon machen.
Nur borgt mir Eu'r Käppchen, Eu'r Kreuzchen und Kleid;
So will ich schon geben den rechten Bescheid.
23. Versteh' ich gleich Nichts von lateinischen Brocken,
So weiß ich den Hund doch vom Ofen zu locken.
Was Ihr Euch, Gelehrte, für Geld nicht erwerbt,
Das hab' ich von meiner Frau Mutter geerbt."

24. Da sprang, wie ein Böcklein, der Abt vor Behagen.
Mit Käppchen und Kreuzchen, mit Mantel und Kragen
Ward stattlich Hans Bendix zum Abte geschmückt,
Und hurtig zum Kaiser nach Hofe geschickt.

25. Hier thronte der Kaiser im fürstlichen Rathe,
Hoch prangt' er mit Zepter und Kron' im Ornate:
„Nun sagt mir, Herr Abt, als ein treuer Wardein,
Wie viel ich jetzt werth bis zum Heller mag sein?“ —

26. „Für dreißig Reichsgulden ward Christus verschachert;
Drum gäb' ich, so sehr Ihr auch pochet und prachert,
Für Euch keinen Deut mehr, als zwanzig und neun,
Denn Einen müßt Ihr doch wohl minder werth sein.“ —

27. „Hum,“ sagte der Kaiser, „der Grund läßt sich hören,
Und mag den durchlauchtigen Stolz wohl bekehren.
Nie hätt' ich bei meiner hochfürstlichen Ehr'!
Geglaubet, daß so spottwohlfeil ich wär'.

28. Nun aber sollst Du mir berechnen und sagen:
Wie bald ich zu Rosse die Welt mag umjagen?
Um keine Minute zu wenig und viel!
Ist Dir der Bescheid darauf auch nur ein Spiel?“ —

29. „Herr, wenn mit der Sonn' Ihr früh sattelt und reitet,
Und stets sie in einerlei Tempo begleitet,
So setz' ich mein Kreuz und mein Käppchen daran,
In zweimal zwölf Stunden ist Alles gethan.“ —

30. „Ha,“ lachte der Kaiser, „vortrefflicher Haber!
Ihr füttert die Pferde mit Wenn und mit Aber.
Der Mann, der das Wenn und das Aber erdacht,
Hat sicher aus Häckerling Gold schon gemacht.

31. Nun aber zum dritten, nun nimm Dich zusammen!
Sonst muß ich Dich dennoch zum Esel verdammen.
Was denk' ich, das falsch ist? Das bringe heraus!
Nur bleib' mir mit Wenn und mit Aber zu Haus.“ —

32. „Ihr denket, ich sei der Herr Abt von St. Gallen.“ —
„Ganz recht! und das kann von der Wahrheit nicht fallen.“ —
„Sein Diener, Herr Kaiser! Euch trieget Eu'r Sinn:
Denn wißt, daß ich Bendix, sein Schäfer nur bin!“ —

33. „Was Henker! Du bist nicht der Abt von St. Gallen?“
Rief hurtig, als wär' er vom Himmel gefallen,
Der Kaiser mit frohem Erstaunen darein;
„Wohlan denn, so sollst Du von nun an es sein!

34. Ich will Dich belehnen mit Ring und mit Stabe.
Dein Vorfahr besteige den Esel und trabe,
Und lerne fortan erst quid Juris verstehn!
Denn wenn man will ernten, so muß man auch sä'n.“ —

35. „Mit Gunsten, Herr Kaiser! Das laßt nur hübsch bleiben!
Ich kann ja nicht lesen, noch rechnen und schreiben;
Auch weiß ich kein sterbendes Wörtchen Latein.
Was Hänschen versäumet, holt Hans nicht mehr ein.“ —

36. „Ach, guter Hans Bendix, das ist ja recht schade!
Erbitte demnach Dir ein' andere Gnade!
Sehr hat mich ergetzet Dein lustiger Schwank;
Drum soll Dich auch wieder ergetzen mein Dank.“ —

37. „Herr Kaiser, groß hab' ich so eben Nichts nöthig!
Doch seid Ihr im Ernst mir zu Gnaden erbötig,
So will ich mir bitten zum ehrlichen Lohn
Für meinen hochwürdigen Herren Pardon.“ —

38. „Ha, bravo! Du trägst, wie ich merke, Geselle,
Das Herz, wie den Kopf, auf der richtigsten Stelle.
Drum sei der Pardon ihm in Gnaden gewährt,
Und obenein Dir ein Panis-Brief beschert.

39. Wir lassen dem Abt von St. Gallen entbieten:
Hans Bendix soll ihm nicht die Schafe mehr hüten.
Der Abt soll sein pflegen nach unserm Gebot
Umsonst bis an seinen sanftseligen Tod.“

XVI. Lenore.

1. Lenore fuhr um's Morgenroth
Empor aus schweren Träumen:
„Bist untreu, Wilhelm, oder todt?
Wie lange willst Du säumen?“ —
Er war mit König Friedrichs Macht
Gezogen in die Prager Schlacht,
Und hatte nicht geschrieben,
Ob er gesund geblieben.

2. Der König und die Kaiserin,
Des langen Haders müde,
Erweichten ihren harten Sinn,
Und machten endlich Friede;
Und jedes Heer mit Sing und Sang,
Mit Paukenschlag und Kling und Klang,
Geschmückt mit grünen Reisern,
Zog heim zu seinen Häusern.

3. Und überall, all überall,
Auf Wegen und auf Stegen,
Zog Alt und Jung dem Jubelschall
Der Kommenden entgegen.
„Gottlob!“ rief Kind und Gattin laut,
„Willkommen!“ manche frohe Braut.
Ach! aber für Lenoren
War Gruß und Kuß verloren.

XVI. 1. 1—4. Lenore weinte bitterlich, — Ihr Leid war unermeßlich; — Denn Wilhelms Bildniß prägte sich — In's Herz ihr unvergeßlich. U(rsprüngliche) L(esart). — **3.** 1. 2. Und überall, und überall, — Gedrängt auf allen Wegen, (U. L.) — War dieser Gruß verloren (U. L.)

4. Sie frug den Zug wohl auf und ab,
Und frug nach allen Namen;
Doch keiner war, der Kundschaft gab,
Von Allen, so da kamen.
Als nun das Heer vorüber war,
Zerraufte sie ihr Rabenhaar,
Und warf sich hin zur Erde
Mit wüthiger Geberde.

5. Die Mutter lief wohl hin zu ihr: —
„Ach, daß sich Gott erbarme!
Du trautes Kind, was ist mit Dir?“ —
Und schloß sie in die Arme.
„O Mutter, Mutter! hin ist hin!
Nun fahre Welt und Alles hin!
Bei Gott ist kein Erbarmen.
O weh, o weh mir Armen!“

6. „Hilf Gott, hilf! Sieh uns gnädig an!
Kind, bet' ein Vaterunser!
Was Gott thut, das ist wohl gethan.
Gott, Gott erbarmt sich unser!“ —
„O Mutter, Mutter! Eitler Wahn!
Gott hat an mir nicht wohl gethan!
Was half, was half mein Beten?
Nun ist's nicht mehr vonnöthen.“ —

7. „Hilf Gott, hilf! Wer den Vater kennt,
Der weiß, er hilft den Kindern.
Das hochgelobte Sakrament
Wird Deinen Jammer lindern.“ —
„O Mutter, Mutter! was mich brennt,
Das lindert mir kein Sakrament!
Kein Sakrament mag Leben
Den Todten wiedergeben.“ —

8. „Hör', Kind! wie, wenn der falsche Mann
Im fernen Ungerlande
Sich seines Glaubens abgethan
Zum neuen Ehebande?
Laß fahren, Kind, sein Herz dahin!
Er hat es nimmermehr Gewinn!
Wann Seel' und Leib sich trennen,
Wird ihn sein Meineid brennen.“ —

9. „O Mutter, Mutter; Hin ist hin!
Verloren ist verloren!
Der Tod, der Tod ist mein Gewinn!
O wär' ich nie geboren!
Lisch aus, mein Licht, auf ewig aus!
Stirb hin, stirb hin in Nacht und Graus!
Bei Gott ist kein Erbarmen.
O weh, o weh mir Armen!“ —

10. „Hilf, Gott, hilf! Geh' nicht ins Gericht
Mit Deinem armen Kinde!
Sie weiß nicht, was die Zunge spricht,
Behalt' ihr nicht die Sünde!
Ach, Kind, vergiß Dein irdisch Leid,
Und denk' an Gott und Seligkeit!
So wird doch Deiner Seelen
Der Bräutigam nicht fehlen.“ —

11. „O Mutter! was ist Seligkeit?
O Mutter! Was ist Hölle?
Bei ihm, bei ihm ist Seligkeit,
Und ohne Wilhelm Hölle! —
Lisch aus, mein Licht, auf ewig aus!
Stirb hin, stirb hin in Nacht und Graus!
Ohn' ihn mag ich auf Erden,
Mag dort nicht selig werden.“

12. So wüthete Verzweifelung
Ihr in Gehirn und Adern;
Sie fuhr mit Gottes Vorsehung
Vermessen fort zu hadern:
Zerschlug den Busen und zerrang
Die Hand bis Sonnenuntergang,
Bis auf am Himmelsbogen
Die goldnen Sterne zogen.

13. Und außen, horch! ging's trap trap trap,
Als wie von Rosseshufen;
Und klirrend stieg ein Ritter ab,
An des Geländers Stufen;
Und horch, und horch, den Pfortenring
Ganz lose, leise, klinglingling!
Dann kamen durch die Pforte
Vernehmlich diese Worte:

14. „Holla, Holla! Thu' auf, mein Kind!
Schläfst, Liebchen, oder wachst Du?
Wie bist noch gegen mich gesinnt?
Und weinest oder lachst Du?“
„Ach, Wilhelm, Du?.. So spät bei Nacht?..
Geweinet hab' ich und gewacht;
Ach, großes Leid erlitten!
Wo kommst Du her geritten?“

15. „Wir satteln nur um Mitternacht.
Weit ritt ich her von Böhmen.
Ich habe spät mich aufgemacht,
Und will Dich mit mir nehmen.“ —
„Ach, Wilhelm, erst herein geschwind'!
Den Hagedorn durchsaust der Wind,
Herein, in meinen Armen,
Herzliebster, zu erwarmen!“ —

16. „Laß sausen durch den Hagedorn,
Laß sausen, Kind, laß sausen!
Der Rappe scharrt; es klirrt der Sporn;
Ich darf allhier nicht hausen.
Komm', schürze, spring' und schwinge Dich,
Auf meinen Rappen hinter mich!
Muß heut' noch hundert Meilen
Mit Dir in's Brautbett eilen!“ —

17. „Ach! wolltest hundert Meilen noch
Mich heut in's Brautbett tragen?
Und horch! es brummt die Glocke noch,
Die elf schon angeschlagen.“ —
„Sieh hin, sieh her! der Mond scheint hell.
Wir und die Todten reiten schnell.
Ich bringe Dich zur Wette
Noch heut in's Hochzeitbette.“

18. „Sag' an, wo ist Dein Kämmerlein?
Wo? wie Dein Hochzeitbettchen?“ —
„Weit, weit von hier! .. Still, kühl und klein! ..
Sechs Bretter und zwei Brettchen!“ —
„Hat's Raum für mich?“ — „Für Dich und mich!
Komm', schürze, spring' und schwinge Dich!
Die Hochzeitgäste hoffen;
Die Kammer steht uns offen.“ —

19. Schön Liebchen schürzte, sprang und schwang
Sich auf das Roß behende;

---

4. 1. Sie frug den Heerzug auf und ab (U. L.) — 3—4. Doch die erwünschte Kundschaft gab — Nicht Einer, so da kamen. (U. L.) — 5. Als nun der Zug ꝛc. (U. L.) — 7. Und taumelte zur Erde (U. L.) — Und warf sich auf die Erde (G. M.) — 8. Mit wilder Angstgeberde (U. L.) — **6.** 4. Und er erbarmt sich unser! (U. L.) — **8.** 6. Deß hat er nimmermehr G. (U. L.) — **11.** 3. Bei Wilhelm nur ist Seligkeit (U. L.) — **12.** 3. 4. Sie hub mit G. V. — Vermessen an zu h. (U. L.) — 8. Die Sternenheere zogen (U. L.) — **15.** 5. „Herzliebster, erst herein geschwind! (U. L.) — **17.** 5. „Herzliebchen, komm. Der Mond ꝛc. (U. L.) — **19.** 1. Und Liebchen (U. L.) — Herzliebchen schürzte (G. M.) —

Wohl um den trauten Reiter schlang
Sie ihre Lilienhände;
Und hurre, hurre, hop hop hop!
Ging's fort in sausendem Galopp,
Daß Roß und Reiter schnoben,
Und Kies und Funken stoben.

20. Zur rechten und zur linken Hand
Vorbei vor ihren Blicken
Wie flogen Anger, Heid' und Land! —
Wie donnerten die Brücken! —
„Graut Liebchen auch? . . Der Mond scheint hell!
Hurrah! die Todten reiten schnell!
Graut Liebchen auch vor Todten!“ —
„Ach nein! . . Doch laß die Todten!“ —

21. Was klang dort für Gesang und Klang?
Was flatterten die Raben? . .
Horch Glockenklang! horch Todtensang:
„Laßt uns den Leib begraben!“
Und näher zog ein Leichenzug,
Der Sarg und Todtenbahre trug.
Das Lied war zu vergleichen
Dem Unkenruf in Teichen.

22. „Nach Mitternacht begrabt den Leib,
Mit Klang und Sang und Klage!
Jetzt führ' ich heim mein junges Weib.
Mit, mit zum Brautgelage!
Komm', Küster, hier! Komm' mit dem Chor,
Und gurgle mir das Brautlied vor!
Komm', Pfaff', und sprich den Segen,
Eh' wir zu Bett uns legen!“ —

23. Still Klang und Sang. . . Die Bahre schwand. . .
Gehorsam seinem Rufen,
Kam's, hurre hurre! nachgerannt,
Hart hinter's Rappen Hufen.
Und immer weiter, hop hop hop!
Ging's fort in sausendem Galopp,
Daß Roß und Reiter schnoben,
Und Kies und Funken stoben.

24. Wie flogen rechts, wie flogen links
Gebirge, Bäum' und Hecken!
Wie flogen links, und rechts, und links
Die Dörfer, Städt' und Flecken! —
„Graut Liebchen auch? . . Der Mond scheint hell!
Hurrah! die Todten reiten schnell!
Graut Liebchen auch vor Todten?“ —
„Ach! Laß sie ruhn, die Todten.“ —

25. Sieh da! sieh da! Am Hochgericht
Tanzt' um des Rades Spindel,
Halb sichtbarlich bei Mondenlicht,
Ein luftiges Gesindel. —
„Sasa! Gesindel, hier! Komm' hier!
Gesindel, komm' und folge mir!
Tanz' uns den Hochzeitreigen,
Wann wir zu Bette steigen!“

26. Und das Gesindel, husch husch husch!
Kam hinten nachgeprasselt,
Wie Wirbelwind am Haselbusch
Durch dürre Blätter rasselt.
Und weiter, weiter, hop hop hop!
Ging's fort in sausendem Galopp,
Daß Roß und Reiter schnoben,
Und Kies und Funken stoben.

27. Wie flog, was rund der Mond beschien,
Wie flog es in die Ferne!
Wie flogen oben über hin
Der Himmel und die Sterne! —
„Graut Liebchen auch? . . Der Mond scheint hell!
Hurrah! die Todten reiten schnell!
Graut Liebchen auch vor Todten?“ —
„O weh! Laß ruhn die Todten!“ — —

28. „Rapp'! Rapp'! Mich dünkt, der Hahn schon ruft. . .
Bald wird der Sand verrinnen . .
Rapp'! Rapp'! Ich wittre Morgenluft . .
Rapp'! Tummle Dich von hinnen! —
Vollbracht, vollbracht ist unser Lauf!
Das Hochzeitbette thut sich auf.
Die Todten reiten schnelle!
Wir sind, wir sind zur Stelle.“ —

29. Rasch auf ein eisern Gitterthor
Ging's mit verhängtem Zügel.
Mit schwanker Gert' ein Schlag davor
Zersprengte Schloß und Riegel.
Die Flügel flogen klirrend auf,
Und über Gräber ging der Lauf.
Es blinkten Leichensteine
Rund um im Mondenscheine.

30. Ha sieh! ha sieh! im Augenblick,
Huhu! ein gräßlich Wunder!
Des Reiters Koller, Stück für Stück,
Fiel ab, wie mürber Zunder.
Zum Schädel ohne Zopf und Schopf,
Zum nackten Schädel ward sein Kopf;
Sein Körper zum Gerippe
Mit Stundenglas und Hippe.

31. Hoch bäumte sich, wild schnob der Rapp',
Und sprühte Feuerfunken;
Und hui! war's unter ihr hinab
Verschwunden und versunken.
Geheul! Geheul aus hoher Luft,
Gewinsel kam aus tiefer Gruft.
Lenorens Herz mit Beben
Rang zwischen Tod und Leben.

32. Nun tanzten wohl bei Mondenglanz
Rund um herum im Kreise
Die Geister einen Kettentanz,
Und heulten diese Weise:
„Geduld! Geduld! Wenn's Herz auch bricht!
Mit Gott im Himmel hadre nicht!
Des Leibes bist Du ledig;
Gott sei der Seele gnädig!“

XVII. Schön Suschen.

1. Schön Suschen kannt' ich lange Zeit;
Schön Suschen war wohl fein;
Voll Tugend war's und Sittsamkeit;
Das sah ich klärlich ein.

---

5. Haho, haho, hop, hop 2c. (U. L.) — Und als sie saßen, hop, hop, hop (G. M.) — 7. 8. Der volle Mond schien helle; — Wie ritten die Todten so schnelle! (U. L.) — **20.** fehlt in U. L. — **23.** 5. Haho, haho, hop 2c. (U. L.) — **24.** fehlt in U. L. — **24.** 1—3. Wie flogen links und rechts und links — Die Hügel, Bäum' und Hecken! — Vorbei im Nu des Augenwinks (G. M.) — **26.** 5. Haho, haho, hop 2c. (U. L.) — **27.** fehlt in U. L. — **27.** 1. was unten der Mond 2c. (G. M.) — 2. Weit hinten in die Ferne (G. M.) —

Ich kam und ging, ich ging und kam,
Wie Ebb' und Fluth zur See.
Ganz wohl mir that es, wann ich kam,
Doch, wann ich ging, nicht weh.

2. Und es geschah, daß nach der Zeit
Gar Andres ich vernahm;
Da that's mir, wann ich schied, so leid,
So wohl mir, wann ich kam;
Da hatt' ich keinen Zeitvertreib,
Und kein Geschäft, als sie;
Da fühlt' ich ganz an Seel und Leib,
Und fühlte Nichts, als sie.

3. Da war ich dumm, und stumm und taub;
Vernahm Nichts, außer ihr;
Sah nirgends blühen Blum' und Laub;
Nur Suschen blühte mir.
Nicht Sonne, Mond und Sternenschein,
Mir glänzte nur mein Kind;
Ich sah, wie in die Sonn', hinein,
Und sah mein Auge blind.

4. Und wieder kam gar andre Zeit,
Gar anders war es mir;
Doch alle Tugend, Sittsamkeit
Und Schönheit blieb an ihr.
Ich kam und ging, und ging und kam,
Wie Ebb' und Fluth zur See.
Ganz wohl mir that es, wann ich kam,
Doch, wann ich ging, nicht weh. —

5. Ihr Weisen, hoch und tief gelahrt,
Die Ihr's ersinnt, und wißt,
Wie, wo und wann sich Alles paart;
Warum sich's liebt und küßt;
Ihr hohen Weisen, sagt mir's an!
Ergrübelt, was mir da,
Ergrübelt mir, wo, wie und wann,
Warum mir so geschah? —

6. Ich selber sann oft Nacht und Tag,
Und wieder Tag und Nacht,
So wundersamen Dingen nach;
Doch hab' ich Nichts erdacht. —
Drum, Lieb' ist wohl, wie Wind im Meer;
Sein Sausen Ihr wohl hört,
Allein Ihr wisset nicht, woher;
Wißt nicht, wohin er fährt.

XVIII. Des armen Suschens Traum.

1. Ich träumte, wie um Mitternacht
Mein Falscher mir erschien.
Fast schwür' ich, daß ich hell gewacht,
So hell erblickt' ich ihn.

2. Er zog den Treuring von der Hand
Und ach! zerbrach ihn mir.
Ein wasserhelles Perlenband
Warf er mir hin dafür.

3. Drauf ging ich wohl an's Gartenbeet,
Zu schaun mein Myrthenreis,
Das ich zum Kränzchen pflanzen thät,
Und pflegen thät mit Fleiß.

4. Da riß entzwei mein Perlenband,
Und eh' ich's mich versah,
Entrollten all' in Erd' und Sand,
Und keine war mehr da.

5. Ich sucht' und sucht' in Angst und Schweiß,
Umsonst, umsonst! Da schien
Verwandelt mein geliebtes Reis
In dunkeln Rosmarin.

6. Erfüllt ist längst das Nachtgesicht,
Ach, längst erfüllt genau.
Das Traumbuch frag' ich weiter nicht,
Und keine weise Frau.

7. Nun brich, o Herz, der Ring ist hin!
Die Perlen sind geweint!
Statt Myrth' erwuchs Dir Rosmarin!
Der Traum hat Tod gemeint.

8. Brich, armes Herz! Zur Todtenkron'
Erwuchs Dir Rosmarin.
Verweint sind Deine Perlen schon,
Der Ring, der Ring ist hin!

XIX. Der Bruder Graurock und die Pilgerin.

1. Ein Pilgermädel, jung und schön,
Wallt' auf ein Kloster zu.
Sie zog das Glöcklein an dem Thor;
Ein Bruder Graurock trat hervor,
Halb barfuß ohne Schuh'.

2. Sie sprach: „Gelobt sei Jesus Christ!“ —
„In Ewigkeit!“ sprach er.
Gar wunderseltsam ihm geschah;
Und als er ihr in's Auge sah,
Da schlug sein Herz noch mehr.

3. Die Pilgerin mit leisem Ton
Voll holder Schüchternheit:
„Ehrwürdiger, o meldet mir,
Weilt nicht mein Herzgeliebter hier,
In Klostereinsamkeit?“ —

4. „Kind Gottes, wie soll kenntlich mir
Dein Herzgeliebter sein?“ —
„Ach! An dem gröbsten härnen Rock,
An Geißel, Gurt und Weidenstock,
Die seinen Leib kastein.

5. Noch mehr an Wuchs und Angesicht,
Wie Morgenroth im Mai,
Am goldnen Ringellockenhaar,
Am himmelblauen Augenpaar,
So freundlich, lieb und treu!“ —

6. „Kind Gottes, o wie längst dahin!
Längst todt und tief verscharrt!
Das Gräschen säuselt drüber her;
Ein Stein von Marmel drückt ihn schwer;
Längst todt und tief verscharrt!

7. Siehst dort, in Immergrün verhüllt,
Das Zellenfenster nicht?
Da wohnt' und weint' er, und verkam
Durch seines Mädels Schuld, vor Gram,
Verlöschend, wie ein Licht.

8. Sechs Junggesellchen, schlank und fein,
Bei Trauersang und Klang,
Sie trugen seine Bahr' an's Grab;
Und manche Zähre rann hinab,
Indem sein Sarg versank.“ —

9. „O weh! O weh! So bist Du hin?
Bist todt und tief verscharrt? —
Nun brich, o Herz, die Schuld war Dein!
Und wärst Du, wie sein Marmelstein,
Wärst dennoch nicht zu hart.“ —

10. „Geduld, Kind Gottes, weine nicht!
Nun bete desto mehr!
Vergebner Gram zerspellt das Herz;

Das Augenlicht verlischt von Schmerz;
Drum weine nicht so sehr!“ –
11. „O nein, Ehrwürdiger, o nein!
Verdamme nicht mein Leid!
Denn meines Herzens Lust war Er;
So lebt und liebt kein Jüngling mehr
Auf Erden weit und breit.
12. Drum laß mich weinen immerdar,
Und seufzen Tag und Nacht,
Bis mein verweintes Auge bricht,
Und lechzend meine Zunge spricht:
Gottlob! Nun ist's vollbracht!“ –
13. „Geduld, Kind Gottes, weine nicht:
O seufze nicht so sehr!
Kein Thau, kein Regentrank erquickt
Ein Veilchen, das Du abgepflückt.
Es welkt und blüht nicht mehr.
14. Huscht doch die Freud' auf Flügeln schnell,
Wie Schwalben, vor uns hin.
Was halten wir das Leid so fest,
Das schwer, wie Blei, das Herz zerpreßt?
Laß fahren! Hin ist hin!“ –
15. „O nein, Ehrwürdiger, o nein!
Gib meinem Gram kein Ziel!
Und litt' ich um den lieben Mann,
Was nur ein Mädchen leiden kann,
Nie litt' ich doch zu viel. –
16. So seh' ich ihn nun nimmermehr? –
O weh! Nun nimmermehr? –
Nein! Nein! Ihn birgt ein düstres Grab;
Es regnet drauf und schneit herab;
Und Gras weht drüber her. –
17. Wo seid Ihr Augen, blau und klar?
Ihr Wangen, rosenroth?
Ihr Lippen süß, wie Nelkenduft? –
Ach! Alles modert in der Gruft;
Und mich verzehrt die Noth.“ –
18. „Kind Gottes, härme so Dich nicht!
Und denk', wie Männer sind!
Den meisten weht's aus Einer Brust
Bald heiß, bald kalt; sie sind zur Lust
Und Unlust gleich geschwind.
19. Wer weiß, trotz Deiner Treu' und Huld
Hätt' ihn sein Loos gereut.
Dein Liebster war ein junges Blut,
Und junges Blut hegt Wankelmuth,
Wie die Aprillenzeit.“ –
20. „Ach nein, Ehrwürdiger, ach nein!
Sprich dieses Wort nicht mehr!
Mein Trauter war so lieb und hold,
War lauter, echt und treu, wie Gold,
Und aller Falschheit leer.
21. Ach! ist es wahr, daß ihn das Grab
Im dunkeln Rachen hält?
So sag' ich meiner Heimath ab,
Und setze meinen Pilgerstab
Fort durch die weite Welt.
22. Erst aber will ich hin zur Gruft;
Da will ich niederknien;
Da soll von Seufzerhauch und Kuß
Und meinem Tausendthränenguß
Das Gräschen frischer blühn.“ –
23. „Kind Gottes, kehr' allhier erst ein,
Daß Ruh' und Kost Dich pflegt!
Horch! wie der Sturm die Fahnen trillt,
Und kalter Schlossenregen wild
An Dach und Fenster schlägt!“ –
24. „O nein, Ehrwürdiger, o nein!
O, halte mich nicht ab!
Mag's sein, daß Regen mich befällt!
Wäscht Regen aus der ganzen Welt
Doch meine Schuld nicht ab.“ –
25. „Heida! Feins Liebchen, nun kehr' um;
Bleib' hier und tröste Dich! –
Feins Liebchen, schau' mir in's Gesicht! –
Kennst Du den Bruder Graurock nicht!
Dein Liebster, ach! – bin ich.
26. Aus hoffnungslosem Liebesschmerz
Erkor ich dieß Gewand.
Bald hätt' in Klostereinsamkeit
Mein Leben und mein Herzeleid
Ein hoher Schwur verbannt.
27. Doch, Gott sei Dank! mein Probejahr
Ist noch nicht ganz herum.
Feins Liebchen, hast Du wahr bekannt?
Und gäbst Du mir wohl gern die Hand;
So kehrt' ich wieder um.“ –
28. „Gottlob! Gottlob! Nun fahre hin
Auf ewig Gram und Noth!
Willkommen! o willkommen, Lust!
Komm, Herzensjung', an meine Brust!
Nun scheid' uns Nichts, als Tod!“ –

XX. Der wilde Jäger.

1. Der Wild- und Rheingraf stieß in's Horn:
„Halloh, Halloh, zu Fuß und Roß!“
Sein Hengst erhob sich wiehernd vorn;
Laut rasselnd stürzt' ihm nach der Troß;
Laut klifft' und klafft' es, frei vom Koppel,
Durch Korn und Dorn, durch Heid' und Stoppel.
2. Vom Strahl der Sonntagsfrühe war
Des hohen Domes Kuppel blank.
Zum Hochamt rufte dumpf und klar
Der Glocken ernster Feierklang.
Fern tönten lieblich die Gesänge
Der andachtsvollen Christenmenge.
3. Rischrasch quer über'n Kreuzweg ging's,
Mit Horridoh und Hussassa.
Sieh da! Sieh da, kam rechts und links
Ein Reiter hier, ein Reiter da!
Des Rechten Roß war Silbersblinken,
Ein Feuerfarbner trug den Linken.
4. Wer waren Reiter links und rechts?
Ich ahn' es wohl, doch weiß ich's nicht,
Lichthehr erschien der Reiter rechts,
Mit mildem Frühlingsangesicht.
Graß, dunkelgelb der linke Ritter,
Schoß Blitz vom Aug', wie Ungewitter.
5. „Willkommen hier zu rechter Frist,
Willkommen zu der edeln Jagd!
Auf Erden und im Himmel ist
Kein Spiel, das lieblicher behagt.“ –
Er rief's, schlug laut sich an die Hüfte,
Und schwang den Hut hoch in die Lüfte.
6. „Schlecht stimmet Deines Hornes Klang,“
Sprach der zur Rechten, sanften Muths,
„Zu Feierglock' und Chorgesang.
Kehr' um! Erjagst Dir heut nichts Guts.
Laß Dich den guten Engel warnen,
Und nicht vom Bösen Dich umgarnen!“ –
7. „Jagt zu, jagt zu, mein edler Herr!“
Fiel rasch der linke Ritter drein.
„Was Glockenklang? Was Chorgeplärr?
Die Jagdlust mag Euch baß erfreun!

Laßt mich, was fürstlich ist, Euch lehren,
Und Euch von Jenem nicht bethören!" —
8. „Ha! Wohlgesprochen, linker Mann!
Du bist ein Held nach meinem Sinn.
Wer nicht des Waidwerks pflegen kann,
Der scher' an's Paternoster hin!
Mag's, frommer Narr, Dich baß verdrießen,
So will ich meine Lust doch büßen!" —
9. Und hurre hurre, vorwärts ging's,
Feld ein und aus, Berg ab und an.
Stets ritten Reiter rechts und links
Zu beiden Seiten neben an.
Auf sprang ein weißer Hirsch von ferne
Mit sechzehnzackigem Gehörne.
10. Und lauter stieß der Graf in's Horn;
Und rascher flog's zu Fuß und Roß;
Und sieh! bald hinten und bald vorn
Stürzt' Einer todt dahin vom Troß.
„Laß stürzen! Laß zur Hölle stürzen!
Das darf nicht Fürstenlust verwürzen."
11. Das Wild duckt sich in's Aehrenfeld,
Und hofft da sichern Aufenthalt.
Sieh da! Ein armer Landmann stellt
Sich dar in kläglicher Gestalt.
„Erbarmen, lieber Herr, Erbarmen!
Verschont den sauern Schweiß des Armen!"
12. Der rechte Ritter sprengt heran,
Und warnt den Grafen sanft und gut.
Doch baß hetzt ihn der linke Mann
Zu schadenfrohem Frevelmuth.
Der Graf verschmäht des Rechten Warnen,
Und läßt vom Linken sich umgarnen.
13. „Hinweg, Du Hund!" schnaubt fürchterlich
Der Graf den armen Pflüger an.
„Sonst hetz' ich selbst, bei'm Teufel! Dich.
Halloh, Gesellen, drauf und dran!
Zum Zeichen, daß ich wahr geschworen,
Knallt ihm die Peitschen um die Ohren!"
14. Gesagt, gethan! Der Wildgraf schwang
Sich über'n Hagen rasch voran,
Und hinterher bei Knall und Klang
Der Troß mit Hund und Roß und Mann;
Und Hund und Mann und Roß zerstampfte
Die Halmen, daß der Acker dampfte.
15. Vom nahen Lärm empor gescheucht,
Feld ein und aus, Berg ab und an
Gesprengt, verfolgt, doch unerreicht,
Ereilt das Wild des Angers Plan;
Und mischt sich, da verschont zu werden,
Schlau mitten zwischen zahme Herden.
16. Doch hin und her durch Flur und Wald,
Und her und hin durch Wald und Flur,
Verfolgen und erwittern bald
Die raschen Hunde seine Spur.
Der Hirt, voll Angst für seine Herde,
Wirft vor dem Grafen sich zur Erde.
17. „Erbarmen, Herr, Erbarmen! Laßt
Mein armes stilles Vieh in Ruh'!
Bedenket, lieber Herr, hier grast
So mancher armen Wittwe Kuh.
Ihr Eins und Alles spart der Armen!
Erbarmen, lieber Herr, Erbarmen!"
18. Der rechte Ritter sprengt heran,
Und warnt den Grafen sanft und gut.
Doch baß hetzt ihn der linke Mann
Zu schadenfrohem Frevelmuth.
Der Graf verschmäht des Rechten Warnen,
Und läßt vom Linken sich umgarnen.
19. „Verwegner Hund, der Du mir wehrst!
Ha, daß Du Deiner besten Kuh
Selbst um- und angewachsen wärst,
Und jede Vettel noch dazu!
So sollt' es baß mein Herz ergetzen,
Euch stracks in's Himmelreich zu hetzen.
20. Halloh, Gesellen, drauf und dran!
Jo! Doho! Hussasasa!" —
Und jeder Hund fiel wüthend an,
Was er zunächst vor sich ersah.
Bluttriefend sank der Hirt zur Erde,
Bluttriefend Stück für Stück die Herde.
21. Dem Mordgewühl entrafft sich kaum
Das Wild mit immer schwächerm Lauf.
Mit Blut besprengt, bedeckt mit Schaum,
Nimmt jetzt des Waldes Nacht es auf.
Tief birgt sich's in des Waldes Mitte
In eines Klausners Gotteshütte.
22. Risch, ohne Rast, mit Peitschenknall,
Mit Horridoh und Hussasa
Und Kliff und Klaff und Hörnerschall,
Verfolgt's der wilde Schwarm auch da.
Entgegen tritt mit sanfter Bitte
Der fromme Klausner vor die Hütte.
23. „Laß ab, laß ab von dieser Spur!
Entweihe Gottes Freistatt nicht!
Zum Himmel ächzt die Kreatur
Und heischt von Gott Dein Strafgericht.
Zum letzten Male laß Dich warnen,
Sonst wird Verderben Dich umgarnen!
24. Der Rechte sprengt besorgt heran,
Und warnt den Grafen sanft und gut.
Doch baß hetzt ihn der linke Mann
Zu schadenfrohem Frevelmuth.
Und wehe! Trotz des Rechten Warnen,
Läßt er vom Linken sich umgarnen!
25. „Verderben hin, Verderben her!
Das, ruft er, macht mir wenig Graus.
Und wenn's im dritten Himmel wär',
So acht' ich's keine Fledermaus.
Mag's Gott und Dich, Du Narr, verdrießen;
So will ich meine Lust doch büßen!"
26. Er schwingt die Peitsche, stößt in's Horn:
„Halloh, Gesellen, drauf und dran!"
Hui, schwinden Mann und Hütte vorn,
Und hinten schwinden Roß und Mann;
Und Knall und Schall und Jagdgebrülle
Verschlingt auf Ein Mal Todtenstille.
27. Erschrocken blickt der Graf umher;
Er stößt in's Horn, es tönet nicht;
Er ruft, und hört sich selbst nicht mehr;
Der Schwung der Peitsche sauset nicht;
Er spornt sein Roß in beide Seiten,
Und kann nicht vor-, nicht rückwärts reiten.
28. Drauf wird es düster um ihn her,
Und immer düstrer, wie ein Grab.
Dumpf rauscht es, wie ein fernes Meer.
Hoch über seinem Haupt herab
Ruft furchtbar mit Gewittergrimme
Dieß Urthel eine Donnerstimme:
29. „Du Wüthrich, teuflischer Natur,
Frech gegen Gott und Mensch und Thier!
Das Ach und Weh der Kreatur
Und Deine Missethat an ihr
Hat laut Dich vor Gericht gefodert,
Wo hoch der Rache Fackel lodert.
30. Fleuch, Unhold, fleuch, und werde jetzt,
Von nun an bis in Ewigkeit,
Von Höll' und Teufel selbst gehetzt!

Zum Schreck der Fürsten jeder Zeit,
Die, um verruchter Lust zu frohnen,
Nicht Schöpfer, noch Geschöpf verschonen!" —
31. Ein schwefelgelber Wetterschein
Umzieht hierauf des Waldes Laub.
Angst rieselt ihm durch Mark und Bein;
Ihm wird so schwül, so dumpf und taub!
Entgegen weht ihm kaltes Grausen,
Dem Nacken folgt Gewittersausen.
32. Das Grausen weht, das Wetter saust,
Und aus der Erd' empor, huhu!
Fährt eine schwarze Riesenfaust;
Sie spannt sich auf, sie krallt sich zu;
Hui! will sie ihn bei'm Wirbel packen;
Hui! steht sein Angesicht im Nacken.
33. Es flimmt und flammt rund um ihn her,
Mit grüner, blauer, rother Gluth;
Es wallt um ihn ein Feuermeer;
Darinnen wimmelt Höllenbrut.
Jach fahren tausend Höllenhunde,
Laut angehetzt, empor vom Schlunde.
34. Er rafft sich auf durch Wald und Feld,
Und flieht, laut heulend Weh und Ach;
Doch durch die ganze weite Welt
Rauscht bellend ihm die Hölle nach,
Bei Tag tief durch der Erde Klüfte,
Um Mitternacht hoch durch die Lüfte.
35. Im Nacken bleibt sein Antlitz stehn,
So rasch die Flucht ihn vorwärts reißt.
Er muß die Ungeheuer sehn,
Laut angehetzt vom bösen Geist,
Muß sehn das Knirschen und das Jappen
Der Rachen, welche nach ihm schnappen. —
36. Das ist des wilden Heeres Jagd,
Die bis zum jüngsten Tage währt,
Und oft dem Wüstling noch bei Nacht
Zu Schreck und Graus vorüber fährt.
Das könnte, müßt' er sonst nicht schweigen,
Wohl manches Jägers Mund bezeugen.

XXI. Epigramme.

1. Trost.

Wenn Dich die Lästerzunge sticht,
So laß Dir dieß zum Troste sagen:
Die schlechtsten Früchte sind es nicht,
Woran die Wespen nagen.

2. Mittel gegen den Hochmuth der Großen.

Viel Klagen hör' ich oft erheben
Vom Hochmuth, den der Große übt.
Der Großen Hochmuth wird sich geben,
Wenn unsre Kriecherei sich gibt.

3. Auf das Adeln der Gelehrten.

Mit einem Adelsbrief muß nie der echte Sohn
Minervens und Apolls begnadigt heißen sollen.
Denn edel sind der Götter Söhne schon,
Die muß kein Fürst erst adeln wollen!

4. Freiheit.

Freiheit wünschest Du Dir, und klagst alltäglich und zürnest,
Daß Dir Freiheit fehlt, über Despotengewalt? —
Lern' entbehren, o Freund! Beut' Trotz dem Schmerz und dem Tode!
Und kein Gott des Olymps fühlet sich freier, als Du. —
Aber nun fragt Dein Blick: Wie lern' ich die schwerste der Künste,
Wie den erhabenen Trotz gegen den Schmerz und den Tod? —
Wirb bei der Mutter Vernunft um Tugend, die göttliche Tochter.
Wirb! — Und Dein ist die Kunst, Dein der erhabene Trotz.

Ludwig Heinrich Christoph Hölty.

I. Mailied.

1. Tanzt dem schönen Mai entgegen,
Der, in seiner Herrlichkeit
Wiederkehrend, Reiz und Segen
Ueber Thal und Hügel streut!
Seine Macht verjüngt und gattet
Alles, was der grüne Wald,
Was der zarte Halm beschattet,
Und die laue Wog' umwallt.
2. Tanz', o Jüngling! tanz', o Schöne,
Die des Maies Hauch verschönt!
Menget Lieder in's Getöne,
Das die Morgenglocke tönt,
In's Gesäusel junger Blätter,
Und der holden Nachtigall
Liebejauchzendes Geschmetter;
Und erweckt den Wiederhall.
3. Flieht der Stadt umwölkte Zinnen!
Hier, wo Mai und Lieb' Euch ruft,
Athmet, schöne Städterinnen,
Athmet frische Maienluft!
Irrt mit Eurem Sonnenhütchen
Auf die Frühlingsflur hinaus,
Singt ein fröhlich Maienliedchen,
Pflücket einen Busenstrauß!
4. Schmückt mit Kirschenblüthenzweigen
Euch den grünen Sonnenhut,
Schürzt das Röckchen, tanzet Reigen,
Wie die Schäferjugend thut!
Bienen sumsen um die Blüthe,
Und der Westwind schwärmt sich matt,
Schwärmt und haucht auf Eure Hüte
Manches weiße Blüthenblatt.

II. Der alte Landmann an seinen Sohn.

1. Ueb' immer Treu' und Redlichkeit
Bis an Dein kühles Grab,
Und weiche keinen Finger breit
Von Gottes Wegen ab!
Dann wirst Du, wie auf grünen Aun,
Durch's Pilgerleben gehn;
Dann kannst Du sonder Furcht und Graun
Dem Tod' in's Antlitz sehn.
2. Dann wird die Sichel und der Pflug
In Deiner Hand so leicht;
Dann singest Du beim Wasserkrug,
Als wär' Dir Wein gereicht.
Dem Bösewicht wird Alles schwer,
Er thue, was er thu';
Der Teufel treibt ihn hin und her
Und läßt ihm keine Ruh'.
3. Der schöne Frühling lacht ihm nicht,
Ihm lacht kein Aehrenfeld;
Er ist auf Lug und Trug erpicht,
Und wünscht sich Nichts, als Geld.
Der Wind im Hain, das Laub am Baum
Saust ihm Entsetzen zu;
Er findet nach des Lebens Raum
Im Grabe keine Ruh'.
4. Dann muß er in der Geisterstund'
Aus seinem Grabe gehn,
Und oft als schwarzer Kettenhund
Vor seiner Hausthür' stehn.
Die Spinnerinnen, die, das Rad
Im Arm, nach Hause gehn,
Erzittern, wie ein Espenblatt,
Wenn sie ihn liegen sehn.
5. Und jede Spinnestube spricht
Von diesem Abentheu'r,
Und wünscht den todten Bösewicht
In's tiefste Höllenfeu'r.
Der alte Kunz war bis an's Grab
Ein rechter Höllenbrand:
Er pflügte seinem Nachbar ab,
Und stahl ihm vieles Land.
6. Nun pflügt er, als ein Feuermann,
Auf seines Nachbarn Flur,
Und mißt das Feld hinab, hinan
Mit einer glühnden Schnur.
Er brennet, wie ein Schober Stroh,
Dem glühnden Pfluge nach,
Und pflügt und brennet lichterloh
Bis an den hellen Tag.
7. Der Amtmann, der die Bauern schund,
Und hurt', und Hirsche schoß,
Trabt Nachts mit einem schwarzen Hund
Im Wald' auf glühndem Roß.
Oft geht er auch am Knotenstock
Als rauher Brummbär um,
Und meckert oft als Ziegenbock
Im ganzen Dorf herum.
8. Der Pfarrer, der auf's Tanzen schalt,
Und Filz und Wuchrer war,
Steht Nachts als schwarze Spuckgestalt
Um zwölf Uhr am Altar;
Paukt dann mit dumpfigem Geschrei
Die Kanzel, daß es gellt,
Und zählet in der Sakristei
Sein Beicht- und Opfergeld.
9. Der Junker, der bei Spiel und Ball
Der Wittwen Habe fraß,
Kutschirt, umbraust von Seufzerhall,
Zum Fest des Satanas;
Im blauen Schwefelflammenrock
Fährt er zur Burg hinauf,
Ein Teufel auf dem Kutschenbock,
Zween Teufel hintenauf.
10. Sohn, übe Treu' und Redlichkeit
Bis an dein kühles Grab,
Und weiche keinen Finger breit
Von Gottes Wegen ab!
Dann suchen Enkel Deine Gruft
Und weinen Thränen drauf,
Und Sommerblumen, voll von Duft,
Blühn aus den Thränen auf.

III. Die Seligkeit der Liebenden.

1. Beglückt, beglückt, wer die Geliebte findet,
Die seinen Jugendtraum begrüßt,
Wenn Arm um Arm, und Geist um Geist sich windet,
Und Seel' in Seele sich ergießt!
2. Die Liebe macht zum Goldpallast die Hütte,
Streut auf die Wildniß Tanz und Spiel,
Enthüllet uns der Gottheit leise Tritte,
Gibt uns des Himmels Vorgefühl!
3. Sie macht das Herz der Schwermuth frühlingsheiter;
Sie bettet uns auf Rosenau'n;
Und hebet uns auf eine Himmelsleiter,
Wo wir den Glanz der Gottheit schaun.
4. Sie gibt dem Kranz des Morgens hellre Röthe,
Und lichter Grün dem Schattenwald,
Und süßern Klang der späten Abendflöte,
Die aus des Dorfes Büschen schallt.
5. Die Liebenden sind schon zu bessern Zonen
Auf Flügeln ihrer Lieb' erhöht,
Empfahen schon des Himmels goldne Kronen,
Eh' ihr Gewand von Staub verweht.
6. Sie kümmern sich um keine Erdengüter,
Sind sich die ganze weite Welt,
Und spotten Dein, Du stolzer Weltgebieter,
Vor dem der Erdkreis niederfällt.
7. Sanft hingeschmiegt auf seidne Frühlingsrasen,
Auf Blumen eines Quellenrands,
Verlachen sie die bunten Seifenblasen
Des liebeleeren Erdentands.
8. Ein Druck der Hand, der durch das Leben schüttert,
Und eines Blickes Trunkenheit,
Ein Feuerkuß, der von der Lippe zittert,
Gibt ihnen Engelseligkeit.
9. Ein Blick der Lieb', aus dem die Seele blicket,
In dem ein Engel sich verklärt,
Ein süßer Wink, den die Geliebte nicket,
Ist tausend dieser Erden werth.
10. Ein Herzenskuß, den selber Engel neiden,
Küßt ihren Morgenschlummer wach;
Ein Reihentanz von ewigjungen Freuden
Umschlingt den lieben langen Tag.
11. Ein süßer Schlaf sinkt auf ihr keusches Bette,

Wie auf die Lauben Edens sank.
Kein Endlicher mißt ihrer Freuden Kette,
Wer nicht den Kelch der Liebe trank.

IV. Aufmunterung zur Freude.

1. Wer wollte sich mit Grillen plagen,
So lang' uns Lenz und Jugend blühn?
Wer wollt' in seinen Blüthentagen
Die Stirn' in düstre Falten ziehn?
2. Die Freude winkt auf allen Wegen,
Die durch dieß Pilgerleben gehn;
Sie bringt uns selbst den Kranz entgegen,
Wann wir am Scheidewege stehn.
3. Noch rinnt und rauscht die Wiesenquelle;
Noch ist die Laube kühl und grün;
Noch scheint der liebe Mond so helle,
Wie er durch Adams Bäume schien!
4. Noch macht der Saft der Purpurtraube
Des Menschen krankes Herz gesund;
Noch schmecket in der Abendlaube
Der Kuß auf einen rothen Mund!
5. Noch tönt der Busch voll Nachtigallen
Dem Jüngling hohe Wonne zu;
Noch strömt, wenn ihre Lieder schallen,
Selbst in zerrißne Seelen Ruh'!
6. O wunderschön ist Gottes Erde,
Und werth, darauf vergnügt zu sein!
Drum will ich, bis ich Asche werde,
Mich dieser schönen Erde freu'n.

V. Der befreite Sklave.

1. Gottlob, daß keine Kette mehr
An diesem Arme klirrt,
Kein Teufel mit gezückter Wehr
Mich Rudernden umirrt!
2. Der ganze Himmel schwebt um mich,
Die Schöpfung ist mir neu:
Dich hab' ich, süße Freiheit, Dich!
Gott! frei bin ich, bin frei!
3. Der Blitz des Christen fraß Dein Boot,
Du wüthiger Korsar;
Sein Donner brüllte Höll' und Tod
Auf Deine Räuberschar.
4. Da wimpelte das Siegspanier,
Da tönte Siegsgesang,
Die Eisenkett' entklirrte mir
An meiner Ruderbank.
5. Nun flieg' ich meinem Rheine zu,
Nach dem ich oft geweint,
Und find' an seinen Ufern Ruh',
Ein Weib und einen Freund.
6. Und trink' aus meinem irdnen Krug,
Mit Weinbeerblüth' umlaubt,
Und trinke jedem Fürsten Fluch,
Der uns die Freiheit raubt;
7. Und Segen jedem braven Mann,
Deß Herz für Freiheit schlägt,
Der gerne wider Dich, Tyrann,
Die Freiheitsfahne trägt.

VI. Lebenspflichten.

1. Rosen auf den Weg gestreut,
Und des Harms vergessen!
Eine kurze Spanne Zeit
Ward uns zugemessen.
Heute hüpft im Frühlingstanz
Noch der frohe Knabe;
Morgen weht der Todtenkranz
Schon auf seinem Grabe.
2. Wonne führt die junge Braut
Heute zum Altare;
Eh' die Abendwolke thaut,
Ruht sie auf der Bahre.
Gebt den Harm und Grillenfang,
Gebet ihn den Winden;
Ruht bei hellem Becherklang
Unter grünen Linden.
3. Lasset keine Nachtigall
Ungehorcht verstummen,
Keine Bien' im Frühlingsthal
Unbelauscht entsummen.
Schmeckt, so lang' es Gott erlaubt,
Kuß und süße Trauben,
Bis der Tod, der Alles raubt,
Kommt, auch sie zu rauben.
4. Unserm schlummernden Gebein,
Von dem Tod' umdüstert,
Duftet nicht der Rosenhain,
Der am Grabe flüstert.
Tönet nicht der Wonneklang
Angestoßner Becher,
Noch der frohe Rundgesang
Weinbelaubter Zecher.

VII. Das Landleben.

1. Wunderseliger Mann, welcher der Stadt entfloh!
Jedes Säuseln des Baums, jedes Geräusch des Bachs,
Jeder blinkende Kiesel
Predigt Tugend und Weisheit ihm.
2. Jedes Schattengesträuch' ist ihm ein heiliger
Tempel, wo ihm sein Gott näher vorüberwallt;
Jeder Rasen ein Altar,
Wo er vor dem Erhabnen kniet.
3. Seine Nachtigall tönt Schlummer herab auf ihn,
Seine Nachtigall weckt flötend ihn wieder auf,
Wann das liebliche Frühroth
Durch die Bäum' auf sein Bette scheint.
4. Dann bewundert er Dich, Gott, in der Morgenflur,
In der steigenden Pracht Deiner Verkünderin,
Deiner herrlichen Sonne,
Dich im Wurm und im Knospenzweig;
5. Ruht in wehendem Gras, wann sich die Kühl' ergießt,
Oder strömet den Quell über die Blumen aus;
Trinkt den Athem der Blüthe,
Trinkt die Milde der Abendluft.
6. Sein bestrohetes Dach, wo sich das Taubenvolk
Sonnt und spielet und hüpft, winket ihm süßre Rast,

Als dem Städter der Goldsaal,
Als der Polster der Städterin.
7. Und der spielende Trupp schwirret zu ihm herab,
Gurrt und säuselt ihn an, flattert ihm auf den Korb,
Picket Krumen und Erbsen,
Picket Körner ihm aus der Hand.
8. Einsam wandelt er oft, Sterbegedanken voll,
Durch die Gräber des Dorfs, wählet zum Sitz ein Grab,
Und beschauet die Kreuze
Mit dem wehenden Todtenkranz;
9. Und das steinerne Mal unter dem Fliederbusch,
Wo ein biblischer Spruch freudig zu sterben lehrt,
Wo der Tod mit der Sense,
Und ein Engel mit Palmen steht.
10. Wunderseliger Mann, welcher der Stadt entfloh!
Engel segneten ihn, als er geboren ward,
Streuten Blumen des Himmels
Auf die Wiege des Knaben aus!

VIII. An die Ruhe.

1. Tochter Edens, o Ruh', die Du die Finsterniß
Stiller Haine bewohnst, unter der Dämmerung
Mondversilberter Pappeln
Mit verschlungenen Armen weilst,
2. Mit dem Schäfer am Bach' flötest, der Schäferin
Unter Blumen der Au' singest und Kränze reih'st,
Und dem Schellengeklinge!
Ihrer tanzenden Schäfchen horchst!
3. Wie der Jüngling die Braut liebet, so lieb' ich Dich,
Allgefällige Ruh'! spähte Dir immer nach,
Bald auf duftenden Wiesen,
Bald im Busche der Nachtigall!
4. Endlich bietest Du mir, Herzenerfreuerin,
Deinen himmlischen Kranz, ach! und umarmest mich,
Wie den flötenden Schäfer,
Wie die singende Schäferin!
5. Jeden Lispel des Baums, jedes Geräusch des Bachs,
Jedes ländliche Lied, welches dem Dorf' entweht,
Wandelt, Göttin, Dein Odem
Mir in Sphärengesangeston.
6. Hingegossen auf Thau, blick' ich den Abendstern,
Deinen Liebling, o Ruh', blick' ich den Mond hinan,
Der so freundlich, so freundlich
Durch die nickenden Wipfel schaut!
7. Ruhe, lächle mir stets, wie Du mir lächeltest,
Als mein Knabengelock', mit der entknospeten
Rosenblume bekränzet,
Abendlüftchen zum Spiele flog!
8. Keiner Städterin Reiz, weder ein blaues Aug',
Noch ein kußlicher Mund, soll mich aus Deinem Arm'
Zu den Hallen des Tanzes
Locken, oder des Opernspiels!
9. Hier bei Früchten und Milch unter dem Halmendach
Weil', o Freundin, bei mir, bis Du mich einst am Arm'
Eines lächelnden Mädchens
Edens Hütten entgegen führst.

IX. Die Liebe.

1. Eine Schale des Harms, Eine der Freuden wog
Gott dem Menschengeschlecht! aber der lastende
Kummer senket die Schale;
Immer hebet die andre sich.
2. Irr und trauriges Tritts wanken wir unsern Weg
Durch das Leben hinab, bis sich die Liebe naht,
Eine Fülle der Freuden
In die steigende Schale geußt.
3. Wie dem Pilger der Quell silbern entgegenrinnt,
Wie der Regen des Mais über die Blüthen träuft,
Naht die Liebe: des Jünglings
Seele zittert, und huldigt ihr!
4. Nähm' er Kronen und Gold, mißte der Liebe? Gold
Ist ihm fliegenden Spreu; Kronen ein Flittertand;
Alle Hoheit der Erde
Sonder herzliche Liebe, Staub!
5. Loos der Engel! Kein Sturm trübet die Heiterkeit
Seiner Seele! der Tag hüllt sich in lichtes Blau;
Kuß und Flüstern und Lächeln
Flügelt Stunden an Stunden fort!
6. Herrscher neideten ihn, kosteten sie des Glücks,
Das dem Liebenden ward; würfen den Königsstab
Aus den Händen, und suchten
Sich ein friedliches Hüttendach.
7. Unter Rosengesträuch lispelt ein Quell, und mischt
Zum begegnenden Bach Silber. So strömen flugs
Seel' und Seele zusammen,
Wenn allmächtige Liebe naht.

X. Der rechte Gebrauch des Lebens.

1. Wer hemmt den Flug der Stunden? Sie rauschen hin
Wie Pfeile Gottes! Jeder Sekundenschlag
Reißt uns dem Sterbebette näher,
Näher dem eisernen Todesschlafe!
2. Dir blüht kein Frühling, wenn Du gestorben bist;
Dir weht kein Schatten, tönet kein Becherklang;
Dir lacht kein süßes Mädchenlächeln,
Strömet kein Scherz von des Freundes Lippe!

3. Noch rauscht der schwarze Flügel des Todes nicht!
Drum hasch' die Freuden, eh' sie der Sturm verweht,
Die Gott, wie Sonnenschein und Regen,
Aus der vergeudenden Urne schüttet!
3. Ein froher Abend, welchen der heitre Scherz
Der Freundschaft flügelt, oder das Deckelglas;
Ein Kuß auf Deines Mädchens Wangen,
Oder auf ihren gehobnen Busen;
5. Ein Gang im Grünen, wann Du, o Nachtigall,
Dein süßes Mailied durch die Gesträuche tönst,
Wägt jeden Kranz des Nachruhms nieder,
Den sich der Held und der Weise wanden!
6. Der Kuß, den mir die blühende Tochter gibt,
Ist süßer, als die Küsse der Enkelin,
Die sie dem kalten Hügel opfert,
Wo ich den eisernen Schlummer schlafe.

XI. Der Tod.

1. Stärke mich durch Deine Todeswunden,
Gottmensch, wann die seligste der Stunden,
Welche Kronen auf der Wage hat,
Meinem Sterbebette naht!
2. Dann beschatte mich, o Ruh', mit linden,
Stillen Flügeln! Geister meiner Sünden,
Nahet Euch dem Sterbelager nicht,
Wo mein schwimmend Auge bricht!
3. Du, mein Engel, komm' von Gottes Throne,
Bringe mir die helle Siegerkrone,
Wehe Himmelsluft und Engelsruh'
Mir mit Deiner Palme zu!
4. Leite mich auf tausend Sonnenwegen
Jenem Engelparadies' entgegen,
Wo die Gute, welche mich gebar,
Schon so lange glücklich war;
5. Wo die jungen Geister meiner Brüder
Unter Blumen spielen, süße Lieder
In die Lauten singen, jung und schön
Zwischen Engeln um mich stehn!
6. Wohnt' ich doch, von diesem Erdgewimmel
Schon entfernt, in Eurem Freudenhimmel,
Theure Seelen! Kniet' ich, kniet' ich schon
An des Gottversöhners Thron!

XII. Die Beschäftigungen.

1. Jener liebet den Hof, liebet das Stadtgeräusch,
Und französischen Modewitz,
Küßt den Damen die Hand, mischet den Pot pourri,
Kocht Pommade und strickt Filets;
2. Zieht die Säle voll Tanz Wiesen des Frühlings vor,
Roms Kastraten der Nachtigall;
Lebt vom Lächeln des Herrn, dreht, wie ein Wetterhahn,
Nach dem Winde des Hofes sich.
3. Dieser liebet den Prunk gleissender Wissenschaft,
Stappelt Bücher auf Bücher auf,
Und begaffet den Band, und den bemalten Schnitt,
Und den gläsernen Bücherschrank.
4. Jener schachert umher, wie ein Beschnittener,
Stopfet Beutel auf Beutel voll;
Schließt sein Kämmerlein zu, schüttelt die Beutel aus,
Und beäugelt den Seelenschatz.
5. Mich entzücket der Wald, mich der entblühte Baum,
Mich der tanzende Wiesenquell,
Mich der Morgengesang oder das Abendlied
Meiner Freundin, der Nachtigall.
6. Dämmert endlich mein Traum heiter zum Leben auf,
Gibt der Himmel das Mädchen mir,
Dessen lächelndes Bild mir um die Seele schwebt;
Dann, dann bin ich ein Erdengott!
7. Wie ein mächtiger Gott flieg' ich den Himmel durch,
Reiße Sterne, wie Blumen, ab,
Und bekränze mein Haupt, trinke die Quelle leer,
Die durch Rosen der Engel fleußt!

XIII. Auftrag.

1. Ihr Freunde, hänget, wann ich gestorben bin,
Die kleine Harfe hinter dem Altar auf,
Wo an der Wand die Todtenkränze
Manches verstorbenen Mädchens schimmern.
2. Der Küster zeigt dann freundlich dem Reisenden
Die kleine Harfe, rauscht mit dem rothen Band,
Das, an der Harfe festgeschlungen,
Unter den goldenen Saiten flattert.
3. Oft, sagt er staunend, tönen im Abendroth
Von selbst die Saiten, leise wie Bienenton;
Die Kinder, hergelockt vom Kirchhof,
Hörten's, und sahn, wie die Kränze bebten.

XIV. Elegie auf ein Landmädchen.

1. Schwermuthsvoll und dumpfig hallt Geläute
Vom bemoosten Kirchenthurm herab.
Väter weinen, Kinder, Mütter, Bräute;
Und der Todtengräber gräbt ein Grab.
Angethan mit einem Sterbekleide,
Eine Blumenkron' im blonden Haar,
Schlummert Röschen, so der Mutter Freude,
So der Stolz des Dorfes war.
2. Ihre Lieben, voll des Mißgeschickes,
Denken nicht an Pfänderspiel und Tanz,
Stehn am Sarge, winden nasses Blickes
Ihrer Freundin einen Todtenkranz.
Ach! kein Mädchen war der Thränen werther,

Als du, gutes frommes Mädchen, bist,
Und im Himmel ist kein Geist verklärter,
Als die Seele Röschens ist.
3. Wie ein Engel stand im Schäferkleide
Sie vor ihrer kleinen Hüttenthür:
Wiesenblumen waren ihr Geschmeide,
Und ein Veilchen ihres Busens Zier,
Ihre Fächer waren Zephirs Flügel,
Und der Morgenhain ihr Putzgemach,
Diese Silberquellen ihre Spiegel,
Ihre Schminke dieser Bach.
4. Sittsamkeit umfloß, wie Mondenschimmer,
Ihre Rosenwangen, ihren Blick,
Nimmer wich der Seraph Unschuld, nimmer
Von der holden Schäferin zurück.
Jünglingsblicke taumelten voll Feuer
Nach dem Reiz des lieben Mädchens hin;
Aber keiner, als ihr Vielgetreuer,
Rührte jemals ihren Sinn.
5. Keiner, als ihr Wilhelm! Frühlingsweihe
Rief die Edlen in den Buchenhain:
Unterm Grün durchstrahlt von Himmelsbläue,
Folgen sie den deutschen Ringelreihn.
Röschen gab ihm Bänder mancher Farbe,
Kam die Ernt', an seinen Schnitterhut,
Saß mit ihm auf einer Waizengarbe,
Lächelt' ihm zur Arbeit Muth;
6. Band den Waizen, welchen Wilhelm mähte,
Band und äugelt' ihrem Liebling nach,
Bis die Kühlung kam, und Abendröthe
Durch die falben Westgewölke brach.
Ueber Alles war ihm Röschen theuer,
War sein Taggedanke, war sein Traum;
Wie sich Röschen liebten und ihr Treuer,
Lieben sich die Engel kaum.
7. Wilhelm! Wilhelm! Sterbeglocken hallen,
Und die Grabgesänge heben an,
Schwarzbeflorte Trauerleute wallen,
Und die Todtenkrone weht voran.
Wilhelm wankt mit seinem Liederbuche
Nasses Auges an das offne Grab,
Trocknet mit dem weißen Leichentuche
Sich die hellen Thränen ab.
8. Schlummre sanft, Du gute fromme Seele,
Bis auf ewig dieser Schlummer flieht!
Wein' auf ihrem Hügel, Philomele,
Um die Dämmerung ein Sterbelied!
Weht wie Harfenlispel, Abendwinde,
Durch die Blumen, die ihr Grab gebar;
Und im Wipfel dieser Kirchhoflinde
Nist' ein Turteltaubenpaar!

XV. An Miller.

Miller, denk' ich des Tags, welcher uns scheiden wird,
Faßt der Donnergedanke mich;
Dann bewölkt sich mein Blick, starret zur Erd' hinab,
Schaut nur Bilder der Traurigkeit.
5 Ernst mit finstrer Stirn', wandelt die Stunde her,
Die mich fernet von meinem Freund,
Wandelt ernster, und schnell fliegt der gezuckte Dolch
In mein blutendes Herz hinab.
Eh' dem Baume das Laub röthlich und gelb entweht,
Kommt der finstere Scheidetag, 10
Stürmt die Freunde hinweg, zucket und stürzt den Dolch
In mein blutendes Herz hinab.
Wann nun wieder den Baum schattendes Grün umrauscht,
Irr' ich einsam von Strauch zu Strauch:
Vor des Einsamen Blick schließen sich Blumen zu 15
Und die rieselnde Quelle weint,
Und vom Nachtigallbusch tönet mir Seufzerlaut.
Ach, die Seelen der Abende,
Die uns Freunden entflohn, sammeln sich dann um mich,
Schön und lächelnd wie Seraphim, 20
Und die Bilder der Ruh', welche die Frühlingsnacht
Auf uns Glückliche niedergoß.
Deines trauten Gesprächs werd' ich und Freundesblicks
Dann begehren: und ach, umsonst!
Deines Tugendgesangs, welcher mich himmelan 25
Oft geflügelt; und ach, umsonst!
In den Lauben des Mais funkelt der Abendstern
Durch die Blüthen, der oft belauscht
Unsrer Herzen Erguß, werd' ich Dich spähn, den Arm
Nach Dir strecken, und ach, umsonst! 30
Nicht der flammende Wunsch, nicht der bethränte Blick
Bringt Dich wieder in meinen Arm;
Und mein Klagegesang ruft der Vergangenheit,
Bis mich hüllet die Rasengruft.
Und die hüllet mich bald! Lispelt das Rebengrün, 35
Wo Du horchest der Nachtigall,
Zittert eine Gestalt, dämmernd in mildem Glanz
Leises Fluges vor Dir vorbei,
Winkt und lächelt Dir zu: Miller, es ist Dein Freund!
Durch die Blumen des Gartenbeets 40
Weht der Schatten dahin: Ahndung durchbebt Dein Herz,
Und Du schauerst vom Rasen auf,
Wandelst näher, und brichst, freudiger Wehmuth voll,
Dir die Blume, die wankend noch
Von des fliehenden Freunds Schimmergewand' im Thau 45
Seiner rinnenden Zähre glänzt.

XVI. Elegie bei dem Grabe meines Vaters.

1. Selig Alle, die im Herrn entschliefen!
Selig, Vater, selig bist auch Du!
Engel brachten Dir den Kranz, und riefen:
Und Du gingst in Gottes Ruh';
2. Wandelst über Millionen Sternen,
Siehst die Handvoll Staub, die Erde, nicht;
Schwebst im Wink durch tausend Sonnenfernen,
Schauest Gottes Angesicht;
3. Siehst das Buch der Welten aufgeschlagen;
Trinkest durstig aus dem Lebensquell;
Nächte, voll von Labyrinthen, tagen,
Und Dein Blick wird himmelhell.

4. Doch, in Deiner Ueberwinderkrone
Senkst Du noch den Vaterblick auf mich;
Betest für mich an Jehovah's Throne,
Und Jehovah höret Dich.
5. Schwebe, wann der Tropfen Zeit verrinnet,
Den mir Gott aus seiner Urne gab,
Schwebe, wann mein Todeskampf beginnet,
Auf mein Sterbebett herab:
6. Daß mir Deine Palme Kühlung wehe,
Kühlung, wie von Lebensbäumen träuft;
Daß ich sonder Graun die Thäler sehe,
Wo die Auferstehung reift;
7. Daß mit Dir ich durch die Himmel schwebe,
Wonnestrahlend und beglückt, wie Du;
Und mit Dir auf Einem Sterne lebe,
Und in Gottes Schooße ruh'.
8. Grün' indessen, Strauch der Rosenblume,
Deinen Purpur auf sein Grab zu streun.
Schlummre, wie im stillen Heiligthume,
Hingesäetes Gebein.

Friedrich Wilhelm Gotter.

Der Trost.

Epistel an einen Freund.

Freund, welcher Nordwind, schwarz vom Gifte,
Gießt seines Aushauchs bange Düfte
Auf Deines Lebens schönste Zeit,
Und raubet dem verwelkten Herzen
5 Den Eifer und die Thätigkeit?
Tief wüthende, geheime Schmerzen
Zernagen langsam Deine Kraft,
Dein ganzes Triebwerk ist erschlafft.
Du denkst — zerrissene Gedanken
10 Durchkreuzen sich, vom Troste leer.
Du gehst, und Deine Schritte wanken,
Und hinter Dir hinkt Reue her.
Verlassen, scheu, Dich selbst verzehrend,
Durch Nichts zum Leben angefacht,
15 Am Morgenroth die Nacht begehrend,
Noch matt von der, die Du durchwacht,
Gleichgültig, wenn ein Tag verloren,
Vor jedem neuen Tage bang;
Verzeihe meines Herzens Drang,
20 O, Du, vor Allen mir erkohren!
Und lausche mit geneigten Ohren
Der Freundschaft tröstendem Gesang,
Dem Rath, den die Vernunft geboren!
Und Du, die mit gelinder Hand
25 Mir tiefe Wunden oft verband,
O Göttin! — Wohlthun ist Dein Name —
O Freundschaft, jeder Tugend Same!
Du, unsres Wesens bester Theil,
Erhabne Leidenschaft des Weisen!
30 Dir fleh' ich, Deine Macht zum Heil
Des besten Mannes zu beweisen!
O, lächle mir Erhörung zu,
Daß wir Dich, Schöpferin der Ruh',
Und Schutzgöttin des Lebens preisen!
35 Ein Herz, das lang' im Stillen litt,
Mit Schwachheit und mit Irrthum stritt,
Gern weihst Du es zum Heiligthume,
Bewährest Dich zu schönerm Ruhme
Gern unter Leidenschaften groß.
40 In gifterfüllter Kräuter Schooß
Blüht so die edle, kleine Blume.
Fort aus der Freundschaft Heiligthume,
Ihr Stolzen, deren kalte Brust
Nicht brüderliche Nachsicht nähret,
45 Die Ihr aus Furcht nur Tugend ehret,
Und schuldlos bleibt, weil keine Lust
Das matte Blut in Euch empöret!
Das Paar der ersten Freunde war
Gewiß ein unglücksel'ges Paar;
50 Zwei Seelen, ihres Daseins müde,
Durch gleiche Leiden sich verwandt,
Von gleicher Neigung lang' entbrannt;
Sie fanden sich, und fanden Friede,
Und schlangen schmelzend Arm in Arm,
55 Und trauten, von Empfindung warm,
Sich ihres Herzens tiefste Schwäche
Und mischten ihrer Thränen Bäche,
Und drückten sich zum ew'gen Bund
Der Treue Kuß auf ihren Mund.
60 Folg' ihrem Beispiel! Laß uns weinen!
Laß meine Wehmuth mit der Deinen
In lauten Klagen sich vereinen!
Wie? hat des Schicksals Tyrannei
Sogar die Thränen Dir entrissen?
65 Weh' Dir, auch ihren Trost zu missen!
Du gränzest an den Finsternissen
Unheilbarer Melancholei.
Auf! sprenge dieses Schlummers Bande,
Der Deinen Geist gefesselt hält.
70 Wer leidet, ist noch auf der Welt.
Fühllosigkeit schwebt schon am Rande
Der Gruft. O, brich, wie ein Vulkan,
Nach dumpfer Stille, los! Es schlage
Des Unmuths Flamme himmelan!
75 Es übertäube Deine Klage
Den sturmempörten Ozean!
Verzweifle! Fluch', im bittren Wahn,
Dem milden Vater Deiner Tage —
Der ganzen Welt! Ja, schon' im Grimm
80 Selbst meiner nicht! Dein Ungestüm,
Er wird mich schmerzen — Nicht erschrecken.
Doch dieser Zustand sträubt mein Haar.
Er ist der Gipfel der Gefahr,
Den schon des Todes Schatten decken;
85 Wo unser Geist durch Nichts erfrischt,
Verschmachtend in sich selbst erlischt.
Den Steuermann seit langen Jahren
Mit den unzähligen Gefahren
Der ungetreuen See vertraut,
90 Ihn, dem vor Stürmen nicht mehr graut,
Verläßt der Muth, wenn Todtenstille
Den Aether füllt, das Schiff erstarrt,
Und Kunst und Fleiß und guter Wille
Unthätig auf Befreiung harrt,

95 Der West das schlaffe Segel kühlet,
Und matter Schaum das Ruder spület.
Erfahrner Eifer, weiser Muth
Bestehen ohne feiges Zittern
Den Kampf mit Stürmen und Gewittern.
100 Sie sind die Bilder unsrer Wuth.
Ihr Toben schweigt, es sinkt die Fluth,
Und bei des jungen Morgens Helle
Entdeckt des Bootsmanns wacher Blick
Das nahe Land, und preist sein Glück.
105 So rissen Fehler, Unglücksfälle
Ein edles Herz von Tugend los;
So wirft selbst der Verzweiflung Welle
Es wieder oft in ihren Schooß.
Glaubst Du, der Menschheit Elend drücke
110 Nur Dich? (Oft ist's der Selbstsucht Wahn.)
O sieh' mit unbefangnem Blicke
Die Menschen, Deine Brüder, an.
Sie kämpfen alle, leiden, klagen;
Der Glücklichste hat seine Plagen,
115 Der Freiste seine Sklaverei;
Der Eine wirklich; Andre zagen
Vor Schrecken ihrer Phantasei.
Es sehn, es hören alle Zonen
Des Kummers Spur, der Schwermuth Ach!
120 Monarchen weinen hoch auf Thronen,
Der Landmann unterm Hüttendach!
Oft fließet die geheime Thräne
Bei eines Grabes dunkler Szene,
Von Menschenaugen ungesehn;
125 Oft wird sie grausam stark erstickei;
Die selbst, die kaum das Licht erblicket,
Beweinen, daß sie es gesehn.
Doch, Freund, in diese Saat von Kummer
Ist auch Vergnügen eingestreut;
130 Der Hoffnung Reiz, der süße Schlummer,
Der Trost erhabner Zärtlichkeit,
Was lehrten sie uns nicht vergessen?
Nein, ganz an Freuden arm ist nie
Das Loos dem Staube zugemessen.
135 Der Himmel schenkte Dir Genie;
Genie, sein seltenstes Geschenke,
Er hat Dich nicht voll schwarzer Ränke,
Nicht zum Beherrscher einer Macht,
Nicht groß, nicht reich, nicht arm gemacht.
140 O! dank' ihm durch ein frohes Leben.
Erkenn', erfülle Deine Pflicht
Als Mensch, als Bürger, als Gemahl,
Als Vater! Jede krönet Segen.
Versuch' es! Ruhn wird Deine Qual,
145 Der Sturm in Deiner Brust sich legen.
Umsonst sucht der Sophisten Chor
Der Tugend Samen auszurotten
Und bitter jeder Pflicht zu spotten.
Leih' ihrem Hohne nicht Dein Ohr!
150 Gott selbst gab uns der Pflichten Bande.
Durch sie bereiten wir uns vor
Zu jenem väterlichen Lande.
Dem Frevler nur sind sie zur Last,
Thier, wünscht er sich des Thieres Rast.
155 Voll Dankes ehret sie der Weise.
Ihm sind sie auf der öden Reise
Aufmunterung, Erquickung, Speise,
Sein letzter Wunsch, wenn er erblaßt.
Wer ist so tief in Schmerz versunken,
160 Daß auch nicht Eines Triebes Funken,
Im Innersten der leeren Brust
Vielleicht ihm selbst noch unbewußt,
Des Hauchs der Freundschaft wartend, glimmte?
Nicht Eine Saite seiner Brust
165 Mit ihrem sanften Tone stimmte?
O, daß ich der Beglückte sei,
Der durch die frömmste Zauberei
Dein krankes Herz unmerklich täusche,
Und endlich, fern von eitler Pracht
170 Und von ermüdendem Geräusche,
In einer Laube holden Nacht,
Wo schweigende Betrachtung wacht,
Dich mit der Freude wieder söhne!
Doch, daß Dein Geist von ihrem Blick
175 Und ihrer Wangen Glut zurück-
Geschreckt sie nicht verhöhne —
Verschleire sich die junge Schöne!
Der Blinde, der die Finsterniß,
Die ihn umwölkte, kaum zerriß,
180 Wagt nicht an hellen Sommertagen
Sein schwaches, blinzendes Gesicht
Verwegen in das volle Licht.
Er übt die Blicke, die noch zagen,
Der Sonne Feuer zu ertragen,
185 An Oertern, wo ihr Strahl gedämpft
Mit braunen Schatten dämmernd kämpft.
Laß Dich sein kluges Zaudern lehren,
Laß Sicherheit Dich nicht bethören,
Freund, eile langsam zum Genuß!
190 Vergleiche Dich auf allen Schritten
Dem Triebwerk, dessen Bau gelitten,
Und das, will er's nicht ganz zerrütten,
Der Meister langsam bessern muß!
Des Lebens Becher zu genießen,
195 In welchen Wohl und Wehe fließen,
Und dieß durch jenes zu versüßen,
Das ist des Weisen Wissenschaft,
Der sich auch Glück im Unglück schafft.

Heinrich Christian Boje.

I. Schäferlehren.

An Bürger

1. Willst Du hier in diesen Gründen
Freude sonder Ekel finden,
Freude, sanft und wonniglich:
Süßer Freund, so höre mich.

2. Auf dem saatbekränzten Hügel,
An des Teiches klarem Spiegel,
Auf der Au', im Buchenwald
Ist ihr liebster Aufenthalt.

3. In des Frühlings Blumenkleide
Schwebet leisen Tritts die Freude,
Schwebt sie selbst auf dieser Flur;
In der Stadt ihr Schatten nur!

4. Fühlst Du in der lauten Irre
Dieses Baches, im Geschwirre
Dieser Vögel, in dem Kuß
Dieses Wests nicht ihren Gruß;
5. Bist Du nicht dem Kräuterwasen,
Nicht den Lämmern, die hier grasen,
Nicht dem kleinsten Blümchen hold:
Heim zur Stadt, und kriech' um Gold!
6. Stille Freude fehlet nimmer;
Täuschend ist der laute Schimmer;
Jede Leidenschaft ist Schmerz:
Nur die Liebe lohnt ein Herz!
7. Sie, die Mutter alles Schönen,
Müsse Deine Freuden krönen!
Doch, eh' sie die Myrthe flicht,
Höre, was die Weisheit spricht!
8. Jene Rose lockt zum Brechen;
Hüte Dich! Ihr Dorn kann stechen!
Jener Busch reizt Deinen Sinn;
Fleuch! Die Natter laurt darin!
9. Kann sie Dorf und Flur verlachen,
Wird sie Dich nicht glücklich machen;
Die der Schafe spotten kann,
Sieht mit Spott den Schäfer an!
10. Unschuld in der Hütte bilde
Dir ein Mädchen gut und milde;
Ungesucht und ungesehn,
Sei sie Dir allein nur schön!
11. Seelenwort sei ihre Rede;
Schüchtern blicke sie, nicht spröde,
Nicht mit falscher Scham um sich,
Und ihr Herz erkenne Dich!
12. Klugheit, deren Schein sie fliehe,
Witz, um den sie sich nicht mühe,
Sanftes Mitleid, das schon weint,
Wenn nur krank ihr Lämmchen scheint;
13. Einfalt in Geschmack und Sitte;
Anmuth in dem kleinsten Schritte;
Wahl in Kleidung, Absicht nie,
Zier' und unterscheide sie!
14. Hast Du solch ein Kind gefunden,
O so segne Deine Stunden!
Selig gibt sie Dir die Hand!
Gold und Ueppigkeit sind Tand!

II. Das Mühlenwäldchen.

1. Nimm Du mich auf mit allen meinen Träumen,
Vertrauliches, geliebtes Dämmergrün!
Hier gaukelt hin, Erinn'rungsphantasien!
Umweht den Quell und flüstert mit den Bäumen,
2. Und laßt des Mühlenrades lautes Schäumen
Der Sinnen Vorhang lieblich niederziehn!
Hier wird, wie beide Quellenufer blühn,
Ein Blumenreich in meiner Seele keimen.
3. Denn, Wäldchen, so geliebt Du längst mir bist,
Jetzt lieb' ich Dich, weil, eingesenkt in Schweigen,
Mein Herz die Welt und Dich mit ihr vergißt.
4. Jetzt lieb' ich Dich, weil unter Deinen Zweigen
Das Bild der Blider mir entgegenschlüpft,
Das tausend Wünsche sanft in Einen knüpft.

III. Zwei Seestücke.

1. Wilhelm.

1. Getakelt lag das Schiff am Port,
Die Wimpel flossen roth im Winde,
Schwarzäugig Suschen kam an Bord:
„O sagt mir, wo ich Wilhelm finde!
Ihr weidlichen Matrosen, sagt mir wahr:
Geht Wilhelm mit in Eurer frohen Schar?“
2. Wilhelm, der hoch am Maste sang,
Gewiegt von Wellen hin und wieder,
Sobald die traute Stimm' ihm klang,
Sah stumm durch Seil' und Stangen nieder;
Das lange Tau durchglitt ihm heiß die Hand,
Und rasch erreicht er das Verdeck, und stand.
3. So, wenn die Lerch' im Saatfeld ruft,
Verstummt ihr Gatte schnell, der munter
Sein Frühlied singt in blauer Luft,
Und schießt geschloßner Schwing' hinunter.
Die holden Küss', o Wilhelm, ohne Zahl,
Mißgönnte Dir Kap'tän und Admiral.
4. „O Suschen! Suschen! Muß ich gehn,
Auch ferne bleibst Du mein Verlangen.
Wir trennen uns zum Wiedersehn;
O trockne Dir die heißen Wangen!
Verstürm' uns auch der Wind nach Ost und West,
Dir steht mein Herz, ein treuer Kompaß, fest!“
5. „O süßes Mädchen, traue nicht
Des falschen Landvolks schnödem Worte:
Der Seemann find't ein glatt Gesicht
Für seine Lieb' an jedem Orte.
Ein glatt Gesicht ist hier und allerwärts;
Doch, Suschen, wo Dein gutes, liebes Herz?“
6. „Ob uns Orkan und Wogen drohn,
Ob Klipp' und Sandbank um uns brande;
Den Elementen biet' ich Hohn,
Und kehre heim vom fernsten Strande!
Und donnert auch mit Kugelsaat die Schlacht;
Mich rettet Dir der holden Liebe Macht!“ —
7. Der Schiffer ruft sein schrecklich Wort;
Der Anker steigt, die Segel schwellen.
„Ach, schluchzt er küssend, „Suschen, fort!“
Und starrt ihr nach durch dunkle Wellen.
Schon kleiner wankt ihr Nachen noch am Strand,
Und weiß noch weht das Tuch in Suschens Hand.

2. Suschen.

1. Der Ozean stieg schaurig,
Vom Sturmwind aufgeschreckt;
Da seufzte Suschen traurig,
Am Felsenbach gestreckt.
Ihr Auge, weithin spähend,
Durchflog den Wogendrang,
Indeß die Stirn' ihr wehend
Die Trauerweid' umschlang.
2. „Das Jahr ist schon vorüber,
Ach! schon neun Tage mehr!
Warum so dreist, o Lieber,
Vertrautest Du dem Meer?
Laß, Meer, vom Sturm gehoben,
Laß meinen Wilhelm ruhn!
Ach! hier im Busen toben
Noch wildre Stürme nun!“
3. „Was zogst Du, Gold zu häufen,
Zum fernen Mohrenstrand,
Wo Spezereien reifen,
Und Perl' und Diamant?

Der Fleiß bei sicherm Werke
Gewährt uns Ueberfluß;
Uns gäbe Muth und Stärke
Ein treuer Herzenskuß!"
4. „Wie ringt mit grausen Wettern
Dein überwogtes Schiff!
O wehe mir! Nun schmettern
Es Stürm' an's Felsenriff!
Jetzt schwimmst Du auf der Trümmer
Durchs Weltmeer! sinkend jetzt
Nennst Du mit Angstgewimmer
Dein Suschen noch zuletzt!" —
5. Sie rief's mit bangem Sehnen
Vom Felsen, wo sie saß,
Und weinte heiße Thränen,
Ihr Busentuch ward naß.
Da trieb die Woge schäumend
Den kalten Leichnam her;
Sie starrt ihn an, wie träumend,
Erblaßt', und sank in's Meer.

Christian Graf zu Stolberg.

I. An meine sterbende Schwester.

1. Rosenknospe! so schön blühete keine noch
Von den Töchtern des Mai's! welchen der Morgenthau
In den duftenden Busen
Schimmer träufelt und Lenzgeruch.
2. Und nun neigst Du herab, Rose, Dein lechzendes,
Ach, Dein welkendes Haupt! — Wenige Sonnen nur,
Und Du blühest, o Schönste,
Schöner wieder in Eden auf!
3. Labung thauen auf Dich, kühlende Labung dann
Lebensbäume hinab; Lüfte der Sommernacht
Weht die Palme des Sieges
Dann entgegen der Dulderin!
4. Deiner Leiden entkeimt jedem ein blühender
Zweig zum Kranze des Lohns, der Dich umflechten soll!
Wie so heiter, o Beste!
Zeigt Dein Engel den Kranz Dir schon?
5. Weinend naht' ich, und sank sprachlos an Deine Brust,
Lächelnd küßtest Du mich, aber nur bitterer
Floß die Wehmuth, und netzte
Deine Wange, Geliebteste!

II. Der 18. Oktober 1814.

1. Purpur strahlet und Gold, wo der Erwachende
Scheucht die Dämmerung, schwebt trunken in Wonn' empor;
Heil Dir, Du mit dem Sieger=
Kranze, herbstlicher Göttersohn!
2. Jahrstag Leipzigs, begrüßt sei Du mit Musensang,
Dein harrt Jubel und Fest! Schüttle die duftende
Locke, daß Dich empfang' im
Thaugeschmeide die Schimmerflur!
3. Flammend glühte — wie Sie, die sich dem Meer' entschwingt,
Die mit Rosen bekränzt junge, gekräuselte
Wellen — so in des Schwertes
Purpurtriefendem Siegesschmuck
4. Glühte flammend die Schlacht! Segnend, wie Sonnenlicht,
Warst Du, bleibst Du; doch ha! warst ein vertilgendes
Sturmgewitter: zertrümmert
Liegt in Scherben der Thonkoloß.
5. Pfade bahnetest Du hin zu dem Drachennest
Unserm Heer, das, Triumph! treibend die fliehenden
Horden, pflückend des Lorbeers
Saat, von Siegen zu Siegen flog.
6. Schonung waltete da — jenes erwärmeten
Busengastes gedenkt! — winkte das Schwert zurück,
Das schon streckt' in die Wagschal'
Blücher: „Weh' den Besiegeten!"
7. Wo, Heroen des Schwarms, wart Ihr, vergoldete
Spießgesellen? Ihr fielt, wie vom gerüttelten
Dornstrauch regnen die Käfer,
So vom schwindenden Götzen ab.
8. Fordr' in tobender Wuth nun die zerstäubeten
Legionen zurück, gegen des Inselchens
Felsen schmetternd die Kronen=
Scheitel, Elba's Augustulus!

III. Wasserschlebens Tod.

Wehmuth weinet Dir nach, doch keine Thräne des Jammers
Stürz' entweihend, o Greis, Dir auf die friedliche Gruft.
Selig war Dein Loos, Du Redlicher! So wie des Baumes
Zeitige Frucht in die Hand leise dem Pflückenden sinkt,
Also sankest, gereifet an achtzig Sonnen, dem Tode 5
Du, von dem Freunde berührt, sanft in die lösende Hand! —
Freunde, Ihr auch liebtet den Edlen, dem von der heitern

I. 1. 2. welche, die junge Brust — 3. Ueberschimmert von Frühthau, — 4. Prangt, und frischeren Balsam haucht. — **2.** 1. Und Du welkest schon hin, ehe die Sonne noch, — 2. Mittagsgluthen verstreut? Welke nur, Schönste, hin! — 3. Denn nicht lange, so blühst Du — **3.** 3. Wehen Palmen — **4.** 2. Lohns, welcher Dich dort umflicht! — 3. o Schwester! — **5.** 1. Schluchzend kam ich,

Weisheit glänzte die Stirn' und von der Milde der Blick,
Seines Lebens freuten wir uns; o, laßt uns des schönen
10 Todes, den unsern im Sinn, schauend gen Himmel, uns freu'n!
Wie die Verlobte der Jüngling, so liebte der Greis, von des Winters
Reife bethaut; doch wie schön lockte sich silbern sein Haar!
Liebt' er die Frühlinge, liebte, wie Väter die Kinder, der Blumen
Holdes Geschlecht, und des Kerns pflegebelohnenden Stamm.
15 Freudig eilt' er entgegen dem Lenz zu der lieblichen Hütte,
Die sich der Siebziger erst, lächelnd und sorglos, erschuf,
Sorglos, ob Ihn schirme das Dach, Ihm dufte die Staude,
Nur von dem Schatten gewiß, den die Cypress' ihm versprach.
Freudig eilet' er heim, die Stadt und des Hafens Getöse
20 Nun im Rücken, ihn führt gleitend in säuselndem Hauch,
Links das Waldgestad' und rechts das Meer und der Himmel,
Lind' ein Nachen, und schon freute des Gartens der Greis,
Freute der Blumen sich und der Sonn' am Rebengeländer,
Und schon dröhnte der Kahn über die Kiesel des Strands.
25 Heiter betrat er die Erde, da sank er leis' in der Seinen
Arm, und sank — und entfloh'n war aus der Hülle der Geist!
Dankend blickte des Sterbenden Auge, dankend gen Himmel,
Und zu den Seinen umher blickt' es, erlöschend, noch Dank. —
Schnell, wie der Tode schönster, wenn Gottes feuriger Wagen
30 Heim den Erkornen im Strahl fliegendes Blitzes entführt,
War Dein Tod; doch es grüßte Dich nicht Dein Engel im Donner,
Sanft im säuselnden Hauch lispelt' er leise Dir zu:
„Komm, Du harrtest der Ruh' und der Freude des irdischen Gartens;
„Ruhe des Himmels sei Dein, komm'! und ein ewiger Lenz!" —
35 Durch die Gestirne schwebet' empor Dein Nachen, so schwebt des
Jungen Mondes Kahn schimmernd in purpurnem Duft.
Selig fiel Dir das Loos, Du Redlicher! Lange gegürtet
Warst Du zur Reise; der Stab sank aus der Rechten Dir nicht.
Wehmuth weinet Dir nach und Sehnsucht: Falle wie Dir uns,
40 Mag's am Mittage sein, oder am Abend, das Loos!

IV. Kaiser Albrecht vor Zürich.

1. Sanft im Schooß des Thalgefildes,
Zwischen See und Weingebirg',
Unterm Schutz des Bürgerschildes,
Ruht die Alpentochter Zürch.

2. Ihres Fleißes Hab'! — (ach, saget,
Was ist, das zu Frevellust
Nicht den Wurm, der rastlos naget,
Reizt in der Tyrannen Brust?)

3. Ihres Fleißes Hab' erhitzte
Albrechts Gier — schon stäubte Kies
Unter Sohl' und Huf', schon blitzte
Wiederstrahlend Schwert und Spieß.

4. Zahllos stürmten Albrechts Ritter
Gegen Zürch; der Berge Haupt,
Dräuend, flammend wie Gewitter,
Deckt das Heer, das sengt und raubt.

5. Höhnend schau'n sie auf der Bürger
Schar hinab, berauscht im Wahn
Ihres Sieges, schon als Würger
Wetzend ihren Tigerzahn.

6. Was vermag Dein Häuflein, gute
Zürch, und was der Tapfern Bund?
Labt sich nicht an Deinem Blute
Morgen schon der Feinde Schlund?

7. Gott und Zürch! Der Losung Glaube
Täuscht uns nicht, ist uns der Bürg'
Unsrer Rettung! — Komm', und raube
Ihn uns Albrecht: Gott und Zürch!

8. Leis' im Frauenkreise flüstert
Bei der Kunkel guter Rath,
Von der Dämm'rung Hüll' umdüstert,
Eilen Dirn' und Weib zur That:

9. Eilen in das Zeughaus, wählen
Wehr und Rüstung jede flugs;
Männerschmuck und Waffen hehlen
Täuschend schlanken Weiberwuchs.

10. Unterm Helm empörend, wallend
Thürmt sich Lock' und Flechtenkranz;
Hell vom blanken Harnisch prallend
Strahlt ihr Bild im Heldenglanz.

11. Sträubend drängt die weiche, warme
Brust sich in den kalten Stahl;
Schwert am Gürtel, Schild am Arme
Geht's hinab vom Waffensaal.

12. Schimmernd in der Morgenröthe
Purpur, bei der Fahne Wehn,
Zieh'n sie; Sang und Horn und Flöte
Hall'n in's Thal und auf die Höh'n.

13. Sagt Heldinnen, sagt, belebte
Männermuth das zarte Herz
Ungezaubert? Oder bebte
Espenlaub Euch unterm Erz? —

14. „Mag's doch, wie an's Ei das Täubchen
„Pickt, geklopft uns haben! — Sei's!
„Raubt der Helm, und gibt das Häubchen
„Weiblichkeit, des Weibes Preis?" —

15. „Jene bebten mehr! Im Heere
„Zagt die Furcht; schon wähnt sie, Bern
„Send' uns ihre Jugend, mehre
„Unsre Kraft, die Heldin Bern."

16. „Ha, sie bebten mehr! Sie kriegten
„Nicht mit uns, es schwieg ihr Droh'n.
„Weiber kamen, sahen, siegten!
„Stolze Fürstenheere flohn."

Friedrich Leopold Graf zu Stolberg.

I. Der Mond.

An meinen Bruder.

1. Der Mond, der uns so freundlich scheint,
War unsrer lieben Mutter Freund;
Er sieht uns an mit sanftem Blick,
Und denkt wohl auch an sie zurück.
2. Er kömmt zu uns von Alpen her,
Scheint unsern Schwestern über's Meer,
Und sieht von seiner hohen Bahn
Mit Einem Blick uns Alle an.
3. So sieht uns unsrer Mutter Blick;
Sie fleht zu Gott für unser Glück,
Und strahlt in stiller Nächte Ruh'
Uns ihren theuern Segen zu!

II. Winterlied.

1. Wenn ich einmal der Stadt entrinn',
Wird's mir so wohl in meinem Sinn;
Ich grüße Himmel, Meer und Feld
In meiner lieben Gottes-Welt.
2. Ich sehe froh und frisch hinein,
So glücklich, wie ein Vögelein,
Das aus dem engen Kerker fleugt,
Und singend in die Lüfte steigt.
3. Auch sieht mich Alles freundlich an,
Im Schmuck des Winters angethan,
Das Meer, gepanzert, weiß und hart,
Der krause Wald, der blinkend starrt.
4. Der lieben Sänger buntes Heer
Hüpft auf den Aesten hin und her,
Und sonnet sich im jungen Licht,
Das durch die braunen Zweige bricht.
5. Hier keimt die junge Saat empor,
Und gucket aus dem Schnee hervor;
Dort lockt des Thales weiches Moos
Das junge Reh auf seinen Schooß.
6. Natur, Du wirst mir nimmer alt
In Deiner wechselnden Gestalt!
Natur, so hehr! so wunderbar!
Und doch so traut! und doch so wahr!
7. Auf, Atalante, renne frisch!
Ich wittre schon den frohen Tisch!
Der goldne Haber harret Dein,
Und mein der goldne deutsche Wein.

III. Badelied,

zu singen im Sunde.

1. Es locken mich nimmer
Die milderen Schimmer
Der Sonne so sehr!
Die Abendluft hauchet;
Auf, Jünglinge, tauchet
Die Glieder in's Meer;
2. Hier, wo sich zwei Meere
Begegnen, wie Heere,
Stürz' ich mich hinab!
Mich Sterblichen grüßen
Die Nymphen; sie küssen
Die Hitze mir ab!
3. Seht Titan, er sinket
In's Weltmeer, und winket
Noch flammend uns her!
Schamröthend erhebet
Sich Luna, und bebet
Auf östlichem Meer!
4. O rühmliche Wonne,
Mit Mond und mit Sonne
Zu baden im Meer!
Die wallenden Gluten
Der purpurnen Fluthen
So rund um uns her!

IV. An das Meer.

1. Du heiliges und weites Meer,
Wie ist Dein Anblick mir so hehr!
Sei mir im frühen Strahl gegrüßt,
Der zitternd Deine Lippen küßt!
2. Wohl mir, daß ich, mit Dir vertraut,
Viel tausendmal Dich angeschaut!
Es kehrte jedesmal mein Blick
Mit innigem Gefühl zurück.
3. Ich lausche Dir mit trunknem Ohr,
Es steigt mein Geist mit Dir empor,
Und senket sich mit Dir hinab
In der Natur geheimes Grab.
4. Wann sich zu Dir die Sonne neigt,
Erröthend in Dein Lager steigt,
Dann tönet Deiner Wogen Klang
Der müden Erde Wiegensang.
5. Es lauschet Dir der Abendstern,
Und winket freundlich Dir von fern;
Dir lächelt Luna, wann ihr Licht
Sich millionenfältig bricht.
6. Oft eil' ich, aus der Haine Ruh',
Mit Wonne Deinen Wogen zu,
Und senke mich hinab in Dich,
Und kühle, labe, stärke mich.
7. Der Geist des Herrn den Dichter zeugt,
Die Erde mütterlich ihn säugt,
Auf Deiner Wogen blauem Schooß
Wiegt seine Phantasie sich groß.
8. Der blinde Sänger stand am Meer;
Die Wogen rauschten um ihn her,
Und Riesenthaten gold'ner Zeit
Umrauschten ihn im Feierkleid.
9. Es kam zu ihm auf Schwanenschwung
Melodisch die Begeisterung,
Und Ilias und Odyssee
Entstiegen mit Gesang der See.
10. Hätt' er geseh'n, wär' um ihn her
Verschwunden Himmel, Erd' und Meer;

Sie sangen vor des Blinden Blick
Den Himmel, Erd' und Meer zurück.

V. An die Natur.

1. Süße, heilige Natur,
Laß mich geh'n auf Deiner Spur!
Leite mich an Deiner Hand,
Wie ein Kind am Gängelband!
2. Wenn ich dann ermüdet bin,
Sink' ich Dir am Busen hin,
Athme süße Himmelsluft,
Hangend an der Mutter Brust.
3. Ach, wie wohl ist mir bei Dir!
Will Dich lieben für und für!
Laß mich geh'n auf Deiner Spur,
Süße, heilige Natur!

VI. Lied,

auf dem Wasser zu singen.

1. Mitten im Schimmer der spiegelnden Wellen
Gleitet, wie Schwäne der wankende Kahn;
Ach, auf der Freude sanftschimmernden Wellen
Gleitet die Seele dahin, wie der Kahn;
Denn von dem Himmel herab auf die Wellen
Tanzet das Abendroth rund um den Kahn.
2. Ueber den Wipfeln des westlichen Haines,
Winket uns freundlich der röthliche Schein;
Unter den Zweigen des östlichen Haines
Säuselt der Calmus im röthlichen Schein;
Freude des Himmels und Ruhe des Haines
Athmet die Seel' im erröthenden Schein.
3. Ach es entschwindet mit thauigem Flügel
Mir auf den wiegenden Wellen die Zeit.
Morgen entschwind' mit schimmerndem Flügel
Wieder, wie gestern und heute, die Zeit,
Bis ich auf höherem strahlenden Flügel
Selber entschwinde der wechselnden Zeit.

VII. Der Harz.

1. Herzlich sei mir gegrüßt, werthes Cheruskaland!
Land des nervigen Arms und der gefürchteten
Kühnheit, freieres Geistes,
Denn das blache Gefild umher!
2. Dir gab Mutter Natur aus der vergeudenden
Urne, männlichen Schmuck, Einfalt und Würde Dir!
Wolkenhöhnende Gipfel,
Donnerhallende Ströme Dir!
3. Im antwortenden Thal wallet die goldene
Fluth des Segens, und strömt in den genügsamen
Schooß des lächelnden Fleißes,
Der nicht kärglich die Garben zählt.
4. Schafe weiden die Trift; auf der gewässerten
Aue brüllet der Stier, stampft das gesättigte
Roß; die bärtige Ziege
Klimmt den zackigen Fels hinan.
5. Wie der schirmende Forst Deinem erhabenen
Nacken schattet! er nährt stolzes Geweihe Dir!
Dir den schnaubenden Keuler,
Der entgegen der Wunde rennt!
6. Dein wohlthätiger Schooß, selten mit goldenem
Fluche schwanger, verleiht nützendes Eisen uns,
Das den Acker durchschneidet
Und das Erbe der Väter schützt.
7. Dir gibt reinere Luft und die teutonische
Keuschheit Jugend von Stahl; moosigen Eichen gleich,
Achten silberne Greise
Nicht der eilenden Jahre Flug.
8. Dort im wehenden Hain wohnt die Begeisterung,
Felsen jauchzen zurück, wenn sich der Barden Sang
Unter bebenden Wipfeln
Durch das hallende Thal ergoß.
9. Und Dein Hermann vernahm's! Sturm war sein Arm! sein Schwert
Wetterflamme! betäubt stürzten die trotzigen
Römeradler, und Freiheit
Strahlte wieder im Lande Teuts!
10. Doch des Heldengeschlechts Enkel verhülleten
Hermanns Namen in Nacht, bis ihn (auch er Dein Sohn!)
Klopstocks mächtige Harfe
Sang der horchenden Ewigkeit.
11. Heil Cheruskia, Dir! furchtbar und ewig steht,
Gleich dem Brocken, Dein Ruhm! Donnernd verkünden Dich
Freiheitsschlachten! und donnernd
Dich unsterblicher Lieder Klang!

VIII. Der Genius.

1. Den schwachen Flügel reizet der Aether nicht!
Im Felsenneste fühlt sich der Adler schon
Voll seiner Urkraft, hebt den Fittig,
Senkt sich, und hebt sich, und trinkt die Sonne!
2. Du gabst, Natur, ihm Flug und den Sonnendurst!
Mir gabst Du Feuer! Durst nach Unsterblichkeit!
Dieß Toben in der Brust! Dieß Staunen,
Welches durch jegliche Nerve zittert,
3. Wenn schon die Seelen werdender Lieder mir
Das Haupt umschweben, eh' das nachahmende
Gewand der Sprache sie umfließet,
Ohne den geistigen Flug zu hemmen!
4. Du gabst mir Schwingen hoher Begeisterung;
Gefühl des Wahren, Liebe des Schönen, Du!
Du lehrst mich neue Höhen finden,
Welche das Auge der Kunst nicht spähet!
5. Von Dir geleitet wird mir die Sternenbahn

Nicht hoch, und tief sein nicht der Oceanus!
Die Mitternacht nicht dunkel! Blendend
Nicht des vertrauten Olymps Umstrahlung!

IX. Die Natur.

1. Er sei mein Freund nicht, welcher die göttliche
Natur nicht liebet! Engelgefühle sind
Ihm nicht bekannt! Er kann mit Inbrunst
Freunde nicht, Kinder nicht, Weib nicht lieben!
2. Ihm bebte nie von trunk'ner Begeisterung
Die stumme Lippe! Schauer begegneten
In hoher Wallung seiner Seele
Nie mit der steigenden Morgensonne!
3. In Deinen Wonnebecher, Allgütiger!
Entfielen niemals Thränen des Dankes ihm!
Sein Erb' ist Taumel oder Schlafsucht!
Wehmuth und Wonne des Weisen Erbe!
4. Er ist kein Sohn der Freiheit! das Vaterland
Ist Spreu dem Feigen! Sklave! Dich freute nicht
Die Römerschlacht! zu meinen Füßen
Krümme Dich, Raupe, daß Dein ich spotte! –
5. Ich seiner spotten? – weh' mir! o zürne nicht,
Du Vater Aller! Wirbel und Stolz ergriff
Den Mann von Staub, daß er des Staubes
Spottete, den er beweinen sollte!
6. O sei gesegnet, Thräne der Reue, mir!
Des Mitleids Thräne, mehr noch gesegnet, Du!
Nun werden, wie nach Frühlingsregen,
Traulich die Blumen der Au mir lächeln!
7. Nur reinen Herzen duftet der Abendthau
Der bunten Lenzflur! Heilig nur ihnen sind
Der Eiche Schatten! Deine Segen,
Einsamkeit, können nur sie ertragen!
8. Woll'st oft, o sanfte Mutter der Weisheit, mich
Auf ernste Pfade leiten, im Mondenschein,
Wo nur der Denker tiefe Wahrheit
Schöpfet, und glühender Stirne wallet!
9. Dann werden oft sich ernste Betrachtungen
In Harmonien wandeln; Begeisterung
Wird mich erfüllen, daß die Thale
Hallen mein Lied und die Felsengänge!
10. Wenn Du mich fürder leitest, Natur, so soll
Mein Lied Dir jauchzen, weil ich ein Jüngling bin!
Es soll Dich feiern, wenn mit Silber
Kürzere Locke die Scheitel schmücket!

X. Die Gränze.

1. Du Gränze? Nein nicht Gränze, Du alter Rhein!
Du Lebensblut, dem Herzen Teutoniens
Entströmend, beiden Ufern Segen
Spendend, und hohes Gefühl, und Freude!
2. Du deutscher Urart, mächtiger Rhein! Dein Strom
Ist groß und hehr, nicht rauschend dem Ohre, schnell
In stiller Eile, Deine Wirbel
Sprudeln nicht auf, und sind unaufhaltsam;
3. Sind tief, wie Meer, wie Gottes Geschoße, schnell
Und kraftvoll, doch befreundend dem flachen Floß,
Das, Deinen Wogen sich vertrauend,
Fülle des Landes den Städten zuführt.
4. Als Gott der Herr die Feste von Fluthen schied,
Und Inseln aus der Tiefe sich heben hieß,
Und Quellen aus dem Schooß der Berge
Rief, und dem Ocean Gränze stellte;
5. Gesetz dem Sturme sprach; als das junge Licht
Die neue Schöpfung, welcher es Schöne gab,
Anstaunte: da verweilte freundlich
Ueber dem Rhein, und des Rheines Ufern
6. Sein Wonnestrahl, durchdrang mit des Urlichts Kraft
Der rhein'schen Berge Schooß. Er empfing, und barg
Die Gabe, bis aus Gold und Purpur
Träufelte Labsal von deutschen Reben,
7. Des Rheines werth, des Deutschen auch werth! voll Kraft,
Zu That entflammend und zu Gesang, nicht Schaum
Aufsprudelnd, lebenduftend, Helle
Strahlend dem Geist, und das Herz durchglühend.
8. An beiden Ufern ranket die Freude! glüht
Auf hohen Felsen, spielet im Blumenthal,
Hier Kühlung aus des Alten Wogen
Saugend, sich kräftiger dort entflammend!
9. An beiden Ufern tönet des Deutschen Sinn
Aus deutschem Wort; dem edelsten Weine gleich,
Und Dir, o Rhein, ist unsre Sprache
Reich wie Dein Strom, mit geheimen Tiefen;
10. Vom eitlen Nachbar, der sich in Schaum berauscht,
Verstanden nimmer, nimmer empfunden! Laßt
Ihm seinen Schaum im Becher! ihm die
Sprache, die an der Empfindung hinstreift.
11. Ihn haben Schrecken Gottes, und deutsches Herz –
Heuschrecken gleich, die oft mit der Fackel Glut
Der Landmann vor sich scheuchet, bis ihr
Schwirrender Schwarm in den Rhein sich stürzet –
12. So haben Schrecken Gottes und deutsches Herz
Des Drängers Horden, welcher der Herrschaft sich
Bei uns vermaß, ihn selbst, den Dränger,
Her von der Oder bis zum Rhodan
13. Geschreckt, verfolgt, zerstiebet! Er windet sich
Und fleht um Frieden! Friede, ja Friede sei
Dem eiteln Volk, in alter Gränze;
Aber dem Deutschen sei deutsche Freiheit,
14. So weit die Sprache tönet, die trauliche,
Die fromme, hehre; sie, der Empfindung, sie,
Gespielin des Gesangs, der frei im
Tanze wie Sphärengesang einherschwebt!

XI. An den Kronprinzen von Dänemark.

1. Noch nie erscholl ein Name der Mächtigen
Zu meiner Leier, Jüngling! ich weihte sie
Den Freunden nur und Gott, und süßem
Häuslichen Glück, und der Liebe Thränen,
2. Und Dir, Natur, im Hain und am Meergestad',
Und Dir, o Freiheit! Freiheit, Du Hochgefühl
Der reinen Seelen! Deinen Becher
Kränzt' ich mit Blumen des kühnen Liedes.
3. Und werd' ihn kränzen, weil eine Nerve mir
Noch zucket! werd' ihn kosten mit zitternder
Und blauer Lippe, wenn des Todes
Hand mir ihn reichet in hehrer Stunde.
4. Nun wind' ich junge Blumen im Kranze Dir,
O Jüngling, weil Du früh es nicht achtetest,
Zu herrschen über Sklaven, weil Du
Forschetest, hörtest, beschlossest, thatest!
5. Das Joch des Landmanns drückte Jahrhunderte;
Du brachst es! Hör' es, heiliger Schatte, Du
Von meinem Vater, der das Beispiel
Diesseit der Eider und dann am Sund gab.
6. Du brachst es, Jüngling! wandtest erröthend Dich
Vom Dank des Landes, sahst auf dem Ocean
Der Handlung Bande, die des Neides
Hand und der Habsucht im Finstern knüpfte.
7. Zerrissest leicht wie Spinnengewebe sie,
Daß nicht die stolze Fichte des Normanns mehr
Dem Bruderhafen huldigt, eh' sie
Schwellende Segel dem Ostwind öffne.
8. Nicht gleiche Gaben spendet des Vaters Hand
Den Völkern. Eisen starret im Schachte dort,
Hier wanken Aehren, unseres Tisches
Freude gedeihet auf fernen Bergen.
9. Zum freien Tausche ladet der Vater ein;
Doch schmiedet, hart und klügelnd, der blinde Mensch
Dem Tausche Zwang; der biedre Normann
Kaufte sein Brot auf verengtem Markte.
10. Nun reifen fremde Saaten für ihn, wenn, früh-
Erwacht, der Winter auf dem Gebirge sich
Ausstrecket, und von starrer Schulter
Glänzende Flocken in Thäler schüttelt.
11. Ich sah Dich handeln, Jüngling, und freute mich,
Doch nur mit halber Freude. Lud Danien
Nicht häufend noch auf seine Schulter
Fluch des zertretenen, zerrißnen Volkes,
12. Uneingedenk der heiligen Lehren, und
Für jene Ader fühllos, die Gottes Hand
Im Herzen spannte, daß sie klopfend
Unrecht und Recht und Erbarmen lehre?
13. Von Menschen kaufte Menschen der Mensch, und ward
Ein Teufel! — Wer vermag den getrübten Blick
Zu heften auf des armen Mohren
Elend und Schmach und gezuckte Geißel?
14. Auf's schwangere Weib, das jammernd die Hände ringt
Am krummen Ufer; thränenlos starret sie
Dem fernen Segel nach; noch schallt ihr
Dumpf in den Ohren das Hohngelächter
15. Des Treibers, noch der klirrenden Kette Klang,
Und ihres Mannes Klage, das Angstgeschrei
Der jüngsten Tochter, die der Wüthrich
Ihr aus umschlingenden Armen los riß. —
16. Du setzest Ziel dem Gräuel, ein nahes Ziel!
Erröthend staun' und ahme dem Beispiel nach
Der Britte, will er werth der Freiheit
Sein, die auf Weisheit und Recht sich gründet.
17. Gott setze Deinen Tagen ein fernes Ziel,
O Jüngling! keins dem Segen, der Dein einst harrt.
Sei Deinen Tausenden noch lange
Bruder! Nur Einer ist Aller Vater.

XII. Die Freiheit.

1. Freiheit! Der Höfling kennt den Gedanken nicht!
Der Sklave! Ketten rasseln ihm Silberton!
Gebeugt das Knie, gebeugt die Seele,
Reicht er dem Joch den erschlafften Nacken!
2. Uns, uns ein hoher, seelenverklärender
Gedanke! Freiheit! Freiheit! wir fühlen Dich!
Du Wort, Du Kraft, Du Lohn von Gott uns!
O! wo noch voller in's Herz der Helden
3. Dein Nektar strömte, jener, an deren Grab
Nachwelten staunen; ström'! o entflamm' uns ganz!
Denn sieh, in Deutscher Sklaven Händen
Rostet der Stahl, ist entnervt die Harfe!
4. Nur Freiheitsharf' ist Harfe des Vaterlands!
Wer Freiheitsharfe schlägt, ist wie Nachtorkan
Vor Donnerwetter! Donn're, Schlachtruf!
Schwerter, fliegt auf, dem Gesandten Gottes!
5. Nur Freiheitsschwert ist Schwert für das Vaterland!
Wer Freiheitsschwert hebt, flammt durch das Schlachtgewühl,
Wie Blitz des Nachtsturms! Stürzt, Paläste!
Stürze, Tyrann, dem Verderber Gottes!
6. O Namen! Namen festlich, wie Siegesgesang!
Tell! Hermann! Klopstock! Brutus! Timoleon!
O Ihr, wem freie Seele Gott gab,
Flammend in's eherne Herz gegraben!

XIII. An meinen Freund Tobias Munsen.

1. Einer sternichten Nacht gleichet das Leben, Freund!
Schatten hüllen uns ein; aber von Oben winkt
Himmelschimmer, und leitet
Durch die Schatten die Weiseren.
2. Thoren irren umher. Der mit gesenktem Blick
In die trübere Nacht; Jener, ein größerer Thor,
Tanzt in rasendem Taumel
Feuerdünsten des Sumpfes zu.
3. Und der größeste Thor dünket sich weis', und hebt
Nicht gen Himmel den Blick! Schimmer genügen nicht
Ihm; er zündet sein eig'nes
Lämpchen, jegliches Nachthauchs Spiel.

4. Einer sternichten Nacht gleichet das Leben, Freund!
Auf gen Himmel den Blick! Heilig unwandelbar
Sind die hangenden Leuchten,
Strahlen Jedem, der sehen will.
5. Und indem sie den Weg hier in dem Schattenthal
Sichern, zeigen sie uns Schimmergefilde dort!
O wie dehnet die Brust sich,
O wie sehnt die gebundne
6. Psyche schmachtend sich hier, schlägt mit den Fittichen,
Aengstet hoffend sich, weint, lächelt, empfindet es,
Daß ihr Wissen nur Ahnung,
Ihre Wonne nur Sehnsucht ist!

XIV. Der Felsenstrom.

Unsterblicher Jüngling!
Du strömest hervor
Aus der Felsenkluft.
Kein Sterblicher sah
5 Die Wiege des Starken;
Es hörte kein Ohr
Das Lallen des Edlen im sprudelnden Quell!
Wie bist Du so schön
In silbernen Locken!
10 Wie bist Du so furchtbar
Im Donner der hallenden Felsen umher!
Dir zittert die Tanne.
Du stürzest die Tanne
Mit Wurzel und Haupt!
15 Dich fliehen die Felsen.
Du haschest die Felsen,
Und wälzest sie spottend, wie Kiesel, dahin!
Dich kleidet die Sonne
In Strahlen des Ruhmes!
20 Sie mahlet mit Farben des himmlischen Bogens
Die schwebenden Wolken der stäubenden Fluth.
Was eilst Du hinab
Zum grünlichen See?
Ist Dir nicht wohl beim näheren Himmel?
25 Nicht wohl im hallenden Felsen?
Nicht wohl im hangenden Eichengebüsch?
O eile nicht so
Zum grünlichen See!
Jüngling, Du bist noch stark, wie ein Gott!
30 Frei, wie ein Gott!
Zwar lächelt Dir unten die ruhende Stille,
Die wallende Bebung des schweigenden Sees,
Bald silbern vom schwimmenden Monde,
Bald golden und roth im westlichen Strahl.
35 O Jüngling! was ist die seidene Ruhe,
Was ist das Lächeln des freundlichen Mondes,
Der Abendsonne Purpur und Gold
Dem, der in Banden der Knechtschaft sich fühlt?
Noch strömest Du wild,
40 Wie Dein Herz gebeut,
Dort unten herrschen oft ändernde Winde,
Oft Stille des Todes im dienstbaren See!
O eile nicht so
Zum grünlichen See!
45 Jüngling, noch bist Du stark, wie ein Gott!
Frei, wie ein Gott!

XV. Homer.

Heil Dir, Homer!
Freudiger, entflammter, weinender Dank
Bebt auf der Lippe,
Schimmert im Auge,
Träufelt, wie Thau, 5
Hinab in Deines Gesanges heiligen Strom!
Ihn goß von Ida's geweihtem Gipfel
Mutter Natur!
Freute sich der strömenden Fluth,
Die voll Gottheit, 10
Wie der sonnenbesäte Gürtel der Nacht,
Tönend mit himmlischen Harmonien,
Wälzet ihre Wogen hinab in das hallende Thal!
Es freute sich die Natur,
Rief ihre goldgelockten Töchter; 15
Wahrheit und Schönheit beugten sich über den Strom,
Und erkannten in jeder Welle staunend ihr Bild!
Es liebte Dich früh
Die heilige Natur!
Da Deine Mutter im Thale Dich gebar, 20
Wo Simois in den Skamandros sich ergeußt,
Und ermattet Dich ließ fallen in der Blumen Thau,
Blicktest Du schon mit Dichtergefühl
Der sinkenden Sonne,
Die vom Thrazischen Schneegebirg' 25
Ueber purpurne Wallungen des Hellespontos
Dich begrüßte in ihr flammendes Gesicht!
Und es strebten sie zu greifen
Deine zarten Hände,
Von ihrem Glanze röthlich, in die Luft empor! 30
Da lächelte die Natur,
Weihte Dich, und säugte Dich an ihrer Brust!
Bildete, wie sie bildete die Himmel,
Wie sie bildete die Rose,
Und den Thau, der vom Himmel in die Rose träuft, 35
Bildete sorgsam den Knaben und den Jüngling so!
Gab Dir der Erfindung
Flammenden Blick!
Gab, was nur ihren Schößlingen sie gibt,
Thränen jegliches Gefühls! 40
Die stürzende, welche glühende Wangen netzt,
Und die sanftere, die von zitternder Wimper
Rinnt auf's erbleichte Gesicht!
Gab Deiner Seele
Einfalt der Tauben und des Adlers Kraft! 45
Gleich Deinem Liede,
Sanft nun, wie Quellen in des Mondes Schein,
Donnernd und stark nun, wie der Katarakte Sturz!

XVI. Hymne an die Sonne.

Sonne, Dir jauchzet bei Deinem Erwachen der Erdkreis entgegen,
Dir das Wogengeräusch des erdumgürtenden Meeres!
Fliehend rollet der Wagen der Nacht, in nichtige Wolken
Eingehüllt, und schwindet hinab in die schauernde Tiefe.

5 Segnend strahlst Du herauf, und bräutlich kränzet die Erde
Dir die flammenden Schläfe mit thauendem Purpurgewölke.
Alles freuet sich Dein! In schimmernde Feiergewande
Kleidest Du den Himmel, die Erd' und die Fluthen des Meeres!
Siehe, Du leitest am rosigen Gängelbande den jungen
10 Freundlichen Tag; er hüllt sich in Deine Safrangewande
Aber, wie wachsen so schnell die Kräfte des himmlischen Jünglings!
Feuriger blickt er, er greift nach Deinem strahlenden Köcher,
Und schon schnellt er vom goldenen Bogen flammende Pfeile!
Zürne, Himmlischer, nicht! und soll Dein Bogen ertönen,
15 O, so richte Dein furchtbar Geschoß auf des Oceans Fluthen,
Auf der schneeigen Alpen herunter schmelzende Gipfel,
Und auf sandige Wüsten, die Löwen und Tiger durchirren!
Zürne, Himmlischer nicht! Dir flehen der Vögel Gesänge!
Dir der säuselnde Wald; und Dir die duftende Blume.
20 Wollest nicht des wehenden Zephyrs Flügel versengen!
Wollest nicht austrinken das Labsal kühlender Quellen!
Wollest vom zarten Gräschen den krümmenden Tropfen nicht nehmen!
Sonne, lächle der Erd', und geuß aus strahlender Urne
Leben auf die Natur! Du hast die Fülle des Lebens!
25 Schöpfest, näher dem Himmel, aus himmlischen Quellen, und dürstest
Selber nimmer! Als Gott, mit seiner Allmacht umgürtet,
Wie mit gürtendem Schlauch ein Sämann, Sonnen dahinwarf,
Millionen auf einmal, jede mit Erden umkränzet,
Rief er, Sonnen, Euch zu: „Verbreitet Leben und Wärme
30 Auf die dürftigen Erden! Erbarmt Euch der Dürstenden, daß ich
Mich am großen Abend des Himmels Euer erbarme!“
Also rief er. Gedenke deß, o Strahlende! Früher
Oder später kommt der große Abend des Himmels,
Da Ihr alle, zahlloses Heer von mächtigen Sonnen,
35 Werdet, wie Mücken am Sommerabend in Teiche sich stürzen,
Mit erbleichenden Strahlen herunterfallen vom Himmel!
Euer harren Gottes Gerichte! Gottes Erbarmung!
Wähne nicht zu vergehen! Der große Geber des Lebens
Wird gefallne Mücken, gefallne Sonnen in neues
40 Leben rufen! Wie Du auf schwärmende Mücken herabschaust,
Schaut er ewig herab auf alle kreisende Himmel!

XVII. Elegie,

an F. Grafen von Reventlow, seine Julia und meine Schwester Katharine.

Seid mir von ferne gegrüßt, im heiligen Lande der Freiheit
Und der Einfalt! Von fern seid mir mit Thränen gegrüßt!
Thränen stürzen herab auf die glühende Wange des Mannes,
Der als Jüngling sich heiß fühlte, noch heißer als Mann,
Heißer als Mann für Freiheit und Recht! Die rollenden Jahre 5
Löschen der flatternden Gluth Funken, und schüren die Gluth.
Also löschet der Quell die steigende Flamme der Stoppel,
Aber härtet das Erz, welches vom Feuer noch glüht.
Heißer wird mir jährlich das Herz, und starrer der Nacken
Gegen jegliches Joch, schärfer die Schneide des Sinns, 10
Welche vom Vorurtheile die Wahrheit trennt und die Lüge
Alternden Wahnes entblößt, und die entblößte zur Schau
Hoch aufstellt, des zischenden Spottes des Höflings nicht achtend,
Noch des Weisen der Zeit, welcher sich trügelnder schmiegt.
Wohl Euch, meine Geliebten! im heiligen Lande der Freiheit 15
Und der großen Natur, seid mir von ferne gegrüßt!
Meine Seele schwebet mit Euch im Wehen des Rheinfalls,
Staunt und schwindelt mit Euch neben dem Donner des Stroms,
Wo die grünliche Woge sich birgt in Wolken des Schaumes,
Und mit ewigem Thau weit die Gefilde bestrahlt. 20
Wo der Engel der Schweiz den siebenfarbigen Bogen
Täglich spannt, des Bunds strahlenden Zeugen, des Bunds,
Welcher daurende Freiheit verheißt dem Enkel des Enkels,
Bis Dein Donner, o Rhein, zwischen den Felsen verstummt.
Meine Seele schwebet mit Euch im gleitenden Nachen 25
Ueber der ruhigen Zürch rebenumhangenen See;
Irrt an den Ufern der Sihl mit Lavater, irrt an der Limmat
Ufern mit ihm und Euch, und mit dem redlichen Heß.
O wie wiegt sich mein Geist in wehenden Lüften der Freundschaft!
O wie schwingt sich mit Euch über den Sternen mein Geist! 30
Lavater, reiße mich nicht auf Deinen Flügeln zum Himmel;
Auch von dem Nordmeer schwebt über den Sternen mein Geist.

Laß mich weilen mit Dir die Augenblicke der Täuschung,
Ach, in der Freiheit Schooß, in den Gefilden der Ruh'!
35 Lebe wohl, und lebet Ihr wohl! Nun reißt mich der Gotthard
Wolkenan! Wie tobt hoch von den Felsen die Reuß!
Hundert Ströme stürzen von überhangenden Klippen,
Felsen wälzend und Schaum, laut in die donnernde Reuß.
Du dort, schäumender Strom, Du Felsenbohrer, mich gängelt
40 Trunk'ne Begeist'rung hinauf, bis in Dein wankendes Bett,
Welches die klimmende Gemse nicht sah; der steigende Adler
Nistet darunter, und schaut kühn auf die Blitze herab,
Wenn die schwarze Wolke Dich, Gotthard, gürtet, indessen
Deine Scheitel sich sonnt, Sonne den Fuß Dir bestrahlt!
45 Stiller schwebet mein Geist auf den See, den Thaten der Vorzeit
Kränzen, auf Deinem See, Rächer der Thränen, o Tell!
Hier entsprangst Du dem Rachen; nun steht die geweihte Kapelle
Hier, wo jährlicher Dank Gott dem Befreienden tönt:
Dessen umwölkter Rath Jahrhunderte duldet, daß Frevler
50 Völker drängen, der Staub über den Staub sich erhöht;
Aber hinter der nächtlichen Wolke harret der Rache
Wagen, stampfen beschäumt Rosse mit Flammen im Blick.
Tell, dort klang Dein Geschoß: so klang Dir nicht an der Linde,
Wo den Apfel der Pfeil pflückte vom Scheitel des Sohns!
55 Dort erklang Dein Geschoß, und knirrschend stürzte der Zwingherr
Dort, wo jährlicher Dank, Gott dem gerechten ertönt:
Der in umwölkter Hand die schicksalwägende Wagschal'
Hält; die Schale des Heils sank auf die Alpen herab.
Heilig ist jene Höhe vor allen Höhen; es schwuren
60 Arnold, Stauffach' und Fürst hier den erhabenen Eid.
Gott im Himmel, es sind ja auch der Höhen in Deutschland
Und der Zwingherrn viel; sind der Geweihten nicht Drei?
Wieder bin ich, Ihr Lieben bei Euch, am Fuße des Jura;
Reben neigen sich hier über mein Haupt in den See.
65 O wie der thauende Abend Savoyens Felsen mit dunklem
Purpur röthet; ihr Bild wieget sich sanft auf dem See.
Dunkelnder schwindet das Thal, indeß mit leuchtendem Kranze
Noch die Sonne das Haupt schneeiger Berge bekrönt.
Das sind Deine Kronen, o Schweiz! Ein rosiger Schleier
70 Deckt sie allmählig, es sinkt schweigende Ruhe herab!

XVIII. Lied eines deutschen Knaben.

1. Mein Arm ist stark! und groß mein Muth,
Gib, Vater, mir ein Schwert!
Verachte nicht mein junges Blut;
Ich bin der Väter werth!
2. Ich finde fürder keine Ruh'
Im weichen Knabenstand!
Ich stürb' o Vater, stolz, wie Du,
Den Tod für's Vaterland!
3. Schon früh' in meiner Kindheit war
Mein täglich Spiel der Krieg!
Im Bette träumt' ich nur Gefahr
Und Wunden nur und Sieg.
4. Mein Feldgeschrei erweckte mich
Aus mancher Türkenschlacht;
Noch jüngst ein Faustschlag, welchen ich
Dem Bassa zugedacht!
5. Da neulich unsrer Krieger Schar
Auf dieser Straße zog,
Und, wie ein Vogel, der Husar
Das Haus vorüberflog;
6. Da gaffte starr, und freute sich
Der Knabe froher Schwarm:
Ich aber, Vater, härmte mich,
Und prüfte meinen Arm.
7. Mein Arm ist stark, und groß mein Muth!
Gib, Vater, mir ein Schwert!
Verachte nicht mein junges Blut;
Ich bin der Väter werth!

XIX. Lied eines alten schwäbischen Ritters an seinen Sohn.

1. Sohn, da hast Du meinen Speer;
Meinem Arm wird er zu schwer!
Nimm den Schild und dieß Geschoß;
Tummle Du forthin mein Roß!
2. Siehe, dieß nun weiße Haar
Deckt der Helm schon fünfzig Jahr;
Jedes Jahr hat eine Schlacht,
Schwert und Streitaxt stumpf gemacht!
3. Herzog Rudolph hat dieß Schwert,
Axt und Kolbe mir verehrt,
Denn ich blieb dem Herzog hold,
Und verschmähte Heinrichs Sold!
4. Für die Freiheit floß das Blut
Seiner Rechten! Rudolphs Muth
That mit seiner linken Hand
Noch dem Franken Widerstand!
5. Nimm die Wehr und wappne Dich!
Kaiser Konrad rüstet sich!
Sohn, entlaste mich des Harms
Ob der Schwäche meines Arms!
6. Zücke nie umsonst dieß Schwert
Für der Väter freien Herd!
Sei behutsam auf der Wacht!
Sei ein Wetter in der Schlacht!

7. Immer sei zum Kampf bereit!
Suche steis den wärmsten Streit!
Schone deß, der wehrlos fleht!
Haue den, der widersteht!
8. Wenn Dein Haufe wankend steht,
Ihm umsonst das Fähnlein weht,
Trotze dann, ein fester Thurm,
Der vereinten Feinde Sturm!
9. Deine Brüder fraß das Schwert,
Sieben Knaben Deutschlands werth,
Deine Mutter härmte sich,
Stumm und starrend, und verblich.
10. Einsam bin ich nun und schwach;
Aber, Knabe, Deine Schmach
Wär' mir herber siebenmal,
Denn der sieben andern Fall.
11. Drum so scheue nicht den Tod,
Und vertraue Deinem Gott!
So Du kämpfest ritterlich,
Freut Dein alter Vater sich!

XX. Romanze.

1. In der Väter Hallen ruhte
Ritter Rudolphs Heldenarm,
Rudolphs, den die Schlacht erfreute,
Rudolphs, welchen Frankreich scheute
Und der Sarazenen Schwarm.
2. Er, der Letzte seines Stammes,
Weinte seiner Söhne Fall:
Zwischen moosbewachsnen Mauern
Tönte seiner Klage Trauern
In der Zellen Wiederhall.
3. Agnes mit den goldnen Locken
War des Greises Trost und Stab;
Sanft wie Tauben, weiß wie Schwäne,
Küßte sie des Vaters Thräne
Von den grauen Wimpern ab.
4. Ach! sie weinte selbst im Stillen,
Wenn der Mond in's Fenster schien.
Albrecht mit der offnen Stirne
Brannte für die edle Dirne,
Und die Dirne liebte ihn!
5. Aber Horst, der hundert Krieger
Unterhielt in eig'nem Sold,
Rühmte seines Stammes Ahnen,
Prangte mit erfochtnen Fahnen,
Und der Vater war ihm hold.
6. Einst bei'm freien Mahle küßte
Albrecht ihre weiche Hand,
Ihre sanften Augen strebten
Ihn zu strafen, ach! da bebten
Thränen auf das Busenband.
7. Horst entbrannte, blickte seitwärts
Auf sein schweres Mordgewehr;
Auf des Ritters Wange glühte
Zorn und Liebe; Feuer sprühte
Aus den Augen wild umher.
8. Drohend warf er seinen Handschuh
In der Agnes keuschen Schooß;
„Albrecht nimm! Zu dieser Stunde
Harr' ich Dein im Mühlengrunde!“
Kaum gesagt, schon flog sein Roß.
9. Albrecht nahm das Fehdezeichen
Ruhig, und bestieg sein Roß;
Freute sich des Mädchens Zähre,
Die der Lieb' und ihm zur Ehre
Aus dem blauen Auge floß.
10. Röthlich schimmerte die Rüstung
In der Abendsonne Strahl;
Von den Hufen ihrer Pferde
Tönte weit umher die Erde,
Und die Hirsche flohn in's Thal.
11. Auf des Söllers Gitter lehnte
Die betäubte Agnes sich,
Sah die blanken Speere blinken
Sah – den edeln Albrecht sinken,
Sank, wie Albrecht, und erblich.
12. Bang' von leiser Ahnung spornet
Horst sein schaumbedecktes Pferd;
Höret nun des Hauses Jammer
Eilet in des Fräuleins Kammer,
Starrt, und stürzt sich in sein Schwert.
13. Rudolph nahm die kalte Tochter,
In den väterlichen Arm,
Hielt sie so zwei lange Tage,
Thränenlos und ohne Klage,
Und verschied im stummen Harm.

XXI. Das Rüsthaus in Bern.

1. Das Herz im Leibe thut mir weh',
Wenn ich der Väter Rüstung seh';
Ich seh' zugleich mit nassem Blick
In unsrer Väter Zeit zurück!
2. Ich greife gleich nach Schwert und Speer;
Doch Speer und Schwert sind mir zu schwer;
Ich lege traurig ungespannt
Den Bogen aus der schwachen Hand.
3. Des Panzers und des Helmes Wucht,
Der Schild mit tiefgewölbter Bucht,
Des scharfen Beiles langer Schaft
Zeugt von der Väter Riesenkraft!
4. Geschwenkt von eines Helden Arm
Hat dieser Panner manchen Schwarm
Der stolzen Feind' in mancher Schlacht,
Wie scheues Wildpret, weggejagt!
5. Sie flohn und warfen aus der Faust
Die Fahnen, vom Gewühl zerzaust;
Die sammelte des Kriegers Hand,
Und hing sie auf an diese Wand!
6. Viel andre Beute zeuget noch
Vom blutig abgeworfnen Joch,
Von der Burgunder Heeresmacht
Und Uebermuth und eitler Pracht!
7. Mit diesen Stricken wollten sie
Der Schweizer Hände binden früh,
Und eh' die Sonne sank in's Thal,
Beschien sie noch der Stolzen Fall!
8. So, Schweizer! focht der Väter Muth!
Es floß für Euch ihr theures Blut!
Sie sind des Enkeldankes werth!
Wohl dem, der sie durch Thaten ehrt!

XXII. Ida.

1. Wie die Ros' im Wiesendufte,
Wie der Lenz im Morgenschein,
Blühn an thaubenetzten Höhen,
An den Strömen, an den Seen,
Unsrer jungen Bräute Reihn.
2. Doch der Bräute keine blühte
So, wie Ida. Thränen, bebt
Nieder auf dem Espenhügel,

Wo die Ruh' auf Engelsflügel
Ueber Ida's Asche schwebt! —
3. Was erschallt mit lautem Jammer
In des Abends mildem Strahl?
Lowerz's waldige Gestade,
Seines Sees Wellenpfade,
Hallen bis ins ferne Thal!
4. Ida! Ach, mit Ida's Stimme
Fleht' die Klage. — Schon umschlang.
Sie des Wüthrichs Arm, schon schwebte
Auf der Fluth der Kahn, sie bebte,
Flehte, weinte, seufzte, sank.
5. Ida, eine Morgenröthe,
Blau ihr Blick, wie Himmelsluft,
Einsam wallte sie, da rauschte
Ahnung ihr das Schilf, es lauschte
Schon der Frevler in der Kluft.
6. Auf des Ufers Bergen jagen
Ida's Brüder Gems' und Reh';
Ihnen schallt der Klage Flehen,
Als sie schaun hinab, und sehen
Ida jammernd auf dem See!
7. In des Inselschlosses Schatten
Streift der Nachen durch das Rohr;
Starres Auges, kalt und ächzend,
Zitternd, und nach Odem lechzend,
Tragen Knechte sie durch's Thor.
8. Eilt, Ihr Jünglinge! Sie stürzen
Hin zum Ufer, wie der Schwan
Zürnend mit gewölbten Schwingen
Durch die Wogen schäumt, so dringen
Sie zur Rach' im schnellen Kahn.
9. Athemlos, im goldnen Schleier
Ihres Haars, das niederfloß,
Lag sie in des Wüthrichs Halle,
Der die wilde Wuth im Schalle
Schneller Tritte laut ergoß.
10. Von der Brüder Speer getroffen,
Sank er; seine Häscher flohn. —
Flüche aus des Schlosses Trümmern
Schwirrn, wie Fledermäuse, wimmern
Mit des Uhus Klageton.
11. Ida, Angst und Jammer brachen
Dir Dein Herz! — Sie hob den Blick,
Als sie ihre Brüder hörte,
Und mit Himmelsruhe kehrte
Zu den Engeln sie zurück.
12. Seine Braut im Tode sah ihr
Jüngling nicht, der ferne war.
Einsam kniet' in heil'ger Zelle
Jetzt an der geweihten Stelle,
Wo sie starb, er am Altar.

XXIII. Hellebeck,

eine seeländische Gegend.

Die mich oft auf wehenden Flügeln des rosigen Morgens,
Oft in thauenden Düften der Abendkühle besuchte,
Die mir begegnet' auf hangenden Pfaden der heiligen Alpen,
Und auf grünlichen Wellen des Sees im tanzenden Nachen
5 Mich ergriff, daß ich dem Sohne der Felsenkluft zurief:
„Warum stürzest Du, Jüngling, herab die donnernden Fluthen
In den stilleren See? noch bist Du frei, wie die Götter!
Wie die Götter, noch stark! dort unten harret der Knechtschaft
Ruhe Dein! Enteile nicht, Jüngling, dem näheren Himmel!"
O Begeisterung, wo warst Du, da ich mit flehender Stimme 10
Dich in mitternächtlicher Stunde, vom Monde beschienen,
Einsam wallend am Ufer des wogenrauschenden Meeres,
In der Fluthen Geräusch, im Schimmer der Sterne Dich suchte?
Sanft umsäuselten mich und hehr die nächtlichen Schauer;
Sinkendes Abendroth weilte noch über Schwedens Gebirge, 15
Und es tanzten die röthlichen Gipfel auf Wogen des Nordmeers.
Heller strahlte der Sund, vom steigenden Monde beschienen!
Lieblich glitten auf beiden Meeren mit schwellendem Segel
Schiffe, gerüstet mit ruhenden Blitzen, und hüpfende Nachen,
Hier im Mondschein, dort im sterbenden Schimmer des Abends. 20
Ueber mich wehten auf hohem Gestade die heiligen Buchen,
Deren kein nordischer Sturm, kein Sturm von Osten geschonet.
Blitzzerschmetterten Wipfeln entsauset festliches Rauschen,
Das mit Erinnrung und Ahnung den ernsten Waller erfüllet.
Ach, mir lispelte freundlich die Stimme der jungen Erinnrung; 25
Denn hier sah ich vor wenigen Stunden, mit Euch, Ihr Geliebten,
Sinken die Sonn' in Wogen des unermeßlichen Meeres.
Siehe hier den Stein, an welchen Emilia hinsank,
Stillerröthend vom Schimmer des Abends und sanften Gefühlen,
Und wir sanken zu ihren Füßen. Von Seligkeit trunken, 30
Irrte Dein Blick, o Freund! von ihren Augen zur Sonne,
Von der Sonne zu ihren Augen! Dir strahlte sie minder
Schön in Wogen des Meers, als in Emiliens Thränen!
Ach! beim Anblick der Liebenden wandte mein Bruder sich, wischte
Eine Thrän', und blickte nun wieder hinab auf die Wellen. 35
Siehe, nun war die Sonne gesunken! Nun sausten die Wipfel
Lauter, und lauter rauschten an's Ufer die purpurnen Wogen.
Nun umschwebten uns Bilder der Vorzeit; die Leier von Selma
Tönet' um uns, um uns die liebliche Stimme von Kona.
Da erhuben wir uns auf Lochlins hohem Gestade, 40
Sahen jenseits des Meers, am Fuße des Felsengebirges,

Starnos unwirthbaren Wohnplatz; dort landete Fingal; dort sah er
Agandecka! dort liebten sich Fingal und Agandecka.
Ach! gleich einem Sterne, der finstre Wolken durchschimmert,
45 Sah er das Fräulein zuerst; in ihrem wallenden Busen
Stieg das Bild des Helden empor, wie die steigende Sonne.
Starno laurte mit Ränken auf ihn; da bebte des Fräuleins
Heimliche Thräne, da schlich sie zu ihm in schweigender Stunde:
„Sohn des hallenden Selma, Dich will mein Vater ermorden!
50 Fleuch! Dein harren, im Walde versteckt, die Söhne des Todes;
Fleuch, und rette mich, Held, aus der Hand des zürnenden Vaters!“
Unbekümmert ging er zur Jagd, die Söhne des Todes
Fielen durch ihn, und Gormal erscholl von der fallenden Rüstung.
Starno blickte finster umher: „Auf! rufet das Mägdlein,
55 Daß ihr reiche die blutige Hand der König von Morven!“
Bleich erschien mit fliegendem Haar das liebliche Mägdlein;
Seufzend hub sich ihr Busen, wie Schaum des strömenden Lubar;
Stille Thränen entstürzten den niederblickenden Augen.
Starno wandte sein Haupt, und durchstach sie. — Agandecka
60 Fiel, wie rollender Schnee, der Ronans Felsen entgleitet;
Schweigend lauschen die Haine der Stimme des hallenden Thales.
Fingal blickt' auf die Helden umher. Da flohen und sanken
Lochlins Krieger. Er brachte das Fräulein mit sinkenden Locken
Auf sein Schiff, und suchte die grünende Küste von Morven.
65 Dort erhebt sich ihr Grab auf einem einsamen Hügel;
Agandecka's Wohnung umrauschen die Wogen des Weltmeers.
Oft umtönte den Hügel die liebliche Stimme von Kona,
Ossians Leier, mit ihr die Stimme der sanften Malvina!
So umwallten uns manche Gesichte der grauenden Vorzeit.
70 Sie entschwebten dem Wogengeräusch des heiligen Meeres,
Dem Gesäusel der Buchen, dem rothen und thauenden Himmel.
Lange wallten wir noch am hohen Ufer, und sahen
Unter uns drei ruhige Hütten, an's steile Gestade
Angelehnt, und freundlich genetzt von der schmeichelnden Welle.
75 Lämmer weideten zwischen den Hütten im wankenden Grase,
Und am kühlenden Born mit sprudelndem Silbergestäube,
Weiden und blühende Flieder umschatten die mittelste Hütte.
Lächelnd weilte beim lieblichen Anblick Emiliens Auge.
„Fromm sind Deine Bewohner, Du moosige Hütte!“ sie sprach es,
Und es suchet' ihr Blick den Pfad zur moosigen Hütte. 80
Süße Schauer ergriffen Dich, Freundin! o laß Dir erzählen,
Welche Schauer es waren, und wer die Schauer Dir sandte!
Fromme Seelen, das wußtest Du nicht! umschwebten Dich leise,
Wehten Dir Empfindungen zu und lispelten freundlich.
Diese Bäume waren noch nicht; auf eben der Stätte 85
Waren Hütten gebaut, und waren Hütten gesunken,
Und in ähnlicher Wohnung, von ähnlichen Bäumen umschattet,
Lebte Sveno hier mit seinem Weibe Gotilde,
Seinen muthigen Söhnen und zart aufblühenden Töchtern.
Aecker hatten sie nicht; sie lebten von Früchten des Gartens, 90
Von der einzigen Kuh, dem Netze der schwankenden Angel.
Oftmals saßen sie hier, gekühlt von thauenden Lüften,
Wenn die Abendsonne das fluthende Weltmeer erhellte,
Bis sich über den Sund die östlichen Schimmer des Mondes
Zitternd erhuben, und heimzukehren die Glücklichen lockten. 95
Kummer kannten sie nicht, nur Sorgen der zärtlichsten Liebe;
Einfalt deckte den frohen Tisch, ihn würzte die Freiheit,
Und es sorgte kein Tag für seine jüngere Brüder.
Vater! es bauet der Mensch sein Haus; es nistet die Schwalbe
Im Gesimse; Du nährest die Schwalbe; Du nährest den Menschen! 100
Frühe fuhr täglich Sveno in's Meer mit täuschendem Netze,
Oft die Söhne mit ihm, oft Weib und Töchter und Söhne.
Also fuhren sie einst zusammen, und freuten sich herzlich
Ueber den Mond und den Morgenstern und den kommenden Morgen.
„Sveno, wie gleitet der Nachen so sanft! — So führt uns, Gotilde, 105
Gott, durch's Leben, hinüber in's Land der ewigen Ruhe!“ —
Freudig sagt' es der Mann, und thränend erwiedert Gotilde:
„Wer von uns wird zuerst, o Sveno, den andern verlassen?
Wer von uns zuletzt die Kinder als Waisen verlassen?“ —
„Wie Gott will! — Nun so rudert, Ihr Knaben, Es schwellen die Fluthen.“ 110
Vater und Knaben ruderten rasch; es lächelte weinend,
Auf die Augen verbergende Hand gestützet, Gotilde,

Gott sah ihre Thränen, und rief dem Winde. Schon rauschte
Höher die Fluth; schon brauste der Sturm; schon tobte die Windsbraut,
115 Daß das Segel zerriß, eh' sie's zu senken vermochten.
Vater und Knaben ruderten rasch; nun weinte die Mutter
Laut empor; es weinten, wie sie, die zagenden Töchter,
Bis die Welle sich thürmender hub, den Nachen an Felsen
Warf, und Vater und Mutter und Kinder auf einmal hinabschlang.
120 Engel schwebten über der Fluth: so schwebet der Bogen
Gottes über der sträubenden Fluth des stürzenden Stromes!
Ach! nun schweben mit ihnen die Seelen in strahlendem Fluge
Alle zugleich hinüber in's Land der ewigen Ruhe.
Ihre Leichen trennte das Meer nicht, und wiegte sie sorgsam
125 Ans Gestad', und weinend begrub sie unter den Buchen,
Auf dem Hügel, der Nachbar, wo uns im Hauche des Abends
Heitre Gedanken des Tods und der Auferstehung umschwebten.
Sonne, Du steigst und sinkest, um wieder zu steigen! Einst wirst Du
Sinken in ewige Nacht! Dann fragen sich wundernd die Sterne:
130 „Warum säumt die leuchtende Schwester im purpurnen Lager?
Weilt sie im kühlenden Bade des Meers?“ – Im Bade des Meeres
Weilt sie nicht, und nicht in ihrem purpurnen Lager;
Sterne, sie starb! Einst sterbt Ihr, wie sie, Ihr Söhne des Lichtes!
Ach! die goldne Saat von Sonnen und Sternen und Monden
135 Rauschet entgegen der Sichel des Todes, und neue Gefilde
Keimen empor, dereinst mit neuen Saaten gekrönet,
Bis auch diese das rollende Jahr des Himmels gereifet! –
Laß sie rollen, die Jahre des Himmels! mit Saaten der Schöpfung
Und mit Ernten der Schöpfung ein jedes bereichert; wir werden
140 Säen sehn und ernten, geschmückt mit ewiger Jugend!
Solche Gedanken führten uns heim; wir freuten uns innig
Unsers unsterblichen Lebens und unsrer ewigen Freundschaft!
Freunde, die Göttin verläßt mich, sonst säng' ich die lieblichen Haine,
Sie, mit Bächen gewässert, geschmückt mit Hügeln und Thalen,
145 Und die zwanzig Seen mit Eichen und Buchen umkränzet.
Sänge Waldemars Hügel, wo unter rauschenden Eschen
Mancher Schauer der Vorzeit den sinnenden Enkel erhaschet.
Ach, Begeistrung, melodisch erscholl der Flug Deiner Ankunft;
Nun enteilest Du mir im schwebenden Saitengelispel;
Kehre wieder, und bald aus Deiner tönenden Halle! 150

XXIV. Die Warnung.

An Voß.

Wie kommt's, o Voß, daß jeder seichte Narr
In Deutschland deutsche Dichter richten will,
Und richten darf? daß ihm, so oft er's thut,
Ein seidner Pöbel lächelt, und die Zunft
Der hochgelahrten Schwätzer Beifall schielt? 5
Zwar sie vermögen nicht des Dichters Flug
Zu hemmen, muthig schwingt der Adler sich
Der Sonne zu, er läßt im hohlen Ast
Den tagescheuen Kauz und Uhu schrein,
Sieht auf den giftgeschwollnen welschen Hahn 10
Und buntes Hofgevögel nicht herab.
Zwar sie vermögen nicht, des Dichters Glück
Zu stören, wenn er, Frühlingsbienen gleich,
Von Blume fleugt zu Blume, bald am Quell
Sich wiegt auf Blüthezweigen, bald im Thal 15
Den Morgenthau aus jungen Veilchen saugt,
Und dann den Thau, den gelben Blüthenstaub,
In Honig wandelt der vom Stocke trieft,
Des Menschen Aug' erhellt, sein Herz erfreut.
Gott aber gab dem Sonnenadler nicht 20
Den Fittig nur, und kühnen Strahlendurst,
Er gab ihm auch die scharfbewehrte Klau',
Und in dem krummen Schnabel schnellen Mord,
Wenn er herab von seiner Höhe stürzt,
Dann steigend triefet von des Hasen Blut. 25
Auch trieft die Biene nicht von Honig nur,
Denn einen scharfen Stachel gab ihr Gott,
Der sich in's Leben träger Hummeln senkt,
Und glänzendes Geschmeißes, welches selbst
Nicht Honig sammelt, den gesammelten 30
Umsummt, betastet, und mit Koth befleckt.
Der Dichter prangt nicht mit der Leier nur,
Auf eine scharfe Geißel trotzt er auch,
Und schwinget sie mit angeborner Kraft.
Noch will ich warnen, will die Geißel nur 35
Dem Auge zeigen: Narren, tretet her,
Und schaut! mit dieser Geißel geißelte
Der Griech' Archilochos; er flocht sie selbst
Aus lang und kurzer Sylben Wechselschlag,
Schwang hoch den Arm und rasch, daß Griechenland 40
Von Kretas Eichen bis zum Hellespont,
Von Rhodus bis Illyrien erscholl.
Und dennoch höhnte sein Lykambes, sein
Die schöne Neobule, gab die Hand,
Die ihm gehörte, einem Andern hin, 45
Und lachte seiner Lieb' und seines Grams.
Ihm floß die Gall' in's Blut, er geißelte,
Da troff ihm bittrer Spott und kalter Hohn
Von seiner Geißel, und Lykambes lief
Mit Bläße der Verzweiflung, wie Orest, 50
Vom Schlangenhaar der Furien geschreckt,
Im Kreis' umher. Die schöne Tochter lief
Wie Io vor der Brems' und dem Phantom
Des Argos; ihre Locken flogen wild,
Ihr Auge, liebewallend sonst, entquoll 55
Den gelben Augenliedern; endlich hing
Sie vor des Vaters Augen zappelnd da
An einem Feigenbaum; der Vater wählt
An einer schwanken Pappel gleichen Tod,
Erstarrt, und schwankt am Aste hin und her, 60
Im eignen Garten scheuer Spatzen Schreck.

Johann Heinrich Voß.

I. Empfang des neuen Jahres.

1. Des Jahres letzte Stunde
Ertönt mit ernstem Schlag:
Trinkt, Brüder, in die Runde,
Und wünscht ihm Segen nach.
Zu jenen grauen Jahren
Entfliegt es, welche waren;
Es brachte Freud' und Kummer viel,
Und führt' uns näher an das Ziel.
Alle. Ja, Freud' und Kummer bracht' es viel,
Und führt' uns näher an das Ziel.

2. In stetem Wechsel kreiset
Die flügelschnelle Zeit:
Sie blühet, altert, greiset,
Und wird Vergessenheit;
Kaum stammeln dunkle Schriften
Auf ihren morschen Grüften.
Und Schönheit, Reichthum, Ehr' und Macht
Sinkt mit der Zeit in öde Nacht.
Alle. Und Schönheit, Reichthum u. s. w.

3. Sind wir noch Alle lebend,
Wer heute vor dem Jahr,
In Lebensfülle strebend,
Mit Freunden fröhlich war?
Ach Mancher ist geschieden,
Und liegt und schläft in Frieden!
Klingt an, und wünschet Ruh' hinab
In unsrer Freunde stilles Grab.
Alle. Klingt an, und wünschet u. s. w.

4. Wer weiß, wie Mancher modert
Um's Jahr, gesenkt in's Grab!
Unangemeldet fodert
Der Tod die Menschen ab.
Trotz lauem Frühlingswetter
Wehn oft verwelkte Blätter.
Wer von uns nachbleibt, wünscht dem Freund
Im stillen Grabe Ruh' und weint.
Alle. Wer nachbleibt, wünscht dem lieben Freund u. s. w.

5. Der gute Mann nur schließet
Die Augen ruhig zu;
Mit frohem Traum versüßet
Ihm Gott des Grabes Ruh'.
Er schlummert leichten Schlummer
Nach dieses Lebens Kummer;
Dann weckt ihn Gott, von Glanz erhellt,
Zur Wonne seiner bessern Welt.
Alle. Dann weckt uns Gott u. s. w.

6. Auf, Brüder! frohes Muthes,
Auch wenn uns Trennung droht!
Wer gut ist, findet Gutes
Im Leben und im Tod!
Dort sammeln wir uns wieder,
Und singen Wonnelieder.
Klingt an, und: Gut sein immerdar!
Sei unser Wunsch zum neuen Jahr!
Alle. Gut sein, ja gut u. s. w.
Zum lieben frohen neuen Jahr!

II. Heureigen.

1. Wenn kühl der Morgen athmet, gehn
Wir schon auf grüner Au,
Mit rothbeglänzter Sens', und mähn
Die Wies' im blanken Thau.
Wir Mäher, balderaldei!
Wir mähen Blumen und Heu!
Juchhei!

2. Die Lerche singt aus blauer Luft,
Die Grasemück' im Klee,
Und dumpf dazu, als Brummbaß, ruft
Rohrdommel fern am See.
Wir Mäher, balderaldei!
Wir mähn in Schwade das Heu!
Juchhei!

3. Und scheint die liebe Sonne warm,
Dann kommt der Mägdlein Schaar,
Den Rock geschürzt, mit bloßem Arm,
Strohhüt' auf glattem Haar.
Die Mägdlein, balderaldei!
Sie harken Blumen und Heu!
Juchhei!

4. Der Bursch', umweht vom Duft des Heus,
Winkt oft den Mägdlein zu,
Und streicht die Sens', und wischt den Schweiß,
Und seufzt: Ach, harktest Du!
Die Mägdlein, balderaldei!
Sie häufen Schober von Heu!
Juchhei!

5. Ist weit hinab die Wiese kahl,
Dann lagern wir uns frisch
In bunter Reih' zum frohen Mahl
Am blühnden Dorngebüsch.
Die Mägdlein, balderaldei!
Ruhn gern selbander im Heu!
Juchhei!

6. Bepackt wird dann der Wagen ganz,
Daß Ax' und Leiter knackt,
Die schönste Dirn' im Blumenkranz
Wird oben drauf gepackt.
Hell kreischt sie, balderaldei!
Gewiegt von duftendem Heu!
Juchhei!

7. Zur Bodenluck' hereingebracht
Wird dann die Last des Heus,
Und brav geschäkert und gelacht;
Denn Schäkern spornt den Fleiß.
Am Giebel, balderaldei!

Stehn wir, und rasseln im Heu!
Juchhei!
8. Zuletzt bei Schmaus' und Reigen tönt
Schalmein= und Fiedelklang:
Da tanzt man, daß der Boden dröhnt,
Den ganzen Abend lang;
Und schläft dann, dalderaldei! . . .
Wir Bursche schlafen im Heu!
Juchhei!

III. Die Sterne.

1. Fleug auf durch Gottes Sternenheere,
Mein wonnetrunkner Geist,
Hin, wo die letzte trübe Sphäre
Am grausen Chaos kreist!
Wie hehr sich Millionen Himmel
Um Millionen Sonnen drehn!
Wie rollt der Sonnen Glanzgewimmel
Aus tiefster Fern' in höchste Höhn!
2. Entbrannt von Mutterlieb', umschweben
Sie, Gott, Dein Angesicht,
Die Sonnen rings, und schöpfen Leben
Aus Deinem Quell, und Licht;
Und tränken Töchter jed' und Söhne,
Euch, Erden, und Ihr, Monde, weit!
Ihr taumelt, satt der Kraft und Schöne,
Und donnert Gottes Herrlichkeit!
3. „O Vater!“ preist Ihr hohes Klanges:
„Du hülltest uns in Glanz!
„Du lehrtest, froh des Preisgesanges,
„Uns Harmonie und Tanz!
„Den Felsenleib, durchbraust von Meeren,
„Erschuf voll Keim' uns Deine Hand:
„Daß Pflanz' und Leben wir gebären,
„Und wimmle Wasser, Luft und Land!
4. „Du schmückst der Berge Haupt mit Wäldern,
„Mit Erz der Berge Schooß;
„Du schenkst Getreid' und Kraut den Feldern,
„Der Wildniß Heid und Moos!
„Vom Eis des Pols zum Sonnenfeuer,
„Von Alpenhöhn zur tiefsten Flut,
„Schwärmt zahmes Vieh und Ungeheuer,
„Gewürm' und Fisch und Vogelbrut!
5. „Doch herrschend ragt in seiner Stärke
„Der Geist, von Staub umhüllt,
„Das Wunder Deiner Wunderwerke,
„Der Mensch, Dein Ebenbild.
„Er forscht und staunt, der Wesen Leiter
„Vom Sandkorn bis zum Engelchor,
„Voll Zweck und Eintracht, und steigt weiter
„Zur Weisheit und zur Lieb' empor.
6. „Aufrecht das Haupt zu ew'ger Schöne,
„Verschmäht er, was nur nährt,
„Und schauet tief des Staubes Söhne
„Dem Staube zugekehrt;
„Er, Himmelssohn, nicht duldend Schranken
„Der Willkühr, keines Glaubens Knecht,
„Erhöht Gedanken auf Gedanken,
„Und schwebt in Gottes Licht und Recht.
7. „Durch Drangsal, Gott, und harte Mühe,
„Regst Du des Geistes Kraft,
„Damit sein schwangrer Keim entblühe
„Zu edler Wissenschaft.
„Und wann, am steten Licht verschmachtet,
„Die Wissenschaft zu Trägheit welkt;
„Schnell stürmst Du, daß die Heitre nachtet,
„Von schwarzem Wahn und Trug' umwölkt.
8. Bald ringt der Geist hindurch zur Klarheit,
„Der Urkraft sich bewußt,
„Vertraut der selbsterrungnen Wahrheit
„Und ahnet Himmelslust.
„Ihm lächelt selbst der Tod, ein Retter!
„Es dorre Laub, vom Herbst verstreut,
„Es säusle Mai um junge Blätter;
„Der Weise denkt Unsterblichkeit.
9. „Lobsingt durch aller Himmel Ferne!
„Ein Retter ist der Tod!
„Im Reigentanz, Ihr Morgensterne,
„Lobsinget unserm Gott!
„Und Vorgefühl des bessern Lebens
„Durchschaur' ihn, sanft herabgethaut,
„Wer durch die Nacht voll heißes Strebens
„Empor zu unserm Reigen schaut!“

IV. Chorgesang beim Rheinwein.

1. Ihr habt doch Wein genug im Hause?
Mir ist so wohl!
Doch guten Wein zum guten Schmause
Von Winterkohl!
Steht irgendwo verpicht im Keller
Ein Ehrenwein, ein Herzensschweller;
Hinab, und hol'!
Chor. Steht irgendwo 2c.
2. Schon blinkt er her! o sei willkommen,
Du goldner Wein!
Gesandt zum Labetrunk den Frommen
Vom Vater Rhein!
Wie rings der Alte, kaum gelüftet,
Ambrosiawölke düftet!
O schenket ein!
Chor. Wie rings 2c.
3. Wie ungestüm aus Deinem Kerker
Du, Greis, erwachst!
Was Du, als sinniger Bemerker,
Für Augen machst!
Als man Dich unter Glas verpichte,
War's anders da, daß Du dem Lichte
So heiter lachst?
Chor. Als man 2c.
4. Nicht bist Du später Zeit Verächter,
Du Altpapa:
Man wird mit jedem Tag nicht schlechter:
Das weißt Du ja!
Viel Gutes findest Du, und Neues!
Zum Beispiel nennen wir ein freies
Amerika!
Chor. Viel Gutes 2c.

Aeltere Lesarten. III. 1. 7. Wie hehr der Sonnen 2c. — 8. Sich dreht in ungemeßnen Höhn! — **3.** 3. Und lehrtest — 4. Uns ew'gen Reihentanz — 5. durchströmt von M. — **4.** 3. Du schenkest Gras und Korn — 8. und reger Vögel Brut! — **5.** 2. in Staub gehüllt — 6. Vom dunkeln Staub zum E. — 7. Forscht auf und ab, und schwingt sich weiter — **6.** fehlt in der 1. Ausg. — **7.** 1. Du schwängerst, Gott, durch Noth und Mühe — 2. Des Menschen Geist mit Kraft — 3. edler Keim — 4. zu heller — 5. am Strahl des Lichts — 8. Von jähem Wahn. — **8.** 1. empor zur Kl. — 7. Es wehn im Frühling junge B. — **9.** 8. Empor zum Sternenhimmel schaut!

5. Europa staunt, da ernst die Wage
Des Schicksals wägt,
Und Menschenrecht und Völkerklage
Entgegen legt.
Weissag', o Greis: Du schaust verwundert!
Was uns das nahende Jahrhundert
Im Schooße trägt!
Chor. Weissag', o Greis 2c.
6. Du hörtest links an Deinen Ufern
Den Kettenklang.
Von Donnern scholl's, und bald von Rufern:
Frank, Brüder, frank!
Was, ob annoch die Kufe gähret!
Der Most verbrauset einst, und kläret
Den Nektartrank!
Chor. Was, ob annoch 2c.
7. O möcht' in's Frühlingswehn verhallen
Das Mordgeschrei,
Und sanft im Friedenskranze schallen
Ihr: Gleich und frei!
O möchte vor den Ungewittern
Ein jeder Mufti doch erzittern,
Ein jeder Dei!
Chor O möchte 2c.
8. Dann wirst Du Hummeln nicht und Igeln
Mehr eingetonnt;
Dem Fleiß ein Lohn auf edeln Hügeln,
Reifst Du besonnt!
Dann, Alter, strömst Du Muth und Stärke,
Ihm, wer gewollt erfreun durch Werke,
Und wer gekonnt!
Chor. Dann, Alter 2c.

V. Entschlossenheit.

1. Vorwärts, mein Geist, den schroffen Pfad!
Nicht träg' umhergeschauet!
Dort oben winkt die Ruhestatt!
Wohlauf, Dir selbst vertrauet!
Dich, Gottes Odem, Du Verstand,
In Staub gehüllt, hat Gottes Hand
So wunderbar gebauet!
2. Nicht ziemt Dir's, edler Himmelssohn,
An eitlem Schein zu haften!
Dein würdig, tritt in Staub mit Hohn
Die niedern Leidenschaften.
Und ob sie rechts und links nach Stolz,
Nach Sinnlichkeit, nach Durst des Golds,
Die Freunde Dir entrafften!
3. Dir, Wahrheit und Gerechtigkeit,
Dir schwör' ich Treu' auf immer!
Vergebens lockt die Welt und dräut,
Mit ihrem Trug' und Schimmer!
Sei noch so schlimm Gefahr und Noth,
Verachtung selbst, ja schnöder Tod:
Unredlich sein ist schlimmer!
4. Wir müssen, müssen vorwärts gehn,
Wie Wahn und Trug auch toben!
Uns hat, zum Himmel aufzusehn,
Gott selbst das Haupt erhoben!
Drum wank' und fall' es links und rechts:
Wir sind unsterbliches Geschlechts;
Das Vaterland ist oben!
5. Ach, unsrer Heimat eingedenk,
Laßt uns doch gehn, wie Brüder,
In Lieb', ohn' Eifer und Gezänk',
Im Klange froher Lieder!
Du kränktest mich aus Mißverstand;
Komm, Lieber, reiche mir die Hand,
Und thu' es niemals wieder!

VI. Die Bewegung.

1. Und rauscht' auch Alles umgedreht
Dem Untergange zu;
Der weise Mann am Wirbel steht
Gedankenvoll in Ruh'.
Die jetzt in wildem Sturz sich drehn,
Die Wasser werden auferstehn.
2. In Thau und Flocken kehrt zum Quell
Die abgestorbne Fluth,
Entrieselt, rinnt und strömet hell
Mit frischem Lebensmuth:
Gefild' und Au', von Segen schwer,
Und Städt' und Dörfer, blühn umher.
3. Der aller Dinge Maß und Ziel
Zum Heil geordnet hat,
Durchschaust Du Seines Thuns Gewühl?
Warst Du in Seinem Rath?
Der Sonn' und Mond im Gleis' erhält,
Er weiß, wo jeder Tropfen fällt.
4. Er weiß, warum der Völker Schwall
So ungestüm sich bäumt,
Und Wog' an Wog' in Donnerhall
Aufbrandend tost und schäumt;
Daß schwarz von Schlamme gähnt der Grund,
Und Trümmer rafft des Strudels Schlund.
5. Es stand der See, lang' eingehemmt,
Und sumpft' in ödem Rohr;
Von Fäulniß grünt' er, halb verschlämmt,
Und hauchte Pest, und gohr.
Der Ordner sah; sein Engel kam;
Das Wasser bebt', und brach den Damm.

VII. Friedensreigen.

1. Mit Gesang und Tanz sei gefeiert,
O Du Tag, und o Nacht, auch Du!
Denn er kömmt, der Fried', und erneuert
Die Gefild' uns mit Heil und Ruh'!
Von der Grenze kehrt, wer gestritten,
Mit der Eichen Laub' in die Hütten!
O wie eilt ihr Gang
In der Trommeln Klang,
In der Hörner Getön' und dem Siegsgesang!
2. Wer daheim in Angst sich gegrämet,
O hinaus, und begrüßt das Heer
Mit der Lieb' Umarmung, und nehmet
Das Gepäck und das Mordgewehr!
Ja er lebt, Dein Sohn, Du Betrübter!
Ja er lebt, o Braut, Dein Geliebter!
Ja der Vater lebt!
Wie er segnend strebt
Nach der Kindelein Schwarm, und vor Freude bebt!
3. Sei gegrüßt in heiligen Narben,
Mit Triumph uns gegrüßt, o Held!
Mit Triumph auch grüßt sie, die starben
Für Gemein' und Altar im Feld!
Doch verschont, unrühmliche Zähren,
Die geweihte Gruft zu entehren!
Es belohnt, o Waif',
Und o Wittw' und Greis,

Es belohnt die Gemein' Euch mit Kost und Preis!
4. Wie umzog uns schwarz das Gewitter
Der Verschwornen zu Fuß und Roß:
Der Tyrannen Schwarm und der Ritter,
Ein unzählbarer Miethlingstroß!
Doch ein Hauch verweht das Getümmel
Und es strahlt die Sonn' an dem Himmel.
Nun beginnt der Tanz
In dem Eichenkranz
Um der Freiheit Altar und des Vaterlands!
5. Nun erhebt Euch, frei der Befehdung,
Die Gewerb' und das Land zu baun:
Daß erblühn von Fleiß aus Verödung
Der Verbrüderten Berg' und Aun.
Dem Gebornen pflanzt und dem Gatten;
Und der Säugling spiel' in dem Schatten!
Kein Bezwinger schwächt
Uns Gesetz und Recht;
Es gebeut uns kein Herr, es gehorcht kein Knecht.
6. O Du Vaterland der Gemeine,
Die für All' und für Einen wirbt,
Wo für Aller Wohl auch der Eine
Mit Entschlossenheit lebt und stirbt!
Wir Vereinten schwören Dir wieder,
Zu beharren frei und wie Brüder!
Ja mit Herz und Hand
Sei geknüpft das Band
Für Gemein' und Altar, o Du Vaterland!

VIII. Vaterlandsliebe.

1. Ein edler Geist klebt nicht am Staube;
Er raget über Zeit und Stand:
Ihn engt nicht Volksgebrauch, noch Glaube,
Ihn nicht Geschlecht, noch Vaterland.
Die Sonne steig' und tauche nieder;
Sie sah und sieht ringsum nur Brüder:
Der Celt' und Griech' und Hottentot'
Verehren kindlich Einen Gott.
2. Doch ob der Geist den Blick erhebet
Bis zu der Sterne Brüderschar;
Ihn säumt der träge Leib, und klebet
Am Erdenkloß, der ihn gebar.
Umsonst, von seines Staubes Hügel,
Blickt auf der Geist, und wägt die Flügel;
Des Fluges Sehnsucht wird ihm Stand,
Sein All ein süßes Vaterland.
3. Er liebt die traute Vaterhütte,
Den Ahorntisch, des Hofes Baum,
Die Nachbarn und des Völkleins Sitte,
Des heimischen Gefildes Raum.
Er liebt die treuen Schulgenossen,
Der Jugendspiel' harmlose Possen,
Das angestaunte Bilderbuch,
Der Mutter Lied und Sittenspruch.
4. O Du, in Fremdlingsflur Verbannter,
Wie warst Du Freud' und Wehmuth ganz,
Begrüßte Dich ein Unbekannter
Im holden Laut des Vaterlands!
Du kehrst in schroffes Eisgefilde
Mit Lust aus reicher Sonnenmilde,
Und weinst, auf Deiner Väter Höhn
Von fern den blauen Rauch zu sehn.
5. Schafft Freiheit jegliches Gewerbes
Gemeingeist und gemeines Wohl,
Baut Jeder, sorglos seines Erbes,
Hier Wissenschaft, dort Korn und Kohl;
Entzieht kein Vorrecht sich der Bürde;
Ertheilt Verdienst, nicht Anspruch, Würde:
Dann lieber arm im Vaterland,
Als fern in Sklavenprunk verbannt!
6. Glückselig, wem Geschick und Tugend
Der Erstlingspflege Dank vergönnt,
Wen Greis und Mann daheim, der Jugend
Zum Beispiel, guten Bürger nennt.
Nicht eigensüchtig wirbt er Seines;
Sein Herz, entbrannt für Allgemeines,
Verschwendet Kraft und Fleiß und Gut,
Und, gilt es Wohlfahrt, gern das Blut.

IX. Trinklied.

1. Hätt' ich einen Mutterpfennig,
Notabene, nicht zu klein;
Ein paar Flaschen leicht gewänn' ich,
Notabene voll von Wein.
Fröhlich blieb' ich dann und wach,
Notabene, bis zum Tag.
2. Fröhlich blieb' ich wohl noch morgen,
Notabene, bei dem Wein;
Wollte mir der Kellner borgen,
Notabene, sonder Schein.
Wer so fortblieb', ewiglich,
Notabene, das bin ich.
3. Wüchsen nur von selbst die Kleider,
Notabene, mir ein Rock;
Oder knuffte nicht der Schneider,
Notabene, wie ein Bock;
Stracks bin ich vollkommen froh;
Notabene, nun so so.
4. Küßte mich ein lustig Mädchen,
Notabene, hübsch und jung;
Dreht' es mir zu lieb ein Rädchen,
Notabene, flink im Sprung;
O ich böt' ihr gleich die Hand,
Notabene, drin ein Band.
5. Neckte mich ein holdes Weiblein,
Notabene, reich und alt;
Freien wollt' ich solch ein Täublein,
Notabene, stürb' es bald.
O ich küßt' ohn' Unterlaß,
Notabene, dieses Glas.
6. Wein und Mädchen sind ein Segen,
Notabene, wohlgepaart;
Und der Pfennig schafft Vermögen,
Notabene, wenn man spart.
Darum lieb' ich immer treu,
Notabene, diese drei.

X. Tischlied.

1. Gesund und frohes Muthes,
Genießen wir des Gutes,
Das uns der große Vater schenkt.
O preist ihn, Brüder, preiset,
Den Vater, der uns speiset,
Und mit des Weines Freude tränkt!
2. Er ruft herab: Es werde!
Und Segen schwellt die Erde,
Der Fruchtbaum und der Acker sprießt;
Es lebt und webt in Triften,

In Wassern und in Lüften,
Und Milch und Wein und Honig fließt.
3. Dann sammeln alle Völker:
Der Pferd- und Rennthiermelker
Am kalten Pol, vom Schnee umstürmt;
Der Schnitter edler Halme;
Der Wilde, welchen Palme
Und Brotbaum vor der Sonne schirmt.
4. Gott aber schaut vom Himmel
Ihr freudiges Gewimmel
Vom Aufgang bis zum Niedergang:
Denn seine Kinder sammeln,
Und ihr vereintes Stammeln
Tönt ihm in tausend Sprachen Dank.
5. Lobsinget seinen Namen,
Und strebt, ihm nachzuahmen,
Ihm, dessen Gnad' Ihr nie ermeßt:
Der alle Welten segnet,
Auf Gut' und Böse regnet,
Und seine Sonne scheinen läßt!
6. Mit herzlichem Erbarmen
Reicht Eure Hand den Armen,
Weß Volks und Glaubens sie auch sein!
Wir sind (nicht mehr, nicht minder!)
Sind alle Gottes Kinder,
Und sollen uns wie Brüder freun!

XI. Gott die Liebe.

1. Gott ist die Lieb'! Ihr Himmel, hallet:
Die Lieb' ist Gott! im Sternenchor!
Aus unsers Herzens Tiefen wallet
Gesang: Die Lieb' ist Gott! empor.
Er warf wie Staub der Sonnen Sonnen;
Und Welten kreisten rings in Wonnen:
In matter Erdenfreude kreist,
In Wonne bald, des Menschen Geist.
2. Gott ist die Lieb', auch wann Gewittern
Der Städt' und Wälder Flamme saust!
Wann aufgewühlt die Berge zittern,
Und hoch in's Land die Woge braust.
Gott ist die Liebe, wann umnachtet
Auch Krieg und Pest die Völker schlachtet;
Wann auch der grause Geistestod
Der Völker Licht zu löschen droht.
3. Gott ist die Liebe! Bald erstehet
Der edle Geist in junger Kraft.
Der Morgenröthe Fittig wehet,
Und heiter strahlt die Wissenschaft.
Bald höher steigt und höher immer
Die Menschlichkeit, der Gottheit Schimmer;
Von Menschenlieb' und Menschenlust,
Der Wonnen Vorschmack, bebt die Brust.
4. Ob auch der Geist sich endlos hübe;
Vor Dir ist, Gott, sein Wissen Dunst!
Die reinste Gluth der Menschenliebe
Ist nur ein Fünklein Deiner Brunst!
Einst hebst Du uns vom Lebenstraume
Zu Deines Urlichts fernstem Saume!
Wir nahn mit Zittern Deinem Licht,
Und hüllen unser Angesicht!

XII. Die erneuerte Menschheit.

1. Stille herrsch', Andacht, und der Seel' Erhebung,
Ringsumher! Fern sei, was befleckt von Sünd' ist,
Was dem Staub anhaftet, zu klein der Menschheit
Höherem Aufschwung!
2. Dem die Weltkreis' all in den Sonnenhimmeln
Staub sind; dem Weltjahre, wie Augenblicke:
Dem, gesammt aufstrebend, der Geister Tiefsinn
Nur ein Gedank' ist;
3. Dessen Macht kein Maß der Erschaff'nen ausmißt;
Dessen fernhin dämmerndes Licht Begeist'rung
Kaum erreicht, hochfliegend: den Geist der Geister!
Betet ihn an! Gott!
4. Nicht der Lipp' Anbetung ist werth der Gottheit,
Nicht Gepräng' abbüßendes Tempeldienstes,
Nicht Gelübd' und Faste; nur That geklärter
Menschlichkeit ehrt ihn!
5. Dich allein, Abglanz von der Gottheit Urlicht,
Menschlichkeit! Dich sah der entzückte Denker,
Bebt' in Wollust, rang, wie zur Braut der Jüngling,
Ach! und umschloß Dich!
6. Flog mit Dir aufwärts, und vernahm in Demuth
Näher Gott! — Allvater, erbarm' Dich unser!
Fleht' er auf: Allvater, unendlich groß, unendlicher Güte!
7. Flehn auch wir: Allvater, erbarm' Dich ihrer,
(Ach sie thun's unkundig!) die, Gott der Heerschar!
Uns nur Gott! aufrufen, der Rache Zorn Dir
Löschend in Sühnblut!
8. Gott, sie nah'n lobsingend, vom Blut der Brüder
Wild, die fromm Dir dienten den Dienst der Heimath,
Anders nur Dich, Großer, den Engeln selbst Vielnamiger! nennend!
9. Höchstes Gut allstets, und des Guten Geber!
Ihm, der Raubwild jagt in der Eichelwaldung;
Ihm, der Feind' abwehrt mit Geschoß und Harnisch,
Froh des Gemeinwohls:
10. Oder ihm, deß Seel', in das All sich schwingend,
Mit der Grundursachen Gewicht und Maße,
Harmonie wahrnimmt, aus Verblühn Erschaffung,
Leben aus Tode!
11. Ob wie todt auch starre der Geist der Menschheit,
Durch der Willkühr Zwang und gebotnen Wahnsinn;
Doch erringt siegreich auch der Geist der Menschheit
Neue Belebung.
12. Zwar er schlief Jahrhunderte, dumpf in Fesseln,
Todesschlaf, seit himmelempor die Freiheit
Vor den Zwingherrn floh und des Götzenpriesters
Laurendem Bannstrahl.
13. Luther kam: auf schauert' im Schlaf der Geist ihm,

Blickt' umher, schloß wieder das Aug' in Ohnmacht,
Und vernahm leis' ahnend den Laut aus Trümmern
Attischer Weisheit.

13. Bald, wie Glut fortglimmt in der Asch', am Windhauch
Fünkchen hellt, roth wird, und in Feuerflammen
Licht und Wärm' ausgießt: so erhub der Menschheit
Schlummernder Geist sich,

14. Lebensfroh! Hin sank die verjährte Fessel,
Sank der Bannaltar, und die Burg des Zwingherrn;
Rege Kraft, Schönheit, und des Volks Gemeinsinn
Blühten mit Heil auf!

XIII. An Klopstock.

1. Schon harret, Klopstock, Dein in Elysion
Der Sänger Festreihn, welche der Menschlichkeit
Urlicht Jehovah dort, und Zeus dort,
Nannten, in dämmernder Früh' und heller,

2. Vorahnend Mittag, und die erhabene
Vorahnung vielfachhallendem Saitenspiel
Einathmend, daß ringsum die Völker
Schauerten, trunken von Kraft und Schönheit.

3. Einsam in Wehmuth, dacht' ich Vergänglichkeit
Und Freundes Trennung. Plötzlich vom Genius
Erleuchtet, schaut' ich fern des Friedens
Tempische Flur, und der Lethe Bächlein.

4. Durch reges Aufstehn ehrte der Sänger Chor
Dich, hohen Jüngling, der vom Teutonenhain,
Mit Eichellaub' um Stirn und Telyn,
Froh in bescheidener Würd' einherging,

5. Aus Greisesrunzeln, wie aus Gewölk, enthüllt,
Ein Nord-Apollon. Schau' mit gehelltem Aug'
Anlächelnd, ruft Dich Milton, ruft Dich
Ossian, stolz ob der alten Sippschaft.

6. Doch rasch hervor tritt Pindaros: Freude Dir,
Tonreicher Gastfreund! Unsres Geschlechts auch Du,
Und unsres Sinns! Hellenensinn ist
Hebung zu weiserer Kunst und Anmuth,

7. Abhold der Zierat! Dir und den Wenigen
Dankt reinen Anklang, Dir den beseelten Tanz,
Die Sprache Manas, Dir des Wortes
Festlichkeit! Reiche die Hand, Alkäos,

8. Herold der Freiheit! reiche sie, Brutus Freund!
Der Teut-Hellen' hier sang den Entfesseler
Deutschlands in Winfeld, sang auch Davids
Sohn, den Befreier der Welt von Irrsal.

9. Er sprach's. Gedrängt nun kamen die thrakischen
Gottführer Orpheus, Linos und Thamyris;
Homeros kam in Laub und Purpur
Feierlich, und der Ausone Maro,

10. Gesellt dem sophokleischen Varius;
Doch ihm voran drang Aeschylos ungestüm;
Ein Bardenchor auch kam, getröstet
Um den Bardiet, der in Nacht dahinschwand.

11. Noch brannte Durst Euch neuer Erkundigung;
Da zog Dich Sapho leise zum Myrtenthal,
Wo Deiner Lieb' Anruf Petrarka
Sanft der empfindenden Laura vorsang.

12. Lieb' hauchte ringsum, selige Lieb', im Hain;
Nicht Laub, noch Bächlein flisterte. Schon entfloß
Sehnsucht dem Aug', als ach! gekränzt Dir
Cidli, die blühende Braut, sich anschloß!

13. Lang' hier erfreu' uns, jugendlich froher Greis!
Doch wann zu Lethes friedlichem Schattenquell
Du gleiches Muths hinwallst; vergiß nicht
Unserer Lieb', und o harre meiner!

XIV. Dithyrambus.

1. Wenn des Kapweins Gluth im Krystall mir flammt;
Dann betracht' ich vergnügt ihn, und nippe!
Wenn ein Weiblein sorgt für das Schenkenamt;
O dann schwebt mir die Seel' auf der Lippe!
Denn sie mahnet mich an;
Und ich trinke, was ich kann,
Die Begeisterung der Traub' — Aganippe!

2. Dann erblühst Du, Erd', ein Elysium!
Dann bestirnt sich ein anderer Himmel!
Wie von Honig schwärmt's und von Most ringsum,
Und von heiligem Rankengewimmel!
Mich berauschet ein Duft
Der Ambrosia, mir ruft
Der Silen und die Najad' im Getümmel!

3. O wie braust ihr Erz und der Epheustab,
Zu dem Taumel des Evoegrußes!
Ich enttaumel' im Sturm die Gebirg' hinab,
Und mich freut des verwegnen Entschlusses!
Wie entzückt, o Silen!
Die Mänade mich so schön
Zu der Wonne des ambrosischen Kusses!

XV. Der siebzigste Geburtstag.

Auf die Postille gebückt, zur Seite des wärmenden Ofens
Saß der redliche Tamm in dem Lehnstuhl, welcher mit Schnitzwerk,
Und braunnarbigem Jucht voll schwellender Haare geziert war:

XV. 1. Bei der Postille beschlich den alten christlichen Walter (1. Ausg. 2 wie 3) — 2. Sanft der Mittagsschlummer in seinem geerbeten Lehnstuhl (1. Ausg.) — Saß der redliche Tamm, seit vierzig Jahren des Dorfes — Organist, im geerbten und künstlich gebildeten Lehnstuhl (2. Ausg.) — 3. Mit — Haare bepolstert (1. und 2. Ausg.)

Tamm, seit vierzig Jahren in Stolp, dem gesegneten Freidorf,
5 Organist, Schulmeister zugleich, und ehrsamer Küster;
Der fast Allen im Dorf bis auf wenige Greise der Vorzeit
Einst Taufwasser gereicht, und Sitte gelehrt und Erkenntniß,
Dann zur Trauung gespielt, und hinweg schon Manchen gesungen.
Oft nun faltend die Händ', und oft mit lauterem Murmeln
10 Las er die tröstenden Sprüch' und Ermahnungen. Aber allmählich
Starrte sein Blick, und er sank in erquickenden Mittagsschlummer.
Festlich prangte der Greis in gestreifter kalmankener Jacke;
Und bei entglittener Brill' und silberfarbenem Haupthaar
Lag auf dem Buche die Mütze von violettenem Sammet,
15 Mit Fuchspelze verbrämt, und geschmückt mit goldener Trobdel.
Denn er feierte heute den siebzigsten frohen Geburtstag,
Froh des erlebeten Heils. Sein einziger Sohn Zacharias,
Welcher als Kind auf dem Schemel geprediget, und, von dem Pfarrer
Ausersehn für die Kirche, mit Noth vollendet die Laufbahn
20 Durch die lateinische Schul' und die theuere Akademie durch:
Der war jetzt einhellig erwähleter Pfarrer in Merliz,
Und seit Kurzem vermählt mit der wirthlichen Tochter des Vorfahrs.
Fernher hatte der Sohn zur Verherrlichung seines Geburtstags
Edlen Toback mit der Fracht und stärkende Weine gesendet,
25 Auch in dem Briefe gelobt, er selbst und die freundliche Gattin,
Hemmeten nicht Hohlweg' und verschneiete Gründe die Durchfahrt,
Sicherlich kämen sie beide, das Fest mit dem Vater zu feiern,
Und zu empfahn den Segen von ihm und der würdigen Mutter.
Eine versiegelte Flasche mit Rheinwein hatte der Vater
30 Froh sich gespendet zum Mahl, und mit Mütterchen auf die Gesundheit
Ihres Sohns Zacharias geklingt, und der freundlichen Gattin,
Die sie so gern noch sähen, und Töchterchen nennten, und bald auch
Mütterchen, ach! an der Wiege der Enkelin, oder des Enkels!
Viel noch sprachen sie fort von Tagen des Grams und der Tröstung,
35 Und wie sich Alles umher auflös' in behagliches Alter:
„Gutes gewollt, mit Vertraun und Beharrlichkeit, führet zum Ausgang!
Solches erfuhren wir selbst, Du Trauteste; Solches der Sohn auch!
Hab' ich doch immer gesagt, wenn Du weinetest: Frau, nur geduldig!
Bet' und vertrau'! Je größer die Noth, je näher die Rettung!"
40 Schwer ist aller Beginn; wer getrost fortgehet, der kommt an!
Feuriger rief es der Greis, und las die erbauliche Predigt
Nach, wie den Sperling ernähr' und die Lilie kleide der Vater.
Doch der balsamische Trank, der altende, lösete dem Alten
Sanft den behaglichen Sinn, und duftete süße Betäubung.
45 Mütterchen hatte mit Sorg' ihr freundliches Stübchen gezieret,
Wo von der Schule Geschäft sie ruheten, und mit Bewirthung
Rechtliche Gäst' aufnahmen, den Prediger, und den Verwalter:
Hatten gefegt und geuhlt, und mit feinerem Sande gestreuet,
Reine Gardinen gehängt um Fenster und luftigen Alkov,
50 Mit rothblumigem Teppich gedeckt den eichenen Klapptisch,
Und das bestäubte Gewächs am sonnigen Fenster gereinigt,
Knospende Ros' und Levkoj' und spanischen Pfeffer und Goldlack,
Sammt dem grünenden Korb Maililien hinter dem Ofen.
Ringsum blinkten gescheurt die zinnernen Teller und Schüsseln
55 Auf dem Gesims'; auch hingen ein Paar stetinische Krüge,
Blaugeblümt an den Pflöcken, die Feuerkicke von Messing,
Desem und Mangelholz, und die zierliche Elle von Nußbaum.
Aber das grüne Klavier, vom Greise gestimmt und besaitet,
Stand mit bebildertem Deckel, und schimmerte; unten befestigt

4—8 fehlt in der 1. und 2. Ausg. — 9—11 fehlt in der 1. Ausg. — 9. Oft die Hände gefaltet, ꝛc. (2. Ausg.) — 13—15. fehlt in der 1. und 2. Ausg. — 16. Geburtstag (1. und 2. Ausg.) — 17—28. Und ihm hatte ein Sohn, der gelahrte Pastor in Marliz, — Jüngst vier Flaschen gesandt, voll alten balsamischen Rheinweins, — Und gelobt, wenn der Schnee in den hohlen Wegen es irgend — Zuließ, ihn zu besuchen mit seiner jungen Gemahlin (1. und 2. Ausg.) — 29—44. Eine der Flaschen hatte der alte Mann bei der Mahlzeit — Ihres (Fröhlich des in der 2. Ausg.) Siegels beraubt, und mit Mütterchen auf die Gesundheit — Ihres Sohns geklingt und seiner jungen Gemahlin, — Die er so gern noch sähe vor seinem seligen Ende! — Auf der Postille lag sein silberfarbenes Haupthaar, — Seine Brill' und die Mütze von violettnem Sammet, — Mit Fuchspelze verbrämt und geschmückt mit goldner Trobdel (1. und 2. Ausg.) 45—48. Mütterchen hatte das Bett und die Fenster mit reinen Gardinen — Ausgeziert, die Stube gefegt und mit Sande gestreuet (1. und 2. Ausg.) — 49. fehlt in der 1. und 2. Ausg. — 50. Ueber den Tisch die rothgeblümte Decke (die Decke mit rothen Blumen 2. Ausg.) gebreitet (1. und 2. Ausg.) — 51. Und die bestäubten Blätter des Feigenbaumes gereinigt. (1. und 2. Ausg.) — 52. fehlt bei der 1. und 2. Ausg. — 53. fehlt bei der 1. Ausg. — 54. Auf dem Gesimse blinkten — Schüsseln; (1. Ausg.) — 55. Und an den Pflöcken hingen ꝛc. (1. Ausg.) 56. fehlt bei der 1. Ausg. — 57. Eine zierliche Ell', ein Mangelholz und ein Desem. — 58—60 fehlt in der 1. Ausg.

60 Hing ein Pedal; es lag auf dem Pult ein offnes Choralbuch.
Auch den eichenen Schrank mit geflügelten Köpfen und Schnörkeln,
Schraubenförmigen Füßen, und Schlüsselschilden von Messing,
(Ihre selige Mutter, die Küsterin, kauft' ihn zum Brautschatz)
Hatte sie abgestäubt, und mit glänzendem Wachse gebohnet.
65 Oben stand auf Stufen ein Hund und ein zünGelnder Löwe,
Beide von Gyps, Trinkgläser mit eingeschliffenen Bildern,
Zween Theetöpfe von Zinn, und irdene Tassen, und Aepfel.
Als sie den Greis wahrnahm, wie er ruht' in athmendem Schlummer;
Stand das Mütterchen auf vom binsenbeflochtenen Spinnstuhl,
70 Langsam, trippelte dann auf knirrendem Sande zur Wanduhr
Leis', und knüpfte die Schnur des Schlaggewichts an den Nagel,
Daß ihm den Schlaf nicht störte das klingende Glas und der Kuckuk.
75 Jetzo sah sie hinaus, wie die stöbernden Flocken am Fenster
Rieselten, und wie der Ost dort wirbelte, dort in den Eschen
Rauscht', und die Spuren verwehte der hüpfenden Krähen am Scheunthor.
Lange mit ernstem Gesicht, ihr Haupt und die Hände bewegend,
Stand sie vertieft in Gedanken, und flisterte halb, was sie dachte:
80 „Lieber Gott, wie es stürmt, und der Schnee in den Gründen sich aufhäuft!
Armer, wer jetzt auf Reisen hindurch muß, ferne der Einkehr!
Auch wer, Weib zu erwärmen und Kind, ausgewandert nach Reisholz,
Hungrig oft und zerlumpt! Kein Mensch wohl jagte bei solchem
Wetter den Hund aus der Thüre, wer seines Viehs sich erbarmet!
85 Dennoch kommt mein Söhnchen, das Fest mit dem Vater zu feiern!
Was er wollte, das wollt' er, von Kind auf! Gar zu besonders
Wühlt mir das Herz! Und seht, wie die Katz' auf dem Tritte des Tisches
Schnurrt, und das Pfötchen sich leckt, und Bart und Nacken sich putzet!
Das bedeutet ja Fremde, nach aller Vernünftigen Urtheil!“
Sprach's, und trat an den Spiegel, die festliche Haube zu ordnen,
Welche der Vater verschob, mit dem Kuß ausgleichend den Zwiespalt;
Denn er leerte das Glas auf die Enkelin, sie auf den Enkel. 90
„Nicht ganz schäme sich meiner die Frau im modischen Kopfzeug!“
Dachte sie leis' im Herzen, und lächelte selber der Thorheit.
Neben dem schlummernden Greis', an der andern Ecke des Tisches,
Deckte sie jetzo ein Tuch von feingemodeltem Drillich,
Stellete dann die Tassen mit zitternden Händen in Ordnung; 95
Auch die blechene Dos', und darin großklumpigen Zucker,
Trug sie hervor aus dem Schrank, und scheuchte die sumsenden Fliegen,
Die ihr Mann mit der Klappe verschont zur Wintergesellschaft;
Auch dem Gesims' enthob sie ein Paar Thonpfeifen mit Posen,
Grün und roth, und legte Toback auf den zinnernen Teller. 100
Als sie drinnen nunmehr den Empfang der Kinder bereitet,
Ging sie hinaus vorsichtig, damit nicht knarrte der Drücker.
Aus der Gesindestube darauf, vom rummelnden Spulrad,
Rief sie, die Thür' halb öffnend, Marie, die geschäftige Hausmagd,
Welche gehaspeltes Garn von der Wind' abspulte zum Weben, 105
Hastiges Schwungs, von dem Weber gemahnt, und eigenem Ehrgeiz.
Heiser ertönte der Ruf; und gehemmt war plötzlich der Umschwung:
„Flink, lebendige Kohlen, Marie, aus dem Ofen geschurret,
Dicht an die Platte der Wand, die den Lehnstuhl wärmet im Rücken;
Daß ich frisch (denn er schmeckt viel kräftiger) brenne den Kaffe. 110
Heize mit Kien dann wieder und Torf, und büchenem Stammholz,
Ohne Geräusch, daß nicht aus dem Schlaf aufwache der Vater;
Sinkt das Feuer in Glut, dann schiebe den knorrigen Klotz nach,

61. mit Engelköpfen (1. Ausg.) — 68 und 69. Jetzo erhob sie sich vom binsenbeflochtenen ꝛc. (1. und 2. Ausg.) — 70. trippelte leis' (1. und 2. Ausg.) — 71. Hin, und k. ꝛc. (1. und 2. Ausg.) — 72. Daß den Greis nicht weckte das kl. ꝛc. (1. und 2. Ausg.) — 73. Sah dann hinaus, wie der Schnee in häufigen (des Schnees dichtstöbernde 2. Ausg.) Flocken ꝛc. (1. und 2. Ausg.) — 74. Rieselte, (Rieselten, 2. Ausg.) und wie der Sturm in den hohen (der zückende Sturm in den ꝛc. 2. Ausg.) Eschen des Hofes (1. und 2. Ausg.) — 75. Krähen an der Scheune. (1. und 2. Ausg.) — 76 und 77. fehlt bei der 1. Ausg. Und sie schüttelt' ihr Haupt, und flisterte halb, was sie dachte: (2. Ausg.) — 78. fehlt bei der 1. Ausg. — 79 und 80. fehlt bei der 1. und 2. Ausg. — 81 und 82. fehlt bei der 1. Ausg. — 81. Arme reisende Leute! Kein Mensch ꝛc. (2. Ausg.) — 83 und 84. Aber mein Sohn kommt doch, so wahr ich Elisabeth heiße! (1. Ausg.) Doch zum Geburtstag! Gar zu besonders (2. Ausg.) — 85. [Flüsterte sie] Denn seht, wie ꝛc. (1. Ausg.) — 86. ihr Pfötchen leckt (1. und 2. Ausg.) — 88—94. fehlen bei 1. und 2. Ausg. — 95. Sprach's und setzte die Tassen ꝛc. (1. und 2. Ausg.) — 96 und 97. Füllte die Zuckerdos' und scheuchte die sumsenden Fliegen (1. und 2. Ausg.) — 99. Nahm zwo irdene Pfeifen, mit grünen Posen gezieret, (1. und 2. Ausg.) — 100. Von dem Gesims und legte ꝛc. (1. und 2. Ausg.) 101—107. Jetzo ging sie, und rief mit leiserer heiserer Stimme — Aus der Gesindestube Marie vom rummelnden Spulrad: (1. und 2. Ausg.) — Wo sie gehaspeltes Garn von der Wind' abspulte zum Weben: (2. Ausg.) — 108—111. Scharre mir Kohlen, Marie, aus dem tiefen Ofen und lege — Kien und Torf hinein und dürres buchenes Stammholz; (1. und 2. Ausg.) 112—113 fehlen in der 1. Ausg. — Aber sacht', daß der Vater vom Mittagsschlummer nicht aufwacht (2. Ausg.)

Der in die Nacht fortglimme, dem leidigen Froste zur Abwehr.
115 Siebzigjährige sind nicht Fröstlinge, wenn sie im Sommer
Gern an der Sonn' ausruhn, und am wärmenden Ofen im Winter.
Auch für die Kinderchen wohl braucht's gründliche Wärme zum Aufthaun."
Und der Ermahnenden folgte Marie, und sprach im Herausgehn:
„Barsch durchkältet der Ost; wer im Sturm lustreiset, ist unklug;
120 Nur ein wähliges Paar, wie das unsrige, dammeit hindurch wohl.
Wärmenden Trank auch bracht' ich den Kälberchen heut und den Milchkühn,
Auch viel wärmende Streu in das Fach. Schönmädchen und Blüming
Brummten am Trog, und leckten die Hand, und ließen sich krauеln."
Sprach's; und sobald sie dem Ofen die funkelnden Kohlen entscharret,
125 Legte sie Feurung hinein, und weckte die Glut mit dem Blasbalg,
Hustend, und schimpfte den Rauch, und wischte die thränenden Augen.
Emsig stand an dem Herde das Mütterchen, brannte den Kaffe
Ueber der Gluth in der Pfann', und rührte mit hölzernem Löffel:
Knatternd schwitzten die Bohnen, und bräunten sich; während ein dicker
130 Duftender Qualm aufdampfte, die Küch' und die Diele durchräuchernd.
Sie nun langte die Mühle herab vom Gesimse des Schornsteins,
Schüttete Bohnen darauf, und fest mit den Knieen sie zwängend,
Hielt sie den Rumpf in der Linken, und dreht' in der Rechten den Knopf um;
Oft auch hüpfende Bohnen vom Schooß haushälterisch sammelnd,
135 Goß sie auf graues Papier den grobgemahlenen Kaffe.
Plötzlich hemmte sie nun die rasselnde Mühl' in dem Umlauf;
Und zu Marie, die den Ofen verspündete, sprach sie gebietend:
„Eile, Marie, und sperre den wachsamen Hund in das Backhaus:
Daß, wenn der Schlitten sich naht, das Gebell nicht störe den Vater.

Denkt auch Thoms an die Karpfen für unsern Sohn und den Pastor, 14
Der uns zu Abend beehrt, ihr Lieblingsessen von Alters?
Hol' er vor dunklerer Nacht; sonst geht ihm der kitzliche Fischer
Schwerlich zum Hälter hinab. Aus Vorsicht bring' ihm den Beutel.
Wenn er auch trockenes Holz für die Bratgans, die wir gestopfet,
Splitterte! Bring' ihm das Beil, und bedeut' ihn. Dann im Vorbeigehn 14
Steig' auf den Taubenschlag, und sieh, ob der Schlitten nicht ankommt."
Kaum gesagt; so enteilte Marie, die geschäftige Hausmagd,
Nehmend von rußichter Mauer das Beil und den maschigen Beutel;
Lockte den treuen Monarch mit Geburtstagsbrocken zum Backhaus,
Fern an den Garten hinab, und schloß mit der Krampe den Kerker. 15
Anfangs kratzte der Dogg', und winselte; aber sobald er
Wärme roch vom frischen Gebäck des festlichen Brotes,
Sprang er behend' auf den Ofen, und streckt' ausruhende Glieder.
Jene lief in die Scheune, wo Thoms mit gewaltiger Arbeit
Häckerling schnitt, denn ihn fror! und sie sagt' in der Eile den Auftrag: 15
„Splittere Holz für die Gans, und hol' in dem Beutel die Karpfen,
Thoms, vor dunkeler Nacht; sonst geht Dir der kitzliche Fischer
Schwerlich zum Hälter hinab, trotz unserem Sohn und dem Pastor!"
Thoms antwortete drauf, und stellte die Häckerlinglad' hin:
„Splitter, Marie, und Karpfen verschaff' ich Dir, früher, denn noth ist. 16
Wenn an dem heutigen Tage sich kitzelich zeiget der Fischer,
Treib' ich den Kitzel ihm aus; und bald ist der Hälter geöffnet!"
Also der rüstige Knecht; da rannte sie durch das Gestöber,
Stieg auf den Taubenschlag, und pustete, rieb sich die Hände,
Steckte sie unter die Schürz', und schlug sich über die Schultern. 16

---

114. fehlt in der 1. und 2. Ausg. — 115 und 116. Denn der alte Vater, das weißt Du (Das wissen wir 2. Ausg.) klaget beständig — Ueber Frost und sucht die Sonnen sogar in der Ernte (1. und 2. Ausg.) — 117. fehlt in der 1. Ausg. — Auch die Kinderchen hätten ein warmes Stübchen wohl nöthig (2. Ausg.) — 118—123. fehlen in der 1. und 2. Ausg. — 124. Also sprach sie; da scharrte Marie aus dem Ofen die Kohlen, (1. und 2. Ausg.) — 125. Legte Feurung rc. (1. und 2. Ausg.) — 127. Aber Mütterchen brannt' am Feuerherd in der Pfannen (1. und 2. Ausg.) — 128. Emsig die Kaffebohnen und rührte sie oft mit dem Löffel (1. Ausg.) — Ueber der Glut den Kaffe und rührt' ihn mit h. L. (2. Ausg.) — 129. Knatternd bräunten sie sich, und schwitzten balsamisches Oel aus (1. Ausg.) — 130. fehlt in der (1. Ausg.) — 131. Und sie langte rc. (1. und 2. Ausg.) — 132. und nahm sie zwischen die Knie (1. und 2. Ausg.) — 133. Hielt mit der Linken sie fest und drehte den Knopf mit der Rechten (1. Ausg.) — 134. Sammelte auch (Sammelt' auch oft 2 Ausg.) haushältrisch die hüpfenden Bohnen vom Schooße, (1. und 2. Ausg.) — 135. Und goß auf das Papier (1. Ausg.) Goß dann auf g. P. rc. (2. Ausg.) — 136. Aber nun hielt sie mitten im Lauf die rasselnde Mühl' an: (1. und 2. Ausg.) — 137. fehlt in der 1. Ausg.) — Wandte sich gegen Marie, die den Ofen schloß, und gebot ihr: (2. Ausg.) — 138. in den Holzstall (1. und 2. Ausg.) — 139—145. fehlt in der 1. Ausg. — 139. kommt, sein Gebell den Vater nicht wecke. (2. Ausg.) — 140—143. Aber versäumt auch Thoms, vor dunkler Nacht von dem Fischer — Unsre Karpfen zu holen? Aus Vorsicht rc. (2. Ausg.) — 144. Wenn er auch etwas Holz, die Gans am Spieße zu braten, (2. Ausg.) — 147. Also sprach sie, da eilte die fleißige Magd aus der Küche, (1. und 2. Ausg.) — 148. fehlt in der 1. Ausg. — Nahm von der rußichten Wand rc. (2. Ausg.) — 149. Lockte mit schimmlichem Brote den treuen Monarch in den Holzstall (1. und 2. Ausg.—) 150. Krampte die Thüre zu und ließ ihn kratzen und winseln; (1. und 2. Ausg.) — 151—162. fehlen in der 1. und 2. Ausg.) — 163. fehlt in der 1. Ausg. Lief durch den Schnee in die Scheune, wo Thoms mit gewaltiger Arbeit — Häckerling schnitt, denn ihn fror! und bedeutet' ihn; eilte dann weiter, (2. Ausg.)

Als sie mit schärferem Blick in des Schnees umnebelnden Wirbeln
Spähete; siehe da kam's mit verdecktem Gestühl wie ein Schlitten,
Welcher vom Berg' in das Dorf herklingelte. Schnell von der Leiter
Stieg sie herab, und brachte der emsigen Mutter die Botschaft,
170 Welche der Milch abschöpfte den Rahm zu festlichem Kaffe:
„Mutter, es kommt wie ein Schlitten; ich weiß nicht sicher, doch glaub' ich!"
Also Marie; da verlor die erschrockene Mutter den Löffel;
Unter ihr bebten die Knie'; und sie lief mit klopfendem Herzen,
Athemlos; ihr entflog im hastigen Lauf der Pantoffel.
175 Jene lief zu der Pfort', und öffnete. Näher und näher
Kam das Gekling', und das Klatschen der Peitsch', und der Pferde Getrampel.
Nun, nun lenkten herein die muthigen Ross' in den Hofraum,
Blankgeschirrt; und der Schlitten mit halb schon offnem Verdeckstuhl
Hielt an der Thür', und es schnoben, beschneit und dampfend, die Renner.
180 Mütterchen rief: „Willkommen! daher: Willkommen, Ihr Kindlein!
Lebt Ihr auch noch?" und reichte die Händ' in den schönen Verdeckstuhl;
„Lebt in dem grimmigen Ost mein Töchterchen?" Dann von den Kindern,
Selbst sich zu schonen, ermahnt: „Laßt, Kinderchen! sprach sie; dem Sturmwind
Wehret das Haus! Ich bin ja vom eisernen Kerne der Vorwelt!
185 Stets war unser Geschlecht steinalt, und Verächter des Wetters;
Aber die jüngere Welt ist zart, und scheuet die Zugluft."
Sprach's; und den Sohn, der dem Schlitten entsprang, umarmte sie eilig,
Hüllte das Töchterchen dann aus bärenzottigem Fußsack,
Und liebkosete viel, mit Kuß und bedauerndem Streicheln,
190 Zog dann beid', in der Linken den Sohn, in der Rechten die Tochter,
Rasch in das Haus, dem Gesinde des Fahrzeugs Sorge vertrauend.
„Aber wo bleibt mein Vater? er ist doch gesund am Geburtstag?"
Fragte der Sohn. Schnell tuschte mit winkendem Haupte die Mutter:
„Still! das Väterchen hält noch Mittagsschlummer im Lehnstuhl!
Laß mit kindlichem Kuß Dein junges Gemahl ihn erwecken; 195
Dann wird wahr, daß Gott im Schlafe die Seinigen segnet!"
Sprach's, und führte sie leis' in der Schule gesäubertes Zimmer,
Voll von Tisch' und Gestühl', Schreibzeug' und bezifferten Tafeln:
Wo sie an Pflöck' aufhängte die nordische Wintervermummung,
Mäntel, mit Flocken geweißt, und der Tochter bewunderten Leibpelz, 200
Auch den Flor, der die Wangen geschirmt, und das seidene Halstuch.
Und sie umschloß die Enthüllten mit strömender Thräne der Inbrunst:
„Tochter und Sohn, willkommen! an's Herz willkommen noch Einmal!
Ihr, uns Altenden Freud', in Freud' auch altet und greiset,
Stets einmüthiges Sinns, und umwohnt von gedeihenden Kindern! 205
Nun mag brechen das Auge, da Dich wir gesehen im Amtsrock,
Sohn, und Dich ihm vermählt, Du frisch aufblühendes Herzblatt!
Armes Kind, wie das ganze Gesicht roth glühet vom Ostwind!
O Du Seelengesicht! Denn ich duze Dich, weil Du es foderst!
Aber die Stub' ist warm, und gleich soll der Kaffe bereit sein!" 210
Ihr um den Nacken die Arme geschmiegt, liebkoste die Tochter:
„Mutter, ich duze Dich auch, wie die leibliche, die mich geboren;
Also geschah's in der Bibel, da Herz und Zunge vereint war:
Denn Du gebarst und erzogst mir den wackern Sohn Zacharias,
Der an Wuchs und Gemüth, wie er sagt, nachartet dem Vater. 215
Mütterchen, habe mich lieb; ich will auch artiges Kind sein.
Fröhliches Herz und rothes Gesicht, das hab' ich beständig,
Auch wenn der Ost nicht weht. Mein Väterchen sagte mir oftmals,
Klopfend die Wang', ich würde noch krank vor lauter Gesundheit."

166—169. Jetzo sah sie im Nebel des fliegenden Schnees, wie der Schlitten — Dicht vor dem Dorfe vom Berg herklingelte, stieg von der Leiter — Eilend herab, und brachte der alten Mutter die Bothschaft (1. und 2. Ausg.) — 170 und 172 fehlen in der 1. und 2. Ausg. — 173. Aber mit bebenden Knieen enteilte die Mutter; (Hastig enteilte die Mutter mit bebenden Knieen; 2. Ausg.) ihr Herz schlug (1. und 2. Ausg.) — 174. Aengstlich, ihr Athem war kurz, und im Laufen entflog der Pantoffel (1. und 2. Ausg.) — 175. fehlt in der 1. Ausg. — Jene ging ꝛc. (2. Ausg.) — 176. Näher und näher kam das Klatschen der Peitsch' und das Klingeln (1. Ausg.) — 177 und 178. Und nun schwebte der Schlitten herein durch die Pforte des Hofes (1. und 2. Ausg.) — 179. die Pferde. (1. und 2. Ausg.) — 180. Mütterchen eilte hinzu und rief: Willkommen! (hinzu: Willkommen! rief sie, 2. Ausg.) Willkommen! (1. und 2. Ausg.) — 181—186. fehlen in 1. und 2. Ausg. — 187. Küßt' und umarmte den lieben Sohn, der zuerst aus dem Schlitten (1. und 2. Ausg.) — 188. Sprang, und half die Tochter aus ihrem zottigen Fußsack, (1. und 2. Ausg.) — 189—191. Löst ihr die sammtne Kaputz, und küßte sie; Thränen der Freude — Liefen von ihrem Gesicht auf die schönen Wangen der Tochter. (1. und 2. Ausg.) — 193. Da tuschte die Mutter mit winkenden Händen: (1. Ausg.) mit winkenden H. die M.: (2. Ausg.) — 194—195. Still! er schläft! Nun laßt die beschneiten Mäntel Euch abziehn; — Und dann weck' ihn mit Küssen, Du liebe, trauteste Tochter! (1. und 2. Ausg.) — 196—207. fehlen in der 1. und 2. Ausg. — 208. Armes Kind, das Gesicht ist Dir recht (ganz 2. Ausg.) roth von dem O.! (1. und 2. Ausg.) — 209. fehlt in der 1. und 2. Ausg.) — 211—227. fehlen in der 1. und 2. Ausg.

220 Jetzo sagte der Sohn, sein Weib darstellend der Mutter:
„Mütterchen, nehmt sie auf Glauben. So zart und geschlank, wie sie dasteht,
Ist sie mit Leib und Seele vom edelsten Kerne der Vorwelt.
Daß sie der Mutter nur nicht das Herz abschwatze des Vaters!
Komm denn, und bring' als Gabe den zärtlichsten Kuß zum Geburtstag."
225 Schalkhaft lächelte drob, und sprach die treffliche Gattin:
„Nicht zur Geburtstagsgabe! Was Besseres bring' ich im Koffer
Unserem Vater zur Lust, und dem Mütterchen, ohne Dein Wissen!"
Sprach's, und faßte dem Manne die Hand; die führende Mutter
Oeffnete leise die Thür', und ließ die Kinder hineingehn.
230 Aber die junge Frau, voll Lieb' im lächelnden Antlitz,
Hüpfte voraus, und küßte den Greis. Mit verwunderten Augen
Sah er empor, und hing in der trautesten Kinder Umarmung.

XVI. De Winterawend.

Peter.

Strakt sik de Kater den Bard, so bedübet et Frömd': is en Spräkword.
Nu to! Keerl un keen Ende! wat släpst Du vör Tügs um dem Puckel?
Büst Du, mit Gunsten, de Draak? un kumst doch nich dör den Schorsteen?

Krischan.

Wäder, da keem' unnode de Satrian! As in der Hölle,
5 Fluckert im Aawen dat Für! da künn ok en Osse bi braden!
Wo grotmächtig de Keerl as en Vagd fuhlenst in dem Lehnstohl!
Un wo de Backen em bleustern, so rood as de Mann, wenn he upgeit!
Du hest Melk un Gemack; man ik Wehdage bi Woddik!
Bauz! hir bring' ik Di Huusarbeit, Du frostige Peter,
10 Schüppen un Läpel un Slew' in warmer Dönse to klütern:
Maser un schier Haböiken un Spillboom. Awer den Krüzdoorn
Schrapst un beezest Du mi to'm Sünndagsstock, de vör smucken
Lüden sik wiesen kann, um de Krück' hübsch nürige Snörkels:
Vör en Mauschelgesicht, un achter en schuppige Fischswans.

Peter.

15 Negstens dankt ut dem Knuuste mit aapenem Muule de Langbard.
Sett Di dahl; Du kumst mi to Paß. Indrusen gedieht nich.
Lat uns en bitjen trallaren; et is jo morgen doch Sünndag.

Krischan.

Owr! ik bün so däger verklaamt! Ik meide dar Isreed,
Huus un Schüne to decken, un sned' in den Knicken dat Nuttholt.
Buten is daakig de Lucht; et früst, dat et wied 20 in den See knackt;
Witt sünd Böm' un Gestrück', as im Blöitenmaande, van Ruhriep;
As man stappt, so bungt et, un gniftert de Snee; un de Ostwind
Küselt un sägt, dat ik öwer de Straat mit fluddernden Schöten
Sägelde. Lat mi tovör upbaun; sunst flütt de Gesang nich.

Peter.

Oewerhaste Di nich! Wenn dat häwige Fresen ge- 25 dampt is,
Sing' uns dat puzige Leed, wo bedröwt Maz Pump un sien Anhang
Achter den Müren verkehrt, un in ewigem Murren und Jachtern
Sik um dat Läwen bedrügt. Ik hörd' en Vögelken pipen,
Dat et de Deerens so kettelt und högt, wenn des Awends am Spinnrad
Diene Süster et singt. Du kreegst et verlädenen 30 Maandag,
As Du de Kaar Wallnöt' un Wiehnachtsappel na Lübeck
Fohrst; un et kostede Di dree Sößlinge. Het Di de Blixkeerl
Man nich wedder beschuppt! Denn, Krischan, nim et nich öwel:
Dien ohld Schillingsdöhnken vam Lindworm dögt Di nich so väl!
Wat so en malle Kumpan henfummelde, klingt 35 nich un klappt nich!

Krischan.

Sprik nich so röklos, Broder! wat smuck is, weeten de Deerens
Bäter as wi; uns kämt et, mit Limp Inrede to wagen.

Peter.

Ok wol en Jümferken snackt mal miewerhaftigen Snicksnack,
Wenn se de Snater nich holt, und to rap mit der Tunge wat dörschiert.
Lat mi den smuckesten Jumfergesang utsmücken 40 dat Undeert;
Doch, ok der Süster to Spiet un Verdreet, schall blöden de Lindworm,
Of se im Singen ok föt mit dem Kühlken im Kinne mi anlacht.

Krischan.

Wanne! se ward Di darvör mal tüchtigen! Awer umsunst is,

---

228. Also sprach sie, und hängt' an gedrechselte Pflöcke die Mäntel, (1. und 2. Ausg.) — 229. die Klink' (1. und 2. Ausg.) — 230. mit schönem läch. A. (1. und 2.) — 231. Hüpfte hinzu und küßte des Greisen Wange. Erschrocken (1. und 2. Ausg.) — 232. in seiner Kinder Umarmung. (1. und 2. Ausg.)

Segt man, de bittere Dod. Wat gifft Du mi, körische Peter,
45 Vör min puzige Leed? Dree Sößlinge weeren de Inkoop;
Un de Profit is vergünnt; een Minsch jo läwt van dem andern.

Peter.

Dissen masernen Kop nim, Wokerer, wenn Du et vörsingst:
Den ik vöreerst mit Tumbach beschlog; doch verdeent he van Sülwer
Deckel und Käd', un en Röhr van Ebenholt un geriefelt.
50 Süh mal den Mohren darup, so gnäterswart as de Düwel,
Wo natürlig he steit mit der knökernen langen Tabackspiep,
Ledeweek an de Tunne gelehnt in höltener Andacht:
As en Student, de noch grön mit bäwerndem Kinn na der Kanzel
Wankt, knickbeenig un huddel; dat sülfst de Köster benaut ward,
55 Un in den Stöhlen entlang weekmödige Jümferken dahlseen.
Süh de striepige Scherp' um dat Wams, un bawen den Kruskopp;
Süh ok dat Witt' in dem Og', un de Lippen, so rod und so pluzig!
Gar den Tabacksdamp, süh doch, beteekend' ik! Broder, wat segst Du?
Kiek Du man glau! Ik gisse, dat noog dree Sößlinge wokern!

Krischan.

60 Top! Doch mi bubbern de Wörd', as of en Adebar klappert.
Rake de Kölen tohoop, und böte dat Für mit dem Püster;
Oder ik kantere Di mit gebrakener Stimme dat Leed vör,
As wenn, möd hojanend, de Karkenklepperscke Hibbel
Swaltert un jault, vam Düwel, de frit, un van schillernden Engeln.

Peter.

65 Krischan, achter Di steit Fürtang' un Schüffel un Spönkorf.
Püstere nich; gliek suset in glöinige Kölen de Haling.
Kater, wat bört he den Swans, un snurrt, un siechelt so leidig?
Luur up de flegenden Heemken, un spring na dem Schatten dees Lochems,
Wenn Di dat Musen verdrütt. Oha! wo fuhl he sik utreckt!
70 Markt an dem Brathem de Snut', of ik noog inkachelde, Krischan?
Ruspere, wriev Di de Händ', und sing' ut modigem Snawel!

Krischan.

Mien lübeckische Fründ, as he vörsung, späld' up der Orgel;
Dat still stunden, un nipp tohöreden, staatsche Mamsellken.

Peter.

Sing Du; ik gröle dato, un im Schorsteen orgelt de Ostwind.

Krischan.

Wat ist doch vör en quadlig Ding
In Wall un Muur to läwen. 75
Drum hebb' ik mi ok fix un flink
Wol up dat Land begäwen.
As Landmann läw' ik gans gewiß
Vergnögter, as de Kaiser is. 80
In Städern is nich Rist noch Rou,
Denn dar rumort de Velten:
Et spält dar Alles Blindekou,
Un noch dato up Stelten.
Ja wat man hört, man süht, man deit, 85
Is Mismod und Verdreetligkeit.
De Manns dar sünd so karg und knapp,
Sünd ohle Pütjenkiekers;
De Slötels gar to'm Aeteischapp
Versluten se, de Sliekers. 90
Un gegen Kind, Gesind' un Fru,
Da geit et jümmer ba! un bu!
Der Wiewer Ard is: lat upstahn,
Un denn dat Geld verklabdern,
Denn gliek na Disch ut nawern gahn, 95
To lumbern un to sladdern.
Se straken ehr leew Mänken blot,
Un griepen sachtjen na dem Hod.
Da wipsen se un schrapen ut;
De gladden Junggesellen, 100
Und weeten bi der Dammelbrud
Sik so verleewt to stellen:
Se smären ehr up Fransch dat Muul;
Un snappt se to, so satter'n Uhl.
De Jumfern gahn so stramm und stief, 105
Und süsten denn un hiemen;
Se snören sik dat lütje Lief,
Dat se vör Angst beswiemen.
Woto doch deent de Oewermod?
Denn kort un dick let ok recht god. 110
Vörwahr, Max Pump mit siener Tucht
Schall mi nich länger drillen!
Ne, buten in der frischen Lucht,
Da hört man nix van Grillen:
Na Arbeid makt de Slap gesund, 115
Man it un drinkt und jucht sik rund.
Un ward mi mal de Kop to heet,
So kann ikt Greten klagen,
De ehren Hans to högen weet,
Un is nich so vertragen; 120
Denn wenn ik smacke, buckt se bi,
Un lacht so leef, un trutelt mi.

Peter.

Nu dat nöm' ik en Leed! De deftige Wies' is alleen mehr
As dree Sößlinge wehrt; un de Jümferken kördden nich öwel.
Man ut dem deftigen Kop künn ok wol smöken de König! 125
Süh, wo he gniest! Dree Dahler betaalt een Broder dem andern!

Krischan.

Broder, Du prunkst jo verwägen in Diener nieen Spendeerbür';
Und ik stah so verbaast, un lat' unnode mi lumpen.

Heel to swied! Kuum darf ik den Staat mi tämen am Festdag!
130 Töf, wi spräken uns wieder! Spendeer mi nu englischen Petum,
Wennt Di beleewt, dat ik stracks an dem deftigen Kop mi vernije.
Ok dat gläserne Kroos mit dem tinnernen Lid un dem Schaustück
Schenk vull Beer, dat brösig, un klar as Oelj', ut der Buddel
Schümt, un kribbelnd de Knaaken ewarmt. Drög roken de Heiden.

XVII. Klingsonate.

1. Grave.

Mit
Prall-
Hall
Sprüht
Süd-
Trall-
Lall-
Lied.
Kling
Klang
Singt;
Sing
Sang
Klingt.

2. Scherzando.

Aus Moor-
Gewimmel
Und Schimmel
Hervor
Dringt, Chor,
Dein Bimmel-
Getümmel
In's Ohr.
O höre
Mein kleines
Sonett.
Auf Ehre,
Klingt Deines
So nett?

3. Maestoso.

Was singt Ihr und klingelt im Sonetto,
Als hätt' ein Flug Euch grade von Toskana
Geführt zur heimathlichen Tramontana
Ein kindlich Englein, zart, wie Amoretto?
Auf, Klingler, hört von mir ein andres Detto!
Klangvoll entsteigt mir ächtem Sohn von Mana
Geläut der pomphaft hallenden Kampana,
Das summend wallt zum Eisenminuetto!
Mein Haupt, des Siegers! krönt mit Ros' und Lilie
Des Rhythmos und des Wohlklangs holde Charis,
Achtlos, o Kindlein, Eures Larifaris!
Euch kühl' ein Kranz hellgrüner Petersilie!
Von schwülem Anhauch war Euch das Gemüth heiß,
Und fiebert, ach, in unheilbarem Südschweiß!

Matthias Claudius.

I. Zufriedenheit.

1. Ich bin vergnügt; im Siegeston
Verkünd' es mein Gedicht,
Und mancher Mann mit seiner Kron'
Und Szepter ist es nicht.
Und wär' er's auch; nun, immerhin!
Mag er's, so ist er — was ich bin.
2. Des Sultans Pracht, des Mogols Geld,
Deß Glück, wie hieß er doch,
Der, als er Herr war von der Welt,
Zum Mond hinauf sah noch?
Ich wünsche Nichts von Alle dem,
Zu lächeln drob fällt mir bequem.
3. Zufrieden sein, das ist mein Spruch!
Was hülf' mir Geld und Ehr'?
Das, was ich hab', ist mir genug,
Wer klug ist, wünscht nicht sehr;
Denn, was man wünschet, wenn man's hat,
So ist man darum doch nicht satt.
4. Und Geld und Ehr' ist oben drauf
Ein sehr zerbrechlich Glas.
Der Dinge wunderbarer Lauf,
(Erfahrung lehret das)
Verändert Wenig oft in Viel,
Und setzt dem reichen Mann sein Ziel.
5. Recht thun, und edel sein und gut,
Ist mehr, als Geld und Ehr';
Da hat man immer guten Muth
Und Freude um sich her,
Und man ist stolz, und mit sich eins,
Scheut kein Geschöpf und fürchtet keins.
6. Ich bin vergnügt; im Siegeston
Verkünd' es mein Gedicht,
Und mancher Mann mit seiner Kron'
Und Szepter ist es nicht.
Und wär' er's auch; nun, immerhin!
Mag er's, so ist er — was ich bin.

II. Der Frühling.

Am ersten Maimorgen.

1. Heute will ich fröhlich, fröhlich sein,
Keine Müh' und keine Sitte hören;
Will mich wälzen, und für Freude schrein,
Und der König soll mir das nicht wehren;
2. Denn er kömmt mit seiner Freuden Schaar
Heute aus der Morgenröthe Hallen,
Einen Blumenkranz um Brust und Haar
Und auf seiner Schulter Nachtigallen;

3. Und sein Antlitz ist ihm roth und weiß,
Und er träuft von Thau und Duft und Segen —
Ha, mein Thyrsus sei ein Knospenreis,
Und so tauml' ich meinem Freund' entgegen.

III. Täglich zu singen.

1. Ich danke Gott und freue mich,
Wie 's Kind zur Weihnachtsgabe,
Daß ich bin, bin! und daß ich Dich,
Schön menschlich Antlitz habe;
2. Daß ich die Sonne, Berg und Meer,
Und Laub und Gras kann sehen,
Und Abends unter'm Sternenheer
Und lieben Monde gehen;
3. Und daß mir dann zu Muthe ist,
Als wenn wir Kinder kamen,
Und sahen, was der heil'ge Christ
Bescheret hatte, Amen!
4. Ich danke Gott mit Saitenspiel,
Daß ich kein König worden;
Ich wär' geschmeichelt worden viel,
Und wär' vielleicht verdorben.
5. Auch bet' ich ihn von Herzen an,
Daß ich auf dieser Erde
Nicht bin ein großer, reicher Mann,
Und auch wohl keiner werde.
6. Denn Ehr und Reichthum treibt und bläht,
Hat mancherlei Gefahren,
Und Vielen hat's das Herz verdreht,
Die weiland wacker waren.
7. Und all das Geld, und all das Gut
Gewährt zwar viele Sachen;
Gesundheit, Schlaf und guten Muth
Kann's aber doch nicht machen;
8. Und die sind doch bei Ja und Nein
Ein rechter Lohn und Segen!
Drum will ich mich nicht groß kastein
Des vielen Geldes wegen.
9. Gott gebe mir nur jeden Tag,
So viel ich darf zum Leben.
Er gibt's dem Sperling auf dem Dach,
Wie sollt' er mir's nicht geben!

IV. Rheinweinlied.

1. Bekränzt mit Laub den lieben vollen Becher,
Und trinkt ihn fröhlich leer!
In ganz Europia, Ihr Herren Zecher,
Ist solch ein Wein nicht mehr.
2. Er kommt nicht her aus Hungarn, noch aus Polen,
Noch wo man franzmänn'sch spricht;
Da mag Sankt Veit, der Ritter, Wein sich holen,
Wir holen ihn da nicht.
3. Ihn bringt das Vaterland aus seiner Fülle;
Wie wär' er sonst so gut!
Wie wär' er sonst so edel, wäre stille,
Und doch voll Kraft und Muth!
4. Er wächst nicht überall im deutschen Reiche;
Und viele Berge, hört,
Sind, wie die weiland Creter, faule Bäuche,
Und nicht der Stelle werth.
5. Thüringens Berge, zum Exempel, bringen
Gewächs, sieht aus, wie Wein;
Ist's aber nicht. Man kann dabei nicht singen,
Dabei nicht fröhlich sein.
6. Im Erzgebirge dürft Ihr auch nicht suchen,
Wenn Ihr Wein finden wollt,
Das bringt nur Silbererz und Koboltkuchen,
Und Etwas Lausegold.
7. Der Blocksberg ist der lange Herr Philister,
Er macht nur Wind, wie der;
Drum tanzen auch der Kukuk und sein Küster
Auf ihm die Kreuz und Quer.
8. Am Rhein, am Rhein, da wachsen unsre Reben;
Gesegnet sei der Rhein!
Da wachsen sie am Ufer hin und geben
Uns diesen Labewein.
9. So trinkt ihn denn, und laßt uns alle Wege
Uns freun und fröhlich sein!
Und wüßten wir, wo Jemand traurig läge,
Wir gäben ihm den Wein!

V. Ein Lied vom Reifen.

1. Seht meine lieben Bäume an,
Wie sie so herrlich stehn,
Auf allen Zweigen angethan
Mit Reifen wunderschön!
2. Von unten an bis oben 'naus,
Auf allen Zweigelein,
Hängt's weiß und zierlich, zart und kraus,
Und kann nicht schöner sein;
3. Und alle Bäume rund umher,
Und alle weit und breit,
Stehn da, geschmückt mit gleicher Ehr',
In gleicher Herrlichkeit.
4. Und sie beäugeln und besehn
Kann jeder Bauersmann,
Kann hin und her darunter gehn,
Und freuen sich daran;
5. Auch holt er Weib und Kinderlein,
Vom kleinen Feuerherd,
Und, marsch! mit in den Wald hinein!
Und das ist wohl was werth.
6. Einfältiger Naturgenuß,
Ohn' Alfanz drum und dran,
Ist lieblich, wie ein Liebeskuß
Von einem frommen Mann.
7. Ihr Städter habt viel schönes Ding,
Viel Schönes überall,
Kredit und Geld und goldnen Ring,
Und Bank und Börsensaal;
8. Doch Erle, Eiche, Wald und Fícht'
Im Reifen nah und fern, —
So gut wird's Euch nun einmal nicht,
Ihr lieben reichen Herrn!
9. Das hat Natur, nach ihrer Art
Gar eignen Gang zu gehn,
Uns Bauersleuten aufgespart,
Die Andres nicht verstehn.

10. Viel schön, viel schön ist unser Wald!
Dort Nebel überall,
Hier eine weiße Baumgestalt
Im vollen Sonnenstrahl
11. Lichthell, still, edel, rein und frei,
Und über Alles fein! —
O, aller Menschen Seele sei
So lichthell und so rein!
12. Wir sehn das an, und denken noch
Einfältiglich dabei,
Woher der Reif, und wie er doch
Zu Stande kommen sei.
13. Denn gestern Abend, Zweiglein rein!
Kein Reifen in der That! —
Muß Einer doch gewesen sein,
Der ihn gestreuet hat!
14. Ein Engel Gottes geht bei Nacht,
Streut heimlich hier und dort,
Und wenn der Bauersmann erwacht,
Ist er schon wieder fort.
15. Du Engel, der so gütig ist,
Wir sagen Dank und Preis.
O mach' uns doch zum heil'gen Christ
Die Bäume wieder weiß!

VI. Abendlied.

1. Der Mond ist aufgegangen,
Die goldnen Sternlein prangen
Am Himmel hell und klar,
Der Wald steht schwarz und schweiget,
Und aus den Wiesen steiget
Der weiße Nebel wunderbar.
2. Wie ist die Welt so stille,
Und in der Dämmrung Hülle
So traulich und so hold!
Als eine stille Kammer,
Wo Ihr des Tages Jammer
Verschlafen und vergessen sollt.
3. Seht Ihr den Mond dort stehen?
Er ist nur halb zu sehen,
Und ist doch rund und schön!
So sind wohl manche Sachen,
Die wir getrost belachen,
Weil unsre Augen sie nicht sehn.
4. Wir stolze Menschenkinder
Sind eitel arme Sünder,
Und wissen gar nicht viel.
Wir spinnen Luftgespinnste
Und suchen viele Künste,
Und kommen weiter von dem Ziel.
5. Gott, laß uns Dein Heil schauen,
Auf Nichts Vergänglichs trauen,
Nicht Eitelkeit uns freun!
Laß uns einfältig werden,
Und vor Dir hier auf Erden,
Wie Kinder, fromm und fröhlich sein!
6. Wollst endlich sonder Grämen
Aus dieser Welt uns nehmen
Durch einen sanften Tod!
Und, wenn Du uns genommen,
Laß uns in Himmel kommen,
Du unser Herr und unser Gott!
7. So legt Euch denn, Ihr Brüder,
In Gottes Namen nieder;
Kalt ist der Abendhauch.
Verschon' uns, Gott! mit Strafen,
Und laß uns ruhig schlafen!
Und unsern kranken Nachbar auch!

VII. Die Sternseherin.

1. Ich sehe oft um Mitternacht,
Wenn ich mein Werk gethan,
Und Niemand mehr im Hause wacht,
Die Stern' am Himmel an.
2. Sie gehn da, hin und her zerstreut,
Als Lämmer auf der Flur;
In Rudeln auch, und aufgereiht,
Wie Perlen an der Schnur;
3. Und funkeln alle weit und breit,
Und funkeln rein und schön;
Ich seh' die große Herrlichkeit,
Und kann mich satt nicht sehn.
4. Dann saget unter'm Himmelszelt
Mein Herz mir in der Brust;
„Es gibt was Bessers in der Welt,
Als all ihr Schmerz und Lust."
5. Ich werf' mich auf mein Lager hin,
Und liege lange wach,
Und suche es in meinem Sinn,
Und sehne mich darnach.

VIII. Der Mann im Lehnstuhl.

1. Saß einst in einem Lehnstuhl still
Ein viel gelehrter Mann;
Und um ihn trieben Knaben Spiel,
Und sahn ihn gar nicht an.
2. Sie spielten aber Steckenpferd,
Und ritten hin und her:
Hop, hop' und peitschten unerhört,
Und trieben's Wesen sehr.
3. Der Alte dacht' in seinem Sinn:
„Die Knaben machen's kraus;
Muß sehen lassen, wer ich bin!"
Und damit kramt' er aus;
4. Und machte ein gestreng Gesicht,
Und sagte weise Lehr'.
Sie spielten fort, als ob da nicht
Mann, Lehr', noch Lehrstuhl wär'.
5. Da kam die Laus, und überlief
Die Lung' und Leber ihm;
Er sprang vom Lehnstuhl auf, und rief
Und schalt mit Ungestüm:
6. „Mit dem verwünschten Steckenpferd!
Was doch die Unart thut!
Still da! Ihr Jungens, still und hört!
Denn meine Lehr' ist gut!"
7. „Kann sein!" sprach Einer, „weiß es nit,
Geht aber uns nicht an.
Da ist ein Pferd, komm', reite mit;
Dann bist Du unser Mann!"

IX. Der Esel.

Hab' Nichts, mich dran zu freuen,
Bin dumm und ungestalt,

Ohn' Muth und ohn' Gewalt;
Mein spotten und mich scheuen
5 Die Menschen, jung und alt;
Bin weder warm noch kalt;
Hab' Nichts, mich dran zu freuen;
Bin dumm und ungestalt;
Muß Stroh und Disteln kauen;
Werd' unter Säcken alt — 10
Ach! die Natur schuf mich im Grimme!
Sie gab mir Nichts, als eine schöne Stimme.

Johann Martin Miller.

I. Frühlingslied.

1. Der Winter kerkert uns nicht mehr
In dumpf geheizte Zimmer;
Es strahlt der Aether flockenleer
Und warm von Sonnenschimmer.
Das Bächlein durchrieselt den blumigen Rain,
Und Vögelein singen im knospenden Hain.

2. Doch ach! so manchen Kranken hält
Daheim das Schmerzenlager;
Und mancher Arme schleicht durch's Feld,
Von Kummer bleich und hager!
O Sonne, bereite Du Balsam dem Schmerz,
Und strahle dem Trauernden Lindrung in's Herz!

3. Und Manchen, ach! der letztes Jahr
Mit mir des Mai's sich freute,
Enttrug die schwarze Todtenbahr'
In bangem Grabgeläute.
Ihm duftet kein Blümchen, so lieblich es blüht;
Ihm tönet vergebens der Vögelein Lied!

4. Ruht sanft, Ihr Todten! Hört Ihr schon
Kein Frühlingslied mehr klingen;
Einst wird des Allbelebers Ton
Zu Eurem Grab' auch dringen.
Dann leben von Sorgen und Thränen wir frei,
Und ewig umblüht uns ein ewiger Mai.

II. Nachtlied.

1. Willkommen, schöne Nacht, die Du
Den schönsten Tag vollendest,
Und der Erinn'rung süße Ruh'
Nach Taumelfreuden sendest!

2. Wisch' aller Augen Thränen ab,
Die noch im Dunkel fließen!
Laß jedes Glück, das mich umgab,
Mich noch einmal genießen!

3. Ihr Augen, die Ihr heller mir,
Als diese Sterne, lachtet;
Die ich mit süßerer Begier,
Als diesen Mond, betrachtet;

4. Die Ihr, wie dieser Silberschein,
Ihr Freuden, mich umwalltet!
Ihr Lieder, die Ihr süß und rein,
Wie Abendflöten, schalltet!

5. Du reine Seele, die Du mich
Durch Engelskuß beglücktest,
Und mehr, wie diese Stille, mich
Zu Gott hinauf entzücktest!

6. Komm', meine Liebe, senke Dich
Zu mir im Traum hernieder!
Komm', süße Liebe, küsse mich
So süß noch einmal wieder!

7. Ach Gott! sie schlummert. Laß sie ganz
Dein Wohlgefallen fühlen!
Laß es, wie Morgenwolkenglanz,
Um ihre Seele spielen!

8. Singt, Engel, den Gesang ihr vor,
Der ihr dereinst erschallet,
Wenn frei ihr Geist zu Gott empor,
Gleich Opferflammen, wallet!

9. Zeigt mich in frommen Träumen ihr,
Wie ich hier dankend kniee,
Daß immer ihre Seele mir
In reiner Liebe glühe!

III. Der Todesengel am Lager eines Tyrannen.

1. Schlaf' Deinen letzten Schlummer! Tyrann! Mit ihm
Fleucht Ruh' auf ewig! Träume zum letztenmal
Dich glücklich! — Ha! Du lachst! Erschien Dir,
Noch ungeboren, ein neuer Frevel?

2. Lach' nur, und zwing' die Hölle zum Lachen mit!
Bald wird sie heulen! stürzen vom Throne bald,
Den Du, mit ihr im Bund', auf Schädeln
Freier, verrathener Völker bautest!

3. Ihr Blut zu trinken, zogst Du die Menschheit aus,
Schufst Thier' aus Menschen, daß sie Dir huldigten!
Da krochen um den Thron sie, bebten
Vor des erschaffenen Gottes Allmacht!

4. Wie Meeresstrudel gierig das Schiff verschlingt,
Und wilder ausspeit, also versammelte
Dein Thron die Laster, Ströme stürzten
Sich in den hallenden weiten Abgrund!

5. Daß Deine Burg ein brausender Becher ward
Voll heißer Lüste, der sich mit wildem Strom
In alle Land' ergoß, daß thränend
Engel ihr heiliges Antlitz wandten!

6. Von Dir vergiftet, schleichen Gerippe dort
Auf allen Straßen, fluchen im Tode Dir,
Wenn meine Brüder sie zur Rache
Führen in Deiner Vertrauten Abgrund!

7. Schau, vor den Mauern schmachtet das Land umher;
Verdorrte Bäume starren gen Himmel auf;
Im Weinberg' stehn verwaiste Stäbe,
Blühende Disteln auf ödem Fruchtfeld!

8. Denn unterm Roß des Jägers erstirbt die Saat;
Und was der Huf des rasenden Heers verschont,

Zerwühlt das Wild, das Deiner Mordlust
Du für den kommenden Morgen hetzest!
9. In leeren Hütten schmachtet — Du raubtest ihr
Den Mann — die Wittwe; weinende Kinder flehn
Um Brod, das Du, Dein Vieh zu nähren,
Ihr aus den zitternden Händen rissest!
10. Dort jammern nackte Pflüger am rostenden,
Stierlosen Pfluge! Jener mit fremdem Stier
Pflügt schaudernd seines Sohns Gebein' auf,
Den in der rasenden Schlacht Du würgtest! —
11. Wie oft, Tyrann, erhub ich mein Schwert! Wie oft
Gab ich's dem Sohn der Freiheit! Er blutete!
In Wolken hüllt' ich mich, und blickte
Sehnend der säumenden Macht entgegen!
12. Sie kömmt! sie kömmt! Erwache! Schon ist sie da!
Laut hebt im Himmel blutige Klage sich!
Erwache! Ha! Du röchelst! Weit thut,
Dich zu empfahn, sich der Hölle Schlund auf!

IV. Der Gärtner.

1. Es war einmal ein Gärtner,
Der sang ein traurigs Lied,
Er thät in seinem Garten
Der Blumen fleißig warten,
Und all sein Fleiß gerieth,
Und all sein Fleiß gerieth.

2. Er sang in trübem Muthe
Viel liebe Tage lang.
Von Thränen, die ihm flossen,
Ward manche Pflanz' begossen,
Also der Gärtner sang!
Also der Gärtner sang:

3. „Das Leben ist mir traurig,
Und gibt mir keine Freud'!
Hier schmacht' ich, wie die Nelken,
Die in der Sonne welken,
In bangem Herzeleid,
In bangem Herzeleid."

4. „Ei Du, mein Gärtnermädchen,
Soll ich Dich nimmer sehn?
Du mußt in dunkeln Mauern
Den schönen Mai vertrauern.
Mußt ohne mich vergehn,
Ach, ohne mich vergehn?"

5. „Es freut mich keine Blume,
Weil Du die schönste bist.
Ach, dürft' ich Deiner warten,
Ich ließe meinen Garten
Sogleich zu dieser Frist,
Sogleich zu dieser Frist!"

6. „Seh' ich die Blumen sterben,
Wünsch' ich den Tod auch mir,
Sie sterben ohne Regen,
So sterb' ich Deinetwegen.
Ach, wär' ich doch bei Dir!
Ach, wär' ich doch bei Dir!"

7. „Du liebes Gärtnermädchen:
Mein Leben welket ab,
Darf ich nicht bald Dich küssen,
Und in den Arm Dich schließen,
So grab' ich mir ein Grab,
So grab' ich mir ein Grab."

Leopold Friedrich Günther von Göckingk.

I. Epistel an Weikardt.

Ja, freilich, Freund, ist's sonderbar,
Daß ich, dem frei stand, selbst zu wählen,
Die Wissenschaft, die ganz und gar
Mir nicht nach Sinn und Kopfe war,
5 Erwählte. — Laß Dir das erzählen!
Zwar liebt' ich als ein Jüngling schon
Gerechtigkeit, doch nicht die Rechte;
Denn rauh, o Freund, schien mir der Ton
Von Baldus zankendem Geschlechte,
10 Durch Cicero gewöhnt mein Ohr.
(Auch kam mir's unterweilen vor,
Als wenn mein Lehrer wenig ächte
Vernunft besäß', und selbst nicht viel
Bei seines Baldus Weisheit dächte. —
15 O Himmel! sind denn selbst die Rechte
Der Menschheit ein Sophistenspiel?)
„Wohlan!" sprach einst mein Vater, „Sohn!
Du wirst doch nun nachgrade schon
Den edlen Stolz im Busen fühlen,
20 Dich einstens auszuzeichnen? — Gut!
Doch soll mit Dir nicht dieser Muth,
Wie mit der Maus die Katze, spielen;
So rath' ich Dir, vorher Dein Blut
Durch die Betrachtung abzukühlen,
25 Daß man ein Ding nur einmal thut.
Du kannst aus drei verschiednen Quellen
Dein Glück Dir schöpfen. Siehe hier:
Justinian beut Ehrenstellen,
Galenus beut Vermögen Dir;
30 Die Kirche, wenn gleich gegen beide
An Reizen für die Sinne schwach,
Beut Dir die mehrste Herzensfreude.
Nun denke selbst der Sache nach!" —
Fort mit dem schönsten Gut der Erde
35 Und höchsten Titel in der Stadt!
Daß ich der Freund des Landmanns werde,
Der leider keinen Freund sonst hat.
Mein Dörfchen sei einst mein Berlin,
Mein Pfarrhaus ein Spital für Arme,
40 Mein Herz ein Ruhebett dem Harme,
Mein Aug' ein Sarrasa für ihn.
Der Irwisch kühner Phantasie
Wird dort nur schwach durch Nebel schimmern;
Und desto besser, sollte nie
45 Die Welt sich mehr um mich bekümmern,
Als ich vermuthlich mich um sie!

Selbst jetzt noch – kehrt in jedem Stande
Das Glück auch bei dem Weisen ein –
Scheint mir ein Priester auf dem Lande
50 Der Weisen Glücklichster zu sein.
Doch, Freund, durch meines Herzens Schwäche
Hab' ich das Ziel nicht selbst erreicht,
Ich, der ich, wie ich denk', auch spreche,
Ich hätt' als Prediger vielleicht
55 Nicht immer Dem nur nachgesprochen,
Was just mein Vorfahr einst gelehrt,
Und so – durch Hoffnungen bethört –
Statt zu ergänzen, nur zerbrochen,
Statt zu erbauen, nur zerstört.
60 Der Schulze hätte dann mich Armen
Als einen Ketzer abgemalt,
Der Amtmann brummend mich bezahlt,
Und der Inspektor ohn' Erbarmen
Den Bann auf mich herabgestrahlt.
65 Wer erst das Zutraun hat verloren,
Der prediget nur tauben Ohren;
Wie kannst Du Prediger noch sein?
Willst Du am Joch der Liturgien,
Gleich einem Stier, vernunftlos ziehen,
70 Um Deines Futters willen? – Nein!
Dein Vorsatz, gegen Vorurtheile –
Hätt' auch Dein eigner Vater sie
Geschützt – zu schärfen Deine Pfeile,
Kömmt ein halb Säkulum zu früh.
75 Die Sorge für die Seele mache
Der Sorge für den Leib denn Platz!
Ist nach der Weisheit noch ein Schatz
So werth der späten Lampenwache,
(Denn ach, was gibt für sie Ersatz?)
80 Als die Gesundheit? – O Du Leben,
Wenn Du noch nicht zu fern entronnst,
Werd' ich Dich Kranken wiedergeben,
Und Armen – hüpf' o Herz! – umsonst!
Wenn nun mein armer Karrenschieber
85 Zum letztenmal in seinem Fieber
Die Zähne klappt, ich sagen kann:
„Frau! seid jetzt gutes Muths! vorüber
Ist die Gefahr bei Euerm Mann!“ –
Wenn ich den Bräut'gam lächelnd frage:
90 „Was weinst Du, Freund, um Deine Braut?
Glaub' mir, heut' über vierzehn Tage
Seid Ihr ganz sicher schon getraut!“ –
Wenn ich sein treues Weib dem Gatten,
Vor wenig Wochen einem Schatten,
95 Und jetzt dem vollen Monde gleich,
Zurück an seine Lippen gab,
Und ihren Sohn, einst welk und bleich,
Jetzt schwer aus seiner Wiege hebe –
O Himmel, welch ein Königreich!
100 Doch ach! gleich einem Schatten fliehet
Vor meinem Aug' auch der Gewinn!
Das Häutchen, das mein Herz umziehet,
Ist gar zu reizbar, gar zu dünn.
Das Mitleid würd' es bald zerfressen;
105 Verbluten würde sich ein Herz,
Das Alles endlich, nur den Schmerz
Der Sterbenden nicht, kann vergessen.
Des Arztes Busen sei gestählt!
Doch ich? – war des Begrabnen Leben
110 Mir ganz in meine Hand gegeben,
Wie hätten Zweifel mich gequält!
Hast unter zehn verschiednen Wegen
Du just den gradesten gewählt? –
Die Hölle hätt' auf mir gelegen,
115 Hätt' ihn mein Auge je verfehlt.

O Weikardt, als mein Weib und Sohn
Sich mit dem Todesengel stritten,
Was hätt' ich, als ihr Arzt, auch schon
Bei diesem Kampfe nicht gelitten!
120 Zwar, daß aus seinem Kelch voll Mohn
Mit einer Fassung zum Beneiden
Der gute Junge sich berauscht,
Und seiner Mutter reine Freuden
Mit ungleich reineren vertauscht. –
125 Doch sieh' ihr Auge nur: verwenden
Sie eins vom Vater und vom Mann?
Und der – beut Hab' und Gut mir an,
Wenn ich des Todesengels Händen
Den Becher noch entringen kann. –
130 Denn mehr, als alle beide, leiden
Und fühlen, fühlt und leidet er,
Und gäbe hundertmal mit Freuden
Sein Leben, Einen nur von beiden
Zu retten; doch wer rettet, wer? –
135 Zum Priester und zum Arzt verdorben,
Warb ich mit Ernst um Themis Gunst.
O hab' ich gleich für Geld nur Dunst
In ihrem Dienste mir erworben;
So ist denn doch durch meine Kunst
140 Noch kein Sechswochenkind gestorben;
Und – was ich immer auch gedacht –
Durch meine Feder oder Zunge
Ist sicher noch kein Betteljunge
In seinem Glauben irr gemacht.
145 Sollt' ich als Richter mich verirren,
Als Anwalt meinen Knaul verwirren,
So gibt es noch Ersatz dafür!
Des Feindes Auge selbst macht lichter
Dieß Labyrinth, das zu der Thür'
150 Der Grotte führet; und als Richter
Ist noch ein Richter über mir.
Werd' ich die Augen nie verschließen,
In Deiner Kluft Dich auszuspähn,
O Göttin Wahrheit! meinen Füßen
155 Nie, nie zur Unzeit still zu stehn
Erlauben: o so wird zwar, müde
Auf rauher Bahn, vielleicht mein Schritt
Zuweilen straucheln, doch der Friede,
Mein Gleitsmann, strauchelt niemals mit.
160 Denn nicht der goldnen Sonnen Schein,
Noch Malvasier der Schmeichelein,
Soll ihm den Weg mit mir verleiden.
Gott Lob! auch jetzt noch sind von beiden
Mein Herz und meine Hände rein.
165 Wenn gleich, o Freund, in trüben Tagen
Mich meine Wahl gar oft gereut,
So ist's doch nur ein kurzer Streit.
Empfindung und Erfahrung sagen
Mir heimlich alle beid' in's Ohr:
170 „Als Priester oder Arzt, Du Thor,
Wärst Du zwar glücklicher, dem Aeußern
Vielleicht, doch nicht dem Innern nach!“ –
Und gleich dem Rauche ziehn die leisern
Beschämten Seufzer durch das Dach.
175 Freund! dennoch wünscht' ich erst noch heute,
Und wünscht' es selbst nicht ohne Neid:
Hätt' ich Hygeen mich geweiht!
So trüg' ich auch wohl einst zur Beute
Den Jubel eines Fürstenthums
180 Davon, den Du, o Sohn des Ruhms,
Sogar von zwein empfängst; denn beiden
Gabst Du, o Weikardt, alles Glück
(Wer sollte Dich nicht drum beneiden?)
In ihren Fürsten ja zurück!

II. An seinen Bedienten.

Endlich muß ich doch es einmal sagen,
Was ich länger nicht verschweigen kann,
Treuer Heinrich! Von den guten Tagen,
Die Du hattest, naht der letzt' heran!
5 Täglich siehst Du wachsen meine Jungen
Und die Zahl von ihren Forderungen,
Aber, Heinrich, meine Renten nicht.
Kahl gebürstet hast Du meine Kleider,
Und mein Hut, Du weißt es selber, bricht.
10 Dennoch, wie so oft Du auch den Schneider
Rufest, riefst Du doch für mich ihn nicht.
Aber, wenn ich in dem alten Rocke
So dasteh' an dem Renettenbaum,
Und die Jungen kommen auf dem Stocke,
15 Meinen Aktenriemen statt dem Zaum,
Ihrer Mutter Strumpfband statt der Peitsche,
Angeritten — ha! das geht durch's Mark!
Alle reiche Kleider, die der Deutsche
Von Paris holt, sind dagegen Quark!
20 Wie Du weißt, verschenkt' ich meinen Blessen;
Und doch war der Blesse mir so werth!
Für den Hafer, den er sonst gefressen,
Kauft' ich Fritzen manch gemaltes Pferd;
Ging zu Fuß im Feld umher spazieren,
25 Und mit Freuden war ich lendenlahm,
Wenn am Abend nur mit seinen Thieren
Fritz mir im Galopp entgegen kam,
Aller Nationen Pferde kannte,
Aller Arten Hunde Namen nannte,
30 Und vom Tigerthier in Afrika
Schreckliche Geschichten mir erzählte,
Und mich küssend, und mich streichelnd quälte:
„Nun erzähl' Du auch mir was, Papa!"
Werde, guter Heinrich, drum nicht böse,
35 Daß ich auch von Dir mich trennen muß.
Ich, der nie Fortunens Gürtel löse,
Dem sie selten einen lauen Kuß
Nur erlaubet, soll ich armen Bauern
Guten Rath nach Louisd'orgewicht,
40 Künftig geben? und sie kalt bedauern,
Wenn für sie kein fetter Truthahn spricht?
Soll ich um ein Höschen für die Jungen
Mit dem Schneider lärmen, zanken, drohn,
Bis ich noch den Groschen abgedrungen,
45 Ach! vielleicht des Mannes ganzen Lohn!
Willst Du mich vor Sonnenaufgang wecken,
Noch ein Licht auf meinen Leuchter stecken,
Wenn bei keinem Nachbar Licht mehr brennt,
Jede Meff' ein Büchlein auszuhecken,
50 Das man in der nächsten nicht mehr kennt?
Sieh, dieß Alles, was ich ohne kalten
Schauer kaum einmal recht denken kann,
Müßt' ich thun, Dich länger zu behalten,
Darum fasse Dich, und sei ein Mann!
55 Wolltest Du nicht oft von mir sonst wissen,
Was man Weisheit nennt? Höre mich!
Wenn es sein muß, selbst auch Das zu missen,
Was man liebt und schätzet, wie ich Dich!
Hast Du Nichts bei mir gelernet, so lerne
60 Wenigstens dies Eine noch von mir.
O! Zufriedenheit folgt in die Ferne
Dann gewiß auf jedem Schritte Dir.
Komm' nur morgen früh herauf, und siehe,
Ob ich mich nicht hurtiger, als Du,
65 Ohne Murren ob der kleinen Mühe
Anziehn will vom Kopf bis auf den Schuh.
Der Du Dich für mich des Schlafes gerne,
Wie so süß der Dein' auch ist, entschlugst,
Und in hohem Schnee die Blendlaterne
70 Vor mir her so rasch und willig trugst,
Als ich Die, die ich nun ganz besitze,
Nur zu sehen, keine Nacht fast schlief,
Und durch Flüss' und Wald, in Frost und Hitze
Oft mit Dir in dunkeln Nächten lief:
75 O Du müssest, wär' er noch so selten,
Doch den Herrn bald finden, der fortan
Freund, wie ich, Dir sei, und das vergelten,
Was ich, leider! nur verdanken kann!

III. Sinngedichte.

1. Auf das Fräulein von **

Sie ist an Geist und Herzen ohne Tadel,
Verbindlich gegen Jedermann,
Und — was man fast nicht glauben kann —
Bei allem Dem, von altem deutschen Adel.

2. An die Nation.

Halt' Du auf Deine Bühne viel,
Halt' Deine Dichter theuer.
Vergnügen gibt Thaliens Spiel,
Und Ruhm der Dichter Feier.
Das erste kostet nicht viel,
Das letzte — keinen Dreier.

3. Der Redner.

„Und böte man mir zehn Dukaten
Für die Red', ich hielte dennoch keine."
So sagte Star; doch hielt er für zwei Pfennig' eine,
Als ihn zwei Bettler jüngst um die zwei Pfennig' baten.

4. Advokatenstyl.

Mein Advokat, Herr Weil, ist ohne Zweifel
Ein reicher Mann; schon ärmer ist Dieweil;
Dem Alldieweil ward wen'ger noch zu Theil;
Und Alldieweilen, das ist gar ein armer Teufel.

5. Auf Aretin.

Daß er den Muth besaß, den Großen Spott zu singen,
Trug eine goldne Kett' ihm ein.
Zur Kette könnt' auch ich's wohl bringen,
Nur möchte sie von Eisen sein.

6. Grabschrift auf einen Faullenzer.

Hier ruht Herr von der Klee,
Wie er geruht im Leben,
Nur daß man statt des Kanapee
Ihm diesen Sarg gegeben.

7. Auf einen faulen Bibliothekar.

Man geb' ihm Landeskassen; dafür ist er der Mann!
Was man ihm anvertrauet, rührt er gewiß nicht an.

8. Auf den jungen **

Ich seh' ihn im Galopp durch alle Straßen reiten,
Doch vor der Stadt hält er mit Jagen ein,
Das ist doch sonderbar, ein Narr vor allen Leuten,
Und klug, wenn's Niemand sieht, zu sein!

9. Lob des Frühlings.

Frühling! Jeder lobt Dich doch; selbst der mürrische Segist,
Weil er dann kein Holz mehr braucht, und sein Korn am theursten ist.

10. Bei Vorstellung eines Trauerspiels, worin viele Personen ermordet wurden.

Freund, komm'! Das Morden wird dort schon so allgemein,
Es könnt' an uns vielleicht auch bald die Reihe sein.

11. Auf Keppler.

Ihm gab die Nation kein Kleid für seine Blöße,
Ja nicht einmal zum Oel der Lampe Geld;
Doch nennt sie ihn ein Licht der ersten Größe,
Den Schmuck der deutschen Welt.

12. Geisterscheinung.

Wie doch die Leute sind! Kaum stirbt Herr Almeroch,
So soll auch schon sein Geist erscheinen!
Und als er lebte, sprach man doch,
Er habe keinen!

Johann Wolfgang von Göthe.

I. Zueignung.

1. Der Morgen kam; es scheuchten seine Tritte
Den leisen Schlaf, der mich gelind umfing,
Daß ich, erwacht, aus meiner stillen Hütte
Den Berg hinauf mit frischer Seele ging;
Ich freute mich bei einem jeden Schritte
Der neuen Blume, die voll Tropfen hing;
Der junge Tag erhob sich mit Entzücken,
Und Alles ward erquickt, mich zu erquicken.

2. Und wie ich stieg, zog von dem Fluß der Wiesen
Ein Nebel sich in Streifen sacht hervor.
Er wich und wechselte, mich zu umfließen,
Und wuchs geflügelt mir um's Haupt empor:
Des schönen Blicks sollt' ich nicht mehr genießen,
Die Gegend deckte mir ein trüber Flor;
Bald sah' ich mich von Wolken wie umgossen,
Und mit mir selbst in Dämmrung eingeschlossen.

3. Auf einmal schien die Sonne durchzudringen,
Im Nebel ließ sich eine Klarheit sehn.
Hier sank er leise, sich hinabzuschwingen;
Hier theilt er steigend sich um Wald und Höhn.
Wie hofft' ich, ihr den ersten Gruß zu bringen!
Sie hofft' ich nach der Trübe doppelt schön.
Der luft'ge Kampf war lange nicht vollendet,
Ein Glanz umgab mich und ich stand geblendet.

4. Bald machte mich, die Augen aufzuschlagen,
Ein inn'rer Trieb des Herzens wieder kühn,
Ich konnt' es nur mit schnellen Blicken wagen,
Denn Alles schien zu brennen und zu glühn.
Da schwebte, mit den Wolken hergetragen,
Ein göttlich Weib vor meinen Augen hin,
Kein schöner Bild sah ich in meinem Leben,
Sie sah mich an und blieb verweilend schweben.

5. Kennst Du mich nicht? sprach sie mit einem Munde,
Dem aller Lieb' und Treue Ton entfloß:
Erkennst Du mich, die ich in manche Wunde
Des Lebens Dir den reinsten Balsam goß?
Du kennst mich wohl, an die zu ew'gem Bunde
Dein strebend Herz sich fest und fester schloß.
Sah ich Dich nicht mit heißen Herzensthränen
Als Knabe schon nach mir Dich eifrig sehnen?

6. Ja! rief ich aus, indem ich selig nieder
Zur Erde sank, lang' hab' ich Dich gefühlt;
Du gabst mir Ruh', wenn durch die jungen Glieder
Die Leidenschaft sich rastlos durchgewühlt;
Du hast mir, wie mit himmlischem Gefieder,
Am heißen Tag die Stirne sanft gekühlt;
Du schenktest mir der Erde beste Gaben,
Und jedes Glück will ich durch Dich nur haben!

7. Dich nenn' ich nicht. Zwar hör' ich Dich von vielen
Gar oft genannt, und jeder heißt Dich sein,
Ein jedes Auge glaubt auf Dich zu zielen,
Fast jedem Auge wird Dein Strahl zur Pein.
Ach, da ich irrte, hatt' ich viel Gespielen,
Da ich Dich kenne, bin ich fast allein;
Ich muß mein Glück nur mit mir selbst genießen,
Dein holdes Licht verdecken und verschließen.

8. Sie lächelte, sie sprach: Du siehst, wie klug,
Wie nöthig war's Euch wenig zu enthüllen!
Kaum bist Du sicher vor dem gröbsten Trug,
Kaum bist Du Herr vom ersten Kinderwillen,
So glaubst Du Dich schon Uebermensch genug,
Versäumst die Pflicht des Mannes zu erfüllen!
Wie viel bist Du von Andern unterschieden?
Erkenne Dich, leb' mit der Welt in Frieden!

9. Verzeih' mir, rief ich aus, ich meint' es gut!
Soll ich umsonst die Augen offen haben?
Ein froher Wille lebt in meinem Blut,
Ich kenne ganz den Werth von Deinen Gaben!
Für Andre wächst in mir das edle Gut,
Ich kann und will das Pfund nicht mehr vergraben!
Warum sucht' ich den Weg so sehnsuchtsvoll,
Wenn ich ihn nicht den Brüdern zeigen soll?

10. Und wie ich sprach, sah mich das hohe Wesen
Mit einem Blick mitleid'ger Nachsicht an;
Ich konnte mich in ihrem Auge lesen,
Was ich verfehlt und was ich recht gethan.
Sie lächelte, da war ich schon genesen,
Zu neuen Freuden stieg mein Geist heran;
Ich konnte nun mit innigem Vertrauen
Mich zu ihr nahn und ihre Nähe schauen.

11. Da reckte sie die Hand aus in die Streifen
Der leichten Wolken und des Dufts umher,
Wie sie ihn faßte, ließ er sich ergreifen,
Er ließ sich ziehn, es war kein Nebel mehr.
Mein Auge konnt' im Thale wieder schweifen,
Gen Himmel blickt' ich, er war hell und hehr.
Nur sah ich sie den reinsten Schleier halten,
Er floß um sie und schwoll in tausend Falten.

12. Ich kenne Dich, ich kenne Deine Schwächen,
Ich weiß, was Gutes in Dir lebt und glimmt!
— So sagte sie, ich hör' sie ewig sprechen, —
Empfange hier, was ich Dir lang bestimmt,
Dem Glücklichen kann es an Nichts gebrechen,
Der dieß Geschenk mit stiller Seele nimmt;
Aus Morgenduft gewebt und Sonnenklarheit,
Der Dichtung Schleier aus der Hand der Wahrheit.

13. Und wenn es Dir und Deinen Freunden schwüle
Am Mittag wird, so wirf ihn in die Luft!
Sogleich umsäuselt Abendwindeskühle,
Umhaucht Euch Blumenwürzgeruch und Duft.
Es schweigt das Wehen banger Erdgefühle,
Zum Wolkenbette wandelt sich die Gruft,
Besänftiget wird jede Lebenswelle,
Der Tag wird lieblich und die Nacht wird helle.

14. So kommt denn, Freunde, wenn auf Euren Wegen
Des Lebens Bürde schwer und schwerer drückt,
Wenn Eure Bahn ein frischerneuter Segen
Mit Blumen ziert, mit goldnen Früchten schmückt,
Wir gehn vereint dem nächsten Tag entgegen!
So leben wir, so wandeln wir beglückt.
Und dann auch soll, wenn Enkel um uns trauern,
Zu ihrer Lust noch unsere Liebe dauern.

II. Neue Liebe, neues Leben.

1. Herz, mein Herz, was soll das geben?
Was bedränget Dich so sehr?
Welch ein fremdes, neues Leben!
Ich erkenne Dich nicht mehr.
Weg ist Alles, was Du liebtest,
Weg, warum Du Dich betrübtest,
Weg Dein Fleiß und Deine Ruh' —
Ach, wie kamst Du nur dazu!

2. Fesselt Dich die Jugendblüthe,
Diese liebliche Gestalt,
Dieser Blick voll Treu' und Güte
Mit unendlicher Gewalt?
Will ich rasch mich ihr entziehen,
Mich ermannen, ihr entfliehen,
Führet mich im Augenblick
Ach, mein Weg zu ihr zurück.

3. Und an diesem Zauberfädchen,
Das sich nicht zerreißen läßt,
Hält das liebe, lose Mädchen
Mich so wider Willen fest;
Muß in ihrem Zauberkreise
Leben nun auf ihre Weise.
Die Verändrung, ach, wie groß!
Liebe! Liebe! laß mich los!

III. Willkommen und Abschied.

1. Es schlug mein Herz; geschwind zu Pferde!
Es war gethan, fast eh' gedacht;
Der Abend wiegte schon die Erde
Und an den Bergen hing die Nacht;
Schon stand im Nebelkleid' die Eiche,
Ein aufgethürmter Riese, da,
Wo' Finsterniß aus dem Gesträuche
Mit hundert schwarzen Augen sah.

2. Der Mond von einem Wolkenhügel
Sah kläglich aus dem Duft hervor,
Die Winde schwangen leise Flügel,
Umsausten schauerlich mein Ohr;
Die Nacht schuf tausend Ungeheuer;
Doch frisch und fröhlich war mein Muth;
In meinen Adern welches Feuer!
In meinem Herzen welche Gluth!

3. Dich sah ich, und die milde Freude
Floß von dem süßen Blick auf mich;
Ganz war mein Herz an Deiner Seite
Und jeder Athemzug für Dich.
Ein rosenfarbnes Frühlingswetter
Umgab das liebliche Gesicht,
Und Zärtlichkeit für mich — Ihr Götter!
Ich hofft' es, ich verdient' es nicht!

4. Doch, ach, schon mit der Morgensonne
Verengt der Abschied mir das Herz:
In Deinen Küssen, welche Wonne!
In Deinem Auge, welcher Schmerz!
Ich ging, Du standst und sahst zur Erden,
Und sahst mir nach mit nassem Blick:
Und doch, welch' Glück geliebt zu werden!
Und lieben, Götter, welch' ein Glück!

IV. Mailied.

1. Wie herrlich leuchtet
Mir die Natur!
Wie glänzt die Sonne!
Wie lacht die Flur!

2. Es dringen Blüthen
Aus jedem Zweig
Und tausend Stimmen
Aus dem Gesträuch.

3. Und Freud' und Wonne
Aus jeder Brust.
O Erd', o Sonne!
O Glück, o Lust!

4. O Lieb', o Liebe!
So golden schön,
Wie Morgenwolken
Auf jenen Höhn!

5. Du segnest herrlich
Das frische Feld,
Im Blüthendampfe
Die volle Welt.

Aeltere Lesarten. **II. 1.** 8. mir dazu? — **3.** 7. Die Verwandlung. (In der ersten Ausgabe hatte dieses Gedicht noch vier Strophen, welche Göthe später davon trennte und als eigenes Gedicht unter dem Titel: „Willkommen und Abschied" behandelte.)

III. 1. 1. Mir schlug das Herz; — 2. Und fort, wild, wie ein Held zur Schlacht! — **2.** 1. von seinem — 2. Schien — 6. Doch tausendfacher war — 7. Mein Geist war ein verzehrend Feuer, — 8. Mein ganzes Herz zerfloß in Gluth. — **3.** 1. Ich sah Dich — 2. Floß aus — 6. Lag auf dem lieblichen Gesicht. — **4.** 1. Der Abschied, wie bedrängt, wie trübe! — 2. Aus Deinen Blicken sprach Dein Herz. — 3. welche Liebe, — 4. O welche Wonne, welcher Schmerz! — 5. Du gingst; ich stand und sah zur Erden, — 6. Und sah Dir nach —

6. O Mädchen, Mädchen,
Wie lieb' ich Dich!
Wie blickt Dein Auge!
Wie liebst Du mich!
7. So liebt die Lerche
Gesang und Luft,
Und Morgenblumen
Den Himmelsduft,
8. Wie ich Dich liebe
Mit warmem Blut,
Die Du mir Jugend
Und Freud' und Muth
9. Zu neuen Liedern
Und Tänzen gibst.
Sei ewig glücklich,
Wie Du mich liebst!

V. Frühzeitiger Frühling.

1. Tage der Wonne
Kommt Ihr so bald?
Schenkt mir die Sonne,
Hügel und Wald?
2. Reichlicher fließen
Bächlein zumal.
Sind es die Wiesen?
Ist es das Thal?
3. Blauliche Frische!
Himmel und Höh'!
Goldene Fische
Wimmeln im See.
4. Buntes Gefieder
Rauschet im Hain;
Himmlische Lieder
Schallen darein.
5. Unter des Grünen
Blühender Kraft,
Naschen die Bienen
Summend am Saft.
6. Leise Bewegung
Bebt in der Luft,
Reizende Regung,
Schläfernder Duft.
7. Mächtiger rühret
Bald sich ein Hauch,
Doch er verlieret
Gleich sich im Strauch.
8. Aber zum Busen
Kehrt er zurück.
Helfet, Ihr Musen,
Tragen das Glück!
9. Saget seit gestern
Wie mir geschah?
Liebliche Schwestern,
Liebchen ist da!

VI. Rastlose Liebe.

1. Dem Schnee, dem Regen,
Dem Wind entgegen,
Im Dampf der Klüfte,
Durch Nebeldüfte,
Immer zu! Immer zu!
Ohne Rast und Ruh'!
2. Lieber durch Leiden
Möcht' ich mich schlagen,
Als so viel Freuden
Des Lebens ertragen.
Alle das Neigen
Von Herzen zu Herzen,
Ach wie so eigen
Schaffet das Schmerzen!
3. Wie soll ich fliehen?
Wälderwärts ziehen?
Alles vergebens!
Krone des Lebens,
Glück ohne Ruh',
Liebe, bist Du!

VII. Schäfers Klagelied.

1. Da droben auf jenem Berge
Da steh' ich tausendmal,
An meinem Stabe gebogen,
Und schaue hinab in das Thal.
2. Dann folg' ich der weidenden Herde,
Mein Hündchen bewahret mir sie.
Ich bin herunter gekommen,
Und weiß doch selber nicht wie.
3. Da stehet von schönen Blumen
Die ganze Wiese so voll.
Ich breche sie, ohne zu wissen,
Wem ich sie geben soll.
4. Und Regen, Sturm und Gewitter
Verpass' ich unter dem Baum.
Die Thüre dort bleibet verschlossen;
Doch Alles ist leider ein Traum.
5. Es stehet ein Regenbogen
Wohl über jenem Haus!
Sie aber ist weggezogen,
Und weit in das Land hinaus.
6. Hinaus in das Land und weiter,
Vielleicht gar über die See.
Vorüber, Ihr Schafe, vorüber!
Dem Schäfer ist gar so weh.

VIII. Trost in Thränen.

1. Wie kommt's, daß Du so traurig bist,
Da Alles froh erscheint?
Man sieht Dir's an den Augen an,
Gewiß, Du hast geweint.
2. „Und hab' ich einsam auch geweint,
So ist's mein eigner Schmerz,
Und Thränen fließen gar so süß,
Erleichtern mir das Herz."
3. Die frohen Freunde laden Dich;
O, komm an unsre Brust!
Und was Du auch verloren hast,
Vertraue den Verlust.
4. „Ihr lärmt und rauscht und ahnet nicht,
Was mich, den Armen quält.
Ach nein, verloren hab' ich's nicht,
So sehr es mir auch fehlt."
5. So raffe denn Dich eilig auf,
Du bist ein junges Blut.
In Deinen Jahren hat man Kraft,
Und zum Erwerben Muth.
6. „Ach nein, erwerben kann ich's nicht,
Es steht mir gar zu fern.

Es weilt so hoch, es blinkt so schön,
Wie droben jener Stern.“
7. Die Sterne, die begehrt man nicht,
Man freut sich ihrer Pracht,
Und mit Entzücken blickt man auf
In jeder heitern Nacht.
8. „Und mit Entzücken blick' ich auf,
So manchen lieben Tag;
Verweinen laßt die Nächte mich,
So lang' ich weinen mag.“

IX. Nachtgesang.

1. O gib, vom weichen Pfühle,
Träumend, ein halb Gehör!
Bei meinem Saitenspiele
Schlafe! was willst Du mehr?
2. Bei meinem Saitenspiele
Segnet der Sterne Heer
Die ewigen Gefühle;
Schlafe! was willst Du mehr?
3. Die ewigen Gefühle
Heben mich, hoch und hehr,
Aus irdischem Gewühle;
Schlafe! was willst Du mehr?
4. Vom irdischen Gewühle
Trennst Du mich nur zu sehr,
Bannst mich in diese Kühle;
Schlafe! was willst Du mehr?
5. Bannst mich in diese Kühle,
Gibst nur im Traum Gehör.
Ach, auf dem weichen Pfühle
Schlafe! was willst Du mehr?

X. Wandrers Nachtlied.

Der Du von dem Himmel bist,
Alles Leid und Schmerzen stillest,
Den, der doppelt elend ist,
Doppelt mit Erquickung füllest,
Ach, ich bin des Treibens müde!
Was soll all der Schmerz und Lust?
Süßer Friede,
Komm', ach komm' in meine Brust!

XI. Ein gleiches.

Ueber allen Gipfeln
Ist Ruh',
In allen Wipfeln
Spüreſt Du
Kaum einen Hauch;
Die Vögelein schweigen im Walde.
Warte nur, balde
Ruhest Du auch.

XII. Jägers Abendlied.

1. Im Felde schleich' ich still und wild,
Gespannt mein Feuerrohr.
Da schwebt so licht Dein liebes Bild,
Dein süßes Bild mir vor.
2. Du wandelst jetzt wohl still und mild
Durch Feld und liebes Thal,
Und ach mein schnell verrauschend Bild
Stellt sich Dir's nicht einmal?
3. Des Menschen, der die Welt durchstreift
Voll Unmuth und Verdruß,
Nach Osten und nach Westen schweift,
Weil er Dich lassen muß?
4. Mir ist es, denk' ich nur an Dich,
Als in den Mond zu sehn;
Ein stiller Friede kommt auf mich,
Weiß nicht, wie mir geschehn.

XIII. An den Mond.

1. Füllest wieder Busch und Thal
Still mit Nebelglanz,
Lösest endlich auch einmal
Meine Seele ganz;
2. Breitest über mein Gefild
Lindernd Deinen Blick,
Wie des Freundes Auge mild
Ueber mein Geschick.
3. Jeden Nachklang fühlt mein Herz
Froh- und trüber Zeit;
Wandle zwischen Freud' und Schmerz
In der Einsamkeit.
4. Fließe, fließe, lieber Fluß!
Nimmer werd' ich froh,
So verrauschte Scherz und Kuß,
Und die Treue so.
5. Ich besaß es doch einmal,
Was so köstlich ist!
Daß man doch zu seiner Qual
Nimmer es vergißt!
6. Rausche, Fluß, das Thal entlang,
Ohne Rast und Ruh',
Rausche, flüstre meinem Sang
Melodien zu,
7. Wenn Du in der Winternacht
Wüthend überschwillst,
Oder um die Frühlingspracht
Junger Knospen quillst.
8. Selig, wer sich vor der Welt
Ohne Haß verschließt,
Einen Freund am Busen hält
Und mit dem genießt,
9. Was, von Menschen nicht gewußt
Oder nicht bedacht,
Durch das Labyrinth der Brust
Wandelt in der Nacht.

XII. **1.** 2. Lausch' mit dem Feuerrohr, — **3.** 1 Des Menschen, der in aller Welt — 2. Nie findet Ruh' noch Rast; — 3. Dem, wie zu Hause, so im Feld — 4. Sein Herze schwillt zur Last? — **4.** 2. Als säh' den Mond ich an; — 3. Ein süßer — 4. mir gethan!

XIV. Bundeslied.

1. In allen guten Stunden,
Erhöht von Lieb' und Wein,
Soll dieses Lied verbunden
Von uns gesungen sein!
Uns hält der Gott zusammen,
Der uns hierher gebracht.
Erneuert unsre Flammen,
Er hat sie angefacht.

2. So glühet fröhlich heute,
Seid recht von Herzen eins!
Auf, trinkt erneuter Freude
Dieß Glas des echten Weins!
Auf, in der holden Stunde
Stoßt an, und küsset treu
Bei jedem neuen Bunde
Die alten wieder neu!

3. Wer lebt in unserm Kreise,
Und lebt nicht selig drin?
Genießt die freie Weise
Und treuen Brudersinn!
So bleibt durch alle Zeiten
Herz Herzen zugekehrt;
Von keinen Kleinigkeiten
Wird unser Bund gestört.

4. Uns hat ein Gott gesegnet
Mit freiem Lebensblick,
Und Alles, was begegnet,
Erneuert unser Glück.
Durch Grillen nicht gedränget,
Verknickt sich keine Lust;
Durch Zieren nicht geenget,
Schlägt freier unsre Brust.

5. Mit jedem Schritt wird weiter
Die rasche Lebensbahn,
Und heiter, immer heiter
Steigt unser Blick hinan.
Uns wird es nimmer bange,
Wenn Alles steigt und fällt,
Und bleiben lange, lange!
Auf ewig so gesellt.

XV. Dauer im Wechsel.

1. Hielte diesen frühen Segen,
Ach, nur Eine Stunde fest!
Aber vollen Blüthenregen
Schüttelt schon der laue West.
Soll ich mich des Grünen freuen?
Dem ich Schatten erst verdankt;
Bald wird Sturm auch das zerstreuen,
Wenn es falb im Herbst geschwankt.

2. Willst Du nach den Früchten greifen;
Eilig nimm Dein Theil davon!
Diese fangen an zu reifen
Und die andern keimen schon;
Gleich, mit jedem Regengusse,
Aendert sich Dein holdes Thal,
Ach, und in demselben Flusse
Schwimmst Du nicht zum zweitenmal.

3. Du nun selbst! Was felsenfeste
Sich vor Dir hervorgethan,
Mauern siehst Du, siehst Paläste
Stets mit andern Augen an.
Weggeschwunden ist die Lippe,
Die im Kusse sonst genas,
Jener Fuß, der an der Klippe
Sich mit Gemsenfreche maß.

4. Jene Hand, die gern und milde
Sich bewegte wohlzuthun,
Das gegliederte Gebilde,
Alles ist ein andres nun.
Und was sich an jener Stelle
Nun mit Deinem Namen nennt,
Kam herbei, wie eine Welle,
Und so eilt's zum Element.

5. Laß den Anfang mit dem Ende
Sich in Eins zusammenziehn!
Schneller, als die Gegenstände,
Selber Dich vorüberfliehn.
Danke, daß die Gunst der Musen
Unvergängliches verheißt,
Den Gehalt in Deinem Busen
Und die Form in Deinem Geist.

XVI. Tischlied.

1. Mich ergreift, ich weiß nicht wie,
Himmlisches Behagen.
Will mich's etwa gar hinauf
Zu den Sternen tragen?
Doch ich bleibe lieber hier,
Kann ich redlich sagen,
Bei'm Gesang und Glase Wein
Auf den Tisch zu schlagen.

2. Wundert Euch, Ihr Freunde, nicht,
Wie ich mich geberde;
Wirklich ist es allerliebst
Auf der lieben Erde:
Darum schwör' ich feierlich
Und ohn' alle Fährde,
Daß ich mich nicht freventlich
Wegbegeben werde.

3. Da wir aber allzumal
So beisammen weilen,
Dächt' ich, klänge der Pokal
Zu des Dichters Zeilen.
Gute Freunde ziehen fort,
Wohl ein hundert Meilen,
Darum soll man hier am Ort
Anzustoßen eilen.

XIV. In der ersten Ausgabe unter dem Titel: „Bundeslied, einem jungen Paar gesungen von Vieren." **1.** 1. Den künft'gen Tag und Stunden; — 2. Nicht heut' den Tag allein, — 5. Euch bracht' ein Gott zusammen, — 6. Der uns zusammenbracht. — 7. Von schnellen ew'gen Flammen — 8. Seid glücklich durchgefacht. — **2.** 1. Ihr seid nun Eins, Ihr Beide, — 2. Und wir mit Euch sind Eins! — 3. Auf! trinkt der Dauer Freude — 4. Ein Glas ꝛc. — 7. Bei diesen ꝛc. — **3.** 1 Nicht lang in unserm Kreise, — 2. Bist nicht mehr neu darin; — 3. Kennst schon die freie Weise — 4. Und unsern treuen Sinn. — 5. So bleib' zu allen 3. — 7. Durch keine Kl. — 8. Werd' unser ꝛc. — **4.** 2. Ringsum mit freiem Blick, — 3. Und, wie umher die Gegend, — 4. So frisch sei unser Glück; — **5.** 5. Und bleiben lange, lange — 6. Fort ewig so gesellt. — 7. Ach, daß von Einer Wange — 8. Hier eine Thräne fällt! — Nach 5 folgte in 1. Ausgabe: Doch Ihr sollt Nichts verlieren, — Die Ihr verbunden bleibt, — Wenn Einen einst von Vieren — Das Schicksal von Euch treibt: — Ist's doch, als wenn er bliebe! — Euch ferne sucht sein Blick; — Erinnerung der Liebe — Ist, wie die Liebe, Glück! —

4. Lebe hoch, wer Leben schafft!
Das ist meine Lehre.
Unser König denn voran,
Ihm gebührt die Ehre.
Gegen inn- und äußern Feind
Setzt er sich zur Wehre;
An's Erhalten denkt er zwar,
Mehr noch, wie er mehre.
5. Nun begrüß' ich sie sogleich,
Sie die einzig Eine.
Jeder denke ritterlich
Sich dabei die Seine.
Merket auch ein schönes Kind,
Wen ich eben meine,
Nun so nicke sie mir zu:
Leb' auch so der Meine!
6. Freunden gilt das dritte Glas,
Zweien oder dreien,
Die mit uns am guten Tag
Sich im Stillen freuen,
Und der Nebel trübe Nacht
Leis und leicht zerstreuen;
Diesen sei ein Hoch gebracht,
Alten oder Neuen.
7. Breiter wallet nun der Strom
Mit vermehrten Wellen.
Leben jetzt im hohen Ton
Redliche Gesellen!
Die sich mit gedrängter Kraft
Brav zusammen stellen
In des Glückes Sonnenschein
Und in schlimmen Fällen.
8. Wie wir nun zusammen sind,
Sind zusammen viele.
Wohl gelingen denn, wie uns,
Andern ihre Spiele!
Von der Quelle bis an's Meer
Mahlet manche Mühle,
Und das Wohl der ganzen Welt
Ist's, worauf ich ziele.

XVII. Kophtisches Lied.

1. Lasset Gelehrte sich zanken und streiten,
Streng und bedächtig die Lehrer auch sein!
Alle die Weisesten aller der Zeiten
Lächeln und winken und stimmen mit ein:
Thöricht, auf Bess'rung der Thoren zu harren!
Kinder der Klugheit, o habet die Narren
Eben zum Narren auch, wie sich's gehört!
2. Merlin der Alte im leuchtenden Grabe,
Wo ich als Jüngling gesprochen ihn habe,
Hat mich mit ähnlicher Antwort belehrt:
Thöricht, auf Bess'rung der Thoren zu harren!
Kinder der Klugheit, o habet die Narren
Eben zum Narren auch, wie sich's gehört!
3. Und auf den Höhen der Indischen Lüfte
Und in den Tiefen Aegyptischer Grüfte
Hab' ich das heilige Wort nur gehört:
Thöricht, auf Bess'rung der Thoren zu harren!
Kinder der Klugheit, o habet die Narren
Eben zum Narren auch, wie sich's gehört!

XVIII. Ein anderes.

Geh'! gehorche meinen Winken,
Nutze Deine jungen Tage,
Lerne zeitig klüger sein:
Auf des Glückes großer Wage
Steht die Zunge selten ein;
Du mußt steigen oder sinken,
Du mußt herrschen und gewinnen,
Oder dienen und verlieren,
Leiden oder triumphiren,
Amboß oder Hammer sein.

XIX. Harfenspieler.

Wer sich der Einsamkeit ergibt,
Ach! der ist bald allein,
Ein Jeder lebt, ein Jeder liebt,
Und läßt ihn seiner Pein.
Ja, laßt mich meiner Qual! 5
Und kann ich nur einmal
Recht einsam sein,
Dann bin ich nicht allein.
Es schleicht ein Liebender lauschend sacht,
Ob seine Freundin allein? 10
So überschleicht bei Tag und Nacht
Mich Einsamen die Pein,
Mich Einsamen die Qual.
Ach werd' ich erst einmal
Einsam im Grabe sein, 15
Da läßt sie mich allein!

XX. Derselbe.

An die Thüren will ich schleichen,
Still und sittsam will ich stehn:
Fromme Hand wird Nahrung reichen;
Und ich werde weiter gehn.
Jeder wird sich glücklich scheinen,
Wenn mein Bild vor ihm erscheint;
Eine Thräne wird er weinen,
Und ich weiß nicht, was er weint.

XXI. Derselbe.

1. Wer nie sein Brod mit Thränen aß,
Wer nie die kummervollen Nächte
Auf seinem Bette weinend saß,
Der kennt Euch nicht, Ihr himmlischen Mächte!
2. Ihr führt in's Leben uns hinein,
Ihr laßt den Armen schuldig werden,
Dann überlaßt Ihr ihn der Pein!
Denn alle Schuld rächt sich auf Erden.

XXII. Künstlers Abendlied.

1. Ach, daß die innre Schöpfungskraft
Durch meinen Sinn erschölle!
Daß eine Bildung voller Saft
Aus meinen Fingern quölle!
2. Ich zittre nur, ich stottre nur,
Und kann es doch nicht lassen;

Ich fühl', ich kenne Dich, Natur,
Und so muß ich Dich fassen.
3. Bedenk' ich dann, wie manches Jahr
Sich schon mein Sinn erschließet,
Wie er, wo dürre Haide war,
Nur Freudenquell genießet;
4. Wie sehn' ich mich, Natur, nach Dir,
Dich treu und lieb zu fühlen!
Ein lust'ger Springbrunn, wirst Du mir
Aus tausend Röhren spielen.
5. Wirst alle meine Kräfte mir
In meinem Sinn erheitern,
Und dieses enge Dasein mir
Zur Ewigkeit erweitern.

XXIII. Elemente.

1. Aus wie vielen Elementen
Soll ein ächtes Lied sich nähren,
Daß es Laien gern empfinden,
Meister es mit Freuden hören?
2. Liebe sei vor allen Dingen
Unser Thema, wenn wir singen;
Kann sie gar das Lied durchdringen,
Wird's um desto besser klingen.
3. Dann muß Klang der Gläser tönen,
Und Rubin des Weins erglänzen:
Denn für Liebende, für Trinker
Winkt man mit den schönsten Kränzen.
4. Waffenklang wird auch gefodert,
Daß auch die Trommete schmettre!
Daß, wenn Glück zu Flammen lodert,
Sich im Sieg der Held vergöttre.
5. Dann zuletzt ist unerläßlich,
Daß der Dichter Manches hasse;
Was unleidlich ist und häßlich
Nicht, wie Schönes, leben lasse.
6. Weiß der Sänger dieser Viere
Urgewalt'gen Stoff zu mischen,
Hafis gleich wird er die Völker
Ewig freuen und erfrischen.

XXIV. Wiederfinden.

1. Ist es möglich, Stern der Sterne,
Drück' ich wieder Dich an's Herz!
Ach! was ist die Nacht der Ferne
Für ein Abgrund, für ein Schmerz!
Ja, Du bist es! meiner Freuden
Süßer, lieber Wiederpart;
Eingedenk vergangner Leiden,
Schaudr' ich vor der Gegenwart.
2. Als die Welt im tiefsten Grunde
Lag an Gottes ew'ger Brust,
Ordnet' er die erste Stunde
Mit erhabner Schöpfungslust,
Und er sprach das Wort: Es werde!
Da erklang ein schmerzlich Ach!
Als das All mit Machtgeberde
In die Wirklichkeiten brach.
3. Auf that sich das Licht: so trennte
Scheu sich Finsterniß von ihm,
Und sogleich die Elemente
Scheidend aus einander fliehn.
Rasch in wilden, wüsten Träumen
Jedes nach der Weite rang,
Starr in ungemeßnen Räumen,
Ohne Sehnsucht, ohne Klang.
4. Stumm war Alles, still und öde,
Einsam Gott zum erstenmal,
Da erschuf er Morgenröthe,
Die erbarmte sich der Qual;
Sie entwickelte dem Trüben
Ein erklingend Farbenspiel,
Und nun konnte wieder lieben,
Was erst aus einander fiel.
5. Und mit eiligem Bestreben
Sucht sich, was sich angehört,
Und zu ungemeßnem Leben
Ist Gefühl und Blick gekehrt.
Sei's Ergreifen, sei es Raffen,
Wenn es nur sich faßt und hält!
Allah braucht nicht mehr zu schaffen,
Wir erschaffen seine Welt.
6. So, mit morgenrothen Flügeln,
Riß es mich an Deinen Mund,
Und die Nacht mit tausend Siegeln
Kräftigt sternenhell den Bund.
Beide sind wir auf der Erde
Musterhaft in Freud' und Qual,
Und ein zweites Wort: Es werde!
Trennt uns nicht zum zweitenmal.

XXV. Mahomets Gesang.

Seht den Felsenquell,
Freudehell,
Wie ein Sternenblick;
Ueber Wolken
Nährten seine Jugend 5
Gute Geister
Zwischen Klippen im Gebüsch.
Jünglingfrisch
Tanzt er aus der Wolke
Auf die Marmorfelsen nieder, 10
Jauchzet wieder
Nach dem Himmel.
Durch die Gipfelgänge
Jagt er bunten Kieseln nach,
Und mit frühem Führertritt 15
Reißt er seine Bruderquellen
Mit sich fort.
Drunten werden in dem Thal
Unter seinem Fußtritt Blumen,
Und die Wiese 20
Lebt von seinem Hauch.
Doch ihn hält kein Schattenthal,
Keine Blumen,
Die ihm seine Knie umschlingen,
Ihm mit Liebesaugen schmeicheln: 25
Nach der Ebne dringt sein Lauf
Schlangenwandelnd.
Bäche schmiegen
Sich gesellig an. Nun tritt er
In die Ebne silberprangend, 30
Und die Ebne prangt mit ihm,
Und die Flüsse von der Ebne,
Und die Bäche von den Bergen
Jauchzen ihm und rufen: Bruder!
Bruder, nimm die Brüder mit, 35
Mit zu Deinem alten Vater,
Zu dem ew'gen Ozean,

Der mit ausgespannten Armen
Unser wartet,
40 Die sich, ach! vergebens öffnen,
Seine Sehnenden zu fassen;
Denn uns frißt in öder Wüste
Gier'ger Sand; die Sonne droben
Saugt an unserm Blut; ein Hügel
45 Hemmet uns zum Teiche! Bruder,
Nimm die Brüder von der Ebne,
Nimm die Brüder von den Bergen
Mit, zu Deinem Vater mit!
Kommt Ihr Alle! –
50 Und nun schwillt er
Herrlicher; ein ganz Geschlechte
Trägt den Fürsten hoch empor!
Und im rollenden Triumphe
Gibt er Ländern Namen, Städte
55 Werden unter seinem Fuß.
Unaufhaltsam rauscht er weiter,
Läßt der Thürme Flammengipfel,
Marmorhäuser, eine Schöpfung
Seiner Fülle hinter sich.
60 Cedernhäuser trägt der Atlas,
Auf den Riesenschultern: sausend
Wehen über seinem Haupte
Tausend Flaggen durch die Lüfte,
Zeugen seiner Herrlichkeit.
65 Und so trägt er seine Brüder,
Seine Schätze, seine Kinder,
Dem erwartenden Erzeuger
Freudebrausend an das Herz.

XXVI. Gesang der Geister über den Wassern.

Des Menschen Seele
Gleicht dem Wasser;
Vom Himmel kommt es,
Zum Himmel steigt es,
5 Und wieder nieder
Zur Erde muß es,
Ewig wechselnd.
Strömt von der hohen
Steilen Felswand
10 Der reine Strahl,
Dann stäubt er lieblich
In Wolkenwellen
Zum glatten Fels,
Und leicht empfangen,
15 Wallt er verschleiernd,
Leisrauschend,
Zur Tiefe nieder.
Ragen Klippen
Dem Sturz' entgegen,
20 Schäumt er unmuthig
Stufenweise
Zum Abgrund.
Im flachen Beete
Schleicht er das Wiesenthal hin,
25 Und in dem glatten See
Weiden ihr Antlitz
Alle Gestirne.
Wind ist der Welle
Lieblicher Buhler;
30 Wind mischt vom Grund aus
Schäumende Wogen.
Seele des Menschen,
Wie gleichst Du dem Wasser!
Schicksal des Menschen,
35 Wie gleichst Du dem Wind.

XXVII. Meine Göttin.

Welcher Unsterblichen
Soll der höchste Preis sein?
Mit Niemand streit' ich,
Aber ich geb' ihn
5 Der ewig beweglichen,
Immer neuen,
Seltsamen Tochter Jovis,
Seinem Schooßkinde,
Der Phantasie.
10 Denn ihr hat er
Alle Launen,
Die er sonst nur allein
Sich vorbehält,
Zugestanden,
15 Und hat seine Freude
An der Thörin.
Sie mag rosenbekränzt
Mit dem Lilienstängel
Blumenthäler betreten,
20 Sommervögeln gebieten,
Und leichtnährenden Thau
Mit Bienenlippen
Von Blüthen saugen:
Oder sie mag
25 Mit fliegendem Haar
Und düsterm Blicke
Im Winde sausen
Um Felsenwände,
Und tausendfarbig,
30 Wie Morgen und Abend,
Immer wechselnd,
Wie Mondesblicke,
Den Sterblichen scheinen.
Laßt uns alle
35 Den Vater preisen!
Den alten, hohen,
Der solch eine schöne
Unverwelkliche Gattin
Dem sterblichen Menschen
40 Gesellen mögen!
Denn uns allein
Hat er sie verbunden
Mit Himmelsband,
Und ihr geboten,
45 In Freud' und Elend,
Als treue Gattin,
Nicht zu entweichen.
Alle die andern
Armen Geschlechter
50 Der kinderreichen
Lebendigen Erde
Wandeln und weiden
Im dunkeln Genuß
Und trüben Schmerzen
55 Des augenblicklichen
Beschränkten Lebens,
Gebeugt vom Joche
Der Nothdurft.
Uns aber hat er
60 Seine gewandteste,
Verzärtelte Tochter,

Freut Euch! gegönnt.
Begegnet ihr lieblich,
Wie einer Geliebten!
65 Laßt ihr die Würde
Der Frauen im Haus!
Und daß die alte
Schwiegermutter Weisheit
Das zarte Seelchen
70 Ja nicht beleid'ge!
Doch kenn' ich ihre Schwester,
Die ältere, gesetztere,
Meine stille Freundin:
O daß die erst
75 Mit dem Lichte des Lebens
Sich von mir wende,
Die edle Treiberin,
Tröſterin, Hoffnung!

XXVIII. Harzreise im Winter.

Dem Geier gleich,
Der auf schweren Morgenwolken
Mit sanftem Fittig ruhend
Nach Beute schaut,
5 Schwebe mein Lied.
Denn ein Gott hat
Jedem seine Bahn
Vorgezeichnet,
Die der Glückliche
10 Rasch zum freudigen
Ziele rennt:
Wem aber Unglück
Das Herz zusammenzog,
Er sträubt vergebens
15 Sich gegen die Schranken
Des ehernen Fadens,
Den die doch bittre Schere
Nur einmal löst.
In Dickichtsschauer
20 Drängt sich das rauhe Wild,
Und mit den Sperlingen
Haben längst die Reichen
In ihre Sümpfe sich gesenkt.
Leicht ist's, folgen dem Wagen,
25 Den Fortuna führt
Wie der gemächliche Troß
Auf gebesserten Wegen
Hinter des Fürsten Einzug.
Aber abseits, wer ist's?
30 In's Gebüsch verliert sich sein Pfad,
Hinter ihm schlagen
Die Sträuche zusammen,
Das Gras steht wieder auf,
Die Oede verschlingt ihn.
35 Aber wer heilet die Schmerzen
Des, dem Balsam zu Gift ward?
Der sich Menschenhaß
Aus der Fülle der Liebe trank?
Erst verachtet, nun ein Verächter,
40 Zehrt er heimlich auf
Seinen eignen Werth
In ungnügender Selbstsucht.
Ist auf Deinem Psalter,
Vater der Liebe, ein Ton
45 Seinem Ohre vernehmlich,
So erquicke sein Herz!
Oeffne den umwölkten Blick
Ueber die tausend Quellen
Neben dem Durstenden
50 In der Wüste.
Der Du der Freuden viel schaffst,
Jedem ein überfließend Maß,
Segne die Brüder der Jagd
Auf der Fährte des Wilds
55 Mit jugendlichem Uebermuth
Fröhlicher Mordsucht,
Späte Rächer des Unbilds,
Dem schon Jahre vergeblich
Wehrt mit Knütteln der Bauer.
60 Aber den Einsamen hüll'
In deine Goldwolken!
Umgib mit Wintergrün,
Bis die Rose wieder heranreift,
Die feuchten Haare,
65 O Liebe, Deines Dichters!
Mit der dämmernden Fackel
Leuchtest Du ihm
Durch die Fuhrten bei Nacht
Ueber grundlose Wege
70 Auf öden Gefilden;
Mit dem tausendfarbigen Morgen
Lachst Du in's Herz ihm;
Mit dem beizenden Sturm
Trägst Du ihn hoch empor;
75 Winterströme stürzen vom Felsen
In seine Psalmen,
Und Altar des lieblichsten Danks
Wird ihm des gefürchteten Gipfels
Schneebehangner Scheitel,
80 Den mit Geisterreihen
Kränzten ahnende Völker.
Du stehst mit unerforschtem Busen
Geheimnißvoll offenbar
Ueber der erstaunten Welt,
85 Und schaust aus Wolken
Auf ihre Reiche und Herrlichkeit,
Die Du aus den Adern Deiner Brüder,
Neben Dir wässerst.

XXIX. Wandrers Sturmlied.

Wen Du nicht verlässest, Genius,
Nicht der Regen, nicht der Sturm
Haucht ihm Schauer über's Herz.
Wen Du nicht verlässest, Genius,
5 Wird dem Regengewölk,
Wird dem Schloßensturm
Entgegen singen,
Wie die Lerche,
Du da droben.
10 Den Du nicht verlässest, Genius,
Wirst ihn heben über'n Schlammpfad
Mit den Feuerflügeln;
Wandeln wird er
Wie mit Blumenfüßen
15 Ueber Deukalions Fluthschlamm,
Python tödtend, leicht, groß,
Pythius Apollo.
Den Du nicht verlässest, Genius,
Wirst die wollnen Flügel unterspreiten,
20 Wenn er auf dem Felsen schläft,
Wirst mit Hüterfittigen ihn decken
In des Haines Mitternacht.
Wen Du nicht verlässest, Genius,

Wirst im Schneegestöber
25 Wärmumhüllen:
Nach der Wärme ziehn sich Musen,
Nach der Wärme Charitinnen.
Umschwebet mich, Ihr Musen,
Ihr Charitinnen;
30 Das ist Wasser, das ist Erde,
Und der Sohn des Wassers und der Erde,
Ueber den ich wandle,
Göttergleich.
Ihr seid rein, wie das Herz der Wasser,
35 Ihr seid rein, wie das Mark der Erde,
Ihr umschwebt mich und ich schwebe
Ueber Wasser, über Erde,
Göttergleich.

Soll der zurückkehren
40 Der kleine, schwarze, feurige Bauer?
Soll der zurückkehren, erwartend
Nur Deine Gaben, Vater Bromius,
Und helleuchtend umwärmend Feuer?
Der kehren muthig?
45 Und ich, den Ihr begleitet,
Musen und Charitinnen alle,
Den Alles erwartet, was Ihr,
Musen und Charitinnen,
Umkränzende Seligkeit
50 Rings um's Leben verherrlicht habt,
Soll muthlos kehren?
Vater Bromius!
Du bist Genius,
Jahrhunderts Genius,
55 Bist, was innre Glut
Pindarn war,
Was der Welt
Phöbus Apoll ist.
Weh'! Weh'! Innre Wärme,
60 Seelenwärme,
Mittelpunkt!
Glüh' entgegen
Phöb'-Apollen;
Kalt wird sonst
65 Sein Fürstenblick
Ueber Dich vorübergleiten,
Neidgetroffen
Auf der Ceder Kraft verweilen,
Die zu grünen
70 Sein nicht harrt.
Warum nennt mein Lied Dich zuletzt?
Dich, von dem es begann,
Dich, in dem es endet,
Dich, aus dem es quillt,
75 Jupiter Pluvius!
Dich, Dich strömt mein Lied,
Und kastalischer Quell
Rinnt ein Nebenbach,
Rinnet Müßigen,
80 Sterblich Glücklichen
Abseits von Dir,
Der Du mich fassend deckst,
Jupiter Pluvius!
Nicht am Ulmenbaum
85 Hast Du ihn besucht,
Mit dem Taubenpaar
In dem zärtlichen Arm,
Mit der freundlichen Ros' umkränzt,
Tändelnden ihn, blumenglücklichen
90 Anakreon,
Sturmathmende Gottheit!
Nicht im Pappelwald
An des Sybaris Strand,
An des Gebirgs
95 Sonnebeglänzter Stirn nicht
Faßtest Du ihn,
Den blumensingenden
Honiglallenden
Freundlich winkenden
100 Theokrit.
Wenn die Räder rasselten
Rad an Rad rasch um's Ziel weg,
Hoch flog
Siegdurchglühter
105 Jünglinge Peitschenknall,
Und sich Staub wälzt',
Wie vom Gebirg' herab
Kieselwetter in's Thal,
Glühte Deine Seel' Gefahren, Pindar,
110 Muth. – Glühte? –
Armes Herz!
Dort auf dem Hügel,
Himmlische Macht!
Nur so viel Gluth,
115 Dort meine Hütte,
Dorthin zu waten!

XXX. Prometheus.

Bedecke Deinen Himmel, Zeus,
Mit Wolkendunst,
Und übe, dem Knaben gleich,
Der Disteln köpft,
5 An Eichen Dich und Bergeshöhn;
Mußt mir meine Erde
Doch lassen stehn,
Und meine Hütte, die Du nicht gebaut,
Und meinen Herd,
10 Um dessen Gluth
Du mich beneidest.
Ich kenne nichts Aermeres
Unter der Sonn', als Euch, Götter!
Ihr nähret kümmerlich
15 Von Opfersteuern
Und Gebetshauch
Eure Majestät,
Und darbtet, wären
Nicht Kinder und Bettler
20 Hoffnungsvolle Thoren.
Da ich ein Kind war,
Nicht wußte, wo aus noch ein,
Kehrt' ich mein verirrtes Auge
Zur Sonne, als wenn drüber wär'
25 Ein Ohr, zu hören meine Klage,
Ein Herz, wie mein's,
Sich des Bedrängten zu erbarmen.
Wer half mir
Wider der Titanen Uebermuth?
30 Wer rettete vom Tode mich,
Von Sklaverei?
Hast Du nicht Alles selbst vollendet,
Heilig glühend Herz?
Und glühtest jung und gut,
35 Betrogen, Rettungsdank
Dem Schlafenden da droben?
Ich Dich ehren? Wofür?
Hast Du die Schmerzen gelindert
Je des Beladenen?

30 Hast Du die Thränen gestillet
Je des Geängsteten?
Hat nicht mich zum Manne geschmiedet
Die allmächtige Zeit
Und das ewige Schicksal,
35 Meine Herrn und Deine?
Wähntest Du etwa,
Ich sollte das Leben hassen,
In Wüsten fliehen,
Weil nicht alle
40 Blüthenträume reiften?
Hier sitz' ich, forme Menschen
Nach meinem Bilde,
Ein Geschlecht, das mir gleich sei,
Zu leiden, zu weinen,
45 Zu genießen und zu freuen sich,
Und Dein nicht zu achten,
Wie ich!

XXXI. Gränzen der Menschheit.

Wenn der uralte
Heilige Vater
Mit gelassener Hand
Aus rollenden Wolken
5 Segnende Blitze
Ueber die Erde sä't,
Küss' ich den letzten
Saum seines Kleides,
Kindliche Schauer
10 Treu in der Brust.
Denn mit Göttern
Soll sich nicht messen
Irgend ein Mensch.
Hebt er sich aufwärts,
15 Und berührt
Mit dem Scheitel die Sterne,
Nirgends haften dann
Die unsichern Sohlen,
Und mit ihm spielen
20 Wolken und Winde.
Steht er mit festen
Markigen Knochen
Auf der wohlgegründeten,
Dauernden Erde;
25 Reicht er nicht auf,
Nur mit der Eiche
Oder der Rebe
Sich zu vergleichen.
Was unterscheidet
30 Götter von Menschen?
Daß viele Wellen
Vor jenen wandeln,
Ein ewiger Strom:
Uns hebt die Welle,
35 Verschlingt die Welle,
Und wir versinken.
Ein kleiner Ring
Begränzt unser Leben,
Und viele Geschlechter
40 Reihen sich dauernd
An ihres Daseins
Unendliche Kette.

XXXII. Das Göttliche.

Edel sei der Mensch,
Hülfreich und gut!
Denn das allein
Unterscheidet ihn
Von allen Wesen, 5
Die wir kennen.
Heil den unbekannten
Höhern Wesen,
Die wir ahnen!
Sein Beispiel lehr' uns 10
Jene glauben.
Denn unfühlend
Ist die Natur:
Es leuchtet die Sonne
Ueber Bös' und Gute, 15
Und dem Verbrecher
Glänzen, wie dem Besten,
Der Mond und die Sterne.
Wind und Ströme,
Donner und Hagel 20
Rauschen ihren Weg,
Und ergreifen,
Vorüber eilend,
Einen um den andern.
Auch so das Glück 25
Tappt unter die Menge,
Faßt bald des Knaben
Lockige Unschuld,
Bald auch den kahlen,
Schuldigen Scheitel. 30
Nach ewigen, ehrnen,
Großen Gesetzen
Müssen wir alle
Unseres Daseins
Kreise vollenden. 35
Nur allein der Mensch
Vermag das Unmögliche;
Er unterscheidet,
Wählet und richtet;
Er kann dem Augenblick 40
Dauer verleihen.
Er allein darf
Den Guten lohnen,
Den Bösen strafen,
Heilen und retten, 45
Alles Irrende, Schweifende
Nützlich verbinden.
Und wir verehren
Die Unsterblichen,
Als wären sie Menschen, 50
Thäten im Großen,
Was der Beste im Kleinen
Thut oder möchte.
Der edle Mensch
Sei hülfreich und gut! 55
Unermüdet schaff' er
Das Nützliche, Rechte,
Sei uns ein Vorbild
Jener geahneten Wesen!

XXXIII. Siebente römische Elegie.

O wie fühl' ich in Rom mich so froh! gedenk' ich der Zeiten,

Da mich ein graulicher Tag hinten im Norden umfing,
Trübe der Himmel und schwer auf meine Scheitel sich senkte,
Farb- und gestaltlos die Welt um den Ermatteten lag,
5 Und ich über mein Ich, des unbefriedigten Geistes
Düstre Wege zu spähn, still in Betrachtung versank.
Nun umleuchtet der Glanz des hellern Aethers die Stirne;
Phöbus rufet, der Gott, Formen und Farben hervor.
Sternhell glänzet die Nacht, sie klingt von weichen Gesängen,
10 Und mir leuchtet der Mond heller, als nordischer Tag.
Welche Seligkeit ward mir Sterblichen! Träum' ich? Empfänget
Dein ambrosisches Haus, Jupiter Vater, den Gast?
Ach! hier lieg' ich, und strecke nach Deinen Knieen die Hände
Flehend aus. O vernimm, Jupiter Xenius, mich!
15 Wie ich hereingekommen, ich kann's nicht sagen; es faßte
Hebe den Wandrer, und zog mich in die Hallen heran.
Hast Du ihr einen Heroen herauf zu führen geboten?
Irrte die Schöne? Vergib! Laß mir des Irrthums Gewinn!
Deine Tochter Fortuna sie auch! Die herrlichsten Gaben
20 Theilt als ein Mädchen sie aus, wie es die Laune gebeut.
Bist Du der wirthliche Gott? O dann so verstoße den Gastfreund
Nicht von Deinem Olymp wieder zur Erde hinab!
„Dichter! wohin versteigest Du Dich?" — Vergib mir; der hohe
Kapitolinische Berg ist Dir ein zweiter Olymp.
25 Dulde mich, Jupiter, hier, und Hermes führe mich später,
Cestius Mahl vorbei, leise zum Orkus hinab.

XXXIV. Alexis und Dora.

Ach! unaufhaltsam strebet das Schiff mit jedem Momente
Durch die schäumende Fluth weiter und weiter hinaus!
Langhin furcht sich die Gleise des Kiels, worin die Delphine
Springend folgen, als flöh' ihnen die Beute davon.
5 Alles deutet auf glückliche Fahrt: der ruhige Bootsmann
Ruckt am Segel gelind, das sich für alle bemüht;
Vorwärts dringt der Schiffenden Geist, wie Flaggen und Wimpel;
Einer nur steht rückwärts traurig gewendet am Mast,
10 Sieht die Berge schon blau, die scheidenden, sieht in das Meer sie
Niedersinken, es sinkt jegliche Freude vor ihm.
Auch Dir ist es verschwunden, das Schiff, das Deinen Alexis,
Dir, o Dora, den Freund, ach! Dir den Bräutigam raubt.
Auch Du blickest vergebens nach mir. Noch schlagen die Herzen
Für einander, doch, ach! nun an einander nicht mehr.
15 Einziger Augenblick, in welchem ich lebte! Du wiegest
Alle Tage, die sonst kalt mir verschwindenden, auf.
Ach! nur im Augenblick, im letzten, stieg mir ein Leben,
Unvermuthet in Dir, wie von den Göttern, herab.
Nur umsonst verklärst Du mit Deinem Lichte den Aether;
20 Dein alleuchtender Tag, Phöbus, mir ist er verhaßt.
In mich selber kehr' ich zurück; da will ich im Stillen
Wiederholen die Zeit, als sie mir täglich erschien.
War es möglich, die Schönheit zu sehn und nicht zu empfinden?
Wirkte der himmlische Reiz nicht auf Dein stumpfes Gemüth?
25 Klage Dich, Armer, nicht an! — So legt der Dichter ein Räthsel,
Künstlich mit Worten verschränkt, oft der Versammlung in's Ohr.
Jeden freuet die seltne, der zierlichen Bilder Verknüpfung,
Aber noch fehlet das Wort, das die Bedeutung verwahrt.
Ist es endlich entdeckt, dann heitert sich jedes Gemüth auf,
30 Und erblickt im Gedicht doppelt erfreulichen Sinn.
Ach, warum so spät, o Amor, nahmst Du die Binde,
Die Du um's Aug' mir geknüpft, nahmst sie zu spät mir hinweg!
Lange schon harrte befrachtet das Schiff auf günstige Lüfte;

XXXIII. 3. auf meinen Scheitel sich neigte, — 7. des hellen Aethers — 9. Sternenhelle glänzet die Nacht; sie klingt von Gesängen, — 10. heller, als ehemals der Tag. — 20. Theilet sie mädchenhaft aus, — 21. O so verstoße — 26. Cestius Denkmal vorbei.

XXXIV. 3. Lange Furchen hinter sich ziehend, worin — 5. Alles deutet die glücklichste Fahrt, der ruhige Schiffer — 6. das sich statt seiner bemüht; — 7. Alle Gedanken sind vorwärts gerichtet, wie Flaggen — 8. Nur Ein Trauriger steht, rückwärts gewendet, am Mast, — 12. Freund, Dir, ach! den B. — 15. Nur Ein Augenblick war's, in dem ich lebte, der wieget — 20. Phöbus, mir ist er verhaßt, dieser alleuchtende Tag. — 27. Jeden freut die seltne Verknüpfung der zierlichen Bilder — 29. Ist es endlich gefunden, dann — 32. geknüpft, warum zu spät mir hinweg? — 33. Lange harrte das Schiff, befrachtet, auf rc.

Endlich strebte der Wind glücklich vom Ufer in's Meer.
35 Leere Zeiten der Jugend! und leere Träume der Zukunft!
Ihr verschwindet, es bleibt einzig die Stunde mir nur.
Ja, sie bleibt, es bleibt mir das Glück! ich halte Dich, Dora!
Und die Hoffnung zeigt, Dora, Dein Bild mir allein.
Oefter sah ich zum Tempel Dich gehn, geschmückt und gesittet,
40 Und das Mütterchen ging feierlich neben Dir her.
Eilig warst Du und frisch, zu Markte die Früchte zu tragen;
Und vom Brunnen, wie kühn! wiegte Dein Haupt das Gefäß.
Da erschien Dein Hals, erschien Dein Nacken vor allen,
Und vor allen erschien Deiner Bewegungen Maß.
45 Oftmals hab' ich gesorgt, es möchte der Krug Dir entstürzen;
Doch er hielt sich stät auf dem geringelten Tuch.
Schöne Nachbarin, ja, so war ich gewohnt Dich zu sehen,
Wie man die Sterne sieht, wie man den Mond sich beschaut,
Sich an ihnen erfreut, und innen im ruhigen Busen
50 Nicht der entfernteste Wunsch, sie zu besitzen, sich regt.
Jahre, so gingt Ihr dahin! Nur zwanzig Schritte getrennet
Waren die Häuser, und nie hab' ich die Schwelle berührt.
Und nun trennt uns die gräßliche Fluth! Du lügst nur den Himmel,
Welle! Dein herrliches Blau ist mir die Farbe der Nacht.
55 Alles rührte sich schon; da kam ein Knabe gelaufen
An mein väterlich Haus, rief mich zum Strande hinab.
„Schon erhebt sich das Segel, es flattert im Winde:" so sprach er;
Und gelichtet, mit Kraft, trennt sich der Anker vom Sand.
Komm, Alexis, o komm! Da drückte der wackere Vater,
60 Würdig, die segnende Hand mir auf das lockige Haupt;
Sorglich reichte die Mutter ein nachbereitetes Bündel:
„Glücklich kehre zurück!" riefen sie, „glücklich und reich!"
Und so sprang ich hinweg, das Bündelchen unter dem Arme,
An der Mauer hinab, fand an der Thüre Dich stehn
Deines Gartens. Du lächeltest mir und sagtest: „Alexis! 65
Sind die Lärmenden dort Deine Gesellen der Fahrt?
Fremde Küsten besuchest Du nun, und köstliche Waaren
Handelst Du ein, und Schmuck reicher Matronen der Stadt.
Aber bringe mir auch ein leichtes Kettchen; ich will es
Dankbar zahlen: so oft hab' ich die Zierde gewünscht!" 70
Stehen war ich geblieben, und fragte, nach Weise des Kaufmanns,
Erst nach Form und Gewicht Deiner Bestellung genau.
Gar bescheiden erwogst Du den Preis! da blickt' ich indessen
Nach dem Halse, des Schmucks unserer Königin werth.
Heftiger tönte vom Schiff das Geschrei; da sagtest Du freundlich: 75
„Nimm aus dem Garten noch einige Früchte mit Dir!
Nimm die reifsten Orangen, die weißen Feigen; das Meer bringt
Keine Früchte, sie bringt jegliches Land nicht hervor!"
Und so trat ich herein. Du brachst nun die Früchte geschäftig,
Und die goldene Last zog das geschürzte Gewand. 80
Oefters bat ich, es sei nun genug! und immer noch eine
Schönere Frucht fiel Dir, leise berührt, in die Hand.
Endlich kamst Du zur Laube hinan; da fand sich ein Körbchen,
Und die Myrte bog blühend sich über uns hin.
Schweigend begannest Du nun geschickt die Früchte zu ordnen: 85
Erst die Orange, die schwer ruht, als ein goldener Ball,
Dann die weichliche Feige, die jeder Druck schon entstellet;
Und mit Myrte bedeckt ward und geziert das Geschenk.
Aber ich hob es nicht auf; ich stand. Wir sahen einander
In die Augen, und mir ward vor dem Auge so trüb. 90
Deinen Busen fühlt' ich an meinem! Den herrlichen Nacken,
Ihn umschlang nun mein Arm; tausendmal küßt' ich den Hals,
Mir sank über die Schulter Dein Haupt; nun knüpften auch Deine
Lieblichen Arme das Band um den Beglückten herum.
Amors Hände fühlt' ich: er drückt' uns gewaltig zusammen, 95

39. Oefters sah ich Dich gehn zum Tempel rc. — 47. „ja" fehlt in der 1. Ausg. — 49. erfreut, und in dem ruhigen Busen — 53. gräßliche Wege! — 57. Segel, so sprach er, es flattert im Winde, — 60. Segnend, die würdige Hand — 67. Fremde Gegenden wirst Du besuchen, und rc. — 68. Wiederbringen, und Schmuck — 70. Dankbar bezahlen, schon oft hab' ich rc. — 75. Immerfort tönte das Rufen der Schiffer, da rc. — 83. Endlich warst Du zur Laube gekommen, da fandst Du ein Körbchen, — 84. blühend darüber sich hin. — 89. nicht auf, ich ging nicht; wir sahen rc. — 93. Mir war Dein Haupt auf die Schulter gesunken, nun rc.

Und aus heiterer Luft donnert' es dreimal; da floß
Häufig die Thräne vom Aug' mir herab, Du weintest, ich weinte,
Und vor Jammer und Glück schien uns die Welt zu vergehn.
Immer heftiger rief es am Strand; da wollten die Füße
100 Mich nicht tragen, ich rief: „Dora! und bist Du nicht mein?"
„Ewig!" sagtest Du leise. Da schienen unsere Thränen,
Wie durch göttliche Luft, leise vom Auge gehaucht.
Näher rief es: „Alexis!" Da blickte der suchende Knabe
Durch die Thüre herein. Wie er das Körbchen empfing!
105 Wie er mich trieb! Wie ich Dir die Hand noch drückte! — Zu Schiffe
Wie ich gekommen? Ich weiß, daß ich ein Trunkener schien.
Und so hielten mich auch die Gesellen, schonten den Kranken;
Und schon deckte der Hauch trüber Entfernung die Stadt.
„Ewig!" Dora, lispeltest Du; mir schallt' es im Ohre
110 Mit dem Donner des Zeus! Stand sie doch neben dem Thron,
Seine Tochter, die Göttin der Liebe; die Grazien standen
Ihr zur Seiten! Er ist götterbekräftigt, der Bund!
O so eile denn, Schiff, mit allen günstigen Winden!
Strebe, mächtiger Kiel, trenne die schäumende Fluth!
115 Bringe dem fremden Hafen mich zu, damit mir der Goldschmied
In der Werkstatt gleich ordne das himmlische Pfand.
Wahrlich! zur Kette soll das Kettchen werden, o Dora!
Neunmal umgebe sie Dir, locker gewunden, den Hals!
Ferner schaff' ich noch Schmuck, den mannigfaltigsten; goldne
120 Spangen sollen Dir auch reichlich verzieren die Hand:
Da wetteifre Rubin und Smaragd, der liebliche Saphir
Stelle dem Hyacinth sich gegenüber, und Gold
Halte das Edelgestein in schöner Verbindung zusammen.
O, wie den Bräutigam freut einzig zu schmücken die Braut!
125 Seh' ich Perlen, so denk' ich an Dich; bei jeglichem Ringe
Kommt mir der länglichen Hand schönes Gebild' in den Sinn.
Tauschen will ich und kaufen; Du sollst das Schönste von Allem
Wählen; ich widmete gern alle die Ladung nur Dir.
Doch nicht Schmuck und Juwelen allein verschafft Dein Geliebter:
Was ein häusliches Weib freuet, das bringt er Dir auch. 130
Feine wollene Decken mit Purpursäumen, ein Lager
Zu bereiten, das uns traulich und weichlich empfängt;
Köstlicher Leinwand Stücke. Du sitzest und nähest und kleidest
Mich und Dich und auch wohl noch ein Drittes darein.
Bilder der Hoffnung, täuschet mein Herz! O mäßiget, Götter, 135
Diesen gewaltigen Brand, der mir den Busen durchtobt!
Aber auch sie verlang' ich zurück, die schmerzliche Freude,
Wenn die Sorge sich kalt, gräßlich gelassen, mir naht.
Nicht der Erinnyen Fackel, das Bellen der höllischen Hunde
Schreckt den Verbrecher so, in der Verzweiflung Gefild', 140
Als das gelass'ne Gespenst mich schreckt, das die Schöne von fern mir
Zeiget: die Thüre steht wirklich des Gartens noch auf!
Und ein Anderer kommt! Für ihn auch fallen die Früchte!
Und die Feige gewährt stärkenden Honig auch ihm!
Lockt sie auch ihn nach der Laube? und folgt er? O, macht mich, Ihr Götter, 145
Blind, verwischet das Bild jeder Erinn'rung in mir!
Ja, ein Mädchen ist sie! und die sich geschwinde dem Einen
Gibt, sie kehret sich auch schnell zu dem andern herum.
Lache nicht dießmal, Zeus, der frechgebrochenen Schwüre!
Donnere schrecklicher! Triff! — Halte die Blitze zurück! 150
Sende die schwankenden Wolken mir nach! Im nächtlichen Dunkel
Treffe Dein leuchtender Blitz diesen unglücklichen Mast!
Streue die Planken umher, und gib der tobenden Welle
Diese Waaren, und mich gib den Delphinen zum Raub: —
Nun, Ihr Musen, genug! Vergebens strebt Ihr zu schildern, 155
Wie sich Jammer und Glück wechseln in liebender Brust.
Heilen könnet die Wunden Ihr nicht, die Amor geschlagen;

— 98. Immer heftiger riefen die Schiffer, da ꝛc. — 103. Stärker rief's in dem Gäßchen: „Alexis"! Da sah mich der Knabe — 104. Durch die Thüre und kam! Wie er ꝛc. — 107. Gesellen, sie schonten — 109. Ewig! lispeltest Du, o Dora! mir ꝛc — 110. Zeus! ja sie stand neben ꝛc. — 116. Aus der Werkstatt sogleich reiche das ꝛc. — 117. Wahrlich, es soll zur Kette werden, das Kettchen, o Dora! — 119. Außerdem schaff' ich ꝛc. — 120. sollen Dir reichlich — 123. Halte die herrlichen Steine in schöner ꝛc. — 141. Gespenst mich, das mir die Schöne von ferne — 157. Heilen könnet Ihr nicht die Wunden, die ꝛc.

Aber Linderung kommt einzig, Ihr Guten,
von Euch.

XXXV. Epilog zu Schillers Glocke.

Freude dieser Stadt bedeute,
Friede sei ihr erst Geläute!

1. Und so geschah's! Dem friedenreichen
Klange
Bewegte sich das Land, und segenbar
Ein frisches Glück erschien; im Hochgesange
Begrüßten wir das junge Fürstenpaar;
Im Vollgewühl, in lebensregem Drange
Vermischte sich die thät'ge Völkerschaar,
Und festlich ward an die geschmückten Stufen
Die Huldigung der Künste vorgerufen.

2. Da hör' ich schreckhaft mitternächt'ges
Läuten,
Das dumpf und schwer die Trauertöne schwellt.
Ist's möglich? Soll es unsern Freund bedeuten,
An den sich jeder Wunsch geklammert hält?
Den Lebenswürd'gen soll der Tod erbeuten?
Ach! wie verwirrt solch ein Verlust die Welt!
Ach! was zerstört ein solcher Riß den Seinen!
Nun weint die Welt, und sollten wir nicht
weinen?

3. Denn er war unser! Wie bequem' gesellig
Den hohen Mann der gute Tag gezeigt,
Wie bald sein Ernst, anschließend, wohlgefällig,
Zur Wechselrede heiter sich geneigt,
Bald raschgewandt, geistreich und sicherstellig,
Der Lebensplane tiefen Sinn erzeugt,
Und fruchtbar sich in Rath und That ergossen;
Das haben wir erfahren und genossen.

4. Denn er war unser! Mag das stolze Wort
Den lauten Schmerz gewaltig übertönen!
Er mochte sich bei uns im sichern Port
Nach wildem Sturm zum Daurenden gewöhnen.
Indessen schritt sein Geist gewaltig fort
In's Ewige des Wahren, Guten, Schönen,
Und hinter ihm in wesenlosem Scheine
Lag, was uns Alle bändigt, das Gemeine.

5. Nun schmückt er sich die schöne Garten-
zinne,
Von wannen er der Sterne Wort vernahm,
Das dem gleich ew'gen, gleich lebend'gen Sinne
Geheimnißvoll und klar entgegenkam.
Dort, sich und uns zu köstlichem Gewinne,
Verwechselt er die Zeiten wundersam,
Begegnet so, im Würdigsten beschäftigt,
Der Dämmerung, der Nacht, die uns ent-
kräftigt.

6. Ihm schwollen der Geschichte Fluth auf
auf Fluthen,
Verspülend, was getadelt, was gelobt,
Der Erdbeherrscher wilde Heeresgluthen,
Die in der Welt sich grimmig ausgetobt,
Im niedrig Schrecklichsten, im höchsten Guten
Nach ihrem Wesen deutlich durchgeprobt. —
Nun sank der Mond und zu erneuter Wonne
Vom klaren Berg herüber stieg die Sonne.

7. Nun glühte seine Wange roth und röther
Von jener Jugend, die uns nie entfliegt,
Von jenem Muth, der früher oder später,
Den Widerstand der stumpfen Welt besiegt,
Von jenem Glauben, der sich stets erhöhter
Bald kühn hervordrängt, bald geduldig schmiegt,
Damit das Gute wirke, wachse, fromme,
Damit der Tag dem Edlen endlich komme.

8. Doch hat er, so geübt, so vollgehaltig
Dieß breterne Gerüste nicht verschmäht;
Hier schildert er das Schicksal, das gewaltig
Von Tag zu Nacht die Erdenachse dreht,
Und manches tiefe Werk hat, reichgestaltig,
Den Werth der Kunst, des Künstlers Werth
erhöht.
Er wendete die Blüthe höchsten Strebens,
Das Leben selbst, an dieses Bild des Lebens.

9. Ihr kanntet ihn, wie er mit Riesenschritte
Den Kreis des Wollens, des Vollbringens maß,
Durch Zeit und Land, der Völker Sinn und
und Sitte,
Das dunkle Buch mit heiterm Blicke las;
Doch wie er athemlos in unsrer Mitte,
In Leiden bangte, kümmerlich genas,
Das haben wir in traurig schönen Jahren,
Denn er war unser, leidend miterfahren.

10. Ihn, wenn er vom zerrüttenden Gewühle
Des bittern Schmerzes wieder aufgeblickt,
Ihn haben wir dem lästigen Gefühle
Der Gegenwart, der stockenden, entrückt,
Mit guter Kunst und ausgesuchtem Spiele
Den neubelebten edlen Sinn erquickt,
Und noch am Abend vor den letzten Sonnen
Ein holdes Lächeln glücklich abgewonnen.

11. Er hatte früh das strenge Wort gelesen,
Dem Leiden war er, war dem Tod vertraut.
So schied er nun, wie er so oft genesen;
Nun schreckt uns das, wofür uns längst gegraut.
Doch schon erblicket sein verklärtes Wesen
Sich hier verklärt, wenn es hernieder schaut.
Was Mitwelt sonst an ihm beklagt, getadelt,
Es hat's der Tod, es hat's die Zeit geadelt.

12. Auch manche Geister, die mit ihm ge-
rungen,
Sein groß Verdienst unwillig anerkannt,
Sie fühlen sich von seiner Kraft durchdrungen,
In seinem Kreise willig festgebannt:
Zum Höchsten hat er sich emporgeschwungen,
Mit Allem, was wir schätzen, eng verwandt.
So feiert Ihn! Denn was dem Mann das Leben
Nur halb ertheilt, soll ganz die Nachwelt geben.

13. So bleibt er uns, der vor so manchen
Jahren —
Schon zehne sind's! — von uns sich weggekehrt!
Wir haben alle segenreich erfahren,
Die Welt verdank' ihm, was er sie gelehrt;
Schon längst verbreitet sich's in ganze Schaaren,
Das Eigenste, was ihm allein gehört,
Er glänzt uns vor, wie ein Komet entschwindend,
Unendlich Licht mit seinem Licht verbindend.

XXXVI. Erste Epistel.

Jetzt, da Jeglicher liest und viele Leser das
Buch nur
Ungeduldig durchblättern und, selbst die Feder
ergreifend,
Auf das Büchlein ein Buch mit seltner Fertigkeit
pfropfen,
Soll auch ich, Du willst es, mein Freund, Dir
über das Schreiben
Schreibend die Menge vermehren und meine Mei- 5
nung verkünden,

Daß auch Andere wieder darüber meinen und immer
So in's Unendliche fort die schwankende Woge sich wälze.
Doch so fähret der Fischer dem hohen Meer zu, sobald ihm
Günstig der Wind und der Morgen erscheint; er treibt sein Gewerbe,
10 Wenn auch hundert Gesellen die blinkende Fläche durchkreuzen.
Edler Freund, Du wünschest das Wohl des Menschengeschlechtes,
Unserer Deutschen besonders und ganz vorzüglich des nächsten
Bürgers, und fürchtest die Folgen gefährlicher Bücher; wir haben
Leider oft sie gesehen. Was sollte man, oder was könnten
15 Biedere Männer vereint, was könnten die Herrscher bewirken?
Ernst und wichtig erscheint mir die Frage, doch trifft sie mich eben
In vergnüglicher Stimmung. Im warmen heiteren Wetter
Glänzet fruchtbar die Gegend; mir bringen liebliche Lüfte
Ueber die wallende Fluth süß duftende Kühlung herüber,
20 Und dem Heitern erscheinet die Welt auch heiter, und ferne
Schwebt die Sorge mir nur in leichten Wölkchen vorüber.
Was mein leichter Griffel entwirft, ist leicht zu verlöschen,
Und viel tiefer präget sich nicht der Eindruck der Lettern,
Die, so sagt man, der Ewigkeit trotzen. Freilich an Viele
25 Spricht die gedruckte Columne; doch bald, wie Jeder sein Antlitz,
Das er im Spiegel gesehen, vergißt, die behaglichen Züge,
So vergißt er das Wort, wenn auch von Erze gestempelt.
Reden schwanken so leicht herüber, hinüber, wenn viele
Sprechen und Jeder nur sich im eigenen Worte, sogar auch
30 Nur sich selbst im Worte vernimmt, das der Andere sagte.
Mit den Büchern ist es nicht anders. Liest doch nur Jeder
Aus dem Buch sich heraus, und ist er gewaltig, so liest er
In das Buch sich hinein, amalgamirt sich das Fremde.
Ganz vergebens strebst Du daher durch Schriften des Menschen
35 Schon entschiedenen Hang und seine Neigung zu wenden;
Aber bestärken kannst Du ihn wohl in seiner Gesinnung,
Oder, wär' er noch neu, in Dieses ihn tauchen und Jenes.
Sag' ich, wie ich es denke, so scheint durchaus mir, es bildet
Nur das Leben den Mann und wenig bedeuten die Worte.
40 Denn zwar hören wir gern, was unsere Meinung bestätigt,
Aber das Hören bestimmt nicht die Meinung: was uns zuwider
Wäre, glaubten wir wohl dem künstlichen Redner; doch eilet
Unser befreites Gemüth, gewohnte Bahnen zu suchen.
Sollen wir freudig horchen und willig gehorchen, so mußt Du
45 Schmeicheln. Sprichst Du zum Volke, zu Fürsten und Königen, Allen
Magst Du Geschichten erzählen, worin als wirklich erscheinet,
Was sie wünschen, und was sie selber zu leben begehrten.
Wäre Homer von Allen gehört, von Allen gelesen,
Schmeichelt' er nicht dem Geiste sich ein, es sei auch der Hörer,
50 Wer er sei, und klinget nicht immer im hohen Palaste,
In des Königes Zelt, die Ilias herrlich dem Helden?
Hört nicht aber dagegen Ulyssens wandernde Klugheit
Auf dem Markte sich besser, da wo sich der Bürger versammelt?
Dort sieht jeglicher Held in Helm und Harnisch, es sieht hier
55 Sich der Bettler sogar in seinen Lumpen veredelt.
Also hört' ich einmal, am wohlgepflasterten Ufer
Jener Neptunischen Stadt, allwo man geflügelte Löwen
Göttlich verehrt, ein Mährchen erzählen. Im Kreise geschlossen,
Drängte das horchende Volk sich um den zerlumpten Rhapsoden.
60 „Einst, so sprach er, verschlug mich der Sturm an's Ufer der Insel,
Die Utopien heißt. Ich weiß nicht, ob sie ein Andrer
Dieser Gesellschaft jemals betrat; sie lieget im Meere
Links von Herkules Säulen. Ich ward gar freundlich empfangen;
In ein Gasthaus führte man mich, woselbst ich das beste
65 Essen und Trinken fand und weiches Lager und Pflege.
So verstrich ein Monat geschwind. Ich hatte des Kummers
Völlig vergessen und jeglicher Noth; da fing sich im Stillen

XXXIV. 12. besonders und noch besondrer des nächsten — 18. Gegend, es bringen rc. — 19. Fluth mir duftende — 24. trotzen; denn freilich an Viele — 31. anders; es liest nur ein Jeder — 38. Soll ich sagen, wie ich es denke? so scheint mir, es bildet — 41. Aber das Hören macht nicht meinen, denn was uns zuwider — 53. „Da," fehlt in der 1. Ausg. — 57. Stadt, die den geflügelten — 60. sprach er, ward ich verschlagen an's Ufer — 62. jemals betreten; sie lieget rc. — 67. Und der Noth vollkommen vergessen; da rc.

Aber die Sorge nun an: wie wird die Zeche Dir leider
Nach der Mahlzeit bekommen? Denn Nichts enthielte der Seckel.
70 Reiche mir weniger! bat ich den Wirth; er brachte nur immer
Desto mehr. Da wuchs mir die Angst, ich konnte nicht länger
Essen und sorgen, und sagte zuletzt: Ich bitte, die Zeche
Billig zu machen, Herr Wirth! Er aber mit finsterem Auge
Sah von der Seite mich an, ergriff den Knittel und schwenkte
75 Unbarmherzig ihn über mich her und traf mir die Schultern,
Traf den Kopf und hätte beinah mich zu Tode geschlagen.
Eilend lief ich davon und suchte den Richter; man holte
Gleich den Wirth, der ruhig erschien und bedächtig versetzte:
Also müss' es allen ergehn, die das heilige Gastrecht
80 Unserer Insel verletzen und, unanständig und gottlos,
Zeche verlangen vom Manne, der sie doch höflich bewirthet.
Sollt' ich solche Beleidigung dulden im eigenen Hause?
Nein! es hätte fürwahr statt meines Herzens ein Schwamm nur
Mir im Busen gewohnt, wofern ich dergleichen gelitten.
85 Darauf sagte der Richter zu mir: Vergesset die Schläge,
Denn Ihr habt die Strafe verdient, ja schärfere Schmerzen;
Aber wollt Ihr bleiben und mitbewohnen die Insel,
Müsset Ihr Euch erst würdig beweisen und tüchtig zum Bürger.
Ach! versetzt' ich, mein Herr, ich habe leider mich niemals
90 Gerne zur Arbeit gefügt. So hab' ich auch keine Talente,
Die den Menschen bequemer ernähren; man hat mich im Spott nur
Hans Ohnsorge genannt und mich von Hause vertrieben.
O so sei uns gegrüßt! versetzte der Richter; Du sollst Dich
Oben setzen zu Tisch, wenn sich die Gemeine versammelt,
95 Sollst im Rathe den Platz, den Du verdienest, erhalten.
Aber hüte Dich wohl, daß nicht ein schändlicher Rückfall
Dich zur Arbeit verleite, daß man nicht etwa das Grabscheit
Oder das Ruder bei Dir im Hause finde, Du wärest
Gleich auf immer verloren und ohne Nahrung und Ehre.
100 Aber auf dem Markte zu sitzen, die Arme geschlungen
Ueber dem schwellenden Bauch, zu hören lustige Lieder
Unserer Sänger, zu sehn die Tänze der Mädchen, der Knaben
Spiele, das werde Dir Pflicht, die Du gelobest und schwörest."
So erzählte der Mann, und heiter waren die Stirnen
105 Aller Hörer geworden, und alle wünschten des Tages
Solche Wirthe zu finden, ja solche Schläge zu dulden.

XXXVII. Zweite Epistel.

Würdiger Freund, Du runzelst die Stirn; Dir scheinen die Scherze
Nicht am rechten Orte zu sein; die Frage war ernsthaft,
Und besonnen verlangst Du die Antwort; da weiß ich, beim Himmel!
Nicht, wie eben sich mir der Schalk im Busen bewegte.
5 Doch, ich fahre bedächtiger fort. Du sagst mir: So möchte
Meinetwegen die Menge sich halten im Leben und Lesen,
Wie sie könnte; doch denke Dir nur die Töchter im Hause,
Die mir der kuppelnde Dichter mit allem Bösen bekannt macht.
Dem ist leichter geholfen, versetz' ich, als wohl ein Andrer
10 Denken möchte. Die Mädchen sind gut und machen sich gerne
Was zu schaffen. Da gib nur dem Einen die Schlüssel zum Keller,
Daß es die Weine des Vaters besorge, sobald sie vom Winzer
Oder vom Kaufmann geliefert die weiten Gewölbe bereichern.
Manches zu schaffen hat ein Mädchen, die vielen Gefäße,
15 Leere Fässer und Flaschen in reinlicher Ordnung zu halten.
Dann betrachtet sie oft des schäumenden Mostes Bewegung,
Gießt das Fehlende zu, damit die wallenden Blasen
Leicht die Oeffnung des Fasses erreichen, trinkbar und helle
Endlich der edelste Saft sich künftigen Jahren vollende.
20 Unermüdet ist sie alsdann zu füllen, zu schöpfen,
Daß stets geistig der Trank und rein die Tafel belebe.

---

70. Weniger bat ich den Wirth mir zu reichen; er brachte ɩc. — 91. man hat mich im Spotte — 92. Nur Hans Ohne Sorge genannt, und von Hause ɩc.

XXXVII. 1. Stirne; Dir scheinen — 5. Du sagst mir, es möchte — 9. als es ein Andrer — 14. Manches hat die Jungfrau zu schaffen, die vielen ɩc. — 18. erreichen, sich trinkbar — 19. für künftige Jahre vollende — 21. Daß der Trank stets geistig und rein —

Laß der andern die Küche zum Reich; da gibt es, wahrhaftig!
Arbeit genug, das tägliche Mahl, durch Sommer und Winter,
Schmackhaft stets zu bereiten und ohne Beschwerde des Beutels.
25 Denn im Frühjahr sorget sie schon, im Hofe die Küchlein
Bald zu erziehen und bald die schnatternden Enten zu füttern.
Alles, was ihr die Jahrszeit gibt, das bringt sie bei Zeiten
Dir auf den Tisch und weiß mit jeglichem Tage die Speisen
Klug zu wechseln, und reift nur eben der Sommer die Früchte,
30 Denkt sie an Vorrath schon für den Winter. Im kühlen Gewölbe
Gährt ihr der kräftige Kohl und reifen im Essig die Gurken;
Aber die luftige Kammer bewahrt ihr die Gaben Pomonens.
Gerne nimmt sie das Lob vom Vater und allen Geschwistern,
Und mißlingt ihr Etwas, dann ist's ein größeres Unglück,
35 Als wenn Dir ein Schuldner entläuft und den Wechsel zurückläßt.
Immer ist so das Mädchen beschäftigt und reifet im Stillen
Häuslicher Tugend entgegen, den klugen Mann zu beglücken.
Wünscht sie dann endlich zu lesen, so wählt sie gewißlich ein Kochbuch,
Deren Hunderte schon die eifrigen Pressen uns gaben.
40 Eine Schwester besorget den Garten, der schwerlich zur Wildniß,
Deine Wohnung romantisch und feucht zu umgeben, verdammt ist,
Sondern in zierliche Beete getheilt, als Vorhof der Küche,
Nützliche Kräuter ernährt und jugendbeglückende Früchte.
Patriarchalisch erzeuge so selbst Dir ein kleines gedrängtes
45 Königreich und bevölk're Dein Haus mit treuem Gesinde.
Hast Du der Töchter noch mehr, die lieber sitzen, und stille
Weibliche Arbeit verrichten, da ist's noch besser; die Nadel
Ruht im Jahre nicht leicht: denn noch so häuslich im Hause,
Mögen sie öffentlich gern als müßige Damen erscheinen.
50 Wie sich das Nähen und Flicken vermehrt, das Waschen und Biegeln,
Hundertfältig, seitdem in weißer arkadischer Hülle
Sich das Mädchen gefällt, mit langen Röcken und Schleppen
Gassen kehret und Gärten, und Staub erreget im Tanzsaal.
Wahrlich! wären mir nur der Mädchen ein Dutzend im Hause,
55 Niemals wär' ich verlegen um Arbeit, sie machen sich Arbeit
Selber genug, es sollte kein Buch im Laufe des Jahres
Ueber die Schwelle mir kommen, vom Bücherverleiher gesendet.

XXXVIII. Warnung.

1. Am jüngsten Tag, wenn die Posaunen schallen,
Und Alles aus ist mit dem Erdeleben,
Sind wir verpflichtet, Rechenschaft zu geben
Von jedem Wort, das unnütz uns entfallen.
2. Wie wird's nun werden mit den Worten allen,
In welchen ich so liebevoll mein Streben
Um Deine Gunst Dir an den Tag gegeben,
Wenn diese bloß an Deinem Ohr verhallen?
3. Darum bedenk', o Liebchen! Dein Gewissen,
Bedenk' im Ernst, wie lange Du gezaudert,
Daß nicht der Welt solch' Leiden wiederfahre.
4. Werd' ich berechnen und entschuld'gen müssen,
Was Alles unnütz ich vor Dir geplaudert;
So wird der jüngste Tag zum vollen Jahre.

XXXIX. Das Sonett.

1. Sich in erneutem Kunstgebrauch zu üben,
Ist heil'ge Pflicht, die wir Dir auferlegen!
Du kannst Dich auch, wie wir, bestimmt bewegen
Nach Tritt und Schritt, wie es Dir vorgeschrieben.
2. Denn eben die Beschränkung läßt sich lieben,
Wenn sich die Geister gar gewaltig regen;
Und wie sie sich denn auch geberden mögen,
Das Werk zuletzt ist doch vollendet blieben.
3. So möcht' ich selbst in künstlichen Sonetten,
In sprachgewandter Maße kühnem Stolze,
Das Beste, was Gefühl mir gäbe, reimen;
4. Nur weiß ich hier mich nicht bequem zu betten,
Ich schneide sonst so gern aus ganzem Holze;
Und müßte nun doch auch mitunter leimen.

XL. Natur und Kunst.

1. Natur und Kunst, sie scheinen sich zu fliehen,
Und haben sich, eh' man es denkt, gefunden;
Der Widerwille ist auch mir verschwunden,
Und beide scheinen gleich mich anzuziehen.
2. Es gilt wohl nur ein redliches Bemühen!
Und wenn wir erst in abgemeßnen Stunden
Mit Geist und Fleiß uns an die Kunst gebunden,
Mag frei Natur im Herzen wieder glühen.

22. Laß die andre die Küche besorgen, da gibt es rc. — 29. wechseln, und kaum reift ihr der Sommer die F. — 30. Denkt sie schon an Vorrath des Winters. Im rc. — 31. Gähret ihr schmackhaft der Kohl — 32. „ihr" fehlt in der 1. Ausg. — 34. Und wenn Etwas mißlingt, dann rc. — 35. Als wenn Dein Schuldner davongeht, und Dir den Wechsel — 44. So erzeuge Dir selbst patriarchalisch ein kleines — 50. Wie vermehrt sich das Nähen und Flicken und Waschen rc. — 54. nur ein Dutzend Mädchen im Hause — 55. sie machen sich selber — 56. Arbeit genug.

3. So 'ſt's mit aller Bildung auch beſchaffen;
Vergebens werden ungebundne Geiſter
Nach der Vollendung reiner Höhe ſtreben.
4. Wer Großes will, muß ſich zuſammenraffen;
In der Beſchränkung zeigt ſich erſt der Meiſter,
Und das Geſetz nur kann uns Freiheit geben.

XLI. Gleich und gleich.

Ein Blumenglöckchen
Vom Boden hervor
War früh geſproſſet
In lieblichem Flor;
Da kam ein Bienchen
Und naſchte fein: –
Die müſſen wohl beide
Für einander ſein.

XLII. Beherzigung.

Ach, was ſoll der Menſch verlangen?
Iſt es beſſer, ruhig bleiben?
Klammernd feſt ſich anzuhangen?
Iſt es beſſer, ſich zu treiben?
Soll er ſich ein Häuschen bauen?
Soll er unter Zelten leben?
Soll er auf die Felſen trauen?
Selbſt die feſten Felſen beben.
Eines ſchickt ſich nicht für Alle!
Sehe Jeder, wie er's treibe,
Sehe Jeder, wo er bleibe,
Und wer ſteht, daß er nicht falle!

XLIII. Blumengruß.

Der Strauß, den ich gepflücket,
Grüße Dich viel tauſendmal!
Ich habe mich oft gebücket,
Ach wohl ein tauſendmal,
Und ihn an's Herz gedrücket,
Wie hunderttauſendmal!

XLIV. Einſchränkung.

Ich weiß nicht, was mir hier gefällt,
In dieſer engen kleinen Welt
Mit holdem Zauberband mich hält?
Vergeſſ' ich doch, vergeſſ' ich gern,
Wie ſeltſam mich das Schickſal leitet;
Und, ach, ich fühle, nah' und fern
Iſt mir noch Manches zubereitet.
O wäre doch das rechte Maß getroffen!
Was bleibt mir nun, als eingehüllt,
Von holder Lebenskraft erfüllt,
In ſtiller Gegenwart die Zukunft zu erhoffen!

XLV. Hoffnung.

Schaff', das Tagwerk meiner Hände,
Hohes Glück, daß ich's vollende!
Laſſ', o laſſ' mich nicht ermatten!
Nein, es ſind nicht leere Träume:
Jetzt nur Stangen dieſe Bäume
Geben einſt noch Frucht und Schatten.

XLVI. Adler und Taube.

Ein Adlersjüngling hob die Flügel
Nach Raub aus;
Ihn traf des Jägers Pfeil und ſchnitt
Der rechten Schwinge Sehnkraft ab.
Er ſtürzt' hinab in einen Myrtenhain, 5
Fraß ſeinen Schmerz drei Tage lang,
Und zuckt' an Qual
Drei lange, lange Nächte lang:
Zuletzt heilt ihn
Allgegenwärt'ger Balſam 10
Allheilender Natur.
Er ſchleicht aus dem Gebüſch' hervor
Und reckt die Flügel – ach!
Die Schwingkraft weggeſchnitten –
Hebt ſich mühſam kaum 15
Am Boden weg
Unwürd'gem Raubbedürfniß nach,
Und ruht tieftrauernd
Auf dem niedern Fels am Bach;
Er blickt zur Eich' hinauf, 20
Hinauf zum Himmel,
Und eine Thräne füllt ſein hohes Aug'.
Da kommt muthwillig durch die Myrtenäſte
Dahergerauſcht ein Taubenpaar:
Läßt ſich herab und wandelt nickend 25
Ueber goldnen Sand und Bach,
Und ruckt einander an;
Ihr röthlich Auge buhlt umher,
Erblickt den Innigtrauernden.
Der Tauber ſchwingt neugiergeſellig ſich 30
Zum nahen Buſch und blickt
Mit Selbſtgefälligkeit ihn freundlich an.
„Du trauerſt," liebelt er,
„Sei gutes Muthes, Freund!
Haſt Du zur ruhigen Glückſeligkeit 35
Nicht Alles hier?
Kannſt Du Dich nicht des goldnen Zweiges freun,
Der vor des Tages Gluth Dich ſchützt?
Kannſt Du der Abendſonne Schein
Auf weichem Moos am Bache nicht 40
Die Bruſt entgegen heben?
Du wandelſt durch der Blumen friſchen Thau,
Pflückſt aus dem Ueberfluß
Des Waldgebüſches Dir
Gelegne Speiſe, letzeſt 45
Den leichten Durſt am Silberquell, –
O Freund, das wahre Glück
Iſt die Genügſamkeit,
Und die Genügſamkeit
Hat überall genug." 50
„O Weiſe!" ſprach der Adler, und tief ernſt
Verſinkt er tiefer in ſich ſelbſt,
„O Weisheit! Du redſt, wie eine Taube!"

XLVII. Fuchs und Kranich.

1. Zwei Personen ganz verschieden
Luden sich bei mir zu Tafel,
Diesmal lebten sie in Frieden,
Fuchs und Kranich, sagt die Fabel.
2. Beiden macht' ich was zurechte,
Rupfte gleich die jüngsten Tauben;
Weil er von Schakals Geschlechte,
Legt' ich bei geschwollne Trauben.
3. Langgehälstes Glasgefässe
Setzt' ich ungesäumt dagegen,
Wo sich klar im Elemente
Gold- und Silberfischlein regen.
4. Hättet Ihr den Fuchs gesehen
Auf der flachen Schüssel hausen,
Neidisch müßtet Ihr gestehen:
Welch' ein Appetit zum Schmausen!
5. Wenn der Vogel ganz bedächtig
Sich auf einem Fuße wiegte;
Hals und Schnabel, zart und schmächtig,
Zierlich nach den Fischlein schmiegte.
6. Dankend freuten sie beim Wandern
Sich der Tauben, sich der Fischchen;
Jeder spottete des andern,
Als genährt am Katzentischchen.
7. Willst nicht Salz und Schmalz verlieren;
Mußt gemäß den Urgeschichten,
Wenn die Leute willst gastiren,
Dich nach Schnauz und Schnabel richten.

XLVIII. Die Fröschlein.

Ein großer Teich war zugefroren,
Die Fröschlein, in der Tiefe verloren,
Durften nicht ferner quacken, noch springen,
Versprachen sich aber im halben Traum,
Fänden sie da nur oben Raum,
Wie Nachtigallen wollten sie singen.
Der Thauwind kam, das Eis zerschmolz,
Nun ruderten sie und landeten stolz,
Und saßen am Ufer weit und breit,
Und quackten, wie vor alter Zeit.

XLIX. Die Freude.

Es flattert um die Quelle
Die wechselnde Libelle;
Mich freut sie lange schon;
Bald dunkel und bald helle,
5 Wie der Chamäleon,
Bald roth, bald blau,
Bald blau, bald grün;
O daß ich in der Nähe
Doch ihre Farben sähe!
10 Sie schwirrt und schwebet, rastet nie!
Doch still, sie setzt sich an die Weiden.
Da hab' ich sie! Da hab' ich sie!
Und nun betracht' ich sie genau,
Und seh' ein traurig dunkles Blau. —
15 So geht es Dir, Zergliedrer Deiner Freuden!

L. Die Nektartropfen.

Als Minerva jenen Liebling,
Den Prometheus, zu begünst'gen,
Eine volle Nektarschale
Von dem Himmel niederbrachte,
Seine Menschen zu beglücken 5
Und den Trieb zu holden Künsten
Ihrem Busen einzuflößen;
Eilte sie mit schnellen Füßen,
Daß sie Jupiter nicht sähe;
Und die goldne Schale schwankte, 10
Und es fielen wenig Tropfen
Auf den grünen Boden nieder.
Emsig waren drauf die Bienen
Hinterher, und saugten fleißig;
Kam der Schmetterling geschäftig, 15
Auch ein Tröpfchen zu erhaschen;
Selbst die ungestalte Spinne
Kroch herbei und sog gewaltig.
Glücklich haben sie gekostet,
Sie und andre zarte Thierchen! 20
Denn sie theilen mit dem Menschen
Nun das schönste Glück, die Kunst.

LI. Gedichte.

Gedichte sind gemalte Fensterscheiben!
Sieht man vom Markte in die Kirche hinein,
Da ist Alles dunkel und düster;
Und so sieht's auch der Herr Philister;
Der mag denn wohl verdrießlich sein 5
Und lebenslang verdrießlich bleiben.
Kommt aber nur einmal herein!
Begrüßt die heilige Kapelle;
Da ist's auf einmal farbig helle,
Geschicht' und Zierat glänzt in Schnelle, 10
Bedeutend wirkt ein edler Schein;
Dies wird Euch Kindern Gottes taugen,
Erbaut Euch und ergötzt die Augen.

LII. Erste Parabel.

Ein Meister einer ländlichen Schule
Erhub sich einst von seinem Stuhle,
Und hatte fest sich vorgenommen,
In bessere Gesellschaft zu kommen;
Deswegen er im nahen Bad 5
In den sogenannten Salon eintrat.
Verblüfft war er gleich an der Thür,
Als wenn's ihm zu vornehm widerführ';
Macht daher dem ersten Fremden rechts
Einen tiefen Bückling, es war nichts Schlechts; 10
Aber hinten hätt' er nicht vorgesehn,
Daß da auch wieder Leute stehn,
Gab Einem zur Linken in den Schooß
Mit seinem Hintern einen derben Stoß.
Das hätt' er schnell gern abgebüßt; 15
Doch wie er eilig Den wieder begrüßt,
So stößt er rechts einen Andern an,
Er hat wieder Jemand was Leids gethan.
Und wie er's Diesem wieder abbittet,
Er's wieder mit einem andern verschüttet. 20
Und komplimentirt sich zu seiner Qual
Von hinten und vorn so durch den Saal,

Bis ihm endlich ein derber Geist
Ungeduldig die Thüre weist.
25 Möge doch Mancher in seinen Sünden
Hievon die Nutzanwendung finden.

LIII. Zweite Parabel.

Da er nun seine Straße ging,
Dacht' er: „Ich machte mich zu gering,
Will mich aber nicht weiter schmiegen;
Denn wer sich grün macht, den fressen die Ziegen.
5 So ging er gleich frisch querfeldein,
Und zwar nicht über Stock und Stein;
Sondern über Aecker und gute Wiesen,
Zertrat das Alles mit latschen Füßen.
Ein Besitzer begegnet ihm so,
10 Und fragt nicht weiter wie? noch wo?
Sondern schlägt ihn tüchtig hinter die Ohren.
„Bin ich doch gleich wie neugeboren!"
Ruft unser Wanderer hochentzückt.
„Wer bist Du, Mann, der mich beglückt!
15 Möchte mich Gott doch immer segnen,
Daß mir so fröhliche Gesellen begegnen!"

LIV. Hochzeitlied.

1. Wir singen und sagen vom Grafen so gern,
Der hier in dem Schlosse gehauset,
Da wo Ihr den Enkel des seligen Herrn,
Den heute vermählten, beschmauset.
Nun hatte sich jener im heiligen Krieg
Zu Ehren gestritten durch mannigen Sieg,
Und als er zu Hause vom Rösselein stieg,
Da fand er sein Schlösselein oben;
Doch Diener und Habe zerstoben.
2. Da bist Du nun, Gräflein, da bist Du zu Haus,
Das Heimische findest Du schlimmer!
Zum Fenster da ziehen die Winde hinaus,
Sie kommen durch alle die Zimmer.
Was wäre zu thun in der herbstlichen Nacht?
So hab' ich doch manche noch schlimmer vollbracht,
Der Morgen hat alles wohl besser gemacht.
Drum rasch bei der mondlichen Helle
In's Bett, in das Stroh, in's Gestelle.
3. Und als er im willigen Schlummer so lag,
Bewegt es sich unter dem Bette.
Die Ratte, die raschle, so lange sie mag!
Ja, wenn sie ein Bröselein hätte!
Doch siehe! da stehet ein winziger Wicht,
Ein Zwerglein so zierlich mit Ampelen-Licht,
Mit Rednergeberden und Sprechergewicht,
Zum Fuß des ermüdeten Grafen,
Der, schläft er nicht, möcht' er doch schlafen.
4. „Wir haben uns Feste hier oben erlaubt,
Seitdem Du die Zimmer verlassen,
Und weil wir Dich weit in der Ferne geglaubt,
So dachten wir eben zu prassen.
Und wenn Du vergönnest und wenn Dir nicht graut,
So schmausen die Zwerge, behaglich und laut,
Zu Ehren der reichen, der niedlichen Braut."
Der Graf, im Behagen des Traumes:
„Bedienet Euch immer des Raumes!"
5. Da kommen drei Reiter, sie reiten hervor,
Die unter dem Bette gehalten;
Dann folget ein singendes, klingendes Chor
Possirlicher kleiner Gestalten;
Und Wagen auf Wagen mit allem Geräth,
Daß Einem so hören und Sehen vergeht,
Wie's nur in den Schlössern der Könige steht;
Zuletzt auf vergoldetem Wagen
Die Braut und die Gäste getragen.
6. So rennet nun Alles in vollem Galopp
Und kürt sich im Saale sein Plätzchen;
Zum Drehen und Walzen und lustigen Hopp
Erkieset sich jeder ein Schätzchen.
Da pfeift es und geigt es und klinget und klirrt,
Da ringelt's und schleift es und rauschet und wirrt,
Da pispert's und knistert's und flistert's und schwirrt;
Das Gräflein, es blicket hinüber,
Es dünkt ihn, als läg' er im Fieber.
7. Nun dappelt's und rappelt's und klappert's im Saal,
Von Bänken und Stühlen und Tischen,
Da will nun ein Jeder am festlichen Mahl,
Sich neben dem Liebchen erfrischen;
Sie tragen die Würste, die Schinken so klein,
Und Braten und Fisch' und Geflügel herein;
Es kreiset beständig der köstliche Wein;
Das toset und koset so lange,
Verschwindet zuletzt mit Gesange.

8. Und sollen wir singen, was weiter geschehn,
So schweige das Toben und Tosen.
Denn was er, so artig, im Kleinen gesehn,
Erfuhr er, genoß er im Großen.
Trompeten und klingender singender Schall,
Und Wagen und Reiter und bräutlicher Schwall,
Sie kommen und zeigen und neigen sich all',
Unzählige, selige Leute.
So ging es und geht es noch heute.

LV. Die wandelnde Glocke.

1. Es war ein Kind, das wollte nie
Zur Kirche sich bequemen,
Und Sonntags fand es stets ein Wie,
Den Weg in's Feld zu nehmen.
2. Die Mutter sprach: „Die Glocke tönt,
Und so ist Dir's befohlen,
Und hast Du Dich nicht hingewöhnt,
Sie kommt und wird Dich holen."
3. Das Kind es denkt: die Glocke hängt
Da droben auf dem Stuhle.
Schon hat's den Weg in's Feld gelenkt,
Als lief es aus der Schule.
4. Die Glocke, Glocke tönt nicht mehr,
Die Mutter hat gefackelt.
Doch welch ein Schrecken hinterher!
Die Glocke kommt gewackelt.
5. Sie wackelt schnell, man glaubt es kaum;
Das arme Kind im Schrecken,
Es lauft, es kommt, als wie ein Traum;
Die Glocke wird es decken.

6. Doch nimmt es richtig seinen Husch
Und mit gewandter Schnelle
Eilt es durch Anger, Feld und Busch
Zur Kirche, zur Kapelle.
7. Und jeden Sonn- und Feiertag
Gedenkt es an den Schaden,
Läßt durch den ersten Glockenschlag,
Nicht in Person sich laden.

LVI. Der getreue Eckart.

1. „O wären wir weiter, o wär' ich zu Haus!
Sie kommen. Da kommt schon der nächtliche Graus;
Sie sind's die unholdigen Schwestern.
Sie streifen heran und sie finden uns hier,
Sie trinken das mühsam Geholte, das Bier,
Und lassen nur leer uns die Krüge."
2. So sprechen die Kinder und drücken sich schnell;
Da zeigt sich vor ihnen ein alter Gesell:
„Nur stille, Kind! Kinderlein, stille!
Die Hulden, sie kommen von durstiger Jagd
Und laßt Ihr sie trinken wie's jeder behagt,
Dann sind sie Euch hold, die Unholden."
3. Gesagt so geschehn! und da naht sich der Graus
Und siehet so grau und so schattenhaft aus,
Doch schlürft es und schlampft es auf's Beste.
Das Bier ist verschwunden, die Krüge sind leer;
Nun saus't es und braus't es das wüthige Heer,
In's weite Gethal und Gebirge.
4. Die Kinderlein ängstlich gen Hause so schnell,
Gesellt sich zu ihnen der fromme Gesell:
„Ihr Püppchen, nur seid mir nicht traurig!" —
„Wir kriegen nun Schelten und Streich' bis auf's Blut." —
„Nein, keineswegs, Alles geht herrlich und gut,
Nur schweiget und horchet wie Mäuslein.
5. Und der es Euch anräth und der es befiehlt,
Er ist es, der gern mit den Kindelein spielt,
Der alte Getreue, der Eckart.
Vom Wundermann hat man Euch immer erzählt,
Nur hat die Bestätigung Jedem gefehlt,
Die habt Ihr nun köstlich in Händen."
6. Sie kommen nach Hause, sie setzen den Krug
Ein jedes den Aeltern, bescheiden genug,
Und harren der Schläg' und der Schelten.
Doch siehe, man kostet: „ein herrliches Bier!"
Man trinkt in die Runde schon dreimal und vier
Und noch nimmt der Krug nicht ein Ende.
7. Das Wunder, es dauert zum morgenden Tag.
Doch fraget, wer immer zu fragen vermag:
Wie ist's mit den Krügen ergangen?
Die Mäuslein, sie lächeln, im Stillen ergetzt;
Sie stammeln und stottern und schwatzen zuletzt,
Und gleich sind vertrocknet die Krüge.
8. Und wenn Euch, Ihr Kinder, mit treuem Gesicht
Ein Vater, ein Lehrer, ein Aldermann spricht,
So horchet und folget ihm pünktlich!
Und liegt auch das Zünglein in peinlicher Hut,
Verplaudern ist schädlich, verschweigen ist gut;
Dann füllt sich das Bier in den Krügen.

LVII. Der Zauberlehrling.

1. Hat der alte Hexenmeister
Sich doch einmal wegbegeben!
Und nun sollen seine Geister
Auch nach meinem Willen leben.
Seine Wort' und Werke
Merkt' ich, und den Brauch,
Und mit Geistesstärke
Thu' ich Wunder auch.
Walle! walle
Manche Strecke,
Daß zum Zwecke
Wasser fließe,
Und mit reichem, vollem Schwalle
Zu dem Bade sich ergieße.
2. Und nun komm, Du alter Besen!
Nimm die schlechten Lumpenhüllen;
Bist schon lange Knecht gewesen;
Nun erfülle meinen Willen!
Auf zwei Beinen stehe,
Oben sei ein Kopf,
Eile nun und gehe
Mit dem Wassertopf!
Walle! walle
Manche Strecke,
Daß zum Zwecke
Wasser fließe,
Und mit reichem, vollem Schwalle
Zu dem Bade sich ergieße.
3. Seht, er läuft zum Ufer nieder;
Wahrlich! ist schon an dem Flusse,
Und mit Blitzesschnelle wieder
Ist er hier mit raschem Gusse.
Schon zum zweitenmale!
Wie das Becken schwillt!
Wie sich jede Schale
Voll mit Wasser füllt!
Stehe! stehe!
Denn wir haben
Deiner Gaben
Vollgemessen! —
Ach, ich merk' es! Wehe! wehe!
Hab' ich doch das Wort vergessen!
4. Ach das Wort, worauf am Ende
Er das wird, was er gewesen.
Ach, er läuft und bringt behende!
Wärst Du doch der alte Besen!
Immer neue Güsse
Bringt er schnell herein,
Ach! und hundert Flüsse
Stürzen auf mich ein.
Nein, nicht länger
Kann ich's lassen;
Will ihn fassen.
Das ist Tücke!
Ach! nun wird mir immer bänger!
Welche Miene! welche Blicke!
5. O, Du Ausgeburt der Hölle!
Soll das ganze Haus ersaufen?
Seh' ich über jede Schwelle
Doch schon Wasserströme laufen,
Ein verruchter Besen,
Der nicht hören will!

Stock, der Du gewesen,
Steh' doch wieder still!
Willst's am Ende
Gar nicht lassen?
Will Dich fassen,
Will Dich halten,
Und das alte Holz behende
Mit dem scharfen Beile spalten.
6. Seht, da kommt er schleppend wieder!
Wie ich mich nun auf Dich werfe,
Gleich, o Kobold, liegst Du nieder;
Krachend trifft die glatte Schärfe.
Wahrlich! brav getroffen!
Seht, er ist entzwei!
Und nun kann ich hoffen,
Und ich athme frei!
Wehe! wehe!
Beide Theile
Stehn in Eile
Schon als Knechte
Völlig fertig in die Höhe!
Helft mir, ach! Ihr hohen Mächte!
7. Und sie laufen! Naß und näßer
Wird's im Saal und auf den Stufen.
Welch' entsetzliches Gewässer!
Herr und Meister! hör' mich rufen! —
Ach da kommt der Meister!
Herr, die Noth ist groß!
Die ich rief, die Geister,
Werd' ich nun nicht los.
„In die Ecke,
Besen! Besen!
Seid's gewesen.
Denn als Geister
Ruft Euch nur zu seinem Zwecke
Erst hervor der alte Meister."

LVIII. Heidenröslein.

1. Sah ein Knab' ein Röslein stehn,
Röslein auf der Heiden,
War so jung und morgenschön,
Lief er schnell, es nah' zu sehn,
Sah's mit vielen Freuden.
Röslein, Röslein, Röslein roth,
Röslein auf der Heiden.
2. Knabe sprach: Ich breche Dich,
Röslein auf der Heiden!
Röslein sprach: Ich steche Dich,
Daß Du ewig denkst an mich,
Und ich will's nicht leiden.
Röslein, Röslein, Röslein roth,
Röslein auf der Heiden.
3. Und der wilde Knabe brach
's Röslein auf der Heiden;
Röslein wehrte sich und stach,
Half ihr doch kein Weh und Ach,
Mußt' es eben leiden.
Röslein, Röslein, Röslein roth,
Röslein auf der Heiden.

LIX. Gefunden.

1. Ich ging im Walde
So für mich hin,
Und Nichts zu suchen,
Das war mein Sinn.
2. Im Schatten sah' ich
Ein Blümchen stehn,
Wie Sterne leuchtend,
Wie Aeuglein schön.
3. Ich wollt' es brechen,
Da sagt' es fein:
Soll ich zum Welken
Gebrochen sein?
4. Ich grub's mit allen
Den Würzlein aus,
Zum Garten trug ich's
Am hübschen Haus.
5. Und pflanzt' es wieder
Am stillen Ort;
Nun zweigt es immer
Und blüht so fort.

LX. Geistes-Gruß.

1. Hoch auf dem alten Thurme steht
Des Helden edler Geist,
Der, wie das Schiff vorübergeht,
Es wohl zu fahren heißt.
2. „Sieh, diese Sehne war so stark,
Dieß Herz so fest und wild,
Die Knochen voll von Rittermark,
Der Becher angefüllt;"
3. „Mein halbes Leben stürmt' ich fort,
Verdehnt' die Hälft' in Ruh',
Und Du, Du Menschen-Schifflein dort,
Fahr' immer, immer zu!"

LXI. Der Sänger.

1. „Was hör' ich draußen vor dem Thor,
Was auf der Brücke schallen?
Laß den Gesang vor unserm Ohr
Im Saale wiederhallen!"
Der König sprach's, der Page lief;
Der Knabe kam, der König rief:
„Laßt mir herein den Alten!"
2. „Gegrüßet seid mir, edle Herrn,
Gegrüßt Ihr, schöne Damen!
Welch reicher Himmel! Stern bei Stern!
Wer kennet ihre Namen?
Im Saal voll Pracht und Herrlichkeit
Schließt, Augen, Euch; hier ist nicht Zeit,
Sich staunend zu ergetzen."
3. Der Sänger drückt' die Augen ein,
Und schlug in vollen Tönen;
Die Ritter schauten muthig drein,
Und in den Schooß die Schönen.
Der König, dem das Lied gefiel,
Ließ, ihn zu ehren für sein Spiel,
Eine goldne Kette reichen.
4. „Die goldne Kette gib mir nicht,
Die Kette gib den Rittern,
Vor deren kühnem Angesicht
Der Feinde Lanzen splittern;
Gib sie dem Kanzler, den Du hast,
Und laß ihn noch die goldne Last
Zu andern Lasten tragen.
5. Ich singe, wie der Vogel singt,

Der in den Zweigen wohnet;
Das Lied, das aus der Kehle dringt,
Ist Lohn, der reichlich lohnet.
Doch darf ich bitten, bitt' ich Eins:
Laß mir den besten Becher Weins
In purem Golde reichen."
6. Er setzt' ihn an, er trank ihn aus:
„O Trank voll süßer Labe!
O wohl dem hochbeglückten Haus,
Wo das ist kleine Gabe!
Ergeht's Euch wohl, so denkt an mich,
Und danket Gott so warm, als ich
Für diesen Trunk Euch danke."

LXII. Das Veilchen.

1. Ein Veilchen auf der Wiese stand,
Gebückt in sich und unbekannt;
Es war ein herzig's Veilchen.
Da kam eine junge Schäferin,
Mit leichtem Schritt und munterm Sinn,
Daher, daher,
Die Wiese her, und sang.
2. Ach! denkt das Veilchen, wär' ich nur
Die schönste Blume der Natur,
Ach, nur ein kleines Weilchen,
Bis mich das Liebchen abgepflückt,
Und an dem Busen matt gedrückt!
Ach nur, ach nur
Ein Viertelstündchen lang!
3. Ach! aber ach! das Mädchen kam
Und nicht in Acht das Veilchen nahm,
Ertrat das arme Veilchen.
Es sang und starb und freut sich noch:
„Und sterb' ich denn, so sterb' ich doch
Durch sie, durch sie,
Zu ihren Füßen doch."

LXIII. Erlkönig.

1. Wer reitet so spät durch Nacht und Wind?
Es ist der Vater mit seinem Kind;
Er hat den Knaben wohl in dem Arm,
Er faßt ihn sicher, er hält ihn warm.
2. „Mein Sohn, was birgst Du so bang Dein Gesicht?" —
„Siehst, Vater, Du den Erlkönig nicht?
Den Erlenkönig mit Kron' und Schweif?"
„Mein Sohn, es ist ein Nebelstreif." —
3. „Du liebes Kind, komm', geh' mit mir!
Gar schöne Spiele spiel' ich mit Dir;
Manch' bunte Blumen sind an dem Strand;
Meine Mutter hat manch' gülden Gewand." —
4. „Mein Vater, mein Vater, und hörest Du nicht,
Was Erlenkönig mir leise verspricht?" —
„Sei ruhig, bleibe ruhig, mein Kind;
In dürren Blättern säuselt der Wind." —
5. „Willst, feiner Knabe, Du mit mir gehn?
Meine Töchter sollen Dich warten schön;
Meine Töchter führen den nächtlichen Reih'n,
Und wiegen und tanzen und singen Dich ein."
6. „Mein Vater, mein Vater, und siehst Du nicht dort
Erlkönigs Töchter am düstern Ort?" —
„Mein Sohn, mein Sohn, ich seh' es genau;
Es scheinen die alten Weiden so grau." —
7. „Ich liebe Dich, mich reizt Deine schöne Gestalt;
Und bist Du nicht willig, so brauch' ich Gewalt." —
„Mein Vater, mein Vater, jetzt faßt er mich an!
Erlkönig hat mir ein Leids gethan!" —
8. Dem Vater grauset's, er reitet geschwind,
Er hält in Armen das ächzende Kind,
Erreicht den Hof mit Mühe und Noth;
In seinen Armen das Kind war todt.

LXIV. Der Fischer.

1. Das Wasser rauscht', das Wasser schwoll,
Ein Fischer saß daran,
Sah nach dem Angel ruhevoll,
Kühl bis an's Herz hinan.
Und wie er sitzt, und wie er lauscht,
Theilt sich die Fluth empor;
Aus dem bewegten Wasser rauscht
Ein feuchtes Weib hervor.
2. Sie sang zu ihm, sie sprach zu ihm:
„Was lockst Du meine Brut
Mit Menschenwitz und Menschenlist
Hinauf in Todesgluth?
Ach wüßtest Du, wie's Fischlein ist
So wohlig auf dem Grund,
Du stiegst herunter, wie Du bist,
Und würdest erst gesund.
3. Labt sich die liebe Sonne nicht,
Der Mond sich nicht im Meer?
Kehrt wellenathmend ihr Gesicht
Nicht doppelt schöner her?
Lockt Dich der tiefe Himmel nicht,
Das feuchtverklärte Blau?
Lockt Dich Dein eigen Angesicht
Nicht her in ew'gen Thau?"
4. Das Wasser rauscht', das Wasser schwoll,
Netzt' ihm den nackten Fuß;
Sein Herz wuchs ihm so sehnsuchtsvoll,
Wie bei der Liebsten Gruß.
Sie sprach zu ihm, sie sang zu ihm;
Da war's um ihn geschehn:
Halb zog sie ihn, halb sank er hin,
Und ward nicht mehr gesehn.

LXV. Der König in Thule.

1. Es war ein König in Thule
Gar treu bis an das Grab,
Dem sterbend seine Buhle
Einen goldnen Becher gab.
2. Es ging ihm Nichts darüber,
Er leert' ihn jeden Schmaus;
Die Augen gingen ihm über,
So oft er trank daraus.
3. Und als er kam zu sterben,
Zählt' er seine Städt' im Reich,
Gönnt' Alles seinem Erben,
Den Becher nicht zugleich.
4. Er saß beim Königsmahle,
Die Ritter um ihn her,

Auf hohem Vätersaale
Dort auf dem Schloß am Meer.
5. Dort stand der alte Zecher,
Trank letzte Lebensgluth,
Und warf den heil'gen Becher
Hinunter in die Fluth.
6. Er sah ihn stürzen, trinken,
Und sinken tief in's Meer.
Die Augen thäten ihm sinken;
Trank nie einen Tropfen mehr.

LXVI. Der Schatzgräber.

1. Arm am Beutel, krank am Herzen,
Schleppt' ich meine langen Tage.
Armuth ist die größte Plage,
Reichthum ist das höchste Gut!
Und, zu enden meine Schmerzen,
Ging ich einen Schatz zu graben.
„Meine Seele sollst Du haben!"
Schrieb ich hin mit eignem Blut.
2. Und so zog' ich Kreis' um Kreise,
Stellte wunderbare Flammen,
Kraut und Knochenwerk zusammen:
Die Beschwörung war vollbracht.
Und auf die gelernte Weise
Grub ich nach dem alten Schatze
Auf dem angezeigten Platze:
Schwarz und stürmisch war die Nacht.
3. Und ich sah ein Licht von Weiten,
Und es kam gleich einem Sterne
Hinten aus der fernsten Ferne,
Eben als es zwölfe schlug.
Und da galt kein Vorbereiten.
Heller ward's mit einemmale
Von dem Glanz der vollen Schale,
Die ein schöner Knabe trug.
4. Holde Augen sah ich blinken
Unter dichtem Blumenkranze;
In des Trankes Himmelsglanze
Trat er in den Kreis herein.
Und er hieß mich freundlich trinken;
Und ich dacht': es kann der Knabe
Mit der schönen lichten Gabe
Wahrlich nicht der Böse sein.
5. Trinke Muth des reinen Lebens!
Dann verstehst Du die Belehrung,
Kommst mit ängstlicher Beschwörung
Nicht zurück an diesen Ort.
Grabe hier nicht mehr vergebens.
Tages Arbeit! Abends Gäste!
Saure Wochen! Frohe Feste!
Sei Dein künftig Zauberwort.

LXVII. Der Todtentanz.

1. Der Thürmer, der schaut zu Mitten der Nacht
Hinab auf die Gräber in Lage;
Der Mond, der hat Alles in's Helle gebracht;
Der Kirchhof, er liegt, wie am Tage.
Da regt sich ein Grab und ein anderes dann:
Sie kommen hervor, ein Weib da, ein Mann,
In weißen und schleppenden Hemden.
2. Das reckt nun, es will sich ergetzen sogleich,
Die Knöchel zur Runde, zum Kranze,
So arm und so jung, und so alt und so reich;
Doch hindern die Schleppen am Tanze.
Und weil hier die Scham nun nicht weiter gebeut,
Sie schütteln sich alle, da liegen zerstreut
Die Hemdelein über den Hügeln.
3. Nun hebt sich der Schenkel, nun wackelt das Bein,
Geberden da gibt es vertrackte:
Dann klippert's und klappert's mitunter hinein,
Als schlüg' man die Hölzlein zum Takte.
Das kommt nun dem Thürmer so lächerlich vor;
Da raunt ihm der Schalk, der Versucher in's Ohr:
Geh! hole Dir einen der Laken.
4. Gethan wie gedacht! und er flüchtet sich schnell
Nun hinter geheiligte Thüren.
Der Mond und noch immer er scheinet so hell
Zum Tanz, den sie schauderlich führen.
Doch endlich verlieret sich Dieser und Der,
Schleicht eins nach dem andern gekleidet einher
Und husch ist es unter dem Rasen.
5. Nur Einer, der trippelt und stolpert zuletzt
Und tappet und grapst an den Grüften;
Doch hat kein Geselle so schwer ihn verletzt;
Er wittert das Tuch in den Lüften.
Er rüttelt die Thurmthür, sie schlägt ihn zurück
Geziert und gesegnet, dem Thürmer zum Glück,
Sie blinkt von metallenen Kreuzen.
6. Das Hemd muß er haben, da rastet er nicht,
Da gilt auch kein langes Besinnen,
Den gothischen Zierat ergreift nun der Wicht
Und klettert von Zinne zu Zinnen.
Nun ist's um den armen, den Thürmer gethan!
Es ruckt sich von Schnörkel zu Schnörkel hinan,
Langbeinigen Spinnen vergleichbar.
7. Der Thürmer erbleichet, der Thürmer erbebt,
Gern gäb' er ihn wieder, den Laken.
Da häckelt — jetzt hat er am längsten gelebt —
Den Zipfel ein eiserner Zacken.
Schon trübet der Mond sich verschwindenden Scheins,
Die Glocke, sie donnert ein mächtiges Eins
Und unten zerschellt das Gerippe.

LXVIII. Legende.

Als noch, verkannt und sehr gering,
Unser Herr auf der Erde ging,
Und viele Jünger sich zu ihm fanden,
Die sehr selten sein Wort verstanden,
Liebt' er sich gar über die Maßen, 5
Seinen Hof zu halten auf den Straßen,
Weil unter des Himmels Angesicht
Man immer besser und freier spricht.
Er ließ sie da die höchsten Lehren
Aus seinem heiligen Munde hören; 10
Besonders durch Gleichniß und Exempel
Macht' er einen jeden Markt zum Tempel.
So schlendert er in Geistes Ruh'
Mit ihnen einst einem Städtchen zu,
Sah Etwas blinken auf der Straß', 15

Das ein zerbrochen Hufeisen was.
Er sagte zu St. Peter drauf:
„Heb' doch einmal das Eisen auf!“
Sanct Peter war nicht aufgeräumt,
20 Er hatte so eben im Gehen geträumt,
So was vom Regiment der Welt,
Was einem Jeden wohlgefällt.
Denn im Kopf hat das keine Schranken;
Das waren so seine liebsten Gedanken.
25 Nun war der Fund ihm viel zu klein,
Hätte müssen Kron' und Scepter sein;
Aber wie sollt' er seinen Rücken
Nach einem halben Hufeisen bücken?
Er also sich zur Seite kehrt,
30 Und thut, als hätt' er's nicht gehört.
Der Herr nach seiner Langmuth drauf
Hebt selber das Hufeisen auf,
Und thut auch weiter nicht dergleichen.
Als sie nun bald die Stadt erreichen,
35 Geht er vor eines Schmiedes Thür,
Nimmt von dem Mann drei Pfennig dafür.
Und als sie über den Markt nun gehen,
Sieht er daselbst schöne Kirschen stehen,
Kauft ihrer, so wenig oder so viel,
40 Als man für einen Dreier geben will,
Die er sodann nach seiner Art
Ruhig im Aermel aufbewahrt.
Nun ging's zum andern Thor hinaus,
Durch Wies' und Felder ohne Haus,
45 Auch war der Weg von Bäumen bloß;
Die Sonne schien, die Hitz' war groß,
So daß man viel an solcher Stätt'
Für einen Trunk Wasser gegeben hätt'.
Der Herr geht immer voraus vor Allen,
50 Läßt unversehens eine Kirsche fallen.
Sanct Peter war gleich dahinter her,
Als wenn es ein goldner Apfel wär';
Das Beerlein schmeckte seinem Gaum.
Der Herr nach einem kleinen Raum
55 Ein ander Kirschlein zur Erde schickt,
Wornach Sanct Peter schnell sich bückt.
So läßt der Herr ihn seinen Rücken
Gar vielmal nach den Kirschen bücken.
Das dauert eine ganze Zeit.
60 Dann sprach der Herr mit Heiterkeit:
„Thät'st Du zur rechten Zeit Dich regen,
Hätt'st Du's bequemer haben mögen.
Wer geringe Ding' wenig acht't,
Sich um geringere Mühe macht.“

LXIX. Der neue Pausias und sein Blumenmädchen.

Sie. Schütte die Blumen nur her, zu meinen Füßen und Deinen!
Welch ein chaotisches Bild holder Verwirrung Du streust!
Er. Du erscheinest als Liebe, die Elemente zu knüpfen;
Wie Du sie bindest, so wird nun erst ein Leben daraus.
5 Sie. Sanft berühre die Rose, sie bleib' im Körbchen verborgen;
Wo ich Dich finde, mein Freund, öffentlich reich' ich sie Dir.
Er. Und ich thu', als kennt' ich Dich nicht, und danke Dir freundlich;
Aber dem Gegengeschenk weichet die Geberin aus.
Sie. Reiche die Hyacinthe mir nun, und reiche die Nelke,
Daß die frühe zugleich neben der späteren sei. 10
Er. Laß im blumigen Kreise zu Deinen Füßen mich sitzen,
Und ich fülle den Schooß Dir mit der lieblichen Schar.
Sie. Reiche den Faden mir erst; dann sollen die Gartenverwandten,
Die sich von ferne nur sahn, neben einander sich freun.
Er. Was bewundr' ich zuerst? was zuletzt? die herrlichen Blumen? 15
Oder der Finger Geschick? oder der Wählerin Geist?
Sie. Gib auch Blätter, den Glanz der blendenden Blumen zu mildern;
Auch das Leben verlangt ruhige Blätter im Kranz.
Er. Sage, was wählst Du so lange bei diesem Strauße? Gewiß ist
Dieser Jemand geweiht, den Du besonders bedenkst. 20
Sie. Hundert Sträuße vertheil' ich des Tags, und Kränze die Menge;
Aber den schönsten doch bring' ich am Abende Dir.
Er. Ach! wie wäre der Maler beglückt, der diese Gewinde
Malte, das blumige Feld, ach! und die Göttin zuerst!
Sie. Aber doch mäßig beglückt ist der, mich dünkt, der am Boden 25
Hier sitzt, dem ich den Kuß reichend noch glücklicher bin.
Er. Ach, Geliebte, noch Einen! Die neidischen Lüfte des Morgens
Nahmen den ersten sogleich mir von den Lippen hinweg.
Sie. Wie der Frühling die Blumen mir gibt, so geb' ich die Küsse
Gern dem Geliebten; und hier sei mit dem Kusse der Kranz! 30
Er. Hätt' ich das hohe Talent des Pausias glücklich empfangen:
Nachzubilden den Kranz wär' ein Geschäfte des Tags!
Sie. Schön ist er wirklich. Sieh' ihn nur an! Es wechseln die schönsten
Kinder Florens um ihn, bunt und gefällig, den Tanz.
Er. In die Kelche versenkt' ich mich dann, und erschöpfte den süßen 35
Zauber, den die Natur über die Kronen ergoß.
Sie. Und so fänd' ich am Abend noch frisch den gebundenen Kranz hier;
Unverwelklich spräch' uns von der Tafel er an.

LXIX. 9. mir zu und — 11. Laß zu Deinen Füßen mich sitzen, im blumigen Kreise, — 17. Gib auch Blätter, damit der Glanz der Blumen nicht blende; — 22. am Abend Dir zu. — 23. Ach, wie glücklich wäre der Maler, — 25. mäßig glücklich ist der, — 38. spräch' er von der Tafel uns an.

Er. Ach, wie fühl' ich mich arm und unvermögend! wie wünscht' ich
40 Fest zu halten das Glück, das mir die Augen versengt!
Sie. Unzufriedener Mann! Du bist ein Dichter, und neidest
Jenes Alten Talent? Brauche das Deinige doch!
Er. Und erreicht wohl der Dichter den Schmelz der farbigen Blumen?
Neben Deiner Gestalt bleibt nur ein Schatten sein Wort!
45 Sie. Aber vermag der Mahler wohl auszudrücken: ich liebe!
Nur Dich lieb' ich, mein Freund! lebe für Dich nur allein!
Er. Ach! und der Dichter selbst vermag nicht zu sagen: ich liebe!
Wie Du, himmlisches Kind, süß mir es schmeichelst ins Ohr.
Sie. Viel vermögen sie beide; doch bleibt die Sprache des Kusses
50 Mit der Sprache des Blicks nur den Verliebten geschenkt.
Er. Du vereinigest Alles; Du dichtest und malest mit Blumen:
Florens Kinder sind Dir Farben und Worte zugleich.
Sie. Nur ein vergängliches Werk entwindet der Hand sich des Mädchens
Jeden Morgen: die Pracht welkt vor dem Abende schon.
55 Er. Auch so geben die Götter vergängliche Gaben, und locken
Mit erneutem Geschenk immer die Sterblichen an.
Sie. Hat Dir doch kein Strauß, kein Kranz des Tages gefehlet,
Seit dem ersten, der Dich mir so von Herzen verband.
Er. Ja, noch hängt er zu Hause, der erste Kranz, in der Kammer,
60 Welchen Du mir, den Schmaus lieblich umwandelnd, gereicht.
Sie. Da ich den Becher Dir kränzte, die Rosenknospe hineinfiel,
Und Du trankest, und riefst: „Mädchen, die Blumen sind Gift!“
Er. Und dagegen Du sagtest: „Sie sind voll Honig, die Blumen;
Aber die Biene nur findet die Süßigkeit aus.“
65 Sie. Und der rohe Timanth ergriff mich, und sagte: „Die Hummeln
Forschen des herrlichen Kelchs süße Geheimnisse wohl?“
Er. Und Du wandtest Dich weg, und wolltest fliehen; es stürzten
Vor dem täppischen Mann Körbchen und Blumen hinab.
Sie. Und Du riefst ihm gebietend: „Das Mädchen laß nur! die Sträuße,
70 So wie das Mädchen selbst, sind für den feineren Sinn.“
Er. Aber fester hielt er Dich nur; es grins'te der Lacher,
Und Dein Kleid zerriß oben vom Nacken herab.
Sie. Und Du warfst in begeisterter Wuth den Becher hinüber,
Daß er am Schädel ihm, häßlich vergossen, erklang.
Er. Wein und Zorn verblendeten mich; doch sah ich den weißen 75
Nacken, die herrliche Brust, die Du bedecktest, im Blick.
Sie. Welch ein Getümmel ward und ein Aufstand! Purpurn das Blut lief,
Mit dem Weine vermischt, gräulich dem Gegner vom Haupt.
Er. Dich nur sah' ich, nur Dich am Boden knieend, verdrießlich;
Mit der einen Hand hieltst das Gewand Du hinauf. 80
Sie. Ach da flogen die Teller nach Dir! Ich sorgte, den edeln
Fremdling träfe der Wurf kreisend geschwungnen Metalls.
Er. Und doch sah ich nur Dich, wie rasch mit der anderen Hand Du
Körbchen, Blumen und Kranz sammeltest unter dem Stuhl.
Sie. Schützend tratest Du vor, daß nicht mich verletzte der Zufall, 85
Oder der zornige Wirth, weil ich das Mahl ihm gestört.
Er. Ja, ich erinn're mich noch; ich nahm den Teppich, wie Einer,
Der auf dem linken Arm gegen den Stier ihn bewegt.
Sie. Ruhe gebot der Wirth und sinnige Freunde. Da schlüpft' ich
Sachte hinaus; nach Dir wendet' ich immer den Blick. 90
Er. Ach, Du warst mir verschwunden! Vergebens sucht' ich in allen
Winkeln des Hauses herum, so wie auf Straßen und Markt.
Sie. Schamhaft blieb ich verborgen. Das unbescholtene Mädchen,
Sonst von den Bürgern geliebt, war nun das Mährchen des Tags.
Er. Blumen sah ich genug und Sträuße, Kränze die Menge; 95
Aber Du fehltest mir, aber Du fehltest der Stadt.
Sie. Stille saß ich zu Hause. Da blätterte los sich vom Zweige
Manche Rose, so auch dorrte die Nelke dahin.
Er. Mancher Jüngling sprach auf dem Platze: „Da liegen die Blumen!
Aber die Liebliche fehlt, die sie verbände zum Kranz.“ 100
Sie. Kränze band ich indessen zu Hauf', und ließ sie verwelken.

43. Ach! erreicht wohl — 54. Jeden Morgen, es welkt früher als Abend die Pracht. — 55. Gaben, damit sie — 56. Stets erneuend und stets ziehen die Herrlichen an. — 60. Den Du mir rc. — 61. kränzte und eine Blume hineinfiel, — 79. Und ich sahe nur Dich — 81. Und es flogen die Teller — 83. „rasch“ fehlt in der 1. Ausg. — 85. Daß mich nicht der Zufall verletzte, — 98. so auch welkte die Nelke dahin.

Siehst Du? da hangen sie noch neben dem Herde für Dich.
Er. Auch so welkte der Kranz, Dein erstes Geschenk! Ich vergaß nicht
Ihn im Getümmel, ich hing neben dem Bett mir ihn auf.
105 Sie. Abends betrachtet' ich mir die welkenden, saß noch und weinte,
Bis in der dunkelen Nacht Farbe nach Farbe verlosch.
Er. Irrend ging ich umher und fragte nach Deiner Behausung;
Keiner der Eitelsten selbst konnte mir geben Bescheid.
Sie. Keiner hat je mich besucht, und Keiner weiß die entlegne
110 Wohnung; die Größe der Stadt birget die Aermere leicht.
Er. Irrend lief ich umher und flehte zur spähenden Sonne:
„Zeige mir, mächtiger Gott, wo Du im Winkel ihr scheinst!“
Sie. Große Götter hörten Dich nicht; doch Penia hört' es.
Endlich trieb die Noth nach dem Gewerbe mich aus.
115 Er. Trieb nicht noch Dich ein anderer Gott, den Beschützer zu suchen?
Hatte nicht Amor für uns wechselnde Pfeile getauscht?
Sie. Spähend sucht' ich Dich auf bei vollem Markt, und ich sah Dich!
Er. Und es hielt' das Gedräng' keines der Liebenden auf.
Sie. Schnell wir theilten das Volk, wir kamen zusammen; Du standest,
120 Er. Und Du standest vor mir, ja! und wir waren allein.
Sie. Mitten unter den Menschen! sie schienen nur Sträucher und Bäume,
Er. Und mir schien ihr Getös' nur ein Geriesel des Quells.
Sie. Immer allein sind Liebende sich in der größten Versammlung;
Aber sind sie zu zwei'n, stellt auch der Dritte sich ein.
125 Er. Amor, ja! er schmückt sich mit diesen herrlichen Kränzen.
Schütte die Blumen nun doch fort, aus dem Schooße den Rest!
Sie. Nun, ich schüttle sie weg, die schönen. In Deiner Umarmung,
Lieber, geht mir auch heut wieder die Sonne nur auf.

LXX. Der Wandrer.

Wandrer. Gott segne Dich, junge Frau,
Und den säugenden Knaben
An Deiner Brust!
Laß mich an der Felsenwand hier,
5 In des Ulmbaums Schatten,
Meine Bürde werfen,
Neben Dir ausruhn.
Frau. Welch Gewerb' treibt Dich
Durch des Tages Hitze
Den staubigen Pfad her? 10
Bringst Du Waaren aus der Stadt
Im Land herum?
Lächelst, Fremdling,
Ueber meine Frage?
Wandrer. Keine Waaren bring' ich aus der Stadt: 15
Kühl wird nun der Abend.
Zeige mir den Brunnen,
Draus Du trinkest,
Liebes, junges Weib!
Frau. Hier den Felsenpfad hinauf. 20
Geh' voran! Durch's Gebüsche
Geht der Pfad nach der Hütte,
Drin ich wohne,
Zu dem Brunnen,
Den ich trinke. 25
Wandrer. Spuren ordnender Menschenhand
Zwischen dem Gesträuch!
Diese Steine hast Du nicht gefügt,
Reichhinstreuende Natur!
Frau. Weiter hinauf! 30
Wandrer. Von dem Moos gedeckt ein Architrav!
Ich erkenne Dich, bildender Geist,
Hast Dein Siegel in den Stein geprägt.
Frau. Weiter, Fremdling!
Wandrer. Eine Inschrift, über die ich trete! 35
Nicht zu lesen!
Weggewandelt seid Ihr,
Tiefgegrabne Worte,
Die Ihr Euers Meisters Andacht
Tausend Enkeln zeigen solltet. 40
Frau. Staunest, Fremdling,
Diese Stein' an?
Droben sind der Steine viel
Um meine Hütte.
Wandrer. Droben? 45
Frau. Gleich zur Linken
Durch's Gebüsch hinan,
Hier.
Wandrer. Ihr Musen und Grazien!
Frau. Das ist meine Hütte. 50
Wandrer. Eines Tempels Trümmer!
Frau. Hier zur Seit' hinab
Quillt der Brunnen,
Den ich trinke.
Wandrer. Glühend webst Du 55
Ueber Deinem Grabe,
Genius! über Dir
Ist zusammengestürzt
Dein Meisterstück,
O Du Unsterblicher! 60
Frau. Wart', ich hole das Gefäß
Dir zum Trinken.
Wandrer. Epheu hat Deine schlanke
Götterbildung umkleidet.
Wie Du emporstrebst 65
Aus dem Schutte,
Säulenpaar!

---

103. Kranz, der erste, ich hatt' im Getümmel — 104. Nicht ihn vergessen, ich hängt' neben dem Bett ꝛc. — 105. Und ich sah die Kränze des Abends, und saß ꝛc. — 109. weiß die verborgne W. — 119. Ja wir theilten das Volk ꝛc. —

Und Du, einsame Schwester, dort,
Wie Ihr,
70 Düstres Moos auf dem heiligen Haupt,
Majestätisch trauernd herabschaut
Auf die zertrümmerten
Zu Euern Füßen,
Eure Geschwister!
75 In des Brombeergesträuches Schatten
Deckt sie Schutt und Erde,
Und hohes Gras wankt drüber hin.
Schätzest Du so, Natur,
Deines Meisterstücks Meisterstück?
80 Unempfindlich zertrümmerst Du
Dein Heiligthum?
Säest Disteln drein?
Frau. Wie der Knabe schläft!
Willst Du in der Hütte ruhn,
85 Fremdling? Willst Du hier
Lieber in dem Freien bleiben?
Es ist kühl! Nimm den Knaben,
Daß ich Wasser schöpfen gehe.
Schlafe, Lieber! schlaf'!
90 Wandrer. Süß ist Deine Ruh'!
Wie's in himmlischer Gesundheit
Schwimmend, ruhig athmet!
Du, geboren über Resten
Heiliger Vergangenheit,
95 Ruh' ihr Geist auf Dir!
Welchen der umschwebt,
Wird in Götterselbstgefühl
Jedes Tags genießen.
Voller Keim blüh' auf,
100 Des glänzenden Frühlings
Herrlicher Schmuck,
Und leuchte vor Deinen Gesellen!
Und welkt die Blüthenhülle weg,
Dann steig' aus Deinem Busen,
105 Die volle Frucht,
Und reife der Sonn' entgegen.
Frau. Gesegne's Gott! — Und schläft er noch?
Ich habe Nichts zum frischen Trunk,
Als ein Stück Brod, das ich Dir bieten kann.
110 Wandrer. Ich danke Dir.
Wie herrlich alles blüht umher
Und grünt!
Frau. Mein Mann wird bald
Nach Hause sein
115 Vom Feld. O bleibe, bleibe, Mann!
Und iß mit uns das Abendbrod.
Wandrer. Ihr wohnet hier?
Frau. Da, zwischen dem Gemäuer her.
Die Hütte baute noch mein Vater
120 Aus Ziegeln und des Schuttes Steinen.
Hier wohnen wir.
Er gab mich einem Ackersmann,
Und starb in unsern Armen. —
Hast Du geschlafen, liebes Herz?
125 Wie er munter ist, und spielen will!
Du Schelm!
Wandrer. Natur! Du ewig keimende,
Schaffst Jeden zum Genuß des Lebens,
Hast Deine Kinder alle mütterlich
130 Mit Erbtheil ausgestattet, einer Hütte.
Hoch baut die Schwalb' an das Gesims,
Unfühlend, welchen Zierat
Sie verklebt;
Die Raup' umspinnt den goldnen Zweig
135 Zum Winterhaus für ihre Brut;
Und Du flickst zwischen der Vergangenheit
Erhabne Trümmer
Für Deine Bedürfniss'
Eine Hütte, o Mensch,
140 Genießest über Gräbern! —
Leb' wohl, Du glücklich Weib!
Frau. Du willst nicht bleiben?
Wandrer. Gott erhalt' Euch,
Segn' Euern Knaben!
145 Frau. Glück auf den Weg!
Wandrer. Wohin führt mich der Pfad
Dort über'n Berg?
Frau. Nach Cuma.
Wandrer. Wie weit ist's hin?
150 Frau. Drei Meilen gut.
Wandrer. Leb' wohl!
O leite meinen Gang, Natur!
Den Fremdlingsreisetritt,
Den über Gräber
155 Heiliger Vergangenheit
Ich wandle.
Leit' ihn zum Schutzort,
Vor'm Nord gedeckt,
Und wo dem Mittagsstrahl
160 Ein Pappelwäldchen wehrt.
Und kehr' ich dann
Am Abend heim
Zur Hütte,
Vergoldet vom letzten Sonnenstrahl;
165 Laß mich empfangen solch ein Weib,
Den Knaben auf dem Arm!

LXXI. Erklärung eines alten Holzschnittes,

vorstellend

Hans Sachsens poetische Sendung.

In seiner Werkstatt Sonntags früh
Steht unser theurer Meister hie,
Sein schmutzig Schurzfell abgelegt,
Ein'n saubern Feyerwamms er trägt,
5 Läßt Pechdrath, Hammer und Kneipe rasten,
Die Ahl steckt an dem Arbeitskasten;
Er ruht nun auch am sieb'nten Tag
Von manchem Zug und manchem Schlag.
Wie er die Frühlings-Sonne spürt,
10 Die Ruh ihm neue Arbeit gebiert:
Er fühlt, daß er eine kleine Welt
In seinem Gehirne brütend hält,
Daß die fängt an zu würcken und zu leben,
Daß er sie gerne möcht' von sich geben.
15 Er hätt' ein Auge treu und klug,
Und wär auch liebevoll genug,
Zu schauen Manches klar und rein,
Und wieder Alles zu machen fein;
Hätt' auch eine Zunge, die sich ergoß,
20 Und leicht und fein in Worte floß;
Deß thäten die Musen sich erfreun,
Wollten ihn zum Meister-Sänger weyhn.
Da tritt herein ein junges Weib
Mit voller Brust und rundem Leib,

LXXI. 4. Ein sauber

25 Kräftig sie auf den Füßen steht,
Grad, edel vor sich hin sie geht,
Ohne mit Schlepp' und Steiß zu schwenzen,
Oder mit den Augen herum scharlenzen.
Sie trägt einen Maßstab in ihrer Hand,
30 Ihr Gürtel ist ein güldin Band,
Hätt' auf dem Haupt einen Kornähr-Kranz.
Ihr Auge war lichten Tages Glanz;
Man nennt sie Thätig Ehrbarkeit,
Sonst auch Großmuth, Rechtfertigkeit.
35 Die tritt mit gutem Gruß herein;
Er drob nicht mag verwundert sein,
Denn wie sie ist, so gut und schön,
Meynt er, er hätt' sie lang gesehn.
Die spricht: ich habe Dich auserlesen,
40 Vor vielen in dem Weltwirr-Wesen,
Daß Du sollst haben klare Sinnen,
Nichts Ungeschicklichs magst beginnen.
Wenn Andre durch einander rennen,
Sollst Du's mit treuem Blick erkennen;
45 Wenn Andre bärmlich sich beklagen,
Sollst Schwankweis Deine Sach fürtragen;
Sollst halten über Ehr und Recht,
In allen Ding seyn schlicht und schlecht.
Frummkeit und Tugend bieder preisen,
50 Das Bös mit seinem Namen heißen.
Nichts verlindert und Nichts verwitzelt,
Nichts verzierlicht und Nichts verkrizzelt;
Sondern die Welt soll vor Dir stehn,
Wie Albrecht Dürer sie hat gesehn,
55 Ihr festes Leben und Männlichkeit,
Ihre innre Kraft und Ständigkeit.
Der Natur-Genius an der Hand
Soll Dich führen durch alle Land,
Soll Dir zeigen alles Leben,
60 Der Menschen wunderliches Weben,
Ihr Wirren, Suchen, Stoßen und Treiben,
Schieben, Reißen, Drängen und Reiben,
Wie kunterbunt die Wirthschaft tollert,
Der Ameishauff durch einander kollert;
65 Mag Dir aber bei Allem geschehn,
Als thätst in einen Zauberkasten sehn.
Schreib das dem Menschenvolk auf Erden,
Ob's ihm möcht' eine Witzung werden.
Da macht sie ihm ein Fenster auf,
70 Zeigt ihm draußen viel bunten Hauff,
Unter dem Himmel allerley Wesen,
Wie ihr's möcht in sein'n Schriften lesen.
Wie nun der liebe Meister sich
An der Natur freut wunniglich,
75 Da seht ihr an der andern Seiten
Ein altes Weiblein zu ihm gleiten;
Man nennet sie Historia,
Mythologia, Fabula;
Sie schleppt mit keichend-wankenden Schritten
80 Ein große Tafel in Holz geschnitten;
Drauf seht ihr mit weiten Ermeln und Falten
Gott Vater Kinderlehre halten,
Adam, Eva, Paradies und Schlang,
Sodom und Gomorrahs Untergang.
85 Könnt auch die Zwölf durchlauchtigen Frauen
Da in einem Ehren-Spiegel schauen;
Dann allerley Blutdurst, Frevel und Mord,
Der Zwölf Tyrannen Schanden-Port,
Auch allerlei Lehr und gute Weis.
Könnt sehn St. Peter mit der Gaiß, 90
Ueber der Welt Regiment unzufrieden,
Von unserm Herrn zurecht beschieden.
Auch war bemahlt der weite Raum,
Ihres Kleids und Schlepps und auch der Saum
Mit Weltlich Tugend und Laster Geschicht. 95
Unser Meister das all' ersicht
Und freut sich dessen wundersam,
Denn es dient sehr in seinen Kram.
Von wannen er sich eignet sehr
Gut Exempel und gute Lehr, 100
Erzählt das eben fix und treu,
Als wär er selbst gesyn dabei.
Sein Geist war ganz dahin gebannt,
Er hätt' kein Auge davon verwandt,
Hätt' er nicht hinter seinem Rucken 105
Hören mit Klappern und Schellen spucken.
Da thät er einen Narren spüren
Mit Bocks- und Affen-Sprüngen hofieren,
Und ihm mit Schwanck und Narretheiden
Ein lustig Zwischenspiel bereiten; 110
Schleppt hinter sich an einer Leinen
Alle Narren, Großen und Kleinen,
Dick und hager, gestreckt und krumb,
Allzuwitzig und allzudumb.
Mit einem großen Farrenschwanz 115
Regiert er sie wie ein'n Affentanz;
Bespöttet eines jeden Fürm,
Treibt sie in's Bad, schneid't ihnen die Würm,
Und führt gar bitter viel Beschwerden,
Daß ihrer doch nicht wollen wen'ger werden. 120
Wie er sich sieht so um und um,
Kehrt ihm das fast den Kopf herum,
Wie er wollt Worte zu allem finden?
Wie er möcht so viel Schwall verbinden?
Wie er möcht immer muthig bleiben, 125
So fort zu singen und zu schreiben?
Da steigt auf einer Wolke Saum
Die Muse heilig anzuschau'n
Wie 'n Bild unsrer lieben Frau'n.
Die umgibt ihn mit ihrer Klarheit 130
Immer kräftig würkender Wahrheit,
Sie spricht: ich komm um Dich zu weyhn,
Nimm meinen Segen und Gedeyhn!
Ein heilig Feuer, das in Dir ruht
Schlag aus in hohe lichte Glut! 135
Doch daß das Leben, das Dich treibt
Immer bey holden Kräften bleibt,
Hab ich Deinem innern Wesen
Nahrung und Balsam auserlesen,
Daß Deine Seel sey wonnereich 140
Einer Knospe im Thaue gleich.
Da zeigt sie ihm hinter seinem Haus,
Heimlich zur Hinterthür hinaus
In dem eng umzäunten Garten
Ein holdes Mägdlein sitzend warten 145
Am Bächlein beim Hollunderstrauch;
Mit abgesenktem Haupt und Aug
Sitzt's unter einem Apfelbaum
Und spührt die Welt ringsum sich kaum,
Hat Rosen in ihr'n Schoos gepflückt 150

---

28. Noch mit 'n Augen rum — 38. sie schon lang — 39. ich hab' Dich — 51 und 52 in 1. Ausg. in umgekehrter Folge. — 56. Ihr inner Maß und Ständigkeit. — 59. all das Leben, — 66. in ein'm Z. — 68. Ob's ihnen — 74. freut inniglich, — Nach 78 folgte in der 1. Ausg.: Sie ist rumpflet, stumpflet, bucklet und krumb, — Aber eben ehrwürdig darumb. — 98. dient wohl in seinen — 101. das Alles fix — 120. Daß ihr doch nie wöll'n minder werden. — 123. Wie er möcht Worte — 126. Das All zu singen — 134. Das heilig Feuer —

Und bindet ein Kränzlein sehr geschickt
Mit hellen Knospen und Blättern drein,
Für wen mag wohl das Kränzel sein?
So sitzt sie in sich selbst geneigt,
155 In Hoffnungsfüll ihr Busen steigt;
Ihr Wesen ist so ahndevoll,
Weiß nicht, was sie sich wünschen soll,
Und unter vieler Grillen Lauf
Steigt wohl einmal ein Seufzer auf.
160 Warum ist Deine Stirn so trüb?
Das was Dich dränget, süße Lieb,
Ist volle Wonn und Seligkeit,
Die Dir in einem ist bereit,
Der manches Schicksal wirrevoll
165 An Deinem Aug sich lindern soll;
Der durch manch wunniglichen Kuß
Wiedergebohren werden muß.
Wie er den schlanken Leib umfaßt,
Von aller Mühe findet Rast;
170 Wie er in's liebe Aermlein sinkt,
Neue Lebenstäg und Kräfte trinkt;
Und Dir kehrt neues Jugend-Glück,
Deine Schalkheit kehret Dir zurück,
Mit Necken und manchen Schelmereyn
175 Wirst ihn bald nagen, bald erfreun;
So wird die Liebe nimmer alt
Und wird der Dichter nimmer kalt!
Wie er so heimlich glücklich lebt,
Da droben in den Wolken schwebt
180 Ein Eichkranz ewig jung belaubt
Den setzt die Nachwelt ihm aufs Haupt;
In Froschpfuhl all das Volk verbannt
Das seinen Meister je verkannt.

LXXII. Der Winter.

Wasser ist Körper und Boden der Fluß. Das neuste Theater
Thut in der Sonne Glanz zwischen den Ufern sich auf.
Wahrlich, es scheint nur ein Traum! Bedeutende Bilder des Lebens
Schweben, lieblich und ernst, über die Fläche dahin.
5 Eingefroren sahen wir so Jahrhunderte starren,
Menschengefühl und Vernunft schlich nur verborgen am Grund.
Nur die Fläche bestimmt die kreisenden Bahnen des Lebens;
Ist sie glatt, so vergißt Jeder die nahe Gefahr.
Alle streben und eilen und suchen und fliehen einander;
10 Aber Alle beschränkt freundlich die glättere Bahn.
Durch einander gleiten sie her, die Schüler und Meister,
Und das gewöhnliche Volk, das in der Mitte sich hält.
Jeder zeigt hier, was er vermag; nicht Lob und und nicht Tadel
Hielte Diesen zurück, förderte Jenen zum Ziel.
15 Euch, Präconen des Pfuschers, des Meisters Verkleinerer, wünscht' ich,
Mit ohnmächtiger Wuth stumm hier am Ufer zu sehn.
Lehrling, Du schwankest und zauderst und scheuest die glättere Fläche.
Nur gelassen! Du wirst einst noch die Freude der Bahn.
Willst Du schon zierlich erscheinen, und bist nicht sicher? Vergebens!
20 Nur aus vollendeter Kraft blicket die Anmuth hervor.
Fallen ist der Sterblichen Loos. So fällt hier der Schüler,
Wie der Meister; doch stürzt dieser gefährlicher hin.
Stürzt der rüstigste Läufer der Bahn, so lacht man am Ufer;
Wie man bei Bier und Tabak über Besiegte sich hebt.
25 Gleite fröhlich dahin, gib Rath dem werdenden Schüler,
Freue des Meisters Dich, und so genieße des Tags.
Siehe, schon nahet der Frühling; das strömende Wasser verzehret
Unten, der sanftere Blick oben der Sonne, das Eis.
Dieses Geschlecht ist hinweg, zerstreut die bunte Gesellschaft;
30 Schiffern und Fischern gehört wieder die wallende Fluth.
Schwimme, Du mächtige Scholle, nur hin! und kommst Du als Scholle
Nicht hinunter, Du kommst doch wohl als Tropfen in's Meer.

LXXIII. Die Metamorphose der Pflanzen.

Dich verwirret, Geliebte, die tausendfältige Mischung
Dieses Blumengewühls über dem Garten umher;
Viele Namen hörest Du an, und immer verdränget
Mit barbarischem Klang Einer den andern im Ohr.
5 Alle Gestalten sind ähnlich und keine gleichet der andern;
Und so deutet das Chor auf ein geheimes Gesetz,
Auf ein heiliges Räthsel. O könnt' ich Dir, liebliche Freundin,

---

151. gar geschickt — 163. Die einem in Dir ist bereit; — 169. Müh' er findet — 170. in's runde Aermlein — 172. süßes Jugendglück, — 178. Weil er so heimlich

LXXII. Im Musenalmanach unter dem Titel „die Eisbahn." 1. Boden die Welle. Das neuste Th. — 6. schlich nur tief unten im Grund. — 11. Alles gleitet unter einander, die Schüler ꝛc. — 15. Verkleinerer des Meisters, — 16. blaß und im Ohnmachtsgefühl stumm ꝛc. — 23. Fällt auf dem Eise der rüstigste Läufer, so leicht ꝛc. — 24. Taback sich über Feldherren erhebt, — 31. Schwimme nur hin, Du mächtige Scholle! und kannst ꝛc.

Ueberliefern sogleich glücklich das lösende Wort! —
Werdend betrachte sie nun, wie nach und nach sich die Pflanze
10 Stufenweise geführt bildet zu Blüthen und Frucht.
Aus dem Samen entwickelt sie sich, sobald ihn der Erde
Stille befruchtender Schoos hold in das Leben entläßt,
Und dem Reize des Lichts, des heiligen, ewig bewegten,
Gleich den zärtesten Bau keimender Blätter empfiehlt.
15 Einfach schlief in dem Samen die Kraft; ein beginnendes Vorbild
Lag, verschlossen in sich, unter die Hülle gebeugt,
Blatt und Wurzel und Keim, nur halb geformet und farblos;
Trocken erhält so der Kern ruhiges Leben bewahrt,
Quillet strebend empor, sich milder Feuchte vertrauend,
20 Und erhebt sich sogleich aus der umgebenden Nacht.
Aber einfach bleibt die Gestalt der ersten Erscheinung;
Und so bezeichnet sich auch unter den Pflanzen das Kind.
Gleich darauf ein folgender Trieb, sich erhebend, erneuet,
Knoten auf Knoten gethürmt; immer das erste Gebild.
25 Zwar nicht immer das gleiche; denn mannigfaltig erzeugt sich,
Ausgebildet, Du siehst's, immer das folgende Blatt,
Ausgedehnter, gekerbter, getrennter in Spitzen und Theile,
Die verwachsen vorher ruhten im untern Organ.
Und so erreicht es zuerst die höchst bestimmte Vollendung,
30 Die bei manchem Geschlecht Dich zum Erstaunen bewegt.
Viel gerippt und gezackt auf mastig strotzender Fläche,
Scheinet die Fülle des Triebs frei und unendlich zu sein.
Doch hier hält die Natur mit mächtigen Händen die Bildung
An, und lenket sie sanft in das Vollkommnere hin.
35 Mäßiger leitet sie nun den Saft, verengt die Gefäße,
Und gleich zeigt die Gestalt zärtere Wirkungen an.
Stille zieht sich der Trieb der strebenden Ränder zurücke,
Und die Rippe des Stiels bildet sich völliger aus.
Blattlos aber und schnell erhebt sich der zärtere Stengel,
Und ein Wundergebild zieht den Betrachtenden an. 40
Rings im Kreise stellet sich nun, gezählet und ohne
Zahl, das kleinere Blatt neben dem ähnlichen hin.
Um die Achse gedrängt entscheidet der bergende Kelch sich,
Der zur höchsten Gestalt farbige Kronen entläßt.
Also prangt die Natur in hoher, voller Erscheinung, 45
Und sie zeiget, gereiht, Glieder an Glieder gestuft.
Immer staunst Du auf's Neue, sobald sich am Stengel die Blume
Ueber dem schlanken Gerüst wechselnder Blätter bewegt.
Aber die Herrlichkeit wird des neuen Schaffens Verkündung.
Ja, das farbige Blatt fühlet die göttliche Hand. 50
Und zusammen zieht es sich schnell; die zärtesten Formen,
Zwiefach streben sie vor, sich zu vereinen bestimmt.
Traulich stehen sie nun, die holden Paare, beisammen,
Zahlreich ordnen sie sich um den geweihten Altar.
Hymen schwebet herbei, und herrliche Düfte, gewaltig, 55
Strömen süßen Geruch, Alles belebend, umher.
Nun vereinzelt schwellen sogleich unzählige Keime,
Hold in den Mutterschooß schwellender Früchte gehüllt.
Und hier schließt die Natur den Ring der ewigen Kräfte;
Doch ein neuer sogleich fasset den vorigen an, 60
Daß die Kette sich fort durch alle Zeiten verlänge,
Und das Ganze belebt, so wie das Einzelne, sei.
Wende nun, o Geliebte, den Blick zum bunten Gewimmel,
Das verwirrend nicht mehr sich vor dem Geiste bewegt.
Jede Pflanze verkündet Dir nun die ew'gen Gesetze, 65
Jede Blume, sie spricht lauter und lauter mit Dir.
Aber entzifferst Du hier der Göttin heilige Lettern,
Ueberall siehst Du sie dann, auch in verändertem Zug.
Kriechend zaudre die Raupe, der Schmetterling eile geschäftig,
Bildsam ändre der Mensch selbst die bestimmte Gestalt. 70
O, gedenke denn auch, wie aus dem Keim der Bekanntschaft
Nach und nach in uns holde Gewohnheit entsproß,
Freundschaft sich mit Macht in unserm Innern enthüllte,

LXXIII. 43. Um die Achse bildet sich so der bergende Kelch aus — 52. Wickeln sich zwiefach hervor — 54. Zahlreich reichen sie sich — 63. Nun, Geliebte, wende den Blick — 72. ersproß, — 73. aus unserm Innern

Und wie Amor zuletzt Blüthen und Früchte gezeugt.
75 Denke, wie mannigfach bald die, bald jene Gestalten,
Still entfaltend, Natur unsern Gefühlen geliehn!
Freue Dich auch des heutigen Tags! Die heilige Liebe
Strebt zu der höchsten Frucht gleicher Gesinnungen auf,
Gleicher Ansicht der Dinge, damit in harmonischem Anschaun
80 Sich verbinde das Paar, finde die höhere Welt.

LXXIV. Die Musen und Grazien in der Mark.

1. O wie ist die Stadt so wenig;
Laßt die Maurer künftig ruhn!
Unsre Bürger, unser König
Könnten wohl was Bessers thun.
Ball und Oper wird uns tödten;
Liebchen, komm auf meine Flur,
Denn besonders die Poeten,
Die verderben die Natur.
2. O wie freut es mich, mein Liebchen,
Daß Du so natürlich bist;
Unsre Mädchen, unsre Bübchen
Spielen künftig auf dem Mist!
Und auf unsern Promenaden
Zeigt sich erst die Neigung stark.
Liebes Mädchen! laß uns waden,
Waden noch durch diesen Quark.
3. Dann im Sand uns zu verlieren,
Der uns keinen Weg versperrt!
Dich den Anger hin zu führen,
Wo der Dorn das Röckchen zerrt!
Zu dem Dörfchen laß uns schleichen
Mit dem spitzen Thurme hier;
Welch ein Wirthshaus sonder gleichen!
Trocknes Brot und saures Bier!
4. Sagt mir Nichts von gutem Boden,
Nichts vom Magdeburger Land!
Unsre Samen, unsre Todten
Ruhen in dem leichten Sand.
Selbst die Wissenschaft verlieret
Nichts an ihrem raschen Lauf,
Denn bei uns, was vegetiret,
Alles keimt getrocknet auf.
5. Geht es nicht in unserm Hofe
Wie im Paradiese zu?
Statt der Dame, statt der Zofe
Macht die Henne glu! glu! glu!
Uns beschäftigt nicht der Pfauen,
Nur der Gänse Lebenslauf;
Meine Mutter zieht die grauen,
Meine Frau die weißen auf.
6. Laß den Witzling uns bestricheln!
Glücklich, wenn ein deutscher Mann
Seinem Freunde Vetter Micheln
Guten Abend bieten kann.
Wie ist der Gedanke labend:
Solch ein Edler bleibt uns nah!
Immer sagt man: gestern Abend
War doch Vetter Michel da!
7. Und in unsern Liedern keimet
Sylb' aus Sylbe, Wort aus Wort.
Ob sich gleich auf deutsch nichts reimet,
Reimt der Deutsche dennoch fort.
Ob es kräftig oder zierlich,
Geht uns so genau nicht an;
Wir sind bieder und natürlich,
Und das ist genug gethan.

LXXV. Epigramme und Dystichen.

A. Epigramme aus Venedig.

1. (Göthe: 1.)

Sarkophagen und Urnen verzierte der Heide mit Leben:
Faunen tanzen umher, mit der Bacchantinnen Chor
Machen sie bunte Reihe; der ziegengefüßete Pausback
Zwingt den heiseren Ton wild aus dem schmetternden Horn.
Cymbeln, Trommeln erklingen; wir sehen und 5 hören den Marmor.
Flatternde Vögel! wie schmeckt herrlich dem Schnabel die Frucht!
Euch verscheuchet kein Lärm, noch weniger scheucht er den Amor,
Der in dem bunten Gewühl erst sich der Fackel erfreut.
So überwältiget Fülle den Tod; und die Asche da drinnen
Scheint im stillen Bezirk noch sich des 10 Lebens zu freun.
So umgebe denn spät den Sarkophagen des Dichters
Diese Rolle, von ihm reichlich mit Leben geschmückt.

2. (4.)

Das ist Italien, das ich verließ. Noch stäuben die Wege,
Noch ist der Fremde geprellt, stell' er sich, wie er auch will.
Deutsche Redlichkeit suchst Du in allen Winkeln vergebens;
Leben und Weben ist hier, aber nicht Ordnung und Zucht;
Jeder sorgt nur für sich, mißtrauet dem An- 5 dern, ist eitel,
Und die Meister des Staats sorgen nur wieder für sich.
Schön ist das Land; doch ach! Faustinen find' ich nicht wieder.
Das ist Italien nicht mehr, das ich mit Schmerzen verließ.

---

75. bald diese bald jene Gestalten. — **LXXV. A. 1.** 3—5. Reihe, wir sehen lebendig den Marmor; 7—10. fehlen in der 1. Ausg. — 11. Und so ziere denn auch den S. — 12. Diese Rolle, die er reichlich rc. — **2.** 1. Noch ist Italien, wie ich's verließ. — 3. Rechtlichkeit. — 5. ist eitel, mißtrauet dem Andern, —

3. (6.)

Seh' ich den Pilgrim, so kann ich mich nie der Thränen enthalten.
O, wie beseliget uns Menschen ein falscher Begriff!

4. (8.)

Diese Gondel vergleich' ich der sanft einschaukelnden Wiege,
Und das Kästchen darauf scheint ein geräumiger Sarg.
Recht so! Zwischen der Wieg' und dem Sarg wir schwanken und schweben
Auf dem großen Kanal sorglos durch's Leben dahin.

5. (12.)

Mache der Schwärmer sich Schüler, wie Sand am Meere — der Sand ist
Sand; die Perle sei mein, Du, o vernünftiger Freund!

6. (14.)

Diesem Ambos vergleich' ich das Land, den Hammer dem Herrscher,
Und dem Volke das Blech, das in der Mitte sich krümmt.
Wehe dem armen Blech! wenn nur willkürliche Schläge
Ungewiß treffen, und nie fertig der Kessel erscheint.

7. (20.)

Ruhig am Arsenal stehn zwei altgriechische Löwen;
Klein wird neben dem Paar Pforte, wie Thurm und Kanal.
Käme die Mutter der Götter herab, es schmiegten sich beide
Vor dem Wagen, und sie freute sich ihres Gespanns.
5 Aber nun ruhen sie traurig; der neue geflügelte Kater
Schnurrt überall, und ihn nennet Venedig Patron.

8. (21.)

Emsig wallet der Pilger! Und wird er den Heiligen finden?
Hören und sehen den Mann, welcher die Wunder gethan?
Nein, es führte die Zeit ihn hinweg: Du findest nur Reste,
Seinen Schädel, ein Paar seiner Gebeine verwahrt.
5 Pilgrime sind wir Alle, die wir Italien suchen;
Nur ein zerstreutes Gebein ehren wir gläubig und froh.

9. (29.)

Vieles hab' ich versucht, gezeichnet, in Kupfer gestochen,
Oel gemahlt, in Thon hab' ich auch Manches gedruckt,
Unbeständig jedoch, und Nichts gelernt, noch geleistet;
Nur ein einzig Talent bracht' ich der Meisterschaft nah:
Deutsch zu schreiben. Und so verderb' ich, unglücklicher Dichter, 5
In dem schlechtesten Stoff leider nun Leben und Kunst.

10. (33.)

Sämmtliche Künste lernt und treibet der Deutsche; zu jeder
Zeigt er ein schönes Talent, wenn er sie ernstlich ergreift.
Eine Kunst nur treibt er, und will sie nicht lernen, die Dichtkunst.
Darum pfuscht er auch so; Freunde, wir haben's erlebt.

11. (34. a.)

Oft erklärt Ihr Euch als Freunde des Dichters, Ihr Götter!
Gebt ihm auch, was er bedarf! Mäßiges braucht er, doch viel:
Erstlich freundliche Wohnung, dann leidlich zu essen, zu trinken
Gut; der Deutsche versteht sich auf den Nektar, wie Ihr.
Dann geziemende Kleidung und Freunde, vertraulich zu schwatzen; 5
Dann ein Liebchen ihm auch, das ihn von Herzen begehrt.
Diese fünf natürlichen Dinge verlang' ich vor Allem.
Gebet mir ferner dazu Sprachen, die alten und neu'n,
Daß ich der Völker Gewerb' und ihre Geschichten vernehme;
Gebt mir ein reines Gefühl, was sie in Künsten gethan. 10
Ansehn gebt mir im Volke, verschafft bei Mächtigen Einfluß,
Oder was sonst noch bequem unter den Menschen erscheint;
Gut — schon dank' ich Euch, Götter; Ihr habt den glücklichsten Menschen
Ehstens fertig: denn Ihr gönntet das Meiste mir schon.

12. (34. b.)

Klein ist unter den Fürsten Germaniens freilich der meine;
Kurz und schmal ist sein Land, mäßig nur, was er vermag.
Aber so wende nach Innen, so wende nach Außen die Kräfte
Jeder; da wär's ein Fest, Deutscher mit Deutschen zu sein.

---

3. 1. Seh' ich den Pilgrim, ich kann mich der Thränen niemals enthalten. — **4.** 1. Diese Gondel vergleich' ich der Wiege, sie schaukelt gefällig — 3. Recht so! Zwischen Sarg und Wiege mir 2c. — **6.** 1. Diesen Ambos vergleich' ich dem Lande, den Hammer dem Fürsten, — **7.** 1. Zwei noch griechische Löwen; — 5. traurig; denn der geflügelte Kater — 6. Ueberall schnurrt er, und ihn 2c. — **8.** 1. Pilger, wird er den 2c. — 5. Wir sind alle Pilger, die wir 2c. — **9.** 3. Aber unbeständig, — 4. Nur der Meisterschaft nah' bracht' ich ein einzig' Talent: — **10.** 1 Alle Künste lernt und treibt der Deutsche 2c. — **11.** 1. Oft erklärtet Ihr 2c. — 2. Mäßig ist es, doch viel: — 11. Wollt Ihr mir Ansehn beim Volke, mir Einfluß bei Mächtigen geben, — 14. denn Ihr gabt mir das Meiste ja schon. — **12.** fehlt in der 1. Ausg.

Doch was priesest Du Ihn, den Thaten und Werke verkünden?
Und bestochen erschien Deine Verehrung vielleicht;
Denn mir hat er gegeben, was Große selten gewähren,
Neigung, Muße, Vertraun, Felder und Garten und Haus.
Niemand braucht' ich zu danken, als ihm, und Manches bedurft' ich,
Der ich mich auf den Erwerb schlecht, als ein Dichter, verstand.
Hat mich Europa gelobt, was hat mir Europa gegeben?
Nichts! Ich habe, wie schwer! meine Gedichte bezahlt.
Deutschland ahmte mich nach, und Frankreich mochte mich lesen.
England! freundlich empfingst Du den zerrütteten Gast.
Doch was fördert es mich, daß auch sogar der Chinese
Malet, mit ängstlicher Hand, Werthern und Lotten auf Glas?
Niemals frug ein Kaiser nach mir, es hat sich kein König
Um mich bekümmert, und Er war mir August und Mäcen.

13. (35.)

Eines Menschen Leben, was ist's? Doch Tausende können
Reden über den Mann, was er, und wie er's gethan.
Weniger ist ein Gedicht; doch können es Tausend genießen,
Tausende tadeln. Mein Freund, lebe nur, dichte nur fort!

14. (46.)

Dichten ist ein lustig Metier: nur find' ich es theuer:
Wie dieß Büchlein mir wächst, gehn die Zechinen mir fort.

15. (48).

Böcke, zur Linken mit Euch! so ordnet künftig der Richter;
Und Ihr Schäfchen, Ihr sollt ruhig zur Rechten mir stehn!
Wohl! Doch Eines ist noch von ihm zu hoffen; dann sagt er:
Seid, Vernünftige, mir grad' gegenüber gestellt!

16. (50.)

Alle Freiheitsapostel, sie waren mir immer zuwider;
Willkühr suchte doch nur jeder am Ende für sich.
Willst Du Viele befrein, so wag' es, Vielen zu dienen.
Wie gefährlich das sei; willst Du es wissen? Versuch's!

17. (51.)

Könige wollen das Gute, die Demagogen desgleichen,
Sagt man; doch irren sie sich: Menschen, ach, sind sie, wie wir.
Nie gelingt es der Menge, für sich zu wollen; wir wissen's;
Doch wer verstehet, für uns Alle zu wollen: er zeig's.

18. (53.)

Frankreichs traurig Geschick, die Großen mögen's bedenken;
Aber bedenken fürwahr sollen es Kleine noch mehr.
Große gingen zu Grunde: doch wer beschützte die Menge
Gegen die Menge? Da war Menge der Menge Tyrann.

19. (55.)

Sage, thun wir nicht recht? Wir müssen den Pöbel betriegen.
Sieh nur, wie ungeschickt, sieh nur, wie wild er sich zeigt!
Ungeschickt und wild sind alle rohe Betrognen;
Seid nur redlich, und so führt ihn zum Menschlichen an.

20. (56.)

Fürsten prägen so oft auf kaum versilbertes Kupfer
Ihr bedeutendes Bild; lange betriegt sich das Volk.
Schwärmer prägen den Stempel des Geist's auf Lügen und Unsinn;
Wem der Probierstein fehlt, hält sie für redliches Gold.

21. (57.)

Jene Menschen sind toll; so sagt Ihr von heftigen Sprechern,
Die wir in Frankreich laut hören auf Straßen und Markt.
Mir auch scheinen sie toll; doch redet ein Toller in Freiheit
Weise Sprüche, wenn, ach! Weisheit im Sklaven verstummt.

22. (58.)

Lange haben die Großen der Franzen Sprache gesprochen,
Halb nur geachtet den Mann, dem sie vom Munde nicht floß.
Nun lallt alles Volk entzückt die Sprache der Franken.
Zürnet, Mächtige, nicht! was Ihr verlangtet, geschieht.

---

13. 1. Leben ist wenig, doch Tausende — **14.** 1. lustiges Handwerk. — **15.** 1. Geht zu meiner Linken, Ihr Böcke! wird künftig der Richter — 2. Sagen, und Schäfchen, seid mir ruhig zur Rechten gestellt! — 4. Kommt, Vernünftige, mir grad gegenüber zu stehn! — **16.** 2. Denn es suchte doch nur jeder die Willkühr für sich. — **18.** 1—4. Frankreich hat uns ein Beispiel gegeben, nicht daß wir es wünschten — Nachzuahmen; allein merkt und beherzigt es wohl. — **19.** 2. Sieh', wie ungeschickt wild, sieh' nur, wie dumm er sich zeigt. — 3. Ungeschickt scheint er und dumm, weil Ihr ihn eben betrüget; — 4. Seid nur redlich, und er, glaubt mir, ist menschlich und klug. — **20.** 3. auf Unsinn und Lügen — 4. Wer den Probierstein nicht hat, hält sie (nimmt sie — Deutsche Monatsschrift) — **21.** 2. so laut — 3. Auch mir scheinen sie ɪc. —

23. (59.)

„Seid doch nicht so frech, Epigramme!“ Warum nicht? Wir sind nur
Ueberschriften; die Welt hat die Kapitel des Buchs.

24. (76.)

Was mit mir das Schicksal gewollt? Es wäre verwegen,
Das zu fragen; denn meist will es mit Vielen nicht viel.
Einen Dichter zu bilden, die Absicht wär' ihm gelungen,
Hätte die Sprache sich nicht unüberwindlich gezeigt.

25. (79.)

„Alles erklärt sich wohl,“ so sagt mir ein Schüler, „aus jenen
Theorien, die uns weislich der Meister gelehrt.“
Habt Ihr einmal das Kreuz von Holze tüchtig gezimmert,
Paßt ein lebendiger Leib freilich zur Strafe daran.

B. Distichen.

1.

Immer strebe zum Ganzen, und kannst Du selber kein Ganzes
Werden, als dienendes Glied schließ an ein Ganzes Dich an.

2.

Wem zu glauben ist, redlicher Freund, das kann ich Dir sagen;
Glaube dem Leben; es lehrt besser, als Redner und Buch.

3.

Alle Blüthen müssen vergehn, daß Früchte beglücken;
Blüthen und Frucht zugleich gebet Ihr, Musen, allein.

4.

Schädliche Wahrheit, ich ziehe sie vor dem nützlichen Irrthum,
Wahrheit heilet den Schmerz, den sie vielleicht uns erregt.

5.

Gleich sei Keiner dem Andern, doch gleich sei Jeder dem Höchsten.
Wie das zu machen? Es sei Jeder vollendet in sich.

6.

Warum will sich Geschmack und Genie so selten vereinen?
Jener fürchtet die Kraft; dieses verachtet den Zaum.

7.

Auf das empfindsame Volk hab' ich nie was gehalten; es werden,
Kommt die Gelegenheit, nur schlechte Gesellen daraus.

8.

Wißt Ihr, wie auch der Kleine was ist? Er mache das Kleine
Recht; der Große begehret just so das Große zu thun.

9.

Was ist heilig? Das ist's, was viele Seelen zusammen
Bindet; bänd' es auch nur leicht, wie die Binse den Kranz.

10.

Was ist das Heiligste? Das, was heut und ewig die Geister
Tiefer und tiefer gefühlt, immer nur einiger macht.

11.

Wer ist das würdigste Glied des Staats? Ein wackerer Bürger;
Unter jeglicher Form bleibt er der edelste Stoff.

12.

Ob Du der Klügste seist; daran ist wenig gelegen;
Aber der Biederste sei, so wie bei Rathe, zu Haus.

C. Dem Ackermann.

Flach bedecket und leicht den goldenen Samen die Furche,
Guter! die tiefere deckt endlich Dein ruhend Gebein.
Fröhlich gepflügt und gesä't! Hier keimet lebendige Nahrung,
Und die Hoffnung entfernt selbst von dem Grabe sich nicht.

D. Der Chinese in Rom.

Einen Chinesen sah ich in Rom; die gesammten Gebäude
Alter und neuerer Zeit schienen ihm lästig und schwer.
„Ach! so seufzt' er, die Armen! ich hoffe, sie sollen begreifen,
Wie erst Säulchen von Holz tragen des Daches Gezelt,
Daß an Latten und Pappen, Geschnitz und bunter Vergoldung
Sich des gebildeten Aug's feinerer Sinn nur erfreut.“
Siehe, da glaubt' ich, im Bilde so manchen Schwärmer zu schauen,
Der sein luftig Gespinnst mit der soliden Natur
Ewigem Teppich vergleicht, den ächten reinen Gesunden
Krank nennt, daß ja nur er heiße, der Kranke, gesund.

---

23. 2. Nein! Doch Niemand mag's gern hören, da rc. — **24.** 3. Einen Dichter meint' es zu bilden; es wär' ihm gelungen, — **25.** 2. Die mich —

LXXIV. Gnomen und Sprüche.

1.

Willst Du in's Unendliche schreiten,
Geh' nur im Endlichen nach allen Seiten.

2.

Willst Du Dich am Ganzen erquicken;
So mußt das Ganze im Kleinsten erblicken.

3.

Nicht Jeder wandelt nur gemeine Stege:
Du siehst, die Spinnen bauen luft'ge Wege.

4.

Ein Kranz ist gar viel leichter binden,
Als ihm ein würdig Haupt zu finden.

5.

Benutze redlich Deine Zeit!
Willst was begreifen, such's nicht weit.

6.

Zwischen heut und morgen
Liegt eine lange Frist;
Lerne schnell besorgen,
Da Du noch munter bist.

7.

Thu' nur das Rechte in Deinen Sachen;
Das Andre wird sich von selber machen.

8.

Es ließe sich Alles trefflich schlichten,
Könnte man die Sachen zweimal verrichten.

9.

Nur heute, heute nur laß Dich nicht fangen,
So bist Du hundertmal entgangen.

10.

Geht's in der Welt Dir endlich schlecht,
Thu' was Du willst, nur hab' nicht Recht!

11.

Alles in der Welt läßt sich ertragen,
Nur nicht eine Reihe von schönen Tagen.

12.

Laß Neid und Mißgunst sich verzehren,
Das Gute werden sie nicht wehren;
Denn, Gott sei Dank! es ist ein alter Brauch:
So weit die Sonne scheint, so weit erwärmt sie auch.

13.

Zierlich Denken und süß Erinnern
Ist das Leben im tiefsten Innern.

14.

Wer recht will thun, immer und mit Lust,
Der hege wahre Lieb' in Sinn und Brust.

15.

Die Zeit, sie mäht so Rosen, als Dornen;
Aber das treibt immer wieder von vornen.

16.

Glaubst Dich zu kennen, wirst Gott nicht erkennen,
Auch wohl das Schlechte göttlich nennen.

17.

Wer Gott ahnet, ist hoch zu halten,
Denn er wird nie im Schlechten walten.

18. Meine Wahl.

Ich liebe mir den heitern Mann
Am meisten unter meinen Gästen:
Wer sich nicht selbst zum Besten haben kann,
Der ist gewiß nicht von den Besten.

19. Memento.

Kannst dem Schicksal widerstehen,
Aber manchmal gibt es Schläge;
Will's nicht aus dem Wege gehen,
Ei! so geh' Du aus dem Wege!

20. Ein anders.

Mußt nicht wiederstehn dem Schicksal,
Aber mußt es auch nicht fliehen!
Wirst Du ihm entgegen gehen,
Wird's Dich freundlich nach sich ziehen.

LXXVII.
Hermann und Dorothea.

I. Kalliope.

Schicksal und Antheil.

„Hab' ich den Markt und die Straßen doch nie so einsam gesehen!
Ist doch die Stadt wie gekehrt! wie ausgestorben! Nicht funfzig,
Däucht mir, blieben zurück von allen unsern Bewohnern.
Was die Neugier nicht thut! So rennt und läuft nun ein Jeder,
Um den traurigen Zug der armen Vertriebnen zu sehen. 5
Bis zum Dammweg, welchen sie ziehn, ist's immer ein Stündchen,
Und da läuft man hinab im heißen Staube des Mittags.
Möcht' ich mich doch nicht rühren vom Platz, um zu sehen das Elend
Guter fliehender Menschen, die nun, mit geretteter Habe,
Leider, das überrheinische Land, das schöne, verlassend, 10
Zu uns herüber kommen, und durch den glücklichen Winkel
Dieses fruchtbaren Thals und seiner Krümmungen wandern.
Trefflich hast Du gehandelt, o Frau, daß Du milde den Sohn fort
Schicktest, mit altem Linnen und etwas Essen und Trinken,
Um es den Armen zu spenden; denn Geben ist Sache des Reichen. 15
Was der Junge doch fährt! und wie er bändigt die Hengste!
Sehr gut nimmt das Kütschchen sich aus, das neue; bequemlich
Säßen Viere darin, und auf dem Bocke der Kutscher.
Dießmal fuhr er allein; wie rollt' es leicht um die Ecke!"
So sprach unter dem Thore des Hauses sitzend am Markte, 20
Wohlbehaglich, zur Frau der Wirth zum goldenen Löwen.
Und es versetzte darauf die kluge, verständige Hausfrau:

„Vater, nicht gerne verschenk' ich die abgetragene Leinwand;
Denn sie ist zu manchem Gebrauch, und für Geld nicht zu haben,
25 Wenn man ihrer bedarf. Doch heute gab ich so gerne
Manches bessere Stück an Ueberzügen und Hemden;
Denn ich hörte von Kindern und Alten, die nackend daher gehn.
Wirst Du mir aber verzeihn? denn auch Dein Schrank ist geplündert.
Und besonders den Schlafrock mit indianischen Blumen,
30 Von dem feinsten Kattun, mit feinem Flanelle gefüttert,
Gab ich hin; er ist dünn und alt und ganz aus der Mode."
Aber es lächelte drauf der treffliche Hauswirth, und sagte:
„Ungern vermiß' ich ihn doch, den alten, kattunenen Schlafrock,
Echt ostindischen Stoffs; so Etwas kriegt man nicht wieder.
35 Wohl! ich trug ihn nicht mehr. Man will jetzt freilich, der Mann soll
Immer gehn im Sürtout und in der Pekesche sich zeigen,
Immer gestiefelt sein; verbannt ist Pantoffel und Mütze."
„Siehe!" versetzte die Frau, „dort kommen schon Einige wieder,
Die den Zug mit gesehn; er muß doch wohl schon vorbei sein.
40 Seht, wie Allen die Schuhe so staubig sind! wie die Gesichter
Glühen! und Jeglicher führt das Schnupftuch, und wischt sich den Schweiß ab.
Möcht' ich doch auch in der Hitze nach solchem Schauspiel so weit nicht
Laufen und leiden! Fürwahr, ich habe genug am Erzählten."
Und es sagte darauf der gute Vater mit Nachdruck:
45 „Solch ein Wetter ist selten zu solcher Ernte gekommen,
Und wir bringen die Frucht herein, wie das Heu schon herein ist,
Trocken; der Himmel ist hell, es ist kein Wölkchen zu sehen,
Und von Morgen wehet der Wind mit lieblicher Kühlung.
Das ist beständiges Wetter! und überreif ist das Korn schon;
50 Morgen fangen wir an zu schneiden die reichliche Ernte."
Als er so sprach, vermehrten sich immer die Scharen der Männer
Und der Weiber, die über den Markt sich nach Hause begaben;
Und so kam auch zurück mit seinen Töchtern gefahren,
Rasch, an die andere Seite des Marktes, der begüterte Nachbar,
55 An sein erneuertes Haus, der erste Kaufmann des Ortes,
Im geöffneten Wagen (er war in Landau verfertigt).
Lebhaft wurden die Gassen; denn wohl war bevölkert das Städtchen,
Mancher Fabriken befliß man sich da, und manches Gewerbes.
Und so saß das trauliche Paar, sich unter dem Thorweg
60 Ueber das wandernde Volk mit mancher Bemerkung ergetzend.
Endlich aber begann die würdige Hausfrau, und sagte:
„Seht! dort kommt der Prediger her; es kommt auch der Nachbar
Apotheker mit ihm: die sollen uns Alles erzählen,
Was sie draußen gesehn und was zu schauen nicht froh macht.
65 Freundlich kamen heran die Beiden, und grüßten das Ehpaar,
Setzten sich auf die Bänke, die hölzernen, unter dem Thorweg,
Staub von den Füßen schüttelnd, und Luft mit dem Tuche sich fächelnd.
Da begann denn zuerst nach wechselseitigen Grüßen
Der Apotheker zu sprechen und sagte, beinahe verdrießlich:
70 „So sind die Menschen, fürwahr! und Einer ist doch, wie der Andre,
Daß er zu gaffen sich freut, wenn den Nächsten ein Unglück befället!
Läuft doch Jeder, die Flamme zu sehn, die verderblich emporschlägt,
Jeder, den armen Verbrecher, der peinlich zum Tode geführt wird.
Jeder spazirt nun hinaus, zu schauen der guten Vertriebnen
75 Elend, und Niemand bedenkt, daß ihn das ähnliche Schicksal
Auch, vielleicht zunächst, betreffen kann, oder doch künftig.
Unverzeihlich find' ich den Leichtsinn; doch liegt er im Menschen."
Und es sagte darauf der edle, verständige Pfarrherr,
Er, die Zierde der Stadt, ein Jüngling, näher dem Manne.
80 Dieser kannte das Leben, und kannte der Hörer Bedürfniß,
War vom hohen Werthe der heiligen Schriften durchdrungen,
Die uns der Menschen Geschick enthüllen, und ihre Gesinnung;
Und so kannt' er auch wohl die besten weltlichen Schriften.
Dieser sprach: „Ich tadle nicht gerne, was immer dem Menschen
85 Für unschädliche Triebe die gute Mutter Natur gab;
Denn was Verstand und Vernunft nicht immer vermögen, vermag oft
Solch ein glücklicher Hang, der unwiderstehlich uns leitet.
Lockte die Neugier nicht den Menschen mit heftigen Reizen,
Sagt! erführ' er wohl je, wie schön sich die weltlichen Dinge
90 Gegen einander verhalten? Denn erst verlangt er das Neue,
Suchet das Nützliche dann mit unermüdetem Fleiße;
Endlich begehrt er das Gute, das ihn erhebet und werth macht.

In der Jugend ist ihm ein froher Gefährte der Leichtsinn,
Der die Gefahr ihm verbirgt, und heilsam geschwinde die Spuren
95 Tilget des schmerzlichen Uebels, sobald es nur irgend vorbeizog.
Freilich ist er zu preisen, der Mann, dem in reiferen Jahren
Sich der gesetzte Verstand aus solchem Frohsinn entwickelt,
Der im Glück, wie im Unglück, sich eifrig und thätig bestrebet;
Denn das Gute bringt er hervor und ersetzet den Schaden."
100 Freundlich begann sogleich die ungeduldige Hausfrau:
„Saget uns, was Ihr gesehn; denn das begehrt' ich zu wissen."
„Schwerlich," versetzte darauf der Apotheker mit Nachdruck,
„Werd' ich so bald mich freun nach Dem, was ich Alles erfahren.
Und wer erzählet es wohl, das mannigfaltigste Elend!
105 Schon von ferne sahn wir den Staub, noch eh' wir die Wiesen
Abwärts kamen; der Zug war schon von Hügel zu Hügel
Unabsehlich dahin, man konnte wenig erkennen.
Als wir nun aber den Weg, der quer durch's Thal geht, erreichten,
War Gedräng' und Getümmel noch groß der Wandrer und Wagen.
110 Leider sahn wir noch genug der Armen vorbeiziehn,
Konnten einzeln erfahren, wie bitter die schmerzliche Flucht sei,
Und wie froh das Gefühl des eilig geretteten Lebens.
Traurig war es zu sehn, die mannigfaltige Habe,
Die ein Haus nur verbirgt, das wohlversehne, und die ein
115 Guter Wirth umher an die rechten Stellen gesetzt hat,
Immer bereit zum Gebrauche, denn alles ist nöthig und nützlich;
Nun zu sehen das Alles, auf mancherlei Wagen und Karren
Durch einander geladen, mit Uebereilung geflüchtet.
Ueber dem Schranke lieget das Sieb und die wollene Decke;
120 In dem Backtrog das Bett, und das Leintuch über dem Spiegel.
Ach! und es nimmt die Gefahr, wie wir bei'm Brande vor zwanzig
Jahren auch wohl gesehn, dem Menschen alle Besinnung,
Daß er das Unbedeutende faßt, und das Theure zurückläßt.
Also führten auch hier mit unbesonnener Sorgfalt
125 Schlechte Dinge sie fort, die Ochsen und Pferde beschwerend:
Alte Breter und Fässer, den Gänsestall und den Käfig.
Auch so keuchten die Weiber und Kinder, mit Bündeln sich schleppend,
Unter Körben und Butten voll Sachen keines Gebrauches;
Denn es verläßt der Mensch so ungern das Letzte der Habe.
130 Und so zog auf dem staubigen Weg der drängende Zug fort,
Ordnungslos und verwirrt. Mit schwächeren Thieren der Eine
Wünschte langsam zu fahren, ein Anderer, emsig zu eilen.
Da entstand ein Geschrei der gequetschten Weiber und Kinder,
Und ein Blöcken des Viehes, dazwischen der Hunde Gebelfer,
135 Und ein Wehlaut der Alten und Kranken, die hoch auf dem schweren
Uebergepackten Wagen auf Betten saßen und schwankten.
Aber aus dem Gleise gedrängt, nach dem Rande des Hochwegs
Irrte das knarrende Rad! es stürzt' in den Graben das Fuhrwerk,
Umgeschlagen, und weithin entstürzten im Schwunge die Menschen
140 Mit entsetzlichem Schrein in das Feld hin, aber doch glücklich.
Später stürzten die Kasten, und fielen näher dem Wagen.
Wahrlich, wer im Fallen sie sah, der erwartete nun sie
Unter der Last der Kisten und Schränke zerschmettert zu schauen.
Und so lag zerbrochen der Wagen, und hülflos die Menschen;
145 Denn die übrigen gingen und zogen eilig vorüber,
Nur sich selber bedenkend, und hingerissen vom Strome.
Und wir eilten hinzu, und fanden die Kranken und Alten,
Die zu Hauf' und im Bett schon kaum ihr dauerndes Leiden
Trügen, hier auf dem Boden, beschädigt, ächzen und jammern,
150 Von der Sonne verbrannt und erstickt vom wogenden Staube."
Und es sagte darauf gerührt, der menschliche Hauswirth:
„Möge doch Hermann sie treffen und sie erquicken und kleiden.
Ungern würd' ich sie sehn; mich schmerzt der Anblick des Jammers.
Schon von dem ersten Bericht so großer Leiden gerühret,
155 Schickten wir eilend ein Scherflein von unserm Ueberfluß, daß nur
Einige würden gestärkt, und schienen uns selber beruhigt.
Aber laßt uns nicht mehr die traurigen Bilder erneuern;
Denn es beschleichet die Furcht gar bald die Herzen der Menschen,
Und die Sorge, die mehr als selbst mir das Uebel verhaßt ist.
160 Tretet herein in den hinteren Raum, das kühlere Sälchen.
Nie scheint Sonne dahin, nie dringet wärmere Luft dort
Durch die stärkeren Mauern; und Mütterchen bringt uns ein Gläschen
Dreiundachtziger her, damit wir die Grillen vertreiben.

Hier ist nicht freundlich zu trinken; die Fliegen umsummen die Gläser."
165 Und sie gingen dahin und freuten sich Alle der Kühlung.
Sorgsam brachte die Mutter des klaren, herrlichen Weines
In geschliffener Flasche auf blankem, zinnernem Runde,
Mit den grünlichen Römern, den ächten Bechern des Rheinweins. —
Und so sitzend umgaben die Drei den glänzend gebohnten,
170 Runden, braunen Tisch; er stand auf mächtigen Füßen.
Heiter klangen sogleich die Gläser des Wirthes und Pfarrers;
Doch unbeweglich hielt der Dritte denkend das seine,
Und es fordert ihn auf der Wirth mit freundlichen Worten.
„Frisch, Herr Nachbar, getrunken! denn noch bewahrte vor Unglück
175 Gott uns gnädig, und wird auch künftig uns also bewahren.
Denn wer erkennet es nicht, daß seit dem schrecklichen Brande,
Da er so hart uns gestraft, er uns nun beständig erfreut hat,
Und beständig beschützt, so wie der Mensch sich des Auges
Köstlichen Apfel bewahrt, der vor allen Gliedern ihm lieb ist.
180 Sollt' er fernerhin nicht uns schützen und Hülfe bereiten?
Denn man sieht es erst recht, wie viel er vermag, in Gefahren;
Sollt' er die blühende Stadt, die er erst durch fleißige Bürger
Neu aus der Asche gebaut, und dann sie reichlich gesegnet,
Jetzo wieder zerstören und alle Bemühung vernichten?"
185 Heiter sagte darauf der treffliche Pfarrer, und milde:
„Haltet am Glauben fest, und fest an dieser Gesinnung;
Denn sie macht im Glücke verständig und sicher, im Unglück
Reicht sie den schönsten Trost und belebt die herrlichste Hoffnung."
Da versetzte der Wirth mit männlichen, klugen Gedanken:
190 „Wie begrüßt' ich so oft mit Staunen die Fluthen des Rheinstroms,
Wenn ich, reisend nach meinem Geschäft, ihm wieder mich nahte!
Immer schien er mir groß, und erhob mir Sinn und Gemüthe;
Aber ich konnte nicht denken, daß bald sein liebliches Ufer
Sollte werden ein Wall, um abzuwehren den Franken,
195 Und sein verbreitetes Bett ein allverhindernder Graben.
Seht, so schützt die Natur, so schützen die wackeren Deutschen,
Und so schützt uns der Herr; wer wollte thöricht verzagen?
Müde schon sind die Streiter, und Alles deutet auf Frieden.
Möge doch auch, wenn das Fest, das lang' erwünschte, gefeiert
200 Wird in unserer Kirche die Glocke dann tönt zu der Orgel,
Und die Trompete schmettert, das hohe Te Deum begleitend, —
Möge mein Hermann doch auch an diesem Tage, Herr Pfarrer,
Mit der Braut, entschlossen, vor Euch am Altare sich stellen,
Und das glückliche Fest, in allen den Landen begangen,
205 Auch mir künftig erscheinen, der häuslichen Freuden ein Jahrstag!
Aber ungern seh' ich den Jüngling, der immer so thätig
Mir in dem Hause sich regt, nach Außen langsam und schüchtern.
Wenig findet er Lust, sich unter Leuten zu zeigen;
Ja, er vermeidet sogar der jungen Mädchen Gesellschaft,
210 Und den fröhlichen Tanz, den alle Jugend begehret."
Also sprach er und horchte. Man hörte der stampfenden Pferde
Fernes Getöse sich nahn, man hörte den rollenden Wagen,
Der mit gewaltiger Eile nun donnert' unter den Thorweg.

II. Terpsichore.

Hermann.

Als nun der wohlgebildete Sohn in's Zimmer hereintrat,
Schaute der Prediger ihm mit scharfen Blicken entgegen,
Und betrachtete seine Gestalt und sein ganzes Benehmen
Mit dem Auge des Forschers, der leicht die Mienen enträthselt;
5 Lächelte dann, und sprach zu ihm mit traulichen Worten:
„Kommt Ihr doch als ein veränderter Mensch! Ich habe noch niemals
Euch so munter gesehn und Eure Blicke so lebhaft.
Fröhlich kommt Ihr und heiter; man sieht, Ihr habet die Gaben
Unter die Armen vertheilt und ihren Segen empfangen."
10 Ruhig erwiederte drauf der Sohn, mit ernstlichen Worten:
„Ob ich löblich gehandelt? Ich weiß es nicht; aber mein Herz hat
Mich geheißen zu thun, so wie ich genau nun erzähle.
Mutter, Ihr kramtet so lange, die alten Stücke zu suchen
Und zu wählen; nur spät war erst das Bündel zusammen,

LXXVII. I. 168. dem ächten Becher des Rheinweins — 185. Pfarrherr — 204. in allen Landen —

15 Auch der Wein und das Bier ward langsam, sorglich gepacket.
Als ich nun endlich vor's Thor und auf die Straße hinauskam,
Strömte zurück die Menge der Bürger mit Weibern und Kindern
Mir entgegen; denn fern war schon der Zug der Vertriebnen.
Schneller hielt ich mich dran, und fuhr behende dem Dorf' zu,
20 Wo sie, wie ich gehört, heut' übernachten und rasten.
Als ich nun meines Weges die neue Straße hinanfuhr,
Fiel mir ein Wagen in's Auge, von tüchtigen Bäumen gefüget,
Von zwei Ochsen gezogen, den größten und stärksten des Auslands;
Nebenher aber ging mit starken Schritten ein Mädchen,
25 Lenkte mit langem Stabe die beiden gewaltigen Thiere,
Trieb sie an und hielt sie zurück; sie leitete klüglich.
Als mich das Mädchen erblickte, so trat sie den Pferden gelassen
Näher und sagte zu mir: „Nicht immer war es mit uns so
Jammervoll, als Ihr uns heut auf diesen Wegen erblicktet.
30 Noch nicht bin ich gewohnt, vom Fremden die Gabe zu heischen,
Die er oft ungern gibt, um los zu werden den Armen;
Aber mich dränget die Noth zu reden. Hier auf dem Strohe
Liegt die erst entbundene Frau des reichen Besitzers,
Die ich mit Stieren und Wagen noch kaum, die Schwang're, gerettet.
35 Spät nur kommen wir nach, und kaum das Leben erhielt sie.
Nun liegt, neugeboren, das Kind ihr nackend im Arme,
Und mit Wenigem nur vermögen die Unsern zu helfen,
Wenn wir im nächsten Dorf, wo wir heute zu rasten gedenken,
Auch sie finden; wiewohl ich fürchte, sie sind schon vorüber.
40 Wär' Euch irgend von Leinwand nur was Entbehrliches, wenn Ihr
Hier aus der Nachbarschaft seid, so spendet's gütig den Armen."
Also sprach sie, und matt erhob sich vom Strohe die bleiche
Wöchnerin, schaute nach mir; ich aber sagte dagegen:
Gute Menschen, fürwahr, spricht oft ein himmlischer Geist zu,
45 Daß sie fühlen die Noth, die dem armen Bruder bevorsteht;
Denn so gab mir die Mutter, im Vorgefühle von Eurem
Jammer, ein Bündel, sogleich es der nackten Nothdurft zu reichen.
Und ich löst'te die Knoten der Schnur, und gab ihr den Schlafrock
Unsers Vaters dahin, und gab ihr Hemden und Leintuch.
Und sie dankte mit Freuden, und rief: Der Glückliche glaubt nicht, 50
Daß noch Wunder geschehn; denn nur im Elend erkennt man
Gottes Hand und Finger, der gute Menschen zum Guten
Leitet. Was er durch Euch an uns thut, thu' er Euch selber.
Und ich sah die Wöchnerin froh die verschiedene Leinwand,
Aber besonders den weichen Flanell des Schlafrocks befühlen. 55
Eilen wir, sagte zu ihr die Jungfrau, dem Dorf' zu, in welchem
Unsre Gemeine schon rastet, und diese Nacht durch sich aufhält;
Dort besorg' ich sogleich das Kinderzeug, Alles und Jedes.
Und sie grüßte mich noch, und sprach den herzlichsten Dank aus,
Trieb die Ochsen; da ging der Wagen. Ich aber verweilte, 60
Hielt die Pferde noch an; denn Zwiespalt war mir im Herzen,
Ob ich mit eilenden Rossen das Dorf erreichte, die Speisen
Unter das übrige Volk zu spenden, oder sogleich hier
Alles dem Mädchen gäbe, damit sie es weislich vertheilte.
Und ich entschied mich gleich in meinem Herzen, und fuhr ihr 65
Sachte nach, und erreichte sie bald, und sagte behende:
Gutes Mädchen, mir hat die Mutter nicht Leinwand alleine
Auf den Wagen gegeben, damit ich den Nackten bekleide,
Sondern sie fügte dazu noch Speis' und manches Getränke,
Und es ist mir genug davon im Kasten des Wagens. 70
Nun bin ich aber geneigt, auch diese Gaben in Deine
Hand zu legen, und so erfüll' ich am besten den Auftrag;
Du vertheilst sie mit Sinn, ich müßte dem Zufall gehorchen.
Drauf versetzte das Mädchen: Mit aller Treue verwend' ich
Eure Gaben; der Dürftige soll sich derselben erfreuen. 75
Also sprach sie. Ich öffnete schnell die Kasten des Wagens,
Brachte die Schinken hervor, die schweren, brachte die Brote,
Flaschen Weines und Biers, und reicht' ihr Alles und Jedes.
Gerne hätt' ich noch mehr ihr gegeben; doch leer war der Kasten.
Alles packte sie drauf zu der Wöchnerin Füßen, und zog so 80

II. 29. auf diesen Wegen erblicket. — 32. Aber mich dringet die Noth — 61. Denn mir war Zwiespalt im Herzen, —

Weiter; ich eilte zurück mit meinen Pferden, der Stadt zu."
Als nun Herrmann geendet, da nahm der gesprächige Nachbar
Gleich das Wort, und rief: „O glücklich, wer in den Tagen
Dieser Flucht und Verwirrung in seinem Haus nur allein lebt,
85 Wem nicht Frau und Kinder zur Seite bange sich schmiegen!
Glücklich fühl' ich mich jetzt; ich möcht' um Vieles nicht heute
Vater heißen, und nicht für Frau und Kinder besorgt sein.
Oefters dacht' ich mir auch schon die Flucht und habe die besten
Sachen zusammengepackt, das alte Geld und die Ketten
90 Meiner seligen Mutter, wovon noch Nichts verkauft ist.
Freilich bliebe noch Vieles zurück, das so leicht nicht geschafft wird.
Selbst die Kräuter und Wurzeln, mit vielem Fleiße gesammelt,
Mißt' ich ungern, wenn auch der Werth der Waare nicht groß ist.
Bleibt der Provisor zurück, so geh' ich getröstet vom Hause.
95 Hab' ich die Baarschaft gerettet und meinen Körper, so hab' ich
Alles gerettet; der einzelne Mann entfliehet am leichtsten."
„Nachbar," versetzte darauf der junge Herrmann mit Nachdruck:
„Keineswegs denk' ich, wie Ihr; und tadle die Rede.
Ist wohl der ein würdiger Mann, der im Glück und im Unglück,
100 Sich nur allein bedenkt, und Leiden und Freuden zu theilen
Nicht verstehet, und nicht dazu vom Herzen bewegt wird?
Lieber möcht' ich, als je, mich heute zur Heirath entschließen;
Denn manch gutes Mädchen bedarf des schützenden Mannes,
Und der Mann des erheiternden Weibs, wenn ihm Unglück bevorsteht."
105 Lächelnd sagte darauf der Vater: „So hör' ich Dich gerne!
Solch ein vernünftiges Wort hast Du mir selten gesprochen."
Aber es fiel sogleich die gute Mutter behend ein:
„Sohn, fürwahr! Du hast Recht; wir Eltern gaben das Beispiel.
Denn wir haben uns nicht an fröhlichen Tagen erwählet,
110 Und uns knüpfte vielmehr die traurigste Stunde zusammen.
Montag Morgens — ich weiß es genau; denn Tages vorher war
Jener schreckliche Brand, der unser Städtchen verzehrte —
Zwanzig Jahre sind's nun; es war ein Sonntag wie heute,
Heiß und trocken die Zeit, und wenig Wasser im Orte.
115 Alle Leute waren, spazirend in festlichen Kleidern,
Auf den Dörfern vertheilt und in den Schenken und Mühlen.
Und am Ende der Stadt begann das Feuer. Der Brand lief
Eilig die Straßen hindurch, erzeugend sich selber den Zugwind.
Und es brannten die Scheunen der reichgesammelten Ernte,
120 Und es brannten die Straßen bis zu dem Markt, und das Haus war
Meines Vaters hieneben verzehrt, und dieses zugleich mit.
Wenig flüchteten wir. Ich saß die traurige Nacht durch
Vor der Stadt auf dem Anger, die Kasten und Betten bewahrend;
Doch zuletzt befiel mich der Schlaf, und als nun des Morgens
125 Mich die Kühlung erweckte, die vor der Sonne herabfällt,
Sah ich den Rauch und die Glut und die hohlen Mauern und Essen.
Da war beklemmt mein Herz; allein die Sonne ging wieder
Herrlicher auf, als je, und flößte mir Muth in die Seele.
Da erhob ich mich eilend. Es trieb mich, die Stätte zu sehen,
130 Wo die Wohnung gestanden, und ob sich die Hühner gerettet,
Die ich besonders geliebt; denn kindisch war mein Gemüth noch.
Als ich nun über die Trümmer des Hauses und Hofes daher stieg,
Die noch rauchten, und so die Wohnung wüst und zerstört sah,
Kamst Du zur andern Seite herauf, und durchsuchtest die Stätte.
135 Dir war ein Pferd in dem Stalle verschüttet; die glimmenden Balken
Lagen darüber und Schutt, und Nichts zu sehn war vom Thiere.
Also standen wir gegen einander, bedenklich und traurig;
Denn die Wand war gefallen, die unsere Höfe geschieden.
Und Du faßtest darauf mich bei der Hand an, und sagtest:
140 Lieschen, wie kommst Du hieher? Geh weg! Du verbrennest die Sohlen;
Denn der Schutt ist heiß, er sengt mir die stärkeren Stiefeln.
Und Du hobest mich auf, und trugst mich herüber, durch Deinen
Hof weg. Da stand noch das Thor des Hauses mit seinem Gewölbe,
Wie es jetzt steht; es war allein von Allem geblieben.
145 Und Du setztest mich nieder und küßtest mich, und ich verwehrt' es.
Aber Du sagtest darauf mit freundlich bedeutenden Worten:

93. Mißt' ich ungerne,

Siehe, das Haus liegt nieder. Bleib' hier und hilf mir es bauen,
Und ich helfe dagegen auch Deinem Vater an seinem.
Doch ich verstand Dich nicht, bis Du zum Vater die Mutter
150 Schicktest, und schnell das Gelübd der fröhlichen Ehe vollbracht war.
Noch erinnr' ich mich heute des halbverbrannten Gebälkes
Freudig, und sehe die Sonne noch immer so herrlich heraufgehn;
Denn mir gab der Tag den Gemahl, es haben die ersten
Zeiten der wilden Zerstörung den Sohn mir der Jugend gegeben.
155 Darum lob' ich Dich, Herrmann, daß Du mit reinem Vertrauen
Auch ein Mädchen Dir denkst in diesen traurigen Zeiten,
Und es wagtest zu frei'n im Krieg und über den Trümmern."
Da versetzte sogleich der Vater lebhaft und sagte:
„Die Gesinnung ist löblich, und wahr ist auch die Geschichte,
160 Mütterchen, die Du erzählst; denn so ist Alles begegnet.
Aber besser ist besser. Nicht einen Jeden betrifft es,
Anzufangen von vorn sein ganzes Leben und Wesen;
Nicht soll Jeder sich quälen, wie wir und Andere thaten.
O, wie glücklich ist Der, dem Vater und Mutter das Haus schon
165 Wohlbestellt übergeben, und der mit Gedeihen es ausziert!
Aller Anfang ist schwer, am schwersten der Anfang der Wirthschaft.
Mancherlei Dinge bedarf der Mensch, und Alles wird täglich
Theurer; da seh' er sich vor, des Geldes mehr zu erwerben.
Und so hoff' ich von Dir, mein Hermann, daß Du mir nächstens
170 In das Haus die Braut mit schöner Mitgift hereinführst;
Denn ein wackerer Mann verdient ein begütertes Mädchen,
Und es behaget so wohl, wenn mit dem gewünscheten Weibchen
Auch in Körbchen und Kasten die nützliche Gabe hereinkommt.
Nicht umsonst bereitet durch manche Jahre die Mutter
175 Viele Leinwand der Tochter, von feinem und starkem Gewebe;
Nicht umsonst verehren die Pathen ihr Silbergeräthe,
Und der Vater sondert im Pulte das seltene Goldstück:
Denn sie soll dereinst mit ihren Gütern und Gaben
Jenen Jüngling erfreun, der sie vor Allen erwählt hat.
180 Ja, ich weiß, wie behaglich ein Weibchen im Hause sich findet,
Das ihr eignes Geräth in Küch' und Zimmern erkennet,
Und das Bette sich selbst und den Tisch sich selber gedeckt hat.
Nur wohl ausgestattet möcht' ich im Hause die Braut sehn;
Denn die Arme wird doch nur zuletzt vom Manne verachtet,
185 Und er hält sie als Magd, die als Magd mit dem Bündel hereinkam.
Ungerecht bleiben die Männer, die Zeiten der Liebe vergehen.
Ja, mein Hermann, Du würdest mein Alter höchlich erfreuen,
Wenn Du mir bald in's Haus ein Schwiegertöchterchen brächtest
Aus der Nachbarschaft her, aus jenem Hause, dem grünen;
190 Reich ist der Mann fürwahr: sein Handel und seine Fabriken
Machen ihn täglich reicher; denn wo gewinnt nicht der Kaufmann?
Nur drei Töchter sind da; sie theilen allein das Vermögen.
Schon ist die ältste bestimmt, ich weiß es; aber die zweite,
Wie die dritte, sind noch, und vielleicht nicht lange, zu haben.
195 Wär' ich an Deiner Statt, ich hätte bis jetzt nicht gezaudert,
Eins mir der Mädchen geholt, so wie ich das Mütterchen forttrug."
Da versetzte der Sohn bescheiden dem dringenden Vater:
„Wirklich, mein Wille war auch, wie Eurer, Eine der Töchter
Unsers Nachbars zu wählen. Wir sind zusammen erzogen,
200 Spielten neben dem Brunnen am Markt in früheren Zeiten,
Und ich habe sie oft vor der Knaben Wildheit beschützet.
Doch das ist lange schon her; es bleiben die wachsenden Mädchen
Endlich billig zu Haus', und fliehn die wilderen Spiele.
Wohlgezogen sind sie gewiß! Ich ging auch zu Zeiten
205 Noch, aus alter Bekanntschaft, so wie Ihr es wünschtet, hinüber;
Aber ich konnte mich nie in ihrem Umgang erfreuen.
Denn sie tadelten stets an mir, das mußt' ich ertragen:
Gar zu lang war mein Rock, zu grob das Tuch, und die Farbe
Gar zu gemein, und die Haare nicht recht gestutzt und gekräuselt.
210 Endlich hatt' ich im Sinne, mich auch zu putzen, wie jene

157. Und es wagest zu frein — 172 mit dem gewünschten Weibchen — 186. Ungerecht bleiben die Männer, und die Zeiten der Liebe vergehen, — 196. geholt, wie ich ꝛc.

Handelsbübchen, die stets am Sonntag drüben sich zeigen,
Und um die, halbseiden, im Sommer das Läppchen herumhängt.
Aber noch früh genug merkt' ich, sie hatten mich immer zum Besten;
Und das war mir empfindlich, mein Stolz war beleidigt: doch mehr noch
215 Kränkte mich's tief, daß so sie den guten Willen verkannten,
Den ich gegen sie hegte, besonders Minchen, die jüngste.
Denn so war ich zuletzt an Ostern hinübergegangen,
Hatte den neuen Rock, der jetzt nur oben im Schrank hängt,
Angezogen, und war frisirt, wie die übrigen Bursche.
220 Als ich eintrat, kicherten sie; doch zog ich's auf mich nicht.
Minchen saß am Klavier; es war der Vater zugegen,
Hörte die Töchterchen singen, und war entzückt und in Laune.
Manches verstand ich nicht, was in den Liedern gesagt war;
Aber ich hörte viel von Pamina, viel von Tamino.
225 Und ich wollte doch auch nicht stumm sein. Sobald sie geendet,
Fragt' ich dem Texte nach und nach den beiden Personen.
Alle schwiegen darauf und lächelten; aber der Vater
Sagte: Nicht wahr, mein Freund, Er kennt nur Adam und Eva?
Niemand hielt sich alsdann, und laut auf lachten die Mädchen,
230 Laut auf lachten die Knaben, es hielt den Bauch sich der Alte.
Fallen ließ ich den Hut vor Verlegenheit, und das Gekicher
Dauerte fort und fort, so viel sie auch sangen und spielten.
Und ich eilte beschämt und verdrießlich wieder nach Hause,
Hängte den Rock in den Schrank, und zog die Haare herunter
235 Mit den Fingern, und schwur, nicht mehr zu betreten die Schwelle.
Und ich hatte wohl recht; denn eitel sind sie und lieblos,
Und ich höre, noch heiß' ich bei ihnen immer Tamino."
Da versetzte die Mutter: „Du solltest, Hermann, so lange
Mit den Kindern nicht zürnen; denn Kinder sind sie ja sämmtlich.
240 Minchen fürwahr ist gut, und war Dir immer gewogen;
Neulich fragte sie noch nach Dir. Die solltest Du wählen!"
Da versetzte bedenklich der Sohn: „Ich weiß nicht, es prägte
Jener Verdruß sich so tief bei mir ein, ich möchte fürwahr nicht
Sie am Klaviere mehr sehn und ihr Liedchen vernehmen."
245 Doch der Vater fuhr auf und sprach die zornigen Worte:
„Wenig Freud' erleb' ich an Dir! Ich sagt' es doch immer,
Als Du zu Pferden nur und Lust nur bezeigtest zum Acker.
Was ein Knecht schon verrichtet des wohlbegüterten Mannes,
Thust Du; indessen muß der Vater des Sohnes entbehren,
250 Der ihm zur Ehre doch auch vor andern Bürgern sich zeigte.
Und so täuschte mich früh mit leerer Hoffnung die Mutter,
Wenn in der Schule das Lesen und Schreiben und Lernen Dir niemals
Wie den Andern gelang, und Du immer der Unterste saßest.
Freilich! das kommt daher, wenn Ehrgefühl nicht im Busen
255 Eines Jünglinges lebt, und wenn er nicht höher hinauf will.
Hätte mein Vater gesorgt für mich, so wie ich für Dich that,
Mich zur Schule gesendet und mir die Lehrer gehalten,
Ja, ich wäre was Anders, als Wirth zum goldenen Löwen."
Aber der Sohn stand auf und nahte sich schweigend der Thüre,
260 Langsam und ohne Geräusch; allein der Vater, entrüstet,
Rief ihm nach: „So gehe nur hin! ich kenne den Trotzkopf!
Geh' und führe fortan die Wirthschaft, daß ich nicht schelte;
Aber denke nur nicht, Du wolltest ein bäurisches Mädchen
Je mir bringen in's Haus als Schwiegertochter, die Trulle!
265 Lange hab' ich gelebt und weiß mit Menschen zu handeln,
Weiß zu bewirthen die Herren und Frauen, daß sie zufrieden
Von mir weggehn; ich weiß den Fremden gefällig zu schmeicheln.
Aber so soll mir denn auch ein Schwiegertöchterchen endlich
Wiederbegegnen und so mir die viele Mühe versüßen;
270 Spielen soll sie mir auch das Klavier; es sollen die schönsten,
Besten Leute der Stadt sich mit Vergnügen versammeln,
Wie es Sonntags geschieht im Hause des Nachbars." Da drückte
Leise der Sohn auf die Klinke, und so verließ er die Stube.

---

215. Daß sie so den guten Willen — 230. es hielt sich den Bauch der Alte. — 261. So gehe nun hin! — 263. Du wollest ein ꝛc. —

III. Thalia.

Die Bürger.

Also entwich der bescheidene Sohn der heftigen Rede;
Aber der Vater fuhr in der Art fort, wie er begonnen:
„Was im Menschen nicht ist, kommt auch nicht aus ihm, und schwerlich
Wird mich des herzlichsten Wunsches Erfüllung jemals erfreuen,
5 Daß der Sohn dem Vater nicht gleich sei, sondern ein Beßrer.
Denn was wäre das Haus, was wäre die Stadt, wenn nicht immer
Jeder gedächte mit Lust zu erhalten und zu erneuen,
Und zu verbessern auch, wie die Zeit uns lehrt und das Ausland!
Soll doch nicht als ein Pilz der Mensch dem Boden entwachsen,
10 Und verfaulen geschwind an dem Platze, der ihn erzeugt hat,
Keine Spur nachlassend von seiner lebendigen Wirkung!
Sieht man am Hause doch gleich so deutlich, weß Sinnes der Herr sei,
Wie man, das Städtchen betretend, die Obrigkeiten beurtheilt.
Denn wo die Thürme verfallen und Mauern, wo in den Gräben
15 Unrath sich häufet, und Unrath auf allen Gassen herumliegt,
Wo der Stein aus der Fuge sich rückt und nicht wieder gesetzt wird,
Wo der Balken verfault und das Haus vergeblich die neue
Unterstützung erwartet: der Ort ist übel regieret.
Denn wo nicht immer von oben die Ordnung und Reinlichkeit wirket,
20 Da gewöhnet sich leicht der Bürger zu schmutzigem Saumsal,
Wie der Bettler sich auch an lumpige Kleider gewöhnet.
Darum hab' ich gewünscht, es solle sich Hermann auf Reisen
Bald begeben, und sehn zum wenigsten Straßburg und Frankfurt,
Und das freundliche Mannheim, das gleich und heiter gebaut ist.
25 Denn wer die Städte gesehn, die großen und reinlichen, ruht nicht,
Künftig die Vaterstadt selbst, so klein sie auch sei, zu verzieren.
Lobt nicht der Fremde bei uns die ausgebesserten Thore,
Und den geweißten Thurm und die wohlerneuerte Kirche?
Rühmt nicht Jeder das Pflaster? die wasserreichen, verdeckten,
30 Wohlvertheilten Kanäle, die Nutzen und Sicherheit bringen,
Daß dem Feuer sogleich beim ersten Ausbruch gewehrt sei,
Ist das nicht Alles geschehn seit jenem schrecklichen Brande?
Bauherr war ich sechsmal im Rath, und habe mir Beifall,
Habe mir herzlichen Dank von guten Bürgern verdienet,
35 Was ich angab, emsig betrieben, und so auch die Anstalt
Redlicher Männer vollführt, die sie unvollendet verließen.
So kam endlich die Lust in jedes Mitglied des Rathes.
Alle bestreben sich jetzt, und schon ist der neue Chausseebau
Fest beschlossen, der uns mit der großen Straße verbindet.
40 Aber ich fürchte nur sehr, so wird die Jugend nicht handeln!
Denn die Einen, sie denken auf Lust und vergänglichen Putz nur;
Andere hocken zu Hauf' und brüten hinter dem Ofen.
Und das fürcht' ich, ein solcher wird Hermann immer mir bleiben."
Und es versetzte sogleich die gute, verständige Mutter:
45 „Immer bist Du doch, Vater, so ungerecht gegen den Sohn! und
So wird am wenigsten Dir dein Wunsch des Guten erfüllet.
Denn wir können die Kinder nach unserem Sinne nicht formen;
So wie Gott sie uns gab, so muß man sie haben und lieben,
Sie erziehen auf's Beste und Jeglichen lassen gewähren.
50 Denn der Eine hat die, die Andern andere Gaben;
Jeder braucht sie, und Jeder ist doch nur auf eigene Weise
Gut und glücklich. Ich lasse mir meinen Hermann nicht schelten;
Denn, ich weiß es, er ist der Güter, die er dereinst erbt,
Werth, und ein trefflicher Wirth, ein Muster Bürgern und Bauern,
55 Und im Rathe gewiß, ich seh' es voraus, nicht der Letzte.
Aber täglich mit Schelten und Tadeln hemmst Du dem Armen
Allen Muth in der Brust, so wie Du es heute gethan hast."
Und sie verließ die Stube sogleich, und eilte dem Sohne nach,
Daß sie ihn irgendwo fänd' und ihn mit gütigen Worten
60 Wieder erfreute; denn er, der treffliche Sohn, er verdient' es.
Lächelnd sagte darauf, sobald sie hinweg war, der Vater:
Sind doch ein wunderlich Volk, die Weiber, so wie die Kinder!
Jedes lebet so gern nach seinem eignen Belieben,
Und man sollte hernach nur immer loben und streicheln.
65 Einmal für allemal gilt das wahre Sprüchlein der Alten:

III. 22. es soll sich Hermann — 46. Dir Dein Wunsch des Guten

Wer nicht vorwärts geht, der kommt zurücke! So bleibt es."
Und es versetzte darauf der Apotheker bedächtig:
Gerne geb' ich es zu, Herr Nachbar, und sehe mich immer
Selbst nach dem Besseren um, wofern es nicht theuer, doch neu ist;
70 Aber hilft es fürwahr, wenn man nicht die Fülle des Gelds hat,
Thätig und rührig zu sein, und Innen und Außen zu bessern?
Nur zu sehr ist der Bürger beschränkt; das Gute vermag er
Nicht zu erlangen, wenn er es kennt. Zu schwach ist sein Beutel,
Das Bedürfniß zu groß; so wird er immer gehindert.
75 Manches hätt' ich gethan; allein wer scheut nicht die Kosten
Solcher Veränd'rung, besonders in diesen gefährlichen Zeiten!
Lange lachte mir schon mein Haus im modischen Kleidchen,
Lange glänzten durchaus mit großen Scheiben die Fenster:
Aber wer thut dem Kaufmann es nach, der bei seinem Vermögen
80 Auch die Wege noch kennt, auf welchen das Beste zu haben?
Seht nur das Haus an da drüben, das neue! Wie prächtig in grünen
Feldern die Stuckatur der weißen Schnörkel sich ausnimmt!
Groß sind die Tafeln der Fenster; wie glänzen und spiegeln die Scheiben,
Daß verdunkelt stehn die übrigen Häuser des Marktes!
85 Und doch waren die unsern gleich nach dem Brande die schönsten,
Die Apotheke zum Engel, so wie der goldene Löwe.
So war mein Garten auch in der ganzen Gegend berühmt, und
Jeder Reisende stand und sah durch die rothen Stacketen
Nach den Bettlern von Stein, und nach den farbigen Zwergen.
90 Wem ich den Kaffe dann gar in dem herrlichen Grottenwerk reichte,
Das nun freilich verstaubt und halb verfallen mir dasteht,
Der erfreute sich hoch des farbig schimmernden Lichtes
Schön geordneter Muscheln; und mit geblendetem Auge
Schaute der Kenner selbst den Bleiglanz und die Korallen.
95 Eben so ward in dem Saale die Malerei auch bewundert,
Wo die geputzten Herren und Damen im Garten spaziren,
Und mit spitzigen Fingern die Blumen reichen und halten.
Ja, wer sähe das jetzt nur noch an! Ich gehe verdrießlich
Kaum mehr hinaus; denn Alles soll anders sein und geschmackvoll,
Wie sie's heißen, und weiß die Latten und hölzernen Bänke. 100
Alles ist einfach und glatt; nicht Schnitzwerk oder Vergoldung
Will man mehr, und es kostet das fremde Holz nun am meisten.
Nun, ich wär' es zufrieden, mir auch was Neues zu schaffen;
Auch zu gehn mit der Zeit, und oft zu verändern den Hausrath;
Aber es fürchtet sich Jeder, auch nur zu rücken das Kleinste. 105
Denn wer vermöchte wohl jetzt die Arbeitsleute zu zahlen!
Neulich kam mir's in Sinn, den Engel Michael wieder,
Der mir die Offizin bezeichnet, vergolden zu lassen,
Und den gräulichen Drachen, der ihm zu Füßen sich windet;
Aber ich ließ ihn verbräunt, wie er ist, mich schreckte die Forderung." 110

IV. Euterpe.

Mutter und Sohn.

Also sprachen die Männer, sich unterhaltend. Die Mutter
Ging indessen, den Sohn erst vor dem Hause zu suchen
Auf der steinernen Bank, wo sein gewöhnlicher Sitz war.
Als sie daselbst ihn nicht fand, so ging sie, im Stalle zu schauen,
Ob er die herrlichen Pferde, die Hengste, selber besorgte, 5
Die er als Fohlen gekauft, und die er Niemand vertraute.
Und es sagte der Knecht: „Er ist in den Garten gegangen."
Da durchschritt sie behende die langen doppelten Höfe,
Ließ die Ställe zurück und die wohlgezimmerten Scheunen,
Trat in den Garten, der weit bis an die Mauern des Städtchens 10
Reichte, schritt ihn hindurch, und freute sich jegliches Wachsthums,
Stellte die Stützen zurecht, auf denen beladen die Aeste
Ruhten des Apfelbaums, wie des Birnbaums lastende Zweige,
Nahm gleich einige Raupen vom kräftig strotzenden Kohl weg;
Denn ein geschäftiges Weib thut keine Schritte vergebens. 15
Also war sie an's Ende des langen Gartens gekommen,
Bis zur Laube, mit Geisblatt bedeckt; nicht fand sie den Sohn da,
Eben so wenig, als sie bis jetzt ihn im Garten erblickte.

IV. 11. jeglichen Wachsthums,

Aber nur angelehnt war das Pförtchen, das aus der Laube,
20 Aus besonderer Gunst, durch die Mauer des Städtchens gebrochen
Hatte der Ahnherr einst, der würdige Burgemeister.
Und so ging sie bequem den trocknen Graben hinüber,
Wo an der Straße sogleich der wohlumzäunete Weinberg
Aufstieg steileren Pfads, die Fläche zur Sonne gekehret.
25 Auch den schritt sie hinauf, und freute der Fülle der Trauben
Sich im Steigen, die kaum sich unter den Blättern verbargen.
Schattig war und bedeckt der hohe mittlere Laubgang
Den man auf Stufen erstieg von unbehauenen Platten.
Und es hingen herein Gutedel und Muskateller,
30 Röthlich blaue daneben von ganz besonderer Größe,
Alle mit Fleiße gepflanzt, der Gäste Nachtisch zu zieren.
Aber den übrigen Berg bedeckten einzelne Stöcke,
Kleinere Trauben tragend, von denen der köstliche Wein kommt.
Also schritt sie hinauf, sich schon des Herbstes erfreuend
35 Und des festlichen Tags, an dem die Gegend im Jubel
Trauben lieset und tritt, und den Most in die Fässer versammelt,
Feuerwerke des Abends von allen Orten und Enden
Leuchten und knallen, und so der Ernten schönste geehrt wird.
Doch unruhiger ging sie, nachdem sie dem Sohne gerufen
40 Zwei- auch dreimal, und nur das Echo vielfach zurückkam,
Das von den Thürmen der Stadt, ein sehr geschwätziges, herklang.
Ihn zu suchen war ihr so fremd; er entfernte sich niemals
Weit, er sagt' es ihr denn, um zu verhüten die Sorge
Seiner liebenden Mutter und ihre Furcht vor dem Unfall.
45 Aber sie hoffte noch stets, ihn doch auf dem Wege zu finden;
Denn die Thüren, die untre, so wie die obre, des Weinbergs
Standen gleichfalls offen. Und so nun trat sie in's Feld ein,
Das mit weiter Fläche den Rücken des Hügels bedeckte.
Immer noch wandelte sie auf eigenem Boden, und freute
50 Sich der eigenen Saat und des herrlich nickenden Kornes,
Das mit goldener Kraft sich im ganzen Felde bewegte.
Zwischen den Aeckern schritt sie hindurch, auf dem Raine, den Fußpfad,
Hatte den Birnbaum im Auge, den großen, der auf dem Hügel
Stand, die Grenze der Felder, die ihrem Hause gehörten.
Wer ihn gepflanzt, man konnt' es nicht wissen. 55 Er war in der Gegend
Weit und breit gesehn, und berühmt die Früchte des Baumes.
Unter ihm pflegten die Schnitter des Mahls sich zu freuen am Mittag,
Und die Hirten des Viehs in seinem Schatten zu warten;
Bänke fanden sie da von rohen Steinen und Rasen.
Und sie irrete nicht; dort saß ihr Hermann und ruhte, 60
Saß mit dem Arme gestützt und schien in die Gegend zu schauen
Jenseits, nach dem Gebirg', er kehrte der Mutter den Rücken.
Sachte schlich sie hinan, und rührt' ihm leise die Schulter.
Und er wandte sich schnell; da sah sie ihm Thränen im Auge.
„Mutter," sagt' er betroffen, „Ihr überrascht 65 mich!" Und eilig
Trocknet' er ab die Thräne, der Jüngling edlen Gefühles.
„Wie? Du weinest, mein Sohn?" versetzte die Mutter betroffen:
„Daran kenn' ich Dich nicht! ich habe das niemals erfahren!
Sag', was beklemmt Dir das Herz? was treibt Dich, einsam zu sitzen
Unter dem Birnbaum hier? was bringt Dir 70 Thränen in's Auge?"
Und es nahm sich zusammen der treffliche Jüngling, und sagte:
„Wahrlich, Dem ist kein Herz im ehernen Busen, der jetzo
Nicht die Noth der Menschen, der umgetriebnen, empfindet;
Dem ist kein Sinn in dem Haupte, der nicht um sein eigenes Wohl sich
Und um des Vaterlands Wohl in diesen Tagen 75 bekümmert.
Was ich heute gesehn und gehört, das rührte das Herz mir;
Und nun ging ich heraus, und sah die herrliche, weite
Landschaft, die sich vor uns in fruchtbaren Hügeln umherschlingt;
Sah die goldene Frucht den Garben entgegen sich neigen,
Und ein reichliches Obst uns volle Kammern 80 versprechen.
Aber, ach! wie nah' ist der Feind! Die Fluthen des Rheines
Schützen uns zwar; doch ach! was sind nun Fluthen und Berge
Jenem schrecklichen Volke, das wie ein Gewitter daherzieht!
Denn sie rufen zusammen aus allen Enden die Jugend,
Wie das Alter, und dringen gewaltig vor, und 85 die Menge
Scheut den Tod nicht; es dringt gleich nach der Menge die Menge.
Ach! und ein Deutscher wagt, in seinem Hause zu bleiben?
Hofft vielleicht zu entgehen dem Alles bedrohenden Unfall?

Liebe Mutter, ich sag' Euch, am heutigen Tage verdrießt mich,
90 Daß man mich neulich entschuldigt', als man die Streitenden auslas
Aus den Bürgern. Fürwahr! ich bin der einzige Sohn nur,
Und die Wirthschaft ist groß, und wichtig unser Gewerbe.
Aber wär' ich nicht besser zu widerstehen da vorne
An der Grenze, als hier zu erwarten Elend und Knechtschaft?
95 Ja, mir hat es der Geist gesagt, und im innersten Busen
Regt sich Muth und Begier, dem Vaterlande zu leben
Und zu sterben, und Andern ein würdiges Beispiel zu geben.
Wahrlich, wäre die Kraft der deutschen Jugend beisammen,
An der Gränze, verbündet, nicht nachzugeben den Fremden, —
100 O, sie sollten uns nicht den herrlichen Boden betreten,
Und vor unsern Augen die Früchte des Landes verzehren,
Nicht den Männern gebieten und rauben Weiber und Mädchen!
Sehet, Mutter, mir ist im tiefsten Herzen beschlossen,
Bald zu thun und gleich, was recht mir däucht und verständig;
105 Denn wer lange bedenkt, der wählt nicht immer das Beste.
Sehet, ich werde nicht wieder nach Hause kehren! Von hier aus
Geh' ich gerad' in die Stadt, und übergebe den Kriegern
Diesen Arm und dieß Herz, dem Vaterlande zu dienen.
Sage der Vater alsdann, ob nicht der Ehre Gefühl mir
110 Auch den Busen belebt, und ob ich nicht höher hinauf will!"
Da versetzte bedeutend die gute verständige Mutter,
Stille Thränen vergießend, sie kamen ihr leichtlich in's Auge:
„Sohn, was hat sich in Dir verändert und Deinem Gemüthe,
Daß Du zu Deiner Mutter nicht redest, wie gestern und immer,
115 Offen und frei, und sagst, was Deinen Wünschen gemäß ist?
Hörte jetzt ein Dritter Dich reden, er würde fürwahr Dich
Höchlich loben, und Deinen Entschluß als den edelsten preisen,
Durch Dein Wort verführt und Deine bedeutenden Reden.
Doch ich tadle Dich nur; denn sieh', ich kenne Dich besser.
120 Du verbirgst Dein Herz, und hast ganz andre Gedanken.
Denn ich weiß es, Dich ruft nicht die Trommel, nicht die Trompete,
Nicht begehrst Du zu scheinen in der Montur vor den Mädchen;
Denn es ist Deine Bestimmung, so wacker und brav Du auch sonst bist,
Wohl zu verwahren das Haus, und stille das Feld zu besorgen.
125 Darum sage mir frei: was bringt Dich zu dieser Entschließung?"
Ernsthaft sagte der Sohn: „Ihr irret, Mutter. Ein Tag ist
Nicht dem anderen gleich. Der Jüngling reifet zum Manne;
Besser im Stillen reift er zur That oft, als im Geräusche
Wilden, schwankenden Lebens, das manchen Jüngling verderbt hat.
130 Und so still ich auch bin und war, so hat in der Brust mir
Doch sich gebildet ein Herz, das Unrecht hasset und Unbill,
Und ich verstehe recht gut die weltlichen Dinge zu sondern;
Auch hat die Arbeit den Arm und die Füße mächtig gestärket.
Alles, fühl' ich, ist wahr; ich darf es kühnlich behaupten.
135 Und doch tadelt Ihr mich mit Recht, o Mutter, und habt mich
Auf halbwahren Worten ertappt und halber Verstellung.
Denn, gesteh' ich es nur, nicht ruft die nahe Gefahr mich
Aus dem Hause des Vaters, und nicht der hohe Gedanke,
Meinem Vaterland hülfreich zu sein und schrecklich den Feinden.
140 Worte waren es nur, die ich sprach; sie sollten vor Euch nur
Meine Gefühle verstecken, die mir das Herz zerreißen.
Und so laßt mich, o Mutter! Denn da ich vergebliche Wünsche
Hege im Busen, so mag auch mein Leben vergeblich dahin gehn.
Denn ich weiß es recht wohl: der Einzelne schadet sich selber,
145 Der sich hingibt, wenn sich nicht Alle zum Ganzen bestreben."
„Fahre nur fort," so sagte darauf die verständige Mutter,
„Alles mir zu erzählen, das Größte wie das Geringste;
Denn die Männer sind heftig, und denken nur immer das Letzte,
Und die Hinderniß treibt die Heftigen leicht von dem Wege;
150 Aber ein Weib ist geschickt, auf Mittel zu denken, und wandelt
Auch den Umweg, geschickt zu ihrem Zweck zu gelangen.
Sage mir Alles daher, warum Du so heftig bewegt bist,
Wie ich Dich niemals gesehn, und das Blut Dir wallt in den Adern,
Wider Willen die Thräne dem Auge sich dringt zu entstürzen."

---

103. im tiefen Herzen — 120. Du verbirgest Dein Herz:

155 Da überließ sich dem Schmerze der gute Jüngling, und weinte,
Weinte laut an der Brust der Mutter, und sprach so erweichet:
„Wahrlich! des Vaters Wort hat heute mich kränkend getroffen,
Das ich niemals verdient, nicht heut' und keinen der Tage.
Denn die Eltern zu ehren, war früh mein Liebstes, und Niemand
160 Schien mir klüger zu sein und weiser, als die mich erzeugten,
Und mit Ernst mir in dunkeler Zeit der Kindheit geboten.
Vieles hab' ich, fürwahr, von meinen Gespielen geduldet,
Wenn sie mit Tücke mir oft den guten Willen vergalten;
Oftmals hab' ich an ihnen nicht Wurf noch Streiche gerochen;
165 Aber spotteten sie mir den Vater aus, wenn er Sonntags
Aus der Kirche kam mit würdig bedächtigem Schritte;
Lachten sie über das Band der Mütze, die Blumen des Schlafrocks,
Den er so stattlich trug und der erst heute verschenkt ward:
Fürchterlich ballte sich gleich die Faust mir; mit grimmigem Wüthen
170 Fiel ich sie an und schlug und traf, mit blindem Beginnen,
Ohne zu sehen wohin. Sie heulten mit blutigen Nasen,
Und entrissen sich kaum den wüthenden Tritten und Schlägen.
Und so wuchs ich heran, um viel vom Vater zu dulden,
Der, statt Anderer, mich gar oft mit Worten herum nahm,
175 Wenn bei Rath ihm Verdruß in der letzten Sitzung erregt ward,
Und ich büßte den Streit und die Ränke seiner Kollegen.
Oftmals habt Ihr mich selbst bedauert; denn Vieles ertrug ich,
Stets in Gedanken der Eltern von Herzen zu ehrende Wohlthat,
Die nur sinnen, für uns zu mehren die Hab' und die Güter,
180 Und sich selber Manches entziehn, um zu sparen den Kindern.
Aber, ach! nicht das Sparen allein, um spät zu genießen,
Macht das Glück, es macht nicht das Glück der Haufe beim Haufen,
Nicht der Acker am Acker, so schön sich die Güter auch schließen.
Denn der Vater wird alt, und mit ihm altern die Söhne,
185 Ohne die Freude des Tags, und mit der Sorge für morgen.
Sagt mir, und schauet hinab, wie herrlich liegen die schönen,
Reichen Gebreite nicht da, und unten Weinberg und Gärten,
Dort die Scheunen und Ställe, die schöne Reihe der Güter!
Aber seh' ich dann dort das Hinterhaus, wo an dem Giebel
190 Sich das Fenster uns zeigt von meinem Stübchen im Dache;
Denk' ich die Zeiten zurück, wie manche Nacht ich den Mond schon
Dort erwartet und schon so manchen Morgen die Sonne,
Wenn der gesunde Schlaf mir nur wenige Stunden genügte;
Ach! da kommt mir so einsam vor, wie die Kammer, der Hof und
195 Garten, das herrliche Feld, das über die Hügel sich hinstreckt;
Alles liegt so öde vor mir, ich entbehre der Gattin."
Da antwortete drauf die gute Mutter verständig:
„Sohn, mehr wünschest Du nicht die Braut in die Kammer zu führen,
Daß die Arbeit des Tages Dir freier und eigener werde,
200 Als der Vater es wünscht und die Mutter. Wir haben Dir immer
Zugeredet, ja Dich getrieben, ein Mädchen zu wählen.
Aber mir ist es bekannt, und jetzo sagt es das Herz mir:
Wenn die Stunde nicht kommt, die rechte, wenn nicht das rechte
Mädchen zur Stunde sich zeigt, so bleibt das Wählen im Weiten,
205 Und es wirket die Furcht, die falsche zu greifen, am meisten.
Soll ich Dir sagen, mein Sohn, so hast Du, ich glaube, gewählet;
Denn Dein Herz ist getroffen und mehr, als gewöhnlich, empfindlich.
Sag' es gerad' nur heraus, denn mir schon sagt es die Seele:
Jenes Mädchen ist's, das vertriebene, die Du gewählt hast."
210 „Liebe Mutter, Ihr sagt's!" versetzte lebhaft der Sohn drauf.
„Ja, sie ist's! und führ' ich sie nicht als Braut mir nach Hause
Heute noch, ziehet sie fort, verschwindet vielleicht mir auf immer
In der Verwirrung des Kriegs und im traurigen Hin- und Herziehn,
Mutter, ewig umsonst gedeiht mir die reiche Besitzung
215 Dann vor Augen; umsonst sind künftige Jahre mir fruchtbar.
Ja, das gewohnte Haus und der Garten ist mir zuwider;
Ach! und die Liebe der Mutter, sie selbst nicht tröstet den Armen.
Denn es löset die Liebe, das fühl' ich, jegliche Bande,
Wenn sie die ihrigen knüpft; und nicht das Mädchen allein läßt
220 Vater und Mutter zurück, wenn sie dem erwähleten Mann folgt;

187. Weinberg und Garten, — 213. im traurigen Hinziehn und Herziehn. — 219. und nicht das Mädchen alleine

Auch der Jüngling, er weiß Nichts mehr von Mutter und Vater,
Wenn er das Mädchen sieht, das einziggeliebte, davon ziehn.
Darum lasset mich gehn, wohin die Verzweiflung mich antreibt.
Denn mein Vater, er hat die entscheidenden Worte gesprochen,
225 Und sein Haus ist nicht mehr das meine, wenn er das Mädchen
Ausschließt, das ich allein nach Haus zu führen begehre."
Da versetzte behend die gute verständige Mutter:
„Stehen wie Felsen doch zwei Männer gegen einander!
Unbewegt und stolz will keiner dem andern sich nähern,
230 Keiner zum guten Worte dem ersten die Zunge bewegen.
Darum sag' ich Dir, Sohn: noch lebt die Hoffnung in meinem
Herzen, daß er sie Dir, wenn sie gut und brav ist, verlobe,
Obgleich arm, so entschieden er auch die Arme versagt hat.
Denn er redet gar Manches in seiner heftigen Art aus,
235 Das er doch nicht vollbringt; so gibt er auch zu das Versagte.
Aber ein gutes Wort verlangt er, und kann es verlangen,
Denn er ist Vater! Auch wissen wir wohl, sein Zorn ist nach Tische,
Wo er heftiger spricht, und Anderer Gründe bezweifelt,
Nie bedeutend; es reget der Wein dann jegliche Kraft auf
240 Seines heftigen Wollens, und läßt ihn die Worte der Andern
Nicht vernehmen, er hört und fühlt alleine sich selber.
Aber es kommt der Abend heran, und die vielen Gespräche
Sind nun zwischen ihm und seinen Freunden gewechselt.
Milder ist er fürwahr, ich weiß, wenn das Räuschchen vorbei ist,
245 Und er das Unrecht fühlt, das er Andern lebhaft erzeigte.
Komm! wir wagen es gleich; das Frischgewagte geräth nur,
Und wir bedürfen der Freunde, die jetzo bei ihm noch versammelt
Sitzen; besonders wird uns der würdige Geistliche helfen."
Also sprach sie behende, und zog, vom Steine sich hebend,
250 Auch vom Sitze den Sohn, den willig folgenden. Beide
Kamen schweigend herunter, den wichtigen Vorsatz bedenkend.

V. Polyhymnia.

Der Weltbürger.

Aber es saßen die Drei noch immer sprechend zusammen,
Mit dem geistlichen Herren der Apotheker bei'm Wirthe;
Und es war das Gespräch noch immer ebendasselbe,
Das viel hin und her nach allen Seiten geführt ward.
Aber der treffliche Pfarrer versetzte, würdig gesinnt, drauf: 5
„Widersprechen will ich Euch nicht. Ich weiß es, der Mensch soll
Immer streben zum Bessern; und, wie wir sehen, er strebt auch
Immer dem Höheren nach, zum wenigsten sucht er das Neue.
Aber geht nicht zu weit! Denn neben diesen Gefühlen
Gab die Natur uns auch die Lust zu verharren im Alten, 10
Und sich Dessen zu freun, was Jeder lange gewohnt ist.
Aller Zustand ist gut, der natürlich ist und vernünftig.
Vieles wünscht sich der Mensch, und doch bedarf er nur wenig;
Denn die Tage sind kurz, und beschränkt der Sterblichen Schicksal.
Niemals tadl' ich den Mann, der immer thätig und rastlos 15
Umgetrieben, das Meer und alle Straßen der Erde
Kühn und emsig befährt, und sich des Gewinnes erfreuet,
Welcher sich reichlich um ihn und um die Seinen herum häuft;
Aber Jener ist auch mir werth, der ruhige Bürger,
Der sein väterlich Erbe mit stillen Schritten umgehet, 20
Und die Erde besorgt, so wie es die Stunden gebieten.
Nicht verändert sich ihm in jedem Jahre der Boden,
Nicht streckt eilig der Baum, der neugepflanzte, die Arme
Gegen den Himmel aus, mit reichlichen Blüthen gezieret.
Nein, der Mann bedarf der Geduld; er bedarf auch des reinen, 25
Immer gleichen, ruhigen Sinns und des graden Verstandes;
Denn nur wenige Samen vertraut er der nährenden Erde,
Wenige Thiere nur versteht er, mehrend, zu ziehen;
Denn das Nützliche bleibt allein sein ganzer Gedanke.
Glücklich, wem die Natur ein so gestimmtes Gemüth gab! 30
Er ernähret uns Alle. Und Heil dem Bürger des kleinen
Städtchens, welcher ländlich Gewerb mit Bürgergewerb paart!

---

224. Lässet Vater und Mutter dahinten, wenn sie dem Manne folgt. — **V.** 9. immer dem Höhern nach.

Auf ihm liegt nicht der Druck, der ängstlich den Landmann beschränket;
Ihn verwirrt nicht die Sorge der vielbegehrenden Städter,
35 Die dem Reicheren stets und dem Höheren, wenig vermögend,
Nachzustreben gewohnt sind, besonders die Weiber und Mädchen.
Segnet immer darum des Sohnes ruhig Bemühen,
Und die Gattin, die einst er, die Gleichgesinnte, sich wählet."
Also sprach er. Es trat die Mutter zugleich mit dem Sohn ein,
40 Führend ihn bei der Hand, und vor den Gatten ihn stellend.
„Vater," sprach sie, „wie oft gedachten wir, untereinander
Schwatzend, des fröhlichen Tags, der kommen würde, wenn künftig
Hermann, seine Braut sich erwählend, uns endlich erfreute!
Hin und wieder dachten wir da; bald dieses, bald jenes
45 Mädchen bestimmten wir ihm mit älterlichem Geschwätze.
Nun ist er kommen der Tag; nun hat die Braut ihm der Himmel
Hergeführt und gezeigt; es hat sein Herz nun entschieden.
Sagten wir damals nicht immer: er solle selber sich wählen?
Wünschtest Du nicht noch vorhin, er möchte heiter und lebhaft
50 Für ein Mädchen empfinden? Nun ist die Stunde gekommen!
Ja, er hat gefühlt und gewählt, und ist männlich entschieden.
Jenes Mädchen ist's, die Fremde, die ihm begegnet.
Gib sie ihm; oder er bleibt, so schwur er, im ledigen Stande."
Und es sagte der Sohn: „Die gebt mir, Vater! Mein Herz hat
55 Rein und sicher gewählt; Euch ist sie die würdigste Tochter."
Aber der Vater schwieg. Da stand der Geistliche schnell auf,
Nahm das Wort, und sprach: „Der Augenblick nur entscheidet
Ueber das Leben des Menschen und über sein ganzes Geschicke;
Denn nach langer Berathung ist doch ein jeder Entschluß nur
60 Werk des Moments, es ergreift doch nur der Verständ'ge das Rechte.
Immer gefährlicher ist's, beim Wählen Dieses und Jenes
Nebenher zu bedenken, und so das Gefühl zu verwirren.
Rein ist Hermann; ich kenn' ihn von Jugend auf; und er streckte
Schon als Knabe die Hände nicht aus nach Diesem und Jenem.
65 Was er begehrte, das war ihm gemäß; so hielt er es fest auch.
Seid nicht scheu und verwundert, daß nun auf einmal erscheinet,
Was Ihr so lange gewünscht. Es hat die Erscheinung fürwahr nicht
Jetzt die Gestalt des Wunsches, so wie Ihr ihn etwa geheget.
Denn die Wünsche verhüllen uns selbst das Gewünschte; die Gaben
Kommen von Oben herab, in ihren eignen Gestalten. 70
Nun verkennet es nicht, das Mädchen, das Euerm geliebten,
Guten, verständigen Sohn zuerst die Seele bewegt hat.
Glücklich ist Der, dem sogleich die erste Geliebte die Hand reicht,
Dem der lieblichste Wunsch nicht heimlich im Herzen verschmachtet!
Ja, ich seh' es ihm an, es ist sein Schicksal entschieden. 75
Wahre Neigung vollendet sogleich zum Manne den Jüngling.
Nicht beweglich ist er; ich fürchte, versagt Ihr ihm Dieses,
Gehen die Jahre dahin, die schönsten, in traurigem Leben."
Da versetzte sogleich der Apotheker bedächtig,
Dem schon lange das Wort von der Lippe zu springen bereit war: 80
„Laßt uns auch dießmal doch nur die Mittelstraße betreten!
Eile mit Weile! das war selbst Kaiser Augustus Devise.
Gerne schick' ich mich an, den lieben Nachbarn zu dienen,
Meinen geringen Verstand zu ihrem Nutzen zu brauchen:
Und besonders bedarf die Jugend, daß man sie leite. 85
Laßt mich also hinaus; ich will es prüfen, das Mädchen,
Will die Gemeinde befragen, in der sie lebt und bekannt ist.
Niemand betrügt mich so leicht; ich weiß die Worte zu schätzen."
Da versetzte sogleich der Sohn mit geflügelten Worten:
„Thut es, Nachbar, und geht und erkundigt Euch. Aber ich wünsche, 90
Daß der Herr Pfarrer sich auch in Eurer Gesellschaft befinde;
Zwei so treffliche Männer sind unverwerfliche Zeugen.
O, mein Vater! sie ist nicht hergelaufen, das Mädchen,
Keine, die durch das Land auf Abenteuer umherschweift,
Und den Jüngling bestrickt, den unerfahrnen, mit Ränken. 95
Nein; das wilde Geschick des allverderblichen Krieges,
Das die Welt zerstört und manches feste Gebäude
Schon aus dem Grunde gehoben, hat auch die Arme vertrieben.
Streifen nicht herrliche Männer von hoher Geburt nun im Elend?
Fürsten fliehen vermummt, und Könige leben verbannet. 100
Ach! so ist auch sie, von ihren Schwestern die beste,
Aus dem Lande getrieben; ihr eignes Unglück vergessend,

Steht sie Anderen bei, ist ohne Hülfe noch hülfreich.
Groß sind Jammer und Noth, die über die Erde sich breiten;
105 Sollte nicht auch ein Glück aus diesem Unglück hervorgehn,
Und ich, im Arme der Braut, der zuverlässigen Gattin,
Mich nicht erfreuen des Kriegs, so wie Ihr des Brandes Euch freutet?"
Da versetzte der Vater, und that bedeutend den Mund auf:
„Wie ist, o Sohn, Dir die Zunge gelös't, die schon Dir im Munde
110 Lange Jahre gestockt, und nur sich dürftig bewegte!
Muß ich doch heut' erfahren, was jedem Vater gedroht ist:
Daß den Willen des Sohns, den heftigen, gerne die Mutter
Allzu gelind begünstigt, und jeder Nachbar Partei nimmt,
Wenn es über den Vater nur hergeht oder den Ehmann.
115 Aber ich will Euch zusammen nicht widerstehen; was hülf' es?
Denn ich sehe doch schon hier Trotz und Thränen im voraus.
Gehet und prüfet, und bringt in Gottes Namen die Tochter
Mir in's Haus; wo nicht, so mag er das Mädchen vergessen."
Also der Vater. Es rief der Sohn mit froher Geberde:
120 „Noch vor Abend ist Euch die trefflichste Tochter bescheret,
Wie sie der Mann sich wünscht, dem ein kluger Sinn in der Brust lebt.
Glücklich ist die Gute dann auch, so darf ich es hoffen.
Ja, sie danket mir ewig, daß ich ihr Vater und Mutter
Wiedergegeben in Euch, so wie sie verständige Kinder
125 Wünschen. Aber ich zaudre nicht mehr; ich schirre die Pferde
Gleich, und führe die Freunde hinaus, auf die Spur der Geliebten,
Ueberlasse die Männer sich selbst und der eigenen Klugheit,
Richte, so schwör' ich Euch zu, mich ganz nach ihrer Entscheidung,
Und ich seh' es nicht wieder, als bis es mein ist, das Mädchen."
130 Und so ging er hinaus, indessen Manches die Andern
Weislich erwogen, und schnell die wichtige Sache besprachen.
Hermann eilte zum Stalle sogleich, wo die muthigen Hengste
Ruhig standen und rasch den reinen Hafer verzehrten,
Und das trockene Heu, auf der besten Wiese gehauen.
135 Eilig legt' er ihnen darauf das blanke Gebiß an,
Zog die Riemen sogleich durch die schön versilberten Schnallen,
Und befestigte dann die langen, breiteren Zügel,
Führte die Pferde heraus in den Hof, wo der willige Knecht schon
Vorgeschoben die Kutsche, sie leicht an der Deichsel bewegend.
Abgemessen knüpften sie drauf an die Wage mit saubern 140
Stricken die rasche Kraft der leicht hinziehenden Pferde.
Hermann faßte die Peitsche; dann saß er und rollt' in den Thorweg.
Als die Freunde nun gleich die geräumigen Plätze genommen,
Rollte der Wagen eilig und ließ das Pflaster zurücke,
Ließ zurück die Mauern der Stadt und die reinlichen Thürme. 145
So fuhr Hermann dahin der wohlbekannten Chaussee zu,
Rasch, und säumete nicht, und fuhr bergan, wie bergunter.
Als er aber nunmehr den Thurm des Dorfes erblickte,
Und nicht fern mehr lagen die gartenumgebenen Häuser,
Dacht' er bei sich selbst, nun anzuhalten die Pferde. 150
Von dem würdigen Dunkel erhabener Linden umschattet,
Die Jahrhunderte schon an dieser Stelle gewurzelt,
War mit Rasen bedeckt ein weiter, grünender Anger
Vor dem Dorfe, den Bauern und nahen Städtern ein Lustort.
Flachgegraben befand sich unter den Bäumen ein Brunnen. 155
Stieg man die Stufen hinab, so zeigten sich steinerne Bänke,
Rings um die Quelle gesetzt, die immer lebendig hervorquoll,
Reinlich, mit niedriger Mauer gefaßt, zu schöpfen bequemlich.
Hermann aber beschloß, in diesem Schatten die Pferde
Mit dem Wagen zu halten. Er that so, und sagte die Worte: 160
„Steiget, Freunde, nun aus und geht, damit Ihr erfahret,
Ob das Mädchen auch werth der Hand sei, die ich ihr biete.
Zwar ich glaub' es, und mir erzählt Ihr nichts Neues und Seltnes;
Hätt' ich allein zu thun, so ging' ich behend zu dem Dorf hin,
Und mit wenigen Worten entschiede die Gute mein Schicksal. 165
Und Ihr werdet sie bald vor allen Andern erkennen;
Denn wohl schwerlich ist an Bildung ihr Eine vergleichbar.
Aber ich geb' Euch noch die Zeichen der reinlichen Kleider:
Denn der rothe Latz erhebt den gewölbeten Busen,
Schön geschnürt, und es liegt das schwarze Mieder ihr knapp an; 170
Sauber hat sie den Saum des Hemdes zur Krause gefaltet,
Die ihr das Kinn umgibt, das runde, mit reinlicher Anmuth;
Frei und heiter zeigt sich des Kopfes zierliches Eirund;
Stark sind vielmal die Zöpfe um silberne Nadeln gewickelt;

175 Vielgefaltet und blau fängt unter dem Latze der Rock an,
Und umschlägt ihr im Gehn die wohlgebildeten Knöchel.
Doch das will ich Euch sagen, und noch mir ausdrücklich erbitten:
Redet nicht mit dem Mädchen, und laßt nicht merken die Absicht,
Sondern befraget die Andern, und hört, was sie Alles erzählen.
180 Habt Ihr Nachricht genug, zu beruhigen Vater und Mutter,
Kehret zu mir dann zurück, und wir bedenken das Weitre.
Also dacht' ich mir's aus den Weg her, den wir gefahren."

Also sprach er. Es gingen darauf die Freunde dem Dorf zu,
Wo in Gärten und Scheunen und Häusern die Menge von Menschen
185 Wimmelte, Karrn an Karrn die breite Straße dahin stand.
Männer versorgten das brüllende Vieh und die Pferd' an den Wagen;
Wäsche trockneten emsig auf allen Hecken die Weiber,
Und es ergetzten die Kinder sich plätschernd im Wasser des Baches.
Also durch die Wagen sich drängend, durch Menschen und Thiere,
190 Sahen sie rechts und links sich um, die gesendeten Spähér,
Ob sie nicht etwa das Bild des bezeichneten Mädchens erblickten;
Aber keine von allen erschien die herrliche Jungfrau.
Stärker fanden sie bald das Gedränge. Da war um die Wagen
Streit der drohenden Männer, worein sich mischten die Weiber,
195 Schreiend. Da nahte sich schnell mit würdigen Schritten ein Alter,
Trat zu den Scheltenden hin; und sogleich verklang das Getöse,
Als er Ruhe gebot, und väterlich ernst sie bedrohte:
„Hat uns, rief er, noch nicht das Unglück also gebändigt,
Daß wir endlich verstehn, uns unter einander zu dulden
200 Und zu vertragen, wenn auch nicht Jeder die Handlungen abmißt?
Unverträglich fürwahr ist der Glückliche! Werden die Leiden
Endlich Euch lehren, nicht mehr, wie sonst, mit dem Bruder zu hadern?
Gönnet einander den Platz auf fremdem Boden, und theilet,
Was Ihr habet, zusammen, damit Ihr Barmherzigkeit findet."

205 Also sagte der Mann, und Alle schwiegen; verträglich
Ordneten Vieh und Wagen die wieder besänftigten Menschen.
Als der Geistliche nun die Rede des Mannes vernommen,
Und den ruhigen Sinn des fremden Richters entdeckte,
Trat er an ihn heran, und sprach die bedeutenden Worte:
„Vater, fürwahr! wenn das Volk in glücklichen Tagen dahin lebt, 210
Von der Erde sich nährend, die weit und breit sich aufthut,
Und die erwünschten Gaben in Jahren und Monden erneuert,
Da geht Alles von selbst, und Jeder ist sich der Klügste,
Wie der Beste; und so bestehen sie neben einander,
Und der vernünftigste Mann ist wie ein andrer gehalten: 215
Denn was Alles geschieht, geht still, wie von selber, den Gang fort.
Aber zerrüttet die Noth die gewöhnlichen Wege des Lebens,
Reißt das Gebäude nieder, und wühlet Garten und Saat um,
Treibt den Mann und das Weib vom Raume der traulichen Wohnung,
Schleppt in die Irre sie fort durch ängstliche Tage und Nächte: 220
Ach! da sieht man sich um, wer wohl der verständigste Mann sei,
Und er redet nicht mehr die herrlichen Worte vergebens.
Sagt mir, Vater, Ihr seid gewiß der Richter von diesen
Flüchtigen Männern, der Ihr sogleich die Gemüther beruhigt?
Ja, Ihr erscheint mir heut' als einer der ältesten Führer, 225
Die durch Wüsten und Irren vertriebene Völker geleitet.
Denk' ich doch eben, ich rede mit Josua oder mit Moses."

Und es versetzte darauf mit ernstem Blicke der Richter:
„Wahrlich, unsere Zeit vergleicht sich den seltensten Zeiten,
Die die Geschichte bemerkt, die heilige, wie die gemeine. 230
Denn wer gestern und heut' in diesen Tagen gelebt hat,
Hat schon Jahre gelebt: so drängen sich alle Geschichten.
Denk' ich ein wenig zurück, so scheint mir ein graues Alter
Auf dem Haupte zu liegen; und doch ist die Kraft noch lebendig.
O, wir Anderen dürfen uns wohl mit Jenen vergleichen, 235
Denen in ernster Stund' erschien im feurigen Busche
Gott der Herr; auch uns erschien er in Wolken und Feuer."

Als nun der Pfarrer darauf noch weiter zu sprechen geneigt war,
Und das Schicksal des Manns und der Seinen zu hören verlangte,
Sagte behend der Gefährte mit heimlichen Worten in's Ohr ihm: 240

---

228. darauf der Richter mit ernstem Blicke:

„Sprecht mit dem Richter nur fort, und bringt das Gespräch auf das Mädchen,
Aber ich gehe herum, sie aufzusuchen, und komme
Wieder, sobald ich sie finde.“ Es nickte der Pfarrer dagegen,
Und durch die Hecken und Gärten und Scheunen suchte der Späher.

VI. Klio.

Das Zeitalter.

Als nun der geistliche Herr den fremden Richter befragte,
Was die Gemeine gelitten, wie lang' sie von Hause vertrieben;
Sagte der Mann darauf: „Nicht kurz sind unsere Leiden;
Denn wir haben das Bitt're der sämmtlichen Jahre getrunken,
5 Schrecklicher, weil auch uns die schönste Hoffnung zerstört ward.
Denn wer läugnet es wohl, daß hoch sich das Herz ihm erhoben,
Ihm die freiere Brust mit reineren Pulsen geschlagen,
Als sich der erste Glanz der neuen Sonne heranhob,
Als man hörte vom Rechte der Menschen, das Allen gemein sei,
10 Von der begeisternden Freiheit und von der löblichen Gleichheit!
Damals hoffte Jeder, sich selbst zu leben; es schien sich
Aufzulösen das Band, das viele Länder umstrickte,
Das der Müßiggang und der Eigennutz in der Hand hielt.
Schauten nicht alle Völker in jenen drängenden Tagen
15 Nach der Hauptstadt der Welt, die es schon so lange gewesen,
Und jetzt mehr, als je, den herrlichen Namen verdiente?
Waren nicht jener Männer, der ersten Verkünder der Botschaft,
Namen den höchsten gleich, die unter die Sterne gesetzt sind?
Wuchs nicht jeglichem Menschen der Muth und der Geist und die Sprache?
20 Und wir waren zuerst als Nachbarn lebhaft entzündet.
Drauf begann der Krieg, und die Züge bewaffneter Franken
Rückten näher; allein sie schienen nur Freundschaft zu bringen.
Und die brachten sie auch: denn ihnen erhöht war die Seele
Allen; sie pflanzten mit Lust die munteren Bäume der Freiheit,
25 Jedem das Seine versprechend, und Jedem die eigne Regierung.
Hoch erfreute sich da die Jugend, sich freute das Alter,
Und der muntre Tanz begann um die neue Standarte.
So gewannen sie bald, die überwiegenden Franken,
Erst der Männer Geist mit feurigem, munterm Beginnen,
30 Dann die Herzen der Weiber mit unwiderstehlicher Anmuth.
Leicht selbst schien uns der Druck des vielbedürfenden Krieges;
Denn die Hoffnung umschwebte vor unsern Augen die Ferne,
Lockte die Blicke hinaus in neueröffnete Bahnen.
O, wie froh ist die Zeit, wenn mit der Braut sich der Bräut'gam
35 Schwinget im Tanze, den Tag der gewünschten Verbindung erwartend!
Aber herrlicher war die Zeit, in der uns das Höchste,
Was der Mensch sich denkt, als nah' und erreichbar sich zeigte.
Da war Jedem die Zunge gelös't; es sprachen die Greise,
Männer und Jünglinge laut voll hohen Sinns und Gefühles.
40 Aber der Himmel trübte sich bald. Um den Vortheil der Herrschaft
Stritt ein verderbtes Geschlecht, unwürdig, das Gute zu schaffen.
Sie ermordeten sich und unterdrückten die neuen
Nachbarn und Brüder, und sandten die eigennützige Menge.
Und es praßten bei uns die Obern, und raubten im Großen,
45 Und es raubten und praßten bis zu dem Kleinsten die Kleinen;
Jeder schien nur besorgt, es bleibe was übrig für morgen.
Allzugroß war die Noth, und täglich wuchs die Bedrückung;
Niemand vernahm das Geschrei, sie waren die Herren des Tages.
Da fiel Kummer und Wuth auch selbst ein gelass'nes Gemüth an;
50 Jeder sann nur und schwur, die Beleidigung alle zu rächen,
Und den bittern Verlust der doppelt betrogenen Hoffnung.
Und es wendete sich das Glück auf die Seite der Deutschen,
Und der Franke floh mit eiligen Märschen zurücke.
Ach, da fühlten wir erst das traurige Schicksal des Krieges!
55 Denn der Sieger ist groß und gut; zum wenigsten scheint er's,
Und er schonet den Mann, den besiegten, als wär' er der seine,
Wenn er ihm täglich nützt und mit den Gütern ihm dienet.
Aber der Flüchtige kennt kein Gesetz; denn er wehrt nur den Tod ab,
Und verzehret nur schnell und ohne Rücksicht die Güter.
60 Dann ist sein Gemüth auch erhitzt, und es kehrt die Verzweiflung
Aus dem Herzen hervor das frevelhafte Beginnen.
Nichts ist heilig ihm mehr; er raubt es. Die wilde Begierde

VI. 21. Da begann der Krieg

Dringt mit Gewalt auf das Weib, und macht die Lust zum Entsetzen.
Ueberall sieht er den Tod, und genießt die letzten Minuten
65 Grausam, freut sich des Bluts, und freut sich des heulenden Jammers.

Grimmig erhob sich darauf in unsern Männern die Wuth nun,
Das Verlorne zu rächen und zu vertheid'gen die Reste.
Alles ergriff die Waffen, gelockt von der Eile des Flüchtlings,
Und vom blassen Gesicht und scheuunsicheren Blicke.
70 Rastlos nun erklang das Getön' der stürmenden Glocke,
Und die künft'ge Gefahr hielt nicht die grimmige Wuth auf.
Schnell verwandelte sich des Feldbaus friedliche Rüstung
Nun in Wehre; da troff vom Blute Gabel und Sense.
Ohne Begnadigung fiel der Feind, und ohne Verschonung;
75 Ueberall ras'te die Wuth und die feige tückische Schwäche.
Möcht' ich den Menschen doch nie in dieser schnöden Verirrung
Wiedersehn! Das wüthende Thier ist ein besserer Anblick.
Sprech' er doch nie von Freiheit, als könn' er sich selber regieren!
Losgebunden erscheint, sobald die Schranken hinweg sind,
80 Alles Böse, das tief das Gesetz in die Winkel zurücktrieb."

„Trefflicher Mann!" versetzte darauf der Pfarrer mit Nachdruck:
„Wenn Ihr den Menschen verkennt, so kann ich Euch darum nicht schelten;
Habt Ihr doch Böses genug erlitten vom wüsten Beginnen!
Wolltet Ihr aber zurück die traurigen Tage durchschauen,
85 Würdet Ihr selber gestehen, wie oft Ihr auch Gutes erblicktet,
Manches Treffliche, das verborgen bleibt in dem Herzen,
Regt die Gefahr es nicht auf, und drängt die Noth nicht den Menschen,
Daß er als Engel sich zeig', erscheine den Andern ein Schutzgott."

Lächelnd versetzte darauf der alte würdige Richter:
90 „Ihr erinnert mich klug, wie oft nach dem Brande des Hauses
Man den betrübten Besitzer an Gold und Silber erinnert,
Das geschmolzen im Schutt nun überblieben zerstreut liegt.
Wenig ist es fürwahr, doch auch das Wenige köstlich;
Und der Verarmte gräbet ihm nach, und freut sich des Fundes.
95 Und so kehr' ich auch gern die heitern Gedanken zu jenen
Wenigen guten Thaten, die aufbewahrt das Gedächtniß.
Ja, ich will es nicht läugnen, ich sah sich Feinde versöhnen,
Um die Stadt vom Uebel zu retten; ich sah auch der Freunde,
Sah der Eltern Lieb', und der Kinder, Unmögliches wagen;
100 Sah, wie der Jüngling auf einmal zum Mann ward; sah, wie der Greis sich
Wieder verjüngte, das Kind sich selbst als Jüngling enthüllte.
Ja, und das schwache Geschlecht, so wie es gewöhnlich genannt wird,
Zeigte sich tapfer und mächtig, und gegenwärtigen Geistes.
Und so laßt mich vor allen der schönen That noch erwähnen,
105 Die hochherzig ein Mädchen vollbrachte, die treffliche Jungfrau,
Die auf dem großen Gehöft allein mit den Mädchen zurückblieb;
Denn es waren die Männer auch gegen die Fremden gezogen.
Da überfiel den Hof ein Trupp verlauf'nen Gesindels,
Plündernd, und drängte sogleich sich in die Zimmer der Frauen.
110 Sie erblickten das Bild der schön erwachsenen Jungfrau
Und die lieblichen Mädchen, noch eher Kinder zu heißen.
Da ergriff sie wilde Begier; sie stürmten gefühllos
Auf die zitternde Schar und auf's hochherzige Mädchen.
Aber sie riß dem Einen sogleich von der Seite den Säbel,
115 Hieb ihn nieder gewaltig: er stürzt' ihr blutend zu Füßen.
Dann mit männlichen Streichen befreite sie tapfer die Mädchen,
Traf noch viere der Räuber; doch die entflohen dem Tode.
Dann verschloß sie den Hof, und harrte der Hülfe, bewaffnet."

Als der Geistliche nun das Lob des Mädchens vernommen,
120 Stieg die Hoffnung sogleich für seinen Freund im Gemüth auf,
Und er war im Begriff zu fragen, wohin sie gerathen?
Ob auf der traurigen Flucht sie nun mit dem Volk sich befinde?

Aber da trat herbei der Apotheker behende,
Zupfte den geistlichen Herrn, und sagte die wispernden Worte:
125 „Hab' ich doch endlich das Mädchen aus vielen hundert gefunden,
Nach der Beschreibung! So kommt und sehet sie selber mit Augen;
Nehmet den Richter mit Euch, damit wir das Weitere hören."
Und sie kehrten sich um, und weg war gerufen der Richter.

81. der Pfarrherr mit Nachdruck: — 82. so kann ich darum Euch nicht schelten;

Von den Seinen, die ihn, bedürftig des Rathes, verlangten.
130 Doch es folgte sogleich dem Apotheker der Pfarrherr
An die Lücke des Zauns, und jener deutete listig:
„Seht Ihr," sagt' er, „das Mädchen? Sie hat die Puppe gewickelt,
Und ich erkenne genau den alten Kattun und den blauen
Kissenüberzug wohl, den ihr Hermann im Bündel gebracht hat.
135 Sie verwendete schnell, fürwahr, und gut die Geschenke.
Diese sind deutliche Zeichen, es treffen die übriübrigen alle;
Denn der rothe Latz erhebt den gewölbeten Busen,
Schön geschnürt, und es liegt das schwarze Mieder ihr knapp an;
Sauber ist der Saum des Hemdes zur Krause gefaltet,
140 Und umgibt ihr das Kinn, das runde, mit reinlicher Anmuth;
Frei und heiter zeigt sich des Kopfes zierliches Eirund,
Und die starken Zöpfe um silberne Nadeln gewickelt;
Sitzt sie gleich, so sehen wir doch die treffliche Größe,
Und den blauen Rock, der, vielgefaltet, vom Busen
145 Reichlich herunterwallt zum wohlgebildeten Knöchel.
Ohne Zweifel, sie ist's. Drum kommet, damit wir vernehmen,
Ob sie gut und tugendhaft sei, ein häusliches Mädchen."
Da versetzte der Pfarrer, mit Blicken die Sitzende prüfend:
„Daß sie den Jüngling entzückt, fürwahr, es ist mir kein Wunder;
150 Denn sie hält vor dem Blick des erfahrnen Mannes die Probe.
Glücklich, wem doch Mutter Natur die rechte Gestalt gab!
Denn sie empfiehlet ihn stets, und nirgends ist er ein Fremdling.
Jeder nahet sich gern, und Jeder möchte verweilen,
Wenn die Gefälligkeit nur sich zu der Gestalt noch gesellet.
155 Ich versichr' Euch, es ist dem Jüngling ein Mädchen gefunden,
Das ihm die künftigen Tage des Lebens herrlich erheitert,
Treu mit weiblicher Kraft durch alle Zeiten ihm beisteht.
So ein vollkommener Körper gewiß verwahrt auch die Seele
Rein, und die rüstige Jugend verspricht ein glückliches Alter."
160 Und es sagte darauf der Apotheker bedenklich:
„Trüget doch öfter der Schein! Ich mag dem Aeußern nicht trauen;
Denn ich habe das Sprichwort so oft erprobet gefunden:
Eh' Du den Scheffel Salz mit dem neuen Bekannten verzehret,
Darfst Du nicht leichtlich ihm trauen: Dich macht die Zeit nur gewisser,
165 Wie Du es habest mit ihm, und wie die Freundschaft bestehe.
Lasset uns also erst bei guten Leuten uns umthun,
Denen das Mädchen bekannt ist, und die uns von ihr nun erzählen."
„Auch ich lobe die Vorsicht," versetzte der Geistliche folgend:
„Frei'n wir doch nicht für uns! Für Andere frei'n ist bedenklich."
170 Und sie gingen darauf dem wackern Richter entgegen,
Der in seinen Geschäften die Straße wieder heraufkam.
Und zu ihm sprach sogleich der kluge Pfarrer mit Vorsicht:
„Sagt, wir haben ein Mädchen gesehn, das im Garten zunächst hier
Unter dem Apfelbaum sitzt, und Kindern Kleider verfertigt
175 Aus getragnem Kattun, der ihr vermuthlich geschenkt ward.
Uns gefiel die Gestalt; sie scheinet der Wackeren eine.
Saget uns, was Ihr wißt; wir fragen aus löblicher Absicht."
Als in den Garten zu blicken der Richter sogleich nun herzutrat,
Sagt' er: „Diese kennet Ihr schon; denn wenn ich erzählte
180 Von der herrlichen That, die jene Jungfrau verrichtet,
Als sie das Schwert ergriff und sich und die Ihren beschützte —
Diese war's! Ihr seht es ihr an, sie ist rüstig geboren,
Aber so gut, wie stark; denn ihren alten Verwandten
Pflegte sie bis zum Tode, da ihn der Jammer dahinriß
185 Ueber des Städtchens Noth und seiner Besitzung Gefahren.
Auch mit stillem Gemüth hat sie die Schmerzen ertragen
Ueber des Bräutigams Tod, der, ein edler Jüngling, im ersten
Feuer des hohen Gedankens nach edler Freiheit zu streben,
Selbst hinging nach Paris, und bald den schrecklichen Tod fand;
190 Denn wie zu Hause, so dort, bestritt er Willkühr und Ränke."
Also sagte der Richter. Die Beiden schieden und dankten,
Und der Geistliche zog ein Goldstück, (das Silber des Beutels
War vor einigen Stunden von ihm schon milde verspendet,
Als er die Flüchtlinge sah in traurigen Haufen vorbeiziehn.)
195 Und er reicht es dem Schulzen und sagte: „Theilet den Pfennig
Unter die Dürftigen aus, und Gott vermehre die Gabe!"
Doch es weigerte sich der Mann, und sagte: „Wir haben

130 der Pfarrer — 175. den man ihr vermuthlich geschenkt hat.

Manchen Thaler gerettet, und manche Kleider und Sachen,
Und ich hoffe, wir kehren zurück, noch eh' es verzehrt ist."
200 Da versetzte der Pfarrer, und drückt' ihm das Geld in die Hand ein:
„Niemand säume zu geben in diesen Tagen, und Niemand
Weigre sich anzunehmen, was ihm die Milde geboten!
Niemand weiß, wie lang' er es hat, was er ruhig besitzet;
Niemand, wie lang' er noch in fremden Landen umherzieht
205 Und des Ackers entbehrt und des Gartens, der ihn ernähret."
Ei doch! sagte darauf der Apotheker geschäftig:
„Wäre mir jetzt nur Geld in der Tasche, so solltet Ihr's haben.
Groß wie klein; denn Viele gewiß der Euren bedürfen's.
Unbeschenkt doch lass' ich Euch nicht, damit Ihr den Willen
210 Sehet, woferne die That auch hinter dem Willen zurückbleibt."
Also sprach er, und zog den gestickten ledernen Beutel
An den Riemen hervor, worin der Tabak ihm verwahrt war,
Oeffnete zierlich und theilte; da fanden sich einige Pfeifen.
„Klein ist die Gabe," setzt' er dazu. Da sagte der Schultheiß:
215 „Guter Tabak ist doch dem Reisenden immer willkommen."
Und es lobte darauf der Apotheker den Knaster.
Aber der Pfarrherr zog ihn hinweg, und sie schieden vom Richter.
„Eilen wir! sprach der verständige Mann; es wartet der Jüngling
Peinlich. Er höre so schnell als möglich die fröhliche Botschaft."
220 Und sie eilten, und kamen und fanden den Jüngling gelehnet
An den Wagen unter den Linden. Die Pferde zerstampften
Wild den Rasen; er hielt sie im Zaum, und stand in Gedanken,
Blickte still vor sich hin, und sah die Freunde nicht eher,
Bis sie kommend ihn riefen und fröhliche Zeichen ihm gaben.
225 Schon so ferne begann der Apotheker zu sprechen;
Doch sie traten näher hinzu. Da faßte der Pfarrherr
Seine Hand, und sprach und nahm dem Gefährten das Wort weg:
„Heil Dir, junger Mann! Dein treues Auge, Dein treues
Herz hat richtig gewählt! Glück Dir und dem Weibe der Jugend!
230 Deiner ist sie werth; drum komm' und wende den Wagen,
Daß wir fahrend sogleich die Ecke des Dorfes erreichen,
Um sie werben, und bald nach Hause führen die Gute.
Aber der Jüngling stand, und ohne Zeichen der Freude
Hört' er die Worte des Boten, die himmlisch waren und tröstlich,
Seufzete tief und sprach: „Wir kamen mit eilendem Fuhrwerk, 235
Und wir ziehen vielleicht beschämt und langsam nach Hause;
Denn hier hat mich, seitdem ich warte, die Sorge befallen,
Argwohn und Zweifel, und Alles, was nur ein liebendes Herz kränkt.
Glaubt Ihr, wenn wir nur kommen, so werde das Mädchen uns folgen,
Weil wir reich sind, aber sie arm und vertrieben einherzieht? 240
Armuth selbst macht stolz, die unverdiente. Genügsam
Scheint das Mädchen und thätig; und so gehört ihr die Welt an.
Glaubt Ihr, es sei ein Weib von solcher Schönheit und Sitte
Aufgewachsen, um nie den guten Jüngling zu reizen?
Glaubt Ihr, sie habe bis jetzt ihr Herz verschlossen der Liebe? 245
Fahret nicht rasch bis hinan; wir möchten zu unsrer Beschämung
Sachte die Pferde herum nach Hause lenken. Ich fürchte,
Irgend ein Jüngling besitzt dieß Herz, und die wackere Hand hat
Eingeschlagen und schon dem Glücklichen Treue versprochen.
Ach! da steh' ich vor ihr mit meinem Antrag beschämet." 250
Ihn zu trösten, öffnete drauf der Pfarrer den Mund schon;
Doch es fiel der Gefährte mit seiner gesprächigen Art ein:
„Freilich! so wären wir nicht vor Zeiten verlegen gewesen,
Da ein jedes Geschäft nach seiner Weise vollbracht ward.
Hatten die Eltern die Braut für ihren Sohn sich ersehen, 255
Ward zuvörderst ein Freund vom Hause vertraulich gerufen;
Diesen sandte man dann als Freiersmann zu den Eltern
Der erkohrenen Braut, der dann in stattlichem Putze,
Sonntags etwa nach Tische, den würdigen Bürger besuchte,
Freundliche Worte mit ihm im Allgemeinen zuvörderst 260
Wechselnd, und klug das Gespräch zu lenken und wenden verstehend.
Endlich nach langem Umschweif ward auch der Tochter erwähnet,
Rühmlich, und rühmlich des Manns und des Hauses, von dem man gesandt war.
Kluge Leute merkten die Absicht; der kluge Gesandte
Merkte den Willen gar bald, und konnte sich weiter erklären. 265

---

225. Schon von ferne —

Lehnte den Antrag man ab, so war auch ein Korb nicht verdrießlich.
Aber gelang es denn auch, so war der Freiersmann immer
In dem Hause der Erste bei jedem häuslichen Feste;
Denn es erinnerte sich durch's ganze Leben das Ehpaar,
270 Daß die geschickte Hand den ersten Knoten geschlungen.
Jetzt ist aber das Alles mit andern guten Gebräuchen
Aus der Mode gekommen, und Jeder freit für sich selber.
Nehme denn Jeglicher auch den Korb mit eigenen Händen,
Der ihm etwa beschert ist, und stehe beschämt vor dem Mädchen!"
275 „Sei es, wie ihm auch sei!" versetzte der Jüngling, der kaum auf
Alle die Worte gehört, und schon sich im Stillen entschlossen:
„Selber geh' ich, und will mein Schicksal selber erfahren
Aus dem Munde des Mädchens, zu dem ich das größte Vertrauen
Hege, das irgend ein Mensch nur je zu dem Weibe gehegt hat.
280 Was sie sagt, das ist gut, es ist vernünftig, das weiß ich.
Soll ich sie auch zum letztenmal sehn, so will ich noch einmal
Diesem offenen Blick des schwarzen Auges begegnen;
Drück' ich sie nie an das Herz, so will ich die Brust und die Schultern
Einmal noch sehn, die mein Arm so sehr zu umschließen begehret;
285 Will den Mund noch sehen, von dem ein Kuß und das Ja mich
Glücklich macht auf ewig, das Nein mich auf ewig zerstöret.
Aber laßt mich allein! Ihr sollt nicht warten. Begebet
Euch zu Vater und Mutter zurück, damit sie erfahren,
Daß sich der Sohn nicht geirrt, und daß es werth ist das Mädchen.
290 Und so laßt mich allein! Den Fußweg über den Hügel
An dem Birnbaum hin, und unsern Weinberg hinunter,
Geh' ich näher nach Hause zurück. O, daß ich die Traute
Freudig und schnell heimführte! Vielleicht auch schleich' ich alleine
Jene Pfade nach Haus', und betrete froh sie nicht wieder."
295 Also sprach er, und gab dem geistlichen Herren die Zügel,
Der verständig sie faßte, die schäumenden Rosse beherrschend,
Schnell den Wagen bestieg und den Sitz des Führers besetzte.
Aber Du zauderteſt noch, vorsichtiger Nachbar, und sagtest:
„Gerne vertrau' ich, mein Freund, Euch Seel' und Geist und Gemüth an;
300 Aber Leib und Gebein ist nicht zum besten verwahret,
Wenn die geistliche Hand der weltlichen Zügel sich anmaßt."
Doch Du lächeltest drauf, verständiger Pfarrer, und sagtest:
"Sitzet nur ein, und getrost vertraut mir den Leib, wie die Seele;
Denn geschickt ist die Hand schon lange, den Zügel zu führen,
305 Und das Auge geübt, die künstlichste Wendung zu treffen.
Denn wir waren in Straßburg gewohnt, den Wagen zu lenken,
Als ich den jungen Baron dahin begleitete; täglich
Rollte der Wagen, geleitet von mir das hallende Thor durch,
Staubige Wege hinaus, bis fern zu den Auen und Linden,
310 Mitten durch Scharen des Volks, das mit Spazieren den Tag lebt."
Halb getröstet bestieg darauf der Nachbar den Wagen,
Saß wie Einer, der sich zum weislichen Sprunge bereitet;
Und die Hengste rannten nach Hause, begierig des Stalles.
Aber die Wolke des Staubs quoll unter den mächtigen Hufen.
315 Lange noch stand der Jüngling, und sah den Staub sich erheben,
Sah den Staub sich zerstreun; so stand er ohne Gedanken.

VII. Erato.

Dorothea.

Wie der wandernde Mann, der vor dem Sinken der Sonne
Sie noch einmal in's Auge, die schnellverschwindende, faßte,
Dann im dunkeln Gebüsch und an der Seite des Felsens
Schweben siehet ihr Bild; wohin er die Blicke nur wendet,
5 Eilet es vor und glänzt und schwankt in herrlichen Farben:
So bewegte vor Hermann die liebliche Bildung des Mädchens
Sanft sich vorbei, und schien dem Pfad in's Getreide zu folgen.
Aber er fuhr aus dem staunenden Traum auf, wendete langsam
Nach dem Dorfe sich zu, und staunte wieder; denn wieder
10 Kam ihm die hohe Gestalt des herrlichen Mädchens entgegen.
Fest betrachtet' er sie; es war kein Scheinbild, sie war es
Selber. Den größern Krug und einen kleinern am Henkel

---

295. Herrn die Zügel.

Tragend in jeglicher Hand: so schritt sie geschäftig zum Brunnen.
Und er ging ihr freudig entgegen. Es gab ihm ihr Anblick
15 Muth und Kraft; er sprach zu seiner Verwunderten also:
„Find ich Dich, wackeres Mädchen, so bald auf's Neue beschäftigt,
Hülfreich Andern zu sein, und gern zu erquicken die Menschen?
Sag', warum kommst Du allein zum Quell, der doch so entfernt liegt,
Da sich Andere doch mit dem Wasser des Dorfes begnügen?
20 Freilich ist dieß von besonderer Kraft und lieblich zu kosten.
Jener Kranken bringst Du es wohl, die Du treulich gerettet?"
Freundlich begrüßte sogleich das gute Mädchen den Jüngling,
Sprach: „So ist schon hier der Weg mir zum Brunnen belohnet,
Da ich finde den Guten, der uns so Vieles gereicht hat;
25 Denn der Anblick des Gebers ist, wie die Gaben, erfreulich.
Kommt und sehet doch selber, wer Eure Milde genossen,
Und empfanget den ruhigen Dank von allen Erquickten.
Daß Ihr aber sogleich vernehmet, warum ich gekommen,
Hier zu schöpfen, wo rein und unabläßig der Quell fließt,
30 Sag' ich Euch Dieß: es haben die unvorsichtigen Menschen
Alles Wasser getrübt im Dorfe, mit Pferden und Ochsen
Gleich durchwatend den Quell, der Wasser bringt den Bewohnern.
Und so haben sie auch mit Waschen und Reinigen alle
Tröge des Dorfes beschmutzt und alle Brunnen besudelt;
35 Denn ein Jeglicher denkt nur, sich selbst und das nächste Bedürfniß
Schnell zu befried'gen und rasch, und nicht des Folgenden denkt er."
Also sprach sie, und war die breiten Stufen hinunter
Mit dem Begleiter gelangt; und auf das Mäuerchen setzten
Beide sich nieder des Quells. Sie beugte sich über, zu schöpfen;
40 Und er faßte den andern Krug, und beugte sich über.
Und sie sahen gespiegelt ihr Bild in der Bläue des Himmels
Schwanken, und nickten sich zu, und grüßten sich freundlich im Spiegel.
„Laß mich trinken," sagte darauf der heitere Jüngling;
Und sie reicht' ihm den Krug. Dann ruhten sie Beide, vertraulich
45 Auf die Gefäße gelehnt; sie aber sagte zum Freunde:
„Sage, wie find' Dich ich hier? und ohne Wagen und Pferde,
Ferne vom Ort, wo ich erst Dich gesehn? wie bist Du gekommen?"

Denkend schaute Hermann zur Erde. Dann hob er die Blicke
Ruhig gegen sie auf, und sah ihr freundlich in's Auge,
Fühlte sich still und getrost. Jedoch ihr von Liebe zu sprechen, 50
Wär' ihm unmöglich gewesen: ihr Auge blickte nicht Liebe,
Aber hellen Verstand, und gebot verständig zu reden.
Und er faßte sich schnell, und sagte traulich zum Mädchen:
„Laß mich reden, mein Kind, und Deine Fragen erwiedern.
Deinetwegen kam ich hieher! was soll ich's verbergen? 55
Denn ich lebe beglückt mit beiden liebenden Eltern,
Denen ich treulich das Haus und die Güter helfe verwalten,
Als der einzige Sohn, und unsre Geschäfte sind vielfach.
Alle Felder besorg' ich; der Vater waltet im Hause
Fleißig; die thätige Mutter belebt im Ganzen die Wirthschaft. 60
Aber Du hast gewiß auch erfahren, wie sehr das Gesinde
Bald durch Leichtsinn, und bald durch Untreu' plaget die Hausfrau,
Immer sie nöthigt zu wechseln, und Fehler um Fehler zu tauschen.
Lange wünschte die Mutter daher sich ein Mädchen im Hause,
Das mit der Hand nicht allein, das auch mit dem Herzen ihr hülfe 65
An der Tochter Statt, der leider frühe verlornen.
Nun, als ich heut' am Wagen Dich sah in froher Gewandtheit,
Sah die Stärke des Arms und die volle Gesundheit der Glieder,
Als ich die Worte vernahm, die verständigen, war ich betroffen,
Und ich eilte nach Hause, den Eltern und Freunden die Fremde 70
Rühmend nach ihrem Verdienst. Nun komm' ich, Dir aber zu sagen,
Was sie wünschen, wie ich. — Verzeih' mir die stotternde Rede."
„Scheuet Euch nicht," so sagte sie darauf, „das Weitre zu sprechen;
Ihr beleidigt mich nicht, ich hab' es dankbar empfunden.
Sagt es nur grad' heraus; mich kann das Wort nicht erschrecken: 75
Dingen möchtet Ihr mich als Magd für Vater und Mutter,
Zu versehen das Haus, das wohlerhalten Euch dasteht;
Und Ihr glaubet, an mir ein tüchtiges Mädchen zu finden,
Zu der Arbeit geschickt, und nicht von rohem Gemüthe.
Euer Antrag war kurz; so soll die Antwort auch kurz sein. 80
Ja, ich gehe mit Euch, und folge dem Rufe des Schicksals.
Meine Pflicht ist erfüllt, ich habe die Wöchnerin wieder

Zu den Ihren gebracht, sie freuen sich Alle der Rettung;
Schon sind die Meisten beisammen, die Uebrigen werden sich finden.
85 Alle denken gewiß, in kurzen Tagen zur Heimath
Wiederzukehren; so pflegt sich stets der Vertriebne zu schmeicheln:
Aber ich täusche mich nicht mit leichter Hoffnung in diesen
Traurigen Tagen, die uns noch traurige Tage versprechen;
Denn gelös't sind die Bande der Welt; wer knüpfet sie wieder,
90 Als allein nur die Noth, die höchste, die uns bevorsteht!
Kann ich im Hause des würdigen Manns mich, dienend, ernähren
Unter den Augen der trefflichen Frau, so thu' ich es gerne;
Denn ein wanderndes Mädchen ist immer von schwankendem Rufe.
Ja, ich gehe mit Euch, sobald ich die Krüge den Freunden
95 Wiedergebracht, und noch mir den Segen der Guten erbeten.
Kommt! Ihr müsset sie sehen, und mich von ihnen empfangen."
Fröhlich hörte der Jüngling des willigen Mädchens Entschließung,
Zweifelnd, ob er ihr nun die Wahrheit sollte gestehen.
Aber es schien ihm das Beste zu sein, in dem Wahn sie zu lassen,
100 In sein Haus sie zu führen, zu werben um Liebe nur dort erst.
Ach! und den goldenen Ring erblickt' er am Finger des Mädchens;
Und so ließ er sie sprechen, und horchte fleißig den Worten.
„Laßt uns," fuhr sie nun fort, „zurücke kehren! Die Mädchen
Werden immer getadelt, die lange beim Brunnen verweilen;
105 Und doch ist es am rinnenden Quell so lieblich zu schwatzen."
Also standen sie auf, und schauten Beide noch einmal
In den Brunnen zurück, und süßes Verlangen ergriff sie.
Schweigend nahm sie darauf die beiden Krüge beim Henkel,
Stieg die Stufen hinan, und Hermann folgte der Lieben.
110 Einen Krug verlangt' er von ihr, die Bürde zu theilen.
„Laßt ihn," sprach sie; „es trägt sich besser die gleichere Last so.
Und der Herr, der künftig befiehlt, er soll mir nicht dienen.
Seht mich so ernst nicht an, als wäre mein Schicksal bedenklich!
Dienen lerne bei Zeiten das Weib nach ihrer Bestimmung;
115 Denn durch Dienen allein gelangt sie endlich zum Herrschen,
Zu der verdienten Gewalt, die doch ihr im Hause gehöret.
Dienet die Schwester dem Bruder doch früh, sie dienet den Eltern,
Und ihr Leben ist immer ein ewiges Gehen und Kommen,
Oder ein Heben und Tragen, Bereiten und Schaffen für Andre.
120 Wohl ihr, wenn sie daran sich gewöhnt, daß kein Weg ihr zu sauer
Wird, und die Stunden der Nacht ihr sind, wie die Stunden des Tages,
Daß ihr niemals die Arbeit zu klein und die Nadel zu fein dünkt,
Daß sie sich ganz vergißt, und leben mag nur in Andern!
Denn als Mutter, fürwahr, bedarf sie der Tugenden alle,
125 Wenn der Säugling die Krankende weckt und Nahrung begehret
Von der Schwachen, und so zu Schmerzen Sorgen sich häufen.
Zwanzig Männer verbunden ertrügen nicht diese Beschwerde,
Und sie sollen es nicht; doch sollen sie dankbar es einsehn."
Also sprach sie, und war mit ihrem stillen Begleiter
130 Durch den Garten gekommen bis an die Tenne der Scheune,
Wo die Wöchnerin lag, die sie froh mit den Töchtern verlassen,
Jenen geretteten Mädchen, den schönen Bildern der Unschuld.
Beide traten hinein; und von der andern Seite
Trat, ein Kind an jeglicher Hand, der Richter zugleich ein.
135 Diese waren bisher der jammernden Mutter verloren;
Aber gefunden hatte sie nun im Gewimmel der Alte.
Und sie sprangen mit Lust, die liebe Mutter zu grüßen,
Sich des Bruders zu freun, des unbekannten Gespielen:
Auf Dorotheen sprangen sie dann und grüßten sie freundlich,
140 Brot verlangend und Obst, vor Allem aber zu trinken.
Und sie reichte das Wasser herum. Da tranken die Kinder,
Und die Wöchnerin trank mit den Töchtern, so trank auch der Richter.
Alle waren geletzt, und lobten das herrliche Wasser;
Säuerlich war's und erquicklich, gesund zu trinken den Menschen.
145 Da versetzte das Mädchen mit ernsten Blicken, und sagte:
„Freunde, dieses ist wohl das letztemal, daß ich den Krug Euch
Führe zum Munde, daß ich die Lippen mit Wasser Euch netze:
Aber wenn Euch fortan am heißen Tage der Trunk labt,

VII. 111. Laßt ihn, sagt sie; — 122. und die Nadel zu fein scheint, — 129. Also sprach sie, und war, mit ihrem Begleiter zur Seite, — 135. Diese waren bisher der Mutter verloren gewesen; — 141. Es tranken

Wenn Ihr im Schatten der Ruh' und der reinen Quellen genießet,
150 Dann gedenket auch mein und meines freundlichen Dienstes,
Den ich aus Liebe mehr, als aus Verwandtschaft, geleistet.
Was Ihr mir Gutes erzeigt, erkenn' ich durch's künftige Leben.
Ungern laß ich Euch zwar; doch Jeder ist diesmal dem Andern
Mehr zur Last, als zum Trost, und Alle müssen wir endlich
155 Uns im fremden Lande zerstreun, wenn die Rückkehr versagt ist.
Seht, hier steht der Jüngling, dem wir die Gaben verdanken,
Diese Hülle des Kind's und jene willkommene Speise.
Dieser kommt und wirbt, in seinem Haus mich zu sehen,
Daß ich diene daselbst den reichen, trefflichen Eltern;
160 Und ich schlag' es nicht ab: denn überall dienet das Mädchen,
Und ihr wäre zur Last, bedient im Hause zu ruhen.
Also folg' ich ihm gern; er scheint ein verständiger Jüngling,
Und so werden die Eltern es sein, wie Reichen geziemet.
Darum lebet nun wohl, geliebte Freundin, und freuet
165 Euch des lebendigen Säuglings, der schon so gesund Euch anblickt.
Drücket Ihr ihn an die Brust in diesen farbigen Wickeln,
O, so gedenket des Jünglings, des guten, der sie uns reichte,
Und der künftig auch mich, die Eure, nähret und kleidet.
Und Ihr, trefflicher Mann (so sprach sie gewendet zum Richter)
170 Habet Dank, daß Ihr Vater mir war't in mancherlei Fällen."
Und sie kniete darauf zur guten Wöchnerin nieder,
Küßte die weinende Frau, und vernahm des Segens Gelispel.
Aber Du sagtest indeß, ehrwürdiger Richter, zu Hermann:
„Billig seid Ihr, o Freund, zu den guten Wirthen zu zählen,
175 Die mit tüchtigen Menschen den Haushalt zu führen bedacht sind.
Denn ich habe wohl oft gesehn, daß man Rinder und Pferde,
So wie Schafe, genau bei Tausch und Handel betrachtet;
Aber den Menschen, der Alles erhält, wenn er tüchtig und gut ist,
Und der Alles zerstreut und zerstört durch falsches Beginnen,
180 Diesen nimmt man nur so auf Glück und Zufall in's Haus ein,
Und er bereuet zu spät ein übereiltes Entschließen.
Aber es scheint, Ihr versteht's; denn Ihr habt ein Mädchen erwählet,
Euch zu dienen im Haus' und Euren Eltern, das brav ist.
Haltet sie wohl! Ihr werdet, so lang' sie der Wirthschaft sich annimmt,
185 Nicht die Schwester vermissen, noch Eure Eltern die Tochter."
Viele kamen indeß, der Wöchnerin nahe Verwandte,
Manches bringend, und ihr die bessere Wohnung verkündend.
Alle vernahmen des Mädchens Entschluß, und segneten Hermann
Mit bedeutenden Blicken und mit besondern Gedanken.
190 Denn so sagte wohl Eine zur Andern flüchtig an's Ohr hin:
„Wenn aus dem Herrn ein Bräutigam wird, so ist sie geborgen."
Hermann faßte darauf sie bei der Hand an, und sagte:
„Laß uns gehen; es neigt sich der Tag, und fern ist das Städtchen."
Lebhaft gesprächig umarmten darauf Dorotheen die Weiber.
195 Hermann zog sie hinweg; noch viele Grüße befahl sie.
Aber da fielen die Kinder, mit Schrei'n und entsetzlichem Weinen
Ihr in die Kleider, und wollten die zweite Mutter nicht lassen.
Aber ein' und die andere der Weiber sagte gebietend:
„Stille, Kinder! sie geht in die Stadt, und bringt Euch des guten
200 Zuckerbrodes genug, das Euch der Bruder bestellte,
Als der Storch ihn jüngst beim Zuckerbecker vorbeitrug,
Und Ihr sehet sie bald mit den schön vergoldeten Deuten."
Und so ließen die Kinder sie los, und Hermann entriß sie
Noch den Umarmungen kaum und den fernewinkenden Tüchern.

VIII. Melpomene.

Hermann und Dorothea.

Also gingen die Zwei entgegen der sinkenden Sonne,
Die in Wolken sich tief, gewitterdrohend, verhüllte,
Aus dem Schleier, bald hier, bald dort mit glühenden Blicken
Strahlend über das Feld die ahnungsvolle Beleuchtung.
5 „Möge das drohende Wetter," so sagte Hermann, „nicht etwa
Schloßen uns bringen und heftigen Guß; denn schön ist die Ernte."
Und sie freuten sich Beide des hohen wankenden Kornes,
Das die Durchschreitenden fast, die hohen Gestalten, erreichte.
Und es sagte darauf das Mädchen zum leitenden Freunde:

163. wie es Reichen geziemet — 181. Und bereuet zu spät

10 „Guter, dem ich zunächst ein freundlich Schicksal verdanke,
Dach und Fach, wenn im Freien so manchen Vertriebnen der Sturm dräut!
Saget mir jetzt vor Allem, und lehret die Eltern mich kennen,
Denen ich künftig zu dienen von ganzer Seele geneigt bin;
Denn kennt Jemand den Herrn, so kann er ihm leichter genug thun,
15 Wenn er die Dinge bedenkt, die Jenem die wichtigsten scheinen,
Und auf die er den Sinn, den festbestimmten, gesetzt hat.
Darum saget mir doch: wie gewinn' ich Vater und Mutter?"
Und es versetzte dagegen der gute, verständige Jüngling:
„O, wie geb' ich Dir Recht, Du gutes, treffliches Mädchen,
20 Daß Du zuvörderst Dich nach dem Sinne der Eltern befragest!
Denn so strebt' ich bisher vergebens, dem Vater zu dienen,
Wenn ich der Wirthschaft mich, als wie der meinigen, annahm,
Früh den Acker und spät, und so besorgend den Weinberg.
Meine Mutter befriedigt' ich wohl, sie wußt' es zu schätzen;
25 Und so wirst Du ihr auch das trefflichste Mädchen erscheinen,
Wenn Du das Haus besorgst, als wenn Du das Deine bedächtest.
Aber dem Vater nicht so; denn dieser liebet den Schein auch.
Gutes Mädchen, halte mich nicht für kalt und gefühllos,
Wenn ich den Vater Dir sogleich, der Fremden, enthülle.
30 Ja, ich schwör' es, das erstemal ist's, daß frei mir ein solches
Wort die Zunge verläßt, die nicht zu schwatzen gewohnt ist;
Aber Du lockst mir hervor aus der Brust ein jedes Vertrauen.
Einige Zierde verlangt der gute Vater im Leben,
Wünschet äußere Zeichen der Liebe, so wie der Verehrung,
35 Und er würde vielleicht vom schlechteren Diener befriedigt,
Der dies wüßte zu nutzen, und würde dem besseren gram sein."
Freudig sagte sie drauf, zugleich die schnelleren Schritte
Durch den dunkeln Pfad verdoppelnd mit leichter Bewegung:
„Beide zusammen hoff' ich fürwahr zufrieden zu stellen;
40 Denn der Mutter Sinn ist wie mein eigenes Wesen,
Und der äußeren Zierde bin ich von Jugend nicht fremde.
Unsere Nachbarn, die Franken, in ihren früheren Zeiten
Hielten auf Höflichkeit viel; sie war dem Edlen und Bürger,
Wie den Bauern gemein, und Jeder empfahl sie den Seinen.
45 Und so brachten bei uns, auf Deutscher Seite, gewöhnlich
Auch die Kinder des Morgens mit Händeküssen und Knixchen
Segenswünsche den Eltern, und hielten sittlich den Tag aus.
Alles, was ich gelernt und was ich von jung auf gewohnt bin,
Was von Herzen mir geht — ich will es dem Alten erzeigen.
50 Aber wer sagt mir nunmehr: wie soll ich Dir selber begegnen,
Dir, dem einzigen Sohn und künftig meinem Gebieter?"
Also sprach sie, und eben gelangten sie unter den Birnbaum.
Herrlich glänzte der Mond, der volle, vom Himmel herunter;
Nacht war's, völlig bedeckt das letzte Schimmern der Sonne.
55 Und so lagen vor ihnen in Massen gegen einander
Lichter, hell, wie der Tag, und Schatten dunkeler Nächte.
Und es hörte die Frage, die freundliche, gern in dem Schatten
Hermann, des herrlichen Baums, am Orte, der ihm so lieb war,
Der noch heute die Thränen um seine Vertriebne gesehen.
60 Und indem sie sich nieder ein wenig zu ruhen gesetzet,
Sagte der liebende Jüngling, die Hand des Mädchens ergreifend:
„Laß Dein Herz Dir es sagen, und folg' ihm frei nur in Allem."
Aber er wagte kein weiteres Wort, so sehr auch die Stunde
Günstig war; er fürchtete, nur ein Nein zu ereilen.
65 Ach, und er fühlte den Ring am Finger, das schmerzliche Zeichen.
Also saßen sie still und schweigend neben einander;
Aber das Mädchen begann und sagte: „Wie find' ich des Mondes
Herrlichen Schein so süß! er ist der Klarheit des Tags gleich.
Seh' ich doch dort in der Stadt die Häuser deutlich und Höfe,
70 An dem Giebel ein Fenster; mich däucht, ich zähle die Scheiben."
„Was Du siehst," versetzte darauf der gehaltene Jüngling,
„Das ist unsere Wohnung, in die ich nieder Dich führe,
Und dies Fenster dort ist meines Zimmers im Dache,
Das vielleicht das Deine nun wird; wir verändern im Hause.
75 Diese Felder sind unser, sie reifen zur morgenden Ernte.

VIII. 12. Saget mir jetzo vor Allem, — 19. Du kluges, treffliches Mädchen, — 25. Und so wirst Du auch ihr das 2c. — 39. Beide hoff' ich fürwahr zusammen zufrieden zu stellen;

Hier im Schatten wollen wir ruhn und des Mahles genießen.
Aber laß uns nunmehr hinab durch Weinberg und Garten
Steigen; denn sieh', es rückt das schwere Gewitter herüber,
Wetterleuchtend und bald verschlingend den lieblichen Vollmond.
80 Und so standen sie auf und wandelten nieder das Feld hin,
Durch das mächtige Korn der nächtlichen Klarheit sich freuend;
Und sie waren zum Weinberg gelangt und traten ins Dunkel.
Und so leitet' er sie die vielen Platten hinunter,
Die, unbehauen gelegt, als Stufen dienten im Laubgang.
85 Langsam schritt sie hinab, auf seinen Schultern die Hände;
Und mit schwankenden Lichtern durch's Laub überblickte der Mond sie,
Eh' er, von Wetterwolken umhüllt, im Dunkeln das Paar ließ.
Sorglich stützte der Starke das Mädchen, das über ihn herhing.
Aber sie, unkundig des Steigs und der roheren Stufen,
90 Fehlte tretend; es knackte der Fuß, sie drohte zu fallen.
Eilig streckte gewandt der sinnende Jüngling den Arm aus,
Hielt empor die Geliebte; sie sank ihm leis' auf die Schulter,
Brust war gesenkt an Brust und Wang' an Wange. So stand er,
Starr, wie ein Marmorbild, vom ernsten Willen gebändigt,
95 Drückte nicht fester sie an, er stemmte sich gegen die Schwere.
Und so fühlt' er die herrliche Last, die Wärme des Herzens,
Und den Balsam des Athems, an seinen Lippen verhauchet,
Trug mit Mannesgefühl die Heldengröße des Weibes.
Doch sie verhehlte den Schmerz, und sagte die scherzenden Worte:
100 „Das bedeutet Verdruß, so sagen bedenkliche Leute,
Wenn beim Eintritt in's Haus, nicht fern von der Schwelle, der Fuß knackt.
Hätt' ich mir doch fürwahr ein besseres Zeichen gewünschet!
Laß uns ein wenig verweilen, damit Dich die Eltern nicht tadeln
Wegen der hinkenden Magd, und ein schlechter Wirth Du erscheinest.

IX. Urania.

Aussicht.

Musen, die Ihr so gern die herzliche Liebe begünstigt,
Auf dem Wege bisher den trefflichen Jüngling geleitet,
An die Brust ihm das Mädchen noch vor der Verlobung gedrückt habt:
Helfet auch ferner den Bund des lieblichen Paares vollenden,
5 Theilet die Wolken sogleich, die über ihr Glück sich heraufziehn!
Aber saget vor Allem, was jetzt im Hause geschiehet.
Ungeduldig betrat die Mutter zum drittenmal wieder
Schon das Zimmer der Männer, das sorglich erst sie verlassen,
Sprechend vom nahen Gewitter, vom schnellen Verdunkeln des Mondes;
10 Dann vom Außenbleiben des Sohns und der Nächte Gefahren;
Tadelte lebhaft die Freunde, daß, ohne das Mädchen zu sprechen,
Ohne zu werben für ihn, sie so bald sich vom Jüngling getrennet.
„Mache nicht schlimmer das Uebel!“ versetzt' unmuthig der Vater;
„Denn Du siehst, wir harren ja selbst, und warten des Ausgangs.“
15 Aber gelassen begann der Nachbar sitzend zu sprechen:
„Immer verdank' ich es doch in solch unruhiger Stunde
Meinem seligen Vater, der mir als Knaben die Wurzel
Aller Ungeduld ausriß, daß auch kein Fäschen zurückblieb,
Und ich erwarten lernte sogleich, wie Keiner der Weisen.“
20 „Sagt,“ versetzte der Pfarrer, „welch' Kunststück brauchte der Alte?“
„Das erzähl' ich Euch gern, denn Jeder kann es sich merken,“
Sagte der Nachbar darauf. „Als Knabe stand ich am Sonntag
Ungeduldig einmal, die Kutsche begierig erwartend,
Die uns sollte hinaus zum Brunnen führen der Linden.
25 Doch sie kam nicht; ich lief, wie ein Wiesel, dahin und dorthin,
Treppen hinauf und hinab, und von dem Fenster zur Thüre.
Meine Hände prickelten mir; ich kratzte die Tische,
Trappelte stampfend herum, und nahe war mir das Weinen.
Alles sah der gelassene Mann; doch als ich es endlich
30 Gar zu thöricht betrieb, ergriff er mich ruhig beim Arme,
Führte zum Fenster mich hin, und sprach die bedenklichen Worte:
„Siehst Du des Tischlers da drüben für heute geschlossene Werkstatt?
Morgen eröffnet er sie; da rühret sich Hobel und Säge,
Und so geht es von frühe bis Abend die fleißigen Stunden.

IX. 20. Sagt, versetzte der Pfarrherr

35 Aber bedenke Dir dies: der Morgen wird künftig erscheinen,
Da der Meister sich regt mit allen seinen Gesellen,
Dir den Sarg zu bereiten und schnell und geschickt zu vollenden;
Und sie tragen das breterne Haus geschäftig herüber,
Das den Geduld'gen zuletzt und den Ungeduldigen aufnimmt,
40 Und gar bald ein drückendes Dach zu tragen bestimmt ist.
Alles sah ich sogleich im Geiste wirklich geschehen,
Sah die Breter gefügt und die schwarze Farbe bereitet,
Saß geduldig nunmehr und harrete ruhig der Kutsche.
Rennen Andere nun in zweifelhafter Erwartung
Ungeduldig herum, da muß ich des Sarges gedenken."
45 Lächelnd sagte der Pfarrer: „Des Todes rührendes Bild steht
Nicht als Schrecken dem Weisen, und nicht als Ende dem Frommen.
Jenen drängt es in's Leben zurück, und lehret ihn handeln;
Diesem stärkt es zu künftigem Heil im Trübsal die Hoffnung;
Beiden wird zum Leben der Tod. Der Vater mit Unrecht
50 Hat dem empfindlichen Knaben den Tod im Tode gewiesen.
Zeige man doch dem Jüngling des edel reifenden Alters
Werth, und dem Alter die Jugend, daß Beide des ewigen Kreises
Sich erfreuen, und so sich Leben im Leben vollende!"
Aber die Thür ging auf. Es zeigte das herrliche Paar sich,
55 Und es erstaunten die Freunde, die liebenden Eltern erstaunten
Ueber die Bildung der Braut, des Bräutigams Bildung vergleichbar;
Ja, es schien die Thüre zu klein, die hohen Gestalten
Einzulassen, die nun zusammen betraten die Schwelle.
Hermann stellte den Eltern sie vor mit fliegenden Worten.
60 „Hier ist," sagt' er, „ein Mädchen, so wie Ihr im Hause sie wünschet.
Lieber Vater, empfanget sie gut; sie verdient es. Und liebe
Mutter, befragt sie sogleich nach dem ganzen Umfang der Wirthschaft,
Daß Ihr seht, wie sehr sie verdient, Euch näher zu werden."
Eilig führt er darauf den trefflichen Pfarrer bei Seite,
65 Sagte: „Würdiger Herr, nun helft mir aus dieser Besorgniß
Schnell, und löset den Knoten, vor dessen Entwicklung ich schaudre.
Denn ich habe das Mädchen als meine Braut nicht geworben,
Sondern sie glaubt, als Magd in das Haus zu gehn, und ich fürchte,
Daß unwillig sie flieht, sobald wir gedenken der Heirath.
Aber entschieden sei es sogleich! Nicht länger im Irrthum 70
Soll sie bleiben, wie ich nicht länger den Zweifel ertrage.
Eilet und zeiget auch hier die Weisheit, die wir verehren!"
Und es wendete sich der Geistliche gleich zur Gesellschaft.
Aber leider getrübt war durch die Rede des Vaters
Schon die Seele des Mädchens; er hatte die munteren Worte 75
Mit behaglicher Art in gutem Sinne gesprochen:
„Ja, das gefällt mir, mein Kind! Mit Freuden erfahr' ich, der Sohn hat
Auch, wie der Vater, Geschmack, der seiner Zeit es gewiesen,
Immer die Schönste zum Tanze geführt, und endlich die Schönste
In sein Haus als Frau sich geholt; das Mütterchen war es. 80
Dann an der Braut, die der Mann sich erwählt, läßt gleich sich erkennen,
Welches Geistes er ist, und ob er sich eigenen Werth fühlt.
Aber Ihr brauchtet wohl auch nur wenig Zeit zur Entschließung?
Denn mich dünket, fürwahr, ihm ist so schwer nicht zu folgen."
Hermann hörte die Worte nur flüchtig; ihm bebten die Glieder 85
Innen, und stille war der ganze Kreis nun auf einmal.
Aber das treffliche Mädchen, von solchen spöttischen Worten,
Wie sie ihr schienen, verletzt und tief in der Seele getroffen,
Stand, mit fliegender Röthe die Wange bis gegen den Nacken
Uebergossen; doch hielt sie sich an und nahm sich zusammen, 90
Sprach zu dem Alten darauf, nicht völlig die Schmerzen verbergend:
„Traun! zu solchem Empfang hat mich der Sohn nicht bereitet,
Der mir des Vaters Art geschildert, des trefflichen Bürgers;
Und ich weiß, ich stehe vor Euch, dem gebildeten Manne,
Der sich klug mit Jedem beträgt, und gemäß den Personen. 95
Aber so scheint es, Ihr fühlt nicht Mitleid genug mit der Armen,
Die nun die Schwelle betritt und die Euch zu dienen bereit ist;
Denn sonst würdet Ihr nicht mit bitterem Spotte mir zeigen,
Wie entfernt mein Geschick von Eurem Sohn und von Euch sei.
Freilich tret' ich nur arm, mit kleinem Bündel in's Haus ein, 100

43. und harrte ruhig — 45. Lächelnd sagte der Pfarrherr: — 71. Wie ich nicht mehr den Zweifel ertrage,

Das, mit Allem versehn, die frohen Bewohner gewiß macht;
Aber ich kenne mich wohl, und fühle das ganze Verhältniß.
Ist es edel, mich gleich mit solchem Spotte zu treffen,
Der auf der Schwelle beinah' mich schon aus dem Hause zurücktreibt?"
105 Bang bewegte sich Hermann, und winkte dem geistlichen Freunde,
Daß er in's Mittel sich schlüge, sogleich zu verscheuchen den Irrthum.
Eilig trat der Kluge heran, und schaute des Mädchens
Stillen Verdruß und gehaltenen Schmerz und Thränen im Auge.
Da befahl ihm sein Geist, nicht gleich die Verwirrung zu lösen,
110 Sondern vielmehr das bewegte Gemüth zu prüfen des Mädchens.
Und er sagte darauf zu ihr mit versuchenden Worten:
„Sicher, Du überlegtest nicht wohl, o Mädchen des Auslands,
Wenn Du bei Fremden zu dienen Dich allzu eilig entschlossest,
Was es heiße, das Haus des gebietenden Herrn zu betreten;
115 Denn der Handschlag bestimmt das ganze Schicksal des Jahres,
Und gar Vieles zu dulden verbindet ein einziges Jawort.
Sind doch nicht das Schwerste des Diensts die ermüdenden Wege,
Nicht der bittre Schweiß der ewig drängenden Arbeit;
Denn mit dem Knechte zugleich bemüht sich der thätige Freie:
120 Aber zu dulden die Laune des Herrn, wenn er ungerecht tadelt,
Oder Dieses und Jenes begehrt, mit sich selber in Zwiespalt,
Und die Heftigkeit noch der Frauen, die leicht sich erzürnet,
Mit der Kinder roher und übermüthiger Unart:
Das ist schwer zu ertragen, und doch die Pflicht zu erfüllen
125 Ungesäumt und rasch, und selbst nicht mürrisch zu stocken.
Doch Du scheinst mir dazu nicht geschickt, da die Scherze des Vaters
Schon Dich treffen so tief, und doch Nichts gewöhnlicher vorkommt,
Als ein Mädchen zu plagen, daß wohl ihr ein Jüngling gefalle."
Also sprach er. Es fühlte die treffende Rede das Mädchen,
130 Und sie hielt sich nicht mehr; es zeigten sich ihre Gefühle
Mächtig, es hob sich die Brust, aus der ein Seufzer hervordrang,
Und sie sagte sogleich mit heiß vergossenen Thränen:
„O, nie weiß der verständige Mann, der im Schmerz uns zu rathen
Denkt, wie wenig sein Wort, das kalte, die Brust zu befreien
135 Je von dem Leiden vermag, das ein hohes Schicksal uns auflegt.
Ihr seid glücklich und froh, wie sollt' ein Scherz Euch verwunden!
Doch der Krankende fühlt auch schmerzlich die leise Berührung.
Nein, es hülfe mir nichts, wenn selbst mir Verstellung gelänge.
Zeige sich gleich, was später nur tiefere Schmerzen vermehrte,
140 Und mich drängte vielleicht in stillverzehrendes Elend.
Laßt mich wieder hinweg! Ich darf im Hause nicht bleiben;
Ich will fort und gehe, die armen Meinen zu suchen,
Die ich im Unglück verließ, für mich nur das Bessere wählend.
Dieß ist mein fester Entschluß; und ich darf Euch darum nun bekennen,
145 Was im Herzen sich sonst wohl Jahre hätte verborgen.
Ja, des Vaters Spott hat tief mich getroffen: nicht, weil ich
Stolz und empfindlich bin, wie es wohl der Magd nicht geziemet,
Sondern weil mir, fürwahr, im Herzen die Neigung sich regte
Gegen den Jüngling, der heute mir als ein Erretter erschienen.
150 Denn, als er erst auf der Straße mich ließ, so war er mir immer
In Gedanken geblieben; ich dachte des glücklichen Mädchens,
Das er vielleicht schon als Braut im Herzen möchte bewahren.
Und als ich wieder am Brunnen ihn fand, da freut' ich mich seines
Anblicks so sehr, als wär' mir der Himmlischen Einer erschienen.
155 Und ich folgt' ihm so gern, als nun er zur Magd mich geworben.
Doch mich schmeichelte freilich das Herz (ich will es gestehen)
Auf dem Wege hieher, als könnt' ich vielleicht ihn verdienen,
Wenn ich würde des Hauses dereinst unentbehrliche Stütze.
Aber, ach! nun seh' ich zuerst die Gefahren, in die ich
160 Mich begab, so nah' dem still Geliebten zu wohnen.
Nun erst fühl' ich, wie weit ein armes Mädchen entfernt ist
Von dem reicheren Jüngling, und wenn sie die tüchtigste wäre.
Alles das hab' ich gesagt, damit Ihr das Herz nicht verkennet,
Das ein Zufall beleidigt, dem ich die Besinnung verdanke.
165 Denn das mußt' ich erwarten, die stillen Wünsche verbergend,
Daß er sich brächte zunächst die Braut zum Hause geführet;
Und wie hätt' ich alsdann die heimlichen Schmerzen ertragen!

140. in stille verzehrendes Elend. — 158. des Hauses einst unentbehrliche Stütze. — 160. so nah' dem stille Geliebten

Glücklich bin ich gewarnt, und glücklich lös't das Geheimniß
Von dem Busen sich los, jetzt, da noch das Uebel ist heilbar.
170 Aber das sei nun gesagt. Und nun soll im Hause mich länger
Hier Nichts halten, wo ich beschämt und ängstlich nur stehe,
Frei die Neigung bekennend, und jene thörichte Hoffnung.
Nicht die Nacht, die breit sich bedeckt mit sinkenden Wolken,
Nicht der rollende Donner (ich hör' ihn) soll mich verhindern,
175 Nicht des Regens Guß, der draußen gewaltsam herabschlägt,
Noch der sausende Sturm. Das hab' ich Alles ertragen
Auf der traurigen Flucht, und nah' am verfolgenden Feinde.
Und ich gehe nun wieder hinaus, wie ich lange gewohnt bin,
Von dem Strudel der Zeit ergriffen, von Allem zu scheiden.
180 Lebet wohl! Ich bleibe nicht länger; es ist nun geschehen."
Also sprach sie, sich rasch zurück nach der Thüre bewegend,
Unter dem Arm das Bündelchen noch, das sie brachte, bewahrend.
Aber die Mutter ergriff mit beiden Armen das Mädchen,
Um den Leib sie fassend, und rief, verwundert und staunend:
185 „Sag', was bedeutet mir dieß? und diese vergeblichen Thränen?
Nein, ich lasse Dich nicht, Du bist mir des Sohnes Verlobte."
Aber der Vater stand mit Widerwillen dagegen,
Auf die Weinende schauend, und sprach die verdrießlichen Worte:
„Also das ist mir zuletzt für die höchste Nachsicht geworden,
190 Daß mir das Unangenehmste geschieht noch zum Schlusse des Tages!
Denn mir ist unleidlicher Nichts, als Thränen der Weiber,
Leidenschaftlich Geschrei, das heftig verworren beginnet,
Was mit ein wenig Vernunft sich ließe gemächlicher schlichten.
Mir ist lästig, noch länger dieß wunderliche Beginnen
195 Anzuschauen. Vollendet es selbst; ich gehe zu Bette."
Und er wandte sich schnell, und eilte zur Kammer zu gehen,
Wo ihm das Ehbett stand, und wo er zu ruhen gewohnt war.
Aber ihn hielt der Sohn, und sagte die flehenden Worte:
„Vater, eilet nur nicht und zürnet nicht über das Mädchen!
200 Ich nur habe die Schuld von aller Verwirrung zu tragen,
Die unerwartet der Freund noch durch Verstellung vermehrt hat.
Redet, würdiger Herr! denn Euch vertraut' ich die Sache.
Häufet nicht Angst und Verdruß; vollendet lieber das Ganze,
Denn ich möchte so hoch Euch nicht in Zukunft verehren,
Wenn Ihr Schadenfreude nur übt statt herrlicher Weisheit." 205
Lächelnd versetzte darauf der würdige Pfarrer, und sagte:
„Welche Klugheit hätte denn wohl das schöne Bekenntniß
Dieser Guten entlockt, und uns enthüllt ihr Gemüthe?
Ist nicht die Sorge sogleich Dir zur Wonn' und Freude geworden?
Rede darum nur selbst! was bedarf es fremder Erklärung?" 210
Nun trat Hermann hervor, und sprach die freundlichen Worte:
„Laß Dich die Thränen nicht reu'n, noch diese flüchtigen Schmerzen;
Denn sie vollenden mein Glück, und, wie ich wünsche, das Deine.
Nicht das treffliche Mädchen als Magd, die Fremde, zu dingen,
Kam ich zum Brunnen; ich kam, um Deine Liebe zu werben. 215
Aber, ach! mein schüchterner Blick, er konnte die Neigung
Deines Herzens nicht sehn; nur Freundlichkeit sah er im Auge,
Als aus dem Spiegel Du ihn des ruhigen Brunnens begrüßtest.
Dich in's Haus nur zu führen, es war schon die Hälfte des Glückes.
Aber nun vollendest Du mir's! O sei mir gesegnet!" — 220
Und es schaute das Mädchen mit tiefer Rührung zum Jüngling,
Und vermied nicht Umarmung und Kuß, den Gipfel der Freude,
Wenn sie den Liebenden sind die lang ersehnte Versichrung
Künftigen Glücks im Leben, das nun ein unendliches scheinet.
Und den Uebrigen hatte der Pfarrherr Alles erkläret. 225
Aber das Mädchen kam, vor dem Vater sich herzlich mit Anmuth
Neigend, und so ihm die Hand, die zurückgezogene, küssend,
Sprach: „Ihr werdet gerecht der Ueberraschten verzeihen,
Erst die Thränen des Schmerzes, und nun die Thränen der Freude.
O, vergebt mir jenes Gefühl! vergebt mir auch dieses, 230
Und laßt nur mich in's Glück, das neu mir gegönnte, mich finden!
Ja, der erste Verdruß, an dem ich Verworrene schuld war,
Sei der letzte zugleich! Wozu die Magd sich verpflichtet,

199. und zürnet über das Mädchen! — 206. Pfarrherr — 231. Und laßt nur in's Glück,

Treu, zu liebendem Dienst, den soll die Tochter Euch leisten."
235 Und der Vater umarmte sie gleich, die Thränen verbergend.
Traulich kam die Mutter herbei und küßte sie herzlich,
Schüttelte Hand in Hand; es schwiegen die weinenden Frauen.
Eilig faßte darauf der gute, verständige Pfarrherr
Erst des Vaters Hand, und zog ihm vom Finger den Trauring,
240 (Nicht so leicht; er war vom rundlichen Gliede gehalten)
Nahm den Ring der Mutter darauf, und verlobte die Kinder;
Sprach: „Noch einmal sei der goldenen Reifen Bestimmung,
Fest ein Band zu knüpfen, das völlig gleiche dem alten.
Dieser Jüngling ist tief von der Liebe zum Mädchen durchdrungen,
245 Und das Mädchen gesteht, daß auch ihr der Jüngling erwünscht ist.
Also verlob' ich Euch hier, und segn' Euch künftigen Zeiten
Mit dem Willen der Eltern und mit dem Zeugniß des Freundes."
Und es neigte sich gleich mit Segenswünschen der Nachbar.
Aber als der geistliche Herr den goldenen Reif nun
250 Steckt' an die Hand des Mädchens, erblickt' er den anderen staunend,
Den schon Hermann zuvor am Brunnen sorglich betrachtet.
Und er sagte darauf mit freundlich scherzenden Worten:
„Wie! Du verlobest Dich schon zum zweitenmal? Daß nicht der erste
Bräutigam bei dem Altar sich zeige mit hinderndem Einspruch!"
255 Aber sie sagte darauf: „O laßt mich dieser Erinnrung
Einen Augenblick weihen! Denn wohl verdient sie der Gute,
Der mir ihn scheidend gab, und nicht zur Heimath zurückkam.
Alles sah er voraus, als rasch die Liebe der Freiheit,
Als ihn die Lust, im neuen veränderten Wesen zu wirken,
260 Trieb, nach Paris zu gehn, dahin, wo er Kerker und Tod fand.
Lebe glücklich, sagt' er. Ich gehe; denn Alles bewegt sich
Jetzt auf Erden einmal; es scheint sich Alles zu trennen.
Grundgesetze lösen sich auf der festesten Staaten,
Und es löst der Besitz sich los vom alten Besitzer,
265 Freund sich los vom Freund'; so löst sich Liebe von Liebe.
Ich verlasse Dich hier; und wo ich jemals Dich wieder
Finde — wer weiß es? Vielleicht sind diese Gespräche die letzten.
Nur ein Fremdling, sagt man mit Recht, ist der Mensch hier auf Erden:
Mehr ein Fremdling, als jemals, ist nun ein Jeder geworden.
Uns gehört der Boden nicht mehr; es wandern die Schätze; 270
Gold und Silber schmilzt aus den alten heiligen Formen;
Alles regt sich, als wollte die Welt, die gestaltete, rückwärts
Lösen in Chaos und Nacht sich auf, und neu sich gestalten.
Du bewahrst mir Dein Herz; und finden dereinst wir uns wieder
Ueber den Trümmern der Welt, so sind wir erneute Geschöpfe, 275
Umgebildet und frei und unabhängig vom Schicksal.
Denn was fesselte den, der solche Tage durchlebt hat!
Aber soll es nicht sein, daß je wir, aus diesen Gefahren
Glücklich entronnen, uns einst mit Freuden wieder umfangen,
O, so erhalte mein schwebendes Bild vor Deinen Gedanken, 280
Daß Du mit gleichem Muth zu Glück und Unglück bereit seist!
Locket neue Wohnung Dich an und neue Verbindung,
So genieße mit Dank, was dann Dir das Schicksal bereitet.
Liebe die Liebenden rein, und halte dem Guten Dich dankbar.
Aber dann auch setze nur leicht den beweglichen Fuß auf; 285
Denn es lauert der doppelte Schmerz des neuen Verlustes.
Heilig sei Dir der Tag; doch schätze das Leben nicht höher,
Als ein anderes Gut, und alle Güter sind trüglich.
Also sprach er: und nie erschien der Edle mir wieder.
Alles verlor ich indeß, und tausendmal dacht' ich der Warnung. 290
Nun auch denk' ich des Worts, da schön mir die Liebe das Glück hier
Neu bereitet und mir die herrlichsten Hoffnungen aufschließt.
O verzeih', mein trefflicher Freund, daß ich, selbst an dem Arm Dich
Haltend, bebe! So scheint dem endlich gelandeten Schiffer
Auch der sicherste Grund des festesten Bodens zu schwanken." 295
Also sprach sie, und steckte die Ringe neben einander.
Aber der Bräutigam sprach mit edler männlicher Rührung:
„Desto fester sei bei der allgemeinen Erschüttrung,
Dorothea, der Bund! Wir wollen halten und dauern,
Fest uns halten und fest der schönen Güter Besitzthum. 300

250. erblickt' er den andern staunend — 253. Wie? Du verlobst Dich schon rc.

Denn der Mensch, der zur schwankenden Zeit auch schwankend gesinnt ist,
Der vermehret das Uebel, und breitet es weiter und weiter;
Aber wer fest auf dem Sinne beharrt, der bildet die Welt sich.
Nicht dem Deutschen geziemt es, die fürchterliche Bewegung
305 Fortzuleiten, und auch zu wanken hierhin und dorthin.
Dies ist unser! so laß uns sagen und so es behaupten!
Denn es werden noch stets die entschlossenen Völker gepriesen,
Die für Gott und Gesetz, für Eltern, Weiber und Kinder
Stritten, und gegen den Feind zusammenstehend erlagen.
310 Du bist mein; und nun ist das Meine meiner, als jemals.
Nicht mit Kummer will ich's bewahren und sorgend genießen,
Sondern mit Muth und Kraft. Und drohen diesmal die Feinde,
Oder künftig, so rüste mich selbst und reiche die Waffen.
Weiß ich durch Dich nur versorgt das Haus und die liebenden Eltern,
315 O, so stellt sich die Brust dem Feinde sicher entgegen.
Und gedächte Jeder wie ich, so stünde die Macht auf
Gegen die Macht, und wir erfreuten uns Alle des Friedens."

LXXVIII.

Iphigenie auf Tauris.

Personen:

Iphigenie.
Thoas, König der Taurier.
Orest.
Pylades.
Arkas.

Schauplatz: Hain vor Dianens Tempel.

Erster Aufzug.

Erster Auftritt.

Iphigenie. Heraus in Eure Schatten, rege Wipfel
Des alten, heil'gen, dichtbelaubten Haines,
Wie in der Göttin stilles Heiligthum,
Tret' ich noch jetzt mit schauderndem Gefühl,
Als wenn ich sie zum erstenmal beträte, 5
Und es gewöhnt sich nicht mein Geist hierher.
So manches Jahr verwahrt mich hier verborgen
Ein hoher Wille, dem ich mich ergebe;
Doch immer bin ich, wie im ersten, fremd.
Denn ach mich trennt das Meer von den Geliebten, 10
Und an dem Ufer steh' ich lange Tage,
Das Land der Griechen mit der Seele suchend;
Und gegen meine Seufzer bringt die Welle
Nur dumpfe Töne brausend mir herüber.
Weh dem, der fern von Eltern und Geschwistern 15
Ein einsam Leben führt! Ihm zehrt der Gram
Das nächste Glück vor seinen Lippen weg.
Ihm schwärmen abwärts immer die Gedanken
Nach seines Vaters Hallen, wo die Sonne
Zuerst den Himmel vor ihm aufschloß, wo 20
Sich Mitgeborne spielend fest und fester
Mit sanften Banden aneinander knüpften.
Ich rechte mit den Göttern nicht; allein
Der Frauen Zustand ist beklagenswerth.
Zu Haus' und in dem Kriege herrscht der Mann 25
Und in der Fremde weiß er sich zu helfen.
Ihn freuet der Besitz; ihn krönt der Sieg;
Ein ehrenvoller Tod ist ihm bereitet.
Wie eng gebunden ist des Weibes Glück!
Schon einem rauhen Gatten zu gehorchen, 30
Ist Pflicht und Trost; wie elend, wenn sie gar
Ein feindlich Schicksal in die Ferne treibt!
So hält mich Thoas hier, ein edler Mann,
In ernsten, heil'gen Sklavenbanden fest.
O wie beschämt gesteh' ich, daß ich Dir 35
Mit stillem Widerwillen diene, Göttin,
Dir meiner Retterin! Mein Leben sollte
Zu freiem Dienste Dir gewidmet sein.
Auch hab' ich stets auf Dich gehofft und hoffe
Noch jetzt auf Dich, Diana, die Du mich, 40
Des größten Königes verstoßne Tochter,
In Deinen heil'gen, sanften Arm genommen.
Ja, Tochter Zeus, wenn Du den hohen Mann,
Den Du, die Tochter fodernd, ängstigtest;
Wenn Du den göttergleichen Agamemnon, 45
Der Dir sein Liebstes zum Altare brachte,
Von Troja's umgewandten Mauern rühmlich

Aeltere Lesarten. LXXVIII. Erster Aufzug. I. 1—6. Heraus in Eure Schatten, ewig rege Wipfel des heiligen Hains, wie in das Heiligthum der Göttin, der ich diene, tret' ich mit immer neuem Schauer, und meine Seele gewöhnt sich nicht hieher! — 7—9. So manche Jahre wohn' ich hier unter Euch verborgen, und immer bin ich, wie im ersten, fremd. — 10—14. Denn mein Verlangen steht hinüber nach dem schönen Land der Griechen, und immer möcht' ich über's Meer hinüber, das Schicksal meiner Vielgeliebten theilen. — 15—22. Weh' dem! der fern von Eltern und Geschwistern ein einsam Leben führt, ihn läßt der Gram des schönsten Glückes nicht genießen; ihm schwärmen abwärts immer die Gedanken nach seines Vaters Wohnung, an eine Stelle, wo die goldne Sonne zum erstenmal den Himmel vor ihm aufschloß, wo die Spiele der Mitgebornen die sanften, liebsten Erdenbande knüpften. — 23. 24. Der Frauen Zustand ist der schlimmste vor allen Menschen. — 25—28. Will dem Manne das Glück, so herrscht er, und erficht im Felde Ruhm: und haben ihm die Götter Unglück zubereitet, fällt er, der Erstling von den Seinen, in den schönen Tod. — 29—32. Allein des Weibes Glück ist eng verbunden; sie dankt ihr Wohl stets Andern; öfters Fremden, und wenn Zerstörung ihr Haus ergreift, führt sie aus rauchenden Trümmern durchs Blut erschlagener Liebster ein Ueberwinder fort. — 33. 34. Auch hier an dieser heiligen Stätte hält Thoas mich in ehrenvoller Sklaverei! — 35—38. Wie schwer wird mir's, Dir wider Willen dienen, ewig reine Göttin! Retterin! Dir sollte mein Leben zu ewigem Dienste geweiht sein. — 39—42. Auch hab' ich stets auf Dich gehofft, und hoffe noch, Diana, die Du mich, verstoßne Tochter des größten Königs, in Deinen heiligen, sanften Arm genommen. — 43—53. Ja, Tochter Jovis, hast Du den Mann, dessen Tochter Du fordertest, hast Du den göttergleichen Agamemnon, der Dir sein Liebstes zum Altar brachte, hast Du vom Felde der umgewandten Troja ihn glücklich und mit Ruhm

Nach seinem Vaterland zurückbegleitet,
Die Gattin ihm, Elektren und den Sohn,
50 Die schönen Schätze, wohl erhalten hast;
So gib auch mich den Meinen endlich wieder,
Und rette mich, die Du vom Tod' errettet,
Auch von dem Leben hier, dem zweiten Tode.

Zweiter Auftritt.

Iphigenie. Arkas.

Arkas. Der König sendet mich hieher und heut
Der Priesterin Dianens Gruß und Heil.
Dieß ist der Tag, da Tauris seiner Göttin
Für wunderbare neue Siege dankt.
5 Ich eile vor dem König' und dem Heer',
Zu melden, daß er kommt und daß es naht.

Iphigenie. Wir sind bereit, sie würdig zu empfangen,
Und unsre Göttin sieht willkomm'nem Opfer
Von Thoas Hand mit Gnadenblick entgegen.

10 A. O fänd' ich auch den Blick der Priesterin,
Der werthen, vielgeehrten, Deinen Blick,
O heil'ge Jungfrau, heller, leuchtender,
Uns allen gutes Zeichen! Noch bedeckt
Der Gram geheimnißvoll Dein Innerstes;
15 Vergebens harren wir schon Jahre lang
Auf ein vertraulich Wort aus Deiner Brust.
So lang' ich Dich an dieser Stätte kenne,
Ist dieß der Blick, vor dem ich immer schaudre;
Und wie mit Eisenbanden bleibt die Seele
20 In's Innerste des Busens Dir geschmiedet.

J. Wie's der Vertriebnen, der Verwaif'ten ziemt.

A. Scheinst Du Dir hier vertrieben und verwaif't?

J. Kann uns zum Vaterland' die Fremde werden?

A. Und Dir ist fremd das Vaterland geworden?

25 J. Das ist's, warum mein blutend Herz nicht heilt.
In erster Jugend, da sich kaum die Seele
An Vater, Mutter und Geschwister band;
Die neuen Schößlinge, gesellt und lieblich,
Vom Fuß der alten Stämme himmelwärts
30 Zu dringen strebten; leider faßte da
Ein fremder Fluch mich an und trennte mich
Von den Geliebten, riß das schöne Band
Mit ehrner Faust entzwei. Sie war dahin,
Der Jugend beste Freude, das Gedeihn
35 Der ersten Jahre. Selbst gerettet, war
Ich nur ein Schatten mir, und frische Lust
Des Lebens blüht in mir nicht wieder auf.

A. Wenn Du Dich so unglücklich nennen willst;
So darf ich Dich auch wohl undankbar nennen.

J. Dank habt Ihr stets. 40

A. Doch nicht den reinen Dank,
Um dessentwillen man die Wohlthat thut;
Den frohen Blick, der ein zufriednes Leben
Und ein geneigtes Herz dem Wirthe zeigt.
Als Dich ein tiefgeheimnißvolles Schicksal
Vor so viel Jahren diesem Tempel brachte, 45
Kam Thoas, Dir als einer Gottgegebn'nen
Mit Ehrfurcht und mit Neigung zu begegnen.
Und dieses Ufer ward Dir hold und freundlich,
Das jedem Fremden sonst voll Grausens war,
Weil Niemand unser Reich vor Dir betrat, 50
Der an Dianens heil'gen Stufen nicht
Nach altem Brauch, ein blutig Opfer, fiel.

J. Frei athmen macht das Leben nicht allein.
Welch Leben ist's, das an der heil'gen Stätte,
Gleich einem Schatten um sein eigen Grab, 55
Ich nur vertrauern muß! Und nenn' ich das
Ein fröhlich selbstbewußtes Leben, wenn
Uns jeder Tag, vergebens hingeträumt,
Zu jenen grauen Tagen vorbereitet,
Die an dem Ufer Lethe's, selbstvergessend, 60
Die Trauerschar der Abgeschiednen feiert?
Ein unnütz Leben ist ein früher Tod;
Dieß Frauenschicksal ist vor allen mein's.

A. Den edlen Stolz, daß Du Dir selbst nicht g'nügest,
Verzeih' ich Dir, so sehr ich Dich bedaure: 65
Er raubet den Genuß des Lebens Dir.
Du hast hier Nichts gethan seit Deiner Ankunft?
Wer hat des Königs trüben Sinn erheitert?
Wer hat den alten grausamen Gebrauch,
Daß am Altar Dianens jeder Fremde 70
Sein Leben blutend läßt, von Jahr zu Jahr
Mit sanfter Ueberredung aufgehalten,
Und die Gefangnen vom gewissen Tod'
In's Vaterland so oft zurückgeschickt?
Hat nicht Diane, statt erzürnt zu sein, 75
Daß sie der blut'gen alten Opfer mangelt,
Dein sanft Gebet in reichem Maß erhört?
Umschwebt mit frohem Fluge nicht der Sieg
Das Heer? und eilt er nicht sogar voraus?
Und fühlt nicht Jeglicher ein besser Loos, 80
Seitdem der König, der uns weis' und tapfer
So lang geführet, nun sich auch der Milde
In Deiner Gegenwart erfreut und uns
Des schweigenden Gehorsams Pflicht erleichtert?
Das nennst Du unnütz? wenn von Deinem Wesen, 85
Auf Tausende herab ein Balsam träufelt?
Wenn Du dem Volke, dem ein Gott Dich brachte,
Des neuen Glückes ew'ge Quelle wirst,

---

nach seinem Vaterlande zurückbegleitet, hast Du meine Geschwister, Elektren und Oresten, den Knaben und unsern Mutter ihm, zu Hause den schönsten Schatz, bewahrt; so rette mich, die Du vom Tod gerettet, auch von dem Leben hier, dem zweiten Tod.

II. 1. „hieher" fehlt in der H(andschrift) — 3. Es naht der Tag, — 5. Ich komme von dem K. 2c. — 6. Sie Dir zu melden. — 7. „sie würdig zu empfangen" fehlt in H. — 12. „heller" fehlt in H. — 15. 16. Vergebens harren wir auf irgend ein lächelnd Vertrauen. — 23. Die süßte Fremde ist nicht Vaterland. — 24. Und Dir ist Vaterland mehr, als die Fremde, fremd. — 30—37. Da, leider in das Elend meines Hauses früh verwickelt, von einer gütigen Gottheit gerettet, und durch ein Wunderwerk hieher geführt — So tiefe Narben blieben von einem alten Schaden in der Brust, daß weder neue Freude noch Hoffnung drin gedeihen kann. — 42. 43. ich meine Fröhlichkeit und das zufriedne Leben. — 51. 52. Der an Dianens Stufen nicht, ein unvermeidlich Opfer, blutete. — 63. Gewöhnlich ist dieß eines Weibes Schicksal und vor Allen meins. — 64. Daß Du Dich unnütz nennst, — 76. daß sie der langgewohnten blutigen Opfer mangelt, — 78—84. Sind unsere Waffen nicht glänzend diese Zeit an Segen, Stärk' und Glück, und fühlt nicht Jeglicher ein besser Loos, seitdem der rauhe Sinn des Königs mild durch Deinen göttergleichen heiligen Rath sich bildet? —

Und an dem unwirthbaren Todesufer
90 Dem Fremden Heil und Rückkehr zubereitest?
I. Das Wenige verschwindet leicht dem Blick,
Der vorwärts sieht wie viel noch übrig bleibt.
A. Doch lobst Du den, der, was er thut, nicht schätzt?
I. Man tadelt den, der seine Thaten wägt.
95 A. Auch den, der wahren Werth zu stolz nicht achtet,
Wie den, der falschen Werth zu eitel hebt.
Glaub' mir und hör' auf eines Mannes Wort,
Der treu und redlich Dir ergeben ist:
Wenn heut' der König mit Dir redet, so
100 Erleicht'r' ihm, was er Dir zu sagen denkt.
I. Du ängstest mich mit jedem guten Worte;
Oft wich ich seinem Antrag mühsam aus.
A. Bedenke, was Du thust und was Dir nützt.
Seitdem der König seinen Sohn verloren,
105 Vertraut er Wenigen der Seinen mehr,
Und diesen Wenigen nicht mehr, wie sonst.
Mißgünstig sieht er jedes Edlen Sohn
Als seines Reiches Folger an; er fürchtet
Ein einsam hülflos Alter, ja vielleicht
110 Verwegnen Aufstand und frühzeit'gen Tod.
Der Scythe setzt in's Reden keinen Vorzug,
Am wenigsten der König. Er, der nur
Gewohnt ist zu befehlen und zu thun,
Kennt nicht die Kunst, von weitem ein Gespräch
115 Nach seiner Absicht langsam fein zu lenken.
Erschwer's ihm nicht durch ein rückhaltend Weigern,
Durch ein vorsetzlich Mißverstehen. Geh'
Gefällig ihm den halben Weg entgegen.
I. Soll ich beschleunigen, was mich bedroht?
120 A. Willst Du sein Werben eine Drohung nennen?
I. Es ist die schrecklichste von allen mir.
A. Gib ihm für seine Neigung nur Vertraun.
I. Wenn er von Furcht erst meine Seele löst.
A. Warum verschweigst Du deine Herkunft ihm?
125 I. Weil einer Priesterin Geheimniß ziemt.
A. Dem König sollte Nichts Geheimniß sein;
Und ob er's gleich nicht fordert, fühlt er's doch
Und fühlt es tief in seiner großen Seele,
Daß Du sorgfältig Dich vor ihm verwahrst.
130 I. Nährt er Verdruß und Unmuth gegen mich?
A. So scheint es fast. Zwar schweigt er auch von Dir;
Doch haben hingeworf'ne Worte mich
Belehrt, daß seine Seele fest den Wunsch
Ergriffen hat, Dich zu besitzen. Laß,
135 O überlaß ihn nicht sich selbst! damit
In seinem Busen nicht der Unmuth reife
Und Dir Entsetzen bringe, Du zu spät
An meinen treuen Rath mit Reue denkest.
I. Wie? sinnt der König, was kein edler Mann,
Der seinen Namen liebt, und dem Verehrung 140
Der Himmlischen den Busen bändiget,
Je denken sollte? Sinnt er vom Altar
Mich in sein Bette mit Gewalt zu ziehn?
So ruf' ich alle Götter und vor allen
Dianen die entschloßne Göttin an, 145
Die ihren Schutz der Priesterin gewiß,
Und Jungfrau einer Jungfrau, gern gewährt.
A. Sei ruhig! Ein gewaltsam neues Blut
Treibt nicht den König, solche Jünglingsthat
Verwegen auszuüben. Wie er sinnt, 150
Befürcht' ich andern harten Schluß von ihm,
Den unaufhaltbar er vollenden wird;
Denn seine Seel' ist fest und unbeweglich.
Drum bitt' ich Dich, vertrau' ihm; sei ihm dankbar,
Wenn Du ihm weiter Nichts gewähren kannst. 155
I. O sage, was Dir weiter noch bekannt ist.
A. Erfahr's von ihm. Ich seh' den König kommen;
Du ehrst ihn, und Dich heißt Dein eigen Herz,
Ihm freundlich und vertraulich zu begegnen.
Ein edler Mann wird durch ein gutes Wort 160
Der Frauen weit geführt.
I. (allein.) Zwar seh' ich nicht,
Wie ich dem Rath des Treuen folgen soll.
Doch folg' ich gern der Pflicht, dem Könige
Für seine Wohlthat gutes Wort zu geben, 165
Und wünsche mir, daß ich dem Mächtigen,
Was ihm gefällt, mit Wahrheit sagen möge.

Dritter Auftritt.

Iphigenie. Thoas.

Iphigenie. Mit königlichen Gütern segne Dich
Die Göttin! Sie gewähre Sieg und Ruhm
Und Reichthum und das Wohl der Deinigen
Und jedes frommen Wunsches Fülle Dir!
Daß, der Du über Viele sorgend herrschest, 5
Du auch vor Vielen seltnes Glück genießest.
Thoas. Zufrieden wär' ich, wenn mein Volk mich rühmte:
Was ich erwarb, genießen Andre mehr,
Als ich. Der ist am glücklichsten, er sei
Ein König oder ein Geringer, dem 10
In seinem Hause Wohl bereitet ist.
Du nahmest Theil an meinen tiefen Schmerzen,
Als mir das Schwert der Feinde meinen Sohn,
Den letzten, besten, von der Seite riß.
So lang' die Rache meinen Geist besaß, 15
Empfand ich nicht die Oede meiner Wohnung;

99—100. Der König hat beschlossen heut' mit Dir zu reden. Ich bitte, mach's ihm leicht. — 101. „mit jedem guten Worte" fehlt in Hs. — 103. Sei klug, und denke, was Du thust. — 105. 106. scheint er Keinem von uns mehr recht zu trauen. — 109—110. „ja vielleicht — Tod" fehlt in H. Dafür steht: Wir sehen, er wirft Gedanken in sich herum. — 128. 129. und fühlt es hoch, daß Du 2c. — 132—134. Doch hab' ich bei ganz fremdem Anlaß aus hingeworfnen Worten gespürt, daß es in seiner Seele gährt. — 140. 141. der seinen Namen liebt, und die Olympier verehrt, — 143. in sein verhaßtes Bett — 144—147. So ruf' ich alle Götter an, und Dianen vor andern, die mir ihren Schutz gedoppelt schuldig ist. — 158. Da Du ihn ehrst, kann Dir's nicht Mühe sein. — 161. „Der Frauen" fehlt in Hs. — 165. 166. Verleih' Minerva mir, daß ich ihm sage, was ihm gefällt.

III. 5. der Du unter Vielen gnädig und freundlich bist, — 7. 8. Der Ruhm des Menschen hat enge Gränzen, und den Reichthum genießt oft der Besitzer nicht. — 12—14. Es wird die Nachricht zu Dir kommen sein, daß in der Schlacht mit meinen Nachbarn ich meinen einz'gen, letzten Sohn verloren. — 16. empfand ich nicht den Schmerz, empfand nicht, wie leer es um den Beraubten sei.

Doch jetzt, da ich befriedigt wiederkehre,
Ihr Reich zerstört, mein Sohn gerochen ist,
Bleibt mir zu Hause Nichts, das mich ergetze.
20 Der fröhliche Gehorsam, den ich sonst
Aus einem jeden Auge blicken sah,
Ist nun von Sorg' und Unmuth still gedämpft,
Ein Jeder sinnt, was künftig werden wird,
Und folgt dem Kinderlosen, weil er muß.
25 Nun komm' ich heut' in diesen Tempel, den
Ich oft betrat, um Sieg zu bitten und
Für Sieg zu danken. Einen alten Wunsch
Trag' ich im Busen, der auch Dir nicht fremd,
Noch unerwartet ist: ich hoffe, Dich
30 Zum Segen meines Volks und mir zum Segen,
Als Braut in meine Wohnung einzuführen.

J. Der Unbekannten bietest Du zu viel,
O König, an. Es steht die Flüchtige
Beschämt vor Dir, die Nichts an diesem Ufer,
35 Als Schutz und Ruhe sucht, die Du ihr gabst.

T. Daß Du in das Geheimniß Deiner Abkunft
Vor mir, wie vor dem Letzten, stets Dich hüllest,
Wär' unter keinem Volke recht und gut.
Dieß Ufer schreckt die Fremden: das Gesetz
40 Gebietet's und die Noth. Allein von Dir,
Die jedes frommen Rechts genießt, ein wohl
Von uns empfangner Gast nach eignem Sinn
Und Willen ihres Tages sich erfreut,
Von Dir hofft' ich Vertrauen, das der Wirth
45 Für seine Treue wohl erwarten darf.

J. Verbarg ich meiner Eltern Namen und
Mein Haus, o König, war's Verlegenheit,
Nicht Mißtrau'n. Denn vielleicht, ach wüßtest Du,
Wer vor Dir steht, und welch' verwünschtes Haupt
50 Du nährst und schützest; ein Entsetzen faßte
Dein großes Herz mit seltnem Schauer an,
Und statt die Seite Deines Thrones mir
Zu bieten, triebest Du mich vor der Zeit
Aus Deinem Reiche; stießest mich vielleicht,
55 Eh' zu den Meinen frohe Rückkehr mir
Und meiner Wandrung Ende zugedacht ist,
Dem Elend zu, das jeden Schweifenden,
Von seinem Haus' Vertriebnen überall
Mit kalter fremder Schreckenshand erwartet.

60 T. Was auch der Rath der Götter mit Dir sei,
Und was sie Deinem Haus' und Dir gedenken;
So fehlt es doch, seitdem Du bei uns wohnst
Und eines frommen Gastes Recht genießest,
An Segen nicht, der mir von oben kommt.
65 Ich möchte schwer zu überreden sein,
Daß ich an Dir ein schuldvoll Haupt beschütze.

J. Dir bringt die Wohlthat Segen, nicht der Gast.

T. Was man Verruchten thut, wird nicht gesegnet.
Drum endige Dein Schweigen und Dein Weigern;
Es fordert dieß kein ungerechter Mann. 70
Die Göttin übergab Dich meinen Händen;
Wie Du ihr heilig warst, so warst Du's mir.
Auch sei ihr Wink noch künftig mein Gesetz:
Wenn Du nach Hause Rückkehr hoffen kannst,
So sprech' ich Dich von aller Fordrung los. 75
Doch ist der Weg auf ewig Dir versperrt,
Und ist Dein Stamm vertrieben, oder durch
Ein ungeheures Unheil ausgelöscht,
So bist Du mein durch mehr, als Ein Gesetz.
Sprich offen! und Du weißt, ich halte Wort. 80

J. Vom alten Bande löset ungern sich
Die Zunge los, ein langverschwiegenes
Geheimniß endlich zu entdecken. Denn
Einmal vertraut, verläßt es ohne Rückkehr
Des tiefen Herzens sichre Wohnung, schadet, 85
Wie es die Götter wollen, oder nützt.
Vernimm! Ich bin aus Tantalus Geschlecht.

T. Du sprichst ein großes Wort gelassen aus.
Nennst Du Den Deinen Ahnherrn, den die Welt
Als einen ehmals Hochbegnadigten 90
Der Götter kennt? Ist's jener Tantalus,
Den Jupiter zu Rath und Tafel zog,
An dessen alterfahrnen, vielen Sinn
Verknüpfenden Gesprächen Götter selbst,
Wie an Orakelsprüchen, sich ergetzten? 95

J. Er ist es; aber Götter sollten nicht
Mit Menschen, wie mit ihres Gleichen, wandeln;
Das sterbliche Geschlecht ist viel zu schwach,
In ungewohnter Höhe nicht zu schwindeln.
Unedel war er nicht und kein Verräther; 100
Allein zum Knecht zu groß, und zum Gesellen
Des großen Donn'rers nur ein Mensch. So war
Auch sein Vergehen menschlich; ihr Gericht
War streng, und Dichter singen: Uebermuth
Und Untreu stürzten ihn von Jovis Tisch 105
Zur Schmach des alten Tartarus hinab.
Ach und sein ganz Geschlecht trug ihren Haß!

T. Trug es die Schuld des Ahnherrn oder eigne?

J. Zwar die gewalt'ge Brust und der Titanen
Kraftvolles Mark war seiner Söhn' und Enkel 110
Gewisses Erbtheil; doch es schmiedete
Der Gott um ihre Stirn ein ehern Band.
Rath, Mäßigung und Weisheit und Geduld
Verbarg er ihrem scheuen düstern Blick;
Zur Wuth ward ihnen jegliche Begier, 115
Und gränzenlos drang ihre Wuth umher.
Schon Pelops, der gewaltigwollende,
Des Tantalus geliebter Sohn, erwarb
Sich durch Verrath und Mord das schönste Weib,
Erzeugte Oenomaus, Hippodamien.
Sie bringt den Wünschen des Gemahls zwei Söhne, 120

---

17. 18. Doch jetzt, da ich ihr Reich von Grund aus umgekehrt. — 20—24. Mein Volk scheint nur mit Ungeduld einem Einsamen zu folgen. Denn, wo nicht Hoffnung ist, da bleibt kein Leben und kein Zutrauen. — 37. vor mir, gleich einem Fremden, 39—45. Wir sind hier weder gastfrei, noch glimpflich gegen Fremde, das Gesetz verbietet's und die Noth; allein von Dir, die sich deß rühmen kann, warum vergebens an dem rauhen Ufer der Fremde seufzt, von Dir konnt' ich's erwarten. Man ehrt den Wirth freiwillig mit Vertrauen. — 57—59. „der jeden Schweifenden — erwartet." fehlt in Hd. — 62—66. seh' ich doch nicht am Segen, den sie mir gewähren, seitdem ich Dich gastfreundlich aufnahm, daß ich an Dir ein schuldvoll verruchtes Haupt beschütze. — 87. Ich bin aus Tantals merkwürdigem Geschlecht. — 88. Du sprichst ein großes Wort. — 97. „wie mit ihres Gleichen" fehlt in Hd. — 99. in dieser Ungleichheit sich gleich zu halten. — 104. Und ihre Priester sagen, — 106. fehlt in Hd. — 107. Wie? büßt sein Geschlecht des Ahnherrn Schuld? — 113—116. Mäßigung, Rath und Weisheit war ihnen verborgen. Zur Wuth ward jede Begier, und jede Begier war unendlich. — 117—130. Pelops, sein Sohn, entreißt verrätherisch dem Oenomaus Leben

Thyest und Atreus. Neidisch sehen sie
Des Vaters Liebe zu dem ersten Sohn
Aus einem andern Bette wachsend an.
125 Der Haß verbindet sie, und heimlich wagt
Das Paar im Brudermord die erste That.
Der Vater wähnet Hippodamien
Die Mörderin, und grimmig fordert er
Von ihr den Sohn zurück, und sie entleibt
130 Sich selbst —
T. Du schweigest? Fahre fort zu reden!
Laß Dein Vertrau'n Dich nicht gereuen! Sprich!
J. Wohl dem, der seiner Väter gern gedenkt,
Der froh von ihren Thaten, ihrer Größe,
Den Hörer unterhält und, still sich freuend,
135 An's Ende dieser schönen Reihe sich
Geschlossen sieht! Denn es erzeugt nicht gleich
Ein Haus den Halbgott noch das Ungeheuer;
Erst eine Reihe Böser oder Guter
Bringt endlich das Entsetzen, bringt die Freude
140 Der Welt hervor. — Nach ihres Vaters Tode
Gebieten Atreus und Thyest der Stadt,
Gemeinsamherrschend. Lange konnte nicht
Die Eintracht dauern. Bald entehrt Thyest
Des Bruders Bette. Rächend treibet Atreus
145 Ihn aus dem Reiche. Tückisch hatte schon
Thyest, auf schwere Thaten sinnend, lange
Dem Bruder einen Sohn entwandt und heimlich
Ihn als den seinen schmeichelnd auferzogen.
Dem füllet er die Brust mit Wuth und Rache
150 Und sendet ihn zur Königsstadt, daß er
Im Oheim seinen eignen Vater morde.
Des Jünglings Vorsatz wird entdeckt; der König
Straft grausam den gesandten Mörder, wähnend
Er tödte seines Bruders Sohn. Zu spät
155 Erfährt er, wer vor seinen trunknen Augen
Gemartert stirbt; und die Begier der Rache
Aus seiner Brust zu tilgen, sinnt er still
Auf unerhörte That. Er scheint gelassen,
Gleichgültig und versöhnt, und lockt den Bruder
160 Mit seinen beiden Söhnen in das Reich
Zurück, ergreift die Knaben, schlachtet sie
Und setzt die ekle schaudervolle Speise
Dem Vater bei dem ersten Mahle vor.
Und da Thyest an seinem Fleische sich
165 Gesättigt, eine Wehmuth ihn ergreift,
Er nach den Kindern fragt, den Tritt, die Stimme
Der Knaben an des Saales Thüre schon
Zu hören glaubt, wirft Atreus grinsend
Ihm Haupt und Füße der Erschlagnen hin.
170 Du wendest schaudernd Dein Gesicht, o König!
So wendete die Sonn' ihr Antlitz weg
Und ihren Wagen aus dem ew'gen Gleise.
Dieß sind die Ahnherrn Deiner Priesterin;
Und viel unseliges Geschick der Männer,
Viel Thaten des verworrnen Sinnes deckt 175
Die Nacht mit schweren Fittigen und läßt
Uns nur die grauenvolle Dämm'rung sehn.
T. Verbirg' sie schweigend auch. Es sei genug
Der Gräuel! Sage nun, durch welch ein Wunder
Von diesem wilden Stamme Du entsprangst. 180
J. Des Atreus ältster Sohn war Agamemnon;
Er ist mein Vater. Doch ich darf es sagen,
In ihm hab' ich seit meiner ersten Zeit
Ein Muster des vollkommnen Manns gesehn.
Ihm brachte Klytemnestra mich, den Erstling 185
Der Liebe, dann Elektren. Ruhig herrschte
Der König, und es war dem Hause Tantals
Die lang entbehrte Rast gewährt. Allein
Es mangelte dem Glück der Eltern noch
Ein Sohn, und kaum war dieser Wunsch erfüllt, 190
Daß zwischen beiden Schwestern nun Orest,
Der Liebling, wuchs; als neues Uebel schon
Dem sichern Hause zubereitet war.
Der Ruf des Krieges ist zu Euch gekommen,
Der, um den Raub der schönsten Frau zu rächen, 195
Die ganze Macht der Fürsten Griechenlands
Um Trojens Mauern lagerte. Ob sie
Die Stadt gewonnen, ihrer Rache Ziel
Erreicht, vernahm ich nicht. Mein Vater führte
Der Griechen Heer. In Aulis harrten sie 200
Auf günst'gen Wind vergebens: denn Diane,
Erzürnt auf ihren großen Führer, hielt
Die Eilenden zurück und forderte
Durch Kalchas Mund des Königs ältste Tochter.
Sie lockten mit der Mutter mich in's Lager; 205
Sie rissen mich vor den Altar und weihten
Der Göttin dieses Haupt. — Sie war versöhnt;
Sie wollte nicht mein Blut, und hüllte rettend
In eine Wolke mich; in diesem Tempel
Erkannt' ich mich zuerst vom Tode wieder. 210
Ich bin es selbst, bin Iphigenie,
Des Atreus Enkel, Agamemnons Tochter,
Der Göttin Eigenthum, die mit Dir spricht.
T. Mehr Vorzug und Vertrauen geb' ich nicht
Der Königstochter, als der Unbekannten. 215
Ich wiederhole meinen ersten Antrag:
Komm, folge mir und theile, was ich habe.
J. Wie darf ich solchen Schritt, o König, wagen?
Hat nicht die Göttin, die mich rettete,
Allein das Recht auf mein geweihtes Leben? 220
Sie hat für mich den Schutzort ausgesucht,
Und sie bewahrt mich einem Vater, den
Sie durch den Schein genug gestraft, vielleicht
Zur schönsten Freude seines Alters hier.
Vielleicht ist mir die frohe Rückkehr nah; 225
Und ich, auf ihren Weg nicht achtend, hätte

— und Tochter, die schöne Hippodamia, aus ihnen entspringen Thyest und Atreus, denen noch ein Bruder aus einem andern Bette im Wege steht, Chrysipp an Namen; sie führen einen Anschlag auf sein Leben aus, und der erzürnte Vater fordert verdachtvoll von Hippodamien ihres Stiefsohns Blut, und sie entleibt sich selbst. — 130. 131. Es wälzet böse That vermehrend sich weiter durch's Geschlecht, — 132—136. „Wohl dem — geschlossen sieht!" fehlt in H. — 154—158. Zu spät erfährt er, wen er umgebracht, und an dem Bruder sich zu rächen, sinnt er still auf unerhörte Thaten. — 165—168. „eine Wehmuth — zu hören glaubt," fehlt in Hd. — 173—177. Dieß sind meine Ahnherrn, und die finstere Nacht hat noch viel schreckliches Geschick und Thaten dieser Unseligen gebrütet. — 179. 180. sag' mir, wer Du bist. — 181—188. Atreus zeugte Agamemnon, und dieser mich mit Klytemnestren. Einige Rast schien dem Hause Tantals gewährt zu sein. Ruhig waren unsere Hallen, als ich mit Elektren, meiner Schwester, heranwuchs.— 195. „um den Raub — rächen" fehlt in Hd. — 205—213. Sie lockten meine Mutter mit mir listig in's Lager, zwangen mich vor den Altar, wo die Göttin barmherzig mich vom Tode errettete und wundervoll hierher versetzte. Iphigenie, Agamemnons und Klytemnestrens Tochter ist's, die mit Dir spricht, — 223. sie durch den Schein nur strafen wollte, gewiß

Mich wider ihren Willen hier gefesselt?
Ein Zeichen bat ich, wenn ich bleiben sollte.
T. Das Zeichen ist, daß Du noch hier verweilst.
230 Such' Ausflucht solcher Art nicht ängstlich auf.
Man spricht vergebens viel, um zu versagen;
Der Andre hört von Allem nur das Nein.
J. Nicht Worte sind es, die nur blenden sollen;
Ich habe Dir mein tiefstes Herz entdeckt.
235 Und sagst Du Dir nicht selbst, wie ich dem Vater,
Der Mutter, den Geschwistern mich entgegen
Mit ängstlichen Gefühlen sehnen muß?
Daß in den alten Hallen, wo die Trauer
Noch manchmal stille meinen Namen lispelt,
240 Die Freude, wie um eine Neugeborne,
Den schönsten Kranz von Säul' an Säulen schlinge.
O sendetest Du mich auf Schiffen hin!
Du gäbest mir und Allen neues Leben.
T. So kehr' zurück! Thu', was Dein Herz Dich heißt;
245 Und höre nicht die Stimme gutes Raths
Und der Vernunft. Sei ganz ein Weib und gib
Dich hin dem Triebe, der Dich zügellos
Ergreift und dahin oder dorthin reißt.
Wenn ihnen eine Lust im Busen brennt,
250 Hält vom Verräther sie kein heilig Band,
Der sie dem Vater oder dem Gemahl
Aus langbewährten, treuen Armen lockt;
Und schweigt in ihrer Brust die rasche Gluth,
So dringt auf sie vergebens treu und mächtig
255 Der Ueberredung goldne Zunge los.
J. Gedenk', o König, Deines edlen Wortes!
Willst Du mein Zutrau'n so erwiedern? Du
Schienst vorbereitet, Alles zu vernehmen.
T. Auf's Ungehoffte war ich nicht bereitet;
260 Doch sollt' ich's auch erwarten: wußt' ich nicht,
Daß ich mit einem Weibe handeln ging?
J. Schilt nicht, o König, unser arm Geschlecht.
Nicht herrlich wie die Euern, aber nicht
Unedel sind die Waffen eines Weibes.
265 Glaub' es, darin bin ich Dir vorzuziehn,
Daß ich Dein Glück mehr, als Du selber, kenne.
Du wähnest, unbekannt mit Dir und mir,
Ein näher Band werd' uns zum Glück vereinen.
Voll gutes Muthes, wie voll gutes Willens,
Dringst Du in mich, daß ich mich fügen soll;
270 Und hier dank' ich den Göttern, daß sie mir
Die Festigkeit gegeben, dieses Bündniß
Nicht einzugehen, das sie nicht gebilligt.
T. Es spricht kein Gott; es spricht Dein eigen Herz.
275 J. Sie reden nur durch unser Herz zu uns.
T. Und hab' Ich, sie zu hören, nicht das Recht?
J. Es überbraust der Sturm die zarte Stimme.
T. Die Priesterin vernimmt sie wohl allein?
J. Vor allen Andern merke sie der Fürst.
T. Dein heilig Amt und Dein geerbtes Recht 280
An Jovis Tisch bringt Dich den Göttern näher,
Als einen erdgebornen Wilden.
J. So
Büß' ich nun das Vertrau'n, das Du erzwangst.
T. Ich bin ein Mensch; und besser ist's, wir enden.
So bleibe denn mein Wort: Sei Priesterin 285
Der Göttin, wie sie Dich erkoren hat;
Doch mir verzeih' Diane, daß ich ihr
Bisher mit Unrecht und mit innerm Vorwurf
Die alten Opfer vorenthalten habe.
Kein Fremder nahet glücklich unserm Ufer; 290
Von Alters her ist ihm der Tod gewiß.
Nur Du hast mich mit einer Freundlichkeit,
In der ich bald der zarten Tochter Liebe,
Bald stille Neigung einer Braut zu sehn
Mich tief erfreute, wie mit Zauberbanden 295
Gefesselt, daß ich meiner Pflicht vergaß.
Du hattest mir die Sinnen eingewiegt,
Das Murren meines Volks vernahm ich nicht;
Nun rufen sie die Schuld von meines Sohnes
Frühzeit'gem Tode lauter über mich. 300
Um Deinetwillen halt' ich länger nicht
Die Menge, die das Opfer dringend fordert.
J. Um meinetwillen hab' ich's nie begehrt.
Der mißversteht die Himmlischen, der sie
Blutgierig wähnt; er dichtet ihnen nur 305
Die eignen grausamen Begierden an.
Entzog die Göttin mich nicht selbst dem Priester?
Ihr war mein Dienst willkommner, als mein Tod.
T. Es ziemt sich nicht für uns, den heiligen
Gebrauch mit leicht beweglicher Vernunft 310
Nach unserm Sinn zu deuten und zu lenken.
Thu' Deine Pflicht, ich werde meine thun.
Zwei Fremde, die wir in des Ufers Höhlen
Versteckt gefunden, und die meinem Lande
Nichts Gutes bringen, sind in meiner Hand. 315
Mit diesen nehme Deine Göttin wieder
Ihr erstes, rechtes, lang' entbehrtes Opfer!
Ich sende sie hierher; Du weißt den Dienst.

Vierter Auftritt.

Iphigenie. (allein.) Du hast Wolken, gnädige Retterin,
Einzuhüllen unschuldig Verfolgte,
Und auf Winden dem ehrnen Geschick sie
Aus den Armen, über das Meer,
Ueber der Erde weiteste Strecken, 5
Und wohin es Dir gut dünkt, zu tragen.
Weise bist Du und siehest das Künftige;

233—243. Es sind nicht Worte, leer und künstlich scheinend, zusammengesetzt. Ich habe Nichts gesagt, als was mein Geist mich hieß. Soll ich nicht meinen Vater und meine Mutter gern wiedersehen, die mich als todt beweinen, und in den alten Hallen von Myzene meine Geschwister! daß, wenn Du mich dorthin auf leichten Schiffen senden wolltest, Du mir ein neu und doppelt Leben gäbest. — 256. Brich zürnend Deinen Schwur, o König, nicht! — 263. 264. Das, was Du an mir tadelst, sind alle meine Waffen. — 265. Glaub' mir, 2c. — 274. Du nennst das Götterwort, was Dir im Herzen schlägt. — 277. der Sturm der Leidenschaft, die 2c. — 305. 306. blutgierig glaubt. Versöhnt die Unterirdischen mit Blut, und diesen ist das Blut der Thiere Labsal.

IV. 1—6. Du hast Wolken, gnädige Retterin, den Unschuldigen einzuhüllen und auf Winden ihn dem fernen Geschick aus dem schweren Arm über Meer und Erde, und wohin Dir's gut dünket, zu tragen. — 7—11. Du bist weise, und siehst das Zukünftige

Nicht vorüber ist Dir das Vergangne,
Und Dein Blick ruht über den Deinen,
10 Wie Dein Licht, das Leben der Nächte,
Ueber der Erde ruhet und wallet.
O enthalte vom Blut meine Hände!
Nimmer bringt es Segen und Ruhe;
Und die Gestalt des zufällig Ermordeten
15 Wird auf des traurigunwilligen Mörders
Böse Stunden lauern — und schrecken.
Denn die Unsterblichen lieben der Menschen
Weit verbreitete gute Geschlechter,
Und sie fristen das flüchtige Leben
20 Gerne dem Sterblichen, wollen ihm gerne
Ihres eigenen ewigen Himmels
Mitgenießendes fröhliches Anschau'n
Eine Weile gönnen und lassen.

Zweiter Aufzug.

Erster Auftritt.

Orest. Pylades.

Orest. Es ist der Weg des Todes, den wir treten!
Mit jedem Schritt wird meine Seele stiller.
Als ich Apollen bat, das gräßliche
Geleit der Rachegeister von der Seite
5 Mir abzunehmen, schien er Hülf' und Rettung
Im Tempel seiner vielgeliebten Schwester,
Die über Tauris herrscht, mit hoffnungsreichen
Gewissen Götterworten zu versprechen;
Und nun erfüllet sich's, daß alle Noth
10 Mit meinem Leben völlig enden soll.
Wie leicht wird's mir, dem eine Götterhand
Das Herz zusammendrückt, den Sinn betäubt,
Dem schönen Licht der Sonne zu entsagen!
Und sollen Atreus Enkel in der Schlacht
15 Ein siegbekröntes Ende nicht gewinnen;
Soll ich, wie meine Ahnen, wie mein Vater,
Als Opferthier im Jammertode bluten:
So sei es! Besser hier vor dem Altar,
Als im verworfnen Winkel, wo die Netze
20 Der nahverwandte Meuchelmörder stellt.
Laßt mir so lange Ruh', Ihr Unterird'schen,
Die nach dem Blut' Ihr, das, von meinen Tritten
Hernieder träufelnd, meinen Pfad bezeichnet,
Wie losgelaßne Hunde spürend hetzt.
25 Laßt mich, ich komme bald zu Euch hinab;
Das Licht des Tags soll Euch nicht sehn, noch mich.
Der Erde schöner, grüner Teppich soll
Kein Tummelplatz für Larven sein. Dort unten
Such' ich Euch auf: dort bindet Alle dann
30 Ein gleich Geschick in ew'ge matte Nacht.
Nur Dich, mein Pylades, Dich, meiner Schuld
Und meines Banns unschuldigen Genossen,
Wie ungern nehm' ich Dich in jenes Trauerland
Frühzeitig mit! Dein Leben oder Tod
Gibt mir allein noch Hoffnung oder Furcht. 35

Pylades. Ich bin noch nicht, Orest, wie Du, bereit,
In jenes Schattenreich hinabzugehn.
Ich sinne noch, durch die verworrnen Pfade,
Die nach der schwarzen Nacht zu führen scheinen,
Uns zu dem Leben wieder aufzuwinden. 40
Ich denke nicht den Tod; ich sinn' und horche,
Ob nicht zu irgend einer frohen Flucht
Die Götter Rath und Wege zubereiten.
Der Tod, gefürchtet oder ungefürchtet,
Kommt unaufhaltsam. Wenn die Priesterin 45
Schon unsre Locken, weihend abzuschneiden,
Die Hand erhebt, soll Dein und meine Rettung
Mein einziger Gedanke sein. Erhebe
Von diesem Unmuth Deine Seele; zweifelnd
Beschleunigest Du die Gefahr. Apoll 50
Gab uns das Wort: im Heiligthum der Schwester
Sei Trost und Hülf' und Rückkehr Dir bereitet.
Der Götter Worte sind nicht doppelsinnig,
Wie der Gedrückte sie im Unmuth wähnt.

O. Des Lebens dunkle Decke breitete 55
Die Mutter schon mir um das zarte Haupt,
Und so wuchs ich herauf, ein Ebenbild
Des Vaters, und es war mein stummer Blick
Ein bittrer Vorwurf ihr und ihrem Buhlen.
Wie oft, wenn still Elektra, meine Schwester, 60
Am Feuer in der tiefen Halle saß,
Drängt' ich beklommen mich an ihren Schoß,
Und starrte, wie sie bitter weinte, sie
Mit großen Augen an. Dann sagte sie
Von unserm hohen Vater viel: wie sehr 65
Verlangt' ich ihn zu sehn, bei ihm zu sein!
Mich wünscht' ich bald nach Troja, ihn bald her.
Es kam der Tag —

P. O laß von jener Stunde
Sich Höllengeister nächtlich unterhalten! 70
Uns gebe die Erinn'rung schöner Zeit
Zu frischem Heldenlaufe neue Kraft.
Die Götter brauchen manchen guten Mann
Zu ihrem Dienst auf dieser weiten Erde.
Sie haben noch auf Dich gezählt; sie gaben 75
Dich nicht dem Vater zum Geleite mit,
Da er unwillig nach dem Orkus ging.

O. O wär' ich, seinen Saum ergreifend, ihm Gefolgt!

P. So haben die, die Dich erhielten, 80
Für mich gesorgt: denn was ich worden wäre,
Wenn Du nicht lebtest, kann ich mir nicht denken;
Da ich mit Dir und Deinetwillen nur
Seit meiner Kindheit leb' und leben mag.

O. Erinnre mich nicht jener schönen Tage, 85
Da mir Dein Haus die freie Stätte gab,

— und das Vergangene ist Dir nicht vorbei. — 12—16. Enthalte vom Blut meine Hände, denn es bringt keinen Segen, und die Gestalt des Ermordeten erscheint auch dem zufälligen Mörder zur bösen Stunde. — 17—23. Denn sie haben ihr Menschengeschlecht lieb, sie wollen ihm sein kurzes Leben gern fristen, und gönnen ihm auf eine Weile den Mitgenuß des ewigen leuchtenden Himmels, die hohen Unsterblichen.

Zweiter Aufzug. I. 19. im verborgnen Winkel — 20. „nahverwandte" fehlt in Hd. — 22. 23. das von meinen Tritten läuft, — 31. 32. Nur Dich, mein P., so ungern ich Dich in meine Schuld und meinen Bann gezogen, ꝛc. — 35. ist einzig, was ich hoffe oder fürchte. — 48—50. noch mein Gedanke sein. Unmuth beschleunigt die Gefahr. Tausend Ränke gehen jeden Tag durch meine Seele. — 55—59. Mir lag die dunkle Decke des Lebens von Kindheit an schon um das zarte Haupt. Unter einer Mutter, die des abwesenden Gemahls vergaß, wuchs ich gedrückt herauf in meiner Unschuld, ein bittrer ꝛc. — 65. „hohen" fehlt in Hd. — 68. Laß von jenen Geschichten — 81. 82. da ich seit meiner ersten Zeit allein Deinetwillen leben mag.

85 Dein edler Vater klug und liebevoll
Die halb erstarrte junge Blüthe pflegte;
Da Du, ein immer munterer Geselle,
Gleich einem leichten bunten Schmetterling'
Um eine dunkle Blume, jeden Tag
90 Um mich mit neuem Leben gaukeltest,
Mir Deine Lust in meine Seele spieltest,
Daß ich, vergessend meiner Noth, mit Dir
In rascher Jugend hingerissen schwärmte.
P. Da fing mein Leben an, als ich Dich liebte.
95 O. Sag: meine Noth begann, und Du sprichst wahr.
Das ist das Aengstliche von meinem Schicksal,
Daß ich, wie ein verpesteter Vertriebner,
Geheimen Schmerz und Tod im Busen trage;
Daß, wo ich den gesund'sten Ort betrete,
100 Gar bald um mich die blühenden Gesichter
Den Schmerzenszug langsamen Tod's verrathen.
P. Der nächste wär' ich diesen Tod zu sterben,
Wenn je Dein Hauch, Orest, vergiftete.
Bin ich nicht immer noch voll Muth und Lust?
105 Und Lust und Liebe sind die Fittige
Zu großen Thaten.
O. Große Thaten? Ja,
Ich weiß die Zeit, da wir sie vor uns sahn!
Wenn wir zusammen oft dem Wilde nach
110 Durch Berg' und Thäler rannten, und dereinst
An Brust und Faust dem hohen Ahnherrn gleich
Mit Keul' und Schwert dem Ungeheuer so,
Dem Räuber auf der Spur zu jagen hofften;
Und dann wir Abends an der weiten See,
115 Uns an einander lehnend, ruhig saßen,
Die Wellen bis zu unsern Füßen spielten,
Die Welt so weit, so offen vor uns lag;
Da fuhr wohl Einer manchmal nach dem Schwert,
Und künft'ge Thaten drangen, wie die Sterne,
120 Rings um uns her unzählig aus der Nacht.
P. Unendlich ist das Werk, das zu vollführen
Die Seele dringt. Wir möchten jede That
So groß gleich thun, als wie sie wächst und wird,
Wenn Jahre lang durch Länder und Geschlechter
125 Der Mund der Dichter sie vermehrend wälzt.
Es klingt so schön, was unsre Väter thaten,
Wenn es, in stillen Abendschatten ruhend,
Der Jüngling mit dem Ton der Harfe schlürft;
Und was wir thun, ist, wie es ihnen war,
130 Voll Müh' und eitel Stückwerk!
So laufen wir nach dem, was vor uns flieht,
Und achten nicht des Weges, den wir treten,
Und sehen neben uns der Ahnherrn Tritte
Und ihres Erdelebens Spuren kaum.
135 Wir eilen immer ihrem Schatten nach,
Der göttergleich in einer weiten Ferne
Der Berge Haupt auf goldnen Wolken krönt.
Ich halte Nichts von dem, der von sich denkt,
Wie ihn das Volk vielleicht erheben möchte.
Allein, o Jüngling, danke Du den Göttern, 140
Daß sie so früh durch Dich so viel gethan.
O. Wenn sie dem Menschen frohe That bescheren,
Daß er ein Unheil von den Seinen wendet,
Daß er sein Reich vermehrt, die Gränzen sichert,
Und alte Feinde fallen oder fliehn; 145
Dann mag er danken! denn ihm hat ein Gott
Des Lebens erste, letzte Lust gegönnt.
Mich haben sie zum Schlächter auserkoren,
Zum Mörder meiner doch verehrten Mutter,
Und eine Schandthat schändlich rächend, mich 150
Durch ihren Wink zu Grund gerichtet. Glaube,
Sie haben es auf Tantals Haus gerichtet,
Und ich, der Letzte, soll nicht schuldlos, soll
Nicht ehrenvoll vergehn.
P. Die Götter rächen
Der Väter Missethat nicht an dem Sohn; 155
Ein Jeglicher, gut oder böse, nimmt
Sich seinen Lohn mit seiner That hinweg.
Es erbt der Eltern Segen, nicht ihr Fluch.
O. Uns führt ihr Segen, dünkt mich, nicht hieher.
P. Doch wenigstens der hohen Götter Wille. 160
O. So ist's ihr Wille denn, der uns verderbt.
P. Thu', was sie Dir gebieten und erwarte.
Bringst Du die Schwester zu Apollen hin,
Und wohnen beide dann vereint zu Delphi,
Verehrt von einem Volk, das edel denkt; 165
So wird für diese That das hohe Paar
Dir gnädig sein, sie werden aus der Hand
Der Unterird'schen Dich erretten. Schon
In diesen heil'gen Hain wagt keine sich.
O. So hab' ich wenigstens geruh'gen Tod. 170
P. Ganz anders denk' ich, und nicht ungeschickt
Hab' ich das schon Gescheh'ne mit dem Künft'gen
Verbunden und im Stillen ausgelegt.
Vielleicht reift in der Götter Rath schon lange
Das große Werk. Diane sehnet sich 175
Von diesem rauhen Ufer der Barbaren
Und ihren blut'gen Menschenopfern weg.
Wir waren zu der schönen That bestimmt,
Uns wird sie auferlegt, und seltsam sind
Wir an der Pforte schon gezwungen hier. 180
O. Mit seltner Kunst flichtst Du der Götter Rath
Und Deine Wünsche klug in Eins zusammen.
P. Was ist des Menschen Klugheit, wenn sie nicht
Auf Jener Willen droben achtend lauscht?
Zu einer schweren That beruft ein Gott 185
Den edlen Mann, der viel verbrach, und legt
Ihm auf, was uns unmöglich scheint zu enden.
Es siegt der Held, und büßend dienet er
Den Göttern und der Welt, die ihn verehrt.

---

85. da Deine Eltern in mir, aus Liebe mehr, als aus Verwandtschaft, — 87. Da Du, leichtsinniger Geselle, — 88. „leichten" fehlt in Hd. — 89. 90. Blume, immer quellen von gutem Muth und Freude, um mich an jedem Tage mit neuer Thorheit gaukeltest, — 92. 93. daß ich schwerfällig zwar und mit gebundnem Herzen, doch oft vergessend ꝛc. — 95. Mit Deiner Liebe zu mir begann Dein Elend. — 98. Geheimen, zehrenden Gift um mich verbreite, — 115. fehlt in Hd. — 118. 119. und unsre künft'gen Thaten gingen, wie die Sterne, unzählig über unsern Häuptern auf, — 133. 134. und sehen nicht die Tapfen unsrer Ahnherrn neben uns, — 145. 146. „Denn ihm — gegönnt" fehlt in Hd. — 148. „doch verehrten" fehlt in Hd. — 149. 150. zum unerhörten Richter unerhörter Schandthat. — 155—157. Ein Jeder, er sei gut oder bös, hat seinen Lohn. Segen ist erblich, nicht Fluch. — 161—168. Apoll gebeut Dir, vom Taurischen Gestad' Dianen, die geliebte Schwester, nach Delphos hinzubringen. Wie ehrenvoll, daß er uns dieß Geschäft vertraut! Dann sollst Du durch die Bitte der keuschen Göttin befreit von den Erinnen werden, die Dich umschließen. Schon hier in diesen ꝛc. — 180. 181. Rath und Menschenwitz zusammen. — 182. Dann ist der Witz nur werth, wenn, was geschieht, ihn auf den Willen Jener droben aufmerksam macht. — Nach 188 folgt in

190 O. Bin ich bestimmt, zu leben und zu handeln;
So nehm' ein Gott von meiner schweren Stirn
Den Schwindel weg, der auf dem schlüpfrigen,
Mit Mutterblut besprengten Pfade fort
Mich zu den Todten reißt. Er trockne gnädig
195 Die Quelle, die, mir aus der Mutter Wunden
Entgegen sprudelnd, ewig mich befleckt.

P. Erwart' es ruhiger! Du mehrst das Uebel
Und nimmst das Amt der Furien auf Dich.
Laß mich nur sinnen, bleibe still! Zuletzt,
200 Bedarf's zur That vereinter Kräfte, dann
Ruf' ich Dich auf, und beide schreiten wir
Mit überlegter Kühnheit zur Vollendung.

O. Ich hör' Ulyssen reden.

P. Spotte nicht.
Ein Jeglicher muß seinen Helden wählen,
205 Dem er die Wege zum Olymp hinauf
Sich nacharbeitet. Laß es mich gestehn:
Mir scheinen List und Klugheit nicht den Mann
Zu schänden, der sich kühnen Thaten weiht.

O. Ich schätze den, der tapfer ist und g'rad.

210 P. Drum hab' ich keinen Rath von Dir verlangt.
Schon ist ein Schritt gethan. Von unsern Wächtern
Hab' ich bisher gar Vieles ausgelockt.
Ich weiß, ein fremdes, göttergleiches Weib
Hält jenes blutige Gesetz gefesselt;
215 Ein reines Herz und Weihrauch und Gebet
Bringt sie den Göttern dar. Man rühmet hoch
Die Gütige; man glaubet, sie entspringe
Vom Stamm der Amazonen, sei geflohn,
Um einem großen Unheil zu entgehn.

220 O. Es scheint, ihr lichtes Reich verlor die Kraft
Durch des Verbrechers Nähe, den der Fluch,
Wie eine breite Nacht, verfolgt und deckt.
Die fromme Blutgier löf't den alten Brauch
Von seinen Fesseln los, uns zu verderben.
225 Der wilde Sinn des Königs tödtet uns;
Ein Weib wird uns nicht retten, wenn er zürnt.

P. Wohl uns, daß es ein Weib ist! denn ein Mann,
Der beste selbst, gewöhnet seinen Geist
An Grausamkeit, und macht sich auch zuletzt
230 Aus dem, was er verabscheut, ein Gesetz,
Wird aus Gewohnheit hart und fast unkenntlich.
Allein ein Weib bleibt stät auf Einem Sinn,
Den sie gefaßt. Du rechnest sicherer
Auf sie im Guten, wie im Bösen. — Still!
235 Sie kommt; laß uns allein. Ich darf nicht gleich
Ihr unsre Namen nennen, unser Schicksal
Nicht ohne Rückhalt ihr vertrau'n. Du gehst,
Und eh' sie mit Dir spricht, treff' ich Dich noch.

Zweiter Auftritt.

Iphigenie. Pylades.

Iphigenie. Woher Du seist und kommst, o Fremdling, sprich!
Mir scheint es, daß ich eher einem Griechen,
Als einem Scythen, Dich vergleichen soll.
(Sie nimmt ihm die Ketten ab.)
Gefährlich ist die Freiheit, die ich gebe;
Die Götter wenden ab, was Euch bedroht! 5

P. O süße Stimme! Vielwillkommner Ton
Der Muttersprach' in einem fremden Lande!
Des väterlichen Hafens blaue Berge
Seh' ich Gefangner neu willkommen wieder
Vor meinen Augen. Laß Dir diese Freude 10
Versichern, daß auch ich ein Grieche bin!
Vergessen hab' ich einen Augenblick,
Wie sehr ich Dein bedarf, und meinen Geist
Der herrlichen Erscheinung zugewendet.
O sage, wenn Dir ein Verhängniß nicht 15
Die Lippe schließt, aus welchem unsrer Stämme
Du Deine göttergleiche Herkunft zählst.

J. Die Priesterin, von ihrer Göttin selbst
Gewählet und geheiligt, spricht mit Dir.
Das laß Dir g'nügen; sage, wer Du seist, 20
Und welch unseligwaltendes Geschick
Mit dem Gefährten Dich hierher gebracht.

P. Leicht kann ich Dir erzählen, welch ein Uebel
Mit lastender Gesellschaft uns verfolgt.
O könntest Du der Hoffnung frohen Blick 25
Uns auch so leicht, Du Göttliche, gewähren!
Aus Kreta sind wir, Söhne des Adrasts:
Ich bin der jüngste, Cephalus genannt,
Und er Laodamas, der älteste
Des Hauses. Zwischen uns stand rauh und wild 30
Ein mittlerer, und trennte schon im Spiel
Der ersten Jugend Einigkeit und Lust.
Gelassen folgten wir der Mutter Worten,
So lang' des Vaters Kraft vor Troja stritt;
Doch als er beutereich zurücke kam 35
Und kurz darauf verschied, da trennte bald
Der Streit um Reich und Erbe die Geschwister.
Ich neigte mich zum Aeltsten. Er erschlug
Den Bruder. Um der Blutschuld willen treibt
Die Furie gewaltig ihn umher. 40
Doch diesem wilden Ufer sendet uns
Apoll, der Delphische, mit Hoffnung zu.
Im Tempel seiner Schwester hieß er uns
Der Hülfe segensvolle Hand erwarten.
Gefangen sind wir und hierher gebracht, 45
Und Dir als Opfer dargestellt. Du weißt's.

J. Fiel Troja? Theurer Mann, versichr' es mir.

P. Es liegt. O sich're Du uns Rettung zu!
Beschleunige die Hülfe, die ein Gott

— Hd. noch: Bringst Du die Schwester zu Apollen hin, und wohnen beide dann vereint zu Delphos im gesitteten Griechenlande, so wird für diese That Apoll Dir und Diana gnädig sein, Dich aus der Hand der alten Unterird'schen retten. — 198. Ich sinn' auf tausend Ränke — 206. 207. Kühnheit und List scheint mir gar würdige Zierde dem tapfren Mann. — 209. 210. Drum heiß' ich Dich auch nicht auf Wege sinnen; das ist für mich. Von unsern rauhen Wächtern — 212—218. Ich weiß, das blutige Gesetz, das jeden Fremden an Dianens Stufen opfert, schläft, seitdem in fremdes, göttergleiches Weib, als Priesterin mit Weihrauch und Gebet den Göttern dankt. Sie glauben, daß es Eine der geflüchteten Amazonen sei und rühmen ihre Güte hoch. — 219—225. Es scheint, mit unserm Tod soll das Gesetz in's Leben wiederkehren, und bei dem widerwärtigen Sinn des Königs wird uns ein Weib nicht retten. — 231. 232. auf ihrem Sinn, Du rechnest sicher — 234. Sie kommt! Laß mich mit ihr allein, ich sag' ihr nicht gradezu die Wahrheit, und eh' sie mit Dir spricht, treff' ich Dich noch.

II. 23—26. Leicht zu erzählen ist unser Elend, schwer zu tragen. — 30—32. Ein mittler Bruder stand zwischen beiden. — 47. Ist Troja umgekehrt? versich'r es mir. — 48—54. Rettung zu, und eilig! —

50 Versprach. Erbarme meines Bruders Dich.
O sag' ihm bald ein gutes, holdes Wort;
Doch schone seiner, wenn Du mit ihm sprichst,
Das bitt' ich eifrig: denn es wird gar leicht
Durch Freud' und Schmerz und durch Erinnerung
55 Sein Innerstes ergriffen und zerrüttet.
Ein fieberhafter Wahnsinn fällt ihn an,
Und seine schöne freie Seele wird
Den Furien zum Raube hingegeben.
J. So groß Dein Unglück ist, beschwör' ich Dich,
60 Vergiß es, bis Du mir genug gethan.
P. Die hohe Stadt, die zehen lange Jahre
Dem ganzen Heer der Griechen widerstand,
Liegt nun im Schutte, steigt nicht wieder auf.
Doch manche Gräber unsrer Besten heißen
65 Uns an das Ufer der Barbaren denken.
Achill liegt dort mit seinem schönen Freunde.
J. So seid ihr Götterbilder auch zu Staub!
P. Auch Palamedes, Ajax Telamons,
Sie sahn des Vaterlandes Tag nicht wieder.
70 J. Er schweigt von meinem Vater, nennt ihn nicht
Mit den Erschlagnen. Ja! er lebt mir noch!
Ich werd' ihn sehn. O hoffe, liebes Herz!
P. Doch selig sind die Tausende, die starben
Den bittersüßen Tod von Feindes Hand!
75 Denn wüste Schrecken und ein traurig Ende
Hat den Rückkehrenden statt des Triumphs
Ein feindlich aufgebrachter Gott bereitet.
Kommt denn der Menschen Stimme nicht zu Euch?
So weit sie reicht, trägt sie den Ruf umher
80 Von unerhörten Thaten, die geschah'n.
So ist der Jammer, der Mycenens Hallen
Mit immer wiederholten Seufzern füllt,
Dir ein Geheimniß? — Klytemnestra hat
Mit Hülf' Aegisthens den Gemahl berückt,
85 Am Tage seiner Rückkehr ihn ermordet! —
Ja Du verehrest dieses Königs Haus!
Ich seh' es, Deine Brust bekämpft vergebens
Das unerwartet ungeheure Wort.
Bist Du die Tochter eines Freundes? Bist
90 Du nachbarlich in dieser Stadt geboren?
Verbirg es nicht und rechne mir's nicht zu,
Daß ich der erste diese Gräuel melde.
J. Sag' an, wie ward die schwere That vollbracht?
P. Am Tage seiner Ankunft, da der König
95 Vom Bad' erquickt und ruhig, sein Gewand
Aus der Gemahlin Hand verlangend, stieg,
Warf die Verderbliche ein faltenreich
Und künstlich sich verwirrendes Gewebe
Ihm auf die Schultern, um das edle Haupt;
100 Und da er, wie von einem Netze, sich
Vergebens zu entwickeln strebte, schlug
Aegisth ihn, der Verräther, und verhüllt
Ging zu den Todten dieser große Fürst.
J. Und welchen Lohn erhielt der Mitverschworne?
P. Ein Reich und Bette, das er schon besaß. 105
J. So trieb zur Schandthat eine böse Lust?
P. Und einer alten Rache tief Gefühl.
J. Und wie beleidigte der König sie?
P. Mit schwerer That, die, wenn Entschuldigung
Des Mordes wäre, sie entschuldigte. 110
Nach Aulis lockt' er sie und brachte dort,
Als eine Gottheit sich der Griechen Fahrt
Mit ungestümen Winden widersetzte,
Die ältste Tochter Iphigenien
Vor den Altar Dianens, und sie fiel, 115
Ein blutig Opfer, für der Griechen Heil.
Dieß, sagt man, hat ihr einen Widerwillen
So tief in's Herz geprägt, daß sie dem Werben
Aegisthens sich ergab und den Gemahl
Mit Netzen des Verderbens selbst umschlang. 120
J. (sich verhüllend.) Es ist genug. Du wirst mich wiedersehn.
P. (allein.) Von dem Geschick des Königshauses scheint
Sie tief gerührt. Wer sie auch immer sei,
So hat sie selbst den König wohl gekannt,
Und ist, zu unserm Glück, aus hohem Hause 125
Hierher verkauft. Nur stille, liebes Herz,
Und laß dem Stern der Hoffnung, der uns blinkt,
Mit frohem Muth uns klug entgegen steuern.

Dritter Aufzug.

Erster Auftritt.

Iphigenie. Orest.

Iphigenie. Unglücklicher, ich löse Deine Bande
Zum Zeichen eines schmerzlichern Geschicks.
Die Freiheit, die das Heiligthum gewährt,
Ist, wie der letzte, lichte Lebensblick
Des schwer Erkrankten, Todesbote. Noch 5
Kann ich es mir und darf es mir nicht sagen,
Daß Ihr verloren seid! Wie könnt ich Euch
Mit mörderischer Hand dem Tode weihen?
Und Niemand, wer es sei, darf Euer Haupt,
So lang' ich Priesterin Dianens bin, 10
Berühren. Doch verweigr' ich jene Pflicht,
Wie sie der aufgebrachte König fordert;
So wählt er Eine meiner Jungfraun mir
Zur Folgerin, und ich vermag alsdann
Mit heißem Wunsch allein Euch beizustehn. 15

— hab' Erbarmen mit meinem Bruder! Auch bitt' ich Dich, schon' ihn, wenn Du ihn sprichst; gar leicht wird er durch traurige Erinnrung zu sehr bewegt, und jede Freud' und Schmerz zerrüttet ihn mit fieberhaftem Wahnsinn. — 64. 65. Doch viele Gräber unsrer Helden machen das Ufer der Barbaren weit berühmt. — 80. Thaten, bös und gut. — 81—83. Jammer, der durch Myzenen's Hallen tönt, Dir ein G.? — 94—103. Am Tage der Ankunft, da der König, aus dem Bade steigend, sein Gewand verlangte, warf die Verderbliche ein künstlich sich verwirrend Kleid ihm über, und da er, darunter sich abarbeitend, gefangen war, erstach Aegisth ihn — 106. So kommt die Schandthat aus der bösen Lust? — 107. Und aus dem Trieb, sich am Gemahl zu rächen. — 108. Was that der König solcher Rache werth? — 109. 110. fehlen in Hd. — 111—120. Nach Aulis lockt' er ehmals sie, und seine älteste Tochter, Iphigenien, bracht' er dort als Dianens Opfer um: das, sagt man, hat sie niemals dem Gemahl vergessen, und grausam an dem Wiederkehrenden gerächt. — 126. 127. verkauft. Steh' Du, Minerva, mir mit Weisheit bei, und laß dem Stern ꝛc.

Dritter Aufzug. I. 3. 4 Die Freiheit, die ich gebe, ist, wie der ꝛc. — 11—15. berühren. Allein das Priesterthum hängt von dem König, der zürnt mit mir, und seine Gnade mit theuerm Lösegeld zu erhandeln, versagt mein Herz.

O werther Landsmann! Selbst der letzte Knecht,
Der an den Herd der Vatergötter streifte,
Ist uns in fremdem Lande hoch willkommen;
Wie soll ich Euch genug mit Freud' und Segen
20 Empfangen, die Ihr mir das Bild der Helden,
Die ich von Eltern her verehren lernte,
Entgegen bringet und das innre Herz
Mit neuer schöner Hoffnung schmeichelnd labet!
O. Verbirgst Du Deinen Namen, Deine Herkunft
25 Mit klugem Vorsatz? oder darf ich wissen,
Wer mir, gleich einer Himmlischen, begegnet?
J. Du sollst mich kennen. Jetzo sag' mir an,
Was ich nur halb von Deinem Bruder hörte,
Das Ende derer, die, von Troja kehrend,
30 Ein hartes, unerwartetes Geschick
Auf ihrer Wohnung Schwelle stumm empfing.
Zwar ward ich jung an diesen Strand geführt;
Doch wohl erinnr' ich mich des scheuen Blicks,
Den ich mit Staunen und mit Bangigkeit
35 Auf jene Helden warf. Sie zogen aus,
Als hätte der Olymp sich aufgethan
Und die Gestalten der erlauchten Vorwelt
Zum Schrecken Ilions herabgesendet,
Und Agamemnon war vor Allen herrlich!
40 O sage mir! Er fiel, sein Haus betretend,
Durch seiner Frauen und Aegisthens Tücke?
O. Du sagst's!
J. Weh Dir, unseliges Mycen!
So haben Tantals Enkel Fluch auf Fluch
Mit vollen wilden Händen ausgesät!
45 Und gleich dem Unkraut, wüste Häupter schüttelnd
Und tausendfält'gen Samen um sich streuend,
Den Kindeskindern nahverwandte Mörder
Zur ew'gen Wechselwuth erzeugt! — Enthülle,
Was von der Rede Deines Bruders schnell
50 Die Finsterniß des Schreckens mir verdeckte.
Wie ist des großen Stammes letzter Sohn,
Das holde Kind, bestimmt des Vaters Rächer
Dereinst zu sein, wie ist Orest dem Tage
Des Bluts entgangen? Hat ein gleich Geschick
55 Mit des Avernus Netzen ihn umschlungen?
Ist er gerettet? Lebt er? Lebt Elektra?
O. Sie leben.
J. Goldne Sonne, leihe mir
Die schönsten Strahlen, lege sie zum Dank
Vor Jovis Thron! denn ich bin arm und stumm.
60 O. Bist Du gastfreundlich diesem Königshause,
Bist Du mit nähern Banden ihm verbunden,
Wie Deine schöne Freude mir verräth:
So bändige Dein Herz und halt es fest!
Denn unerträglich muß dem Fröhlichen 65
Ein jäher Rückfall in die Schmerzen sein.
Du weißt nur, merk' ich, Agamemnons Tod.
J. Hab' ich an dieser Nachricht nicht genug?
O. Du hast des Gräuels Hälfte nur erfahren.
J. Was fürcht' ich noch? Orest, Elektra leben.
O. Und fürchtest Du für Klytemnestren Nichts? 70
J. Sie rettet weder Hoffnung, weder Furcht.
O. Auch schied sie aus dem Land der Hoffnung ab.
J. Vergoß sie reuig wüthend selbst ihr Blut?
O. Nein, doch ihr eigen Blut gab ihr den Tod.
J. Sprich deutlicher, daß ich nicht länger sinne. 75
Die Ungewißheit schlägt mir tausendfältig
Die dunkeln Schwingen um das bange Haupt.
O. So haben mich die Götter auserseh'n
Zum Boten einer That, die ich so gern
In's klanglos dumpfe Höllenreich der Nacht 80
Verbergen möchte? Wider meinen Willen
Zwingt mich Dein holder Mund; allein er darf
Auch etwas Schmerzlich's fodern und erhält's.
Am Tage, da der Vater fiel, verbarg
Elektra rettend ihren Bruder: Strophius, 85
Des Vaters Schwäher, nahm ihn willig auf,
Erzog ihn neben seinem eignen Sohne,
Der, Pylades genannt, die schönsten Bande
Der Freundschaft um den Angekommnen knüpfte.
Und wie sie wuchsen, wuchs in ihrer Seele 90
Die brennende Begier, des Königs Tod
Zu rächen. Unversehen, fremd gekleidet,
Erreichen sie Mycen, als brächten sie
Die Trauernachricht von Orestens Tode
Mit seiner Asche. Wohl empfänget sie 95
Die Königin, sie treten in das Haus.
Elektren gibt Orest sich zu erkennen;
Sie bläs't der Rache Feuer in ihm auf,
Das vor der Mutter heil'ger Gegenwart
In sich zurückgebrannt war. Stille führt 100
Sie ihn zum Orte, wo sein Vater fiel,
Wo eine alte leichte Spur des frech
Vergoßnen Blutes oftgewaschnen Boden
Mit blassen ahndungsvollen Streifen färbte.
Mit ihrer Feuerzunge schilderte 105
Sie jeden Umstand der verruchten That,
Ihr knechtisch elend durchgebrachtes Leben,
Den Uebermuth der glücklichen Verräther,
Und die Gefahren, die nun der Geschwister
Von einer stiefgeword'nen Mutter warteten; 110

19—23. Wie soll ich Euch genug mit Ehr' und Lieb' umfassen, die Ihr, von keinem niedern Haus entsprungen, durch Blut und Stand an jene Helden gränzt, die ich von Eltern her verehre! — 24—26. Verbirgst Du Deinen Stand und Namen mit Fleiß, oder darf ich wissen, mit wem ich rede? — 29—31. Das Schicksal derer, die von Troja zurück mit ungnädigem Gott ihre Heimath betraten. — 32—41. Jung bin ich hierher gekommen, doch alt genug, mich jener Helden zu erinnern, die gleich den Göttern in ihrer Herrlichkeit gerüstet, dem schönsten Ruhm entgegengingen. Sag' mir, es fiel der große Agamemnon in seinem eigenen Haus durch seiner Frauen List? — 43—54. So haben Tantals Enkel den Fluch, gleich einem unvertilgbar'n Unkraut, mit voller Hand gesät, und jedem ihrer Kinder wieder einen Mörder zur ewigen Wechselwuth erzeugt! O sag' mir an, was ich, verwirrt von dieser Nachricht, verhört, wenn's mir Dein Bruder auch gesagt, wie ist des großen Stammes letzte Pflanze, den Mordgesinnten ein aufkeimender, gefährlicher Rächer, wie ist Orest dem Schreckenstag entgangen? — 61. fehlt in Hs. — 62. wie ich aus Deiner schönen Freude schließe,— 70. Hast Du für Klytemnestren Nichts zu fürchten? — 71. Die sei den Göttern überlassen. Hoffnung und Furcht hilft dem Verbrecher nicht. — 73. Hat sie in Wuth ihr eigen Blut vergossen? — 85—113. Strophius, des Vaters Schwäher, erzog ihn stille neben seinem Sohn Pylades, und da die Beiden aufgewachsen waren, brannte ihnen die Seele, des Königs Tod zu rächen. Sie kamen nach Myzen, gering an Tracht, als brächten sie die Nachricht von Orestens Tode mit seiner Asche. Wohl empfangen von der Königin, gehn sie in's Haus. Elektren gibt Orest sich zu erkennen; sie bläst der Rache Feuer in ihm auf, das vor der Mutter heiligen Gegenwart in sich zurückgebrannt war.— Und hier am Orte, wo sein Vater fiel, wo eine alte leichte Spur von Blut aus den oft gescheuerten Steinen noch herauszuleuchten schien, hier malte Elektra die grauenvolle That und ihre Knechtschaft und die glücklichen, das Reich besitzenden Verräther und die Gefahren mit ihrer Feuerzunge:

Hier drang sie jenen alten Dolch ihm auf,
Der schon in Tantals Hause grimmig wüthete.
Und Klytemnestra fiel durch Sohnes Hand.

J. Unsterbliche, die Ihr den reinen Tag
115 Auf immer neuen Wolken selig lebet,
Habt Ihr nur darum mich so manches Jahr
Von Menschen abgesondert, mich so nah'
Bei Euch gehalten, mir die kindliche
Beschäftigung, des heil'gen Feuers Glut
120 Zu nähren, aufgetragen, meine Seele,
Der Flamme gleich, in ew'ger frommer Klarheit
Zu Euern Wohnungen hinaufgezogen,
Daß ich nur meines Hauses Gräuel später
Und tiefer fühlen sollte? – Sage mir
125 Vom Unglücksel'gen! Sprich mir von Orest! –

O. O könnte man von seinem Tode sprechen!
Wie gährend stieg aus der Erschlagnen Blut
Der Mutter Geist
Und ruft der Nacht uralten Töchtern zu:
130 „Laßt nicht den Muttermörder entfliehn!
Verfolgt den Verbrecher! Euch ist er geweiht!"
Sie horchen auf, es schaut ihr hohler Blick
Mit der Begier des Adlers um sich her.
Sie rühren sich in ihren schwarzen Höhlen,
135 Und aus den Winkeln schleichen ihre Gefährten,
Der Zweifel und die Reue, leis' herbei.
Vor ihnen steigt ein Dampf vom Acheron;
In seinen Wolkenkreisen wälzet sich
Die ewige Betrachtung des Geschehn'nen
140 Verwirrend um des Schuld'gen Haupt umher.
Und sie, berechtigt zum Verderben, treten
Der gottbesäten Erde schönen Boden,
Von dem ein alter Fluch sie längst verbannte.
Den Flüchtigen verfolgt ihr schneller Fuß;
145 Sie geben, nur um neu zu schrecken, Rast.

J. Unseliger, Du bist in gleichem Fall,
Und fühlst, was er, der arme Flüchtling, leidet!

O. Was sagst Du mir? Was wähnst Du gleichen Fall?

J. Dich drückt ein Brudermord, wie jenen; mir
150 Vertraute dieß Dein jüngster Bruder schon.

O. Ich kann nicht leiden, daß Du, große Seele,
Mit einem falschen Wort betrogen werdest.
Ein lügenhaft Gewebe knüpf' ein Fremder
Dem Fremden, sinnreich und der List gewohnt,
155 Zur Falle vor die Füße; zwischen uns
Sei Wahrheit!
Ich bin Orest! und dieses schuld'ge Haupt
Senkt nach der Grube sich und sucht den Tod;
In jeglicher Gestalt sei er willkommen!
160 Wer Du auch seist, so wünsch' ich Rettung Dir
Und meinem Freunde; mir wünsch' ich sie nicht.
Du scheinst hier wider Willen zu verweilen;
Erfindet Rath zur Flucht und laßt mich hier.
Es stürze mein entseelter Leib vom Fels, 165
Es rauche bis zum Meer hinab mein Blut,
Und bringe Fluch dem Ufer der Barbaren!
Geht Ihr, daheim im schönen Griechenland'
Ein neues Leben freundlich anzufangen.
(Er entfernt sich.)

J. So steigst Du denn, Erfüllung, schönste Tochter
Des größten Vaters, endlich zu mir nieder! 170
Wie ungeheuer steht Dein Bild vor mir!
Kaum reicht mein Blick Dir an die Hände, die,
Mit Frucht und Segenskränzen angefüllt,
Die Schätze des Olympus niederbringen.
Wie man den König an dem Uebermaß 175
Der Gaben kennt: denn ihm muß wenig scheinen,
Was Tausenden schon Reichthum ist; so kennt
Man Euch, Ihr Götter, an gesparten, lang'
Und weise zubereiteten Geschenken.
Denn Ihr allein wißt, was uns frommen kann, 180
Und schaut der Zukunft ausgedehntes Reich,
Wenn jedes Abends Stern und Nebelhülle
Die Aussicht uns verdeckt. Gelassen hört
Ihr unser Flehn, das um Beschleunigung
Euch kindisch bittet; aber Eure Hand 185
Bricht unreif nie die goldnen Himmelsfrüchte;
Und wehe dem, der, ungeduldig sie
Ertrotzend, saure Speise sich zum Tod'
Genießt. O laßt das lang' erwartete,
Noch kaum gedachte Glück nicht, wie den Schatten
Des abgeschiednen Freundes, eitel mir 190
Und dreifach schmerzlicher vorübergehn!

O. (der wieder zu ihr tritt.) Rufst Du die Götter an für Dich und Pylades,
So nenne meinen Namen nicht mit Euerm.
Du rettest den Verbrecher nicht, zu dem
Du Dich gesellst, und theilest Fluch und Noth. 195

J. Mein Schicksal ist an Deines fest gebunden.

O. Mit nichten! Laß allein und unbegleitet
Mich zu den Todten gehn. Verhülltest Du
In Deinen Schleier selbst den Schuldigen;
Du birgst ihn nicht vor'm Blick der immer Wachen, 200
Und Deine Gegenwart, Du Himmlische,
Drängt sie nur seitwärts und verscheucht sie nicht.
Sie dürfen mit den ehrnen frechen Füßen
Des heil'gen Waldes Boden nicht betreten;
Doch hör' ich aus der Ferne hier und da 205
Ihr gräßliches Gelächter. Wölfe harren
So um den Baum, auf den ein Reisender
Sich rettete. Da draußen ruhen sie
Gelagert; und verlaß' ich diesen Hain,
Dann steigen sie, die Schlangenhäupter schüttelnd, 210

— und Klytemnestra fiel durch ihres Sohnes Hand. — 123. 124. daß ich so spät die schweren Thaten erfahren soll! 130. fehlt in Hd. — 169—174. deinen Rath ewig zu verehren, Tochter Latonens, war mir ein Gesetz, Dir mein Schicksal ganz zu vertrauen; aber solche Hoffnung hatt' ich nicht auf Dich, noch auf Deinen weit regierenden Vater. Soll der Mensch die Götter wohl bitten? sein kühnster Wunsch reicht der Gnade der schönsten Tochter Jovis nicht an die Knie, wann sie mit Segen die Hände gefüllt, von den Unsterblichen freiwillig herabkommt. — 175—183. Wie man den König an seinen Geschenken erkennt, denn er ist reich vor Tausenden, so erkennt man die Götter an langbereiteten, langaufgesparten Gaben, denn ihre Weisheit sieht allein die Zukunft, und jedes Abends gestirnte Hülle verdeckt sie den Menschen. — 183—188. Sie hören gelassen das Flehn, das um Beschleunigung kindisch bittet, aber unreif bricht eine Gottheit nie der Erfüllung goldne Früchte, und wehe dem Menschen, der, ungeduldig sie ertrotzend, an dem sauren Genuß sich den Tod ißt! — Nach 188 folgt in Hd.: Aus dem Blute Hyacinths sproßte die schönste Blume; die Schwestern Phaetons weinten lieblichen Balsam, und mir steigt aus der Eltern Blut ein Reis der Errettung, das zum schattenreichen Baume Knospen und Wuchs hat. — 189—193. Was es auch sei, laßt mir dieses nicht, wie das Gespenst eines geschiedenen Geliebten eitel vorübergehn. — 195. 196. Sei gegen die Gesellschaft des Verbrechers auf Deiner Hut! Dem Bösen ist's kein Vortheil und dem Guten Schade! — 207—212. Wie Wölfe um den Baum, auf den ein Reisender sich rettete, harren sie, nur hungriger; sie horchen auf den ersten Tritt, der dieses Ufers ungeweihten Boden berührt; sie steigen, den Staub von ihren Häuptern schüttelnd, auf rc.

Von allen Seiten Staub erregend, auf
Und treiben ihre Beute vor sich her.
J. Kannst Du, Orest, ein freundlich Wort vernehmen?
O. Spar' es für einen Freund der Götter auf.
215 J. Sie geben Dir zu neuer Hoffnung Licht.
O. Durch Rauch und Qualm seh' ich den matten Schein
Des Todtenflusses mir zur Hölle leuchten.
J. Hast Du Elektren, Eine Schwester nur?
O. Die Eine kannt' ich; doch die Aeltste nahm
220 Ihr gut Geschick, das uns so schrecklich schien,
Bei Zeiten aus dem Elend unsers Hauses.
O laß Dein Fragen, und geselle Dich
Nicht auch zu den Erinnyen; sie blasen
Mir schadenfroh die Asche von der Seele,
225 Und leiden nicht, daß sich die letzten Kohlen
Von unsers Hauses Schreckensbrande still
In mir verglimmen. Soll die Glut denn ewig,
Vorsätzlich angefacht, mit Höllenschwefel
Genährt, mir auf der Seele marternd brennen?
230 J. Ich bringe süßes Rauchwerk in die Flamme.
O laß den reinen Hauch der Liebe Dir
Die Glut des Busens, leise wehend, kühlen.
Orest, mein Theurer, kannst Du nicht vernehmen?
Hat das Geleit der Schreckensgötter so
235 Das Blut in Deinen Adern aufgetrocknet?
Schleicht, wie vom Haupt der gräßlichen Gorgone,
Versteinernd Dir ein Zauber durch die Glieder?
O wenn vergoßnes Mutterblutes Stimme
Zur Höll' hinab mit dumpfen Tönen ruft:
240 Soll nicht der reinen Schwester Segenswort
Hülfreiche Götter vom Olympus rufen?
O. Es ruft! es ruft! So willst Du mein Verderben?
Verbirgt in Dir sich eine Rachegöttin?
Wer bist Du, deren Stimme mir entsetzlich
245 Das Innerste in seinen Tiefen wendet?
J. Es zeigt sich Dir im tiefsten Herzen an:
Orest, ich bin's! sieh Iphigenien!
Ich lebe!
O. Du!
J. Mein Bruder!
O. Laß! Hinweg!
Ich rathe Dir, berühre nicht die Locken!
250 Wie von Kreusa's Brautkleid zündet sich
Ein unauslöschlich Feuer von mir fort.
Laß mich! wie Herkules will ich, Unwürd'ger,
Den Tod voll Schmach, in mich verschlossen, sterben.
J. Du wirst nicht untergehn! O daß ich nur
255 Ein ruhig Wort von Dir vernehmen könnte!
O löse meine Zweifel, laß des Glückes,
Des lang' erflehten, mich auch sicher werden.
Es wälzet sich ein Rad von Freud' und Schmerz
Durch meine Seele. Von dem fremden Manne
Entfernet mich ein Schauer; doch es reißt 260
Mein Innerstes gewaltig mich zum Bruder.
O. Ist hier Lyäens Tempel? und ergreift
Unbändig heil'ge Wuth die Priesterin?
J. O höre mich! O sieh mich an, wie mir
Nach einer langen Zeit das Herz sich öffnet, 265
Der Seligkeit, dem Liebsten, was die Welt
Noch für mich tragen kann, das Haupt zu küssen,
Mit meinen Armen, die den leeren Winden
Nur ausgebreitet waren, Dich zu fassen.
O laß mich! Laß mich! Denn es quillet heller 270
Nicht vom Parnaß die ew'ge Quelle sprudelnd
Von Fels zu Fels in's gold'ne Thal hinab,
Wie Freude mir vom Herzen wallend fließt,
Und wie ein selig Meer mich rings umfängt.
Orest! Orest! Mein Bruder! 275
O. Schöne Nymphe,
Ich traue Dir und Deinem Schmeicheln nicht.
Diana fordert strenge Dienerinnen
Und rächet das entweih'te Heiligthum.
Entferne Deinen Arm von meiner Brust!
Und wenn Du einen Jüngling rettend lieben, 280
Das schöne Glück ihm zärtlich bieten willst;
So wende meinem Freunde Dein Gemüth,
Dem würd'gern Manne, zu. Er irr't umher
Auf jenem Felsenpfade; such' ihn auf,
Weis' ihn zurecht und schone meiner. 285
J. Fasse
Dich, Bruder, und erkenne die Gefund'ne!
Schilt einer Schwester reine Himmelsfreude
Nicht unbesonnene, strafbare Lust.
O nehmt den Wahn ihm von dem starren Auge,
Daß uns der Augenblick der höchsten Freude 290
Nicht dreifach elend mache! Sie ist hier,
Die längst verlorne Schwester. Vom Altar
Riß mich die Göttin weg und rettete
Hierher mich in ihr eigen Heiligthum.
Gefangen bist Du, dargestellt zum Opfer, 295
Und findest in der Priesterin die Schwester.
O. Unselige! So mag die Sonne denn
Die letzten Gräuel unsers Hauses sehn!
Ist nicht Elektra hier? damit auch sie
Mit uns zu Grunde gehe, nicht ihr Leben 300
Zu schwererem Geschick' und Leiden friste!
Gut, Priesterin! ich folge zum Altar:
Der Brudermord ist hergebrachte Sitte
Des alten Stammes; und ich danke, Götter,
Daß Ihr mich ohne Kinder auszurotten 305
Beschlossen habt. Und laß Dir rathen, habe
Die Sonne nicht zu lieb und nicht die Sterne;
Komm', folge mir in's dunkle Reich hinab!
Wie sich vom Schwefelpfuhl erzeugte Drachen
Bekämpfend die verwandte Brut verschlingen, 310
Zerstört sich selbst das wüthende Geschlecht;
Komm' kinderlos und schuldlos mit hinab!
Du siehst mich mit Erbarmen an? Laß ab!
Mit solchen Blicken suchte Klytemnestra
Sich einen Weg nach ihres Sohnes Herzen! 315
Doch sein geschwung'ner Arm traf ihre Brust.

221. „das — schien" fehlt in Hs. — 225. „schadenfroh" fehlt in Hs. — 229. „vorsätzlich" fehlt in Hs. — 230. „marternd" fehlt in Hs. — 232. 233. O laß den Hauch der Liebe nicht unwillkommen Dir den Busen treffen! — 234. „kannst — vernehmen?" fehlt in Hs. — 277—285. Ich traue Dir nicht! Spotte nicht des Unglücklichen, und wende Deine Liebe irgend einem Gott zu. — Diana rächt ein Vergehen hart. Wie sie der Männer Liebkosen verachtet, fordert sie strenge Nymphen, und viele Helden haben ihre Rache schwer gefühlt. Wenn Du gefällig bist, so rette meinen Freund, der mit mir irrte. Auf jenem Pfade such' ihn auf. — 291—297. und macht uns nicht im Augenblick des höchsten Glücks elend. Die längst verlorne Iphigenie ist hier; sie ward in Aulis nicht geopfert, die Gnadenhand der Göttin rettete mich hieher, und Du, Gefangener, Verurtheilter, sieh'! die Priesterin ist Deine Schwester. — 310—312. Verderblicher als das Gewürm, das aus dem siedenden Schwefelschlamm sich zeugt, ist, was von uns entspringt.

Die Mutter fiel! — Tritt auf, unwill'ger Geist!
Im Kreis geschlossen tretet an, Ihr Furien,
Und wohnet dem willkommnen Schauspiel bei,
320 Dem letzten, gräßlichsten, das Ihr bereitet!
Nicht Haß und Rache schärfen ihren Dolch;
Die liebevolle Schwester wird zur That
Gezwungen. Weine nicht! Du hast nicht Schuld.
Seit meinen ersten Jahren hab' ich Nichts
325 Geliebt, wie ich Dich lieben könnte, Schwester.
Ja, schwinge Deinen Stahl, verschone nicht,
Zerreiße diesen Busen, und eröffne
Den Strömen, die hier sieden, einen Weg.
(Er sinkt in Ermattung.)

J. Allein zu tragen dieses Glück und Elend
330 Vermag ich nicht. — Wo bist Du, Pylades?
Wo find' ich Deine Hülfe, theurer Mann?
(Sie entfernt sich suchend.)

Zweiter Auftritt.

Orest
aus seiner Betäubung erwachend und sich aufrichtend.

Noch einen! reiche mir aus Lethe's Fluthen
Den letzten kühlen Becher der Erquickung!
Bald ist der Krampf des Lebens aus dem Busen
Hinweggespült; bald fließet still mein Geist,
5 Der Quelle des Vergessens hingegeben,
Zu Euch, Ihr Schatten, in die ew'gen Nebel.
Gefällig laßt in Eurer Ruhe sich
Den umgetriebnen Sohn der Erde laben! —
Welch' ein Gelispel hör' ich in den Zweigen,
10 Welch' ein Geräusch aus jener Dämm'rung säuseln?
Sie kommen schon, den neuen Gast zu sehn!
Wer ist die Schar, die herrlich mit einander,
Wie ein versammelt Fürstenhaus, sich freut?
Sie gehen friedlich, Alt' und Junge, Männer
15 Mit Weibern; göttergleich und ähnlich scheinen
Die wandelnden Gestalten. Ja, sie sind's,
Die Ahnherrn meines Hauses! — Mit Thyesten
Geht Atreus in vertraulichen Gesprächen,
Die Knaben schlüpfen scherzend um ihn her.
20 Ist keine Feindschaft hier mehr unter Euch?
Verlosch die Rache, wie das Licht der Sonne?
So bin auch ich willkommen, und ich darf
In Euern feierlichen Zug mich mischen.
Willkommen, Väter! Euch grüßt Orest,
25 Von Euerm Stamme der letzte Mann;
Was Ihr gesä't, hat er geerntet:
Mit Fluch beladen stieg er herab.
Doch leichter träget sich hier jede Bürde:
Nehmt ihn, o nehmt ihn in Euern Kreis! —
30 Dich, Atreus, ehr' ich, auch Dich, Thyesten;
Wir sind hier alle der Feindschaft los. —
Zeigt mir den Vater, den ich nur Einmal
Im Leben sah! — Bist Du's, mein Vater?
Und führst die Mutter vertraut mit Dir?
35 Darf Klytemnestra die Hand Dir reichen;
So darf Orest auch zu ihr treten
Und darf ihr sagen: sieh Deinen Sohn! —
Seht Euern Sohn! Heißt ihn willkommen,
Auf Erden war in unserm Hause
Der Gruß des Mordes gewisse Losung, 40
Und das Geschlecht des alten Tantalus
Hat seine Freuden jenseits der Nacht.
Ihr ruft: Willkommen! und nehmt mich auf!
O führt zum Alten, zum Ahnherrn mich!
Wo ist der Alte? daß ich ihn sehe, 45
Das theure Haupt, das vielverehrte,
Das mit den Göttern zu Rathe saß.
Ihr scheint zu zaudern, Euch wegzuwenden?
Was ist es? Leidet der Göttergleiche?
Weh mir! es haben die Uebermächt'gen 50
Der Heldenbrust grausame Qualen
Mit ehrnen Ketten fest aufgeschmiedet.

Dritter Auftritt.

Orest. Iphigenie. Pylades.

Orest. Seid Ihr auch schon herabgekommen?
Wohl, Schwester, Dir! Noch fehlt Elektra:
Ein güt'ger Gott send' uns die Eine
Mit sanften Pfeilen auch schnell herab.
Dich, armer Freund, muß ich bedauern! 5
Komm' mit! Komm' mit! zu Pluto's Thron,
Als neue Gäste den Wirth zu grüßen.

J. Geschwister, die Ihr an dem weiten Himmel
Das schöne Licht bei Tag und Nacht herauf
Den Menschen bringet, und den Abgeschiednen 10
Nicht leuchten dürfet, rettet uns Geschwister!
Du liebst, Diane, Deinen holden Bruder
Vor Allem, was Dir Erd' und Himmel bietet,
Und wendest Dein jungfräulich Angesicht
Nach seinem ew'gen Lichte sehnend still. 15
O laß den einz'gen spätgefundnen mir
Nicht in der Finsterniß des Wahnsinns rasen!
Und ist Dein Wille, da Du hier mich bargst,
Nunmehr vollendet, willst Du mir durch ihn
Und ihm durch mich die sel'ge Hülfe geben, 20
So löss' ihn von den Banden jenes Fluchs,
Daß nicht die theure Zeit der Rettung schwinde.

Pylades. Erkennst Du uns und diesen heil'gen Hain,
Und dieses Licht, das nicht den Todten leuchtet?
Fühlst Du den Arm des Freundes und der Schwester, 25
Die Dich noch fest, noch lebend halten? Faß'
Uns kräftig an: wir sind nicht leere Schatten.
Merk auf mein Wort! Vernimm es! Raffe Dich
Zusammen! Jeder Augenblick ist theuer,
Und unsre Rückkehr hängt an zarten Fäden, 30
Die, scheint es, eine günst'ge Parze spinnt.

O. (zu Iphigenien.) Laß mich zum erstenmal mit freiem Herzen
In Deinen Armen reine Freude haben!
Ihr Götter, die mit flammender Gewalt
Ihr schwere Wolken aufzuzehren wandelt, 35
Und gnädig ernst den lang' erflehten Regen

322—324. Bisher vergossen wir das Blut aus Haß und Rache, nun wird zu dieser That die Schwesterliebe gezwungen. Weine nicht! leb' wohl!

II. 9—10. fehlen in Hd. — 15—16. „göttergleich — Gestalten" fehlt in Hd. — 39. 40. Auf Erden war's in unserm Hause ein Gruß zum Tod! — 48—51. Ihr scheint zu zaudern! wollt Ihr dem Enkel die Schmerzen sparen? soll er nicht schon der Ahnherrn Qual, durch übermächtige Götter der Heldenbrust

III. 7. es ziemt den Gästen, den Wirth mit Gruß zu ehren. — 30. an einem zarten Faden. — 31. fehlt in Hd. — 34—52. Ihr Götter, die Ihr mit entsetzlichen Flammen die schweren Wetterwolken aufzehrt, und Eure Gnadengaben, Euern furchtbaren Regen

Mit Donnerstimmen und mit Windesbrausen
In wilden Strömen auf die Erde schüttet;
Doch bald der Menschen grausendes Erwarten
40 In Segen auflöst und das bange Staunen
In Freudeblick und lauten Dank verwandelt,
Wenn in den Tropfen frischerquickter Blätter
Die neue Sonne tausendfach sich spiegelt,
Und Iris freundlich bunt mit leichter Hand
45 Den grauen Flor der letzten Wolken trennt;
O laß mich auch an meiner Schwester Armen,
An meines Freundes Brust, was Ihr mir gönnt,
Mit vollem Dank genießen und behalten.
Es löset sich der Fluch; mir sagt's das Herz.
50 Die Eumeniden ziehn, ich höre sie,
Zum Tartarus und schlagen hinter sich
Die ehrnen Thore fernabdonnernd zu.
Die Erde dampft erquickenden Geruch
Und ladet mich auf ihren Flächen ein,
55 Nach Lebensfreud' und großer That zu jagen.
P. Versäumt die Zeit nicht, die gemessen ist!
Der Wind, der unsre Segel schwellt, er bringe
Erst unsre volle Freude zum Olymp.
Kommt! Es bedarf hier schnellen Rath und Schluß.

Vierter Aufzug.

Erster Auftritt.

Iphigenie. Denken die Himmlischen
Einem der Erdgebornen
Viele Verwirrungen zu,
Und bereiten sie ihm
5 Von der Freude zu Schmerzen
Und von Schmerzen zur Freude
Tief erschütternden Uebergang;
Dann erziehen sie ihm
In der Nähe der Stadt,
10 Oder am fernen Gestade,
Daß in Stunden der Noth
Auch die Hülfe bereit sei,
Einen ruhigen Freund.
O segnet, Götter, unsern Pylades,
15 Und was er immer unternehmen mag!
Er ist der Arm des Jünglings in der Schlacht,
Des Greises leuchtend Aug' in der Versammlung:
Denn seine Seel' ist stille; sie bewahr't
Der Ruhe heil'ges, unerschöpftes Gut,
20 Und den Umhergetriebnen reichet er
Aus ihren Tiefen Rath und Hülfe. Mich
Riß er vom Bruder los; den staunt' ich an
Und immer wieder an, und konnte mir
Das Glück nicht eigen machen, ließ ihn nicht
Aus meinen Armen los, und fühlte nicht 25
Die Nähe der Gefahr die uns umgibt.
Jetzt gehn sie, ihren Anschlag auszuführen,
Der See zu, wo das Schiff mit den Gefährten,
In einer Bucht versteckt, auf's Zeichen lauert,
Und haben kluges Wort mir in den Mund 30
Gegeben, mich gelehrt, was ich dem König'
Antworte, wenn er sendet und das Opfer
Mir dringender gebietet. Ach! ich sehe wohl,
Ich muß mich leiten lassen, wie ein Kind.
Ich habe nicht gelernt zu hinterhalten, 35
Noch Jemand Etwas abzulisten. Weh!
O weh der Lüge! Sie befreiet nicht,
Wie jedes andre wahrgesprochne Wort,
Die Brust; sie macht uns nicht getrost, sie ängstet
Den, der sie heimlich schmiedet, und sie kehrt, 40
Ein losgedrückter Pfeil, von einem Gotte
Gewendet und versagend, sich zurück
Und trifft den Schützen. Sorg' auf Sorge schwankt
Mir durch die Brust. Es greift die Furie
Vielleicht den Bruder auf dem Boden wieder 45
Des ungeweihten Ufers grimmig an.
Entdeckt man sie vielleicht? Mich dünkt, ich höre
Gewaffnete sich nahen! — Hier! — Der Bote
Kommt von dem Könige mit schnellem Schritt.
Es schlägt mein Herz, es trübt sich meine Seele, 50
Da ich des Mannes Angesicht erblicke,
Dem ich mit falschem Wort begegnen soll.

Zweiter Auftritt.

Iphigenie. Arkas.

Arkas. Beschleunige das Opfer, Priesterin!
Der König wartet und es harrt das Volk.
Iphigenie. Ich folgte meiner Pflicht und Deinem Wink,
Wenn unvermuthet nicht ein Hinderniß
Sich zwischen mich und die Erfüllung stellte. 5
A. Was ist's, das den Befehl des Königs hindert?
J. Der Zufall, dessen wir nicht Meister sind.
A. So sage mir's, daß ich's ihm schnell vermelde:
Denn er beschloß bei sich der Beiden Tod.
J. Die Götter haben ihn noch nicht beschlossen. 10
Der älteste dieser Männer trägt die Schuld.
Des nahverwandten Bluts, das er vergoß.
Die Furien verfolgen seinen Pfad,
Ja in dem innern Tempel faßte selbst
Das Uebel ihn, und seine Gegenwart 15
Entheiligte die reine Stätte. Nun
Eil' ich mit meinen Jungfraun, an dem Meere,

— mit fürchterlichen Donnerschlägen auf die Erde schmettert, und so die grausende Erwartung der Menschen sich in heilsamen Segen auflöst, wenn die Sonne wieder mit den Blättertropfen spielt, und jeden grauen Rest getrennter Wolken mit bunter Freundlichkeit die leichte Iris forttreibt! — Laßt mich auch so in Euern Armen danken. — Mir däucht, ich höre der Erinnen fliehend Chor die Thore des Tartarus hinter sich fernabdonnernd zuschlagen.

Vierter Aufzug. I. 1—13. Wem die Himmlischen viel Verwirrung zugedacht haben, wem sie erschütternde, schnelle Wechsel der Freude und des Schmerzes bereiten, dem geben sie kein höher Geschenk, als einen ruhigen Freund. — 22—26. den staunt' ich immerfort an, hielt ihn in meinen Armen und dachte an keine Gefahr. — 37—46. O weh' der Lüge! Die Brust wird nicht, wie von einem andern wahrgesprochenen Worte getrost und frei. Wer sie heimlich schmiedet, den ängstet sie, und wie ein versagender Pfeil kehrt sie, losgedrückt, verwundend auf den Schützen zurück; auch fürcht' ich immer für meinen Bruder, daß ihn die Furien, wenn er aus dem Haine hervortritt, gewaltsam anfallen, und unsere Rettung vereitlen. — 47—52. Den Arkas seh' ich kommen, o! dürft' ich ihm sagen, was mir im Herzen ist.

II. 1. 2. Im Namen des Königs soll ich, Dir, Priesterin, Beschleunigung des Opfers gebieten. — 3. 4. Es ist an mir zu gehorchen, doch hat ein unvermuthet Hinderniß sich in den Weg gestellt. — 11—15. Der älteste dieser Männer ist ein verwünschtes Haupt. Um einer Blutschuld willen von Furien verfolgt und in des Wahnsinns abscheuliche Bande befesselt. Durch seine Gegenwart, und daß im Heiligthum das böse Uebel ihn ergriff, sind wir verunreint. — 17—19. Der Göttin Bild muß mit geheimer Weihung am Meer

Der Göttin Bild mit frischer Welle netzend,
Geheimnißvolle Weihe zu begehn.
20 Es störe Niemand unsern stillen Zug!
A. Ich melde dieses neue Hinderniß
Dem Könige geschwind, beginne Du
Das heil'ge Werk nicht eh', bis er's erlaubt.
J. Dieß ist allein der Priest'rin überlassen.
25 A. Solch seltnen Fall soll auch der König wissen.
J. Sein Rath, wie sein Befehl, verändert Nichts.
A. Oft wird der Mächtige zum Schein gefragt.
J. Erdringe nicht, was ich versagen sollte.
A. Versage nicht, was gut und nützlich ist.
30 J. Ich gebe nach, wenn Du nicht säumen willst.
A. Schnell bin ich mit der Nachricht in dem Lager,
Und schnell mit seinen Worten hier zurück.
O könnt' ich ihm noch Eine Botschaft bringen,
Die Alles löste, was uns jetzt verwirrt:
35 Denn Du hast nicht des Treuen Rath geachtet.
J. Was ich vermochte, hab' ich gern gethan.
A. Noch änderst Du den Sinn zur rechten Zeit.
J. Das steht nun einmal nicht in unsrer Macht.
A. Du hältst unmöglich, was Dir Mühe kostet.
40 J. Dir scheint es möglich, weil der Wunsch Dich trügt.
A. Willst Du denn Alles so gelassen wagen?
J. Ich hab' es in der Götter Hand gelegt.
A. Sie pflegen Menschen menschlich zu erretten.
J. Auf ihren Fingerzeig kommt Alles an.
45 A. Ich sage Dir, es liegt in Deiner Hand.
Des Königs aufgebrachter Sinn allein
Bereitet diesen Fremden bittern Tod.
Das Heer entwöhnte längst vom harten Opfer
Und von dem blut'gen Dienste sein Gemüth.
50 Ja, Mancher, den ein widriges Geschick
An fremdes Ufer trug, empfand es selbst,
Wie göttergleich dem armen Irrenden,
Umhergetrieben an der fremden Gränze,
Ein freundlich Menschenangesicht begegnet.
55 O wende nicht von uns, was Du vermagst!
Du endest leicht, was Du begonnen hast:
Denn nigends baut die Milde, die herab
In menschlicher Gestalt vom Himmel kommt,
Ein Reich sich schneller, als wo trüb' und wild
60 Ein neues Volk, voll Leben, Muth und Kraft,
Sich selbst und banger Ahnung überlassen,
Des Menschenlebens schwere Bürden trägt.
J. Erschütt're meine Seele nicht, die Du
Nach deinem Willen nicht bewegen kannst.
A. So lang' es Zeit ist, schont man weder Mühe, 65
Noch eines gutes Wortes Wiederholung.
J. Du machst Dir Müh' und mir erregst Du Schmerzen;
Vergebens Beides; darum laß mich nun.
A. Die Schmerzen sind's, die ich zu Hülfe rufe:
Denn es sind Freunde, Gutes rathen sie. 70
J. Sie fassen meine Seele mit Gewalt,
Doch tilgen sie den Widerwillen nicht.
A. Fühlt eine schöne Seele Widerwillen
Für eine Wohlthat, die der Edle reicht?
J. Ja, wenn der Edle, was sich nicht geziemt, 75
Statt meines Dankes mich erwerben will.
A. Wer keine Neigung fühlt, dem mangelt es
An einem Worte der Entschuld'gung nie.
Dem Fürsten sag' ich an, was hier geschehn.
O, wiederholtest Du in Deiner Seele, 80
Wie edel er sich gegen Dich betrug
Von Deiner Ankunft an bis diesen Tag!

Dritter Auftritt.

Iphigenie. (allein.) Von dieses Mannes Rede fühl' ich mir
Zur ungelegnen Zeit das Herz im Busen
Auf einmal umgewendet. Ich erschrecke! —
Denn wie die Fluth, mit schnellen Strömen wachsend,
Die Felsen überspühlt, die in dem Sand' 5
Am Ufer liegen: so bedekte ganz
Ein Freudenstrom mein Innerstes. Ich hielt
In meinen Armen das Unmögliche.
Es schien sich eine Wolke wieder sanft
Um mich zu legen, von der Erde mich 10
Empor zu heben und in jenen Schlummer
Mich einzuwiegen, den die gute Göttin
Um meine Schläfe legte, da ihr Arm
Mich rettend faßte. — Meinen Bruder
Ergriff das Herz mit einziger Gewalt: 15
Ich horchte nur auf seines Freundes Rath;
Nur sie zu retten drang die Seele vorwärts.
Und wie den Klippen einer wüsten Insel
Der Schiffer gern den Rücken wendet: so
Lag Taurus hinter mir. Nun hat die Stimme 20
Des treuen Manns mich wieder aufgeweckt,
Daß ich auch Menschen hier verlasse, mich

— von mir und meinen Jungfraun erst entsühnt und unser Heiligthum gereinigt werden. — 20. Das sag' dem König, sag' ihm, daß er so lang' das Heer in Schranken halte, und Niemand aus dem Lager sich an unsre Gränzen wage. — 26. Hier kann sein Rath nicht helfen, sein Befehl nicht hindern. — 27. Doch will die Ehrfurcht, daß es also scheine. — Nach 40 folgt in Hd.: Arkas: Um Dein- und unsertwillen wünsch' ich es. Iphig. Dir sei für Deine gute Meinuug Dank. — 48. 49. Das Heer ist lang entwöhnt der harten Opfer. — 50—62. Und manche von uns, bisher an fremde Ufer verschlagen, haben freundlicher Aufnahme hohen Werth dem Vaterlande verkündigt. Zwar sind nicht Viele geneigt zu nachbarlicher Freundschaft, doch Jeder ehrt Dein Wort; denn vom Himmel gekommen, achten sie Dich, und vertraun, daß Dir der Götter Wille bekannt ist. — 63. 64. Erschüttre meine Seele nicht, da Du sie nicht bewegen kannst. — 65. 66. So lang es Zeit ist, soll man keine Mühe schonen. — 67. 68. Du machst Dir Müh' und mir vergebne Schmerzen. — 69. 70. Die Schmerzen sind's, die ich erregen möchte, — 71. 72. Durch sie wird Widerwille nicht getilgt. — 73. 74. Gibt eine schöne Seele für Wohlthat Widerwillen? — 75. 76. Ja, wenn für Wohlthat mehr als Dank verlangt wird. Hat Thoas mich durch seine Wohlthat erkaufen wollen, weiß ich ihm keinen Dank. — 81. wie vortheilhaft sein ganz Betragen zu Dir spricht.

III. 1—3. Sehr zur ungelegenen Zeit hat dieser Mann meine Seele mit gefälligen Worten angegriffen. — 4—14. Wie die hereinströmende Fluth das Ufer weiter deckt und die Felsen überspült, die im Sande liegen, kam unerwartete Freude und rasches Glück über mich. Wolken umgaben mich in lebendigem Traume; das Unmögliche hielt ich mit den Händen gefaßt. Wie von einem Schlummer betäubt, da in sanften Händen Diana mich vom gewissen Tode hieher trug. — 14—20. Nur meinem Bruder zog das Herz sich nach, nur horcht' ich auf seines Freundes Rath, nach ihrer Rettung ging vorwärts meine Seele, Tauris lag, wie der Boden einer unfruchtbaren Insel hinter dem Schiffenden. — 20—25. Jetzt hat dieser Mann meine Gedanken auf das Vergangeue geleitet, durch seine Gegenwart mich wieder erinnert, daß ich auch Menschen hier verlasse,

Erinnert. Doppelt wird mir der Betrug
Verhaßt. O bleibe ruhig, meine Seele!
25 Beginnst Du nun zu schwanken und zu zweifeln?
Den festen Boden Deiner Einsamkeit
Mußt Du verlassen! Wieder eingeschifft,
Ergreifen Dich die Wellen schaukelnd, trüb'
Und bang verkennest Du die Welt und Dich.

Vierter Auftritt.

Iphigenie. Pylades.

Pylades. Wo ist sie? daß ich ihr mit schnellen Worten
Die frohe Botschaft unsrer Rettung bringe!
Iphigenie. Du siehst mich hier voll Sorgen und Erwartung
Des sichern Trostes, den Du mir versprichst.
5 P. Dein Bruder ist geheilt! Den Felsenboden
Des ungeweihten Ufers und den Sand
Betraten wir mit fröhlichen Gesprächen;
Der Hain blieb hinter uns, wir merkten's nicht.
Und herrlicher und immer herrlicher
10 Umloderte der Jugend schöne Flamme
Sein lockig Haupt; sein volles Auge glühte
Von Muth und Hoffnung, und sein freies Herz
Ergab sich ganz der Freude, ganz der Lust,
Dich, seine Retterin, und mich zu retten.
15 J. Gesegnet seist Du, und es möge nie
Von Deiner Lippe, die so Gutes sprach,
Der Ton des Leidens und der Klage tönen!
P. Ich bringe mehr, als das: denn schön begleitet,
Gleich einem Fürsten, pflegt das Glück zu nahn.
20 Auch die Gefährten haben wir gefunden.
In einer Felsenbucht verbargen sie
Das Schiff, und saßen traurig und erwartend.
Sie sahen Deinen Bruder, und es regten
Sich alle jauchzend, und sie baten dringend
25 Der Abfahrt Stunde zu beschleunigen.
Es sehnet jede Faust sich nach dem Ruder,
Und selbst ein Wind erhob vom Lande lispelnd,
Von Allen gleich bemerkt, die holden Schwingen.
Drum laß uns eilen, führe mich zum Tempel,
30 Laß mich das Heiligthum betreten, laß
Mich unsrer Wünsche Ziel verehrend fassen.
Ich bin allein genug, der Göttin Bild
Auf wohlgeübten Schultern wegzutragen;
Wie sehn' ich mich nach der erwünschten Last!

(Er geht gegen den Tempel unter den letzten Worten, ohne zu bemerken, daß Iphigenie nicht folgt; endlich kehrt er sich um.)

Du stehst und zauderst — sage mir — Du schweigst! 35
Du scheinst verworren! Widersetzet sich
Ein neues Unheil unserm Glück? Sag' an!
Hast Du dem Könige das kluge Wort
Vermelden lassen, das wir abgeredet?
J. Ich habe, theurer Mann; doch wirst Du schelten. 40
Ein schweigender Verweis war mir Dein Anblick!
Des Königs Bote kam, und wie Du es
Mir in den Mund gelegt, so sagt' ich's ihm.
Er schien zu staunen, und verlangte dringend
Die seltne Feier erst dem Könige 45
Zu melden, seinen Willen zu vernehmen;
Und nun erwart' ich seine Wiederkehr.
P. Weh' uns! Erneuert schwebt nun die Gefahr
Um unsre Schläfe! Warum hast Du nicht
In's Priesterrecht Dich weislich eingehüllt? 50
J. Als eine Hülle hab' ich's nie gebraucht.
P. So wirst Du, reine Seele, Dich und uns
Zu Grunde richten. Warum dacht' ich nicht
Auf diesen Fall voraus, und lehrte Dich,
Auch dieser Ford'rung auszuweichen! 55
J. Schilt
Nur mich, die Schuld ist mein, ich fühl' es wohl;
Doch konnt' ich anders nicht dem Mann begegnen,
Der mit Vernunft und Ernst von mir verlangte,
Was ihm mein Herz als recht gestehen mußte.
P. Gefährlicher zieht sich's zusammen; doch auch so 60
Laß uns nicht zagen, oder unbesonnen
Und übereilt uns selbst verrathen. Ruhig
Erwarte Du die Wiederkunft des Boten,
Und dann steh' fest, er bringe, was er will:
Denn solcher Weihung Feier anzuordnen, 65
Gehört der Priesterin und nicht dem König.
Und fordert, er den fremden Mann zu sehn,
Der von dem Wahnsinn schwer belastet ist;
So lehn' es ab, als hieltest Du uns beide

— und seine Freundlichkeit macht mir den Betrug zwiefach verhaßt. — Ruhig, meine Seele! Warum beginnst Du zu schwanken? — 26—29. doppelte Sorgen wenden Dich hieher und dorthin, und machen zweifelhaft, ob gut ist, was Du vor hast. Zum erstenmal seit langer Zeit fühl' ich mich wieder eingeschifft und von den Wogen geschaukelt, taumelnd mich und die Welt verkennen.

IV. 1. 2. fehlen in Hs. — 3. 4. Welche Nachricht von meinem Bruder? — 5—14. Die beste und schönste. Von hier begleitet' ich ihn, gesteh' ich mit einiger Sorge, denn ich traute den Unterirdischen nicht, und fürchtete auf des Gestades ungeweihtem Boden ihren Hinterhalt. Aber Orest ging, die Seele frei, wie ich ihn nie gesehn, immer unsrer Errettung nachdenkend, vorwärts, und bemerkte nicht, daß er aus des heiligen Hains Gränzen sich entfernte. Wir waren dem Vorgebirge näher gekommen, das wie ein Widderhaupt in den See steht. Dort hielten wir inne und beschlossen unsern Rath. Mit freiem Geiste dacht' er kühnen Thaten nach. Der Jugend schönes Feuer umloderte sein Haupt, ich hielt ihn fest und sah ihn fröhlich an, vergaß der Noth, der dringenden Gefahr, und pries der schnellen Retter gnädig Walten. — 15—39. Iphig.: Was habt Ihr beschlossen? — Pyl.: Auf dem Vorgebirge zündet er ein Feuer an, das Zeichen unsern lang harrenden Freunden zur See. — Iph.: Wenn sie nicht aufmerken oder vorübergefahren sind? — Pyl.: Dann wäre neue Sorge. Jetzt ist nur diese. Und wann sie's merken und landen in der bestimmten Bucht; kommt er zurück und holt uns ab, wir nehmen still das Bild der Göttin mit, und stechen rudernd nach der vielgeliebten Küste! uns bleibet Raum, wenn auch nicht Alles glückte, und schützet Dein Verbot, das die Barbaren von diesen Gränzen hält. Hast Du dem Könige, was wir abgeredet, vermelden lassen? — 42—47. dem Arkas sagt' ich, was Du mir in den Mund gelegt, und er verlangte der seltenen Entsühnung Feier dem König erst zu melden. — 48—50. Weh' uns! Hast Du Dich nicht in's Priesterrecht gehüllt? — 52—55. So wirst Du, reine Seele, Dich und uns verderben! O, warum mußt' ich Dich Dir überlassen? Du warst nicht gegenwärtig gnug, dem Unerwarteten durch gewandte List zu entgehn. Des Boten Wiederkunft erneurt die Gefahr. Laß uns bereit sein, jede wegzuwenden. Verlangt' er uns zu sehn, und jenen Mann, der von dem Wahnsinn schwer belastet ist, so weis' ihn ab, als hieltest Du uns in dem Tempel wohl verwahrt. O, warum sann ich nicht auf diesen Fall voraus. — 56—59. Du hast, erinnere Dich, und ich gesteh', an mir liegt alle Schuld. Doch konnt' ich anders dem Manne nicht sagen, denn er verlangt' es mit Ernst und Güte. — 60—87. Gefährlicher zieht sich's zusammen, doch unverzagt! erwarte Du des Königs Wort. Jetzt würde jede Eile Verdacht erwecken. Und dann steh' fest, denn solche Weihung anzuordnen, gehört der Priesterin, und nicht dem König.

70 Im Tempel wohl verwahrt. So schaff' uns Luft,
Daß wir auf's Eiligste, den heil'gen Schatz
Dem rauh unwürd'gen Volk entwendend, fliehn.
Die besten Zeichen sendet uns Apoll,
Und, eh wir die Bedingung fromm erfüllen,
75 Erfüllt er göttlich sein Versprechen schon.
Orest ist frei, geheilt! — Mit dem Befreiten
O führet uns hinüber, günst'ge Winde,
Zur Felseninsel, die der Gott bewohnt;
Dann nach Mycen, daß es lebendig werde,
80 Daß von der Asche des verlosch'nen Herdes
Die Vatergötter fröhlich sich erheben,
Und schönes Feuer ihre Wohnungen
Umleuchte! Deine Hand soll ihnen Weihrauch
Zuerst aus gold'nen Schalen streuen. Du
85 Bringst über jene Schwelle Heil und Leben wieder,
Entsühnst den Fluch und schmückest neu die Deinen
Mit frischen Lebensblüthen herrlich aus.
J. Vernehm' ich Dich, so wendet sich, o Theurer,
Wie sich die Blume nach der Sonne wendet,
90 Die Seele, von dem Strahle Deiner Worte
Getroffen, sich dem süßen Troste nach.
Wie köstlich ist des gegenwärt'gen Freundes
Gewisse Rede, deren Himmelskraft
Ein Einsamer entbehrt und still versinkt.
95 Denn langsam reift, verschlossen in dem Busen,
Gedank' ihm und Entschluß; die Gegenwart
Des Liebenden entwickelte sie leicht.
P. Leb' wohl! Die Freunde will ich nun geschwind
Beruhigen, die sehnlich wartend harren.
100 Dann komm' ich schnell zurück und lausche hier
Im Felsenbusch versteckt auf Deinen Wink —
Was sinnest Du? Auf einmal überschwebt
Ein stiller Trauerzug die freie Stirne.
J. Verzeih! Wie leichte Wolken vor der Sonne,
105 So zieht mir vor der Seele leichte Sorge
Und Bangigkeit vorüber.
P. Fürchte nicht!
Betrüglich schloß die Furcht mit der Gefahr
Ein enges Bündniß; beide sind Gesellen.
J. Die Sorge nenn' ich edel, die mich warnt,
110 Den König, der mein zweiter Vater ward,
Nicht tückisch zu betrügen, zu berauben.
P. Der Deinen Bruder schlachtet, dem entfliehst Du.
J. Es ist derselbe, der mir Gutes that.
P. Das ist nicht Undank, was die Noth gebeut.
J. Es bleibt wohl Undank; nur die Noth entschuldigt's. 115
P. Vor Göttern und vor Menschen Dich gewiß.
J. Allein mein eigen Herz ist nicht befriedigt.
P. Zu strenge Ford'rung ist verborgner Stolz.
J. Ich untersuche nicht, ich fühle nur.
P. Fühlst Du Dich recht, so mußt Du Dich verehren. 120
J. Ganz unbefleckt genießt sich nur das Herz.
P. So hast Du Dich im Tempel wohl bewahrt;
Das Leben lehrt uns, weniger mit uns
Und Andern strenge sein; Du lernst es auch.
So wunderbar ist dieß Geschlecht gebildet; 125
So vielfach ist's verschlungen und verknüpft,
Daß Keiner in sich selbst, noch mit den Andern
Sich rein und unverworren halten kann.
Auch sind wir nicht bestellt, uns selbst zu richten;
Zu wandeln und auf seinen Weg zu sehen, 130
Ist eines Menschen erste, nächste Pflicht:
Denn selten schätzt er recht, was er gethan,
Und was er thut, weiß er fast nicht zu schätzen.
J. Fast überred'st Du mich zu Deiner Meinung.
P. Braucht's Ueberredung, wo die Wahl versagt ist? 135
Den Bruder, Dich, und einen Freund zu retten,
Ist nur Ein Weg; fragt sich's, ob wir ihn gehn?
J. O laß mich zaudern! denn Du thätest selbst
Ein solches Unrecht keinem Mann gelassen,
Dem Du für Wohlthat Dich verpflichtet hieltest. 140
P. Wenn wir zu Grunde gehen, wartet Dein
Ein härt'rer Vorwurf, der Verzweiflung trägt.
Man sieht, Du bist nicht an Verlust gewohnt,
Da Du, dem großen Uebel zu entgehn,
Ein falsches Wort nicht einmal opfern willst. 145
J. O trüg' ich doch ein männlich Herz in mir,
Das, wenn es einen kühnen Vorsatz hegt,
Vor jeder andern Stimme sich verschließt!
P. Du weigerst Dich umsonst; die ehrne Hand
Der Noth gebietet, und ihr ernster Wink 150
Ist oberstes Gesetz, dem Götter selbst
Sich unterwerfen müssen. Schweigend herrscht
Des ew'gen Schicksals unberathne Schwester.
Was sie Dir auferlegt, das trage; thu',
Was sie gebeut. Das Andre weißt Du. Bald 155
Komm' ich zurück, aus Deiner heil'gen Hand
Der Rettung schönes Siegel zu empfangen.

— So schaff' uns Luft, daß, wenn die Freunde glücklich landen, wir ohne Aufschub mit dem Bild der Göttin entfliehn. Gutes prophezeiht uns Apoll, denn eh' wir die Bedingung erfüllen, daß wir die Schwester ihm nach Delphos bringen, erfüllt sich das Versprechen schon. Orest ist frei! mit dem Befreiten! führt uns, o! günst'ge Winde, hinüber nach dem langgewünschten Hafen. Lebendig wird Myzen, und Du, o Heilige, wendest durch Deine unbescholtne Gegenwart den Segen auf Atreus Haus zurück. — 88—97. Hör' ich Dich, o Bester, so wendet meine Seele, wie eine Blume der Sonne sich nachwendet, Deinen fröhlichen, muthigen Worten sich nach. O köstliche Gabe ist des Freundes tröstliche Rede, die der Einsame nicht kennt, denn langsam reift, in seinem Busen verengt, Gedank' und Entschluß, den die glückliche Gegenwart des Liebenden bald entwickelt. — 98—103. fehlt in Hs. — 104. 105. Doch zieht, wie schnelle, leichte Wolken über die Sonnen, mir noch eine Bangigkeit vor der Seele vorüber. — 106—108. Zage nicht. Nur in der Furcht ist die Gefahr. — 109—111. Nicht Furcht, ein edles Gefühl macht mir bange. Den König, der mich gastfreundlich aufnahm, beraub' ich und betrüg' ich. — 112. Den beraubst Du, der Deinen Bruder zu schlachten gebot? — 113. Es ist eben der, und eine Wohlthat wird durch übles Bezeigen nicht ausgelöscht. — 116. Die gültigste Entschuldigung hast Du. — 117. Vor Andern wohl, doch mich beruhiget sie nicht. — 118—120. fehlen in Hs. — 121. Ganz unbefleckt ist nun die Seele ruhig. — 123. 124. Vor Menschen ist das halbbefleckte rein. — Nach 133 folgt in Hdsch.: So fährt der wohl, der seine Seele fragt. — Pyl.: Wenn sie den nächsten Weg zur That ihm zeigt, dann hör' er sie. Hält sie ihn aber mit Zweifeln und Verdacht, dann geb' er anderm festen Rath ein Ohr. — 141. 142. Wenn wir verloren sind, wem ist das Unrecht? O wäge nicht, befest'ge Deine Seele. — 149—157. Vergebens sträubst Du Dich gegen die Nothwendigkeit, die Dir auferlegt, was Du zu thun hast. Weis' Jedermann zurück aus diesen Hain, die geheimnißvolle Entsühnung ist ein gültiger Vorwand. — In den Tiefen des alten Waldes geh' ich Oresten halben Weges entgegen, vielleicht bedarf er mein. Vorsichtig will ich wiederkehren und vernehmen, was weiter geschehen ist. Bedenke, daß hier außer Dir Niemand gebietet, und gebrauch's. Du hältst das Schicksal Aller noch in Händen, daß nicht aus Weichlichkeit es Dir entschlüpfe!

Fünfter Auftritt.

Iphigenie. Ich muß ihm folgen: denn die Meinigen
Seh' ich in dringender Gefahr. Doch ach!
Mein eigen Schicksal macht mir bang' und bänger.
O soll ich nicht die stille Hoffnung retten,
5 Die in der Einsamkeit ich schön genährt?
Soll dieser Fluch denn ewig walten? Soll
Nie dieß Geschlecht mit einem neuen Segen
Sich wieder heben? — Nimmt doch Alles ab!
Das beste Glück, des Lebens schönste Kraft
10 Ermattet endlich! Warum nicht der Fluch?
So hofft' ich denn vergebens, hier verwahrt,
Von meines Hauses Schicksal abgeschieden,
Dereinst mit reiner Hand und reinem Herzen
Die schwer befleckte Wohnung zu entsühnen.
15 Kaum wird in meinen Armen mir ein Bruder
Vom grimm'gen Uebel wundervoll und schnell
Geheilt; kaum naht ein lang' erflehtes Schiff,
Mich in den Port der Vaterwelt zu leiten:
So legt die taube Noth ein doppelt Laster
20 Mit ehrner Hand mir auf: das heilige,
Mir anvertraute, viel verehrte Bild
Zu rauben und den Mann zu hintergehn,
Dem ich mein Leben und mein Schicksal danke.
O daß in meinem Busen nicht zuletzt
25 Ein Widerwillen keime! der Titanen
Der alten Götter tiefer Haß auf Euch,
Olympier, nicht auch die zarte Brust
Mit Geierklauen fasse! Rettet mich,
Und rettet Euer Bild in meiner Seele!
30 Vor meinen Ohren tönt das alte Lied —
Vergessen hatt' ich's und vergaß es gern —
Das Lied der Parcen, das sie grausend sangen,
Als Tantalus vom gold'nen Stuhle fiel:
Sie litten mit dem edlen Freunde; grimmig
35 War ihre Brust, und furchtbar ihr Gesang.
In unsrer Jugend sang's die Amme mir
Und den Geschwistern vor, ich merkt' es wohl.
Es fürchte die Götter
Das Menschengeschlecht!
40 Sie halten die Herrschaft
In ewigen Händen,
Und können sie brauchen,
Wie's ihnen gefällt.
Der fürchte sie doppelt,
45 Den je sie erheben!
Auf Klippen und Wolken
Sind Stühle bereitet
Um goldene Tische.
Erhebet ein Zwist sich;
50 So stürzen die Gäste,
Geschmäht und geschändet,
In nächtliche Tiefen,
Und harren vergebens,
Im Finstern gebunden,
55 Gerechtes Gerichtes.
Sie aber, sie bleiben
In ewigen Festen
An goldenen Tischen.
Sie schreiten vom Berge
60 Zu Bergen hinüber:
Aus Schlünden der Tiefe
Dampft ihnen der Athem
Erstickter Titanen,
Gleich Opfergerüchen,
65 Ein leichtes Gewölke.
Es wenden die Herrscher
Ihr segnendes Auge
Von ganzen Geschlechtern,
Und meiden, im Enkel
70 Die eh'mals geliebten,
Still redenden Züge
Des Ahnherrn zu sehn.
So sangen die Parcen;
Es horcht der Verbannte,
75 In nächtlichen Höhlen
Der Alte die Lieder,
Denkt Kinder und Enkel,
Und schüttelt das Haupt.

Fünfter Aufzug.

Erster Auftritt.

Thoas. Arkas.

Arkas. Verwirrt muß ich gestehn, daß ich nicht weiß,
Wohin ich meinen Argwohn richten soll.
Sind's die Gefangnen, die auf ihre Flucht
Verstohlen sinnen? Ist's die Priesterin,
5 Die ihnen hilft? Es mehrt sich das Gerücht;
Das Schiff, das diese beiden hergebracht,
Sei irgend noch in einer Bucht versteckt.
Und jenes Mannes Wahnsinn, diese Weihe,
Der heil'ge Vorwand dieser Zög'rung, rufen
10 Den Argwohn lauter und die Vorsicht auf.
Thoas. Es komme schnell die Priesterin herbei!
Dann geht, durchsucht das Ufer scharf und schnell
Vom Vorgebirge bis zum Hain der Göttin.
Verschonet seine heil'gen Tiefen, legt
15 Bedächt'gen Hinterhalt und greift sie an;
Wo Ihr sie findet, faßt sie, wie Ihr pflegt.

V. 4—10. fehlt in Hd. — 11—14. Vergebens hofft' ich still verwahrt bei meiner Göttin den alten Fluch über unser Haus verklingen zu lassen und durch Gebet und Reinheit die Olympier zu versöhnen. — 16. fehlt in Hd. — 23—29. Wenn ich mit Betrug und Raub beginne, wie will ich Segen bringen, und wo will ich enden? Ach, warum scheint der Undank mir, wie tausend Andern, nicht ein leichtes unbedeutendes Vergehn! — 30—37. Es sangen die Parzen ein grausend Lied, als Tantal fiel vom goldnen Stuhl, die Alten litten mit ihrem Freund. Ich hört' es oft! In meiner Jugend sagt's eine Amme uns Kindern vor. — 40. Sie haben Macht. — 41. fehlt in Hd. — 42. und brauchen sie, — 44—48. Der fürchte sie mehr, den sie erheben! Auf schroffen Klippen stehn ihre Stühle um den goldenen Tisch. — 49—55. Erhebt sich ein Zwist, so stürzt der Gast unwiederbringlich in's Reich der Nacht, und ohne Gericht liegt er gebunden in der Finsterniß. — 56—65. Sie aber lassen sich's ewig wohl sein am goldnen Tisch. Von Berg zu Bergen schreiten sie weg, und aus der Tiefe dampft ihnen des Riesen erstickter Muth, gleich andern Opfern, ein leichter Rauch. — 66—72. Von ganzen Geschlechtern wenden sie weg ihr segnend Aug', und hassen im Enkel die ehmals geliebten und nun verworfenen Züge des Ahnherrn. — 73—78. So sangen die Alten, und Tantal horcht' in seiner Höhle, denkt seiner Kinder und seiner Enkel und schüttelt das Haupt.

Fünfter Aufzug. I. 1—10. Verwirrt gesteh' ich, o Herr, daß ich meinem Verdacht keine Richtung zu geben weiß, ob diese Gefangenen auf ihre Flucht heimlich sinnen, oder ob die Priesterin ihnen Vorschub thut? Es geht ein Gerücht, man habe am Ufer Gewaffnete gesehn, und der Wahnsinn des Menschen, die Weihe und der Aufschub, sind verschiedentlich auszulegen, nachdem man argwöhnt, streng' oder gelinde.

Zweiter Auftritt.

Thoas. (allein.) Entsetzlich wechselt mir der Grimm im Busen;
Erst gegen sie, die ich so heilig hielt;
Dann gegen mich, der ich sie zum Verrath
Durch Nachsicht und durch Güte bildete.
5 Zur Sklaverei gewöhnt der Mensch sich gut
Und lernet leicht gehorchen, wenn man ihn
Der Freiheit ganz beraubt. Ja, wäre sie
In meiner Ahnherrn rohe Hand gefallen,
Und hätte sie der heil'ge Grimm verschont:
10 Sie wäre froh gewesen, sich allein
Zu retten, hätte dankbar ihr Geschick
Erkannt und fremdes Blut vor dem Altar
Vergossen, hätte Pflicht genannt,
Was Noth war. Nun lockt meine Güte
15 In ihrer Brust verweg'nen Wunsch herauf.
Vergebens hofft' ich, sie mir zu verbinden;
Sie sinnt sich nun ein eigen Schicksal aus.
Durch Schmeichelei gewann sie mir das Herz;
Nun widersteh' ich der: so sucht sie sich
20 Den Weg durch List und Trug, und meine Güte
Scheint ihr ein alt verjährtes Eigenthum.

Dritter Auftritt.

Iphigenie. Thoas.

Iphigenie. Du forderst mich! was bringt Dich zu uns her?
Thoas. Du schiebst das Opfer auf; sag' an, warum?
I. Ich hab' an Arkas Alles klar erzählt.
T. Von Dir möcht' ich es weiter noch vernehmen.
5 I. Die Göttin gibt Dir Frist zur Ueberlegung.
T. Sie scheint Dir selbst gelegen, diese Frist.
I. Wenn Dir das Herz zum grausamen Entschluß
Verhärtet ist: so solltest Du nicht kommen!
Ein König, der Unmenschliches verlangt,
10 Find't Diener g'nug, die gegen Gnad' und Lohn
Den halben Fluch der That begierig fassen;
Doch seine Gegenwart bleibt unbefleckt.
Er sinnt den Tod in einer schweren Wolke,
Und seine Boten bringen flammendes
15 Verderben auf des Armen Haupt hinab;
Er aber schwebt durch seine Höhen ruhig,
Ein unerreichter Gott, im Sturme fort.
T. Die heil'ge Lippe tönt ein wildes Lied.
I. Nicht Priesterinn! nur Agamemnons Tochter.
20 Der Unbekannten Wort verehrtest Du;
Der Fürstin willst Du rasch gebieten? Nein!
Von Jugend auf hab' ich gelernt gehorchen,
Erst meinen Eltern und dann einer Gottheit,
Und folgsam fühlt' ich immer meine Seele
Am schönsten frei; allein dem harten Worte, 25
Dem rauhen Ausspruch eines Mannes mich
Zu fügen, lernt' ich weder dort noch hier.
T. Ein alt Gesetz, nicht ich, gebietet Dir.
I. Wir fassen ein Gesetz begierig an,
Das unsrer Leidenschaft zur Waffe dient. 30
Ein andres spricht zu mir, ein älteres,
Mich Dir zu widersetzen, das Gebot,
Dem jeder Fremde heilig ist.
T. Es scheinen die Gefangnen Dir sehr nah
Am Herzen: denn vor Antheil und Bewegung 35
Vergissest Du der Klugheit erstes Wort,
Daß man den Mächtigen nicht reizen soll.
I. Red' oder schweig' ich, immer kannst Du wissen,
Was mir im Herzen ist und immer bleibt.
Löst die Erinnerung des gleichen Schicksals 40
Nicht ein verschloßnes Herz zum Mitleid auf?
Wie mehr denn meins! In ihnen seh' ich mich.
Ich habe vor'm Altare selbst gezittert,
Und feierlich umgab der frühe Tod
Die Knieende; das Messer zuckte schon, 45
Den lebenvollen Busen zu durchbohren;
Mein Innerstes entsetzte wirbelnd sich,
Mein Auge brach, und — ich fand mich gerettet.
Sind wir, was Götter gnädig uns gewährt,
Unglücklichen nicht zu erstatten schuldig? 50
Du weißt es, kennst mich, und Du willst mich zwingen!
T. Gehorche Deinem Dienste, nicht dem Herrn.
I. Laß ab! beschönige nicht die Gewalt,
Die sich der Schwachheit eines Weibes freut.
Ich bin so frei geboren, als ein Mann. 55
Stünd' Agamemnons Sohn Dir gegenüber,
Und Du verlangtest, was sich nicht gebührt:
So hat auch Er ein Schwert und einen Arm,
Die Rechte seines Busens zu vertheid'gen.
Ich habe Nichts, als Worte, und es ziemt 60
Dem edlen Mann, der Frauen Wort zu achten.
T. Ich acht' es mehr, als eines Bruders Schwert.
I. Das Loos der Waffen wechselt hin und her:
Kein kluger Streiter hält den Feind gering.
Auch ohne Hülfe gegen Trutz und Härte 65
Hat die Natur den Schwachen nicht gelassen.
Sie gab zur List ihm Freude, lehrt' ihn Künste;
Bald weicht er aus, verspätet und umgeht.
Ja der Gewaltige verdient, daß man sie übt.
T. Die Vorsicht stellt der List sich klug entgegen. 70
I. Und eine reine Seele braucht sie nicht.
T. Sprich unbehutsam nicht Dein eigen Urtheil.
I. O sähest Du, wie meine Seele kämpft,

II. 9. fehlt in Hd. — 10—21. sie wäre froh gewesen, und hätte für ihr eigen Schicksal gedankt, und hätte sich gar gerne mit fremdem Blute zum Leben jährlich wieder aufgewaschen. Güte lockt jeden verwegenen Wunsch herauf. Vergebens, daß Du Menschen durch sie Dir zu verbinden hoffst; ein Jeder sinnt sich nur ein eigen Schicksal aus. Zur Schmeichelei verwöhnt man sie, und widersteht man der zuletzt, so suchen sie den Weg durch List und Trug. Verjährte Güte gibt ein Recht, und Niemand glaubt, daß er dafür zu danken hat.

III. 2. Des Opfers Aufschub ist wichtig genug, daß ich Dich selbst darum befrage, — 5. Was hab' ich mehr zu sagen, als daß die Götter Dir Frist geben, zu bedenken, was Du thust. — 16. 17. „ruhig — Gott“ fehlt in Hd. — 18. Wie ist die sanfte, heilige Harfe umgestimmt! — 34—37. Es scheinen die Gefangenen Dir besonders angelegen; denn Du vergißt, daß man ꝛc. — 39. was ich denke. — 56. womit Du ein wehrloses Weib zu zwingen denkst. — 60. 61. Worte, und es ist edel, hoch einer Frauen Wort zu achten. — 64. fehlt in Hd. — Nach 71 folgt: Ich hab' sie nicht gebraucht und werd' es nie. — 72. Versprich nicht mehr, als Du zu halten denkst.

Ein bös Geschick, das sie ergreifen will,
75 Im ersten Anfall muthig abzutreiben!
So steh' ich denn hier wehrlos gegen Dich?
Die schöne Bitte, den anmuth'gen Zweig,
In einer Frauen Hand gewaltiger,
Als Schwert und Waffe, stößest Du zurück:
80 Was bleibt mir nun, mein Inn'res zu vertheid'gen?
Ruf' ich die Göttin um ein Wunder an?
Ist keine Kraft in meiner Seele Tiefen?
T. Es scheint, der beiden Fremden Schicksal macht
Unmäßig Dich besorgt. Wer sind sie, sprich,
85 Für die Dein Geist gewaltig sich erhebt?
J. Sie sind — sie scheinen — für Griechen halt' ich sie.
T. Landsleute sind es? und sie haben wohl
Der Rückkehr schönes Bild in Dir erneut?
J. (nach einigem Stillschweigen.) Hat denn zur unerhörten That der Mann
90 Allein das Recht? Drückt denn Unmögliches
Nur Er an die gewalt'ge Heldenbrust?
Was nennt man groß? Was hebt die Seele schaudernd
Dem immer wiederholenden Erzähler,
Als was mit unwahrscheinlichem Erfolg
95 Der Muthigste begann? Der in der Nacht
Allein das Heer des Feindes überschleicht,
Wie unversehen eine Flamme wüthend
Die Schlafenden, Erwachenden ergreift,
Zuletzt gedrängt von den Ermunterten
100 Auf Feindes Pferden, doch mit Beute kehrt,
Wird der allein gepriesen? der allein,
Der einen sichern Weg verachtend kühn
Gebirg' und Wälder durchzustreifen geht,
Daß er von Räubern eine Gegend säub're?
105 Ist uns Nichts übrig? Muß ein zartes Weib
Sich ihres angebornen Rechts entäußern,
Wild gegen Wilde sein, wie Amazonen
Das Recht des Schwerts Euch rauben und mit Blute
Die Unterdrückung rächen? Auf und ab
110 Steigt in der Brust ein kühnes Unternehmen:
Ich werde großem Vorwurf nicht entgehn,
Noch schwerem Uebel, wenn es mir mißlingt;
Allein Euch leg' ich's auf die Kniee! Wenn
Ihr wahrhaft seid, wie Ihr gepriesen werdet;
115 So zeigt's durch Euern Beistand und verherrlicht
Durch mich die Wahrheit! Ja, vernimm, o König,
Es wird ein heimlicher Betrug geschmiedet;
Vergebens fragst Du den Gefangnen nach;
Sie sind hinweg und suchen ihre Freunde,
120 Die mit dem Schiff' am Ufer warten, auf.
Der ältste, den das Uebel hier ergriffen
Und nun verlassen hat — es ist Orest,
Mein Bruder, und der andre sein Vertrauter,
Sein Jugendfreund, mit Namen Pylades.
Apoll schickt sie von Delphi diesem Ufer 125
Mit göttlichen Befehlen zu, das Bild
Dianens wegzurauben und zu ihm
Die Schwester hinzubringen, und dafür
Verspricht er dem von Furien Verfolgten,
Des Mutterblutes Schuldigen, Befreiung. 130
Uns Beide hab' ich nun, die Ueberbliebnen
Von Tantals Haus', in Deine Hand gelegt:
Verdirb uns — wenn Du darfst.
T. Du glaubst, es höre
Der rohe Scythe, der Barbar, die Stimme
Der Wahrheit und der Menschlichkeit, die Atreus, 135
Der Grieche, nicht vernahm?
J. Es hört sie Jeder,
Geboren unter jedem Himmel, dem
Des Lebens Quelle durch den Busen rein
Und ungehindert fließt. — Was sinnst Du mir,
O König, schweigend in der tiefen Seele? 140
Ist es Verderben? so tödte mich zuerst!
Denn nun empfind' ich, da uns keine Rettung
Mehr übrig bleibt, die gräßliche Gefahr,
Worein ich die Geliebten übereilt
Vorsätzlich stürzte. Weh'! ich werde sie 145
Gebunden vor mir sehn! Mit welchen Blicken
Kann ich von meinem Bruder Abschied nehmen,
Den ich ermorde? Nimmer kann ich ihm
Mehr in die vielgeliebten Augen schaun!
T. So haben die Betrüger künstlichdichtend 150
Der lang' Verschloßnen, ihre Wünsche leicht
Und willig Glaubenden, ein solch' Gespinnst
Um's Haupt geworfen!
J. Nein! o König, nein!
Ich könnte hintergangen werden; diese
Sind treu und wahr. Wirst Du sie anders finden, 155
So laß sie fallen und verstoße mich,
Verbanne mich zur Strafe meiner Thorheit
An einer Klippeninsel traurig Ufer.
Ist aber dieser Mann der langerflehte,
Geliebte Bruder: so entlaß uns, sei 160
Auch den Geschwistern, wie der Schwester, freundlich.
Mein Vater fiel durch seiner Frauen Schuld,
Und sie durch ihren Sohn. Die letzte Hoffnung
Von Atreus Stamme ruht auf ihm allein.
Laß mich mit reinem Herzen, reiner Hand 165
Hinübergehn und unser Haus entsühnen.
Du hältst mir Wort! — Wenn zu den Meinen je
Mir Rückkehr zubereitet wäre, schwurst
Du mich zu lassen; und sie ist es nun.
Ein König sagt nicht, wie gemeine Menschen, 170
Verlegen zu, daß er den Bittenden
Auf einen Augenblick entferne; noch
Verspricht er auf den Fall, den er nicht hofft:
Dann fühlt er erst die Höhe seiner Würde,
Wenn er den Harrenden beglücken kann. 175

76—79. gegen Dich, denn die schöne Bitte, ein anmuthiger Zweig, in einer Frauen Hand gegeben statt des Schwerts, ist auch von Dir unlustig weggewiesen. — 85. Denn nicht gemeines Verlangen schwingt Deine Seele. — 87. 88. Landsleute! Du wünschest Deine Rückkehr wohl mit ihrer? — 93. „dem immer wiederholenden" fehlt in Hd. — 102. 103. Weg verachtend, den unsichren wählt, 105—108. Und muß ein Weib, wie eine Amazone, ihr Geschlecht verläugnen, das Recht &c. — 117—129. Ein Betrug gegen Dich ist auf der Bahn; ich habe die Gefangenen, statt sie zu bewachen, hinweggeschickt, den Weg der Flucht zu suchen. Ein Schiff harrt in den Felsenbuchten am See, das Zeichen ist gegeben und es macht sich wohl. Dann kommen sie zurück, hieher, wir haben abgeredet, zusammen mit dem Bilde Deiner Göttin zu entfliehn. — 133—136. Du weißt daß Du mit einem Barbaren sprichst, und traust ihm zu, daß er der Wahrheit Stimme vernimmt? — 137—139. Dem ein edles Herz, von Göttern entsprungen, den Busen wärmt. — 146. 147. kann der Bruder von der Schwester Abschied nehmen! — 149. „den ich ermorde?" — fehlt in Hd. — 155. Dießmal bin ich's nicht. Wenn sie Betrüger sind, — 170—175. Ein König verspricht, um Bittende los zu werden, nicht wie gemeine Menschen auf den Fall, den er nicht hofft; ihn freut es, wenn er ein Versprechen erfüllen kann.

T. Unwillig, wie sich Feuer gegen Wasser
Im Kampfe wehrt und gischend seinen Feind
Zu tilgen sucht, so wehret sich der Zorn
In meinem Busen gegen Deine Worte.
180 J. O laß die Gnade, wie das heil'ge Licht
Der stillen Opferflamme, mir umkränzt
Von Lobgesang und Dank und Freude lodern.
T. Wie oft besänftigte mich diese Stimme!
J. O reiche mir die Hand zum Friedenszeichen.
185 T. Du forderst viel in einer kurzen Zeit.
J. Um Gut's zu thun, braucht's keiner Ueberlegung.
T. Sehr viel! denn auch dem Guten folgt das Uebel.
J. Der Zweifel ist's, der Gutes böse macht.
Bedenke nicht; gewähre, wie Du's fühlst.

Vierter Auftritt.

Orest gewaffnet. Die Vorigen.

Orest (nach der Scene gekehrt.) Verdoppelt Eure Kräfte! Haltet sie
Zurück! Nur wenig Augenblicke! Weicht
Der Menge nicht, und deckt den Weg zum Schiffe
Mir und der Schwester.
(Zu Iphigenien, ohne den König zu sehen.)
Komm, wir sind verrathen.
5 Geringer Raum bleibt uns zur Flucht. Geschwind!
(Er erblickt den König.)
T. (nach dem Schwerte greifend.) In meiner Gegenwart führt ungestraft
Kein Mann das nackte Schwert.
J. Entheiliget
Der Göttin Wohnung nicht durch Wuth und Mord.
Gebietet Euerm Volke Stillstand, höret
10 Die Priesterin, die Schwester.
O. Sage mir!
Wer ist es, der uns droht?
J. Verehr' in ihm
Den König, der mein zweiter Vater ward!
Verzeih' mir, Bruder; doch mein kindlich Herz
Hat unser ganz Geschick in seine Hand
15 Gelegt. Gestanden hab' ich Euern Anschlag
Und meine Seele vom Verrath gerettet.
O. Will er die Rückkehr friedlich uns gewähren?
J. Dein blinkend Schwert verbietet mir die Antwort.
O. (der das Schwert einsteckt.) So sprich! Du siehst, ich horche Deinen Worten.

Fünfter Auftritt.

Die Vorigen. Pylades. Bald nach ihm Arkas, beide mit bloßen Schwertern.

Pylades. Verweilet nicht! Die letzten Kräfte raffen
Die Unsrigen zusammen; weichend werden
Sie nach der See langsam zurückgedrängt.
Welch' ein Gespräch der Fürsten find' ich hier!
Dieß ist des Königes verehrtes Haupt! 5
Arkas. Gelassen, wie es Dir, o König, ziemt,
Stehst Du den Feinden gegenüber. Gleich
Ist die Verwegenheit bestraft; es weicht
Und fällt ihr Anhang, und ihr Schiff ist unser.
Ein Wort von Dir, so steht's in Flammen. 10
T. Geh!
Gebiete Stillstand meinem Volke! Keiner
Beschädige den Feind, so lang' wir reden.
(Arkas ab.)
O. Ich nehm' es an. Geh', sammle, treuer Freund,
Den Rest des Volkes; harret still, welch' Ende
Die Götter unsern Thaten zubereiten. 15
(Pylades ab.)

Sechster Auftritt.

Iphigenie. Thoas. Orest.

Iphigenie. Befreit von Sorge mich, eh' Ihr zu sprechen
Beginnet. Ich befürchte bösen Zwist,
Wenn Du, o König, nicht der Billigkeit
Gelinde Stimme hörest, Du, mein Bruder,
Der raschen Jugend nicht gebieten willst. 5
Thoas. Ich halte meinen Zorn, wie es dem Aeltern
Geziemt, zurück. Antworte mir! Womit
Bezeugst Du, daß Du Agamemnons Sohn
Und Dieser Bruder bist?
O. Hier ist das Schwert,
Mit dem er Troja's tapfre Männer schlug. 10
Dieß nahm ich seinem Mörder ab, und bat
Die Himmlischen, den Muth und Arm, das Glück
Des großen Königes mir zu verleihn,
Und einen schönern Tod mir zu gewähren.
Wähl' Einen aus den Edlen Deines Heers, 15
Und stelle mir den Besten gegenüber.
So weit die Erde Heldensöhne nährt,
Ist keinem Fremdling dieß Gesuch verweigert.
T. Dieß Vorrecht hat die alte Sitte nie
Dem Fremden hier gestattet. 20
O. So beginne
Die neue Sitte denn von Dir und mir!
Nachahmend heiliget ein ganzes Volk

---

187. Sehr viel, ob aus dem Guten Böses nicht entspringe! — 188. Zweifel schadet dem Guten mehr, als der Böse selbst.

IV. 1. „Verdoppelt Eure Kräfte!" fehlt in Hd. — 9. 10. Gebietet den Eurigen Stillstand und hört mich an!

V. 7—9. gegenüber. Wenig fehlt, so ist ihr Anhang überwältigt. Ihr Schiff ist unser — 11. 12. Gebiete den Meinen Stillstand; es harr' Jeder ohne Schwertstreich auf mein Wort.

VI. 6. 7. Vor allen Dingen, denn den Aeltern ziemt's, den ersten Zorn anzuhalten, womit rc. — 10. mit dem er Troja umgekehrt. — 12—14. die Götter um seinen Muth und Arm, um das Glück seiner Waffen und einen schönen Tod. — 22. 23. Seltne Thaten werden durch Jahrhunderte nachahmend

Die edle That der Herrscher zum Gesetz.
Und laß mich nicht allein für unsre Freiheit,
25 Laß mich, den Fremden, für die Fremden kämpfen.
Fall' ich, so ist ihr Urtheil mit dem meinen
Gesprochen; aber gönnet mir das Glück
Zu überwinden, so betrete nie
Ein Mann dieß Ufer, dem der schnelle Blick
30 Hülfreicher Liebe nicht begegnet, und
Getröstet scheide Jeglicher hinweg!

T. Nicht unwerth scheinest Du, o Jüngling, mir
Der Ahnherrn, deren Du Dich rühmst, zu sein.
Groß ist die Zahl der edeln, tapfern Männer,
35 Die mich begleiten; doch ich stehe selbst
In meinen Jahren noch dem Feinde, bin
Bereit, mit Dir der Waffen Loos zu wagen.

J. Mit nichten! Dieses blutiges Beweises
Bedarf es nicht, o König! Laßt die Hand
40 Vom Schwerte! Denkt an mich und mein Geschick.
Der rasche Kampf verewigt einen Mann:
Er falle gleich, so preiset ihn das Lied.
Allein die Thränen, die unendlichen,
Der überbliebnen, der verlaßnen Frau,
45 Zählt keine Nachwelt und der Dichter schweigt
Von tausend durchgeweinten Tag- und Nächten,
Wo eine stille Seele den verlornen,
Raschabgeschiednen Freund vergebens sich
Zurückzurufen bangt und sich verzehrt.
50 Mich selbst hat eine Sorge gleich gewarnt,
Daß der Betrug nicht eines Räubers mich
Vom sichern Schutzort reiße, mich der Knechtschaft
Verrathe. Fleißig hab' ich sie befragt,
Nach jedem Umstand mich erkundigt, Zeichen
55 Gefordert, und gewiß ist nun mein Herz.
Sieh' hier an seiner rechten Hand das Maal
Wie von drei Sternen, das am Tage schon,
Da er geboren ward, sich zeigte, das
Auf schwere That mit dieser Faust zu üben
60 Der Priester deutete. Dann überzeugt
Mich doppelt diese Schramme, die ihm hier
Die Augenbraue spaltet. Als ein Kind
Ließ ihn Elektra, rasch und unvorsichtig
Nach ihrer Art, aus ihren Armen stürzen.
65 Er schlug auf einen Dreifuß auf. — Er ist's. —
Soll ich Dir noch die Aehnlichkeit des Vaters,
Soll ich das inn're Jauchzen meines Herzens
Dir auch als Zeugen der Versich'rung nennen?

T. Und hübe Deine Rede jeden Zweifel
70 Und bändigt' ich den Zorn in meiner Brust:
So würden doch die Waffen zwischen uns
Entscheiden müssen; Friede seh' ich nicht.
Sie sind gekommen, Du bekennest selbst,
Das heil'ge Bild der Göttin mir zu rauben.
75 Glaubt Ihr, ich sehe dieß gelassen an?
Der Grieche wendet oft sein lüstern Auge
Den fernen Schätzen der Barbaren zu,
Dem goldnen Felle, Pferden, schönen Töchtern;
Doch führte sie Gewalt und List nicht immer
80 Mit den erlangten Gütern glücklich heim.

O. Das Bild, o König, soll uns nicht entzweien!
Jetzt kennen wir den Irrthum, den ein Gott
Wie einen Schleier um das Haupt uns legte,
Da er den Weg hierher uns wandern hieß.
85 Um Rath und um Befreiung bat ich ihn
Von dem Geleit der Furien; er sprach:
„Bringst Du die Schwester, die an Tauris Ufer
Im Heiligthume wider Willen bleibt,
Nach Griechenland, so löset sich der Fluch."
90 Wir legten's von Apollens Schwester aus,
Und er gedachte Dich! Die strengen Bande
Sind nun gelös't; Du bist den Deinen wieder,
Du Heilige, geschenkt. Von Dir berührt,
War ich geheilt; in Deinen Armen faßte
95 Das Uebel mich mit allen seinen Klauen
Zum letztenmal, und schüttelte das Mark
Entsetzlich mir zusammen; dann entfloh's,
Wie eine Schlange zu der Höhle. Neu
Genieß' ich nun durch Dich das weite Licht
100 Des Tages. Schön und herrlich zeigt sich mir
Der Göttin Rath. Gleich einem heil'gen Bilde,
Daran der Stadt unwandelbar Geschick
Durch ein geheimes Götterwort gebannt ist,
Nahm sie Dich weg, Dich, Schützerin des Hauses;
105 Bewahrte Dich in einer heil'gen Stille
Zum Segen Deines Bruders und der Deinen.
Da alle Rettung auf der weiten Erde
Verloren schien, gibst Du uns Alles wieder.
Laß Deine Seele sich zum Frieden wenden,
110 O König! Hind're nicht, daß sie die Weihe
Des väterlichen Hauses nun vollbringe,
Mich der entsühnten Halle wiedergebe,
Mir auf das Haupt die alte Krone drücke!
Vergilt den Segen, den sie Dir gebracht,
115 Und laß des nähern Rechtes mich genießen!
Gewalt und List, der Männer höchster Ruhm,
Wird durch die Wahrheit dieser hohen Seele
Beschämt, und reines kindliches Vertrauen
Zu einem edlen Manne wird belohnt.

J. Denk' an Dein Wort, und laß durch diese
120 Rede
Aus einem g'raden treuen Munde Dich

— zum Gesetz geheiligt, — 24—31 fehlt in Hd. — Nach 33 folgt in Hd.: Ich habe keine Söhne, die ich Dir stellen kann. — 44. des zurückbleibenden Verwaisten — 47—49. wo eine große Seele den einzigen Abgeschiedenen vergebens zurückruft. — 50—55. Mir ist selbst viel daran gelegen, daß ich nicht betrogen werde, daß mich nicht irgend ein frevelhafter Räuber vom sichern Schutzort in die böse Knechtschaft bringe. — Ich habe Beide um den mindesten Umstand ausgefragt, und redlich sie befunden. — 65. 66. fehlen in Hd. — 67. 68. Ich will Dir nicht das betrügliche Jauchzen meines innersten Herzens auch als ein Zeichen der Versicherung geben. — Nach 68 folgt in Hd.: „Siebenter Auftritt. Pylades kommt zurück; bald nach ihm Arkas. Vorige." — 69—72. Wenn auch dieß allen Zweifel hübe, seh' ich doch nicht, wie ohne der Waffen Ausspruch wir enden können. — 75. Es möchte Einem wohl schwer fallen, den Anschlag zu vollführen. — 79. 80. Doch haben sie nicht immer durch Gewalt und List gesiegt. — 82—84. Es war ein Irrthum, den wir, und besonders mein Freund in unsrer Seele befestigt. — 85. 86. Als nach der Mutter unglücklichem Tode mich die Furien unabläßig verfolgten, fragt' ich bei'm Delphischen Apoll um Rath und um Befreiung. — 87—89. Bringst Du die Schwester, so war seine Antwort, vom taurischen Gestade mir her nach Delphos, so wird Diana Dir gnädig sein, Dich aus der Hand der Unterirdischen retten. — Nach 115 folgt in Hd.: Vergib uns unsern Anschlag, unsre Künste. — 116—119. Gewalt und List, der Männer höchster Ruhm, sind durch die schöne Wahrheit, durch das kindliche Vertrauen beschämt. — 120. 121. Denk' an Dein Wort, und höre diese Rede, die aus einem Munde kommt, der treu ist und grad.

Bewegen! Sieh' uns an! Du hast nicht oft
Zu solcher edlen That Gelegenheit.
Versagen kannst Du's nicht; gewähr' es bald.
125 T. So geht!
J. Nicht so, mein König! Ohne Segen,
In Widerwillen, scheid' ich nicht von Dir.
Verbann' uns nicht! Ein freundlich Gastrecht walte
Von Dir zu uns: so sind wir nicht auf ewig
Getrennt und abgeschieden. Werth und theuer,
130 Wie mir mein Vater war, so bist Du's mir,
Und dieser Eindruck bleibt in meiner Seele.
Bringt der Geringste Deines Volkes je
Den Ton der Stimme mir in's Ohr zurück,
Den ich an Euch gewohnt zu hören bin,
Und seh' ich an dem Aermsten Eure Tracht: 135
Empfangen will ich ihn, wie einen Gott,
Ich will ihm selbst ein Lager zubereiten,
Auf einen Stuhl ihn an das Feuer laden,
Und nur nach Dir und Deinem Schicksal fragen.
O geben Dir die Götter Deiner Thaten 140
Und Deiner Milde wohlverdienten Lohn!
Leb wohl! O wende Dich zu uns und gib
Ein holdes Wort des Abschieds mir zurück!
Dann schwellt der Wind die Segel sanfter an,
Und Thränen fließen lindernder vom Auge 145
Des Scheidenden. Leb' wohl! und reiche mir
Zum Pfand der alten Freundschaft Deine Rechte.
T. Lebt wohl!

Nachträge.

Albrecht von Haller.

(zu Seite 1.)

I. Trauerode,

beim Absterben seiner geliebten Mariane.

1. Soll ich von Deinem Tode singen?
O Mariane! welch' ein Lied!
Wenn Seufzer mit den Worten ringen,
Und ein Begriff den andern flieht.
Die Lust, die ich an Dir gefunden,
Vergrößert jetzund meine Noth;
Ich öffne meine Herzenswunden,
Und fühle nochmals Deinen Tod.

2. Doch meine Liebe war zu heftig,
Und Du verdienst sie allzuwohl,
Dein Bild bleibt in mir allzukräftig,
Als daß ich von Dir schweigen soll.
Es wird im Ausdruck meiner Liebe
Mir Etwas meines Glückes neu;
Als wenn von Dir mir Etwas bliebe,
Ein zärtlich Abbild unsrer Treu'.

3. Nicht Reden, die der Witz gebieret,
Nicht Dichterklagen fang' ich an;
Nur Seufzer, die ein Herz verlieret,
Wann es sein Lied nicht fassen kann.
Ja, meine Seele will ich schildern,
Von Lieb' und Traurigkeit verwirrt,
Wie sie, ergötzt in Trauerbildern,
In Kummerlabyrinthen irrt.

4. Ich seh' Dich noch, wie Du erblaßtest,
Wie ich verzweifelnd zu Dir trat,
Wie Du die letzten Kräfte faßtest
Um noch Ein Wort, das ich erbat.
O Seele voll der reinsten Triebe!
Wie ängstig warst Du für mein Leid!
Dein letztes Wort war Huld und Liebe,
Dein letztes Thun Gelassenheit.

5. Wo flieh' ich hin? in diesen Thoren
Hat jeder Ort, was mich erschreckt!
Das Haus hier, wo ich Dich verloren;
Der Tempel dort, der Dich bedeckt;
Hier Kinder — ach! mein Blut muß lodern
Beim zarten Abdruck Deiner Zier,
Wann sie Dich stammelnd von mir fordern;
Wo flieh' ich hin? ach! gern zu Dir.

6. O soll mein Herz nicht um Dich weinen?
Hier ist kein Freund Dir nah, als ich.
Wer riß Dich aus dem Schooß der Deinen?
Du ließest sie, und wähltest mich.
Ein Vaterland, das Dir gewogen,
Verwandtschaft, die Dir liebreich war,
Dem Allem hab' ich Dich entzogen;
Wohin zu eilen? auf die Bahr.

7. Dort in den bittern Abschiedsstunden,
Wie Deine Schwester an Dir hing,
Wie, mit dem Land gemach verschwunden,
Sie unserm letzten Blick entging; —
Sprachst Du zu mir mit holder Güte,
Die mit gelaßner Wehmuth stritt:
Ich geh' mit ruhigem Gemüthe,
Was fehlt mir? Haller kömmt ja mit.

8. Wie kann ich ohne Thränen denken

122. 123. fehlen in Hd. — 129—131. abgeschieden. Ich halte Dich so werth, als man den zweiten Vater halten kann, und so soll's bleiben. — 140. 141. O geben Dir's die Götter leuchtend, wie Du's verdienst! 142—145. O wende Dich und gib für unsern Segen den Deinigen zurück. Ein holdes Wort des Abschieds! Sanfter schwellt der Wind die Segel, und lindernde Thränen lösen sich gefälliger vom Auge 2c.

Aeltere Lesarten. **1.** 7. meines Herzens Wunden, — **3.** 1. Geist gebiert, — 3. Herze führet. — **7.** 1. Dort in der bittern Abschiedsstunde, — 3. Wie nach und nach das Land verschwunde, — 4. Und uns ihr bester Blick entging.

An jenen Tag, der Dich mir gab?
Noch jetzt mischt Lust sich mit dem Kränken,
Entzückung löst mit Wehmuth ab.
Wie zärtlich war Dein Herz im Lieben,
Das Schönheit, Stand und Gut vergaß,
Und mich, so arm ich mich beschrieben,
Allein nach meinem Herzen maß.
9. Wie bald verließest Du die Jugend,
Und flohst die Welt, um mein zu sein;
Du miedst den Weg gemeiner Tugend,
Und warest schön für mich allein.
Dein Herz hing ganz an meinem Herzen,
Und sorgte nicht für Dein Geschick;
Voll Angst bei meinen kleinsten Schmerzen,
Entzückt auf einen frohen Blick.
10. Ein nie am Eiteln fester Wille,
Der sich nach Gottes Fügung bog;
Vergnüglichkeit und sanfte Stille,
Die weder Muth noch Leid bewog;
Ein Vorbild kluger Zucht an Kindern,
Ein ohne Blindheit zartes Herz;
Ein Herz, gemacht mein Leid zu lindern,
War meine Lust, und ist mein Schmerz.
11. Ach! herzlich hab' ich Dich geliebet,
Weit mehr, als ich Dir kund gemacht,
Mehr, als die Welt mir Glauben giebet,
Mehr, als ich selbst vorhin gedacht.
Wie oft, wenn ich Dich innigst küßte,
Erzitterte, mein Herz und sprach:
Wie! wenn ich sie verlassen müßte! —
Und heimlich folgten Thränen nach.
12. Ja, mein Betrübniß soll noch währen,
Wann schon die Zeit die Thränen hemmt,
Das Herz kennt andre Arten Zähren,
Als die die Wangen überschwemmt.
Die erste Liebe meiner Jugend,
Ein innig Denkmal Deiner Huld,
Und die Verehrung Deiner Tugend,
Sind meines Herzens stete Schuld.
13. Im dicksten Wald bei finstern Buchen,
Wo Niemand meine Klage hört,
Will ich Dein holdes Bildniß suchen,
Wo Niemand mein Gedächtniß stört.
Ich will Dich sehen, wie Du gingest,
Wie traurig, wenn ich Abschied nahm;
Wie zärtlich, wenn Du mich umfingest;
Wie freudig, wenn ich wieder kam.
14. Auch in des Himmels tiefen Fernen,
Will ich im Dunkeln nach Dir sehn,
Und forschen jenseits allen Sternen,
Die unter Deinen Füßen drehn.
Dort wird jetzt Deine Unschuld glänzen,
Vom Licht verklärter Wissenschaft.
Dort schwingt sich aus den alten Gränzen
Der Seele neu entbundne Kraft.
15. Dort lernst Du Gottes Licht gewöhnen,
Sein Rath wird Seligkeit für Dich;
Du mischest mit der Engel Tönen
Dein Lied und ein Gebet für mich.
Du lernst den Nutzen meines Leidens,
Gott schlägt des Schicksals Buch Dir auf:
Dort steht die Absicht unsers Scheidens
Und mein bestimmter Lebenslauf.
16. Vollkommenste! die ich auf Erden
So stark und doch nicht gnug geliebt;
Wie liebenswürdig wirst Du werden,
Nun Dich ein himmlisch Licht umgibt!
Mich überfüllt ein brünstig Hoffen,
O! sprich zu meinem Wunsch nicht Nein!
O! halt' die Arme für mich offen!
Ich eile, ewig Dein zu sein.

Johann Adolf Schlegel.

(zu Seite 33.)

II. Gottes Größe in den Meeren.

1. Gott! Herrscher! groß in allen Landen,
Du bist auch in den Meeren groß.
Seit sie auf Dein Geheiß entstanden,
Wie viel umfaßt ihr weiter Schooß!
Gewässer deckten noch die Erde,
Als sie auf Dein gebietend: Werde!
Zuerst dem Nichts entfliegen war;
Du sprachst: daß Erd' und Meer sich scheide!
Du sprachst — des Erdballs Eingeweide
Gerieth in Arbeit und gebar.
2. Schnell stürmten tobende Vulkane
Aus dem Gewässer sich herauf,
Die neuentstand'nen Oceane
Nahm ein vertiefter Abgrund auf.
Welttheile hoben sich und streckten
Weit sich dahin, und Ufer deckten
Sie vor der Fluthen Ueberfall.
Umsonst, daß sie nun trotzig schwellen!
Es bricht die Macht der stolzen Wellen
Der Felsenketten steiler Wall.
3. Seht dort, als Eiland abgerissen,
Ein Land, das Völker nähren kann!
Und das soll stets Bewohner missen,
Verschlossen von dem Ocean?
Doch der führt selbst hin zum Besitze
Ein Volk, das seine Schätze nütze,
Und sichert ihm sein Eigenthum,
Verknüpft mit Völkern heißer Zonen
Des Nordpols ferne Nationen,
Und tauscht der Länder Reichthum um.
4. Wer konnte wohl den Menschen lehren,
Verrätherischer See zu traun?
Wer lehrt ihn, mitten auf den Meeren
Sich ein beweglich Haus zu baun?

— **8.** 5. Wie ungemein war Deine Liebe! — 7. so arm ich selbst mich schriebe, — **9.** 2. Und miedst die Welt — 3. Du wichst vom Weg — **14.** 1. tiefsten Formen, — 2. Will ich bei Nachte nach Dir sehn, — 3. Und forschen weiter, als die Sternen, — **16.** 4. Wann Dich, — 7. O halte Deine Armen offen! —

Die weite Kluft kühn zu verachten,
Die gränzenlose Meere machten,
Gabst Du, Gott, selber ihm den Muth.
Mit ausgespanntem Segel eilte
Das Schiff gleich Pfeilen, und zertheilte
Vom Wind beflügelt, schnell die Fluth.
5. Bebt, Schiffer! Ach, Ihr werdet sterben!
Schon wälzen Wasserberge sich.
Auf ihnen wälzt sich das Verderben,
Jetzt, schwankes Schiff, begräbt es Dich.
Der Tod braust in des Meeres Tiefen,
Die erst so still und tückisch schliefen,
Nun desto schrecklicher zu sein.
Der Fluthen siedendes Getümmel
Wirft bald das Schiff hinauf zum Himmel,
Bald in den Abgrund tief hinein.
6. Der bleichen Schiffer Kniee wanken,
Sie taumeln trunken ohne Rath;
Sie gleichen den bestürzten Kranken,
Zu denen sich der Tod schon naht.
Sie schrein: „Jetzt wird das Meer uns decken!“
Schon reißen ihnen Angst und Schrecken
Die Ruder aus der matten Hand.
Dich flehn sie an. Du wirst ihr Retter;
Du stillst, o Gott, den Krieg der Wetter,
Und bringst sie lebend an das Land.
7. Da sich die Himmel nicht mehr schwärzen,
Wagt sich der Wallfisch frei hervor;
Und er, gewohnt im Meer zu scherzen,
Schnaubt scherzend Ströme hoch empor.
Wo, als Orkane grimmig stürmten,
Sich Wellen hoch auf Wellen thürmten,
Da spielen sanfte Wogen hin.
Ihr Völker, gebet Gott die Ehre,
Der, groß an Macht, auch durch die Meere
Euch zuruft: „Betet an! Ich bin!“

Johann Friedrich Freiherr von Cronegk.

(zu Seite 35.)

II. Die Ruhe.

1. Die See durchstürmt ein wildes Sausen,
Der Abgrund brüllt, die Wellen brausen,
Und Hoffnung, Stern und Kunst vergehn.
Die Schiffer zittern, sie erblassen,
Und wollen, was sie kühn verlassen,
Die Ruhe nun vom Pol erflehn.
Ein Held sieht unter blut'gen Kriegen
Der eignen Wuth mit Schrecken zu;
Er steht, er seufzt, vergißt das Siegen,
Und fleht den Himmel um die Ruh'.
2. Doch, wenn die Wünsche zu erfüllen,
Sich die erzürnten Stürme stillen,
So sucht der Schiffer frische Noth.
Es eilt, noch matt vom vor'gen Streite,
Nach neuem Sieg, nach neuer Beute
Der Held von Neuem in den Tod.
O Ruhe! Gut, nach dem wir trachten,
Auch da noch, wenn wir vor Dir fliehn!
Du lehrest sie den Tod verachten;
Sie fliehen Dich, Dir nachzuziehn.
3. Hier liegt ein Fürst in goldnen Ketten,
Um den, ihn von Gefahr zu retten,
Ein Heer Trabanten dienstbar wacht.
Er wachet ängstlich, mißvergnüget,
Stöhnt nach dem Schlaf, der ihn betrüget,
Durchsinnt, durchseufzt die lange Nacht.
Die Unruh' dringt in's inn're Zimmer;
Er sucht die Ruhe, die ihn flieht,
Und wacht noch, wenn Aurorens Schimmer
An der Gebirge Spitzen glüht.
4. Dort läßt ein Schäfer seine Glieder
Auf schlechtes Moos unachtsam nieder;
Sein Geist ist stille, wie das Feld,
Wo nur der West das Laub durchspielet,
Das nun, von sanftem Thau gekühlet,
Des Mondes blasser Schein erhellt.
Kein Schattenbild von trübem Kummer
Macht, daß sein ruhig Herz erschrickt;
Kein eitler Wunsch verstört den Schlummer,
In dem er Doris noch erblickt.
5. Die Ruhe flieht erhabne Schlösser;
Sie flieht das drohende Gewässer;
Sie flieht vor Reichthum und vor Pracht.
Sie flieht vor kühner Krieger-Haufen;
Um Kronen ist sie nie zu kaufen;
Sie trotzet der Tyrannen Macht.
Sie wohnt vergnügt mit stillen Sitten
Viel lieber in dem Schäferstand,
In niedern, aber treuen Hütten,
An heitrer Bäche sicherm Strand.
6. Als unschuldsvoll zufriedne Hirten
Noch ungestört in Hainen irrten,
Da war der Wald der Sitz der Treu'.
Vergnügen war die Pflicht der Erde;
Ein Jeder führte seine Herde,
Von Ehrgeiz und Gewinnsucht frei.
Sein Leben floß voll stiller Freude;
Der Tod kam spät, doch nie verhaßt.
Sein Königreich war seine Weide,
Und seine Hütte sein Palast.
7. Noch brachten nicht verkaufte Seelen
Ein schädlich Erz aus ird'schen Höhlen,
Und Gold (noch schädlicher) an's Licht!
Der Kriegsposaunen Donnerstimme
Erhitzte nicht zu wildem Grimme,
Durchschmetterte die Luft noch nicht.
Kein stürm'scher Strom von blut'gen Kriegen
Durchbrauste noch das sichre Feld;
Der Unschuld ruhiges Vergnügen
Beglückte noch die Schäferwelt.
8. Die ersten schönsten Seltenheiten
Der schnell verschwundnen goldnen Zeiten
Entwichen mit dem Schäferstand.
Dort hat Asträa wohnen müssen,
Eh' sie, den Sterblichen entrissen,
Zur wohlverdienten Qual verschwand.
Dann floh, verjagt durch Gold und Eisen,
Die Ruh', der Erde bestes Glück;

Nur bringt sie heimlich wahren Weisen
Die stille goldne Zeit zurück.
9. Ein Weiser, der, vom Wahn entfernet,
Um wohl zu leben, sterben lernet,
Um wohl zu sterben, weislich lebt,
In sich gesenkt, mit sich zufrieden,
Wird nie mit Flehn den Pol ermüden;
Er hat, wornach ein andrer strebt.
Die Tugend dient sich selbst zum Lohne;
Sie ist's allein, die uns erhöht:
Und der hat mehr, als eine Krone,
Der sie verdienet und verschmäht.
10. Der ist ein König, der regieret,
Der der Begier den Zügel führet,
Und den Gefahr und Tod nicht schreckt;
Mit gleicher Stirn, bei heiterm Himmel,
Und wenn mit brausendem Getümmel
Der Stürme Zorn den Tag versteckt;
Es stürzen auf der Vorsicht Winken:
Des Weltgebäudes Pfeiler ein:
Er wird, wenn alle Wellen sinken,
Auf ihren Trümmern muthig sein.

11. Der Erdball, der, von Gott regieret,
Jetzt seinen Lauf getreu vollführet,
Wird in den Flammen untergehn;
Die Sterne springen aus dem Gleise:
Fallt, Berge, fallt! Doch er, der Weise,
Bleibt fest und unerschrocken stehn.
Gewölbte Himmel, Ihr stürzt nieder;
Die Sonn' erlischt, der Mond zerfällt;
Es kömmt das alte Chaos wieder:
Gott winket — es vergeht die Welt.
12. Was seh' ich? Nacht und Wolken fliehen!
Was seh' ich? Neue Sonnen glühen,
Und neue Wellen wälzen sich!
Posaunen rufen zum Gerichte . . . .
Es blitzt! Die Nacht entweicht dem Lichte.
O Weisheit, ich erblicke Dich!
Du eilst, der nahen Donner Streichen
Der Wahrheit Freunde zu entziehn.
Dann wirst Du Deine Hand uns reichen,
Und mit uns durch die Sphären fliehn!

Justus Friedrich Wilhelm Zachariä.

(zu Seite 37.)

II. Der Phaeton.

Erster Gesang.

Singe, Muse, den Unfall von einer verwegenen Gräfin,
Die es gewagt, Neptunische Rosse mit männlichem Muthe
Zu regieren; vom Phaeton aber, obgleich nicht beschädigt,
In den See gestürzt, den jetzt noch ihr Name verewigt.
5 Die Du den Dichter beseelst, der bald die Schlachten der Mäuse
Ueber die Erde trompetet; und bald die Locke Belindens
Unter die Sterne versetzt; begeist're mich, komische Muse;
Oder Du, noch mächt'ger, wie sie, Du, meine Seline!
Und der Oberste Tromm saß hoch im elastischen Lehnstuhl;
10 Fühlte die Stahlfedern nicht und den sybaritischen Polster;
Hörte nicht des melodischen Cimbels harmonische Klänge,
Noch die süße Stimme von seiner Tochter, Diana.
Eine gefürchtete Furie peitschte mit Geißeln von Schlangen
Lange den Alten schon: Podagra heißt ihr schrecklicher Name.
15 Seine Füße lagen in Betten und dicken Verbänden,
Und ein knotichter Stock unterstützte die sinkenden Arme.
Ach! nun dacht' er zurück an seine gewonnenen Schlachten
Ueber den Roßschweif der Türken, und über des Galliers Fahnen!
Noch mehr dacht' er zurück an seine gewonnenen Schlachten,
20 Ueber die Mädchens der Freude, die holden Braunen und Blonden.
Denn sie hatten, das wußt' er, so wie die feurigen Weine,
Seinen Körper verderbt, und Gift in die Füße gejaget.
Zweimal schon hatte der Mittag die gelbe Dirne gebraten,
Und den durstigen Landmann zum frischen Becher gelocket;
25 Zweimal schon drehten umsonst sich fett gemästete Hühner,
Enten, und langgeschnäbelte Schnepfen, und Puter, ums Feuer.
Denn der Oberste schrie für Schmerz, wie Mars, und Zehntausend,
Und man durfte für ihn die trauernde Tafel nicht decken.
Aber als jetzt zum drittenmale der Mittag sich nahte,
30 Sprach des Alten Tochter, Diana, zu Hannchen der Zofe:

Neue Ausgabe. I. 10. und sybaritische P. — 12. Noch den süßen Gesang — 16. Stock ward sinkenden Armen zur Stütze.

„Nimm die zitternden Schwämme, die heute mir Peter, der Kuhhirt,
Aus dem Walde gebracht. Das einzige, welches mein Vater
Etwa im Schmerze noch ißt, und hol' mir aus meiner Kommode,
Wo Kornetten und Hemder und Schürzen bei Dutzenden liegen,
35 Eine häusliche Schürze, und folge mir nach in die Küche,
Denn ich will dem Vater dieß Essen selber bereiten."
Da schlug Hannchen voll Schmerz die niedlichen Marmorhände
Ueber dem Kopfe zusammen, und sprach mit weinender Stimme:
„Meine gnädige Comtesse, nur eine feindliche Gottheit
40 Schafft in dem Herzen voll Großmuth so stolze verwegne Gedanken!
Also wollen Sie selber hin in das unterste Stockwerk?
In die Küche, so tief hinab zu dem flammenden Feuer,
Welches die Schönheit verderbt und alle Farbe verwüstet?
Und Sie schreckt nicht der beißende Rauch, der die strahlenden Augen
45 Röthet? und wird der Geruch vom Eingeweide der Enten
Ihre gnädige Nase trotz des Rappee nicht erfüllen?
Ach! warum wollen wir denn zu schmutzigen Köchinnen sinken,
Und vor schwarzen Gesichtern der Küchenjungen erschrecken!
Ist denn nicht Brandiß, der Koch, aus einer fürstlichen Küche?
50 Wird er nicht eben so gut, als wir, die Schwämme bereiten?"
Also sprach sie vergebens. Denn unter den zärtlichen Klagen
Hatte die Gräfin sich schon mit einer Schürze gewaffnet;
Und sie lachte voll Hoheit, und sprach: „Komm, folge mir, Feige!"
Alsbald stiegen sie beide hinab in der Küche Gewölber,
55 Gleich dem beherzten Ulyss', und gleich dem frommen Eneas,
In die brüllende Hölle voll Glut und prasselnder Flammen.
Wahrlich! schreckliche Bilder! An einen Bratspieß geschmiedet,
Drehte der schelmische Konrad, ein andrer Ixion, den Braten.
Karpfen lagen allhier mit aufgerissenen Bäuchen,
60 Schwammen in eigenem Blut, und schnappten nach eignen Gedärmen.
Kochender Essig wird bald wild über die Floßfedern strömen,
Und die glänzende Schuppe mit Himmelsfarbe sich färben.
Eine glühende Magd streift mit blutgierigen Fäusten
Einem Hasen das Fell voll Grausamkeit über die Ohren.
65 Ach! er wird sie nicht mehr am blumichten Abhang spitzen,
Wird nicht mehr als die Zierde der Rammler im Sprunge sich zeigen.
Brandiß, der Wüthrich, und Koch, war dieser Hölle Beherrscher,
Und war reich und gemästet durch Marter und Qualen der Thiere.
Unrechtmäßig war er mit weißen Kleidern geschmücket,
70 Denn der Nacht Liverei gebührte dem Plutus zu tragen.
Eine zackigte Gabel regiert' er in grimmigen Händen,
Und im Gürtel trug er ein scharfes mördrisches Messer.
Alles bückte sich tief, als jetzt die himmlische Schönheit
Sich dem Feuerherd naht; sie ruft dem Koch, voll Erstaunen
75 Sieht er die Gräfin vor sich stehn, und sinkt ihr zu Füßen,
Hört ihr Verlangen hierauf, und küßt ihr zitternd die Schürze.
Alsbald faßt er selber mit harten Händen in's Feuer,
Legt die glühenden Brände zurecht und spielt mit den Bränden.
Also reitet im Feuer ein Waghals auf flammenden Balken,
80 Wärmt sich am krachenden Haus, und senget die gelbe Perücke.
Oder ein kühner Physikus faßt die elektrische Stange,
Fordert den Donner heraus, und leitet in Funken den Blitz ab.
Wellen von Butter verschlangen nunmehr die sprudelnden Schwämme,
Und es strahlte voll Glut der Gräfin purpurne Wange,
85 Obgleich Hannchens zitternde Hand mit dem Schnupftuch sie schirmte.
Und nun war es vollbracht. Auf einem silbernen Teller
Raucht das hohe Gericht, und wartet, verzehret zu werden.
Etwas hatte der nagende Schmerz den Alten verlassen,
Und sein Magen fing an, nach einem Ragout sich zu sehnen;
90 Als sich Diana zu ihm mit ihrem Pilzengerichte
Voller Zärtlichkeit naht, und so holdselig ihn anredt:
„Gnäd'ger Herr Vater, wie sehr hat meine Seele gezittert,
Und des Podagra Wuth vor Sie gewiß mit gefühlet!
Aber dieses ist nun der dritte Mittag, da Brandiß

— 31. Nimm die frischesten Schw. — 36. Denn dem Vater will ich dieß E. 2c. — 39. Meine schöne Gebieterin, nur — 40. Schafft in Deiner verwogenen Brust so stolze 2c. — 41. Welche Gräfin waget sich wohl zum untersten Stockwerk — 42. zum flammenden — 43. welcher — 44. fehlt, — 45. Wird der alte Geruch 2c. — 46. Deine hochadlige Nase trotz alles Rappee — 47. Laß uns, o Schöne, doch nicht zu 2c. — 48. Und vor dem schwarzen — 58. der schwitzende Kunz — 70. dem Pluto — 72. Und am G. — 92. Theurester Vater, — 93. vor Dich

95 Seine besten Künste vergeblich verschwendet, und trauert,
Daß die Schnepfe nicht schmeckt, und die Pastete verschmäht wird.
Doch ich hoffe mit Recht, Sie werden Ihr Leibgericht essen,
Das ich mit eigenen Händen für meinen Vater bereitet."
Dieses sagte sie. Lächelnde Freude verschönert den Alten,
100 Und sein silbernes lockigtes Haar umzittert das Haupt ihm.
Zärtlich sprach er zu ihr: „Du hast es glücklich errathen,
Meine geliebte Diana, was ich zu essen gewünschet!
Und mein Traum wird erfüllt, mir hat von Schwämmen geträumet.
Keine Pariserpastete, noch Schnepfen und bunte Forellen
105 Könnten mich in Versuchung führen mit Wollust zu essen;
Aber Champignons, Champignons! theuerste Tochter, die ess' ich,
Oder ich hieße nicht Hans! Wo sind sie? Man decke die Tafel."
Schleunig setzten zween Diener, in ihren Röcken voll Borden,
Eine Tafel gedeckt vor den ermunterten Alten;
110 Und es traten herein der Informator der Gräfin,
Und die hagre Französin, und nahmen Platz an der Tafel.
Ein gehörnter Kapaun ward in der silbernen Schale
Aufgetragen, und badete sich in der kräftigen Suppe;
Von dem eignen Gebeine kräftig, ihm selbst nicht genießbar;
115 Einem Geizhals gleich in ungebrauchtem Vermögen.
Eine Pastete kam auch von Haselhühnern, und dampfte
Wollust und süßen Geruch; und ein halbwüchsigter Hase,
Bunter mit Specke gespickt, als ein Pedante mit Griechisch.
Auch Forellen hielten den Schwanz in zähnvollen Rachen;
120 Aber sie wird bald getrost der Informator verzehren,
Welcher in seinen Magen mit Fluthen von Wein sie hinabschwemmt.
Jetzo schmeckte mit Lust der Alte die herrlichen Pilzen,
Und ein gnädiger Beifall bekrönte die Kochkunst Dianens.
In dem süßen Affekt befahl er, zur Freude der Gäste,
125 Eine Flasche Tokayer aus seinem Keller zu holen.
Als sie kam, da füllt' er selbst die krystallnen Gläser,
Trank auf Dianens Gesundheit, und sprach dem Podagra Hohn zu.
Auch der Informator goß jetzt auf der gnädigen Gräfin
Hohes Wohlsein den theuern Tokayer gewaltig hinunter,
130 Wie ein Strom im Gebirge, Kunstwerke zu treiben, hinabfließt.
Voller Freuden umarmt der Alte noch einmal die Tochter,
Sagte: „Du hast mich gelabt; mein Podagra hat mich verlassen.
Bitte nun, was Du nur willst, von Deinem gütigen Vater;
Feierlich schwör' ich Dir zu, ich halt' es, so wahr ich Hans Tromm bin."
135 Dieses war sein größester Schwur, so wie bei den Göttern
Ehmals der Styx. Die Gräfin verfärbte bescheiden die Wangen,
Und stand auf, und verneigte sich tief, und sprach zu dem Vater:
„Wenn Sie mich lieben, und Ihre Diana nicht unwerth der Liebe
Eines Helden sein soll, der wider die Türken gestritten;
140 Wenn es wahr ist, was Sie mir oft mit Beifall versichert,
Daß kein Junge noch je so gut zu Pferde gesessen,
So erlauben Sie mir, daß, wenn die morgende Sonne
Meinen Geburtstag bestrahlt, ich ohne männliche Hülfe
Mit dem Phaeton fahre, mit welchem noch Niemand gefahren,
145 Und in dem Stalle dazu die Pferde mir selber erwähle."
Dieses sagte sie. Traurig zerriß der Alte den Schlafrock
Und die Französin schlug sich vor ihren breternen Busen.
„Kind des Unglücks, was bittest Du mich! (versetzte der Alte)
Konntest Du anders denn Nichts, als schwarze Gefahren verlangen?
150 Mädchen zu sein ist Dein Schicksal, Du bittest nicht, als ein Mädchen.
Was Du bittest, ist groß, und für die kindischen Jahre
Und die schwache weibliche Hand nur allzugefährlich!
Selber zu fahren, ist schwer. Nur ich allein, und Andreas
Können die Pferde regieren, die Du zu lenken gedenkest.
155 Warum wurdest Du nicht zum wilden Jungen geboren!
Aber Du bist ganz das Bild von Deiner heroischen Mutter,
Eine tapfre Serini, die mich in's Schlachtfeld begleitet,
Und durch die wilde rasende Luft, mit Hengsten zu fahren,
Früher ihr Leben verlor — soll ich nun Dich auch verlieren?"
160 Also sprach er; und Thränen flossen in finstere Runzeln,

— 97. Du werdest Dein — 98. für Dich, mein Vater, — 109. vor ihnen ermunterten — 111. und setzten mit ihm sich zur Tafel. — 120. Doch bald wird sie getrost — 121. Der sie mit Fluthen von Wein in seinen Magen hinabschwemmt. — 137. Wenn Du mich liebst, und Deine Diana — 140. was Du mir — 142. So erlaube mir, Vater, daß, — 154. zu lenken vermeinest.

Wie der zerschmelzende Schnee in braunen Furchen versieget.
„Aber, mein Vater, (erhub die junge Gräfin die Stimme)
Warum fürchten Sie sich, da ich mich selber nicht fürchte?
Hab' ich von Jugend auf nicht auf wilden Pferden geritten,
165 Auf dem spanischen Gaul, und auf dem ungrischen Klepper?
Oder ist es so schwer, mit einem Wagen zu fahren?
Bin ich denn nicht auf der Jagd schon oft Ihr Kutscher gewesen?
Aber Sie wollen nur nicht den neuen Phaeton wagen!
O vertraun Sie mir ihn, ich bring' ihn schadlos zurücke."
170 Also sprach sie, und schwieg; und ihre blühende Jugend,
Und der Schönheit Gewalt überreden den furchtsamen Vater.
„Nun, es sei Dir erlaubt, ich habe geschworen, und halt' es.
Nimm den Phaeton hin, und wähle Dir selber die Pferde,
Die am willigsten sind. Doch weiter sollst Du nicht fahren,
175 Als auf's Gut Amalienburg zu Deiner Cousine."
Alsbald küßt ihm entzückt die junge Heldin die Hände,
Neigt sich vor ihm, und fliegt davon, um Anstalt zu machen.
Und vergebens ruft sie der Informator zur Schule
Und die Französin zur Arbeit; sie eilt, und suchet ihr Hannchen.

Zweiter Gesang.

„Hannchen! Hannchen!" erscholl der Gräfin liebliche Stimme;
Hannchen rufte die Wand, und Hannchen rufte das Echo.
Endlich erschien sie. Sie hielt in ihren fleißigen Händen
Einen embrionischen Strumpf, zur Hälfte geboren,
5 Dessen andere Hälfte nur in der Idee existirte.
„Freue Dich! (sagte die Gräfin) ist nicht mein Vater recht gütig?
Ganz allein läßt er mich im neuen Phaeton fahren.
Morgen will ich im hohen Triumph mit wiehernden Rossen
Meine Cousine besuchen, und in dem fliegenden Trabe
10 Wie ein Sturmwind daherziehn, daß von dem donnernden Rade
In den schütternden Fenstern die Scheiben erbeben sollen.
Mache mir Alles zurecht am Amazonenhabite,
Und bereite Dich selber mit mir zur lust'gen Spazierfahrt."
Und die Zofe ward blaß, so daß ihr der Strumpf aus der Hand fiel,
Und sie vor Schrecken verstummte. „Hilf, Himmel! (versetzte sie endlich) 15
Hör' ich's, oder täuscht mich ein Traum? Sie werden ein Kutscher,
Wollen sich, einem Waghals gleich, im Phaeton fahren,
Und bedenken es nicht, in was vor Gefahren Sie rennen?
Aber rennen Sie hin. Doch ich, ich liebe mein Leben,
Und ich verlange noch nicht, so jung mich rädern zu lassen." — 20
„O Du feiges, weibliches Herz, (versetzte die Gräfin)
Bist Du denn besser, als ich? Und wer will, Thörin, Dich rädern?
Fahr' unbekümmert mit mir, und nimm zum schlechten Geschenke
Dieses mohrne Kleid, das ich nur drei Mal getragen." —
Muth und Freude goß sich in Hannchens verkaufte Seele. 25
Von dem Geschenke der Gräfin bekehrt, erhebet sie schmeichelnd
Ihren heroischen Muth, und spricht mit prahlenden Worten:
„Könnt' ich, gnädige Gräfin, Sie wohl verlassen? Mit Freuden
Folg' ich Ihnen nach Rom, nach Lappland, und wo Sie hin wollen!
Fahren Sie zu! Sie werden so gut den Phaeton führen, 30
Als Andreas ihn führt, der alte, mürrische Schnurrbart."
Also sagt sie. Diana schießt die Treppe hinunter,
Und ihr Achates, ihr Hannchen mit ihr zum wiehernden Stalle.
An der Pforte des Stalles empfing sie der Kutscher Andreas;
That sein Pferdemaul auf, und grüßte die gnäd'ge Comtesse. 35
Huldreich dankt' ihm die Gräfin mit einem bezaubernden Lächeln,
Und sie trat in den prächtigen Stall, von Hannchen begleitet.
Pferde standen allhier in langgeordneten Reihen,
Die den güldenen Hafer aus muschelförmigen Krippen
Fraßen; jegliches Roß war von dem andern gesondert, 40
Und ein dorischer Pfeiler sprach seinen bedeutenden Namen.

— 163. fürchtest Du Dich? — 167. Bin ich nicht oft auf der Jagd Dein kühner 2c. — 168. Vater, Du willst nur 2c. — 169. O vertraue mir ihn, — 171. besiegen den 2c. — 175. Deiner Verwandtin. —

II. 5. Dessen völliges Sein noch in der Zukunft verhüllt lag. — 6. Gräfin zu ihr) mein gütiger Vater — 7. Hat mir erlaubt, mich selbst im neuen Wagen zu fahren. — 14. Hand fällt, — 15. verstummt — 16. Traum? Gleich bärtigen Kutschern — 17. Willst Du, Gräfin, Dich selbst in einem Phaeton fahren? — 18. Was für Unglück drohet Dir nicht, in was vor Gefahren — 19. Rennest Du hin! Doch renne hinein, ich liebe mein Leben — 21. Feiges, weibliches Herz, (versetzte die muthige Gräfin) — 22. als ich? Wer will denn, Th. 2c. — 23. Laß den Sorgen nicht Raum, und nimm 2c. — 25. bestochne Seele — 28. „Könnt' ich Dich, o Gräfin, verlassen? Mit freudigem Herzen — 29. Geh' ich mit Dir in jede Gefahr. Schon seh' ich die Zügel — 30. In der sicheren Hand, Du wirst den Phaeton führen — 31. Besser als wie Andreas ihn führt, der mürrische 2c. — 41. Und ein Pfeiler von Stein sprach

Nenne die Namen, o Muse. Der wilde Centaurus, ein Springer,
Leicht auf zierlichen Schenkeln, er wiehert der Gräfin entgegen.
Ein hochmüthiger Schimmel, der gern ein Spanier sein will,
45 Zum Bastarde sich wünscht, und seine Herkunft verachtet.
Perle, mit Aepfeln gefleckt, und eine Dänische Stute,
Spitzte muthig das Ohr, und goß vom scheckigten Rücken
Einen prächtigen Schweif herab auf das marmorne Pflaster.
Muck, ein ungrischer Fuchs, prahlt mit verstümmelten Ohren,
50 Die ihm die Türken verschlitzt, und mit dem Brandmal der Feinde.
Neben ihm stampfet Faruch, ein jagdgewöhnter Polake;
Dampf braust aus der hohen, gekrümmten Nase. Die Adern
Beißt er oft selber sich auf, und wiehert Begierde zum Jagen.
Diese hatten als Sklaven noch nie vor Wagen gezogen;
55 Und verachteten stolz die andern vollen Gespanne.
Sechse, von gleicher Gestalt, mit schwarzen Köpfen und Mähnen,
Waren des Obersten bester Leibzug, und hießen die Mohren.
Doch zween weiße Hengste, weiß, wie der blendende Schnee ist,
Waren die Krone des Stalles; von spanischer Art, und so muthig,
60 Wie die Pferde der Sonne; in ihrem siebenten Jahre
Waren sie erst; man hatte beständig zugleich sie erzogen:
Castor hieß einer, und Pollux der andre. Bedeutende Namen,
Die dem edeln Paar der erste Bereiter gegeben.
Diesen naht sich Diana. Sie kannten die Stimme der Gräfin.
65 Und die Schmeicheleien von ihren reizenden Händen.
„Edelmüthige Rosse, (sprach sie) Ihr, meine Bekannten,
Meine Lieblinge, lange schon hab' ich im Herzen gewünschet,
Euer Kutscher zu sein, und Eure Nasen zu lenken.
Dieser mein Wunsch ist gewährt; mein Vater hat mir erlaubet,
70 In dem Phaeton morgen die erste Spazierfahrt zu machen.
Ich erwähl' Euch dazu, obgleich die Mohren drob murren,
Und das Purpurgeschirr, so Euch wird schmücken, beneiden.
Viel zu edel und stolz, als daß Euch Kutscher regieren,
Will ich selber Euch lenken und durch die Ebene jagen.
75 Wenn Ihr gehorsam seid, und nicht rebellisch mir durchgeht,
So versprech' ich Euch auch, daß Ihr zwölf Tage den Hafer
Ohne Heckerling fressen, und meine Lieblinge sein sollt."
Also Diana. Pollux küßt ihr gehorsam die Hände,
Und erfreut sieht Castor sich um und wiehert ihr Beifall.
Sie verließ sie, und sprach zum alten Schnurrbart Andreas: 80
„Schmiere des Phaetons Räder, denn mit der morgenden Sonne
Will ich selber mich fahren. Nimm auch die rothen Geschirre
Und polire die Schnallen und blind gewordenen Puckeln."
Voller Verwunderung sperrt Andreas den zahnlosen Mund auf.
Aber Diana geht fort, und läßt ihn in der Erstaunung 85
Dumm und gedankenlos stehn, und eilt zum Zimmer zurücke.
Jetzo warf sich die Gräfin in einen sammetnen Sessel,
Und gab für den morgenden Putz der Zofe Befehle.
„Laß' uns (sprach sie zu ihr) zu diesem wichtigen Werke
Unsere Gedanken versammeln, und lege mir Alles zurechte." 90
Und die Zofe ging hin, und nahm aus einer Commode
Ihr Amazonengewand mit hellem Grüne gefärbet.
Schimmernde Schleifen voll Lahn, und dicke goldene Trotteln
Zitterten vorn an der Brust, und streuten Strahlen in's Auge.
Einen gebietrischen Hut mit einer schimmernden Feder, 95
Wie ihn Jünglinge tragen, die an dem Ufer der Saale
Oder der leimigten Leine stolz ihre Freiheit beschützen,
Legte die Zofe dazu, der Gräfin Miene zu heben.
Auch ein männliches Hemd mit ausgebognen Manschetten,
Neue Dänische Handschuh, für Knabenhände geschaffen, 100
Legt sie ferner ihr hin nebst einer neuen Soubise.
Alles billigt die Gräfin, und wählt das Band zu den Haaren.
Perlenfarbenes Band wird von der Gräfin gewürdigt,
Zu dem morgenden Tag pechschwarze Locken zu binden.
Also lagen vor ihr unüberwindliche Waffen, 105
Herzen der Männer gefährlich, und manchem Jünglinge tödtlich.
Eben so lagen vor Dir die Waffen, stolzer Achilles,
Die Dir im heißem Vesuv der hinkende Schmiedegott stählte,
Dem Trojaner ein Donner, und tödtlich dem Sohne des Priams.

— 48. auf marmornes — 57. bester Zug — 60. Sonne; den Hafer der siebenten Erndte — 61. Fraßen sie erst; — 65. Und die schmeichelnde Hand, die ihrem Rücken so sanft that. — 66. „Ihr, großmüthige Rosse, (so sprach sie) meine x. — 67. lange schon hat Diana gewünschet, — 78. Also Diana. Ihr küßt die Hände der schmeichelnde Pollux, — 80. zum alten Kutscher Andreas: — 97. Leine die Freiheit der Musen beschützen,

110 Noch in Gedanken vertieft von ihrer morgenden Ausfahrt,
Naht sich zu ihr Herr Kahlmann, der Informator, und sagte:
„Hochgeborne Comtesse, verzeihen Sie Ihrem Verehrer,
Oder darf ich so frei sein, mich mit dem Namen zu nennen,
Ihrem Lehrer, der ganz in Unterthänigkeit stirbet,
115 Noch ein Wort der Warnung an Sie ergehen zu lassen.
Die Geschichte sagt uns von einem verwegenen Jüngling,
Einem Sohne der Sonne, dem Phaeton, welcher dem Wagen,
Den Sie morgen zu führen gedenken, den Namen gegeben;
Er vertraute zu viel auf seine Klugheit und Stärke,
120 Wollte so gut, wie Phöbus, die Himmelspferde regieren,
Aber stürzte herab vom Wagen, und brannte die Welt an,
Wie das Alles mit Mehrerm zu lesen.“ – „Mein werther Herr Kahlmann,
(Fiel ihm die Gräfin in's Wort, und lacht' ihm satyrisch in's Antlitz)
Immer sprechen Sie mir zu gelehrt. Ich weiß was Sie wollen,
125 Aber nehmen Sie nur das Wort der Warnung zurücke.
Ich bin keine Tochter des Phöbus; zu himmlischen Pferden
Will ich mich nicht versteigen; ich fahre mit irdischen Hengsten,
Und vergeblich ist es, mir meinen Entschluß zu bestreiten.“
Kahlmann machte hierauf den ehrerbietigsten Bückling,
130 Daß die Nase beinahe bis auf die Erde gestoßen.
Doch ein bedeutender Blick flog, da er wegging, auf Hannchen,
Die er lange schon liebte, zwar etwas pedantisch, doch zärtlich.
Hannchen folget ihm nach, und führt ihn an's Fenster, und sagte:
„Welch ein verwegner Entschluß! Die Gräfin ist nicht zu bewegen,
135 Sie beharret voll Eigensinn drauf, sich selber zu fahren.
Und ich soll sie begleiten! Ach, wünsch' Er mit mir, mein Geliebter,
Daß kein Unglück uns trifft; mein Herz weissaget mir Böses.“
Da ergossen sich Ströme von Thränen, und Seufzer erschollen
In den hallenden Saal, und Küsse rauschten zum Abschied.
140 Wie einander umarmend bei einem schleunigen Marsche
An den Ecken der Straßen die Krieger und Mägde sich letzen,
Ewige Treue sich schwören, und harte Fäuste sich drücken:
Also suchten sich auch die beiden Verliebten zu trösten.
Doch die silberne Schelle der Gräfin erklang, und die Zofe
145 Trocknet die Augen sich ab, und legt die Lippen in Falten.
Schon hat ihr plumper Amant sie aus dem Gesichte verloren
Und geht hin, und vergißt sie darauf bei der dampfenden Pfeife.

Dritter Gesang.

Fama posaunet indeß mit ihrer Wundertrompete,
Die der Freibeuter oft, der Pedant und der Held in den Sold nimmt,
Ueber das ganze Land aus, Diana werde sich selber
Mit heroischem Muth auf ihrem Phaeton fahren.
5 Dieses hörte der Neid, und zischte mit allen den Schlangen,
Welche sein trauriges Haupt statt einer Perücke verhüllen.
„Ist denn (sprach er) die Welt zu meiner Plage verschworen,
Und will Alles nunmehr merkwürdige Thaten verrichten?
Von den stolzen Königen an, die selber regieren,
10 Selber Schlachten gewinnen; bis auf des Parnassus Insekten
Schnaubt jetzt Alles nach Ruhm. Wie fruchtbar ist Deutschland an Helden,
Und wie fruchtbar an Dichtern, die Iliaden uns drohen!
Selbst das schöne Geschlecht ist halb zu Männern geworden.
Hüte schmücken den Kopf, und Amazonenhabite
15 Oft zu zerrissenen Hemdern gehn auf den Dörfern in Scharen.
Daß die Schöne zu Wien auf leichten Pferden dahinfliegt,
Von dem lauten Geschrei des frohen Volkes begleitet,
Hab' ich nun leider gesehn! doch soll ich auch noch erleben,
Daß, wie die Helden der Alten, die Dame selber sich fähret,
20 Und durch edeln Muth die blendende Schönheit erhebet.
Nein, ich wäre der Neid nicht, wofern ich dieß ruhig erlaubte!
Wenigstens soll doch die Lustfahrt zu einem Trauerspiel werden!“

— 111. Naht sich Kahlmann zu ihr, der Informator, — 112. Muthige Schöne, verzeih' dem größten Deiner Verehrer, — 113. Oder darf ich es wagen, mich rc. — 114. Deinem Lehrer rc. — 115. an Dich — 118. den Du morgen zu führen gedenkst, den rc. — 122. Mein Theurester Kahlmann, — 124. Welche Weisheit redet aus Dir; doch hoff' ich, die Warnung — 125. Kann Dianen nicht treffen; nimm Deine Warnung zurücke. — 136. Ach bitte, theurer Geliebter, — 144. erklinget, die Zofe

III. 2. Die Parteigänger oft und Held und Dichter in Sold nimmt, — 3. Ueber die Gegenden aus, — 18. „nun“ fehlt. — doch soll ich sogar noch rc. — 21. Nein, ich wäre nicht Neid, wofern rc. — 22. die Fahrt —

Schleunig schwinget er sich mit ausgespreiteten Flügeln
Ueber die schreckliche Höhle hinaus, die den Wütherich beherbergt.
25 Tiefe Nacht ging herab vom schwarzen, verhülleten Himmel
Ueber die niedern Hütten des eingeschlafenen Landmanns.
Jetzo gingen, erlöst von ihren ehernen Ketten,
Lange Gespenster umher, und machten die Hofhunde bellen.
Manche schreiende Eule, und mancher wahrsagende Kibitz,
30 Forderten Leichen vom Dorf; ein süßer Gesang für den Kantor,
Welcher voll Aberglauben auf häufige Leichen sich freute.
Auf dem Schloß des Barons, des treusten Verehrers der Gräfin,
Sinkt der rußige Fittig des wüthenden Neides hernieder.
Hier verwandelt er sich in einen lachenden Sylphen,
35 Und erschien dem Baron mit diesen güldenen Worten:
„Wie geruhig schläfst Du, Du schönster Sterblicher! Anmuth
Schmücket die Wang' auch im Schlaf, und Sieg die offene Stirne.
O! wie schlank ist Dein Wuchs, und o! wie hohl ist Dein Rücken,
Wenn Du zu Pferde Dich zeigst, und wenn Du zum Tanze hervortrittst.
40 Du verdienest es auch, daß eine Diana Dich liebet,
Diese Zierde der Gegend, die erste Blume der Schönheit.
Aber weißt Du auch wohl, wozu sich die Gräfin entschlossen?
Mit den wildesten Hengsten will sie im Phaeton fahren,
Selber will sie sich fahren, ohn' alle männliche Hülfe.
45 Aber dieß heißt Dich, Baron, und Deine Liebe verachten.
Raubt sie dadurch nicht Dir, und allen Männern das Vorrecht,
Das geheiligte Vorrecht, allein mit Pferden zu fahren?
Ueberläßest Du ihr die Zügel des Castor und Pollux,
O so bist Du nicht werth, die weiße Feder zu tragen,
50 Oder den rühmlichen Namen von einem Ritter zu führen!
Kannst Du gelassen es ansehn, daß sie im Phaeton glänzet;
Selbst wie Aurora sich fährt, und Männerrechte verhöhnet;
O! so kannst Du Dich nur, gleich einem Alcides, erniedern,
Und mit Demuth am Rocken von Deiner Omphale spinnen."

Also der Neid; und ließ in schweren ängstlichen Träumen 55
Den Verliebten zurück, und flog zu des Obersten Stalle.
Eben schnarchte geruhig der wachehaltende Stallknecht,
Und jetzt käuten die muthigen Rosse das nächtliche Futter.
Hier verwandelt er sich in den alten Kutscher Andreas,
Und sprach also zum Castor und zum schönmähnigten Pollux: 60
„Rosse, von span'schem Geschlecht, Ihr wißt es, daß Euch Andreas
Immer geliebt, und Euern Stammbaum getreulich bekräftigt.
Was will der Springer sich rühmen, als ob er mit Euch zu vergleichen,
Auch ein Spanier sei, und eben den Vorzug verdiene,
Den Euch der Oberste gibt, und Euch Andreas gegeben. 65
Niemals hat Euch der Knall der rothen Peitsche gezüchtigt;
Niemals hat Euch ein brausender Fluch die Ohren beleidigt.
Ja, ich darf es wohl sagen, wir haben als Freunde gelebet,
Und ich habe mit Euch so manche Stunde versprochen.
Aber, wertheste Hengste, wie seid Ihr auf einmal gefallen! 70
Einem Kinde seid Ihr als Steckenpferde geschenket!
Ja, ein Mädchen soll nun sogar die Rosse regieren,
Die der Oberste selber sich nicht zu regieren gewaget!
Wahrlich! zu schimpflich für Euch, zu schimpflich für Euern Andreas.
Wenn Ihr noch Wallachen wäret, oder nur schläfrige Stuten, 75
Wenn Ihr etwa niemals auf einer Reitbahn gewesen,
Oder wenn Euer Kutscher nicht etwa Kutscher gnug wäre!
Aber wie macht nicht mein schwarzer Bart vom Bocke Parade,
Wenn ich mit stummen Zeichen und mit dem Wink Euch regiere,
Und ein Ansehn mir gebe trotz einem fürstlichen Kutscher. 80
Warum will mich denn nun die stolze Gräfin verachten?
Will sie mehr sein, als ich, der alt bei Pferden geworden,
Und so Manchen gefahren, auf allen Nähten vergüldet?
Aber leidet es nicht, Ihr meine getreuen Gefährten,
Daß ein Kind Euch regiert: denn kann man anders sie nennen? 85

— 25. Und die Nacht hing düster herab vom wolkigen Himmel — 29. Mancher schreiende Kauz, und mancher ꝛc. — 36. Wie schläfst Du so sanft, Du Schönster der Sterblichen! — 47. Das geheiligte Recht, — 51. es sahn, — 55. Neid; er ließ — 59. in den bärtigen Kutscher — 61. Ihr wißt, daß immer Andreas — 62. Euch geliebt, — 63. Will sich der Springer wohl rühmen, — 69. verplaudert. — 72. nun die muthigen Rosse — 75. wäret, wärt Ihr nur s. St. — 76. Wärt Ihr ꝛc. — 77. nicht Kutscher zu heißen verdiente! — 78. mein waldigter Bart — 79. und mit den Augen Euch lenke, — 80. Und ansehnlicher bin, als mancher fürstliche Kutscher. — 83. Und so Manchen, verguldet auf allen Nähten, gefahren? — 84. meine getreuesten Freunde,

Werdet flüchtig mit Ihr. Sie wird vor Schrecken erblassen,
Und nicht wieder es wagen, mit Euch spazieren zu fahren."
Also sagt er, und spritzt von seinem verderbenden Gifte
Ein paar Tropfen in's Futter der sonst gehorsamen Hengste,
90 Und verschwand. Der giftige Hafer erhitzet die Rosse,
Daß sie wilder, als sonst, sich bäumen, und stampfen und wiehern.
Aber von schwarzen Träumen gefoltert, verließ schon der Freiherr
Sein damastenes Lager noch vor dem Anbruch des Morgens.
Dreimal pfiff er auf Petern mit einer durchdringenden Pfeife,
95 Daß das einsame Schloß in allen Winkeln es hörte;
Daß die Fenster erklangen, und alle Jagdhunde bellten,
Und ein räubrischer Marder, geschreckt von dem schmetternden Schalle,
Ohne die Hühner zu schmecken, auf halbem Wege sich umwand.
Peter erschien. „Gleich sattle mein Roß (befahl ihm der Jüngling,)
100 Mit dem Anbruch des Tages will ich zum Obersten jagen."
Da er beschäftiget war in größter Eil' sich zu putzen,
Und schon am gestiefelten Fuß der silberne Sporn klirrt,
Trat die Tante herein. Sie war eine betagte Matrone,
Und sie liebte so zärtlich den Freiherrn, wie Mütter nur lieben.
105 Von der schrecklichen Pfeife geweckt, verließ sie das Lager,
Sah den Freiherrn gestiefelt, und sprach: „Mein Fritz, mein Geliebter,
Sprich! wohin willst Du so früh?" „Zur Gräfin Diana," versetzt' er.
„Wie? (ruft ängstlich die Tante) noch eh' am östlichen Himmel
Sich das Morgenroth zeigt, willst Du zu Pferde Dich setzen?
110 Wenigstens hoff' ich, mein Sohn, Du wirst mit dem Trank der Levante
Dich verwahren! So macht' es Dein seliger Vater! Er ritt nicht,
Ohne Kaffee getrunken zu haben. Die Nebel sind jetzt noch
Giftig. Hast Du auch Lust, mein Sohn, zu glühendem Weine?
Willst Du Chokolate trinken? Befiehl, sie soll da sein."
115 Aber der Jüngling verbat voll Ungeduld Alles; und eilet
Von der Tante die Stufen hinab. Er schwingt sich zu Pferde,
Jagt von dannen, und Wolken von Staub' verhüllen den Jüngling.
Heiße Thränen vergießt die klagenreiche Matrone,
Und ihr quellendes Auge folgt ihm so weit, als sie sehn kann.

Vierter Gesang.

Und Aurora zog schon mit rosenfarbenen Fingern
Von der erwachenden Welt den dunkeln nächtlichen Vorhang
Duftend und glänzend trat sie daher, und tröpfelte Perlen
Auf die Erde. Die Sterne verschwanden; die schimmernden Scharen
5 Treibet Lucifer fort, und geht aus dem Himmel der Letzte.
Tief im erwachenden Dorf stand jetzt hochtönend der Kuhhirt,
Und erweckte die Dirne mit einer erschrecklichen Peitsche.
Schwarz, und roth, und scheckigt, ging jetzt die blöckende Herde
Nach dem Stoppelfeld zu, und von harmonischen Schellen
10 Schallten die Thäler, der winkende Hain, und die glänzenden Hügel,
Als der Kutscher Andreas sich in das Wagenhaus machte,
Und die Hülle vom Phaeton nahm, mit herkulischen Kräften
An die Deichsel sich stellt, und ihn allein auf den Hof fährt.
Und er stand in der Mitte des Hofs. Mit güldenem Schnitzwerk
15 War er geziert; ein Wunder der Welt. Aurora war neidisch,
Daß ihr veralteter Wagen nicht diesem Phaeton gleich kam.
Ganz im barockschen Geschmacke war er vom Künstler geschaffen.
Eine vergüldete Muschel formirte den Kasten; und hinten
Ragt aus der Muschel ein Mohr mit einem silbernen Turban,
20 Welcher einen Sonnenschirm hielt mit Drotteln und Franzen;
Ein neumodischer Himmel, der prächtig die Fahrenden deckte.
Purpurne Räder mit Laubwerk durchflochten, und leicht, wie die Räder
An dem Wagen Neptuns, von Wasserpferden gezogen,
Werden im glänzenden Sande die leichten Spuren nicht zeigen,
25 Oder auf thauigtem Gras, wie Zephir, die Spitzen kaum biegen.
Ein balsamisches Theer tränkt jetzt die durstigen Räder;
Und es feget den zarten Staub ein sträubender Borstwisch

— 102. Und am gestiefelten Fuß bereits der ꝛc. — 103. herein. Schon eine ꝛc. — 104. Liebte sie zärtlich den jungen Baron, wie ꝛc. — 107. „Sage, wohin so früh?" — 111. Dieß that Dein ꝛc. — 114. „Willst Du Choklate? Befiehl! sie soll den Augenblick dastehn." — 119. Und ihr thränender Blick folgt ihm noch lange von Fern nach.

IV. 1. Und schon zog mit rosigter Hand Aurora den Vorhang — 2. Dämmernder Wolken hinweg von wiedererwachenden Fluren. — 8. und scheckigt, und roth — 10. Schallte das Thal, der w. H., der glänzende Hügel, — 22. Laubwerk durchwebt, — 24. die flüchtigen Spuren — 25. nur biegen.

Aus den Fugen der Muschel und aus den zierlichen Speichen.
Axen werden probirt, und Linsen werden befestigt;
30 Und Andreas war fertig mit aller Arbeit am Wagen.
Plötzlich sprengt in den Hof der edelmüthige Freiherr,
Sieht den Phaeton stehn und fürchtet des Traumes Erfüllung.
„Kutscher, wer fährt in dem Wagen?“ „Die Gräfin,“ versetzte der Kutscher.
„Kann dies ihr Vater erlauben?“ sprach voll Verwund'rung der Freiherr,
35 Und der Kutscher zuckte die Achseln, und sagte Nichts weiter.
Traurig trat der Baron ins Zimmer des Alten. Er schrie ihm
Fröhlich entgegen: „Woher so früh?“ und füllte die Pfeife.
„Gnädiger Herr, (versetzt der Baron) die Gräfin zu retten,
Komm' ich hieher mit den ersten Strahlen der Morgenröthe!
40 Wie! Sie haben es ihr, sich selber zu fahren, erlaubet?
Dies ist viel! O wenn ihr nur nicht ein Unglück begegnet?
Und was treibet sie denn zu diesem verwegnen Entschlusse?
Hat sie nicht Zeitvertreib gnug? Steht nicht ein prächtiger Flügel
Auf dem Saale für sie, durch den sie uns oftmals dahin reißt,
45 Wenn sie mit englischer Stimme gleich einer Asträa zaubert?
Und stehn nicht im Closet in schön vergüldeten Bänden
Witzige Deutsche, Franzosen und Britten, nur sie zu vergnügen?
Lockt nicht die bunte Tapete, die Stickerei zu zu vollenden,
Die sie mit größtem Geschmack zu ihrer Freude gezeichnet?
50 Uns gehöret allein die Herrschaft über die Pferde;
Und in solche Gefahren muß keine Dame sich stürzen,
Liebreiz schmück' ihr holdes Gesicht und Sanftmuth die Seele.“
„Junge, Du sprichst wie ein Buch, (gab ihm der Alte zur Antwort)
Aber muß ich nicht halten, was ich so feirlich versprochen?
55 Gestern bringt mir das Mädchen, in meinen äußersten Schmerzen,
Einen Teller mit Schwämmen, die sie mir selber bereitet;
Voller Freude darob verläßt mich das Podagra. Mädchen,
Sprach ich, bitte von Deinem Vater das, was Du verlangest;
Ich erfüll es, und schwur dabei, so wahr ich Hans Tromm bin.
60 Siehe, da bittet das Mädchen, was kaum ein Junge gebeten.
Kannst Du es hindern, mein Sohn; Du wirst mich ewig verpflichten.“
„Wenigstens, (sagte der Freiherr) theil' ich mit ihr die Gefahren,
Und verlasse sie nicht im Phaeton, oder im Tode.
Fahren soll sie zwar selber; doch sollten die muthigen Hengste
65 Sich in Freiheit zu setzen und flüchtig zu werden versuchen,
So vermag ich doch noch, mit starken, geübteren Händen
In die Zügel zu fallen, und sie vor Unglück zu retten.“
Also sagt er, und zärtlich umarmt ihn der freudige Vater.
Dem Baron schlug indeß das Herz nach seiner Diana.
70 Aber sie war noch am Nachttisch in Hannchens putzenden Händen.
Endlich erschien sie geschmückt, so wie die Göttin des Krieges,
Aber auch gleich der Cythere von Paphos, voll Liebreiz und Anmuth.
Ihr schwarzlockiges Haar schwimmt über die Schultern; ein breites
Perlenfarbiges Band nimmt sie nachlässig zusammen.
75 Ihren weißen blendenden Hals erhebt die Soubise,
Und die schimmernde Feder strahlt von dem drohenden Mannshut.
Ihre zierliche Hand bekleidet ein männlicher Handschuh,
Und sie schwingt die gebietrische Peitsche. So trat sie heroisch,
Vor den lächelnden Vater und ihren Freiherrn. Versteinert
80 Nahm der Letzte das Wort. „Was hör' ich, theuerste Gräfin?
Wie? Sie wollen sich selber mit muthigen Hengsten fahren?
Welch ein Einfall! Ein schrecklicher Traum weissaget mir Unglück!
Gräfin, folgen Sie mir, und wenn Sie anders mich lieben,
Und Sie wollen durchaus die Hengste selber regieren;
85 So erlauben Sie nur, daß ich zu Ihnen mich setze,
Und im letzten Nothfall allein die Zügel ergreife.“
Als er so sprach, ward Hannchen das Herz auf einmal erleichtert;
Mit gezwungenem Ton und affektirtem Gesichte
Sagte sie: „Soll denn das Bitten des schönen Freiherrn umsonst sein?
90 Er wird besser, als ich, in diesem Phaeton schimmern,

— 39. Hieher, da kaum die erste Dämmerung anbricht! — 40. Wie? Ihr zärtlicher Vater erlaubt ihr, sich selber zu fahren? — 54. was ich ausdrücklich versprochen? — 64. zwar selbst; — 68. Also sagt er, der freudige Vater umarmet ihn zärtlich. — 69. Aber dem Freiherrn klopfte das Herz nach seiner Diana, — 70. Die am Nachttisch noch war in H. rc. — 76. Und der schimmernde Federbusch strahlt vom — 81. Wie? Du wagst es, allein mit muthigen Hengsten zu fahren? — 83. Gräfin, wenn Du mich liebst, und diese feurigen Rosse, — 84. Selbst durchaus zu regieren gedenkst, so gönne mir gütig — 85. Dir zur Seite den Platz, und lass' im äußersten Nothfall — 86. Mich die Zügel ergreifen und vor Gefahren Dich schirmen.“ — 89. das Flehn

Ihnen bleibet doch immer der Ruhm, sich selber zu fahren,
Sollt' er im Nothfall die Zügel auch fassen, die Regeln des Wohlstands
Leiden nicht, daß Sie allein so flüchtig im Lande herumziehn."
Alles wagt es, der Gräfin Entschluß noch mehr zu bestürmen,
95 Von dem Obersten an bis auf die hagre Französin.
Endlich mußte sie sich so vielen Bitten ergeben.
Und sie sprach: „Es sei denn, Baron! doch müssen Sie mir nur
Bei der größten Gefahr in die Zügel fallen." Der Freiherr
Gab ihr sein Wort, und küßt ihr drauf mit frohem Entzücken
100 Ihre marmorne Hand, schon von dem Handschuh geharnischt.
Und die Hengste tanzten in Sprüngen und muth'gen Courbetten
Ueber das schallende Pflaster vom bärtigen Kutscher geleitet.
Castor wiehert zuerst, und der schönmähnige Pollux
Wiehert noch heller, als er, und hebt sich auf zierlichen Beinen.
105 Purpurrothes Geschirr bedeckte die glänzenden Rücken,
Und sie schüttelten schrecklich den dicken seidenen Hauptschmuck.
Etwas verläßt schon der Muth das Herz der stolzen Diana,
Und sie preist sich beglückt, daß sie der Freiherr begleitet.
Diesem strahlte der Muth aus seinen feurigen Augen,
110 Und er hätte die wilden Pferde der Sonne beherzter
Durch den staunenden Thierkreis gejagt, als Phaeton ehmals,
Welcher die Erde verbrannt und Menschen zu Mohren gesenget.
Und sie setzten sich Beide nunmehr in den goldenen Wagen.
Welch ein vortreffliches Paar! Fritz war der prächtigste Jüngling.
115 Roth mit silbernen Schleifen, und eine Weste von gelbem
Blendendem Atlas erhub ihn. Schwarz war die Feder des Hutes,
Welchen die silberne Dresse, gleich einem Nordschein, umgränzte.
„Gib mir die Zügel, Andreas!" rief jetzt die muthige Gräfin.
Und stolz trat er hinzu, und überreicht ihr die Zügel.
120 Alles wünschet nunmehr, sie glücklich wieder zu sehen,
Und der Vater gab ihr zum Abschied noch diese Vermahnung:
„Mädchen, möchtest Du doch des Vaters Lehren behalten!
Brauche selten die Peitsche, doch öfters die Zügel. Von selber
Laufen die feurigen Rosse; nur sie zu halten, ist Arbeit.
Bleib' im ebenen Wege; den See vermeide zur Rechten, 120
Und die Hügel zur Linken; und bleib' im gebahnten Wege.
Alles befehl' ich dem günstigen Glück, es wolle Dich leiten!
Und im Nothfall, Dir, Fritz. Fahrt hin; der Himmel sei mit Euch."
Auf das gegebene Zeichen entfliehn mit Wiehern die Hengste
Durch den steinernen Thorweg. Noch einmal schaut sie zurücke; 125
Grüßt noch einmal den Alten, der ihr voll Sorgsamkeit nachruft:
„Sittsam, sittsam, Diana!" Sie haut die Hengste zusammen,
Wendet im vollen Trab um, und fliegt nun über die Ebne.

Fünfter Gesang.

Wie ein wilder Orcan auf brausenden Wogen daherfährt;
Sich in dicke Dunkelheit hüllt, und Flammen umherstreut;
Eben so flogen durch's Feld die feuerschnaubenden Hengste,
Und bestreuten mit Staub den Freiherrn und seine Diana.
Doch sie hielt noch die Zügel mit unerschrockenen Händen; 5
War Regentin allein und machte den Freiherrn zum Faulen.
Wie den König im Schach die stolze Gemahlin beherrschet,
Listig auf Unternehmungen sinnt, und in's Treffen sich waget;
Gleich dem tödtenden Blitz durchstreift sie die Länder des Bretspiels;
Da indeß der Monarch tief unter den schwarzen Verschnittnen 10
Für sich arbeiten läßt, und in Banquetten sich groß macht.
Aber der Freiherr ertrug indeß unwillig die Schande,
Solchen muthigen Rossen nicht selber Gesetze zu geben.
Dreimal wurden sie schüchtern, und dreimal sucht er, die Zügel
Aus den Händen Dianens, in seine Hände zu bringen. 15
Doch sie behauptet ihr Recht, und fährt mit fliegendem Trabe;
Zischend sah es der Neid, und sann auf blutige Ränke.
Ein See lag am Wege, gekränzt mit Pappeln und Erlen;

---

91. Dir bleibt, Gräfin, noch immer der Ruhm, nach welchem Du strebest, — 93. daß Du allein — herumziehst" — 97. Doch mußt Du allein nur — 98. In der größten Gefahr die Zügel ergreifen." — 126. Linken! und schau' nach Linsen und Rädern.
V. 12. ertrug, obgleich unwillig, — 16. im fliegenden Trab' fort.

Karpfen wohnten darin, und große corsarische Hechte.
20 An dem Ufer des See saß eine blonde Sirene,
Wassernixe genannt, und kämmte die güldenen Haare.
Manchen blühenden Jüngling, indem er am Ufer geangelt,
Oder im flüsternden Schilf nach wilden Enten gewadet,
Hatte die treulose Nymphe mit süßen Liedern gelocket,
25 Und ihn unter die Fluth zu ihrem Palaste gezogen.
Hier, wofern wir der Sage der Amm' und der Wärterin trauen,
Werden in Ställen von Kuchen die armen Knaben gemästet,
Mit Rosinen und Mandeln, und dann von der Nixe gefressen.
Freundlich sagte der Neid zu ihr mit gleißenden Worten:
30 „Schönste der Nixen, wie kämmst Du so müßig Dein güldenes Haupthaar?
Wollen die Knaben nicht mehr zu Deinem Teiche sich nahen,
Und verschmähen sie scheu die zuckersüßen Rosinen?
Siehst Du von fern nicht den Staub von hurtig eilenden Rossen,
Und den Glanz des strahlenden Wagens, der jetzo sich nähert?
35 Eine muthige Schöne führt einen bezaubernden Jüngling;
Schöner hast Du noch nie ein Jünglingsantlitz gesehen!
Willst Du den holden Adonis, so lock' ihn mit süßen Gesängen:
Daß die Schöne hieher fährt, so schreck' ich die flüchtigen Rosse,
Daß sie mit Brausen ihr durchgeh'n, und in die Fluthen ihn werfen.
40 Alsdann bin ich gesättigt von Rach' und blutigen Scenen,
Wenn sie den Wagen zerbricht, und ihren Liebling beweinet."
Also der Neid. Die Nixe lächelt gefällig ihm Beifall,
Und sie schickt sich, sogleich die schwarze That zu vollbringen.
Von sirenischen Liedern erschallten die grünen Gestade,
45 Daß die räub'rischen Hechte, die Karpfen erstaunten, wie ehmals,
Als sie dem heil'gen Antoni zu Ehren die Häupter erhuben,
Und aufmerksam die Predigt des frommen Mannes verschlangen.
Schon von fern sah Diana die Nymphe mit güldenen Haaren,
Hörte die schmeichelnden Lieder, und wollte näher sie hören;
50 Beugt aus dem mittelsten Weg, und fährt zur Rechten am See her.
Zärtlich warnt sie der Freiherr, doch sie, die Warnung verachtend,
Rennt in ihr Unglück, die holde Sängerin näher zu sehen.
Jetzo wirkte das Gift in aufgeschwollenen Adern,
Und die schüchternen Rosse gehorchten nicht länger den Zügeln.
Schäumend gingen sie durch, vom scheußlichen Neide geschrecket: 55
Doch beherzt ergriff sie der Freiherr, und pries sich schon glücklich,
Als von der vordersten Axe das Rad verrätherisch ablief,
Und die Gräfin sanft in die wallenden Fluthen hinabsank.
Aber den Augenblick sprang der tapfre Jüngling vom Wagen,
Faßte die blasse Diana, und hob sie aus schäumenden Fluthen. 60
Viel zu spät kam die Nixe zu ihrer blühenden Beute,
Denn der starke Baron trug schon die Gräfin an's Ufer.
Welch ein rührender Anblick war es dem rettenden Helden,
Seine Diana durchnäßt in seinen Armen zu sehen!
Zärtlich sah sie ihn an, und sprach: „O Du, mein Geliebter, 65
Gern verdank' ich es Dir, daß Du mein Leben gerettet!
Billig hat den verwegnen Entschluß mein Schicksal bestrafet.
Aber Du hast mich gerettet, mein Fritz, wie muß ich Dich lieben!"
Dankbar küßt sie der Freiherr für dieses Geständniß, und lehnet
Ihren zitternden Rücken an einen vertraulichen Ulmbaum, 70
Und flog hin nach den Hengsten und nach dem zertrümmerten Wagen.
Diese standen, wie Mauern, nicht weit vom verlassenen Wege,
Gleichsam zu edel, um jetzt die Flucht im Unglück zu nehmen.
Fritz trat schmeichelnd hinzu, und führt sie durch gütige Worte
Mit dem verstümmelten Wagen bis an die Füße der Gräfin. 75
Nichts war am Wagen entzwei, auch schwamm das Rad noch am Ufer,
Welches er aufnimmt, und an der Axe von neuem befestigt.
Die betrogene Nixe winkt ihm vergeblich, und streuet
Mandeln und süße Rosinen; der Freiherr hebet die Gräfin
In den befestigten Wagen, und nimmt nun selber die Zügel. 80
Jetzo fühlten die Hengste die starken Hände des Jünglings,
Und gehorchten mit Lust dem majestätischen Zuruf.

---

27. von Kuchen mit süßen Rosinen und Mandeln — 28. Arme Knaben gemästet und von der ꝛc. — 38. Daß die Schöne sich naht, so ꝛc. — 40. Alsdann bin ich von Rach' und blutigen Scenen gesättigt, — 44. erschallt das grüne 58. in wallende — 62. der schnelle Baron — 75. Mit dem schleifenden Wagen — 76. entzwei; das purpurne Rad schwamm — 77. An dem Ufer, das er sogleich von Neuem am Wagen — 78. Wieder befestigt. Umsonst winkt' ihm mit freundlichen Mienen — 79. Die betrogene Nixe; der Freiherr ꝛc. — 81. die Rosse

Und der Freiherr wandt' um, und fuhr zurück nach dem Schlosse,
Triumphirend und stolz auf seine gerettete Schöne.
85 Also bringet Pluto die schöne Tochter der Ceres
Zu den stygischen Ufern, und Ciane wüthet vergebens.
Giftig sieht es der Neid, sieht seine Listen vereitelt,
Und geht hin, und stürzt in eine Bentleische Seele,
Welche neidisch auf Noten von jüngern Gelehrten sich härmet.
90 Unzufrieden mit sich und mit dem Menschengeschlechte,
Wird der Neid den Körper gewiß zur Verzweifelung bringen,
Daß er hingeht und trauert, und misanthropisch sich aufhängt.
Alles stürzte dem Schloßhof zu bei dem Rasseln der Räder,
Alles tritt um den Wagen herum, und klaget die Gräfin.
95 Aber voll Scham flog Diana durch lange, neugierige Mengen,
Fiel in den Arm des Vaters, und brachte den Alten zu Thränen.
Viel zu gütig dazu, als ihr Verweise zu geben,
Da sie noch bebte vor Nässe, war er bemüht, sie zu trösten.
Der erzürnte Baron hob nun den rächenden Arm auf,
100 Und bestraft' exemplarisch die durchgegangnen Rebellen.
Castor fühlte die Peitsche und der schönmähnichte Pollux
Lehnt sich umsonst in die Höh'; sie zeichnet den Rücken mit Blute.
Und indem Andreas sie zu dem Stalle zurückführt,
Reißt er unwillig ihr Maul mit scharfer bezwingender Stange,
105 Und flucht Donner und Hagel zu ihren erschrockenen Ohren.
Hannchen nahm jetzt die Gräfin, und zog ihr am glänzenden Nachttisch
Ihren Waffenrock aus, und gab ihr weibliche Kleider.
In unschuldiges Weiß ward sie, gleich Engeln, gekleidet,
Und die amazonische Miene verlor sich in Sanftmuth.
110 Dreimal schöner war sie in einer bescheidenen Haube,
Als in der kriegerischen Tracht und in dem drohenden Hute.
Alles endigte sich mit einem fröhlichen Gastmahl,
Und der Bund der Verliebten ward von dem Alten bestätigt.
Bis auf den heutigen Tag heißt von dem Unfall der Gräfin
115 Dieser See, der Dianensee. Ein warnender Name
Amazonischer Schönen, die mit verwegenen Händen
Pferd und Eh'mann regieren, und Hut und Freiheit uns rauben.

Johann Arnold Ebert.

(zu Seite 37.)

II. Griechische Skolien.

I.

1. Seht, wie Zeus durch Regengüsse
Alles überschwemmt!
Seht, der Lauf der schnellsten Flüsse
Wird durch Eis gehemmt!
Seht, die Luft ist schon den Winden
Völlig unterthan!
Auf! den Frost nicht zu empfinden,
Zündet Feuer an!

2. Doch man muß nach meinem Dünken
Nun auch fröhlich sein.
Gebt uns reichlich Wein zu trinken;
Aber guten Wein.
Der – (Ihr kennt ihn, den ich meine)
Süß und mild und leicht,
Nicht sobald, wie andre Weine,
Uns zu Kopfe steigt.

II.

Seht, o seht, geliebte Brüder,
Lenz und Blumen kehren wieder.
Jauchzet ihrer Wiederkehr!
Gebt mir gleich aus diesem Fasse
Von dem honigsüßen Nasse.
Hurtig! Einen Becher her!

III.

Freunde, netzt die Zungen,
Netzt und kühlt die Lungen
Mit dem besten Wein!
Auf! und schenket ein!
Seht, der Hundsstern glüht; 5

---

95. Aber Diana eilte beschämt durch wimmelnde Mengen, — 100. Und bestrafte voll Zorn die ꝛc. — 103. Und indem sie der bärtige Kutscher zum St. — 105. Donner und Blitz zu ꝛc.

Aeltere Lesarten. II. I. 1. 2. Felder überschwemmt; — 7. Fort! den Frost ꝛc. — **2.** 2. Jetzt auch lustig sein. — 5. der, (Ihr wißt schon, den ꝛc.) — 6. Honigfarbe zeigt, — 7. Und nicht, wie die andern Weine, — 8. Gleich zu ꝛc. —

II. 1. Hört einmal, Ihr muntern Brüder, — 2. Jetzo kömmt der Frühling wieder, — 3. Seht, er kömmt, von Blumen schwer. — 6. Eilet! Einen ꝛc.

III. 1. Brüder! netzt ꝛc. —

Alles, was man sieht,
Alles ist erhitzt;
Alles durstet jetzt.
Sollten wir allein
10 Denn nicht durstig sein?

IV.

O Freundin, laß Sorgen und Grillen
Das Haupt und das Herz Dir nicht füllen!
Was ist's, was man damit gewinnt?
Das kräftigste Mittel, die Plagen
Und allen Verdruß zu verjagen,
Ist dieses: — Man trinke, mein Kind!

V.

1. Freunde, warum trinkt Ihr nicht?
Was erwarten wir das Licht?
Ach, ein Tag ist bald verflossen!
Gebt uns denn geschwinde Wein!
Viele Becher bringt herein:
Mancherlei, — nur nicht zu klein;
Und sie ja recht vollgegossen!
2. Trinkt den edeln Saft! bedenkt,
Wozu Bacchus ihn geschenkt;
Und vergesset alle Plagen!
Trinkt sie ein=, zwei=, dreimal leer.
Und wird Euch der Kopf zu schwer:
Gut! so trinket immer mehr.
Ein Glas soll das andre jagen.

Johann Andreas Cramer.

(zu Seite 39.)

II. An Gott.

1. Der Mächtige, der Herr der Götter,
Vor dem der Engel niederfällt,
Gott redet donnernd aus dem Wetter,
Und ruft voll Majestät der Welt.
Anbetend sinkt der Erdkreis nieder;
Der Wald ertönt; es bebt die Flur,
Und Blitze sagen's Blitzen wieder:
Uns lenkt der Herrscher der Natur.
2. Auch Dich laß seine Stimme rühren;
Sei ganz Empfindung, o mein Herz!
Den Dank, das Lob, die ihm gebühren,
Entweihe kein unheil'ger Scherz!
Auch Donner rufen Gottes Kindern
Von ihrem Vater Segen zu.
Sie rufen schonend sichern Sündern,
Und ihren Ruf verstehst auch Du!
3. Verstumme, freches Herz der Spötter!
Furcht und Verzweiflung wartet Dein.
Der Herr ist Gott, es sagt's das Wetter;
Die Welt, die ganze Welt ist sein.
Ihr bebt, Elende? Wollt Ihr fliehen?
Kein Ort schützt Euch und Euern Spott.
Nichts kann dem Mächt'gen Euch entziehen:
Er kennt, er straft Euch; er ist Gott!

III. Der erste Psalm.

1. Heil, Heil dem Manne, der dem Rath
Der Frevler sich entzieht,
Dem Manne, der den krummen Pfad
Der Uebertreter flieht!
2. Der, wo der Gottheit Spötter lacht,
Die fromme Seel' entfernt;
Sich Gottes Ruh' zur Freude macht,
Und Tag und Nacht es lernt.
3. Er grünet, wie am Bach ein Baum
Von seinem Segen schwillt,
Sich hebt, und einen weitern Raum
Mit seinem Wipfel füllt.
4. Er trägt, wenn seine Zeit kömmt, Frucht
Stets unentlaubt und grün;
Er tröstet den, der Schatten sucht;
Der Wandrer segnet ihn.
5. Das ist der Fromme! Was er macht
Geräth ihm und gedeiht,
Der Sünder ist's, der seiner lacht,
Spreu, die der Wind zerstreut.
6. Der, der sich gegen Gott empört,
Besteht nicht im Gericht;
In der Gemeine, die Gott ehrt,
Bleibt der Verbrecher nicht.
7. Gott kennt und zeichnet selbst die Bahn,
Die der Gerechte geht.
Er schaut im Zorn den Sünder an:
Des Sünders Weg vergeht!

IV. Die Auferstehung des Erlösers.

1. Tief im Abgrund erklang
Des Himmels hoher Siegsgesang;
Der Jubel aller Söhne Gottes;
Wo sind die Götter nun?
Die Sieger? Die Himmelszerstörer? — Sie ruhn!
Es ruht das Jauchzen ihres Spottes!
So schwiegen, so verzagten nie
Der Hölle Fürsten, die Empörer!
Wer geußt dieß Schrecken über sie,
Die Sieger, die Götter, die Himmelszerstörer?

IV. 1. O Bacchis! — 2. Dir Herz und Gedanken nicht füllen. — 3. Sprich, ob man das Glücke so zwingt. — 6. Ist dieses, daß man sich betrinkt.

V. 1. 1. Brüder, warum 2c. — 2. Was erwartet Ihr 2c. — 3. Denkt, wie bald ein Tag verflossen! — 4. Gebet uns geschwinde 2c. — 5. Große Becher, — 6. Die verschiedner Weite sein, — 7. Und vom Bacchus vollgegossen! — **2.** 1. den Rebensaft, — 3. Auf! vergesset Noth und Plagen. — 4. Eins, zwei, drei und mehrmal leer!

2. Nicht ein Rauschen von fern,
Vor Dir, Allgegenwart des Herrn!
Kein Donner Deines Wolkenthrones!
Schon kömmt die zweite Nacht!
Noch liegt es von dräuenden Kriegern bewacht,
Das Grab des überwundnen Sohnes
Und doch! — — So tief versanken nie
In ihren Abgrund die Empörer!
Wer geußt dieß Schrecken über sie?
Die Sieger, die Götter, die Himmelzerstörer?

3. Singt von Sonne zu Sonne!
Trauert, Ihr Pilger der Sterblichkeit, nicht!
Jeder der festlichen Himmel sei Wonne!
Jede der Seligen Wohnungen Licht!
Der Wiedergeburt erwarteter Morgen,
Uns nur drei Tage verborgen,
Geht auf, beglänzt uns, ist da,
Ein Sabbath? Feiert den Sabbath, Ihr Sänger!
Und Du, blutvoller Golgatha,
O Golgatha, bebe nicht, bebe nicht länger!

4. Als Du, Rächer, o Sohn,
(Aeonen sind vorbeigefloh'n
Da Deinen Himmel sie entweihten;)
Als Du, verhüllt in Nacht,
In Eifer gekleidet, in tödtende Macht,
Daher flogst, wider sie zu streiten:
Da stürzten ihre Throne um;
Der Weltbau stand in seinem Laufe;
Es bebte selbst Dein Heiligthum,
Und muthlos verbarg sich der frevelnde Haufe.

5. Kein Erschaff'ner entflieht
Dem Auge, welches Alles sieht.
Du sahst sie an, o Weltregierer,
Du sahst sie an und warfst
Danieder die Frevler und tiefer noch warfst
Du nieder den Satan, den Engelverführer.
Nun floh das Dunkel um Dich her,
Die reinen Himmel strahlten wieder,
Der Weltbau schauerte nicht mehr,
Und tönte der Sphären erneuerte Lieder.

6. Weit, als Sterne sich schwingen,
Fliege der Schöpfungen Jubelgesang,
Stärke dem Sieger und Ehre zu bringen,
Jede dem Sohne, dem Ewigen, Dank!
Wo liegt er, der Thron der Hölle, zertrümmert!
Des Himmels Schwester, wie schimmert,
Wie wird die Erde so schön!
Du neues Eden des Gottes der Götter,
Frohlocke, Schwester, denn wir sehn,
Wir sehn ihn kommen, den Menschenerretter!

7. Flamme höher empor,
Anbetung! Er, Er geht hervor
Aus seines Grabes Finsternissen,
Er stieg zum Staub hinab,
Zu heiligen seiner Erretteten Grab!
Nun hat Er die Fesseln des Todes zerrissen.
Verbergt der Auferstehung Saat,
Ihr Gräber, wo wir Engel schweben!
Da, wo der Herr geschlummert hat,
Sind friedliche Pfade zum ewigen Leben.

8. Als der Richter nun stand,
Das Weltgericht in seiner Hand,
Den Gottversöhnenden zu richten,
Wie floß, wie floß, sein Blut!
Wie rauschte des Zornes hochschwellende Fluth,
Als wollte Jehovah die Welten zernichten.
Wie schwer, o Zorn des Herrn, warst Du!
Ganz hat der Mittler ihn empfunden.
O jauchzt ihm, alle Himmel, zu,
Verherrlicht, verherrlicht die strahlenden Wunden!

9. Kehre wieder, o kehre
Wieder zum Himmel, o Menschengeschlecht!
Reinige Dich in den Wunden und ehre
Deinen Versöhner, und werde gerecht!
Die Wunden sind Heil! sind Quellen des Lebens!
Strömt nicht, Ihr Quellen, vergebens,
Wascht die Entheiligten rein!
Auch wir, wir freuen uns über die Sünder;
Sie werden Gottes Kinder sein,
Geliebte, verherrlichte, selige Kinder!

10. Wie ein wellenvoll Meer,
Unzählbar, wie der Sterne Heer;
(Wer nennt der Zahl geheimen Namen?)
So strömen sie herauf!
O thut Euch, Ihr Sitze der Herrlichkeit auf!
Empfanget des Sieges geheiligten Samen!
Es tönt schon stärker unser Lied,
Vermehrt von ihren Lobgesängen.
Wie wird es tönen unser Lied,
Begleitet von allen erretteten Mengen!

11. Nimm die Wage noch nicht,
Noch säume, Gott, Dein Weltgericht,
Damit Dein Reich erfüllet werde!
Dann, dann gebeut uns Gott,
Wenn Alles Empörung ist, Alles nur Spott,
So träufeln die Himmel, so flammet die Erde.
Dann hallet die Posaun' hinab
In alle Gräber unsrer Brüder,
Und jeder Leib verläßt sein Grab,
Verklärt sich, und tönt der Unsterblichkeit Lieder!

12. Hallelujah dem Sohne,
Jubel dem Vater und ewiges Lob,
Daß er Gefall'ne vom Tode zum Throne,
Sünder zum Throne des Lammes erhob!
Er kleidet uns ein in glänzende Seide,
Heil, Ehre, Herrschaft und Freude
Dem Wundervollen, Preis und Dank!
Dir, Welterneu'rer, Gesetzvollbringer,
Dir Hallelujah und Gesang,
Dir ewige Wonne, Du Todesbezwinger!

Friedrich Gottlieb Klopstock.

(zu Seite 41.)

XIX. Die beiden Musen.

1. Ich sah, o sagt mir, sah ich, was jetzt geschieht?
Erblickt' ich Zukunft? mit der britannischen
Sah ich in Streitlauf Deutschlands Muse
Heiß zu den krönenden Zielen fliegen.

2. Zwei Ziele grenzten, wo sich der Blick verlor,
Dort an die Laufbahn. Eichen beschatteten
Des Hains das Eine, nach dem andern
Weheten Palmen im Abendschimmer.

3. Gewohnt des Streitlaufs, trat die von Albion
Stolz in die Schranken, so wie sie kam, da sie
Einst mit der Mänoid', und jener
Am Kapitol in den heißen Sand trat.

4. Sie sah die junge bebende Streiterin;
Doch diese bebte männlich, und glühende
Siegswerthe Röthen überströmten
Flammend die Wang', und ihr goldnes Haar flog.

5. Schon hielt sie mühsam in der empörten Brust
Den engen Athem; hing schon hervorgebeugt
Dem Ziele zu; schon hub der Herold
Ihr die Drommet', und ihr trunkner Blick schwamm.

6. Stolz auf die Kühne, stolzer auf sich, bemaß
Die hohe Britin, aber mit edlem Blick,
Dich, Thuiskone: Ja bei Barden
Wuchs ich mit Dir in dem Eichenhain auf;

7. Allein die Sage kam mir, Du seist nicht mehr!
Verzeih', o Muse, wenn Du unsterblich bist,
Verzeih, daß ichs erst jetzo lerne;
Doch an dem Ziele nur will ich's lernen.

8. Dort steht es! aber siehst Du das weitere,
Und seine Kron' auch? Diesen gehaltnen Muth,
Dies stolze Schweigen, diesen Blick, der
Feurig zur Erde sich senkt, die kenn' ich!

9. Doch wäg's noch einmal, eh' zu gefahrvoll Dir
Der Herold tönet. War es nicht ich, die schon
Mit der an Thermopyl die Bahn maß,
Und mit der hohen der sieben Hügel?

10. Sie sprach's. Der ernste, richtende Augenblick
Kam mit dem Herold näher. Ich liebe Dich,
Sprach schnell mit Flammenblick Teutona,
Britin, ich liebe Dich mit Bewund'rung;

11. Doch Dich nicht heißer, als die Unsterblichkeit
Und jene Palmen! Rühre, Dein Genius,
Gebeut er's, sie vor mir; doch fass' ich,
Wenn Du sie fassest, dann gleich die Kron' auch.

12. Und — o wie beb' ich, o Ihr Unsterblichen! —
Vielleicht erreich' ich früher das hohe Ziel;
Dann mag, o dann, an meine leichte
Fliegende Locke Dein Athem hauchen!

13. Der Herold klang. Sie flogen mit Adlereil'.
Die weite Laufbahn stäubte, wie Wolken, auf.
Ich sah: Vorbei der Eiche wehte
Dunkler der Staub, und mein Blick verlor sie.

XX. Bardale.

1. Einen fröhlichen Lenz ward ich, und flog umher!
Diesen fröhlichen Lenz lehrete sorgsam mich
Meine Mutter, und sagte:
„Sing', Bardale, den Frühling durch!

2. Hört der Wald Dich allein, Deine Gespielinnen,
Flattern horchend nur sie Dir um den Schattenast,
Singe dann, o Bardale,
Nachtigallengesänge nur.

3. Aber tritt er daher, der wie der wachsende
Ahorn schlank sich erhebt, kömmt er, der Erde Gott,
Sing' dann, glücklicher Sänger,
Tönevoller und lyrischer.

4. Denn sie hören Dich auch, die doch unsterblich sind!
Ihren göttlichsten Trieb lockt Dein Gesang hervor.
Ach, Bardale, Du singest
Liebe dann den Unsterblichen!"

5. Ich entflog ihr und sang; und der bewegte Hain
Und die Hügel umher hörten mein flötend Lied,

XIX. 1. 2. Oder was sein wird? — 3. Sah ich die deutsche Mus' im Streitlauf — 4. zu dem krönenden Ziele — **2.** 2—4. Dieses umschatteten — Geweihte Lorbeern, jenes weitre — Kühn in dem Schimmer des Abends Palmen (1. Les.) — Dieses beschattete — des Haines Eiche, jenes weitre — Wehende Palmen im Abendschimmer (2. Les.) — **3.** 4. Vom Kapitol — **4.** 4. ihr wehend Haar — **5.** 2. Odem — 3. schon klang des Herolds — 4. Silberton ihr, und ihr ꝛc. — **6.** 3. Thuiskons Tochter: Zwar bei 3. — **7.** 1. Doch glaubt' ich, daß Du lange gestorben seist! (1. Les.) Allein ich glaubte daß Du gestorben wärst! (2. Les.) — 3. Daß ich es jetzt erst lerne; — 4. Doch nur am Ziele da (1. Les.). Aber am Ziele nur (2. Les.). — **8.** 1. Doch, o siehst Du (2. Les. 1. wie 3.) — 4. Feuervoll niedersieht, diese kenn' ich. — **9.** 1. Doch eh' der Herold Dir zu gefahrvoll tönt, — 2. Sinn's nach noch einmal. Bin es nicht ich, ꝛc. — 3. auf Thermopyl gestritten? — **10.** 1. Du großer, richtender A. (1. Les.) Der große, richtende A. (2. Les.) — 2. Kamst mit (1. Les.) — 3. schnell mit Muth im Blick. — **11.** 2 Palmen! Nimm sie! Dein Genius, — 3. Wenn er's gebeut, zuerst doch faß' ich — **13.** 1. Jetzt klang der Herold. Adlerschnell flogen sie. — 2. Die hohe Laufbahn — 3. Ich sah's: Der Lorbeer bebt' und dunkler — 4. Wehte der Staub,

XX. 1. 1. und sang zuerst, — 2. lehrt' Aedone mich, — 4. Sing', Aedone, ꝛc. — **2.** 1. Horcht der Wald Dir allein, — 2. Sitzen horchend die nur Deinem Gesange da: — 3. Alsdann sing' o Aedone, — **2.** 1. Aber tritt er daher, welcher erhabner ist (1., 2. und 3. Lesart) — **3.** 2. Als der himmlische Hain; (1. Les.) Als die Greise des Hains (2. und 3. Les.) — 3. Alsdann! sing', o Aedone, — 4. Seelenvoller und göttlicher. — **4.** 1. hören Dir zu, Dir — 3. Alsdann singst Du, Aedone, — 4. Den Unsterblichen Liebe zu (1. Les.) Liebe zu den Unsterblichen (2. Les.) — **5.** 2. mein junges Lied,

Und des Baches Gespräche
Sprachen leiser am Ufer hin.
6. Doch der Hügel, der Bach war nicht, die Eiche selbst
War der Gott nicht; und bald senkte den Ton mein Lied,
Denn ich sang Dich, o Liebe,
Nicht Göttinnen und Göttern nicht.
7. Jetzo kam sie herauf, unter des Schattens Nacht
Kam die edle Gestalt, lebender, als der Hain,
Schöner, als die Gefilde,
Eine von den Unsterblichen.
8. Welches neue Gefühl glühte mir! Ach, der Blick
Ihres Auges! Der West hielt mich, ich sank schon hin!
Spräch' die Stimme den Blick aus,
O so würde sie süßer sein,
9. Als mein leisester Laut, als der gefühlteste
Und gesungenste Ton, wenn mich die junge Lust
Von dem Zweige des Strauches
In die Wipfel des Hains entzückt.
10. Aug', ach Auge! Dein Blick bleibt unvergeßlich mir!
Und wie nennet das Lied, singen die Töne Dich?
Nennt's Dich, singen sie: Seele?
Bist Du's, das die Unsterblichen
11. Zu Unsterblichen macht? — Auge, wem gleich' ich Dich?
Bist Du Bläue der Luft, wenn sie der Abendstern
Sanft mit Golde beschimmert?
Oder gleichest Du jenem Bach,
12. Der dem Quell kaum entfloß? Schöner erblickte nie
Seine Rosen der Busch, heller ich selbst mich nie
Im Krystalle des Flusses,
Niederschwankend am Frühlingssproß. —
13. O was sprach jetzt ihr Blick? hörtest Du, Göttin, mich?
Eine Nachtigall Du? Sang ich von Liebe Dir?
Und was fließet gelinder
Dir vom schmachtenden Aug' herab?
14. Ist das Liebe, was Dir eilend vom Auge rinnt?
Deinen göttlichsten Trieb, lockt ihn mein Lied hervor?
Welche sanfte Bewegung
Hebet Dir die beseelte Brust?
15. Sag', wie heißet der Trieb, welcher Dein Herz durchwallt?
Reizt ohn' ihn Dich Iduns goldene Schale noch?
Ist er himmlische Tugend?
Oder Freud' in dem Hain Walhalls?
16. O gefeiert sei mir, blumiger zwölfter Mai,
Da die Göttin ich sah! aber gefeierter
Seist Du unter den Maien,
Wenn ich in den Umarmungen
17. Eines Jünglings sie seh', der die Beredsamkeit
Dieser Augen, und Euch fühlet, Ihr Frühlinge
Dieser lächelnden Mienen,
Und den Geist, der dieß Alles schuf! —
18. War's nicht, Fanny, der Tag? war's nicht der zwölfte Mai,
Als der Schatten Dich rief? war's nicht der zwölfte Mai,
Der mir, weil ich allein war,
Oed' und traurig vorüberfloß?

XXI. An Fanny.

1. Wenn einst ich todt bin, wenn mein Gebein zu Staub
Ist eingesunken; wenn Du, mein Auge, nun
Lang' über meines Lebens Schicksal,
Brechend im Tode, nun ausgeweint hast,
2. Und stillanbetend da, wo die Zukunft ist,
Nicht mehr hinaufblickst; wenn mein ersung'ner Ruhm,
Die Frucht von meiner Jünglingsthräne,
Und von der Liebe zu Dir, Messias,
3. Nun auch verweht ist, oder von wenigen
In jene Welt hinüber gerettet ward;
Wenn Du alsdann auch, meine Fanny,
Lange schon todt bist, und Deines Auges
4. Stillheit'res Lächeln, und sein beseelter Blick
Auch ist verloschen; wenn Du, vom Volke nicht
Bemerket, Deines ganzen Lebens
Edlere Thaten nunmehr gethan hast,
5. Des Nachruhms werther, als ein unsterblich Lied;
Ach, wenn Du dann auch einen Beglückteren,
Als mich, geliebt hast, — laß den Stolz mir,
Einen Beglückteren, doch nicht Edlern! —
6. Dann wird ein Tag sein, den werd' ich auferstehn,

---

4. Sprach gelinder am Ufer hin. — **6.** 1. Doch der Hügel und Bach und der bewegte Hain — 2. War der Erde Gott nicht! Hörerlos sang ich und schwach! — 4. Nicht den Göttern und Göttinnen. — **7.** 1. Doch vom Abend herauf, — 2. Kam ein göttliches Bild, 2c. — **8.** 1. Wie war ihr Anblick, mir nun! Was ihr vom Augenblick, — 2. Ach, was war das? War's das, so sie zur Göttin macht? — **9.** 1. als mein gesungenster — 2. Und gefühlvollster (1. Les.) gefühlester (2. Les.) Ton — 3. Von den Wipfeln der Wälder, — 4. In die Höh' des Olymps entzückt! — **10.** 2. Und wie leg' ich Dir noch würdige Namen bei? — 3. Wirst Du Seele genennet? — **11.** 2. Bist Du blauer Olymp, an dem der Abendstern — 3. Silberfarbig heraufsteigt? — **12.** 1—4. Der dem Quell kaum entfloß? in dem der Rosenbusch — Seine Knospen besieht, indem ich selber oft — Niederhangend vom Zweige — Meine dichtrische Stellung sah? (1. Les.) — 2. 3. heller ich selber nie — Mich in einem der Bäche, (2. Les.) — **13.** 1. Und was spricht jetzt ihr Blick? Hörst Du mir, Göttin, zu? — 2. Hörst Du der Nachtigall zu? 2c. — 4. Horch vom schmachtenden Auge her? — **14.** 1. Dir zärtlich vom Auge (1. und 2. Les.) — 2. göttlichen (1. und 2. Les.) Trieb lockt dann mein (1. Les.) — 4. Hebt Dir Deine beseelte 2c. (1. und 2. Les.) — **15.** 1. Herz bewegt? (1. und 2. Les.) — 2. Heißt er bestes Geschenk von den Olympiern, — 3. Heißt er göttliche Tugend? — 4. Oder Glück des Elysium? — **16.** 1. O gesegnet sei mir, zwölfter Mai, schönster Tag, — 2. Da ich die Göttliche sah, aber gesegneter — 3. unter den Tagen — **17.** 2. Dieser Augen empfindt und auch Ihr, Frühlinge — **18.** 2. Der in den Hain hin Dich rief?

XXI. Früher: „An Daphne." — **1.** 1. Wenn ich einst — wie Staub, — 2. Lange zerstreut ist; — 3. Ueber das Schicksal meines Lebens — 4. Ausgeweint hast und gebrochen zufällst, — **2.** 1. Und still anbetend nach dem Olympus hin — 2. meinen jungen Thränen (1. Les.) — meinen Jünglingsthränen (2. Les.) — **3** 1. Entweder aus ist, oder 3. alsdann, o meine Daphne, — 4. Lang auch schon todt bist, wenn Deiner Augen — **4.** 1. sein beredter Geist, — 2. Nun ausgelöscht ist, wenn Du, unangemerkt — 3. Dem Volke, Deines 2c. — **5.** 1. Werther des Nachruhms, als 2c. — 2. einen Glückseligern, — 4. Einen Glückseligern, doch 2c.

Dann wird ein Tag sein, den wirst Du auferstehn;
Dann trennt kein Schicksal mehr die Seelen,
Die Du einander, Natur, bestimmtest.

7. Dann wägt, die Wagschal' in der gehob'nen Hand,
Gott Glück und Tugend gegen einander gleich;
Was in der Dinge Lauf jetzt mißklingt,
Tönet in ewigen Harmonieen.

8. Wenn dann Du dastehst, jugendlich auferweckt,
Dann eil' ich zu Dir, säume nicht, bis mich erst
Ein Seraph bei der Rechten fasse,
Und mich, Unsterbliche, zu Dir führe.

9. Dann soll Dein Bruder, innig von mir umarmt,
Zu Dir auch eilen; dann will ich thränenvoll,
Voll froher Thränen jenes Lebens,
Neben Dir steh'n, Dich mit Namen nennen,

10. Und Dich umarmen. Dann, o Unsterblichkeit,
Gehörst Du ganz uns! Kommt, die das Lied nicht singt,
Kommt, unaussprechlich süße Freuden!
So unaussprechlich, als jetzt mein Schmerz ist.

11. Rinn' unterdeß, o Leben! Sie kommt gewiß
Die Stunde, die uns nach der Cypresse ruft.
Ihr andern seid der schwermuthsvollen
Liebe geweiht, und umwölkt und dunkel.

XXII. Die Welten.

1. Groß ist der Herr! und jede seiner Thaten,
Die wir kennen, ist groß!
Ocean der Welten, — Sterne sind Tropfen des Oceans! —
Wir kennen Dich nicht!

2. Wo beginn' ich, und ach, wo end' ich
Des Ewigen Preis?
Welcher Donner gibt mir Stimme?
Gedanken, welcher Engel?

3. Wer leitet mich hinauf
Zu den ewigen Hügeln?
Ich versink', ich versinke, geh' unter
In Deiner Welten Ocean! —

4. Wie schön und wie hehr war diese Sternennacht,
Eh' ich des großen Gedankens Flug,
Eh' ich es wagte, mich zu fragen:
Welche Thaten thäte dort oben der Herrliche?

5. Mich, den Thoren, den Staub!
Ich fürchtet', als ich zu fragen begann,
Daß kommen würde, was gekommen ist:
Ich unterliege dem großen Gedanken.

6. Weniger kühn, hast, o Pilot,
Du gleiches Schicksal.
Trüb an dem fernen Olymp
Sammeln sich Sturmwolken.

7. Jetzo ruht noch das Meer fürchterlich still.
Doch der Pilot weiß,
Welcher Sturm dort herdroht,
Und die eherne Brust bebt ihm;

8. Er stürzt am Maste
Bleich die Segel herab.
Ach, nun kräuselt sich
Das Meer und der Sturm ist da.

9. Donnernder rauscht der Ocean, als Du, schwarzer Olymp;
Krachend stürzet der Mast;
Lautheulend zuckt der Sturm;
Singt Todtengesang.

10. Der Pilot kennet ihn. Immer steigender hebst, Woge, Du Dich.
Ach die letzte, letzte bist Du! — Das Schiff geht unter;
Und den Todtengesang heult dumpf fort
Auf dem großen, immer offenen Grabe der Sturm.

XXIII. Unsere Sprache.

1. An der Höhe, wo der Quell der Barden in das Thal
Sein fliegendes Getöne, mit Silber bewölkt,
Stürzet, da erblick' ich (zeug' es, Hain!)
Die Göttin; sie kam zu dem Sterblichen herab.

2. Und mit Hoheit in der Miene stand sie; und ich sah
Die Geister um sie her, die, den Liedern entlockt,
Täuschen ihr Gebild. Die Wurdi's Dolch
Unschuldige traf, die begleiteten sie fern,

3. Wie in Dämm'rung; und die Skulda's mächtigerer Stab
Errettete, die schwebten umher im Triumph,
Schimmernd, um die Göttin, hatten stolz
Mit Laube der Eiche die Schläfe sich bekränzt.

4. Den Gedanken, die Empfindung, treffend und mit Kraft,
Mit Wendungen der Kühnheit, zu sagen — das ist,
Sprache des Thuiskon, Göttin, Dir,
Wie unseren Helden Eroberung, ein Spiel!

5. O Begeist'rung! Sie erhebt sich! Feurigeres Blicks
Ergießet sich ihr Auge, die Seel' in der Glut!
Ströme! Denn Du schonest Des umsonst,
Der, leer des Gefühls, den Gedanken nicht erreicht.

6. Wie sie herschwebt an des Quells Fall! Mächtiges Getön',
Wie Rauschen im Beginne des Walds ist ihr Schwung.
Draußen um die Felsen braust der Sturm!
Gern höret der Wandrer das Rauschen in dem Wald.

---

7. 1. Dann wägt, die Wage des Gerichts in der Hand — 4. Tönt dann in 2c. — **9.** 1. von mir getreu (1. Les.) zärtlich von mir (2. Les.) — 2. Mit zu Dir eilen; — 3. voll süßer Th. — **10.** 1. Ach, dann, o Ewigkeit! — 2. Bist Du ganz unser! Kommt, unbesiegbare, — **11.** 1—4. Fließt unterdessen, fließt melancholische — Stunden vorüber! Keine von Thränen leer! — Keine der bangen, schwermuthsvollen — Zärtlichkeit leer: und umwölkt und dunkel!
XXII. **3.** 3. Ich versink', ich versink', und geh' — 4. In Deiner Welten Ozean unter! — **4.** 4. Welche Thaten dort oben der Herrliche thäte? — **7.** 1. ruht das Meer noch — **10.** 3. dumpf noch fort.
XXIII. **6.** 2. Wie Rauschen in den Nächten des Walds — 3. Draußen im Gefilde

7. Wie sie schwebet an der Quelle! Sanfteres Getön',
Wie Wehen in dem tieferen Wald ist ihr Schwung.
Draußen um die Felsen braust der Sturm!
Gern höret im Walde der Wanderer das Wehn.

8. Die der Fremdling nicht entweiht (Teutonien erlag
Nur Siegen, unerobert)! o Freiere, Dich
Wagte der Geschreckten Fessel nicht
Zu fesseln. Die Adler entflogen, und Du bliebst,

9. Die Du warest. An dem Rhodan klirret sie noch laut,
Die Kette des Eroberers; laut am Iber!
Also, o Britanne, schallt Dir noch
Der Angel und Sachse mit herrschendem Geklirr'!

10. So bezwang nicht an des Rheins Strom Romulus Geschlecht.
Entscheidungen, Vergeltungen sprachen wir aus,
Rache, mit des Deutschen Schwert und Wort.
Die Kette verstummte mit Varus in dem Blut.

11. Die Dich damals mit erhielten, Sprache, da im Forst
Der Weser die Erobererkette versank,
Schweigend in der Legionen Blut
Versank, sie umhüllt die Vergessenheit mit Nacht!

12. Ach, die Geister der Bardiete, welche sie zur Schlacht
Ertöneten dem zürnenden Vaterlandsheer,
Folgen mit der Todeswunde Dir!
Ha, Norne, Dein Dolch! Wirst auch diesen, so sie klagt,

13. Die Vertilgten, Du vertilgen? Bilder des Gesangs,
Ihr Geister, ich beschwör' Euch, Ihr Genien, lehrt,
Führet mich den steilen, kühnen Gang
Des Hains, die Bahn der Unsterblichkeit hinauf!

14. Die Vergessenheit umhüllt, o Ossian, auch Dich!
Dich huben sie hervor, und Du stehest nun da,
Gleichest Dich dem Griechen, trotzest ihm,
Und fragst, ob, wie Du, er entflamme den Gesang?

15. Voll Gedanken auf der Stirne höret' ihn Apoll,
Und sprach nicht. Und gelehnt auf die Harfe Walhalls
Stellt sich vor Apollo Bragor hin,
Und lächelt und schweiget und zürnet nicht auf ihn.

XXIV. Der Hügel und der Hain.

Die Singenden sind:

Ein Poet, ein Dichter und ein Barde.

1. Poet. Was horchest Du unter dem weitverbreiteten Flügel der Nacht
Dem fernen, sterbenden Wiederhalle des Bardengesangs?
Höre mich! Mich hörten die Welteroberer einst,
Und viel Olympiaden hörtet Ihr Celten mich schon!

2. Dichter. Laß mich weinen, Schatten,
Laß die goldene Leier schweigen!
Auch meinem Vaterlande sangen Barden,
Und ach! ihr Gesang ist nicht mehr.

3. Laß mich weinen!
Lange Jahrhunderte schon
Hat ihn in ihre Nacht hinab
Gestürzt die Vergessenheit,

4. Und in öden, dunkeln Trümmern
Der alten Celtensprache
Seufzen nur einige seiner leisen Laute,
Wie um Gräber Todesstimmen seufzen.

5. P. Töne dem Klager, goldene Leier,
Was weinest Du in die öden Trümmer hinab?
War er der langen Jahrhunderte meines Gesanges werth:
Warum ging er unter?

6. D. Die Helden kämpften. Ihr nanntet sie Götter und Titanen.
Wenn jetzo die Aegis nicht klang, und die geworfenen Felsenlasten
Ruhten, und Jupiter, der Gott, mit dem Titan Enceladus sprach,
So scholl in den Klüften des Pelion die Sprache des Bardengesangs.

7. Ha Du schwindelst vor Stolz
An Deinem jüngeren Lorbeer!
Warf, und weißt Du das nicht? auch ungerecht
Nicht oft die Vergessenheit ihr Todesloos?

8. Noch rauschest Du stets mit Geniusfluge die Saiten herab.
Lang kenn' ich Deine Silbertöne;
Schweig'! ich bilde mir ein Bild
Jenes feurigen Naturgesangs.

9. Unumschränkter ist in Deinem, Herrscherin,
Als in des Barden Gesange, die Kunst.
Oft stammelst Du nur die Stimme der Natur;
Er tönet sie laut in's erschütterte Herz.

10. O Bild, das jetzt mit den Fittigen der Morgenröthe schwebt,
Jetzt in Wolken gehüllt, mit des Meers hoher Woge steigt,
Jetzt den sanften Liebestanz
Tanzt in dem Schimmer der Sommermondnacht,

11. Wenn Dich nicht gern, wer denket und fühlt,
Zum Genossen seiner Einsamkeit wählt:
So erhebe sich aus der Trümmer Nacht der Barden Einer,
Erschein' und vernichte Dich!

12. Laß fliegen, o Schatten, Deinen Zaubergesang
Den mächtigsten Flug,
Und rufe mir Einen der Barden
Meines Vaterlands herauf!

13. Einen Herminoon,
Der unter den tausendjährigen

---

7. 3. Draußen im Gefilde — 12. 1. Geister der Gesänge, — 13. 1. vertilgen? Geister des Bardiets! — 2. Ihr Schatten, ich rc. — 15. 4. nicht mit ihm.
XXIV. 6. 1. Die Helden stritten. — 10. 2. Jetzt, gehüllt in Wolken,

Eichen einst wandelte,
Unter deren alterndem Sproß ich wandle.
14. P. Ich beschwöre Dich, o Norne, Vertilgerin,
Bei dem Haingesange, vor dem in Winfeld die Adler sanken,
Bei dem liebergeführten Brautlenzreihn: O sende mir herauf
Einen der Barden Teutoniens, einen Herminoon!
15. Ich hör' es in den Tiefen der Ferne rauschen;
Lauter tönet Wurdi's Quell dem Kommenden;
Und die Schwäne heben sich vor ihm
Mit schnellerem Flügelschlag.
16. D. Wer kommt, wer kommt? Kriegerisch ertönt
Ihm die thatenvolle Telyn;
Eichenlaub schattet auf seine glühende Stirn.
Er ist, ach, er ist ein Barde meines Vaterlands!
17. Barde. Was zeigst Du dem Ursohn meiner Enkel
Immer noch den stolzen Lorbeer am Ende Deiner Bahn,
Grieche? Soll ihm umsonst von des Haines Höh'
Der Eiche Wipfel winken?
18. Zwar aus Dämm'rung nur; denn ach, er sieht
In meiner Brust der wüthenden Wurdi Dolch!
Und mit der Eile des Sturms eilet vorüber der Augenblick,
Da ich ihm von der Barden Geheimnisse singen kann.
19. P. Töne, Leier, von der Grazie
Den leichten Tritt an der Hand der Kunst geführt,
Und laß die Stimme der rauhen Natur
Des Dichters Ohre verstummen!
20. B. Sing', Telyn, dem Dichter die schönere Grazie
Der seelenvollen Natur!
Gehorcht hat uns die Kunst; sie geschreckt,
Wollte sie herrschen, mit hohem Blick die Natur.
21. Unter sparsamer Hand tönte Gemäld' herab,
Gestaltet mit kühnem Zug;
Tausendfältig und wahr, und heiß, ein Taumel, ein Sturm
Waren die Töne für das vielverlangende Herz.
22. P. Laß, o Dichter, in Deinem Gesange vom Olympus
Zeus donnern; mit dem silbernen Bogen tönen aus der Wolkennacht
Smintheus; Pan in dem Schilfe pfeifen; von Artemis
Schulter den vollen Köcher scheuchen das Reh!
23. B. Ist Achäa der Thuiskonen Vaterland?
Unter des weißen Teppichs Hüllen ruh' auf dem Friedenswagen
Hertha! in blumenbestreutem Haine walle der Wagen hin,
Und bringe die Göttin zum Bade des einsamen Sees!
24. Die Zwillingsbrüder Alces graben
In Felsen Euch das Gesetz der heiligen Freundschaft;
Erst des hingehefteten Blickes lange Wahl,
Dann Bund auf ewig!
25. Es vereine Löbna, voll Rossa's Reizen, und Wara,
Wie Sait' und Gesang, die Lieb' und die Ehe! Braga töne
Von dem Schwert gegen den Erob'rer gezückt; und That
Des Friedens auch und Gerechtigkeit lehr' Euch Wodan!
26. Wenn nicht mehr in Walhalla die Helden Waffenspiel
Tanzen, nicht mehr von Braga's Lied' in der Freude
Süße Träume gesungen, halten Siegesmahl,
Dann richtet auch die Helden Wodan.
27. D. Des Hügels Quell' ertönet von Zeus,
Von Wodan der Quell des Hains.
Weck' ich aus dem alten Untergange Götter
Zu Gemälden des fabelhaften Liedes auf;
28. So haben die in Teutoniens Hain
Edlere Züge für mich.
Mich weilet dann der Achäer Hügel nicht;
Ich gehe zu dem Quell des Hains.
29. P. Du wagst es, die Hörerin der Leier,
Die in Lorbeerschatten herab
Von der Höhe fällt des Helikon,
Aganippe vorüber zu gehn?
30. D. Ich seh', an den wehenden Lorbeer gelehnt,
Mit allen ihren goldenen Saiten,
O Grieche, Deine Leier stehn,
Und gehe vorüber.
31. Er hat sie gelehnt an den Eichensproß,
Des Weisen Sänger und des Helden, Braga,
Die inhaltsvolle Telyn. Es weht
Um ihre Saiten, und sie tönt von sich selbst: Vaterland!
32. Ich höre des heiligen Namens Schall;
Durch alle Saiten rauschet es herab:
Vaterland! ... Wessen Lob singet nach der Wiederhall?
Kommt Hermann dort in den Nächten des Hains?
33. B. Ach Wurdi! Dein Dolch! Sie ruft, sie ruft
Mich in ihre Tiefe zurück, hinunter, wo unbemeinbar
Auch die Edlen schweben, die für das Vaterland
Auf des Schildes blutige Blume sanken.

---

13. 3. „einst" fehlt in 1. Ausg. — **22.** 4. Köcher die Rehe scheuchen.

Inhalt der ersten Abtheilung.



Handbuch

der

poetischen Nationalliteratur der Deutschen.

Druck von Zürcher & Furrer.

Handbuch

der poetischen

Nationalliteratur der Deutschen

von

Haller bis auf die neueste Zeit.

Vollständige

Sammlung von Musterstücken

aus allen Dichtern und Dichtungsformen, nebst Angabe der frühern Lesarten, biographischen Notizen und literarisch-ästhetischem Kommentar.

Von

Dr. Heinrich Kurz.

Zweite Abtheilung: Schiller bis Beck.

Zürich,
Verlag von Meyer und Zeller, ehedem Ziegler und Söhne.
1840.

Friedrich von Schiller.

I. An die Freude.

1. Freude, schöner Götterfunken,
Tochter aus Elysium,
Wir betreten feuertrunken,
Himmlische, Dein Heiligthum.
Deine Zauber binden wieder,
Was die Mode streng getheilt,
Alle Menschen werden Brüder,
Wo Dein sanfter Flügel weilt.
Chor. Seid umschlungen Millionen!
Diesen Kuß der ganzen Welt!
Brüder – über'm Sternenzelt
Muß ein lieber Vater wohnen.
2. Wem der große Wurf gelungen,
Eines Freundes Freund zu sein,
Wer ein holdes Weib errungen,
Mische seinen Jubel ein!
Ja – wer auch nur Eine Seele
Sein nennt auf dem Erdenrund!
Und wer's nie gekonnt, der stehle
Weinend sich aus diesem Bund!
Chor. Was den großen Ring bewohnet,
Huldige der Sympathie!
Zu den Sternen leitet sie,
Wo der Unbekannte thronet.
3. Freude trinken alle Wesen,
An den Brüsten der Natur,
Alle Guten, alle Bösen
Folgen ihrer Rosenspur.
Küsse gab sie uns und Reben,
Einen Freund, geprüft im Tod,
Wollust ward dem Wurm gegeben,
Und der Cherub steht vor Gott.
Chor. Ihr stürzt nieder, Millionen?
Ahnest Du den Schöpfer, Welt?
Such' ihn über'm Sternenzelt,
Ueber Sternen muß er wohnen.
4. Freude heißt die starke Feder
In der ewigen Natur.
Freude, Freude treibt die Räder
In der großen Weltenuhr.
Blumen lockt sie aus den Keimen,
Sonnen aus dem Firmament,
Sphären rollt sie in den Räumen,
Die des Sehers Rohr nicht kennt.
Chor. Froh, wie seine Sonnen fliegen
Durch des Himmels prächt'gen Plan,
Laufet, Brüder, Eure Bahn,
Freudig, wie ein Held, um Siegen.
5. Aus der Wahrheit Feuerspiegel
Lächelt sie den Forscher an,
Zu der Tugend steilem Hügel
Leitet sie des Dulders Bahn:
Auf des Glaubens Sonnenberge
Sieht man ihre Fahnen wehn,
Durch den Riß gesprengter Särge
Sie im Chor der Engel stehn.
Chor. Duldet muthig, Millionen!
Duldet für die beß're Welt!
Droben über'm Sternenzelt
Wird ein großer Gott belohnen.
6. Göttern kann man nicht vergelten,
Schön ist's, ihnen gleich zu sein.
Gram und Armuth soll sich melden,
Mit den Frohen sich erfreu'n.
Groll und Rache sei vergessen,
Unserm Todfeind sei verziehn.
Keine Thräne soll ihn pressen,
Keine Reue nage ihn.
Chor. Unser Schuldbuch sei vernichtet!
Ausgesöhnt die ganze Welt!
Brüder – über'm Sternenzelt
Richtet Gott – wie wir gerichtet.
7. Freude sprudelt in Pokalen,
In der Traube gold'nem Blut
Trinken Sanftmuth Kannibalen,
Die Verzweiflung Heldenmuth – –
Brüder fliegt von Euren Sitzen,
Wenn der volle Römer kreits,
Laßt den Schaum zum Himmel spritzen,
Dieses Glas dem guten Geist!
Chor. Den der Sterne Wirbel loben,
Den des Seraphs Hymne preist,
Dieses Glas dem guten Geist
Ueber'm Sternenzelt dort oben!
8. Festen Muth in schweren Leiden,
Hülfe, wo die Unschuld weint,

Aeltere Lesarten. I. 1. 6. Was der Mode Schwert getheilt; — 7. Bettler werden Fürstenbrüder — **3.** 9. Werft Euch nieder, Millionen! (Hdsch.) — 10. Schöpfer jauchze, Welt! (Hdsch.) — **4.** 3. wälzt die Räder (Hdsch.) — 9—12. Wer gebar das Weltenwunder? — Wo der Starke, der es hält? — Brüder, von dem Sternenzelt — Winkt ein großer Gott herunter. (Hdsch.)

Ewigkeit geschwor'nen Eiden,
Wahrheit gegen Freund und Feind,
Männerstolz vor Königsthronen, —
Brüder, gält' es Gut und Blut —
Dem Verdienste seine Kronen,
Untergang der Lügenbrut!
Chor. Schließt den heil'gen Zirkel dichter,
Schwört bei diesem gold'nen Wein,
Dem Gelübde treu zu sein,
Schwört es bei dem Sternenrichter!

II. Die Erwartung.

1. Hör' ich das Pförtchen nicht gehen?
Hat nicht der Riegel geklirrt?
Nein, es war des Windes Wehen,
Der durch diese Pappeln schwirrt.
2. O schmücke Dich, Du grün belaubtes Dach,
Du sollst die Anmuthstrahlende empfangen,
Ihr Zweige, baut ein schattendes Gemach,
Mit holder Nacht sie heimlich zu umfangen,
Und all' Ihr Schmeichellüfte werdet wach'
Und scherzt und spielt um ihre Rosenwangen,
Wenn seine schöne Bürde, leicht bewegt,
Der zarte Fuß zum Sitz der Liebe trägt.
3. Stille, was schlüpft durch die Hecken
Raschelnd mit eilendem Lauf?
Nein, es scheuchte nur der Schrecken
Aus dem Busch den Vogel auf.
4. O! lösche Deine Fackel, Tag! Hervor,
Du geist'ge Nacht, mit Deinem holden Schweigen,
Breit' um uns her den purpurrothen Flor,
Umspinn' uns mit geheimnißvollen Zweigen,
Der Liebe Wonne flieht des Lauschers Ohr,
Sie flieht des Strahles unbescheidnen Zeugen!
Nur Hesper, der Verschwiegene, allein
Darf still herblickend ihr Vertrauter sein.
5. Rief es von ferne nicht leise,
Flüsternden Stimmen gleich?
Nein, der Schwan ist's, der die Kreise
Ziehet durch den Silberteich.
6. Mein Ohr umtönt ein Harmonienfluß,
Der Springquell fällt mit angenehmem Rauschen,
Die Blume neigt sich bei des Westes Kuß,
Und alle Wesen seh' ich Wonne tauschen,
Die Traube winkt, die Pfirsche zum Genuß,
Die üppig schwellend hinter Blättern lauschen,
Die Luft, getaucht in der Gewürze Fluth,
Trinkt von der heißen Wange mir die Gluth.
7. Hör' ich nicht Tritte erschallen?
Rauscht's nicht den Laubgang daher?
Nein, die Frucht ist dort gefallen,
Von der eignen Fülle schwer.
8. Des Tages Flammenauge selber bricht
In süßem Tod, und seine Farben blassen,
Kühn öffnen sich im holden Dämmerlicht
Die Kelche schon, die seine Gluthen hassen,
Still hebt der Mond sein strahlend Angesicht,
Die Welt zerschmilzt in ruhig große Massen,
Der Gürtel ist von jedem Reiz gelöst,
Und alles Schöne zeigt sich mir entblößt.
9. Seh' ich nichts Weißes dort schimmern?
Glänzt's nicht, wie seidnes Gewand?
Nein, es ist der Säule Flimmern
An der dunkeln Taxuswand.
10. O! sehnend Herz, ergötze Dich nicht mehr,
Mit süßen Bildern wesenlos zu spielen,
Der Arm, der sie umfassen will, ist leer,
Kein Schattenglück kann diesen Busen kühlen;
O! führe mir die Lebende daher,
Laß ihre Hand, die zärtliche, mich fühlen,
Den Schatten nur, von ihres Mantels Saum,
Und in das Leben tritt der hohle Traum.
11. Und leis', wie aus himmlischen Höhen
Die Stunde des Glückes erscheint,
So war sie genaht, ungesehen,
Und weckte mit Küssen den Freund.

III. Des Mädchens Klage.

1. Der Eichwald brauset,
Die Wolken ziehn,
Das Mägdlein sitzet
An Ufers Grün,
Es bricht sich die Welle mit Macht, mit Macht,
Und sie seufzt hinaus in die finstre Nacht,
Das Auge vom Weinen getrübet:
2. „Das Herz ist gestorben,
Die Welt ist leer,
Und weiter gibt sie
Dem Wunsche Nichts mehr.
Du, Heilige, rufe Dein Kind zurück,
Ich habe genossen das irdische Glück,
Ich habe gelebt und geliebet!“
3. Es rinnet der Thränen
Vergeblicher Lauf,
Die Klage, sie wecket
Die Todten nicht auf,
Doch nenne, was tröstet und heilet die Brust
Nach der süßen Liebe verschwundener Lust,
Ich, die Himmlische, will's nicht versagen.
4. Laß rinnen der Thränen
Vergeblichen Lauf,
Es wecke die Klage
Den Todten nicht auf!
Das süßeste Glück für die trauernde Brust
Nach der schönen Liebe verschwundener Lust
Sind der Liebe Schmerzen und Klagen.

IV. Sehnsucht.

1. Ach, aus dieses Thales Gründen,
Die der kalte Nebel drückt,
Könnt' ich doch den Ausgang finden,
Ach, wie fühlt' ich mich beglückt!
Dort erblick' ich schöne Hügel,
Ewig jung und ewig grün!
Hätt' ich Schwingen, hätt' ich Flügel,
Nach den Hügeln zög' ich hin.
2. Harmonien hör' ich klingen,
Töne süßer Himmelsruh',

— 8. 5. Menschlichkeit auf Königsthronen, — 6. Harten Richtern warmes Blut! — Nach 8. folgte in der 1. Ausg.: Rettung von Tyrannenketten, — Großmuth auch dem Bösewicht, Hoffnung auf den Sterbebetten, — Gnade auf dem Hochgericht! — Auch die Todten sollen leben! — Brüder, trinkt, und stimmet ein: — Allen Sündern soll vergeben — Und die Hölle nicht mehr sein! — Chor: Eine heitre Abschiedsstunde! — Süßen Schlaf im Leichentuch; — Brüder, einen sanften Spruch — Aus des Todtenrichters Munde!

Und die leichten Winde bringen
Mir der Düfte Balsam zu;
Gold'ne Früchte seh' ich glühen,
Winkend zwischen dunkelm Laub,
Und die Blumen, die dort blühen,
Werden keines Winters Raub.
3. Ach wie schön muß sich's ergehen,
Dort, im ew'gen Sonnenschein,
Und die Luft auf jenen Höhen,
O wie labend muß sie sein!
Doch mir wehrt des Stromes Toben,
Der ergrimmt dazwischen braust,
Seine Wellen sind gehoben,
Daß die Seele mir ergraust.
4. Einen Nachen seh' ich schwanken,
Aber ach! der Fährmann fehlt.
Frisch hinein und ohne Wanken,
Seine Segel sind beseelt.
Du mußt glauben, Du mußt wagen,
Denn die Götter leihn kein Pfand;
Nur ein Wunder kann Dich tragen
In das schöne Wunderland.

V. Der Pilgrim.

1. Noch in meines Lebens Lenze
War ich, und ich wandert' aus,
Und der Jugend frohe Tänze
Ließ ich in des Vaters Haus.
2. All mein Erbtheil, meine Habe
Warf ich fröhlich glaubend hin,
Und am leichten Pilgerstabe
Zog ich fort mit Kindersinn.
3. Denn mich trieb ein mächtig Hoffen
Und ein dunkles Glaubenswort,
Wandle, rief's, der Weg ist offen,
Immer nach dem Aufgang fort.
4. Bis zu einer goldnen Pforten
Du gelangst, da gehst Du ein,
Denn das Irdische wird dorten
Himmlisch, unvergänglich sein.
5. Abend ward's und wurde Morgen,
Nimmer, nimmer stand ich still,
Aber immer blieb's verborgen,
Was ich suche, was ich will.
6. Berge lagen mir im Wege,
Ströme hemmten meinen Fuß,
Ueber Schlünde baut' ich Stege,
Brücken durch den wilden Fluß.
7. Und zu eines Stroms Gestaden
Kam ich, der nach Morgen floß,
Froh vertrauend seinem Faden,
Warf ich mich in seinen Schoß.
8. Hin zu einem großen Meere
Trieb mich seiner Wellen Spiel,
Vor mir liegt's in weiter Leere,
Näher bin ich nicht dem Ziel.
9. Ach! kein Steg will dahin führen,
Ach! der Himmel über mir
Will die Erde nie berühren,
Und das Dort ist niemals Hier.

VI. Die Gunst des Augenblicks.

1. Und so finden wir uns wieder
In dem heitern bunten Reih'n,
Und es soll der Kranz der Lieder
Frisch und grün geflochten sein.
2. Aber wem der Götter bringen
Wir des Liedes ersten Zoll?
Ihn vor Allen laßt uns singen,
Der die Freude schaffen soll.
3. Denn was frommt es, daß mit Leben
Ceres den Altar geschmückt?
Daß den Purpursaft der Reben
Bacchus in die Schale drückt?
4. Zückt vom Himmel nicht der Funken,
Der den Herd in Flammen setzt,
Ist der Geist nicht feuertrunken,
Und das Herz bleibt unergetzt.
5. Aus den Wolken muß es fallen,
Aus der Götter Schoß das Glück,
Und der mächtigste von allen
Herrschern ist der Augenblick.
6. Von dem allerersten Werden
Der unendlichen Natur,
Alles Göttliche auf Erden
Ist ein Lichtgedanke nur.
7. Langsam in dem Lauf der Horen
Füget sich der Stein zum Stein,
Schnell, wie es der Geist geboren,
Will das Werk empfunden sein.
8. Wie im hellen Sonnenblicke
Sich ein Farbenteppich webt,
Wie auf ihrer bunten Brücke
Iris durch den Himmel schwebt,
9. So ist jede schöne Gabe
Flüchtig, wie des Blitzes Schein,
Schnell in ihrem düstern Grabe
Schließt die Nacht sie wieder ein.

VII. Die vier Weltalter.

1. Wohl perlet im Glase der purpurne Wein,
Wohl glänzen die Augen der Gäste,
Es zeigt sich der Sänger, er tritt herein,
Zu dem Guten bringt er das Beste;
Denn ohne die Leier im himmlischen Saal
Ist die Freude gemein auch beim Nektarmahl.
2. Ihm gaben die Götter das reine Gemüth,
Wo die Welt sich, die ewige, spiegelt,
Er hat Alles gesehn, was auf Erden geschieht,
Und was uns die Zukunft versiegelt,
Er saß in der Götter uráltestem Rath,
Und behorchte der Dinge geheimste Saat.
3. Er breitet es lustig und glänzend aus
Das zusammengefaltete Leben,
Zum Tempel schmückt er das irdische Haus,
Ihm hat es die Muse gegeben,
Kein Dach ist so niedrig, keine Hütte so klein,
Er führt einen Himmel voll Götter hinein.
4. Und wie der erfindende Sohn des Zeus
Auf des Schildes einfachem Runde
Die Erde, das Meer und den Sternenkreis
Gebildet mit göttlicher Kunde,
So drückt er ein Bild des unendlichen All
In des Augenblicks flüchtig verrauschenden Schall.
5. Er kommt aus dem kindlichen Alter der Welt,

Wo die Völker sich jugendlich freuten,
Er hat sich, ein fröhlicher Wandrer, gesellt
Zu allen Geschlechtern und Zeiten.
Vier Menschenalter hat er gesehn,
Und läßt sie am fünften vorübergehn.
6. Erst regierte Saturnus schlicht und gerecht,
Da war es heute, wie morgen,
Da lebten die Hirten, ein harmlos Geschlecht,
Und brauchten für gar Nichts zu sorgen,
Sie liebten und thaten weiter Nichts mehr,
Die Erde gab Alles freiwillig her.
7. Drauf kam die Arbeit; der Kampf begann
Mit Ungeheuern und Drachen,
Und die Helden fingen, die Herrscher, an,
Und den Mächtigen suchten die Schwachen,
Und der Streit zog in des Skamanders Feld,
Doch die Schönheit war immer der Gott der Welt.
8. Aus dem Kampf ging endlich der Sieg hervor,
Und der Kraft entblühte die Milde;
Da sangen die Musen im himmlischen Chor,
Da erhuben sich Göttergebilde!
Das Alter der göttlichen Phantasie,
Es ist verschwunden, es kehret nie.
9. Die Götter sanken vom Himmelsthron,
Es stürzten die herrlichen Säulen,
Und geboren wurde der Jungfrau Sohn,
Die Gebrechen der Erde zu heilen,
Verbannt ward der Sinne flüchtige Lust,
Und der Mensch griff denkend in seine Brust.
10. Und der eitle, der üppige Reiz entwich,
Der die frohe Jugendwelt zierte,
Der Mönch und die Nonne zergeisselten sich,
Und der eiserne Ritter turnirte;
Doch war das Leben auch finster und wild,
So blieb doch die Liebe lieblich und mild.
11. Und einen heiligen keuschen Altar
Bewahrten sich stille die Musen,
Es lebte, was edel und sittlich war,
In der Frauen züchtigem Busen,
Die Flamme des Liedes entbrannte neu
An der schönen Minne und Liebestreu.
12. Drum soll auch ein ewiges zartes Band
Die Frauen, die Sänger umflechten,
Sie wirken und weben Hand in Hand
Den Gürtel des Schönen und Rechten.
Gesang und Liebe in schönem Verein,
Sie erhalten dem Leben den Jugendschein.

VIII. Punschlied.

1. Vier Elemente,
Innig gesellt,
Bilden das Leben,
Bauen die Welt.
2. Preßt der Citrone
Saftigen Stern,
Herb ist des Lebens
Innerster Kern.
3. Jetzt mit des Zuckers
Linderndem Saft
Zähmet die herbe,
Brennende Kraft.
4. Gießet des Wassers
Sprudelnden Schwall,
Wasser umfänget
Ruhig das All.
5. Tropfen des Geistes
Gießet hinein,
Leben dem Leben
Gibt er allein.
6. Eh' es verdüftet,
Schöpfet es schnell,
Nur wenn er glühet,
Labet der Quell.

IX. Punschlied,

im Norden zu singen.

1. Auf der Berge freien Höhen,
In der Mittagssonne Schein,
An des warmen Strahles Kräften
Zeugt Natur den gold'nen Wein.
2. Und noch Niemand hat's erkundet,
Wie die große Mutter schafft;
Unergründlich ist das Wirken,
Unerforschlich ist die Kraft.
3. Funkelnd, wie ein Sohn der Sonne,
Wie des Lichtes Feuerquell,
Springt er perlend aus der Tonne
Purpurn und krystallenhell.
4. Und erfreuet alle Sinnen,
Und in jede bange Brust
Gießt er ein balsamisch Hoffen
Und des Lebens neue Lust.
5. Aber matt auf unsre Zonen
Fällt der Sonne schräges Licht,
Nur die Blätter kann sie färben,
Aber Früchte reift sie nicht.
6. Doch der Norden auch will leben,
Und was lebt, will sich erfreun;
Darum schaffen wir erfindend
Ohne Weinstock uns den Wein.
7. Bleich nur ist's, was wir bereiten
Auf dem häuslichen Altar;
Was Natur lebendig bildet,
Glänzend ist's und ewig klar.
8. Aber freudig aus der Schale
Schöpfen wir die trübe Fluth;
Auch die Kunst ist Himmelsgabe,
Borgt sie gleich von ird'scher Gluth.
9. Ihrem Wirken frei gegeben
Ist der Kräfte großes Reich;
Neues bildend aus dem Alten,
Stellt sie sich dem Schöpfer gleich.
10. Selbst das Band der Elemente
Trennt ihr herrschendes Gebot,
Und sie ahmt mit Herdes Flammen
Nach den hohen Sonnengott.
11. Fernhin zu den sel'gen Inseln
Richtet sie der Schiffe Lauf,
Und des Südens goldne Früchte
Schüttet sie im Norden auf.
12. Drum ein Sinnbild und ein Zeichen
Sei uns dieser Feuersaft,
Was der Mensch sich kann erlangen
Mit dem Willen und der Kraft.

X. An die Freunde.

1. Lieben Freunde! Es gab schönre Zeiten,
Als die unsern — das ist nicht zu streiten!
Und ein edler Volk hat einst gelebt.
Könnte die Geschichte davon schweigen,
Tausend Steine würden redend zeugen,
Die man aus dem Schoß der Erde gräbt.
Doch es ist dahin, es ist verschwunden
Dieses hoch begünstigte Geschlecht.
Wir, wir leben! Unser sind die Stunden,
Und der Lebende hat Recht.

2. Freunde! Es gibt glücklichere Zonen,
Als das Land, worin wir leidlich wohnen,
Wie der weitgereiste Wandrer spricht.
Aber hat Natur uns viel entzogen,
War die Kunst uns freundlich doch gewogen,
Unser Herz erwarmt an ihrem Licht.
Will der Lorbeer hier sich nicht gewöhnen,
Wird die Mirthe unsers Winters Raub,
Grünet doch, die Schläfe zu bekrönen,
Uns der Rebe munt'res Laub.

3. Wohl von größerm Leben mag es rauschen,
Wo vier Welten ihre Schätze tauschen,
An der Themse, auf dem Markt der Welt.
Tausend Schiffe landen an und gehen,
Da ist jedes Köstliche zu sehen,
Und es herrscht der Erde Gott, das Geld.
Aber nicht im trüben Schlamm der Bäche,
Der von wilden Regengüssen schwillt,
Auf des stillen Baches ebner Fläche
Spiegelt sich das Sonnenbild.

4. Prächtiger, als wir in unserm Norden,
Wohnt der Bettler an der Engelspforten,
Denn er sieht das ewig einz'ge Rom!
Ihn umgibt der Schönheit Glanzgewimmel,
Und ein zweiter Himmel in den Himmel
Steigt Sankt Peters wunderbarer Dom.
Aber Rom in allem seinem Glanze
Ist ein Grab nur der Vergangenheit,
Leben duftet nur die frische Pflanze,
Die die grüne Stunde streut.

5. Größres mag sich anderswo begeben;
Als bei uns, in unserm kleinen Leben,
Neues — hat die Sonne nie gesehn,
Sehn wir doch das Große aller Zeiten
Auf den Bretern, die die Welt bedeuten,
Sinnvoll, still an uns vorübergehn.
Alles wiederholt sich nur im Leben,
Ewig jung ist nur die Phantasie,
Was sich nie und nirgends hat begeben,
Das allein veraltet nie!

XI. Die Macht des Gesanges.

1. Ein Regenstrom aus Felsenrissen,
Er kommt mit Donners Ungestüm,
Bergtrümmer folgen seinen Güssen,
Und Eichen stürzen unter ihm,
Erstaunt mit wollustvollem Grausen
Hört ihn der Wanderer und lauscht,
Er hört die Fluth vom Felsen brausen,
Doch weiß er nicht, woher sie rauscht,
So strömen des Gesanges Wellen
Hervor aus nie entdeckten Quellen.

2. Verbündet mit den furchtbarn Wesen,
Die still des Lebens Faden drehn,
Wer kann des Sängers Zauber lösen,
Wer seinen Tönen widerstehn?
Wie mit dem Stab des Götterboten
Beherrscht er das bewegte Herz,
Er taucht es in das Reich der Todten,
Er hebt es staunend himmelwärts,
Und wiegt es zwischen Ernst und Spiele
Auf schwanker Leiter der Gefühle.

3. Wie wenn auf einmal in die Kreise
Der Freude mit Gigantenschritt,
Geheimnißvoll nach Geister Weise,
Ein ungeheures Schicksal tritt,
Da beugt sich jede Erdengröße
Dem Fremdling aus der andern Welt,
Des Jubels nichtiges Getöse
Verstummt und jede Larve fällt;
Und vor der Wahrheit mächtgem Siege
Verschwindet jedes Werk der Lüge.

4. So rafft von jeder eiteln Bürde,
Wenn des Gesanges Ruf erschallt,
Der Mensch sich auf zur Geisterwürde,
Und tritt in heilige Gewalt;
Den hohen Göttern ist er eigen,
Ihm darf nichts Irdisches sich nahn,
Und jede andre Macht muß schweigen,
Und kein Verhängniß fällt ihn an,
Es schwinden jedes Kummers Falten,
So lang des Liedes Zauber walten.

5. Und wie nach hoffnungslosem Sehnen,
Nach langer Trennung bitterm Schmerz,
Ein Kind mit heißen Reuethränen
Sich stürzt an seiner Mutter Herz;
So führt zu seiner Jugend Hütten
Zu seiner Unschuld reinem Glück,
Vom fernen Ausland fremder Sitten
Den Flüchtling der Gesang zurück,
In der Natur getreuen Armen
Von kalten Regeln zu erwarmen.

XII. Hoffnung.

1. Es reden und träumen die Menschen viel
Von bessern künftigen Tagen,
Nach einem glücklichen goldenen Ziel
Sieht man sie rennen und jagen.
Die Welt wird alt und wird wieder jung,
Doch der Mensch hofft immer Verbesserung!

2. Die Hoffnung führt ihn in's Leben ein,
Sie umflattert den fröhlichen Knaben,
Den Jüngling begeistert ihr Zauberschein,
Sie wird mit dem Greis nicht begraben,
Denn beschließt er im Grabe den müden Lauf,
Noch am Grabe pflanzt er — die Hoffnung auf,

3. Es ist kein leerer, schmeichelnder Wahn,
Erzeugt im Gehirne des Thoren,
Im Herzen kündet es laut sich an:
Zu was Besserm sind wir geboren,
Und was die innere Stimme spricht,
Das täuscht die hoffende Seele nicht.

XIII. Die deutsche Muse.

1. Kein Augustisch Alter blühte,
Keines Medizäers Güte
Lächelte der deutschen Kunst,

Sie ward nicht gepflegt vom Ruhme,
Sie entfaltete die Blume
Nicht am Strahl der Fürstengunst.
2. Von dem größten deutschen Sohne,
Von des großen Friedrichs Throne
Ging sie schutzlos, ungeehrt.
Rühmend darf's der Deutsche sagen,
Höher darf das Herz ihm schlagen,
Selbst erschuf er sich den Werth.
3. Darum steigt in höherm Bogen,
Darum strömt in vollern Wogen
Deutscher Barden Hochgesang,
Und in eigner Fülle schwellend,
Und aus Herzens Tiefen quellend,
Spottet er der Regeln Zwang.

XIV. Thekla.

1. Wo ich sei, und wo mich hingewendet,
Als mein flücht'ger Schatte Dir entschwebt?
Hab' ich nicht beschlossen und geendet,
Hab' ich nicht geliebet und gelebt?
2. Willst Du nach den Nachtigallen fragen,
Die mit seelenvoller Melodie
Dich entzückten in des Lenzes Tagen?
Nur so lang' sie liebten, waren sie.
3. Ob ich den Verlorenen gefunden?
Glaube mir, ich bin mit ihm vereint,
Wo sich nicht mehr trennt, was sich verbunden,
Dort, wo keine Thräne wird geweint.
4. Dorten wirst auch Du uns wieder finden,
Wenn Dein Lieben unserm Lieben gleicht,
Dort ist auch der Vater frei von Sünden,
Den der blut'ge Mord nicht mehr erreicht.
5. Und er fühlt, daß ihn kein Wahn betrogen,
Als er aufwärts zu den Sternen sah,
Denn wie jeder wägt, wird ihm gewogen;
Wer es glaubt, dem ist das Heil'ge nah.
6. Wort gehalten wird in jenen Räumen
Jedem schönen gläubigen Gefühl,
Wage Du zu irren und zu träumen;
Hoher Sinn liegt oft in kind'schem Spiel.

XV. Das Mädchen von Orleans.

1. Das edle Bild der Menschheit zu verhöhnen,
Im tiefsten Staube wälzte Dich der Spott,
Krieg führt der Witz auf ewig mit dem Schönen,
Er glaubt nicht an den Engel und den Gott;
Dem Herzen will er seine Schätze rauben,
Den Wahn bekriegt er und verletzt den Glauben.
2. Doch, wie Du selbst, aus kindlichem Geschlechte,
Selbst eine fromme Schäferin, wie Du,
Reicht Dir die Dichtkunst ihre Götterrechte,
Schwingt sich mit ihr den ew'gen Sternen zu,
Mit einer Glorie hat sie Dich umgeben,
Dich schuf das Herz, Du wirst unsterblich leben.
3. Es liebt die Welt, das Strahlende zu schwärzen,
Und das Erhabne in den Staub zu ziehn;
Doch fürchte nicht! es gibt noch schöne Herzen,
Die für das Hohe, Herrliche entglühn;
Den lauten Markt mag Momus unterhalten,
Ein edler Sinn liebt edlere Gestalten.

XVI. Die Worte des Glaubens.

1. Drei Worte nenn' ich Euch inhaltschwer,
Sie gehen von Munde zu Munde;
Doch stammen sie nicht von Außen her,
Das Herz nur gibt davon Kunde;
Dem Menschen ist aller Werth geraubt,
Wenn er nicht mehr an die drei Worte glaubt.
2. Der Mensch ist frei geschaffen, ist frei,
Und würd' er in Ketten geboren;
Laßt Euch nicht irren des Pöbels Geschrei,
Nicht den Mißbrauch rasender Thoren.
Vor dem Sklaven, wenn er die Kette bricht,
Vor dem freien Menschen erzittert nicht.
3. Und die Tugend, sie ist kein leerer Schall,
Der Mensch kann sie üben im Leben,
Und sollt' er auch straucheln überall,
Er kann nach der Göttlichen streben;
Und was kein Verstand der Verständigen sieht,
Das übet in Einfalt ein kindlich Gemüth.
4. Und ein Gott ist, ein heiliger Wille lebt,
Wie auch der menschliche wanke,
Hoch über der Zeit und dem Raume schwebt
Lebendig der höchste Gedanke;
Und ob Alles in ewigem Wechsel kreis't,
Es beharret im Wechsel ein ruhiger Geist.
5. Die drei Worte bewahret Euch, inhaltschwer,
Sie pflanzet von Munde zu Munde,
Und stammen sie gleich nicht von Außen her,
Euer Innres gibt davon Kunde;
Dem Menschen ist nimmer sein Werth geraubt,
So lang er noch an die drei Worte glaubt.

XVII. Die Worte des Wahns.

1. Drei Worte hört man bedeutungschwer
Im Munde der Guten und Besten.
Sie schallen vergeblich, ihr Klang ist leer,
Sie können nicht helfen und trösten.
Verscherzt ist dem Menschen des Lebens Frucht,
So lang' er die Schatten zu haschen sucht.
2. So lang' er glaubt an die goldne Zeit,
Wo das Rechte, das Gute wird siegen, —
Das Rechte, das Gute führt ewig Streit,
Nie wird der Feind ihm erliegen,
Und erstickst Du ihn nicht in den Lüften frei,
Stets wächst ihm die Kraft auf der Erde neu.
3. So lang' er glaubt, daß das buhlende Glück
Sich dem Edeln vereinigen werde;
Dem Schlechten folgt es mit Liebesblick,
Nicht dem Guten gehöret die Erde.
Er ist ein Fremdling, er wandert aus,
Und suchet ein unvergänglich Haus.
4. So lang' er glaubt, daß dem ird'schen Verstand
Die Wahrheit je wird erscheinen, —
Ihren Schleier hebt keine sterbliche Hand,
Wir können nur rathen und meinen.
Du kerkerst den Geist in ein tönend Wort,
Doch der freie wandelt im Sturme fort.

5. Drum, edle Seele, entreiß' Dich dem Wahn,
Und den himmlischen Glauben bewahre;
Was kein Ohr vernahm, was die Augen nicht sahn,
Es ist dennoch das Schöne, das Wahre!
Es ist nicht draußen, da sucht es der Thor,
Es ist in Dir, Du bringst es ewig hervor.

XVIII. Licht und Wärme.

1. Der beßre Mensch tritt in die Welt
Mit fröhlichem Vertrauen,
Er glaubt, was ihm die Seele schwellt,
Auch außer sich zu schauen,
Und weiht, von edelm Eifer warm,
Der Wahrheit seinen treuen Arm.
2. Doch Alles ist so klein, so eng,
Hat er es erst erfahren,
Da sucht' er in dem Weltgedräng',
Sich selbst nur zu bewahren,
Das Herz in kalter, stolzer Ruh'
Schließt endlich sich der Liebe zu.
3. Sie geben, ach! nicht immer Glut,
Der Wahrheit helle Strahlen;
Wohl denen, die des Wissens Gut
Nicht mit dem Herzen zahlen!
Drum paart zu Euerm schönsten Glück
Mit Schwärmers Ernst des Weltmanns Blick.

XIX. Breite und Tiefe.

1. Es glänzen Viele in der Welt,
Sie wissen von Allem zu sagen,
Und wo was reizet und wo was gefällt,
Man kann es bei ihnen erfragen;
Man dächte, hört man sie reden laut,
Sie hätten wirklich erobert die Braut.
2. Doch gehn sie aus der Welt ganz still,
Ihr Leben war verloren.
Wer etwas Treffliches leisten will,
Hätt' gern was Großes geboren,
Der sammle still und unerschlafft
Im kleinsten Punkte die höchste Kraft.
3. Der Stamm erhebt sich in die Luft
Mit üppig prangenden Zweigen,
Die Blätter glänzen und hauchen Duft,
Doch können sie Früchte nicht zeugen;
Der Kern allein im schmalen Raum
Verbirgt den Stolz des Waldes, den Baum.

XX. An Göthe,

als er den Mahomet von Voltaire auf die Bühne brachte.

1. Du selbst, der uns vom falschen Regelzwange
Zur Wahrheit und Natur zurückgeführt,
Der, in der Wiege schon ein Held, die Schlange
Erstickt, die unsern Genius umschnürt;
Du, den die Kunst, die göttliche, schon lange
Mit ihrer reinen Priesterbinde ziert,
Du opferst auf zertrümmerten Altären
Der Aftermuse, die wir nicht mehr ehren?

2. Einheim'scher Kunst ist dieser Schauplatz eigen,
Hier wird nicht fremden Götzen mehr gedient,
Wir können muthig einen Lorbeer zeigen,
Der auf dem deutschen Pindus selbst gegrünt;
Selbst in der Künste Heiligthum zu steigen,
Hat sich der deutsche Genius erkühnt,
Und auf der Spur des Griechen und des Britten
Ist er dem bessern Ruhme nachgeschritten.
3. Denn dort, wo Sklaven knien, Despoten walten,
Wo sich die eitle Aftergröße bläht,
Da kann die Kunst das Edle nicht gestalten,
Von keinem Ludwig wird es ausgesät,
Aus eigner Fülle muß es sich entfalten,
Es borget nicht von ird'scher Majestät;
Nur mit der Wahrheit wird es sich vermählen,
Und seine Gluth durchflammt nur freie Seelen.
4. Drum nicht in alte Fesseln uns zu schlagen,
Erneuerst Du dieß Spiel der alten Zeit,
Nicht uns zurückzuführen zu den Tagen
Charakterloser Minderjährigkeit;
Es wär' ein eitel und vergeblich Wagen,
Zu fallen in's bewegte Rad der Zeit,
Geflügelt fort entführen es die Stunden,
Das Neue kommt, das Alte ist verschwunden.
5. Erweitert jetzt ist des Theaters Enge,
In seinem Raume drängt sich eine Welt,
Nicht mehr der Worte rednerisch Gepränge,
Nur der Natur getreues Bild gefällt,
Verbannet ist der Sitten falsche Strenge,
Und menschlich handelt, menschlich fühlt der Held,
Die Leidenschaft erhebt die freien Töne,
Und in der Wahrheit findet man das Schöne.
6. Doch leicht gezimmert nur ist Thespis Wagen,
Und er ist gleich dem acheront'schen Kahn,
Nur Schatten und Idole kann er tragen;
Und drängt das rohe Leben sich heran,
So droht das leichte Fahrzeug umzuschlagen,
Das nur die flücht'gen Geister fassen kann;
Der Schein soll nie die Wirklichkeit erreichen,
Und siegt Natur, so muß die Kunst entweichen.
7. Denn auf dem bretternen Gerüst der Szene
Wird eine Idealwelt aufgethan,
Nichts sei hier wahr und wirklich, als die Thräne,
Die Rührung ruht auf keinem Sinnenwahn;
Aufrichtig ist die wahre Melpomene,
Sie kündigt Nichts als eine Fabel an,
Und weiß durch tiefe Wahrheit zu entzücken;
Die falsche stellt sich wahr, um zu berücken.
8. Es droht die Kunst vom Schauplatz zu verschwinden,
Ihr wildes Reich behauptet Phantasie,
Die Bühne will sie, wie die Welt, entzünden,
Das Niedrigste und Höchste menget sie;
Nur bei dem Franken war noch Kunst zu finden,
Erschwang er gleich ihr holdes Urbild nie,
Gebannt in unveränderlichen Schranken
Hält er sie fest und nimmer darf sie wanken.
9. Ein heiliger Bezirk ist ihm die Szene,
Verbannt aus ihrem festlichen Gebiet
Sind der Natur nachläßig rohe Töne,
Die Sprache selbst erhebt sich ihm zum Lied,
Es ist ein Reich des Wohllauts und der Schöne,
In edler Ordnung greifet Glied in Glied,
Zum ernsten Tempel füget sich das Ganze
Und die Bewegung borget Reiz vom Tanze.

10. Nicht Muster zwar darf uns der Franke werden,
Aus seiner Kunst spricht kein lebend'ger Geist,
Des falschen Anstands prunkende Gebärden
Verschmäht der Sinn, der nur das Wahre preist,
Ein Führer nur zum Bessern soll er werden,
Er komme, wie ein abgeschied'ner Geist,
Zu reinigen die oft entweihte Szene
Zum würd'gen Sitz der alten Melpomene.

XXI. Wilhelm Tell.

An den Churfürsten Erzkanzler.

1. Wenn rohe Kräfte feindlich sich entzweien,
Und blinde Wuth die Kriegesflamme schürt;
Wenn sich im Kampfe tobender Parteien
Die Stimme der Gerechtigkeit verliert;
Wenn alle Laster schamlos sich befreien,
Wenn freche Willkür an das Heil'ge rührt,
Den Anker löst, an dem die Staaten hängen,
— Da ist kein Stoff zu freudigen Gesängen.
2. Doch wenn ein Volk, das fromm die Heerden weidet,
Sich selbst genug, nicht fremden Guts begehrt,
Den Zwang abwirft, den es unwürdig leidet,
Doch selbst im Zorn die Menschlichkeit noch ehrt,
Im Glücke selbst, im Siege sich bescheidet;
— Das ist unsterblich und des Liedes werth.
Und solch' ein Bild darf ich Dir freudig zeigen;
Du kennst's, denn alles Große ist Dein eigen.

XXII. Der Antritt des neuen Jahrhunderts.

1. Edler Freund! Wo öffnet sich dem Frieden,
Wo der Freiheit sich ein Zufluchtsort?
Das Jahrhundert ist im Sturm geschieden,
Und das neue öffnet sich mit Mord.
2. Und das Band der Länder ist gehoben,
Und die alten Formen stürzen ein;
Nicht das Weltmeer hemmt des Krieges Toben,
Nicht der Nilgott und der alte Rhein.
3. Zwo gewalt'ge Nationen ringen,
Um der Welt alleinigen Besitz,
Aller Länder Freiheit zu verschlingen,
Schwingen sie den Dreizack und den Blitz.
4. Gold muß ihnen jede Landschaft wägen,
Und, wie Brennus in der rohen Zeit,
Legt der Franke seinen ehrnen Degen
In die Wage der Gerechtigkeit.
5. Seine Handelsflotten streckt der Britte
Gierig, wie Polypenarme, aus,
Und das Reich der freien Amphitrite
Will er schließen, wie sein eignes Haus.
6. Zu des Südpols nie erblickten Sternen
Dringt sein rastlos ungehemmter Lauf,
Alle Inseln spürt er, alle fernen
Küsten — nur das Paradies nicht auf.
7. Ach! umsonst auf allen Länderkarten
Spähst Du nach dem seligen Gebiet,
Wo der Freiheit ewig grüner Garten,
Wo der Menschheit schöne Jugend blüht.
8. Endlos liegt die Welt vor Deinen Blicken,
Und die Schifffahrt selbst ermißt sie kaum.
Doch auf ihrem unermeßnen Rücken
Ist für zehen Glückliche nicht Raum.
9. In des Herzens heilig stille Räume
Mußt Du fliehen aus des Lebens Drang;
Freiheit ist nur in dem Reich der Träume,
Und das Schöne blüht nur im Gesang.

XXIII. Reiterlied,

aus Wallensteins Lager.

1. Wohl auf, Kameraden, auf's Pferd, auf's Pferd!
In's Feld, in die Freiheit gezogen!
Im Felde, da ist der Mann noch was werth,
Da wird das Herz noch gewogen.
Da tritt kein Anderer für ihn ein,
Auf sich selber steht er da ganz allein.
Chor: Da tritt kein Anderer ꝛc.
2. Aus der Welt die Freiheit verschwunden ist,
Man sieht nur Herren und Knechte;
Die Falschheit herrschet, die Hinterlist
Bei dem feigen Menschengeschlechte.
Der dem Tod in's Angesicht schauen kann,
Der Soldat allein ist der freie Mann.
Chor: Der dem Tod ꝛc.
3. Des Lebens Aengsten, er wirft sie weg,
Hat nicht mehr zu fürchten, zu sorgen;
Er reitet dem Schicksal entgegen keck,
Trifft's heute nicht, trifft es doch morgen,
Und trifft es morgen, so lasset uns heut'
Noch schlürfen die Neige der köstlichen Zeit.
Chor: Und trifft es morgen ꝛc.
4. Von dem Himmel fällt ihm sein lustig Loos,
Braucht's nicht mit Müh' zu erstreben;
Der Fröhner, der sucht in der Erde Schoß,
Da meint er den Schatz zu erheben.
Er gräbt und schaufelt, so lang er lebt,
Und gräbt, bis er endlich sein Grab sich gräbt.
Chor: Er gräbt und schaufelt ꝛc.
5. Der Reiter und sein geschwindes Roß,
Sie sind gefürchtete Gäste;
Es flimmern die Lampen im Hochzeitschloß!
Ungeladen kommt er zum Feste,
Er wirbt nicht lange, er zeigt nicht Gold;
Im Sturm erringt er den Minnesold.
Chor: Er wirbt nicht lange, ꝛc.
6. Warum weint die Dirn' und zergrämet sich schier!
Laß fahren dahin, laß fahren!
Er hat auf Erden kein bleibend Quartier,
Kann treue Lieb' nicht bewahren.
Das rasche Schicksal, es treibt ihn fort;
Seine Ruh' läßt er an keinem Ort.
Chor: Das rasche Schicksal ꝛc.
7. Drum frisch Kameraden, den Rappen gezäumt;
Die Brust im Gefechte gelüftet!
Die Jugend brauset, das Leben schäumt;
Frisch auf! eh' der Geist noch verdüftet,
Und setzet Ihr nicht das Leben ein,
Nie wird Euch das Leben gewonnen sein!
Chor: Und setzet Ihr nicht ꝛc.

Aeltere Lesarten. XXIII. Strophe 7 fehlt im Musenalmanach.

XXIV. Abschied vom Leser.

1. Die Muse schweigt, mit jungfräulichen Wangen,
Erröthen im verschämten Angesicht,
Tritt sie vor Dich, ihr Urtheil zu empfangen,
Sie achtet es, doch fürchtet sie es nicht.
Des Guten Beifall wünscht sie zu erlangen,
Den Wahrheit rührt, den Flimmer nicht besticht,
Nur wem ein Herz empfänglich für das Schöne
Im Busen schlägt, ist werth, daß er sie kröne.
2. Nicht länger wollen diese Lieder leben,
Als bis ihr Klang ein fühlend Herz erfreut,
Mit schönern Phantasien es umgeben,
Zu höheren Gefühlen es geweiht;
Zur fernen Nachwelt wollen sie nicht schweben,
Sie tönten, sie verhallen in der Zeit.
Des Augenblickes Lust hat sie geboren,
Sie fliehen fort im leichten Tanz der Horen.
3. Der Lenz erwacht, auf den erwärmten Triften
Schießt frohes Leben jugendlich hervor,
Die Staude würzt die Luft mit Nektardüften,
Den Himmel füllt ein muntrer Sängerchor,
Und Jung und Alt ergeht sich in den Lüften,
Und freuet sich, und schwelgt mit Aug' und Ohr.
Der Lenz entflieht! Die Blume schießt in Samen,
Und keine bleibt von allen, welche kamen.

XXV. Die Götter Griechenlands.

1. Da Ihr noch die schöne Welt regieret,
An der Freude leichtem Gängelband
Selige Geschlechter noch geführet,
Schöne Wesen aus dem Fabelland!
Ach, da Euer Wonnedienst noch glänzte,
Wie ganz anders, anders war es da!
Da man Deine Tempel noch bekränzte,
Venus Amathusia!
2. Da der Dichtung zauberische Hülle
Sich noch lieblich um die Wahrheit wand —
Durch die Schöpfung floß da Lebensfülle,
Und was nie empfinden wird, empfand.
An der Liebe Busen sie zu drücken,
Gab man höhern Adel der Natur,
Alles wies den eingeweihten Blicken,
Alles eines Gottes Spur.
3. Wo jetzt nur, wie unsre Weisen sagen,
Seelenlos ein Feuerball sich dreht,
Lenkte damals seinen goldnen Wagen
Helios in stiller Majestät.
Diese Höhen füllten Oreaden,
Eine Dryas lebt' in jenem Baum,
Aus den Urnen lieblicher Najaden
Sprang der Ströme Silberschaum.
4. Jener Lorbeer wand sich einst um Hilfe,
Tantals Tochter schweigt in diesem Stein,
Syrinx Klage tönt' aus jenem Schilfe,
Philomelas Schmerz aus diesem Hain.
Jener Bach empfing Demeters Zähre,
Die sie um Persephonen geweint,
Und von diesem Hügel rief Cythere,
Ach umsonst! dem schönen Freund.
5. Zu Deukalions Geschlechte stiegen
Damals noch die Himmlischen herab,
Pyrrhas schöne Töchter zu besiegen;
Nahm der Läto Sohn den Hirtenstab,
Zwischen Menschen, Göttern und Heroen
Knüpfte Amor einen schönen Bund:
Sterbliche mit Göttern und Heroen
Huldigten in Amathunt.
6. Finstrer Ernst und trauriges Entsagen
War aus Euerm heitern Dienst verbannt,
Glücklich sollten alle Herzen schlagen,
Denn Euch war der Glückliche verwandt.
Damals war Nichts heilig, als das Schöne,
Keiner Freude schämte sich der Gott,
Wo die keusch erröthende Kamöne,
Wo die Grazie gebot.
7. Eure Tempel lachten gleich Palästen,
Euch verherrlichte das Heldenspiel
An des Isthmus kronenreichen Festen,
Und die Wagen donnerten zum Ziel.
Schön geschlungne seelenvolle Tänze
Kreis'ten um den prangenden Altar,
Eure Schläfe schmückten Siegeskränze,
Kronen Euer duftend Haar.
8. Das Evoe muntrer Thyrsusschwinger
Und der Panther prächtiges Gespann
Meldeten den großen Freudebringer,
Faun und Satyr taumeln ihm voran;
Um ihn springen rasende Mänaden,
Ihre Tänze loben seinen Wein,
Und des Wirthes braune Wangen laden
Lustig zu dem Becher ein.
9. Damals trat kein gräßliches Gerippe
Vor das Bett des Sterbenden. Ein Kuß

XXV. **1.** 1. regiertet, — 3. Glücklichere Menschenalter führtet, — **2.** 1. Da der Dichtkunst malerische Hülle — **3.** 6. Eine Dryas starb mit jenem B. — **4.** 8. Ach, vergebens! ihrem schönen Fr. — **5.** 4. Nahm Hyperion den H. — Nach 5. folgten 4 Strophen: Betend an der Grazien Altären — Kniete da die holde Priesterin, — Sandte stille Wünsche an Cytheren — Und Gelübde an die Charitin. — Hoher Stolz, auch droben zu gebieten, — Lehrte sie den Göttern gleichen Rang, — Und des Reizes heilgen Gürtel hüten, — Der den Donnrer selbst bezwang. — — Himmlisch und unsterblich war das Feuer, — Das in Pindars stolzen Hymnen floß, — Niederströmte in Arions Leier, — In den Stein des Phidias sich goß. — Beßre Wesen, edlere Gestalten — Kündigten die hohe Abkunft an. — Götter, die vom Himmel niederwallten, — Sahen hier ihn wiederaufgethan. — — Werther war von eines Gottes Güte, — Theurer jede Gabe der Natur; — Unter Iris schönem Bogen blühte — Reizender die perlenvolle Flur. — Prangender erschien die Morgenröthe — In Himerens rosigem Gewand; — Schmelzender erklang die Flöte — In des Hirtengottes Hand. — — Liebenswerther malte sich die Jugend, — Blühender in Ganymeds Bild, — Heldenkühner, göttlicher die Tugend — Mit Tritoniens Medusenschild. — Sanfter war, da Hymen es noch knüpfte, — Heiliger der Herzen ew'ges Band. — Selbst des Lebens zarter Faden schlüpfte — Weicher durch der Parzen Hand. — Strophe **6** fehlt in 1. Ausg. — Strophe **7** war in 1. Ausg. **12.** — Strophe **8** war in 1. Ausg. **10.** — 7. Und die Wangen des Bewirthers laden — Nach **8** folgten 2 Strophen: Höher war der Gabe Werth gestiegen, — Die der Geber freundlich mit genoß, — Näher war der Schöpfer dem Vergnügen, — Das im Busen des Geschöpfes floß. — Nennt der Meinige sich dem Verstande? — Birgt ihn etwa der Gewölke Zelt? — Mühsam späh' ich im Ideenlande, — Fruchtlos in der Sinnenwelt. — — Seiner Güter schenkte man das beste, — Seiner Lämmer liebstes gab der Hirt, — Und der Freudentaumel seiner Gäste — Lohnte dem erhabnen Wirth. — Wohin tret' ich? Diese traur'ge Stille — Kündigt sie mir meinen Schöpfer an? — Finster, wie er selbst, ist seine Hülle. — Mein Entsagen, was ihn feiern kann. — Strophe **9** bestand in 1. Ausg. aus 2 Strophen: Damals, trat kein gräßliches Gerippe — Vor das Bett der Sterbenden. Ein Kuß —

Nahm das letzte Leben von der Lippe,
Seine Fackel senkt' ein Genius.
Selbst des Orkus strenge Richterwage
Hielt der Enkel einer Sterblichen,
Und des Thrakers seelenvolle Klage
Rührte die Erinnyen.

10. Seine Freuden traf der frohe Schatten
In Elysiums Hainen wieder an,
Treue Liebe fand den treuen Gatten,
Und der Wagenlenker seine Bahn,
Linus Spiel tönt die gewohnten Lieder
In Alcestens Arme sinkt Admet,
Seinen Freund erkennt Orestes wieder,
Seine Pfeile Philoktet.

11. Höh're Preise stärkten da den Ringer
Auf der Tugend arbeitvoller Bahn,
Großer Thaten herrliche Vollbringer
Klimmten zu den Seligen hinan.
Vor dem Wiederforderer der Todten
Neigte sich der Götter stille Schaar,
Durch die Fluthen leuchtet dem Piloten
Vom Olymp das Zwillingspaar.

12. Schöne Welt, wo bist Du? Kehre wieder,
Holdes Blüthenalter der Natur!
Ach! nur in dem Feenland der Lieder
Lebt noch Deine fabelhafte Spur.
Ausgestorben trauert das Gefilde,
Keine Gottheit zeigt sich meinem Blick,
Ach! von jenem lebenwarmen Bilde
Blieb der Schatten nur zurück.

13. Alle jene Blüthen sind gefallen
Von des Nordes schauerlichem Wehn,
Einen zu bereichern unter Allen,
Mußte diese Götterwelt vergehn.
Traurig such' ich an dem Sternenbogen,
Dich, Selene, find' ich dort nicht mehr,
Durch die Wälder ruf' ich, durch die Wogen,
Ach! sie wiederhallen leer!

14. Unbewußt der Freuden, die sie schenket,
Nie entzückt von ihrer Herrlichkeit,
Nie gewahr des Geistes, der sie lenket,
Sel'ger nie durch meine Seligkeit,
Fühllos selbst für ihres Künstlers Ehre,
Gleich dem todten Schlag der Pendeluhr,
Dient sie knechtisch dem Gesetz der Schwere,
Die entgötterte Natur.

15. Morgen wieder neu sich zu entbinden,
Wühlt sie heute sich ihr eignes Grab,
Und an ewig gleicher Spindel winden
Sich von selbst die Monde auf und ab.
Müßig kehrten zu dem Dichterlande
Heim die Götter, unnütz einer Welt,
Die, entwachsen ihrem Gängelbande,
Sich durch eignes Schweben hält.

16. Ja, sie kehrten heim und alles Schöne,
Alles Hohe nahmen sie mit fort,
Alle Farben, alle Lebenstöne,
Und uns blieb nur das entseelte Wort.
Aus der Zeitfluth weggerissen schweben
Sie gerettet auf des Pindus Höhn;
Was unsterblich im Gesang soll leben,
Muß im Leben untergehn.

XXVI. Die Ideale.

1. So willst Du treulos von mir scheiden
Mit Deinen holden Phantasien,
Mit Deinen Schmerzen, Deinen Freuden,
Mit allen unerbittlich fliehn?
Kann Nichts Dich, Fliehende! verweilen,
O! meines Lebens goldne Zeit?
Vergebens! Deine Wellen eilen
Hinab in's Meer der Ewigkeit.

2. Erloschen sind die heitern Sonnen,
Die meiner Jugend Pfad erhellt,
Die Ideale sind zerronnen,
Die einst das trunkne Herz geschwellt,
Er ist dahin der süße Glaube
An Wesen, die mein Traum gebar,
Der rauhen Wirklichkeit zum Raube,
Was einst so schön, so göttlich war.

3. Wie einst mit flehendem Verlangen
Pygmalion den Stein umschloß,
Bis in des Marmors kalte Wangen
Empfindung glühend sich ergoß,
So schlang ich mich mit Liebesarmen
Um die Natur mit Jugendlust,
Bis sie zu athmen, zu erwarmen
Begann an meiner Dichterbrust,

4. Und, theilend meine Flammentriebe,
Die Stumme eine Sprache fand,

— Nahm das letzte Leben von der Lippe, — Still und traurig senkt' ein Genius — Seine Fackel. Schöne, lichte Bilder — Scherzten auch um die Nothwendigkeit, — Und das ernste Schicksal blickte milder — Durch den Schleier sanfter Menschlichkeit. — — Nach der Geister schrecklichen Gesetzen — Richtete kein heiliger Barbar, dessen Auge Thränen nie benetzten, — Zarte Wesen, die ein Weib gebar. — Selbst der Orkus ꝛc. — **10.** 2. In Elysiens H. — 5. Orpheus Spiel — 8. Seine Waffen P. — Nach **10** folgte: Aber ohne Wiederkehr verloren — Bleibt, was ich auf dieser Welt verließ, — Jede Wonne hab' ich abgeschworen, — Alle Bande, die ich selig pries. — Fremde, nie verstandene Entzücken — Schaudern mich aus jenen Welten an, — Und für Freuden, die mich jetzt beglücken, — Tausch' ich neue, die ich missen kann. — **12.** 4. Deine goldne Spur. — 8. Blieb nur das Gerippe mir zurück. — **13.** 2. winterlichem Wehn. — **14** 2. von ihrer Trefflichkeit, — 3. des Armes, — 4. Reicher nie durch meine Dankbarkeit, — Nach **15** folgten 3 Strophen: Freundlos, ohne Bruder, ohne Gleichen, — Keiner Göttin, keiner Ird'schen Sohn, — Herrscht ein Andrer in des Aethers Reichen. — Auf Saturnus umgestürztem Thron. — Selig, eh' sich Wesen um ihn freuten, — Selig im entvölkerten Gefild, — Sieht er in dem langen Strom der Zeiten — Ewig nur sein eignes Bild. — — Bürger des Olymps konnt' ich erreichen, — Jenem Gotte, den sein Marmor preist, — Konnte einst der hohe Bildner gleichen; — Was ist neben Dir der höchste Geist — Derer, welche Sterbliche geboren? — Nur der Würmer erster, edelster. — Da die Götter menschlicher noch waren, — Waren Menschen göttlicher. — — Dessen Strahlen mich darniederschlagen, — Werk und Schöpfer des Verstandes! Dir — Nachzuringen, gib mir Flügel, Wagen, — Dich zu wägen, oder nimm von mir, — Nimm die ernste strenge Göttin wieder, — Die den Spiegel blendend vor mir hält; — Ihre sanftre Schwester sende nieder, — Spare jene für die andre Welt. — Strophe **16** fehlte in der 1. Ausgabe.

XXVI. Statt Strophe **2** standen in der 1. Ausgabe 2 Strophen: Erloschen sind die heitern Sonnen, — Die meiner Jugend Pfad erhellt, — Die Ideale sind zerronnen, — Die einst das trunkne Herz geschwellt, — Die schöne Frucht, die kaum zu keimen — Begann, da liegt sie schon erstarrt! — Mich weckt aus meinen frohen Träumen — Mit rauhem Arm die Gegenwart. — — Die Wirklichkeit mit ihren Schranken — Umlagert den gebundnen Geist, — Sie stürzt, die Schöpfung der Gedanken, — Der Dichtung schöner Flor zerreißt. — Er ist dahin, der süße Glaube, — An Wesen, die mein Traum gebar, — Der feindlichen Vernunft zum Raube, — Was einst so schön, so göttlich war, — **3.** 5—8. So schlangen meiner Liebe Knoten — Sich um die Säule der Natur, — Bis durch das starre Herz der Todten — Der Strahl des Lebens zuckend fuhr. — **4.** 1. 2. Bis warm vom sympathet'schen Triebe, — Sie freundlich mit dem Freund empfand, —

Mir wiedergab den Kuß der Liebe,
Und meines Herzens Klang verstand;
Da lebte mir der Baum, die Rose,
Mir sang der Quellen Silberfall,
Es fühlte selbst das Seelenlose
Von meines Lebens Wiederhall.
5. Es dehnte mit allmächt'gem Streben
Die enge Brust ein kreisend All,
Herauszutreten in das Leben,
In That und Wort, in Bild und Schall.
Wie groß war diese Welt gestaltet,
So lang die Knospe sie noch barg;
Wie wenig, ach! hat sich entfaltet,
Dieß Wenige, wie klein und karg!
6. Wie sprang, von kühnem Muth beflügelt,
Beglückt in seines Traumes Wahn,
Von keiner Sorge noch gezügelt,
Der Jüngling in des Lebens Bahn.
Bis an des Aethers bleichste Sterne,
Erhob ihn der Entwürfe Flug,
Nichts war so hoch, und Nichts so ferne,
Wohin ihr Flügel ihn nicht trug.
7. Wie leicht ward er dahin getragen,
Was war dem Glücklichen zu schwer!
Wie tanzte vor des Lebens Wagen
Die luftige Begleitung her!
Die Liebe mit dem süßen Lohne,
Das Glück mit seinem goldnen Kranz,
Der Ruhm mit seiner Sternenkrone,
Die Wahrheit in der Sonne Glanz!
8. Doch ach! schon auf des Weges Mitte
Verloren die Begleiter sich,
Sie wandten treulos ihre Schritte,
Und Einer nach dem andern wich.
Leichtfüßig war das Glück entflogen,
Des Wissens Durst blieb ungestillt,
Des Zweifels finstre Wetter zogen
Sich um der Wahrheit Sonnenbild.
9. Ich sah des Ruhmes heil'ge Kränze
Auf der gemeinen Stirn entweiht,
Ach! allzuschnell nach kurzem Lenze
Entfloh die schöne Liebeszeit.
Und immer stiller ward's und immer
Verlaßner auf dem rauhen Steg;
Kaum warf noch einen bleichen Schimmer
Die Hoffnung auf den finstern Weg.
10. Von all dem rauschenden Geleite,
Wer harrte liebend bei mir aus?
Wer steht mir tröstend noch zur Seite,
Und folgt mir bis zum finstern Haus?
Du, die Du alle Wunden heilest,
Der Freundschaft leise, zarte Hand,
Des Lebens Bürden liebend theilest,
Du, die ich frühe sucht' und fand.
11. Und Du, die gern sich mit ihr gattet,
Wie sie, der Seele Sturm beschwört,
Beschäftigung, die nie ermattet,
Die langsam schafft, doch nie zerstört,
Die zu dem Bau der Ewigkeiten
Zwar Sandkorn nur für Sandkorn reicht,
Doch von der großen Schuld der Zeiten
Minuten, Tage, Jahre streicht.

XXVII. Klage der Ceres.

1. Ist der holde Lenz erschienen?
Hat die Erde sich verjüngt?
Die besonnten Hügel grünen,
Und des Eises Rinde springt.
Aus der Ströme blauem Spiegel
Lacht der unbewölkte Zeus,
Milder wehen Zephyrs Flügel,
Augen treibt das junge Reis.
In dem Hain erwachen Lieder,
Und die Oreade spricht:
Deine Blumen kehren wieder,
Deine Tochter kehret nicht.
2. Ach! wie lang ist's, daß ich walle
Suchend durch der Erde Flur!
Titan, Deine Strahlen alle
Sandt' ich nach der theuern Spur.
Keiner hat mir noch verkündet
Von dem lieben Angesicht,
Und der Tag, der Alles findet,
Die Verlorne fand er nicht.
Hast Du, Zeus! sie mir entrissen,
Hat, von ihrem Reiz gerührt,
Zu des Orkus schwarzen Flüssen
Pluto sie hinabgeführt?
3. Wer wird nach dem düstern Strande
Meines Grames Bote sein?
Ewig stößt der Kahn vom Lande,
Doch nur Schatten nimmt er ein.
Jedem sel'gen Aug' verschlossen
Bleibt das nächtliche Gefild',
Und so lang der Styx geflossen,
Trug er kein lebendig Bild.
Nieder führen tausend Steige,
Keiner führt zum Tag zurück,
Ihre Thränen bringt kein Zeuge
Vor der bangen Mutter Blick.
4. Mütter, die aus Pyrrhas Stamme,
Sterbliche, geboren sind,
Dürfen durch des Grabes Flamme
Folgen dem geliebten Kind.
Nur was Jovis Haus bewohnet,
Nahet nicht dem dunkeln Strand,
Nur die Seligen verschonet,
Parzen, Eure strenge Hand.
Stürzt mich in die Nacht der Nächte
Aus des Himmels goldnem Saal,
Ehret nicht der Göttin Rechte,
Ach! sie sind der Mutter Qual!
5. Wo sie mit dem finstern Gatten
Freudlos thronet, stieg' ich hin,
Träte mit dem leisen Schatten
Leise vor die Herrscherin.
Ach! ihr Auge, feucht von Zähren,
Sucht umsonst das goldne Licht,
Irret nach entfernten Sphären,
Auf die Mutter fällt es nicht,
Bis die Freude sie entdecket,
Bis sich Brust mit Brust vereint,
Und, zum Mitgefühl erwecket,
Selbst der rauhe Orkus weint.
6. Eitler Wunsch! verlorne Klagen!

Nach **5** folgt: Wie aus des Berges stillen Quellen — Ein Strom die Urne langsam füllt, — Und jetzt mit königlichen Wellen — Die hohen Ufer überschwillt, — Es werfen Steine, Felsenlasten, — Und Wälder sich in seine Bahn, — Er aber stürzt mit stolzen Masten — Sich rauschend in den Ozean. — **6.** 1. So sprang — 2. Ein reißend, bergabrollend Rad, — 4. Lebens Pfad. — **9.** 1—4. Des Ruhmes Dunstgestalt berührte — Die Weisheit, da verschwand der Trug. — Der Liebe süßen Traum entführte — Ach! allzuschnell der Hore Flug.
XXVII. 5. 5. trüb von Zähren

Ruhig in dem gleichen Gleis
Rollt des Tages sichrer Wagen,
Ewig steht der Schluß des Zeus.
Weg von jenen Finsternissen
Wandt' er sein beglücktes Haupt,
Einmal in die Nacht gerissen,
Bleibt sie ewig mir geraubt,
Bis des dunkeln Stromes Welle
Von Aurorens Farben glüht,
Iris mitten durch die Hölle
Ihren schönen Bogen zieht.
7. Ist mir Nichts von ihr geblieben,
Nicht ein süß erinnernd Pfand,
Daß die Fernen sich noch lieben,
Keine Spur der theuren Hand?
Knüpfet sich kein Liebesknoten
Zwischen Kind und Mutter an?
Zwischen Lebenden und Todten
Ist kein Bündniß aufgethan?
Nein! nicht ganz ist sie entflohen,
Nein! wir sind nicht ganz getrennt!
Haben uns die ewig Hohen
Eine Sprache doch vergönnt!
8. Wenn des Frühlings Kinder sterben,
Wenn von Nordes kaltem Hauch
Blatt und Blume sich entfärben,
Traurig steht der nackte Strauch,
Nehm' ich mir das höchste Leben
Aus Vertumnus reichem Horn,
Opfernd es dem Styx zu geben,
Mir des Samens goldnes Korn.
Traurend senk' ich's in die Erde,
Leg' es an des Kindes Herz,
Daß es eine Sprache werde
Meiner Liebe, meinem Schmerz.
9. Führt der gleiche Tanz der Horen
Freudig nun den Lenz zurück,
Wird das Todte neu geboren
Von der Sonne Lebensblick!
Keime, die dem Auge starben,
In der Erde kaltem Schoß,
In das heitre Reich der Farben
Ringen sie sich freudig los.
Wenn der Stamm zum Himmel eilet,
Sucht die Wurzel scheu die Nacht,
Gleich in ihre Pflege theilet
Sich des Styx, des Aethers Macht.
10. Halb berühren sie der Todten,
Halb der Lebenden Gebiet,
Ach sie sind mir theure Boten,
Süße Stimmen vom Kozyt!
Hält er gleich sie selbst verschlossen
In dem schauervollen Schlund,
Aus des Frühlings jungen Sprossen
Redet mir der holde Mund,
Daß auch fern vom goldnen Tage,
Wo die Schatten traurig ziehn,
Liebend noch der Busen schlage,
Zärtlich noch die Herzen glühn.
11. O so laßt Euch froh begrüßen,
Kinder der verjüngten Au,
Euer Kelch soll überfließen
Von des Nektars reinstem Thau!
Tauchen will ich Euch in Strahlen,
Mit der Iris schönstem Licht
Will ich Eure Blätter malen,
Gleich Aurorens Angesicht.
In des Lenzes heiterm Glanze
Lese jede zarte Brust,
In des Herbstes welkem Kranze
Meinen Schmerz und meine Lust.

XXVIII. Der Spaziergang.

Sei mir gegrüßt, mein Berg, mit dem röthlich strahlenden Gipfel,
Sei mir, Sonne, gegrüßt, die ihn so lieblich bescheint,
Dich auch grüß' ich, belebte Flur, Euch säuselnde Linden,
Und den fröhlichen Chor, der auf den Aesten sich wiegt,
Ruhige Bläue Dich auch, die unermeßlich sich ausgießt 5
Um das braune Gebirg, über den grünenden Wald,
Auch um mich, der, endlich entflohn des Zimmers Gefängniß
Und dem engen Gespräch, freudig sich rettet zu Dir;
Deiner Lüfte balsamischer Strom durchrinnt mich erquickend,
Und den durstigen Blick labt das energische Licht, 10
Kräftig auf blühender Au' erglänzen die wechselnden Farben,
Aber der reizende Streit löset in Anmuth sich auf.
Frei empfängt mich die Wiese mit weithin verbreitetem Teppich,
Durch ihr freundliches Grün schlingt sich der ländliche Pfad,
Um mich summt die geschäftige Bien', mit zweifelndem Flügel 15
Wiegt der Schmetterling sich über dem röthlichen Klee,
Glühend trifft mich der Sonne Pfeil, still liegen die Weste,
Nur der Lerche Gesang wirbelt in heiterer Luft.
Doch jetzt braust's aus dem nahen Gebüsch, tief neigen der Erlen
Kronen sich, und im Wind wogt das versilberte Gras; 20
Mich umfängt ambrosische Nacht; in duftende Kühlung
Nimmt ein prächtiges Dach schattender Buchen mich ein,
In des Waldes Geheimniß entflieht mir auf einmal die Landschaft,
Und ein schlängelnder Pfad leitet mich steigend empor,

— **6.** 2 gleichen Pfad — 4. Fest bestehet Jovis Rath. — **8.** 2. Von des Nordes kaltem H. — **XXVIII.** Frühere Ueberschrift: Elegie. 3. lachende Flur, — 11. Kräftig brennen auf blühender Au' die w. F. — 12. in Wohllaut sich auf. — 13. Frei mit weithin verbreitetem Teppich empfängt mich die Wiese, — 15. summen geschäftige Bienen, — Nach 16 folgte in der 1. Ausg.: Durch die Lüfte spinnt sich der Sonnenfaden und zeichnet — Einen farbigen Weg weit in den Himmel hinauf. — 24. Und ein mystischer Pfad

25 Nur verstohlen durchdringt der Zweige laubiges Gitter
Sparsames Licht, und es blickt lachend das Blaue herein.
Aber plötzlich zerreißt der Flor. Der geöffnete Wald gibt
Ueberraschend des Tags blendendem Glanz mich zurück.
Unabsehbar ergießt sich vor meinen Blicken die Ferne,
30 Und ein blaues Gebirg endigt im Dufte die Welt.
Tief an des Berges Fuß, der gählings unter mir abstürzt,
Wallet des grünlichen Stroms fließender Spiegel vorbei;
Endlos unter mir seh' ich den Aether, über mir endlos,
Blicke mit Schwindeln hinauf, blicke mit Schaudern hinab.
35 Aber zwischen der ewigen Höh' und der ewigen Tiefe
Trägt ein geländerter Steig sicher den Wandrer dahin.
Lachend fliehen an mir die reichen Ufer vorüber,
Und den fröhlichen Fleiß rühmet das prangende Thal.
Jene Linien, sieh'! die des Landmanns Eigenthum scheiden,
40 In den Teppich der Flur hat sie Demeter gewirkt.
Freundliche Schrift des Gesetzes, des menschenerhaltenden Gottes,
Seit aus der ehernen Welt fliehend die Liebe verschwand,
Aber in freieren Schlangen durchkreuzt die geregelten Felder,
Jetzt verschlungen vom Wald, jetzt an den Bergen hinauf
45 Klimmend, ein schimmernder Streif, die Länder verknüpfende Straße,
Auf dem ebenen Strom gleiten die Flöße dahin;
Vielfach ertönt der Herden Geläut im belebten Gefilde,
Und den Wiederhall weckt einsam des Hirten Gesang.
Muntre Dörfer bekränzen den Strom, in Gebüschen verschwinden
50 Andre, vom Rücken des Bergs stürzen sie gäh dort herab.
Nachbarlich wohnet der Mensch noch mit dem Acker zusammen,
Seine Felder umruhn friedlich sein ländliches Dach,
Traulich rankt sich die Reb' empor an dem niedrigen Fenster,
Einen umarmenden Zweig schlingt um die Hütte der Baum.
55 Glückliches Volk der Gefilde! noch nicht zur Freiheit erwachet,
Theilst Du mit Deiner Flur fröhlich das enge Gesetz.
Deine Wünsche beschränkt der Ernten ruhiger Kreislauf,
Wie Dein Tagwerk, gleich, windet Dein Leben sich ab!
Aber wer raubt mir auf einmal den lieblichen Anblick! Ein fremder
Geist verbreitet sich schnell über die fremdere Flur! 60
Spröde sondert sich ab, was kaum noch liebend sich mischte,
Und das Gleiche nur ist's, was an das Gleiche sich reiht.
Stände seh' ich gebildet, der Pappeln stolze Geschlechter
Ziehn in geordnetem Pomp vornehm und prächtig daher,
Regel wird Alles und Alles wird Wahl und Alles Bedeutung, 65
Dieses Dienergefolg meldet den Herrscher mir an.
Prangend verkündigen ihn von fern die beleuchteten Kuppeln,
Aus dem felsigten Kern hebt sich die thürmende S t a d t.
In die Wildniß hinaus sind des Waldes Faunen verstoßen,
Aber die Andacht leiht höheres Leben dem Stein. 70
Näher gerückt ist der Mensch an den Menschen. Enger wird um ihn,
Reger erwacht, es umwälzt rascher sich in ihm die Welt.
Sieh', da entbrennen im feurigen Kampf die eifernden Kräfte,
Großes wirket ihr Streit, Größeres wirket ihr Bund.
Tausend Hände belebt E i n Geist, hoch schläget in tausend 75
Brüsten, von E i n e m Gefühl glühend, ein einziges Herz,
Schlägt für das Vaterland und glüht für der Ahnen Gesetze,
Hier auf dem theuern Grund ruht ihr verehrtes Gebein.
Nieder steigen vom Himmel die seligen Götter, und nehmen
In dem geweihten Bezirk festliche Wohnungen ein, 80
Herrliche Gaben bescherend erscheinen sie; Ceres vor Allen
Bringet des Pfluges Geschenk, Hermes den Anker herbei,
Bacchus die Traube, Minerva des Oelbaums grünende Reiser,
Auch das krieg'rische Roß führet Poseidon heran,
Mutter Cybele spannt an des Wagens Deichsel die Löwen, 85
In das gastliche Thor zieht sie als Bürgerin ein.
Heilige Steine! Aus Euch ergossen sich Pflanzer der Menschheit,

— zerreißet die Hülle. Der offene Wald gibt — 33. Unter mir seh' ich endlos den Aether, und über mir endlos — 39. „sieh'!" fehlt in 1. Ausg. — 43. sich der Weinstock empor. — 58. Gleich, wie Dein Tagewerk, windet — Nach 64 folgt in 1. Ausg.: Unbemerkt entfliehet dem Blick die einzelne Staude, — Leiht nur dem Ganzen, empfängt nur von dem Ganzen den Reiz. — 67. Majestätisch verkündigen ihn die beleuchteten K. — 75. Geist in tausend Brüsten — 76. Schlägt, von Einem Gefühl 2c. — 79. Von dem Himmel steigen die s. G. —

Fernen Inseln des Meers sandtet Ihr Sitten und Kunst,
Weise sprachen das Recht an diesen geselligen Thoren,
90 Helden stürzten zum Kampf für die Penaten heraus.
Auf den Mauern erschienen, den Säugling im Arme, die Mütter,
Blickten dem Heerzug nach, bis ihn die Ferne verschlang.
Betend stürzten sie dann vor der Götter Altären sich nieder,
Flehten um Ruhm und Sieg, flehten um Rückkehr für Euch.
95 Ehre ward Euch und Sieg, doch der Ruhm nur kehrte zurücke,
Eurer Thaten Verdienst meldet der rührende Stein:
„Wanderer, kommst Du nach Sparta, verkündige dorten, Du habest
Uns hier liegen gesehn, wie das Gesetz es befahl.“
Ruhet sanft, Ihr Geliebten! Von Euerm Blute begossen
100 Grünet der Oelbaum, es keimt lustig die köstliche Saat.
Munter entbrennt, des Eigenthums froh, das freie Gewerbe,
Aus dem Schilfe des Stroms winket der bläuliche Gott.
Zischend fliegt in den Baum die Axt, es erseufzt die Dryade,
Hoch von des Berges Haupt stürzt sich die donnernde Last.
105 Aus dem Felsbruch wiegt sich der Stein, vom Hebel beflügelt,
In der Gebirge Schlucht taucht sich der Bergmann hinab.
Mulcibers Ambos tönt von dem Takt geschwungener Hämmer,
Unter der nervigten Faust spritzen die Funken des Stahls,
Glänzend umwindet der goldne Lein die tanzende Spindel,
110 Durch die Saiten des Garns sauset das webende Schiff,
Fern auf der Rhede ruft der Pilot, es warten die Flotten,
Die in der Fremdlinge Land tragen den heimischen Fleiß,
Andre ziehen frohlockend dort ein, mit den Gaben der Ferne,
Hoch von dem ragenden Mast wehet der festliche Kranz.
115 Siehe, da wimmeln die Märkte, der Krahn von fröhlichem Leben,
Seltsamer Sprachen Gewirr braus't in das wundernde Ohr.
Auf den Stapel schüttet die Ernten der Erde der Kaufmann,
Was dem glühenden Strahl Afrikas Boden gebiert,
Was Arabien kocht, was die äußerste Thule bereitet,
Hoch mit erfreuendem Gut füllt Amalthea das Horn. 120
Da gebieret das Glück dem Talente die göttlichen Kinder,
Von der Freiheit gesäugt, wachsen die Künste der Lust.
Mit nachahmendem Leben erfreuet der Bildner die Augen,
Und vom Meisel beseelt, redet der fühlende Stein,
Künstliche Himmel ruhn auf schlanken jonischen Säulen, 125
Und den ganzen Olymp schließet ein Pantheon ein,
Leicht, wie der Iris Sprung durch die Luft, wie der Pfeil von der Sehne,
Hüpfet der Brücke Joch über den brausenden Strom.
Aber im stillen Gemach entwirft bedeutende Zirkel
Sinnend der Weise, beschleicht forschend den schaffenden Geist, 130
Prüft der Stoffe Gewalt, der Magnete Hassen und Lieben,
Folgt durch die Lüfte dem Klang, folgt durch den Aether dem Strahl,
Sucht das vertraute Gesetz in des Zufalls grausenden Wundern,
Sucht den ruhenden Pol in der Erscheinungen Flucht.
Körper und Stimme leiht die Schrift dem stummen Gedanken, 135
Durch der Jahrhunderte Strom trägt ihn das redende Blatt.
Da zerrinnt vor dem wundernden Blick der Nebel des Wahnes,
Und die Gebilde der Nacht weichen dem tagenden Licht,
Seine Fesseln zerbricht der Mensch, der Beglückte! Zerriß er
Mit den Fesseln der Furcht nur nicht den Zügel der Scham! 140
Freiheit ruft die Vernunft, Freiheit die wilde Begierde,
Von der heil'gen Natur ringen sie lüstern sich los.
Ach, da reißen im Sturm die Anker, die an dem Ufer
Warnend ihn hielten, ihn faßt mächtig der fluthende Strom,
In's Unendliche reißt er ihn hin, die Küste verschwindet, 145

— 88. sandtet Ihr Wahrheit und Kunst — 92. Blickten dem Zuge nach, — 95. Doch nur der Ruhm kam zurücke, — 97. gib Kunde dorten, Du habest — 99. sanft, Ihr Theuren! Von ꝛc. — 105. Aus dem Bruche wiegt sich der Fels, vom ꝛc. — 107. Ambos ertönt — 114. Hoch von dem thürmenden Mast — 115. Siehe, da wimmeln von fröhlichem Leben die Krane, die Märkte, — 121. Da gebiert dem Talente das Glück die ꝛc. — 122. wachsen die Künste empor, — 124. Und vom Dädal beseelt redet das fühlende Holz, — 129. Gemache zeichnet bedeutende Z. — 131. Prüft der Elemente Gewalt auf versuchender Wage, — 135. leiht dem stummen Gedanken die Presse, — 141. Freiheit heischt die Vernunft, nach Freiheit rufen die Sinne, — 142 Beiden ist der Natur züchtiger Gürtel zu eng. — 146. wieget sich mastlos der Kahn. — Nach 148 folgt in der ersten Ausgabe: Unnatürlich tritt die Begier aus den ewigen Schranken — Lüsterne Willkür vermischt, was die Nothwendigkeit schied. — 149. Die Wahrheit, die heilige Treue, — Nach 149 folgt in der 1. Ausg.: Ihren Schleier zerreißt die Scham, Asträa die Binde, — Und der freche Gelust spottet der Nemesis Zaum,

Hoch auf der Fluthen Gebirg wiegt sich entmastet der Kahn,
Hinter Wolken erlöschen des Wagens beharrliche Sterne
Bleibend ist Nichts mehr, es irrt selbst in dem Busen der Gott.
Aus dem Gespräche verschwindet die Wahrheit, Glauben und Treue
150 Aus dem Leben, es lügt selbst auf der Lippe der Schwur.
In der Herzen vertraulichsten Bund, in der Liebe Geheimniß
Drängt sich der Sykophant, reißt von dem Freunde den Freund,
Auf die Unschuld schielt der Verrath mit verschlingendem Blicke,
Mit vergiftetem Biß tödtet des Lästerers Zahn.
155 Feil ist in der geschändeten Brust der Gedanke, die Liebe
Wirft des freien Gefühls göttlichen Adel hinweg.
Deiner heiligen Zeichen, o Wahrheit, hat der Betrug sich
Angemaßt, der Natur köstlichste Stimmen entweiht,
Die das bedürftige Herz in der Freude Drang sich erfindet;
160 Kaum gibt wahres Gefühl noch durch Verstummen sich kund.
Auf der Tribune prahlet das Recht, in der Hütte die Eintracht,
Des Gesetzes Gespenst steht an der Könige Thron,
Jahre lang mag, Jahrhunderte lang die Mumie dauern,
Mag das trügende Bild lebender Fülle bestehn,
165 Bis die Natur erwacht, und mit schweren ehernen Händen
An das hohle Gebäu rühret die Noth und die Zeit,
Einer Tigerin gleich, die das eiserne Gitter durchbrochen,
Und des numidischen Walds plötzlich und schrecklich gedenkt,
Aufsteht mit des Verbrechens Wuth und des Elends die Menschheit,
170 Und in der Asche der Stadt sucht die verlorne Natur.
O so öffnet Euch, Mauern, und gebt den Gefangenen ledig,
Zu der verlassenen Flur kehr' er gerettet zurück!
Aber wo bin ich? Es birgt sich der Pfad. Abschüssige Gründe
Hemmen mit gähnender Kluft hinter mir, vor mir den Schritt.
175 Hinter mir blieb der Gärten, der Hecken vertraute Begleitung,
Hinter mir jegliche Spur menschlicher Hände zurück.
Nur die Stoffe seh' ich gethürmt, aus welchen das Leben
Keimet, der rohe Basalt hofft auf die bildende Hand,
Brausend stürzt der Gießbach herab durch die Rinne des Felsen,
180 Unter den Wurzeln des Baums bricht er entrüstet sich Bahn.
Wild ist es hier und schauerlich öd'. Im einsamen Luftraum
Hängt nur der Adler, und knüpft an das Gewölke die Welt.
Hoch herauf bis zu mir trägt keines Windes Gefieder
Den verlornen Schall menschlicher Mühen und Lust.
185 Bin ich wirklich allein? In Deinen Armen, an Deinem
Herzen wieder, Natur! Ach! und es war nur ein Traum,
Der mich schaudernd ergriff, mit des Lebens furchtbarem Bilde,
Mit dem stürzenden Thal stürzte der finstre hinab.
Reiner nehm' ich mein Leben von Deinem reinen Altare,
190 Nehme den fröhlichen Muth hoffender Jugend zurück!
Ewig wechselt der Wille den Zweck und die Regel, in ewig
Wiederholter Gestalt wälzen die Thaten sich um.
Aber jugendlich immer, in immer veränderter Schöne
Ehrst Du, fromme Natur, züchtig das alte Gesetz,
195 Immer dieselbe bewahrst Du in treuen Händen dem Manne,
Was Dir das gaukelnde Kind, was Dir der Jüngling vertraut,
Nährst an gleicher Brust die vielfach wechselnden Alter;
Unter demselben Blau, über dem nämlichen Grün
Wandeln die nahen und wandeln vereint die fernen Geschlechter,
200 Und die Sonne Homers, siehe! sie lächelt auch uns.

— 156. göttliches Vorrecht hinweg, — 157. keine Zeichen mehr findet die Wahrheit, verpraßt hat sie alle — 158. Alle der Trug, der Natur köstlichste Töne entehrt, — 159. Die das sprachbedürftige Herz in der Freude erfindet; — Nach 161 folgt in der 1. Ausgabe: Leben wähnst Du noch immer zu sehn, Dich täuschen die Züge; — Hohl ist die Schale, der Geist ist aus dem Leichnam geflohn. — 163. Lange Jahre, Jahrhunderte mag die Mumie, — 164 Mag der Sitten, des Staats kernlose Hülle bestehn, — Nach 166 folgt in der 1. Ausg: Bis, verlassen zugleich von dem Führer von Außen und Innen, — Von der Gefühle Geleit, von der Erkenntnisse Licht, — 167. Eine Tigerin, die das 2c. — Nach 172 folgt in der ersten Ausgabe: Weit von dem Menschen fliehe der Mensch! Dem Sohn der Verändrung — Darf der Veränderung Sohn nimmer und nimmer sich nahn, — Nimmer der Freie den Freien zum bildenden Führer sich nehmen, — Nur was in ruhiger Form sicher und ewig besteht. — 174. Kluft vorwärts und rückwärts den Schritt. — 184. Arbeit und Lust — 187. Der mit des Lebens furchtbarem Bild mich schaudernd ergriffen! — — 189. Reiner von Deinem reinen Altare nehm' ich mein Leben, — 197. Wiegest an gleichem Mutterschoße die wechselnden Alter;

XXIX. Deutsche Treue.

Um den Scepter Germaniens stritt mit Ludwig dem Baier
    Friedrich aus Habsburgs Stamm, beide gerufen zum Thron;
Aber den Austrier führt, den Jüngling, das neidische Kriegsglück
    In die Fesseln des Feinds, der ihn im Kampfe bezwingt.
5 Mit dem Throne kauft er sich los, sein Wort muß er geben,
    Für den Sieger das Schwert gegen die Freunde zu ziehn;
Aber was er in Banden gelobt, kann er frei nicht erfüllen,
    Siehe, da stellt er auf's neu willig den Banden sich dar.
Tief gerührt umhalst ihn der Feind, sie wechseln von nun an,
10 Wie der Freund mit dem Freund, traulich die Becher des Mahls.
Arm in Arme schlummern auf Einem Lager die Fürsten,
    Da noch blutiger Haß grimmig die Völker zerfleischt.
Gegen Friedrichs Heer muß Ludwig ziehen. Zum Wächter
    Baierns läßt er den Feind, den er bestreitet, zurück.
15 „Wahrlich! So ist's! Es ist wirklich so. Man hat mir's geschrieben."
    Rief der Pontifex aus, als er die Kunde vernahm.

XXX. Pompeji und Herkulanum.

Welches Wunder begibt sich? Wir flehten um trinkbare Quellen,
    Erde, Dich an, und was sendet Dein Schoß uns herauf!
Lebt es im Abgrund auch? Wohnt unter der Lava verborgen
    Noch ein neues Geschlecht? Kehrt das entflohne zurück?
5 Griechen! Römer! O kommt! O seht, das alte Pompeji
    Findet sich wieder; auf's Neu' bauet sich Herkules Stadt.
Giebel an Giebel steigt, der räumige Portikus öffnet
    Seine Hallen; o eilt, ihn zu beleben, herbei!
Aufgethan ist das weite Theater, es stürze durch seine
10 Sieben Mündungen sich fluthend die Menge herein.
Mimen, wo bleibt Ihr? Hervor! das bereitete Opfer vollende
    Atreus Sohn, dem Orest folge der grausende Chor.
Wohin führet der Bogen des Siegs? Erkennt Ihr das Forum?
    Was für Gestalten sind das auf dem kurulischen Stuhl?
Traget, Lictoren, die Beile voran! Den Sessel besteige 15
    Richtend der Prätor, der Zeug' trete, der Kläger vor ihn.
Reinliche Gassen breiten sich aus, mit erhöhetem Pflaster
    Ziehet der schmälere Weg neben den Häusern sich hin.
Schützend springen die Dächer hervor, die zierlichen Zimmer
    Reih'n um den einsamen Hof heimlich und traulich sich her. 20
Oeffnet die Läden geschwind und die lange verschütteten Thüren,
    In die schaudrige Nacht falle der lustige Tag.
Siehe, wie rings um den Rand die netten Bänke sich dehnen,
    Wie von buntem Gestein schimmernd das Estrich sich hebt!
Frisch noch erglänzt die Wand von heiter brennenden Farben. 25
    Wo ist der Künstler? Er warf eben den Pinsel hinweg.
Schwellender Früchte voll und lieblich geordneter Blumen
    Fasset der muntre Feston reizende Bildungen ein.
Mit beladenem Korb schlüpft hier ein Amor vorüber,
    Emsige Genien dort keltern den purpurnen Wein, 30
Hoch auf springt die Bacchantin im Tanz, dort ruhet sie schlummernd,
    Und der lauschende Faun hat sich nicht satt noch gesehn.
Flüchtig tummelt sie hier den raschen Centauren, auf Einem
    Knie nur schwebend, und treibt frisch mit dem Thyrsus ihn an.
Knaben! Was säumt Ihr? Herbei! Da stehn noch die schönen Geschirre, 40
    Frisch Ihr Mädchen, und schöpft in den etrurischen Krug!
Steht nicht der Dreifuß hier auf schön geflügelten Sphynxen?
    Schüret das Feuer! Geschwind Sklaven! Bestellet den Herd!
Kauft, hier geb' ich Euch Münzen, vom mächtigen Titus gepräget,
    Auch noch die Wage liegt hier, sehet, es fehlt kein Gewicht. 45
Stecket das brennende Licht auf den zierlich gebildeten Leuchter,

---

XXIX. Nach 2 folgt in 1. Ausg.: Jenen schützte Luxemburgs Macht und die Mehrheit der Wähler, — Diesen der Kirche Gewalt und des Geschlechtes Verdienst. — 3. Aber den Prinzen Oestreichs führt das neidische — 5. Mit dem Thron erkauft er die Freiheit, sein Wort 2c.

XXX. 5. O kommet und seht, — 7. Giebel an Giebel richtet sich auf, der Portikus öffnet — 12. Agamemnon, umher sitze das herrschende Volk. — 13. Wohin führet der prächtige Bogen? Erkennt 2c. — 25—28. Heitre Farben beleben die Wand, mit blumiger Kette — Fasset der muntre Feston reizende Bildungen ein. — 37. Steht nicht hier noch der Dreifuß auf schön 2c.

Und mit glänzendem Oel fülle die Lampe sich an!
Was verwahret dieß Kästchen? O seht, was der Bräutigam sendet,
Mädchen! Spangen von Gold, glänzende Pasten zum Schmuck!
45 Führet die Braut in das duftende Bad; hier stehn noch die Salben,
Schminke find' ich noch hier in dem gehöhlten Krystall.
Aber wo bleiben die Männer? die Alten? Im ernsten Museum
Liegt noch ein köstlicher Schatz seltener Rollen gehäuft:
Griffel findet Ihr hier zum Schreiben, wächserne Tafeln;
50 Nichts ist verloren, getreu hat es die Erde bewahrt.
Auch die Penaten, sie stellen sich ein; es finden sich alle
Götter wieder; warum bleiben die Priester nur aus?
Den Caduceus schwingt der zierlich geschenkelte Hermes,
Und die Viktoria fliegt leicht aus der haltenden Hand.
55 Die Altäre, sie stehen noch da: o kommet, o zündet —
Lang schon entbehrte der Gott — zündet die Opfer ihm an!

XXXI. Die Sänger der Vorwelt.

Sagt, wo sind die Vortrefflichen hin, wo find' ich die Sänger,
Die mit dem lebenden Wort horchende Völker entzückt?
Die vom Himmel den Gott, zum Himmel den Menschen gesungen,
Und getragen den Geist hoch auf den Flügeln des Lieds?
5 Ach, noch leben die Sänger; nur fehlen die Thaten, die Lyra
Freudig zu wecken; es fehlt, ach! ein empfangendes Ohr.
Glückliche Dichter der glücklichen Welt! Von Munde zu Munde
Flog, von Geschlecht zu Geschlecht Euer empfundenes Wort.
Wie man die Götter empfängt, so begrüßte Jeder mit Andacht,
10 Was der Genius ihm, redend und bildend, erschuf.
An der Gluth des Gesangs entflammten des Hörers Gefühle:
An des Hörers Gefühl nährte der Sänger die Gluth;
Nährt' und reinigte sie! Der Glückliche, dem in des Volkes
Stimme noch hell zurück tönte die Seele des Lieds,
15 Dem noch von Außen erschien, im Leben, die himmlische Gottheit,
Die der Neuere kaum, kaum noch im Herzen vernimmt.

XXXII. Der spielende Knabe.

Spiele, Kind, in der Mutter Schoß! Auf der heiligen Insel
Findet der trübe Gram, findet die Sorge Dich nicht,
Liebend halten die Arme der Mutter Dich über dem Abgrund,
Und in das fluthende Grab lächelst Du schuldlos hinab.
5 Spiele, liebliche Unschuld! Noch ist Arkadien um Dich,
Und die freie Natur folgt nur dem fröhlichen Trieb;
Noch erschafft sich die üppige Kraft erdichtete Schranken,
Und dem willigen Muth fehlt noch die Pflicht und der Zweck.
Spiele, bald wird die Arbeit kommen, die hagre und ernste,
10 Und der gebietenden Pflicht mangeln die Lust und der Muth.

XXXIII. Der Tanz.

Siehe, wie schwebenden Schritts im Wellenschwung sich die Paare
Drehen! den Boden berührt kaum der geflügelte Fuß.
Seh' ich flüchtige Schatten, befreit von der Schwere des Leibes?
Schlingen im Mondlicht dort Elfen den luftigen Reihn?
5 Wie, vom Zephyr gewiegt, der leichte Rauch in die Luft fließt,
Wie sich leise der Kahn schaukelt auf silberner Fluth,
Hüpft der gelehrige Fuß auf des Takts melodischer Woge;
Säuselndes Saitengetön' hebt den ätherischen Leib.
Jetzt, als wollt' es mit Macht durchreißen die Kette des Tanzes,

— 49. Griffel zum Schreiben findet Ihr hier und w. T. — **XXXI.** Frühere Ueberschrift: Die Dichter der alten und neuen Welt. — 5. Ach! die Sänger leben noch jetzt, nur fehlen die Thaten, — 6. Würdig der Leier, es fehlt ach, ꝛc. — 8. empfundenes Lied! — 9. Jeder, als wär' ihm ein Sohn geboren, empfing mit Entzücken, — 11. Gesangs entbrannten des ꝛc. — 14. Stimme der weisen Natur neues Orakel noch klang, — 15. Dem noch von Außen das Wort der richtenden Wahrheit erschallte, — 16. Das der N. im Herzen vernimmt. — Nach 16 folgen in der 1. Ausgabe: Weh' ihm, wenn er von Außen es jetzt noch glaubt zu vernehmen, — Und ein betrogenes Ohr leiht dem verführenden Ruf! — Aus der Welt nm ihn her sprach zu dem Alten die Muse, — Kaum noch erscheint sie dem Neu'n, wenn er die seine vergißt.

XXXIII. 1. Sieh', wie sie durch einander in kühnen Schlangen sich winden, — 2. Wie mit geflügeltem Schritte schweben auf schlüpfrigem Plan. — 3. Schatten von ihren Leibern geschieden? — 4. Ist es Elysiums Hain, der den Erstaunten umfängt? — 5. Rauch durch die Luft schwimmt, — 7. melodischen Wellen; — 9. Keinen drängend, von Keinem gedrängt, mit besonnener Eile

10 Schwingt sich ein muthiges Paar dort in den dichtesten Reihn.
Schnell vor ihm her entsteht ihm die Bahn, die hinter ihm schwindet,
Wie durch magische Hand, öffnet und schließt sich der Weg.
Sieh'! jetzt schwand es dem Blick; in wildem Gewirr durch einander
Stürzt der zierliche Bau dieser beweglichen Welt.
15 Nein, dort schwebt es frohlockend herauf, der Knoten entwirrt sich!
Nur mit verändertem Reiz stellet die Regel sich her.
Ewig zerstört, es erzeugt sich ewig die drehende Schöpfung,
Und ein stilles Gesetz lenkt der Verwandlungen Spiel.
Sprich, wie geschieht's, daß rastlos erneut die Bildungen schwanken,
20 Und die Ruhe besteht in der bewegten Gestalt?
Jeder ein Herrscher, frei, nur dem eigenen Herzen gehorchet,
Und im eilenden Lauf findet die einzige Bahn?
Willst Du es wissen? Es ist des Wohllauts mächtige Gottheit,
Die zum geselligen Tanz ordnet den tobenden Sprung,
25 Die, der Nemesis gleich, an des Rhythmus goldenem Zügel
Lenkt die brausende Lust, und die verwilderte zähmt;
Und Dir rauschen umsonst die Harmonien des Weltalls,
Dich ergreift nicht der Strom dieses erhabnen Gesangs,
Nicht der begeisternde Takt, den alle Wesen Dir schlagen,
30 Nicht der wirbelnde Tanz, der durch den ewigen Raum
Leuchtende Sonnen schwingt in kühn gewundenen Bahnen?
Das Du im Spiele doch ehrst, fliehst Du im Handeln, das Maß.

XXXIV. Das Glück.

Selig, welchen die Götter, die gnädigen, vor der Geburt schon
Liebten, welchen als Kind Venus im Arme gewiegt,
Welchem Phöbus die Augen, die Lippen Hermes gelöset,
Und das Siegel der Macht Zeus auf die Stirne gedrückt!
Ein erhabenes Loos, ein göttliches, ist ihm gefallen, 5
Schon vor des Kampfes Beginn sind ihm die Schläfe bekränzt.
Ihm ist, eh' er es lebte, das volle Leben gerechnet,
Eh' er die Mühe bestand, hat er die Charis erlangt.
Groß zwar nenn' ich den Mann, der sein eigner Bildner und Schöpfer,
Durch der Tugend Gewalt selber die Parze bezwingt. 10
Aber nicht erzwingt er das Glück, und was ihm die Charis
Neidisch geweigert, erringt nimmer der strebende Muth.
Vor Unwürdigem kann Dich der Wille, der ernste, bewahren,
Alles Höchste, es kommt frei von den Göttern herab.
Wie die Geliebte Dich liebt, so kommen die himmlischen Gaben; 15
Oben in Jupiters Reich herrscht, wie in Amors, die Gunst.
Neigungen haben die Götter, sie lieben der grünenden Jugend
Lockige Scheitel, es zieht Freude die Fröhlichen an.
Nicht der Sehende wird von ihrer Erscheinung beseligt,
Ihrer Herrlichkeit Glanz hat nur der Blinde geschaut; 20
Gern erwählen sie sich der Einfalt kindliche Seele,
In das bescheidne Gefäß schließen sie Göttliches ein.
Ungehofft sind sie da, und täuschen die stolze Erwartung,
Keines Bannes Gewalt zwinget die Freien herab;
Wem er geneigt, dem sendet der Vater der Menschen und Götter 25
Seinen Adler herab, trägt ihn zu himmlischen Höh'n;
Unter die Menge greift er mit Eigenwillen, und welches
Haupt ihm gefället, um das flicht er mit liebender Hand
Jetzt den Lorbeer, und jetzt die herrschaftgebende Binde:
Krönte doch selber den Gott nur das gewogene Glück. 30
Vor dem Glücklichen her tritt Phöbus, der pythische Sieger,
Und der die Herzen bezwingt, Amor, der lächelnde Gott.

— 10. Schlüpft ein liebliches Paar dort durch des Tanzes Gewühl. — 11. Vor ihm her entsteht seine Bahn, ꝛc. — 12. Leis', wie durch ꝛc. — 13. Sieh', jetzt verliert es der suchende Blick. Verwirrt durch einander — 16. stellt sich die Ordnung mir dar. — 17. Ewig zerstört, und ewig erzeugt sich die — 19. Sprich, was macht's, daß in rastlosem Wechsel die Bildungen schwanken, (Hdsch.) — Sprich, wie geschieht's, daß rastlos bewegt die B. ꝛc. (1. Ausg.) — 20. Und die Regel doch bleibt, wenn die Gestalten auch fliehn? — 21. Daß mit Herrscherkühnheit einher der Einzelne wandelt, — 22. Keiner ihm sklavisch weiht, Keiner entgegen ihm stürmt? — 26. und die gesetzlose zähmt; — 27. Und der Wohllaut der großen Natur umrauscht Dich vergebens? — 28. Strom dieser harmonischen Welt? — 31. Leuchtende Sonnen wälzt in künstlich schlängelnden Bahnen? — 32. Handelnd fliehst Du das Maß, das Du im Spiele doch ehrst?

XXXIV. 7. Eh' er es lebte, ist ihm das volle ꝛc. — 26. trägt ihn zu seinem Olymp. — 35. Ihm gehorchen die wilden Gemüther, das b. D. — Nach 36 folgt in erster Ausg.: Ein geborener Herrscher ist alles Schöne und sieget — Durch sein ruhiges Nahn, wie ein unsterblicher Gott.

Vor ihm ebnet Poseidon das Meer, sanft gleitet des Schiffes
Kiel, das den Cäsar führt und sein allmächtiges Glück;
35 Ihm zu Füßen legt sich der Leu, das brausende Delphin
Steigt aus den Tiefen und fromm beut es den Rücken ihm an.
Zürne dem Glücklichen nicht, daß den leichten Sieg ihm die Götter
Schenken, daß aus der Schlacht Venus den Liebling entrückt!
Ihn, den die lächelnde rettet, den Göttergeliebten beneid' ich,
40 Jenen nicht, dem sie mit Nacht deckt den verdunkelten Blick.
War er weniger herrlich Achilles, weil ihm Hephästos
Selbst geschmiedet den Schild und das verderbliche Schwert,
Weil um den sterblichen Mann der große Olymp sich beweget?
Das verherrlichet ihn, daß ihn die Götter geliebt,
45 Daß sie sein Zürnen geehrt, und Ruhm dem Liebling zu geben,
Hellas bestes Geschlecht stürzten zum Orkus hinab.
Zürne der Schönheit nicht, daß sie schön ist, daß sie verdienstlos,
Wie der Lilie Kelch, prangt durch der Venus Geschenk!
Laß sie die Glückliche sein; Du schaust sie, Du bist der Beglückte,
50 Wie sie ohne Verdienst glänzt, so entzücket sie Dich.
Freue Dich, daß die Gabe des Lieds vom Himmel herabkommt,
Daß der Sänger Dir singt, was ihn die Muse gelehrt;
Weil der Gott ihn beseelt, so wird er dem Hörer zum Gotte,
Weil er der Glückliche ist, kannst Du der Selige sein.
55 Auf dem geschäftigen Markt da führe Themis die Wage,
Und es messe der Lohn streng an der Mühe sich ab;
Aber die Freude ruft nur ein Gott auf sterbliche Wangen,
Wo kein Wunder geschieht, ist kein Beglückter zu sehn.
Alles Menschliche muß erst werden und wachsen und reifen,
60 Und von Gestalt zu Gestalt führt es die bildende Zeit;
Aber das Glückliche siehest Du nicht, das Schöne nicht werden,
Fertig von Ewigkeit her steht es vollendet vor Dir.
Jede irdische Venus ersteht, wie die erste des Himmels,
Eine dunkle Geburt aus dem unendlichen Meer,
65 Wie die erste Minerva, so tritt, mit der Aegis gerüstet,
Aus des Donnerers Haupt jeder Gedanke des Lichts.

XXXV. Der Genius.

„Glaub' ich, sprichst Du, dem Wort, das der Weisheit Meister mich lehren,
Das der Lehrlinge Schaar sicher und fertig beschwört;
Kann die Wissenschaft nur zum wahren Frieden mich führen,
Nur des Systemes Gebälk' stützen das Glück und das Recht?
5 Muß ich dem Trieb mißtraun, der leise mich warnt, dem Gesetze,
Das Du selber, Natur, mir in den Busen geprägt,
Bis auf die ewige Schrift die Schul' ihr Siegel gedrücket,
Und der Formel Gefäß bindet den flüchtigen Geist?
Sage Du mir's! Du bist in diese Tiefen gestiegen,
10 Aus dem modrigen Grab kamst Du erhalten zurück.
Dir ist bekannt, was die Gruft der dunklen Wörter bewahret,
Ob der Lebenden Trost dort bei den Mumien wohnt.
Muß ich ihn wandeln den nächtlichen Weg? Mir graut, ich bekenn' es;
Wandeln will ich ihn doch, führt er zu Wahrheit und Recht." –
15 Freund, Du kennst doch die goldene Zeit, es haben die Dichter
Manche Sage von ihr rührend und kindlich erzählt;
Jene Zeit, da das Heilige noch im Leben gewandelt,
Da jungfräulich und keusch noch das Gefühl sich bewahrt,
Da noch das große Gesetz, das oben im Sonnenlauf waltet,
20 Und verborgen im Ei reget den hüpfenden Punkt,
Noch der Nothwendigkeit stilles Gesetz, das stetige, gleiche,
Auch der menschlichen Brust freiere Wellen bewegt,
Da nicht irrend der Sinn und treu, wie der Zeiger am Uhrwerk,
Auf das Wahrhaftige nur, nur auf das Ewige wies? –

— Nach 46 folgt in der 1. Ausg.: Um den heiligen Herd stritt Hektor, aber der Fromme — Sank dem Beglückten, denn ihm waren die Götter nicht hold. — 63. Venus steigt, wie die ꝛc. — Nach 66 folgt in der 1. Ausg.: Aber Du nennest es Glück, und Deiner eigenen Blindheit, — Zeihst Du verwegen den Gott, den Dein Begriff nicht begreift.
XXXV. Frühere Ueberschrift: Natur und Schule. — 1. Ist es denn wahr, sprichst Du, was der Weisheit — 2. Was der Lehrlinge — 16. und einfach erzählt. — 17 noch in der Menschheit gewandelt, — 18. Noch der Instinkt sich bewahrt. — 21. „Noch" fehlt in der 1. Ausg. — 23. Da ein sichres Gefühl noch treu, wie am Uhrwerk der Zeiger,

25 Da war kein Profaner, kein Eingeweihter zu sehen,
Was man lebendig empfand, ward nicht bei Todten gesucht.
Gleich verständlich für jegliches Herz war die ewige Regel,
Gleich verborgen der Quell, dem sie belebend entfloß.
Aber die glückliche Zeit ist dahin! Vermessene Willkür
30 Hat der getreuen Natur göttlichen Frieden gestört.
Das entweihte Gefühl ist nicht mehr Stimme der Götter,
Und das Orakel verstummt in der entadelten Brust.
Nur in dem stilleren Selbst vernimmt es der horchende Geist noch,
Und den heiligen Sinn hütet das mystische Wort.
35 Hier beschwört es der Forscher, der reines Herzens hinabsteigt,
Und die verlorne Natur gibt ihm die Weisheit zurück.
Hast Du, Glücklicher, nie den schützenden Engel verloren,
Nie des frommen Instinkts liebende Warnung verwirkt,
Malt in dem keuschen Auge noch treu und rein sich die Wahrheit,
40 Tönt ihr Rufen Dir noch hell in der kindlichen Brust,
Schweigt noch in dem zufriednen Gemüth des Zweifels Empörung,
Wird sie, weißt Du's gewiß, schweigen auf ewig, wie heut,
Wird der Empfindungen Streit nie eines Richters bedürfen,
Nie den hellen Verstand trüben das tückische Herz —
45 O dann gehe Du hin in Deiner köstlichen Unschuld,
Dich kann die Wissenschaft Nichts lehren. Sie lerne von Dir!
Jenes Gesetz, das mit ehrnem Stab den Sträubenden lenket,
Dir nicht gilt's. Was Du thust, was Dir gefällt, ist Gesetz,
Und an alle Geschlechter ergeht ein göttliches Machtwort,
50 Was Du mit heiliger Hand bildest, mit heiligem Mund
Redest, wird den erstaunten Sinn allmächtig bewegen;
Du nur merkst nicht den Gott, der Dir im Busen gebeut,
Nicht des Siegels Gewalt, das alle Geister Dir beuget,
Einfach gehst Du und still durch die eroberte Welt.

XXXVI. Der philosophische Egoist.

Hast Du den Säugling gesehen, der, unbewußt noch der Liebe,
Die ihn wärmet und wiegt, schlafend von Arme zu Arm
Wandert, bis bei der Leidenschaft Ruf der Jüngling erwachet,
Und des Bewußtseins Blitz dämmernd die Welt ihm erhellt?
Hast Du die Mutter gesehen wenn sie süßen Schlummer dem Liebling 5
Kauft mit dem eigenen Schlaf, und für das Träumende sorgt,
Mit dem eigenen Leben ernährt die zitternde Flamme,
Und mit der Sorge selbst sich für die Sorge belohnt?
Und Du lästerst die große Natur, die, bald Kind und bald Mutter,
Jetzt empfänget, jetzt gibt, nur durch Bedürfniß besteht? 10
Selbstgenügsam willst Du dem schönen Ring Dich entziehen,
Der Geschöpf an Geschöpf reiht in vertraulichem Bund,
Willst, du Armer, stehen allein und allein durch Dich selber,
Wenn durch der Kräfte Tausch selbst das Unendliche steht?

XXXVII. Dithyrambe.

1. Nimmer, das glaubt mir,
Erscheinen die Götter,
Nimmer allein.
Kaum daß ich Bacchus, den lustigen, habe,
Kommt auch schon Amor, der lächelnde Knabe,
Phöbus der Herrliche findet sich ein.
Sie nahen, sie kommen
Die Himmlischen alle,
Mit Göttern erfüllt sich
Die irdische Halle.
2. Sagt, wie bewirth' ich,
Der Erdgeborne,
Himmlischen Chor?

— 29. Zeit ist nicht mehr. — 30. göttlichen Einklang entweiht. — 31—34. Wolkig fließt der himmlische Strom in schuldigen Herzen, — Lauter wird er und rein nur an dem Quell noch geschöpft. — Dieser Quell, tief unten im Schacht des reinen Verstandes, — Fern von der Leidenschaft Spur rieselt er silbern und kühl. — Aus der Sinne wildem Geräusch verschwand das Orakel, — Nur in dem stilleren Selbst hört es der horchende Geist. — Aber die Wissenschaft nur vermag, den Zugang zu öffnen, — Und den heiligen Sinn hütet des mystische Wort. — 40. Tönt ihre Stimme Dir noch — Nach 44 folgen in 1. Ausg.: Nie der verschlagene Witz des Gewissens Einfalt bestricken, — Niemals, weißt Du's gewiß, wanken das ewige Steu'r, — 47. eisernem Stab — 48. Dir gilt es nicht. — 49. Herrschen wird durch die ewige Zeit, wie Polyklets Regel — 51. Redest, wird die Herzen der Menschen allmächtig 2c. — Nach 54 folgt in der 1. Ausgabe: Aber blind erringst Du, was wir im Lichte verfehlen — Und dem spielenden Kind glückt, was dem Weisen mißlingt. —

XXXVI. 5. Hast Du eine Mutter gesehn, wenn sie Schlummer dem Kinde — 6. und für das Sorglose sorgt, — 7. Nährt mit dem eigenen Leben die 2c.

Schenket mir Euer unsterbliches Leben,
Götter! was kann Euch der Sterbliche geben?
Hebet zu Eurem Olymp mich empor!
Die Freude, sie wohnt nur
In Jupiters Saale;
O füllet mit Nektar,
O reicht mir die Schale!
3. Reich' ihm die Schale!
Schenke dem Dichter,
Hebe, nur ein!
Netz' ihm die Augen mit himmlischem Thaue,
Daß er den Styx, den verhaßten, nicht schaue,
Einer der Unsern sich dünke zu sein
Sie rauschet, sie perlet,
Die himmlische Quelle:
Der Busen wird ruhig,
Das Auge wird helle!

XXXVIII. Das verschleierte Bild zu Sais.

Ein Jüngling, den des Wissens heißer Durst
Nach Sais in Aegypten trieb, der Priester
Geheime Weisheit zu erlernen, hatte
Schon manchen Grad mit schnellem Geist durcheilt:
5 Stets riß ihn seine Forschbegierde weiter,
Und kaum besänftigte der Hierophant
Den ungeduldig Strebenden. „Was hab' ich,
Wenn ich nicht Alles habe! sprach der Jüngling,
Gibt's etwa hier ein Weniger und Mehr?
10 Ist Deine Wahrheit, wie der Sinne Glück,
Nur ein Summe, die man größer, kleiner
Besitzen kann und immer doch besitzt?
Ist sie nicht eine einz'ge, ungetheilte?
Nimm Einen Ton aus einer Harmonie,
15 Nimm Eine Farbe aus dem Regenbogen,
Und Alles, was Dir bleibt, ist Nichts, so lang
Das schöne All der Töne fehlt und Farben!"
Indem sie einst so sprachen, standen sie
In einer einsamen Rotonde still,
20 Wo ein verschleiert Bild von Riesengröße
Dem Jüngling in die Augen fiel. Verwundert
Blickt er den Führer an und spricht: „Was ist's,
Das hinter diesem Schleier sich verbirgt?"
„Die Wahrheit," ist die Antwort — „Wie? ruft jener;
25 Nach Wahrheit streb' ich ja allein: und diese
Gerade ist es, die man mir verhüllt?"
„Das mache mit der Gottheit aus!" versetzt
Der Hierophant. „Kein Sterblicher," sagt sie,
„Rückt diesen Schleier, bis ich selbst ihn hebe.
30 Und wer mit ungeweihter, schuld'ger Hand
Den heiligen, verbot'nen früher hebt,
— Der, spricht die Gottheit" — „Nun?" — „Der sieht die Wahrheit."
„Ein seltsamer Orakelspruch! Du selbst,
Du hättest also niemals ihn gehoben?"
35 „Ich, wahrlich nicht! Und war auch nie dazu
Versucht." — „Das faß' ich nicht. Wenn von der Wahrheit
Nur diese dünne Scheidewand mich trennte" —
„Und ein Gesetz!" fällt ihm sein Führer ein.
„Gewichtiger mein Sohn, als Du es meinst,
40 Ist dieser dünne Flor; — für Deine Hand
Zwar leicht, doch zentnerschwer für Dein Gewissen."
Der Jüngling ging gedankenvoll nach Hause:
Ihm raubt des Wissens brennende Begier
Den Schlaf, er wälzt sich glühend auf dem Lager,
45 Und rafft sich auf um Mitternacht. Zum Tempel
Führt unfreiwillig ihn der scheue Tritt.
Leicht war es ihm, die Mauer zu ersteigen,
Und mitten in das Innre der Rotonde
Trägt ein beherzter Sprung den Wagenden.
50 Hier steht er nun, und grauenvoll umfängt
Den Einsamen die lebenlose Stille,
Die nur der Tritte hohler Wiederhall
In den geheimen Grüften unterbricht.
Von oben durch der Kuppel Oeffnung wirft
55 Der Mond den bleichen silberblauen Schein,
Und furchtbar, wie ein gegenwärt'ger Gott,
Erglänzt durch des Gewölbes Finsternisse
In ihrem langen Schleier die Gestalt.
Er tritt hinan mit ungewissem Schritt;
60 Schon will die freche Hand das Heilige berühren,
Da zuckt es heiß und kühl durch sein Gebein,
Und stößt ihn weg mit unsichtbarem Arme.
Unglücklicher, was willst Du thun? So ruft
In seinem Innern eine treue Stimme.
65 Versuchen den Allheiligen willst Du?
Kein Sterblicher, sprach des Orakels Mund,
Rückt diesen Schleier, bis ich selbst ihn hebe!
Doch setzte nicht derselbe Mund hinzu:
Wer diesen Schleier hebt, soll Wahrheit schauen?
70 Sei hinter ihm, was will! Ich heb' ihn auf.
(Er ruft's mit lauter Stimm') Ich will sie schauen! Schauen!
Gellt ihm ein langes Echo spottend nach.
Er spricht's und hat den Schleier aufgedeckt.
„Nun, fragt Ihr, und was zeigte sich ihm hier?"
75 Ich weiß es nicht. Besinnungslos und bleich,
So fanden ihn am andern Tag die Priester
Am Fußgestell der Isis ausgestreckt.
Was er allda gesehen und erfahren,
Hat seine Zunge nie bekannt. Auf ewig
80 War seines Lebens Heiterkeit dahin:
Ihn riß ein tiefer Gram zum frühen Grabe.
„Weh Dem" dieß war sein warnungsvolles Wort,
Wenn ungestüme Frager in ihn drangen,
„Weh Dem, der zu der Wahrheit geht durch Schuld,
85 Sie wird ihm nimmermehr erfreulich sein."

XXXIX. Die Theilung der Erde.

1. „Nehmt hin die Welt!" rief Zeus von seinen Höhen
Den Menschen zu, „nehmt, sie soll Euer sein!
Euch schenk' ich sie zum Erb' und ew'gen Lehen,
Doch theilt Euch brüderlich darein!"
2. Da eilt, was Hände hat, sich einzurichten,
Es regte sich geschäftig jung und alt;
Der Ackermann griff nach des Feldes Früchten,
Der Junker birschte durch den Wald;

XXXIX. **1.** 1. Da nehmt sie hin, die Welt! rief rc. — 2. Den Menschenkindern zu; — **2.** 1. Da griff, was Hände hatte, zu, sich rc.

3. Der Kaufmann nimmt, was seine Speicher fassen;
Der Abt wählt sich den edeln Firnewein;
Der König sperrt die Brücken und die Straßen,
Und sprach: „Der Zehente ist mein."
4. Ganz spät, nachdem die Theilung längst geschehen,
Naht der Poet, er kam aus weiter Fern'.
Ach! da war überall Nichts mehr zu sehen,
Und Alles hatte seinen Herrn!
5. „Weh mir! So soll denn ich allein von Allen
Vergessen sein, ich, Dein getreuster Sohn?"
So ließ er laut der Klage Ruf erschallen,
Und warf sich hin vor Jovis Thron.
6. „Wenn Du im Land der Träume Dich verweilet,"
Versetzt der Gott, „so hadre nicht mit mir.
Wo warst Du denn, als man die Welt getheilet?"
„Ich war," sprach der Poet, „bei Dir.
7. Mein Auge hing an Deinem Angesichte,
An Deines Himmels Harmonie mein Ohr,
Verzeih dem Geiste, der, von Deinem Lichte
Berauscht, das Irdische verlor!"
8. „Was thun! spricht Zeus, die Welt ist weggegeben:
Der Herbst, die Jagd, der Markt ist nicht mehr mein.
Willst Du in meinem Himmel mit mir leben,
So oft Du kommst, er soll Dir offen sein."

XL. Das Mädchen aus der Fremde.

1. In einem Thal bei armen Hirten
Erschien mit jedem jungen Jahr,
Sobald die ersten Lerchen schwirrten,
Ein Mädchen, schön und wunderbar.
2. Sie war nicht in dem Thal geboren,
Man wußte nicht, woher sie kam;
Doch schnell war ihre Spur verloren,
Sobald das Mädchen Abschied nahm.
3. Beseligend war ihre Nähe,
Und alle Herzen wurden weit;
Doch eine Würde, eine Höhe
Entfernte die Vertraulichkeit.
4. Sie brachte Blumen mit und Früchte,
Gereift auf einer andern Flur,
In einem andern Sonnenlichte,
In einer glücklichern Natur;
5. Und theilte Jedem eine Gabe,
Dem Früchte, Jenem Blumen aus,
Der Jüngling und der Greis am Stabe,
Ein Jeder ging beschenkt nach Haus.
6. Willkommen waren alle Gäste;
Doch nahte sich ein liebend Paar,
Dem reichte sie der Gaben beste,
Der Blumen allerschönste dar.

XLI. Pegasus im Joche.

Auf einem Pferdemarkt — vielleicht zu Haymarket,
Wo andre Dinge noch in Waare sich verwandeln —
Bracht' einst ein hungriger Poet
Der Musen Roß, es zu verhandeln.
Hell wieherte der Hippogryph, 5
Und bäumte sich in prächtiger Parade.
Erstaunt blieb Jeder stehn, und rief:
„Das edle, königliche Thier! Nur Schade,
Daß seinen schlanken Wuchs ein häßlich Flügelpaar
Entstellt! Den schönsten Postzug würd' es zieren. 10
Die Race, sagen sie, sei rar;
Doch wer wird durch die Luft kutschiren?
Und Keiner will sein Geld verlieren."
Ein Pachter endlich faßte Muth.
„Die Flügel zwar, spricht er, die schaffen keinen Nutzen; 15
Doch die kann man ja binden oder stutzen,
Dann ist das Pferd zum Ziehen immer gut:
Ein zwanzig Pfund, die will ich wohl dran wagen."
Der Täuscher, hoch vergnügt die Waare loszuschlagen,
Schlägt hurtig ein: „Ein Mann, ein Wort!" 20
Und Hans trabt frisch mit seiner Beute fort.
Das edle Thier wird eingespannt;
Doch fühlt es kaum die ungewohnte Bürde,
So rennt es fort mit wilder Flugbegierde,
Und wirft, von edlem Grimm entbrannt, 25
Den Karren um an eines Abgrunds Rand.
„Schon gut, denkt Hans. Allein darf ich dem tollen Thiere
Kein Fuhrwerk mehr vertraun. Erfahrung macht schon klug.
Doch morgen fahr' ich Passagiere,
Da stell' ich es als Vorspann in den Zug. 30
Die muntre Krabbe soll zwei Pferde mir ersparen;
Der Koller gibt sich mit den Jahren."
Der Anfang ging ganz gut. Das leicht beschwingte Pferd
Belebt der Klepper Schritt, und pfeilschnell fliegt der Wagen.
Doch was geschieht? Den Blick den Wolken zugekehrt, 35
Und ungewohnt, den Grund mit festem Huf zu schlagen,
Verläßt es bald der Räder sichre Spur,
Und, treu der stärkeren Natur,
Durchrennt es Sumpf und Moor, geackert Feld und Hecken.
Der gleiche Taumel faßt das ganze Postgespann; 40
Kein Rufen hilft, kein Zügel hält es an,
Bis endlich zu der Wandrer Schrecken
Der Wagen, wohlgerüttelt und zerschellt,
Auf eines Berges steilem Gipfel hält.
„Das geht nicht zu mit rechten Dingen!" 45
Spricht Hans mit sehr bedenklichem Gesicht.
„So wird es nimmermehr gelingen!
Laß sehn, ob wir den Tollwurm nicht
Durch magre Kost und Arbeit zwingen."

---

3. 1—4. Der Kaufmann füllte sein Gewölb, die Scheune — Der Fermier, das Faß der Seelenhirt, — Der König sagte: Jeglichem das Seine, — Und mein ist, was geärndtet wird. — **4.** 1. Ganz spät erschien, nachdem &c. 2. Auch der Poet, — **6.** 1. Wenn Du zu lang Dich in der Träume Land verweilet, — 2. Antwortete der Gott, — **7.** 1. Deinem Strahlenangesichte, — **8.** 1. Was kann ich thun?

50 Die Probe wird gemacht. Bald ist das schöne Thier,
Eh noch drei Tage hingeschwunden,
Zum Schatten abgezehrt. „Ich hab's, ich hab's gefunden,"
Ruft Hans. „Jetzt frisch, und spannt es mir
Gleich vor den Pflug mit meinem stärksten Stier!"
55 Gesagt, gethan. In lächerlichem Zuge
Erblickt man Ochs und Flügelpferd am Pfluge.
Unwillig steigt der Greif, und strengt die letzte Macht
Der Sehnen an, den alten Flug zu nehmen.
Umsonst; der Nachbar schreitet mit Bedacht,
60 Und Phöbus stolzes Roß muß sich dem Stier bequemen,
Bis nun, vom langen Widerstand verzehrt,
Die Kraft aus allen Gliedern schwindet,
Von Gram gebeugt, das edle Götterpferd
Zu Boden stürzt, und sich im Staube windet.
65 „Verwünschtes Thier!" bricht endlich Hansens Grimm
Laut scheltend aus, indem die Hiebe flogen,
„So bist Du denn zum Ackern selbst zu schlimm?
Mich hat ein Schelm mit Dir betrogen!"
Indem er noch in seines Zornes Wuth
70 Die Peitsche schwingt, kommt flink und wohlgemuth
Ein lustiger Gesell die Straße hergezogen.
Die Zither klingt in seiner leichten Hand,
Und durch den blonden Schmuck der Haare
Schlingt zierlich sich ein goldnes Band.
75 „Wohin, Freund, mit dem wunderlichen Paare?"
Ruft er den Bau'r von weitem an.
„Der Vogel und der Ochs an Einem Seile,
Ich bitte Dich, welch ein Gespann!
Willst Du auf eine kleine Weile
80 Dein Pferd zur Probe mir vertrau'n,
Gib acht, Du sollst Dein Wunder schau'n."
Der Hippogryph wird ausgespannt,
Und lächelnd schwingt sich ihm der Jüngling auf den Rücken.
Kaum fühlt das Thier des Meisters sichre Hand,
85 So knirscht es in des Zügels Band,
Und steigt, und Blitze sprühn aus den beseelten Blicken.
Nicht mehr das vor'ge Wesen, königlich,
Ein Geist, ein Gott, erhebt es sich,
Entrollt mit einem Mal in Sturmes Wehen
90 Der Schwingen Pracht, schießt brausend himmelan,
Und eh' der Blick ihm folgen kann,
Entschwebt es zu den blauen Höhen.

XLII. Der Alpenjäger.

1. „Willst Du nicht das Lämmlein hüten?
Lämmlein ist so fromm und sanft,
Nährt sich von des Grases Blüthen
Spielend an des Baches Ranft."
„Mutter, Mutter laß mich gehen,
Jagen nach des Berges Höhen!"
2. „Willst Du nicht die Herde locken
Mit des Hornes munterm Klang?
Lieblich tönt der Schall der Glocken
In des Waldes Lustgesang!"
„Mutter, Mutter, laß mich gehen,
Schweifen auf den wilden Höhen!"
3. „Willst Du nicht der Blümlein warten,
Die im Beete freundlich stehn?
Draußen ladet Dich kein Garten;
Wild ist's auf den wilden Höh'n!"
„Laß die Blümlein, laß sie blühen;
Mutter, Mutter, laß mich ziehen!"
4. Und der Knabe ging zu jagen,
Und es treibt und reißt ihn fort,
Rastlos fort mit blindem Wagen
An des Berges finstern Ort;
Vor ihm her mit Windesschnelle
Flieht die zitternde Gazelle.
5. Auf der Felsen nackte Rippen
Klettert sie mit leichtem Schwung,
Durch den Riß geborstner Klippen
Trägt sie der gewagte Sprung;
Aber hinter ihr, verwogen,
Folgt er mit dem Todesbogen.
6. Jetzo auf den schroffen Zinken
Hängt sie, auf dem höchsten Grat,
Wo die Felsen jäh versinken, —
Und verschwunden ist der Pfad;
Unter sich die steile Höhe,
Hinter sich des Feindes Nähe.
7. Mit des Jammers stummen Blicken
Fleht sie zu dem harten Mann;
Fleht umsonst, denn loszudrücken,
Legt er schon den Bogen an.
Plötzlich aus der Felsenspalte
Tritt der Geist, der Bergesalte.
8. Und mit seinen Götterhänden
Schützt er das gequälte Thier,
„Mußt Du Tod und Jammer senden,
Ruft er, bis herauf zu mir?
Raum für Alle hat die Erde,
Was verfolgst Du meine Herde?"

XLIII. Nadowessische Todtenklage.

1. Seht! da sitzt er auf der Matte,
Aufrecht sitzt er da,
Mit dem Anstand, den er hatte,
Als er's Licht noch sah.
2. Doch wo ist die Kraft der Fäuste?
Wo des Athems Hauch,
Der noch jüngst zum großen Geiste
Blies der Pfeife Rauch?
3. Wo die Augen, falkenhelle,
Die des Rennthiers Spur
Zählten auf des Grases Welle,
Auf dem Thau der Flur?
4. Diese Schenkel, die behender
Flohen durch den Schnee,
Als der Hirsch, der Zwanzigender,
Als des Berges Reh?
5. Diese Arme, die den Bogen
Spannten streng und straff!
Seht, das Leben ist entflogen!
Seht, sie hängen schlaff!

XLI. Frühere Ueberschrift: Pegasus in der Dienstbarkeit. — 72. in seiner leichten Hand, — 89. majestät'schen Wagen — 92. Verschwindet es am fernen Aetherboden.

6. Wohl ihm, er ist hingegangen,
Wo kein Schnee mehr ist,
Wo mit Mais die Felder prangen,
Der von selber sprießt;
7. Wo mit Vögeln alle Sträuche,
Wo der Wald mit Wild,
Wo mit Fischen alle Teiche
Lustig sind gefüllt.
8. Mit den Geistern speist er droben,
Ließ uns hier allein,
Daß wir seine Thaten loben,
Und ihn scharren ein.
9. Bringet her die letzten Gaben!
Stimmt die Todtenklag'!
Alles sei mit ihm begraben,
Was ihn freuen mag!
10. Legt ihm unters Haupt die Beile,
Die er tapfer schwang,
Auch des Bären fette Keule:
Denn der Weg ist lang;
11. Auch das Messer, scharf geschliffen,
Das vom Feindeskopf
Rasch mit drei geschickten Griffen
Schälte Haut und Schopf;
12. Farben auch, den Leib zu malen,
Steckt ihm in die Hand,
Daß er röthlich möge stralen
In der Seelen Land!

XLIV. Das Siegesfest.

1. Priams Veste war gesunken,
Troja lag in Schutt und Staub,
Und die Griechen, siegestrunken,
Reich beladen mit dem Raub,
Saßen auf den hohen Schiffen,
Längs des Hellespontos Strand,
Auf der frohen Fahrt begriffen
Nach dem schönen Griechenland.
Stimmet an die frohen Lieder!
Denn dem väterlichen Herd
Sind die Schiffe zugekehrt,
Und zur Heimath geht es wieder.
2. Und in langen Reihen, klagend,
Saß der Trojerinnen Schar,
Schmerzvoll an die Brüste schlagend,
Bleich mit aufgelöstem Haar.
In das wilde Fest der Freuden
Mischten sie den Wehgesang,
Weinend um das eigne Leiden
In des Reiches Untergang:
Lebe wohl, geliebter Boden!
Von der süßen Heimath fern
Folgen wir dem fremden Herrn;
Ach, wie glücklich sind die Todten!
3. Und den hohen Göttern zündet
Kalchas jetzt das Opfer an.
Pallas, die die Städte gründet
Und zertrümmert, ruft er an,
Und Neptun, der um die Länder
Seinen Wogengürtel schlingt,
Und den Zeus, den Schreckensender,
Der die Aegis grausend schwingt.
Ausgestritten, ausgerungen
Ist der lange, schwere Streit,
Ausgefüllt der Kreis der Zeit,
Und die große Stadt bezwungen.
4. Atreus Sohn, der Fürst der Scharen,
Uebersah der Völker Zahl,
Die mit ihm gezogen waren
Einst in des Scamanders Thal.
Und des Kummers finstre Wolke
Zog sich um des Königs Blick;
Von dem hergeführten Volke
Bracht' er wen'ge nur zurück.
Drum erhebe frohe Lieder,
Wer die Heimath wieder sieht,
Wem noch frisch das Leben blüht:
Denn nicht Alle kehren wieder!
5. Alle nicht, die wieder kehren,
Mögen sich des Heimzugs freun:
An den häuslichen Altären
Kann der Mord bereitet sein.
Mancher fiel durch Freundes Tücke,
Den die blut'ge Schlacht verfehlt!
Sprach's Ulyß mit Warnungsblicke,
Von Athenens Geist beseelt.
Glücklich, wem der Göttin Treue
Rein und keusch das Haus bewahrt:
Denn das Weib ist falscher Art,
Und die Arge liebt das Neue!
6. Und des frisch erkämpften Weibes
Freut sich der Atrid, und strickt
Um den Reiz des schönen Leibes
Seine Arme hochbeglückt.
Böses Werk muß untergehen;
Rache folgt der Frevelthat,
Denn gerecht in Himmelshöhen
Waltet des Kroniden Rath!
Böses muß mit Bösem enden;
An dem frevelnden Geschlecht
Rächet Zeus das Gastesrecht,
Wägend mit gerechten Händen.
7. Wohl dem Glücklichen mags ziemen,
Ruft Oileus tapfrer Sohn,
Die Regierenden zu rühmen
Auf dem hohen Himmelsthron!
Ohne Wahl vertheilt die Gaben,
Ohne Billigkeit das Glück,
Denn Patroklus liegt begraben,
Und Thersites kommt zurück!
Weil das Glück aus seiner Tonnen
Die Geschicke blind verstreut,
Freue sich und jauchze heut,
Wer das Lebensloos gewonnen!
8. Ja, der Krieg verschlingt die Besten!
Ewig werde Dein gedacht,
Bruder, bei der Griechen Festen,
Der ein Thurm war in der Schlacht.
Da der Griechen Schiffe brannten,
War in Deinem Arm das Heil;
Doch dem Schlauen, Vielgewandten
Ward der schöne Preis zu Theil!
Friede Deinen heil'gen Resten!
Nicht der Feind hat Dich entrafft;
Ajax fiel durch Ajax Kraft:
Ach der Zorn verderbt die Besten!
9. Dem Erzeuger jetzt, dem großen,
Gießt Neoptolem des Weins:
Unter allen ird'schen Loosen,
Hoher Vater, preis' ich Deins!
Von des Lebens Gütern allen
Ist der Ruhm das höchste doch:
Wenn der Leib in Staub zerfallen,
Lebt der große Name noch.
Tapfrer, Deines Ruhmes Schimmer

Wird unsterblich sein im Lied;
Denn das ird'sche Leben flieht,
Und die Todten dauern immer!
10. Weil des Liedes Stimmen schweigen
Von dem überwundnen Mann,
So will ich für Hektorn zeugen,
Hub der Sohn des Tydeus an; —
Der für seine Hausaltäre,
Kämpfend, ein Beschirmer fiel —
Krönt den Sieger größre Ehre,
Ehret ihn das schönre Ziel!
Der für seine Hausaltäre
Kämpfend sank, ein Schirm und Hort,
Auch in Feindes Munde fort
Lebt ihm seines Namens Ehre!
11. Nestor jetzt, der alte Zecher,
Der drei Menschenalter sah,
Reicht den laubumkränzten Becher
Der bethränten Hekuba:
Trink' ihn aus den Trank der Labe,
Und vergiß den großen Schmerz;
Wundervoll ist Bacchus Gabe,
Balsam fürs zerrißne Herz!
Trink' ihn aus den Trank der Labe
Und vergiß den großen Schmerz;
Balsam fürs zerrißne Herz,
Wundervoll ist Bacchus Gabe!
12. Denn auch Niobe, dem schweren
Zorn der Himmlischen ein Ziel,
Kostete die Frucht der Aehren,
Und bezwang das Schmerzgefühl:
Denn so lang die Lebensquelle
Schäumet an der Lippen Rand,
Ist der Schmerz in Lethes Welle
Tief versenkt und festgebannt!
Denn so lang die Lebensquelle
An der Lippen Rande schäumt,
Ist der Jammer weggeträumt,
Fortgespült in Lethes Welle.
13. Und von ihrem Gott ergriffen,
Hub sich jetzt die Seherin,
Blickte von den hohen Schiffen
Nach dem Rauch der Heimath hin.
Rauch ist alles ird'sche Wesen!
Wie des Dampfes Säule weht,
Schwinden alle Erdengrößen;
Nur die Götter bleiben stät.
Um das Roß des Reiters schweben,
Um das Schiff die Sorgen her;
Morgen können wirs nicht mehr,
Darum laßt uns heute leben!

XLV. Der Ring des Polykrates.

1. Er stand auf seines Daches Zinnen,
Er schaute mit vergnügten Sinnen
Auf das beherrschte Samos hin.
„Dieß Alles ist mir unterthänig,"
Begann er zu Aegyptens König;
„Gestehe, daß ich glücklich bin!"
2. „Du hast der Götter Gunst erfahren!
Die vormals Deines Gleichen waren,
Sie zwingt jetzt Deines Scepters Macht;
Doch Einer lebt noch, sie zu rächen:
Dich kann mein Mund nicht glücklich sprechen,
So lang des Feindes Auge wacht."
3. Und eh' der König noch geendet,
Da stellt sich, von Milet gesendet,
Ein Bote dem Tyrannen dar:
„Laß, Herr! des Opfers Düfte steigen,
Und mit des Lorbeers muntern Zweigen
Bekränze Dir Dein göttlich Haar!
4. Getroffen sank Dein Feind vom Speere;
Mich sendet mit der frohen Mähre
Dein treuer Feldherr Polydor" —
Und nimmt aus einem schwarzen Becken,
Noch blutig, zu der Beiden Schrecken,
Ein wohlbekanntes Haupt hervor.
5. Der König tritt zurück mit Grauen:
„Doch warn' ich Dich, dem Glück zu trauen!"
Versetzt er mit besorgtem Blick.
„Bedenk', auf ungetreuen Wellen —
Wie leicht kann sie der Sturm zerschellen —
Schwimmt Deiner Flotte zweifelnd Glück."
6. Und eh' er noch das Wort gesprochen,
Hat ihn der Jubel unterbrochen,
Der von der Rhede jauchzend schallt:
Mit fremden Schätzen reich beladen
Kehrt zu den heimischen Gestaden
Der Schiffe mastenreicher Wald.
7. Der königliche Gast erstaunet:
„Dein Glück ist heute gut gelaunet,
Doch fürchte seinen Unbestand.
Der Kreter waffenkund'ge Scharen
Bedräuen Dich mit Kriegsgefahren;
Schon nahe sind sie diesem Strand."
8. Und eh' ihm noch das Wort entfallen,
Da sieht man's von den Schiffen wallen,
Und tausend Stimmen rufen: „Sieg!
Von Feindesnoth sind wir befreiet,
Die Kreter hat der Sturm zerstreuet,
Vorbei, geendet ist der Krieg!"
9. Das hört der Gastfreund mit Entsetzen:
„Fürwahr, ich muß Dich glücklich schätzen,
Doch, spricht er, zittr' ich für Dein Heil;
Mir grauet vor der Götter Neide:
Des Lebens ungemischte Freude
Ward keinem Irdischen zu Theil!
10. Auch mir ist Alles wohl gerathen;
Bei allen meinen Herrscherthaten
Begleitet mich des Himmels Huld;
Doch hatt' ich einen theuren Erben,
Den nahm mir Gott; ich sah ihn sterben;
Dem Glück bezahlt' ich meine Schuld.
11. Drum, willst Du Dich vor Leid bewahren,
So flehe zu den Unsichtbaren,
Daß sie zum Glück den Schmerz verleihn.
Noch Keinen sah ich fröhlich enden,
Auf den mit immer vollen Händen
Die Götter ihre Gaben streun.
12. Und wenn's die Götter nicht gewähren,
So acht' auf eines Freundes Lehren
Und rufe selbst das Unglück her;
Und was von allen Deinen Schätzen
Dein Herz am höchsten mag ergötzen,
Das nimm und wirf's in dieses Meer!"
13. Und Jener spricht, von Furcht beweget:
„Von Allem, was die Insel heget,

XLV. 3. Dein festlich Haar — 7. 4. Der Sparter nie besiegte Scharen — 8. 5. Die Sparter hat der rc.

Ist dieser Ring mein höchstes Gut.
Ihn will ich den Erinnen weihen,
Ob sie mein Glück mir dann verzeihen."
Und wirft das Kleinod in die Fluth.
14. Und bei des nächsten Morgens Lichte
Da tritt mit fröhlichem Gesichte
Ein Fischer vor den Fürsten hin:
„Herr, diesen Fisch hab' ich gefangen,
Wie keiner noch ins Netz gegangen;
Dir zum Geschenke bring' ich ihn."
15. Und als der Koch den Fisch zertheilet,
Kommt er bestürzt herbeigeeilet,
Und ruft mit hocherstauntem Blick:
„Sieh, Herr, den Ring, den Du getragen,
Ihn fand ich in des Fisches Magen,
O ohne Gränzen ist Dein Glück!"
16. Hier wendet sich der Gast mit Grausen:
„So kann ich hier nicht ferner hausen,
Mein Freund kannst Du nicht weiter sein.
Die Götter wollen Dein Verderben;
Fort eil' ich, nicht mit Dir zu sterben."
Und sprach's, und schiffte schnell sich ein.

XLVI. Die Kraniche des Ibykus.

1. Zum Kampf der Wagen und Gesänge,
Der auf Corinthus Landesenge
Der Griechen Stämme froh vereint,
Zog Ibycus, der Götterfreund.
Ihm schenkte des Gesanges Gabe,
Der Lieder süßen Mund Apoll:
So wandert' er an leichtem Stabe
Aus Rhegium, des Gottes voll.
2. Schon winkt auf hohem Bergesrücken
Acrocorinth des Wandrers Blicken,
Und in Poseidons Fichtenhain
Tritt er mit frommem Schauder ein.
Nichts regt sich um ihn her; nur Schwärme
Von Kranichen begleiten ihn,
Die fernhin nach des Südens Wärme
In graulichem Geschwader ziehn.
3. „Seid mir gegrüßt, befreund'te Scharen,
Die mir zur See Begleiter waren!
Zum guten Zeichen nehm' ich Euch;
Mein Loos, es ist dem Euren gleich.
Von fern her kommen wir gezogen,
Und flehen um ein wirthlich Dach:
Sei uns der Gastliche gewogen,
Der von dem Fremdling wehrt die Schmach!"
4. Und munter fördert er die Schritte,
Und sieht sich in des Waldes Mitte;
Da sperren auf gedrangem Steg
Zwei Mörder plötzlich seinen Weg.
Zum Kampfe muß er sich bereiten,
Doch bald ermattet sinkt die Hand;
Sie hat der Leier zarte Saiten,
Doch nie des Bogens Kraft gespannt.
5. Er ruft die Menschen an, die Götter;
Sein Flehen dringt zu keinem Retter:
Wie weit er auch die Stimme schickt,
Nichts Lebendes wird hier erblickt.
„So muß ich hier verlassen sterben,
Auf fremdem Boden, unbeweint,
Durch böser Buben Hand verderben,
Wo auch kein Rächer mir erscheint!"
6. Und schwer getroffen sinkt er nieder:
Da rauscht der Kraniche Gefieder,
Er hört -- schon kann er nicht mehr sehn —
Die nahen Stimmen furchtbar krähn.
„Von Euch, Ihr Kraniche dort oben,
Wenn keine andre Stimme spricht,
Sei meines Mordes Klag' erhoben!"
Er ruft es, und sein Auge bricht.
7. Der nackte Leichnam wird gefunden,
Und bald, obgleich entstellt von Wunden,
Erkennt der Gastfreund in Korinth
Die Züge, die ihm theuer sind.
„Und muß ich so Dich wiederfinden,
Und hoffte mit der Fichte Kranz
Des Sängers Schläfe zu umwinden,
Bestrahlt von seines Ruhmes Glanz!"
8. Und jammernd hören's alle Gäste,
Versammelt bei Poseidons Feste:
Ganz Griechenland ergreift der Schmerz,
Verloren hat ihn jedes Herz.
Und stürmend drängt sich zum Prytanen
Das Volk, es fordert seine Wuth,
Zu rächen des Erschlag'nen Manen,
Zu sühnen mit des Mörders Blut.
9. Doch wo die Spur, die aus der Menge,
Der Völker fluthendem Gedränge,
Gelocket von der Spiele Pracht,
Den schwarzen Thäter kenntlich macht?
Sind's Räuber, die ihn feig erschlagen?
That's neidisch ein verborgner Feind?
Nur Helios vermag's zu sagen,
Der alles Irdische bescheint.
10. Er geht vielleicht mit frechem Schritte
Jetzt eben durch der Griechen Mitte,
Und während ihn die Rache sucht,
Genießt er seines Frevels Frucht;
Auf ihres eignen Tempels Schwelle
Trotzt er vielleicht den Göttern, mengt
Sich dreist in jene Menschenwelle,
Die dort sich zum Theater drängt.
11. Denn Bank an Bank gedränget sitzen —
Es brechen fast der Bühne Stützen —
Herbeigeströmt von fern und nah,
Der Griechen Völker wartend da,
Dumpfbrausend, wie des Meeres Wogen:
Von Menschen wimmelnd, wächst der Bau,
In weiter stets geschweiftem Bogen
Hinauf bis in des Himmels Blau.
12. Wer zählt die Völker, nennt die Namen,
Die gastlich hier zusammen kamen?
Von Theseus Stadt, von Aulis Strand,
Von Phocis, vom Spartanerland,
Von Asiens entlegner Küste,
Von allen Inseln kamen sie,
Und horchen von dem Schaugerüste
Des Chores grauser Melodie,
13. Der streng und ernst nach alter Sitte
Mit langsam abgemeßnem Schritte
Hervortritt aus dem Hintergrund,
Umwandelnd des Theaters Rund.
So schreiten keine ird'schen Weiber!
Die zeugete kein sterblich Haus!

---

15. 2. Herbei der Koch erschrocken eilet,

Es steigt das Riesenmaß der Leiber
Hoch über menschliches hinaus.
14. Ein schwarzer Mantel schlägt die Lenden,
Sie schwingen in entfleischten Händen
Der Fackel düsterrothe Glut;
In ihren Wangen fließt kein Blut,
Und wo die Haare lieblich flattern,
Um Menschenstirnen freundlich wehn,
Da sieht man Schlangen hier und Nattern
Die giftgeschwollnen Bäuche blähn.
15. Und schauerlich gedreht im Kreise,
Beginnen sie des Hymnus Weise,
Der durch das Herz zerreißend dringt,
Die Bande um den Sünder schlingt.
Besinnungraubend, herzbethörend
Schallt der Erinnyen Gesang,
Er schallt, des Hörers Mark verzehrend,
Und duldet nicht der Leier Klang:
16. „Wohl dem, der frei von Schuld und Fehle
Bewahrt die kindlich reine Seele!
Ihm dürfen wir nicht rächend nahn,
Er wandelt frei des Lebens Bahn.
Doch wehe, wehe, wer verstohlen
Des Mordes schwere That vollbracht;
Wir heften uns an seine Sohlen,
Das furchtbare Geschlecht der Nacht!
17. Und glaubt er fliehend zu entspringen,
Geflügelt sind wir da, die Schlingen
Ihm werfend um den flücht'chen Fuß,
Daß er zu Boden fallen muß.
So jagen wir ihn, ohn' Ermatten —
Versöhnen kann uns keine Reu' —
Ihn fort und fort bis zu den Schatten,
Und geben ihn auch dort nicht frei."
18. So singend tanzen sie den Reigen,
Und Stille, wie des Todes Schweigen,
Liegt über'm ganzen Hause schwer,
Als ob die Gottheit nahe wär'.
Und feierlich, nach alter Sitte
Umwandelnd des Theaters Rund
Mit langsam abgemeßnem Schritte,
Verschwinden sie im Hintergrund.
19. Und zwischen Trug und Wahrheit schwebet
Noch zweifelnd jede Brust und bebet,
Und huldiget der furchtbarn Macht,
Die richtend im Verborgnen wacht,
Die unerforschlich, unergründet,
Des Schicksals dunkeln Knäuel flicht,
Dem tiefen Herzen sich verkündet,
Doch fliehet vor dem Sonnenlicht.
20. Da hört man auf den höchsten Stufen
Auf einmal eine Stimme rufen:
„Sieh da! Sieh da, Timotheus,
Die Kraniche des Ibycus!"
Und finster plötzlich wird der Himmel,
Und über dem Theater hin
Sieht man in schwärzlichem Gewimmel
Ein Kranichheer vorüberziehn.
21. „Des Ibycus!" — Der theure Name
Rührt jede Brust mit neuem Grame,
Und, wie im Meere Well' auf Well',
So läuft's von Mund zu Munde schnell:
„Des Ibycus, den wir beweinen?
Den eine Mörderhand erschlug?
Was ist's mit dem? Was kann er meinen?
Was ist's mit diesem Kranichzug?"
22. Und lauter immer wird die Frage,
Und ahnend fliegt's mit Blitzesschlage,
Durch alle Herzen: „Gebet Acht!
Das ist der Eumeniden Macht!
Der fromme Dichter wird gerochen,
Der Mörder bietet selbst sich dar!
Ergreift ihn, der das Wort gesprochen,
Und ihn, an den's gerichtet war!"
23. Doch dem war kaum das Wort entfahren,
Möcht' er's im Busen gern bewahren;
Umsonst! der schreckenbleiche Mund
Macht schnell die Schuldbewußten kund.
Man reißt und schleppt sie vor den Richter,
Die Scene wird zum Tribunal,
Und es gestehn die Bösewichter,
Getroffen von der Rache Strahl.

XLVII. Die Bürgschaft.

1. Zu Dionys, dem Tyrannen, schlich
Möros, den Dolch im Gewande;
Ihn schlugen die Häscher in Bande.
„Was wolltest Du mit dem Dolche, sprich!"
Entgegnet ihm finster der Wütherich.
„Die Stadt vom Tyrannen befreien!" —
„Das sollst Du am Kreuze bereuen!"
2. „Ich bin," spricht jener, „zu sterben bereit,
Und bitte nicht um mein Leben;
Doch willst Du Gnade mir geben,
Ich flehe Dich um drei Tage Zeit,
Bis ich die Schwester dem Gatten gefreit;
Ich lasse den Freund Dir als Bürgen,
Ihn magst Du, entrinn' ich, erwürgen."
3. Da lächelt der König mit arger List,
Und spricht nach kurzem Bedenken:
„Drei Tage will ich Dir schenken;
Doch wisse! wenn sie verstrichen die Frist,
Eh Du zurück mir gegeben bist,
So muß er statt Deiner erblassen,
Doch Dir ist die Strafe erlassen."
4. Und er kommt zum Freunde: „Der König gebeut,
Daß ich am Kreuz mit dem Leben
Bezahle das frevelnde Streben;
Doch will er mir gönnen drei Tage Zeit,
Bis ich die Schwester dem Gatten gefreit:
So bleib Du dem König zum Pfande,
Bis ich komme, zu lösen die Bande!"
5. Und schweigend umarmt ihn der treue Freund,
Und liefert sich aus dem Tyrannen.
Der andere ziehet von dannen.
Und ehe das dritte Morgenroth scheint,
Hat er schnell mit dem Gatten die Schwester vereint;
Eilt heim mit sorgender Seele,
Damit er die Frist nicht verfehle.
6. Da gießt unendlicher Regen herab,
Von den Bergen stürzen die Quellen,
Und die Bäche, die Ströme schwellen.
Und er kommt an's Ufer mit wanderndem Stab,
Da reißet die Brücke der Strudel hinab,
Und donnernd sprengen die Wogen
Des Gewölbes krachenden Bogen.
7. Und trostlos irrt er an Ufers Rand;
Wie weit er auch spähet und blicket,
Und die Stimme, die rufende, schicket,
Da stößet kein Nachen vom sichern Strand,
Der ihn setze an das gewünschte Land,

Kein Schiffer lenket die Fähre,
Und der wilde Strom wird zum Meere.
8. Da sinkt er ans Ufer, und weint, und fleht,
Die Hände zum Zeus erhoben:
„O hemme des Stromes Toben!
Es eilen die Stunden, im Mittag steht
Die Sonne, und wenn sie niedergeht,
Und ich kann die Stadt nicht erreichen,
So muß der Freund mir erbleichen.
9. Doch wachsend erneut sich des Stromes Wuth,
Und Welle auf Welle zerrinnet,
Und Stunde an Stunde entrinnet.
Da treibt ihn die Angst, da faßt er sich Muth
Und wirft sich hinein in die brausende Fluth,
Und theilt mit gewaltigen Armen
Den Strom, und ein Gott hat Erbarmen.
10. Und gewinnt das Ufer und eilet fort,
Und danket dem rettenden Gotte;
Da stürzet die raubende Rotte
Hervor aus des Waldes nächtlichem Ort,
Den Pfad ihm sperrend, und schnaubet Mord,
Und hemmet des Wanderers Eile
Mit drohend geschwungener Keule.
11. „Was wollt Ihr?“ ruft er vor Schrecken bleich,
„Ich habe Nichts, als mein Leben,
Das muß ich dem Könige geben!“
Und entreißt die Keule dem nächsten gleich:
„Um des Freundes willen erbarmet Euch!“
Und drei mit gewaltigen Streichen
Erlegt er; die andern entweichen.
12. Und die Sonne versendet glühenden Brand,
Und von der unendlichen Mühe
Ermattet, sinken die Kniee:
„O hast Du mich gnädig aus Räubershand,
Aus dem Strom mich gerettet ans heilige Land,
Und soll hier verschmachtend verderben,
Und der Freund mir, der liebende, sterben!“
13. Und horch! da sprudelt es silberhell
Ganz nahe, wie rieselndes Rauschen,
Und stille hält er zu lauschen,
Und sieh', aus dem Felsen, geschwätzig, schnell,
Springt murmelnd hervor ein lebendiger Quell;
Und freudig bückt er sich nieder,
Und erfrischet die brennenden Glieder.
14. Und die Sonne blickt durch der Zweige Grün,
Und malt auf den glänzenden Matten
Der Bäume gigantische Schatten;
Und zwei Wanderer sieht er die Straße ziehn,
Will eilenden Laufes vorüber fliehn,
Da hört er die Worte sie sagen:
„Jetzt wird er ans Kreuz geschlagen.“
15. Und die Angst beflügelt den eilenden Fuß,
Ihn jagen der Sorgen Qualen:
Da schimmern in Abendroths Strahlen
Von ferne die Zinnen von Syrakus,
Und entgegen kommt ihm Philostratus,
Des Hauses redlicher Hüter,
Der erkennet entsetzt den Gebieter:
16. „Zurück! Du rettest den Freund nicht mehr,
So rette das eigene Leben!
Den Tod erleidet er eben.
Von Stunde zu Stunde gewartet' er
Mit hoffender Seele der Wiederkehr,
Ihm konnte den muthigen Glauben
Der Hohn des Tyrannen nicht rauben.“ —
17. „Und ist es zu spät, und kann ich ihm nicht
Ein Retter willkommen erscheinen,
So soll mich der Tod ihm vereinen.
Deß rühme der blut'ge Tyrann sich nicht,
Daß der Freund dem Freunde gebrochen die Pflicht;
Er schlachte der Opfer zweie,
Und glaube an Liebe und Treue.“
18. Und die Sonne geht unter, da steht er am Thor
Und sieht das Kreuz schon erhöhet,
Das die Menge gaffend umstehet;
An dem Seile schon zieht man den Freund empor,
Da zertrennt er gewaltig den dichten Chor:
„Mich, Henker!“ ruft er, „erwürget,
Da bin ich, für den er gebürget!“
19. Und Erstaunen ergreifet das Volk umher;
In den Armen liegen sich beide,
Und weinen vor Schmerzen und Freude.
Da sieht man kein Auge thränenleer.
Und zum König bringt man die Wundermähr;
Der fühlt ein menschliches Rühren,
Läßt schnell vor den Thron sie führen,
20. Und blickt sie lange verwundert an.
Drauf spricht er: „Es ist Euch gelungen,
Ihr habt das Herz mir bezwungen;
Und die Treue, sie ist doch kein leerer Wahn.
So nehmt auch mich zum Genossen an,
Ich sei, gewährt mir die Bitte,
In Eurem Bunde der Dritte.“

XLVIII. Der Taucher.

1. „Wer wagt es, Rittersmann oder Knapp',
Zu tauchen in diesen Schlund?
Einen goldnen Becher werf' ich hinab;
Verschlungen schon hat ihn der schwarze Mund:
Wer mir den Becher kann wieder zeigen,
Er mag ihn behalten, er ist sein eigen.“
2. Der König spricht es und wirft von der Höh'
Der Klippe, die schroff und steil
Hinaushängt in die unendliche See,
Den Becher in der Charybde Geheul.
„Wer ist der Beherzte, ich frage wieder,
Zu tauchen in diese Tiefe nieder?“
3. Und die Ritter, die Knappen um ihn her
Vernehmen's und schweigen still,
Sehen hinab in das wilde Meer,
Und Keiner den Becher gewinnen will.
Und der König zum drittenmal wieder fraget:
„Ist Keiner, der sich hinunter waget?“
4. Doch Alles noch stumm bleibt, wie zuvor.
Und ein Edelknecht sanft und keck
Tritt aus der Knappen zagendem Chor,
Und den Gürtel wirft er, den Mantel weg:
Und alle die Männer umher und Frauen
Auf den herrlichen Jüngling verwundert schauen.
5. Und wie er tritt an des Felsen Hang,
Und blickt in den Schlund hinab,
Die Wasser, die sie hinunter schlang,
Die Charybde jetzt brüllend wiedergab:
Und wie mit des fernen Donners Getose
Entstürzen sie schäumend dem finstern Schoße.
6. Und es wallet und siedet und brauset und zischt,
Wie wenn Wasser mit Feuer sich mengt,
Bis zum Himmel spritzet der dampfende Gischt,

Und Fluth auf Fluth sich ohn' Ende drängt,
Und will sich nimmer erschöpfen und leeren,
Als wollte das Meer noch ein Meer gebären.
7. Doch endlich da legt sich die wilde Gewalt,
Und schwarz aus dem weißen Schaum
Klafft hinunter ein gähnender Spalt,
Grundlos, als ging's in den Höllenraum;
Und reissend sieht man die brandenden Wogen
Hinab in den strudelnden Trichter gezogen.
8. Jetzt schnell, eh' die Brandung wiederkehrt,
Der Jüngling sich Gott befiehlt,
Und — ein Schrei des Entsetzens wird rings gehört,
Und schon hat ihn der Wirbel hinweggespült,
Und geheimnißvoll über dem kühnen Schwimmer
Schließt sich der Rachen; er zeigt sich nimmer.
9. Und stille wird's über dem Wasserschlund,
In der Tiefe nur brauset es hohl,
Und bebend hört man von Mund zu Mund:
„Hochherziger Jüngling, fahr' wohl!"
Und hohler und hohler hört man's heulen,
Und es harrt noch mit bangem, mit schrecklichem Weilen.
10. Und wärfst Du die Krone selber hinein,
Und sprächst: wer mir bringet die Kron',
Er soll sie tragen und König sein!
Mich gelüstete nicht nach dem theuren Lohn;
Was die heulende Tiefe da unten verhehle,
Das erzählt keine lebende glückliche Seele.
11. Wohl manches Fahrzeug, vom Strudel gefaßt,
Schoß gäh in die Tiefe hinab;
Doch zerschmettert nur rangen sich Kiel und Mast
Hervor aus dem Alles verschlingenden Grab —
Und heller und heller, wie Sturmes Sausen,
Hört man's näher und immer näher brausen.
12. Und es wallet und siedet und brauset und zischt,
Wie wenn Wasser mit Feuer sich mengt,
Bis zum Himmel spritzet der dampfende Gischt,
Und Well' auf Well' sich ohn' Ende drängt,
Und wie mit des fernen Donners Getose
Entstürzt es brüllend dem finstern Schoße.
13. Und sieh! aus dem finster fluthenden Schoß,
Da hebet sich's schwanenweiß,
Und ein Arm und ein glänzender Nacken wird bloß,
Und es rudert mit Kraft und mit emsigem Fleiß,
Und er ist's! und hoch in seiner Linken
Schwingt er den Becher mit freudigem Winken.
14. Und athmete lang und athmete tief,
Und begrüßte das himmlische Licht.
Mit Frohlocken es Einer dem Andern rief:
„Er lebt! Er ist da! Es behielt ihn nicht!
Aus dem Grab, aus der strudelnden Wasserhöhle
Hat der Brave gerettet die lebende Seele!"
15. Und er kommt, es umringt ihn die jubelnde Schar;
Zu des Königs Füßen er sinkt,
Den Becher reicht er ihm knieend dar,
Und der König der lieblichen Tochter winkt;
Die füllt ihn mit funkelndem Wein bis zum Rande,
Und der Jüngling sich also zum König wandte:
16. „Lang lebe der König! Es freue sich,
Wer da athmet im rosigen Licht!
Da unten aber ist's fürchterlich,
Und der Mensch versuche die Götter nicht,
Und begehre nimmer und nimmer zu schauen,
Was sie gnädig bedecken mit Nacht und Grauen!
17. Es riß mich hinunter blitzesschnell:
Da stürzt' mir aus felsigem Schacht
Wildfluthend entgegen ein reissender Quell;
Mich packte des Doppelstroms wüthende Macht,
Und wie einen Kreisel, mit schwindelndem Drehen,
Trieb mich's um; ich konnte nicht widerstehen.
18. Da zeigte mir Gott, zu dem ich rief
In der höchsten, schrecklichsten Noth,
Aus der Tiefe ragend ein Felsenriff,
Das erfaßt' ich behend und entrann dem Tod:
Und da hing auch der Becher an spitzen Korallen,
Sonst wär' er ins Bodenlose gefallen.
19. Denn unter mir lag's noch bergetief
In purpurner Finsterniß da,
Und ob's hier dem Ohre gleich ewig schlief,
Das Auge mit Schaudern hinunter sah,
Wie's von Salamandern und Molchen und Drachen
Sich regt in dem furchtbaren Höllenrachen.
20. Schwarz wimmelten da in grausem Gemisch,
Zu scheußlichen Klumpen geballt,
Der stachliche Roche, der Klippenfisch,
Des Hammers gräuliche Ungestalt,
Und dräuend wies mir die grimmigen Zähne
Der entsetzliche Hay, des Meeres Hyäne.
21. Und da hing ich, und war's mir mit Grausen bewußt,
Von der menschlichen Hülfe so weit,
Unter Larven die einzige fühlende Brust,
Allein in der gräßlichen Einsamkeit,
Tief unter dem Schall der menschlichen Rede
Bei den Ungeheuern der traurigen Oede.
22. Und schaudernd dacht' ich's, da kroch's heran,
Regte hundert Gelenke zugleich,
Will schnappen nach mir; in des Schreckens Wahn
Laß' ich los der Koralle umklammerten Zweig,
Gleich faßt mich der Strudel mit rasendem Toben;
Doch es war mir zum Heil, er riß mich nach oben."
23. Der König darob sich verwundert schier,
Und spricht: „Der Becher ist Dein,
Und diesen Ring noch bestimm' ich Dir,
Geschmückt mit dem köstlichsten Edelgestein,
Versuchst Du's noch einmal und bringest mir Kunde,
Was Du sahst auf des Meer's tief unterstem Grunde."
24. Das hörte die Tochter mit weichem Gefühl,
Und mit schmeichelndem Munde sie fleht:
„Laßt Vater genug sein das grausame Spiel,
Er hat Euch bestanden, was Keiner besteht;
Und könnt Ihr des Herzens Gelüsten nicht zähmen,
So mögen die Ritter den Knappen beschämen."
25. Drauf der König greift nach dem Becher, schnell
In den Strudel ihn schleudert hinein;
„Und schaffst Du den Becher mir wieder zur Stell',
So sollst Du der trefflichste Ritter mir sein,
Und sollst sie als Ehegemahl heut noch umarmen,
Die jetzt für Dich bittet mit zartem Erbarmen."
26. Da ergreift's ihm die Seele mit Himmelsgewalt,
Und es blitzt aus den Augen ihm kühn,
Und er siehet erröthen die schöne Gestalt,
Und sieht sie erbleichen und sinken hin;
Da treibt's ihn, den köstlichen Preis zu erwerben,
Und stürzt hinunter auf Leben und Sterben.
27. Wohl hört man die Brandung, wohl kehrt sie zurück,
Sie verkündigt der donnernde Schall;

Da bückt sich's hinunter mit liebendem Blick,
Es kommen, es kommen die Wasser all',
Sie rauschen herauf, sie rauschen nieder,
Den Jüngling bringt keines wieder.

XLIX. Ritter Toggenburg.

1. „Ritter, treue Schwesterliebe
Widmet Euch dies Herz,
Fordert keine andre Liebe,
Denn es macht mir Schmerz;
Ruhig mag ich Euch erscheinen,
Ruhig gehen sehn.
Eurer Augen stilles Weinen
Kann ich nicht verstehn."
2. Und er hört's mit stummem Harme,
Reißt sich blutend los,
Preßt sie heftig in die Arme,
Schwingt sich auf sein Roß,
Schickt zu seinen Mannen allen
In dem Lande Schweiz,
Nach dem heil'gen Grab sie wallen,
Auf der Brust das Kreuz.
3. Große Thaten dort geschehen
Durch der Helden Arm,
Ihres Helmes Büsche wehen
In der Feinde Schwarm,
Und des Toggenburgers Name
Schreckt den Muselmann;
Doch das Herz von seinem Grame
Nicht genesen kann.
4. Und ein Jahr hat er's getragen,
Trägt's nicht länger mehr,
Ruhe kann er nicht erjagen,
Und verläßt das Heer,
Sieht ein Schiff an Joppe's Strande,
Das die Segel bläht,
Schiffet heim zum theuren Lande,
Wo ihr Athem weht.
5. Und an ihres Schlosses Pforte
Klopft der Pilger an,
Ach! und mit dem Donnerworte
Wird sie aufgethan:
„Die Ihr suchet, trägt den Schleier,
Ist des Himmels Braut,
Gestern war des Tages Feier,
Der sie Gott getraut."
6. Da verlässet er auf immer
Seiner Väter Schloß,
Seine Waffen sieht er nimmer,
Noch sein treues Roß,
Von der Toggenburg hernieder
Steigt er unbekannt,
Denn es deckt die edeln Glieder
Härenes Gewand.
7. Und erbaut sich eine Hütte,
Jener Gegend nah,
Wo das Kloster aus der Mitte
Düstrer Linden sah;
Harrend von des Morgens Lichte
Bis zu Abends Schein,
Stille Hoffnung im Gesichte,
Saß er da allein,
8. Blickte nach dem Kloster drüben,
Blickte stundenlang
Nach dem Fenster seiner Lieben,
Bis das Fenster klang,
Bis die Liebliche sich zeigte,
Bis das theure Bild
Sich ins Thal herunter neigte,
Ruhig, engelmild.
9. Und dann legt' er froh sich nieder,
Schlief getröstet ein,
Still sich freuend, wenn es wieder
Morgen würde sein.
Und so saß er viele Tage,
Saß viel Jahre lang,
Harrend ohne Schmerz und Klage,
Bis das Fenster klang,
10. Bis die Liebliche sich zeigte,
Bis das theure Bild
Sich ins Thal herunter neigte,
Ruhig, engelmild.
Und so saß er, eine Leiche,
Eines Morgens da;
Nach dem Fenster noch das bleiche
Stille Antlitz sah.

L. Der Kampf mit dem Drachen.

1. Was rennt das Volk, was wälzt sich dort
Die langen Gassen brausend fort?
Stürzt Rhodus unter Feuers Flammen?
Es rottet sich im Sturm zusammen,
Und einen Ritter, hoch zu Roß,
Gewahr' ich aus dem Menschentroß.
Und hinter ihm, welch Abenteuer!
Bringt man geschleppt ein Ungeheuer;
Ein Drache scheint es von Gestalt,
Mit weitem Krokodilesrachen,
Und Alles blickt verwundert bald
Den Ritter an und bald den Drachen.
2. Und tausend Stimmen werden laut:
„Das ist der Lindwurm, kommt und schaut!
Der Hirt und Herden uns verschlungen,
Das ist der Held, der ihn bezwungen!
Viel Andre zogen vor ihm aus,
Zu wagen den gewalt'gen Strauß,
Doch keinen sah man wiederkehren;
Den kühnen Ritter soll man ehren!"
Und nach dem Kloster geht der Zug,
Wo Sankt Johann's des Täufers Orden,
Die Ritter des Spitals, im Flug
Zu Rathe sind versammelt worden.
3. Und vor den edeln Meister tritt
Der Jüngling mit bescheidnem Schritt;
Nachdrängt das Volk mit wildem Rufen,
Erfüllend des Geländers Stufen,
Und jener nimmt das Wort und spricht:
„Ich hab' erfüllt die Ritterpflicht,
Der Drache, der das Land verödet,
Er liegt von meiner Hand getödtet;
Frei ist dem Wanderer der Weg,
Der Hirte treibe ins Gefilde,
Froh walle auf dem Felsensteg
Der Pilger zu dem Gnadenbilde."

L. 2. 9. Und zum Palaste geht der Zug, — **3.** 2. Der Großkreuz mit ꝛc. — 12. Der Pilgrim.

4. Doch strenge blickt der Fürst ihn an
Und spricht: „Du hast als Held gethan;
Der Muth ist's, der den Ritter ehret,
Du hast den kühnen Geist bewähret;
Doch sprich! Was ist die erste Pflicht
Des Ritters, der für Christum ficht,
Sich schmücket mit des Kreuzes Zeichen?“
Und Alle rings herum erbleichen.
Doch er mit edelm Anstand spricht,
Indem er sich erröthend neiget:
„Gehorsam ist die erste Pflicht,
Die ihn des Schmuckes würdig zeiget.“
5. „Und diese Pflicht, mein Sohn,“ versetzt
Der Meister, „hast Du frech verletzt,
Den Kampf, den das Gesetz versaget,
Hast Du mit frevlem Muth gewaget!“ —
„Herr, richte, wenn Du Alles weißt,“
Spricht jener mit gesetztem Geist,
„Denn des Gesetzes Sinn und Willen
Vermeint' ich treulich zu erfüllen;
Nicht unbedachtsam zog ich hin,
Das Ungeheuer zu bekriegen,
Durch List und kluggewandten Sinn
Versucht' ich's, in dem Kampf zu siegen.
6. Fünf unsers Ordens waren schon,
Die Zierden der Religion,
Des kühnen Muthes Opfer worden,
Da wehrtest Du den Kampf dem Orden.
Doch an dem Herzen nagte mir
Der Unmuth und die Streitbegier,
Ja selbst im Traum der stillen Nächte
Fand ich mich keuchend im Gefechte.
Und wenn der Morgen dämmernd kam,
Und Kunde gab von neuen Plagen,
Da faßte mich ein wilder Gram,
Und ich beschloß, es frisch zu wagen.
7. Und zu mir selber sprach ich dann:
Was schmückt den Jüngling, ehrt den Mann,
Was leisteten die tapfern Helden
Von denen uns die Lieder melden,
Die zu der Götter Glanz und Ruhm
Erhub das blinde Heidenthum?
Sie reinigten von Ungeheuern
Die Welt in kühnen Abenteuern,
Begegneten im Kampf dem Leu'n
Und rangen mit den Minotauren,
Die armen Opfer zu befrei'n,
Und ließen sich das Blut nicht dauren.
8. Ist nur der Saracen es werth,
Daß ihn bekämpft des Christen Schwert?
Bekriegt er nur die falschen Götter?
Gesandt ist er der Welt zum Retter,
Von jeder Noth und jedem Harm
Befreien muß sein starker Arm;
Doch seinen Muth muß Weisheit leiten
Und List muß mit der Stärke streiten.
So sprach ich oft und zog allein,
Des Raubthiers Fährte zu erkunden,
Da flößte mir der Geist es ein;
Froh rief ich aus: ich hab's gefunden!
9. Und trat zu Dir und sprach dies Wort:
Mich zieht es nach der Heimat fort.
Du, Herr, willfahrtest meinen Bitten
Und glücklich war das Meer durchschnitten.
Kaum stieg ich aus am heim'schen Strand,
Gleich ließ ich durch des Künstlers Hand,
Getreu den wohlbemerkten Zügen,
Ein Drachenbild zusammenfügen.
Auf kurzen Füßen wird die Last
Des langen Leibes aufgethürmet,
Ein schuppicht Panzerhemd umfaßt
Den Rücken, den es furchtbar schirmet;
10. Lang strecket sich der Hals hervor,
Und gräßlich, wie ein Höllenthor,
Als schnappt' es gierig nach der Beute,
Eröffnet sich des Rachens Weite,
Und aus dem schwarzen Schlunde dräu'n
Der Zähne stachelichte Reih'n,
Die Zunge gleicht des Schwertes Spitze,
Die kleinen Augen sprühen Blitze,
In eine Schlange endigt sich
Des Rückens ungeheure Länge,
Rollt um sich selber fürchterlich,
Daß es um Mann und Roß sich schlänge.
11. Und Alles bild' ich nach genau,
Und kleid' es in ein scheußlich Grau,
Halb Wurm erschien's, halb Molch und Drache,
Gezeuget in der gift'gen Lache.
Und als das Bild vollendet war,
Erwähl' ich mir ein Doggenpaar,
Gewaltig, schnell, von flinken Läufen,
Gewohnt den wilden Ur zu greifen,
Die hetz' ich auf den Lindwurm an,
Erhitze sie zu wildem Grimme,
Zu fassen ihn mit scharfem Zahn,
Und lenke sie mit meiner Stimme.
12. Und wo des Bauches weiches Vließ
Den scharfen Bissen Blöße ließ,
Da reiz' ich sie, den Wurm zu packen,
Die spitzen Zähne einzuhacken.
Ich selbst, bewaffnet mit Geschoß,
Besteige mein arabisch Roß,
Von adelicher Zucht entstammet,
Und als ich seinen Zorn entflammet,
Rasch auf den Drachen spreng ich's los,
Und stachl' es mit den scharfen Sporen,
Und werfe zielend mein Geschoß,
Als wollt' ich die Gestalt durchbohren.
13. Ob auch das Roß sich grauend bäumt,
Und knirscht, und in den Zügel schäumt,
Und meine Doggen ängstlich stöhnen,
Nicht rast' ich, bis sie sich gewöhnen.
So üb' ich's aus mit Emsigkeit,
Bis dreimal sich der Mond erneut;
Und als sie Jedes recht begriffen,
Führ' ich sie her auf schnellen Schiffen.
Der dritte Morgen ist es nun,
Daß mir's gelungen, hier zu landen,
Den Gliedern gönnt' ich kaum zu ruh'n,
Bis ich das große Werk bestanden.
14. Denn heiß erregte mir das Herz
Des Landes frisch erneuter Schmerz:
Zerrissen fand man jüngst die Hirten,
Die nach dem Sumpfe sich verirrten,
Und ich beschließe rasch die That;
Nur von dem Herzen nehm' ich Rath.
Flugs unterricht' ich meine Knappen,
Besteige den versuchten Rappen,
Und von dem edeln Doggenpaar
Begleitet, auf geheimen Wegen,
Wo meiner That kein Zeuge war,
Reit' ich dem Feinde frisch entgegen.
15. Das Kirchlein kennst Du, Herr, das hoch
Auf eines Felsenberges Joch,
Der weit die Insel überschauet,
Des Meisters kühner Geist erbauet,
Verächtlich scheint es, arm und klein,
Doch ein Mirakel schließt es ein!

Die Mutter mit dem Jesusknaben,
Den die drei Könige begaben.
Auf dreimal dreißig Stufen steigt
Der Pilgrim nach der steilen Höhe;
Doch hat er schwindelnd sie erreicht,
Erquickt ihn seines Heilands Nähe.
16. Tief in den Fels, auf dem es hängt,
Ist eine Grotte eingesprengt,
Vom Thau des nahen Moors befeuchtet,
Wohin des Himmels Strahl nicht leuchtet,
Hier hausete der Wurm und lag,
Den Raub erspähend, Nacht und Tag.
So hielt er, wie der Höllendrache,
Am Fuß des Gotteshauses Wache;
Und kam der Pilgrim hergewallt,
Und lenkte in die Unglücksstraße,
Hervorbrach aus dem Hinterhalt
Der Feind und trug ihn fort zum Fraße.
17. Den Felsen stieg ich jetzt hinan,
Eh' ich den schweren Strauß begann,
Hin kniet' ich vor dem Christuskinde,
Und reinigte mein Herz von Sünde,
Drauf gürt' ich mir im Heiligthum
Den blanken Schmuck der Waffen um,
Bewehre mit dem Spieß die Rechte,
Und nieder steig' ich zum Gefechte.
Zurücke bleibt der Knappen Troß,
Ich gebe scheidend die Befehle,
Und schwinge mich behend auf's Roß,
Und Gott empfehl' ich meine Seele.
18. Kaum seh' ich mich im ebnen Plan,
Flugs schlagen meine Doggen an,
Und bang beginnt das Roß zu keuchen,
Und bäumet sich und will nicht weichen,
Denn nahe liegt, zum Knäul geballt,
Des Feindes scheußliche Gestalt,
Und sonnet sich auf warmem Grunde.
Auf jagen ihn die flinken Hunde,
Doch wenden sie sich pfeilgeschwind,
Als es den Rachen gähnend theilet,
Und von sich haucht den gift'gen Wind,
Und winselnd, wie der Schakal, heulet.
19. Doch schnell erfrisch' ich ihren Muth,
Sie fassen ihren Feind mit Wuth,
Indem ich nach des Thieres Lende
Aus starker Faust den Speer versende,
Doch machtlos, wie ein dünner Stab,
Prallt er vom Schuppenpanzer ab,
Und eh' ich meinen Wurf erneuet,
Da bäumet sich mein Roß und scheuet
An seinem Basiliskenblick
Und seines Athems gift'gem Wehen,
Und mit Entsetzen springt's zurück;
Und jetzo war's um mich geschehen —
20. Da schwing' ich mich behend vom Roß,
Schnell ist des Schwertes Schneide bloß,
Doch alle Streiche sind verloren,
Den Felsenharnisch zu durchbohren,
Und wüthend mit des Schweifes Kraft
Hat es zur Erde mich gerafft;
Schon seh' ich seinen Rachen gähnen, —
Es haut nach mir mit grimmen Zähnen,
Als meine Hunde, wuthentbrannt,
An seinen Bauch mit grimm'gen Bissen
Sich warfen, daß es heulend stand,
Von ungeheurem Schmerz zerrissen.
21. Und eh' es ihren Bissen sich
Entwindet, rasch erheb' ich mich,
Erspähe mir des Feindes Blöße,
Und stoße tief ihm in's Gekröse,
Nachbohrend bis an's Heft den Stahl.
Schwarzquellend springt des Blutes Strahl,
Hin sinkt es und begräbt im Falle
Mich mit des Leibes Riesenballe,
Daß schnell die Sinne mir vergehn;
Und als ich neugestärkt erwache,
Seh' ich die Knappen um mich stehn,
Und todt im Blute liegt der Drache."
22. Des Beifalls lang gehemmte Lust
Befreit jetzt aller Hörer Brust,
So wie der Ritter Dies gesprochen,
Und zehnfach, am Gewölb' gebrochen,
Wälzt der vermischten Stimmen Schall
Sich brausend fort im Wiederhall.
Laut fordern selbst des Ordens Söhne,
Daß man die Heldenstirne kröne,
Und dankbar im Triumphgepräng
Will ihn das Volk dem Volke zeigen.
Da faltet seine Stirne streng
Der Meister und gebietet Schweigen,
23. Und spricht: „Den Drachen, der dies Land
Verheert, schlugst Du mit tapfrer Hand;
Ein Gott bist Du dem Volke worden;
Ein Feind kommst Du zurück dem Orden,
Und einen schlimmern Wurm gebar
Dein Herz, als dieser Drache war.
Die Schlange, die das Herz vergiftet,
Die Zwietracht und Verderben stiftet,
Das ist der widerspenst'ge Geist,
Der gegen Zucht sich frech empöret,
Der Ordnung heilig Band zerreißt,
Denn er ist's, der die Welt zerstöret.
24. Muth zeiget auch der Mameluck;
Gehorsam ist des Christen Schmuck;
Denn wo der Herr in seiner Größe
Gewandelt hat in Knechtes Blöße,
Da stifteten auf heil'gem Grund
Die Väter dieses Ordens Bund,
Der Pflichten schwerste zu erfüllen,
Zu bändigen den eignen Willen.
Dich hat der eitle Ruhm bewegt,
Drum wende Dich aus meinen Blicken,
Denn wer des Herren Joch nicht trägt,
Darf sich mit seinem Kreuz nicht schmücken."
25. Da bricht die Menge tobend aus,
Gewalt'ger Sturm bewegt das Haus,
Um Gnade flehen alle Brüder;
Doch schweigend blickt der Jüngling nieder;
Still legt er von sich das Gewand
Und küßt des Meisters strenge Hand
Und geht. — Der folgt ihm mit dem Blicke;
Dann ruft er liebend ihn zurücke,
Und spricht: „Umarme mich, mein Sohn!
Dir ist der härt're Kampf gelungen.
Nimm dieses Kreuz, es ist der Lohn
Der Demuth, die sich selbst bezwungen."

LI. Der Gang zum Eisenhammer.

1. Ein frommer Knecht war Fridolin,
Und in der Furcht des Herrn
Ergeben der Gebieterin,
Der Gräfin von Savern.
Sie war so sanft, sie war so gut,
Doch auch der Launen Uebermuth
Hätt' er geeifert zu erfüllen,
Mit Freudigkeit, um Gottes willen.

2. Früh von des Tages erstem Schein
Bis spät die Vesper schlug,
Lebt' er nur ihrem Dienst allein,
That nimmer sich genug.
Und sprach die Dame: „Mach' Dir's leicht!"
Da wurd' ihm gleich das Auge feucht,
Und meinte, seiner Pflicht zu fehlen,
Durft' er sich nicht im Dienste quälen.
3. Drum vor dem ganzen Dienertroß
Die Gräfin ihn erhob,
Aus ihrem schönen Munde floß
Sein unerschöpftes Lob.
Sie hielt ihn nicht als ihren Knecht,
Es gab sein Herz ihm Kindesrecht,
Ihr klares Auge mit Vergnügen
Hing an den wohlgestalten Zügen.
4. Darob entbrennt in Roberts Brust,
Des Jägers, gift'ger Groll,
Dem längst von böser Schadenlust
Die schwarze Seele schwoll.
Und trat zum Grafen, rasch zur That,
Und offen des Verführers Rath,
Als einst vom Jagen heim sie kamen,
Streut' ihm ins Herz des Argwohns Samen:
5. „Wie seid Ihr glücklich, edler Graf,"
Hub er voll Arglist an,
„Euch raubet nicht den goldnen Schlaf
Des Zweifels gift'ger Zahn.
Denn Ihr besitzt ein edles Weib,
Es gürtet Scham den keuschen Leib;
Die fromme Treue zu berücken,
Wird nimmer dem Versucher glücken."
6. Da rollt der Graf die finstern Brau'n:
„Was red'st Du mir Gesell?
Werd' ich auf Weibestugend bau'n,
Beweglich wie die Well'?
Leicht locket sie des Schmeichlers Mund;
Mein Glaube steht auf festerm Grund:
Vom Weib des Grafen von Saverne
Bleibt, hoff' ich, der Versucher ferne.
7. Der Andre spricht: „So denkt Ihr recht.
Nur Euren Spott verdient
Der Thor, der, ein geborner Knecht,
Ein solches sich erkühnt,
Und zu der Frau, die ihm gebeut,
Erhebt der Wünsche Lüsternheit" –
„Was?" fällt ihm Jener ein und bebet,
„Red'st Du von Einem, der da lebet?"
8. „Ja doch, was Aller Mund erfüllt,
Das bärg' sich meinem Herrn?
Doch, weil Ihr's denn mit Fleiß verhüllt,
So unterdrück' ich's gern." –
„Du bist des Todes, Bube, sprich!"
Ruft jener streng und fürchterlich.
„Wer hebt das Aug' zu Kunigonden?" –
„Nun ja, ich spreche von dem Blonden.
9. Er ist nicht häßlich von Gestalt,"
Fährt er mit Arglist fort,
Indem's den Grafen heiß und kalt
Durchrieselt bei dem Wort.
„Ists möglich, Herr? Ihr saht es nie,
Wie er nur Augen hat für sie?
Bei Tafel Eurer selbst nicht achtet,
An ihrem Stuhl gefesselt schmachtet?
10. Seht da die Verse, die er schrieb,
Und seine Glut gesteht" –
Gesteht! – „Und sie um Gegenlieb',
Der freche Bube! fleht.
Die gnäd'ge Gräfin, sanft und weich,
Aus Mitleid wohl verbarg sie's Euch;
Mich reuet jetzt, daß mir's entfahren,
Denn, Herr, was habt Ihr zu befahren?"
11. Da ritt in seines Zornes Wuth
Der Graf in's nahe Holz,
Wo ihm in hoher Oefen Glut
Die Eisenstufe schmolz.
Hier nährten früh und spat den Brand
Die Knechte mit geschäft'ger Hand,
Der Funke sprüht, die Bälge blasen;
Als gält' es Felsen zu verglasen.
12. Des Wassers und des Feuers Kraft
Verbündet sieht man hier;
Das Mühlrad, von der Fluth gerafft,
Umwälzt sich für und für.
Die Werke klappern Nacht und Tag,
Im Takte pocht der Hämmer Schlag,
Und bildsam von den mächt'gen Streichen
Muß selbst das Eisen sich erweichen.
13. Und zweien Knechten winket er,
Bedeutet sie und sagt:
„Den ersten, den ich sende her,
Und der Euch also fragt:
Habt Ihr befolgt des Herren Wort?
Den werft mir in die Hölle dort,
Daß er zu Asche gleich vergehe,
Und ihn mein Aug' nicht weiter sehe."
14. Deß freut sich das entmenschte Paar
Mit roher Henkerslust,
Denn fühllos, wie das Eisen, war
Das Herz in ihrer Brust.
Und frischer mit der Bälge Hauch
Erhitzen sie des Ofens Bauch,
Und schicken sich mit Mordverlangen,
Das Todesopfer zu empfangen.
15. Drauf Robert zum Gesellen spricht
Mit falschem Heuchelschein:
„Frisch auf, Gesell! und säume nicht,
Der Herr begehret Dein."
Der Herr, der spricht zu Fridolin:
„Mußt gleich zum Eisenhammer hin,
Und frage mir die Knechte dorten,
Ob sie gethan nach meinen Worten."
16. Und jener spricht: „Es soll geschehn!"
Und macht sich flugs bereit.
Doch sinnend bleibt er plötzlich stehn:
„Ob sie mir Nichts gebeut?"
Und vor die Gräfin stellt er sich:
„Hinaus zum Hammer schickt man mich,
So sag', was kann ich Dir verrichten?
Denn Dir gehören meine Pflichten."
17. Darauf die Dame von Savern
Versetzt mit sanftem Ton:
„Die heil'ge Messe hört' ich gern;
Doch liegt mir krank der Sohn.
So gehe denn mein Kind und sprich,
In Andacht ein Gebet für mich,
Und denkst Du reuig Deiner Sünden,
So laß auch mich die Gnade finden."
18. Und, froh der vielwillkommnen Pflicht,
Macht er im Flug sich auf,
Hat noch des Dorfes Ende nicht
Erreicht im schnellen Lauf,

L. 3. 8. anmuthsvollen Zügen.

Da tönt ihm von dem Glockenstrang
Hellschlagend des Geläutes Klang,
Das alle Sünder, hochbegnadet
Zum Sakramente festlich ladet.
19. „Dem lieben Gotte weich nicht aus,
Find'st Du ihn auf dem Weg:“ —
Er spricht's und tritt ins Gotteshaus,
Kein Laut ist hier noch reg';
Denn um die Ernte war's, und heiß
Im Felde glüht' der Schnitter Fleiß,
Kein Chorgehülfe war erschienen,
Die Messe kundig zu bedienen.
20. Entschlossen ist er alsobald,
Und macht den Sakristan;
„Das, spricht er, ist kein Aufenthalt,
Was fördert himmelan.“
Die Stola und das Cingulum
Hängt er dem Priester dienend um,
Bereitet hurtig die Gefäße,
Geheiliget zum Dienst der Messe.
21. Und als er dies mit Fleiß gethan,
Tritt er als Ministrant
Dem Priester zum Altar voran,
Das Meßbuch in der Hand,
Und knieet rechts und knieet links,
Und ist gewärtig jeden Winks;
Und als des Sanktus Worte kamen,
Da schellt er dreimal bei dem Namen.
22. Drauf als der Priester fromm sich neigt
Und, zum Altar gewandt,
Den Gott, den gegenwärt'gen, zeigt
In hocherhabner Hand,
Da kündet es der Sakristan
Mit hellem Glöcklein klingend an,
Und Alles kniet und schlägt die Brüste,
Sich fromm bekreuzend vor dem Christe.
23. So übt er Jedes pünktlich aus
Mit schnell gewandtem Sinn;
Was Brauch ist in dem Gotteshaus,
Er hat es Alles inn,
Und wird nicht müde bis zum Schluß,
Bis beim Vobiscum Dominus
Der Priester zur Gemein' sich wendet,
Die heil'ge Handlung segnend endet.
24. Da stellt er Jedes wiederum
In Ordnung säuberlich,
Erst reinigt er das Heiligthum,
Und dann entfernt er sich,
Und eilt in des Gewissens Ruh
Den Eisenhütten heiter zu,
Spricht unterwegs, die Zahl zu füllen,
Zwölf Paternoster noch im Stillen.
25. Und als er rauchen sieht den Schlot,
Und sieht die Knechte stehn,
Da ruft er: „Was der Graf gebot,
Ihr Knechte, ist's geschehn?“
Und grinsend zerren sie den Mund,
Und deuten in des Ofens Schlund:
„Der ist besorgt und aufgehoben,
Der Graf wird seine Diener loben.“
26. Die Antwort bringt er seinem Herrn
In schnellem Lauf zurück;
Als der ihn kommen sieht von fern,
Kaum traut er seinem Blick:
„Unglücklicher! wo kommst Du her?“ —
„Vom Eisenhammer.“ — „Nimmermehr!
So hast Du Dich im Lauf' verspätet?“ —
„Herr, nur so lang, bis ich gebetet.
27. Denn, als von Eurem Angesicht
Ich heute ging, verzeiht!
Da fragt' ich erst, nach meiner Pflicht,
Bei der, die mir gebeut.
Die Messe, Herr, befahl sie mir
Zu hören; gern gehorcht' ich ihr,
Und sprach der Rosenkränze viere
Für Euer Heil und für das ihre.“
28. In tiefes Staunen sinket hier
Der Graf, entsetzet sich.
„Und welche Antwort wurde Dir
Am Eisenhammer? Sprich!“ —
„Herr, dunkel war der Rede Sinn,
Zum Ofen wies man lachend hin:
Der ist besorgt und aufgehoben,
Der Graf wird seine Diener loben.“
29. „Und Robert?“ fällt der Graf ihm ein,
Es überläuft ihn kalt,
„Sollt' er Dir nicht begegnet sein?
Ich sandt' ihn doch zum Wald?“ —
„Herr, nicht im Wald, nicht in der Flur
Fand ich von Robert eine Spur.“ —
„Nun,“ ruft der Graf und steht vernichtet,
„Gott selbst im Himmel hat gerichtet!“
30. Und gütig, wie er nie gepflegt,
Nimmt er des Dieners Hand,
Bringt ihn der Gattin, tiefbewegt,
Die Nichts davon verstand.
„Dies Kind, kein Engel ist so rein,
Laßt's Eurer Huld empfohlen sein!
Wie schlimm wir auch berathen waren:
Mit Dem ist Gott und seine Scharen.“

LI. Der Graf von Habsburg.

1. Zu Aachen in seiner Kaiserpracht
Im alterthümlichen Saale
Saß König Rudolphs heilige Macht
Beim festlichen Krönungsmahle.
Die Speisen trug der Pfalzgraf des Rheins:
Es schenkte der Böhme des perlenden Weins,
Und alle die Wähler, die Sieben,
Wie der Sterne Chor um die Sonne sich stellt,
Umstanden geschäftig den Herrscher der Welt,
Die Würde des Amtes zu üben.
2. Und rings erfüllte den hohen Balkon
Das Volk in freud'gem Gedränge;
Laut mischte sich in der Posaunen Ton
Das jauchzende Rufen der Menge;
Denn geendigt nach langem verderblichen Streit,
War die kaiserlose, die schreckliche Zeit,
Und ein Richter war wieder auf Erden.
Nicht blind mehr waltet der eiserne Speer,
Nicht fürchtet der Schwache, der Friedliche mehr,
Des Mächtigen Beute zu werden.
3. Und der Kaiser ergreift den goldnen Pokal,
Und spricht mit zufriedenen Blicken:
„Wohl glänzet das Fest, wohl pranget das Mahl,
Mein königlich Herz zu entzücken;
Doch den Sänger vermiss' ich, den Bringer der Lust,
Der mit süßem Klang mir bewege die Brust
Und mit göttlich erhabenen Lehren.

---

29. 2. Wird glühend und wird blaß; — 4. Ich sandt' ihn doch die Straß'!

So hab' ichs gehalten von Jugend an,
Und was ich als Ritter gepflegt und gethan,
Nicht will ichs als Kaiser entbehren."

4. Und sieh! in der Fürsten umgebenden Kreis
Trat der Sänger im langen Talare,
Ihm glänzte die Locke silberweiß,
Gebleicht von der Fülle der Jahre.
„Süßer Wohllaut schläft in der Saiten Gold:
Der Sänger singt von der Minne Sold,
Er preiset das Höchste, das Beste,
Was das Herz sich wünscht, was der Sinn begehrt,
Doch sage, was ist des Kaisers werth
An seinem herrlichsten Feste?"

5. „Nicht gebieten werd' ich dem Sänger," spricht
Der Herrscher mit lächelndem Munde,
„Er steht in des größeren Herren Pflicht!
Er gehorcht der gebietenden Stunde:
Wie in den Lüften der Sturmwind saust,
Man weiß nicht, von wannen er kommt und braust,
Wie der Quell aus verborgenen Tiefen,
So des Sängers Lied aus dem Innern schallt,
Und wecket der dunkeln Gefühle Gewalt,
Die im Herzen wunderbar schliefen."

6. Und der Sänger rasch in die Saiten fällt
Und beginnt, sie mächtig zu schlagen:
„Aufs Waidwerk hinaus ritt ein edler Held,
Den flüchtigen Gemsbock zu jagen.
Ihm folgte der Knapp mit dem Jägergeschoß,
Und als er auf seinem stattlichen Roß
In eine Au' kommt geritten,
Ein Glöcklein hört er erklingen fern,
Ein Priester wars mit dem Leib des Herrn,
Voran kam der Meßner geschritten.

7. Und der Graf zur Erde sich neiget hin,
Das Haupt mit Demuth entblößet,
Zu verehren mit glaubigem Christensinn,
Was alle Menschen erlöset.
Ein Bächlein aber rauschte durchs Feld,
Von des Gießbachs reißenden Fluten geschwellt,
Das hemmte der Wanderer Tritte,
Und beiseit' legt jener das Sakrament,
Von den Füßen zieht er die Schuhe behend,
Damit er das Bächlein durchschritte.

8. Was schaffst Du? redet der Graf ihn an,
Der ihn verwundert betrachtet. —
Herr, ich walle zu einem sterbenden Mann,
Der nach der Himmelskost schmachtet:
Und da ich mich nahe des Baches Steg,
Da hat ihn der strömende Gießbach hinweg
Im Strudel der Wellen gerissen.
Drum daß dem Lechzenden werde sein Heil,
So will ich das Wässerlein jetzt in Eil'
Durchwaten mit nackenden Füßen." —

9. Da setzt ihn der Graf auf sein ritterlich Pferd,
Und reicht ihm die prächtigen Zäume,
Daß er labe den Kranken, der sein begehrt,
Und die heilige Pflicht nicht versäume.
Und er selber auf seines Knappen Thier
Vergnüget noch weiter des Jagens Begier;
Der andre die Reise vollführet,
Und am nächsten Morgen mit dankendem Blick
Da bringt er dem Grafen sein Roß zurück,
Bescheiden am Zügel geführet. —

10. „Nicht wolle das Gott, rief mit Demuthssinn
Der Graf, daß zum Streiten und Jagen
Das Roß ich beschritte fürderhin,
Das meinen Schöpfer getragen!
Und magst Du's nicht haben zu eignem Gewinnst,
So bleibt es gewidmet dem göttlichen Dienst;
Denn ich hab' es Dem ja gegeben,
Von dem ich Ehre und irdisches Gut
Zu Lehen trage, und Leib und Blut
Und Seele und Athem und Leben. —

11. So mög' auch Gott, der allmächtige Hort,
Der das Flehen der Schwachen erhöret,
Zu Ehren Euch bringen hier und dort,
So wie Ihr jetzt ihn geehret.
Ihr seid ein mächtiger Graf, bekannt
Durch ritterlich Walten im Schweizerland;
Euch blühen sechs liebliche Töchter.
So mögen sie, rief er begeistert aus,
Sechs Kronen Euch bringen in Euer Haus,
Und glänzen die spätsten Geschlechter!" —

12. Und mit sinnendem Haupt saß der Kaiser da,
Als dächt' er vergangener Zeiten,
Jetzt, da er dem Sänger ins Auge sah,
Da ergreift ihn der Worte Bedeuten.
Die Züge des Priesters erkennt er schnell,
Und verbirgt der Thränen stürzenden Quell
In des Mantels purpurnen Falten.
Und Alles blickte den Kaiser an,
Und erkannte den Grafen, der das gethan,
Und verehrte das göttliche Walten.

LII. Der Handschuh.

Vor seinem Löwengarten,
Das Kampfspiel zu erwarten,
Saß König Franz,
Und um ihn die Großen der Krone,
Und rings auf hohem Balkone 5
Die Damen in schönem Kranz.
Und wie er winkt mit dem Finger,
Aufthut sich der weite Zwinger,
Und hinein mit bedächtigem Schritt
Ein Löwe tritt, 10
Und sieht sich stumm
Rings um
Mit langem Gähnen,
Und schüttelt die Mähnen,
Und streckt die Glieder, 15
Und legt sich nieder.
Und der König winkt wieder;
Da öffnet sich behend
Ein zweites Thor,
Daraus rennt 20
Mit wildem Sprunge
Ein Tiger hervor.
Wie der den Löwen erschaut,
Brüllt er laut,
Schlägt mit dem Schweif 25
Einen furchtbaren Reif,
Und recket die Zunge,
Und im Kreise scheu
Umgeht er den Leu
Grimmig schnurrend; 30
Drauf streckt er sich murrend
Zur Seite nieder.
Und der König winkt wieder,
Da speit das doppelt geöffnete Haus
Zwei Leoparden auf einmal aus; 35
Die stürzen mit muthiger Kampfbegier
Auf das Tigerthier;
Das packt sie mit seinen grimmigen Tatzen,
Und der Leu mit Gebrüll

40 Richtet sich auf; da wird's still;
Und herum im Kreis,
Von Mordsucht heiß,
Lagern sich die gräulichen Katzen.
Da fällt von des Altans Rand
45 Ein Handschuh von schöner Hand
Zwischen den Tiger und den Leu'n
Mitten hinein.
Und zu Ritter Delorges spottender Weis'
Wendet sich Fräulein Kunigund':
50 „Herr Ritter, ist Eure Lieb' so heiß,
Wie Ihr mir's schwört zu jeder Stund',
Ei so hebt mir den Handschuh auf."
Und der Ritter in schnellem Lauf
Steigt hinab in den furchtbar'n Zwinger
55 Mit festem Schritte,
Und aus der Ungeheuer Mitte
Nimmt er den Handschuh mit keckem Finger.
Und mit Erstaunen und mit Grauen
Sehen's die Ritter und Edelfrauen,
60 Und gelassen bringt er den Handschuh zurück.
Da schallt ihm sein Lob aus jedem Munde;
Aber mit zärtlichem Liebesblick
— Er verheißt ihm sein nahes Glück —
Empfängt ihn Fräulein Kunigunde.
65 Und er wirft ihr den Handschuh ins Gesicht:
„Den Dank, Dame, begehr' ich nicht!"
Und verläßt sie zur selben Stunde.

LIII. Die Künstler.

Wie schön, o Mensch, mit Deinem Palmen-
zweige
Stehst Du an des Jahrhunderts Neige
In edler stolzer Männlichkeit,
Mit aufgeschloßnem Sinn, mit Geistesfülle,
5 Voll milden Ernsts, in thatenreicher Stille,
Der reifste Sohn der Zeit,
Frei durch Vernunft, stark durch Gesetze,
Durch Sanftmuth groß, und reich durch Schätze,
Die lange Zeit Dein Busen Dir verschwieg,
10 Herr der Natur, die Deine Fesseln liebet,
Die Deine Kraft in tausend Kämpfen übet,
Und prangend unter Dir aus der Verwildrung
stieg!
Berauscht von dem errung'nen Sieg,
Verlerne nicht die Hand zu preisen,
15 Die an des Lebens ödem Strand
Den weinenden verlaß'nen Waisen,
Des wilden Zufalls Beute, fand,
Die frühe schon der künft'gen Geisterwürde
Dein junges Herz im Stillen zugekehrt,
20 Und die befleckende Begierde
Von Deinem zarten Busen abgewehrt,
Die Gütige, die Deine Jugend
In hohen Pflichten spielend unterwies,
Und das Geheimniß der erhabnen Tugend
25 In leichten Räthseln Dich errathen ließ,
Die, reifer nur ihn wieder zu empfangen,
In fremde Arme ihren Liebling gab,
O falle nicht mit ausgeartetem Verlangen
Zu ihren niedern Dienerinnen ab!
30 Im Fleiß kann Dich die Biene meistern,
In der Geschicklichkeit ein Wurm Dein Lehrer sein,
Dein Wissen theilest Du mit vorgezognen Geistern,
Die Kunst, o Mensch! hast Du allein.
Nur durch das Morgenthor des Schönen
Drangst Du in der Erkenntniß Land, 35
An höhern Glanz sich zu gewöhnen,
Uebt sich am Reize der Verstand.
Was bei dem Saitenklang der Musen
Mit süßem Beben Dich durchdrang,
Erzog die Kraft in Deinem Busen, 40
Die sich dereinst zum Weltgeist schwang.
Was erst, nachdem Jahrtausende verflossen,
Die alternde Vernunft erfand,
Lag im Symbol des Schönen und des Großen
Voraus geoffenbart dem kindischen Verstand. 45
Ihr holdes Bild hieß uns die Tugend lieben,
Ein zarter Sinn hat vor dem Laster sich gesträubt,
Eh noch ein Solon das Gesetz geschrieben,
Das matte Blüthen langsam treibt.
Eh vor des Denkers Geist der kühne 50
Begriff des ew'gen Raumes stand,
Wer sah hinauf zur Sternenbühne,
Der ihn nicht ahnend schon empfand?
Die, eine Glorie von Orionen
Um's Angesicht, in hehrer Majestät, 55
Nur angeschaut von reineren Dämonen,
Verzehrend über Sternen geht,
Geflohn auf ihrem Sonnenthrone,
Die furchtbar herrliche Urania,
Mit abgelegter Feuerkrone, 60
Steht sie — als Schönheit vor uns da.
Der Anmuth Gürtel umgewunden,
Wird sie zum Kind, daß Kinder sie verstehn,
Was wir als Schönheit hier empfunden,
Wird einst als Wahrheit uns entgegen gehn. 65
Als der Erschaffende von seinem Angesichte
Den Menschen in die Sterblichkeit verwies,
Und eine späte Wiederkehr zum Lichte
Auf schwerem Sinnenpfad ihn finden hieß,
Als alle Himmlischen ihr Antlitz von ihm wandten, 70
Schloß sie, die Menschliche, allein
Mit dem verlassenen Verbannten
Großmüthig in die Sterblichkeit sich ein.
Hier schwebt sie mit gesenktem Fluge
Um ihren Liebling nah' am Sinnenland, 75
Und malt mit lieblichem Betruge
Elysium auf seine Kerkerwand.
Als in den weichen Armen dieser Amme
Die zarte Menschheit noch geruht,
Da schürte heil'ge Mordsucht keine Flamme, 80
Da rauchte kein unschuldig Blut.
Das Herz, das sich an sanften Banden lenket,
Verschmäht der Pflichten knechtisches Geleit;
Ihr Lichtpfad, schöner nur geschlungen, senket
Sich in die Sonnenbahn der Sittlichkeit. 85
Die ihrem keuschen Dienste leben
Versucht kein niedrer Trieb, bleicht kein Geschick;
Wie unter heilige Gewalt gegeben,
Empfangen sie das reine Geisterleben,
Der Freiheit süßes Recht, zurück. 90
Glückselige, die sie — aus Millionen
Die reinsten — ihrem Dienst geweiht,
In deren Brust sie würdigte zu thronen,
Durch deren Mund die Mächtige gebeut,
Die sie auf ewig flammenden Altären 95

— 65 Und der Ritter sich tief verbeugend spricht:

Erkor, das heil'ge Feuer ihr zu nähren,
Vor deren Aug' allein sie hüllenlos erscheint,
Die sie in sanftem Bund um sich vereint!
Freut Euch der ehrenvollen Stufe,
100 Worauf die hohe Ordnung Euch gestellt!
In die erhabne Geisterwelt
Wart Ihr der Menschheit erste Stufe!
Eh' Ihr das Gleichmaß in die Welt gebracht,
Dem alle Wesen freudig dienen —
105 Ein unermeßner Bau im schwarzen Flor der Nacht
Nächst um ihn her, mit mattem Strahl beschienen,
Ein streitendes Gestaltenheer,
Die seinen Sinn in Sklavenbanden hielten,
Und ungesellig, rauh wie er,
110 Mit tausend Kräften auf ihn zielten,
— So stand die Schöpfung vor dem Wilden,
Durch der Begierde blinde Fessel nur
An die Erscheinungen gebunden,
Entfloh ihm, ungenossen, unempfunden,
115 Die schöne Seele der Natur.
Und wie sie fliehend jetzt vorüberfuhr,
Ergriffet Ihr die nachbarlichen Schatten
Mit zartem Sinn, mit stiller Hand,
Und lerntet in harmon'schem Band
120 Gesellig sie zusammen gatten.
Leichtschwebend fühlte sich der Blick
Vom schlanken Wuchs der Ceder aufgezogen,
Gefällig strahlte der Krystall der Wogen
Die hüpfende Gestalt zurück.
125 Wie konntet Ihr des schönen Winks verfehlen,
Womit Euch die Natur hülfreich entgegen kam?
Die Kunst, den Schatten ihr nachahmend abzustehlen,
Wies Euch das Bild, das auf der Woge schwamm.
Von ihrem Wesen abgeschieden,
130 Ihr eignes liebliches Phantom,
Warf sie sich in den Silberstrom,
Sich ihrem Räuber anzubieten.
Die schöne Bildkraft ward in Eurem Busen wach.
Zu edel schon, nicht müßig zu empfangen,
135 Schuft Ihr im Sand — im Thon den holden Schatten nach,
Im Umriß ward sein Dasein aufgefangen.
Lebendig regte sich des Wirkens süße Lust —
Die erste Schöpfung trat aus Eurer Brust.
Von der Betrachtung angehalten,
140 Von Eurem Späheraug' umstrickt,
Verriethen die vertraulichen Gestalten
Den Talisman, wodurch sie Euch entzückt.
Die wunderwirkenden Gesetze,
Des Reizes ausgeforschte Schätze
145 Verknüpfte der erfindende Verstand
In leichtem Bund' in Werken Eurer Hand.
Der Obeliske stieg, die Pyramide,
Die Herme stand, die Säule sprang empor,
Des Waldes Melodie floß aus dem Haberrohr,
150 Und Siegesthaten lebten in dem Liede.
Die Auswahl einer Blumenflur
Mit weiser Wahl in einen Strauß gebunden,
So trat die erste Kunst aus der Natur;
Jetzt werden Sträuße schon in einen Kranz gewunden,
155 Und eine zweite höh're Kunst erstand
Aus Schöpfungen der Menschenhand.
Das Kind der Schönheit, sich allein genug,
Vollendet schon aus Eurer Hand gegangen,
Verliert die Krone, die es trug,
Sobald es Wirklichkeit empfangen. 160
Die Säule muß, dem Gleichmaß unterthan,
An ihre Schwestern nachbarlich sich schließen,
Der Held im Heldenheer zerfließen,
Des Mäoniden Harfe stimmt voran.
Bald drängten sich die staunenden Barbaren 165
Zu diesen neuen Schöpfungen heran.
Seht, riefen die erfreuten Scharen,
Seht an, das hat der Mensch gethan!
In lustigen geselligeren Paaren
Riß sie des Sängers Leier nach, 170
Der von Titanen sang und Riesenschlachten,
Und Löwentödtern, die, so lang der Sänger sprach,
Aus seinen Hörern Helden machten.
Zum erstenmal genießt der Geist,
Erquickt von ruhigeren Freuden, 175
Die aus der Ferne nur ihn weiden,
Die seine Gier nicht in sein Wesen reißt,
Die im Genusse nicht verscheiden.
Jetzt wand sich von dem Sinnenschlafe
Die freie schöne Seele los; 180
Durch Euch entfesselt, sprang der Sklave
Der Sorge in der Freude Schoß.
Jetzt fiel der Thierheit dumpfe Schranke,
Und Menschheit trat auf die entwölkte Stirn,
Und der erhab'ne Fremdling, der Gedanke, 185
Sprang aus dem staunenden Gehirn.
Jetzt stand der Mensch, und wies den Sternen
Das königliche Angesicht,
Schon dankte nach erhabnen Fernen
Sein sprechend Aug' dem Sonnenlicht. 190
Das Lächeln blühte auf der Wange,
Der Stimme seelenvolles Spiel
Entfaltete sich zum Gesange,
Im feuchten Auge schwamm Gefühl,
Und Scherz mit Huld in anmuthsvollem Bunde 295
Entquollen dem beseelten Munde.
Begraben in des Wurmes Triebe,
Umschlungen von des Sinnes Lust,
Erkanntet Ihr in seiner Brust
Den edlen Keim der Geisterliebe. 200
Daß von des Sinnes niederm Triebe
Der Liebe beff'rer Keim sich schied,
Dankt er dem ersten Hirtenlied.
Geadelt zur Gedankenwürde,
Floß die verschämtere Begierde 205
Melodisch aus des Sängers Mund.
Sanft glühten die bethauten Wangen,
Das überlebende Verlangen
Verkündigte der Seelen Bund.
Der Weisen Weisestes, der Milden Milde, 210
Der Starken Kraft, der Edlen Grazie,
Vermähltet Ihr in Einem Bilde
Und stelltet es in eine Glorie.
Der Mensch erbebte vor dem Unbekannten,
Er liebte seinen Wiederschein; 215
Und herrliche Heroen brannten,
Dem großen Wesen gleich zu sein.
Den ersten Klang vom Urbild alles Schönen,
Ihr ließet ihn in der Natur ertönen.
Der Leidenschaften wilden Drang, 220
Des Glückes regellose Spiele,
Der Pflichten und Instinkte Zwang
Stellt Ihr mit prüfendem Gefühle,

LIII. 106. mit mattem Strahle nur beschienen, — 154. Jetzt wurden Sträuße ꝛc. — 170. Sängers Zither nach

Mit strengem Richtscheit nach dem Ziele.
225 Was die Natur auf ihrem großen Gange
In weiten Fernen aus einander zieht,
Wird auf dem Schauplatz, im Gesange,
Der Ordnung leicht gefaßtes Glied.
Vom Eumenidenchor geschrecket,
230 Zieht sich der Mord, auch nie entdecket,
Das Loos des Todes aus dem Lied.
Lang, eh' die Weisen ihren Ausspruch wagen,
Löst eine Ilias des Schicksals Räthselfragen
Der jugendlichen Vorwelt auf;
235 Still wandelte von Thespis Wagen
Die Vorsicht in den Weltenlauf.
Doch in den großen Weltenlauf
Ward Euer Ebenmaß zu früh getragen.
Als des Geschickes dunkle Hand,
240 Was sie vor Eurem Auge schnürte,
Vor Eurem Aug' nicht auseinander band,
Das Leben in die Tiefe schwand,
Eh' es den schönen Kreis vollführte —
Da führtet Ihr aus kühner Eigenmacht
245 Den Bogen weiter durch der Zukunft Nacht;
Da stürztet Ihr Euch ohne Beben
In des Avernus schwarzen Ozean,
Und trafet das entfloh'ne Leben
Jenseits der Urne wieder an:
250 Da zeigte sich mit umgestürztem Lichte,
An Kastor angelehnt, ein blühend Polluxbild,
Der Schatten in des Mondes Angesichte,
Eh' sich der schöne Silberkreis erfüllt.
Doch höher stets, zu immer höhern Höhen
255 Schwang sich das schaffende Genie.
Schon sieht man Schöpfungen aus Schöpfungen erstehen,
Aus Harmonien Harmonie.
Was hier allein das trunkne Aug' entzückt,
Dient unterwürfig dort der höhern Schöne;
260 Der Reiz, der diese Nymphe schmückt,
Schmilzt sanft in eine göttliche Athene:
Die Kraft, die in des Ringers Muskel schwillt,
Muß in des Gottes Schönheit lieblich schweigen
Das Staunen seiner Zeit, das stolze Joviebild
265 Im Tempel zu Olympia sich neigen.
Die Welt, verwandelt durch den Fleiß,
Das Menschenherz, bewegt von neuen Trieben,
Die sich in heißen Kämpfen üben,
Erweitern Euren Schöpfungskreis.
270 Der fortgeschritt'ne Mensch trägt auf erhob'nen Schwingen
Dankbar die Kunst mit sich empor,
Und neue Schönheitswelten springen
Aus der bereicherten Natur hervor.
Des Wissens Schranken gehen auf,
275 Der Geist, in Euren leichten Siegen
Geübt, mit schnell gezeitigtem Vergnügen
Ein künstlich All von Reizen zu durcheilen,
Stellt der Natur entlegenere Säulen,
Ereilet sie auf ihrem dunkeln Lauf.
280 Jetzt wägt er sie mit menschlichen Gewichten,
Mißt sie mit Maßen, die sie ihm geliehn;
Verständlicher in seiner Schönheit Pflichten,
Muß sie an seinem Aug' vorüberziehn,
In selbstgefäll'ger jugendlicher Freude
285 Leiht er den Sphären seine Harmonie,
Und preiset er das Weltgebäude,
So prangt es durch die Symmetrie.

In Allem, was ihn jetzt umlebet,
Spricht ihn das holde Gleichmaß an.
Der Schönheit goldner Gürtel webet 290
Sich mild in seine Lebensbahn;
Die selige Vollendung schwebet
In Euren Werken siegend ihm voran,
Wohin die laute Freude eilet,
Wohin der stille Kummer flieht, 295
Wo die Betrachtung denkend weilet,
Wo er des Elends Thränen sieht,
Wo tausend Schrecken auf ihn zielen,
Folgt ihm ein Harmonienbach,
Sieht er die Huldgöttinnen spielen 300
Und ringt in still verfeinerten Gefühlen
Der lieblichen Begleitung nach.
Sanft, wie des Reizes Linien sich winden,
Wie die Erscheinungen um ihn
In weichem Umriß in einander schwinden, 305
Flieht seines Lebens leichter Hauch dahin.
Sein Geist zerrinnt im Harmonienmeere,
Das seine Sinne wollustreich umfließt,
Und der hinschmelzende Gedanke schließt
Sich still an die allgegenwärtige Cythere. 310
Mit dem Geschick in hoher Einigkeit,
Gelassen hingestützt auf Grazien und Musen,
Empfängt er das Geschoß, das ihn bedräut,
Mit freundlich dargebotnem Busen
Vom sanften Bogen der Nothwendigkeit. 315
Vertraute Lieblinge der sel'gen Harmonie,
Erfreuende Begleiter durch das Leben,
Das Edelste, das Theuerste, was sie,
Die Leben gab, zum Leben uns gegeben!
Daß der entjochte Mensch jetzt seine Pflichten denkt, 320
Die Fessel liebet, die ihn lenkt,
Kein Zufall mehr mit ehrnem Zepter ihm gebeut,
Dies dankt Euch — Eure Ewigkeit
Und ein erhabner Lohn in Eurem Herzen.
Daß um den Kelch, worin uns Freiheit rinnt, 325
Der Freude Götter lustig scherzen,
Der holde Traum sich lieblich spinnt,
Dafür seid liebevoll umfangen!
Dem prangenden, dem heitern Geist,
Der die Nothwendigkeit mit Grazie umzogen, 330
Der seinen Aether, seinen Sternenbogen,
Mit Anmuth uns bedienen heißt,
Der, wo er schreckt, noch durch Erhabenheit entzücket,
Und zum Verheeren selbst sich schmücket,
Dem großen Künstler ahmt Ihr nach. 335
Wie auf dem spiegelhellen Bach
Die bunten Ufer tanzend schweben,
Das Abendroth, das Blüthenfeld,
So schimmert auf dem dürft'gen Leben
Der Dichtung muntre Schattenwelt. 340
Ihr führet uns im Brautgewande
Die fürchterliche Unbekannte,
Die unerweichte Parze vor.
Wie Eure Urnen die Gebeine,
Deckt Ihr mit holdem Zauberscheine 345
Der Sorgen schauervollen Chor.
Jahrtausende hab' ich durcheilet,
Der Vorwelt unabsehlich Reich:
Wie lacht die Menschheit, wo Ihr weilet,
Wie traurig liegt sie hinter Euch! 350
Die einst mit flüchtigem Gefieder
Voll Kraft aus Euren Schöpferhänden stieg,

— 262. Des Fechters Muskel,

In Eurem Arm fand sie sich wieder,
Als durch der Zeiten stillen Sieg
355 Des Lebens Blüthe von der Wange,
Die Stärke von den Gliedern wich,
Und traurig mit entnervtem Gange
Der Greis an seinem Stabe schlich.
Da reichtet Ihr aus frischer Quelle
360 Dem Lechzenden die Lebenswelle;
Zweimal verjüngte sich die Zeit,
Zweimal von Samen, die Ihr ausgestreut.
Vertrieben von Barbarenheeren,
Entrisset Ihr den letzten Opferbrand
365 Des Orients entheiligten Altären,
Und brachtet ihn dem Abendland.
Da stieg der schöne Flüchtling aus dem Osten,
Der junge Tag, im Westen neu empor,
Und auf Hesperiens Gefilden sproßten
370 Verjüngte Blüthen Joniens hervor.
Die schönere Natur warf in die Seelen
Sanft spiegelnd einen schönen Wiederschein,
Und prangend zog in die geschmückten Seelen
Des Lichtes große Göttin ein.
375 Da sah man Millionen Ketten fallen,
Und über Sklaven sprach jetzt Menschenrecht,
Wie Brüder friedlich mit einander wallen,
So mild erwuchs das jüngere Geschlecht.
Mit innrer hoher Freudenfülle
380 Genießt Ihr das gegebne Glück,
Und tretet in der Demuth Hülle
Mit schweigendem Verdienst zurück.
Wenn auf des Denkens frei gegebnen Bahnen
Der Forscher jetzt mit kühnem Glücke schweift,
385 Und, trunken von siegrufenden Päanen,
Mit rascher Hand schon nach der Krone greift;
Wenn er mit niederm Söldnerslohne
Den edlen Führer zu entlassen glaubt,
Und neben dem geträumten Throne
390 Der Kunst den ersten Sklavenplatz erlaubt: —
Verzeiht ihm — der Vollendung Krone
Schwebt glänzend über Eurem Haupt.
Mit Euch, des Frühlings erster Pflanze,
Begann die seelenbildende Natur,
395 Mit Euch, dem freud'gen Erntekranze,
Schließt die vollendende Natur.
Die von dem Thon, dem Stein bescheiden aufgestiegen,
Die schöpferische Kunst umschließt mit stillen Siegen
Des Geistes unermeßnes Reich.
400 Was in des Wissens Land Entdecker nur ersiegen,
Entdecken sie, ersiegen sie für Euch.
Der Schätze, die der Denker aufgehäufet,
Wird er in Euren Armen erst sich freun,
Wenn seine Wissenschaft, der Schönheit zugereifet,
405 Zum Kunstwerk wird geadelt sein —
Wenn er auf einen Hügel mit Euch steiget,
Und seinem Auge sich in mildem Abendschein
Das malerische Thal — auf einmal zeiget.
Je reicher Ihr den schnellen Blick vergnüget,
410 Je höh're schönre Ordnungen der Geist
In einem Zauberbund durchflieget,
In einem schwelgenden Genuß umkreist;
Je weiter sich Gedanken und Gefühle
Dem üppigeren Harmonienspiele,
415 Dem reichern Strom der Schönheit aufgethan —
Je schönre Glieder aus dem Weltenplan,
Die jetzt verstümmelt seine Schöpfung schänden,
Sieht er die hohen Formen dann vollenden,
Je schön're Räthsel treten aus der Nacht,
Je reicher wird die Welt, die er umschließet, 420
Je breiter strömt das Meer, mit dem er fließet,
Je schwächer wird des Schicksals blinde Macht,
Je höher streben seine Triebe,
Je kleiner wird er selbst, je größer seine Liebe.
So führt ihn in verborgnem Lauf 425
Durch immer reinre Formen, reinre Töne,
Durch immer höhre Höhn und immer schönre Schöne
Der Dichtung Blumenleiter still hinauf —
Zuletzt, am reifen Ziel der Zeiten,
Noch eine glückliche Begeisterung, 430
Des jüngsten Menschenalters Dichterschwung,
Und — in der Wahrheit Arme wird er gleiten.
Sie selbst, die sanfte Cypria,
Umleuchtet von der Feuerkrone,
Steht dann vor ihrem münd'gen Sohne 435
Entschleiert — als Urania;
So schneller nur von ihm erhaschet,
Je schöner er von ihr geflohn!
So süß, so selig überraschet,
Stand einst Ulyssens edler Sohn, 440
Da seiner Jugend himmlischer Gefährte
Zu Jovis Tochter sich erklärte.
Der Menschheit Würde ist in Eure Hand gegeben,
Bewahret sie!
Sie sinkt mit Euch! mit Euch wird sie sich heben! 445
Der Dichtung heilige Magie
Dient einem weisen Weltenplane,
Still lenke sie zum Ozeane
Der großen Harmonie!
Von ihrer Zeit verstoßen, flüchte 450
Die ernste Wahrheit zum Gedichte,
Und finde Schutz in der Kamönen Chor.
In ihres Glanzes höchster Fülle,
Furchtbarer in des Reizes Hülle,
Erstehe sie in dem Gesange 455
Und räche sich mit Siegesklange
An des Verfolgers feigem Ohr.
Der freisten Mutter freie Söhne,
Schwingt Euch mit festem Angesicht
Zum Strahlensitz der höchsten Schöne: 460
Um andre Kronen buhlet nicht!
Die Schwester, die Euch hier verschwunden,
Holt Ihr im Schooß der Mutter ein;
Was schöne Seelen schön empfunden,
Muß trefflich und vollkommen sein. 465
Erhebet Euch mit kühnem Flügel
Hoch über Euren Zeitenlauf;
Fern dämmre schon in Eurem Spiegel
Das kommende Jahrhundert auf.
Auf tausendfach verschlungnen Wegen 470
Der reichen Mannigfaltigkeit
Kommt dann umarmend Euch entgegen
Am Thron der hohen Einigkeit!
Wie sich in sieben milde Strahlen
Der weiße Schimmer lieblich bricht, 475
Wie sieben Regenbogenstrahlen
Zerrinnen in das weiße Licht:
So spielt in tausendfacher Klarheit
Bezaubernd um den trunknen Blick,
So fließt in Einem Bund der Wahrheit, 480
In Einen Strom des Lichts zurück!

— 445. Mit Euch wird die Gesunkene sich heben.

LIV. Das Eleusische Fest.

1. Windet zum Kranze die goldenen Aehren,
Flechtet auch blaue Cyanen hinein!
Freude soll jedes Auge verklären,
Denn die Königin ziehet ein,
Die Bezähmerin wilder Sitten,
Die den Menschen zum Menschen gesellt,
Und in friedliche feste Hütten
Wandelte das bewegliche Zelt.
2. Scheu in des Gebirges Klüften
Barg der Troglodyte sich,
Der Nomade ließ die Triften
Wüste liegen, wo er strich,
Mit dem Wurfspieß, mit dem Bogen
Schritt der Jäger durch das Land,
Weh dem Fremdling, den die Wogen
Warfen an den Unglücksstrand!
3. Und auf ihrem Pfad begrüßte,
Irrend nach des Kindes Spur,
Ceres die verlaßne Küste,
Ach, da grünte keine Flur!
Daß sie hier vertraulich weile,
Ist kein Obdach ihr gewährt,
Keines Tempels heitre Säule
Zeuget, daß man Götter ehrt.
4. Keine Frucht der süßen Aehren
Lädt zum reinen Mahl sie ein;
Nur auf gräßlichen Altären
Dorret menschliches Gebein.
Ja, so weit sie wandernd kreiste,
Fand sie Elend überall,
Und in ihrem großen Geiste,
Jammert sie des Menschen Fall:
5. „Find' ich so den Menschen wieder,
Dem wir unser Bild geliehn,
Dessen schöngestalte Glieder
Droben im Olympus blühn?
Gaben wir ihm zum Besitze
Nicht der Erde Götterschoß;
Und auf seinem Königsitze
Schweift er elend, heimathlos?
6. Fühlt kein Gott mit ihm Erbarmen?
Keiner aus der Sel'gen Chor
Hebet ihn mit Wunderarmen
Aus der tiefen Schmach empor?
In des Himmels sel'gen Höhen
Rühret sie nicht fremder Schmerz;
Doch der Menschheit Angst und Wehen
Fühlet mein gequältes Herz.
7. Daß der Mensch zum Menschen werde,
Stift' er einen ew'gen Bund
Gläubig mit der frommen Erde,
Seinem mütterlichen Grund,
Ehre das Gesetz der Zeiten
Und der Monde heil'gen Gang;
Welche still gemessen schreiten
Im melodischen Gesang!"
8. Und den Nebel theilt sie leise,
Der den Blicken sie verhüllt,
Plötzlich in der Wilden Kreise
Steht sie da, ein Götterbild.
Schwelgend bei dem Siegesmahle
Findet sie die rohe Schar,
Und die blutgefüllte Schale
Bringt man ihr zum Opfer dar.
9. Aber schaudernd mit Entsetzen
Wendet sie sich weg und spricht:
„Blut'ge Tigermahle netzen
Eines Gottes Lippen nicht.
Reine Opfer will er haben,
Früchte, die der Herbst beschert,
Mit des Feldes frommen Gaben
Wird der Heilige verehrt."
10. Und sie nimmt die Wucht des Speeres
Aus des Jägers rauher Hand,
Mit dem Schaft des Mordgewehres
Furchet sie den leichten Sand,
Nimmt von ihres Kranzes Spitze
Einen Kern mit Kraft gefüllt,
Senkt ihn in die zarte Ritze,
Und der Trieb des Keimes schwillt.
11. Und mit grünen Halmen schmücket
Sich der Boden alsobald,
Und, so weit das Auge blicket,
Wogt es, wie ein goldner Wald.
Lächelnd segnet sie die Erde,
Flicht der ersten Garbe Bund,
Wählt den Feldstein sich zum Herde,
Und es spricht der Göttin Mund:
12. „Vater Zeus, der über alle
Götter herrscht in Aethers Höhn!
Daß dieß Opfer Dir gefalle,
Laß ein Zeichen jetzt geschehn!
Und dem unglücksel'gen Volke,
Das Dich, Hoher! noch nicht nennt,
Nimm hinweg des Auges Wolke,
Daß es seinen Gott erkennt!"
13. Und es hört der Schwester Flehen
Zeus auf seinem hohen Sitz;
Donnernd aus den blauen Höhen
Wirft er den gezackten Blitz.
Prasselnd fängt es an zu lohen,
Hebt sich wirbelnd vom Altar,
Und darüber schwebt in hohen
Kreisen sein geschwinder Aar.
14. Und gerührt zu der Herrscherin Füßen
Stürzt sich der Menge freudig Gewühl,
Und die rohen Seelen zerfließen
In der Menschlichkeit erstem Gefühl,
Werfen von sich die blutige Wehre,
Oeffnen den düstergebundenen Sinn,
Und empfangen die göttliche Lehre
Aus dem Munde der Königin.
15. Und von ihren Thronen steigen
Alle Himmlischen herab,
Themis selber führt den Reigen,
Und mit dem gerechten Stab
Mißt sie Jedem seine Rechte,
Setzet selbst der Grenze Stein,
Und des Styx verborgne Mächte
Ladet sie zu Zeugen ein.
16. Und es kommt der Gott der Esse,
Zeus erfindungsreicher Sohn,
Bildner künstlicher Gefäße,
Hochgelehrt in Erz und Thon.
Und er lehrt die Kunst der Zange
Und der Blasebälge Zug,
Unter seines Hammers Zwange
Bildet sich zuerst der Pflug.

LIV. Frühere Ueberschrift: Bürgerlied. — **11.** 8. Und so spricht 2c.

17. Und Minerva, hoch vor Allen
Ragend mit gewicht'gem Speer,
Läßt die Stimme mächtig schallen
Und gebeut dem Götterheer.
Feste Mauern will sie gründen,
Jedem Schutz und Schirm zu sein,
Die zerstreute Welt zu binden
In vertraulichem Verein.
18. Und sie lenkt die Herrscherschritte
Durch des Feldes weiten Plan,
Und an ihres Fußes Tritte
Heftet sich der Gränzgott an,
Messend führet sie die Kette
Um des Hügels grünen Saum,
Auch des wilden Stromes Bette
Schließt sie in den heil'gen Raum.
19. Alle Nymphen, Oreaden,
Die der schnellen Artemis
Folgen auf des Berges Pfaden,
Schwingend ihren Jägerspieß;
Alle kommen, alle legen
Hände an, der Jubel schallt,
Und von ihrer Aexte Schlägen
Krachend stürzt der Fichtenwald.
20. Auch aus seiner grünen Welle
Steigt der schilfbekränzte Gott,
Wälzt den schweren Floß zur Stelle
Auf der Göttin Machtgebot,
Und die leichtgeschürzten Stunden
Fliegen ans Geschäft gewandt,
Und die rauhen Stämme runden
Zierlich sich in ihrer Hand.
21. Auch den Meergott sieht man eilen,
Rasch mit des Tridentes Stoß
Bricht er die granitnen Säulen
Aus dem Erdgerippe los,
Schwingt sie in gewalt'gen Händen
Hoch, wie einen leichten Ball,
Und mit Hermes, dem behenden,
Thürmet er der Mauern Wall.
22. Aber aus den goldnen Saiten
Lockt Apoll die Harmonie
Und das holde Maß der Zeiten
Und die Macht der Melodie.
Mit neunstimmigem Gesange
Fallen die Kamönen ein;
Leise nach des Liedes Klange
Füget sich der Stein zum Stein.
23. Und der Thore weite Flügel
Setzet mit erfahrner Hand
Cybele und fügt die Riegel
Und der Schlösser festes Band.
Schnell durch rasche Götterhände
Ist der Wunderbau vollbracht,
Und der Tempel heitre Wände
Glänzen schon in Festes Pracht.
24. Und mit einem Kranz von Myrten
Naht die Götterkönigin,
Und sie führt den schönsten Hirten
Zu der schönsten Hirtin hin.
Venus mit dem holden Knaben
Schmücket selbst das erste Paar:
Alle Götter bringen Gaben
Segnend den Vermählten dar.
25. Und die neuen Bürger ziehen,
Von der Götter sel'gem Chor
Eingeführt, mit Harmonien
In das gastlich offne Thor.
Und das Priesteramt verwaltet
Ceres am Altar des Zeus;
Segnend ihre Hand gefaltet
Spricht sie zu des Volkes Kreis:
26. „Freiheit liebt das Thier der Wüste,
Frei im Aether herrscht der Gott:
Ihrer Brust gewalt'ge Lüste
Zähmet das Naturgebot;
Doch der Mensch in ihrer Mitte
Soll sich an den Menschen reihn,
Und allein durch seine Sitte
Kann er frei und mächtig sein."
27. Windet zum Kranze die goldenen Aehren,
Flechtet auch blaue Cyanen hinein!
Freude soll jedes Auge verklären,
Denn die Königin ziehet ein,
Die uns die süße Heimat gegeben,
Die den Menschen zum Menschen gesellt,
Unser Gesang soll sie festlich erheben,
Die beglückende Mutter der Welt.

LV. Das Ideal und das Leben.

1. Ewigklar und spiegelrein und eben
Fließt das zephyrleichte Leben
Im Olymp den Seligen dahin:
Monde wechseln und Geschlechter fliehen;
Ihrer Götterjugend Rosen blühen
Wandellos im ewigen Ruin.
Zwischen Sinnenglück und Seelenfrieden
Bleibt dem Menschen nur die bange Wahl.
Auf der Stirn des hohen Uraniden
Leuchtet ihr vermählter Strahl.
2. Wollt Ihr schon auf Erden Göttern gleichen,
Frei sein in des Todes Reichen,
Brechet nicht von seines Gartens Frucht!
An dem Scheine mag der Blick sich weiden;
Des Genusses wandelbare Freuden
Rächet schleunig der Begierde Flucht.
Selbst der Styx, der neunfach sie umwindet,
Wehrt die Rückkehr Ceres Tochter nicht;
Nach dem Apfel greift sie, und es bindet
Ewig sie des Orkus Pflicht.
3. Nur der Körper eignet jenen Mächten,
Die das dunkle Schicksal flechten;
Aber frei von jeder Zeitgewalt,
Die Gespielin seliger Naturen
Wandelt oben in des Lichtes Fluren,
Göttlich unter Göttern, die Gestalt.
Wollt Ihr hoch auf ihren Flügeln schweben,
Werft die Angst des Irdischen von Euch;

— **24.** 7. Gaben, — 8. Reiche, den V. ꝛc. **LV.** Frühere Ueberschrift: „Das Reich der Schatten" und später: „Das Reich der Formen." Nach Str. 1 folgt in der 1. Ausg.: Führt kein Weg hinauf zu jenen Höhen? — Muß der Blume Schmuck vergehen, — Wenn des Herbstes Gabe schwellen soll? — Wenn sich Lunens Silberhörner füllen, — Muß die andre Hälfte Nacht umhüllen? — Wird die Strahlenscheibe niemals voll? — Nein, auch aus der Sinne Schranken führen — Pfade aufwärts zur Unendlichkeit, — Die von ihren Gütern Nichts berühren, — Fesselt kein Gesetz der Zeit.

Fliehet aus dem engen, dumpfen Leben
In des Ideales Reich!
4. Jugendlich, von allen Erdenmaalen
Frei, in der Vollendung Strahlen
Schwebet hier der Menschheit Götterbild,
Wie des Lebens schweigende Phantome
Glänzend wandeln an dem styg'schen Strome,
Wie sie stand im himmlischen Gefild,
Ehe noch zum traur'gen Sarkophage
Die Unsterbliche herunterstieg.
Wenn im Leben noch des Kampfes Wage
Schwankt, erscheinet hier der Sieg.
5. Nicht vom Kampf die Glieder zu entstricken,
Den Erschöpften zu erquicken,
Wehet hier des Sieges duft'ger Kranz.
Mächtig, selbst wenn Eure Sehnen ruhten,
Reißt das Leben Euch in seine Fluthen,
Euch die Zeit in ihren Wirbeltanz;
Aber sinkt des Muthes kühner Flügel
Bei der Schranken peinlichem Gefühl,
Dann erblicket von der Schönheit Hügel
Freudig das erflogne Ziel!
6. Wenn es gilt, zu herrschen und zu schirmen,
Kämpfer gegen Kämpfer stürmen
Auf des Glückes, auf des Ruhmes Bahn,
Da mag Kühnheit sich an Kraft zerschlagen,
Und mit krachendem Getös die Wagen
Sich vermengen auf bestäubtem Plan:
Muth allein kann hier den Dank erringen,
Der am Ziel des Hippodromes winkt,
Nur der Starke wird das Schicksal zwingen,
Wenn der Schwächling untersinkt.
7. Aber der, von Klippen eingeschlossen,
Wild und schäumend sich ergossen,
Sanft und eben rinnt des Lebens Fluß
Durch der Schönheit stille Schattenlande,
Und auf seiner Wellen Silberrande
Malt Aurora sich und Hesperus.
Aufgelöst in zarte Wechselliebe,
In der Anmuth freiem Bund vereint,
Ruhen hier die ausgesöhnten Triebe,
Und verschwunden ist der Feind.
8. Wenn das Todte bildend zu beseelen,
Mit dem Stoff sich zu vermählen,
Thatenvoll der Genius entbrennt,
Da, da spanne sich des Fleißes Nerve,
Und beharrlich ringend unterwerfe
Der Gedanke sich das Element.
Nur dem Ernst, den keine Mühe bleichet,
Rauscht der Wahrheit tief versteckter Born,
Nur des Meißels schwerem Schlag erweichet
Sich des Marmors sprödes Korn.
9. Aber dringt bis in der Schönheit Sphäre,
Und im Staube bleibt die Schwere
Mit dem Stoff, den sie beherrscht, zurück!
Nicht der Masse qualvoll abgerungen,
Schlank und leicht, wie aus dem Nichts gesprungen,
Steht das Bild vor dem entzückten Blick.
Alle Zweifel, alle Kämpfe schweigen
In des Sieges hoher Sicherheit;
Ausgestoßen hat es jeden Zeugen
Menschlicher Bedürftigkeit.
10. Wenn Ihr in der Menschheit traur'ger Blöße
Steht vor des Gesetzes Größe,
Wenn dem Heiligen die Schuld sich naht:
Da erblasse vor der Wahrheit Strahle
Eure Tugend, vor dem Ideale
Fliehe muthlos die beschämte That!
Kein Erschaff'ner hat das Ziel erflogen;
Ueber diesen grauenvollen Schlund
Trägt kein Nachen, keiner Brücke Bogen,
Und kein Anker findet Grund.
11. Aber flüchtet aus der Sinne Schranken
In die Freiheit der Gedanken,
Und die Furchterscheinung ist entflohn,
Und der ew'ge Abgrund wird sich füllen;
Nehmt die Gottheit auf in Euern Willen,
Und sie steigt von ihrem Weltenthron!
Des Gesetzes strenge Fessel bindet
Nur den Sklavensinn, der es verschmäht;
Mit des Menschen Widerstand verschwindet
Auch des Gottes Majestät.
12. Wenn der Menschheit Leiden Euch umfangen,
Wenn dort Priams Sohn der Schlangen
Sich erwehrt mit namenlosem Schmerz:
Da empöre sich der Mensch! Es schlage
An des Himmels Wölbung seine Klage,
Und zerreiße Euer fühlend Herz!
Der Natur furchtbare Stimme siege,
Und der Freude Wange werde bleich,
Und der heil'gen Sympathie erliege
Das Unsterbliche in Euch!
13. Aber in den heitern Regionen,
Wo die reinen Formen wohnen,
Rauscht des Jammers trüber Sturm nicht mehr.
Hier darf Schmerz die Seele nicht durchschneiden,
Keine Thräne fließt hier mehr dem Leiden,
Nur des Geistes tapfrer Gegenwehr;
Lieblich, wie der Iris Farbenfeuer
Auf der Donnerwolke duft'gem Thau,
Schimmert durch der Wehmuth düstern Schleier
Hier der Ruhe heitres Blau.
14. Tief erniedrigt zu des Feigen Knechte,
Ging in ewigem Gefechte
Einst Alcid des Lebens schwere Bahn,
Rang mit Hydern und umarmt' den Leuen,
Stürzte sich, die Freunde zu befreien,
Lebend in des Todtenschiffers Kahn.
Alle Plagen, alle Erdenlasten
Wälzt der unversöhnten Göttin List
Auf die will'gen Schultern des Verhaßten,
Bis sein Lauf geendigt ist —
15. Bis der Gott, des Irdischen entkleidet,
Flammend sich vom Menschen scheidet,
Und des Aethers leichte Lüfte trinkt.
Froh des neuen ungewohnten Schwebens,
Fließt er aufwärts, und des Erdenlebens
Schweres Traumbild sinkt und sinkt und sinkt;

— **3.** 10. In der Schönheit Schattenreich. Nach **3.** folgen in 1. Ausgabe 2 Strophen: Und von jenen fürchterlichen Scharen — Euch auf ewig zu bewahren, — Brechet muthig alle Brücken ab. — Zittert nicht, die Heimath zu verlieren, — Alle Pfade, die zum Leben führen, — Alle führen zum gewissen Grab. — Opfert freudig auf, was Ihr besessen, — Was Ihr einst gewesen, was Ihr seid, — Und in einem seligen Vergessen — Schwinde die Vergangenheit. — — Keine Schmerzerinnerung entweihe — Diese Freistatt, keine Reue, — Keine Sorge, keiner Thräne Spur. — Losgesprochen sind von allen Pflichten — Die in dieses Heiligthum sich flüchten, — Allen Schulden sterblicher Natur. — Aufgerichtet wandle hier der Sklave, — Seiner Fesseln glücklich unbewußt; — Selbst die rächende Erinne schlafe — Friedlich in des Sünders Brust. — **5.** 5. Reißt das Schicksal Euch — **9.** 5. aus dem Nichts entsprungen, — **13.** 2. Wo die Schatten selig wohnen, — 3. trüber Strom (2te Ausg.) — **14.** 6. in den acheront'schen Kahn.

Des Olympus Harmonien empfangen
Den Verklärten in Kronions Saal,
Und die Göttin mit den Rosenwangen
Reicht ihm lächelnd den Pokal.

LVI. Die Glocke.

Fest gemauert in der Erden
Steht die Form, aus Lehm gebrannt.
Heute muß die Glocke werden!
Frisch, Gesellen! seid zur Hand!
5 Von der Stirne heiß
Rinnen muß der Schweiß,
Soll das Werk den Meister loben;
Doch der Segen kommt von oben.
Zum Werke, das wir ernst bereiten,
10 Geziemt sich wohl ein ernstes Wort;
Wenn gute Reden sie begleiten,
Dann fließt die Arbeit munter fort.
So laßt uns jetzt mit Fleiß betrachten,
Was durch die schwache Kraft entspringt;
15 Den schlechten Mann muß man verachten,
Der nie bedacht, was er vollbringt.
Das ist's ja, was den Menschen zieret,
Und dazu ward ihm der Verstand,
Daß er im innern Herzen spüret,
20 Was er erschafft mit seiner Hand.
Nehmet Holz vom Fichtenstamme,
Doch recht trocken laßt es sein,
Daß die eingepreßte Flamme
Schlage zu dem Schwalch hinein!
25 Kocht des Kupfers Brei!
Schnell das Zinn herbei,
Daß die zähe Glockenspeise,
Fließe nach der rechten Weise!
Was in des Dammes tiefer Grube
30 Die Hand mit Feuers Hülfe baut,
Hoch auf des Thurmes Glockenstube,
Da wird es von uns zeugen laut;
Noch dauern wird's in späten Tagen
Und rühren vieler Menschen Ohr,
35 Und wird mit dem Betrübten klagen,
Und stimmen zu der Andacht Chor.
Was unten tief dem Erdensohne
Das wechselnde Verhängniß bringt,
Das schlägt an die metallne Krone,
40 Die es erbaulich weiter klingt.
Weiße Blasen seh' ich springen;
Wohl! die Massen sind im Fluß.
Laßt's mit Aschensalz durchdringen!
Das befördert schnell den Guß.
45 Auch vom Schaume rein
Muß die Mischung sein,
Daß vom reinlichen Metalle
Rein und voll die Stimme schalle.
Denn mit der Freude Feierklange
50 Begrüßt sie das geliebte Kind
Auf seines Lebens erstem Gange,
Den es in Schlafes Arm beginnt;
Ihm ruhen noch im Zeitenschoße
Die schwarzen und die heitern Loose,
55 Der Mutterliebe zarte Sorgen
Bewachen seinen goldnen Morgen —
Die Jahre fliehen pfeilgeschwind.
Vom Mädchen reißt sich stolz der Knabe,
Er stürmt ins Leben wild hinaus,
60 Durchmißt die Welt am Wanderstabe,
Fremd kehrt er heim in's Vaterhaus:
Und herrlich in der Jugend Prangen,
Wie ein Gebild aus Himmels Höhn,
Mit züchtigen, verschämten Wangen
Sieht er die Jungfrau vor sich stehn. 65
Da faßt ein namenloses Sehnen
Des Jünglings Herz, er irrt allein,
Aus seinen Augen brechen Thränen,
Er flieht der Brüder wilden Reihn;
Erröthend folgt er ihren Spuren, 70
Und ist von ihrem Gruß beglückt;
Das Schönste sucht er auf den Fluren,
Womit er seine Liebe schmückt.
O! zarte Sehnsucht, süßes Hoffen,
Der ersten Liebe goldne Zeit! 75
Das Auge sieht den Himmel offen,
Es schwelgt das Herz in Seligkeit;
O! daß sie ewig grünen bliebe,
Die schöne Zeit der jungen Liebe!
Wie sich schon die Pfeifen bräunen! 80
Dieses Stäbchen tauch' ich ein;
Sehn wir's überglast erscheinen,
Wird's zum Gusse zeitig sein.
Jetzt, Gesellen, frisch!
Prüft mir das Gemisch, 85
Ob das Spröde mit dem Weichen
Sich vereint zum guten Zeichen.
Denn wo das Strenge mit dem Zarten,
Wo Starkes sich und Mildes paarten,
Da gibt es einen guten Klang. 90
Drum prüfe, wer sich ewig bindet,
Ob sich das Herz zum Herzen findet;
Der Wahn ist kurz, die Reu' ist lang!
Lieblich in der Bräute Locken
Spielt der jungfräuliche Kranz, 95
Wenn die hellen Kirchenglocken
Laden zu des Festes Glanz.
Ach! des Lebens schönste Feier
Endigt auch den Lebensmai,
Mit dem Gürtel, mit dem Schleier 100
Reißt der schöne Wahn entzwei.
Die Leidenschaft flieht,
Die Liebe muß bleiben;
Die Blume verblüht,
Die Frucht muß treiben; 105
Der Mann muß hinaus
In's feindliche Leben,
Muß wirken und streben
Und pflanzen und schaffen,
Erlisten, erraffen, 110
Muß wetten und wagen
Das Glück zu erjagen. —
Da strömet herbei die unendliche Gabe,
Es füllt sich der Speicher mit köstlicher Habe,
Die Räume wachsen, es dehnt sich das Haus; 115
Und drinnen waltet
Die züchtige Hausfrau,
Die Mutter der Kinder,
Und herrschet weise
Im häuslichen Kreise, 120
Und lehret die Mädchen,
Und wehret den Knaben,
Und reget ohn' Ende
Die fleißigen Hände,
Und mehrt den Gewinn 125
Mit ordnendem Sinn;
Und füllet mit Schätzen die duftenden Laden,
Und dreht um die schnurrende Spindel den Faden,
Und sammelt im reinlich geglätteten Schrein
Die schimmernde Wolle, den schneeigen Lein, 130

Und füget zum Guten den Glanz und den Schimmer,
Und ruhet nimmer.
Und der Vater mit frohem Blick
Von des Hauses weitschauendem Giebel
135 Ueberzählet sein blühend Glück,
Siehet der Pfosten ragende Bäume,
Und der Scheunen gefüllte Räume,
Und die Speicher, vom Segen gebogen,
Und des Kornes bewegte Wogen,
140 Rühmt sich mit stolzem Mund:
Fest, wie der Erde Grund,
Gegen des Unglücks Macht
Steht mir des Hauses Pracht!
Doch mit des Geschickes Mächten
145 Ist kein ew'ger Bund zu flechten,
Und das Unglück schreitet schnell.
Wohl! Nun kann der Guß beginnen;
Schön gezacket ist der Bruch.
Doch, bevor wirs lassen rinnen,
150 Betet einen frommen Spruch!
Stoßt den Zapfen aus!
Gott bewahr' das Haus!
Rauchend in des Henkels Bogen
Schießt's mit feuerbraunen Wogen.
155 Wohlthätig ist des Feuers Macht,
Wenn sie der Mensch bezähmt, bewacht;
Und was er bildet, was er schafft,
Das dankt er dieser Himmelskraft.
Doch furchtbar wird die Himmelskraft,
160 Wenn sie der Fessel sich entrafft,
Einhertritt auf der eignen Spur,
Die freie Tochter der Natur;
Wehe, wenn sie losgelassen,
Wachsend ohne Widerstand,
165 Durch die volkbelebten Gassen
Wälzt den ungeheuern Brand!
Denn die Elemente hassen
Das Gebild der Menschenhand.
Aus der Wolke
170 Quillt der Segen,
Strömt der Regen;
Aus der Wolke ohne Wahl
Zuckt der Strahl!
Hört Ihrs wimmern hoch vom Thurm?
175 Das ist Sturm!
Roth, wie Blut,
Ist der Himmel;
Das ist nicht des Tages Glut!
Welch Getümmel
180 Straßen auf!
Dampf wallt auf!
Flackernd steigt die Feuersäule;
Durch der Straße lange Zeile
Wächst es fort mit Windeseile;
185 Kochend, wie aus Ofens Rachen,
Glühn die Lüfte, Balken krachen,
Pfosten stürzen, Fenster klirren,
Kinder jammern, Mütter irren,
Thiere wimmern
190 Unter Trümmern!
Alles rennet, rettet, flüchtet,
Taghell ist die Nacht gelichtet!
Durch der Hände lange Kette
Um die Wette
195 Fliegt der Eimer, hoch im Bogen
Spritzen Quellen Wasserwogen.
Heulend kommt der Sturm geflogen,
Der die Flamme brausend sucht;
Prasselnd in die dürre Frucht
200 Fällt sie, in des Speichers Räume,
In der Sparren dürre Bäume,
Und als wollte sie im Wehen
Mit sich fort der Erde Wucht
Reißen in gewalt'ger Flucht,
205 Wächst sie in des Himmels Höhen
Riesengroß!
Hoffnungslos
Weicht der Mensch der Götterstärke;
Müßig sieht er seine Werke
210 Und bewundernd untergehen.
Leergebrannt
Ist die Stätte,
Wilder Stürme rauhes Bette;
In den öden Fensterhöhlen
215 Wohnt das Grauen,
Und des Himmels Wolken schauen
Hoch hinein.
Einen Blick
Nach dem Grabe
220 Seiner Habe
Sendet noch der Mensch zurück —
Greift fröhlich dann zum Wanderstabe;
Was Feuers Wuth ihm auch geraubt,
Ein süßer Trost ist ihm geblieben:
225 Er zählt die Häupter seiner Lieben,
Und sieh! ihm fehlt kein theures Haupt.
In die Erd' ist's aufgenommen,
Glücklich ist die Form gefüllt;
Wird's auch schön zu Tage kommen,
230 Daß es Fleiß und Kunst vergilt?
Wenn der Guß mißlang?
Wenn die Form zersprang?
Ach! vielleicht, indem wir hoffen,
Hat uns Unheil schon getroffen!
235 Dem dunkeln Schoß der heil'gen Erde
Vertrauen wir der Hände That,
Vertraut der Sämann seine Saat,
Und hofft, daß sie entkeimen werde
Zum Segen nach des Himmels Rath.
240 Noch köstlicheren Samen bergen
Wir traurend in der Erde Schoß,
Und hoffen, daß er aus den Särgen
Erblühen soll zu schönerm Loos.
Von dem Dome,
245 Schwer und bang,
Tönt die Glocke
Grabgesang.
Ernst begleiten ihre Trauerschläge
Einen Wandrer auf dem letzten Wege.
250 Ach! die Gattin ist's, die theure,
Ach! es ist die treue Mutter,
Die der schwarze Fürst der Schatten
Wegführt aus dem Arm des Gatten,
Aus der zarten Kinder Schar,
255 Die sie blühend ihm gebar,
Die sie an der treuen Brust
Wachsen sah mit Mutterlust —
Ach! des Hauses zarte Bande
Sind gelöst auf immerdar,
260 Denn sie wohnt im Schattenlande,
Die des Hauses Mutter war,
Denn es fehlt ihr treues Walten,
Ihre Sorge wacht nicht mehr;
An verwaister Stätte schalten
265 Wird die Fremde, liebeleer.
Bis die Glocke sich verkühlet,
Laßt die strenge Arbeit ruhn:

Wie im Laub der Vogel spielet,
Mag sich Jeder gütlich thun.
270 Winkt der Sterne Licht,
Ledig aller Pflicht,
Hört der Bursch die Vesper schlagen;
Meister muß sich immer plagen.
Munter fördert seine Schritte
275 Fern im wilden Forst der Wandrer
Nach der lieben Heimathhütte.
Blöckend ziehen heim die Schafe,
Und der Rinder
Breitgestirnte, glatte Scharen
280 Kommen brüllend,
Die gewohnten Ställe füllend.
Schwer herein
Schwankt der Wagen,
Kornbeladen,
285 Bunt von Farben,
Auf den Garben
Liegt der Kranz,
Und das junge Volk der Schnitter
Fliegt zum Tanz. —
290 Markt und Straße werden stiller,
Um des Lichts gesell'ge Flamme
Sammeln sich die Hausbewohner,
Und das Stadtthor schließt sich knarrend.
Schwarz bedecket
295 Sich die Erde;
Doch den sichern Bürger schrecket
Nicht die Nacht,
Die den Bösen gräßlich wecket,
Denn das Auge des Gesetzes wacht.
300 Heil'ge Ordnung, segenreiche
Himmelstochter, die das Gleiche
Frei und leicht und freudig bindet,
Die der Stätte Bau gegründet,
Die herein von den Gefilden
305 Rief den ungesell'gen Wilden,
Eintrat in der Menschen Hütten,
Sie gewöhnt zu sanften Sitten,
Und das theuerste der Bande
Wob, den Trieb zum Vaterlande!
310 Tausend fleiß'ge Hände regen,
Helfen sich in munterm Bund,
Und in feurigem Bewegen
Werden alle Kräfte kund;
Meister rührt sich und Geselle
315 In der Freiheit heil'gem Schutz,
Jeder freut sich seiner Stelle,
Bietet dem Verächter Trutz.
Arbeit ist des Bürgers Zierde,
Segen ist der Mühe Preis;
320 Ehrt den König seine Würde,
Ehret uns der Hände Fleiß.
Holder Friede,
Süße Eintracht,
Weilet, weilet
325 Freundlich über dieser Stadt!
Möge nie der Tag erscheinen,
Wo des rauhen Krieges Horden
Dieses stille Thal durchtoben,
Wo der Himmel,
330 Den des Abends sanfte Röthe
Lieblich malt,
Von der Dörfer, von der Städte
Wildem Brande schrecklich strahlt!

Nun zerbrecht mir das Gebäude!
335 Seine Absicht hats erfüllt, —
Daß sich Herz und Auge weide
An dem wohlgelungnen Bild.
Schwingt den Hammer, schwingt,
Bis der Mantel springt!
340 Wenn die Glock' soll auferstehen,
Muß die Form in Stücken gehen.
Der Meister kann die Form zerbrechen
Mit weiser Hand zur rechten Zeit;
Doch wehe, wenn in Flammenbächen
345 Das glühnde Erz sich selbst befreit!
Blindwüthend mit des Donners Krachen
Zersprengt es das geborstne Haus,
Und wie aus offnem Höllenrachen
Speit es Verderben zündend aus!
350 Wo rohe Kräfte sinnlos walten,
Da kann sich kein Gebild gestalten;
Wenn sich die Völker selbst befrein,
Da kann die Wohlfahrt nicht gedeihn.
Weh', wenn sich in dem Schoß der Städte
355 Der Feuerzunder still gehäuft;
Das Volk, zerreißend seine Kette,
Zur Eigenhülfe schrecklich greift!
Da zerret an der Glocke Strängen
Der Aufruhr, daß sie heulend schallt,
360 Und, nur geweiht zu Friedensklängen,
Die Losung anstimmt zur Gewalt.
Freiheit und Gleichheit! hört man schallen:
Der ruh'ge Bürger greift zur Wehr,
Die Straßen füllen sich, die Hallen,
365 Und Würgerbanden ziehn umher;
Da werden Weiber zu Hyänen
Und treiben mit Entsetzen Scherz;
Noch zuckend, mit des Panthers Zähnen,
Zerreißen sie des Feindes Herz.
370 Nichts Heiliges ist mehr; es lösen
Sich alle Bande frommer Scheu;
Der Gute räumt den Platz dem Bösen,
Und alle Laster walten frei.
Gefährlich ists, den Leu zu wecken,
375 Verderblich ist des Tigers Zahn;
Jedoch der schrecklichste der Schrecken,
Das ist der Mensch in seinem Wahn.
Weh' denen, die dem Ewigblinden
Des Lichtes Himmelsfackel leihn!
380 Sie strahlt ihm nicht, sie kann nur zünden,
Und äschert Städt' und Länder ein.
Freude hat mir Gott gegeben!
Sehet, wie ein goldner Stern,
Aus der Hülse, blank und eben,
385 Schält sich der metallne Kern!
Von dem Helm zum Kranz
Spielt's, wie Sonnenglanz,
Auch des Wappens nette Schilder
Loben den erfahrnen Bilder.
390 Herein! herein!
Gesellen alle, schließt den Reihen!
Daß wir die Glocke taufend weihen:
Concordia soll ihr Name sein.
Zur Eintracht, zu herzinnigem Vereine
395 Versammle sie die liebende Gemeine.
Und dies sei fortan ihr Beruf,
Wozu der Meister sie erschuf!
Hoch über'm niedern Erdenleben,
Soll sie im blauen Himmelszelt,

LV. 375. Und grimmig ist des Tigers Zahn; — 380. Sie leuchtet nicht, sie 2c.

400 Die Nachbarin des Donners, schweben,
Und gränzen an die Sternenwelt;
Soll eine Stimme sein von oben,
Wie der Gestirne helle Schar,
Die ihren Schöpfer wandelnd loben
405 Und führen das bekränzte Jahr.
Nur ewigen und ernsten Dingen
Sei ihr metallner Mund geweiht,
Und stündlich mit den schnellen Schwingen
Berühr' im Fluge sie die Zeit;
410 Dem Schicksal leihe sie die Zunge;
Selbst herzlos, ohne Mitgefühl,
Begleite sie mit ihrem Schwunge
Des Lebens wechselvolles Spiel.
Und wie der Klang im Ohr vergehet,
415 Der mächtig tönend ihr entschallt:
So lehre sie, daß Nichts bestehet,
Daß alles Irdische verhallt.
Jetzo mit der Kraft des Stranges
Wiegt die Glock' mir aus der Gruft,
420 Daß sie in das Reich des Klanges
Steige, in die Himmelsluft.
Ziehet, ziehet, hebt!
Sie bewegt sich, schwebt!
Freude dieser Stadt bedeute,
425 Friede sei ihr erst Geläute!

LVII. Sprüche des Confucius.

1.

Dreifach ist der Schritt der Zeit:
Zögernd kommt die Zukunft hergezogen,
Pfeilschnell ist das Jetzt entflogen,
Ewig still steht die Vergangenheit.
5 Keine Ungeduld beflügelt
Ihren Schritt, wenn sie verweilt.
Keine Furcht, kein Zweifeln zügelt
Ihren Lauf, wenn sie enteilt;
Keine Reu', kein Zaubersegen
10 Kann die Stehende bewegen.
Möchtest Du beglückt und weise
Endigen des Lebens Reise:
Nimm die Zögernde zum Rath,
Nicht zum Werkzeug Deiner That;
15 Wähle nicht die Fliehende zum Freund,
Nicht die Bleibende zum Feind.

2.

Dreifach ist des Raumes Maß:
Rastlos fort, ohn' Unterlaß
Strebt die Länge; fort ins Weite
Endlos gießet sich die Breite;
5 Grundlos senkt die Tiefe sich.
Dir ein Bild sind sie gegeben:
Rastlos vorwärts mußt Du streben;
Nie ermüdet stille stehn,
Willst Du die Vollendung sehn;
10 Mußt ins Breite Dich entfalten,
Soll sich Dir die Welt gestalten;
In die Tiefe mußt Du steigen,
Soll sich Dir das Wesen zeigen.

Nur Beharrung führt zum Ziel,
Nur die Fülle führt zur Klarheit 15
Und im Abgrund wohnt die Wahrheit.

LVIII. Shakespears Schatten.

Endlich erblickt' ich auch die hohe Kraft des Herakles, —
Seinen Schatten. Er selbst leider war nicht mehr zu sehn.
Ringsum schrie, wie Vögelgeschrei, das Geschrei der Tragöden
Und das Hundegebell der Dramaturgen um ihn.
Schauerlich stand das Ungethüm da. Gespannt war der Bogen, 5
Und der Pfeil auf der Senn' traf noch beständig das Herz.
„Welche noch kühnere That, Unglücklicher, wagest Du jetzo,
Zu den Verstorbenen selbst niederzusteigen, ins Grab!"
Wegen Tiresias mußt' ich herab, den Seher zu fragen,
Wo ich den alten Kothurn fände, der nicht mehr zu sehn. 10
„Glauben sie nicht der Natur und den alten Griechen, so holst Du
Eine Dramaturgie ihnen vergeblich herauf." —
O die Natur, die zeigt auf unsern Bühnen sich wieder
Splitternackend, daß man jegliche Rippe ihr zählt.
„Wie? So ist wirklich bei Euch der alte Kothurnus zu sehen, 15
Den zu holen ich selbst stieg in des Tartarus Nacht?" —
Nichts mehr von diesem tragischen Spuck! Kaum einmal im Jahre
Geht Dein geharnischter Geist über die Breter hinweg.
„Auch gut! Philosophie hat Eure Gefühle geläutert,
Und vor dem heitern Humor fliehet der schwarze Affekt." — 20
Ja, ein derber und trockener Spaß, Nichts geht uns darüber;
Aber der Jammer auch, wenn er nur naß ist, gefällt.
„Also sieht man bei Euch den leichten Tanz der Thalia
Neben dem ernsten Gang, welchen Melpomene geht?" —
Keines von beiden! Uns kann nur das Christlichmoralische rühren, 25
Und was recht populär, häuslich und bürgerlich ist.
„Was? Es dürfte kein Cäsar auf Euren Bühnen sich zeigen.
Kein Achill, kein Orest, keine Andromache mehr?" —

LVII. 2. 10. Mußt ins Weite Dich ꝛc. — Nach 10 folgt in 1. Ausg.: Mit allfassendem Gefühl;
LVIII. Früher in den Xenien, mit eigener Ueberschrift für jedes Distichon. 1. auch den gewaltigen Herkules! Seine — 2. Uebersetzung! Er selbst ꝛc. — 10. Wo ich den guten Geschmack fände, ꝛc. — 28. Kein Anton, kein Orest ꝛc.

Nichts! Man siehet bei uns nur Pfarrer, Kommerzienräthe, -
30 Fähndriche, Sekretairs oder Husarenmajors.
„Aber ich bitte Dich, Freund, was kann denn dieser Misere
Großes begegnen, was kann Großes denn durch sie geschehn?" —
Was? Sie machen Kabale, sie leihen auf Pfänder, sie stecken
Silberne Löffel ein, wagen den Pranger, und mehr.
35 „Woher nehmt Ihr denn aber das große gigantische Schicksal,
Welches den Menschen erhebt, wenn es den Menschen zermalmt?" —
Das sind Grillen! Uns selbst und unsre guten Bekannten,
Unsern Jammer und Noth suchen und finden wir hier.
„Aber das habt Ihr ja Alles bequemer und besser zu Hause,
40 Warum entflieht Ihr Euch, wenn Ihr Euch selber nur sucht?" —
Nimm's nicht übel, mein Heros. Das ist ein verschiedener Casus,
Das Geschick, das ist blind, und der Poet ist gerecht.
„Also Eure Natur, die erbärmliche, trifft man auf Euern
Bühnen, die große nur nicht, nicht die unendliche an?" —
45 Der Poet ist der Wirth und der letzte Actus die Zeche:
Wenn sich das Laster erbricht, setzt sich die Tugend zu Tisch.

LIX. Räthsel.

1.

Von Perlen baut sich eine Brücke
Hoch über einen grauen See;
Sie baut sich auf im Augenblicke,
Und schwindelnd steigt sie in die Höh'.

Der höchsten Schiffe höchste Masten
Ziehn unter ihrem Bogen hin;
Sie selber trug noch keine Lasten,
Und scheint, wie Du ihr nahst, zu fliehn.

Sie wird erst mit dem Strom, und schwindet,
So wie des Wassers Fluth versiegt.
So sprich, wo sich die Brücke findet,
Und wer sie künstlich hat gefügt?

2.

Es führt Dich meilenweit von dannen,
Und bleibt doch stets an seinem Ort;
Es hat nicht Flügel auszuspannen,
Und trägt Dich durch die Lüfte fort.
Es ist die allerschnellste Fähre,
Die jemals einen Wandrer trug,
Und durch das größte aller Meere
Trägt es Dich mit Gedankenflug!
Ihm ist ein Augenblick genug!

3.

Auf einer großen Weide gehen
Viel tausend Schafe, silberweiß:
Wie wir sie heute wandeln sehen,
Sah sie der allerältste Greis.

Sie altern nie und trinken Leben
Aus einem unerschöpften Born;
Ein Hirt ist ihnen zugegeben
Mit schön gebogenem Silberhorn.

Er treibt sie aus zu goldnen Thoren,
Er überzählt sie jede Nacht,
Und hat der Lämmer keins verloren,
So oft er auch den Weg vollbracht.

Ein treuer Hund hilft sie ihm leiten,
Ein muntrer Widder geht voran:
Die Herde, kannst Du sie mir deuten?
Und auch den Hirten zeig' mir an!

4.

Es steht ein groß, geräumig Haus
Auf unsichtbaren Säulen:
Es mißt's und geht's kein Wand'rer aus,
Und keiner darf drin weilen.
Nach einem unbegriffnen Plan
Ist es mit Kunst gezimmert:
Es steckt sich selbst die Lampe an,
Die es mit Pracht durchschimmert,
Es hat ein Dach, krystallenrein,
Von einem einz'gen Edelstein;
Doch noch kein Auge schaute,
Den Meister, der es baute.

5.

Zwei Eimer sieht man ab und auf
In einen Brunnen steigen,
Und schwebt der Eine voll herauf
Muß sich der andre neigen.
Sie wandern rastlos hin und her,
Abwechselnd voll und wieder leer;
Und bringst Du diesen an den Mund,
Hängt jener in dem tiefsten Grund;
Nie können sie mit ihren Gaben
Im gleichen Augenblick Dich laben.

6.

Kennst Du das Bild auf zartem Grunde?
Es gibt sich selber Licht und Glanz,
Ein andres ist's zu jeder Stunde,
Und immer ist es frisch und ganz.
Im engsten Raum ist's ausgeführet,
Der kleinste Rahmen faßt es ein;
Doch alle Größe, die Dich rühret,
Kennst Du durch dieses Bild allein.

Und kannst Du den Kristall mir nennen?
Ihm gleicht an Werth kein Edelstein;
Er leuchtet, ohne je zu brennen,
Das ganze Weltall saugt er ein:
Der Himmel selbst ist abgemalet
In seinem wundervollen Ring,
Und doch ist, was er von sich stralet,
Noch schöner, als was er empfing.

7.

Ein Gebäude steht da von uralten Zeiten,
Es ist kein Tempel, es ist kein Haus;
Ein Reiter kann hundert Tage reiten,
Er umwandert es nicht, er reitet's nicht aus.
Jahrhunderte sind vorüber geflogen,
Es trotzte der Zeit und der Stürme Heer:
Frei steht es unter dem himmlischen Bogen,
Es reicht in die Wolken, es netzt sich im Meer.

Nicht eitle Prahlsucht hat es gethürmet,
Es dienet zum Heil, es rettet und schirmet;
Seines Gleichen ist nicht auf Erden bekannt,
Und doch ist's ein Werk von Menschenhand.

8.

Unter allen Schlangen ist Eine,
Auf Erden nicht gezeugt,
Mit der an Schnelle keine,
An Wuth sich keine vergleicht.

Sie stürzt mit furchtbarer Stimme
Auf ihren Raub sich los,
Vertilgt in Einem Grimme
Den Reiter und sein Roß:

Sie liebt die höchsten Spitzen,
Nicht Schloß, nicht Riegel kann
Vor ihrem Anfall schützen;
Der Harnisch — lockt sie an.

Sie bricht wie dünne Halmen
Den stärksten Baum entzwei,
Sie kann das Erz zermalmen,
Wie dicht und fest es sei.

Und dieses Ungeheuer
Hat zweimal nur gedroht —
Es stirbt im eignen Feuer:
Wie's tödtet, ist es todt.

LX. Distichen und Epigramme.

1. Der Sämann.

Siehe, voll Hoffnung vertraust Du der Erde den goldenen Samen
Und erwartest im Lenz fröhlich die keimende Saat;
Nur in die Furche der Zeit bedenkst Du Dich, Thaten zu streuen,
Die, von der Weisheit gesät, still für die Ewigkeit blühn?

2. Der Kaufmann.

Wohin segelt das Schiff? Es trägt sidonische Männer,
Die von dem frierenden Nord bringen den Bernstein, das Zinn.
Trag' es gnädig, Neptun, und wiegt es schonend, Ihr Winde,
In bewirthender Bucht rausch' ihm ein trinkbarer Quell!
Euch, Ihr Götter, gehört der Kaufmann. Güter zu suchen
Geht er; doch an sein Schiff knüpfet das Gute sich an.

3. Odysseus.

Alle Gewässer durchkreuzt', die Heimat zu finden, Odysseus:
Durch der Scilla Gebell, durch der Charybde Gefahr.
Durch die Schrecken des feindlichen Meers, durch die Schrecken des Landes;
Selber in Aidäs Reich führt ihn die irrende Fahrt.
Endlich trägt das Geschick ihn schlafend an Ithaka's Küste,
Er erwacht, und erkennt jammernd das Vaterland nicht.

4. Kolumbus.

Steure, muthiger Segler! Es mag der Witz Dich verhöhnen,
Und der Schiffer am Steu'r senken die lässige Hand;
Immer, immer nach West: Dort muß die Küste sich zeigen;
Liegt sie doch deutlich und liegt schimmernd vor Deinem Verstand.
Traue dem leitenden Gott, und folge dem schweigenden Weltmeer,
Wär' sie noch nicht, sie stieg jetzt aus den Fluthen empor:
Mit dem Genius steht die Natur im ewigen Bunde,
Was der Eine verspricht, leistet die andre gewiß.

5. Die Führer des Lebens.

Zweierlei Genien sind's, die Dich durchs Leben geleiten:
Wohl Dir, wenn sie vereint helfend zur Seite Dir stehn!
Mit erheitertem Spiel verkürzt Dir der Eine die Reise:
Leichter an seinem Arm werden Dir Schicksal und Pflicht.
Unter Scherz und Gespräch begleitet er bis an die Kluft Dich,
Wo an der Ewigkeit Meer schaudernd der Sterbliche steht.
Hier empfängt Dich entschlossen und ernst und schweigend der Andre,
Trägt mit gigantischem Arm über die Tiefe Dich hin.
Nimmer widme Dich Einem allein. Vertraue dem Erstern
Deine Würde nicht an, nimmer dem Andern Dein Glück!

6. Die zwei Tugendwege.

Zwei sind der Wege, auf welchen der Mensch zur Tugend emporstrebt;
Schließt sich der Eine Dir zu, thut sich der andere Dir auf.
Handelnd erringt der Glückliche sie, der Leidende duldend.
Wohl ihm, den sein Geschick liebend auf beiden geführt!

7. Würden.

Wie die Säule des Lichts auf des Baches Welle sich spiegelt, —

LX. 2. 5. Euch gehört der Kaufmann, Ihr Götter! Er steuert nach Gütern; — 6. Aber geknüpft an sein Schiff, folget das Gute ihm nach. — **3.** 1. durchkreuzt' Odysseus, die Heimat zu finden, — 4. Selbst in des Aides. — **5.** Frühere Ueberschrift: „Schön und Erhaben." 1. Die durch das Leben Dich leiten, — 2. Dir gehn! — 9. dem ersten. — **6.** 1. Zwei sind der Pfade, — 4. Wohl dem, den sein 2c.

Hell, wie von eigener Gluth, flammt der vergoldete Saum,
Aber die Well' entführet der Strom; durch die glänzende Straße
Drängt eine andre sich schon, schnell, wie die erste, zu fliehn:
So beleuchtet der Würden Glanz den sterblichen Menschen;
Nicht Er selbst, nur der Ort, den er durchwandelte, glänzt.

8. Ausgang aus dem Leben.

Aus dem Leben heraus sind der Wege *zwei* Dir geöffnet,
Zum Ideale führt Einer, der Andre zum Tod.
Siehe, wie Du bei Zeiten noch frei auf dem ersten entspringest,
Ehe die Parze mit Zwang Dich auf dem andern entführt.

9. Das Kind in der Wiege.

Glücklicher Säugling! Dir ist ein unendlicher Raum noch die Wiege,
Werde Mann, und Dir wird eng die unendliche Welt.

10. Das Unwandelbare.

„Unaufhaltsam enteilet die Zeit.“ — Sie sucht das Beständ'ge.
Sei getreu, und Du legst ewige Fesseln ihr an.

11. Das Höchste.

Suchst Du das Höchste, das Größte? Die Pflanze kann es Dich lehren.
Was sie willenlos ist, sei Du es wollend — das ist's!

12. Zweierlei Wirkungsarten.

Wirke Gutes, Du *nährst* der Menschheit göttliche Pflanze;
Bilde Schönes, Du streust *Keime* der göttlichen aus.

13. Unterschied der Stände.

Adel ist auch in der sittlichen Welt. Gemeine Naturen
Zahlen mit dem, was sie *thun*, edle mit dem, was sie *sind*.

14. Mittheilung.

Aus der schlechtesten Hand kann Wahrheit mächtig noch wirken;
Bei dem Schönen allein macht das *Gefäß* den Gehalt.

15. Jetzige Generation.

War es immer, wie jetzt? Ich kann das Geschlecht nicht begreifen.
Nur das Alter ist jung, ach! und die Jugend ist alt.

16. Der gelehrte Arbeiter.

Nimmer labt ihn des Baumes Frucht, den er mühsam erziehet;
Nur der Geschmack genießt, was die Gelehrsamkeit pflanzt.

17. Der Schlüssel.

Willst Du Dich selber erkennen, so sieh', wie die Andern es treiben;
Willst Du die Andern verstehn, blick' in Dein eigenes Herz.

18. Weisheit und Klugheit.

Willst Du, Freund, die erhabensten Höhn der Weisheit erfliegen,
Wag' es auf die Gefahr, daß Dich die Klugheit verlacht;
Die kurzsichtige sieht nur das Ufer, das Dir zurückflieht,
Jenes nicht, wo dereinst landet Dein muthiger Flug.

19. Die Uebereinstimmung.

Wahrheit suchen wir Beide, Du außen im Leben, ich innen
In dem Herzen, und so findet sie jeder gewiß:
Ist das Auge gesund, so begegnet es außen dem Schöpfer;
Ist es das Herz, dann gewiß spiegelt es innen die Welt.

20. An einen Weltverbesserer.

„Alles opfert' ich hin,“ sprichst Du, „der Menschheit zu helfen;
Eitel war der Erfolg, Haß und Verfolgung der Lohn.“ —
Soll ich Dir sagen, Freund, wie ich mit den Menschen es halte?
Traue dem Spruche! Noch nie hat mich der Führer getäuscht.
Von der Menschheit — Du kannst von ihr nie groß genug denken:
Wie Du im Busen sie trägst, prägst Du in Thaten sie aus.
Auch dem Menschen, der Dir im engen Leben begegnet,
Reich' ihm, wenn er sie mag, freundlich die helfende Hand.
Nur für Regen und Thau und fürs Wohl der Menschengeschlechter
Laß Du den Himmel, Freund, sorgen, wie gestern, so heut!

21. Freund und Feind.

Theuer ist mir der Freund, doch auch den Feind kann ich nützen:
Zeigt mir der Freund, was ich *kann*, lehrt mich der Feind, was ich *soll*.

---

3. Aber die Welle flieht mit dem Strom, — 6. Nicht der Mensch, nur der Platz. — **13.** 1. Auch in der sittlichen Welt ist ein Adel. Gemeine N. — 2. schöne mit dem 2c. — **14.** 2. Bei der Schönheit allein 2c. — **15.** 1. War es stets, so wie jetzt? — **16.** Frühere Ueberschrift: „*Der Philister.*“ 1. Nimmer belohnt ihn 2c. — **18.** 3. Ufer, von welchem Du scheidest, — **20.** 1. Alles, sagst Du mir, opfert' ich hin, der 2c. — 2. Laß Du das liebe Geschick walten, wie 2c.

22. Der Genius.

Wiederholen zwar kann der Verstand, was da schon gewesen;
Was die Natur gebaut, bauet er wählend ihr nach.
Ueber Natur hinaus baut die Vernunft, doch nur in das Leere;
Du nur, Genius, mehrst in der Natur die Natur!

23. Genialität.

Wodurch gibt sich der Genius kund? Wodurch sich der Schöpfer
Kund gibt in der Natur, in dem unendlichen All.
Klar ist der Aether, und doch von unermeßlicher Tiefe;
Offen dem Aug', dem Verstand bleibt er doch ewig geheim.

24. Der Meister.

Jeden anderen Meister erkennt man an dem, was er ausspricht;
Was er weise verschweigt, zeigt mir den Meister des Styls.

25. Die Philosophien.

Welche wohl bleibt von allen den Philosophien? Ich weiß nicht;
Aber die Philosophie, hoff' ich, soll ewig bestehn.

26. Erwartung und Erfüllung.

In den Ocean schifft mit tausend Masten der Jüngling;
Still auf gerettetem Boot treibt in den Hafen der Greis.

27. Menschliches Wirken.

An dem Eingang der Bahn liegt die Unendlichkeit offen,
Doch mit dem engesten Kreis höret der Weiseste auf.

28. Der epische Hexameter.

Schwindelnd trägt er Dich fort auf rastlos strömenden Wogen,
Hinter Dir siehst Du, Du siehst vor Dir nur Himmel und Meer.

29. Das Distichon.

Im Hexameter steigt des Springquells flüssige Säule,
Im Pentameter drauf fällt sie melodisch herab.

30. Die achtzeilige Stanze.

Stanze, Dich schuf die Liebe, die zärtlich schmachtende — dreimal
Fliehest Du schamhaft und kehrst dreimal verlangend zurück.

31. Die Peterskirche.

Suchst Du das Unermeßliche hier, Du hast Dich geirret,
Meine Größe ist die, größer zu machen Dich selbst.

32. Deutsches Lustspiel.

Thoren hätten wir wohl, wir hätten Fratzen die Menge;
Leider helfen sie nur selbst zur Komödie Nichts.

33. Gefährliche Nachfolge.

Freunde, bedenket Euch wohl, die tiefere kühnere Wahrheit
Laut zu sagen; sogleich stellt man sie Euch auf den Kopf.

34. Wissenschaft.

Einem ist sie die hohe, die himmlische Göttin, dem andern
Eine tüchtige Kuh, die ihn mit Butter versorgt.

35. Kant und seine Ausleger.

Wie doch ein einziger Reicher so viele Bettler in Nahrung
Setzt! Wenn die Könige baun, haben die Kärrner zu thun.

LXI. Wilhelm Tell.

Schauspiel in fünf Aufzügen.

Personen:

Herrmann Geßler, Reichsvogt in Schwyz und Uri.
Werner, Freiherr von Attinghausen, Bannerherr.
Ulrich von Rudenz, sein Neffe.
Werner Stauffacher, Konrad Hunn, Itel Reding, Hans auf der Mauer, Jörg im Hofe, Ulrich der Schmied, Jost von Weiler, — Landleute aus Schwyz.
Walther Fürst, Wilhelm Tell, Rösselmann, der Pfarrer, Petermann, der Sigrist, Kuoni, der Hirt, Werni, der Jäger, Ruodi, der Fischer, — aus Uri.
Arnold vom Melchthal, Konrad Baumgarten, Meier von Sarnen, Struth von Winkelried, Klaus von der Flüe, Burkhart am Bühel, Arnold von Sewa, — aus Unterwalden.
Pfeiffer von Luzern.
Kunz von Gersau.
Jenni, Fischerknabe.
Seppi, Hirtenknabe.
Gertrud, Stauffachers Gattin.
Hedwig, Tells Gattin, Fürsts Tochter.
Bertha von Brunek, eine reiche Erbin.
Armgart, Mechthild, Elsbeth, Hildegard, — Bäuerinnen.
Walther, Wilhelm, — Tells Knaben.
Frießhardt, Leuthold, — Söldner.
Rudolph der Harras, Geßlers Stallmeister.
Johannes Parricida, Herzog von Schwaben.
Stüßi, der Flurschütz.
Der Stier von Uri.
Ein Reichsbote.

---

23. 3. von unergründlicher Tiefe; — **29.** 1. silberne Saule.

Frohnvogt.
Meister Steinmetz, Gesellen und Handlanger.
Oeffentliche Ausrufer.
Barmherzige Brüder.
Geßlerische und Landenbergische Reiter.
Viele Landleute, Männer und Weiber aus den Waldstätten.

Erster Aufzug.

Erste Scene.

Hohes Felsenufer des Vierwaldstättersees, Schwyz gegenüber. Der See macht eine Bucht in's Land, eine Hütte ist unweit dem Ufer, ein Fischerknabe fährt sich in einem Kahn. Ueber den See hinweg sieht man die grünen Matten, Dörfer und Höfe von Schwyz im hellen Sonnenschein liegen. Zur Linken des Zuschauers zeigen sich die Spitzen des Haken, mit Wolken umgeben; zur Rechten im fernen Hintergrund sieht man die Eisgebirge. Noch ehe der Vorhang aufgeht, hört man den Kuhreihen und das harmonische Geläut der Herdenglocken, welches sich auch bei eröffneter Scene noch eine Zeit lang fortsetzt.

Fischerknabe (singt im Kahn).
(Melodie des Kuhreihens.)

Es lächelt der See, er ladet zum Bade,
Der Knabe schlief ein am grünen Gestade,
Da hört er ein Klingen,
Wie Flöten so süß,
Wie Stimmen der Engel
Im Paradies.
Und wie er erwachet in seliger Lust,
Da spülen die Wasser ihm um die Brust,
Und es ruft aus den Tiefen:
Lieb Knabe, bist mein!
Ich locke den Schläfer,
Ich zieh' ihn herein.

Hirt (auf dem Berge).
(Variation des Kuhreihens.)

Ihr Matten, lebt wohl!
Ihr sonnigen Weiden!
Der Senne muß scheiden;
Der Sommer ist hin.
Wir fahren zu Berg, wir kommen wieder,
Wenn der Kukuk ruft, wenn erwachen die Lieder,
Wenn mit Blumen die Erde sich kleidet neu,
Wenn die Brünnlein fließen im lieblichen Mai.
Ihr Matten, lebt wohl!
Ihr sonnigen Weiden!
Der Senne muß scheiden;
Der Sommer ist hin.

Alpenjäger
(erscheint gegenüber auf der Höhe des Felsen)
(Zweite Variation.)

Es donnern die Höhen, es zittert der Steg,
Nicht grauet dem Schützen auf schwindligem Weg;
Er schreitet verwegen
Auf Feldern von Eis;
Da pranget kein Frühling,
Da grünet kein Reis;
Und unter den Füßen, ein nebliges Meer,
Erkennt er die Stätte der Menschen nicht mehr:
Durch den Riß nur der Wolken
Erblickt er die Welt,
Tief unter den Wassern
Das grünende Feld.

(Die Landschaft verändert sich, man hört ein dumpfes Krachen von den Bergen, Schatten von Wolken laufen über die Gegend.)

Ruodi der Fischer kommt aus der Hütte, Werni der Jäger steigt vom Felsen, Kuoni der Hirt kommt mit der Melknapf auf der Schulter. Seppi, sein Handbube folgt ihm.

Ruodi. Mach hurtig, Jenni. Zieh die Naue ein.
Der graue Thalvogt kommt, dumpf brüllt der Firn,
Der Mytenstein zieht seine Haube an,
Und kalt her bläst es aus dem Wetterloch;
Der Sturm, ich mein', wird da sein, eh' wir's denken.

Kuoni. 's kommt Regen, Fährmann. Meine Schafe fressen
Mit Begierde Gras, und Wächter scharrt die Erde.

Werni. Die Fische springen, und das Wasserhuhn
Taucht unter. Ein Gewitter ist im Anzug.

K. (zum Buben). Lug', Seppi, ob das Vieh sich nicht verlaufen?

S. Die braune Lisel kenn' ich am Geläut.

K. So fehlt uns keine mehr, die geht am weitsten.

R. Ihr habt ein schön Geläute, Meister Hirt.

W. Und schmuckes Vieh — Ist's Euer eignes, Landsmann?

K. Bin nit so reich — 's ist meines gnäd'gen Herrn,
Des Attinghäusers, und mir zugezählt.

R. Wie schön der Kuh das Band zu Halse steht!

K. Das weiß sie auch, daß sie den Reihen führt,
Und nähm' ich ihrs, sie hörte auf zu fressen.

R. Ihr seid nicht klug! Ein unvernünft'ges Vieh —

W. Ist bald gesagt. Das Thier hat auch Vernunft;
Das wissen wir, die wir die Gemsen jagen:
Die stellen klug, wo sie zur Weide gehn,
'ne Vorhut aus; die spitzt das Ohr und warnet
Mit heller Pfeife, wenn der Jäger naht.

R. (zum Hirten). Treibt Ihr jetzt heim?

K. Die Alp ist abgeweidet.

W. Glücksel'ge Heimkehr, Senn!

K. Die wünsch' ich Euch.
Von Eurer Fahrt kehrt sich's nicht immer wieder.

R. Dort kommt ein Mann in voller Hast gelaufen.

W. Ich kenn' ihn, 's ist der Baumgart von Alzellen.

Konrad Baumgarten (athemlos hereinstürzend).

B. Um Gotteswillen, Fährmann, Euren Kahn!

R. Nun, nun, was gibt's so eilig?

B. Bindet los!
Ihr rettet mich vom Tode! Setzt mich über!

K. Landsmann, was habt Ihr?

W. Wer verfolgt Euch denn?

B. (zum Fischer). Eilt, eilt, sie sind mir dicht schon an den Fersen!
Des Landvogts Reiter kommen hinter mir;
Ich bin ein Mann des Tods, wenn sie mich greifen.

R. Warum verfolgen Euch die Reisigen?

B. Erst rettet mich, und dann steh' ich Euch Rede.

W. Ihr seid mit Blut befleckt, was hats gegeben?

B. Des Kaisers Burgvogt, der auf Roßberg saß —

K. Der Wolfenschießen? Läßt Euch der verfolgen?

B. Der schadet nicht mehr; ich hab' ihn erschlagen.

Alle (fahren zurück).
Gott sei Euch gnädig! Was habt Ihr gethan?

B. Was jeder freie Mann an meinem Platz!
Mein gutes Hausrecht hab' ich ausgeübt
Am Schänder meiner Ehr' und meines Weibes.

K. Hat Euch der Burgvogt an der Ehr' geschädigt?

B. Daß er sein bös Gelüsten nicht vollbracht,
Hat Gott und meine gute Axt verhütet.

W. Ihr habt ihm mit der Axt den Kopf zerspalten?

K. O laßt uns Alles hören! Ihr habt Zeit,
Bis er den Kahn vom Ufer losgebunden.

B. Ich hatte Holz gefällt im Wald, da kommt
Mein Weib gelaufen in der Angst des Todes:
„Der Burgvogt lieg' in meinem Haus, er hab'
Ihr anbefohlen, ihm ein Bad zu rüsten.
Drauf hab' er Ungebührliches von ihr
Verlangt, sie sei entsprungen, mich zu suchen."
Da lief ich frisch hinzu, so wie ich war,
Und mit der Axt hab' ich ihm's Bad gesegnet.

W. Ihr thatet wohl; kein Mensch kann Euch drum schelten.

K. Der Wüthrich! Der hat nun seinen Lohn!
Hats lang verdient ums Volk von Unterwalden.

B. Die That ward ruchtbar; mir wird nachgesetzt —
Indem wir sprechen — Gott — verrinnt die Zeit —

(Es fängt an zu donnern.)

K. Frisch, Fährmann — Schaff den Biedermann hinüber!

R. Geht nicht. Ein schweres Ungewitter ist
Im Anzug. Ihr müßt warten.

B. Heiliger Gott!
Ich kann nicht warten. Jeder Aufschub tödtet —

K. (zum Fischer). Greif an mit Gott! Dem Nächsten muß man helfen!
Es kann uns Allen Gleiches ja begegnen.

(Brausen und Donnern.)

R. Der Föhn ist los; Ihr seht, wie hoch der See geht;
Ich kann nicht steuern gegen Sturm und Wellen.

B. (umfaßt seine Knie). So helf' Euch Gott, wie Ihr Euch mein erbarmet —

W. Es geht ums Leben. Sei barmherzig, Fährmann!

K. 's ist ein Hausvater, und hat Weib und Kinder!

(Wiederholte Donnerschläge.)

R. Was? Ich hab' auch ein Leben zu verlieren,
Hab' Weib und Kind daheim, wie er. — Seht hin,
Wie's brandet, wie es wogt und Wirbel zieht,
Und alle Wasser aufrührt in der Tiefe!
— Ich wollte gern den Biedermann erretten;
Doch es ist rein unmöglich, Ihr seht selbst.

B. (noch auf den Knien.) So muß ich fallen in des Feindes Hand,
Das nahe Rettungsufer im Gesichte!
— Dort liegt's! Ich kann's erreichen mit den Augen,
Hinüberdringen kann der Stimme Schall,
Da ist der Kahn, der mich hinübertrüge,
Und muß hier liegen, hülflos, und verzagen!

K. Seht, wer da kommt!

W. Es ist der Tell aus Bürglen.

Tell (mit der Armbrust).

T. Wer ist der Mann, der hier um Hülfe fleht?

K. 's ist ein Alzeller Mann, er hat sein' Ehr'
Vertheidigt und den Wolfenschieß erschlagen;
Des Königs Burgvogt, der auf Roßberg saß —
Des Landvogts Reiter sind ihm auf den Fersen.
Er fleht den Schiffer um die Ueberfahrt;
Der fürcht't sich vor dem Sturm und will nicht fahren.

R. Da ist der Tell, er führt das Ruder auch;
Der soll mir's zeugen, ob die Fahrt zu wagen.

(Heftige Donnerschläge, der See rauscht auf.)

Ich soll mich in den Höllenrachen stürzen?
Das thäte Keiner, der bei Sinnen ist.

T. Der brave Mann denkt an sich selbst zuletzt.
Vertrau' auf Gott und rette den Bedrängten!

R. Vom sichern Port läßt sich's gemächlich rathen!
Da ist der Kahn, und dort der See! Versucht's!

T. Der See kann sich, der Landvogt nicht erbarmen.
Versuch es, Fährmann!

Hirten und Jäger.

Rett' ihn! Rett' ihn! Rett' ihn!

R. Und wär's mein Bruder und mein leiblich Kind,
Es kann nicht sein; 's ist heut Simons und Judä:
Da rast der See und will sein Opfer haben.

T. Mit eitler Rede wird hier Nichts geschafft;
Die Stunde dringt, dem Mann muß Hülfe werden.
Sprich, Fährmann, willst Du fahren?

R. Nein, nicht ich!

T. In Gottes Namen denn! Gib her den Kahn!
Ich will's mit meiner schwachen Kraft versuchen.

K. Ha, wackrer Tell!

W. Das gleicht dem Waidgesellen!

B. Mein Retter seid Ihr und mein Engel, Tell!

T. Wohl aus des Vogts Gewalt errett' ich Euch!
Aus Sturmes Nöthen muß ein Andrer helfen.
Doch besser ist's, Ihr fallt in Gottes Hand,
Als in der Menschen!

(Zu dem Hirten.)

Landsmann, tröstet Ihr
Mein Weib, wenn mir was Menschliches begegnet.
Ich hab' gethan, was ich nicht lassen konnte.

(Er springt in den Kahn.)

K. (zum Fischer.) Ihr seid ein Meister, Steuermann. Was sich
Der Tell getraute, das konntet Ihr nicht wagen?

R. Wohl beſſ're Männer thun's dem Tell nicht nach;
Es gibt nicht Zwei, wie der ist, im Gebirge.

Werni (ist auf den Fels gestiegen).
Er stößt schon ab. Gott helf Dir, braver Schwimmer!
Sieh, wie das Schifflein auf den Wellen schwankt!

K. (am Ufer). Die Fluth geht drüber weg — Ich seh's nicht mehr.
Doch halt, da ist es wieder! Kräftiglich
Arbeitet sich der Wackre durch die Brandung.

S. Des Landvogts Reiter kommen angesprengt.
K. Weiß Gott, sie sind's! Das war Hülf' in der Noth.

(Ein Trupp Landenbergischer Reiter.)

Erster Reiter. Den Mörder gebt heraus, den Ihr verborgen!
Zweiter. Des Wegs kam er; umsonst verhehlt Ihr ihn.
K. und R. Wen meint Ihr, Reiter?
Erst. R. (entdeckt den Nachen). Ha, was seh' ich! Teufel!
W. (oben). Ist's der im Nachen, den Ihr sucht? — Reit zu!
Wenn Ihr frisch beilegt, holt Ihr ihn noch ein.
Zweit. Verwünscht! Er ist entwischt.
Erst. (zum Hirten und Fischer). Ihr habt ihm fortgeholfen.
Ihr sollt uns büßen — Fallt in ihre Herde!
Die Hütte reißet ein, brennt und schlagt nieder!
(Eilen fort.)
S. (stürzt nach). O meine Lämmer!
K. (folgt). Weh mir! meine Herde!
W. Die Wüthriche!
R. (ringt die Hände). Gerechtigkeit des Himmels,
Wann wird der Retter kommen diesem Lande?
(Folgt ihnen.)

Zweite Scene.

(Zu Steinen in Schwyz eine Linde vor des Stauffachers Hause an der Landstraße nächst der Brücke.)

Werner Stauffacher, Pfeiffer von Luzern
(kommen im Gespräche).

Pfeiffer. Ja, ja, Herr Stauffacher, wie ich Euch sagte,
Schwört nicht zu Oestreich, wenn Ihr's könnt vermeiden.
Haltet fest am Reich und wacker, wie bisher!
Gott schirme Euch bei Eurer alten Freiheit!
(Drückt ihm herzlich die Hand und will gehen.)
Stauff. Bleibt doch, bis meine Wirthin kommt — Ihr seid
Mein Gast zu Schwyz; ich in Luzern der Eure.
Pf. Viel Dank! Muß heute Gersau noch erreichen.
— Was Ihr auch Schweres mögt zu leiden haben
Von Eurer Vögte Geiz und Uebermuth,
Tragt's in Geduld! Es kann sich ändern; schnell
Ein andrer Kaiser kann an's Reich gelangen.
Seid Ihr erst Oesterreichs, seid Ihr's auf immer.

(Er geht ab. Stauffacher setzt sich kummervoll auf eine Bank unter der Linde. So findet ihn Gertrud, seine Frau, die sich neben ihn stellt und ihn eine Zeit lang schweigend betrachtet.)

Gertrud. So ernst, mein Freund? Ich kenne Dich nicht mehr.
Schon viele Tage seh' ich's schweigend an,
Wie finstrer Trübsinn Deine Stirne furcht.
Auf Deinem Herzen drückt ein still Gebresten.
Vertrau' es mir; ich bin Dein treues Weib,
Und meine Hälfte fordr' ich Deines Grams.

(Stauffacher reicht ihr die Hand und schweigt.)

Was kann Dein Herz beklemmen? sag' es mir.
Gesegnet ist Dein Fleiß, Dein Glücksstand blüht,
Voll sind die Scheunen, und der Rinder Scharen,
Der glatten Pferde wohlgenährte Zucht
Ist von den Bergen glücklich heimgebracht
Zur Winterung in den bequemen Ställen.
— Da steht Dein Haus, reich, wie ein Edelsitz;
Von schönem Stammholz ist es neu gezimmert
Und nach dem Richtmaß ordentlich gefügt;
Von vielen Fenstern glänzt es wohnlich, hell!
Mit bunten Wappenschildern ist's bemalt,
Und weisen Sprüchen, die der Wandersmann
Verweilend liest und ihren Sinn bewundert.
St. Wohl steht das Haus gezimmert und gefügt,
Doch ach — es wankt der Grund, auf den wir bauten.
G. Mein Werner, sage, wie verstehst Du das?
St. Vor dieser Linde saß ich jüngst, wie heut,
Das schön Vollbrachte freudig überdenkend;
Da kam daher von Küßnacht, seiner Burg,
Der Vogt mit seinen Reisigen geritten.
Vor diesem Hause hielt er wundernd an;
Doch ich erhub mich schnell, und unterwürfig,
Wie sich's gebührt, trat ich dem Herrn entgegen,
Der uns des Kaisers richterliche Macht
Vorstellt im Lande. „Wessen ist dieß Haus?"
Fragt' er bösmeinend, denn er wußt' es wohl.
Doch schnell besonnen, ich entgegn' ihm so:
„Dieß Haus, Herr Vogt, ist meines Herrn, des Kaisers,
Und Eures und mein Lehen —" Da versetzt er:
„Ich bin Regent im Land an Kaisers Statt,
Und will nicht, daß der Bauer Häuser baue
Auf seine eigne Hand, und also frei
Hinleb', als ob er Herr wär' in dem Lande;
Ich werd' mich unterstehn, Euch das zu wehren."
Dieß sagend ritt er trutziglich von dannen;
Ich aber blieb mit kummervoller Seele,
Das Wort bedenkend, das der Böse sprach.
G. Mein lieber Herr und Ehewirth! Magst Du
Ein redlich Wort von Deinem Weib vernehmen?
Des edlen Ibergs Tochter rühm' ich mich,
Des vielerfahrnen Manns. Wir Schwestern saßen,
Die Wolle spinnend, in den langen Nächten,
Wenn bei dem Vater sich des Volkes Häupter
Versammelten, die Pergamente lasen
Der alten Kaiser, und des Landes Wohl
Bedachten in vernünftigem Gespräch.
Aufmerkend hört' ich da manch kluges Wort,
Was der Verständ'ge denkt, der Gute wünscht.
Und still im Herzen hab' ich mirs bewahrt.
So höre denn und acht' auf meine Rede!
Denn was Dich preßte, sieh, das wußt' ich längst.
— Dir grollt der Landvogt, möchte gern Dir schaden,
Denn Du bist ihm ein Hinderniß, daß sich
Der Schwyzer nicht dem neuen Fürstenhaus
Will unterwerfen, sondern treu und fest
Beim Reich beharren, wie die würdigen
Altvordern es gehalten und gethan. —
Ist's nicht so, Werner? Sag' es, wenn ich lüge!
St. So ist's, das ist des Geßlers Groll auf mich.
G. Er ist Dir neidisch, weil Du glücklich wohnst,
Ein freier Mann auf Deinem eignen Erbe;
— Denn er hat keins. Vom Kaiser selbst und Reich
Trägst Du dieß Haus zu Lehn; Du darfst es zeigen,
So gut der Reichsfürst seine Länder zeigt:
Denn über Dir erkennst Du keinen Herrn,
Als nur den Höchsten in der Christenheit. —
Er ist ein jüngrer Sohn nur seines Hauses;
Nichts nennt er sein, als seinen Rittermantel;
Drum sieht er jedes Biedermannes Glück

Mit scheelen Augen gift'ger Mißgunst an.
Dir hat er längst den Untergang geschworen —
Noch stehst Du unversehrt. — Willst Du erwarten,
Bis er die böse Lust an Dir gebüßt?
Der kluge Mann baut vor.

St. Was ist zu thun!

G. (tritt näher). So höre meinen Rath! Du weißt, wie hier
Zu Schwyz sich alle Redlichen beklagen
Ob dieses Landvogts Geiz und Wütherei.
So zweifle nicht, daß sie dort drüben auch
In Unterwalden und im Urner Land
Des Dranges müd' sind und des harten Jochs; —
Denn wie der Geßler hier, so schafft es frech
Der Landenberger drüben über'm See; —
Es kommt kein Fischerkahn zu uns herüber,
Der nicht ein neues Unheil und Gewalt-
Beginnen von den Vögten uns verkündet.
Drum thät' es gut, daß Eurer Etliche,
Die's redlich meinen, still zu Rathe gingen,
Wie man des Drucks sich möcht' erledigen;
So acht ich wohl, Gott würd' Euch nicht verlassen,
Und der gerechten Sache gnädig sein. —
Hast Du in Uri keinen Gastfreund, sprich,
Dem Du Dein Herz magst redlich offenbaren,

St. Der wackern Männer kenn' ich viele dort,
Und angesehen große Herrenleute,
Die mir geheim sind und gar wohl vertraut.

(Er steht auf.)

Frau, welchen Sturm gefährlicher Gedanken
Weckst Du mir in der stillen Brust! Mein Innerstes
Kehrst Du an's Licht des Tages mir entgegen,
Und was ich mir zu denken still verbot,
Du sprichst's mit leichter Zunge kecklich aus.
— Hast Du auch wohl bedacht, was Du mir räthst?
Die wilde Zwietracht und den Klang der Waffen
Rufst Du in dieses friedgewohnte Thal. —
Wir wagten es, ein schwaches Volk der Hirten,
In Kampf zu gehen mit dem Herrn der Welt?
Der gute Schein nur ist's, worauf sie warten,
Um loszulassen auf dies arme Land
Die wilden Horden ihrer Kriegesmacht,
Darin zu schalten mit des Siegers Rechten,
Und unter'm Schein gerechter Züchtigung
Die alten Freiheitsbriefe zu vertilgen.

G. Ihr seid auch Männer, wisset Eure Axt
Zu führen; und dem Muthigen hilft Gott!

St. O Weib! Ein furchtbar wüthend Schrecknis ist
Der Krieg; die Herde schlägt er und den Hirten.

G. Ertragen muß man, was der Himmel sendet;
Unbilliges erträgt kein edles Herz.

St. Dies Haus erfreut Dich, das wir neu erbauten.
Der Krieg, der ungeheure, brennt es nieder.

G. Wüßt' ich mein Herz an zeitlich Gut gefesselt,
Den Brand würf' ich hinein mit eigner Hand.

St. Du glaubst an Menschlichkeit! Es schont der Krieg
Auch nicht das zarte Kindlein in der Wiege.

G. Die Unschuld hat im Himmel einen Freund!
— Sieh vorwärts, Werner, und nicht hinter Dich!

St. Wir Männer können tapfer fechtend sterben;
Welch Schicksal aber wird das Eure sein?

G. Die letzte Wahl steht auch dem Schwächsten offen:
Ein Sprung von dieser Brücke macht mich frei.

St. (stürzt in ihre Arme). Wer solch ein Herz an seinen Busen drückt,
Der kann für Herd und Hof mit Freuden fechten,
Und keines Königs Heermacht fürchtet er! —
Nach Uri fahr' ich stehnden Fußes gleich.
Dort lebt ein Gastfreund mir, Herr Walther Fürst,
Der über diese Zeiten denkt, wie ich.
Auch find' ich dort den edeln Bannerherrn
Von Attinghaus — obgleich von hohem Stamm,
Liebt er das Volk und ehrt die alten Sitten.
Mit ihnen Beiden pfleg' ich Raths, wie man
Der Landesfeinde muthig sich erwehrt. —
Leb' wohl — und weil ich fern bin, führe Du
Mit klugem Sinn das Regiment des Hauses —
Dem Pilger, der zum Gotteshause wallt,
Dem frommen Mönch, der für sein Kloster sammelt,
Gib reichlich und entlaß ihn wohl gepflegt.
Stauffachers Haus verbirgt sich nicht. Zu äußerst
Am offnen Heerweg steht's, ein wirthlich Dach
Für alle Wandrer, die des Weges fahren.

(Indem sie nach dem Hintergrund abgehen, tritt Wilhelm Tell mit Baumgarten vorn auf die Scene.)

T. (zu Baumgarten). Ihr habt jetzt meiner weiter nicht vonnöthen.
Zu jenem Hause gehet ein; dort wohnt
Der Stauffacher, ein Vater der Bedrängten.
— Doch sieh, da ist er selber — Folgt mir, kommt!

(Gehen auf ihn zu; die Scene verwandelt sich.)

Dritte Scene.

Oeffentlicher Platz bei Altdorf. Auf einer Anhöhe im Hintergrund sieht man eine Veste bauen, welche schon so weit gediehen, daß sich die Form des Ganzen darstellt. Die hintere Seite ist fertig, an der vordern wird eben gebaut; das Gerüste steht noch, an welchem die Werkleute auf- und niedersteigen; auf dem höchsten Dach hängt der Schieferdecker — Alles ist in Bewegung und Arbeit.

Frohnvogt. Meister Steinmetz. Gesellen und Handlanger.

Frohnvogt (mit dem Stabe, treibt die Arbeiter).
Nicht lang gefeiert, frisch! die Mauersteine
Herbei! Den Kalk, den Mörtel zugefahren,
Wenn der Herr Landvogt kommt, daß er das Werk
Gewachsen sieht! — Das schlendert, wie die Schnecken.

(Zu zwei Handlangern, welche tragen.)

Heißt das geladen? Gleich das Doppelte!
Wie die Tagdiebe ihre Pflicht bestehlen!

Erst. Ges. Das ist doch hart, daß wir die Steine selbst
Zu unserm Twing und Kerker sollen fahren!

Fr. Was murret Ihr? das ist ein schlechtes Volk,
Zu Nichts anstellig, als das Vieh zu melken,
Und faul herum zu schlendern auf den Bergen.

Alter Mann (ruht aus). Ich kann nicht mehr.

Fr. (schüttelt ihn). Frisch, Alter, an die Arbeit!

Erst. Ges. Habt Ihr denn gar kein Eingeweid', daß Ihr
Den Greis, der kaum sich selber schleppen kann,
Zum harten Frohndienst treibt?

Meister Steinmetz und Gesellen. 's ist himmelschreiend!

Fr. Sorgt Ihr für Euch; ich thu', was meines Amts.

Zw. Ges. Frohnvogt, wie wird die Veste denn sich nennen,
Die wir da baun?
Fr. Zwing Uri soll sie heißen;
Denn unter dieses Joch wird man Euch beugen.
Gesellen. Zwing Uri?
Fr. Nun was gibt's dabei zu lachen?
Zw. Ges. Mit diesem Häuslein wollt Ihr Uri zwingen?
Erst. Ges. Laß sehn, wie viel man solcher Maulwurfshaufen
Muß über 'nander setzen, bis ein Berg
Draus wird, wie der geringste nur in Uri!

(Frohnvogt geht nach dem Hintergrund.)

Mstr. Steinmetz. Den Hammer werf' ich in den tiefsten See,
Der mir gedient bei diesem Fluchgebäude!

Tell und Stauffacher kommen.

St. O hätt' ich nie gelebt, um das zu schauen!
T. Hier ist nicht gut sein. Laßt uns weiter gehn.
St. Bin ich zu Uri in der Freiheit Land?
Mstr. St. O Herr, wenn Ihr die Keller erst gesehn
Unter den Thürmen! Ja, wer die bewohnt,
Der wird den Hahn nicht fürder krähen hören.
St. O Gott!
Steinmetz. Seht diese Flanken, diese Strebepfeiler,
Die stehn, wie für die Ewigkeit gebaut!
T. Was Hände bauten, können Hände stürzen,

(Nach den Bergen zeigend.)

Das Haus der Freiheit hat uns Gott gegründet.

(Man hört eine Trommel; es kommen Leute, die einen Hut auf einer Stange tragen; ein Ausrufer folgt ihnen; Weiber und Kinder dringen tumultuarisch nach.)

Erst. Ges. Was will die Trommel? Gebet Acht!
Mstr. St. Was für
Ein Fastnachtaufzug, und was soll der Hut?
Ausrufer. In des Kaisers Namen! Höret!
Gesellen. Still doch! Höret!
A. Ihr sehet diesen Hut, Männer von Uri!
Aufrichten wird man ihn auf hoher Säule,
Mitten in Altdorf, an dem höchsten Ort,
Und dieses ist des Landvogts Will' und Meinung:
Dem Hut soll gleiche Ehre, wie ihm selbst, geschehen.
Man soll ihn mit gebognem Knie und mit
Entblößtem Haupt verehren. — Daran will
Der König die Gehorsamen erkennen.
Verfallen ist mit seinem Leib und Gut
Dem Könige, wer das Gebot verachtet.

(Das Volk lacht laut auf, die Trommel wird gerührt, sie gehen vorüber.)

Erst. Ges. Welch neues Unerhörtes hat der Vogt
Sich ausgesonnen! Wir 'nen Hut verehren!
Sagt! Hat man je vernommen von dergleichen?
Mstr. St. Wir unsre Kniee beugen einem Hut!
Treibt er sein Spiel mit ernsthaft würd'gen Leuten?
Erst. Ges. Wär's noch die kaiserliche Kron'! So ist's
Der Hut von Oesterreich; ich sah ihn hangen
Ueber dem Thron, wo man die Lehen gibt!

Mstr. St. Der Hut von Oesterreich! Gebt Acht, es ist
Ein Fallstrick, uns an Oestreich zu verrathen!
Gesellen. Kein Ehrenmann wird sich der Schmach bequemen.
Mstr. St. Kommt, laßt uns mit den Andern Abred' nehmen.

(Sie gehen nach der Tiefe.)

T. (zum Stauffacher.) Ihr wisset nun Bescheid. Lebt wohl, Herr Werner!
St. Wo wollt Ihr hin? O eilt nicht so von dannen!
T. Mein Haus entbehrt des Vaters. Lebet wohl!
St. Mir ist das Herz so voll, mit Euch zu reden!
T. Das schwere Herz wird nicht durch Worte leicht.
St. Doch könnten Worte uns zu Thaten führen.
T. Die einz'ge That ist jetzt Geduld und Schweigen.
St. Soll man ertragen, was unleidlich ist?
T. Die schnellen Herrscher sind's, die kurz regieren.
— Wenn sich der Föhn erhebt aus seinen Schlünden,
Löscht man die Feuer aus, die Schiffe suchen
Eilends den Hafen, und der mächt'ge Geist
Geht ohne Schaden spurlos über die Erde.
Ein Jeder lebe still bei sich daheim;
Dem Friedlichen gewährt man gern den Frieden.
St. Meint Ihr?
T. Die Schlange sticht nicht ungereizt.
Sie werden endlich doch von selbst ermüden,
Wenn sie die Lande ruhig bleiben sehn.
St. Wir könnten viel, wenn wir zusammen stünden.
T. Beim Schiffbruch hilft der Einzelne sich leichter.
St. So kalt verlaßt Ihr die gemeine Sache?
T. Ein Jeder zählt nur sicher auf sich selbst.
St. Verbunden werden auch die Schwachen mächtig.
T. Der Starke ist am mächtigsten allein.
St. So kann das Vaterland auf Euch nicht zählen,
Wenn es verzweiflungsvoll zur Nothwehr greift?

Tell (gibt ihm die Hand).

Der Tell holt ein verlornes Lamm vom Abgrund,
Und sollte seinen Freunden sich entziehen?
Doch was Ihr thut, laßt mich aus Eurem Rath!
Ich kann nicht lange prüfen oder wählen;
Bedürft Ihr meiner zu bestimmter That,
Dann ruft den Tell! Es soll an mir nicht fehlen.

(Gehen ab zu verschiedenen Seiten. Ein plötzlicher Auflauf entsteht um das Gerüste.)

Mstr. St. (eilt hin). Was gibt's?
Erst. Ges. (kommt vor, rufend). Der Schieferdecker ist vom Dach gestürzt.

Bertha (mit Gefolge).

B. (stürzt herein). Ist er zerschmettert? Rennet, rettet, helft —
Wenn Hülfe möglich, rettet, hier ist Gold. —

(wirft ihr Geschmeide unter das Volk.)

Mstr. Mit Eurem Golde — Alles ist Euch feil
Um Gold, wenn Ihr den Vater von den Kindern

Gerissen und den Mann von seinem Weibe,
Und Jammer habt gebracht über die Welt,
Denkt Ihr's mit Golde zu vergüten. — Geht!
Wir waren frohe Menschen, eh' Ihr kamt;
Mit Euch ist die Verzweiflung eingezogen.
B. (zu dem Frohnvogt, der zurückkommt.) Lebt er?
(Frohnvogt gibt ein Zeichen des Gegentheils).
O unglückseliges Schloß, mit Flüchen
Erbaut, und Flüche werden dich bewohnen!
(Geht ab.)

Vierte Scene.

(Walther Fürsts Wohnung.)

Walther Fürst und Arnold von Melchthal (treten zugleich ein von verschiedenen Seiten).

M. Herr Walter Fürst —
W. F. Wenn man uns überraschte!
Bleibt, wo Ihr seid. Wir sind umringt von Spähern.
M. Bringt Ihr mir Nichts von Unterwalden? Nichts
Von meinem Vater? Nicht ertrag' ichs länger,
Als ein Gefangner müßig hier zu liegen.
Was hab' ich denn so Sträfliches gethan,
Um mich gleich einem Mörder zu verbergen?
Dem frechen Buben, der die Ochsen mir,
Das treffliche Gespann, vor meinen Augen
Weg wollte treiben auf des Vogts Geheiß,
Hab' ich den Finger mit dem Stab gebrochen.
W. F. Ihr seid zu rasch. Der Bube war des Vogts;
Von Eurer Obrigkeit war er gesendet.
Ihr wart in Straf' gefallen, mußtet Euch,
Wie schwer sie war, der Buße schweigend fügen.
M. Ertragen sollt' ich die leichtfert'ge Rede
Des Unverschämten: „Wenn der Bauer Brod
Wollt' essen, mög' er selbst am Pfluge ziehn!"
In die Seele schnitt mir's, als der Bub' die Ochsen,
Die schönen Thiere, von dem Pfluge spannte;
Dumpf brüllten sie, als hätten sie Gefühl
Der Ungebühr, und stießen mit den Hörnern;
Da übernahm mich der gerechte Zorn,
Und meiner selbst nicht Herr, schlug ich den Boten.
W. F. O kaum bezwingen wir das eigne Herz;
Wie soll die rasche Jugend sich bezähmen!
M. Mich jammert nur der Vater. — Er bedarf
So sehr der Pflege, und sein Sohn ist fern.
Der Vogt ist ihm gehässig, weil er stets
Für Recht und Freiheit redlich hat gestritten.
Drum werden sie den alten Mann bedrängen,
Und Niemand ist, der ihn vor Unglimpf schütze.
— Werde mit mir, was will, ich muß hinüber.
W. F. Erwartet nur und faßt Euch in Geduld,
Bis Nachricht uns herüber kommt vom Walde.
— Ich höre klopfen, geht! — Vielleicht ein Bote
Vom Landvogt. — Geht hinein! — Ihr seid in Uri
Nicht sicher vor des Landenbergers Arm;
Denn die Tyrannen reichen sich die Hände.
M. Sie lehren uns, was wir thun sollten.
W. F. Geht,
Ich ruf' Euch wieder, wenn's hier sicher ist.
(Melchthal geht hinein.)

Der Unglückselige, ich darf ihm nicht
Gestehen, was mir Böses schwant. — Wer klopft?
So oft die Thüre rauscht, erwart' ich Unglück.
Verrath und Argwohn lauscht in allen Ecken;
Bis in das Innerste der Häuser dringen
Die Boten der Gewalt; bald thät' es Noth,
Wir hätten Schloß und Riegel an den Thüren.

(Er öffnet und tritt erstaunt zurück, da Werner Stauffacher hereintritt.)

Was seh' ich? Ihr, Herr Werner! Nun, bei Gott!
Ein werther, theurer Gast — Kein beff'rer Mann
Ist über diese Schwelle noch gegangen!
Seid hoch willkommen unter meinem Dach!
Was führt Euch her? Was sucht Ihr hier in Uri?
St. (Ihm die Hand reichend) Die alten Zeiten und die alte Schweiz.
W. F. Die bringt Ihr mit Euch. — Sieh, mir wird so wohl,
Warm geht das Herz mir auf bei Eurem Anblick.
— Setzt Euch, Herr Werner. — Wie verließet Ihr
Frau Gertrud, Eure angenehme Wirthin,
Des weisen Ibergs hochverständ'ge Tochter?
Von allen Wandrern aus dem deutschen Land,
Die über Meinrads Zell nach Welschland fahren,
Rühmt jeder Euer gastlich Haus. — Doch sagt,
Kommt Ihr so eben frisch von Fluelen her,
Und habt Euch nirgend sonst noch umgesehn,
Eh' Ihr den Fuß gesetzt auf diese Schwelle?
St. (setzt sich.) Wohl ein erstaunlich neues Werk hab' ich
Bereiten sehen, das mich nicht erfreute.
W. F. O Freund, da habt Ihr's gleich mit Einem Blicke!
St. Ein solches ist in Uri nie gewesen —
Seit Menschendenken war kein Zwinghof hier,
Und fest war keine Wohnung, als das Grab.
W. F. Ein Grab der Freiheit ist's. Ihr nennt's mit Namen.
St. Herr Walther Fürst, ich will's Euch nicht verhalten;
Nicht eine müß'ge Neugier führt mich her;
Mich drücken schwere Sorgen — Drangsal hab' ich
Zu Haus verlassen, Drangsal find' ich hier.
Denn ganz unleidlich ist's, was wir erdulden,
Und dieses Dranges ist kein Ziel zu sehn.
Frei war der Schweizer von Uralters her;
Wir sind's gewohnt, daß man uns gut begegnet.
Ein Solches war im Lande nie erlebt,
So lang ein Hirte trieb auf diesen Bergen.
W. F. Ja, es ist ohne Beispiel, wie sie's treiben!
Auch unser edle Herr von Attinghausen,
Der noch die alten Zeiten hat gesehn,
Meint selber, es sei nicht mehr zu ertragen.
St. Auch drüben unterm Wald geht Schweres vor,
Und blutig wird's gebüßt. — Der Wolfenschießen,
Des Kaisers Vogt, der auf dem Roßberg hauste,
Gelüsten trug er nach verbotner Frucht;
Baumgartens Weib, der haushält zu Alzellen,
Wollt' er zu frecher Ungebühr mißbrauchen,
Und mit der Axt hat ihn der Mann erschlagen.
W. F. O die Gerichte Gottes sind gerecht!

— Baumgarten, sagt Ihr? Ein bescheidner Mann!
Er ist gerettet doch, und wohl geborgen?
St. Euer Eidam hat ihn übern See geflüchtet;
Bei mir zu Steinen halt' ich ihn verborgen. —
— Noch Gräulichers hat mir derselbe Mann
Berichtet, was zu Sarnen ist geschehn.
Das Herz muß jedem Biedermanne bluten.
W. F. (aufmerksam.) Sagt an, was ist's?
St. Im Melchthal, da wo man
Eintritt bei Kerns, wohnt ein gerechter Mann,
Sie nennen ihn den Heinrich von der Halden,
Und seine Stimm' gilt was in der Gemeinde.
W. F. Wer kennt ihn nicht! Was ist's mit ihm? Vollendet!
St. Der Landenberger büßte seinen Sohn
Um kleinen Fehlers willen, ließ die Ochsen,
Das beste Paar, ihm aus dem Pfluge spannen;
Da schlug der Knab' den Knecht und wurde flüchtig.
W. F. (in höchster Spannung.) Der Vater aber — Sagt, wie steht's um den?
St. Den Vater läßt der Landenberger fordern,
Zur Stelle schaffen soll er ihm den Sohn,
Und da der alte Mann mit Wahrheit schwört,
Er habe von dem Flüchtling keine Kunde,
Da läßt der Vogt die Folterknechte kommen —
W. F. (springt auf und will ihn auf die Seite führen.) O still! Nichts mehr!
St. (mit steigendem Ton.) „Ist mir der Sohn entgangen,
So hab' ich Dich" — läßt ihn zu Boden werfen,
Den spitz'gen Stahl ihm in die Augen bohren —
W. F. Barmherz'ger Himmel!
M. (stürzt heraus.) In die Augen, sagt Ihr?
St. (erstaunt zum Walther Fürst) Wer ist der Jüngling?
M. (faßt ihn mit krampfhafter Heftigkeit.) In die Augen? Redet!
W. F. O der Bejammernswürdige!
St. Wer ist's?
(Da Walther Fürst ihm ein Zeichen gibt.)
Der Sohn ist's? Allgerechter Gott!
M. Und ich
Muß ferne sein! — In seine beiden Augen?
W. F. Bezwinget Euch! Ertragt es, wie ein Mann!
M. Um meiner Schuld, um meines Frevels willen!
— Blind also? Wirklich blind, und ganz geblendet?
St. Ich sagt's. Der Quell des Sehns ist ausgeflossen;
Das Licht der Sonne schaut er niemals wieder.
W. F. Schont seines Schmerzes!
M. Niemals! Niemals wieder!
(Er drückt die Hand vor die Augen, und schweigt einige Momente, dann wendet er sich von dem Einen zu dem Andern, und spricht mit sanfter, von Thränen erstickter Stimme.)
O eine edle Himmelsgabe ist
Das Licht des Auges. — Alle Wesen leben
Vom Lichte, jedes glückliche Geschöpf —
Die Pflanze selbst kehrt freudig sich zum Lichte.
Und er muß sitzen, fühlend, in der Nacht,
Im ewig Finstern — ihn erquickt nicht mehr
Der Matten warmes Grün, der Blumen Schmelz,
Die rothen Firnen kann er nicht mehr schauen —
Sterben ist Nichts — doch leben und nicht sehen,
Das ist ein Unglück. — Warum seht Ihr mich
So jammernd an? Ich hab' zwei frische Augen,
Und kann dem blinden Vater keines geben,
Nicht einen Schimmer von dem Meer des Lichts,
Das glanzvoll, blendend, mir in's Auge dringt.
St. Ach, ich muß Euren Jammer noch vergrößern,
Statt ihn zu heilen — Er bedarf noch mehr!
Denn Alles hat der Landvogt ihm geraubt,
Nichts hat er ihm gelassen, als den Stab,
Um nackt und blind von Thür zu Thür zu wandern.
M. Nichts als den Stab dem augenlosen Greis!
Alles geraubt, und auch das Licht der Sonne,
Des Aermsten allgemeines Gut. — Jetzt rede
Mir Keiner mehr von Bleiben, von Verbergen!
Was für ein feiger Elender bin ich,
Daß ich auf meine Sicherheit gedacht,
Und nicht auf Deine! — Dein geliebtes Haupt
Als Pfand gelassen in des Wüthrichs Händen!
Feigherz'ge Vorsicht, fahre hin! — Auf Nichts,
Als blutige Vergeltung, will ich denken.
Hinüber will ich — Keiner soll mich halten —
Des Vaters Auge von dem Landvogt fordern —
Aus allen seinen Reisigen heraus
Will ich ihn finden. — Nichts liegt mir am Leben,
Wenn ich den heißen ungeheuern Schmerz
In seinem Lebensblute kühle.
(Er will gehen.)
W. F. Bleibt!
Was könnt Ihr gegen ihn? Er sitzt zu Sarnen
Auf seiner hohen Herrenburg und spottet
Ohnmächt'gen Zorns in seiner sichern Veste.
M. Und wohnt er droben auf dem Eispalast
Des Schreckhorns oder höher, wo die Jungfrau
Seit Ewigkeit verschleiert sitzt — ich mache
Mir Bahn zu ihm; mit zwanzig Jünglingen,
Gesinnt wie ich, zerbrech' ich seine Veste.
Und wenn mir Niemand folgt, und wenn Ihr alle,
Für Eure Hütten bang und Eure Herden,
Euch dem Tyrannenjoche beugt — die Hirten
Will ich zusammenrufen im Gebirg,
Dort unterm freien Himmelsdache, wo
Der Sinn noch frisch ist und das Herz gesund,
Das ungeheuer Gräßliche erzählen.
St. (zu Walther Fürst). Es ist auf seinem Gipfel. — Wollen wir
Erwarten, bis das Aeußerste —
M. Welch Aeußerstes
Ist noch zu fürchten, wenn der Stern des Auges
In seiner Höhle nicht mehr sicher ist?
— Sind wir denn wehrlos? Wozu lernten wir
Die Armbrust spannen und die schwere Wucht
Der Streitaxt schwingen? Jedem Wesen ward
Ein Nothgewehr in der Verzweiflung Angst;
Es stellt sich der erschöpfte Hirsch und zeigt
Der Meute sein gefürchtetes Geweih,
Die Gemse reißt den Jäger in den Abgrund —
Der Pflugstier selbst, der sanfte Hausgenoß
Des Menschen, der die ungeheure Kraft
Des Halses duldsam unters Joch gebogen,
Springt auf, gereizt, wetzt sein gewaltig Horn,
Und schleudert seinen Feind den Wolken zu.

W. F. Wenn die drei Lande dächten, wie wir Drei,
So möchten wir vielleicht Etwas vermögen.
St. Wenn Uri ruft, wenn Unterwalden hilft,
Der Schwyzer wird die alten Bünde ehren.
M. Groß ist in Unterwalden meine Freundschaft,
Und Jeder wagt mit Freuden Leib und Blut,
Wenn er am Andern einen Rücken hat
Und Schirm. — O fromme Väter dieses Landes!
Ich stehe nur ein Jüngling zwischen Euch,
Den Vielerfahrnen — meine Stimme muß
Bescheiden schweigen in der Landsgemeinde.
Nicht, weil ich jung bin und nicht viel erlebte,
Verachtet meinen Rath und meine Rede!
Nicht lüstern jugendliches Blut, mich treibt
Des höchsten Jammers schmerzliche Gewalt,
Was auch den Stein des Felsen muß erbarmen.
Ihr selbst seid Väter, Häupter eines Hauses,
Und wünscht Euch einen tugendhaften Sohn,
Der Eures Hauptes heil'ge Locken ehre,
Und Euch den Stern des Auges fromm bewache.
O weil Ihr selbst an Eurem Leib und Gut
Noch Nichts erlitten, Eure Augen sich
Noch frisch und hell in ihren Kreisen regen,
So sei Euch darum unsre Noth nicht fremd.
Auch über Euch hängt des Tyrannen Schwert,
Ihr habt das Land von Oestreich abgewendet;
Kein anderes war meines Vaters Unrecht;
Ihr seid in gleicher Mitschuld und Verdammniß.
St. (zu Walther Fürst). Beschließet Ihr! Ich bin bereit zu folgen.
W. F. Wir wollen hören, was die edeln Herrn
Von Sillinen, von Attinghausen rathen —
Ihr Name, denk' ich, wird uns Freunde werben.
M. Wo ist ein Namen in dem Waldgebirg'
Ehrwürdiger, als Eurer und der Eure?
An solcher Namen echte Währung glaubt
Das Volk, sie haben guten Klang im Lande.
Ihr habt ein reiches Erb von Vätertugend,
Und habt es selber reich vermehrt. — Was braucht's
Des Edelmanns? Laßt's uns allein vollenden!
Wären wir doch allein im Land! Ich meine,
Wir wollten uns schon selbst zu schirmen wissen.
St. Die Edeln drängt nicht gleiche Noth mit uns:
Der Strom, der in den Niederungen wüthet,
Bis jetzt hat er die Höhn noch nicht erreicht —
Doch ihre Hülfe wird uns nicht entstehn,
Wenn sie das Land in Waffen erst erblicken.
W. F. Wäre ein Obmann zwischen uns und Oestreich,
So möchte Recht entscheiden und Gesetz.
Doch, der uns unterdrückt, ist unser Kaiser
Und höchster Richter — so muß Gott uns helfen
Durch unsern Arm. — Erforschet Ihr die Männer
Von Schwyz, ich will in Uri Freunde werben.
Wen aber senden wir nach Unterwalden? —
M. Mich sendet hin! — Wem läg' es näher an? —
W. F. Ich geb's nicht zu, Ihr seid mein Gast, ich muß
Für Eure Sicherheit gewähren!
M. Laßt mich!
Die Schliche kenn' ich und die Felsensteige;
Auch Freunde find' ich gnug, die mich dem Feind
Verhehlen und ein Obdach gern gewähren.
St. Laßt ihn mit Gott hinüber gehn! Dort drüben
Ist kein Verräther. — So verabscheut ist
Die Tyrannei, daß sie kein Werkzeug findet.
Auch der Alzeller soll uns nid dem Wald
Genossen werben und das Land erregen.
M. Wie bringen wir uns sichre Kunde zu,
Daß wir den Argwohn der Tyrannen täuschen?
St. Wir könnten uns zu Brunnen oder Treib
Versammeln, wo die Kaufmannsschiffe landen.
W. F. So offen dürfen wir das Werk nicht treiben.
— Hört meine Meinung. Links am See, wenn man
Nach Brunnen fährt, dem Mytenstein grad über,
Liegt eine Matte heimlich im Gehölz,
Das Rütli heißt sie bei dem Volk der Hirten,
Weil dort die Waldung ausgereutet ward.
Dort ist's, wo unsre Landmark und die Eure
(zu Melchthal)
Zusammengrenzen, und in kurzer Fahrt
(zu Stauffacher)
Trägt Euch der leichte Kahn von Schwyz herüber.
Auf öden Pfaden können wir dahin
Bei Nachtzeit wandern und uns still berathen.
Dahin mag Jeder zehn vertraute Männer
Mitbringen, die herzeinig sind mit uns,
So können wir gemeinsam das Gemeine
Besprechen und mit Gott es frisch beschließen.
St. So sei's. Jetzt reicht mir Eure biedre Rechte,
Reicht Ihr die Eure her, und so wie wir
Drei Männer jetzo unter uns die Hände
Zusammen flechten, redlich, ohne Falsch,
So wollen wir Drei Länder auch zu Schutz
Und Trutz zusammen stehn auf Tod und Leben.
W. F. und M. Auf Tod und Leben.

(Sie halten die Hände noch einige Pausen lang zusammen geflochten und schweigen.)

M. Blinder, alter Vater,
Du kannst den Tag der Freiheit nicht mehr schauen,
Du sollst ihn hören — Wenn von Alp zu Alp
Die Feuerzeichen flammend sich erheben,
Die festen Schlösser der Tyrannen fallen,
In Deine Hütte soll der Schweizer wallen,
Zu Deinem Ohr die Freudenkunde tragen,
Und hell in Deiner Nacht soll es Dir tagen!
(Sie gehen auseinander.)

Zweiter Aufzug.

Erste Scene.

Edelhof des Freiherrn von Attinghausen.

Ein gothischer Saal, mit Wappenschildern und Helmen verziert. Der Freiherr, ein Greis von fünf und achtzig Jahren, von hoher, edler Statur, an einem Stabe, worauf ein Gemsenhorn, und in ein Pelzwammus gekleidet. Kuoni und noch sechs Knechte stehen um ihn her mit Rechen und Sensen. — Ulrich von Rudenz tritt ein in Ritterkleidung.

Rudenz. Hier bin ich, Oheim — Was ist Euer Wille?
Attinghausen. Erlaubt, daß ich nach altem Hausgebrauch

Den Frühtrunk erst mit meinen Knechten theile.
(Er trinkt aus einem Becher, der dann in der Reihe herumgeht.)
Sonst war ich selber mit in Feld und Wald,
Mit meinem Auge ihren Fleiß regierend,
Wie sie mein Banner führte in der Schlacht;
Jetzt kann ich Nichts mehr, als den Schaffner machen;
Und kommt die warme Sonne nicht zu mir,
Ich kann sie nicht mehr suchen auf den Bergen.
Und so in engem stets und engerm Kreis
Beweg' ich mich dem engesten und letzten,
Wo alles Leben still steht, langsam zu.
Mein Schatten bin ich nur, bald nur mein Name.

Kuoni (zu Rudenz mit dem Becher). Ich bring's Euch, Junker.
(Da Rudenz zaudert, den Becher zu nehmen.)
Trinket frisch! Es geht
Aus Einem Becher und aus Einem Herzen.

A. Geht Kinder, und wenn's Feierabend ist,
Dann reden wir auch von des Lands Geschäften.
(Knechte gehen ab.)

Attinghausen und Rudenz.

A. Ich sehe Dich gegürtet und gerüstet;
Du willst nach Altdorf in die Herrenburg?

R. Ja, Oheim, und ich darf nicht länger säumen. —

A. (setzt sich). Hast Du's so eilig? Wie? Ist Deiner Jugend
Die Zeit so karg gemessen, daß Du sie
An Deinem alten Oheim mußt ersparen?

R. Ich sehe, daß Ihr meiner nicht bedürft,
Ich bin ein Fremdling nur in diesem Hause.

A. (hat ihn lange mit den Augen gemustert). Ja, leider bist Du's. Leider ist die Heimat
Zur Fremde Dir geworden! Uly! Uly!
Ich kenne Dich nicht mehr. In Seide prangst Du,
Die Pfauenfeder trägst Du stolz zur Schau,
Und schlägst den Purpurmantel um die Schultern;
Den Landmann blickst Du mit Verachtung an,
Und schämst Dich seiner traulichen Begrüßung.

R. Die Ehr', die ihm gebührt, geb' ich ihm gern;
Das Recht, das er sich nimmt, verweigr' ich ihm.

A. Das ganze Land liegt unterm schweren Zorn
Des Königs. — Jedes Biedermannes Herz
Ist kummervoll ob der tyrannischen Gewalt,
Die wir erdulden. — Dich allein rührt nicht
Der allgemeine Schmerz. — Dich siehet man
Abtrünnig von den Deinen auf der Seite
Des Landesfeindes stehen, unsrer Noth
Hohnsprechend, nach der leichten Freude jagen,
Und buhlen um die Fürstengunst, indeß
Dein Vaterland von schwerer Geißel blutet.

R. Das Land ist schwer bedrängt — warum, mein Oheim?
Wer ist's, der es gestürzt in diese Noth?
Es kostete ein einzig leichtes Wort,
Um augenblicks des Dranges los zu sein,
Und einen gnäd'gen Kaiser zu gewinnen.
Weh ihnen, die dem Volk die Augen halten,
Daß es dem wahren Besten widerstrebt.
Um eignen Vortheils willen hindern sie,
Daß die Waldstätte nicht zu Oestreich schwören,
Wie ringsum alle Lande doch gethan.
Wohl thut es ihnen, auf der Herrenbank
Zu sitzen mit dem Edelmann; — den Kaiser
Will man zum Herrn, um keinen Herrn zu haben.

A. Muß ich das hören und aus Deinem Munde!

R. Ihr habt mich aufgefordert, laßt mich enden.
— Welche Person ist's, Oheim, die Ihr selbst
Hier spielt? Habt Ihr nicht höhern Stolz, als hier
Landammann oder Bannerherr zu sein,
Und neben diesen Hirten zu regieren?
Wie? Ist's nicht eine rühmlichere Wahl,
Zu huldigen dem königlichen Herrn,
Sich an sein glänzend Lager anzuschließen,
Als Eurer eignen Knechte Pair zu sein,
Und zu Gericht zu sitzen mit dem Bauer?

A. Ach, Uly! Uly! Ich erkenne sie,
Die Stimme der Verführung! Sie ergriff
Dein offnes Ohr, sie hat Dein Herz vergiftet.

R. Ja, ich verberg' es nicht — in tiefer Seele
Schmerzt mich der Spott der Fremdlinge, die uns
Den Bauernadel schelten — Nicht ertrag' ich's,
Indeß die edle Jugend rings umher
Sich Ehre sammelt unter Habsburgs Fahnen,
Auf meinem Erb' hier müßig still zu liegen,
Und bei gemeinem Tagewerk den Lenz
Des Lebens zu verlieren — Anderswo
Geschehen Thaten, eine Welt des Ruhms
Bewegt sich glänzend jenseits dieser Berge; —
Mir rosten in der Halle Helm und Schild:
Der Kriegstrommete muthiges Getön',
Der Heroldsruf, der zum Turniere ladet,
Er dringt in diese Thäler nicht herein;
Nichts als den Kuhreihn und der Herdeglocken
Einförmiges Geläut vernehm' ich hier.

A. Verblendeter, vom eitlen Glanz verführt,
Verachte Dein Geburtsland! Schäme Dich
Der uralt frommen Sitte Deiner Väter!
Mit heißen Thränen wirst Du Dich dereinst
Heim sehnen nach den väterlichen Bergen,
Und dieses Herdenreihens Melodie,
Die Du in stolzem Ueberdruß verschmähst,
Mit Schmerzenssehnsucht wird sie Dich ergreifen,
Wenn sie Dir anklingt auf der fremden Erde.
O mächtig ist der Trieb des Vaterlands!
Die fremde falsche Welt ist nicht für Dich.
Dort an dem stolzen Kaiserhof bleibst Du
Dir ewig fremd mit Deinem treuen Herzen!
Die Welt, sie fordert andre Tugenden,
Als Du in diesen Thälern Dir erworben.
— Geh' hin, verkaufe Deine freie Seele,
Nimm Land zu Lehen, werd' ein Fürstenknecht,
Da Du ein Selbstherr sein kannst und ein Fürst
Auf Deinem eignen Erb' und freien Boden.
Ach, Uly! Uly! Bleibe bei den Deinen!
Geh' nicht nach Altdorf — O verlaß sie nicht
Die heil'ge Sache Deines Vaterlands!
— Ich bin der Letzte meines Stamms. Mein Name
Endet mit mir. Da hängen Helm und Schild;
Die werden sie mir in das Grab mitgeben.
Und muß ich denken bei dem letzten Hauch,
Daß Du mein brechend Auge nur erwartest,
Um hinzugehn vor diesen neuen Lehenhof
Und meine edeln Güter, die ich frei
Von Gott empfing, von Oestreich zu empfangen!

R. Vergebens widerstreben wir dem König.
Die Welt gehört ihm; wollen wir allein
Uns eigensinnig steifen und verstocken,
Die Länderkette ihm zu unterbrechen,
Die er gewaltig rings um uns gezogen?
Sein sind die Märkte, die Gerichte, sein
Die Kaufmannsstraßen, und das Saumroß selbst,
Das auf dem Gotthardt ziehet, muß ihm zollen.
Von seinen Ländern, wie mit einem Netz,
Sind wir umgarnet rings und eingeschlossen.
— Wird uns das Reich beschützen? Kann es selbst
Sich schützen gegen Oestreichs wachsende Gewalt?
Hilft Gott uns nicht, kein Kaiser kann uns helfen.
Was ist zu geben auf der Kaiser Wort,
Wenn sie in Geld- und Kriegesnoth die Städte,
Die unter'n Schirm des Adlers sich geflüchtet,
Verpfänden dürfen und dem Reich veräußern?
— Nein, Oheim! Wohlthat ist's und weise Vorsicht,
In diesen schweren Zeiten der Parteiung
Sich anzuschließen an ein mächtig Haupt.
Die Kaiserkrone geht von Stamm zu Stamm;
Die hat für treue Dienste kein Gedächtniß.
Doch um den mächt'gen Erbherrn wohl verdienen,
Heißt Saaten in die Zukunft streun.
A. Bist Du so weise?
Willst heller sehn, als Deine edeln Väter,
Die um der Freiheit kostbarn Edelstein
Mit Gut und Blut und Heldenkraft gestritten?
— Schiff' nach Luzern hinunter, frage dort,
Wie Oestreichs Herrschaft lastet auf den Ländern!
Sie werden kommen, unsre Schaf' und Rinder
Zu zählen, unsre Alpen abzumessen,
Den Hochflug und das Hochgewilde bannen
In unsern freien Wäldern, ihren Schlagbaum
An unsre Brücken, unsre Thore setzen,
Mit unsrer Armuth ihre Länderkäufe,
Mit unserm Blute ihre Kriege zahlen! —
— Nein, wenn wir unser Blut dran setzen sollen,
So sei's für uns — wohlfeiler kaufen wir
Die Freiheit, als die Knechtschaft, ein!
R. Was können wir,
Ein Volk der Hirten, gegen Albrechts Heere?
A. Lern' dieses Volk der Hirten kennen, Knabe!
Ich kenn's, ich hab' es angeführt in Schlachten,
Ich hab' es fechten sehen bei Favenz.
Sie sollen kommen, uns ein Joch aufzwingen,
Das wir entschlossen sind, nicht zu ertragen!
— O lerne fühlen, welches Stamms Du bist!
Wirf nicht für eiteln Glanz und Flitterschein
Die echte Perle Deines Werthes hin! —
Das Haupt zu heißen eines freien Volks,
Das Dir aus Liebe nur sich herzlich weiht,
Das treulich zu Dir steht in Kampf und Tod —
Das sei Dein Stolz, deß Adels rühme Dich! —
Die angebornen Bande knüpfe fest,
Ans Vaterland, ans theure, schließ' Dich an,
Das halte fest mit Deinem ganzen Herzen!
Hier sind die starken Wurzeln Deiner Kraft;
Dort in der fremden Welt stehst Du allein,
Ein schwankes Rohr, das jeder Sturm zerknickt.
O komm, Du hast uns lang' nicht mehr gesehn,
Versuch's mit uns nur Einen Tag — nur heute
Geh' nicht nach Altdorf — hörst Du? Heute nicht,
Den Einen Tag nur schenke Dich den Deinen!
(Er faßt seine Hand.)
R. Ich gab mein Wort. — Laßt mich! — Ich bin gebunden.
A. (läßt seine Hand los, mit Ernst). Du bist gebunden? — Ja, Unglücklicher!
Du bist's; doch nicht durch Wort und Schwur.
Gebunden bist Du durch der Liebe Seile!
(Rudenz wendet sich weg.)
— Verbirg Dich, wie Du willst. Das Fräulein ist's,
Bertha von Bruneck, die zur Herrenburg
Dich zieht, Dich fesselt an des Kaisers Dienst.
Das Ritterfräulein willst Du Dir erwerben
Mit Deinem Abfall von dem Land. — Betrüg' Dich nicht!
Dich anzulocken, zeigt man Dir die Braut;
Doch Deiner Unschuld ist sie nicht beschieden.
R. Genug hab' ich gehört. Gehabt Euch wohl.
(Er geht ab.)
A. Wahnsinn'ger Jüngling, bleib! Er geht dahin!
Ich kann ihn nicht erhalten, nicht erretten —
So ist der Wolfenschießen abgefallen
Von seinem Land — so werden Andre folgen;
Der fremde Zauber reißt die Jugend fort,
Gewaltsam strebend über unsre Berge.
— O unglücksel'ge Stunde, da das Fremde
In diese still beglückten Thäler kam,
Der Sitten fromme Unschuld zu zerstören!
Das Neue dringt herein mit Macht, das Alte,
Das Würd'ge scheidet, andre Zeiten kommen;
Es lebt ein andersdenkendes Geschlecht!
Was thu' ich hier? Die sind begraben alle,
Mit denen ich gewaltet und gelebt.
Unter der Erde schon liegt meine Zeit,
Wohl dem, der mit der neuen nicht mehr braucht zu leben!
(Geht ab.)

Zweite Scene.

Eine Wiese, von hohen Felsen und Wald umgeben. Auf den Felsen sind Steige, mit Geländern, auch Leitern, von denen man nachher die Landleute herabsteigen sieht. Im Hintergrunde zeigt sich der See, über welchen anfangs ein Mondregenbogen zu sehen ist. Den Prospekt schließen hohe Berge, hinter welchen noch höhere Eisgebirge ragen. Es ist völlig Nacht auf der Scene, nur der See und die weißen Gletscher leuchten im Mondlicht.

Melchthal, Baumgarten, Winkelried, Meier von Sarnen, Burkhardt am Bühel, Arnold von Sewa, Klaus von der Flüe und noch viele andere Landleute, alle bewaffnet.

M. (noch hinter der Scene). Der Bergweg öffnet sich, nur frisch mir nach!
Den Fels erkenn' ich und das Kreuzlein drauf;
Wir sind am Ziel, hier ist das Rütli.
(Treten auf mit Windlichtern.
W. Horch!
S. Ganz leer.
Meier. 's ist noch kein Landmann da. Wir sind
Die Ersten auf dem Platz, wir Unterwaldner.
M. Wie weit ist's in der Nacht?
B. Der Feuerwächter
Vom Selisberg hat eben Zwei gerufen.
(Man hört in der Ferne läuten.)
Meier. Still! Horch!
Am Bühel. Das Mettenglöcklein in der Waldkapelle
Klingt hell herüber aus dem Schwyzerland.

V. d. Flüe. Die Luft ist rein und trägt den Schall so weit.
M. Geh'n Einige und zünden Reißholz an,
Daß es loh brenne, wenn die Männer kommen.
(Zwei Landleute gehen.)
S. 's ist eine schöne Mondennacht. Der See
Liegt ruhig da, als wie ein ebner Spiegel.
A. B. Sie haben eine leichte Fahrt.
W. (zeigt nach dem See). Ha, seht!
Seht dorthin! Seht Ihr Nichts?
Mei. Was denn? — Ja, wahrlich!
Ein Regenbogen mitten in der Nacht!
M. Es ist das Licht des Mondes, das ihn bildet.
V. d. F. Das ist ein seltsam wunderbares Zeichen!
Es leben Viele, die das nicht gesehn.
S. Er ist doppelt, seht, ein blässerer steht drüber.
B. Ein Nachen fährt so eben drunter weg.
M. Das ist der Stauffacher mit seinem Kahn;
Der Biedermann läßt sich nicht lang erwarten.
(Geht mit Baumgarten nach dem Ufer.)
Mei. Die Urner sind es, die am längsten säumen.
A. B. Sie müssen weit umgehen durchs Gebirg,
Daß sie des Landvogts Kundschaft hintergehen.
(Unterdessen haben die zwei Landleute in der Mitte des Platzes ein Feuer angezündet.)
M. (am Ufer). Wer ist da? Gebt das Wort!
St. (von unten). Freunde des Landes.
(Alle gehen nach der Tiefe, den Kommenden entgegen. Aus dem Kahn steigen Stauffacher, Itel Reding, Hans auf der Mauer, Jörg im Hofe, Konrad Hunn, Ulrich der Schmied, Jost von Weiler, und noch drei andere Landleute, gleichfalls bewaffnet.)
Alle (rufen). Willkommen!
(Indem die Uebrigen in der Tiefe verweilen und sich begrüßen, kommt Melchthal mit Stauffacher vorwärts.)
M. O Herr Stauffacher! Ich hab ihn
Gesehn, der mich nicht wiedersehen konnte!
Die Hand hab' ich gelegt auf seine Augen,
Und glühend Rachgefühl hab' ich gesogen
Aus der erloschnen Sonne seines Blicks.
St. Sprecht nicht von Rache. Nicht Geschehnes rächen,
Gedrohtem Uebel wollen wir begegnen.
— Jetzt sagt, was Ihr im Unterwaldner Land
Geschafft und für gemeine Sach' geworben,
Wie die Landleute denken, wie Ihr selbst
Den Stricken des Verraths entgangen seid.
M. Durch der Surenen furchtbares Gebirg,
Auf weit verbreitet öden Eisesfeldern,
Wo nur der heis're Lämmergeier krächzt,
Gelangt' ich zu der Alpentrift, wo sich
Aus Uri und vom Engelberg die Hirten
Anrufend grüßen und gemeinsam weiden,
Den Durst mir stillend mit der Gletscher Milch,
Die in den Runsen schäumend niederquillt.
In den einsamen Sennhütten kehrt' ich ein,
Mein eigner Wirth und Gast, bis daß ich kam
Zu Wohnungen gesellig lebender Menschen.
— Erschollen war in diesen Thälern schon
Der Ruf des neuen Gräuels, der geschehen,
Und fromme Ehrfurcht schaffte mir mein Unglück
Vor jeder Pforte, wo ich wandernd klopfte.
Entrüstet fand ich diese graden Seelen
Ob dem gewaltsam neuen Regiment:
Denn so wie ihre Alpen fort und fort
Dieselben Kräuter nähren, ihre Brunnen
Gleichförmig fließen, Wolken selbst und Winde
Den gleichen Strich unwandelbar befolgen,
So hat die alte Sitte hier vom Ahn
Zum Enkel unverändert fort bestanden.
Nicht tragen sie verwegne Neuerung
Im altgewohnten gleichen Gang des Lebens.
— Die harten Hände reichten sie mir dar,
Von den Wänden langten sie die rost'gen Schwerter,
Und aus den Augen blitzte freudiges
Gefühl des Muths, als ich die Namen nannte,
Die im Gebirg dem Landmann heilig sind,
Den Eurigen und Walther Fürst's. — Was Euch
Recht würde dünken, schwuren sie zu thun;
Euch schwuren sie, bis in den Tod zu folgen.
— So eilt' ich sicher unterm heil'gen Schirm
Des Gastrechts von Gehöfte zu Gehöfte —
Und als ich kam in's heimatliche Thal,
Wo mir die Vettern viel verbreitet wohnen —
Als ich den Vater fand, beraubt und blind,
Auf fremdem Stroh, von der Barmherzigkeit
Mildthät'ger Menschen lebend —
St. Herr im Himmel!
M. Da weint' ich nicht! Nicht in ohnmächt'gen Thränen
Goß ich die Kraft des heißen Schmerzes aus;
In tiefer Brust, wie einen theuern Schatz,
Verschloß ich ihn und dachte nur auf Thaten.
Ich kroch durch alle Krümmen des Gebirgs;
Kein Thal war so versteckt, ich späht' es aus;
Bis an der Gletscher eisbedeckten Fuß
Erwartet' ich und fand bewohnte Hütten,
Und überall, wohin mein Fuß mich trug,
Fand ich den gleichen Haß der Tyrannei;
Denn bis an diese letzte Gränze selbst
Belebter Schöpfung, wo der starre Boden
Aufhört zu geben, raubt der Vögte Geiz —
Die Herzen alle dieses biedern Volks
Erregt' ich mit dem Stachel meiner Worte,
Und unser sind sie all mit Herz und Mund.
St. Großes habt Ihr in kurzer Frist geleistet.
M. Ich that noch mehr. Die beiden Vesten sind's,
Roßberg und Sarnen, die der Landmann fürchtet:
Denn hinter ihren Felsenwällen schirmt
Der Feind sich leicht und schädiget das Land.
Mit eignen Augen wollt' ich es erkunden,
Ich war zu Sarnen und besah die Burg.
St. Ihr wagtet Euch bis in des Tigers Höhle?
M. Ich war verkleidet dort in Pilgerstracht;
Ich sah den Landvogt an der Tafel schwelgen —
Urtheilt, ob ich mein Herz bezwingen kann:
Ich sah den Feind, und ich erschlug ihn nicht.
St. Fürwahr, das Glück war Eurer Kühnheit hold.
(Unterdessen sind die andern Landleute vorwärts gekommen, und nähern sich den Beiden.)
Doch jetzo sagt mir, wer die Freunde sind,
Und die gerechten Männer, die Euch folgten?
Macht mich bekannt mit ihnen, daß wir uns
Zutraulich nahen und die Herzen öffnen.
Meier. Wer kennte Euch nicht, Herr, in den drei Landen?
Ich bin der Meier von Sarnen; dieß hier ist
Mein Schwestersohn, der Struth von Winkelried.
St. Ihr nennt mir keinen unbekannten Namen.

Ein Winkelried war's, der den Drachen schlug
Im Sumpf bei Weiler, und sein Leben ließ
In diesem Strauß.

Wink. Das war mein Ahn, Herr Werner.

Melchthal (zeigt auf zwei Landleute).
Die wohnen hinter'm Wald, sind Klosterleute
Vom Engelberg — Ihr werdet sie drum nicht
Verachten, weil sie eigne Leute sind,
Und nicht, wie wir, frei sitzen auf dem Erbe —
Sie lieben's Land, sind sonst auch wohl berufen.

St. (zu den Beiden). Gebt mir die Hand! Es preise sich, wer Keinem
Mit seinem Leibe pflichtig ist auf Erden;
Doch Redlichkeit gedeiht in jedem Stande.

Konr. Hunn. Das ist Herr Reding, unser Altlandammann.

Meier. Ich kenn' ihn wohl. Er ist mein Widerpart,
Der um ein altes Erbstück mit mir rechtet.
— Herr Reding, wir sind Feinde vor Gericht;
Hier sind wir einig.
(Schüttelt ihm die Hand.)

St. Das ist brav gesprochen.

Wink. Hört Ihr? Sie kommen. Hört, das Horn von Uri!

(Rechts und links sieht man bewaffnete Männer mit Windlichtern die Felsen herabsteigen.)

Auf der Mauer. Seht! Steigt nicht selbst der fromme Diener Gottes,
Der würd'ge Pfarrer mit herab? Nicht scheut er
Des Weges Mühen und das Graun der Nacht,
Ein treuer Hirte für das Volk zu sorgen.

B. Der Sigrist folgt ihm und Herr Walther Fürst;
Doch nicht den Tell erblick' ich in der Menge.

(Walther Fürst, Rösselmann der Pfarrer, Petermann der Sigrist, Kuoni der Hirte, Werni der Jäger, Ruodi der Fischer und noch fünf andere Landleute, alle zusammen, drei und dreißig an der Zahl, treten vorwärts und stellen sich um das Feuer.)

W. F. So müssen wir auf unserm eignen Erb'
Und väterlichem Boden uns verstohlen
Zusammen schleichen, wie die Mörder thun,
Und bei der Nacht, die ihren schwarzen Mantel
Nur dem Verbrechen und der sonnenscheuen
Verschwörung leihet, unser gutes Recht
Uns holen, das doch lauter ist und klar,
Gleichwie der glanzvoll offne Schoß des Tages.

M. Laßt's gut sein. Was die dunkle Nacht gesponnen,
Soll frei und fröhlich an das Licht der Sonnen.

Röß. Hört, was mir Gott in's Herz gibt, Eidgenossen!
Wir stehen hier statt einer Landsgemeine,
Und können gelten für ein ganzes Volk.
So laßt uns tagen nach den alten Bräuchen
Des Lands, wie wir's in ruhigen Zeiten pflegen,
Was ungesetzlich ist in der Versammlung,
Entschuldige die Noth der Zeit. Doch Gott
Ist überall, wo man das Recht verwaltet,
Und unter seinem Himmel stehen wir.

St. Wohl, laßt uns tagen nach der alten Sitte;
Ist es gleich Nacht, so leuchtet unser Recht.

M. Ist gleich die Zahl nicht voll, das Herz ist hier
Des ganzen Volks; die Besten sind zugegen.

K. H. Sind auch die alten Bücher nicht zur Hand,
Sie sind in unsre Herzen eingeschrieben.

Röß. Wohlan, so sei der Ring sogleich gebildet.
Man pflanze auf die Schwerter der Gewalt!

A. d. M. Der Landesammann nehme seinen Platz,
Und seine Weibel stehen ihm zur Seite!

Sig. Es sind der Völker dreie. Welchem nun
Gebührt's, das Haupt zu geben der Gemeinde?

Meier. Um diese Ehr' mag Schwyz mit Uri streiten;
Wir Unterwaldner stehen frei zurück.

Mel. Wir stehn zurück; wir sind die Flehenden,
Die Hülfe heischen von den mächt'gen Freunden.

St. So nehme Uri denn das Schwert; sein Banner
Zieht bei den Römerzügen uns voran.

W. F. Des Schwertes Ehre werde Schwyz zu Theil;
Denn seines Stammes rühmen wir uns Alle.

Röß. Den edeln Wettstreit laßt mich freundlich schlichten:
Schwyz soll im Rath, Uri im Felde führen.

W. F. (reicht dem Stauffacher die Schwerter). So nehmt!

St. Nicht mir, dem Alter sei die Ehre!

Im Hofe. Die meisten Jahre zählt Ulrich der Schmied.

A. d. M. Der Mann ist wacker, doch nicht freien Stands;
Kein eigner Mann kann Richter sein in Schwyz.

St. Steht nicht Herr Reding hier, der Altlandammann?
Was suchen wir noch einen würdigern?

W. F. Er sei der Ammann und des Tages Haupt!
Wer dazu stimmt, erhebe seine Hände.

(Alle heben die rechte Hand auf.)

Red. (tritt in die Mitte). Ich kann die Hand nicht auf die Bücher legen;
So schwör' ich droben bei den ew'gen Sternen,
Daß ich mich nimmer will vom Recht entfernen.

(Man richtet die zwei Schwerter vor ihm auf, der Ring bildet sich um ihn her, Schwyz hält die Mitte, rechts stellt sich Uri und links Unterwalden. Er steht auf sein Schlachtschwert gestützt.)

Was ist's, das die drei Völker des Gebirgs
Hier an des See's unwirthlichem Gestade
Zusammenführte in der Geisterstunde?
Was soll der Inhalt sein des neuen Bunds,
Den wir hier unterm Sternenhimmel stiften?

St. (tritt in den Ring.) Wir stiften keinen neuen Bund; es ist
Ein uralt Bündniß nur von Väter Zeit,
Das wir erneuern! Wisset, Eidgenossen!
Ob uns der See, ob uns die Berge scheiden,
Und jedes Volk sich für sich selbst regiert,
So sind wir Eines Stammes doch und Bluts,
Und Eine Heimat ist's, aus der wir zogen.

Wink. So ist es wahr, wie's in den Liedern lautet,
Daß wir von fern her in das Land gewallt?
O theilt's uns mit, was Euch davon bekannt,
Daß sich der neue Bund am alten stärke.

St. Hört, was die alten Hirten sich erzählen.
— Es war ein großes Volk, hinten im Lande
Nach Mitternacht, das litt von schwerer Theurung.
In dieser Noth beschloß die Landsgemeinde,

Daß je der zehnte Bürger nach dem Loos
Der Väter Land verlasse. — Das geschah! —
Und zogen aus, wehklagend, Männer und Weiber,
Ein großer Heerzug, nach der Mittagsonne,
Mit dem Schwert sich schlagend durch das deutsche Land,
Bis an das Hochland dieser Waldgebirge;
Und eher nicht ermüdete der Zug,
Bis daß sie kamen in das wilde Thal,
Wo jetzt die Muotta zwischen Wiesen rinnt —
Nicht Menschenspuren waren hier zu sehen,
Nur eine Hütte stand am Ufer einsam;
Da saß ein Mann, und wartete der Fähre —
Doch heftig wogete der See und war
Nicht fahrbar; da besahen sie das Land
Sich näher und gewahrten schöne Fülle
Des Holzes und entdeckten gute Brunnen,
Und meinten, sich im lieben Vaterland
Zu finden. — Da beschlossen sie zu bleiben,
Erbauten den alten Flecken Schwyz,
Und hatten manchen sauren Tag, den Wald
Mit weitverschlungnen Wurzeln auszuroden. —
Drauf als der Boden nicht mehr Gnügen that
Der Zahl des Volks, da zogen sie hinüber
Zum schwarzen Berg, ja bis ans Weißland hin,
Wo, hinter ew'gem Eiseswall verborgen,
Ein andres Volk in andern Zungen spricht.
Den Flecken Stanz erbauten sie am Kernwald,
Den Flecken Altdorf in dem Thal der Reuß —
Doch blieben sie des Ursprungs stets gedenk;
Aus all den fremden Stämmen, die seitdem
In Mitte ihres Lands sich angesiedelt,
Finden die Schwyzer Männer sich heraus:
Es gibt das Herz, das Blut sich zu erkennen.

(Reicht rechts und links die Hand hin.)

A. d. M. Ja, wir sind Eines Herzens, Eines Bluts!

Alle (sich die Hände reichend).
Wir sind Ein Volk, und einig wollen wir handeln.

St. Die andern Völker tragen fremdes Joch;
Sie haben sich dem Sieger unterworfen.
Es leben selbst in unsern Landesmarken
Der Sassen viel, die fremde Pflichten tragen,
Und ihre Knechtschaft erbt auf ihre Kinder.
Doch wir, der alten Schweizer echter Stamm,
Wir haben stets die Freiheit uns bewahrt.
Nicht unter Fürsten bogen wir das Knie;
Freiwillig wählten wir den Schirm der Kaiser.

Rös. Frei wählten wir des Reiches Schutz und Schirm;
So steht's bemerkt in Kaiser Friedrichs Brief.

St. Denn herrenlos ist auch der Freiste nicht.
Ein Oberhaupt muß sein, ein höchster Richter,
Wo man das Recht mag schöpfen in dem Streit.
Drum haben unsre Väter für den Boden,
Den sie der alten Wildniß abgewonnen,
Die Ehr' gegönnt dem Kaiser, der den Herrn
Sich nennt der deutschen und der welschen Erde,
Und, wie die andern Freien seines Reichs,
Sich ihm zu edelm Waffendienst gelobt;
Denn dieses ist der Freien einz'ge Pflicht,
Das Reich zu schirmen, das sie selbst beschirmt.

M. Was drüber ist, ist Merkmal eines Knechts.

St. Sie folgten, wenn der Heribann erging,
Dem Reichspanier und schlugen seine Schlachten.
Nach Welschland zogen sie gewappnet mit,
Die Römerkron' ihm auf das Haupt zu setzen.
Daheim regierten sie sich fröhlich selbst
Nach altem Brauch und eigenem Gesetz;
Der höchste Blutbann war allein des Kaisers;
Und dazu war bestellt ein großer Graf,
Der hatte seinen Sitz nicht in dem Lande.
Wenn Blutschuld kam, so rief man ihn herein,
Und unter offnem Himmel, schlicht und klar,
Sprach er das Recht und ohne Furcht der Menschen.
Wo sind hier Spuren, daß wir Knechte sind?
Ist Einer, der es anders weiß, der rede!

Im Hofe. Nein, so verhält sich Alles, wie Ihr sprecht.
Gewaltherrschaft ward nie bei uns geduldet.

St. Dem Kaiser selbst versagten wir Gehorsam,
Da er das Recht zu Gunst der Pfaffen bog.
Denn als die Leute von dem Gotteshaus
Einsiedeln uns die Alp in Anspruch nahmen,
Die wir beweidet seit der Väter Zeit,
Der Abt herfürzog einen alten Brief,
Der ihm die herrenlose Wüste schenkte,
— Denn unser Dasein hatte man verhehlt —
Da sprachen wir: „Erschlichen ist der Brief;
Kein Kaiser kann, was unser ist, verschenken;
Und wird uns Recht versagt vom Reich, wir können
In unsern Bergen auch des Reichs entbehren."
— So sprachen unsre Väter! Sollen wir
Des neuen Joches Schändlichkeit erdulden,
Erleiden von dem fremden Knecht, was uns
In seiner Macht kein Kaiser durfte bieten?
— Wir haben diesen Boden uns erschaffen
Durch unsrer Hände Fleiß, den alten Wald,
Der sonst der Bären wilde Wohnung war,
Zu einem Sitz für Menschen umgewandelt;
Die Brut des Drachen haben wir getödtet,
Der aus den Sümpfen giftgeschwollen stieg;
Die Nebeldecke haben wir zerrissen,
Die ewig grau um diese Wildniß hing,
Den harten Fels gesprengt, über den Abgrund
Dem Wandersmann den sichern Steg geleitet;
Unser ist durch tausendjährigen Besitz
Der Boden — und der fremde Herrenknecht
Soll kommen dürfen und uns Ketten schmieden,
Und Schmach anthun auf unsrer eignen Erde?
Ist keine Hülfe gegen solchen Drang?

(Eine große Bewegung unter den Landleuten.)

Nein, eine Grenze hat Tyrannenmacht.
Wenn der Gedrückte nirgends Recht kann finden,
Wenn unerträglich wird die Last — greift er
Hinauf getrosten Muthes in den Himmel,
Und holt herunter seine ew'gen Rechte,
Die droben hangen unveräußerlich
Und unzerbrechlich, wie die Sterne selbst —
Der alte Urstand der Natur kehrt wieder,
Wo Mensch dem Menschen gegenüber steht —
Zum letzten Mittel, wenn kein andres mehr
Verfangen will, ist ihm das Schwert gegeben —
Der Güter höchstes dürfen wir vertheid'gen
Gegen Gewalt. — Wir stehn vor unser Land,
Wir stehn vor unsre Weiber, unsre Kinder!

Alle (an ihre Schwerter schlagend.)
Wir stehn vor unsre Weiber, unsre Kinder!

Rös. (tritt in den Ring). Eh' Ihr zum Schwerte greift, bedenkt es wohl.
Ihr könnt es friedlich mit dem Kaiser schlichten.
Es kostet Euch Ein Wort und die Tyrannen,
Die Euch jetzt schwer bedrängen, schmeicheln Euch.

— Ergreift, was man Euch oft geboten hat;
Trennt Euch vom Reich, erkennet Oestreichs Hoheit —
A. d. M. Was sagt der Pfarrer? Wir zu Oestreich schwören!
A. B. Hört ihn nicht an!
Wink. Das räth uns ein Verräther,
Ein Feind des Landes!
Red. Ruhig, Eidgenossen!
Sewa. Wir Oestreich huldigen, nach solcher Schmach?
B. d. F. Wir uns abtrotzen lassen durch Gewalt,
Was wir der Güte weigerten?
Meier. Dann wären
Wir Sklaven und verdienten es zu sein!
A. d. M. Der sei gestoßen aus dem Recht der Schweizer,
Wer von Ergebung spricht an Oesterreich!
— Landammann, ich bestehe darauf: dieß sei
Das erste Landsgesetz, das wir hier geben.
M. So sei's. Wer von Ergebung spricht an Oestreich,
Soll rechtslos sein und aller Ehren baar,
Kein Landmann nehm' ihn auf an seinem Feuer.
Alle (heben die rechte Hand auf.)
Wir wollen es, das sei Gesetz!
Red. (nach einer Pause). Es ist's.
Röß. Jetzt seid Ihr frei, Ihr seid's durch dies Gesetz.
Nicht durch Gewalt soll Oesterreich ertrotzen,
Was es durch freundlich Werben nicht erhielt. —
J. v. Weiler. Zur Tagesordnung, weiter!
Red. Eidgenossen!
Sind alle sanften Mittel auch versucht?
Vielleicht weiß es der König nicht; es ist
Wohl gar sein Wille nicht, was wir erdulden.
Auch dieses Letzte sollten wir versuchen,
Erst unsre Klage bringen vor sein Ohr,
Eh' wir zum Schwerte greifen. Schrecklich immer,
Auch in gerechter Sache, ist Gewalt.
Gott hilft nur dann, wenn Menschen nicht mehr helfen.
St. (zu Konrad Hunn.) Nun ist's an Euch, Bericht zu geben. Redet!
K. H. Ich war zu Rheinfeld an des Kaisers Pfalz,
Wider der Vögte harten Druck zu klagen,
Den Brief zu holen unsrer alten Freiheit,
Den jeder neue König sonst bestätigt.
Die Boten vieler Städte fand ich dort,
Vom schwäb'schen Lande und vom Lauf des Rheins,
Die all' erhielten ihre Pergamente,
Und kehrten freudig wieder in ihr Land.
Mich, Euren Boten, wies man an die Räthe,
Und die entließen mich mit leerem Trost:
„Der Kaiser habe diesmal keine Zeit;
Er würde sonst einmal wohl an uns denken."
— Und als ich traurig durch die Säle ging
Der Königsburg, da sah ich Herzog Hansen
In einem Erker weinend stehn, um ihn
Die edeln Herrn von Wart und Tägerfeld,
Die riefen mir und sagten: „Helft Euch selbst!
Gerechtigkeit erwartet nicht vom König.
Beraubt er nicht des eignen Bruders Kind,
Und hinterhält ihm sein gerechtes Erbe?
Der Herzog fleht' ihn um sein Mütterliches!
Er habe seine Jahre voll, es wäre
Nun Zeit, auch Land und Leute zu regieren.
Was ward ihm zum Bescheid? Ein Kränzlein setzt ihm
Der Kaiser auf: das sei die Zier der Jugend."
A. d. M. Ihr habt's gehört. Recht und Gerechtigkeit
Erwartet nicht vom Kaiser! Helft Euch selbst!
Red. Nichts Anders bleibt uns übrig. Nun gebt Rath,
Wie wir es klug zum frohen Ende leiten.
W. F. (tritt in den Ring.) Abtreiben wollen wir verhaßten Zwang;
Die alten Rechte, wie wir sie ererbt
Von unsern Vätern, wollen wir bewahren,
Nicht ungezügelt nach dem Neuen greifen.
Dem Kaiser bleibe, was des Kaisers ist;
Wer einen Herrn hat, dien' ihm pflichtgemäß.
Meier. Ich trage Gut von Oesterreich zu Lehen.
W. F. Ihr fahret fort, Oestreich die Pflicht zu leisten.
J. v. W. Ich steure an die Herrn von Rappersweil.
W. F. Ihr fahret fort, zu zinsen und zu steuern.
Röß. Der großen Frau zu Zürch bin ich vereidet.
W. F. Ihr gebt dem Kloster, was des Klosters ist.
St. Ich trage keine Lehen, als des Reichs.
W. F. Was sein muß, das geschehe; doch nicht drüber.
Die Vögte wollen wir mit ihren Knechten
Verjagen und die festen Schlösser brechen;
Doch wenn es sein mag, ohne Blut. Es sehe
Der Kaiser, daß wir nothgedrungen nur
Der Ehrfurcht fromme Pflichten abgeworfen.
Und sieht er uns in unsern Schranken bleiben,
Vielleicht besiegt er staatsklug seinen Zorn,
Denn bill'ge Furcht erwecket sich ein Volk,
Das mit dem Schwerte in der Faust sich mäßigt.
Red. Doch lasset hören! Wie vollenden wir's?
Es hat der Feind die Waffen in der Hand,
Und nicht fürwahr in Frieden wird er weichen.
St. Er wirds, wenn er in Waffen uns erblickt;
Wir überraschen ihn, ehe er sich rüstet.
Meier. Ist bald gesprochen, aber schwer gethan;
Uns ragen in dem Land zwei feste Schlösser,
Die geben Schirm dem Feind und werden furchtbar,
Wenn uns der König in das Land sollt' fallen.
Roßberg und Sarnen muß bezwungen sein,
Eh' man ein Schwert erhebt in den drei Landen.
St. Säumt man so lang, so wird der Feind gewarnt;
Zu Viele sinds, die das Geheimniß theilen.
Meier. In den Waldstädten find't sich kein Verräther.
Röß. Der Eifer auch, der gute, kann verrathen.
W. F. Schiebt man es auf, so wird der Twing vollendet
In Altdorf, und der Vogt befestigt sich.
Meier. Ihr denkt an Euch.
Sig. Und Ihr seid ungerecht.
Meier. (auffahrend). Wir ungerecht! Das darf uns Uri bieten!
Red. Bei Eurem Eide! Ruh'!
Meier. Ja, wenn sich Schwyz
Versteht mit Uri, müssen wir wohl schweigen.

Red. Ich muß Euch weisen vor der Landsgemeinde,
Daß Ihr mit heft'gem Sinn den Frieden stört!
Stehn wir nicht Alle für dieselbe Sache?
W. Wenn wirs verschieben bis zum Fest des Herrn,
Dann bringts die Sitte mit, daß alle Sassen
Dem Vogt Geschenke bringen auf das Schloß;
So können zehen Männer oder zwölf
Sich unverdächtig in der Burg versammeln,
Die führen heimlich spitz'ge Eisen mit,
Die man geschwind kann an die Stäbe stecken,
Denn Niemand kommt mit Waffen in die Burg.
Zunächst im Wald hält dann der große Haufe,
Und wenn die Andern glücklich sich des Thors
Ermächtigt, so wird ein Horn geblasen,
Und jene brechen aus dem Hinterhalt;
So wird das Schloß mit leichter Arbeit unser.
M. Den Roßberg übernehm' ich zu ersteigen,
Denn eine Dirn' des Schlosses ist mir hold,
Und leicht bethör' ich sie, zum nächtlichen
Besuch die schwanke Leiter mir zu reichen;
Bin ich droben erst; zieh' ich die Freunde nach.
R. Ists Aller Wille, daß verschoben werde?
(Die Mehrheit erhebt die Hände.)
St. (zählt die Stimmen). Es ist ein Mehr von Zwanzig gegen Zwölf.
W. F. Wenn am bestimmten Tag die Burgen fallen,
So geben wir von einem Berg zum andern
Das Zeichen mit dem Rauch; der Landsturm wird
Aufgeboten, schnell, im Hauptort jedes Landes,
Wenn dann die Vögte sehn der Waffen Ernst,
Glaubt mir, sie werden sich des Streits begeben,
Und gern ergreifen friedliches Geleit,
Aus unsern Landesmarken zu entweichen.
St. Nur mit dem Geßler fürcht' ich schweren Stand,
Furchtbar ist er mit Reisigen umgeben;
Nicht ohne Blut räumt er das Feld, ja selbst
Vertrieben, bleibt er furchtbar noch dem Land.
Schwer ists und fast gefährlich, ihn zu schonen.
B. Wo's halsgefährlich ist, da stellt mich hin!
Dem Tell verdank' ich mein gerettet Leben;
Gern schlag' ichs in die Schanze für das Land,
Mein' Ehr' hab' ich beschützt, mein Herz befriedigt.
R. Die Zeit bringt Rath. Erwartet's in Geduld!
Man muß dem Augenblick auch was vertrauen.
– Doch seht, indeß wir nächtlich hier noch tagen,
Stellt auf den höchsten Bergen schon der Morgen
Die glüh'nde Hochwacht aus. – Kommt, laßt uns scheiden,
Eh' uns des Tages Leuchten überrascht.
W. F. Sorgt nicht, die Nacht weicht langsam aus den Thälern.
(Alle haben unwillkürlich die Hüte abgenommen und betrachten mit stiller Sammlung die Morgenröthe.)
Rös. Bei diesem Licht, das uns zuerst begrüßt
Von allen Völkern, die tief unter uns
Schwerathmend wohnen in dem Qualm der Städte,
Laßt uns den Eid des neuen Bundes schwören.
– Wir wollen sein ein einig Volk von Brüdern,
In keiner Noth uns trennen und Gefahr.
(Alle sprechen es nach mit erhobenen drei Fingern.)
– Wir wollen frei sein, wie die Väter waren;
Eher den Tod, als in der Knechtschaft leben.
(Wie oben.)

– Wir wollen trauen auf den höchsten Gott
Und uns nicht fürchten vor der Macht der Menschen.
(Wie oben. Die Landleute umarmen einander.)
St. Jetzt gehe Jeder seines Weges still
Zu seiner Freundschaft und Genossame!
Wer Hirt ist, wintre ruhig seine Herde,
Und werb' im Stillen Freunde für den Bund!
– Was noch bis dahin muß erduldet werden,
Erduldet's! Laßt die Rechnung der Tyrannen
Anwachsen, bis ein Tag die allgemeine
Und die besondre Schuld auf einmal zahlt.
Bezähme jeder die gerechte Wuth,
Und spare für das Ganze seine Rache:
Denn Raub begeht am allgemeinen Gut,
Wer selbst sich hilft in seiner eignen Sache.
(Indem sie zu drei verschiedenen Seiten in größter Ruhe abgehen, fällt das Orchester mit einem prachtvollen Schwung ein; die leere Scene bleibt noch eine Zeit lang offen und zeigt das Schauspiel der aufgehenden Sonne über den Eisgebirgen.)

Dritter Aufzug.

Erste Scene.

Hof vor Tells Hause. Er ist mit der Zimmeraxt, Hedwig mit einer häuslichen Arbeit beschäftigt. Walther und Wilhelm in der Tiefe, spielen mit einer kleinen Armbrust.

Walther (singt.)

Mit dem Pfeil, dem Bogen,
Durch Gebirg und Thal
Kommt der Schütz gezogen
Früh am Morgenstrahl.

Wie im Reich der Lüfte
König ist der Weih, –
Durch Gebirg und Klüfte
Herrscht der Schütze frei.

Ihm gehört das Weite;
Was sein Pfeil erreicht,
Das ist seine Beute,
Was da kreucht und fleugt.
(Kommt gesprungen.)

Der Strang ist mir entzwei. Mach' mir ihn, Vater.
T. Ich nicht. Ein rechter Schütze hilft sich selbst.
(Knaben entfernen sich.)
H. Die Knaben fangen zeitig an zu schießen.
T. Früh übt sich, was ein Meister werden will.
H. Ach wollte Gott, sie lernten's nie.
T. Sie sollen Alles lernen. Wer durchs Leben
Sich frisch will schlagen, muß zu Schutz und Trutz
Gerüstet sein.
H. Ach, es wird keiner seine Ruh'
Zu Hause finden.
T. Mutter, ich kann's auch nicht;
Zum Hirten hat Natur mich nicht gebildet;
Rastlos muß ich ein flüchtig Ziel verfolgen.
Dann erst genieß' ich meines Lebens recht,
Wenn ich mir's jeden Tag aufs Neu' erbeute.
H. Und an die Angst der Hausfrau denkst Du nicht,
Die sich indessen, Deiner wartend, härmt.
Denn mich erfüllts mit Grausen, was die Knechte

Von Euren Wagefahrten sich erzählen.
Bei jedem Abschied zittert mir das Herz,
Daß Du mir nimmer werdest wiederkehren.
Ich sehe Dich im wilden Eisgebirg,
Verirrt, von einer Klippe zu der andern
Den Fehlsprung thun, seh', wie die Gemse Dich
Rückspringend mit sich in den Abgrund reißt,
Wie eine Windlawine Dich verschüttet,
Wie unter Dir der trügerische Firn
Einbricht und Du herabsinkst, ein lebendig
Begrabner, in die schauerliche Gruft. —
Ach, den verwegnen Alpenjäger hascht
Der Tod in hundert wechselnden Gestalten!
Das ist ein unglückseliges Gewerb',
Das halsgefährlich führt am Abgrund hin!

T. Wer frisch umher späht mit gesunden Sinnen,
Auf Gott vertraut und die gelenke Kraft,
Der ringt sich leicht aus jeder Fahr und Noth;
Den schreckt der Berg nicht, wer darauf geboren.

(Er hat seine Arbeit vollendet, legt das Geräth hinweg.)

Jetzt, mein' ich, hält das Thor auf Jahr und Tag.
Die Axt im Haus erspart den Zimmermann.

(Nimmt den Hut.)

H. Wo gehst Du hin?
T. Nach Altdorf, zu dem Vater.
H. Sinnst Du auch nichts Gefährliches? Gesteh' mirs!
T. Wie kommst Du darauf, Frau?
H. Es spinnt sich Etwas
Gegen die Vögte. — Auf dem Rütli ward
Getagt, ich weiß, und Du bist auch im Bunde.
T. Ich war nicht mit dabei — doch werd' ich mich
Dem Lande nicht entziehen, wenn es ruft.
H. Sie werden Dich hinstellen, wo Gefahr ist;
Das Schwerste wird Dein Antheil sein, wie immer.
T. Ein Jeder wird besteuert nach Vermögen.
H. Den Unterwaldner hast Du auch im Sturme
Ueber den See geschafft. — Ein Wunder war's,
Daß Ihr entkommen. — Dachtest Du denn gar nicht
An Kind und Weib?
T. Lieb Weib, ich dacht' an Euch;
Drum rettet' ich den Vater seinen Kindern.
H. Zu schiffen in dem wüth'gen See! Das heißt
Nicht Gott vertrauen! Das heißt Gott versuchen.
T. Wer gar zu viel bedenkt, wird wenig leisten.
H. Ja, Du bist gut und hülfreich, dienest Allen,
Und wenn Du selbst in Noth kommst, hilft Dir Keiner.
T. Verhüt' es Gott, daß ich nicht Hülfe brauche.

(Er nimmt die Armbrust und Pfeile.)

H. Was willst Du mit der Armbrust? Laß sie hier!
T. Mir fehlt der Arm, wenn mir die Waffe fehlt.

(Die Knaben kommen zurück.)

W. Vater, wo gehst Du hin?
T. Nach Altdorf, Knabe,
Zum Aehni. — Willst Du mit?
W. Ja, freilich will ich.
H. Der Landvogt ist jetzt dort. Bleib' weg von Altdorf!
T. Er geht, noch heute.
H. Drum laß ihn erst fort sein.
Gemahn' ihn nicht an Dich, Du weißt, er grollt uns.
T. Mir soll sein böser Wille nicht viel schaden.
Ich thue recht und scheue keinen Feind.
H. Die recht thun, eben die haßt er am meisten.
T. Weil er nicht an sie kommen kann. — Mich wird
Der Ritter wohl in Frieden lassen, mein' ich.
H. So, weißt Du das?
T. Es ist nicht lange her,
Da ging ich jagen durch die wilden Gründe
Des Schächenthals auf menschenleerer Spur,
Und da ich einsam einen Felsensteig
Verfolgte, wo nicht auszuweichen war,
Denn über mir hing schroff die Felswand her,
Und unten rauschte fürchterlich der Schächen,

(Die Knaben drängen sich rechts und links an ihn und sehen mit gespannter Neugier an ihm hinauf.)

Da kam der Landvogt gegen mich daher,
Er ganz allein mit mir, der auch allein war,
Blos Mensch zu Mensch, und neben uns der Abgrund.
Und als der Herre mein ansichtig ward,
Und mich erkannte, den er kurz zuvor
Um kleiner Ursach' willen schwer gebüßt,
Und sah mich mit dem stattlichen Gewehr
Daher geschritten kommen, da erblaßt' er,
Die Knie versagten ihm, ich sah es kommen,
Daß er jetzt an die Felswand würde sinken.
— Da jammerte mich sein, ich trat zu ihm
Bescheidentlich und sprach: Ich bins, Herr Landvogt.
Er aber konnte keinen andern Laut
Aus seinem Munde geben. — Mit der Hand nur
Winkt' er mir schweigend, meines Wegs zu gehn;
Da ging ich fort, und sandt' ihm sein Gefolge.
H. Er hat vor Dir gezittert. — Wehe Dir!
Daß Du ihn schwach gesehn, vergibt er nie.
T. Drum meid' ich ihn, und er wird mich nicht suchen.
H. Bleib' heute nur dort weg! Geh' lieber jagen!
T. Was fällt Dir ein?
H. Mich ängstigts. Bleibe weg!
T. Wie kannst Du Dich so ohne Ursach quälen?
H. Weils keine Ursach' hat. — Tell, bleibe hier!
T. Ich habs versprochen, liebes Weib, zu kommen.
H. Mußt Du, so geh — nur lasse mir den Knaben!
W. Nein, Mütterchen. Ich gehe mit dem Vater.
H. Wälty, verlassen willst Du Deine Mutter?
W. Ich bring' Dir auch was Hübsches mit vom Aehni.

(Geht mit dem Vater.)

Wilh. Mutter, ich bleibe bei Dir!
H. (umarmt ihn.) Ja, Du bist
Mein liebes Kind; Du bleibst mir noch allein!

(Sie geht an das Hofthor, und folgt den Abgehenden lange mit den Augen.)

Zweite Scene.

Eine eingeschlossene wilde Waldgegend. Staubbäche stürzen von den Felsen.

Bertha im Jagdkleid. Gleich darauf Rudenz.

B. Er folgt mir. Endlich kann ich mich erklären.

R. (tritt rasch ein.) Fräulein, jetzt endlich find' ich Euch allein.
Abgründe schließen rings umher uns ein;
In dieser Wildniß fürcht' ich keinen Zeugen;
Vom Herzen wälz' ich dieses lange Schweigen. —

B. Seid Ihr gewiß, daß uns die Jagd nicht folgt?

R. Die Jagd ist dort hinaus. — Jetzt oder nie!
Ich muß den theuren Augenblick ergreifen —
Entschieden sehen muß ich mein Geschick,
Und sollt' es mich auf ewig von Euch scheiden.
— O waffnet Eure gütigen Blicke nicht
Mit dieser finstern Strenge. — Wer bin ich,
Daß ich den kühnen Wunsch zu Euch erhebe?
Mich hat der Ruhm noch nicht genannt; ich darf
Mich in die Reih' nicht stellen mit den Rittern,
Die siegberühmt und glänzend Euch umwerben.
Nichts hab' ich, als mein Herz voll Treu' und Liebe. —

B. (ernst und streng). Dürft Ihr von Liebe reden und von Treue,
Der treulos wird an seinen nächsten Pflichten?
(Rudenz tritt zurück.)
Der Sklave Oestreichs, der sich dem Fremdling
Verkauft, dem Unterdrücker seines Volks?

R. Von Euch, mein Fräulein, hör' ich diesen Vorwurf?
Wen such' ich denn, als Euch, auf jener Seite?

B. Mich denkt Ihr auf der Seite des Verraths
Zu finden? Eher wollt' ich meine Hand
Dem Geßler selbst, dem Unterdrücker, schenken,
Als dem naturvergeßnen Sohn der Schweiz,
Der sich zu seinem Werkzeug machen kann!

R. O Gott, was muß ich hören!

B. Wie? Was liegt
Dem guten Menschen näher, als die Seinen!
Gibts schön're Pflichten für ein edles Herz,
Als ein Vertheidiger der Unschuld sein,
Das Recht der Unterdrückten zu beschirmen?
— Die Seele blutet mir um Euer Volk;
Ich leide mit ihm, denn ich muß es lieben,
Das so bescheiden ist und doch voll Kraft;
Es zieht mein ganzes Herz mich zu ihm hin,
Mit jedem Tage lern' ich's mehr verehren.
— Ihr aber, den Natur und Ritterpflicht
Ihm zum geborenen Beschützer gaben,
Und der's verläßt, der treulos übertritt
Zum Feind, und Ketten schmiedet seinem Land,
Ihr seids, der mich verletzt und kränkt; ich muß
Mein Herz bezwingen, daß ich Euch nicht hasse.

R. Will ich denn nicht das Beste meines Volks?
Ihm unter Oestreichs mächt'gem Zepter nicht
Den Frieden —

B. Knechtschaft wollt Ihr ihm bereiten!
Die Freiheit wollt Ihr aus dem letzten Schloß,
Das ihr noch auf der Erde blieb, verjagen.
Das Volk versteht sich besser auf sein Glück;
Kein Schein verführt sein sicheres Gefühl.
Euch haben sie das Netz ums Haupt geworfen. —

R. Bertha! Ihr haßt mich, Ihr verachtet mich!

B. Thät' ichs, mir wäre besser. — Aber den
Verachtet sehen und verachtungswerth,
Den man gern lieben möchte —

R. Bertha! Bertha!
Ihr zeiget mir das höchste Himmelsglück,
Und stürzt mich tief in Einem Augenblick.

B. Nein, nein, das Edle ist nicht ganz erstickt
In Euch! Es schlummert nur, ich will es wecken;
Ihr müßt Gewalt ausüben an Euch selbst,
Die angestammte Tugend zu ertödten;
Doch wohl Euch! sie ist mächtiger, als Ihr,
Und trotz Euch selber seid Ihr gut und edel!

R. Ihr glaubt an mich! O Bertha, Alles läßt
Mich Eure Liebe sein und werden!

B. Seid,
Wozu die herrliche Natur Euch machte!
Erfüllt den Platz, wohin sie Euch gestellt;
Zu Eurem Volke steht und Eurem Lande,
Und kämpft für Euer heilig Recht!

R. Weh mir!
Wie kann ich Euch erringen, Euch besitzen,
Wenn ich der Macht des Kaisers widerstrebe?
Ists der Verwandten mächt'ger Wille nicht,
Der über Eure Hand tyrannisch waltet?

B. In den Waldstätten liegen meine Güter,
Und ist der Schweizer frei, so bin auch ich's.

R. Bertha! welch einen Blick thut Ihr mir auf!

B. Hofft nicht durch Oestreichs Gunst mich zu erringen;
Nach meinem Erbe strecken sie die Hand,
Das will man mit dem großen Erb' vereinen.
Dieselbe Ländergier, die Eure Freiheit
Verschlingen will, sie drohet auch der meinen!
— O Freund, zum Opfer bin ich auserseh'n,
Vielleicht um einen Günstling zu belohnen; —
Dort, wo die Falschheit und die Ränke wohnen,
Hin an den Kaiserhof will man mich ziehn;
Dort harren mein verhaßter Ehe Ketten;
Die Liebe nur — die Eure kann mich retten!

R. Ihr könntet Euch entschließen, hier zu leben,
In meinem Vaterlande mein zu sein?
O Bertha, all mein Sehnen in die Weite,
Was war es, als ein Streben nur nach Euch?
Euch sucht' ich einzig auf dem Weg des Ruhms,
Und all mein Ehrgeiz war nur meine Liebe.
Könnt Ihr mit mir Euch in dies stille Thal
Einschließen und der Erde Glanz entsagen —
O dann ist meines Strebens Ziel gefunden;
Dann mag der Strom der wildbewegten Welt
Ans sichre Ufer dieser Berge schlagen —
Kein flüchtiges Verlangen hab' ich mehr
Hinaus zu senden in des Lebens Weiten —
Dann mögen diese Felsen um uns her
Die undurchdringlich feste Mauer breiten,
Und dies verschloßne sel'ge Thal allein
Zum Himmel offen und gelichtet sein!

B. Jetzt bist Du ganz, wie Dich mein ahnend Herz
Geträumt; mich hat mein Glaube nicht betrogen!

R. Fahr' hin, du eitler Wahn, der mich bethört!
Ich soll das Glück in meiner Heimat finden!
Hier, wo der Knabe fröhlich aufgeblüht,
Wo tausend Freudespuren mich umgeben,
Wo alle Quellen mir und Bäume leben,
Im Vaterland willst Du die Meine werden!

Ach, wohl hab' ich es stets geliebt! Ich fühl's,
Es fehlte mir zu jedem Glück der Erden.
B. Wo wär' die sel'ge Insel aufzufinden,
Wenn sie nicht hier ist in der Unschuld Land?
Hier, wo die alte Treue heimisch wohnt,
Wo sich die Falschheit noch nicht hingefunden,
Da trübt kein Neid die Quelle unsers Glücks,
Und ewig hell entfliehen uns die Stunden.
— Da seh' ich Dich im echten Männerwerth,
Den Ersten von den Freien und den Gleichen,
Mit reiner, freier Huldigung verehrt,
Groß wie ein König wirkt in seinen Reichen.
R. Da seh' ich Dich, die Krone aller Frauen,
In weiblich reizender Geschäftigkeit,
In meinem Haus den Himmel mir erbauen,
Und, wie der Frühling seine Blumen streut,
Mit schöner Anmuth mir das Leben schmücken,
Und Alles rings beleben und beglücken!
B. Sieh', theurer Freund, warum ich trauerte,
Als ich dies höchste Lebensglück Dich selbst
Zerstören sah. — Weh mir! Wie stünds um mich!
Wenn ich dem stolzen Ritter müßte folgen,
Dem Landbedrücker auf sein finstres Schloß!
— Hier ist kein Schloß. Mich scheiden keine Mauern
Von einem Volk, das ich beglücken kann!
R. Doch wie mich retten — wie die Schlinge lösen,
Die ich mir thöricht selbst um's Haupt gelegt?
B. Zerreiße sie mit männlichem Entschluß!
Was auch draus werde — steh' zu Deinem Volk!
Es ist Dein angeborner Platz.
(Jagdhörner in der Ferne.)
Die Jagd
Kommt näher. — Fort, wir müssen scheiden! — Kämpfe
Fürs Vaterland! Du kämpfst für Deine Liebe!
Es ist Ein Feind, vor dem wir Alle zittern,
Und Eine Freiheit macht uns Alle frei!
(Gehen ab.)

Dritte Scene.

Wiese bei Altdorf. Im Vordergrund Bäume, in der Tiefe der Hut auf einer Stange. Der Prospekt wird begrenzt durch den Bannberg, über welchem ein Schneegebirg emporragt.

Frießhardt und Leuthold halten Wache.

F. Wir passen auf umsonst. Es will sich Niemand
Heran begeben, und dem Hut sein' Reverenz
Erzeigen. 's war doch sonst wie Jahrmarkt hier;
Jetzt ist der ganze Anger wie verödet,
Seitdem der Popanz auf der Stange hängt.
L. Nur schlecht Gesindel läßt sich sehn und schwingt
Uns zum Verdrieße die zerlumpten Mützen.
Was rechte Leute sind, die machen lieber
Den langen Umweg um den halben Flecken,
Eh' sie den Rücken beugten vor dem Hut.
F. Sie müssen über diesen Platz, wenn sie
Vom Rathhaus kommen um die Mittagstunde.
Da meint' ich schon, 'nen guten Fang zu thun,
Denn Keiner dachte dran, den Hut zu grüßen.
Da siehts der Pfaff, der Rösselmann — kam just
Von einem Kranken her — und stellt sich hin
Mit dem Hochwürdigen, grad' vor die Stange —
Der Sigrist mußte mit dem Glöcklein schellen;
Da fielen All' aufs Knie, ich selber mit,
Und grüßten die Monstranz, doch nicht den Hut. —
L. Höre, Gesell, es fängt mir an zu däuchten,
Wir stehen hier am Pranger vor dem Hut;
's ist doch ein Schimpf für einen Reitersmann,
Schildwach zu stehn vor einem leeren Hut —
Und jeder rechte Kerl muß uns verachten.
— Die Reverenz zu machen einem Hut,
Es ist doch, traun! ein närrischer Befehl!
F. Warum nicht einem leerem hohlen Hut?
Bückst Du Dich doch vor manchem hohlen Schädel!
(Hildegard, Mechthild und Elsbeth treten auf mit Kindern und stellen sich um die Stange.)
L. Und Du bist auch so ein dienstfertiger Schurke,
Und brächtest wackre Leute gern ins Unglück.
Mag, wer da will, am Hut vorübergehn;
Ich drück' die Augen zu, und seh' nicht hin.
M. Da hängt der Landvogt. — Habt Respekt, Ihr Buben!
E. Wollt's Gott, er ging, und ließ uns seinen Hut;
Es sollte drum nicht schlechter stehn um's Land!
F. (verscheucht sie). Wollt Ihr vom Platz? Verwünschtes Volk der Weiber!
Wer fragt nach Euch? Schickt Eure Männer her!
Wenn sie der Muth sticht, dem Befehl zu trotzen.
(Weiber gehn.)

Tell mit der Armbrust tritt auf, den Knaben an der Hand führend; sie gehen an dem Hut vorbei gegen die vordere Scene, ohne darauf zu achten.

Walther (zeigt nach dem Bannberg).
Vater, ist's wahr, daß auf dem Berge dort
Die Bäume bluten, wenn man einen Streich
Drauf führte mit der Axt?
T. Wer sagt das, Knabe?
W. Der Meister Hirt erzählt's. — Die Bäume seien
Gebannt, sagt er, und wer sie schädige,
Dem wachse seine Hand heraus zum Grabe.
T. Die Bäume sind gebannt, das ist die Wahrheit.
— Siehst Du die Firnen dort, die weißen Hörner,
Die hoch bis in den Himmel sich verlieren?
W. Das sind die Gletscher, die des Nachts so donnern,
Und uns die Schlaglawinen niedersenden.
T. So ist's, und die Lawinen hätten längst
Den Flecken Altdorf unter ihrer Last
Verschüttet, wenn der Wald dort oben nicht
Als eine Landwehr sich dagegen stellte.
W. (nach einigem Besinnen). Gibt's Länder, Vater, wo nicht Berge sind?
T. Wenn man hinunter steigt von unsern Höhen,
Und immer tiefer steigt, den Strömen nach,
Gelangt man in ein großes, ebnes Land,
Wo die Waldwasser nicht mehr brausend schäumen,
Die Flüsse ruhig und gemächlich ziehn;
Da sieht man frei nach allen Himmelsräumen.
Das Korn wächst dort in langen schönen Auen,
Und wie ein Garten ist das Land zu schauen.
W. Ei, Vater, warum steigen wir denn nicht
Geschwind hinab in dieses schöne Land,
Statt daß wir uns hier ängstigen und plagen?
T. Das Land ist schön und gütig, wie der Himmel;
Doch die's bebauen, sie genießen nicht
Den Segen, den sie pflanzen.
W. Wohnen sie
Nicht frei, wie Du, auf ihrem eignen Erbe?

T. Das Feld gehört dem Bischof und dem König.
W. So dürfen sie doch frei in Wäldern jagen?
T. Dem Herrn gehört das Wild und das Gefieder.
W. Sie dürfen doch frei fischen in dem Strom?
T. Der Strom, das Meer, das Salz gehört dem König.
W. Wer ist der König denn, den Alle fürchten?
T. Es ist der Eine, der sie schützt und nährt.
W. Sie können sich nicht muthig selbst beschützen?
T. Dort darf der Nachbar nicht dem Nachbar trauen.
W. Vater, es wird mir eng im weiten Land;
Da wohn' ich lieber unter den Lawinen.
T. Ja wohl ist's besser, Kind, die Gletscherberge
Im Rücken haben, als die bösen Menschen.
(Sie wollen vorübergehen.)
W. Ei, Vater, sieh' den Hut dort auf der Stange!
T. Was kümmert uns der Hut? Komm', laß uns gehen!
(Indem er abgehen will, tritt ihm Frießhardt mit vorgehaltener Pike entgegen.)
F. In des Kaisers Namen! Haltet an und steht!
T. (greift in die Pike). Was wollt Ihr? warum haltet Ihr mich auf?
F. Ihr habt's Mandat verletzt; Ihr müßt uns folgen.
L. Ihr habt dem Hut nicht Reverenz bewiesen.
T. Freund, laß mich gehen!
F. Fort, fort ins Gefängniß!
W. Den Vater ins Gefängniß! Hülfe! Hülfe!
(In die Scene rufend.)
Herbei, Ihr Männer, gute Leute, helft!
Gewalt, Gewalt! Sie führen ihn gefangen.
(Rösselmann der Pfarrer und Petermann der Sigrist kommen herbei, mit drei andern Männern.)
S. Was gibt's?
R. Was legst Du Hand an diesen Mann?
F. Er ist ein Feind des Kaisers, ein Verräther!
T. (faßt ihn heftig). Ein Verräther? ich!
R. Du irrst Dich, Freund! das ist
Der Tell, ein Ehrenmann und guter Bürger.
W. (erblickt Walther Fürsten und eilt ihm entgegen).
Großvater, hilf! Gewalt geschieht dem Vater.
F. Ins Gefängniß, fort!
W. F. (hereineilend). Ich leiste Bürgschaft, haltet!
– Um Gotteswillen, Tell, was ist geschehen?
(Melchthal und Stauffacher kommen.)
F. Des Landvogts oberherrliche Gewalt
Verachtet er, und will sie nicht erkennen.
St. Das hätt' der Tell gethan?
M. Das lügst Du, Bube!
L. Er hat dem Hut nicht Reverenz bewiesen.
W. F. Und darum soll er ins Gefängniß? Freund,
Nimm meine Bürgschaft an, und laß ihn ledig.
F. Bürg' Du für Dich und Deinen eignen Leib!
Wir thun, was unsers Amtes. – Fort mit ihm!
M. (zu den Landleuten). Nein, das ist schreiende Gewalt! Ertragen wir's,
Daß man ihn wegführt, frech, vor unsern Augen!
S. Wir sind die Stärkern. Freunde, duldet's nicht!
Wir haben einen Rücken an den Andern!
F. Wer widersetzt sich dem Befehl des Vogts?
Noch drei Landleute (herbeieilend).
Wir helfen Euch. Was gibt's? Schlagt sie zu Boden!
(Hildegard, Mechthild und Elsbeth kommen zurück.)
T. Ich helfe mir schon selbst. Geht, gute Leute!
Meint Ihr, wenn ich die Kraft gebrauchen wollte,
Ich würde mich vor ihren Spießen fürchten?
M. (zu Frießhardt). Wag's, ihn aus unsrer Mitte wegzuführen!
W. F. und St. Gelassen! Ruhig!
F. (schreit). Aufruhr und Empörung!
(Man hört Jagdhörner.)
Weiber. Da kommt der Landvogt!
F. (erhebt die Stimme). Meuterei! Empörung!
St. Schrei, bis Du berstest, Schurke!
R. und M. Willst Du schweigen?
F. (ruft noch lauter). Zu Hülf', zu Hülf' den Dienern des Gesetzes!
W. F. Da ist der Vogt! Weh' uns, was wird das werden!
Geßler zu Pferd, den Falken auf der Faust, Rudolf der Harras, Bertha und Rudenz, ein großes Gefolge von bewaffneten Knechten, welche einen Kreis von Piken um die ganze Scene schließen.)
Rudolf der Harras. Platz, Platz dem Landvogt!
Geßler. Treibt sie aus einander!
Was läuft das Volk zusammen? Wer ruft Hülfe?
(Allgemeine Stille.)
Wer war's? Ich will es wissen.
(Zu Frießhardt.)
Du trittst vor!
Wer bist Du und was hältst Du diesen Mann?
(Er gibt den Falken einem Diener.)
F. Gestrenger Herr, ich bin Dein Waffenknecht
Und wohlbestellter Wächter bei dem Hut.
Diesen Mann ergriff ich über frischer That,
Wie er dem Hut den Ehrengruß versagte.
Verhaften wollt' ich ihn, wie Du befahlst,
Und mit Gewalt will ihn das Volk entreißen.
G. (nach einer Pause). Verachtest Du so Deinen Kaiser, Tell,
Und mich, der hier an seiner Statt gebietet,
Daß Du die Ehr' versagst dem Hut, den ich
Zur Prüfung des Gehorsams aufgehangen?
Dein böses Trachten hast Du mir verrathen.
T. Verzeiht mir, lieber Herr! Aus Unbedacht,
Nicht aus Verachtung Eurer ist's geschehn.
Wär ich besonnen, hieß ich nicht der Tell;
Ich bitt' um Gnad', es soll nicht mehr begegnen.
G. (nach einigem Stillschweigen). Du bist ein Meister auf der Armbrust, Tell,
Man sagt, Du nehmst es auf mit jedem Schützen?
W. Und das muß wahr sein, Herr, 'nen Apfel schießt
Der Vater Dir vom Baum auf hundert Schritte.
G. Ist das Dein Knabe, Tell?
T. Ja, lieber Herr.
G. Hast Du der Kinder mehr?

T. Zwei Knaben, Herr!
G. Und welcher ist's, den Du am meisten liebst?
T. Herr, beide sind sie mir gleich liebe Kinder.
G. Nun, Tell! Weil Du den Apfel triffst vom Baume
Auf hundert Schritte, so wirst Du Deine Kunst
Vor mir bewähren müssen. — Nimm die Armbrust
— Du hast sie gleich zur Hand — und mach' Dich fertig,
Einen Apfel von des Knaben Kopf zu schießen. —
Doch will ich rathen, ziele gut, daß Du
Den Apfel treffest auf den ersten Schuß:
Denn fehlst Du ihn, so ist Dein Kopf verloren.
(Alle geben Zeichen des Schreckens.)
T. Herr — Welches Ungeheure sinnet Ihr
Mir an? — Ich soll vom Haupte meines Kindes —
— Nein, nein doch, lieber Herr, das kommt Euch nicht
Zu Sinn — Verhüt's der gnäd'ge Gott — das könnt Ihr
Im Ernst von einem Vater nicht begehren!
G. Du wirst den Apfel schießen von dem Kopf
Des Knaben — ich begehr's und will's.
T. Ich soll
Mit meiner Armbrust auf das liebe Haupt
Des eignen Kindes zielen? — Eher sterb' ich!
G. Du schießest oder stirbst mit Deinem Knaben.
T. Ich soll der Mörder werden meines Kinds!
Herr, Ihr habt keine Kinder — wisset nicht,
Was sich bewegt in eines Vaters Herzen.
G. Ei, Tell, Du bist ja plötzlich so besonnen!
Man sagte mir, daß Du ein Träumer seist,
Und Dich entfernst von andrer Menschen Weise.
Du liebst das Seltsame. — Drum hab ich jetzt
Ein eigen Wagstück für Dich ausgesucht.
Ein Andrer wohl bedächte sich — Du drückst
Die Augen zu und greifst es herzhaft an.
Bertha. Scherzt nicht, o Herr! mit diesen armen Leuten!
Ihr seht sie bleich und zitternd stehn. — So wenig
Sind sie Kurzweils gewohnt aus Eurem Munde.
G. Wer sagt Euch, daß ich scherze?
(Greift nach einem Baumzweige, der über ihn herhängt.)
Hier ist der Apfel!
Man mache Raum — er nehme seine Weite,
Wie's Brauch ist — achtzig Schritte geb' ich ihm
— Nicht weniger, noch mehr! — Er rühmte sich,
Auf ihrer hundert seinen Mann zu treffen —
Jetzt, Schütze, triff! und fehle nicht das Ziel!
R. d. H. Gott, das wird ernsthaft! — Falle nieder, Knabe!
Es gilt, und fleh' den Landvogt um Dein Leben.
W. F. (bei Seite zu Melchthal, der kaum seine Ungeduld bezwingt.)
Haltet an Euch! Ich fleh' Euch drum, bleibt ruhig!
B. (zum Landvogt). Laßt es genug sein, Herr! Unmenschlich ist's,
Mit eines Vaters Angst also zu spielen.
Wenn dieser arme Mann auch Leib und Leben
Verwirkt durch seine leichte Schuld, bei Gott!
Er hätte jetzt zehnfachen Tod empfunden.
Entlaßt ihn ungekränkt in seine Hütte!
Er hat Euch kennen lernen; dieser Stunde
Wird er und seine Kindeskinder denken.

G. Oeffnet die Gasse — Frisch! Was zauderst Du?
Dein Leben ist verwirkt; ich kann Dich tödten,
Und sieh', ich lege gnädig Dein Geschick
In Deine eigne kunstgeübte Hand.
Der kann nicht klagen über harten Spruch,
Den man zum Meister seines Schicksals macht.
Du rühmst Dich Deines sichern Blicks! Wohlan!
Hier gilt es, Schütze, Deine Kunst zu zeigen:
Das Ziel ist würdig, und der Preis ist groß!
Das Schwarze treffen in der Scheibe, das
Kann auch ein Andrer; der ist mir der Meister,
Der seiner Kunst gewiß ist überall,
Dem's Herz nicht in die Hand tritt, noch ins Auge.
W. F. (wirft sich vor ihm nieder). Herr Landvogt, wir erkennen Eure Hoheit;
Doch lasset Gnad' für Recht ergehen, nehmt
Die Hälfte meiner Habe, nehmt sie ganz!
Nur dieses Gräßliche erlasset einem Vater!
W. T. Großvater, knie' nicht vor dem falschen Mann!
Sagt, wo ich hinstehn soll? Ich fürcht' mich nicht;
Der Vater trifft den Vogel ja im Flug;
Er wird nicht fehlen auf das Herz des Kindes.
St. Herr Landvogt, rührt Euch nicht des Kindes Unschuld?
Röss. O denket, daß ein Gott im Himmel ist,
Dem Ihr müßt Rede stehn für Eure Thaten.
G. (zeigt auf den Knaben). Man bind' ihn an die Linde dort!
W. T. Mich binden!
Nein, ich will nicht gebunden sein. Ich will
Still halten, wie ein Lamm, und auch nicht athmen.
Wenn Ihr mich bindet, nein, so kann ich's nicht,
So werd' ich toben gegen meine Bande.
R. d. H. Die Augen nur laß Dir verbinden, Knabe!
W. T. Warum die Augen? Denket Ihr, ich fürchte
Den Pfeil von Vaters Hand? Ich will ihn fest
Erwarten, und nicht zucken mit den Wimpern.
— Frisch, Vater, zeig's, daß Du ein Schütze bist!
Er glaubt Dir's nicht, er denkt uns zu verderben —
Dem Wüthrich zum Verdrusse, schieß' und triff!
(Er geht an die Linde, man legt ihm den Apfel auf.)
M. (zu den Landleuten). Was? Soll der Frevel sich vor unsern Augen
Vollenden? Wozu haben wir geschworen?
St. Es ist umsonst. Wir haben keine Waffen;
Ihr seht den Wald von Lanzen um uns her.
M. O hätten wirs mit frischer That vollendet!
Verzeihs Gott denen, die zum Aufschub riethen!
G. (zu Tell). Ans Werk! Man führt die Waffen nicht vergebens.
Gefährlich ists, ein Mordgewehr zu tragen,
Und auf den Schützen springt der Pfeil zurück.
Dies stolze Recht, das sich der Bauer nimmt,
Beleidiget den höchsten Herrn des Landes.
Gewaffnet sei Niemand, als wer gebietet.
Freut's Euch, den Pfeil zu führen und den Bogen,
Wohl, so will ich das Ziel Euch dazu geben.
T. (spannt die Armbrust und legt den Pfeil auf).
Oeffnet die Gasse! Platz!

St. Was, Tell? Ihr wolltet — nimmermehr! — Ihr zittert,
Die Hand erbebt Euch, Eure Kniee wanken! —

T. (läßt die Armbrust sinken). Mir schwimmt es vor den Augen!

Weiber. Gott im Himmel!

T. (zum Landvogt). Erlasset mir den Schuß. Hier ist mein Herz!

(Er reißt die Brust auf.)

Ruft Eure Reisigen, und stoßt mich nieder!

G. Ich will Dein Leben nicht, ich will den Schuß.
— Du kannst ja Alles, Tell! An Nichts verzagst Du;
Das Steuerruder führst Du, wie den Bogen;
Dich schreckt kein Sturm, wenn es zu retten gilt;
Jetzt, Retter hilf Dir selbst — Du rettest Alle!

(Tell steht in fürchterlichem Kampf, mit den Händen zuckend, und die rollenden Augen bald auf den Landvogt, bald zum Himmel gerichtet — Plötzlich greift er in seinen Köcher, nimmt einen zweiten Pfeil heraus und steckt ihn in seinen Goller. Der Landvogt bemerkt alle diese Bewegungen.)

W. T. (unter der Linde). Vater, schieß' zu! Ich fürcht' mich nicht.

T. Es muß!

(Er rafft sich zusammen und legt an.)

Rudenz (der die ganze Zeit über in der heftigsten Spannung gestanden und mit Gewalt an sich gehalten, tritt hervor).

Herr Landvogt, weiter werdet Ihrs nicht treiben,
Ihr werdet nicht — Es war nur eine Prüfung —
Den Zweck habt Ihr erreicht — Zu weit getrieben
Verfehlt die Strenge ihres weisen Zwecks,
Und allzustraff gespannt zerspringt der Bogen.

G. Ihr schweigt, bis man Euch aufruft.

Rudenz. Ich will reden,
Ich darfs; des Königs Ehre ist mir heilig;
Doch solches Regiment muß Haß erwerben.
Das ist des Königs Wille nicht! — Ich darfs
Behaupten! — Solche Grausamkeit verdient
Mein Volk nicht; dazu habt Ihr keine Vollmacht.

G. Ha, Ihr erkühnt Euch!

Rudenz. Ich hab' still geschwiegen
Zu allen schweren Thaten, die ich sah!
Mein sehend Auge hab ich zugeschlossen,
Mein überschwellend und empörtes Herz
Hab' ich hinabgedrückt in meinen Busen.
Doch länger schweigen, wär' Verrath zugleich
An meinem Vaterland und an dem Kaiser.

B. (wirft sich zwischen ihn und den Landvogt). O Gott, Ihr reizt den Wüthenden noch mehr.

Rudenz. Mein Volk verließ ich, meinen Blutsverwandten
Entsagt' ich, alle Bande der Natur
Zerriß ich, um an Euch mich anzuschließen —
Das Beste Aller glaubt' ich zu befördern,
Da ich des Kaisers Macht befestigte. —
Die Binde fällt von meinen Augen! — Schaudernd
Seh' ich an einen Abgrund mich geführt —
Mein freies Urtheil habt Ihr irr' geleitet,
Mein redlich Herz verführt! — Ich war daran,
Mein Volk in bester Meinung zu verderben.

G. Verwegner! diese Sprache Deinem Herrn?

Rudenz. Der Kaiser ist mein Herr, nicht Ihr! — Frei bin ich,
Wie Ihr, geboren, und ich messe mich
Mit Euch in jeder ritterlichen Tugend.
Und stündet Ihr nicht hier in Kaisers Namen,
Den ich verehre, selbst wo man ihn schändet,
Den Handschuh wärf' ich vor Euch hin, Ihr solltet
Nach ritterlichem Brauch mir Antwort geben.
— Ja winkt nur Euren Reisigen — Ich stehe
Nicht wehrlos da, wie die —

(Auf das Volk zeigend.)

Ich hab' ein Schwert,
Und wer mir naht —

St. (ruft). Der Apfel ist gefallen!

(Indem sich Alle nach dieser Seite gewendet und Bertha zwischen Rudenz und den Landvogt sich geworfen, hat Tell den Pfeil abgedrückt.)

Röss. Der Knabe lebt!

Viele Stimmen. Der Apfel ist getroffen!

(Walther Fürst schwankt und droht zu sinken, Bertha hält ihn.)

G. (erstaunt). Er hat geschossen? Wie? Der Rasende!

B. Der Knabe lebt! Kommt zu Euch, guter Vater!

W. T. (kommt mit dem Apfel gesprungen). Vater, hier ist der Apfel! Wußt ichs ja,
Du würdest Deinen Knaben nicht verletzen!

(Tell stand mit vorgebogenem Leib, als wollt' er dem Pfeil folgen — die Armbrust entsinkt seiner Hand — wie er den Knaben kommen sieht, eilt er ihm mit ausgebreiteten Armen entgegen, und hebt ihn mit heftiger Inbrunst zu seinem Herzen hinauf; in dieser Stellung sinkt er kraftlos zusammen. Alle stehen gerührt.)

B. O güt'ger Himmel!

W. F. (zu Vater und Sohn). Kinder! meine Kinder!

St. Gott sei gelobt!

L. Das war ein Schuß! Davon
Wird man noch reden in den spätsten Zeiten.

R. d. H. Erzählen wird man von dem Schützen Tell,
So lang die Berge stehn auf ihrem Grunde.

(Reicht dem Landvogt den Apfel.)

G. Bei Gott! Der Apfel mitten durch geschossen!
Es war ein Meisterschuß, ich muß ihn loben.

Röss. Der Schuß war gut; doch wehe dem, der ihn
Dazu getrieben, daß er Gott versuchte.

St. Kommt zu Euch, Tell, steht auf, Ihr habt Euch männlich
Gelöst, und frei könnt Ihr nach Hause gehen.

Röss. Kommt, kommt und bringt der Mutter ihren Sohn.

(Sie wollen ihn wegführen.)

G. Tell, höre!

T. (kommt zurück). Was befehlt Ihr, Herr?

G. Du stecktest
Noch einen zweiten Pfeil zu Dir? — Ja, ja,
Ich sah es wohl! — Was meintest Du damit?

T. (verlegen). Herr, das ist also bräuchlich bei den Schützen.

G. Nein, Tell, die Antwort laß ich Dir nicht gelten;
Es wird was Andres wohl bedeutet haben.
Sag' mir die Wahrheit frisch und fröhlich, Tell!
Was es auch sei, Dein Leben sichr' ich Dir.
Wozu der zweite Pfeil?

T. Wohlan, o Herr,
Weil Ihr mich meines Lebens habt gesichert,
So will ich Euch die Wahrheit gründlich sagen.
(Er zieht den Pfeil aus dem Goller und sieht den Landvogt mit einem furchtbaren Blick an.)
Mit diesem zweiten Pfeil durchschoß ich — Euch,
Wenn ich mein liebes Kind getroffen hätte;
Und Eurer — wahrlich — hätt' ich nicht gefehlt!
G. Wohl, Tell! Des Lebens hab' ich Dich gesichert;
Ich gab mein Ritterwort, das will ich halten —
Doch weil ich Deinen bösen Sinn erkannt,
Will ich Dich führen lassen und verwahren,
Wo weder Mond noch Sonne Dich bescheint,
Damit ich sicher sei vor Deinen Pfeilen.
Ergreift ihn, Knechte! Bindet ihn!
(Tell wird gebunden.)
St. Wie, Herr!
So könntet Ihr an einem Manne handeln,
An dem sich Gottes Hand sichtbar verkündigt?
G. Laß sehn, ob sie ihn zweimal retten wird.
— Man bring' ihn auf mein Schiff! Ich folge nach,
Sogleich; ich selbst will ihn nach Küßnacht führen!
Röss. Das dürft Ihr nicht, das darf der Kaiser nicht,
Das widerstreitet unsern Freiheitsbriefen!
G. Wo sind sie? Hat der Kaiser sie bestätigt?
Er hat sie nicht bestätigt — Diese Gunst
Muß erst erworben werden durch Gehorsam.
Rebellen seid Ihr Alle gegen Kaisers
Gericht und nährt verwegene Empörung.
Ich kenn' Euch Alle — ich durchschau' Euch ganz —
Den nehm' ich jetzt heraus aus Eurer Mitte;
Doch Alle seid Ihr theilhaft seiner Schuld.
Wer klug ist, lerne schweigen und gehorchen!
(Er entfernt sich. Bertha, Rudenz, Harras und Knechte folgen, Frießhardt und Leuthold bleiben zurück.)
W. F. (in heftigem Schmerz.) Es ist vorbei; er hat's beschlossen, mich
Mit meinem ganzen Hause zu verderben!
St. (zum Tell). O warum mußtet Ihr den Wüthrich reizen!
T. Bezwinge sich, wer meinen Schmerz gefühlt!
St. O nun ist Alles, Alles hin! Mit Euch
Sind wir gefesselt Alle und gebunden!
Landleute (umringen den Tell).
Mit Euch geht unser letzter Trost dahin!
L. (nähert sich). Tell, es erbarmt mich. — Doch, ich muß gehorchen.
T. Lebt wohl!
W. T. (sich mit heftigem Schmerz an ihn schmiegend).
O Vater! Vater! Lieber Vater!
T. (hebt die Arme zum Himmel). Dort droben ist Dein Vater! Den ruf' an!
St. Tell, sag' ich Eurem Weibe Nichts von Euch?
T. (hebt den Knaben mit Inbrunst an seine Brust.) Der Knab' ist unverletzt; mir wird Gott helfen!
(Reißt sich schnell los und folgt den Waffenknechten.)

Vierter Aufzug.

Erste Scene.

Oestliches Ufer des Vierwaldstättersees; die seltsam gestalteten schroffen Felsen im Westen schließen den Prospekt. Der See ist bewegt, heftiges Rauschen und Tosen, dazwischen Blitze und Donnerschläge.

Kunz von Gersau. Fischer und Fischerknabe.

K. Ich sah's mit Augen an, Ihr könnt mirs glauben;
's ist Alles so geschehn, wie ich Euch sagte.
Fischer. Der Tell gefangen abgeführt nach Küßnacht,
Der beste Mann im Land, der bravste Arm,
Wenns einmal gelten sollte für die Freiheit.
K. Der Landvogt führt ihn selbst den See herauf;
Sie waren eben dran sich einzuschiffen,
Als ich von Flüelen abfuhr, doch der Sturm,
Der eben jetzt im Anzug ist, und der
Auch mich gezwungen, eilends hier zu landen,
Mag ihre Abfahrt wohl verhindert haben.
F. Der Tell in Fesseln, in des Vogts Gewalt!
O glaubt, er wird ihn tief genug vergraben,
Daß er des Tages Licht nicht wieder sieht!
Denn fürchten muß er die gerechte Rache
Des freien Mannes, den er schwer gereizt!
K. Der Altlandammann auch, der edle Herr
Von Attinghausen, sagt man, lieg' am Tode.
F. So bricht der letzte Anker unsrer Hoffnung!
Der war es noch allein, der seine Stimme
Erheben durfte für des Volkes Rechte!
K. Der Sturm nimmt überhand. Gehabt Euch wohl!
Ich nehme Herberg in dem Dorf; denn heut
Ist doch an keine Abfahrt mehr zu denken.
(Geht ab.)
F. Der Tell gefangen und der Freiherr todt!
Erheb' die freche Stirne, Tyrannei!
Wirf alle Scham hinweg! der Mund der Wahrheit
Ist stumm, das sehnde Auge ist geblendet,
Der Arm, der retten sollte, ist gefesselt!
Knabe. Es hagelt schwer; kommt in die Hütte, Vater!
Es ist nicht kommlich hier im Freien hausen.
F. Raset, Ihr Winde! Flammt herab, Ihr Blitze!
Ihr Wolken, berstet! Gießt herunter, Ströme
Des Himmels, und ersäuft das Land! Zerstört
Im Keim die ungeborenen Geschlechter!
Ihr wilden Elemente, werdet Herr!
Ihr Bären, kommt, ihr alten Wölfe wieder
Der großen Wüste! euch gehört das Land;
Wer wird hier leben wollen ohne Freiheit!
Knabe. Hört, wie der Abgrund tost, der Wirbel brüllt,
So hat's noch nie gerast in diesem Schlunde!
F. Zu zielen auf des eignen Kindes Haupt,
Solches ward keinem Vater noch geboten!
Und die Natur soll nicht in wildem Grimm
Sich drob empören! — O mich soll's nicht wundern,
Wenn sich die Felsen bücken in den See,
Wenn jene Zacken, jene Eisesthürme,
Die nie aufthauten seit dem Schöpfungstag,
Von ihren hohen Kulmen niederschmelzen,
Wenn die Berge brechen, wenn die alten Klüfte
Einstürzen, eine zweite Sündfluth alle
Wohnstätten der Lebendigen verschlingt!
(Man hört läuten.)
Knabe. Hört Ihr, sie läuten droben auf dem Berg;

Gewiß hat man ein Schiff in Noth gesehn,
Und zieht die Glocke, daß gebetet werde.
(Steigt auf eine Anhöhe.)

F. Wehe dem Fahrzeug, das jetzt unterwegs
In dieser furchtbarn Wiege wird gewiegt!
Hier ist das Steuer unnütz und der Steurer,
Der Sturm ist Meister, Wind und Welle spielen
Ball mit dem Menschen — Da ist nah und fern
Kein Busen, der ihm freundlich Schutz gewährte,
Handlos und schroff ansteigend starren ihm
Die Felsen, die unwirthlichen, entgegen,
Und weisen ihm nur ihre steinern schroffe Brust.

Knabe (deutet links). Vater, ein Schiff, es kommt von Flüelen her.

F. Gott helf den armen Leuten! Wenn der Sturm
In dieser Wasserkluft sich erst verfangen,
Dann rast er um sich mit des Raubthiers Angst,
Das an des Gitters Eisenstäbe schlägt;
Die Pforte sucht er heulend sich vergebens,
Denn ringsum schränken ihn die Felsen ein,
Die himmelhoch den engen Paß vermauren.
(Er steigt auf die Anhöhe.)

Knabe. Es ist das Herrenschiff von Uri, Vater,
Ich kenn's am rothen Dach und an der Fahne.

F. Gerichte Gottes! Ja, er ist es selbst,
Der Landvogt, der da fährt — Dort schifft er hin,
Und führt im Schiffe sein Verbrechen mit!
Schnell hat der Arm des Rächers ihn gefunden;
Jetzt kennt er über sich den stärkern Herrn.
Diese Wellen geben nicht auf seine Stimme;
Diese Felsen bücken ihre Häupter nicht
Vor seinem Hute — — Knabe, bete nicht!
Greif' nicht dem Richter in den Arm!

Knabe. Ich bete für den Landvogt nicht — Ich bete
Für den Tell, der auf dem Schiff sich mit befindet.

F. O Unvernunft des blinden Elements!
Mußt Du, um Einen Schuldigen zu treffen,
Das Schiff mit sammt dem Steuermann verderben!

Knabe. Sieh, sieh, sie waren glücklich schon vorbei
Am Buggisgrat; doch die Gewalt des Sturms,
Der von dem Teufelsmünster widerprallt,
Wirft sie zum großen Axenberg zurück.
— Ich seh sie nicht mehr.

F. Dort ist das Hakmesser,
Wo schon der Schiffe mehrere gebrochen.
Wenn sie nicht weislich dort vorüberlenken,
So wird das Schiff zerschmettert an der Fluh,
Die sich jähstrotzig absenkt in die Tiefe.
— Sie haben einen guten Steuermann
Am Bord; könnt' Einer retten, wärs der Tell;
Doch dem sind Arm' und Hände ja gefesselt.

Wilhelm Tell (mit der Armbrust).
(Er kommt mit raschen Schritten, blickt erstaunt umher, und zeigt die heftigste Bewegung. Wenn er mitten auf der Scene ist, wirft er sich nieder, die Hände zu der Erde und dann zum Himmel ausbreitend.)

Knabe (bemerkt ihn). Sieh, Vater, wer der Mann ist, der dort kniet?

F. Er faßt die Erde an mit seinen Händen,
Und scheint, wie außer sich zu sein.

Knabe (kommt vorwärts). Was seh ich! Vater! Vater! kommt und seht!

F. (nähert sich). Wer ist es? — Gott im Himmel! Was! der Tell?
Wie kommt Ihr hierher? Redet!

Knabe. Wart Ihr nicht
Dort auf dem Schiff gefangen und gebunden?

F. Ihr wurdet nicht nach Küßnacht abgeführt?

T. (steht auf). Ich bin befreit.

F. und Knabe. Befreit! O Wunder Gottes!

Knabe. Wo kommt Ihr her?

T. Dort aus dem Schiffe.

F. Was?

Knabe. (zugleich). Wo ist der Landvogt?

T. Auf den Wellen treibt er.

F. Ists möglich? Aber Ihr? Wie seid Ihr hier?
Seid Euren Banden und dem Sturm entkommen?

T. Durch Gottes gnäd'ge Fürsehung. — Hört an!

F. und Knabe. O redet, redet!

T. Was in Altdorf sich
Begeben, wißt Ihrs?

F. Alles weiß ich, redet!

T. Daß mich der Landvogt fahen ließ und binden,
Nach seiner Burg zu Küßnacht wollte führen?

F. Und sich mit Euch zu Flüelen eingeschifft.
Wir wissen Alles. Sprecht, wie Ihr entkommen?

T. Ich lag im Schiff, mit Stricken fest gebunden,
Wehrlos, ein aufgegebner Mann — Nicht hofft ich,
Das frohe Licht der Sonne mehr zu sehn,
Der Gattin und der Kinder liebes Antlitz,
Und trostlos blickt' ich in die Wasserwüste —

F. O armer Mann!

T. So fuhren wir dahin,
Der Vogt, Rudolf der Harras und die Knechte.
Mein Köcher aber mit der Armbrust lag
Am hintern Gransen bei dem Steuerruder.
Und als wir an die Ecke jetzt gelangt
Beim kleinen Axen, da verhängt es Gott,
Daß solch ein grausam mördrisch Ungewitter
Jählings herfürbrach aus des Gotthardts Schlünden,
Daß allen Ruderern das Herz entsank,
Und meinten Alle, elend zu ertrinken:
Da hört' ichs, wie der Diener Einer sich
Zum Landvogt wendet' und die Worte sprach:
„Ihr sehet Eure Noth und unsre, Herr,
Und daß wir All' am Rand des Todes schweben;
— Die Steuerleute aber wissen sich
Vor großer Furcht nicht Rath und sind des Fahrens
Nicht wohl berichtet — Nun aber ist der Tell
Ein starker Mann und weiß ein Schiff zu steuern.
Wie, wenn wir sein jetzt brauchten in der Noth?"
Da sprach der Vogt zu mir: „Tell, wenn Du Dir's
Getrautest, uns zu helfen aus dem Sturm,
So möcht' ich Dich der Bande wohl entled'gen."
Ich aber sprach: „Ja, Herr, mit Gottes Hülfe
Getrau' ich mirs, und helf uns wohl hiedannen."
So ward ich meiner Bande los und stand
Am Steuerruder und fuhr redlich hin;
Doch schielt' ich seitwärts, wo mein Schießzeug lag,
Und an dem Ufer merkt' ich scharf umher,

Wo sich ein Vortheil aufthät' zum Entspringen.
Und wie ich eines Felsenriffs gewahre,
Das abgeplattet vorsprang in den See —

F. Ich kenn's, es ist am Fuß des großen Axen,
Doch nicht für möglich acht' ichs — so gar steil
Gehts an — vom Schiff es springend abzureichen —

T. Schrie ich den Knechten, handlich zuzugehn,
Bis daß wir vor die Felsenplatte kämen,
Dort, rief ich, sei das Aergste überstanden —
Und als wir sie frischrudernd bald erreicht,
Fleh' ich die Gnade Gottes an, und drücke,
Mit allen Leibeskräften angestemmt,
Den hintern Gransen an die Felswand hin.
Jetzt schnell mein Schießzeug fassend, schwing' ich selbst
Hochspringend auf die Platte mich hinauf,
Und mit gewalt'gem Fußstoß hinter mich
Schleudr' ich das Schifflein in den Schlund der Wasser —
Dort mag's, wie Gott will, auf den Wellen treiben!
So bin ich hier, gerettet aus des Sturms
Gewalt und aus der schlimmeren der Menschen.

F. Tell, Tell, ein sichtbar Wunder hat der Herr
An Euch gethan; kaum glaub' ichs meinen Sinnen —
Doch saget! Wo gedenket Ihr jetzt hin?
Denn Sicherheit ist nicht für Euch, wofern
Der Landvogt lebend diesem Sturm entkommt.

T. Ich hört ihn sagen, da ich noch im Schiff
Gebunden lag, er wollt' bei Brunnen landen,
Und über Schwyz nach seiner Burg mich führen.

F. Will er den Weg dahin zu Lande nehmen?

T. Er denkts.

F. O so verbergt Euch ohne Säumen!
Nicht zweimal hilft Euch Gott aus seiner Hand.

T. Nennt mir den nächsten Weg nach Arth und Küßnacht.

F. Die offne Straße zieht sich über Steinen;
Doch einen kürzern Weg und heimlichern
Kann Euch mein Knabe über Lowerz führen.

T. (gibt ihm die Hand). Gott lohn' Euch Eure Gutthat. Lebet wohl.

(Geht und kehrt wieder um.)

— Habt Ihr nicht auch im Rütli mit geschworen?
Mir däucht, man nannt' Euch mir —

F. Ich war dabei
Und hab' den Eid des Bundes mit beschworen.

T. So eilt nach Bürglen, thut die Lieb' mir an!
Mein Weib verzagt um mich; verkündet ihr,
Daß ich gerettet sei und wohl geborgen.

F. Doch wohin sag' ich ihr, daß Ihr geflohn?

T. Ihr werdet meinen Schwäher bei ihr finden
Und Andre, die im Rütli mit geschworen —
Sie sollen wacker sein und gutes Muths;
Der Tell sei frei und seines Armes mächtig;
Bald werden sie ein Weitres von mir hören.

F. Was habt Ihr im Gemüth? Entdeckt mir's frei!

T. Ist es gethan, wird's auch zur Rede kommen.

(Geht ab.)

F. Zeig' ihm den Weg, Jenni — Gott steh' ihm bei!
Er führts zum Ziel, was er auch unternommen.

(Geht ab.)

Zweite Scene.

Edelhof zu Attinghausen.

Der Freiherr, in einem Armsessel, sterbend. Walther Fürst, Stauffacher, Melchthal und Baumgarten um ihn beschäftigt. Walther Tell, knieend vor dem Sterbenden.

W. F. Es ist vorbei mit ihm, er ist hinüber.

St. Er liegt nicht, wie ein Todter. — Seht, die Feder
Auf seinen Lippen regt sich! Ruhig ist
Sein Schlaf und friedlich lächeln seine Züge.

(Baumgarten geht an die Thüre und spricht mit Jemand.)

W. F. (zu Baumgarten). Wer ists?

B. (kommt zurück). Es ist Frau Hedwig, Eure Tochter;
Sie will Euch sprechen, will den Knaben sehn.

(Walther Tell richtet sich auf.)

W. F. Kann ich sie trösten? Hab' ich selber Trost?
Häuft alles Leiden sich auf meinem Haupt?

H. (hereindringend). Wo ist mein Kind? Laßt mich, ich muß es sehn —

St. Faßt Euch! Bedenkt, daß Ihr im Haus des Todes —

H. (stürzt auf den Knaben). Mein Wälty! O er lebt mir!

W. T. (hängt an ihr). Arme Mutter!

H. Ists auch gewiß? Bist Du mir unverletzt?

(Betrachtet ihn mit ängstlicher Sorgfalt.)

Und es ist möglich? Konnt' er auf Dich zielen?
Wie konnt' ers? O er hat kein Herz. — Er konnte
Den Pfeil abdrücken auf sein eignes Kind!

W. F. Er thats mit Angst, mit schmerzzerrißner Seele;
Gezwungen that ers, denn es galt das Leben.

H. O hätt' er eines Vaters Herz, eh' ers
Gethan, er wäre tausendmal gestorben!

St. Ihr solltet Gottes gnäd'ge Schickung preisen,
Die es so gut gelenkt —

H. Kann ich vergessen,
Wie's hätte kommen können! — Gott des Himmels!
Und lebt' ich achtzig Jahr' — Ich seh' den Knaben ewig
Gebunden stehn, den Vater auf ihn zielen,
Und ewig fliegt der Pfeil mir in das Herz.

M. Frau, wüßtet Ihr, wie ihn der Vogt gereizt!

H. O rohes Herz der Männer! Wenn ihr Stolz
Beleidigt wird, dann achten sie Nichts mehr;
Sie setzen in der blinden Wuth des Spiels
Das Haupt des Kindes und das Herz der Mutter!

B. Ist Eures Mannes Loos nicht hart genug,
Daß Ihr mit schwerem Tadel ihn noch kränkt?
Für seine Leiden habt Ihr kein Gefühl?

H. (kehrt sich nach ihm um und sieht ihn mit einem großen Blick an).
Hast Du nur Thränen für des Freundes Unglück?

— Wo waret Ihr, da man den Trefflichen
In Bande schlug? Wo war da Eure Hülfe?
Ihr sahet zu, Ihr ließt das Gräßliche geschehn;
Geduldig littet Ihrs, daß man den Freund
Aus Eurer Mitte führte. — Hat der Tell
Auch so an Euch gehandelt? Stand er auch
Bedaurend da, als hinter Dir die Reiter
Des Landvogts drangen, als der wüth'ge See
Vor Dir erbrauste? Nicht mit müß'gen Thränen
Beklagt' er Dich; in den Nachen sprang er, Weib
Und Kind vergaß er, und befreite Dich! —

W. F. Was konnten wir zu seiner Rettung wagen,
Die kleine Zahl, die unbewaffnet war!

H. (wirft sich an seine Brust.) O Vater! Und auch Du hast ihn verloren!
Das Land, wir Alle haben ihn verloren!
Uns Allen fehlt er, ach! wir fehlen ihm!
Gott rette seine Seele vor Verzweiflung!
Zu ihm hinab, ins öde Burgverließ
Dringt keines Freundes Trost. — Wenn er erkrankte!
Ach, in des Kerkers feuchter Finsterniß
Muß er erkranken. — Wie die Alpenrose
Bleicht und verkümmert in der Sumpfesluft,
So ist für ihn kein Leben, als im Licht
Der Sonne, in dem Balsamstrom der Lüfte.
Gefangen! Er! Sein Athem ist die Freiheit;
Er kann nicht leben in dem Hauch der Grüfte.

St. Beruhigt Euch! Wir Alle wollen handeln,
Um seinen Kerker aufzuthun.

H. Was könnt Ihr schaffen ohne ihn? — So lang
Der Tell noch frei war, ja, da war noch Hoffnung,
Da hatte noch die Unschuld einen Freund,
Da hatte einen Helfer der Verfolgte,
Euch Alle rettete der Tell — Ihr Alle
Zusammen könnt nicht seine Fesseln lösen!

(Der Freiherr erwacht.)

B. Er regt sich, still!

A. (sich aufrichtend). Wo ist er?

St. Wer?

A. Er fehlt mir,
Verläßt mich in dem letzten Augenblick!

St. Er meint den Junker. — Schickte man nach ihm?

W. F. Es ist nach ihm gesendet. — Tröstet Euch!
Er hat sein Herz gefunden; er ist unser.

A. Hat er gesprochen für sein Vaterland?

St. Mit Heldenkühnheit.

A. Warum kommt er nicht,
Um meinen letzten Segen zu empfangen?
Ich fühle, daß es schleunig mit mir endet.

St. Nicht also, edler Herr! Der kurze Schlaf
Hat Euch erquickt, und hell ist Euer Blick.

A. Der Schmerz ist Leben, er verließ mich auch.
Das Leiden ist, so wie die Hoffnung, aus.

(Er bemerkt den Knaben.)

Wer ist der Knabe?

W. F. Segnet ihn, o Herr!
Er ist mein Enkel und ist vaterlos.

(Hedwig sinkt mit dem Knaben vor dem Sterbenden nieder.)

A. Und vaterlos lass' ich Euch Alle, Alle
Zurück. — Weh mir, daß meine letzten Blicke
Den Untergang des Vaterlands gesehn!
Mußt' ich des Lebens höchstes Maß erreichen,
Um ganz mit allen Hoffnungen zu sterben!

St. (zu Walther Fürst). Soll er in diesem finstern Kummer scheiden?
Erhellen wir ihm nicht die letzte Stunde
Mit schönem Strahl der Hoffnung? — Edler Freiherr!
Erhebet Euren Geist! Wir sind nicht ganz
Verlassen, sind nicht rettungslos verloren.

A. Wer soll Euch retten?

W. F. Wir uns selbst. Vernehmt!
Es haben die drei Lande sich das Wort
Gegeben, die Tyrannen zu verjagen.
Geschlossen ist der Bund; ein heil'ger Schwur
Verbindet uns. Es wird gehandelt werden,
Eh' noch das Jahr den neuen Kreis beginnt.
Euer Staub wird ruhn in einem freien Lande.

A. O saget mir! Geschlossen ist der Bund?

M. Am gleichen Tage werden alle drei
Waldstätte sich erheben. Alles ist
Bereit, und das Geheimniß wohlbewahrt
Bis jetzt, obgleich viel Hunderte es theilen.
Hohl ist der Boden unter den Tyrannen;
Die Tage ihrer Herrschaft sind gezählt:
Und bald ist ihre Spur nicht mehr zu finden.

A. Die festen Burgen aber in den Landen?

M. Sie fallen alle an dem gleichen Tag.

A. Und sind die Edeln dieses Bunds theilhaftig?

St. Wir harren ihres Beistands, wenn es gilt;
Jetzt aber hat der Landmann nur geschworen.

A. (richtet sich langsam in die Höhe, mit großem Erstaunen.)

Hat sich der Landmann solcher That verwogen,
Aus eignem Mittel ohne Hülf' der Edeln,
Hat er der eignen Kraft so viel vertraut —
Ja, dann bedarf es unserer nicht mehr;
Getröstet können wir zu Grabe steigen,
Es lebt nach uns — durch andre Kräfte will
Das Herrliche der Menschheit sich erhalten.

(Er legt seine Hand auf das Haupt des Kindes, das vor ihm auf den Knieen liegt.)

Aus diesem Haupte, wo der Apfel lag,
Wird Euch die neue beßre Freiheit grünen;
Das Alte stürzt, es ändert sich die Zeit,
Und neues Leben blüht aus den Ruinen.

St. (zu W. F.) Seht, welcher Glanz sich um sein Aug' ergießt!
Das ist nicht das Erlöschen der Natur,
Das ist der Strahl schon eines neuen Lebens.

A. Der Adel steigt von seinen alten Burgen,
Und schwört den Städten seinen Bürgereid:
Im Uechtland schon, im Thurgau hats begonnen;
Die edle Bern erhebt ihr herrschend Haupt,
Freiburg ist eine sichre Burg der Freien;
Die rege Zürich waffnet ihre Zünfte
Zum kriegerischen Heer. — Es bricht die Macht
Der Könige sich an ihren ew'gen Wällen —

(Er spricht das Folgende mit dem Ton eines Sehers — seine Rede steigt bis zur Begeisterung.)

Die Fürsten seh' ich und die edeln Herrn
In Harnischen herangezogen kommen,
Ein harmlos Volk von Hirten zu bekriegen.
Auf Tod und Leben wird gekämpft, und herrlich
Wird mancher Paß durch blutige Entscheidung.
Der Landmann stürzt sich mit der nackten Brust,
Ein freies Opfer, in die Schar der Lanzen;
Er bricht sie, und des Adels Blüthe fällt,

Es hebt die Freiheit siegend ihre Fahne.
(Walther Fürsts und Stauffachers Hände fassend.)
Drum haltet fest zusammen — fest und ewig —
Kein Ort der Freiheit sei dem Andern fremd —
Hochwachten stellet aus auf Euren Bergen,
Daß sich der Bund zum Bunde rasch versammle —
Seid einig — einig — einig
(Er fällt in das Kissen zurück — seine Hände halten entseelt noch die Andern gefaßt. Fürst und Stauffacher betrachten ihn noch eine Zeit lang schweigend; dann treten sie hinweg, jeder seinem Schmerz überlassen. Unterdessen sind die Knechte still hereingedrungen, sie nähern sich mit Zeichen eines stillern oder heftigern Schmerzens, einige knieen bei ihm nieder und weinen auf seine Hand; während dieser stummen Scene wird die Burgglocke geläutet.)

Rudenz zu den Vorigen.

R. (rasch eintretend). Lebt er? O saget, kann er mich noch hören?
W. F. (deutet hin mit weggewandtem Gesicht).
Ihr seid jetzt unser Lehensherr und Schirmer,
Und dieses Schloß hat einen andern Namen.
R. (erblickt den Leichnam und steht von heftigem Schmerz ergriffen).
O güt'ger Gott! — Kommt meine Reu' zu spät?
Konnt' er nicht wen'ge Pulse länger leben,
Um mein geändert Herz zu sehn?
Verachtet hab' ich seine treue Stimme,
Da er noch wandelte im Licht. — Er ist
Dahin, ist fort auf immerdar, und läßt mir
Die schwere unbezahlte Schuld! — O saget!
Schied er dahin in Unmuth gegen mich?
St. Er hörte sterbend noch, was Ihr gethan,
Und segnete den Muth, mit dem Ihr spracht!
R. (kniet an dem Todten nieder). Ja, heil'ge Reste eines theuren Mannes!
Entseelter Leichnam! Hier gelob' ich Dir's
In Deine kalte Todtenhand. — Zerrissen
Hab' ich auf ewig alle fremden Bande;
Zurückgegeben bin ich meinem Volk;
Ein Schweizer bin ich und ich will es sein
Von ganzer Seele — —
(Aufstehend.)
Trauert um den Freund,
Den Vater Aller; doch verzaget nicht!
Nicht bloß sein Erbe ist mir zugefallen;
Es steigt sein Herz, sein Geist auf mich herab,
Und leisten soll Euch meine frische Jugend,
Was Euch sein greises Alter schuldig blieb.
— Ehrwürd'ger Vater, gebt mir Eure Hand!
Gebt mir die Eurige! Melchthal, auch Ihr!
Bedenkt Euch nicht! O wendet Euch nicht weg!
Empfanget meinen Schwur und mein Gelübde!
W. F. Gebt ihm die Hand! Sein wiederkehrend Herz
Verdient Vertraun.
M. Ihr habt den Landmann Nichts geachtet.
Sprecht! wessen soll man sich zu Euch versehn?
R. O denket nicht des Irrthums meiner Jugend!
St. (zu Melchthal). Seid einig! war das letzte Wort des Vaters.
Gedenket dessen.
M. Hier ist meine Hand!
Des Bauern Handschlag, edler Herr, ist auch
Ein Manneswort! Was ist der Ritter ohne uns?
Und unser Stand ist älter, als der Eure.
R. Ich ehr' ihn, und mein Schwert soll ihn beschützen.
M. Der Arm, Herr Freiherr, der die harte Erde
Sich unterwirft und ihren Schoß befeuchtet,
Kann auch des Mannes Brust beschützen.
R. Ihr
Sollt meine Brust, ich will die Eure schützen!
So sind wir Einer durch den Andern stark.
— Doch wozu reden, da das Vaterland
Ein Raub noch ist der fremden Tyrannei?
Wenn erst der Boden rein ist von dem Feind,
Dann wollen wir's in Frieden schon vergleichen.
(Nachdem er einen Augenblick inne gehalten.)
Ihr schweigt? Ihr habt mir Nichts zu sagen? Wie?
Verdien' ichs noch nicht, daß Ihr mir vertraut?
So muß ich wider Euren Willen mich
In das Geheimniß Eures Bundes drängen.
— Ihr habt getagt — geschworen auf dem Rütli —
Ich weiß — weiß Alles, was Ihr dort verhandelt,
Und was mir nicht von Euch vertrauet ward,
Ich habs bewahrt gleich wie ein heilig Pfand.
Nie war ich meines Landes Feind, glaubt mir,
Und niemals hätt' ich gegen Euch gehandelt.
— Doch übel thatet Ihr, es zu verschieben;
Die Stunde dringt und rascher That bedarfs —
Der Tell ward schon das Opfer Eures Säumens —
St. Das Christfest abzuwarten, schwuren wir.
R. Ich war nicht dort, ich hab' nicht mit geschworen.
Wartet Ihr ab! ich handle.
M. Was? Ihr wolltet —
R. Des Landes Vätern zähl' ich mich jetzt bei,
Und meine erste Pflicht ist, Euch zu schützen.
W. F. Der Erde diesen theuren Staub zu geben,
Ist Eure nächste Pflicht und heiligste.
R. Wenn wir das Land befreit, dann legen wir
Den frischen Kranz des Siegs ihm auf die Bahre.
— O Freunde! Eure Sache nicht allein,
Ich habe meine eigne auszufechten
Mit dem Tyrannen. — Hört und wißt! Verschwunden
Ist meine Bertha, heimlich weggeraubt
Mit kecker Frevelthat aus unsrer Mitte!
St. Solcher Gewaltthat hätte der Tyrann
Wider die freie Edle sich verwogen?
R. O meine Freunde! Euch versprach ich Hülfe,
Und ich zuerst muß sie von Euch erflehn.
Geraubt, entrissen ist mir die Geliebte.
Wer weiß, wo sie der Wüthende verbirgt,
Welcher Gewalt sie frevelnd sich erkühnen,
Ihr Herz zu zwingen zum verhaßten Band!
Verlaßt mich nicht, o helft sie mir erretten —
Sie liebt Euch, o sie hats verdient ums Land,
Daß alle Arme sich für sie bewaffnen —
W. F. Was wollt Ihr unternehmen?
R. Weiß ichs? Ach!
In dieser Nacht, die ihr Geschick umhüllt,
In dieses Zweifels ungeheurer Angst,
Wo ich nichts Festes zu erfassen weiß,
Ist mir nur dieses in der Seele klar:
Unter den Trümmern der Tyrannenmacht
Allein kann sie hervorgegraben werden;
Die Vesten Alle müssen wir bezwingen,
Ob wir vielleicht in ihren Kerker dringen.
M. Kommt, führt uns an! Wir folgen Euch. Warum
Bis Morgen sparen, was wir heut vermögen?

Frei war der Tell, als wir im Rütli schwuren;
Das Ungeheure war noch nicht geschehen. -
Es bringt die Zeit ein anderes Gesetz;
Wer ist so feig, der jetzt noch könnte zagen!

R. (zu St. und W. F.) Indeß bewaffnet und zum Werk bereit,
Erwartet Ihr der Berge Feuerzeichen!
Denn schneller, als ein Botensegel fliegt,
Soll Euch die Botschaft unsers Siegs erreichen,
Und seht Ihr leuchten die willkommnen Flammen,
Dann auf die Feinde stürzt, wie Wetters Strahl,
Und brecht den Bau der Tyrannei zusammen!

(Gehen ab.)

Dritte Scene.

Die hohle Gasse bei Küßnacht. Man steigt von hinten zwischen Felsen herunter und die Wandrer werden, ehe sie auf der Scene erscheinen, schon von der Höhe gesehn. Felsen umschließen die ganze Scene; auf einer der vordersten ist ein Vorsprung mit Gesträuch bewachsen.

Tell (tritt auf mit der Armbrust). Durch diese hohle Gasse muß er kommen;
Es führt kein andrer Weg nach Küßnacht. — Hier
Vollend' ichs. — Die Gelegenheit ist günstig.
Dort der Hollunderstrauch verbirgt mich ihm;
Von dort herab kann ihn mein Pfeil erlangen;
Des Weges Enge wehret den Verfolgern.
Mach' Deine Rechnung mit dem Himmel, Vogt!
Fort mußt Du, Deine Uhr ist abgelaufen!
Ich lebte still und harmlos. — Das Geschoß
War auf des Waldes Thiere nur gerichtet,
Meine Gedanken waren rein von Mord —
Du hast aus meinem Frieden mich heraus
Geschreckt; in gährend Drachengift hast Du
Die Milch der frommen Denkart mir verwandelt;
Zum Ungeheuren hast Du mich gewöhnt —
Wer sich des Kindes Haupt zum Ziele setzte,
Der kann auch treffen in das Herz des Feinds.
Die armen Kindlein, die unschuldigen,
Das treue Weib muß ich vor Deiner Wuth
Beschützen, Landvogt! — Da, als ich den Bogenstrang
Anzog — als mir die Hand erzitterte —
Als Du mit grausam teufelischer Lust
Mich zwangst, aufs Haupt des Kindes anzulegen —
Als ich ohnmächtig flehend rang vor Dir,
Damals gelobt ich mir in meinem Innern
Mit furchtbarm Eidschwur, den nur Gott gehört,
Daß meines nächsten Schusses erstes Ziel
Dein Herz sein sollte. — Was ich mir gelobt
In jenes Augenblickes Höllenqualen,
Ist eine heil'ge Schuld, ich will sie zahlen!
Du bist mein Herr, und meines Kaisers Vogt;
Doch nicht der Kaiser hätte sich erlaubt,
Was Du. — Er sandte Dich in diese Lande,
Um Recht zu sprechen — strenges, denn er zürnet —
Doch nicht, um mit der mörderischen Lust
Dich jedes Gräuels straflos zu erfrechen;
Es lebt ein Gott, zu strafen und zu rächen.
Komm Du hervor, Du Bringer bittrer Schmerzen,
Mein theures Kleinod jetzt, mein höchster Schatz —
Ein Ziel will ich Dir geben, das bis jetzt
Der frommen Bitte undurchdringlich war —
Doch Dir soll es nicht widerstehn. — Und Du,
Vertraute Bogensehne, die so oft
Mir treu gedient hat in der Freude Spielen,
Verlaß mich nicht im fürchterlichen Ernst!
Nur jetzt noch halte fest, Du treuer Strang,
Der mir so oft den herben Pfeil beflügelt —
Entränn' er jetzo kraftlos meinen Händen — —
Ich habe keinen zweiten zu versenden.

(Wandrer gehen über die Scene.)

Auf diese Bank von Stein will ich mich setzen,
Dem Wanderer zur kurzen Ruh' bereitet —
Denn hier ist keine Heimat. — Jeder treibt
Sich an dem Andern rasch und fremd vorüber,
Und fraget nicht nach seinem Schmerz. — Hier geht
Der sorgenvolle Kaufmann und der leicht
Geschürzte Pilger — der andächt'ge Mönch,
Der düstre Räuber und der heitre Spielmann,
Der Säumer mit dem schwer beladnen Roß,
Der ferne her kommt von der Menschen Ländern,
Denn jede Straße führt ans End' der Welt.
Sie Alle ziehen ihres Weges fort
An ihr Geschäft — und meines ist der Mord!

(Setzt sich.)

Sonst wenn der Vater auszog, liebe Kinder,
Da war ein Freuen, wenn er wieder kam;
Denn niemals kehrt' er heim, er bracht' Euch Etwas;
Wars eine schöne Alpenblume, wars
Ein seltner Vogel oder Ammonshorn,
Wie es der Wandrer findet auf den Bergen —
Jetzt geht er einem andern Waidwerk nach;
Am wilden Weg sitzt er mit Mordgedanken;
Des Feindes Leben ists, worauf er lauert.
— Und doch an Euch nur denkt er, lieben Kinder,
Auch jetzt. — Euch zu vertheid'gen, Eure holde Unschuld
Zu schützen vor der Rache des Tyrannen,
Will er zum Morde jetzt den Bogen spannen!

(Steht auf.)

Ich laure auf ein edles Wild. — Läßt sichs
Der Jäger nicht verdrießen, Tage lang
Umher zu streifen in des Winters Strenge,
Von Fels zu Fels den Wagesprung zu thun,
Hinan zu klimmen an den glatten Wänden,
Wo er sich anleimt mit dem eignen Blut,
— Um ein armselig Grattthier zu erjagen.
Hier gilt es einen köstlicheren Preis,
Das Herz des Todfeinds, der mich will verderben.

(Man hört von fern eine heitre Musik, welche sich nähert.)

Mein ganzes Leben lang hab' ich den Bogen
Gehandhabt, mich geübt nach Schützenregel;
Ich habe oft geschossen in das Schwarze,
Und manchen schönen Preis mir heimgebracht
Vom Freudenschießen. — Aber heute will ich
Den Meisterschuß thun und das Beste mir
Im ganzen Umkreis des Gebirgs gewinnen.

(Eine Hochzeit zieht über die Scene und durch den Hohlweg hinauf. Tell betrachtet sie, auf seinen Bogen gelehnt; Stüssi der Flurschütz gesellt sich zu ihm.)

St. Das ist der Klostermei'r von Mörlischachen,
Der hier den Brautlauf hält. — Ein reicher Mann;
Er hat wohl zehen Senten auf den Alpen.
Die Braut holt er jetzt ab zu Immensee,
Und diese Nacht wird hoch geschwelgt zu Küßnacht.
Kommt mit! 's ist jeder Biedermann geladen.

T. Ein ernster Gast stimmt nicht zum Hochzeithaus.

St. Drückt Euch ein Kummer, werft ihn frisch vom Herzen!
Nehmt mit, was kommt; die Zeiten sind jetzt schwer;

Drum muß der Mensch die Freude leicht ergreifen.
Hier wird gefreit und anderswo begraben.
T. Und oft kommt gar das Eine zu dem Andern.
St. So geht die Welt nun. Es gibt allerwegen
Unglücks genug. — Ein Ruffi ist gegangen
Im Glarner Land und eine ganze Seite
Vom Glärnisch eingesunken.
T. Wanken auch
Die Berge selbst? Es steht Nichts fest auf Erden.
St. Auch anderswo vernimmt man Wunderdinge.
Da sprach ich Einen, der von Baden kam:
Ein Ritter wollte zu dem König reiten,
Und unterwegs begegnet ihm ein Schwarm
Von Hornissen, die fallen auf sein Roß,
Daß es vor Marter todt zu Boden sinkt,
Und er zu Fuße ankommt bei dem König.
T. Dem Schwachen ist sein Stachel auch gegeben.
(Armgart kommt mit mehrern Kindern und stellt sich an den Eingang des Hohlwegs.)
St. Man deutets auf ein großes Landesunglück,
Auf schwere Thaten wider die Natur.
T. Dergleichen Thaten bringet jeder Tag;
Kein Wunderzeichen braucht sie zu verkünden.
St. Ja, wohl dem, der sein Feld bestellt in Ruh',
Und ungekränkt daheimsitzt bei den Seinen.
T. Es kann der Frömmste nicht im Frieden bleiben,
Wenn es dem bösen Nachbar nicht gefällt.
(Tell sieht oft mit unruhiger Erwartung nach der Höhe des Weges.)
St. Gehabt Euch wohl. — Ihr wartet hier auf Jemand?
T. Das thu' ich.
St. Frohe Heimkehr zu den Euren!
— Ihr seid aus Uri? Unser gnäd'ger Herr,
Der Landvogt, wird noch heut von dort erwartet.
Wanderer (kommt). Den Vogt erwartet heut nicht mehr. Die Wasser
Sind ausgetreten von dem großen Regen,
Und alle Brücken hat der Strom zerrissen.
(Tell steht auf.)
Armg. (kommt vorwärts). Der Landvogt kommt nicht!
St. Sucht Ihr was an ihn?
A. Ach, freilich!
St. Warum stellet Ihr Euch denn
In dieser hohlen Gass' ihm in den Weg?
A. Hier weicht er mir nicht aus! er muß mich hören!
Frießhart (kommt eilfertig den Hohlweg herab, und ruft in die Scene).
Man fahre aus dem Weg! — Mein gnäd'ger Herr,
Der Landvogt, kommt dicht hinter mir geritten.
(Tell geht ab).
A. (lebhaft). Der Landvogt kommt!
(Sie geht mit ihren Kindern nach der vordern Scene. Geßler und Rudolph der Harras zeigen sich zu Pferd auf der Höhe des Wegs.)
St. (zum Frießhardt). Wie kamt Ihr durch das Wasser,
Da doch der Strom die Brücken fortgeführt?
F. Wir haben mit dem See gefochten, Freund,
Und fürchten uns vor keinem Alpenwasser.
St. Ihr wart zu Schiff in dem gewalt'gen Sturm?
F. Das waren wir. Mein Lebtag' denk' ich dran —
St. O bleibt, erzählt!
F. Laß mich! ich muß voraus,
Den Landvogt muß ich in der Burg verkünden.
(Ab.)
St. Wär'n gute Leute auf dem Schiff gewesen,
In Grund gesunken wärs mit Mann und Maus;
Dem Volk kann weder Wasser bei, noch Feuer.
(Er sieht sich um.)
Wo kam der Waidmann hin, mit dem ich sprach?
(Geht ab.)
(Geßler und Rudolph der Harras zu Pferd.)
Geßler. Sagt, was Ihr wollt, ich bin des Kaisers Diener
Und muß drauf denken, wie ich ihm gefalle.
Er hat mich nicht ins Land geschickt, dem Volk
Zu schmeicheln und ihm sanft zu thun. — Gehorsam
Erwartet er; der Streit ist, ob der Bauer
Soll Herr sein in dem Lande oder der Kaiser.
A. Jetzt ist der Augenblick! Jetzt bring' ichs an!
(Nähert sich furchtsam.)
G. Ich hab' den Hut nicht aufgesteckt zu Altdorf
Des Scherzes wegen, oder um die Herzen
Des Volks zu prüfen; diese kenn' ich längst.
Ich hab' ihn aufgesteckt, daß sie den Nacken
Mir lernen beugen, den sie aufrecht tragen —
Das Unbequeme hab' ich hingepflanzt
Auf ihren Weg, wo sie vorbeigehn müssen,
Daß sie drauf stoßen mit dem Aug', und sich
Erinnern ihres Herrn, den sie vergessen.
R. d. H. Das Volk hat aber doch gewisse Rechte —
G. Die abzuwägen, ist jetzt keine Zeit!
— Weitschicht'ge Dinge sind im Werk und Werden;
Das Kaiserhaus will wachsen; was der Vater
Glorreich begonnen, will der Sohn vollenden.
Dies kleine Volk ist uns ein Stein im Weg —
So oder so — es muß sich unterwerfen!
(Sie wollen vorüber. Die Frau wirft sich vor dem Landvogt nieder.)
A. Barmherzigkeit, Herr Landvogt! Gnade! Gnade!
G. Was dringt Ihr Euch auf offner Straße mir
In Weg. — Zurück!
A. Mein Mann liegt im Gefängniß;
Die armen Waisen schrei'n nach Brod. — Habt Mitleid,
Gestrenger Herr, mit unserm großen Elend!
R. d. H. Wer seid Ihr? Wer ist Euer Mann?
A. Ein armer
Wildheuer, guter Herr, vom Rigiberge,
Der über'm Abgrund weg das freie Gras
Abmähet von den schroffen Felsenwänden,
Wohin das Vieh sich nicht getraut zu steigen —
R. (zum Landvogt). Bei Gott, ein elend und erbärmlich Leben!
Ich bitt' Euch, gebt ihn los, den armen Mann!
Was er auch Schweres mag verschuldet haben,
Strafe genug ist sein entsetzlich Handwerk.
(Zu der Frau.)
Euch soll Recht werden. — Drinnen auf der Burg
Nennt Eure Bitte. — Hier ist nicht der Ort.
A. Nein, nein, ich weiche nicht von diesem Platz,

Bis mir der Vogt den Mann zurückgegeben!
Schon in den sechsten Mond liegt er im Thurm,
Und harret auf den Richterspruch vergebens.

G. Weib, wollt Ihr mir Gewalt anthun? Hinweg!

A. Gerechtigkeit, Landvogt! Du bist der Richter
Im Lande an des Kaisers Statt und Gottes.
Thu' Deine Pflicht! So Du Gerechtigkeit
Vom Himmel hoffest, so erzeig' sie uns!

G. Fort! Schafft das freche Volk mir aus den Augen!

A. (greift in die Zügel des Pferdes). Nein, nein, ich habe Nichts mehr zu verlieren.
— Du kommst nicht von der Stelle, Vogt, bis Du
Mir Recht gesprochen. — Falte Deine Stirne,
Rolle die Augen, wie Du willst. — Wir sind
So grenzenlos unglücklich, daß wir Nichts
Nach Deinem Zorn mehr fragen! —

G. Weib, mach' Platz,
Oder mein Roß geht über Dich hinweg!

A. Laß es über mich dahin gehn! — Da —

(Sie reißt ihre Kinder zu Boden und wirft sich mit ihnen ihm in den Weg.)

Hier lieg' ich
Mit meinen Kindern! — Laß die armen Waisen
Von Deines Pferdes Huf zertreten werden!
Es ist das Aergste nicht, was Du gethan —

R. d. H. Weib, seid Ihr rasend?

A. (heftiger fortfahrend). Tratest Du doch längst
Das Land des Kaisers unter Deine Füße!
— O ich bin nur ein Weib! Wär' ich ein Mann,
Ich wüßte wohl was Besseres, als hier
Im Staub' zu liegen —

(Man hört die vorige Musik wieder auf der Höhe des Wegs, aber gedämpft.)

G. Wo sind meine Knechte?
Man reiße sie von hinnen, oder ich
Vergesse mich und thue, was mich reuet.

R. d. H. Die Knechte können nicht hindurch, o Herr!
Der Hohlweg ist gesperrt durch eine Hochzeit.

G. Ein allzumilder Herrscher bin ich noch
Gegen dies Volk — die Zungen sind noch frei,
Es ist noch nicht ganz, wie es soll, gebändigt —
Doch es soll anders werden, ich gelob' es,
Ich will ihn brechen diesen starren Sinn,
Den kecken Geist der Freiheit will ich beugen!
Ein neu Gesetz will ich in diesen Landen
Verkündigen. — Ich will —

(Ein Pfeil durchbohrt ihn; er fährt mit der Hand ans Herz und will sinken. Mit matter Stimme:)

Gott sei mir gnädig!

R. d. H. Herr Landvogt. — Gott! Was ist das? Woher kam das?

A. (auffahrend). Mord! Mord! Er taumelt, sinkt! Er ist getroffen!

R. d. H. (springt vom Pferde). Welch gräßliches Ereigniß. — Gott — Herr Ritter —
Ruft die Erbarmung Gottes an! — Ihr seid
Ein Mann des Todes!

G. Das ist Tells Geschoß.

(Ist vom Pferde herab dem Rudolph Harras in den Arm gegleitet und wird auf der Bank niedergelassen.)

T. (erscheint oben auf der Höhe des Felsen). Du kennst den Schützen, suche keinen andern!
Frei sind die Hütten, sicher ist die Unschuld
Vor Dir, Du wirst dem Lande nicht mehr schaden.

(Verschwindet von der Höhe. Volk stürzt herein.)

St. (voran). Was gibt es hier? Was hat sich zugetragen?

A. Der Landvogt ist von einem Pfeil durchschossen.

Volk (im Hereinstürzen).
Wer ist erschossen?

(Indem die Vordersten von dem Brautzug auf die Scene kommen, sind die Hintersten noch auf der Höhe, und die Musik geht fort.)

R. d. H. Er verblutet sich.
Fort, schaffet Hülfe! Setzt dem Mörder nach!
— Verlorner Mann, so muß es mit Dir enden!
Doch meine Warnung wolltest Du nicht hören!

St. Bei Gott! da liegt er bleich und ohne Leben!

Viele Stimmen. Wer hat die That gethan?

R. d. H. Rast dieses Volk,
Daß es dem Mord Musik macht? Laßt sie schweigen!

(Musik bricht plötzlich ab, es kommt noch mehr Volk nach.)

Herr Landvogt, redet, wenn Ihr könnt — Habt Ihr
Mir Nichts mehr zu vertrauen?

(Geßler gibt Zeichen mit der Hand, die er mit Heftigkeit wiederholt, da sie nicht gleich verstanden werden.)

Wo soll ich hin?
— Nach Küßnacht? Ich versteh' Euch nicht — O werdet
Nicht ungeduldig. — Laßt das Irdische!
Denkt jetzt, Euch mit dem Himmel zu versöhnen.

(Die ganze Hochzeitgesellschaft umsteht den Sterbenden mit einem fühllosen Grausen.)

St. Sieh' wie er bleich wird! — Jetzt, jetzt tritt der Tod
Ihm an das Herz — die Augen sind gebrochen.

A. (hebt ein Kind empor.) Seht Kinder, wie ein Wütherich verscheidet!

R. d. H. Wahnsinnige Weiber, habt Ihr kein Gefühl,
Daß Ihr den Blick an diesem Schreckniß weidet?
— Helft! — Leget Hand an! — Steht mir Niemand bei,
Den Schmerzenspfeil ihm aus der Brust zu ziehn?

Weiber (treten zurück).
Wir ihn berühren, welchen Gott geschlagen!

R. d. H. Fluch treff' Euch und Verdammniß!

(Zieht das Schwert.)

St. (fällt ihm in den Arm.) Wagt es, Herr!
Eu'r Walten hat ein Ende. Der Tyrann
Des Landes ist gefallen. Wir erdulden
Keine Gewalt mehr. Wir sind freie Menschen.

Alle (tumultuarisch). Das Land ist frei!

R. d. H. Ist es dahin gekommen?
Endet die Furcht so schnell und der Gehorsam?

(Zu den Waffenknechten, die hereinbringen.)

Ihr seht die grausenvolle That des Mords,
Die hier geschehen. — Hülfe ist umsonst —
Vergeblich ist, dem Mörder nachzusetzen.
Uns drängen andre Sorgen. — Auf, nach Küßnacht,
Daß wir dem Kaiser seine Veste retten!
Denn aufgelöst in diesem Augenblick
Sind aller Ordnung, aller Pflichten Bande,
Und keines Mannes Treu' ist zu vertrauen.

(Indem er mit den Waffenknechten abgeht, erscheinen sechs barmherzige Brüder.)

A. Platz! Platz! da kommen die barmherz'gen Brüder.

St. Das Opfer liegt. — Die Raben steigen nieder.

Barmherzige Brüder
(schließen einen Halbkreis um den Todten und singen in tiefem Ton).

Rasch tritt der Tod den Menschen an;
Es ist ihm keine Frist gegeben.
Es stürzt ihn mitten in der Bahn,
Es reißt ihn fort vom vollen Leben.
Bereitet oder nicht, zu gehen,
Er muß vor seinen Richter stehen!

(Indem die letzten Zeilen wiederholt werden, fällt der Vorhang.)

Fünfter Aufzug.

Erste Scene.

Oeffentlicher Platz bei Altdorf. Im Hintergrunde rechts die Veste Zwing Uri mit dem noch stehenden Baugerüste, wie in der dritten Scene des ersten Aufzugs; links eine Aussicht in viele Berge hinein, auf welchen allen Signalfeuer brennen. Es ist eben Tagesanbruch, Glocken ertönen aus verschiedenen Fernen.

Ruodi, Kuoni, Werni, Meister Steinmetz und viele andere Landleute, auch Weiber und Kinder.

R. Seht Ihr die Feu'rsignale auf den Bergen?

M. S. Hört Ihr die Glocken drüben überm Wald?

R. Die Feinde sind verjagt.

M. S. Die Burgen sind erobert.

R. Und wir im Lande Uri dulden noch
Auf unserm Boden das Tyrannenschloß?
Sind wir die Letzten, die sich frei erklären?

M. S. Das Joch soll stehen, das uns zwingen wollte?
Auf, reißt es nieder!

Alle. Nieder! Nieder! Nieder!

R. Wo ist der Stier von Uri?

Stier v. Uri. Hier. Was soll ich?

R. Steigt auf die Hochwacht, blast in Euer Horn,
Daß es weitschmetternd in die Berge schalle,
Und, jedes Echo in den Felsenklüften
Aufweckend, schnell die Männer des Gebirgs
Zusammenrufe!

(Stier von Uri geht ab. Walther Fürst kommt.)

W. F. Haltet, Freunde! Haltet!
Noch fehlt uns Kunde, was in Unterwalden
Und Schwyz geschehen. Laßt uns Boten erst
Erwarten!

R. Was erwarten? Der Tyrann
Ist todt, der Tag der Freiheit ist erschienen.

M. S. Ist's nicht genug an diesen flammenden Boten,
Die rings herum auf allen Bergen leuchten?

R. Kommt Alle, kommt, legt Hand an, Männer und Weiber!
Brecht das Gerüste! Sprengt die Bogen! Reißt
Die Mauern ein! Kein Stein bleib' auf dem andern!

M. S. Gesellen! kommt! Wir haben's aufgebaut;
Wir wissen's zu zerstören!

Alle. Kommt, reißt nieder!

(Sie stürzen sich von allen Seiten auf den Bau.)

W. F. Es ist im Lauf. Ich kann sie nicht mehr halten.

Melchthal und Baumgarten kommen.

M. Was? Steht die Burg noch, und Schloß Sarnen liegt
In Asche, und der Roßberg ist gebrochen?

W. F. Seid Ihr es, Melchthal? Bringt Ihr uns die Freiheit?
Sagt! Sind die Lande alle rein vom Feind?

M. (umarmt ihn). Rein ist der Boden. Freut Euch, alter Vater!
In diesem Augenblicke, da wir reden,
Ist kein Tyrann mehr in der Schweizer Land.

W. F. O sprecht, wie wurdet Ihr der Burgen mächtig?

M. Der Rudenz war es, der das Sarner Schloß
Mit männlich kühner Wagethat gewann.
Den Roßberg hatt' ich Nachts zuvor erstiegen.
— Doch höret, was geschah. Als wir das Schloß
Vom Feind geleert, nun freudig angezündet,
Die Flamme prasselnd schon zum Himmel schlug,
Da stürzt der Diethelm, Geßlers Bub, hervor,
Und ruft, daß die Bruneckerin verbrenne.

W. F. Gerechter Gott!

(Man hört die Balken des Gerüstes stürzen.)

M. Sie war es selbst, war heimlich
Hier eingeschlossen auf des Vogts Geheiß.
Rasend erhub sich Rudenz — denn wir hörten
Die Balken schon, die festen Pfosten stürzen,
Und aus dem Rauch hervor den Jammerruf
Der Unglückseligen.

W. F. Sie ist gerettet?

M. Da galt Geschwindsein und Entschlossenheit!
— Wär' er nur unser Edelmann gewesen,
Wir hätten unser Leben wohl geliebt;
Doch er war unser Eidgenoß, und Bertha
Ehrte das Volk — So setzten wir getrost
Das Leben dran, und stürzten in das Feuer.

W. F. Sie ist gerettet?

M. Sie ist's. Rudenz und ich,
Wir trugen sie selbander aus den Flammen,
Und hinter uns fiel krachend das Gebälk.
— Und jetzt, als sie gerettet sich erkannte,
Die Augen aufschlug zu dem Himmelslicht,
Jetzt stürzte mir der Freiherr an das Herz,
Und schweigend ward ein Bündniß jetzt beschworen,
Das, fest gehärtet in des Feuers Gluth,
Bestehen wird in allen Schicksalsproben —

W. F. Wo ist der Landenberg?

M. Ueber den Brünig.
Nicht lag's an mir, daß er das Licht der Augen,
Davon trug, der den Vater mir geblendet.
Nach jagt' ich ihm, erreicht' ihn auf der Flucht,
Und riß ihn zu den Füßen meines Vaters.
Geschwungen über ihn war schon das Schwert;
Von der Barmherzigkeit des blinden Greises
Erhielt er flehend das Geschenk des Lebens.
Urphede schwur er, nie zurück zu kehren;
Er wird sie halten; unsern Arm hat er
Gefühlt.

W. F. Wohl Euch, daß Ihr den reinen Sieg
Mit Blute nicht geschändet!

Kinder
(eilen mit Trümmern des Gerüsts über die Scene.)

Freiheit! Freiheit!

(Das Horn von Uri wird mit Macht geblasen.)

W. F. Seht, welch ein Fest! Des Tages werden sich
Die Kinder spät als Greise noch erinnern.
(Mädchen bringen den Hut auf einer Stange getragen; die ganze Scene füllt sich mit Volk an.)
Ruodi. Hier ist der Hut, dem wir uns beugen mußten.
B. Gebt uns Bescheid, was damit werden soll.
W. F. Gott! unter diesem Hute stand mein Enkel!
Mehrere Stimmen.
Zerstört das Denkmal der Tyrannenmacht!
In's Feur mit ihm!
W. F. Nein, laßt ihn aufbewahren!
Der Tyrannei mußt' er zum Werkzeug dienen;
Er soll der Freiheit ewig Zeichen sein
(Die Landleute, Männer, Weiber und Kinder stehen und sitzen auf den Balken des zerbrochenen Gerüstes malerisch gruppirt in einem großen Halbkreis umher.)
M. So stehen wir nun fröhlich auf den Trümmern
Der Tyrannei, und herrlich ist's erfüllt,
Was wir im Rütli schwuren, Eidgenossen!
W. F. Das Werk ist angefangen, nicht vollendet.
Jetzt ist uns Muth und feste Eintracht noth,
Denn seid gewiß, nicht säumen wird der König,
Den Tod zu rächen seines Vogts, und den
Vertriebnen mit Gewalt zurück zu führen.
M. Er zieh' heran mit seiner Heeresmacht!
Ist aus dem Innern doch der Feind verjagt;
Dem Feind von Außen wollen wir begegnen.
Ruodi. Nur wen'ge Pässe öffnen ihm das Land;
Die wollen wir mit unsern Leibern decken.
B. Wir sind vereinigt durch ein ewig Band,
Und seine Heere sollen uns nicht schrecken!
Rösselmann und Stauffacher kommen.
Röss. (im Eintreten). Das sind des Himmels furchtbare Gerichte.
Landleute. Was gibt's?
Röss. In welchen Zeiten leben wir!
W. F. Sagt an, was ist es? Ha, seid Ihr's, Herr Werner?
Was bringt Ihr uns?
Landleute. Was gibt's?
Röss. Hört und erstaunt!
St. Von einer großen Furcht sind wir befreit —
Röss. Der Kaiser ist ermordet.
W. F. Gnäd'ger Gott!
(Landleute machen einen Aufstand und umdrängen den Stauffacher.)
Alle. Ermordet! Was? Der Kaiser! Hört! Der Kaiser!
M. Nicht möglich! Woher kam Euch diese Kunde?
St. Es ist gewiß. Bei Bruck fiel König Albrecht
Durch Mörders Hand — ein glaubenswerther Mann,
Johannes Müller, bracht' es von Schaffhausen.
W. F. Wer wagte solche grauenvolle That?
St. Sie wird noch grauenvoller durch den Thäter.
Es war sein Neffe, seines Bruders Kind,
Herzog Johann von Schwaben, der's vollbrachte.
M. Was trieb ihn zu der That des Vatermords?
St. Der Kaiser hielt das väterliche Erbe
Dem ungeduldig Mahnenden zurück;
Es hieß, er denk', ihn ganz darum zu kürzen,
Mit einem Bischofshut ihn abzufinden.
Wie dem auch sei — der Jüngling öffnete
Der Waffenfreunde bösem Rath sein Ohr,
Und mit den edlen Herrn von Eschenbach,
Von Tegerfelden, von der Wart und Palm,
Beschloß er, da er Recht nicht konnte finden,
Sich Rach' zu holen mit der eignen Hand.
W. F. O sprecht, wie ward das Gräßliche vollendet?
St. Der König ritt herab vom Stein zu Baden,
Gen Rheinfeld, wo die Hofstatt war, zu ziehn,
Mit ihm die Fürsten, Hans und Leopold,
Und ein Gefolge hochgeborner Herren.
Und als sie kamen an die Reuß, wo man
Auf einer Fähre sich läßt übersetzen,
Da drängten sich die Mörder in das Schiff,
Daß sie den Kaiser vom Gefolge trennten.
Drauf als der Fürst durch ein geackert Feld
Hinreitet — eine alte große Stadt
Soll drunter liegen aus der Heiden Zeit —
Die alte Veste Habsburg im Gesicht,
Wo seines Stammes Hoheit ausgegangen —
Stößt Herzog Hans den Dolch ihm in die Kehle,
Rudolph von Palm durchrennt ihn mit dem Speer,
Und Eschenbach zerspaltet ihm das Haupt,
Daß er heruntersinkt in seinem Blut,
Gemordet von den Seinen, auf dem Seinen.
Am andern Ufer sahen sie die That,
Doch durch den Strom geschieden, konnten sie
Nur ein ohnmächtig Wehgeschrei erheben;
Am Wege aber saß ein armes Weib;
In ihrem Schoß verblutete der Kaiser.
M. So hat er nur sein frühes Grab gegraben,
Der unersättlich Alles wollte haben!
St. Ein ungeheurer Schrecken ist im Land umher,
Gesperrt sind alle Pässe des Gebirgs;
Jedweder Stand verwahret seine Grenzen;
Die alte Zürich selbst schloß ihre Thore,
Die dreißig Jahr lang offen standen, zu,
Die Mörder fürchtend und noch mehr — die Rächer.
Denn mit des Bannes Fluch bewaffnet, kommt
Der Ungarn Königin, die strenge Agnes,
Die nicht die Milde kennet ihres zarten
Geschlechts, des Vaters königliches Blut
Zu rächen an der Mörder ganzem Stamm,
An ihren Knechten, Kindern, Kindeskindern,
Ja, an den Steinen ihrer Schlösser selbst.
Geschworen hat sie, ganze Zeugungen
Hinabzusenden in des Vaters Grab,
In Blut sich, wie in Maienthau, zu baden.
M. Weiß man, wo sich die Mörder hingeflüchtet?
St. Sie flohen alsbald nach vollbrachter That
Auf fünf verschiednen Straßen auseinander,
Und trennten sich, um nie sich mehr zu sehn —
Herzog Johann soll irren im Gebirge.
W. F. So trägt die Unthat ihnen keine Frucht!
Rache trägt keine Frucht! Sich selbst ist sie

Die fürchterliche Nahrung, ihr Genuß
Ist Mord, und ihre Sättigung das Grausen.
St. Den Mördern bringt die Unthat nicht Gewinn;
Wir aber brechen mit der reinen Hand
Des blut'gen Frevels segenvolle Frucht.
Denn einer großen Furcht sind wir entledigt:
Gefallen ist der Freiheit größter Feind,
Und, wie verlautet, wird das Zepter gehn
Aus Habsburgs Haus zu einem andern Stamm;
Das Reich will seine Wahlfreiheit behaupten.
W. F. und Mehrere. Vernahmt Ihr was?
St. Der Graf von Luxemburg
Ist von den mehrsten Stimmen schon bezeichnet.
W. F. Wohl uns, daß wir beim Reiche treu gehalten;
Jetzt ist zu hoffen auf Gerechtigkeit!
St. Dem neuen Herrn thun tapfre Freunde noth;
Er wird uns schirmen gegen Oestreichs Rache.
(Die Landleute umarmen einander.)

Sigrist mit einem Reichsboten.

Sigrist. Hier sind des Landes würd'ge Oberhäupter.
Röss. und Mehrere. Sigrist, was gibt's?
Sigrist. Ein Reichsbot bringt dies Schreiben.
Alle (zu Walther Fürst). Erbrecht, und leset!
W. F. (liest). „Den bescheidnen Männern
Von Uri, Schwyz und Unterwalden bietet
Die Königin Elsbeth Gnad' und alles Gutes.“
Viele Stimmen. Was will die Königin? Ihr Reich ist aus.
W. F. (liest). „In ihrem großen Schmerz und Wittwenleid,
Worein der blut'ge Hinscheid ihres Herrn
Die Königin versetzt, gedenkt sie noch
Der alten Treu und Lieb' der Schwyzerlande.“
M. In ihrem Glück hat sie das nie gethan.
Röss. Still! Lasset hören!
W. F. (liest). „Und sie versieht sich zu dem treuen Volk,
Daß es gerechten Abscheu werde tragen
Vor den verfluchten Thätern dieser That.
Darum erwartet sie von den drei Landen,
Daß sie den Mördern nimmer Vorschub thun,
Vielmehr getreulich dazu helfen werden,
Sie auszuliefern in des Rächers Hand,
Der Lieb' gedenkend und der alten Gunst,
Die sie von Rudolfs Fürstenhaus empfangen.“
(Zeichen des Unwillens unter den Landleuten.)
Viele Stimmen. Der Lieb' und Gunst!
St. Wir haben Gunst empfangen von dem Vater;
Doch wessen rühmen wir uns von dem Sohn?
Hat er den Brief der Freiheit uns bestätigt,
Wie vor ihm alle Kaiser doch gethan?
Hat er gerichtet nach gerechtem Spruch,
Und der bedrängten Unschuld Schutz verliehn?
Hat er auch nur die Boten wollen hören,
Die wir in unsrer Angst zu ihm gesendet?
Nicht Eins von diesem Allen hat der König
An uns gethan, und hätten wir nicht selbst
Uns Recht verschafft mit eig'ner, muth'ger Hand,
Ihn rührte unsre Noth nicht an — Ihm Dank?
Nicht Dank hat er gesät in diesen Thälern.
Er stand auf einem hohen Platz, er konnte
Ein Vater seiner Völker sein; doch ihm
Gefiel es, nur zu sorgen für die Seinen:
Die er gemehrt hat, mögen um ihn weinen!
W. F. Wir wollen nicht frohlocken seines Falls,
Nicht des empfangnen Bösen jetzt gedenken,
Fern sei's von uns! Doch, daß wir rächen sollten
Des Königs Tod, der nie uns Gutes that,
Und die verfolgen, die uns nie betrübten,
Das ziemt uns nicht und will uns nicht gebühren.
Die Liebe will ein freies Opfer sein;
Der Tod entbindet von erzwungnen Pflichten;
— Ihm haben wir Nichts weiter zu entrichten.
M. Und weint die Königin in ihrer Kammer,
Und klagt ihr wilder Schmerz den Himmel an,
So seht Ihr hier ein angstbefreites Volk
Zu eben diesem Himmel dankend flehn —
Wer Thränen ernten will, muß Liebe sä'n.
(Reichsbote geht ab.)
St. (zu dem Volk). Wo ist der Tell? Soll er allein uns fehlen,
Der unsrer Freiheit Stifter ist? Das Größte
Hat er gethan, das Härteste erduldet.
Kommt Alle, kommt, nach seinem Haus zu wallen,
Und rufet Heil dem Retter von uns Allen.
(Alle gehen ab.)

Zweite Scene.

Tells Hausflur. Ein Feuer brennt auf dem Herd. Die offenstehende Thür zeigt ins Freie.

Hedwig. Walther und Wilhelm.

H. Heut kommt der Vater. Kinder, liebe Kinder!
Er lebt, ist frei, und wir sind frei, und Alles!
Und Euer Vater ist's, der's Land gerettet.
Walt. Und ich bin auch dabei gewesen, Mutter!
Mich muß man auch mit nennen. Vaters Pfeil
Ging mir am Leben hart vorbei, und ich
Hab' nicht gezittert.
H. (umarmt ihn). Ja, Du bist mir wieder
Gegeben! Zweimal hab' ich Dich geboren!
Zweimal litt ich den Mutterschmerz um Dich!
Es ist vorbei — Ich hab' Euch Beide, Beide!
Und heute kommt der liebe Vater wieder!
(Ein Mönch erscheint an der Hausthür.)
Wilh. Sieh', Mutter, sieh' — dort steht ein frommer Bruder;
Gewiß wird er um eine Gabe flehn.
H. Führ' ihn herein, damit wir ihn erquicken;
Er fühl's, daß er ins Freudenhaus gekommen.
(Geht hinein und kommt bald mit einem Becher wieder.)
Wilh. (zum Mönch). Kommt, guter Mann! Die Mutter will Euch laben.
Walt. Kommt, ruht Euch aus und geht gestärkt von dannen.
Mönch. (scheu umherblickend, mit zerstörten Zügen). Wo bin ich? Saget an, in welchem Lande?
Walt. Seid Ihr verirret, daß Ihr das nicht wißt?
Ihr seid zu Bürglen, Herr, im Lande Uri,
Wo man hineingeht in das Schächenthal.
Mönch. (zu Hedwig, welche zurückkommt). Seid Ihr allein? Ist Euer Herr zu Hause?
H. Ich erwart' ihn eben — doch was ist Euch, Mann?
Ihr seht nicht aus, als ob Ihr Gutes brächtet;
— Wer Ihr auch seid, Ihr seid bedürftig, nehmt!
(Reicht ihm den Becher.)

Mönch. Wie auch mein lechzend Herz nach Labung schmachtet,
Nichts rühr' ich an, bis Ihr mir zugesagt –
H. Berührt mein Kleid nicht, tretet mir nicht nah,
Bleibt ferne stehn, wenn ich Euch hören soll.
Mönch. Bei diesem Feuer, das hier gastlich lodert,
Bei Eurer Kinder theurem Haupt, das ich
Umfasse –
(Ergreift die Knaben.)
H. Mann, was sinnet Ihr? Zurück
Von meinen Kindern! – Ihr seid kein Mönch! Ihr seid
Es nicht! Der Friede wohnt in diesem Kleide;
In Euren Zügen wohnt der Friede nicht.
Mönch. Ich bin der unglückseligste der Menschen.
H. Das Unglück spricht gewaltig zu dem Herzen;
Doch Euer Blick schnürt mir das Innre zu.
Walt. (aufspringend). Mutter, der Vater!
(Eilt hinaus.)
H. O mein Gott!
(Will nach, zittert und hält sich an.)
Wilh. (eilt nach). Der Vater!
Walt. (draußen). Da bist Du wieder!
Wilh. (draußen). Vater, lieber Vater!
Tell. (draußen). Da bin ich wieder. – Wo ist Eure Mutter?
(Treten herein.)
Walt. Da steht sie an der Thür und kann nicht weiter,
So zittert sie vor Schrecken und vor Freude.
T. O Hedwig! Hedwig! Mutter meiner Kinder!
Gott hat geholfen. – Uns trennt kein Tyrann mehr!
H. (an seinem Halse.) O Tell! Tell! welche Angst litt ich um Dich!
(Mönch wird aufmerksam.)
T. Vergiß sie jetzt und lebe nur der Freude!
Da bin ich wieder! Das ist meine Hütte!
Ich stehe wieder auf dem Meinigen!
Wilh. Wo aber hast Du Deine Armbrust, Vater?
Ich seh' sie nicht.
T. Du wirst sie nie mehr sehn.
An heil'ger Stätte ist sie aufbewahrt;
Sie wird hinfort zu keiner Jagd mehr dienen.
H. O Tell! Tell!
(Tritt zurück, läßt seine Hand los.)
T. Was erschreckt Dich, liebes Weib?
H. Wie – wie kommst Du mir wieder? – Diese Hand
– Darf ich sie fassen? – Diese Hand – O Gott!
T. (herzlich und muthig). Hat Euch vertheidigt und das Land gerettet;
Ich darf sie frei hinauf zum Himmel heben.
(Mönch macht eine rasche Bewegung, er erblickt ihn.)
Wer ist der Bruder hier?
H. Ach, ich vergaß ihn!
Sprich Du mit ihm; mir graut in seiner Nähe.
Mönch. (tritt näher.) Seid Ihr der Tell, durch den der Landvogt fiel?
T. Der bin ich, ich verberg' es keinem Menschen.
Mönch. Ihr seid der Tell! Ach, es ist Gottes Hand,
Die unter Euer Dach mich hat geführt.

T. (mißt ihn mit den Augen). Ihr seid kein Mönch! Wer seid Ihr?
Mönch. Ihr erschlugt
Den Landvogt, der Euch Böses that. – Auch ich
Hab' einen Feind erschlagen, der mir Recht
Versagte. – Er war Euer Feind, wie meiner –
Ich hab' das Land von ihm befreit.
T. (zurückfahrend). Ihr seid –
Entsetzen! – Kinder! Kinder, geht hinein!
Geh', liebes Weib! Geh'! Geh'! – Unglücklicher,
Ihr wäret –
H. Gott! wer ist es?
T. Frage nicht!
Fort! Fort! Die Kinder dürfen es nicht hören.
Geh' aus dem Hause. – Weit hinweg. – Du darfst
Nicht unter einem Dach mit Diesem wohnen.
H. Weh mir, was ist das? Kommt!
(Geht mit den Kindern.)
T. (zu dem Mönch). Ihr seid der Herzog
Von Oestreich. – Ihr seid's! Ihr habt den Kaiser
Erschlagen, Euern Ohm und Herrn.
Joh. Parricida. Er war
Der Räuber meines Erbes.
T. Euern Ohm
Erschlagen, Euern Kaiser! Und Euch trägt
Die Erde noch! Euch leuchtet noch die Sonne!
J. P. Tell, hört mich, eh' Ihr –
T. Von dem Blute triefend
Des Vatermordes und des Kaisermords,
Wagst Du, zu treten in mein reines Haus?
Du wagsts, Dein Antlitz einem guten Menschen
Zu zeigen und das Gastrecht zu begehren?
J. P. Bei Euch hofft' ich Barmherzigkeit zu finden;
Auch Ihr nahmt Rach' an Euerm Feind.
T. Unglücklicher!
Darfst Du der Ehrsucht blut'ge Schuld vermengen
Mit der gerechten Nothwehr eines Vaters?
Hast Du der Kinder liebes Haupt vertheidigt?
Des Herdes Heiligthum beschützt? Das Schrecklichste,
Das Letzte von den Deinen abgewehrt?
– Zum Himmel heb' ich meine reinen Hände,
Verfluche Dich und Deine That. – Gerächt
Hab' ich die heilige Natur, die Du
Geschändet. – Nichts theil' ich mit Dir – Gemordet
Hast Du, ich hab' mein Theuerstes vertheidigt.
J. P. Ihr stoßt mich von Euch, trostlos, in Verzweiflung?
T. Mich faßt ein Grausen, da ich mit Dir rede.
Fort! Wandle Deine fürchterliche Straße!
Laß rein die Hütte, wo die Unschuld wohnt!
J. P. (wendet sich zu gehen). So kann ich, und so will ich nicht mehr leben!
T. Und doch erbarmt mich Deiner. – Gott des Himmels!
So jung, von solchem adelichen Stamm,
Der Enkel Rudolphs, meines Herrn und Kaisers,
Als Mörder flüchtig, hier an meiner Schwelle,
Des armen Mannes, flehend und verzweifelnd –
(Verhüllt sich das Gesicht.)
J. P. O wenn Ihr weinen könnt, laßt mein Geschick
Euch jammern; es ist fürchterlich. – Ich bin
Ein Fürst. – Ich war's – ich konnte glücklich werden

Wenn ich der Wünsche Ungeduld bezwang;
Der Neid zernagte mir das Herz. — Ich sah
Die Jugend meines Vetters Leopold
Gekrönt mit Ehre und mit Land belohnt,
Und mich, der gleiches Alters mit ihm war,
In sklavischer Unmündigkeit gehalten. —
T. Unglücklicher, wohl kannte Dich Dein Ohm,
Da er Dir Land und Leute weigerte!
Du selbst mit rascher, wilder Wahnsinnsthat
Rechtfertigst furchtbar seinen weisen Schluß.
— Wo sind die blut'gen Helfer Deines Mords?
J. P. Wohin die Rachegeister sie geführt:
Ich sah sie seit der Unglücksthat nicht wieder.
T. Weißt Du, daß Dich die Acht verfolgt, daß Du
Dem Freund verboten und dem Feind erlaubt?
J. P. Darum vermeid' ich alle offne Straßen;
An keine Hütte wag' ich anzupochen —
Der Wüste kehr' ich meine Schritte zu;
Mein eignes Schreckniß, irr' ich durch die Berge,
Und fahre schaudernd vor mir selbst zurück,
Zeigt mir ein Bach mein unglückselig Bild.
O wenn Ihr Mitleid fühlt und Menschlichkeit —
(Fällt vor ihm nieder.)
T. (abgewendet). Steht auf! Steht auf!
J. P. Nicht, bis Ihr mir die Hand gereicht zur Hülfe.
T. Kann ich Euch helfen? Kann's ein Mensch der Sünde?
Doch stehet auf. — Was Ihr auch Gräßliches
Verübt. — Ihr seid ein Mensch. — Ich bin es auch —
Vom Tell soll Keiner ungetröstet scheiden —
Was ich vermag, das will ich thun.
J. P. (aufspringend und seine Hand mit Heftigkeit ergreifend). O Tell!
Ihr rettet meine Seele von Verzweiflung.
T. Laßt meine Hand los. — Ihr müßt fort. Hier könnt
Ihr unentdeckt nicht bleiben, könnt entdeckt
Auf Schutz nicht rechnen. — Wo gedenkt Ihr hin?
Wo hofft Ihr, Ruh' zu finden?
J. P. Weiß ich's? Ach!
T. Hört, was mir Gott ins Herz gibt. — Ihr müßt fort
Ins Land Italien, nach Sankt Peters Stadt!
Dort werft Ihr Euch dem Papst zu Füßen, beichtet
Ihm Eure Schuld und löset Eure Seele!
J. P. Wird er mich nicht dem Rächer überliefern?
T. Was er Euch thut, das nehmet an von Gott.
J. P. Wie komm' ich in das unbekannte Land?
Ich bin des Wegs nicht kundig, wage nicht
Zu Wanderern die Schritte zu gesellen.
T. Den Weg will ich Euch nennen, merket wohl!
Ihr steigt hinauf, dem Strom der Reuß entgegen,
Die wildes Laufes von dem Berge stürzt —
J. P. (erschrickt). Seh' ich die Reuß? Sie floß bei meiner That.
T. Am Abgrund geht der Weg und viele Kreuze
Bezeichnen ihn, errichtet zum Gedächtniß
Der Wanderer, die die Lawin' begraben.
J. P. Ich fürchte nicht die Schrecken der Natur,
Wenn ich des Herzens wilde Qualen zähme.
T. Vor jedem Kreuze fallet hin und büßet
Mit heißen Reuethränen Eure Schuld —
Und seid Ihr glücklich durch die Schreckensstraße,
Sendet der Berg nicht seine Windeswehen
Auf Euch herab von dem beeisten Joch,
So kommt Ihr auf die Brücke, welche stäubet.
Wenn sie nicht einbricht unter Eurer Schuld,
Wenn Ihr sie glücklich hinter Euch gelassen,
So reißt ein schwarzes Felsenthor sich auf;
Kein Tag hat's noch erhellt — da geht Ihr durch,
Es führt Euch in ein heitres Thal der Freude —
Doch schnellen Schritts müßt Ihr vorüber eilen;
Ihr dürft nicht weilen, wo die Ruhe wohnt.
J. P. O Rudolph! Rudolph! Königlicher Ahn!
So zieht Dein Enkel ein auf Deines Reiches Boden!
T. So immer steigend kommt Ihr auf die Höhen
Des Gotthards, wo die ew'gen Seen sind,
Die von des Himmels Strömen selbst sich füllen.
Dort nehmt Ihr Abschied von der deutschen Erde,
Und muntern Laufs führt Euch ein andrer Strom
Ins Land Italien hinab, Euch das gelobte —
(Man hört den Kuhreihen von vielen Alpenhörnern geblasen.)
Ich höre Stimmen; fort! —
H. (eilt herein). Wo bist Du, Tell?
Der Vater kommt! Es nahn in frohem Zug
Die Eidgenossen alle. —
J. P. (verhüllt sich). Wehe mir!
Ich darf nicht weilen bei den Glücklichen.
T. Geh', liebes Weib. Erfrische diesen Mann!
Belad' ihn reich mit Gaben; denn sein Weg
Ist weit und keine Herberg' findet er.
Eile! Sie nahn.
H. Wer ist er?
T. Forsche nicht!
Und wenn er geht, so wende Deine Augen,
Daß sie nicht sehen, welchen Weg er wandelt!
(Parricida geht auf den Tell zu mit einer raschen Bewegung; dieser aber bedeutet ihn mit der Hand und geht. Wenn Beide zu verschiedenen Seiten abgegangen, verändert sich der Schauplatz, und man sieht in der

Letzten Scene

den ganzen Thalgrund vor Tells Wohnung, nebst den Anhöhen, welche ihn einschließen, mit Landleuten besetzt, welche sich zu einem Ganzen gruppiren. Andre kommen über einen hohen Steg, der über den Schächen führt, gezogen. Walther Fürst mit den beiden Knaben, Melchthal und Stauffacher kommen vorwärts! Andre drängen nach; wie Tell heraustritt, empfangen ihn Alle mit lautem Frohlocken.)

Alle. Es lebe Tell! der Schütz und der Erretter!
(Indem sich die Vordersten um den Tell drängen und ihn umarmen, erscheinen noch Rudenz und Bertha, jener die Landleute, diese die Hedwig umarmend. Die Musik vom Berge begleitet diese stumme Scene. Wenn sie geendigt, tritt Bertha in die Mitte des Volks).

Bertha. Landleute! Eidgenossen! Nehmt mich auf
In Euern Bund, die erste Glückliche,
Die Schutz gefunden in der Freiheit Land.
In Eure tapfre Hand leg' ich mein Recht.
Wollt Ihr als Eure Bürgerin mich schützen?
Landleute. Das wollen wir mit Gut und Blut.
B. Wohlan!
So reich' ich diesem Jüngling meine Rechte,
Die freie Schweizerin dem freien Mann!
Rudenz. Und frei erklär' ich alle meine Knechte.
(Indem die Musik von Neuem rasch einfällt, fällt der Vorhang.)

Christian Friedrich Daniel Schubart.

I. Der Gefangene.

1. Gefangner Mann, ein armer Mann!
Durchs schwarze Eisengitter
Starr' ich den fernen Himmel an,
Und wein' und seufze bitter.
2. Die Sonne, sonst so hell und rund,
Schaut trüb auf mich herunter;
Und kömmt die braune Abendstund',
So geht sie blutig unter.
3. Mir ist der Mond so gelb, so bleich,
Er wallt im Wittwenschleier;
Die Sterne mir — sind Fackeln gleich
Bei einer Todtenfeier.
4. Mag sehen nicht die Blümlein blühn,
Nicht fühlen Lenzeswehen;
Ach! lieber säh' ich Rosmarin
Im Duft der Gräber stehen.
5. Vergebens wiegt der Abendhauch
Für mich die goldnen Aehren;
Möcht' nur in meinem Felsenbauch
Die Stürme brausen hören.
6. Was hilft mir Thau und Sonnenschein
Im Busen einer Rose?
Denn Nichts ist mein; ach Nichts ist mein
Im Muttererdenschoße.
7. Kann nimmer an der Gattin Brust,
Nicht an der Kinder Wangen
Mit Gattenwonne, Vaterlust
In Himmelsthränen hangen.
8. Gefangner Mann, ein armer Mann!
Fern von den Lieben allen,
Muß ich des Lebens Dornenbahn
In Schauernächten wallen.
9. Es gähnt mich an die Einsamkeit,
Ich wälze mich auf Nesseln;
Und selbst mein Beten wird entweiht
Vom Klirren meiner Fesseln.
10. Mich drängt der hohen Freiheit Ruf;
Ich fühl's, daß Gott nur Sklaven
Und Teufel für die Ketten schuf,
Um sie damit zu strafen.
11. Was hab' ich, Brüder, Euch gethan?
Kommt doch und seht mich Armen!
Gefangner Mann, ein armer Mann!
Ach, habt mit mir Erbarmen!

II. Das Mutterherz.

1. Mutterherz, o Mutterherz!
Ach! wer senkte diese Regung,
Diese fluthende Bewegung,
Diese Wonne, diesen Schmerz
Süß und schauervoll in Dich!
2. Gott, der Herzenbilder,
Sprach zur rothen Fluth
In den Adern: Milder
Fließe, still und gut!
Und da strömten Flammen
Alle himmelwärts
In der Brust zusammen —
Und es ward ein Mutterherz.
3. Mutterherz, o Mutterherz!
Diese liebevolle Regung,
Diese fluthende Bewegung,
Diese Wonne, diesen Schmerz
Senkte Gott, nur Gott in Dich!

III. Kaplied.

1. Auf, auf! Ihr Brüder, und seid stark,
Der Abschiedstag ist da!
Schwer liegt er auf der Seele, schwer!
Wir sollen über Land und Meer
Ins heiße Afrika.
2. Ein dichter Kreis von Lieben steht,
Ihr Brüder, um uns her;
Uns knüpft so manches theure Band
An unser deutsches Vaterland,
Drum fällt der Abschied schwer.
3. Dem bieten graue Eltern noch
Zum letztenmal die Hand;
Den kosen Bruder, Schwester, Freund;
Und Alles schweigt, und Alles weint,
Todtblaß von uns gewandt.
4. Und, wie ein Geist, schlingt um den Hals
Das Liebchen sich herum:
Willst mich verlassen, liebes Herz,
Auf ewig? — und der bittre Schmerz
Macht's arme Liebchen stumm.
5. Ist hart — drum wirble Du, Tambour,
Den Generalmarsch drein!
Der Abschied macht uns sonst zu weich,
Wir weinten, kleinen Kindern gleich —
Es muß geschieden sein.
6. Lebt wohl, Ihr Freunde! Sehn wir uns
Vielleicht zum letztenmal;
So denkt, nicht für die kurze Zeit,
Freundschaft ist für die Ewigkeit,
Und Gott ist überall.
7. An Deutschlands Grenze füllen wir
Mit Erde unsre Hand,
Und küssen sie — das sei der Dank
Für Deine Pflege, Speis' und Trank,
Du liebes Vaterland!
8. Wenn dann die Meereswoge sich
An unserm Schiffe bricht,
So segeln wir gelassen fort;
Denn Gott ist hier, und Gott ist dort,
Und der verläßt uns nicht!
9. Und ha! wenn sich der Tafelberg
Aus blauen Düften hebt;
So strecken wir empor die Hand,
Und jauchzen: Land! Ihr Brüder, Land!
Daß unser Schiff erbebt.
10. Und wenn Soldat und Offizier
Gesund ans Ufer springt,
Dann jubeln wir: Ihr Brüder, ha!
Nun sind wir ja in Afrika.
Und Alles dankt und singt.

11. Wir leben drauf in fernem Land
Als Deutsche brav und gut,
Und sagen soll man weit und breit,
Die Deutschen sind doch brave Leut',
Sie haben Geist und Muth.
12. Und trinken auf dem Hoffnungskap
Wir seinen Götterwein;
So denken wir, von Sehnsucht weich,
Ihr fernen Freunde, dann an Euch;
Und Thränen fließen drein.

IV. Bitte.

1. Urquell aller Seligkeiten,
Die in Strömen sich verbreiten
Durch der Schöpfungen Gebiet;
Vater, hör' mein flehend Lied!
2. Nicht um Güter dieser Erde,
Des erhabnern Geists Beschwerde,
Nicht um Goldstaub, der verweht;
Nicht um Ehre, die vergeht;
3. Nicht um Blasen, Kinderpuppen,
Um die Schlang' mit goldnen Schuppen,
Um die Weltlust komm' ich nicht,
Vater, vor Dein Angesicht.
4. Nicht um frische Lebensfluthen,
Sie in Thränen wegzubluten;
Nicht um längres Leben fleht
Dich mein klagendes Gebet.
5. Nicht nach Freiheit will ich schreien —
Engel würden mir's verzeihen,
Wenn ich mit gebognem Knie
Immer Freiheit! Freiheit! schrie.
6. Weg mit Gütern dieser Erde! —
Güter von dem höchsten Werthe,
Die der Himmel selber preist,
Solche Güter sucht mein Geist.
7. Schätze, die niemals verstäuben,
Tugenden, die ewig bleiben,
Thaten, eines Christen werth,
Sind es, die mein Herz begehrt.
8. Geber aller guten Gaben!
Festen Glauben möcht' ich haben;
Wie ein Meerfels unbewegt,
Wenn an ihn die Woge schlägt.
9. Lieb' aus Deinem Herzen stammend,
Immer rein und immer flammend;
Liebe, die dem Feind verzeiht,
Und dem Freund das Leben weiht.
10. Hoffnung, die mit hohem Haupte,
Wenn die Welt ihr Alles raubte,
Hinblickt, wo sie wonnevoll
Alles wieder finden soll.
11. Hohen Muth im Kampf des Christen,
Mit des Erdenstaubes Lüsten,
Sieg dem Geist, und wenn er siegt,
Demuth, die im Staub sich schmiegt.
12. Duldung aller Lebensplagen,
Mit Gelassenheit zu tragen;
Stilles Harren, bis der Tod
Mich erlöst auf Dein Gebot.
13. Und dann Christenmuth im Sterben,
Wenn die Lippen sich entfärben,
Einen Seufzer noch zu Dir:
Jesu, nimm den Geist von mir!
14. Willst Du, Herr! von meinem Leben,
Diese Seligkeit mir geben;
So wird meine Kerkernacht
Mir zum Paradies gemacht.
15. Immer will ich beten, ringen,
In den Banden danken, singen;
Harren, bis es Dir gefällt,
Mich zu holen aus der Welt.
16. Seele, gib Dich nun zufrieden,
Jesus kennt und stärkt Dich, Müden;
Nur vergiß nie sein Gebot:
Sei getreu bis in den Tod.

V. Die Linde.

1. Warst so schön, breitwipflichter Baum,
Als Dir schwollen die Knospen,
Als Du Blüthendüfte verhauchtest;
Warst so schön!
2. Dich umsummt' im Lenzabend der Käfer,
Geflügelte Ameisen schwärmten,
Wie Mittagswölkchen, die die Sonne
Versilbert, um Deinen Blüthenzweig.
3. Die Blüthe fiel; da warst Du grün
Und stärktest mein Auge,
Das ans falsche Dunkel meines Kerkers
Gewöhnt, blinzt' im Sonnenstrahl.
4. Und nun bist Du halbnackt;
Der Herbststurm blies um Deinen Scheitel
Und Deinen Schmuck; die goldnen Blätter
Wälzt nun wogend der Odem des Sturms.
5. Die schwarzen Aeste starren trauernd,
Ihrer Decke beraubt, in die Luft.
Dich flieht der Sperling, denn Du bist
Ihm nicht mehr Hülle gegen den Sperber. —
6. Einst knospete ich, o Linde,
Schöner, als Du. Trug Blüthen
Des Knaben, des Jünglings, die süßer
Dufteten, als Du im Frühlingsschmuck.
7. Meine geringelten Seidenlocken
Waren schöner, als Dein grünes Haar.
Schöner, als Deines Finken und Distelvogels,
Scholl mein Gesang und Flügelspiel.
8. Ich war ein Mann, breitwipflicht
Und lieblich im Sonnenstrahl spielend.
Meines Geistes Fittig deckte die Meinen, —
Wie Dein schattender Wipfel den Pilger.
9. Aber ach, mein Herbst ist gekommen;
So früh ist schon mein Herbst gekommen!
Das Schicksal blies mit kaltem, stürmendem Odem;
Und meine Blätter fielen.
10. Heiser ist mein Gesang;
Die geflügelte Rechte lahmt
Auf den braunen Tasten
Des goldnen Saitenspiels.
11. Meine Phantasie, der Riese,
Zuckt ausgestreckt, wie ein Geripp'
Im Staube. Mein Witz, die Rose,
Liegt entblättert, zerknickt.
12. Fern ist meine Liebe;
Meine Kinder sind ferne; —
Der schwarze, starre, enthaarte Ast
Vermag nicht mehr zu schatten die Lieben!

VI. Der Frühling.

Da kommt er nun wieder,
Der Jüngling des Himmels,
Und schüttelt aus seidnen Locken
Goldnen Thau in die Kelche
5 Der dürstenden Blümchen im Thal;
Die Hügel erwachen!
Es rauschen die Flüsse,
Entfesselt vom Eise!
Die Lüfte ertönen:
10 Die Wälder erklingen
Vom Vogelgesang.
Der frömmere Mensch
Blickt betend gen Himmel
Und Freudenthränen tropfen
15 Ins junge keimende Gras.
„Willkommen! Willkommen!
Du lächelnder Lenz!
Gefährte der Engel
Im Bräutigamsschmuck!“
20 Doch ach, ich soll Dich nicht sehen,
Du Jüngling des Himmels,
Nicht sehen den blinkenden Goldthau,
Der sanft Dir enträufelt;
Nicht hören Deiner Flügel Melodie,
25 Und das Geflüster der Winde,
Die Deine glühende Wange kühlen!
Vergib mir's, vergib mir's,
Schaffer des Frühlings,
Wenn ich in bebender Rechte
30 Mein Antlitz berg' und weine!
Schöpfer, zwar hab' ich gesündigt;
War seiner Blumengerüche,
Seiner fröhlichen Farbengemische,
Seiner Winde Säuseln nicht werth,
35 Nicht werth seiner Gesänge
Und des blüthenbewehten Silberbachs!
Doch sah ich nicht auch
Vom lächelnden Antlitz des Frühlings
Zu Dir, seinem Bildner, empor?
40 Ach Gott, Du weißt's,
Oft tropften Thränen auf den Blüthenzweig,
Den ich dankend brach, und ihn
Flüstern ließ an der pochenden Brust;
Oft entküßt' ich dem ersten Veilchen,
45 Von der Hand des Knaben gepflückt,
Die lichtere Tropfe und sog,
Gott fühlend, seinen Balsam auf;
Hörte preisend
Der steigenden Lerche Lied,
50 Der Grasmücke Gezwitscher
Aus der blühenden Linde Duft!
Und wie stieg mein Herz,
Wenn am Abend aus dunkelm Gebüsche
Die melodische Nachtigall gluckte!
55 Auch saß ich oft im Frühlingsgrase
Der fühlenden Gattin zur Seite,
Von goldlockigen Kindern umhüpft;
Da sah und fühlt' ich Dich, Schöpfer!
Fühlt' es, daß Du die Liebe bist. –
60 Sah im Wiesenblümchen Dich!
Im Forellenbache Dich!
In der Rosenknospe Dich!
Und ach! im schimmernden Blicke der Gattin,
Und auf der Kinder röthlichen Wange
Dich, Freudengeber, Dich! 65
Ich muß weinen, Vater!
Mein Aug' in hohler Hand bergen
Und weinen, denn ach!
Ich habe gesündigt!
Bin des himmlischen Frühlings Anblick, 70
Und seiner Umarmung nicht werth.
Drum warfst Du mich zürnend
In der Felsen Nacht,
Und sprachst: Fühl' es, Berauschter,
Was es heißt, meinen Frühling nicht sehen! 75
O ich fühls, ich fühl's, Erbarmer!
Denn zu Gefühlen der Schönheit und Größe
War dies Herz immer geöffnet.
Ich fühl's, ich fühl's, was es sei,
Deinen Frühling nicht sehen! 80
Aber tragen Deiner Ungnade Last,
Fühlen des Rächerblicks Flamme; –
Nicht von der Ruthe des Vaters,
Nein, von der Geißel des Richters zerfleischt,
Liegen im Staube des Kerkers 85
Von Finsterniß und Fluch gedrückt,
Nicht sehen das Bruderantlitz des Menschen,
Der tröstenden Liebe Blick; –
O das ist mehr, Du Ewiger, mehr,
Als Deinen Frühling nicht sehn.... 90
O lächle mir wieder Gnade,
Erbarmer, Gnade, Gnade!
Laß das Zorngewölk zerfließen,
Das mir Dein Antlitz verhüllt!
Und Du, mein Erlöser, 95
Jesus Christus, mein König, mein Gott!
Dessen Opferblut
Auf die Frühlingsblume floß,
Erbarme Dich meiner, und bitte für mich!
Laß schreien Dein Blut am Throne: 100
Gnade! Gnade! Gnade!! –
Dann erheb' ich mein Haupt vom Staube,
Achte nicht mehr der Fesseln Geklirr,
Und des schüchternen Frühlings,
Der mit blässerer Wange 105
Durch mein Eisengitter schaut.
Hast Du mir vergeben, Erlöser, vergeben,
Dann geht mir jenseits des Grabes
Ein schönrer Frühling auf, als der,
Der Gräber bescheint, 110
Und dunklere Grüfte des Kerkers.

VII. Die Fürstengruft.

1. Da liegen sie, die stolzen Fürstentrümmer,
Ehmals die Götzen ihrer Welt!
Da liegen sie, vom fürchterlichen Schimmer
Des blassen Tags erhellt.
2. Die alten Särge leuchten in der dunkeln
Verwesungsgruft, wie faules Holz;
Wie matt die großen Silberschilde funkeln,
Der Fürsten letzter Stolz!
3. Entsetzen packt den Wandrer hier am Haare,
Geußt Schauer über seine Haut,
Wo Eitelkeit, gelehnt an eine Bahre,
Aus hohlen Augen schaut.

Aeltere Lesarten: VII. 1. 2. dieser Welt. — 3. fürchterlichsten rc. — 4. Todes erhellt! — **2.** 2. Verwesungsnacht. — 4. Des Fürsten rc. — **3.** 1. beim Haare, — 3. diese Bahre, —

4. Wie fürchterlich ist hier des Nachhalls Stimme!
Ein Zehentritt stört seine Ruh'.
Kein Wetter Gottes spricht mit lauterm Grimme:
O Mensch, wie klein bist Du!
5. Denn ach! hier liegt der edle Fürst, der gute,
Zum Völkersegen einst gesandt,
Wie der, den Gott zur Nationenruthe
Im Zorn zusammenband.
6. An ihren Urnen weinen Marmorgeister;
Doch kalte Thränen nur von Stein,
Und lachend grub, vielleicht ein welscher Meister,
Sie einst dem Marmor ein.
7. Da liegen Schädel mit verloschnen Blicken,
Die ehmals hoch herabgedroht,
Der Menschheit Schrecken! — Denn an ihrem Nicken
Hing Leben oder Tod.
8. Nun ist die Hand herabgefault zum Knochen,
Die oft mit kaltem Federzug
Den Weisen, der am Thron zu laut gesprochen,
In harte Fesseln schlug.
9. Zum Todtenbein ist nun die Brust geworden,
Einst eingehüllt in Goldgewand,
Daran ein Stern und ein entweihter Orden,
Wie zween Kometen, stand.
10. Vertrocknet und verschrumpft sind die Kanäle,
Drin geiles Blut, wie Feuer, floß,
Das schäumend Gift der Unschuld in die Seele,
Wie in den Körper goß.
11. Sprecht, Höflinge, mit Ehrfurcht auf der Lippe,
Nun Schmeichelein ins taube Ohr! —
Beräuchert das durchlauchtige Gerippe
Mit Weihrauch, wie zuvor!
12. Er steht nicht auf, Euch Beifall zuzulächeln,
Und wiehert keine Zoten mehr,
Damit geschminkte Zofen ihn befächeln,
Schamlos und geil, wie er.
13. Sie liegen nun, den eisern Schlaf zu schlafen,
Die Menschengeißeln, unbetraurt,
Im Felsengrab, verächtlicher, als Sklaven,
In Kerker eingemaurt.
14. Sie, die im ehrnen Busen niemals fühlten
Die Schrecken der Religion,
Und gottgeschaffne, beßre Menschen hielten
Für Vieh, bestimmt zur Frohn;
15. Die das Gewissen, jenen mächt'gen Kläger,
Der alle Schulden niederschreibt,
Durch Trommelschlag, durch welsche Trillerschläger
Und Jagdlärm übertäubt;
16. Die Hunde nur und Pferd' und fremde Dirnen
Mit Gnade lohnten, und Genie
Und Weisheit darben ließen; denn das Zürnen
Der Geister schreckte sie.
17. Die liegen nun in dieser Schauergrotte,
Mit Staub und Würmern zugedeckt.
So stumm! so ruhmlos! noch von keinem Gotte
Ins Leben aufgeweckt.
18. Weckt sie nur nicht mit Euerm bangen Aechzen,
Ihr Scharen, die sie arm gemacht,
Verscheucht die Raben, daß von ihrem Krächzen
Kein Wüthrich hier erwacht!
19. Hier klatsche nicht des armen Landmanns Peitsche,
Die Nachts das Wild vom Acker scheucht!
An diesem Gitter weile nicht der Deutsche,
Der siech vorüberkeucht!
20. Hier heule nicht der bleiche Waisenknabe,
Dem ein Tyrann den Vater nahm!
Nie fluche hier der Krüppel an dem Stabe,
Vom fremden Solde lahm.
21. Damit die Quäler nicht zu früh erwachen,
Seid menschlicher, erweckt sie nicht!
Ha! früh genug wird über ihnen krachen
Der Donner am Gericht;
22. Wo Todesengel nach Tyrannen greifen,
Wenn sie im Grimm der Richter weckt,
Und ihre Gräul zu einem Berge häufen,
Der flammend sie bedeckt.
23. Ihr aber, beßre Fürsten, schlummert süße
Im Nachtgewölbe dieser Gruft!
Schon wandelt Euer Geist im Paradiese,
Gehüllt in Blüthenduft.
24. Jauchzt nur entgegen jenem großen Tage,
Der aller Fürsten Thaten wiegt,
Wie Sternenklang tönt Euch des Richters Wage
Drauf Eure Tugend liegt.
25. Ach, unterm Lispel Eurer frohen Brüder —
Ihr habt sie satt und froh gemacht —
Wird Eure volle Schale sinken nieder,
Wenn Ihr zum Lohn erwacht.
26. Wie wird's Euch sein, wenn Ihr vom Sonnenthrone
Des Richters Stimme wandeln hört:
„Ihr Brüder nehmt auf ewig hin die Krone,
Ihr seid zu herrschen werth!"

VIII. Der Schneider.

1. Als einst ein Schneider reisen soll,
Weint' er und schrie er sehr:
„Ach, Mutter, lebe ewig wohl!
Mich siehst Du nimmermehr!"
Die Mutter heult entsetzlich!
„Das laß' ich nicht geschehn!
Du sollst mir nicht so plötzlich
Aus Deiner Heimath gehn!"
2. „Ach, Mutter, ich muß halt von hier,
Ist das nicht jämmerlich!"
„Nein, Söhnchen, ich weiß Rath dafür,
Verstecken will ich Dich.
In einem Taubenschlage
Verberg' ich Dich, mein Kind,

4. 2. Kein Zehentritt rc. — 3. Kein Donner spricht mit schreckenvollerm Grimme: — **8.** 1. hinweggewelkt zum Knochen, — 3. Throne laut — **9.** 1. Zur morschen Ripp' — 2. An der ein Stern — **10.** 1. und verfault — 2. Wo geiles — **12.** 1. Es steht — 3. beschminkte — 4. und frech, wie er. — **13.** fehlte in 1. Ausg. — **15.** 2. Der unsre Schulden — 4. Und Jagdhorn — **16.** 1. feile Dirnen — 3. Und Tugend — **17.** 2. überdeckt — 3. Wie stumm! wie ruhmlos! — 4. auferwecket. — **19.** 4. Der matte — **20** 1. Hier weine nicht — **21.** 4. zum Gericht. — **22.** 2. im Zorn — **23.** 4. Blumenduft. — **24.** 3. tönt Eure Fürstenwage, — **26.** 1. am Sonnenthrone

Bis Deine Wandertage
Gesund verflossen sind."
3. Mein guter Schneider merkt sich dies,
Und thut, als ging' er fort,
Nahm traurig Abschied und verließ
Sich auf der Mutter Wort.
Doch Abends nach der Glocke
Stellt' er sich wieder ein,
Und kroch gleich einem Bocke
In Taubenschlag hinein.
4. Hier ging er, welche Wanderschaft!
Im Schlage auf und ab,
Und wartete, bis ihm zur Kraft
Die Mutter Nudeln gab.
Bei Tag war er auf Reisen —
Doch ach, in mancher Nacht
Da hatt' er mit den Mäusen
Und Ratten eine Schlacht.
5. Einst hatte seine Schwester Streit
Nicht weit von seinem Haus.
Er hört's, wie seine Schwester schreit,
Und guckt zum Schlag hinaus.
Mein Schneiderlein im Hemde,
Macht eine Faust und droht:
„Wär' ich nicht in der Fremde,
Ich schlüge Dich zu todt!"

IX. Der ewige Jude.

Aus einem finstern Geklüfte Karmels
Kroch Ahasver. Bald sind's zweitausend Jahre,
Seit Unruh' ihn durch alle Länder peitschte.
Als Jesus einst die Last des Kreuzes trug,
5 Und rasten wollt' vor Ahasveros Thür;
Ach, da versagt' ihm Ahasver die Rast,
Und stieß den Mittler trotzig von der Thür':
Und Jesus schwankt', und sank mit seiner Last.
Doch er verstummt. — Ein Todesengel trat
10 Vor Ahasveros hin und sprach im Grimme:
„Die Ruh' hast Du dem Menschensohn versagt;
Auch Dir sei sie, Unmenschlicher, versagt,
Bis daß er kömmt!" — Ein schwarzer höllentflohner
Dämon geisselt nun Dich, Ahasver,
15 Von Land zu Land. Des Sterbens süßer Trost,
Der Grabesruhe Trost ist Dir versagt!"
Aus einem finstern Geklüfte Karmels
Trat Ahasver. Er schüttelte den Staub
Aus seinem Barte, nahm der aufgethürmten
20 Todtenschädel Einen, schleudert' ihn
Hinab vom Karmel, daß er hüpft' und scholl,
Und splitterte. „Der war mein Vater!" brüllte
Ahasveros. Noch ein Schädel! Ha! noch
Sieben Schädel polterten hinab
25 Von Fels zu Fels. „Und die — und die" — mit stierem
Vorgequollnem Auge rast's der Jude,
„Und die — und die — sind meine Weiber — Ha!"
Noch immer rollten Schädel. „Die und die"
Brüllt Ahasver, „sind meine Kinder! Ha!
30 Sie konnten sterben! — Aber ich, Verworfner,
Ich kann nicht sterben! — Ach, das furchtbarste Gericht
Hängt schreckenbrüllend ewig über mir! —
Jerusalem sank. Ich knirschte den Säugling,
Ich rannt' in die Flamme. Ich fluchte dem Römer;
Doch, ach! doch, ach! der rastlose Fluch 35
Hielt mich am Haar, und — ich starb nicht.
Roma, die Riesin, stürzte in Trümmer;
Ich stellte mich unter die stürzende Riesin,
Doch sie fiel — und zermalmte mich nicht!
Nationen entstanden und sanken vor mir; 40
Ich aber blieb, und starb nicht!
Von wolkengegürteten Klippen stürzt' ich
Hinunter ins Meer; doch strudelnde Wellen
Wälzten mich ans Ufer, und des Seins
Flammenpfeil durchstach mich wieder. 45
Hinab sah ich in Aetna's grausen Schlund,
Und wüthete hinab in seinen Schlund;
Da brüllt' ich mit den Riesen zehn Monden lang
Mein Angstgeheul, und geisselte mit Seufzern
Die Schwefelmündung. — Ha! zehn Monden lang! 50
Doch Aetna gohr, und spie in einem Lavastrom
Mich wieder aus. Ich zuckt' in Asch', und lebte noch!
Es brannt' ein Wald. Ich Rasender lief
In brennenden Wald. Vom Haare der Bäume
Troff Feuer auf mich — 55
Doch sengte nur die Flamme mein Gebein,
Und — verzehrte mich nicht!
Da mischt' ich mich unter die Schlächter der Menschheit,
Stürzte mich dicht ins Wetter der Schlacht,
Brüllte Hohn dem Gallier, 60
Hohn dem unbesiegten Deutschen:
Doch Pfeil und Wurfspieß brachen an mir;
An meinem Schädel splitterte
Des Sarazenen hochgeschwungnes Schwert!
Kugelsaat regnete herab an mir, 65
Wie Erbsen auf eiserne Panzer geschleudert.
Die Blitze der Schlacht schlängelten sich
Kraftlos um meine Lenden,
Wie um des Zackenfelsen Hüften,
Der in Wolken sich birgt. — 70
Vergebens stampfte mich der Elephant;
Vergebens schlug mich der eiserne Huf
Des zornfunkelnden Streitrosses.
Mit mir borst die pulverschwangre Mine,
Schleuderte mich hoch in die Luft! 75
Betäubt stürzt' ich hinab, und fand mich — geröstet
Unter Blut und Hirn und Mark,
Und unter zerstümmelten Aesern
Meiner Streitgenossen wieder.
An mir sprang der Stahlkolben des Riesen. 80
Des Henkers Faust lahmte an mir; —
Des Tigers Zahn stumpfte an mir;
Kein hungriger Löwe zerriß mich im Circus.
Ich lagerte mich zu giftigen Schlangen;
Ich zwickte des Drachen blutrothen Kamm; 85
Doch die Schlange stach — und mordete nicht!
Mich quälte der Drache — und mordete nicht!
Da sprach ich Hohn dem Tyrannen,
Sprach zu Nero: Du bist ein Bluthund!
Sprach zu Christiern: Du bist ein Bluthund! 90
Sprach zu Mulin Ismael: Du bist ein Bluthund!
Doch die Tyrannen ersannen
Grausame Qualen und — würgten mich nicht!
Ha! nicht sterben können! nicht sterben können!
Nicht ruhen können nach des Leibes Mühn! 95
Den Staubleib tragen mit seiner Todtenfarbe
Und seinem Siechthum! seinem Gräbergeruch!
Sehen müssen durch Jahrtausende
Das gähnende Ungeheuer Einerlei!
Und die geile, hungrige Zeit, 100

Immer Kinder gebärend, immer Kinder verschlingend!
Ha! nicht sterben können! nicht sterben können!
Schrecklicher Zürner im Himmel,
Hast Du in Deinem Rüsthause
105 Noch ein schrecklicheres Gericht? —
Ha, so lass' es niederdonnern auf mich! —
Mich wälz' ein Wettersturm
Von Karmels Rücken hinunter,
Daß ich an seinem Fuße
Ausgestrecket lieg' — 110
Und keuch' — und zuck' und sterbe!! — "
Und Ahasverus sank. Ihm klang's im Ohr;
Nacht deckte seine borst'gen Augenwimper.
Ein Engel trug ihn wieder in's Geklüft.
„Da schlaf nun," sprach der Engel, „Ahasver! 115
Schlaf' süßen Schlaf; Gott zürnt nicht ewig!"

Ludwig Heinrich von Nicolay.

I. Die Säcke des Schicksals.

Wer Beßres sucht, dem ist nie wohl. —
Mit seinem Schicksal unzufrieden,
Pries Timon immer kummervoll,
Was Jupiter nicht ihm beschieden;
5 Mit stetem Murren plagt er ihn.
Zeus, endlich müde seiner Plagen,
Schickt den Merkur zur Erde hin,
Läßt ihn empor zum Himmel tragen,
Faßt seine Hand und führet ihn
10 In das olymp'sche Magazin.
Zu Millionen aufgehügelt
Und von den Parzen zugesiegelt,
Sieht er hier Säcke hingestellt,
Wovon nach Jupiters Berichte
15 Ein Jeder, ungleich am Gewichte,
Ein Schicksal, einen Stand enthält.
„Da! wähle selbst von allen Säcken;
Doch merke Dir," spricht Jupiter,
„Daß in den meisten Sorgen stecken,
20 Doch in den leichtern weniger." —
„Nun, großen Dank, Herr Jupiter!"
Spricht Timon; „laß uns denn ein wenig
Versuchen, was ein jeder wiegt."
Der nächste, welcher vor ihm liegt,
25 Ist: „Nummer Eins, für einen König!"
Er faßt ihn an. „Zu viel für mich!
Den trag' ein Atlas, und nicht ich! —
Laß sehn, was dieser wiegen werde?"
„Für einen Großen!" weist die Schrift.
30 Er hebt, der Sack zieht ihn zur Erde,
O wehe dem, den dieser trifft! —
Viel Aemter bringt er kaum vom Platze,
Hier stehet Ruhm, beschwert durch Neid;
Hier liegt ein Sack mit einem Schatze,
35 Und dort ein Sack Gelehrsamkeit,
Von Argwohn und von Geize der,
Von Hypochonder dieser schwer.
Nun folget der gemeine Haufen,
Die, deren Loos kein Zettel nennt,
40 Die Zeus nur an der Nummer kennt.
„Mit diesen läßt sich's leichter laufen!"
Er hebt und wählet lange Zeit.
Als ihm die Auswahl endlich glücket,
Spricht Jupiter: „Was diesen drücket,
45 Ist Nichts, als Unzufriedenheit."
„Von mir sei diese Thorheit fern!"
Erwiedert Timon. „Dieser Eine
Behagt mir; laß mir ihn!" — „Recht gern!
Er war schon ohnedem der Deine."

II. Der Mann und das Vögelein.

Ein Vogler fing ein Vögelein,
Das sprach zum Vogler: „Sieh, wie klein
Und leicht ich bin! Was nütz' ich Dir!
Laß mich zum Walde wiederkehren!
5 Aus Dankbarkeit will ich dafür
Dich erst ein schönes Sprüchlein lehren."
„Wohlan! laß sehn!" versetzt der Mann,
„Was mich ein Zeisig lehren kann."
Das Vögelein war herzlich froh
10 Und sagte zu dem Vogler so:
„Mein Spruch ist der: Ein weiser Mann
Glaubt nur, was er begreifen kann,
Und grämet sich zu keiner Frist
Um Etwas, das unmöglich ist." —
15 „Ein schöner Spruch!" versetzt der Mann,
„Den jedes Kind mir sagen kann.
Wer glaubt wohl ungereimte Dinge?
Jedoch Dein Werth ist so geringe,
Daß ich damit zufrieden bin!
20 Fahr glücklich! ich entlasse Dich!
Flieg' immer wieder hin!"
Das Vögelein, sobald es sich
Auf einen nahen Baum gesetzet,
Denkt: „Laßt uns sehen, ob der Mann,
25 Der meinen Spruch so wenig schätzet,
Nun auch die Probe halten kann.
„O! (fängt es zu dem Vogler an)
O seht ihn doch, den dummen Mann,
Den auch ein Zeisig äffen kann!
30 Denn wisse nur: mein Leib enthält
Das größte Kleinod der Welt,
Den herrlichsten Karfunkelstein.
Zwei Tonnen Goldes waren Dein,
Die hast Du mit mir fliegen lassen."
35 Weg fliegt darauf das Vögelein,
Und er — weiß sich vor Unmuth nicht zu fassen.

Nach 116 folgen in 1. Ausg.: „Wenn Du erwachst, so ist Er da, — Des Blut auf Golgatha Du fließen sahst; — Und der auch Dir verzeiht."

Johann Baptist von Alxinger.

Feenmährchen.

Auf Rheims Gefilden keimt die Fröhlichkeit in Trauben,
Die gelb und röthlich blühn am holden Marnestrand,
Wo vormals, wenn wir fromm der alten Sage glauben,
In öder Wüstenei ein einsam Hüttchen stand.
5 Ein Greis bewohnte dies; sein guter Sohn ernährte
Durch Fische, die der Fluß oft kärglich nur gewährte,
Den Vater und sich selbst; doch blieb dem armen Paar
Noch Etwas, wenn der Fluß ganz unerbittlich war.
Es blieb ihm eine kleine Ziege,
10 Mit deren Milch der Alte sich erquickt,
Der gern und frohen Muths die Last der Armuth trüge;
Doch eine größere, der Schmerz des Sohnes drückt
Den Unglückseligen danieder.
Schon lange flieht der Schlaf des Jünglings Augenlieder;
15 Schon lang umflort sein Angesicht
Geheimer Gram; doch das gesteht er nicht.
Er zwingt sich bei des Vaters Fragen
Ein läugnend Lächeln ab und weigert sich, zu sagen,
Was für ein Wurm an seinem Herzen nagt.
20 Ein schönes Weib, das einst, zu eifrig auf der Jagd,
Fern vom Gefolg im Haine fehlgeritten,
Geleitet er auf ihren Pfad zurück,
Und fühlt seit diesem Augenblick,
Was hoffnungslose Lieb' und Sehnsucht je gelitten.
25 Mit jedem Morgen flog er hin
Zum wildverwachsnen Ort, an dem er sie gefunden.
Vergebne Müh'! die schöne Jägerin
Ist aus der Gegend weggeschwunden.
Auch darf er nicht zu weit sie suchen! Ach, er weiß,
30 Daß hülflos, krank und schwach der Greis
Mit Sehnsucht seiner harrt, und jeden Pulsschlag zählet,
Wenn ihm sein Sohn, sein Trost, sein Glück, sein Alles fehlet.
Zehn Monden litt er so, sich sehnend in das Grab.
Einst, als er, Stunden lang sein Leiden überdenkend,
35 Und in Melancholie stets tiefer sich versenkend,
Am Flusse saß, da war's, als zög' es ihn hinab.
Schon senket er das Haupt; doch seines Vaters Bildniß,
Erscheint ihm auf der Fluth. Er nun, voll Bangigkeit,
Sich rettend vor sich selbst, springt wild empor, stürzt weit
40 Vom Ufer weg und fliehet durch die Wildniß.
Schon seiner Hütte nah, sieht er ein greises Weib.
Bleich ist sie und entstellt von Jammer und Beschwerde.
Am Stabe wankt einher ihr abgezehrter Leib,
Und welken Pflanzen gleich, senkt sich ihr Haupt zur Erde.
„Ach!" rufet sie ihn an, „mein Sohn, erbarme Dich! 45
Drei Tag' irr' ich umher, drei Tage labet mich
Kein Bissen. Sieh! ich kann nicht weiter gehen!
Hilfst Du mir nicht, so ist's um mich geschehen!"
So flehet sie. Des guten Jünglings Herz
Vergißt die eigne Qual und denkt nur ihren Schmerz. 50
Er faßt sie in den Arm, noch eh sie ihre Bitte
Geendiget, und trägt sie nach der Hütte.
Hier wartet vor der Thür' der Greis im Abendroth.
Er höret, was geschehn, er sieht der Fremden Noth!
Doch, wie ihr helfen? Ach, des Jünglings Netz beschweret 55
Heut kein gefangner Fisch; die Milch ist aufgezehret.
Sie sehn sich schweigend an, und eine Thräne rinnt
Von Beider Angesicht; doch ernst und fest beginnt
Der Alte nun: „Nein! sie soll nicht verschmachten!
Komm, lieber Sohn, laß uns die Ziege schlachten. 60
Du bebst zurück, zu sehr um mich besorgt?
Was man dem Aermern schenkt, das hat man Gott geborgt;
Und er, der den Entschluß mir in den Sinn gegeben,
Sorgt besser noch, als Du, für Deines Vaters Leben."
Er sprachs, und während noch der Sohn 65
Bloß seinetwegen zagt, zuckt er das Messer schon,
Als jetzt die Fremde schnell herbeistürzt, und ihm wehret,
Doch nicht, wie erst, schwach, dürftig, alt,
In schimmerndem Gewand, in himmlischer Gestalt.
Sie ist's; der Jüngling wähnt, daß ihn ein Traum bethöret, 70
Sie ist's, die schöne Jägerin,
Und reichet ihm die Hand und rufet: „Nimm sie hin!
Dich wählet zum Gemahl die mächtigste der Feen,
Die Eure Tugend schwer geprüft,
Und wenn Du oft, in stillen Gram vertieft, 75
Den Hain um sie durchirrt, Dir zärtlich nachgesehen.
Doch weg mit Traurigkeit! Hier, wo mein treuer Freund
Zehn Monden hoffnungslos geweint,
Soll jedem Gram ein Lindrungsmittel keimen,
Und lieblich weiß und roth die Becher überschäumen. 80
Beim letzten Wort schwang sie die Lilienhand
Zum Segen in die Luft. Die Wüstenei verschwand.

Der Grund, nun milde, ward, so weit das Auge spähet,
Mit Trauben gelb und roth wohlthätig übersäet.
85 Der Most, daraus gepreßt, hat die geheime Kraft,
Daß er im Trinkenden der Freude Taumel schafft.
So lange dieser währt, schmerzt keine Seelenwunde,
Und neues Leben hängt am längst entwöhnten Munde.

Aloys Blumauer.

An die Donau.

1. O wohl mir, daß ich, deutscher Strom,
Dich unser nennen kann!
Ist wer, der's läugnen will, der komm',
Er komm', und seh Dich an.
2. Er seh' die deutsche Größe, die
Du an der Stirne trägst,
Den deutschen Muth, wenn Du, wie sie,
Empöret, Wellen schlägst.
3. Den deutschen Riesenschritt seh' er
An Deinem Heldengang,
Und nenn' ein Volk, das ähnlicher
Sich seiner Quell' entschwang.
4. Er seh' wie brünstig Du dem Meer
Die sieben Arme reichst,
Und sage, welchem Volk Du mehr
Im Freundschaftsbunde gleichst!
5. In Deinem stillbescheidnen Lauf,
Der mehr enthält, als weist,
Da deck' er Deine Tiefen auf,
Und rufe: — deutscher Geist!
6. Drum wohl mir, deutscher Vaterstrom,
Daß ich Dich preisen kann,
Und wer ein Dichter ist, der komm',
Und seh' sein Urbild an!

Friedrich von Matthisson.

I. Beruhigung.

1. Wo durch dunkle Buchengänge
Blasser Vollmondschimmer blickt,
Wo um schroffe Felsenhänge
Sich die Epheuranke strickt;
Wo aus halbverfallnem Thurme
Ein verlaßnes Bäumchen ragt
Und, emporgescheucht vom Sturme,
Schauervoll die Eule klagt:
2. Wo um sterbende Gesträuche
Sich der graue Nebel dehnt,
Wo im trüben Erlenteiche
Dürres Rohr im Winde tönt;
Wo in wildverwachsnen Gründen
Dumpf der Bergstrom wiederhallt,
Und, ein Spiel den Abendwinden,
Welkes Laub auf Gräber wallt:
3. Wo, im bleichen Sternenscheine,
Um den frühverlornen Freund,
Einsam im Zypressenhaine,
Hoffnungslose Sehnsucht weint:
Da, da wandelt von den Spielen
Angestaunter Thorheit fern,
Unter ahnenden Gefühlen,
Schwermuth, Dein Vertrauter gern!
4. Da erfüllt ein stilles Sehnen
Nach des Grabes Ruh' sein Herz;
Da ergießt in milden Thränen
Sich der Seele banger Schmerz,
Und sein Blick durchschaut die trübe
Zukunft ruhig bis ans Grab,
Und es ruft: Gott ist die Liebe!
Jeder Stern auf ihn herab.

II. Die Elfenkönigin.

1. Was unterm Monde gleicht
Uns Elfen flink und leicht?
Wir spiegeln uns im Thau
Der sternenhellen Au,
Wir tanzen auf des Baches Moos,
Wir wiegen uns am Frühlingssproß
Und ruhn in weicher Blumen Schoß.
2. Ihr Elfen auf den Höhn,
Ihr Elfen an den Seen,
Zum thaubeperlten Grün
Folgt Eurer Königin!
Im silbergrauen Spinnwebkranz,
Umflimmert von des Glühwurms Glanz,
Herbei! herbei! zum Mondscheintanz!

Aeltere Lesarten: **I. 1.** 1. Buchenhaine — 2. blinkt, — 3. Wo um schroffe Felsen seine — 4. Ranken dreist der Epheu schlingt, — **2.** 6. der Waldstrom

3. Ein Schleier, weiß und fein,
Gebleicht im Sternenschein,
Auf kühler Todtengruft,
Umwall' Euch leicht, wie Duft!
Durch Moos und Schilf, durch Korn und Hain,
Bergauf, thalab, waldaus, feldein,
Herbei! herbei! zum Ringelreihn!
4. Uns wölbt der Nessel Dach
Ein sichres Tanzgemach;
Ein weißer Nebelflor
Umschleiert unser Chor!
Wir kreisen schnell, wir schweben leicht;
Ein finstres Gnomenheer entsteigt
Dem Erdenschoß und harft und geigt.
5. Herbei! Herbei! zum Tanz
Im grauen Spinnwebkranz!
Schnell rollt der Elfen Kreis
Im zirkelrunden Gleis!
Wo ist ein Fuß, der nimmer glitt?
Wir Elfen fliehn mit Zephyrschritt,
Kein Gräschen beuget unser Tritt!

III. Feenreigen.

1. Die silbernen Glöckchen
Der Blume des Mais,
Sie läuten zum Reihn.
Herbei in den Kreis,
Ihr schwärmenden Feyn!
Auf! purpurne Flöckchen
Und weiße zu streun!
Wo Mondschein die duftige
Primel umbebt,
Da werde der luftige
Reigen gewebt.
2. O Lust, sonder gleichen,
Zum Ringe verschränkt,
Bis Luna den Höhn
Die Drachen entlenkt,
Sich nach dem Getön
Von Ariels weichen
Akkorden zu drehn!
Sei Manches entzückender!
Freundlich und mild
Hat uns ein beglückender
Wahn es verhüllt.
3. Die Menschen, gleich Blättern,
Verschwinden sie früh;
In angstvoller Hast
Erbaun sie mit Müh
Den Wolkenpalast;
Im Räumchen von Brettern
Da finden sie Rast.
Wir lachen der grämlichen
Runzeln der Zeit,
Und bleiben die nämlichen,
Morgen wie heut!
4. Wir herrschen in Reichen,
Wo nimmer Dein Born,
O Jugend, versiegt,
Die Ros' ohne Dorn
Am Pfade sich wiegt,
Und ewig kein Zeichen
Im Sternenbuch trügt.
Wo Mondschein die duftige
Primel umbebt,
Da werde der luftige
Reigen gewebt.

IV. Elysium.

1. Hain! der von der Götter Frieden,
Wie von Thau die Rose, träuft,
Wo die Frucht der Hesperiden
Zwischen Silberblüthen reift;
Den ein rosenfarbner Aether
Ewig unbewölkt umfleußt,
Der den Klageton verschmähter
Zärtlichkeit verstummen heißt:
2. Freudigschaudernd in der Fülle
Hoher Götterseligkeit,
Grüßt, entflohn der Erdenhülle,
Psyche Deine Dunkelheit;
Wonne! wo kein Nebelschleier
Ihres Urstoffs Reine trübt,
Wo sie geistiger und freier
Den entbundnen Fittig übt.
3. Ha! schon eilt auf Rosenwegen
In verklärter Lichtgestalt
Sie dem Schattenthal entgegen,
Wo die heil'ge Lethe wallt;
Fühlt sich magisch hingezogen,
Wie von leiser Geisterhand,
Schaut entzückt die Silberwogen
Und des Ufers Blumenrand;
4. Kniet voll süßer Ahnung nieder,
Schöpfet, und ihr zitternd Bild
Leuchtet aus dem Strome wieder,
Der der Menschheit Jammer stillt,
Wie auf sanfter Meeresfläche
Die entwölkte Lund schwimmt,
Oder im Kristall der Bäche
Hespers goldne Fackel glimmt.
5. Psyche trinkt, und nicht vergebens!
Plötzlich in der Fluten Grab
Sinkt das Nachtstück ihres Lebens
Wie ein Traumgesicht hinab.
Glänzender, auf kühnern Flügeln,
Schwebt sie aus des Thales Nacht
Zu den goldbeblümten Hügeln,
Wo ein ew'ger Frühling lacht.
6. Welch ein feierliches Schweigen!
Leise kaum, wie Zephirs Hauch,
Säuselts in den Lorbeerzweigen,

II. 2. 5. Im grauen Mettenfädleinkranz — Herbei zum leichten Mondscheintanz. — **4.** 1—4. Beim Sommermondscheinball — Am Quell, im Erlenthal, — Umschleiert unser Chor — Ein weißer Nebelflor. — Nach 4 folgt: Das Mark vom Schmetterling, — Den eine Jungfrau fing, — Das Hirn der Nachtigall — Stärkt uns zum leichten Ball. — Wir schlürfen froh bei Rundgesang — Und Flötenton und Saitenklang — Aus Blumenkelchen Göttertrank. — **5.** 2. Im Mettenfädleinkranz!

IV. 3. 1—8. Zur Unsterblichkeit erhoben, — In verherrlichter Gestalt, — Wie aus Aetherlicht gewoben, — Unter Geisterchören wallt, — Die sich naht mit süßem Beben, — Heil'ges Thal, wo, rein wie Gold, — Ueberhüllt von Laubgeweben, — Die verschwiegne Lethe rollt. — **4.** fehlt in 1. Ausg. — **5.** 1. Schöpfet, trinkt und ꝛc. — 2. Schnell in seiner —

Bebts im Amaranthenstrauch!
So in heiliger Stille ruhten
Luft und Wogen, so nur schwieg
Die Natur, als aus den Fluthen
Anadyomene stieg.
7. Welch ein ungewohnter Schimmer!
Erde! dieses Zauberlicht
Flammte selbst im Lenze nimmer
Von Aurorens Angesicht!
Sieh! des glatten Epheus Ranken
Tauchen sich in Purpurglanz!
Blumen, die den Quell umwanken,
Funkeln, wie ein Sternenkranz!
8. So beganns im Hain zu tagen,
Als die keusche Cynthia,
Hoch vom stolzen Drachenwagen,
Den geliebten Schläfer sah;
Als die Fluren sich verschönten,
Und mit holdem Zauberton
Göttermelodieen tönten:
Seliger Endymion!

V. Opferlied.

1. Die Flamme lodert, milder Schein
Durchglänzt den düstern Eichenhain,
Und Weihrauchdüfte wallen.
O neig' ein gnädig Ohr zu mir,
Und laß' des Jünglings Opfer Dir,
Du Höchster, wohlgefallen!
2. Sei stets der Freiheit Wehr und Schild!
Dein Lebensgeist durchathme mild
Luft, Erde, Feu'r und Fluten!
Gib mir, als Jüngling und als Greis,
Am väterlichen Herd, o Zeus,
Das Schöne zu dem Guten!

VI. Skolie.

Mädchen entsiegelten,
Brüder! die Flaschen;
Auf! die geflügelten
Freuden zu haschen,
Locken und Becher von Rosen umglüht.
Auf! eh die moosigen
Hügel uns winken,
Wonne von rosigen
Lippen zu trinken;
Huldigung Allem, was jugendlich blüht!

VII. Geisternähe.

1. Der Dämmrung Schein
Durchblinkt den Hain;
Hier, beim Geräusch des Wasserfalles,
Denk' ich nur Dich, o Du mein Alles!
2. Dein Zauberbild
Erscheint so mild,
Wie Hesperus im Abendgolde,
Dem fernen Freund, geliebte Holde!
3. Er sehnt, wie hier,
Sich stets nach Dir;
Fest, wie den Stamm die Eppichranke,
Umschlingt Dich liebend sein Gedanke.
4. Durchbebt Dich auch
Im Abendhauch
Des Brudergeistes leises Wehen
Mit Vorgefühl vom Wiedersehen?
5. Er ist's, der lind
Dir, süßes Kind,
Des Schleiers Silbernebel kräuselt,
Und in der Locken Fülle säuselt.
6. Oft hörst Du ihn,
Wie Melodien
Der Wehmuth aus gedämpften Saiten,
In stiller Nacht vorübergleiten.
7. Auch fesselfrei
Wird er getreu,
Dir ganz und einzig hingegeben,
In allen Welten Dich umschweben.

VIII. Abendlandschaft.

1. Goldner Schein
Deckt den Hain,
Mild beleuchtet Zauberschimmer
Der umbüschten Waldung Trümmer.
2. Still und hehr
Stralt das Meer;
Heimwärts gleiten, sanft wie Schwäne,
Fern am Eiland Fischerkähne.
3. Silbersand
Blinkt am Strand;
Röther schweben hier, dort bläßer,
Wolkenbilder im Gewässer.
4. Rauschend kränzt
Goldbeglänzt
Wankend Ried des Vorlands Hügel,
Wildumschwärmt vom Seegeflügel.
5. Malerisch
Im Gebüsch
Winkt mit Gärtchen, Laub' und Quelle
Die bemooste Klausnerzelle.
6. Pappeln wehn
Auf den Höhn;
Eichen glühn, zum Schattendome
Dicht verschränkt, am Felsenstrome.
7. Nebelgrau
Webt im Thau
Elfenreigen dort, wo Rüstern
Am Druidenaltar flüstern.
8. Auf der Flut
Stirbt die Glut,
Schon verblaßt der Abendschimmer
An der hohen Waldburg Trümmer.
9. Vollmondschein
Deckt den Hain;
Geisterlispel wehn im Thale
Um versunkne Heldenmale.

---

7. Zu den blumenvollen — **7.** 7. umranken — **8.** 4. Schäfer sah, **VIII.** In 1. Ausg. lauteten die Strophen **6.** und **7.**: Pappeln wehn — Auf den Höhn, — Eichen glühn am Felsenstrome — Dichtverschränkt zum Schattendome. — — Schleierlos — Tanzt auf Moos — Gnom' und Elfe dort, wo Rüstern — Am Druidenaltar flüstern.

IX. Mondscheingemälde.

1. Der Vollmond schwebt in Osten;
Am alten Geisterthurm
Flimmt bläulich im bemoosten
Gestein der Feuerwurm.
Der Linde schöner Sylphe
Streift scheu in Lunens Glanz,
Im dunkeln Uferschilfe
Webt leichter Irrwischtanz.
2. Die Kirchenfenster schimmern;
In Silber wallt das Korn;
Bewegte Sternchen flimmern
Auf Teich und Wiesenborn;
Im Lichte wehn die Ranken
Der öden Felsenkluft;
Den Berg, wo Tannen wanken,
Umschleiert weißer Duft.
3. Wie schön der Mond die Wellen
Des Erlenbachs besäumt,
Der hier durch Binsenstellen,
Dort unter Blumen schäumt,
Als lodernde Kaskade
Des Dorfes Mühle treibt,
Und wild vom lauten Rade
In Silberfunken stäubt.
4. Durch Fichten senkt der Schimmer,
So bleich und schauerlich,
Auf die bebüschten Trümmer
Der Wasserleitung sich;
Bestralt die düstern Eiben
Der kleinen Meierei,
Und hellt die bunten Scheiben
Der gothischen Abtei.
5. Wie sanft verschmilzt der blassen
Beleuchtung Zauberschein
Die ungeheuern Massen
Gezackter Felsenreihn.
Dort wo, in milder Helle,
Von Immergrün umwebt,
Die Eremitenzelle
An grauer Klippe schwebt.
6. Der Elfen Heere schweifen
Durch Feld und Wiesenplan,
Es deuten Silberstreifen
Dem Schäfer ihre Bahn;
Er weiß am Purpurkreise,
Vom Wollenvieh verschmäht
In welchem Blumengleise
Ihr Abendreihn sich dreht.
7. Bald bergen, bald entfalten
In lieblicher Magie
Sich wechselnd die Gestalten
Der regen Phantasie.
Die zarten Blüthen keimen,
O Mond! an Deinem Licht,
Die sie in Feenträumen
Um unsre Schläfe flicht.

Johann Gaudenz von Salis-Seewis.

I. Herbstlied.

1. Bunt sind schon die Wälder;
Gelb die Stoppelfelder,
Und der Herbst beginnt.
Rothe Blätter fallen,
Graue Nebel wallen,
Kühler weht der Wind.
2. Wie die volle Traube
Aus dem Rebenlaube
Purpurfarbig stralt!
Am Geländer reifen
Pfirsiche mit Streifen
Roth und weiß bemalt.
3. Sieh! wie hier die Dirne
Emsig Pflaum' und Birne
In ihr Körbchen legt;
Dort mit leichten Schritten
Jene goldne Quitten
In den Landhof trägt!
4. Flinke Träger springen,
Und die Mädchen singen,
Alles jubelt froh!
Bunte Bänder schweben,
Zwischen hohen Reben,
Auf dem Hut von Stroh!
5. Geige tönt und Flöte
Bei der Abendröthe
Und im Mondenglanz;
Junge Winzerinnen
Winken und beginnen
Deutschen Ringeltanz.

II. Märzlied.

1. Nun, da Schnee und Eis zerflossen
Und des Angers Rasen schwillt,
Hier an rothen Lindenschossen

IX. Nach **2.** folgte in 1. Ausg.: Die Pappelweide zittert, — Nun dämmernd, nun umblinkt, — Wo, von Jasmin umgittert, — Die Sommerlaube winkt, — Und mit geflochtnem Pförtchen, — Das auf den Weiher sieht, — Ein ländlich stilles Gärtchen — Die Fischerhütt' umblüht. (Anm. Diese Strophe wurde später vom Dichter als erste Strophe des Gedichts: „Die Kinderjahre“ gebraucht.)

Aeltere Lesarten: I. 3. 1—6. Dort im grünen Baume — Hängt die blaue Pflaume — Am gebognen Ast. — Gelbe Birnen winken, — Daß die Zweige sinken — Unter ihrer Last. — Nach **3.** folgten in 1. Ausg. noch 2 Strophen: Welch ein Apfelregen — Rauscht vom Baum! Es legen in ihr Körbchen sie — Mädchen leichtgeschürzet — Und ihr Röckchen kürzet — Sich bis an die Knie. — — Winzer, füllt die Fässer! — Eimer, krumme Messer, — Butten sind bereit! — Lohn für Müh' und Plage — Sind die frohen Tage — In der Lesezeit! **4.** 1. Unsre Mädchen singen, — 2. Und die Tänzer springen; — 3. Alles ist so froh;

Knospen bersten, Blätter sprossen,
Weht der Auferstehung Odem
Durch das keimende Gefild'.
2. Veilchen an den Wiesenbächen
Lösen ihrer Schale Band;
Primelngold bedeckt die Flächen:
Zarte Saatenspitzen stechen
Aus den Furchen; gelber Krokus
Schießt aus warmem Gartensand.
3. Alles fühlt erneutes Leben:
Die Falänen, die am Stamm
Der gekerbten Eiche kleben,
Mücken, die im Reigen schweben,
Lerchen, hoch im Aetherglanze,
Tief im Thal das junge Lamm!
4. Seht! erweckte Bienen schwärmen
Um den frühen Mandelbaum;
Froh des Sonnenscheins erwärmen
Sich die Greise; Kinder lärmen
Spielend mit den Ostereiern
Durch den weißbeblümten Raum.
5. Sprießt, Ihr Keimchen, aus den Zweigen,
Sprießt aus Moos, das Gräber deckt!
Hoher Hoffnung Bild und Zeugen,
Daß auch wir der Erd' entsteigen,
Wann des ew'gen Frühlings Odem
Uns zur Auferstehung weckt!

III. Lied eines Landmanns in der Fremde.

1. Traute Heimat meiner Lieben,
Sinn' ich still an Dich zurück,
Wird mir wohl: und dennoch trüben
Sehnsuchtsthränen meinen Blick.
2. Stiller Weiler, grün umfangen
Von beschirmendem Gesträuch;
Kleine Hütte, voll Verlangen
Denk' ich immer noch an Euch.
3. An die Fenster, die mit Reben
Einst mein Vater selbst umzog;
An den Birnbaum, der daneben
Auf das niedre Dach sich bog;
4. An die Stauden, wo ich Meisen
Im Hollunderkasten fing;
An des stillen Weihers Schleusen,
Wo ich Sonntags fischen ging.
5. Was mich dort als Kind erfreute,
Kömmt mir wieder leibhaft vor;
Das bekannte Dorfgeläute
Wiederhallt in meinem Ohr.
6. Selbst des Nachts in meinen Träumen
Schiff' ich auf der Heimat See;
Schüttle Aepfel von den Bäumen,
Wäss're ihrer Wiesen Klee;
7. Lösch' aus ihres Brunnens Röhren
Meinen Durst am schwülen Tag,
Pflück' im Walde Heidelbeeren,
Wo ich einst im Schatten lag.
8. Wann erblick' ich selbst die Linde
Auf den Kirchenplatz gepflanzt,
Wo gekühlt im Abendwinde
Unsre frohe Jugend tanzt;
9. Wann des Kirchthurms Giebelspitze,
Halb im Obstbaumwald versteckt,
Wo der Storch auf hohem Sitze
Friedlich seine Jungen heckt?
10. Traute Heimat meiner Väter,
Wird bei Deines Friedhofs Thür
Nur einst, früher oder später,
Auch ein Ruheplätzchen mir!

IV. Das Grab.

1. Das Grab ist tief und stille,
Und schauderhaft sein Rand.
Es deckt mit schwarzer Hülle
Ein unbekanntes Land.
2. Das Lied der Nachtigallen
Tönt nicht in seinem Schooß.
Der Freundschaft Rosen fallen
Nur auf des Hügels Moos.
3. Verlaßne Bräute ringen
Umsonst die Hände wund;
Der Waise Klagen dringen
Nicht in der Tiefe Grund.
4. Doch sonst an keinem Orte
Wohnt die ersehnte Ruh;
Nur durch die dunkle Pforte
Geht man der Heimat zu.
5. Das arme Herz, hienieden
Von manchem Sturm bewegt,
Erlangt den wahren Frieden,
Nur wo es nicht mehr schlägt.

V. Ermunterung.

1. Seht! wie die Tage sich sonnig verklären!
Blau ist der Himmel und grünend das Land.
Klag' ist ein Mißton im Chore der Sphären!
Trägt denn die Schöpfung ein Trauergewand?

III. 2. 1—4. Stiller Weiler, kleine Hütte, — Immer seufz' ich nach Euch hin: — Deine alte fromme Sitte — Bleibet stets in meinem Sinn. — **3.** 1. Deine Fenster, — 3. Und der Birnbaum, — 4. Ueber unser Dach. — **4.** (früher **9.**) 1. Wann die Stunden, — 2. fing? — 3. Wann das — 4. ging? — **5.** (früher **6.**) 1—4. Wie wir uns als Kinder freuten! — Alles kömmt mir leibhaft vor! — Unser Feierabendläuten — Tönet wieder an mein Ohr. — **6.** (früher **4.**) 1. Nachts in meinen schönsten Träumen — 2. Schiff' ich oft auf Deinem See, — 4. Deiner Wiesen — **7.** (früher **5.**) 1. u. 2. früher 3. u. 4.; 3. u. 4. früher 1. u. 2. — 1. aus Deines Brunnens — 4. am Schatten — **8.** (früher **7.**) 1. ich jene Linde, — 3. vom Abendwinde — 4. muntre Jugend — **9.** (früher **8.**) 2. Fruchtbaumwald — Nach **9** folgten 4 Strophen: Wann den Zaun am Blumenraine, — Wo ich mit Mariechen stand, — Als wir uns im Mondenscheine — Treue schwuren Hand in Hand? — — Gutes Mädchen denk' ich Deiner, — Wird mein Herz so eng und schwer! — Ach, vielleicht vergaßt Du meiner, — Wähnst, wir fänden uns nicht mehr — — Nein, vor meinem Blick erweitert — Sich die Aussicht hell und weit; — Welch ein Strahl der Ahnung heitert — Meines Trübsinns Dunkelheit — — Wenn die Bäume wieder blühen, — Kehr' ich Wandrer froh nach Haus, — Und von allen meinen Mühen — Ruh' in Deinem Arm' ich aus. — — **10.** 1. Bei den Gräbern meiner V., — 2. An der Gottesackerthür — 3. Wird dann früher rc.

V. 1. 1. Heitere Sonnen entwölken die Tage; — 3. Mißton im Chore der Schöpfung ist Klage! — 4. Trägt die Natur denn im rc. —

Hebet die Blicke, die trübe sich senken,
Hebet die Blicke! Des Schönen ist viel.
Tugend wird selber zu Freuden uns lenken;
Freud' ist der Weisheit belohnendes Ziel.
2. Oeffnet die Seele dem Lichte der Freude,
Horcht! ihr ertönet des Hänflings Gesang.
Athmet! sie duftet im Rosengestäude,
Fühlet! sie säuselt am Bächlein entlang.
Kostet! sie glüht uns im Safte der Traube,
Würzet die Früchte beim ländlichen Mahl.
Schauet! sie grünet in Kräutern und Laube,
Malt uns die Aussicht ins blumige Thal.
3. Freunde, was gleiten Euch weibische Thränen
Ueber die blühenden Wangen herab?
Ziemt sich für Männer das weichliche Sehnen?
Wünscht Ihr verzagend zu modern im Grab?
Edleres bleibt uns noch viel zu verrichten;
Viel auch des Guten ist noch nicht gethan.
Heiterkeit lohnt die Erfüllung der Pflichten,
Ruhe beschattet das Ende der Bahn.
4. Mancherlei Sorgen und mancherlei Schmerzen
Quälen uns wahrlich aus eigener Schuld.
Hoffnung ist Labsal dem wundesten Herzen,
Duldende stärket gelaßne Geduld.
Wenn Euch die Nebel des Trübsinns umgrauen,
Hebt zu den Sternen den sinkenden Muth;
Heget nur männliches, hohes Vertrauen;
Guten ergeht es am Schlusse doch gut.
5. Lasset uns fröhlich die Schöpfungen sehen;
Gottes Natur ist entzückend und hehr!
Aber auch stillen des Dürftigen Flehen;
Freuden des Wohlthuns entzücken noch mehr.
Liebet! die Lieb' ist der schönste der Triebe;
Weiht nur der Unschuld die heilige Glut.
Aber dann liebt auch mit weiserer Liebe
Alles, was edel und schön ist und gut.
6. Handelt! — Durch Handlungen zeigt sich der Weise,
Ruhm und Unsterblichkeit sind ihr Geleit.
Zeichnet mit Thaten die schwindenden Gleise
Unserer flüchtig entrollenden Zeit.
Den uns umschließenden Zirkel beglücken,
Nützen, so viel als ein Jeder vermag;
O das erfüllet mit stillem Entzücken!
O das entwölket den düstersten Tag!
7. Muthig! auch Leiden, sind einst sie vergangen,
Laben die Seele, wie Regen die Au!
Gräber, von Trauerzypressen umhangen,
Malet bald stiller Vergißmeinnicht Blau.
Freunde, wir sollen, wir sollen uns freuen;
Freud' ist des Vaters erhabnes Gebot.
Freude der Unschuld kann niemals gereuen;
Lächelt durch Rosen dem nahenden Tod.

VI. Fischerlied.

1. Das Fischergewerbe
Gibt rüstigen Muth!
Wir haben zum Erbe
Die Güter der Flut.
Wir graben nicht Schätze,
Wir pflügen kein Feld;
Wir ernten im Netze,
Wir angeln uns Geld.
2. Wir heben die Reusen
Den Schilfbach entlang,
Und ruhn bei den Schleusen,
Zu sondern den Fang.
Goldweiden beschatten
Das moosige Dach;
Wir schlummern auf Matten
Im kühlen Gemach.
3. Mit rothen Korallen
Prangt Spiegel und Wand,
Den Estrich der Hallen
Deckt silberner Sand.
Das Gärtchen daneben
Grünt, ländlich umzäunt
Von kreuzenden Stäben
Mit Baste vereint.
4. Im Antlitz der Buben
Lacht muthiger Sinn;
Sie meiden die Stuben
Bei Tagesbeginn;
Sie tauchen und schwimmen
Im eisigen See,
Und barfuß erklimmen
Sie Klippen voll Schnee.
5. Die Töchter ergötzen
Sich Abends bei Licht,
Wenn Alles an Netzen
Und Maschenwerk flicht;
Oft wird mit Gelächter
Durchmustert das Dorf:
Die Mutter, als Wächter,
Schürt nickend den Torf.
6. Oft rudern wir ferne
Im wiegenden Kahn;
Dann blinken die Sterne
So freundlich uns an;
Der Mond aus den Höhen,
Der Mond aus dem Bach,
So schnell wir entflöhen,
Sie gleiten uns nach.
7. Wir trotzen dem Wetter,
Das finster uns droht,
Wenn schöpfende Bretter
Kaum hemmen den Tod.
Wir trotzen auch Wogen
Auf krachendem Schiff,
In Tiefen gezogen,
Geschleudert ans Riff!
8. Der Herr, der in Stürmen
Der Mitternacht blitzt,
Vermag uns zu schirmen,
Und kennt, was uns nützt.
Gleich unter dem Flügel
Des Ewigen ruht
Der Rasengruft Hügel,
Das Grab in der Flut.

VII. An die edeln Unterdrückten.

1. Getrost, Ihr edlen Unterdrückten,
Wenn Euch kein Strahl der Hoffnung blinkt!

---

2. 1. Steigende Lerchen verkünden uns Fr. — 4. sie wohnt am — 5. glühet im — 6. zum ländlichen — **4.** 5. Brüder, gewöhnt Euch, weiter zu schauen, — 6. Als der verzagende Unmuth es thut — 7. nur muthiges, hohes V. — **5.** 3. Laßt uns auch stillen — **6.** 2. ist ihr G. — **7.** 4. Malen bald stille Vergißmeinnicht blau.

Der Tugend Opfer Kränze schmückten
Euch, eh' Ihr am Altare sinkt.
Des Ruhmes Flitterkrone werde
Hier des beglückten Frevlers Preis,
Entkeimt aus Eurer Gräber Erde,
Grünt spät erst Euer Eichenreis.
2. Ihr, die, verpflanzt in arge Zeiten,
Mit der Gewalt zu kämpfen wagt,
Ihr sollt dem Lichte Bahn bereiten
Und fühlt die Schauer, eh' es tagt;
Wenn Ihr mit kräftigem Erkühnen
Euch dem Verfall' entgegen stemmt,
Verklärt Ihr glorreich die Ruinen,
Die keine Macht im Sturze hemmt.
3. Dann fühlt Ihr zwar des Schicksals Schwere,
Wenn es der Lästrung Plan gelingt,
Daß Euer letztes Gut, die Ehre,
Ihr Klapperschlangenhauch verschlingt;
Schaut ernst der Uebermacht Triumphe,
Wenn höhnend Euch ihr Troß umzischt!
Wißt, daß ihr Irrlicht aus dem Sumpfe
Nur trüglich aufglänzt, und verlischt!
4. Die Wahrheit harrt mit sichrer Wage
Im Wolkenzelt der Folgezeit,
Verweht die Spreu gedungner Sage
Und huldigt der Gerechtigkeit.
Vernunft folgt ewigen Gesetzen,
Die Pöbelswuth, die ein Tyrann
Ein Menschenalter durch verletzen,
Doch ewig nicht vertilgen kann.
5. Denkt, wenn im Kampf für Menschenrechte
Ihr des Erfolges Glanz entbehrt,
Daß durch des Mißgeschickes Nächte
Der Unschuld Haupt sich still verklärt.
Schaut fest nach Eurem hohen Ziele,
Verschmäht die nahe Hinderniß,
Und stürzt, gedrängt vom Pflichtgefühle,
In des entflammten Abgrunds Riß.
6. Wenn, vom Verhängniß losgerissen,
Der Hoffnung letzte Trümmer stürzt,
Sollt Ihr den Kelch zu kosten wissen,
Der jedes Erdenweh verkürzt.
Das Recht verbannt, verschmäht, erwürget,
Erlegen im gerechten Streit,
Fleht um Vergeltung und verbürget
Den Geistern die Unsterblichkeit!
7. Dem Staub' entflohn wirkt Eure Seele
Begeisternd auf der Edlen Bund;
Verwandelt erst, thut Philomele
Die Unthat ihres Drängers kund!
Ihr Märtyrer für Menschenwürde,
Vertraut der Wahrheit und der Zeit;
Vergänglich ist des Druckes Bürde,
Doch ewig die Gerechtigkeit!

VIII. Morgenpsalm.

1. Der Erdkreis feiert noch im Dämmerschein;
Still, wie die Lamp' in Tempelhallen, hängt
Der Morgenstern; es dampft vom Buchenhain,
Der, Kuppeln gleich, empor die Wipfel drängt.
Sieh, naher Felsen düstre Zinn' entglüht,
Der Rose gleich, die über Trümmern bluht.
2. Wem dampft das Opfer der bethauten Flur?
Ihr Duft, der hoch in Silbernebeln dringt,
Ist Weihrauch, den die ländliche Natur
Dem Herrn auf niedern Rasenstufen bringt.
Die Himmel sind ein Hochaltar des Herrn,
Ein Opferfunken nur der Morgenstern.
3. Im Morgenroth, das naher Gletscher Reih'n
Und ferner Meere Grenzkreis glorreich hellt,
Verdämmert seines Thrones Wiederschein,
Der mild auf Menschen, hell auf Gräber fällt.
Er leuchtet Huld auf redliches Vertraun,
Und Licht der Ewigkeit durch Todesgraun.
4. Noch wandeln wir, wo kaum der Aufgang tagt,
Im ersten Frühschein der Unsterblichkeit.
Der Tag, wo Unschuld nimmer irrt, noch klagt,
Glänzt hinter Gräbern auf, und ist nicht weit.
Des Wahnes Dunst, des Todes Nacht zerfleußt,
O Allmacht, Dir, die mir Erlöser heißt!

IX. Lied zu singen bei einer Wasserfahrt.

1. Wir ruhen, vom Wasser gewiegt,
Im Kreise vertraulich und enge;
Durch Eintracht wie Blumengehänge
Verknüpft und in Reihen gefügt:
Uns sondert von lästiger Menge
Die Flut, die den Nachen umschmiegt.
2. So gleiten, im Raume vereint,
Wir auf der Vergänglichkeit Wellen,
Wo Freunde sich innig geseilen
Zum Freunde, der redlich es meint!
Getrost, weil die dunkelsten Stellen
Ein Glanz aus der Höhe bescheint.
3. Ach! trüg' uns die fährliche Flut
Des Lebens so friedlich und leise!
O drohte nie Trennung dem Kreise,
Der sorglos um Zukunft hier ruht!
O nähm' uns am Ziele der Reise
Elysiums Busen in Hut!
4. Verhallen mag unser Gesang,
Wie Flötenhauch schwinden das Leben;
Mit Jubel und Seufzern verschweben
Des Daseins zerfließender Klang!
Der Geist wird verklärt sich erheben,
Wenn Lethe sein Fahrzeug verschlang.

X. Der Gottesacker im Vorfrühling.

1. Blätter treibt des Kirchhofs Flieder,
Neigt auf Grüfte junges Laub;
Kirschenblüthe gaukelt nieder
Auf der Abgeschiednen Staub;
Bleicher Primeln Keime lüpfen
Sanft das Moos, das sie umgab;
Und des Dorfes Kinder hüpfen
Achtlos auf der Mütter Grab.
2. Junges Sinngrün drängt sich dichter
An des Jünglings flachen Stein,
Oeffnet blauer Blumen Trichter,
Saugt zerfloßnen Reifen ein.
Schlaff gedrückte Halme richten
Sich vom Winterschlaf' empor,
Und in naher Waldung Fichten
Flötet laut ein Drosselchor.
3. Drosseln, singt in leisen Chören;
Amsel, flöt' im Trauerhain;
Nur wir Hinterbliebnen hören
Eure Frühlingsmelodein!

Ach, Ihr mahnt an die Genossen,
Die ein früher Tod verklärt;
An die Lenze, die verflossen,
An die Zeit die nimmer kehrt!
4. Flötet nur gelaßne Klage,
Hemmt der Trauertöne Lauf;
Denn sie nahm von dunkler Tage
Letzter Stuf' ihr Engel auf.
Kies und dumpfe Schollen warfen
Wir auf den versenkten Sarg,
Als, begrüßt von Himmelsharfen,
Sich ihr Geist in Licht uns barg.
5. In des Geisterreiches Stille
Tobt kein Sturm der Leidenschaft,
Und des Guten reiner Wille
Lohnt sich durch erhöhte Kraft;
Seelen, fremd im öden Thale
Der umschränkten Wirklichkeit,
Fanden froh die Ideale
Seliger Vollkommenheit.
6. Ihre Schwächen sind vergessen,
Groll und Zwietracht ruht versöhnt,
Wo die Reue mit Cypressen
Der Gekränkten Stätte krönt.
Aus des niedern Neides Schranke
Zu des Friedens Höh' entrückt,
Ritzt sie nie der Bosheit Ranke,
Die des Edlen Pfad umstrickt.
7. Kühler Rasen überschleiert
Sorgsam der Verwesung Spur;
Auf des Moders Halle feiert
Frühlingsfeste die Natur;
Und die Thräne der Empfindung,
Wenn ihr Grabgeläut verklingt,
Schmückt die Kette der Verbindung,
Die ins Geisterreich sich schlingt.
8. Auf den Gräbern unsrer Väter
Sprießt des Erdrauchs Purpurstrauß,
Ein entwölkter lautrer Aether
Ueberwölbt ihr enges Haus;
Auf vermorschter Särge Reste,
Auf zerbröckeltes Gebein,
Wallt durch weiße Blüthenäste
Goldner Frühlingsmorgenschein.
9. Selbst wo rasenlos und mürbe
Sich ein neuer Hügel hebt,
Wo man den, der heute stürbe,
An die Reihe hin begräbt,
Wird der Grund sich bald behalmen;
Wo jetzt Wermuthsstengel stehn,
Hebt die Hoffnung Siegespalmen
Für das große Wiedersehn.
10. Drückt Euch dicht, Ihr Epheuzweige,
An der Dulder stilles Grab!
Schlaffe Trauerweide, neige
Dein Gelocke tief herab;
Flattert drüber Hängebirken,
Dämpft den Tag umher durch Laub;
Und Natur, mit leisem Wirken
Wandl' in Blumen ihren Staub!

Christoph August Tiedge.

I. Blume auf das Grab eines Kindes.

1. Ruhig schlummre Deine Hülle,
Und die Sommerluft des Thals
Wehe leiser um die Stille
Deines kleinen Todtenmals!
2. Eine junge Lerche schwinge,
Wenn der Lenz im Thale blüht,
Sich von Deiner Gruft und singe
Dir ein Auferstehungslied.
3. Strebt zu höherm Lebenstriebe
Auch die Blumenseele fort:
O dann spricht ein Pfand der Liebe
Noch zu Dir ein holdes Wort.
4. Eine weiße Rosenblüthe
Warf die Lieb' in Deine Gruft.
Schlummre, wie von Huld und Güte
Eingewiegt, in ihrem Duft!
5. Sie verweh' auf Deinem Herzen
Ruhig, wie Dein Aug' entschlief,
Als ein Engel Dich den Schmerzen
Deiner letzten Stund' entrief.
6. Eine blühende Aurore
Hat Dich, Kind, so früh verklärt;
Unser harrt die spätre Hore,
Die auf Abendwolken fährt.
7. Unstät ist das Heil hienieden;
Wohlgeführet eiltest Du,
Junge Himmlische, dem Frieden
Seliger Naturen zu.

II. An die Natur.

1. Laßt mich allein, verfolgende Gefühle,
Von Zwang und Pein!
Nimm Du mich auf in Deine frische Kühle,
Du kühler Hain!
Hier bin ich frei, entflohn der bunten Halle
Voll milder Lust;
Hier bin ich Eins mit Dir, Natur, und falle
Dir an die Brust.
2. Hier bin ich mein! Violenlaub und Eppich
Durchwirken reich
Mit Blumen, mir zum Sitz, den grünen Teppich
Am Nußgesträuch.
Die Melodien der Nachtigall bewohnen
Dies Blätterhaus,
Und Epheu gießt die dunkelgrünen Kronen
Darüber aus.
3. Hier naht sich mir im Lispelton der Blätter
Der Geist der Ruh',
Und führet mir die sanften Friedensgötter
Der Stille zu.

Die Echo mag der Felsengrott' entschweben,
Wie Nachgetön
Aus einem längst verhallten schönen Leben
Mich anzuwehn.
4. Erinnrung deß, was Grab und Zeit verschlungen,
Wird auf den Hain
Der Schwermuth dann, wie zarte Dämmerungen,
Verklärung streun.
Der Hain wird sich zum Göttersitz beseelen,
Und sein Gesang,
Der leise Laut verhüllter Philomelen,
Zu Sphärenklang.
5. Das dunkle Grün erfüllt ein heilig Grauen,
Und Du, Natur!
Vergöttlichst rings um mich die Blumenauen
Zur Sternenflur.
Du, Hohe, sprichst in tausend Huldgestalten
Zu meinem Geist;
Und heilig wird mir Deine Wahrheit halten,
Was sie verheißt.
6. Du sprichst: „Ich bins, die jene lichten Kerzen
Des Himmels hält;
Ich trag auch Dich so fest an meinem Herzen,
Wie eine Welt.
Du mögest hin durch Nacht und Klippen wandern,
Dich halt' ich, Sohn,
Mit diesem Arm, und hange mit dem andern
An Gottes Thron!" –

III. Die Welle.

Wohin, Du trübe Welle?
Wohin mit solcher Schnelle,
Als trügst Du einen Raub?
„Ich bin des Lebens Welle,
Befleckt mit Uferstaub;
Ich eil' aus den Gewühlen,
Des engen Stromes weit
Zur Meerunendlichkeit,
Um ab von mir zu spülen
Den Uferschlamm der Zeit."

IV. Sehnsucht nach Ruhe.

Fließ' hinab, mein stilles Leben!
Hier ist nicht das Thal der Ruh.
Trüb und schleichend zitterst Du,
Von Zypressennacht umgeben,
Deinem Wasserfalle zu!
Fließ', o fließ' hinab, mein Leben,
Wo die Segnungen der Ruh
Um ein stillres Ufer schweben;
Fließ', o fließ' hinab, mein Leben!
Dort, wie still! was zögerst Du?

Johann Martin Usteri.

I. Rundgesang.

Chor. Freut Euch des Lebens,
Weil noch das Lämpchen glüht,
Pflücket die Rose,
Eh' sie verblüht!
1. So mancher schafft sich Sorg' und Müh,
Sucht Dornen auf, und findet sie,
Und läßt das Veilchen unbemerkt,
Das ihm am Wege blüht.
Chor. Freut Euch des Lebens, u. s. w.
2. Wenn scheu die Schöpfung sich verhüllt,
Und lauter Donner ob uns brüllt,
So scheint am Abend nach dem Sturm
Die Sonne, ach! so schön!
Chor. Freut Euch des Lebens, u. s. w.
3. Wer Neid und Mißgunst sorgsam flieht,
Genügsamkeit im Gärtchen zieht,
Dem schießt sie bald zum Bäumchen auf,
Das goldne Früchte bringt.
Chor. Freut Euch des Lebens, u. s. w.
4. Wer Redlichkeit und Treue übt,
Und gern dem ärmern Bruder gibt,
Da siedelt sich Zufriedenheit
So gerne bei ihm an.
Chor. Freut Euch des Lebens, u. s. w.
5. Und wenn der Pfad sich furchtbar engt,
Und Mißgeschick uns plagt und drängt,
So reicht die holde Freundschaft stets
Dem Redlichen die Hand.
Chor. Freut Euch des Lebens, u. s. w.
6. Sie trocknet ihm die Thränen ab,
Und streut ihm Blumen bis in's Grab;
Sie wandelt Nacht in Dämmerung,
Und Dämmerung in Licht.
Chor. Freut Euch des Lebens, u. s. w.
7. Sie ist des Lebens schönstes Band,
Schlagt, Brüder, traulich Hand in Hand,
So wallt man froh, so wallt man leicht
In's beßre Vaterland.
Chor. Freut Euch des Lebens,
Weil noch das Lämpchen glüht,
Pflücket die Rose,
Eh' sie verblüht!

II. Der armen Frow Zwinglin Klag.

1. O Herre Gott, wie heftig schluog
Mich Dines Zornes Ruothen!
Du armes Hertz, ists nit genuog,
Kannst Du noch nit verbluoten?
Ich ring die Händ: käm doch min End!
Wer mag min Elend fassen?
Wer mißt die Not? Min Gott, min Gott,
Hast Du mich gar verlassen?
2. Ich fürcht die Nacht, ich fürcht den Tag,
Ich schüch mich vor den Lüten;
Ich hör nur Jammer, Angst und Klag,

Nur Bschuldigen vnd Stryten,
Man ficht mich an: Din Mann hats than!
Les' ich in vielen Ougen.
Es bocht der Hohn: das Alt muoß koh'n!
Bald offenbar, bald tougen.
3. Was klagt Ihr mir der Uewern Todt?
Hab ich nit gnuog ze tragen?
Ach, üwer Not ist ouch min Not,
Vnd meeret mine Klagen!
Wer suocht das Korn am Schleyendorn?
Bym steinin Bild Erbarmen?
Was suocht denn Ihr Trost, Hilf by mir?
Ich bin die ärmst der Armen!
4. Vnd kumbt die lange Abendzyt,
Wo Kopf vnd Oug ermatten,
Erschreckt mich in der Einsamkeit
Ein jecklich Ton vnd Schatten.
Ich süfz: o Nacht, wärst Du verbracht,
Möcht doch Din Dunkel wychen!
Entschlafen koum, plagt mich der Troum
Mit itel Bluot vnd Lychen.
5. Ich renn in Stryt, ich suoch, vnd kann
Durch Spieß und Schwerter dringen,
Find Mann, Sün, Bruoder, Schwestermann
In Bluot vnd Tode ringen.
Man zeigt mir ouch den schwarzen Rouch
Sich hoch zum Himmel schwingen.
Ich seh die Rott mit Hohn vnd Spott
Ihr Grewelthat vollbringen.
6. Es gellet ouch das Jammergschrei
Mir stäticklich in Oren:
Uf, Waffen, Waffen, Alls herby!
Ach Gott, wir hand verloren!
Uf Wyb vnd Mann! louf, louf, wer kann!
Der Feynd ist vor den Thoren.
So helf vns Gott, Alls, Alls ist todt;
Louft, louft zu Mur vnd Thoren!
7. Ich rannt hinus, fragt, wen ich sach;
Vnd fürchtet doch die Märe.
Ich Thörin, ach ich wußt es ja,
Daß er nit widerkehre!
Des Sternes Ruoth, die Luft in Bluot
So grusamcklich entzündet,
Die Klag der Ewl, das Nachtgehewl,
Hatts sattsam schon verkündet.
8. Er wußt es ouch, doch wollt er mich —
Ich wollt ihn nit erweichen.
Doch da sein Roß so rücklings wich,
Thät er, wie wir, erbleichen.
Die Kind vnd mich, wie brünstiglich
Hat er vns noch umbfangen!
Sah stets zurück, sin letzter Blick
Ist mir durchs Herz gegangen.
9. So schwinget sich, wie ein Gekett,
Um mich nur Angst vnd Jammer.
Entflüch ich dann der Lagerstett,
Ze süfzen in der Kammer;
So schlycht mir, ach, das Regli nach,
Vnd weint: kannst Du nit schlafen?
Zwingt mich ze Bett. — So bluoten stett
Die Wunden, die mich trafen.
10. Hör ich das erste Hahnengschrei,
So prys ich minen Herren:
Gottlob, die Nacht ist bald vorby,
Der Tag will widerkehren!
Er zeigt mir doch die Kindlein noch,
Sy mindern doch die Läre.
Wie oft voll Forcht hab ich gehorcht,
Ob ich s' noch athmen höre!

11. Ein Engelskuß hat s' ufgeweckt,
Drum sy so fründlich lachen.
Ein jegklichs dann sin Köpflin streckt,
Vnd spächt, ob ich erwachen.
Dann henken s' sich mit Bitt an mich:
Ach, hör doch uf ze schreyen! —
O Mutterherz, Du armes Herz,
Kann Dich noch was erfrewen?!
12. Du bindest mich ans Leben noch,
Du trybst den Tod zurücke,
Du lüpfst des Kumbers ysin Joch,
Daß es mich nit erdrücke!
Du ruofst: fortan luog d' Waislin an!
Was soll us jnen werden?
Sy sind ein Pfand us Huldrychs Hand,
Vnd hand nur Dich uf Erden!
13. Ja, diesen Schatz, mir anvertruwt,
Ich will jhn trüw verwalten!
Den Tempel, den er ufgebuwt,
Den sollend sy erhalten.
Uf siner Bahn führ ich sy an,
Daß er durch sy sich neuwe,
Vnd Huldrych im Himmelrych
Sich ihr vnd miner freuwe.
14. Komm Du, o Buoch! Du warst sin Hort,
Sin Trost in allem Uebel.
Ward er verfolgt mit That vnd Wort,
So griff er nach der Bibel,
Fand Hilf by ihr. — Herr, zeig ouch mir
Die Hilf in Jesu Namen!
Gib Muoth vnd Stärk zum schweren Werck
Dem schwachen Wybe! Amen.

III. So wird's choh.

1. Das Müetterli gaht mit dem Meitschli in Mert,
Es chauft em es Güütschli, es chauft em es Pfert,
Und Güggel und Huehndli, und Schäfli vo Bley,
Und Blättli und Täßli vo Holz und vo Bley.
2. Und wenn's i feuf Jahre denn wider wird gah,
So laht's denn, i wette, die Güggeli stah:
Es liest denn e gar e schöns Döckelli uus,
Und macht ehm es Röckli und pützlet es uus.
3. Und wenn's nah feuf Jahre denn wider wird gah,
So laht's denn, so mein i, au d' Döckelli stah:
Es chrömlet denn Bendel, und Spitzli und Schuh,
Und schielet den artige Herrlene zu.
4. Und gaht's nah feuf Jahre denn wider in Mert,
Denn chauft's wider Güütschli und Wäge und Pfert,
Und Blättli und Täßli vo Holz und vo Bey,
Und bringt si sym eigene Meitscheli hey.

IV. Was i gern möcht.

1. Hinder der Chile-n-isch 's Pfarrers sy Matte,
Höcher und dicker wachst niene kei Gras;
Eberecht Sunne-n-und eberecht Schatte;
Düret's, se macht si es Bächli denn naß.
Under de Bäume da weidet dir Vieh,

Schöners und gsünders chast gwüß niene gseh!
Wo me nu luoget, da lachet's ein a —
Und doch isch es das nüd, was i gern möcht hah!
2. Hinder der Matte da isch denn en Garte,
Zringselum zieht si vo Rose-n-en Hag;
Oepfel und Birre vo mängerlei Arte,
Zwätschgen und Chriesi se vil me nu mag;
Santjehanstrüübli an jederm Eck,
Und Rosmaristuuden und Nägelistöck.
Wo me nu lueget, da lachet's ein a —
Und doch isch 's au das nüd, was i gern möcht hah!
3. Hinder dem Garten, am lustigste Egge,
Staht denn es Hüüsli, so proper und nett!
Bettli, me möcht' si vor Freude dry legge,
Gmächer, i wüßt nid, wo's schöneri hätt'.
D' Böden und d' Gäng sind so wyß wie de Schnee,
Und d' Feister so luuter wie's Wasser im See.
Wo me nu lueget, da lachet's ein a —
Und doch isch 's au das nüd, was i gern möcht hah!
4. Hinder dem Feister, am Rädli, da sitzt es,
Was i gern hätt'! und wie mänge noh meh!
Gseht me das Meitscheli, ach! so vergißt m'es,
Was men im Huus und vorusse cha gseh.
O, wie wundernett lueget 's nid dry,
Kein Engel im Himmel cha lieblicher sy!
Gaht es i d' Chile-n-und gaht's über d' Gaß,
Stöhnd eistert die Jungen und Alten ihm z' paß.
5. Hinder dem Meitscheli staht denn en Vatter —
Ach! wenn dä nu e chly fründtlicher wär'!
Aber da b'schlüüßt er mir Thüren und Gatter,
Macht mer mengist so truurig und schwer!
Gahn i mit Scharrisse by-n-em vorby,
So schürgt er mit Noth au am Chäppli e chly.
Blib nu dä Vatter nid eistert wie Stei,
I glaube, das Meitscheli seiti nid nei.
6. Hinder de Wulchen isch d' Sunne verborge,
Mag me nu gwarte, so schynt si eim doch.
Alliwyl angsten und alliwyl sorge
Bringt, statt uf's Troche, nu tüüfer i's Loch.
'S heißt ja im Liedli: „Wenn Hoffnig nid wär',
So ging alles drüber, so lebt i nid mehr!"
Hoffnig git alliwyl tröstliche Bscheid,
Seyt: Hinderm Chumber chöm eistert no d' Freud!

V. 's Gretelis Gheimnuß.

1. 'S Müetti thuet mi chybe:
„Lueged doch dä Südel a!
Du channst diheime blybe,
Witt nüd sörger ha!"
Ach, wüßt is erst warum es gschäch,
Wie wurd's mir denn wohl gah?
'S ist, daß de Hans mi grüßtet gsäch,
Sust chäm i nüd eso:
Mys Fürtuech hätt' keis Rümpfli,
I hätt' kei Chot am Strümpfli,
Müeßt's Chleid nüd büeze loh.
2. 'S Müetterli thuet lache,
Gseht es mi in Garte gah:
„Ja, derigs söttist mache,
Statt am Feister z'stah!"
I fürch, de Ruehm wär grüüsli chly,
Wenn's wüßt, warum i geh!
Chäm dert de Hansli nüd verby,
I würd nüd lang drin stah.
De Chabis chönnt verderbe,
Die Nägelistöck verserbe,
I frieg nüd viel dernah.
3. 'S Müetterli thuet schmähle:
„Ist das nüd e Noth und Plag!
Das Rüsten und das Strehle
Währt de ganzi Tag!"
Möcht i nüd gern de Hansli sah,
So wär i ehnder gräch,
Und putzt i mi nüd halb eso,
Wenn mi nu 's Müetti gsäch.
I sparti menge Chräuel,
Und chäm i wie-n-en Heuel,
Es läg mer wenig dra.
4. 'S Müetterli thuet nicke,
Gseht's mi flyßig z' Chile gah:
„Das thuet si besser schicke,
Als bym Spiegel z' stah!"
Gieng nu de Hansli nüd so viel,
I blib au mengist z' Huus:
I fürch, es nütz kein Birrestiel,
Denn wenig bring i druus.
Doch redt de Heer vo Liebi,
Denn los' i gern, und bliebi
Bis z' Nacht i's Herre Huus!

VI. De verliebt Rechemeister.

1. Denk i a's Vreneli,
Wird's mir so wunderli,
Hätt's au so gern, und ist
Doch nüt für mich.
Hocke so mängist da,
Fahne denn z' rächnen a:
Was han i denn für mich,
Und es für sich?
2. Ich bin arm, es ist rych:
Frili das ist nüd glych!
Aber da säg' i zum
Trost mer denn druuf:
Gb i brav Thaler ha,
Oder 's verdiene cha,
Rolle vo Rolle gahd
Ordeli uuf.
3. Es ist hüpsch, i bi leid:
Ist wohl en Underscheid!
Aber da säg' i zum
Trost mer denn druuf:
Schön ist veränderli,
Ich blybe wie'n i bi,
Rolle vo Rolle gahd
Ordeli uuf.
4. Wenn i nu wüsse thät,
Ob em das säge sött?
Aber i fürche-n-es
Seiti mer druuf:
„Nimm di, so dankst mer's nüd,
Darum so mag di nüd,
Rolle vo Rolle gaht
Ordeli uuf!"

VII. 's arm Elseli uf der Yseflub.

1. Hoch oben uf schwindliger Höchi,
Hoch uf säber Wand so chahl,

Dert gseht me-n-es Meitscheli sitze,
Das stirret so trüeb i's Thal.
Und de ganz Tag
Tönt eistert sy Chlag:
„'S währt au so lang!
O, wie wird's mir so bang!"
2. Dert, a säbe stotzige Wände,
Dert sammlet syn Liebste 's Gras:
Was anderi fürched und flieheb,
Das achtet de Hans für Gspaß.
Aber keis Seil! —
Und 's ist dert so steil! —
Herr, schick ihm Du
Doch es Engeli zu!
3. Und 's Elseli ghöret e johle,
'S tönt wyt dur das Thal sy Stimm:
Es ghört e vom Schätzeli singe,
Und weißt, was er singt, gilt ihm.
Aber keis Seil!
Und 's ist dert so steil!
Herr, schick ihm Du
Doch es Engeli zu!
4. Und es hät's zu der Höchi da tribe,
Um fründtli syn Hans z' epfah,
Und daß er em gleitiger chömmi,
Faht's dobe-n-au z' singe-n-a.
Aber sys Gsang
Tönt leider nüd lang:
'S währt au so lang!
Und es wird em so bang!
5. Und 's singt em so truurigi Liedli,
Und freudigi singt er druuf:
'S tönt abe vo Liebi — und Liebi
Tönt's wider vom Elseli uuf.
Aber sys Gsang
Wird ängstli und bang:
„'S währt au so lang!
Ach, es währt so lang!"
6. Und „Jeses! — O Jeses!" ghört 's schreye,
Und 's chrachet dur d' Tannen ab — —
Und tüüfer — — und tüüfer — — es rolled
D' Stei nahe-n-uf's Hanselis Grab!
'S Elsili lyt da,
De Tod ist em nah —
Fründtlichi Leut
Händ's mit Thräne hey treit.
7. Wie 's wider zum Leben erwachet,
Luegt's Alles so gstuunig a:
Von Allem, was ebe bigegnet,
Hät's Bsinnig zum Glück verlah.
'S wartet ihm nah,
Es redt Alli a:
„Ist er jetzt da? —
Ach, ist er jetzt da?"
8. Und wo denn die schwyged und weined,
Schlycht's wider zur Wand so chahl,
Sitzt dert a sys Plätzeli ane,
Und stirret so trüeb i's Thal:
„'S währt au so lang!
Wie wird's mir so bang!
'S währt au so lang!
O, wie wird's mir so bang!"
9. Und früeh, eh das Lerchli noh singet,
So sitzt's scho uf säbem Stey,
Und z' Nacht, wenn die Sternli erglimmed,
So füehred si 's truurig hey.
Und de ganz Tag
Tönt eistert sy Chlag:
„'S währt au so lang,
O, wie ist mir so bang!"

Christian Adolf Overbeck.

I. Die Schifffahrt.

1. Das waren mir selige Tage!
Bewimpeltes Schiffchen, o trage
Noch einmal mein Liebchen und mich,
O wieg' uns noch einmal behende
Von hinnen bis an der Welt Ende!
Zur Wiege begehren wir Dich.
2. Wir fuhren und fuhren auf Wellen;
Da sprangen im Wasser die hellen,
Die silbernen Fische herauf.
Wir fuhren und fuhren durch Auen;
Da ließen die Blümchen sich schauen,
Da liefen die Lämmer zu Hauf'.
3. Wir spielten im treibenden Nachen,
Wir gaben uns Manches zu lachen,
Und hatten des Spieles nicht Rast.
Wir ließen die Hörner erklingen,
Und Alle begannen zu singen
Und ich hielt mein Liebchen umfaßt.
4. Das waren mir selige Tage!
Mein blondes Mädchen, o sage:
Sie waren so selig auch mir!
Dann such' ich das Schiffchen mir wieder,
Dann setz' ich mich neben Dir nieder,
Und schiffe durchs Leben mit Dir.

II. Fischerlied.

1. Wer gleichet uns freudigen
Fischern im Kahn?
Wir wissen die schmeidigen
Fische zu fahn.
Wir sitzen und schweben
Geflügelten Lauf:
Wir tanzen und heben
Die Füße nicht auf.
2. Bald hauchen uns säumende
Lüftchen ins Ohr;
Bald heben uns schäumende
Wogen empor.
Dann brüllt's an den Klippen
Und Felsen hinan;
Dann schüttern die Rippen
Den taumelnden Kahn.

3. Doch lacht nur des sausenden
Sturms unser Muth
Und erntet der brausenden
Tiefe Tribut.
Wir freun uns des Meeres,
So wild es auch scheint,
Und traun ihm, als wär' es
Mit Planken umzäunt.
4. Wir fahren mit sinkendem
Vollmond hinaus,
Und kehren mit blinkendem
Kahne nach Haus.
Uns geben die Netze,
Früh Morgens gestellt,
Lebendige Schätze
Und Abends schon Geld.
5. Wohl bergen uns schützende
Hütten die Nacht,
Bis wieder das blitzende
Sternchen erwacht.
So geht es, und nimmer,
Gehts anders, als gut,
Ein Fischer hat immer
Gar fröhlichen Muth.

III. Trost in mancherlei Thränen.

1. Warum sind der Thränen
Unterm Mond so viel?
Und so manches Sehnen
Das nicht laut sein will?
2. Nicht doch, lieben Brüder!
Ist dies unser Muth?
Schlagt den Kummer nieder!
Es wird Alles gut.
3. Aufgeschaut mit Freuden
Himmelauf zum Herrn!
Seiner Kinder Leiden
Sieht er gar nicht gern.
4. Er will gern erfreuen,
Und erfreut so sehr!
Seine Hände streuen
Segens gnug umher.
5. Nur dies schwach Gemüthe
Trägt nicht jedes Glück,
Stößt die reine Güte
Selbst von sich zurück.
6. Wie's nun ist auf Erden,
Also soll's nicht sein.
Laßt uns besser werden,
Gleich wird's besser sein.
7. Der ist bis zum Grabe
Wohlberathen hie,
Welchem Gott die Gabe
Des Vertrauns verlieh.
8. Dem macht das Getümmel
Dieser Welt nicht heiß,
Wer getrost zum Himmel
Aufzuschauen weiß.
9. Sind wir nicht vom Schlummer
Immer noch erwacht?
Leben und sein Kummer
Daur't nur Eine Nacht.
10. Diese Nacht entfliehet,
Und der Tag bricht an,
Eh' man sich's versiehet: —
Dann ists wohlgethan.

Gottlieb Konrad Pfeffel.

I. Der Maienkäfer.

1. Bethyll, ein kleiner Schäfer,
Fing einen Maienkäfer,
Band ihn an eine Schnur,
Und schrie: „Flieg auf, mein Thierchen!
Du hast ein langes Schnürchen
An Deinem Fuß; versuch' es nur!"
2. „Nein," sprach er, „laß mich liegen;
Was hilft's, am Faden fliegen?
Nein, lieber gar nicht frei!
Im vollen Flug empfinden,
Daß uns Despoten binden,
Freund, ist die härtste Sklaverei."

II. Das Johanniswürmchen.

1. Ein Johanniswürmchen saß,
Seines Demantscheins
Unbewußt, im weichen Gras
Eines Bardenhains.
2. Leise schlich aus faulem Moos
Sich ein Ungethüm,
Eine Kröte, her und schoß
All ihr Gift nach ihm.
3. „Ach, was hab' ich Dir gethan?"
Rief der Wurm ihr zu.
„Ei!" fuhr ihn das Unthier an,
Warum glänzest Du?"

III. Der Schmetterling und die Biene.

Die Biene ließ den Schmetterling
Einst ihre fetten Speicher sehen.
„Schön!" rief der bunte Gast; „doch muß ich Dir gestehen,
Ich tauschte nicht mit Dir!" — „Warum nicht, dummes Ding?
Was hast denn Du? Laß sehn, wir wollen inventiren!
Ich hab' ein volles Haus." — „Und ich — Nichts zu verlieren!"

IV. Der Goldfasan.

1. Es war einst eine Hungersnoth
Im Thierreich, und Alles schrie nach Brod,
Die Vögel fielen aus der Luft,
Wie Mücken in die weite Gruft.
2. Ein Goldfasan schlich matt und schwer
Und ächzend durch den Hain umher;
Ihm sah ein Specht von ferne zu,
Und sagte: „Freund, was ächzest Du?
3. An Deiner Stelle hätt' ich bald
Den fettsten Tisch im ganzen Wald;
Verkaufe nur Dein reiches Kleid,
So hast Du Brod auf lange Zeit.“
4. Dem Goldfasan gefiel der Rath,
Er setzte seinen ganzen Staat
Bei einem alten Hamster ab,
Der ihm zwo Metzen Korn drum gab.
5. Nun pflegt' er sich bei Fürstenkost;
Doch plötzlich fiel ein Winterfrost,
Und plötzlich war der arme Narr
Am nackten Leibe blau und starr.
6. „O weh mir!“ sprach er nun zum Specht,
„Mein guter Freund, Dein Rath war schlecht;
Ich weiß, man stirbt aus Hungersnoth,
Doch wer erfriert, ist gleichfalls todt.“

V. Der Ortolan.

Es tagte kaum, so hörte man
Der Vögel Lied im Hain erschallen,
„Singt immer,“ sprach ein Ortolan,
„Der fettste bin ich doch von Allen.“

VI. Das Kameel und das Trampelthier.

1. „Fort! geh' mir aus dem Wege!“
So sprach an einem Stege
Zum biedern Trampelthier
Einst das Kameel. — „Dir weichen?“
Sprach jenes; „ei, wofür?“
2. „Meinst Du, daß unser einer,“
Rief das Kameel, „von Deiner
Verworfnen Kaste sei?
Du hast nur Einen Buckel,
Und ich, ich habe zwei.“

VII. Die Tabakspfeife.

1. „Gott grüß Euch, Alter! — Schmeckt das Pfeifchen?
Weist her! — Ein Blumentopf
Von rothem Thon mit goldnen Reifchen? —
Was wollt Ihr für den Kopf?“
2. „O Herr, den Kopf kann ich nicht lassen!
Er kömmt vom brävsten Mann,
Der ihn, Gott weiß es, einem Bassen
Bei Belgrad abgewann.
3. Da, Herr, da gab es rechte Beute!
Es lebe Prinz Eugen!
Wie Grummet sah man unsre Leute
Der Türken Glieder mähn.“ —

4. „Ein andermal von Euren Thaten;
Hier, Alter, seid kein Tropf,
Nehmt diesen doppelten Dukaten
Für Euren Pfeifenkopf.“ —
5. „Ich bin ein armer Kerl, und lebe
Von meinem Gnadensold;
Doch, Herr, den Pfeifenkopf, den gebe
Ich nicht um alles Gold.
6. Hört nur! Einst jagten wir Husaren
Den Feind nach Herzenslust,
Da schoß ein Hund von Janitscharen
Den Hauptmann in die Brust.
7. Ich heb' ihn flugs auf meinen Schimmel
— Er hätt' es auch gethan —
Und trag' ihn sanft aus dem Getümmel
Zu einem Edelmann.
8. Ich pflegte sein; vor seinem Ende
Reicht' er mir all sein Geld
Und diesen Kopf, drückt mir die Hände,
Und blieb im Tod noch Held.
9. Das Geld mußt Du dem Wirthe schenken,
Der dreimal Plündrung litt,
So dacht' ich; und zum Angedenken
Nahm ich die Pfeife mit.
10. Ich trug auf allen meinen Zügen
Sie wie ein Heiligthum,
Wir mochten weichen oder siegen,
Im Stiefel mit herum.
11. Vor Prag verlor ich auf der Streife
Das Bein durch einen Schuß,
Da griff ich erst nach meiner Pfeife,
Und dann nach meinem Fuß.“ —
12. „Schön, Vater, Ihr entlockt mir Zähren.
O sagt, wie hieß der Mann?
Damit auch mein Herz ihn verehren
Und ihn beneiden kann.“
13. „Man hieß ihn nur den tapfern Walter;
Dort lag sein Gut am Rhein....“
„Das war mein Ahne, lieber Alter,
Und jenes Gut ist mein.
14. Kommt, Freund, Ihr sollt bei mir nun leben!
Vergesset Eure Noth!
Kommt, trinkt mit mir von Walters Reben
Und eßt von Walters Brod.“
15. „Nun, topp! Ihr seid sein wahrer Erbe!
Ich ziehe morgen ein,
Und Euer Dank soll, wenn ich sterbe,
Die Türkenpfeife sein.“

VIII. Die Pilger.

(An Lavater.)

Ein Iman schickte seine Söhne
Nach Mekka zu des Sehers Grab;
Sie reisen, wie die Diogene,
Das heißt, zu Fuß. Beim Abschied gab
Der fromme Greis mit einer Thräne 5
Des Segens Jedem einen Stab,
Und sprach: „Laßt diesen Euch regieren.
Ein Gott gab ihm die Wunderkraft,
Euch stets den rechten Weg zu führen.“
Sie traten ihre Pilgrimschaft 10
Jetzt muthig an. Einst rief im Gehen
Der jüngste Bruder: „Laßt doch sehen,
Wer wohl den schönsten Stecken führt?“
Stracks blieb die Karavane stehen.

15 Die Stäbe werden recensirt,
Und in die Läng' und in die Quere
Gedreht, gebogen, abvisirt,
Und jeder schwur bei Gott und Ehre,
Daß seiner doch der schönste wäre.
20 Als man sich heißer demonstrirt,
So kam es, wie in unsern Tagen,
Zum Schelten und zuletzt zum Schlagen.
Die Stöcke zischten durch die Luft;
Hier flog ein Ohr, dort eine Nase,
25 Hier sprang ein Zahn aus seiner Kluft,
Dort lag ein scheeles Aug' im Grase.
Ein Derwisch, weis' und fromm, wie Du,
Freund, zog von Ungefähr die Straße;
Er lief auf die Athleten zu
30 Und rief mit eines Seraphs Stimme:
„Laßt ab, Unsinnige! laßt ab
Von Eurem mörderischen Grimme!
Der Vater gab Euch diesen Stab,
Um Euch auf rechte Bahn zu leiten,
35 Und den gebraucht Ihr ihm zum Hohn
Als Werkzeug toller Streitigkeiten —
Wie Christen die Religion."

IX. Ibrahim.

1. Eh' Ferdinand mit frommer Wuth
Die Mauren von sich stieß,
Floß Omars junges Heldenblut
Durch Gusmanns Ritterspieß.
2. Aus Furcht der Rache (reich und groß
War dieser Sarazen)
Floh Gusmann, und blieb athemlos
Vor einem Garten stehn,
3. Hoch war die Mauer, doch er schwang
Sich, wie ein Pfeil, hinein,
Und fand in einem Bogengang
Den Herrn des Guts allein.
4. Er fleht um Schutz. Mit seinem Stab
Schlägt Emir Ibrahim
Voll Ernst jetzt einen Pfirsich ab
Und theilet ihn mit ihm.
5. „Nimm hin," sprach er, „Du bist mein Gast,
Dies ist des Schutzes Pfand,
Den Du von mir zu hoffen hast."
Und gab ihm seine Hand.
6. Doch plötzlich rief ein Mütterlein
Den edlen Greis hinaus;
Er schloß, um unentdeckt zu sein,
Den Gast ins Gartenhaus.
7. Es wurde Mitternacht; es kam
Der neue Gastfreund nicht.
Nun kömmt er; aber bleicher Gram
Entstellet sein Gesicht.
8. „Den Du erschlugst, grausamer Christ,"
Sprach er, „der war mein Sohn:
Schön ist die Rache, schöner ist
Gehaltner Treue Lohn.
9. Fleuch! vor der Gartenthüre steht
Mein bestes Pferd. Man sucht
Dich an der See. Fleuch nach Toled;
Gott schütze Deine Flucht!"
10. Siehst Du im Greis den halben Gott?
Wer wohlthut seinem Feind,
Mein Sohn, wär' er ein Hottentot,
So ist er Gottes Freund.

Johann Gottfried Seume.

I. Abschiedsschreiben an Münchhausen.

1. Nimm meinen Kuß im Geist an Deinem Rheine,
Und denke bei den Bechern deutscher Weine
An einen deutschen Biedermann,
Den an Neuschottlands westlichem Gestade
Im Labyrinthe menschenleerer Pfade
Einst Deine Seele lieb gewann.
2. Erinnre Dich, wie bei dem kleinen Mahle
Wir auf dem Steine lagen, und, die Schale
Des Kieselbaches in der Hand,
Uns über Stolbergs Liebe Freundschaft schwuren,
Und wie uns Schauer durch die Seele fuhren
Bei Freundschaft und bei Vaterland.
3. Erinnre Dich, wie Arm in Arm wir gingen,
Und an dem Blick der Abendsonne hingen,
Die bei Neufundland niedersank,
Und wie wir dann auf Adlerbergen saßen,
Und in der Dämmrung Klopstocks Hermann lasen
Auf einer grauen Felsenbank.
4. Erinnre Dich, wie in der wilden Zone
Uns nach der Jagd ein freundlicher Hurone
Mit Edelmuth entgegen kam,
Und uns in ächter Urbewohner Sitte
Mit Ungestüm in die berauchte Hütte
Und brüderlich zu Tische nahm.
5. Kannst Du es je, das Patriarchenessen
Und unsers Wirthes Jubellied vergessen,
Der froh wie Gott uns Gutes gab;
So führe mit dem Gängelband der Mode
Der Parze Hand nach einem Stutzertode
Dich rächend in ein Marmorgrab!
6. Nein, Freund! gewiß durchirrst Du noch im Bilde
Die Berge, wo der gute wackre Wilde
So oft uns auf den Felsen fand,
Wo trotz den Männern von Minervens Hügel
Und von dem Kapitol der Größe Siegel
Auf seiner freien Stirne stand.
7. Erinnre Dich, wie in des Nordlichts Gluten
Oft unsre kleine Barke durch die Fluten
Mit Zittern an das Ufer stieg:
Und wie wir dann, wenn hoch die Wogen drangen,

Ein Lied von Fingal durch die Wogen sangen,
Von Geistern, Harfen, Schlacht und Sieg.

8. Hier sitz' ich, Freund, in meiner Jugend Haine,
Und schreibe Dir auf einem alten Steine
Vielleicht das letzte, letzte Wort:
Zum zweiten Male greif' ich nach dem Stabe,
Und pilgere mit meiner leichten Habe
Nunmehr vielleicht auf ewig fort.

9. Das Vaterland bedarf nicht meiner Kräfte,
Und hat genug der Männer für Geschäfte,
Und schenkt mir gerne meine Pflicht.
Ich habe von den vielen fetten Gauen
Nicht Einen Fuß, mir meinen Kohl zu bauen
Zu Einem ländlichen Gericht.

10. Obgleich auf keinem Acker eine Aehre
Mit ihres Segens schöner goldner Schwere
Mir dankbar in die Sichel sinkt;
Obgleich von keinem jungen Zöglingsbaume
Mit ihrem Purpur eine Mohrenpflaume
Mir Durstigen zum Brechen winkt:

11. So sitz' ich doch mit schaurigem Gefühle
Und sehe traurig hier dem Wellenspiele
Am Ufer unsrer Elster zu,
Und wende langsam meine düstern Blicke
Noch einmal auf die Knabenwelt zurücke
Und ihrer Jahre stille Ruh.

12. Bald gellt vielleicht mit schwerem Eisentone
Bellona von des Nordens rauher Zone
Auch mir noch einen Schlachtgesang,
Der jüngst vom Felsenfuß der Pyrenäen
Bis an des Samojeden Winterseen
In grellen Noten wiederklang.

13. Dann, Freund, wenn ich in dem beeisten Norden
Vielleicht mit Scharen unbekannter Horden
In fremde wilde Kriege zieh',
Und wenn ich am Kaukasischen Gebirge
Mich auf den Tod mit Ghenkis Enkeln würge,
Vergiß des Busenbruders nie!

14. Und wenn, von einem Männerarm geschwungen,
Ein Türkenstahl mir durch das Hirn gedrungen,
Und Du den Todesboten hörst:
So setze Dich zu einem Trauermahle
Und singe mir bei unsrer Bundesschale
Ein Lied, mit dem Du Helden ehrst.

15. Jetzt lebe wohl! und höre von dem Freunde,
Als ob er scheidend Dir im Arme weinte,
Ein Wort, das seine Seele spricht:
Nicht ob ich Deiner Seele Werth verkennte;
Nimm nur mein Herz in meinem Testamente;
Denn Gold und Silber hab' ich nicht.

16. Sei immer Mann und groß durch eigne Kräfte,
Und nie laß andern Händen die Geschäfte,
Die Du noch selbst zu thun vermagst;
Sei Harmonie in Wort und That, und weiche
Kein Haar breit; stark, wie eine Königseiche,
Und felsenfest sei, was Du sagst.

17. Sei wie ein Gott im Wohlthun auf der Erde,
Und gib dem Armen froh von Deinem Herde,
Und tröste warm des Kummers Sohn:
So wird man mit Entzücken Dir begegnen,
Und Dich, wie Kinder ihren Vater, segnen;
Und dieses ist der schönste Lohn.

18. Sei Freund von Allen; aber lange sichte
Und prüfe scharf und faß' in jedem Lichte,
Und blicke tief bis auf den Grund
Dem Manne, dem Du in die Arme sinkest;
Denn wisse, wenn Du Gift statt Heilung trinkest,
So bleibt Dein Herz auf ewig wund.

19. Trau' nicht dem Menschen; dicker Firniß decket
Die wahre Farbe, welche sich verstecket
Und in der Leidenschaft nur zeigt:
Verachte stolz den stolzen goldnen Thoren,
Doch mehr noch jenen, der mit leisen Ohren
Sich bis zum Gürtel schmeichelnd beugt.

20. Stets handle fest nach männlichen Gesetzen,
Die Du Dir schriebst, und Eines zu verletzen
Sei Hochverrath an der Vernunft:
Trägst Du Zufriedenheit in Deiner Seele,
So hast Du Glück für Dich genug, so quäle
Dich nicht um Beifall einer Zunft.

21. Mißtraue jedem Lobe, jedem Tadel,
Und prüfe strenge jeder Handlung Adel,
Für die man ein Diplom begehrt;
Doch wag' es nie mit alten Ketzerflammen
Den Mann, den man verdammet, zu verdammen;
Denn Gott nur kennet seinen Werth.

22. Durchwandle froh mit Deinem Freund die Auen;
Nur wag' es nicht, auf ihn Dein Glück zu bauen:
Wer ist der Mensch, für den Du bürgst?
Steh' selbst, und suche die Vernunft zu rächen,
Damit Du nicht, wenn fremde Säulen brechen,
Des Lebens Ruh' auf immer würgst.

23. Flieh' vor dem Weibe, Freund; in ihren Netzen
Ist erst Berauschung und sodann Entsetzen:
Und in der ganzen Schöpfung blickt
Kein Wesen, das mit allen Engelgaben,
An denen sich die blinden Opfer laben,
Am Ende schrecklicher berückt.

24. Und wenn ein Weib Dir mit verklärten Blicken
Ein hohes paradiesisches Entzücken
In Deine trunkne Seele bebt;
Und wenn sie Dich aus Deiner Erdenhülle
Mit ihres Zaubers ganzer Nektarfülle
Zur Wonne des Olymps erhebt;

25. Freund, wehe Dir, wenn Du im Hochgenusse
Der Schönheit blind zu einem Götterkusse
Dich in des Engels Arme wirfst,
Und tief, gleich Libers schwer berauschten Zechern,
Der Wollust Taumel aus gekrönten Bechern
Zum himmlischen Geheimniß schlürfst.

26. Das Feuer, das Dein Wesen heute nähret,
Wird morgen Glut, und wüthet und verzehret
Die kleine Stütze Deines Glücks;
Es quält Dich Angst, und jagt Dich auf und nieder;
Du siehst Verrath in jedem Deiner Brüder
Und in der Richtung jedes Blicks.

27. Du irrest nicht: des Mädchens Flamme währet,
Bis Lunens Hochlicht zweimal wiederkehret;
Dann sucht sie neuen Zeitvertreib,
Und kann mit Deinen heiligsten Gefühlen,

Mit Deinem Leben, wie mit Würfeln, spielen.
Gebrechlichkeit, Dein Nam' ist Weib!
28. Verzeih' mir, Freund, wenn ich mit bittrer Klage
Der Schöpfung Meisterstück zu richten wage:
Gib nie, gib nie Dein ganzes Herz;
Laß nie es kühn in lauter Liebe weben,
Versuche nie, zum Gott Dich zu erheben,
Und Du entgehst der Folter Schmerz.
29. Freund, hoffe Nichts und fürchte Nichts auf Erden
Mit Leidenschaft, und Du wirst glücklich werden,
So glücklich, als der Mensch es kann;
Denn Glück, unwandelbar und ungestöret,
Das selbst der Neid mit stummer Achtung ehret,
Erwirbt sich auf der Welt kein Mann.
30. Durchblicke kühn die alte graue Decke
Der Vorurtheile, rufe laut und wecke
Den Nebenwandler aus dem Traum;
Doch störtest Du ihm seine gute Reise,
Und rücktest ihn gewaltsam aus dem Gleise,
So gib der alten Weise Raum.
31. Durchstöre nicht der Schulen alte Kriege
Um aufgeblähter Weisheit Federsiege,
Die schnell die Skepse Dir verwischt;
Erforsche nur, um gut und froh zu leben,
Und Deiner Muße Geist und Salz zu geben;
Und lache, wenn der Tadler zischt.
32. Freund, lebe wohl! und ruf' in Deine Seele
Oft See und Fluß und Wald und Fels und Höhle
Zurück, durch die wir Arm in Arm
Oft zu dem freundlichen Huronen schlichen;
Und ist das schöne Bild von Dir gewichen,
So strafe Dich der Thoren Schwarm.
33. Freund, hoffe, daß des Weltenhalters Wage
Uns noch am Abend unsern Rest der Tage
In Einer Hütte wägen wird;
Daß noch der Schatten Eines Baums uns decken,
Noch Ein Gesang der Nachtigall wird wecken,
Wenn wir genug umher geirrt.
34. Nimm meinen Kuß im Geist an Deinem Rheine,
Und denke bei den Bechern deutscher Weine
An einen deutschen Biedermann,
Den an Neuschottlands westlichem Gestade
Im Labyrinthe menschenleerer Pfade
Einst Deine Seele lieb gewann.

II. Der Wilde.

Ein Kanadier, der noch Europens
Uebertünchte Höflichkeit nicht kannte,
Und ein Herz, wie Gott es ihm gegeben,
Von Kultur noch frei, im Busen fühlte,
5 Brachte, was er mit des Bogens Sehne
Fern in Quebecks übereisten Wäldern
Auf der Jagd erbeutet, zum Verkaufe.
Als er ohne schlaue Rednerkünste,
So wie man ihm bot, die Felsenvögel
10 Um ein Kleines hingegeben hatte,
Eilt' er froh mit dem geringen Lohne
Heim zu seinen tiefverdeckten Horden
In die Arme seiner braunen Gattin.
Aber ferne noch von seiner Hütte
15 Ueberfiel ihn unter freiem Himmel
Schnell der schrecklichste der Donnerstürme.
Aus dem langen rabenschwarzen Haare
Troff der Guß herab auf seinen Gürtel,
Und das grobe Haartuch seines Kleides
Klebte rund an seinem hagern Leibe. 20
Schaurig zitternd unter kaltem Regen
Eilete der gute wackre Wilde
In ein Haus, das er von fern erblickte.
„Herr, ach laßt mich, bis der Sturm sich leget,“
Bat er mit der herzlichsten Geberde 25
Den gesittet feinen Eigenthümer,
„Obdach hier in euerm Hause finden!“ —
„Willst Du, mißgestaltes Ungeheuer,“
Schrie ergrimmt der Pflanzer ihm entgegen,
„Willst Du Diebsgesicht mir aus dem Hause!“ 30
Und ergriff den schweren Stock im Winkel.
Traurig schritt der ehrliche Hurone
Fort von dieser unwirthbaren Schwelle,
Bis durch Sturm und Guß der späte Abend
Ihn in seine friedliche Behausung 35
Und zu seiner braunen Gattin brachte.
Naß und müde setzt' er bei dem Feuer
Sich zu seinen nackten Kleinen nieder,
Und erzählte von den bunten Städtern,
Und den Kriegern, die den Donner tragen, 40
Und dem Regensturm, der ihn ereilte,
Und der Grausamkeit des weißen Mannes.
Schmeichelnd hingen sie an seinen Knieen,
Schlossen schmeichelnd sich um seinen Nacken,
Trockneten die langen schwarzen Haare, 45
Und durchsuchten seine Weidmannstasche,
Bis sie die versprochnen Schätze fanden.
Kurze Zeit darauf hatt' unser Pflanzer
Auf der Jagd im Walde sich verirret.
Ueber Stock und Stein, durch Thal und Bäche, 50
Stieg er schwer auf manchen jähen Felsen,
Um sich umzusehen nach dem Pfade,
Der ihn tief in diese Wildniß brachte.
Doch sein Spähn und Rufen war vergebens;
Nichts vernahm er, als das hohle Echo 55
Längs den hohen schwarzen Felsenwänden.
Aengstlich ging er bis zur zwölften Stunde,
Wo er an dem Fuß des nächsten Berges
Noch ein kleines schwaches Licht erblickte.
Furcht und Freude schlug in seinem Herzen, 60
Und er faßte Muth und nahte leise.
„Wer ist draußen?“ brach mit Schreckentone
Eine Stimme tief her aus der Höhle,
Und ein Mann trat aus der kleinen Wohnung.
„Freund, im Walde hab' ich mich verirret,“ 65
Sprach der Europäer furchtsam schmeichelnd;
„Gönnet mir, die Nacht hier zuzubringen,
Und zeigt nach der Stadt, ich werd' Euch danken,
Morgen früh mir die gewissen Wege.“
„Kommt herein,“ versetzt der Unbekannte, 70
„Wärmt Euch; noch ist Feuer in der Hütte!“
Und er führt ihn auf das Binsenlager,
Schreitet finster trotzig in den Winkel,
Holt den Rest von seinem Abendmahle,
Hummer, Lachs und frischen Bärenschinken, 75
Um den späten Fremdling zu bewirthen.
Mit dem Hunger eines Weidmanns speiste,
Festlich wie bei einem Klosterschmause,
Neben seinem Wirth der Europäer.
Fest und ernsthaft schaute der Hurone 80
Seinem Gaste spähend auf die Stirne,
Der mit tiefem Schnitt den Schinken trennte,
Und mit Wollust trank vom Honigtranke,

Den in einer großen Muschelschale
85 Er ihm freundlich zu dem Mahle reichte.
Eine Bärenhaut auf weichem Moose
War des Pflanzers gute Lagerstätte,
Und er schlief bis in die hohe Sonne.
Wie der wilden Zone wildster Krieger,
90 Schrecklich stand mit Köcher, Pfeil und Bogen
Der Hurone jetzt vor seinem Gaste,
Und erweckt' ihn, und der Europäer
Griff bestürzt nach seinem Jagdgewehre;
Und der Wilde gab ihm eine Schale,
95 Angefüllt mit süßem Morgentranke.
Als er lächelnd seinen Gast gelabet,
Bracht' er ihn durch manche lange Windung,
Ueber Stock und Stein, durch Thal und Bäche,
Durch das Dickicht auf die rechte Straße,
Höflich dankte fein der Europäer; 100
Finsterblickend blieb der Wilde stehen,
Sahe starr dem Pflanzer in die Augen,
Sprach mit voller, fester, ernster Stimme:
„Haben wir vielleicht uns schon gesehen?"
Wie vom Blitz getroffen stand der Jäger, 105
Und erkannte nun in seinem Wirthe
Jenen Mann, den er vor wenig Wochen
In dem Sturmwind aus dem Hause jagte,
Sammelte verwirrt Entschuldigungen.
Ruhig lächelnd sagte der Hurone: 110
„Seht, Ihr fremden, klugen, weißen Leute,
Seht, wir Wilden sind doch beßre Menschen!"
Und er schlug sich seitwärts in die Büsche.

Franz Xaver Bronner.

Erinnerungszeichen.

Du süßes Sehnen nach meinem holden Mädchen,
Wie wirst Du so ungestüm, so heiß und peinlich!
Ihr trotziger Vater schaut mit scheelen Blicken
Auf mich, erschein' ich zu oft in ihrer Hütte;
5 Verdrießlich spricht er: „Sobald sie Dich erblickt,
Vollbringt sie Alles verkehrt, zerstreut und lässig;
Die Maschen des Garngestrickes läßt sie fallen,
Vertrillt die Fäden zu unsern Angelschnüren,
Und bindet Grundblei zwischen des Netzes Flößchen.
10 Komm' seltener. Sonst verdirbt mir jede Arbeit." —
Entbehren soll ich nun lange Deines Anblicks,
Nicht hören die Töne Deiner reinen Stimme,
Ins zärtliche Auge Dir nicht fragend schauen,
Nicht sehen, ob Du noch freundlich mein gedenkest,
15 Kein Zeichen erblicken Deiner stillen Treue?
Das dulde, wer kann! Mir sagt das laue Lüftchen,
Das wälzend des Grases dichte Büschlein öffnet:
„Sieh her! da blüht ein Veilchen für Deine Lina!"
Der blühende Hagdorn spricht: „Die Vögel kosen
20 In meinen Zweigen, und Du entbehrst der Küsse."
Die Quelle rauschet: „Ich lasse Niemand dürsten,
Du, Dürstender, aber lechzest, ach, wie lange,
Nach süßer Erquickung aus des Liebchens Augen!"
So reizt mich Alles, die Holde zu besuchen,
25 Und Trost aus ihrem sprechenden Blick zu saugen.
Nicht länger trag' ich die Leiden der Entfernung.
Wer sagt mir, o Wind, Du Hagedorn, Du Quelle,
Ob ihre sanfte Seele noch mein gedenket,
Ob süßes Sehnen auch ihren Busen schwellet? — —
So klagte Philint am Ufer, Wiedchen schälend, 30
Um täuschende Korbgeflechte zu vollenden.
Da sah ihn Amyntas, Linas jüngster Bruder,
Und hüpfte zum Busch und bracht' ihm eine Nadel
Zum Netzestricken von Buchs mit Doppelspitzen.
„Lieb Schwesterchen," sprach der Kleine, „schickt die Nadel 35
Und meint, sie habe Dir neulich wohlgefallen;
Du wissest gewiß, sie recht geschickt zu gebrauchen."
Philint hob freudig den Knaben von der Erde,
Und küßt ihm dankend die rothen vollen Wangen.
„O frohe Botschaft," rief er, „da ist der Zeuge, 40
Daß Lina, die süße Lina mein gedenkt.
Nun singet Jubel, Ihr Vögel im Gesträuche!
Du klare Quelle, rausche mir helle Freude!
Ihr Grasgebüsche, zeiget mir alle Blümchen,
Die ungesehn in Eurem Schoße duften! 45
Ich pflücke sie zum würz'gen bunten Strauße;
Der Kleine trägt ihn zu Lina. O, sie fühle,
Wie zärtlich mein Sinn sich ihrer stets erinnert,
Wie innig mein Herz sich ihrem Herzen anschmiegt;
Sein Duft erwecke die feinsten Lebensgeister, 50
Daß ihre Brust in süßem Entzücken schlage."
Da pflückt' er Veilchen und frühe Wiesenblumen,
Dazu die schönsten seines gepflegten Gärtchens,
Schneeglöckchen und Hyazinthen und Narzissen,
Vergnügte den Kleinen mit gedörrten Feigen, 55
Und sandt' ihn mit dem Strauße zu seiner Lina.

Friedrich Müller.

Niobe,

ein Trauerspiel.

Personen:

Apollo.
Diana.
Niobe, Königin von Theben.
Ismenes, Siphyllus, Phedimas, Achor, Alphenor, Damasichton, Ilioneus, — Söhne der Niobe.
Euriphile, Philaide, Pelia, Delira, Nerine, Psyche, Laide, — Töchter der Niobe.
Athos, Bilon, Meros, Aegyllus, — Enkel Neptuns.
Clymene, Philaide, Aspasia, Terpsichore, — Enkelinnen Neptuns.
Kreon, ein blinder Oberpriester des Apollo.
Chor der Priester und Priesterinnen.
Chor des Volks.

Erster Aufzug.

Oeffentlicher Platz außer der Stadt Theben. Vorn auf der Seite der Tempel der Latona; gegenüber unter jungen Ulmen die Bildsäulen der Diana und des Apollo. Im Hintergrund die Stadt Theben, Pyramiden, Obelisken und rauchende Altäre. Man hört aus der Ferne allmählig näher kommenden Lobgesang. Diana kommt traurig aus dem Tempel der Latona die Stufen herunter.

Diana. Bin ich's? Ha bin ich der gefallnen,
Der geschmähten Latona Tochter?
Nicht unter Schmerzen erliege,
Göttliches Herz!
5 Bruder! Bruder! Wo bleibst Du?
Vergebens send' ich
Durch Wolken meine Blicke nach Dir!
Komm! Komm doch!
Eins mit mir, Rächer!
10 Bald zu strafen die Frevler,
Bald zu strafen!
Herunter schreite die hohe Wolkenbahn!
Schon hör' ich, hör' ich nicht in der Ferne
Hohngesänge jetzt, auf Dich, Mutter,
15 Bruder, auf Dich, auf mich!
Mich, die geschmähte Tochter und Schwester?
Ha! trag' ich denn Waffen umsonst?
Bin ich etwa nicht Göttin mehr,
Daß ich's so willig erdulde!
(Sie greift nach dem Bogen.)
20 O grausam, grausam
Müssen sterbliche Menschen büßen!
Büßen die Thränen
Die sie aus heiligen unsterblichen Augen pressen!
(Apollo auf einer Wolke.)
O Apollo, Du kommst,
Anzuschauen aus Deinen heiligen Augen 25
Unsrer geliebten Mutter Entehrung;
Kommst, zu schauen Deine Schmach jetzt
Und mein unerträglich banges Leiden!
(Sie sitzt auf die Stufe, lehnt ihr Haupt an die Säule und weint.)
Apollo. Halt ein, Diana!
Theuerste Schwester, erniedre 30
Deine Gottheit nicht also.
Warum weinest Du so sehr?
D. Sollt' ich nicht, Bruder!
Geliebter, Theurer,
Laß mich jetzt ausweinen. 35
Nicht aufhalten kann ich die Thräne,
Meinem göttlichen Aug' entrinnend.
Hier, hier! Auf diesen Stufen!
O Du erinnerst Dich wohl noch
Der süßen kindischen Tage, 40
Wie sie oft da saß,
Die anmuthsvolle Mutter,
Dich und mich,
Ihre blumenbekränzten Kinder
In geliebten Armen drückend. 45
Wir kamen hier jährlich zusammen,
Ihres Festes uns mit zu freun.
Ich von den Rehbergen herunter,
Du herüber von Delos,
Feierten wir dann hier und umfingen 50
Frohlockend uns, als treue
Von der geliebtesten Mutter
Geborne Zwillingsgeschwister.
Ach und die ganze Erde war Zeuge,
War Zeuge Mond und Sonne, 55
Am hochbewölbten Olympus
Unsrer zärtlichen Eintracht,
Der frohen Unschuld und Liebe,
Die beide Herzen verband.
Und gestern! gestern! 60
Ha! den Tag sah Himmel und Erde!
Aber unsre Mutter, unsre Mutter!
Fand hier die Freude nicht mehr.
Keine Kränze geweiht ihr an diesen hohen Säulen,
Keine Blumen ihr gestreut auf diesen 65
Zierlichen Stufen!
Nicht Opfer ihr angezündet, keine
Gesänge voll Lob, keine
Jünglings- und Mädchen-Tänze
Hier am Tag' ihr bereitet. 70
O Schande!
Sink' ein, Theben, begrabe
In Deinen Schutt und Trümmer, tief begrabe
Dieser schändlichen That Angedenken!
Abgewiesen ward hier unsere Mutter; 75
Ehrlos verstoßen strich sie an diesen
Allein ihr geheiligten Schwellen; durfte
Nicht einmal nahen, wo sie daheim war.
Jenseits ging ich, vom Waldschatten

80 Gedeckt, am hohen Cynthus
Unter meinen Gespielen
Sehnlich erwartend der lieblichen Stimme,
Die mich herüber laden sollte
Zum Mutterkusse.
85 Ach da begegnet sie mir,
In ihrer Schmach begegnet mir die Mutter;
Roth ihr Auge von Zähren,
Aufgelöst ihr schönes langes Haar
Im Winde; über die Gipfel her
90 Trug Echo ihr Leid.
Erschrocken hielt ich, meinen Händen
Entglitt der Jagdspieß, mein Busen
Klopfte laut; sie aber stand angelehnet
Am Aste der dürren Eiche,
95 Bitterlich ausweinend ihren Kummer.
Alle meine Gespielen senkten traurig
Die Stirnen, weinten mit ihr:
„Licht meiner Augen, Diana!
Ich bin gefällt, o Tochter!
100 Alle meine Herrlichkeit darnieder.
Wer wird mich künftig noch achten!
Niobe — O daß sie verschmachte, die Stolze,
Getroffen von Deinen Pfeilen, Tochter!
O Sisyphus Qual über sie!
105 Niobe! Niobe! Atlas Riesentochter,
Die Brut des verruchten Tantals,
Niobe hat Altar und Tempel
Mir heute geraubet,
Hat mein Bildniß geschlagen
110 Mich und Dich und Apollo,
Deinen heiligen Bruder, geschmähet.
Auch Mutter von vielen Kindern,
Hielt sie Deine frommen Mädchen,
Apollos fromme Jünglinge
115 Von meinem Dienst heut; scheuchte die Mütter,
Entriß ihren zitternden Händen
Die Körbe, verschüttet' die Opfer,
Riß uns geheiligte Altäre nieder:
Mir, mir —“ rief sie im stolzen Frevel
120 Jauchzend durch Thebens Straßen; die
Ganze Stadt erschrak,
Blickte furchtsam zu ihr auf —
„Mir opfert! Ich bin
Mehr, als Latona; die Tochter Atlas,
125 Zeus Verwandtin bin ich!
Mutter von sieben Söhnen,
Mutter von sieben Töchtern, alle
Und alle Zwillinge!
Thörichte, länger nicht sollt Ihr
130 Unsichtbare Götter anbeten,
Derer vergessen, die
Unter Euch wandeln.
Eure Göttin ich, ich, die ihr morgen
Im Tempel verehren sollt.
135 Falle morgen Latona! Steig' auf,
Niobe! Sie komme,
Die Geschmähte, komme morgen!
Latona begegne mir!“ —
So weinte meine Mutter den Frevel.
140 Die heiligen Haine erbebten
Bei jedem Wort, des Thales Quellen
Weinten in meinen Jammer.
O Bruder! Heute der Tag,
Jetzt schon die Stunde
145 Des Frevels! Beginnen jetzt soll
Deine und meine und unsrer
Jammernden Mutter neue Schmach!
Sie zieht schon feiernd durch die Stadt, Niobe!
Hörst Du den Hymnus? Umgeben
150 Von all' ihren Söhnen, allen Töchtern,
All' denen, die heute mit ihrem
Stamm sich vermählen.
Ha! prangend auf stolzem Wagen,
Trotzt sie mit Kron' und Zepter unsrer Macht.
155 Aber tausendmal
Treffe sie Qual statt Freude!
Tausendfach, ja tausendfach
Bezahl' an diesem Tag' ihr Frevel,
Fall' über sie Angst und Jammer!
160 Zerfriß ihr unbändig Herz, Zähre,
Die hier auf dieser Schwelle
Meine Mutter vergoß! Zerschmilz,
Theben! Theben!
In den Thränen, die ich jetzt weine!

(Der Gesang kommt näher.)

165 Sinke Jammer und Elend
Auf Niobens Haus! Sie falle
Mitten in ihrem Stolz,
Und kein Gott, keine Göttin
Trage länger für sie erbarmende Gnade!
170 A. Auf, Diana!
Laß Deinen Zorn nicht
In Seufzer und Thränen schmelzen.
Göttliche Schwester,
Dir und mir
175 Rache verliehn vom Schicksal!
D. Ha der Zukunft Tafel
Trägst Du an goldner Stirn,
Apollo!
A. Kennst Du diese Pfeile,
180 Ihren Klang?
D. Schwarz wie der Orkus.
Ich kenne sie!

(Der Gesang immer näher.)

A. Sie kommen schon!
Verschließ' dem Frevelgesange
185 Dein zu heilig Ohr!
Sie kommen, begleitet vom Verderben,
Gezogen in ihren Fall.
Steig' auf zu meinem Sitz, Diana,
Steig' auf! Unheilige Thaten
190 Entgehn nicht ihrer Strafe.
D. Versprichst Du mir denn Rache,
Theuerster Bruder, sage?
A. Bei der Tiefe des Styx,
Bei Jupiters erhabner Krone
195 Schwör' ich!
D. Ha, so komm!
Jauchze, stolzir' jetzt,
Der Zwillinge Mutter! Komm', einhertretend
In aller Pracht, komm',
200 Höhne Latonens Kinder,
Apollo, Diana, noch einmal!
A. Sie wird's und schwerer
Büßen ihren Frevel;
Fürchterlich erwartet sie
205 Qual und Jammer.
Zurückstoßend von diesen Schwellen
Den warnenden Priester; sie,
Entweihend Latonens Altar
Mit frecher Hand: dann,
210 Dann schrecklicher Rache Ziel,
Ueberlassen uns
Von allen Göttern!
D. Ha!

A. Kalt liegt ihrer Söhne Tod
215 In diesem Köcher.
Schon welkt nahe dem Orkus
Ihr Stolz, umsonst
Seufzer an's rauhe Mutterherz.
Stehn wird sie,
220 Im Tode Fels,
Aller Züchtigung höhnend!
D. Fels hier?
A. Dieß Schicksal wartet auf sie.
D. Ha! aber zuvor noch
225 All' ihre Söhne, niedergelegt
Von Deinem Bogen,
Zu ihren Füßen wälzen zu sehn:
Bei Deinen heiligen Locken,
Widerrufe nicht diese Hoffnung!
230 A. Unwiderruflich ist mein Wort.
D. O laß mich's hinjauchzen durch die Luft,
Daß es fern höre
Die gekränkte Mutter,
Herüber komm' und ihr Herz
235 Weide, ihr Aug'!
A. Ruf' ihr in Deine Rache!
D. Welche gab das Schicksal mir?
A. Niobens Töchter
Sind Dir übergeben.
240 D. Mir, sagst Du, mir?
A. Ihr Leben und Tod
Steht in Deiner Hand.
D. O Niobe!
Ha stockt Dir das Blut nicht
245 Bang unterm Herzen?
Du, die auf sich lud den Zorn der Götter,
Leid' und leide nun tausendfach
In schrecklicher Vollendung Deines Schicksals!
Ha, Ihr Kinder!
250 Wo habt Ihr solch eine Mutter verdient!
A. Noch darfst Du Mitleid tragen,
Schwester! Deiner Lippe
Entging nicht
Der Todesschwur.
255 D. Ja, könnte sie jetzt gleich
Demüthig hinsinken,
Umfassen meiner Mutter Knie,
Könnt' um Vergebung sie flehn:
Erbarmen wollt' ich mich!
260 Aber nein! zu stolz ihr Herz,
Zu süß auch meine Rache.
Nein! Nein! Kommt sie nicht dort
Mit trotzenden Blicken,
Den Himmel erschütternd,
265 Die Götter verschmähend?
Und ich? Ha, mag einbrechen
Ueber mir der Olymp, verschütten
Mein dämmernd Licht!
Mag aufhören ehe meine Gottheit,
270 Eh' ich Erbarmung über sie trage!
Mit ihren Töchtern Mitleid — ich?
Sie, die keine Erbarmung
Mit unsrer Mutter trug!
Nein, nein, fallen sie!
275 Im Tode der Kinder leide die stolze Mutter,
Wie wir in unsrer Mutter Schmach!
Die letzte Rache sei mein,
Mein der letzte all' ihren Stolz
Niederlegende Pfeil.
280 Das schwör' ich unwiderruflich
Bei unsrer geschmähten Mutter Zähren,
Bei diesen nassen Wangen,
Bei Deinen heiligen Augen,
Bei der Tiefe des Styx,
Und Jupiters erhabner Krone! 285
(Sie steigt zu Apollo auf den Wagen)
A. Verfinstre Dich, mein Licht!
Schaue nicht heut am Tage herunter,
Herunter,
Wenn Thebens Erde das Blut
Ihrer erschlagnen Königin trinkt. 290
D. Brecht hervor aus des Orkus
Dunkelm Schoße,
Brecht hervor, bleiche Gestalten des Todes,
Im Strahl der Nacht,
Ahnherrn von Thebens 295
Uraltem königlichen Stamm!
Beide. Brecht hervor und empfanget
Heut Eures Hauses letztes Reis.
(Beide durch die Luft ab.)

(Chor von Priestern und Priesterinnen mit grünen Zweigen in den Händen. Andere spielen auf Pauken, Flöten zc. einen pathetischen Marsch. Niobe auf einem goldenen, dem Sonnenthrone ähnlichen Wagen, im königlichen Schmucke, die Krone auf dem Haupt, den Zepter in der Hand, ihre zwei jüngsten Kinder in den Armen haltend. Auf beiden Seiten ihres Wagens gehen ihre ältern Söhne und Töchter mit ihren Bräuten und Bräutigamen; sie schwingen Rauchfässer und streuen Blumen. Hinten nach kommt das Volk. Niobe steigt mit ihren Kindern aus dem Wagen. Der Chor beginnt den Gesang.)

Chor der Priester. Hat Zeus geöffnet
Olympus Thore, 300
Die güldnen Thore?
Selig!
Das Volk. Sei uns freundlich
Auf Erden!
Mächtig erhabene 305
Niobe!
Chor der Priesterinnen. Der Frauen Schönste
Winkt er hinaufwärts;
Sie steigt hinaufwärts —
Selig! 310
D. V. Sei uns gnädig
Auf Erden!
Mächtige, herrliche
Niobe!
Chor der Priester und Priesterinnen.
Sie trägt der Adler 315
Am zückenden Blitze,
Sie traut dem Blitze —
Selig!
D. V. Sei uns barmherzig
Auf Erden! 320
Mächtige, ewige
Niobe!
Alle. Die Kinder Aurorens und Thetis Gespielen,
Die Kinder Latonens nicht schöner, als Deine!
Es schauen die Götter von wolkigen Zinnen 325
Freudig hernieder auf die Geschwister;
Strahlen des Lichtes, Erben der Kraft.
D. V. Sei uns freundlich,
Schützerin Thebens,
Unter Deinen Kindern! 330
Sei uns gnädig,
Schützerin Thebens,
Unter Deinen Kindern!

Sei uns barmherzig,
335 Schützerin Thebens,
Unter Deinen Kindern!
Mächtige, erhabene,
Mächtige, herrliche,
Ewige, göttliche
340 Niobe!
N. Stolz meiner Seele, Kinder!
Kinder! die mich erheben,
In denen ich
Allgewaltig mich fühle.
345 Söhne! Töchter! Meine Freude,
Mein Sieg!
(Sie streckt die Arme aus, die jüngern fallen an ihren Busen, die ältern fassen ihre Hände und küssen sie zärtlich.)
Oh! oh!
Euretwegen, Ihr Lieben,
Steig' ich jetzt auf zum Olymp.
350 Sollt' ich Euch Recht und Antheil
Länger rauben am Olymp? Sollt' ich
Vergeben, was Euch Göttern gebührt?
O Ihr, Jupiters Enkel
Vom Vater her entsprungen,
355 Ew'ger Kraft, und was ich,
Niobe, in Euch gelegt: hoch wie Wolken
Hinaufwärts steigt immer mein Sinn.
Des ewig festen Atlas Tochter,
Trotz' ich jedem Hohn. Es trägt
360 Mein Ahnherr des Donners rollenden Wagen.
Fängt auf mit trüber Stirne
Der Elemente Wuth,
Des zürnenden Donnrers Blitze.
Nein! O nein!
365 Schreitet auf mit mir furchtlos,
Durch Euern Muth nöthigt die Ahnen,
Euch zu erkennen ihrer würdig!
Söhne, tapfre Söhne! Faßt an
Eures Großvaters
370 Allgewaltige Faust,
Nicht scheuend seines
Adlers, schlagenden Blitzes.
Und Ihr, Töchter, frischer als der Meere
Gezogene, schöner als des Morgens
375 Röthliche Kinder; der Juno
Sagen Eure Blicke,
Daß Ihr Niobens Töchter seid.
Groß seid Ihr entsprungen
Von mächtigen Ahnen,
380 Jupiter und Atlas!
Der faßt die Wolken, der Erd' und Meere,
Der lenket, der träget das All!
D. V. Sei gelobt, Niobe,
Herrlich Entsproßne!
385 Selig Gebärende!
Mächtig Herrschende!
Sei gelobet unter Deinen Kindern
Auf Erden!
N. Beschlossen hab' ich's,
390 Zu pflanzen heut an meinem Tage
Ein unüberwindlich ewig Geschlecht,
Kraftgießend über die geschwächten Menschen,
Bezähmend den so kühnen Sinn der Olympier droben!
Es stehe künftig, eine Mauer
395 Zwischen Himmel und Erde,
Nicht achtend den Zorn schwacher, üppiger Götter,
Nicht fallen lassend tiefer die Menschheit
Unter ihren eiteln Willen;
Kraft und Adel, Willen und Freiheit gebend,
400 Mehr Wohl dem Sohn der Erde,
Als was Prometheus in ihn stahl!
Gebt Eure Hände, Söhne, Töchter!
Hier unterm weitgewölbten Himmel,
Der Kronions Tempel ist,
405 Des starken Neptuns Abkömmlingen;
Spross' auf aus Euerm Samen
Der Wald, künftig deckend
In süßem Schatten
Die sichre, ruhige Welt.
410 Ich, Pflanzerin, leb' in Euch,
Unvergessen dem Hymnus,
Im Himmel, wie auf Erden,
Bis in die graue Ewigkeit.
(Die Söhne Niobens und ihre Töchter reichen der Jünglingen und Mädchen aus Neptuns Stamme die Hände.)
D. V. Schön bist Du
415 Im Chor Deiner Kinder
Gegürtet!
Schützerin Thebens!
Mächtig erhabene
Niobe!
Priester und Priesterinnen.
420 Die Kinder Aurorens und Thetis Gespielen,
Die Kinder Latonens nicht schöner, als Deine!
Es reichen die Söhne den rosigen Mädchen
Es reichen die Töchter den lockigen Knaben
Die Hände zur Treue, die Wange zum Kuß!
425 So mächtig Ströme
Zum Ocean wälzen,
So manche Knospen
Dem Frühling entschwellen,
So hoch der heilige
430 Aether sich wölbet,
Steige, wachse, blühe Dein Stamm!
D. V. Schön bist Du
Im Chor Deiner Kinder
Gegürtet,
435 Schützerin Thebens!
Mächtig erhabene
Niobe!
N. Auf Dich soll mein Segen
Künftig fließen, treues,
440 Mir ergebnes Volk!
Niobe reicht gnädig
Aus ihrem Olymp
Zu Euch nieder ihr Ohr.
Oeffnet nun die Thore meines Tempels,
445 Führet mich ein,
Aufstellend mein Bildniß,
Daß mein Volk wisse,
Wo es soll anbeten!
(Musik; die Priester und Priesterinnen ziehen die Treppe hinauf; die Pforte des Tempels öffnet sich.)
(Kreon, ein alter blinder Priester des Apollo, von zwei Opferknaben geführt, kommt die Treppe herunter, er hebt den Stab auf, die Musik schweigt.)
Kreon. Verflucht der Schritt,
450 Den Eure Füße weiter setzen!
(Die Priester beben zurück.)
Zurück, Ihr Frevler!
Wagt's nicht weiter,
Mit unheiligen Tritten
Diese reinen
455 Gott geweihten Stufen zu beflecken!
O Ihr Thebaner,
Was für eine schändliche Nacht
Deckt Eure Herzen, Eure Augen,

Daß Ihr so Latonen,
460 Ihrer Kinder spottet?
Flieht, flieht!
Zur Erde werft Euch, fleht,
Daß Rache Euch nicht mit hinreiß'
In des Verderbens offnen Schlund!
(Der Zug hält, die Priester gehen mit gesenktem Haupte aus einander.)
465 N. Wer ist der Verwegene,
Tretend in den Weg uns,
An der Herrlichkeit Tag?
Am Altar
Unsrer erzürnten Gottheit
470 Beb' er!
K. Bebe Du, Niobe!
Du bebe! Du,
Die Götter erzürnet, Du,
Die verwegen
475 In der Gottheit Rechte greift.
Nieder hier in den Staub
Lege Kron' und Zepter
Zu Dianens, zu Apollos Füßen.
Zage, weine, flehe
480 Vom Rande des Verderbens Dich los:
N. (vor sich). Wer spricht so?
Ha meine Blitze!
Wo sind die?
K. Geflügelt eilt schon
485 Ueber Dein Haupt her Rache,
Stürzender Fall.
N. Du sprichst nicht mit mir,
Priester?
K. Ja, stolze Königin, mit Dir.
490 N. Und wer will mich denn stürzen?
K. Sie, die Du heute geschmäht,
Der Du gestern
Opfer versaget, Latona,
Mit ihren racherfüllten Kindern.
495 N. Aus meinen Augen,
Du Sohn des blinden Erebus!
Der Blitz lähme Deine Zunge
Für diese Worte! Sei Felsen,
Taub hinfort an allen Sinnen!
500 Ich sollt' Opfer bringen Latonen?
Ich, Niobe?
Du Scheusal, das, den Wunden
Der lockern Erd' entkrochen, mutterlos gesäugt
Von kranken Nebeldünsten,
505 Nicht Schönheit fühlt noch trägt!
Du Nacht am Tage!
Die lichtlosen Löcher Deiner Stirne
Sind Strudel, sind überdeckte Klippen,
Woran der Schönheit Schiffe stranden.
510 Hättest Augen Du, mich anzuschauen
Unter meinen Kindern,
Auch Du würdest niederknien und anbeten
Und weinen, daß Du so
Mit Worten mir genahet.
515 Ich will ihr keine Opfer bringen,
Deiner Latona, sag' ihr das!
Ich fühle, wer ich bin.
Laßt Hymnen ertönen Jupitern,
Dem höchsten Göttervater,
520 Vater meines Hauses!
Gewaltig, über alle Himmel fest,
Wankt nie sein Stuhl;
Aber niedre Gottheiten
Verehren einander nicht.
525 K. O hört's nicht, Ihr droben!
Wolken, umziehet die Sonne,
Verberget dem Aug' des allsehenden Tages
Diesen Gräuel!
Tragt nicht diese Worte,
Nicht in die Bergkluft tragt sie, 53
Winde!
Daß Dianens
Leise schlummernder Zorn
Nicht erwache zu früh,
Und Theben untersinke 53
Mit in ihren Fall! Königin,
Du bist zum Verderben nun reif!
Ismenes (Niobens erster Sohn). Was schmähst Du unsre Mutter?
Niobe soll Göttin sein!
Siphyllus (der zweite). Göttin ist sie, wir wollen's! 54
Achor (der vierte). Sterbe von unsern Händen,
Wer sie nicht anbetet!
Ism. Deines Apollo Wagen
Kann auch ich künftig regieren,
Blinder! 54
Euriphile (Niobens Erste). Blinder, ich trage Dianens Fackel!
Alle Kinder Niobens. Wir sind Götter!
N. Was will Latona,
Elender, mir?
Wer ist die, die einmal Zwillinge 55
Geboren? Siebenmal
Gebar ich Zwillinge,
Sieben Söhne, sieben Töchter,
Alle herrlich,
Würdig ihrer Ahnen! 55
Sie komme, weihe
Opfer mir; hier
Führe sie den Chor auf
Zu Niobens Altar,
Wenn Mütter, die einfach geboren, 56
Ihr folgen: Sie, die so lang
Mir allein gehörigen Dienst annahm,
Meine Opfer gestohlen,
Beraubet diese meine Kinder,
Dieß fromme Volk mir verführet! 56
Sie steig' herab jetzt von ihrem Stuhle,
Neige nun so viel tiefer
Sich nieder vor mir,
So viel ich mehr
Mutter bin, als sie! 57
K. O ich werde bald anders
Dich reden hören! Götter! Götter!
Hier wirst Du vergebens
Zu Dianen Deine Hände strecken,
Sie um Erbarmen flehn; 57
Bald im Staube hier wird liegen
Deine Krone, besudelt
Vom Opfer der Rache.
N. Ich vor Diana niederknien?
Wer sind Latonens Kinder? 58
Den Bogen spannen sie, regieren
Die Fackeln am hochgewölbten Olymp.
Ha! gib meinen Kindern,
Deinen Enkeln, o Jupiter,
Gib Wagen ihnen — sez' auch sie 58
Ueber Gestirne wie Jene,
Und sie werden
Zieren Deinen hochgewölbten Olymp,
Wie diese unsre Welt.
Schöner, als mein Geschlecht, 59
Hat nie eins auf Erden gewandelt!

Eröffnet mir gleich die Pforte;
Verkündiget der ganzen Stadt,
Daß ich eingeh' in meinen Tempel!
595 Dann, wann dreimal ertönet
Die silberne Trommet', erklinget
Die Cymbel, Niobe dann
Empor gestiegen mit ihren Kindern
Zum Olymp. Voran!
(Der Zug beginnt wieder, Kreon hält ihn noch einmal auf.)
600 K. O Niobe, Niobe!
Bei der Liebe zu Deinen Kindern:
Ich laß Euch nicht!
O bei Deinen Ahnherrn
Beschwör' ich: bleibe!
605 Achor. Hinweg, Schwätzer!
Priester, beginnet den Zug!
Aus dem Weg, Blinder!
Niederschlag' ich, wo Du nicht weichst!
Terpsichore (Neptuns Tochter). Laß, theurer Achor!
610 Schone seiner weißen Haare.
Jedes Wort von seinen Lippen
Schrecket meine Seele,
Wundet tief mein Herz.
Meros (Neptuns Sohn). Lege Deine Hand nicht an Priester,
615 Achor! Heilig
Sind sie den Göttern.
Athos, Pilon, Aegyllus (Neptuns Söhne).
Wir bitten Dich, Achor,
Schone sein, laß ab!
620 Achor. Stille! Hinweg Du,
Bringe mich nicht stärker auf!
K. Vergebens!
Nimmer laß ich Euch voran.
Ueber mich hinaus
625 Müßt Ihr nehmen Euern Pfad.
Achor. Ueber Dich hinaus!
Fort!
K. O reiß' mich nicht an diesen
Greisen Locken; dafür
630 Wirst Du büßen bald, wenn hoffnungslos
Im Tode hier
Dein eigen Haar Du raufst.
Denn weit nach Dir und allen
Den Deinen schon
635 Aufgerissen des Verderbens Schlund.
Ism. Dunkelheit drückt Deine Seele,
Wie Dein Aug'.
K. Meine dunkeln Augen
Werden auf Deinem Falle ruhn.
640 Ism. Was sagst Du, Verwegner?
K. (zu Achor). Hier, wo Du mich zweimal schlugst,
Wird in kurzer Frist
Dort vor Dianens Füßen
Der kalte Tod Dir
645 Alle Glieder strecken.
Willst Du noch mehr wissen?
Apollo gibt mir ein Zeichen.
Alle. Zurück! Zurück!
N. Reißt ihn weg, den Verräther!
650 Den Mitverschwornen der Latona!
In den Staub nieder
Den Schmäher Eurer Mutter,
Daß über ihn weggehe
Mein Schritt!
(Sie reißen Kreon weg, er fällt an die Stufen des Tempels, es donnert.)

N. Herab mit den Säulen dort! 655
Herunter!
(Niobens Kinder schlagen nach den Säulen, Diana bricht zusammen, Apollo bleibt stehen; der Donner schlägt hinten nieder und zündet die Stadt an. Das Volk sinkt in die Knie und weint; die Priester stehen verwirrt.)
Laide (Niobens jüngste). Nimm mich auch mit,
Mutter! Laiden trag' auf
In Deinen Olymp.
Immer bleibe Deinem geliebten Busen 660
Laide, Mutter,
Droben im Himmel,
Wie auf Erden!
(Niobe nimmt sie an der Hand und hebt sie auf die Schwelle.)
N. Kommt auf zum Tempel,
Jauchzend im Jubel! 665
Aus dem Himmel herunter
Winkt seinen Enkeln
Jupiter zu. Voran im Jubel!
Springt ihm in die Arme,
Tapfre Söhne! 670
Feige beben beim Blitz.
Zeus Abkömmlinge
Sind ihm vertrauter,
Kennen die Furcht nicht!
(Sie steigt über Kreon hinauf. Kinder und Priester folgen ihr nach. Ein Theil des Volks bleibt knieend zurück. Eine fürchterliche Musik. Brand und Donner nehmen zu über Theben, man hört aus der Ferne Klagegeschrei. Kreon steht auf.)
K. Theben! Theben! 675
Ach wie selig
Raubst Du die Augen mir,
Starker Apollo,
Nicht zu schauen an diesem Tage,
Theben zu schauen! 680
Aber mein Herz
Läßt seinen Kummer nicht;
Schwer trägt es
An Andrer Leiden,
Und häufet in sich 685
Qual auf Qual.
Theben, Theben, Du sinkst!
Tief fühl' ich
Deiner stolzen Thürme Fall!
O Du schöne Stadt! 690
Weinet, weinet
In den Fall
Der schönen Stadt!
Weinet!

Erster Chor.

Das Volk. Erbarmet Euch der Unschuldigen, 695
Erzürnte Götter!
Zerstört die Frevler!
Erbarmet Euch der Unschuldigen,
Erzürnte Götter!

Zweiter Chor.

D. V. Ist noch Hoffnung? 700
Des Erbarmens Hoffnung?
Rettende Götter!
Sitzet Ihr alle,
Abgewandt die Augen,
Ueber Thebens Fall? 705
(Man hört hinten Paläste einstürzen, die Flammen fressen mehr um sich, die Musik wird wilder.)
K. Schwarz dreht sich die Wolk',
Unter ihr sinkt schon der Palast,

Zerfressen von Flammen.
Hinunter gestürzt hat
710 Zeus seinen Sohn
Durch die Flammen.
Zu glücklich fiel er,
Nicht zu schauen den Jammer,
Der seines Weibes wartet,
715 Nicht zu schauen
Seiner Kinder
Schrecklichen Tod.
Denn ach!
Schwarz wie die Nacht,
720 Blutiger Rache gewiß,
Eilet Apollo,
Eilet Diana
Latonens Tempel zu.
Vor ihnen her
725 Laufet Neptun,
Seine geliebten
Kinder rettend.
D. V. Erbarmet Euch der Unschuldigen,
Erzürnte Götter!
730 Zerstört die Frevler!
Erbarmet Euch der Unschuldigen,
Erzürnte Götter!
(Die Flammen ergreifen den nahen Tempel, Kreon und das Volk fliehen. Man hört inwendig ein schrecklich Getöse.)

Zweiter Aufzug.

Die Söhne Neptuns stürzen wild die Treppen herunter.

Pilon. Bruder! Bruder!
Athos. Weg! weg!
Pilon! Meros! Aegyll!
Wo seid Ihr alle!
(Er reißt das blanke Schwert von der Hüfte.)
5 Flammen verfolgen uns!
P. Steh' uns bei, Vater Neptun!
A. Kalt schlägt das Herz mir
An die Rippen.
Wer hat so gräßlich
10 Zum Fliehen geboten?
P. Hörst Du die Stimme?
Wer riß mich herunter
Von der Schwelle des Altars,
Herunter im Schnaufen des Rosses?
15 Aegyllus, Meros, schlaft Ihr?
Wo Eurer streitbaren Seelen Muth?
Wacht auf!
Aeg. Dort in Rauch und Flammen
Theben! Es stürzen
20 Tief die Paläste.
Unsre Brautgemächer
Verhallen bangen Trauerton.
O Niobe, Niobe!
25 O mein Herz! Brüder!
Weggezogen hat uns
Vater Neptun. Ich sah' ihn
Ueber mir, des Verderbens Retter!
M. O daß ich gestorben,
30 Eh' ich erlebet diesen Tag!
Wehe mir! Weh!
Meine Seele bangt, mir ahnet
Groß Unglück über uns Alle!
Brüder! Brüder!
35 O daß uns beisteh' der gewaltige Vater!
Jammer und Angst
Ueberladen mein Herz, enthüllen
Schwarze Jammerscenen mir nahe!
(Man hört ein fürchterlich Geschrei im Tempel; die Flammen brechen durch die Thüre hervor.)
Alle. Wendet ab, Ihr Götter!
Aeg. Ha welch ein fürchterlich Getöse drinnen! 40
Flammen ergreifen Alles!
P. Verderben und Tod bahnen
Wechselsweis' einander die Wege.
Was ist zu thun, zu retten?
Unsre Bräute sind drinnen! 45
A. Hinein Bruder!
Retten unsre Bräute!
M. Hinein! Ich höre meiner
Sanften Delira Stimme.
Hinein! Hinein!
(Sie laufen Alle vorwärts.)
Neptuns Stimme. Zurück, Verwegene!
Kinder, zurück!
Alle. Ha Neptuns, 50
Unsers Vaters Stimme!
N. St. Entflieht, ich habe Euch gerettet,
Entflieht, entflieht!
A. Mich faßt's in den Haaren!
Wem gilt's? Wie haben's 55
Die Götter gezückt?
Auf wen? O Vater,
Laß uns wissen,
Was drinnen im Tempel geschieht.
(Ein neu Geschrei im Tempel, die Töchter Neptuns stürzen angstvoll die Stufen herunter.)
Aeg. Unsre Schwestern! 60
Sie auch getrieben durch die Pforte!
Weine nicht, Meros,
Bis wir wissen, wie es drinnen steht.
M. O Ihr Götter! Nur allzu klar
Seh' ich mein, seh' ich unser Aller Elend. 65
O Schwestern! Schwestern!
Redet! Laßt uns Alles wissen!
O wo starren
Eure wilden Blicke hin?
Sagt, wie steht's um unsre Bräute? 70
Wo in diesem grausen,
Schrecklichen Getümmel meine Delira?
Oeffnet doch die blassen Lippen! Eure Zungen
Entfesselt doch von des Schreckens Banden!
Sagt, o sagt mir, 75
Ist die Taubentreue,
Ist Delira, meine Holde,
Noch im Leben? Oder drückt
Die allerschönste Wange
Im Tode schon die Erde? 80
Schwestern. Wehe! Ach Bruder!
Was sollen wir sagen!
A. O so sprecht doch!
P. Redet!
Aeg. Zieht das bange Loos! Du, Clymene, 85
Aelteste Schwester, sprich vor Allen.
Clym. Ach wo hol' ich her die Worte!
Saht Ihr denn nicht, Ihr Brüder,
Jenen schreckenvollen Anblick?
Ja Ihr waret alle schon verschwunden! 90
Hinauf steigend jetzt
Niobe zum Altar; geschmücket
In Schönheit, in Pracht, stehend,
Herrlich, Einer ähnlich,
Die Erd' und Himmel 95
In mächtigen Händen faßt.

Jetzt brennen schon die Opfer,
Blumen fallen zu ihren Füßen,
Die Musik ertönt,
100 Trompet' und Cymbel, die stolze
Königin vom Altar reißend
Latonens Bildniß, darauf
Erhebend ihr eignes: als auf einmal,
Ha wie sprech ich's aus? die Decke
105 Des rundgewölbten Tempels kracht,
Auseinander sinket, getroffen
Im Donnerschlag. Flammen sprühen
In Klumpen herunter, ergreifen
Den Altar, laufen knatternd
110 An den Säulen hinauf:
Ha! da verwandelt sich schnell die Königin,
Nicht furchtsam, Furcht erregend;
Das Roth ihrer schönen Lippen
Entflieht, die Haare
115 Lebendig zerreißen
Uneins aneinander
Den stolz an ihrem Nacken
Schwebenden Knoten und kämpfen
Gegen ihr bleiches Gesicht.
120 Denn sie sah jetzt zuerst
Nacht sich wölben umher,
Sah durch die schreckliche Oeffnung,
Im rothen Blitz verhüllet,
Herabsteigen Apollo
125 Und Diana, racheléchzend!
Sie nickten fürchterlich, anspannend
Die schwarzen Bögen, schreiend:
„Niobe, wir kommen herab nun,
Opfer Dir zu bereiten."
130 Alle. O Ihr Götter! Welch Opfer!
Athos. Voran! Der Schweiß
Träufelt mir von der Stirne
Ueber Eurer Erzählung!
Clym. Sie zogen an und schnellten,
135 Die Pfeile flogen — flogen!
Athos. Nieder auf die Königin?
Saht Ihr sie fallen? Ha!
Verwundet oder todt?
Alle. Fiel die Königin?
140 Clym. Wolkennacht trennte mich
Von meinen Schwestern, riß mich
Her zur Pforte. Mir war's,
Als rief Vater Neptun über mir:
Flieht, Töchter! Da lagen heulend,
145 Ihrer Augen beraubt, die Priester
Und Priesterinnen, auf einander hingeschmettert,
In fürchterlichen Gruppen; es wankten
Die Altäre; Hallen hoch erbebten;
Angst hemmte den Fuß. Keuchend
150 Hinter mir, erblickt' ich die Schwestern.
Niobe bis an den Gürtel über den Wolken
Hervorstreitend, zu begegnen
Im Kampf jetzt den Fürchterlichen,
Ihre Hände stolz am Gürtel
155 Der pfeilsendenden Diana:
Bis Wolkennacht sie ganz verbarg
Und Angstgeschrei, röchelnd,
Wie des Todes heisre Stimme,
Unser Ohr durchdrang.
160 Her vom Altar durch die schwarze Dämmerung
Glitten Purpurströme;
Grausen fiel uns an, wir sprangen
Wild umschlungen alle
Durch die offne Pforte!
165 Pilon. Ha Kreon, Kreon!
Vorhergesagt hast Du;
Aber Deinen treuen Lippen
Wollte Niemand glauben!
Götter, was soll's jetzt werden!
170 Wer räth uns, was wir thun,
Was wir lassen sollen?
Aeg. Seht, da kommen die Priester schon,
Jetzt werden wir wissen
Wo der Jammer ruht.
175 Ob sie todt, die Heldenkönigin,
Rachesatt die Götter,
Aufgestiegen von ihrer großen Beute,
Oder ob sie, der Opfer mehr noch begehrend,
Länger im Tempel weilen.
180 Was denkt Ihr, Brüder? Horchet, wie stille
Auf einmal drinnen!

(Die geblendeten Priester und Priesterinnen kommen näher hervor.)

Sagt uns, Ihr, was wir hoffen sollen.

Priester und Priesterinnen.

Wehe, wehe! Fraget uns nicht weiter!
Athos. Warum wollt Ihr nicht reden?
185 Ihr müßt!

Priester und Priesterinnen.

Trauerboten werden Euch zu früh ereilen;
Laßt uns ewig fliehn!
Unheilige Flammen
Haben unser Angesicht verbrannt,
190 Nicht mehr Apollos schönes Licht
Am Tage zu schauen;
Nicht durch die Dämmerung her
Lunens sanfte Fackel.
Hingefesselt
195 An des Erebus feste Nacht,
Büßen wir durch dieses Leben
Grausam unsre Sünden!
Wehe, wehe! Fraget uns nicht weiter!
Trauerboten werden Euch zu früh ereilen!

(Alle ab.)

200 P. Ungewißheit, fürchterlich quälend!
Was ist zu thun?
A. Warum ließen wir sie ziehn?
Zwingen hätten wir sie sollen
Mit dem Schwert!
205 O beim Erderschüttrer Neptun,
Mir schlägt das Herz bang!
Nicht länger duld' ich; wissen
Will ich nun im Augenblicke, welche
Trauerboten mir begegnen sollen.

(Ein neu Geschrei im Tempel, man hört Niobens Stimme. Laide, Niobens jüngste Tochter, stürzt die Treppe herunter.)

210 Laide. O helfet, helfet!
Rettet, Ihr Bürger von Theben!
Ihr, Neptuns Kinder, rettet doch!
Meine Mutter unterliegt!
Kämpfend allein mit dem racheerfüllten Gott,
215 Der racheerfüllten Göttin.
Helft, o helfet! Eure Bräute,
Eure Bräutigame rettet drinnen!
Euriphile! Ismenes!
Theurer Bruder! Liebste Schwester!
220 Ach umsonst verbarg Euch die Mutter
Unter ihrem Arm, strebte,
Zurück zu scheuchen den
Unerbittlichen König
Mit dem schwarzen Geschoß!

225 Ach umsonst! Ihr liegt schon an der Erde gestreckt!
Ismenes! Euriphile!
Alle. Was sagst Du da?
Pilon. Niobens Erstgeborne
Vom Rachepfeil erschossen?
230 Laide. Darnieder liegt unsers Hauses Stolz,
Sie stammeln letzte Worte, ihrer Liebe Namen.
Ja wohl, ein grausam Geschicke
Wartet unsrer Mutter,
Wartet jetzt unser Aller!
535 Wißt, o wißt es, beschlossen
Hat's so Latona, ich hörte
Ueber mir der Göttin Stimme:
Sterben sollen alle die, die Niobe
Geboren. Rächen will sie
240 In unserm Tode jetzt .
Ihrer Kinder, ihre eigne Schmach.
Alle. Weh uns, wehe!
Was sagst Du?
Laide. Gejagt drinnen, hört Ihr?
245 Schrecklich gejagt! Jetzt flüchten
Meine Brüder, meine Schwestern
Angstvoll um die Säulen,
Hinter ihnen her die Blutlechzenden!
Hört Ihr, von Neuem Todesruf!
250 O wehe, wehe! Eins ist wieder
Zugesandt dem Orkus!
(Man hört ein Geschrei.)

Alle Söhne Neptuns.

Laßt uns hineinstürzen, Brüder!
Hinein! hinein!
Auch wider unsers Vaters Willen!
255 Clym. Und todt mein Ismenes!
Todt, liebster schönster Jüngling!
Sagst Du! von Apollos Pfeilen erschossen?
Meros. Liebste Schwester, Du weinest
Nicht allein; Delira! Ach Delira!
260 Ich seh' Dich, Apollo, Diana!
Grausame, was wollt Ihr thun?
Aeg. Bruder, ha Bruder Athos,
Ermanne Dich!
Athos. Stille! Bei diesen Locken:
265 Ich will die sehen,
Die Euriphile mir geraubt.
Sie war mein Eigenthum,
Meiner Seele süßester Trost.
Nur ein Pfeil, Diana!
270 Euriphiles sanftes Herz
Nahmst Du zum Ziel!
Neptunus! Neptunus!
Dir dank ich nicht diese Rettung!
Auf, Bruder! Wer Muth hat,
275 Folge mir! Hinein, hinein!
Pilon. Brüder, wir rennen in den Tod!
Aeg. Auf, laßt uns unsre Bräute retten!
Pil. Nun denn!
Wollen bei ihnen ruhen,
280 Lebendig oder todt.
Meros. Delira, Delira! Dich muß ich finden!
(Alle die Treppe hinauf und wieder in den Tempel hinein.)
Schwestern. Sterben lieber mit unsern Verlobten,
Als leben ohne sie!
(Alle ihren Brüdern nach.)
Laide. O wüßt' ich nur, wohin
285 Mich retten, mich verbergen!
Ach Mutter, Mutter! Dich kann ich
Nicht lassen und doch zaget
Vor Angst mein Herz! Wohin,
Wohin mich verstecken, wohin?
Sterben sollen wir Alle, 290
Und ich! Und ich! Ha dort!
Brüder, Schwestern! Flieht Ihr die Pfeile
Des Todes? O jaget
Doch nicht so grausam, so ängstlich
Meine Geschwister! Wenn Ihr sie 295
Tödten wollt, tödtet sie barmherzig!

Siphyllus Stimme inwendig.

Hilfe! Hilfe! Erbarmen!
Laide. Hab' Erbarmen, Latona,
Erbarmen mit uns Kindern!
Strafe doch nicht gleich 300
Mit bittern Todespfeilen!
Nie hab' ich Dich ja beleidigt!
Siph. (aus der hintern Scene hervorlaufend).
Wohin? Wo soll ich mich
Verbergen! Weiter
Kann ich nicht! Laide! 305
(Er sinkt in die Knie.)
Mein Muth dahin!
Apollo, Apollo! Erbarme Dich!
Laide. Bruder, Bruder, hat Dich
Des Todes Pfeil auch getroffen?
O nein, Du lebst noch! 310
Sieh hinter Dir die Mutter,
Sie kommt schon! Dich zu schützen.
Siph. Vergebens! Hinter ihr
Apollo, mich zu fällen.
Niobe (zu ihrem Sohn auf die Seite laufend).
Nein, Du sollst mir ihn nicht rauben, 315
Apollo!
(Apollo auf einer schwarzen Wolke hinter ihr, er spannt den Bogen, Niobe läuft ihm entgegen, er schießt, sie fällt ihm in den Bogen.)
Siph. Wehe! Bin getroffen!
Mutter! Schwester!
(Er stirbt.)
Apollo. Warum hältst Du meinen Bogen?
Entweiche, Weib! Vergebens 320
Biegst Du ihn.
N. O für die Söhne,
Die Du jetzt geraubt,
Ha gib mir für die Töchter
Einen einzigen Pfeil 325
Aus diesem verdammten Köcher,
Daß ich ihn tief schleudre
In Deiner Schlangenmutter Herz!
O Verderben über sie!
Verderben über sie, die Euch gebar, 330
Kinderwürger! Euch, des Himmels,
Euch, der Erde Schande!
Zück' auf mich, die Euch verachtet,
Auf mich, mich, Mörder, wenn Du darfst!
Apollo. Schreist Du, Göttin, da ich Dir, 335
Da Diana, meine Schwester,
Opfer Dir bereiten?
(Er faßt sie beim Haar.)
Hinter Dir ein neues,
Dir geweiht dort!
(Er dreht ihr das Haupt in die Scene.)
Blick' auf! Diana winket Dir. 340
Dianens Stimme. Niobe, Göttin, komm',
Ergötze Dich an unserm Opfer,
Wir weihen Dir heut noch
Viele! Wir weihn!

345 N. Meine Kinder! Meine Philaide!
Meine Kinder!
(Sie läuft vorn die Stufen hinauf, Apollo verschwindet hinten.)
Laide. Mutter! Mutter!
Nimm mich mit, liebe Mutter!
Bin verlassen
350 Von Dir, aller Welt verlassen!
Nimm mich mit, Mutter!
(Ueber Siphyllus Leiche. Die Musik lind und schwermüthig.)
Ach Du bist dahin,
Theurer Bruder!
Deine Schwester
355 Darf nicht lange weilen, Dir zu folgen!
Ach die schwere Stunde
Nahet bald.
Bittre Todesqual
Hast schon überwunden!
360 Dürft ich Euch noch küssen,
Brüder, eh' Ihr sterbet!
Dürftet Ihr mich küssen,
Schwestern, eh' ich sterbe!
(Sie küßt ihren Bruder auf den Mund.)
Frühlingsblumen sinken!
365 Theurer Bruder,
Deine Schwester
Darf nicht lange weilen, Dir zu folgen!
Ihre schwere Stunde
Nahet schon!
370 Bittre Todesqual
Wird mich bald umringen!
(Sie läuft wie rückwärts gescheucht in den Tempel.)

Dritter Aufzug.

Die Gebäude stürzen hinten nach und nach ein, es wird trübe und dunkel, die Musik schauernd erhaben.

Alphenor, Damasichton, Nerine, Delira (stürzen zum Tempel heraus).

Nerine. Wohin, wohinaus jetzt!
Apollo steht uns überall entgegen,
Treibt rückwärts in den Tempel!
Will gerne bleiben bei den Lebendigen,
5 Bei den Menschen, verlange der Gottheit nicht!
Del. Wehe, zu spät!
Seht dort die Mutter!
Aus dem Weg Ihr!
Wüthig schweift sie hin und her, fordernd
10 Zum Kampfe die Götter!
Niobe (wild hervor). Reißt nieder, nieder den Tempel des Mars!
Bringt mir
Vulkans undurchdringliche
Waffen herbei!
15 Will sie herabzielen aus ihren Wolken!
Wo mein Volk, wo mein König!
Zur Hilfe! Feuer!
Feuer und Schwefel! Will sie
Vertilgen dort, vertilgen
20 Ihren Tempel! Flammenströme
Aus des Cocytus Schlund!
Meine Kinder! O meine Kinder!
Apollo! Diana!
Niederträchtige Latona!
25 Hinter Wolken verstecket,
Höhnt sie herab auf
Niobens Schmerzenwuth.
Euch finden will ich noch,
Euch fassen!
(Lauft der Stadt zu.)
Del. Ihr nach! Ach mir schlagen 30
Die Knie zusammen!
Ner. Vergebens der Mutter Hilfe,
Vergebens unser Gebet!
Taub die Götter, Alle wir
Geliefert der Schlachtbank, 35
Ohne Rettung, ohn' Erbarmen!
Alph. Wo hinaus? Dort hinaus,
Seitwärts ab, kommen wir einmal
Von diesem verfluchten Tempel.
Wehe! Nacht umgibt schon meine Blicke! 40
Wohin treibt mich's? Verflucht!
Angst umgibt mich von Neuem.
Del. Wir müssen zurück!
Getrieben, getrieben
In den Tempel zurück, 45
Wo unser wartet
Schmerzlicher Todesschlag.
(Laufen alle ab in den Tempel hinten.)
Achor. Waffen her, Apollo! Ich will Dir
Stehen! Behaupten will ich meine,
Meiner Mutter Gottheit! 50
Deine schwarzen Pfeile schrecken mich nicht.
Flieht nicht, Geschwister!
Heraus zu mir, zu Eurer Mutter!
Bald soll's enden!
Waffen her dem Achor, will treffen 55
Götterblut, Dich schlagen, Dich schlagen!
Theil' mit mir aus Deinem Köcher, Du!
Waffen her dem Achor!
Waffen, unsterblich, wie die Euern!
(Läuft hinten in den Tempel ab.)

Pilon, Aegyllus.

Pil. Siehst Du den tapfern Achor fliehn? 60
Bruder, er hofft vergebens!
Ach! Ach!
Warum litten wir
Die frevelvolle That, o Bruder!
Vergebens jetzt Dein und mein Bestreben! 65
Flammen treffen, wo wir helfen wollen,
Die Götter
Schießen nieder auf unsern Armen
Ihre Beute; beschlossen ist es,
An Latonens Tempel 70
Sollen Alle fallen,
Die Niobe gebar!
Aeg. O Trauertag! Einen gleichen
Sah noch nie die Erde!
Du herrlich groß Geschlecht, 75
Du Hain von jungem Lorbeer,
Du Ring voll Pracht und Schönheit!
Gefällt, zerrissen bist Du, ach!
Das Herz weint in meinem Busen,
Daß ich nicht helfen soll und kann. 80
O Trauer, Trauertag!
Ach Bruder, laß uns gehen, suchen
Unsern Meros!
Pil. Schluchzend um die holde Delira,
Die mit banger Lieb' er immer ruft, 85
Hört' ich dort ihn durch die Halle.
Laßt uns eilen, ihn zu retten!
Traurig und gepreßt ist meine Seele;
Aber ach sein Herz, zu zärtlich,
Unterliegt dem bangen Schmerz! 90

Aeg. Komm', Bruder!
Trauter Bruder, komm'!
(Beide ab.)

Niobe (ein Schwert und Schild in der Hand). Feige verzweifeln, lassen
Geduldig sich schlagen.
95 Ha, wo bist nun?
Stell' Dich mir entgegen, Du, Du!
Mit Kindern streit' ich nicht!
Mutter Latona, komm',
Aug' an Aug', Schwert an Schwert jetzt!
100 Komm', ich fordre Dich heraus!
Wer überwindet, trage
Siegreich des Andern Haupt,
Deines setz' ich auf mein Schild,
Olympus Stärke!
105 Siegst Du: nicht flehen
Werd' ich unter Deinem Stahl.
Schlag' ab dieß Haupt, trag's
Durch die Lüfte
Auf Deinem Schwert!
(Donner schlägt ihr das Schwert und Schild nieder.)
110 Feige streiten also!
Du fühlst, ich bin Dir überlegen!
Verfolgen will ich Dich auch waffenlos,
Verfolgen mit meinem Blick, meiner Hand!
Mußt Dich stellen, Niederträchtige,
115 Des Schimpfs unwürdig,
Der meiner Zung' entströmt!
Feuer unter meinem Pfad!
Ich will Dich fassen, an meinen Kindern!
Dich tief zum Orcus schleudern!
120 Im Kampfe steh' her!
Heraus drinnen, meine Kinder!
Heraus! Geflohn die Feigen!
Bringt mit
Die Leichen Eurer Geschwister!
125 Heraus! Ich habe sie verscheucht!
Die Kinder inwendig. O Mutter! Mutter!
Wir können nicht! Diana!
Diana tritt vor, Apollo
Hält uns, wir müssen Alle
Alle bleiben!
130 Niobe. Zerbrechen soll mein Arm die Fesseln,
Bald Euch befrein!
(Sie stürzt hinein.)

Meros (ängstlich umherlaufend). Wo find' ich Dich?
Wo soll ich Dich finden, Delira, Delira!
135 Wo in diesem grausen Ruin?
Delira! Bist Du mir entzogen durch die Wolken?
Oder verbirgt Dich die Erde,
Mitleidsvoller, als diese Götter,
Die uns verfolgen!
140 Delira! Wärst Du doch ferne!
Wärst Du nur sicher, wo's auch wär'!
Dich reißen wollt' ich
Auf meiner Schulter aus des Meeres
Geiferndem Schlund!
145 Hingst an Klippen Du
Ueber dem Pfad giftiger, wilder Ungeheuer,
Retten sollte Dich mein Arm!
Aber ach Du bist hier,
Hier, wo kein Erbarmen wohnt,
150 Wo Dich grausame Götter tödten!
O meines Stammes Vater,
Barmherzige Götter! Barmherzige!
Zeigt mir sie, bringt sie nahe
Diesem Busen, zeigt mir
Den Pfad zu ihr, laßt mich sie finden! 155
Erbarmet, erbarmet Euch
Des unschuldigen, treuen Geschöpfes,
Das niemals Euch erzürnet!
O Liebe war, seit sie der Sonnen süßen Strahl
Zum erstenmal empfing, 160
Ihr ew'ges Gefühl.
Höret auf mein Flehen! (Er kniet) laßt ab
Von weitrer Rache; raubt mir
Das Leben nicht mit!
Grausame, ich verzweifle! 165
Mir entfällt Sinn und Muth!
Ach eh' Ihr mir sie ganz entreißt,
Laßt mich noch einmal,
Noch einmal sie in diese Arme drücken,
An diese Brust, die, ihrer zu gewohnt, 170
So sehnlich verlangend klopft.
Hört mich Niemand? Vater!
Vater! Ist Dein Ohr verschlossen?
O Delira, sollst Du sterben?
O Delira! Meine Treue! 175
(Er liegt an der Säule zur Erde, stöhnt, in den tiefsten Schmerz versunken.)
(Nerine und Achor die Treppe herab.)

Ner. Zurück, Achor, nicht weiter!
Unsre Mutter rettet sich hierher.
Sieh, wie sie durch die Flammen schreitet,
Gejagt von Dianen,
Dort stürzt nach die sanfte Pelia! 180
Bruder, zurück,
Um aller Götter willen
Wage Dich nicht weiter!
Achor. Umsonst! Umsonst!
Wer reicht mir unsterbliche Waffen? 185
Hast zerschlagen meine Schneide, Apollo!
Weh dem, der mit Luft und Flammen ficht!
Lieber das Schwert in die Scheid' und wehrlos
Still stehen als ein Mann,
Denn eignen Unvermögens Spott! 190
Hörst Du, Nerine?
(Man hört ein Geschrei.)
Ner. Ach schrecklich!
Bruder, ist denn keine
Hoffnung für uns Kinder?
Achor. Meinst Du? Wir wollen's doch noch wagen! 195
In welcher meiner Adern
Zuckt denn gottentsprungnes
Blut vom Stamme Jupiters!
Hervor, hervor!
Sind wir etwa Menschen? 200
Hat uns getäuscht die Mutter?
Ich will's wagen jetzt!
Ha! Liegst Du,
Siphyllus! Stolzer königlicher Reiter!
Keinen schönern Jüngling sah die Erde, 205
Wenn er den rothen Hengst bestieg!
Vorbei, vorbei!
Mich auch wird fassen der blasse Tod.
Doch wehren will ich mich
Und rächen, wie ein Mann. 210
(Er kniet an Sipbyllus Leiche.)
Ner. Was machst Du, Bruder, verzweifelnd?
Achor. Den Pfeil will ich reißen aus seinem Busen,
Das unsterbliche Geschoß,
Ihn bringen meiner Mutter.

215 Schlagen können wir damit Apollo!
Geh' hinein,
Vom Leichnam Deiner Schwester
Zeuch ab den Pfeil, bring' ihn mir.
Ner. Ihr Götter, das kann ich nicht!
220 Bruder, mich schaudert's,
Das zu thun.
Achor. Stirb, Feige,
Getroffen von Dianens Pfeilen!
Du, Niobens Tochter nicht,
225 Nicht meine Schwester!
Laß mich den Pfeil Dir abziehn,
Geliebtester aller meiner Brüder!
Komm, gib mir Deinen Busen!
Unbrüderlich zerreiss' ich
230 Dein Herz; doch brüderlich,
Wenn, von Mutterhand geschleudert,
Die Gurgel unsers Feindes
Er zerreißt; juh! himmlisch Blut
Dein Blut von diesen Federn spült!
235 Hör' ich nicht der Mutter Stimme drinnen?
Ner. Da kommt über uns Diana!
Aus meiner Schwester Busen
Will ich auch einen Pfeil Dir reißen!
Die Angst wird in mir Wuth!
240 Dianens Stimme. Ja! Pfeile send' ich Euch hier!
Thörichte! Bringt Eurer Mutter die!
(Nerine sinkt geschossen in die Kniee, Achor springt getroffen auf.)
Ner. Bruder, ich bin getroffen!
(Sie sinkt nieder.)
Achor. Ergreif' mich schnell, barmherziger Tod!
Drück' los das Leben,
245 Daß im Schmerzenskampf keine Thräne
Meinem Aug' entfalle!
Apollo, darf im Sterben
Dir noch ins Antlitz sehn!
(Er sinkt an die Erde.)
Del. (oben an der Thüre). Zu Hilfe! Unsre Mutter
250 Liegt an der Erde,
In Wolken verhüllet,
Latona über ihr!
Sie kämpfen, streiten.
Achor. Schwester,
255 Hier wohnt der Tod!
Seine grause Gestalt,
Diese blutigen Pfeile!
Achor sein Name!
Flieh, wenn Du fliehen kannst,
260 Fleh nicht um Gnade! Wehe!
O ich fühle – Himmel! diese Schmerzen
Sollen mich nicht übermannen!
(Wirft den Pfeil ihr zu.)
Bring' den meiner Mutter.
Ner. O Schwester, bitte Latona,
265 Bitte Latona um Gnade!
Del. Ach, bin ja schon
Dem Tode geweiht!
Ach hört Ihr, hört Ihr unsre Mutter?
Niobens Stimme. Nimmer will ich Dich bitten!
270 Verflucht sei tausendfach
Meiner Kinder Blut!
Du sollst nicht siegen über mich!
Sterbt, Kinder, sterbet alle!
Keines fleh' um Mitleid!

Del. Ach Meros, Meros! 275
Nur noch Einen Blick
Aus Deinen Augen!
Das letzte Lebewohl!
Meros, wo find' ich Dich!
(Zurück in den Tempel.)
Ner. Ich sage Euch nicht Lebewohl! 280
Bald werden wir alle
Uns wieder finden, Schwester.
(Stirbt.)
Terpsichore (Neptuns Tochter). Achor! Achor!
Bist Du gerettet?
O so haben Deines frommen Mädchens 285
Gelübde Dich gerettet,
So bist Du zweimal mein,
Theuer erkauft durch Liebe, durch Gebet!
Nerine! Rinnend noch
Der warme Strom von ihrem Busen! 290
Ihr Götter, was schlägt hier an der Erde?
Achor! Achor!
O was hofft' ich, was hofft' ich!
Achor. Deine Hand im Tode,
Terpsichore! 295
Terp. Du schon dem Tod geweiht?
Ach brecht doch zusammen,
Gewölbe dieses Tempels, über mir!
Verschüttet uns vereint
In den tiefsten Grund, ergreifet, 300
Ihr Flammen, uns!
O Du mein einziger Geliebter,
Meines Lebens Hoffnung,
Ist Alles denn verloren?
Konnt' ich Dich nicht erhalten? 305
Achor. Umsonst! Die Welt dreht sich,
Verloren wir Alle!
Jetzt seh' ich's, fühl's
Im Sterben!
Gezückt haben's die Götter 310
Auf Niobens Stamm.
O leb' wohl!
Terp. Bleibe, bleibe!
O tausend tausend tausendmal
Leb' wohl! 315
Achor. Umfasse mich im Tode so,
Ermattend mein Aug' hingekehrt
Auf Dein süßes Aug'! Holde Braut,
Laß mit Deinem Kuß
Auf meinen Lippen 320
Mich hinüber schweben
In Elysium!
(Sie liegt fest auf seinem Mund, er sinkt todt zurück.)
Terp. Zieh' nach meine Seele voll Liebe,
Nach Dir hin in Elysium!
(Sie sinkt ohnmächtig über die Leiche.)
Meros (erwachend) Wie schwarz und still! 325
Bin ich endlich einmal angekommen
Ueber des Todes Flüsse?
Wohn' ich im Lande des Friedens
Endlich einmal? Sichre Ruhe,
Fern von Sturm! Wie wehen 330
Erquickende Winde
Von Elysiums Thal herüber!
Bald wirst Du zu mir kommen,
Delira, von Dianens Pfeilen
Mir nachgesandt! Deiner warten 330
Will ich hier auf diesen Blumenauen;
Dir entgegen grüßen
Unter diesen seligen Bäumen.

Lächeln wirst Du, daß ich zuvor Dir kam!
340 Ach, war dieß das süße Lispeln,
Der Liebe gewaltiger Klang, der meine Seele
In trunkner Wonne füllte
Und mir so zauberisch rief?
So lieblich tröstet ihre Stimme,
345 Wie Sternenschein aus trüber Nacht,
Wie Nachtigallenseufzer
Aus jungen Rosenlauben,
Die nun der Frühling flicht.
Es zittern alle Winde, vor Freude Thal und Aue,
350 Die holde Liebe schweigt:
So schweig' auch ich an Deinem Herzen.
O komm', o komm'! Schon ausgespannt
Nach Dir sind meine Flügel,
Dich, Liebste, schützend: weile nicht!
355 O komm', o komm'! Gewendet
Meine Blicke nach Dir,
Gewartet Deiner sehnlich lange,
Geliebter Schatten, wohne
In meinen Armen ewig nun,
360 Empfange Deinen Meros; Wonne
Der ew'gen Liebe ströme
Aus Deinen sel'gen Lippen
Herab auf meine Lippen.

(Er spannt die Arme aus, Delira läuft hinein.)

O Götter, Götter,
365 Gegeben bist Du mir!
Es schlingt mein Arm sich wieder
Um Deinen Leib, ich fühle
Nah Deines Herzens sanften Schlag.
Weine, schluchze doch nicht länger,
370 Ewig, ewig bist Du mein!

Del. Meros!

M. Deine nassen Wangen .... o Geliebte,
Bring' keine Thräne herüber in Elysium.
Droben laß sie, der Erde Erbtheil.
375 Weine, schluchze doch nicht länger,
Du bist ewig, ewig mein!

Del. Meros!

M. Taube!

Del. Höre mich,
380 Ehe der Tod mich faßt,
Mich aus Deinen Armen reißt.

M. Was sagst Du?
Wären wir denn nicht
Hüben in Elysium?

385 Del. O blicke nieder!
Blick' zu Deiner Seite hier,
Und hier!

M. Wer erweckt mich schaudernd
Aus dem Traum der Ruhe!
390 Delira, leben wir noch,
Traute, zur Qual? Leben wir noch?

Del. Meros, meines Herzens
Süßester Name!
Dich zu segnen, komm' ich jetzt.

395 M. Mich? O warum?

Del. Sterben muß ich; banges Todesloos
Hat mich schon getroffen.

M. Ach nein, nein, bleibe!
Du darfst mich nicht verlassen.
400 Willst Du? Die Götter selbst
Wollen's ja nicht; wir haben
Sie's versprochen.

Del. O, keine Rettung!
Hoffe nicht, leb' wohl!
405 Mir winket Diana.
Diese Thränen, Liebster,
Sinken unsrer Trennung wegen nicht:
Dich werd' ich ganz gewiß
Bald wieder sehen in Elysium.
Aber ach, die mich gebar, Niobe, 41
Wo soll ich Thränen finden,
All' auszuweinen meinen Jammer,
Ach, Geliebter, sie erwartet bald
Ein fürchterliches Schicksal —

M. Welches? Sage mir, wenn in die Zukunft 41
Du tiefer siehest.

Del. Nicht Menschentod
Ist ihr vergönnt.

M. Wird sie Göttin werden,
Wonach ihr stolzes Herz gestrebt? 42

Del. Hier, wo ich steh',
Wird sie in einen Fels
Verwandelt!

M. O! Beben schüttelt mich
Herab vom Scheitel bis in die Ferse! 42

Del. Zum zweitenmal
Winkt mir Diana,
Schon hör' ich schwirren über mir
Den schwarzen Bogen,
Seh' aufgelegt den Pfeil, 43
Der mir gilt. Lebe glücklich,
Geliebter!

M. Nein, nein!
Dich laß ich nicht! Wehe!
Sie soll es einmal wagen, 43
Soll kommen, Dich mir zu rauben!

(Er umfaßt und hebt sie auf, sie fortzutragen. Sie wird auf seinen Armen geschossen, senkt ihr Haupt auf seine Brust und stirbt. Er steht wie erstarrt.)

M. Verflucht Ihr Alle droben!
Wer Eurer nicht mehr bedarf,
Achtet Eurer nicht viel! 44
Komm, Niobe, komm,
Sieh was Dein Stolz vermocht!
Verheule drinnen nicht Alles,
Behalt' noch Seufzer für diesen Anblick!
Meere von Thränen reichen nicht, 44
All' auszuweinen Deinen Jammer!
Komm', komme! Schau, wie Deine Brust
Dem Orkus Beut' erzogen, wie Dein Schoß
Bereitet ihm ein reiches Mahl.
Bald, bald All' aufgezehrt sie! 45
Wenn nun Dein schrecklich Schicksal
Dich auch ergreift!

(Er legt seinen Mund an Deliras Stirne, sie liegt in seinen Armen.)

Dein Grabmal will ich sein, o Delira!
Verwesen sollst Du so in meinen Armen,
Wenn Schmerz mich hingerafft. 45
Dich tragend so, Dein Haupt auf meinem Busen,
Will ich übersteigen die schwarzen Flüsse,
Und in Elysium zum schönsten Leben
Mit meinem Kuß Dich endlich wecken.
In Dir allein hab' ich gelebt. 46
Nun bist Du hin!

(Er hebt sie wieder empor.)

Komm, schöne Last, will Dich so lange tragen
Und tragen, bis ich nicht mehr kann!
In jeden Fußtritt falle
Ein Tropfen reines Blut aus Deiner Wunde. 46
Aus meinem Auge sinke, treue Zähre,
Und Blumen und Cypressen sprossen über mir,
Bedecken lind den abgehärmten Rest
Der Todten. Während dann
Verwesung hier an unsern Leichen naget, 47

Ergehn sich unsre liebgebundnen Seelen, badend
In Wonneströmen dort!
Hinweg, wer mir begegnet!
Bin Atlas, der eine Welt voll Jammer trägt!
475 Aegyll. (das Haupt in seinen Mantel verhüllet).
Ach keine Welt kann sagen, keine Zunge,
Nicht Worte fassen's, was mich drückt.
Auch Du trägst Theil am königlichen Stamme,
Im Sturm der Mitternacht entweht!
480 Es trauren alle Blüthen, alle Aeste hangen
Zerknickt!
M. Du bist Aegyll! O sage mir,
Wo find' ich Niobe?
Aeg. O Bruder Meros, Deine Stimme!
(Er schlägt den Mantel weg.)
485 Was seh' ich? Götter!
Ist Pluto heimgefallen die ganze Welt?
Tod auf der Erde, Tod über die Lebendigen!
Ha auch Du hingeknickt,
Sanfte Rose, Delira!
490 M. Betrachte sie wohl! Weg, Bruder,
Die Nacht kommt dort, kommt dicht und graus
herüber,
Ich muß sie retten! Hier,
In meinen Armen, schlug sie die Göttin.
495 Blick' an! Medusa erstarrt,
Und ihrem Schlangenhaar entgeht
Die Kraft beim Anblick!
Hervorstarrend der verfluchte Pfeil da,
Wie Plutos verderbende Gabel
500 Aus meines Mädchens Brust!
Hol' Niobe herbei, auf! zeig' ihr
Diesen Olymp!
(Er weis't auf die Todten.)
Auch ich will kommen,
Ihr diese Wunde zeigen,
505 Und fragen, wo die Gottheit wohnt!
(Ab mit der Leiche.)
Aeg. Geh hin! Auch Du bist mir verloren,
Theurer Meros; vollende
Deiner Schmerzen trüben Lauf!
Ach wohl ist's Einem nun zu sterben an der Erde,
510 Wer das kann!
Dich halten wollt' ich nicht;
Was ist denn Köstliches an dieser schalen Welt!
Clymene, Schwester! Willst Du mit mir ziehn
Aus dieser finstern Todesgruft,
515 Wo keine Rettung, keine Hoffnung wohnet,
Oder bleibst Du lieber drinnen,
Wo immer neu Dein Schmerz sich nährt?
Gib Antwort, ich kenne
Nicht Deine Stimme, alle Wände
520 Hallen laut von Jammer und von Seufzern.
Clym. Ich will mit Dir gehen, Bruder.
Meine Thränen fallen zu der Götter Füßen,
Mögen die sie zählen.
Bruder, führe, führe mich
525 Nur bald von hinnen.
Aeg. Komm', ich führe Dich hinaus
Unter den freien Himmel.
Hörst Du Niobens wildes Geschrei drinnen?
Bald werden sie Alle dahin sein!
530 Wie öde, wie trüb' hier herum!
O Niobe dort, sieh, wie sie schlägt, haarraufend!
Ueberall brechen Flammen ihr entgegen.
Sieh', sieh', Schwester, dort, dort!
Ha jetzt eilt sie hieher, verzweifelnd, suchend
535 Den Tod, der sie flieht,
Ueppig indessen am Blut ihrer Kinder schwelgt.
Schrecken dringt durch alle Gebeine mir
Bei ihrem Anblick!
C. O Götter, wie sie ras't!
Laß uns weiter, Bruder! 540
Aeg. Die Luft bricht unter ihren schweren
Seufzern.
Wo ist auch eine Mutter,
Die gelitten, wie sie?
Ihr Stöhnen, es spaltet die Seele;
Zu schwach ist die Menschheit, 545
Mitzuempfinden ihren Schmerz!
Denn göttlich groß ist er; o meine Augen rinnen
In Wehmuth ganz dahin.
C. Laß uns, Bruder, eh' sie
Näher kommt. . . . 550
Aeg. Wenn sie diese Erndte sieht!
O nur noch Einen Augenblick:
Laß drei helle Zähren
Niedergießen mich auf diese Leiche,
Die ich über'm allgemeinen 555
Jammer fast vergaß.
(An Nerinens Leichnam.)
Hier, Du Blume, an des Todes
Urne hingewelket!
Schöne, herzgeliebte Braut,
Du, Thebens Stolz, aller Mütter Neid! 560
Ruhe wohl im Tode, nimm hin, diesen Kranz,
Welchen heute Du so fröhlich brachest,
Ach so fröhlich zogst um diese meine Stirne!
Braut des Orkus und die meine,
Tritt hinunter durch die dunkle Pforte, 565
Und erweiche Proserpinen
Mit der tiefen Klage Deiner Schmerzen!
(Er reißt den Kranz vom Haupt und legt ihn auf den Leichnam.)
Einsam will ich um Dich weinen,
Stille klagen meinen Schmerz.
Komm' jetzt, liebe Schwester! 570
C. Ohne Segen zieh' ich von Dir aus,
Höhle der Schmerzen,
Höhle des Todes,
Wo die Freude meines
Lebens fiel! 575
(Beide ab.)
Niobe (hereinstürzend, einen Schleier in der Hand).
Verfolgst Du mich denn immer und ewig?
Wo hinaus? Wo? Dorthin?
Oder dort hinaus? Daß ich
Noch einmal mich rette, 580
Dir entflieh' aus den Schranken!
O weh, weh! Ha schlagt Alle nieder!
Ich habe noch Kinder!
Ich will sie noch zählen vor Euch!
Vier, es leben noch vier und zehn, 585
Ja zehen liegen im Grunde!
O diese nichtswürdigen Tropfen!
Was sollen Thränen hier?
Könnten Flüss' entspringen, Meere strömen
Aus diesen Augen. . . . O, o! 590
(Geschrei.)
Da kommen meine Schafe
Gebölft von höllischen Wölfen!
(Indem die übrigen Kinder Niobens hereinstürzen, fallen sogleich die zwei ältesten von Pfeilen getroffen nieder. die zwei jüngsten Ilioneus und Laide laufen auf ihre Mutter zu. Niobe dreht sich in stummen Schmerzen hin und her, faßt dann ihren jüngsten Sohn unter den Armen und setzt ihn Apollos Bildsäule zu Füßen.)
N. Nimm hin! Dir schenk' ich ihn, Apollo,
Der Letzte! Schenk' ihm das Leben!

595 Erbarm' Dich, wenn Du willst
Um seiner Unschuld, nicht um meinetwillen!
(Ein Pfeil schlägt den Knaben todt, er bleibt auf dem Fußgestelle liegen.)
Herrlich, Andrer Kinder zu würgen!
Apollo! Diana! Verfluchte! Sie waren
Euch nicht durch Thränen und Schmerzen theuer!
600 Verfluchte, nehmt auch diese Letzte!
Seht, ich kann auch
Göttlich morden, wie Ihr!
(Sie schlägt nach ihrer jüngsten Tochter, die sinkt und verbirgt sich hinter dem Altar.)
Hab' keine Kinder mehr!
Jetzt trotz' ich Eurer Wuth!
605 Könnt' ich Steine beseelen, wie Pyrrha,
Eine Welt sollt' Euch noch entgegen trotzen.
Aber jetzt hab' ich keine Kinder mehr
Und trage doch noch die Krone!
(Sie setzt sich unter die Leichname nieder.)
Dianens Stimme. Hast keine Kinder mehr!
610 Trägst Du noch die Krone:
Ha, so kennst Du nun auch
Mich und meine Pfeile!
N. Niederträchtige!
Ja ich kenne Dich, kenne Deine Pfeile.
615 Meines Lebens Freude
Haben sie geraubt.
Komm, stell' Dich einmal, laß mich
Noch einmal Dich sehn, Dich treffen
Meinen Blick, einmal, noch einmal
620 Dich fassen meine Hand!
(Sie springt auf.)
Dianens Stimme. Hinter Dich blick', Schwache, höre
Von unsterblichen Lippen Dein Loos!
Mehre sich Jammer, bis Dein
Stolzer Nacken bricht. Verzweifelnd
625 Lerne Götter ehren!
(Die drei Söhne Neptuns, im Hintergrund, tragen die Leichname ihrer Bräute. Sie sitzen in den Ruinen der Stadt; man hört sie schwach rufen.)
Neptuns Söhne. Gib uns unsre Bräute wieder!
Dianens Stimme. Siehst Du Deine Herrlichkeit?
Beugst Du bald den stolzen Nacken?
N. Verflucht sei mir!
630 Nimmer, nimmer will ich
Vor Dir mich beugen!
(Terpsichore erwacht auf Achors Leichnam.)
T. Seh' ich Dich, Riesin, über mir?
Verfluchte! Dein Stolz Alles geraubt!
Theben, all' Deine unschuldigen Kinder
635 Gestürzt! Auch ihn, meinen Achor!
Meiner Seele Liebling!
Alle Tage froher Zukunft,
Alle selige Liebesblüthe
Weggehaucht durch Dich!
640 Du, des Todes kalter Odem,
Grab von Dein- und meinem Hause,
Häufe jede Stunde neuen
Jammer auf Dein Haupt!
Häufe Elend auf Dein Herz! Häufe!
(Sie sinkt wieder ohnmächtig auf den Leichnam nieder.)
645 N. Nimmer, nimmer ehr' ich Dich! Diana!
Segnung diese Flüche mir,
Herab all' auf mein Haupt!
Niobe vermag zu tragen,
Vermag des Anblicks dieser
650 Todeserndte. Herrlich
Sind gestorben Alle, herrlich
Ziehen sie hinab in's Schattenreich,
Verkündigend drunten
Niobens Ruhm. Niobe drunten
655 Wird steigen mit ihren Kindern.
Du, verzweifle jetzt, daß Du
Mich nicht beugen kannst! Diana, verzweifle!
Ich habe keine Kinder mehr.
D. Ha fühlen sollst Du
660 Meine Rache
Siebenfach!
Laide (hinterm Altar). O Mutter!
Bin ich denn nicht Dein Kind?
N. Nicht Mutter, wer Du bist,
665 Stimme! Nicht Mutter; kann nicht mehr
Den Namen ertragen.
Zerreißest mir die Seele! Nicht Mutter;
Will nicht mehr Mutter sein!
L. Aber doch bin ich
670 Deine Laide, Mutter!
N. Laide, Deine Stimme, Deine Stimme!
Wo bist Du? Komm'.
(Sie kommt zu ihr.)
L. Du hast mich von Dir gestoßen;
Ach! Liebst Du Deine
675 Laide nicht mehr?
N. Ah stirb, stirb! Ich liebe Dich,
Laide!
Kannst Du noch gehn?
Wo ist Deine Wunde?
680 L. Ich lebe ja noch, Mutter! Drücke
Deine süßen Wangen noch!
N. (fühlt an ihr). Bist Du nicht geschossen?
Kein Pfeil in Deinem Herzen?
Keine Wunde? Bin blind von Thränen.
685 L. Nein Mutter, ich bin noch
Bei Dir, ganz lebendig.
N. Ha schon wähnt' ich mich frei,
Wie ein Adler in den Wolken:
Nun bin ich hingeschmettert
690 An Deine Kette, Jupiter! Jupiter!
L. Warum seufzest so schwer, Mutter?
N. O Diana! Diana!
Jetzt erkenn' ich Deine Tücke. Götter!
Ach Ihr Götter! Jetzt kann ich nicht mehr!
695 Weiter kann ich nicht.
Jetzt meine Kraft dahin!
O Du meine einzig Letzte,
Auf der alle Mutterliebe haftet:
Erweiche nicht so sehr mein Herz!
700 Ach Du bist zum tiefsten Jammer
Mir nur aufgespart.
L. Werd' ich denn wie meine
Schwestern auch erschossen, Mutter,
Weil Du über mir weinest?
705 N. Ach Diana, schieße doch gleich
Mit Deinem Pfeil sie darnieder,
Ehe sie weiter spricht.
L. O geliebte Mutter,
Willst Du, daß ich sterben soll?
710 N. Ach!
L. O Du blickst mich wieder an;
Mutter, liebe Mutter,
Laß mich leben.
N. (sie küssend). Lebe, leb' hinaus
715 In alle Ewigkeit,

Bis die Götter
Auf ihren Stühlen altern!
O stünd' es in meiner Macht!
Verwachs' an mein Herz, sei eins mit mir!
720 L. O so wirst Du mich auch retten!
Sieh' Diana dort:
Fürchterlich mit ihrem Bogen
Winkt sie. O verbirg —
Sie spannet auf mich, Mutter!
725 O! verbirg, verbirg!
N. Wo soll ich, wo?
Kriech' in die Erde, mein Kind!
O! o! fall' herunter, Nacht, begrabe
Auf ewig diese Welt!
730 L. Hörst Du, Mutter,
Den schrecklich schrecklichen Klang?
Mutter, bitte für mich!
Bitt' um mein junges Leben!
N. Wie soll ich denn bitten?
735 Diana, laß ab, laß ab!
Hast Dich genug gerächet.
Laß mir die Einzige,
Ich bitte Dich! Daß mir noch
Ueberbleibt zu drücken an meinen
740 Mütterlichen Busen, daß ich noch
Sagen kann: so waren
Meine Kinder!
Dianens Stimme. Wolltest Du das, Stolze?
L. Wehe! Mutter!
(Niobe springt um Laide, sie in ihren Mantel verbergend.)
745 L. Sie lächelt, daß ich
Die Letzte bin!
N. Hast gesiegt, Latona!
Diana, hier knie' ich im Staube
Vor Euch Göttern,
750 Halte mein Kind in diesen
Flehenden Armen!
(Sie zieht Laiden an Dianens Fußgestell.)
Umfasse dieß Gestell mit Deinen
Unschuldigen Händen, Laide!
Fleh' auf!
755 Mit Deinen unschuldigen Blicken
Zwinge die Götter zum Erbarmen.
Ach! Ich kann nicht mehr! Kann nicht mehr!
(Laide fällt niedergeschlagen vom Pfeil zu ihrer Mutter Füßen.)
Dianens Stimme. Zu spät Deine Reue!
Ha, an meiner Säule
760 Sollt' ich nicht rächen den Frevel?
Verzweifelnd lerne Götter ehren!
(Niobe steht auf, hebt ihre Krone aus dem Staub, besieht sie, wie sie vom Blut ihrer Kinder roth, und setzt sie wieder auf ihr Haupt.)
N. Nein! Ich bin nicht vor Dir erlegen.
Diesen Kniefall stahlst Du mit Betrug.
Steinernes Herz, das kein Lallen
Sanfter Unschuld bewegt! 657
Barbarische Jungfrau, die nie
Mütterlichen Liebesschlag gefühlt:
Werd' einst Mutter, Alles zu leiden,
Mutter, wie ich!
Stürz' ein, Tempel, 770
Wo Menschen und Götter sich vergessen!
Künftigen Jahren zeige
Nicht mehr die Spur!
(Der Tempel fällt im Blitzschlag zusammen.)
Ha, Jupiter erkennt mich wieder!
Im Dulden will ich noch überwinden! 775
Königin der Mütter einst —
Nun der Schmerzen Königin!
Ha, mich zückt aufwärts der Vater!
Zu groß der Vernichtung,
Trotz' ich der Zeit. 780
Jahrtausende
Werden die weinende
Niobe sehn!
Wo bin ich? Wie?
Trägt mich die Erde? 785
Ich war's, ich war's!
Königin der Mütter einst —
Nun Schmerzenkönigin!
Schon wälzt sich über mir der neue Himmel.
Wie wohl! Wie wohl! 790
Die Adern erstarren, erstarren in mir.
Es fliehen von hinnen die Felsengeschwister,
Olympus weinet und zürnet auf sie.
Sie scheuen zu schauen
Die Mutter im Kampfe; 795
Des Mutterherzens gebundene Qual!
Ha, weint nicht, Ihr Kinder!
Gesiegt! Gesiegt! Ich habe gesiegt!
Sie fliehn, sie fliehn, die Felsengeschwister,
Olympus weinet und zürnet auf sie. 800
Zu weit sie trieben
Der Rache Wonne.
Die Götter schaudern!
Niobens stummes Beben
Erschrecket sie. 805
Sie binden ihr Leben,
Sie halten mein Herz, ach!
(Es blitzt immer auf Niobens Schulter herunter.)
Wohl, ach wohl!
Die Adern erfrieren; kalt!
Kalt mein Busen! 810
Ruhig mein Herz.
Wie süß, süß
Die Lüfte weichen,
Mein Ohr sich schließt,
Das Aug' erlischt, 815
Die Zung' gebricht.
(Sie steht mit ausgestreckten Armen eine Weile still, die Musik nimmt einen prächtigen Schwung, der Schleier fällt ihr aus der Hand und gleich darauf der Vorhang der Bühne.)

Karl Philipp Conz.

I. Der Hain der Eumeniden.

1. Ein heilig Dunkel füllet den ernsten Hain;
Voll Andacht schweige, wer sich dem Haine naht,
Dem unbetretnen, still verehrten,
Daß nicht die Jungfraun des Haines zürnen.
2. Wer sind die furchtbar heiligen Jungfraun?
Es sind die schrecklich blickenden, gnädigen
Und strengen Eumeniden, sind die
Töchter des Erebus und der Erde.
3. Sie walten hier, sie walten und schauen hin
Allgegenwärtig; hinter dem Frevler rauscht
Ihr schneller Fittig, Mord und Unthat
Spähn sie, gewaffnet zum Strafgerichte.
4. Sie zürnen nur dem Bösen, ihr Rächerarm
Faßt nur das Laster; wär' es dem Angesicht
Der Welt verborgen, doch ereilet
Auch das Verborgne gewiß ihr Auge.
5. Wer reine Hände hebt zu den Heiligen,
Ein reines Herz erhebt zu den Heiligen,
Den Unbefleckten, o dem lächelt
Gnädig ihr segnendes Antlitz nieder.
6. Sie folgen ihm ins einsame Schlafgemach,
Sie wecken ihn dem kommenden Morgen auf,
Und rüsten seine Hand zur guten
Freudigen That, so die Pflicht gebietet.
7. Auch wenden sie vom reuigen Sünder weg
Ihr zürnend Antlitz; heiße Gebete, mehr
Die Flucht des Lasters und der beßre
Wandel versöhnen Dich ihnen wieder.
8. Was schauet Ihr die Hehren, Ihr Sterblichen?
Verehret sie und lernt von den Göttinnen
Die ew'ge Schrift in Eurem Busen
Achtend erkennen und fromm befolgen.
9. Ein heilig Dunkel füllet den ernsten Hain:
Voll Andacht schweige, wer sich dem Haine naht,
Dem unbetretnen, still verehrten,
Daß nicht die Jungfraun des Haines zürnen.

II. Abendphantasie

nach einem schwülen Sommertage.

1. Die Sonne sank, bangdrückende Schwüle goß
Sie um den Tag her, machte die Blumen der
Empfindung, machte Deine Blumen,
Lächelnder Phantasus, alle welken.
2. Du nahst heran mit stärkenden Labungen;
Willkommen sei, ambrosischer Abend, mir!
Von Deinem Flügelschlag gehoben,
Hebet sich neu mir der Seele Flügel.
3. Und was beherrscht ward, herrschet in mir, und hat
Sein Recht, und schaut mit nimmer gebundnem Blick
Hin durch der Schöpfung Weite, die sich
Dankend und feiernd mit mir emporhebt.
4. O stiller Geist, urheiliger, reinerer
Natur! Willkomm, Ihr säuselnden Lüfte, wer
Gab Euch, Verstummten, Euren Athem,
Erde, Dein milderes Licht Dir wieder!
5. So drückt die Leidenschaft den entwürdigten
Umwölkten Geist, die Dämpfe verfliegen, wenn
Mit ihrem stillen Mondenschimmer
Weisheit am Arme des Friedens winket.
6. Du wandelst dort, Selene, in herrlicher,
Bescheidner, still genügsamer Glorie,
Und Deine Silberleuchtung theilet
Freundlich die Wellen des nahen Stromes!
7. Der Bäume Wipfel tönen von Melodien;
Halb Trug, halb Wahrheit schwärmen Gestalten durch,
Ein Bild des Lebens; immer wechselnd
Kommen und gehen sie, wie unsre Freuden.
8. Hat ihres Friedens schöne Geheimnisse,
Des mildern Reizes bessere Segnungen
Hier die Natur verbreitet? Sichtbar
Wallt die Unsichtbare durch die Dämmrung.
9. Hörst Du die Geistertritte? Der Gang ist Gang
Der Gottheit; Götternähe verkündet mir
Der reine Duft; in Duft und Ahnung
Schwebt und in magischem Glanz mein Wesen.
10. Wo von der Büsche dämmernden Wölbungen
Umschirmt, der Strom sich krümmet, da tauch' ich mich
Hinunter jetzt, in Deinem Lichte
Theil' ich, Selene, mit Dir die Wellen.
11. Den Reinen ziemt das Reine; vom Quelle soll
Die erste Spende Dein, o Selene, sein;
Die zweite Dein, Najade, die mich
Lächelnd umschlingt und umschlingend kühlet.
12. O süße Lust, wie schmeichlerisch über mir
Die Wellen schlagen! Frohe Vergessenheit
Der Tagesmühen schlürf' ich, sauge
Süßer nach drückender Last die Wollust.
13. Urreine Schönheit! Wenn dem entbundenen,
Dem fesselfreien Geiste Dein Quell sich voll
Entschließet, nur in Deinem Schoße
Werd' ich entzückter dereinst mich fühlen.

Aeltere Lesarten: I. 2. 1. Wer sind die schrecklich heiligen — 2. Es sind die furchtbar blickenden, — **7.** 2. Ihr zürnend Auge; —
II. 1. 1. Die Sonn' ist unter; Schwüle des Tages lag — 2. Schwül auf der Erde, — **2.** 1. Du kommst mit neuen st. L. — 3. Von Deinen Fittigen gehoben, — 4. Der Seele Fittig. — **3.** 1. Und das Beherrschte herrschet. — 2. mit nimmer gefangnem Blick — **4.** 1. O stille Wege heiliger, reinerer — 2. Natur! Entbundne, säuselnde Lüfte, wer — **7.** 1. Melodie; — **8.** 2. Der mildern Reize — **9.** 2. ihre Nähe — 4. in dämmerndem Glanz — **13.** 2. sich einst — 3. Entschließt, in Deinem Schoß nur werd' ich — 4. Seliger mich und entzückter fühlen.

III. Die Musen.

Weinend kamen die Musen vor Jupiters Thron mit verhüllten
Angesichtern, und standen und schluchzten und konnten nicht reden:
„Kinder, was ist Euch?“ erhub der ewige Vater die Stimme.
Klio, die älteste, der Euterpe, die jüngste, sich anschloß,
5 Trat hervor und begann: „Laß uns bei Dir im Olympus!
Vater! Die Erde verdient nicht unsre segnenden Gaben.
Zwinge, Du Guter, uns nicht hinab: Wir wollen bei Dir sein!
Ach, es ziehet uns an der süße Boden der Heimat,
Und die mildere Luft, die unsere Jugend umwehte.
10 Unwerth ist der Fremde bei Fremden, wir wollen bei Dir sein,
Und mit Gesang und Spiel Dein ewiges Leben erquicken!
Laff' die Menschen, verkauft an ihre Bosheit und Lüste,
Laß sie, sich selber zum Raub, ihr Schattenleben in Nebel
Und cimmerischer Nacht von trüber Schwere verhärmen!“
15 Und die Wolke des Ernsts stieg über Jupiters Aug' auf:
„Sollte das Erdengeschlecht sich gegen sich selber empören?
Dies von der Rohheit herauf zu Verstand und Sitte zu bilden,
Hab' ich, der Ewige, Euch den Vergänglichen liebend gegeben.
Habt Ihr, treu dem Beruf, des Vaters Willen vollzogen?“ —
20 „Was wir konnten, thaten wir, Vater! wir suchten, der Rohheit
Sie zu entreißen und Kunst und Sitte den Wilden zu geben.
In der Sterblichen Thal sind unsere Rosen gepflanzet,
Blumen säeten wir auf ihre schweigenden Gräber,
Waffnen wollten wir sie mit unserer himmlischen Weisheit
25 Gegen die Furcht der Natur und gegen die Schrecken des Todes,
Lehren wollten wir sie, den Feind im Busen bekämpfen,
Und erobern den Weg zu Dir, Unendlicher! Viele
Söhne zeugten uns laut und nahmen die goldene Lehre
Dankbar und liebevoll auf in die freudig willige Seele.
30 Manche zeugen uns noch; ja, ich bekenn' es, Kronion!
Aber die Lästerung sperrt den Pfad den wenigen Edlern,
Und der Besseren Ruf verhallet vor dem Getöse
Wilden Pöbelgeschreis.“ — „Worin verklagt Euch die Lästrung?“ —
„Uns, die Lehrerinnen der sterblichen Menschen, verschreit sie
35 Als Erinnyen; Gift sei unsere Lehre, wir lösen
Sitt' und Recht und Glück, und morden den Frieden der Menschen,
Ja wir vernichten sogar die Hoffnungen über den Urnen,
Also zischet im Winkel nicht mehr, so rauscht die Verleumdung
Durch die Straßen am Tag' mit ihrer ehernen Zunge.
40 Was unbändige Lust und tolle Neigung verschulden,
Was für Unheil der Mensch dem Menschen selber bereitet,
Aufruhr, Völkerkriege mit Völkerführern, der Bürger
Wechselmorde, den Sturz der Throne, der Tempel Entweihung,
Alles wälzet sie, selbst die Erinnys, mit schuldiger Zunge
45 Uns Unschuldigen zu; sie dränget sich frech an die Großen,
Stürmt in ihr furchtsames Ohr, und ruft der Gewaltigen Arme
Gegen uns auf, und Acht und Bann und Fesseln bedräun uns.
Nein! wir dulden es länger nicht mehr. Wir haben mit Irrthum
Und mit Unwissenheit oft und ihren Priestern gekämpfet,
50 Hier kämpft Bosheit uns an, und wir erliegen ihr endlich,
Wenn die getäuschte Gewalt der Feigen den herrschenden Arm leiht.“
Klio schwieg, es schweigen um sie die trauernden Schwestern,
Auch der olympische Fürst schwieg Augenblicke; da stand er
Auf vom goldenen Thron' und die ambrosischen Locken
55 Wehten säuselnd um ihn; dann neigt' er sein liebendes Antlitz:
„Was Ihr, Selige, klagt, war meinem kundigen Auge
Nimmer verborgen; es herrscht durch das Vergangne, das Nahe
Und das Künftige! Tragt des Schicksals Willen geduldig;
Gleichet dem Vater an Güte, wie Ihr in Weisheit ihm nachahmt.
60 Schmäht Unwissenheit Euch, so schmäht sie selber den großen
Vater der Weisheit in Euch; und wär' sie Bosheit — verzeiht ihr!
Schmähungen reichen nimmer an meine unsterbliche Scheitel.
Kehret zur Erde zurück, mitleidige Göttinnen, söhnet
Die Verirrten Euch aus durch stille duldende Liebe;
65 Um der Besseren willen, der Treuen, kehret zurücke!
Um der Schlimmern willen, der Lästerer, kehret zurücke,

III. 7. uns nicht mehr hinab — 18. Hab' ich unsterblich Euch den Sterblichen liebend gegeben. — 21. Sitten — 49. „Und“ fehlt in 1. Ausg.

Und erhaltet durch Treu', durch süße Liebe die Freunde,
Und gewinnet durch Lieb' und durch Verzeihung die Feinde!
Geht! Mein Segen mit Euch! und sä't in die Zeiten der Zukunft
70 Guten Samen: es reift das Gute, das Große nur langsam,
Aber es reift gewiß zur herrlich erquickenden Erndte."

IV. Gesanges Macht.

1. Der Sänger zieht am Liederfeste
Mit wonnetrunknem, heiterm Blick,
Bewundert von dem Schwarm der Gäste,
An Ehrengaben reich zurück.
Ihn trägt ein Roß voll Muth und Feuer,
Der Hoffnung Farb' ist sein Gewand;
Von rother Schärpe hängt die Leier
Herab am silberfarbnen Band.

2. Noch schwärmen ihm um seine Ohren
Die Schmeichelreden süßer Fraun;
In ihrer Reize Mai verloren,
Kann man sein irrend Auge schaun.
Des Waldes Grund hat ihn empfangen
Und in der Tannen Dämmergrün
Zieht recht ein sehnendes Verlangen
Nach dem Verlassenen ihn hin.

3. O selig, wer zum Preis des Schönen
Die liedersüße Harfe weiht,
Und wen mit des Gesanges Tönen
Der Geist der Lieder süß erfreut.
Er trägt sein Glück in seinem Herzen,
Und wie er Andre hold entzückt,
Ist unter Freuden, unter Schmerzen
Er durch sich selber hoch beglückt.

4. Jetzt wird des Waldes Dunkel dichter,
Und öder rings die Einsamkeit;
Hinsterben schon des Tages Lichter,
Matt durch den hohen Forst verstreut.
Da faßt ihn ein unheimlich Grausen
Mit einmal ungelegen an;
Verworrne Stimmen hört er sausen
Seitab von der umengten Bahn.

5. Und plötzlich aus dem Dickicht springen
Nun Räuber mit gezückter Wehr,
Und Schwerter blinken, Stöße dringen,
Und Flüche schwirren um ihn her.
Geraubt wird alle seine Habe,
Ihm abgerissen das Gewand;
Die Leier selbst mit jeder Gabe
Der Ehre sieht er sich entwandt.

6. Und was er fleht ums nackte Leben,
Unmenschlich schleppen sie ihn fort,
Ihm selber noch den Tod zu geben;
Die Tiger rührt kein Schmeichelwort.
In seiner Blüthe soll er sterben;
Des Waldes tiefste Felsenschlucht
Soll ihn verschlingen, ihn verderben,
Von keinem Menschentritt besucht.

7. Dem Untergang jetzt zu entrinnen,
Am Rand der ungeheuren Noth,
Schickt ihm entschlossenes Besinnen
Und schneller Rettung Rath ein Gott.
Er fleht, er ringt die wunden Hände;
„Und soll ich sterben? Eines doch
Gewähret vor dem nahen Ende
Dem unschuldvollen Sänger noch!

8. Die Leier, gebt sie mir zurücke!
Daß ich nach Sitte bei Gesang
Zu Gott auf kurze Augenblicke
Noch sende meines Herzens Dank.
In seine Hut möcht' ich das Leben
Empfehlen, das mir soll entfliehn;
In Tönen mög' es dann entschweben
Zum Schöpfer aller Harmonien.

9. Ihr zögert? Brecht dies starre Schweigen!
Denkt an den Tod, an das Gericht!
Seid meines Schwanenliedes Zeugen,
Und weigert mir die Bitte nicht!"
Sie reichen finster ihm die Leier,
Und schließen dicht um ihn den Reihn,
Und er mit wunderbarem Feuer
Greift in die Saiten muthig ein.

10. Und wie die Wirbeltöne rauschen,
Erhebt er schmelzenden Gesang;
Der Wilden starre Ohren lauschen,
Schon halb erweicht, dem Zauberklang;
Und immer süßer rauscht die Fülle
Des Wohlklangs unter seiner Hand,
Und löset in des Kreises Stille
Der ehrnen Herzen rauhes Band.

11. Als so die Runzeln sich entbreiten,
Schnell wechselt er so Lied, als Klang,
Und stürmt mit einmal in die Saiten
Beherzten, kriegrischen Gesang;
Er singt des Krieges freies Leben,
Des grünen Waldes frische Luft,
Des Mannes unverdroßnes Streben,
Die brave That entschloßner Brust.

12. Er singet von den kühnen Recken,
Die in des Kampfes Ungemach
Die Schande nimmer durfte decken,
Die mit des Schildes Ehrendach
Die Unschuld wollten frank beschützen,
Und für sie ließen Gut und Blut,
Daß vor der Heldenwaffen Blitzen
Erbleichen mußte frevler Muth.

13. „Nein! solchen Männern ohne Grauen
Will ich zu sicherm Unterpfand
Mein junges Leben froh vertrauen!"
Ruft er, den Räubern zugewandt.
„Den frommen Sänger wollt Ihr tödten? —
Es war nur Schimpf, was Ihr gethan." —
Da tritt sie Alle Schamerröthen
Und helle Reue plötzlich an.

14. Ein wildes Hurrah hört man schallen;
Ganz umgewendet ist ihr Sinn.
„Zieh, reich begabet von uns Allen,
Zieh frei, wie Du's verdienest, hin!"
Sie füllen ihm aufs Neu die Hände
Mit Geld und Gut im Augenblick,
Und führen an des Waldes Ende
Ihn im Triumphe froh zurück.

Johann Kaspar Friedrich Manso.

I. Die Inseln der Seligen.

1. Inseln, die kein Sturm zerwühlet
Und kein feuchter Nebel drückt,
Die der reinste Zephyr kühlet
Und ein ew'ger Frühling schmückt,
Schöner Garten, dem hienieden
Kein Gefild an Reichthum gleicht,
Dem die Flur der Hesperiden,
Und der Hain Dianens weicht!
2. Land der Ruhe, Land der Liebe,
Heimat der Zufriedenheit,
Wo kein Blick, von Thränen trübe,
Küsse stört und Scherz entweiht,
Wo mit jedem neuen Morgen
Neue Freude Raum gewinnt,
Wo die Herzen ohne Sorgen,
Heiter, wie Dein Himmel, sind!
3. Ist der Pfad zu Deiner Küste
Nur den sel'gen Göttern kund?
Scheidet Dich des Meeres Wüste
Ewig von dem Erdenrund?
Hast Du, sinkend in die Wogen,
Seit Dich Pindar uns verrieth,
Dich den Sterblichen entzogen,
Oder nur im Lied geblüht?
4. Nein, Du fandest in dem Traume
Der Begeistrung nicht Dein Grab.
Lächelnd sieht vom Sternenraume
Luna noch auf Dich herab. –
Strebt, Ihr zart beschwingten Seelen,
Hin zu Eurem Vaterland!
Fürchtet Ihr, es zu verfehlen,
Höret, wie es Psyche fand.
5. Psyche hatte, unverschuldet,
Durch Cytherens Grausamkeit,
Viel gelitten, viel geduldet,
Und das Schicksal oft bedräut.
Ach, je mehr sie schalt und klagte,
Desto lauter sprach der Schmerz.
Jeder Morgen, der ihr tagte,
Goß ihr neue Qual ins Herz.
6. Endlich beugte sie den Willen
Unter des Geschickes Macht,
Weinte sanft und litt im Stillen,
Was ihr Venus zugedacht.
Und die Wunden brannten minder,
Weil sie mit Ergebung trug.
Eine nur ward niemals linder,
Eine – die ihr Amor schlug.
7. Einst als sie, nach langem Leiden,
Ruhe zu erringen glaubt,
Schwärmt das Bild erloschner Freuden
Tückisch wieder um ihr Haupt.
„Amor“ schallts in ihren Ohren,
„Liebte Dich, und liebt nicht mehr!“
Und ihr Schlummer ist verloren,
Und ihr Dasein drückt sie schwer.
8. Da ermannt sich die Betrübte,
Seht, noch Ein Mal zaubert sie
Ihn, den ihre Seele liebte,
Hin vor ihre Phantasie.
Schüttet ihm, was sie empfindet,
Unter Thränen in den Schoß,
Küßt den Abschiedskuß und windet
Sich vom letzten Wunsche los.
9. Und balsamisch gießt der Schlummer
Rieselnd sich durch ihr Gebein,
Und nach jahrelangem Kummer
Kehrt ein holdes Traumbild ein,
Und indeß sie träumt, gestaltet
Sich die Schöpfung für sie um.
Von der Schönheit Hauch entfaltet,
Blüht ihr ein Elysium.
10. Sie erwacht und schaut Auroren
Froh ins liebliche Gesicht.
Psyche fühlt sich neugeboren,
Und ihr Dasein schmerzt sie nicht.
Von der Wünsche Last entbunden,
Und dem Schicksal unterthan,
Hat sie das Gefild gefunden,
Dem sich keine Stürme nahn.
11. O, wie fließet nun das Leben
Der genesnen Pilgerin
Leicht, wie Frühlingslüftchen schweben,
Rein, wie Silberquellen, hin!
Venus wirft in Psychens Freude
Manchen neiderfüllten Blick;
Aber Psyche trotzt dem Neide:
Denn sie danket sich ihr Glück.
12. Seelen, eh Ihr im Gewühle
Dieser Welt Euch selbst verliert,
Sucht den Pfad, der früh zum Ziele,
Zu der Sel'gen Eiland führt!
Glücklich, o, wem, dort zu landen,
Des Geschickes Huld verlieh!
Aber ach, die Meisten stranden
Auf der Fahrt, und finden's nie.

II. Der Einzelne und die Gattung.

Werden und blühn und vergehn ist das Loos des Einzelnen. Ewig
Dauert allein das Geschlecht, waltend in üppiger Kraft.
Mitten im Wechsel der Zeit besteht es die Stürme der Zeiten,
Und es versucht sich an ihm fruchtlos des Schicksals Gewalt.
Zwietracht löset das Band, das Völker mit Völkern vereinet; 5
Mit dem Schwerte des Kriegs paart sich der Seuche Geschoß;
Und die Thräne des Grams verzehrt, was beide verschonen:
Aber die Menschheit entrinnt stets dem verheerenden Kampf.
Geist der Welten, es spricht das Wort der Bestimmung vernehmlich
Aus dem großen Gesetz, dem wir gehorchen, uns an. 10

Daß die Gattung hinauf zur Vollendung sich läutre, bedarf sie
Mehr, als die Spanne der Zeit, die Du dem Einzelnen gabst,
Denn ihr Ziel ist ihr diesseit gesetzt, unsicher die Wirkung,
Und der Kräfte so viel, die sich, begegnend, entzwein.
15 Aber der Einzelne darf nur sich bewahren und bilden;
Was die Masse bewegt, trübet sein Inneres nicht.
Jenseit strahlt ihm das Ziel, das nie sich verändert, und sicher,
Außer der Zeit und dem Raum, treibt er sein ernstes Geschäft.
Die Ihr der Menschheit Loos in der Gattung betrauert, gedenket,
Daß sie den Kampf für ihr Glück kämpfet, und 20 keinem erliegt.
Die Ihr den flüchtigen Traum des Lebens beweinet, erwachet!
Nur durch eigene Schuld wird Euch das Leben zum Traum.

August Wilhelm von Schlegel.

I. Abendlied für die Entfernte.

1. Hinaus, mein Blick! hinaus ins Thal!
Da wohnt noch Lebensfülle:
Da labe Dich im Mondenstrahl
Und an der heil'gen Stille.
Da horch nun ungestört, mein Herz,
Da horch den leisen Klängen,
Die, wie von fern, zu Wonn' und Schmerz
Sich Dir entgegen drängen.

2. Sie drängen sich so wunderbar,
Sie regen all' mein Sehnen.
O sag' mir, Ahnung, bist Du wahr?
Bist Du ein eitles Wähnen?
Wird einst mein Aug' in heller Lust,
Wie jetzt in Thränen, lächeln?
Wird einst die oft empörte Brust
Mir sel'ge Ruh umfächeln?

3. Und rief auch die Vernunft mir zu:
Du mußt der Ahnung zürnen,
Es wohnt entzückte Seelenruh'
Nur über den Gestirnen;
Doch könnt' ich nicht die Schmeichlerin
Aus meinem Busen jagen:
Oft hat sie meinen irren Sinn
Gestärkt empor getragen.

4. Wenn Ahnung und Erinnerung
Vor unserm Blick sich gatten,
Dann mildert sich zur Dämmerung
Der Seele tiefster Schatten.
Ach, dürften wir mit Träumen nicht
Die Wirklichkeit verweben,
Wie arm an Farbe, Glanz und Licht
Wärst dann Du, Menschenleben!

5. So hoffet treulich und beharrt
Das Herz bis hin zum Grabe;
Mit Lieb' umfaßt's die Gegenwart,
Und dünkt sich reich an Habe.
Die Habe, die es selbst sich schafft,
Mag ihm kein Schicksal rauben:
Es lebt und webt in Wärm' und Kraft,
Durch Zuversicht und Glauben.

6. Und wär' in Nacht und Nebeldampf
Auch Alles rings erstorben,
Dieß Herz hat längst für jeden Kampf
Sich einen Schild erworben.
Mit hohem Trotz im Ungemach
Trägt es, was ihm beschieden.
So schlummr' ich ein, so werd' ich wach,
In Lust nicht, doch in Frieden.

II. Die verfehlte Stunde.

1. Quälend ungestilltes Sehnen
Pocht mir in empörter Brust.
Liebe, die mir Seel' und Sinnen
Schmeichelnd wußte zu gewinnen,
Wiegt Dein zauberisches Wähnen
Nur in Träume kurzer Lust,
Und erweckt zu Thränen?
Süß berauscht in Thränen
An des Lieben Brust mich lehnen,
Arm um Arm gestrickt,
Mund auf Mund gedrückt,
Das nur stillt mein Sehnen!

2. Ach, ich gab ihm keine Kunde,
Wußt' es selber nicht zuvor;
Und nun beb' ich so beklommen:
Wird der Traute, wird er kommen?
Still und günstig ist die Stunde,
Nirgends droht ein horchend Ohr
Dem geheimen Bunde.
Treu im sel'gen Bunde
An des Lieben Brust mich lehnen,
Arm um Arm gestrickt,
Mund auf Mund gedrückt,
Das nur stillt mein Sehnen.

3. Hör' ich leise Tritte rauschen,
Denk' ich: ah, da ist er schon!
Ahnung hat ihm wohl verkündet,
Daß die schöne Zeit sich findet,
Wonn' um Wonne frei zu tauschen. —

Aeltere Lesarten: **I. 2.** 8. Mir Götterruh' umfächeln? — **3.** 3. Es weilt — **5.** 1. So harrt und hofft, so hofft und harrt — 5. die das Herz sich schafft — 8. Durch Selbstgefühl und G.
II. 1. 10. 11. Unsere Arme, Lippen, Zungen, — Fest gesogen, festgeschlungen (so auch in allen übrigen Strophen).

Doch sie ist schon halb entflohn
Bei vergebnem Lauschen.
Mit entzücktem Lauschen
An des Lieben Brust mich lehnen,
Arm um Arm gestrickt,
Mund auf Mund gedrückt,
Das nur stillt mein Sehnen.
4. Täuschen wird vielleicht mein Sehnen,
Hofft' ich, des Gesanges Lust.
Ungestümer Wünsche Glühen
Lindern sanfte Melodieen. —
Doch das Lied enthob mit Stöhnen
Tief erathmend sich der Brust,
Und erstarb in Thränen.
Süß berauscht in Thränen
An des Lieben Brust mich lehnen,
Arm um Arm gestrickt,
Mund auf Mund gedrückt,
Das nur stillt mein Sehnen.

III. An die südlichen Dichter,

deren Lieder ich übersetzt hatte.

1. Nehmt dies mein Blumenopfer, heil'ge Namen!
Wie Göttern biet' ich Euch die eignen Gaben.
Mit Euch zu leben und den deutschen Ahnen,
Ist, was mir einzig das Gemüth kann laben.
Halb Römer, stammt Ihr dennoch von Germanen;
So laßt mit deutscher Red' Euch denn begaben,
Und heim Euch führen an des Wohllauts Banden
Zu nördlichen aus südlich schönen Landen.
2. Eins war Europa in den großen Zeiten,
Ein Vaterland, deß Boden hehr entsprossen,
Was Edle kann in Tod und Leben leiten.
Ein Ritterthum schuf Kämpfer zu Genossen,
Für Einen Glauben wollten Alle streiten,
Die Herzen waren Einer Lieb' erschlossen;
Da war auch Eine Poesie erklungen,
In Einem Sinn, nur in verschiednen Zungen.
3. Nun ist der Vorzeit hohe Kraft zerronnen,
Man wagt es, sie der Barbarei zu zeihen.
Sie haben enge Weisheit sich ersonnen:
Was Ohnmacht nicht begreift, sind Träumereien.
Doch, mit unheiligem Gemüth begonnen,
Will Nichts, was göttlich ist von Art, gedeihen.
Ach, diese Zeit hat Glauben nicht, noch Liebe:
Wo wäre denn die Hoffnung, die ihr bliebe?
4. Das ächte Neue keimt nur aus dem Alten,
Vergangenheit muß unsre Zukunft gründen.
Mich soll die dumpfe Gegenwart nicht halten,
Euch, ew'ge Künstler, will ich mich verbünden.
Kann ich neu, was Ihr schuft, und rein entfalten,
So darf auch ich die Morgenröthe künden,
Und streun vor ihren Himmelsheiligthumen
Der Erde Liebkosungen, süße Blumen.

IV. In der Fremde.

1. Oft hab' ich Dich rauh gescholten,
Muttersprache, so vertraut!
Höher hätte mir gegolten
Südlicher Sirenenlaut.
2. Und nun irr' ich in der Ferne
Freudenlos von Ort zu Ort,
Und vernähm', ach wie so gerne!
Nur ein einzig deutsches Wort.
3. Manches regt sich mir im Innern,
Doch, wie schaff' ich hier ihm Luft?
All mein kindliches Erinnern
Findet in mir seine Gruft.
4. Einsam schweif' ich in die Felder,
Such' ein Echo der Natur;
Aber Bäche, Winde, Wälder
Rauschen fremd auf dieser Flur.
5. Unverstanden, unbeachtet,
Wie mein deutsches Lied verhallt,
Bleibt es, wenn mein Busen schmachtet,
Und in bangem Sehnen wallt.

V. Auf der Reise.

1. Flaches Land und flache Seelen,
Die der Erde schöne Zier
Und den Himmel mir verhehlen,
Bleibet endlich hinter mir!
Mir beklemmte Brust und Odem
Dieser freudenlose Boden.
2. Fernher blinkt der Alpen Kette,
Schon erathm' ich Schweizerluft.
Sei gegrüßt im Felsenbette,
Rhodan, Sohn der dunkeln Kluft!
Du auch kommst ja hergezogen,
Wie ein Gast, mit freien Wogen.
3. Fremde Sitten, fremde Zungen
Lernt' ich üben her und hin;
Nicht im Herzen angeklungen
Stärkten sie den deutschen Sinn.
Lang' ein umgetriebner Wandrer,
Wurd' ich niemals doch ein Andrer.
4. Theure Brüder in Bedrängniß!
Euch geweiht ist all mein Schmerz.
Was Euch trifft, ist mein Verhängniß;
Fallt Ihr, so begehrt mein Herz,
Daß nur bald sich mein Gebeine
Vaterländ'schem Staub vereine.

VI. An Novalis.

1. Ich klage nicht vor Dir; Du kennst die Trauer;
Du weißt, wie an des Scheiterhaufens Flammen
Die Liebe glühnder ihre Fackel zündet.
Der Freuden Tempel stürzt auch Dir zusammen,
Es hauchten kalt herein des Todes Schauer,
Wo Reiz und Huld ein Brautgemach gegründet.
Drum sei mit mir verbündet,

IV. 5. 4. Und vor bangem

Geliebter Freund, das Himmlische zu suchen,
Auf daß ich lerne, durch Gebet und Glauben
Dem Tod sein Opfer rauben,
Und nicht dem tauben Schicksal möge fluchen,
Deß Zorn den Kelch des Lebens mir verbittert,
Daß mein Gebein vor solchem Tranke zittert.
2. Du schienest, losgerissen von der Erde,
Mit leichten Geistertritten schon zu wandeln,
Und ohne Tod der Sterblichkeit genesen.
Du riefst hervor in Dir durch geistig Handeln,
Wie Zauberer durch Zeichen und Geberde,
Zum Herzvereine das entschwundne Wesen.
Lass' mich denn jetzo lesen,
Was Deiner Brust die Himmel anvertrauen;
Das heil'ge Drüben zwar entweihen Worte,
Ließ' auch die ew'ge Pforte
Noch wen zurück, er schwiege: lass' nur schauen
Mein Aug' in Deinem, wenn ich bang erbleiche,
Den Wiederschein der sel'gen Geisterreiche.
3. Es ruft uns mit lebendigem Geräusche
Des Tages Licht zu irdischen Geschäften,
Ihr leiblich Theil verleihend den Naturen.
Die Sonne will auf sich den Blick nur heften,
Und duldet, daß sie allgebietend täusche,
Kein Jenseits an den himmlischen Azuren.
Doch wenn die stillen Fluren
Scheinbar die Nacht mit ihrer Hüll' umdunkelt,
Dann öffnet sich der Räum' und Zeiten Ferne;
Da winken so die Sterne,
Daß unserm Geist ein innres Licht entfunkelt.
Bei Nacht ward die Unsterblichkeit ersonnen,
Denn sehend blind sind wir im Licht der Sonnen.
4. Bei Nacht auch überschreiten kühne Träume
Die Kluft, die von den Abgeschiednen trennet,
Und führen sie herbei, mit uns zu kosen:
Wir staunen nicht, wenn ihre Stimm' uns nennet,
Sie ruhn mit uns im Schatten grüner Bäume,
Derweil sich ihre Grüfte schon bemoosen.
Ach, die erblichnen Rosen
Auf dem jungfräulich zarten Angesichte,
Das selbst der Tod, gleich nach der That versöhnet,
Entstellt nicht, nein, verschönet,
Erblühn mir oft im nächtlichen Gesichte,
Daß meine Brust ganz an dem Bilde hänget,
Wovon des Tags Gewühl sie weggedränget.
5. So ist mir jüngst das theure Kind erschienen,
Wie auferstanden aus der Ohnmacht Schlummer,
Eh' noch das dumpfe Grab sie überkommen.
Uns Trauernden verscheuchte sie den Kummer,
Und waltete mit ihren süßen Mienen,
Als wäre sie der Heimath nie entnommen.
Doch heimlich und beklommen
Schlich sich der Zweifel ein in unsre Seelen:
Ob sie, uns angehörig, wahrhaft lebte?
Ob sie als Geist nur schwebte,
Den herben Tod uns freundlich zu verhehlen?
Und Keiner wagte, sie darum zu fragen,
Um nicht den holden Schatten zu verjagen.
6. Mir hat sich Traum und Wachen so verworren,
Und Grab und Jugend, daß ich schwankend zaudre,
Nach irgend einem Lebensgut zu greifen.
Vor allen Blüthen steh' ich fern und schaudre,
Als würden sie von einem Hauch verdorren,
Und nie zu labungsvollen Früchten reifen.
So muß ich unstät schweifen,
Aus meiner Liebe Paradies vertrieben,
Bis ich gelernt, vom Ird'schen mich entkleiden,
Und an dem Troste weiden,
Daß diese Ding' in leeren Schein zerstieben;
Und nur die drinnen wohnenden Gedanken
Sich ewiglich entfalten, ohne Wanken.
7. Geh' hin, o Lied! und sage:
Du jugendlicher Himmelspäher, labe,
Mit Deiner Weihe den, der mich gesungen,
Daß er, emporgeschwungen
Zum Ziel des Sehnens, nicht versink' am Grabe.
Ich bring' ein Opfer für zwei theure Schatten,
Lass' uns denn Lieb' und Leid und Klage gatten.

VII. Die Kunst der Griechen.

(An Göthe.)

Kämpfend verwirrt sich die Welt, und neue Verhängnisse stürmen
Dir, Kunst hegendes Land, Hellas geliebteres Kind,
Dunkel heran; es versinkt in erneuerten Flammen Korinthus,
Und der Proconsul häuft wieder in Schiffe den Raub,
Stolz den Ersatz androhend; gefesselte Geniuswerke 5
Führt barbarischer Pomp wiederum auf in Triumph.
Du indessen enthüllst, der Hellenischen Muse Geweihter,
Göthe, mit sinnendem Blick, mancherlei Wundergebild,
Wie es emporstieg einst in dem Geist prometheischer Männer;
Ruhig beschwörend den Wahn, welcher nur gafft und verkennt. 10
Dir entringeln die Schlangen um Ilions Held und die Knaben
Ihre Gewinde: wir sehn, wie die bewaffnete Kunst
Zögernd der Götter Gerichte vollführt; die schonende Hand goß
Linde der Anmuth Oel über den duldenden Stein.
So hebt Niobe dort die verstummenden Blicke zum Himmel, 15
Groß gewendet; Ihr haucht um den geöffneten Mund
Heilige Charis, die zürnet und fleht: ach, wenn sie erstarrt noch
Sahe Latona so schön, mußte, zu spät, sie verzeihn!
Leih den Gestalten Dein bildendes Wort; aus verbrüdertem Geiste
Freundlich zurückgestrahlt, spiegle sich Kunst in der Kunst. 20
Was der Genius hegt, der schirmende, wohnt in dem Frieden

VII. 3. neuen Flammen — 5 Den Ersatz gebietend — 8 Mit still deutendem Sinn, Göthe, manch Wundergebild — 18 Sah

Einer geweiheten Brust frei von der Erde Gewalt.
Da verwahrest Du sicher, was gern Dir Ausonien zeigte,
Flüchtend vor der Gefahr wählt' es ein reines Asyl.
25 So bewahrte die Erd' einst diese Zeugen der Vorwelt
Sorgsam im Schoße, sie hielt Keime lebendig versteckt
Wiedergeborner Kunst und Begeisterung; endlich erstand sie
Aus der unteren Welt Tiefen dem Leben und Licht,
Froh zu der Mutter Umarmung, die längst verlorene Tochter.
30 Mancher Künstler verstand jenes Heroengeschlechts
Unvergängliche Sprache, die Götzen wurden zu Göttern,
Und den bestätigten ward freie Verehrung geweiht.
Glücklich, wenn noch in dem Staube was ruht, was Phidias kühn schuf,
Was Polykletos mit Maß! Ueber dem Haupte hinweg
35 Geht die Verheerung ihm: nicht stürzende Vesten erdrückens,
Und es erblüht dereinst einer beruhigten Welt.
Hat der zürnende Berg mit alten Gluten des Abgrunds
Nicht Pompeji bedeckt und den Herkulischen Strand?
Doch, vom feurigen Regen verschont und den fluthenden Felsen,
40 Stieg unalternd ein Bild häusliches Webens empor.
Zwar auch dieß nur ein kleines, doch ist es ein werthes Gedächtniß;
Alles, bedeutungsvoll, lehrt, was die Zeiten geraubt.
Lehnt der befreundete Seher der Alten ja selbst an der Säule
Sturz wehmüthig, und tritt ernst auf zertrümmert Gebälk.
45 Denn er gleichet dem Manne, der, kaum entronnen dem Schiffbruch,
Schätze verlor, und klimmt nackt die Gestade hinauf.
Nur am Finger ein Ring blieb sein, den gab die Geliebte,
Und so dünkt er sich reich, schauet ihr Zeichen nur an.
Ach, wie dämmernder Schimmer erloschener Herrlichkeit folgt uns!
50 Jenes volleren Tags Glorie träumen wir kaum.
Auf Eilanden umher, an viel durchschnittenen Küsten
Blühend verbreitet und reich, wohnte das regsame Volk
Asien an und Aegyptus, und schuf Welttheile zu Hellas:
Denn den eignen Beruf übt' es, wohin es nur kam.
Wo der versengte Räuber sein Zelt in ein wechselndes Sandmeer 55
Pflanzt, wo jetzt das Kameel schmachtet nach ärmlichem Trunk,
Sprudelte Phöbos Quell, da schattete süß Aphroditens
Garten, Kyrene, Dein Haupt, fruchtbar und wagenberühmt.
Zeus Wettkämpfe, sie riefen herbei wie entlegene Länder!
Rosse Sikulischer Au'n stampften Olympias Bahn; 60
Und Alpheos, in Liebe zur Nymph' Arethusa sich tauchend,
Trug den heiligen Staub nach Syrakusä zurück.
Nicht die jubelnde Menge nur zeugt dem Ruhm der Athleten:
Seht, es bevölkern den Hain Scharen der Sieger aus Erz!
Wer mit den Rädern das Ziel umdonnerte, wer in dem Faustkampf, 65
Mit Wurfscheiben gesiegt, ringend, im Sprung und im Lauf,
Eile zu opfern, wo dorisch Gesäul ein würdiges Dach trägt,
Dessen Giebel des Siegs Botin sich golden entschwingt.
Drinnen thront er; ihn selbst, der Menschen Vater und Götter,
Schmücket des Oelbaums Blatt, wie es den Kämpfer belohnt. 70
Horen und Chariten schweben im Reihn um des Ewigen Scheitel,
Tief an des Schemels Rand wühlt Amazonengefecht.
Ruft den Glücklichen aus, dem Zeus den unsterblichen Kranz beut,
Unter der Flöten Getön' stimme sie, Pindaros, an,
Lieblicher Mund des Ruhmes, die leierbeherrschenden Hymnen! 75
„Wem zu sterben verhängt wurde," so rauschet ihr Pfeil,
„Warum säß' er daheim, unrühmliches Alter zu nähren?
Alles Schönen beraubt? Auf, und das Schwere versucht!
Das war Pelops Wort, als einst er die Lanz' Oenomaos
Meidend, auf eben dem Plan Hippodamia gewann." 80
Ach! mich täuschte dieß Bild, von vielen nur eins, hingaukelnd
Festliches Leben; es floh! seufzet die Oede zurück.
Aber entrissen dem irdischen Sitz, umhauchet der Geist uns,
Ewig gilt sein Gesetz, licht wie die Sonn' und geheim.
Nicht vor die Tugend allein ward Schweiß gestellt von den Göttern, 85
Reinere Schönheit auch wohnet auf einsamer Höh'.
Enge windet und steil sich der Pfad hinan zu der spröden,

— 22 Einer göttlichen Brust

Aber am üppigen Hang gleitet Entartung hinab.
So stieg Hellas Kunst, die gleich der lakonischen Jungfrau
90 Nackt die Glieder geübt, eh sie der Liebe gedacht.
Einfach ruhte des Doriers Säul', in Jonischer Weichheit
Wand sich ihr Knauf, Korinth krönt ihn mit blättrigem Schmuck.
Wann sie das Ziel erreicht, beharrten sie; Lehren der Nachwelt
Spricht die gebietende Form, ob an der Urne sie sei,
95 Ob am mächtigen Bau: im Schutt zerrissener Trümmer
Stehet die Ordnung fest und der Verhältnisse Maß.
Als der gemalten Tafel noch wenige Farben genügten,
Purpur noch Indisches Blau blüht' an der kostbaren Wand,
Heiterte erst Polygnotos den alten Ernst der Gestalt auf;
100 Lächeln verhieß, wie des Tags Röthe, Bewegung und Reiz.
Zeuxis sammelte wählend die unverschleierte Schönheit,
Herrlich baut' er den Leib, aber die Seele noch schwieg.
Leiseren Umriß zog Parrhasios; fliehende Gränzen
Lockten das Auge sich nach um das gerundete Bild.
105 Sinnvoll barg und verrieth, noch mehr als er zeigte, Timanthes,
Leid und das tiefste Gemüth rief Aristides hervor.
Allzubescheidene Hand des Protogenes! immer noch weilend
Am Vollendeten selbst; leichteren Schwung und Vertraun
Lehrt' ihn der Maler von Kos, dem vor den bewunderten Meistern
110 Anmuth, jedes Bemühns Blüthe, sich eigen ergab.
Ach, wo blieb, Apelles, Dein blitzender Gott Alexandros?
Und der Gesellin Bild, welches sie selbst Dir erwarb?
Die Du behende den Wellen enthobst mit träufelndem Haar noch,
Welch auftobendes Meer schlang uns die Göttin hinab?
115 Viel zu zart war die Kunst, die im Zaubernetze den Schein hascht,
Unerdrückt zu bestehn Lasten vernichtender Zeit.
Riß ja doch, aus härterem Stoff erschaffen zum Denkmal,
Ihrer Schwester Gebild' auch die Vergänglichkeit hin.
Ob sie schon ernst und gewaltig aus Phidias Haupte hervorsprang,
120 Pallas Athene, die Brust gorgogeharnischt, behelmt
Mit jungfräulicher Sphinx: doch mußte des sterblichen Vaters
Tochter ihm nach in die Gruft, welche nicht Himmlischen ziemt.
Damals foderte Dienst vom Köstlichen, jugendlich stolz noch
Wählend, des Bildners Kunst; kleidete, sicher des Siegs
Ueber den prahlenden Stoff, die Riesengestalt ins Geschmeide
Goldes und Elfenbeins: unter der Stirn Majestät
Blitzt' ein edles Gestein die gebietenden Blicke der Göttin.
Aber die irdische Pracht rächte zerstörend sich bald.
Zwar auch Vieles verging, aus dem Kern der Parischen Klüfte,
Oder aus einem Strom Erzes, bescheidner geformt.
Nicht mehr lernt die Natur vom lebenden Maß Polykletos,
Das er ihr selbst entwandt, Glieder harmonisch zu baun.
Weil von Alkamenes Hand Dir obgesiegt Kytherea,
Zürnst Du länger nicht mehr, Nemesis Agorakrits.
Schwärmt sie noch wo, die Bacchante, die Skopas, nicht Bacchus, begeistert?
Sendet noch Eros, der Gott, der den Praxiteles hieß,
Wie er ihn fühlt', ihn bilden, mit Phryne Meister des Meisters,
Lächelnder Schönheit Pfeil in der beschauenden Brust?
Wo weilt Myrons Kuh der Herd' und dem treibenden Hirten?
Und wo bäumt sich als Roß schnaubend, Lysippos, Dein Erz?
Wer entschlürft noch Lesbischen Thau der getriebnen Phiale,
Mentors redendem Werk, zierlich umlaubt von Akanth?
Frage das Schicksal nicht, warum es so herbe gewaltet:
Trotziger Willkür Spiel übt' es, auch wann es geschont.
Gleich Sibyllischen Blättern verweht, oft halb nur vernommen,
Tönt herüber zu uns Grajischer Hauch, Poesie.
Sänger gabs vor Homeros, wie Tapfre vor Held Agamemnon,
Doch die Vergeßnen drängt herrlich der Eine zurück.
Viel auch kamen nach ihm, doch überlebt sie der Alte.
Jener gesellige Chor, welcher die Lyra bespannt,
Als sich die Freiheit regt' und der schwellende Muth in den Bürgern,
Hält Wettspiele nicht mehr, glühend in Lieb' und in Streit.
Krieger und Sänger zugleich, und auch als Sänger noch Krieger,
Stürmt' Archilochos hin: aber sein Jambengeschoß
Brach ihm die Zeit; Mimnermos verklagt die enteilende: schmelzend
Ward in des Weicheren Mund Jugendgenuß Elegie.
Alkman rühmt' umsonst sich Gastfreund Sparta's, umsonst auch

Trug Stesichoros Lied großer Heroen Gewicht.
Ibykos raste vor allen in wirbelnden Flammen der Kypris;
160 Süßer Anakreon, Dich traf mit betäubendem Pfeil
Eros, daß Du gehoben, wie hoch vom Leukadischen Felsen,
Nieder ins wogende Meer taumeltest, liebeberauscht.
Aber das holde Verlangen, das Allen thaut' in dem Busen,
Athmet nicht mehr: der Duft floh mit dem Lenze dahin.
165 Ewig ist sie verstummt, Alkaeos Aeolische Muse,
Folgte sie gleich zur Schlacht, trotzte Tyrannen mit ihm.
Sappho führte den Reihn, geschmückt mit Pierischen Rosen,
Lesbos, Wonne, zu der oft mit dem Taubengespann
Paphia kam, und koste mit ihr, vom himmlischen Antlitz
170 Lächelnd: doch Hades Neid birgt den melodischen Geist.
Heil dem Retter Apollo! Der Attischen Bühne Vollender
Seh' ich epheubekränzt; rüstig auf hohem Kothurn
Schreitet der Kühne voran, der, grauser Verhängnisse Spindel
Rollend, aus alter Nacht rief der Erinnyen Schar.
175 Daß er der ländlichen Satyrn noch spottete! wie sie Prometheus
Feuerbringend gewarnt: „Rühre nicht, Bock, denn es brennt."
Dir auch opfern wir froh, gesegneter Greis von Kolonos!
Raubte die Zeit Dir gleich viel von den Gütern hinweg,
Führen Dich doch zwei Töchter, Antigone stets und Elektra,
180 Bis Du im heiligen Hain sterblichen Augen entgehst.
Treibt Aristophanes gaukelnd ein Heer muthwilliger Larven
Ueber den Schauplatz hin: dennoch entbehren wir dort
Jenen Erfinder des Spiels, die Dorische Stimm' Epicharmos.
Nur in Sprüchen noch lehrt, einzeln, der sittige Scherz,
185 Dem vertrauend Menandros, der Spätling Athenischer Anmuth,
Glykeras üppiger Freund, leiser die Scene betrat.
Wem Dionysos mit trunkener Wuth die Seele durchblitzte,
Den gab Pythios frei jedes Gesetzes, und so
Taumelten festlich entzückt im Flötengetön Dithyramben.
190 Auf, Melanippides, denn! oder, Timotheos, Du!
Singe den Orgien vor, Philoxenos! Schweiget die ganze
Purpurbekleidete Schar? brausen die Becher nicht mehr?
Römischen Nachhall nur vernehm' ich vom zarten Gekose,
Das Philetas ergoß, wann, wie des Bachs Labyrinth
Irrend und wiederkehrend, der weiche Pentameter fortzog; 195
Und Kalimachos auch buhlt in des Umbriers Lied.
Der süßzaubernd die Dichter bestrickt in Lieb' und die Weisen,
Du, Hermesianax! schweigen doch alle von Dir.
Aber wir klopfen umsonst an der Vorwelt eherne Pforte:
Keiner, den Hermes Stab rührete, kehret zurück. 200
Nur Traumbilder entflattern von da und Schattengestalten;
Scheucht auch die nicht fort! laßt sie uns Genien sein!
Vorwärts strebe der Sinn! Erschafft selbstständiges Muthes
Ueber den Trümmern neu schönere Welten der Kunst!
Fließet die Sprach' uns nicht, von selbst Melodie, von der Lippe, 205
Wiegt kein südlicher Lenz, über dem Muttergefild
Wehend, uns leicht durchs Leben: so gab uns strenger Erzognen
Doch den unendlichen Trieb spielender Freude der Gott.
Dir vertraut' er, o Göthe, der Künstlerweihe Geheimniß,
Daß Du im Heiligthum hütest das Dichtergesetz. 210
Lehre denn dichtend, und führe den Weg zum alten Parnassus!
Wie? Du schwindest dem Blick höher empor zum Olymp?
Wie einst Eos den Liebling, so nimmt im geflügelten Wagen
Liebend die Muse Dich auf, doch sie entreißet Dich nicht.
Schwebend über den Werken der Sterblichen, streuet sie Rosen 215
Aus dem Gewölk, des Tags holde Verkündigerin.

VIII. Neptolemus an Diokles.

Bruder, gedenkst Du noch mein, des Fremdlings, welchen sein Trieb erst,
Dann die Länder, das Meer, endlich der Tod Dir entfernt?
Indien hegt mein Grab: da wölbt sich auf einsamer Ebne
Bambus über ihm hin, schirmend vor sengendem Strahl.
Aber es wehrt nicht Land, nicht Meer dem entkörperten Schatten, 5

— 161 „hoch" fehlt in 1. Ausg.

Daß er die Heimat oft voriger Wünsche besucht,
Und im Herzen der Freunde mit leisem Geistergelispel
Bei sehnsüchtigem Weh liebliche Schauer bewegt.
Siehe, Du lebst und blühst in der Vollkraft männlicher Jahre;
10 Mich Unwilligen riß feindlich die Parce hinweg.
Denn ich strebte nach Thaten und Ruhm: und Thaten und Ruhm sind
Nicht mir geworden, ich ging in der Vergessenheit Nacht.
Eitler Ruhm! des Glücks, der Gelegenheit prahlender Herold,
Geht er die schweigende That, innen im Busen, vorbei.
15 Bruder, was rühm' ich mich Dir? Du hast, zwar Knabe noch damals,
Muthig und edel entflammt selber den Jüngling gesehn.
Krieger zu sein gelüstete mich wie die Römischen Helden,
Wenn der Lehrer mich hieß merken die Worte des Buchs:
Und bei Kreisen und Winkeln und jeglichem Räthsel Euklidens
20 Stand Archimedes mir vor, Mauern und künstlich Geschoß.
Tiefer heimischer Friede verschloß den Waffen die Uebung,
Bald ermüdeten mich Spiele vom Lager und Kampf.
Als Brittannien drum, mit Galliens Macht Hyder Aly
Mühsam dämpfend, ein Heer warb für den Indischen Strand,
25 Lockten mich Krieg und Gefahr, wie gern, Hemisphären hinüber:
Leicht zum Leben geschürzt, knüpft' ich das Bündel mir leicht.
Sag', lebt noch im Gemüth Dir jener Morgen des Abschieds?
Rüstiger Trommel Getön weckte die Gassen der Stadt;
Jeder regte sich frisch, das Gepäck und die Waffen ergreifend,
30 Lagergetümmel und Lärm füllte den friedlichen Ort.
Wo die ziehenden Haufen sich sammelten, rief's überall nach:
„Glückliche Fahrt! lebt wohl! kehret gesund uns zurück!"
Hier versorgte das herzliche Weib den Krieger mit Labung,
Reichte den Säugling hin noch zu dem bärtigen Kuß,
35 Und er gelobt' ihr rauh, für Weib' in der Fremde zu sorgen,
Alles erbeutete Gut treulich zu senden nach Haus.
Jener verhieß wohl prahlend der mohrischen Säbel Demanten,
Rief: „es lebe" beim Trunk, „Asiens reichster Monarch!"
Mancher mit Leichtsinn auch verließ das weinende Mädchen,
40 Das zu willig dem Schwur flüchtiger Liebe getraut.

Aber ich stürmte hinein, den letzten Moment zu verkürzen,
Heiß geschäftig, wo schon alle sie meiner geharrt.
Brünstig segnete mich der fromm' ehrwürdige Vater,
Schwestern hingen an mir, Brüder umarmten mich fest.
Aber vor allen die Mutter, die liebende Mutter! an ihrem 45
Herzen zerfloß ich, und wand, kaum noch besonnen, mich los.
Wie ich mich innerlich schalt, mir sagte die ahnende Seele:
Nie mehr soll ich mit Euch tauschen den innigen Gruß.
Doch die Mutter ergriff ein unwiderstehliches Drängen,
Einmal ihn nur, den Sohn, noch den geliebten zu sehn. 50
Und sie machte sich auf, von bangenden Töchtern begleitet,
Schaute vom Fenster am Platz, wo sich die Scharen gereiht.
Bei den Gefährten stand ich, und, ob ich sogleich sie bemerkte,
Hob ich den Blick nicht auf, mich zu erweichen besorgt.
Viel durchlief ich die Reihn, beschleunigend, brachte Befehle 55
Hin vom Führer und her, auf das Geschäft nur bedacht.
Schwang dann schnell mich zu Pferd, voreilend dem Zug, der begonnen,
Und erst außen am Thor wandt' ich die Blicke noch heim.
Alles Trauren erstickte das muntere Spiel der Hoboen,
Und der Morgengesang männlicher Kehlen darein. 60
Bald nun war ich zu Schiff, bald sah' ich entfliehende Küsten,
Wogend an Helgolands nackenden Klippen entlang.
Sprach, wehmüthig erzürnt: „Deutschland, unzärtliche Mutter,
Immer dem Ausland hold, immer nicht achtend, was Dein!
Habe noch Dank für Alles, was Gutes an mir Du gepfleget: 65
Fern vergessen von Dir, bleib' ich ein Deutscher doch stets.
Bald wohl nahet die Zeit, da wirst Du der Männer bedürfen,
Die Du um Sold, fühllos, sendest, die wackern, hinweg."
Albions grünende Hügel erhoben sich; noch in der Seefahrt
Mühen wenig geübt, war uns der Hafen erwünscht. 70
Dort empfingen uns Schiffe, zur längeren Reise gerüstet,
Räumliche Häuser, gelenkt von des Bewohnenden Wink.
Und so fuhren wir aus im Walde besegelter Masten,
Herkuls trotzendem Fels Hülfe zu bringen bestimmt.
Als wir lange geirrt, von widrigen Winden geschaukelt, 75

Wo Biscaja's Bucht thürmende Wellen erhebt,
Glitten wir leichter dahin am Duft glückseliger Inseln,
Vom liebkosenden Hauch milderer Zonen umweht.
Sanct Salvador, Dich grüßten wir erst jenseitig am Weltmeer,
80 Früchte verheißend stieg schön Dein Theater empor,
Dunkel bekränzt mit Orangen, mit Aloe, Palmen und Kokos;
Jeder durstige Blick trank das erquickende Grün.
O, wie lag ich entzückt am Busen der heiligen Freundin,
Pflegerin, Mutter, Natur! wechselte Wunsch so wie Blick!
85 Blühende Landschaft hier, dort unergründliche Meere:
Stilles Genügen und Ruh, Streben ins Weite hinaus.
Als wir die See von Neuem, gestärkt und gesundet, befuhren,
Winkte mich schon von fern still Trinidada herbei,
Traulich übergelehnt uralte Stirnen der Felsen.
90 Hinter der zackigen Wand zog sich, umgränzet, ein Thal,
Friedlich mit wenigen Hütten bestreut, die Menschen erbauten,
Hier gestrandet, und nun wieder zu Menschen entführt.
Ich verlor mich im Traum, einsiedlerisch dort zu verweilen,
In die Natur, in mich, geistig beschauend, versenkt.
95 Ach, ich wäre dem herbsten Verdruß und Kummer entwichen!
Meiner harte ja doch keine befreundete Welt.
Doch Trinidada verschwand; kein Eiland, keine Gestade
Bis zu der Schifffahrt Ziel; Alles nur Himmel und Meer.
Weit erst streiften wir um in des Erdballs südlichen Kreisen,
100 Dann in der Monsoons Reich lenkten wir wieder die Bahn.
Endlich langten wir an, des Feinds Geschwadern entkommen,
Allen Gefahren, womit Feuer und Fluten gedroht,
Oder der tückische Wind, der von heiterem Himmel herabstürmt;
Und es bewillkommt' uns, kriegerisch donnernd, Madraß.
105 Schnell nun ward in das Feld ein Theil der Gefährten gerufen.
Drüben im Land Malabar maßen sie rühmlich sich noch,
Siegend im letzten Gefechte, mit Tippo's Heeren und Frankreichs;
Denn von Europa scholl Friede nach Asien hin.

Mich verfehlte das Loos, mich schienen die Schlachten zu fliehen:
110 Kaum mit des Forschens Genuß täuscht' ich den strebenden Geist.
Bald durchspäht' ich von Neuem der zirkelnden Maße Geheimniß,
Bald Jahrbücher des Kriegs, stolzer Eroberer Kunst;
Labte mich dann bei Dichtern, den ewigen, mächtig des Zaubers,
Der Zeitalter hindurch, Zonen hinüber auch, gilt.
115 Ferner die Sitten des Volks, die Rechte gesonderter Stämme,
Jeglicher Zeit Denkmal war ich zu kennen bemüht.
Dunkel lockte mich nach der Braminen würdige Weisheit,
Welche Europas Sucht, trügenden Handels Verkehr,
Menschenscheu und verwildert in Felsenhöhlen gebannt hat,
120 Wo ihr Sibyllenton, leis' überredend, verhallt.
Ahndend deutet' ich mir die begeisternde Seele des Weltalls,
Tief in der heil'gen Sanskrit Göttergeschichten verwebt.
Ernster betrachtend folgt' ich dem Leichenzug des Braminen,
Der zum Wandel den Geist haucht in den Schoß der Natur.
125 Manchmal flochten mir wohl anmuthigen Tanz Bajaderen,
Nicht von der Ziererei modiger Schönen entstellt.
So verdrängt' ich die Zeit; es kamen trübere Tage.
Nur in Freundschaft Arm fühlt' ich so fern mich daheim;
Und mir starben die Freunde dahin; geblendet vom Wahnsinn,
130 Zückte wider sein Haupt Einer den tödtenden Strahl.
Mir auch tobte gewaltig die glühende Sonn' in den Adern,
Wölkt' im verworr'nen Gehirn oft melancholischen Dunst.
Uebel des Leibes, sie gehn, die heftigsten, über, und spurlos;
Welchem die Ehr' erkrankt, nimmer genefet sie dem.
135 O dies härteste noch, wie nenn' ichs oder verschweig' es?
Daß die Verläumdung mich, lauschend auf Worte, bestrickt,
Schuld auf Schuld mir gehäuft, entstellend zum Frevel den Muthwill!
Zwar ich duldet' es nicht: stark in dem reinen Gefühl,
Rief ich das Vaterland um Recht an, rief um Befreiung;
140 Leider! das zögernde Recht hielten die Meere noch auf.

VII. 79 Dich, Salvador, begrüßten wir erst 2c. — Nach 86 folgen in 1. Ausg.: Sah ich nun wieder der Völker Gewerb: am vergoldeten Tempel, — Hohl, weißbärtig, zerlumpt, hungrige Wilde gestreckt, — Dumpf andächtig den Raub vom eigenen Schweiß anstarrend; — Vor des Gekreuzigten Bild Menschen verhandelt wie Vieh: — Dann ergrimmt' ich in mir dem Loos der verrathenen Menschheit. — Löst sich der Fluch Dir nie, frevelnd und leidend Geschlecht? — 118. Die Europa's

Ich entriß mich indeß dem falschen Gewühle der Städte:
Ländliche Zuflucht nur labte balsamisch die Brust.
Doch mir schmeichelten auch entferntere Bilder der Hoffnung,
Krieg und That und Gefahr würde bewähren den Mann.
145 Drum bedacht' ich, da kaum untreuer Friede mit Tippo
Noch bestand, wie ein Heer zöge die Berge hindurch.
Ich durchritt und erspähte bis Vaniambaddy hinüber,
Weit vom Velore her, Mulecats mächtigen Wald.
Wo noch kein Europäischer Fuß betreten die Wildniß,
150 Maß ich die Thäler und Höh'n, jegliche Schlucht des Gebirgs.
Treue Indische Führer verscheuchten Tags mir die Tiger,
Schlagend ans dichte Gebüsch; stiegen die Sterne herauf,
Dann im Freien gebettet, umringt von bewachenden Feuern,
Lag ich und schlief sorglos unter dem fernen Gebrüll.
155 Drohend erhebt die Klaue zum offenen Kampfe das Raubthier,
Aber lächelnd bestellt Gifte der heuchelnde Freund.
Arg vergalten sie mirs, ich liebte die Menschen, wie Brüder,
Bot oft tröstlich die Hand, lechzender Paria! Dir.
Endlich erschien der Tag rechtfertigend, wo ich den Ausspruch
160 Richtender Krieger, gelöst jedes Verdachtes, empfing.
Gnügen konnt' ich nun erst dem Gesetz der befehdeten Ehre:
Längst erlittene Schmach rächte, geübt, mir die Hand.
War's mir doch, als wollte beinah noch Freude sich regen,
Träume des Glücks noch baun weit in das Leben hinaus.
165 Aber es war umsonst: die früh entkräfteten Glieder,
Mehr das gebrochene Herz, neigten sich still in die Gruft.
Hat kein segnender Vater an meinem Lager gebetet,
Keine Mutter zur Ruh sanft mir die Augen gedrückt:
O so schied ich doch nicht von Allen verkannt und verlassen,
170 Redlicher Freunde Gespräch heiterte Stunden mir noch.
Jenseit wandelt' ich schon, wie lang', am stygischen Ufer,
Eh' Ihr Liebenden dort traurig die Kunde vernahmt.
Nicht wehklag' ich, o Bruder! die irdische Lust und die Jugend;
Mein unrühmlich Geschick und die verschwendete Kraft.
So ergießt sich der Strom aufsprudelnd aus kühlem Geklüfte, 175
Namenlos gehemmt bald in dem freudigem Lauf.
Auen hätt' er getränkt, er hätte Masten getragen,
Schlürft' ihn tückisch der Sand dorrender Wüste nicht ein.
Andere Zeiten nun wälzen sich um; zwar wechseln sie uns nicht,
Doch in den Orkus auch dringt die Geschichte des Tags. 180
Schauernd erfuhr ich es drunten, die Welt will neu sich gestalten,
Aber ins Chaos erst droht sie verderblichen Fall.
Alte geheiligte Sitt' und Gesetz und erträumte Verbeßrung
Kämpfen auf Leben und Tod unter dem Menschengeschlecht.
Zahllos kommen die Opfer herab des berauschenden Irrwahns, 185
In der Parteiung Krieg blöde, wie Herden, gedrängt;
Während tyrannische Geißel sie züchtigte, trotzend auf Freiheit,
Wie sie des Niedrigen Haß gegen das Hohe genannt.
Andere drängen sich nach mit wilder entflammten Gebehrden,
Welche der Bürgerwuth blutige Beile gerafft. 190
Alle vermengt sie die Nacht: die unerklimmbare Mauer
Ehrner Verhängnisse läßt Keinen ins Leben zurück.
Doch wer schaffend und wirkend sein Dasein droben bewährt hat,
Weidet an Träumen sich nach rüstig verwendeter Kraft.
Drum verzeih', o Bruder! den klagenden Laut von der Gruft her, 195
Der kalt athmend sich Dir hat um den Busen gelegt.
Bring' dem verbrüderten Geist ein Todtenopfer von Thränen
Und von Gesang; und so lebe denn, lebe mir wohl!

IX. Dichtersinn.

1. Obschon der Jünger ungehirnte Rotte
So frech entweiht des Sängers hohes Amt,
Obschon das Volk zu schlaffem Lob' und Spotte
Manch halbverstandnes Götterlied verdammt:

— 182—188 Stark aus dem Chaos keimt göttlicher Samen empor. — Kämpfe werden vollbracht, es geschehn unsterbliche Thaten, — Mancher Curius, kühn, sprang in die gähnende Kluft. — Viele kommen herab; mit herrlichen Wunden gezieret, — Schreiten der alten Welt stolzen Heroen sie zu, — Und, entriße der Tod des Leibes umkleidenden Schmuck nicht, — Trotziger Freiheit Hut noch in die Stirne gedrückt. — 188 Andre — 193. 194 Aber es ist doch Trost, ohnmächtig, wie schwirrende Träume, — Noch zu gedenken des Siegs und der gebietenden Kraft. **IX. 1.** 1. Obschon der Stümper

2. Doch schwör' ich Huldigung dem Musengotte,
So wahr ein Funk' in mir vom Himmel stammt.
Oft hat mir, einsam, in der Weihung Grotte
Sein wunderbares Wort den Geist entflammt.
3. Ich werbe nicht um Ruhm, um Lorbeerkronen;
Wer nicht um ihretwillen Phöbus Kunst
Mit Liebe pflegt, erbuhlt nicht Phöbus Gunst.
4. Des Dichters Werk soll seinem Schöpfer lohnen,
Sein goldner Pfeil ereilet rasch das Ziel,
Und still genügt ihm seiner That Gefühl.

X. Auf Flemming.

1. Dem frühen Schicksal ist sein Raub entronnen,
Denn Flemmings Lieder werden ewig leben,
Wie kühn sie auch der Kunst Geleis' entschweben,
Wie leicht ihr goldner Faden hingesponnen.
2. Es drängt sich freudig an das Licht der Sonnen
Das herrliche Gemüth, das innre Streben:
Aufbrausend, wie der edle Saft der Reben,
Ein voller Becher, ein lebend'ger Bronnen.
3. Das Vaterland, die Drangsal' wüster Zeiten,
Der Freunde Freundschaft, der Geliebten Liebe,
Und fremder Land' und Völker Herrlichkeiten
4. Besingt er wechselnd mit gleich regem Triebe;
Ob seine Worte Orients Glanz verbreiten:
Ihr Sinn nach Deutscher Art gediegen bliebe.

XI. Die Nebenbuhlerinnen.

1. Zwei Schwestern lieb' ich, schwesterliche Schönen,
Die Einer hohen Mutter Züge tragen;
Nur andrer Heimat Wiege, wo sie lagen,
Konnt' in der Sitt' einander sie entwöhnen.
2. Sie fesseln mich mit ihrer Stimme Tönen,
Die zart und voll den Sinn der Rede sagen.
Wenn Eine schweigt, muß ich vermissend klagen,
Und die ich höre, scheint mir werth zu krönen.
3. Ich streb', entzündet, ihnen nachzulallen,
Doch wie ein fernes Echo, matter, trüber,
Hauch' ich nur Lispeln in die rauhen Lüfte.
4. Wer kann den ölbekränzten Betis wallen
Durch Deutsche Fluren heißen, und, herüber
Die Alpen, Welschlands Pomeranzendüfte?

XII. Das Sonett.

1. Zwei Reime heiß' ich viermal kehren wieder,
Und stelle sie, getheilt, in gleiche Reihen,
Daß hier und dort zwei, eingefaßt von zweien,
Im Doppelchore schweben auf und nieder.
2. Dann schlingt des Gleichlauts Kette durch zwei Glieder
Sich freier wechselnd, jegliches von dreien.
In solcher Ordnung, solcher Zahl gedeihen
Die zartesten und stolzesten der Lieder.
3. Den werd' ich nie mit meinen Zeilen kränzen,
Dem eitle Spielerei mein Wesen dünket,
Und Eigensinn die künstlichen Gesetze.
4. Doch, wem in mir geheimer Zauber winket,
Dem leih' ich Hoheit, Füll' in engen Gränzen
Und reines Ebenmaß der Gegensätze.

XIII. Deutung.

1. Was ist die Liebe? Lest es, zart geschrieben,
Im Laut des Worts: es ist ein innig Leben;
Und Leben ein im Leib gefesselt Streben,
Ein sinnlich Bild von ewig geist'gen Trieben.
2. Der Mensch nur liebt: doch ist sein erstes Lieben
Der Lieblichkeit des Leibes hingegeben.
Will sich, als Leibes Gast, der Geist erheben,
So wird von Willkür die Begier vertrieben.
3. Doch unauflöslich Leib und Geist verweben,
Ist das Geheimniß aller Lust und Liebe;
Leiblich und geistig wird sie Quell des Lebens.
4. Im Manne waltet die Gewalt des Strebens;
Des Weibes Füll' umhüllet stille Triebe:
Wo Liebe lebt und labt, ist lieb das Leben.

XIV. Ewige Jugend.

1. Nicht bloß die Blume welkt: das Duftgewebe
Der Frühe reißt, entflieht des Lenzes Prangen;
Nicht bloß erbleichen junge Rosenwangen:
Dem Geist auch droht's, daß er sich überlebe.
2. Wie kühn er erst auf freien Flügeln schwebe,
Dumpf gnügsam bleibt er bald am Boden hangen.
O wißt Ihr, für sein gränzenlos Verlangen,
Weis' oder Dichter, keinen Trank der Hebe?
3. Nichts wähn' er sein; Besitzthum ist ihm Schranke;
Ruh' Tod; ein ew'ger Kampf der Freiheit Wesen.
Es kümmr' ihn nie, was hinter ihm versunken.
4. Vernichtend, schaffend, wechsle der Gedanke.
Das Reinste sei zum Flammengrab erlesen,
Wo ihn, verjüngend, treffe Gottes Funken.

XV. Die Sprache der Liebe.

Liebe denkt in süßen Tönen,
Denn Gedanken stehn zu fern;
Nur in Tönen mag sie gern
Alles, was sie will, verschönen.
L. Tieck.

1. Erste Weise.

1. Worte sind nur dumpfe Zeichen,
Die Gemüther zu entziffern,
Und mit Zügen, Linien, Ziffern
Läßt sich Wissenschaft erreichen.

— **2.** 3. Oft hat er in der Aeonidengrotte — 4. Mit Wundersprüchen meinen Geist entflammt. — **3.** 1. Ich will nicht Ruhm, ich will nicht Lorbeerkronen; **XI.** Frühere Ueberschrift: „Die Rivalen.“

Doch aus den ätherschen Reichen
Läßt ein Bild des ew'gen Schönen
Nieder zu der Erde Söhnen
Nur in Bild und Ton sich schicken:
Liebe spricht in hellen Blicken,
Liebe denkt in süßen Tönen.
2. Liebe stammt vom Himmel oben,
Und so lehrte sie der Meister,
Welchen seine hohen Geister
In derselben Sprache loben.
Denn beseelt sind jene Globen,
Strahlend redet Stern mit Stern,
Und vernimmt den andern gern,
Wenn die Sphären rein erklingen.
Ihre Wonn' ist Schaun und Singen,
Denn Gedanken stehn zu fern.
3. Stumme Zungen, taube Ohren,
Die des Wohllauts Zauber fliehn,
Wachen auf zu Harmonien,
Wenn sie Liebe neu geboren.
Memnons Säule, von Auroren
Angeschienen leis' und fern,
Haucht so aus dem starren Kern
Ihre Sehnsucht aus in Liedern,
Und der Mutter Gruß erwiedern
Nur in Tönen mag sie gern.
4. Musik ist die Kunst der Liebe,
In der tiefsten Seel' empfangen,
Aus entflammendem Verlangen
Mit der Demuth heil'gem Triebe.
Daß die Liebe selbst sie liebe,
Zorn und Haß sich ihr versöhnen,
Mag sie nicht in raschen Tönen,
Bloß um Lust und Jugend scherzen:
Sie kann Trauer, Tod und Schmerzen,
Alles, was sie will, verschönen.

2. Zweite Weise.

1. Lass' Dich mit gelinden Schlägen
Rühren, meine zarte Laute!
Da die Nacht hernieder thaute,
Müssen wir Gelispel pflegen.
Wie sich Deine Töne regen,
Wie sie athmen, klagen, stöhnen,
Wallt das Herz zu meiner Schönen,
Bringt ihr aus der Seele Tiefen
Alle Schmerzen, welche schliefen;
Liebe denkt in süßen Tönen.
2. Zu dem friedlichen Gemach,
Wo sie ruht in Blumendüften,
Lass' noch in den kühlen Lüften
Tönen unser schmelzend Ach!
Halb entschlummert, halb noch wach,
Angeblickt vom Abendstern,
Liegt sie, und vernimmt wohl gern
In den leisen Harmonien
Träume, Bilder, Phantasien,
Denn Gedanken stehn zu fern.
3. Inn'ger, liebe Saiten, bebet!
Lockt hervor den Wiederhall!
Weckt das Lied der Nachtigall,
Und wetteifernd mit ihr strebet!
Doch wenn sie die Stimm' erhebet,
Dann erkennet Euern Herrn,
Lauscht demüthig und von fern.
Horch! schon singt der holde Mund,
Denn verrathen unsern Bund
Nur in Tönen mag sie gern.

4. Nun noch einmal, gute Nacht!
Und an Deinem Lager säume
Nur der zärtlichste der Träume,
Bis der Morgen wieder lacht.
Dann geh' auf in stiller Pracht,
Wie der Tag den Erdensöhnen,
Meine Hoffnungen zu krönen.
Kann doch Deine Blüthenjugend
Unschuld, Anmuth, reine Tugend,
Alles, was sie will, verschönen.

XVI. Der Bund der Kirche mit den Künsten.

1. Wie vom Himmel kommt ein hohes Weib geschritten,
Zur Linken weder schauend noch zur Rechten;
Ruh' ist und Maß in ihren festen Tritten,
Die unabirrend gehn die Bahn des Rechten;
Sie scheint nicht zu befehlen, noch zu bitten,
Doch wenn sie spricht, kann Niemand mit ihr rechten.
Zu ihren Füßen decken Cherubinen
Sich mit den Flügeln, brünstig ihr zu dienen.
2. Noch Kranz, noch Diadem am Haupt ihr prangen,
Die Mitra ist der Stirnen aufgedrückt;
Ihr Leib, vom schlichten Kleide streng umfangen,
Mit priesterlichen Zeichen nur geschmückt.
Die Stola sieht man von den Schultern hangen,
Die Taub' im Dreieck auf der Brust gestickt.
Der Stab, den sie als Hirtenstab geneiget,
Das Purpurkreuz im Banner oben zeiget.
3. Ihr Weg ist nach der Griechen Land gerichtet,
Auf des Parnassus fabelhafte Höhn,
Wovon so viel die eitle Welt gedichtet;
Dort waren einst die Eitelkeiten schön.
Apollo's alter Dienst ist längst vernichtet,
Daß dürr, verwildert seine Haine stehn;
Getrübt ihr Wasser den berühmten Bornen,
Die murrend schleichen unter Sumpf und Dornen.
4. Hier sind, verschmäht, die Künste hingeflohen,
Und läßig ruht nun die geübte Hand,
Seit hingestürzt die Götter und Heroen,
Auf deren Dienst sie allen Fleiß verwandt.
Das Hohe sank, das Niedre ward zum Hohen:
Sie glauben sich auf ewig schon verbannt,
Weil jeder Blick, vom Sinnentrug entblendet,
Sich sehnend nur nach Geist und Wahrheit wendet.
5. Zerrissen ist ihr Regenbogenschleier
Der Malerei, vertauscht mit düsterm Flore,
Und halb entsaitet der Musik die Leier;
Gespalten tönen dumpf der Syrinx Rohre,
Die Bildnerei entbehrt Prometheus Feuer;
Es sitzt die stolzeste vom ganzen Chore,
Architektur, wie Niobe versteinet,
Auf Steinen, deren Umsturz sie beweinet.
6. Und wie sie so im Grame sich versenken,
Tritt jene Hehre mitten unter sie,
Und spricht: „Euch ziemte, Andres zu bedenken;
Was Ihr bejammert, kehret wieder nie.
Ein tiefres Weh sollt' Eure Herzen kränken,
Weil Euer Zauber Reiz der Sünde lieh,
Und weil Ihr auf des Irrthums Schlangenpfade
Die Sterblichkeit verlockt vom Ziel der Gnade.

7. Doch säßt Ihr tausend Jahr in Asch' und Staub,
Schmucklos, das Haar zerstreut, mit nacktem Fuße:
Ersetzt wird nie dem Himmel Euer Raub,
Durch Thaten übt Ihr eine beßre Buße.
Ihr waret stolz auf Eures Lorbeers Laub,
Die Palme winket Euch mit schönerm Gruße.
Verlorne Schwestern, weiht Euch meinem Dienste,
So führ' ich Euch zu himmlischem Gewinnste."

8. Sie sagts, und staunend horcht ihr jede Nymphe,
Sie fassen sinnend ihr nachdrücklich Wort.
Erröthend erst, daß ihren Ruhm zum Schimpfe
Wahrheit verwandelt, flöhn sie gerne fort;
Dann, aufgemuntert von dem ernsten Glimpfe
Sehn sie in ihr ein neues Heil und Hort,
Und flehn fußfällig, daß sie möge lehren,
Ganz ihr zu leben, und sie recht zu ehren.

9. Sie sprach: „Ihr wißt, wie, die für Götter galten,
Der Völker Weltlichkeiten, mit Verspotten
Die ersten Jünger Christs Empörer schalten,
Bemüht, mit jeder Qual sie auszurotten.
Sie mußten auf der Flucht Versammlung halten,
Bei Nacht in Gräbern oder Felsengrotten,
Wo die vor der Tyrannen Drohn Verstummten
Nur leise Hymnen und Vigilien summten.

10. Doch Feinde fördern selbst, was Gott beschlossen:
Erlittenes Kreuz erhöhte nur das Kreuz.
Das Blut der Märtyrer hat es begossen,
Und wie ein Baum erwuchs das dürre Kreuz.
Roms Adler kam raubgierig angeschossen;
Sein blut'ger Schnabel küßt nunmehr das Kreuz,
In dessen Schatten fromme Millionen
Vom Aufgang bis zum Niedergange wohnen.

11. Drum ziemt es sich, daß Jubelstimmen schallen,
Wo sich Gemeinden Gläubiger vereinen.
Der Drangsal Höhlen wurden Siegeshallen,
Da muß des Heiles Sonne sichtbar scheinen.
Nicht, weil sie sich in goldner Pracht gefallen:
Einfalt und Demuth lehrte Christ die Seinen;
Nein, daß vom himmlisch geistigen Exempel
Ein Bild und Abglanz sei der ird'sche Tempel.

12. Denn in den lichtätherischen Bezirken,
Wovon nur Dämmerung hier unten graut,
Hat sich die Gottheit mit allmächt'gem Wirken
Ein heil'ges Haus, geräumig gnug, erbaut,
Die ganze Welt der Geister zu umzirken,
Die sich in ihrem Anschaun selig schaut.
Es strahlt der Bau in allerreinster Klarheit,
Und ruhet auf Grundvesten ew'ger Wahrheit,

13. Die bis in unerforschte Tiefen reichen,
Wo Dasein gränzet an die alte Nacht.
Der Hölle Pforten müssen ihnen weichen,
Und hier verliert Vergänglichkeit die Macht.
Gerechtigkeit und Stärke sonder Gleichen
Als Maur und Graben den Palast bewacht;
Der Weisheit Stufen sich zu ihm erheben,
Und Mäßigung macht rings den Boden eben.

14. Aus Glauben sind die stützenden Pilaster,
Und zur Umgebung will die Liebe dienen:
Die Säulen prangen weiß von Alabaster,
Die Wände glühn mit flammenden Rubinen;
Die Hoffnung zieret mit smaragdnem Pflaster
Die Gäng' im Tempel, und hoch über ihnen
Sieht man das Dach aus wölbenden Sapphiren
Sich in der Gnade Mittelpunkt verlieren.

15. An diesem Hof des himmlischen Monarchen
Ist Jeglicher nach Würd' und Rang begnadet.
Erst Herrlichkeiten, Thronen, Hierarchen,
Die ihrem Ursprung nie durch Wahl geschadet;
Auf goldnen Stühlen Aeltste, Patriarchen,
Die Märtyrer, in Blute weiß gebadet;
Dann, bis hinunter zu den kaum Gebornen,
Die durch das Kreuz erretteten Verlornen.

16. Doch, wo sie hingeordnet, nah und fern,
In Allen lebet Eine Lieb', Ein Willen;
Und jedem frommen Chore gnügt es gern,
Den ew'gen Durst nach seiner Art zu stillen.
Kein Mißlaut rührte je das Ohr des Herrn,
Wenn ihren Lippen Lobgesäng' entquillen,
Wenn wechselnde, vielstimm'ge Psalmodieen
Durch Himmelsdüfte, hold verschwistert, ziehen.

17. Stets „dreimal heilig" dem Dreieinen schallet
Preis seiner Tochter, Mutter, Braut, Maria.
Der einst zu ihr als Bot' herabgewallet,
Huldigt so süß entzückt: Gegrüßt, Maria!
Daß es aus Aller Herzen wiederhallet,
Von gleicher Lieb' entglüht: Gegrüßt, Maria!
Gebetes Weihrauch wölkt sich auf zum Dome,
Und jeder sprengt sich aus kristallnem Strome.

18. Und der, ein Gott, geboren ward vom Weibe,
Ist zwiefach gegenwärtig unter ihnen;
Tränkt sie und speist mit seinem Blut und Leibe,
Geheimnißvoll sich opfernd selbst, zu sühnen,
Wo sich der erste Seraph nur: ich glaube,
Nicht: ich begreifs, zu sagen darf erkühnen.
So wird im Tag, den keine Nacht umschleiert,
Des hohen Tempels reiner Dienst gefeiert.

19. Wohlan, Ihr Künste! es gebiert Euch wieder,
Wenn Ihr mein Thun hienieden würdig ziert,
Wenn Ihr vom Himmel auf die Erde nieder
Die Heiligkeiten, bildlich deutend, führt.
Schon regt in Euch Begeistrung ihr Gefieder,
Vernehmt denn, wie sich Jegliches gebührt,
Daß Ihr, vom Ueberschwenglichen verwirret,
Nicht bei den ungewohnten Flügen irret.

20. Form und Verhältniß darfst Du nicht vertauschen
Zu Deinem neuen Zweck, Architektur,
Die Du, voll Sinn, verstanden abzulauschen
Gebilden herrlich bauender Natur.
Wie Harmonie'n in Harmonien rauschen,
Gebrauch' in höherem Verein sie nur;
Vergiß und laß vergessen aller Schranken
Die auf das Ew'ge zielenden Gedanken.

21. Kein Götterbild soll hier im Dunkel thronen,
Von fern verehrt in schauerlicher Pracht;
Kein andres, heitrer, wie im Freien wohnen,
Von Säulen nur umringt, und überdach't,
Dem draußen, unter eines Haines Kronen,
Die Opferflammen würden angefacht.
Nein, zahllos soll die betenden Gemeinden
Der lichte, doch geschloßne Bau befreunden.

22. Laß Deine Hallen denn des Volkes Wellen
In breitem ungehemmtem Strom empfangen;
Bühn' über Bühne laß den Chören schwellen,
Und die Altäre hoch erhaben prangen;
Dem Tempel gib als Kinder rings Kapellen,
Einsamer Andacht stiller nachzuhangen;
Und laß, wetteifernd mit den Sterngewölben,
Den hohen Dom sich in der Mitte wölben.

23. Und solch Gebäu erfüllend zu durchdringen,
Wölb' auch, Musik! der Töne reichen Bau.
Verhältniß aus Verhältniß laß entspringen,
Gesondert, wechselnd, doch vereint genau.
Wie alle Sphären rein zusammen klingen,
Doch jede Kugel aus kristallnem Blau
In eignem Ton: so mußt Du in Gewittern
Der Harmonie die Seelen tief erschüttern.
24. Der Himmel wird Dir eine Heil'ge leihn
Zur Führerin von Deinen vollen Chören:
Es wird der Lieder vielverschlungnen Reihn
Durch neue Kunst Cäcilia hold beschwören.
Der Menschen Stimmen tragend im Verein,
Wird ihrem Druck aus den metallnen Röhren
Ein süßer Wind des Wohllauts athmend steigen
Und sich mit jenem heben oder neigen.
25. Ihr aber, der Gestalten Bildnerinnen
Mit Meißel oder Pinsel, seid bemüht
Mit neuem und wahrhaftigem Beginnen
Um das, was Zion gegenwärtig sieht,
Was hier der Fromme nur im Traum wird innen,
Wenn seinem Wunsch ein innres Licht entglüht.
Zeigt ihnen jedes würd'ge Haupt der Väter,
Apostel, Märt'rer, Heil'gen, Wunderthäter.
26. Und jene selbst, die unter ihrem Herzen
Hat Gottes Sohn getragen, und den Sohn.
Ihn bilde Du, Skulptur, aus weichern Erzen,
(Doch selbst das härtste würde weich, wie Thon)
Wie er gebüßt mit namenlosen Schmerzen
An seinem reinen Leib der Sünde Lohn,
Und wie, noch schön in halbverwelkter Schöne,
Am Kreuze hing die Zier der Menschensöhne.
27. Laß, Malerei! statt unter den Gedichten
Der Sinnenwelt Dich spielend zu ergehn,
Die schönsten Wunder geistlicher Geschichten
Von Neuem unter Deiner Hand geschehn.
Was jede Seel' erquickt in den Berichten,
Laß glänzend und genetzt die Augen sehn.
Der alt' und neue Bund samt den Legenden
Ermahne sprechend von der Tempel Wänden.
28. Mit Deinen Werken wird Dein Ruhm sich häufen,
Dir widmen sich viel trefflich hohe Geister.
Selbst Ordensbrüder in der Zell' ergreifen
Dein Werkzeug, durch entzückten Eifer dreister.
Doch, wie Du magst durch Land und Zeiten streifen.
Zwei bleiben dennoch die erkornen Meister:
An ihren Namen sollst Du sie erkennen,
Weissagend will ich sie nach Engeln nennen.
29. Nach Michael, der einst, von Muth beflügelt,
Sieghaft den Drachen in die Tiefe warf,
Wird jener heißen, den die Furcht nie zügelt,
Und dessen Geist wie Blitze rasch und scharf.
Durch seines Pinsels Züge wird entsiegelt,
Was bange Sterblichkeit kaum ahnen darf:
Des Heilands Kunft, die weckenden Posaunen,
Des Todes Tod, und der Natur Erstaunen.
30. Und Raphael, ein Engel von den sieben,
Die vor Gott stehn, der doch bescheidentlich
Verborgen dem Gefährten war geblieben,
Dem er zum Boten treu erboten sich,
Und als der Dank für sein hülfreiches Lieben
Nun überfloß, mit leisem Wort entwich;
Der, wollt' er gleich sich ganz als Mensch erweisen,
Genähret ward von unsichtbaren Speisen:
31. Er leiht den Namen einem holden Strahle
Der Lieb' und Kunst, den still ein Jüngling heget.
Als ob mit Geist er, nicht mit Farben, male,
Wird tiefre Seel' in jeden Zug geleget.
Oft ladet er die Andacht zu dem Mahle,
Wo hohes Antlitz, reiner Blick sie pfleget,
Wo jenes Weib erscheint, der Gottheit Freude,
Ihr Kind die ihr', und aller Wesen beide.
32. So eilt, Ihr Schwestern, und verschmäht mit nichten
Den kleinsten Ort: jedennoch müßt Ihr Euch
Vor andern gern der großen Stadt verpflichten,
Der weltlich einst, nun geistlich keine gleicht:
Und in der Stadt Euch auf den Tempel richten,
Den jene Schlüssel öffnen, die im Reich
Des Himmels lösen können oder binden.
Dort sollt Ihr mich, Euch Beifall winkend, finden."
33. Die Hohe sprachs, und wandte sich zum Himmel,
Von wannen sie herabgekommen war.
Nun regte sich mit freudigem Gewimmel
Zu neuen Thaten die vereinte Schar.
Sie stellten in dem irdischen Getümmel
Manch heil'ges Werk mit reinem Streben dar:
Wie das, wovon es Gleichniß, überschwenglich;
Wie die, so es geboten, unvergänglich.

XVII. Sibylle.

1. Einsam in der Felsenhöhle,
Tiefen Ernst in keuscher Seele,
Wohnte Phöbus Priesterin.
Oft in stiller Nächte Hüllen
Nahte sich der Gott Sibyllen,
Zu erleuchten ihren Sinn.
2. Staunend fiel sie vor ihm nieder,
Ihr erschauerten die Glieder,
Die der hohe Gast durchdrang.
Und sie öffnete die Lippen,
Und es schollen rings die Klippen
Von prophetischem Gesang.
3. Auf geweihte Palmenblätter
Grub sie dann den Spruch der Götter,
Vom Apoll ihr offenbart.
Vieler Menschen Söhne kamen,
Fragten, lasen, und vernahmen,
Was der Zukunft Schoß bewahrt.
4. Aber öfters fuhr der Flügel
Eines Sturmwinds trotz dem Riegel
Ihrer Pforte durch die Gruft,
Ach, und riß die leichten Blätter
Ohne Schutz und ohne Retter
Sausend in die öde Luft.
5. Die Prophetin, unbekümmert
Um ihr Werk, vom Sturm zertrümmert,

XVII. 4. 5. Ohne Schützer, ohne Retter. Nach **5.** folgen 4 Strophen: So erzählt die fromme Sage, — So die Dichtung grauer Tage. — Klügler, spotte ihrer nicht! — Merket auf! Ich will sie deuten. — Mit der Fabel Dunkelheiten — Gatte sich der Wahrheit Licht. — — Wie Sibyll' in Cuma's Höhlen, — Wohnt in edler Menschen Seelen — Himmlische Beschauungskraft. — Hoher Kunde wird Der innen, — Der dem Gaukelspiel der Sinnen, — Ihr zu lauschen, sich entrafft. — — Durch des Lebens tausend Irren, — Die des Wallers Fahrt verwirren, — Zeigt die Weisheit ihm die Bahn. — Mitten hin durch Klipp' und Brandung — Leuchtet ihm zu froher Landung — Ihre Fackel hell voran. — — Glücklich steuert' er zu Lande, — Löste Leichtsinn nicht die Bande, — Die der Ernst den Lüsten flicht. — Dann kann Nichts die Fackel schirmen, — Er vernimmt vor ihren Stürmen — Der Pilotin Stimme nicht.

Haschte keines je zurück.
Wer von ihr in bangen Nöthen
Trost gehofft und Trost gebeten,
Fluchte dann auf sein Geschick.
6. Weisheit läßt mit sich nicht scherzen;
Menschen, haltet fest im Herzen
Die Orakel der Vernunft.
Weh, wenn vor der Lüste Toben
Maß und Ordnung weggestoben!
Hoffet keine Wiederkunft.

XVIII. Die Erhörung.

1. Schöne Fatme! schöne Fatme!
Drunten in des Vaters Garten
Blühen sieben Mandelbäume:
Willst Du nicht der Blüthen warten?
2. In der Mandelbäume jedem
Sitzt ein Paar von Nachtigallen:
Willst Du kommen, willst Du lauschen,
Wie die süßen Lieder hallen?
3. In der Mandelbäume Schatten
Sprudelt eine Wasserquelle,
Willst die warme Nacht nicht ruhen
An dem Brunnen kühl und helle?
4. Schon so viele Monden wandl' ich
Alle Nächte hier, Du Spröde,
Und Du kommst nicht an Dein Fenster,
Gibst mir weder Gruß noch Rede.
5. Sieh, ich weiß die Schlich' und Gänge,
Lange lag ich auf der Lauer.
Drüben bei dem Dornenhügel
Ueberklettr' ich leicht die Mauer. —
6. Böser Sänger! böser Sänger!
Störst mich so in meinem Schlafe.
Leise! leise! daß die Mutter
Nicht erwach' und mich bestrafe.
7. Böser Sänger! böser Sänger!
Muß ich so hinunter schleichen,
Muß den Thau mit zarten Füßen,
Armes Kind! vom Rasen streichen.
8. Nur behutsam, guter Abdul,
Nur behutsam spring' die Mauer!
Wenn Du fällst und Dich verwundest,
Ach, Du gibst mir Noth und Trauer!

XIX. Aus dem Gefängniß.

Ach, im Maien war's, im Maien,
In der großen Hitze Tagen,
Wenn die Liebenden umhergehn,
Dienst den Lieben anzutragen.
Nur ich armer Unglücksel'ger
Muß hier im Gefängniß zagen!
Wenn es Nacht ward, wußt' ich nimmer,
Noch wenn es begann zu tagen;
Hätte nicht ein kleines Vöglein
Mir ums Morgenroth geschlagen.
Nun erschoß es mir ein Schütze:
Den will ich vor Gott verklagen.

XX. Pygmalion.

1. Festlich duften Cypriens Altäre,
Von Gesang ertönet Paphos Hain.
Schön geordnet ziehn geschmückte Chöre
In den myrthumkränzten Tempel ein.
Rosig blühnde Mädchen, zarte Knaben;
Alle bringen sie Gelübd' und Gaben,
All' erflehn, Verlangen in der Brust,
Liebe, Reiz und Jugendlust.
2. Wollust athmet aus den Rosenlauben,
Wo sich willig manches Paar verirrt,
Wo ein Paar von buhlerischen Tauben
Ihrer Ankunft süß entgegen girrt.
Küsse hört man flüstern in den Büschen,
Wo sich Licht und Dunkel lieblich mischen,
Wo der Grund, mit Moosen überwebt,
Sich zum Lager schwellend hebt.
3. Aber einsam, in sich selbst verschlossen,
Schaut Pygmalion dem Feste zu;
Das Frohlocken muthiger Genossen
Weckt ihn nicht aus seiner ernsten Ruh.
Suchtest Du denn von den Schönen allen,
Holder Jüngling, keiner zu gefallen?
Oder hat, für die Dein Sinn entbrannt,
Spröde sich Dir abgewandt?
4. Ach, ihm kam wohl mancher Gruß entgegen,
Mancher Wink verhieß ihm Gunst und Glück,
Und es hob von schnellern Herzensschlägen
Mancher Busen sich vor seinem Blick.
Doch umsonst! nie öffnet er die Arme,
Daß davon umstrickt ein Herz erwarme,
Dieser Mund, wo frisch die Jugend blüht,
Wird von Küssen nie durchglüht.
5. Höher strebt sein einziges Begehren.
Hingeschmiegt an einen zarten Leib,
Würde dennoch Sehnsucht ihn verzehren,
Was ihm fehlt, gewährt kein irdisch Weib.
Nicht um Blumen, gleich dem Schmetterlinge,
Auf zur Sonne mit des Adlers Schwinge
Schwebt sein Geist, und athmet reine Luft,
Unberauscht von süßem Duft.
6. Zur Geliebten hat er sich erlesen,
Die noch nie ein sterblich Auge sah;
Nur ein Schatte, doch ein mächtig Wesen,
Ist sie fern ihm, und doch ewig nah'.
Tief in seines Innern heil'ger Stille
Pflegt die Dichtung sie mit reger Fülle,
Und umarmt das göttlich schöne Bild,
Halb von eignem Glanz verhüllt.
7. In erstauntes Anschaun so versunken,
Fühlt er sich allein, wenn er erwacht.
„Götter!" seufzt er dann, „nur Einen Funken,
Einen Funken Eurer Schöpfermacht!
Bin ich bloß zu eitlem Wahn geboren?
Meine Lieb' an einen Traum verloren,
Der, von ihrem Odem nie beseelt,
Liebevoll sich mir vermählt?
8. Oder thronet, die ich lieb', im Saale
Des Olymp mit sel'ger Allgewalt?
Trinkt sie jeden Tag aus goldner Schale
Jugend und ambrosische Gestalt?
Wird sie zürnend den Vermeßnen tödten,
Der in Lieb' entbrennt, statt anzubeten?

— 6. 4. Wehe, wenn Euch Leidenschaften — 5. Einmal Licht und Recht entrafften!

Oder lächelt sie, voll Größ' und Huld,
Seiner hoffnungslosen Schuld?
9. Göttin, deren neugeborne Schöne
Einst das Meer in Purpurglut getaucht!
Du, die in die Brust der Menschensöhne,
Wie der Götter, linde Wonne haucht!
Sieh mit unaussprechlichem Verlangen
Mich am Schatten Deines Bildes hangen;
Diese Züge hoher Anmuth lieh
Nur von Dir die Fantasie.
10. Zwar Dich darf kein Sterblicher erblicken,
Wie Du bist, wie Dich der Himmel kennt;
Kaum durchblitzen würd ihn das Entzücken
Einen schnell vernichtenden Moment.
Aber laß, wie Frühlingswehn, Dein Lächeln
Eine jungfräuliche Stirn' umfächeln,
Wie die Sonn' im Bache sich beschaut:
Und ich grüße sie als Braut!"
11. Also fleht er oft, doch aus den Sphären
Steigt Erhörung niemals ihm herab.
Nur die Kraft kann seinen Wunsch gewähren,
Die zuerst dem Wunsche Flügel gab.
Hoffst Du Labung außer Dir? Vergebens!
In Dir fließt die Quelle schönes Lebens;
Schöpfe da, und fühle froh geschwellt
Deine Brust, Dein Aug erhellt.
12. Eine Stimme, tröstend im Versagen,
Flüstert in die Seel' ihm diesen Rath.
Nein! nicht länger will er schmachtend zagen:
Träume reifen zu Entschluß und That.
Muthig, was, er liebt, sich zu verschaffen,
Schärft er seines Geistes goldne Waffen;
Still verheißt dem Sinnenden die Kunst
Hülfe, statt der Götter Gunst.
13. Jener Zauber wandelnder Gestalten,
Dädalus, erzog ihn einst für sie,
Lehrt' ihn Bildung aus dem Stoff entfalten,
Bis sie schön zum Ebenmaß gedieh.
Gern besiegt von seines Meißels Schlägen,
Schien der starre Felsen sich zu regen,
Und er ward auf seines Lehrers Spur
Nebenbuhler der Natur.
14. Wie Prometheus Menschen, seine Brüder,
Bildet' er der Götter ganzes Chor;
Zog zur Erde nur den Himmel nieder,
Nicht die Erde zum Olymp empor.
Edle Wesen, irdische Heroen,
Doch nicht groß wie die unnennbar Hohen,
Schien ihr mildres, nicht umstrahltes Haupt
Der Unsterblichkeit beraubt.
15. Und der Künstler wohnt in ihrer Mitte,
Frei und fröhlich ihnen zugesellt,
Sie bewirthend nach der biedern Sitte
Jener ersten unschuldvollen Welt,
Wo die Himmlischen auf stillen Fluren
Oft mit Menschen Freud' und Leid erfuhren,
Wo Apoll, ein unerkannter Hirt,
Singend Tempe's Thal durchirrt.
16. Aber seit ein namenloses Sehnen,
Süß und quälend, seine Brust entzweit,
Seit der Wahn des nie erblickten Schönen
Ihn berauscht mit Allvergessenheit,
Ließ er ruhn die kunstbegabten Hände,
Unbesorgt, ob er ein Werk vollende,
Das nur halb mit zweifelhaftem Sieg
Aus dem Stein ins Leben stieg.
17. Nun, da zu der holden Unsichtbaren
Ihn hinan des Muthes Fittig trägt,
Will er seinen Augen offenbaren,
Was sein Busen heimlich längst gehegt.
In der Flut begeisternder Gedanken,
Die entbunden um die Sinne schwanken,
Liebeglühend, tritt Pygmalion
In der Werkstatt Pantheon.
18. Und, o Wunder! in verklärtem Lichte
Stehen rings die stolzen Bilder da;
Es enthüllt dem staunenden Gesichte
Gottheit sich, wie er sie nimmer sah.
Wie von reinem Nektarthau durchflossen,
Wonnevoller Ewigkeit Genossen,
Schön und furchtbar, scheinen sie erhöht
Zu des Urbilds Majestät.
19. Auf des Donnergottes heitre Brauen
Wallt der Locken hoher Schwung zurück;
Juno thront, die Königin der Frauen;
Pallas senkt den sinnig ernsten Blick.
Bacchus bietet hold die frohen Gaben,
Weiche Jugend blüht dem Götterknaben;
Hermes regt den Sinn, behend und schlau,
Mit der Glieder leichtem Bau.
20. Selbstgenügsam, in entzückter Feier
Schwebt Apoll, mit Daphne's Laub umkränzt,
Haucht Gesänge zu der stummen Leier,
Die in seinem Arm, ein Kleinod, glänzt.
Und o Du, süßlächelnde Dione,
Mit der Anmuth zartem Gürtel! schone!
Gab er nicht zum Opfer Seel' und Sinn
Ganz, Urania, Dir hin?
21. Freudig, doch mit ahnungsvollem Schweigen,
Blickt er auf der Himmelsmächte Kreis,
Richter sind sie ihm und heil'ge Zeugen,
Wie er ringt nach der Vollendung Preis,
Nicht zu ruhn, noch feige zu ermatten,
Schwört er, bis er den geliebten Schatten,
Einen Fremdling in der niedern Welt,
Seinen Göttern dargestellt.
22. Schöner Stein! in Paros kühlen Grüften
Hat die Oreade Dir gelacht;
Ja, Du wurdest aus den Felsenklüften
In beglückter Stund' hervorgebracht!
Von der Hand Pygmalions erkoren,
Reiner Marmor! wirst Du neu geboren.
Was sein Stahl Dir liebend raubt, vergilt
Tausendfach das holde Bild.
23. Wann Aurora kaum noch Deine Weiße
Röthet, eilt der Künstler schon herzu,
Und ihn winkt von immer süßerm Fleiße
Nur die Nacht gebieterisch zur Ruh'.
Wann des Schlafes Arm ihn leis' umfangen,
Spielt um ihn das schmeichelnde Verlangen,
Zeichnet sein gelungnes Werk der Traum
Dämmernd in des Aethers Raum.
24. Endlich geht die freundlichste der Sonnen
Ueber ihm, Vollendung bringend, auf.
Endlich, endlich ist das Ziel gewonnen,
Und die Palme kühlt des Siegers Lauf.
Vor ihm blüht das liebliche Gebilde,
Gleich der Rose, die der Frühlingsmilde,
Welche webend, athmend um sie floß,
Kaum den Purpurkelch erschloß.

XX. 19. 4. den züchtig ernsten Blick. — 5. die süßen Gaben, — **20.** 2. bekränzt, — 8. Ganz, o Himmlische, Dir hin?

25. Hüllenlos, von Unschuld nur umgeben,
Scheint sie sich der Schönheit unbewußt,
Ihre leicht gebognen Arme schweben
Vor dem Schoß und vor der zarten Brust.
Reine Harmonie durchwallt die Glieder,
Deren Umriß, von der Scheitel nieder
Zu den Sohlen, hingeathmet fliegt,
Wie sich Well' in Welle schmiegt.

26. Schön begränzt ihr Dasein stille Gnüge,
Friedlich wohnet es in sich daheim;
Und es ruht im Spiel der linden Züge
Unentfaltet künft'ger Liebe Keim.
Gleich als ob sie nimmer traur' und zürne,
Lacht' ihr heller Blick, die ebne Stirne,
Ihre halbgeschloßne Lippe schwoll,
Süßer Tön' und Küsse voll.

27. Selig, festgezaubert im Betrachten,
Schaut Pygmalion und glüht und schaut.
Bald verstummt er, aufgelöst in Schmachten,
Bald erschallt des Herzens Hymne laut.
Einen Gegenstand der Huldigungen
Hat sich nun die treue Lieb' errungen,
Die nach dem, was nirgends war, zuvor
In der Oede sich verlor.

28. Seine Seele, die Erwiedrung heischet,
Leihet der Geliebten, was sie fühlt,
Gern vom eignen Wiederschein getäuschet,
Der um jene Jugendfülle spielt.
Mit des Steines nachgeahmtem Leben
Strebt er sich so innig zu verweben,
Daß sein Herz, von Lieb' und Lust bewegt,
Wie in Beider Busen schlägt.

29. Was ersann er nicht, ihr liebzukosen?
Welche süße Namen nannt' er nicht?
Das Gebüsch verarmt an Myrt' und Rosen,
Die er sorgsam ihr in Kränze flicht.
Aber ach! wann wird ihr holdes Flüstern
Seinen Liebesreden sich verschwistern?
Wann besiegelt der erwärmte Mund
Wiederküssend ihren Bund?

30. Lächelnd einst, wie mildes Frühlingswetter,
Schaut Urania vom lichten Thron;
Von der Menschen Vater und der Götter
Fordert sie der reinsten Treue Lohn:
„Sieh'! allein von allen Erdensöhnen
Hat Pygmalion, dem höchsten Schönen
Huldigend, und frei vom Sinnenbrand
Sich zu meinem Dienst gewandt.

31. Nicht aus Trotz, zu eitlem Schöpferruhme;
Folgsam lauschend nur dem innern Ruf,
Stellt' er im verborgnen Heiligthume
Uns die Gattin dar, die er sich schuf.
Jenen Funken, den Prometheus raubte,
Zum Verderben seinem stolzen Haupte,
Gib ihn mir für den bescheidnen Sinn
Meines Künstlers zum Gewinn."

32. So die Göttin, und mit Wohlgefallen
Winkt ihr Zeus, und neigt den Herrscherstab,
Locken, den Olymp erschütternd, wallen
Auf die Stirn ambrosisch ihm herab.
Ein gewohntes Opfer darzubieten,
Stand Pygmalion in Duft und Blüthen,
Als es wie ein Blitz sein Mark durchdrang,
Daß er zagend niedersank.

33. Doch ihn locken ferne Melodien
Zauberisch ins Leben bald zurück.
Rosenfarbne Morgenschimmer fliehen
Um das Bild und laben seinen Blick.
Wie von eines Aetherbades Wogen
Wird sie sanft gewiegt und fortgezogen.
„Soll sie Eures Himmels Zierde sein?
Götter! Götter! sie ist mein."

34. Und er fliegt hinzu und schlingt die Arme
Kühn und fest um das geliebte Weib.
Glühend, schauernd fühlt er, sie erwarme;
Seinem Drucke weicht der Marmorleib.
Und es schlägt ihr Herz die ersten Schläge,
Und die Pulse werden hüpfend rege,
Und das Drängen junger Lebenslust
Schwellt die ungeduld'ge Brust.

35. Und ihr Auge — Wonne würd' ihn tödten,
Schlöß' es sich dem fremden Tage nicht.
Ach, sie drückt mit schüchternem Erröthen
An des Jünglings Busen ihr Gesicht.
„Liebe! Liebe!" stammeln Beider Zungen,
Und die Seelen, ganz in Eins verschlungen,
Hemmt ein Kuß im schwesterlichen Flug
Mit geheimnißvollem Zug.

XXI. Arion.

1. Arion war der Töne Meister,
Die Zither lebt' in seiner Hand;
Damit ergötzt' er alle Geister,
Und gern empfing ihn jedes Land.
Er schiffte, goldbeladen,
Jetzt von Tarents Gestaden,
Zum schönen Hellas heimgewandt.

2. Zum Freunde zieht ihn sein Verlangen,
Ihn liebt der Herrscher von Korinth.
Eh' in die Fremd' er ausgegangen,
Bat der ihn, brüderlich gesinnt:
„Laß Dirs in meinen Hallen
Doch ruhig wohlgefallen!
Viel kann verlieren, wer gewinnt."

3. Arion sprach: „Ein wandernd Leben
Gefällt der freien Dichterbrust.
Die Kunst, die mir ein Gott gegeben,
Sie sei auch vieler Tausend Lust.
An wohlerworbnen Gaben
Wie werd' ich einst mich laben,
Des weiten Ruhmes froh bewußt!"

4. Er steht im Schiff am zweiten Morgen,
Die Lüfte wehen lind und warm.
„O Periander, eitle Sorgen!
Vergiß sie nun in meinem Arm!
Wir wollen mit Geschenken
Die Götter reich bedenken,
Und jubeln in der Gäste Schwarm." —

5. Es bleiben Wind und See gewogen,
Auch nicht ein fernes Wölkchen graut,
Er hat nicht allzuviel den Wogen,
Den Menschen allzuviel vertraut.
Er hört die Schiffer flüstern,
Nach seinen Schätzen lüstern;
Doch bald umringen sie ihn laut.

6. „Du darfst, Arion, nicht mehr leben:
Begehrst Du auf dem Land ein Grab,
So mußt Du hier den Tod Dir geben;
Sonst wirf Dich in das Meer hinab." —
„So wollt Ihr mich verderben?
Ihr mögt mein Gold erwerben,
Ich kaufe gern mein Blut Euch ab." —

7. „Nein, nein! wir lassen Dich nicht wandern,
Du wärst ein zu gefährlich Haupt.
Wo blieben wir vor Periandern,
Verriethst Du, daß wir Dich beraubt?
Uns kann Dein Gold nicht frommen,
Wenn wieder heimzukommen
Uns nimmermehr die Furcht erlaubt.“ –
8. „Gewährt mir denn noch Eine Bitte,
Gilt, mich zu retten, kein Vertrag;
Daß ich nach Zitherspieler Sitte,
Wie ich gelebet, sterben mag.
Wann ich mein Lied gesungen,
Die Saiten ausgeklungen,
Dann fahre hin des Lebens Tag.“ –
9. Die Bitte kann sie nicht beschämen,
Sie denken nur an den Gewinn.
Doch solchen Sänger zu vernehmen,
Das reizet ihren wilden Sinn.
„Und wollt Ihr ruhig lauschen,
Laßt mich die Kleider tauschen:
Im Schmuck nur reißt Apoll mich hin.“ –
10. Der Jüngling hüllt die schönen Glieder
In Gold und Purpur wunderbar.
Bis auf die Sohlen wallt hernieder
Ein leichter, faltiger Talar;
Die Arme zieren Spangen,
Um Hals und Stirn und Wangen
Fliegt duftend das bekränzte Haar.
11. Die Zither ruht in seiner Linken,
Die Rechte hält das Elfenbein.
Er scheint erquickt die Luft zu trinken,
Er strahlt im Morgensonnenschein,
Es staunt der Schiffer Bande;
Er schreitet vorn zum Rande,
Und sieht ins blaue Meer hinein.
12. Er sang: „Gefährtin meiner Stimme!
Komm', folge mir ins Schattenreich!
Ob auch der Höllenhund ergrimme,
Die Macht der Töne zähmt ihn gleich.
Elysiums Heroen,
Dem dunkeln Strom entflohen!
Ihr Friedlichen, schon grüß' ich Euch!
13. Doch könnt Ihr mich des Grams entbinden?
Ich lasse meinen Freund zurück.
Du gingst, Eurydicen zu finden;
Der Hades barg Dein süßes Glück.
Da, wie ein Traum zerronnen,
Was Dir Dein Lied gewonnen,
Verfluchtest Du der Sonne Blick. –
14. Ich muß hinab, ich will nicht zagen!
Die Götter schauen aus der Höh'.
Die Ihr mich wehrlos habt erschlagen,
Erblasset, wenn ich untergeh'!
Den Gast, zu Euch gebetiet,
Ihr Nereiden, rettet!“ –
So sprang er in die tiefe See.
15. Ihn decken alsobald die Wogen,
Die sichern Schiffer segeln fort.
Delphine waren nachgezogen,
Als lockte sie ein Zauberwort:
Eh' Fluten ihn ersticken,
Beut einer ihm den Rücken
Und trägt ihn sorgsam hin zum Port.

16. Des Meers verworrenes Gebrause
Ward stummen Fischen nur verliehn;
Doch lockt Musik aus salz'gem Hause
Zu frohen Sprüngen den Delphin.
Sie konnt' ihn oft bestricken,
Mit sehnsuchtsvollen Blicken
Dem falschen Jäger nachzuziehn.
17. So trägt den Sänger mit Entzücken
Das menschenliebend sinn'ge Thier.
Er schwebt auf dem gewölbten Rücken,
Hält im Triumph der Leier Zier,
Und keine Wellen springen,
Wie nach der Saiten Klingen,
Rings in dem bläulichen Revier.
18. Wo der Delphin sich sein entladen,
Der ihn gerettet uferwärts,
Da wird dereinst an Felsgestaden
Das Wunder aufgestellt in Erz.
Jetzt, da sich jeder trennte
Zu seinem Elemente,
Grüßt ihn Arions volles Herz.
19. „Leb' wohl, und könnt' ich Dich belohnen,
Du treuer, freundlicher Delphin!
Du kannst nur hier, ich dort nur wohnen:
Gemeinschaft ist uns nicht verliehn.
Dich wird auf feuchten Spiegeln
Noch Galatea zügeln,
Du wirst sie stolz und heilig ziehn.“ –
20. Arion eilt nun leicht von hinnen,
Wie einst er in die Fremde fuhr;
Schon glänzen ihm Korinthus Zinnen,
Er wandelt singend durch die Flur.
Mit Lieb' und Lust geboren,
Vergißt er, was verloren,
Bleibt ihm der Freund, die Zither nur.
21. Er tritt hinein: „Vom Wanderleben
Nun ruh' ich, Freund, an Deiner Brust.
Die Kunst, die mir ein Gott gegeben,
Sie wurde vieler Tausend Lust.
Zwar falsche Räuber haben
Die wohlerworbnen Gaben,
Doch bin ich mir des Ruhms bewußt.“
22. Dann spricht er von den Wunderdingen,
Daß Periander staunend horcht.
„Soll Jenen solch ein Raub gelingen?
Ich hätt' umsonst die Macht geborgt.
Die Thäter zu entdecken
Mußt Du Dich hier verstecken,
So nahn sie wohl sich unbesorgt.“ –
23. Und als im Hafen Schiffer kommen,
Bescheidet er sie zu sich her.
„Habt vom Arion Ihr vernommen?
Mich kümmert seine Wiederkehr.“ –
„Wir ließen, recht im Glücke,
Ihn zu Tarent zurücke.“
Da, siehe! tritt Arion her.
24. Gehüllt sind seine schönen Glieder
In Gold und Purpur wunderbar.
Bis auf die Sohlen wallt hiernieder
Ein leichter, faltiger Talar;
Die Arme zieren Spangen,
Um Hals und Stirn und Wangen
Fliegt duftend das bekränzte Haar.
25. Die Zither ruht in seiner Linken,
Die Rechte hält das Elfenbein.

XXI. Die Strophen **16. 17.** u. **18.** fehlten in der 1. Ausg. — **19.** 2. friedlicher Delphin.

Sie müssen ihm zu Füßen sinken,
Es trifft sie wie des Blitzes Schein.
„Ihn wollten wir ermorden!
Er ist zum Gotte worden:
O schläng' uns nur die Erd' hinein!“ —
26. „Er lebet noch, der Töne Meister;
Der Sänger steht in heil'ger Hut.
Ich rufe nicht der Rache Geister,
Arion will nicht Euer Blut.
Fern mögt Ihr zu Barbaren,
Des Geizes Knechte, fahren:
Nie labe Schönes Euren Muth!“

XXII. Die Warnung.

1. Es tritt ein Wandersmann herfür
An eines Dorfes Schenke,
Er setzt sich vor des Hauses Thür
Im Schatten auf die Bänke;
Legt seinen Bündel neben sich,
Bittet den Wirth bescheidentlich,
Mit einem Trunk ihn zu laben.
2. Da zechen an dem nächsten Tisch
Zwei wilde rohe Buben.
„Heda! Herr Wirth, und gebt uns frisch:
Was kauzt Ihr in den Stuben?
Diese Nacht so durchgeschwärmt,
Heute von Morgens früh gelärmt!
Wir wollen nicht nüchtern werden.
3. He! Bruder, war das nicht ein Spaß!
Es geht mir Nichts darüber.
Und lieb' ich schon das volle Glas,
Hab' ich doch Unfug lieber.
Ach wie wird verwundert sein
All die werthe Christengemein'!
Wie wird der Pfaffe nicht toben!
4. Da draußen erst der Nepomuk
Mit seinen sieben Sternen,
Ich schob ihn an den Rand zuruck,
Bald muß er schwimmen lernen.
Schüttert wer, so plumpt er 'nein,
Rudert wohl mit dem Jesulein,
Den hält der Narr in den Armen.
5. Alsdann hinunter längs dem Thal
Der Wallfahrt Stationen,
Die dreizehn Steine allzumal
Mit Christi Passionen,
So beschmiert, verziert aufs Fest,
Daß das Lachen kein Einz'ger läßt,
Wenn sie zum Beten da knien.“
6. Der Andre sprach! „Wenn's Prahlen gilt,
So steh' ich alle Wetten.
Der Schnurrbart am Marienbild,
Und dann die Kron' aus Kletten,
Die ich ihm zu Nacht bescheert,
Sind wohl Deine Geschichten werth,
Und es ist noch nicht das Beste.
7. Dort auf dem Fels am hohen Kreuz,
Statt Christi leid'ger Fratze,
Hängt nun — o in der Seel erfreut's! —
Des Nachbars todte Katze.
Wenn sie nun auf ihrer Bahn
Ziehn die Stufen zur Kirch' hinan,
Das wird was Erbauliches werden!“ —
8. Der Wandersmann schaut ernst und still,
Da sie die Red' erhuben.
Sie achten erst nicht, was er will,
In ihrem Rausch, die Buben.
Beide riefen dann zugleich:
„Kümmert Euch, Tuckmäuser, um Euch!
Was soll das Gaffen und Horchen?“
9. Der Wandersmann sagt nicht ein Wort,
Und schaut nur unbeweglich,
Und ihnen wurde fort und fort
Sein Blick mehr unerträglich.
„Wenn Ihr nicht die Frechheit laßt,“
Sagten sie, „solchen Heuchlergast,
Den muß man mit Schlägen verjagen.“ —
10. „Mich schlägt ein Andrer wohl, als Ihr,
Ihr mögt kein Haar mir kränken.
Ich bin auf kurze Frist nur hier,
Doch sollt Ihr mein gedenken.
Junges Blut hat Frevelmuth:
Thut nicht ferner, so wie Ihr thut,
Und laßt bei Zeiten Euch warnen.
11. Sonst schließt Ihr einen Bund der Treu'
Mit Judas falscher Rotte;
Den Heiland kreuzigt Ihr aufs Neu'
Mit solchem kecken Spotte.“ —
„Ja doch, da geschäh' ihm recht,
Weil sich der einfältige Knecht
Das erstemal kreuzigen lassen.“ —
12. „Ich weiß gewiß, Ihr sprächt nicht so,
Wärt Ihr einst mitgegangen;
Ihr hättet nicht der Qualen froh,
Am Kreuz ihn sehen hangen,
Wie aus bittern Wunden quoll,
Aller Lieb' und Erbarmung voll,
Sein heilig göttliches Leben.
13. Wie um ihn, ewig hoffnungslos,
Die Freund' und Mutter standen,
Und er im Busen trug ihr Loos
Bei grimmen Todesbanden;
Neigt sein Haupt in Finsterniß,
Durch die Himmel geschieht ein Riß,
Und innerlich schauert die Erde.“ —
14. „Ei seht, der macht uns glauben gar
Er wär' dabei gewesen.
Was er erzählt, kann man fürwahr
In alten Tröstern lesen.
Sagt uns doch, wie alt Ihr seid,
Daß Ihr saht, was vor ew'ger Zeit,
Und nimmer vielleicht, ist geschehen?“ —
15. „Ich bin nicht alt, ich bin nicht jung,
Mein Leben ist kein Leben.
Wie rastlos kreist der Sonnen Schwung,
Muß ich hier unten schweben.
Greiser wird das Haar mir nicht,
Nicht gerunzelter mein Gesicht,
Das niemals lachet, noch weinet.
16. Ich war, wie Ihr, von frechem Muth
In meinen ersten Tagen.
An mir that keine Lehre gut,
Kein Warnen half, noch Sagen.
Als der Hohenpriester Amt
Heuchlerisch nun den Christ verdammt,
Da wollt' ich mein Müthchen auch kühlen.
17. Und als mit schwerer Kreuzeslast
Zum Thor ihn schleppt' die Menge,
Da hatt' ich vor den Andern Haß,
Und stieß ihn im Gedränge.
Matt und lechzend ohne Schrein,
Wollt' er rasten auf einem Stein,
Da schlug ich ihn mit den Fäusten.
18. „„Geh,“ rief ich, Jesus! fort mit Dir!
Zum Tod Dich endlich schicke!““

Der Heiland sah sich um nach mir,
Und sprach mit stillem Blicke:
„„Ich zwar gehe bald zur Ruh',
Aber wandern sollst nun Du,
Und warten, bis ich komme.““
19. Dies Wort, dies Wort, dies Eine Wort
War Heil mir und Verderben.
Es schirmt mich vor der Seele Mord,
Doch wehrts mein leiblich Sterben.
Und mich treibts von Land zu Land,
Und bin Manchem zum Graun bekannt,
Der ewige, wandernde Jude.“ —
20. Der Fremdling sprach es Alles aus
Mit unbewegter Miene,
Doch brennend durch die Stirn' heraus
Ein blutroth Kreuz erschiene.
Als die Zwei das Zeichen sahn,
Fällt sie an der Verzweiflung Wahn,
Sie glaubten sich schon in der Hölle.
21. Und eh' sie Seel' und Leibeskraft
Und Sinne wiederfunden,
Hat er sein Bündel aufgerafft,
Und ist schon weit verschwunden.
An des letzten Hügels Rand
Sehn sie noch, den Stab in der Hand,
Die irre Gestalt hinwanken.
22. Zu spät zerknirscht sie's und gereut's,
Gott läßt mit sich nicht scherzen;
Es brennt das feurig blut'ge Kreuz
In den lieblosen Herzen.
Kirchentrost ward nicht gespart,
Buße, Gebet und Pilgerfahrt,
Doch lebten die Spötter nicht lange.

XXIII. Kotzebue's Reisebeschreibung.

1. Die Welt bin ich umreist: laßt Euch erzählen,
Ihr Fördrer der Kultur und Philanthropen!
Es wird dabei nicht an Erbauung fehlen.
2. Man sandte mich, wie einst zum Vieh Aesopen,
Zu Völkern, welche Meiners nennt mongolisch,
Wo man Schamanen kennt und keine Popen.
3. Doch glaubten diese Heiden, ächt katholisch,
An meines Universalgeists Offenbarung,
Und fanden meine Sendung apostolisch.
4. Da bot ich denn den zarten Seelen Nahrung,
Gab ihnen die entzückenden Mysterien
Von meiner Muf' in ewige Verwahrung.
5. Wie ich zuerst gekommen nach Siberien,
Ist schwer zu sagen: nicht verweilen will ich
Bei solchen allzukitzlichen Materien.
6. Mir war's beinah, als ging ich nicht freiwillig,
Doch freier Will' ist Wahn der Philosophen;
Drum gilt's für *meine* edle That doch billig.
7. Ich lag in der Kibitke, wie im Kosen
In sich gehüllt das Thier des Epikurus,
Abwartend meines Schicksals Katastrophen,
8. Und sah zum Firmament, wie Palinurus,
Dort zeichnet' ich die Bahn der öden Steppen,
Und bald stand über meinem Haupt Arkturus.
9. Zum Himmel führen leider! keine Treppen,
Sonst hätt' ich mich als Polstern aufgeschwungen,
Statt mich im Jammerthal herumzuschleppen.
10. Ich war am Ziel, des Schicksals Grimm bezwungen,
Frei konnt' ich nun das schöne Land bereisen,
Wo noch kein Musensohn hindurchgedrungen.
11. Mag es mit harter Decke sich beeisen,
Taugt's nicht zum Tanz und leichten Schäfertritten,
So fährt ein Schlitten in bequemen Gleisen.
12. Rennthiere gab man mir vor meinen Schlitten.
Doch weil Ihr diese Thiere noch nicht kennet,
Muß ich Erlaubniß, sie zu schildern, bitten.
13. Ein Rennthier heißt's, weil es entsetzlich rennet;
Die Stränge macht man fest an seiner Stirne,
Die ehern ist und keine Schwäche kennet.
14. Wie gegen sie der schärfste Sturmwind zürne,
Sie trotzt, mit stattlichem Geweihe prangend,
In welches ausgewachsen ihr Gehirne.
15. Und Schellen, an des Thieres Hörnern hangend,
Ertönen, wenn es aufspringt aus dem Lager,
Mit holdem Klange die Gemüther fangend.
16. Was es auch frißt, so bleibt es dünn und hager
Hat immer Lust, doch keine Kraft, zu buhlen,
Vor Allem aber sind die Schenkel mager.
17. Sie spitzen fein sich, (o in welchen Schulen
Erlernte dies Natur zu unserm Horte?)
Und enden in geschnittne Federspulen.
18. Damit nun kritzelt's leicht verwehte Worte
Auf jenen weißen Flächen unermüdlich,
So kommt man rasch von ein= zum andern Orte.
19. Ich fuhr umher, bemüht, die Völker friedlich
Und sanft, wie Manco Capac einst, zu bilden,
Die an Gestalt und Sitten unterschiedlich.
20. Erst an den Werkeltägischen Gefilden
Fand ich die naturalischen Klotzaken,
Die alle Kunst verschmähn, gleich weisen Wilden.
21. Darauf gelangt' ich zu den Zotiaken,
Die haben sich um meinen Bahrdt gerissen,
Auch saßen mir die Schmutzken auf den Haken.
22. Drum flüchtet' ich mich zu den Zähregissen,
Die tragen voll Humanität den Busen,
Auf volle Thräneneimer stets beflissen.
23. Nächst ihnen wohnen dann die Tugendusen,
Ein edles Volk; wie konnt' ich beide rühren
Durch Niederkunften meiner zarten Musen!
24. Sie haben die Quergisen und Plattkiren
Zu Bundsgenossen, wider die Fantasten,
Die blos nach Schönheit dichten, Krieg zu führen.
25. Wer glaubt es? den Quergisen stand der Kasten
Des Hirns viel weiter hinterwärts zur Linken;
Die Hand verdrehten sie, wenn sie was faßten.
26. Sein schräges Auge ließ der Plattkire blinken,
Mich mit gepletschter Nase freundlich drückend,
Daß ich vor Inbrunst glaubte hinzusinken.
27. Wie war es mir, dem Menschenfreund, beglückend,
Mein Herz zu tauschen da mit All= und Jeden!
Kein Beifall war mir jemals so entzückend.
28. Viel Liebes thaten mir die Dummojeden,
Anmaßungslos und ohn' damit zu prahlen,
Auch die Wischwaschen priesen meine Reden.

29. Geistreicher sind jedoch die Lahmschädalen,
Sie fühlten meiner Späße feine Spitze,
Dann sah ich ihre breiten Backen stralen.
30. Sie haben sich mit einem großen Schlitze
Den Mund erweitert, um voll aus zu lachen,
So weit geht die Liebhaberei zum Witze.
31. Allein was soll ich viele Worte machen?
Denn von Nowaja-Semla bis Irkutzkoi
Gewann ich jedes Volk für meine Sachen.
32. Sie sandten Boten aus nach Y-a-kutzkoi,
Für mich ein Ehrendenkmal auszusinnen,
Und bauten mir die neue Stadt Kotzbutzkoi.
33. Die treuen Moduinen wohnen drinnen,
Sie wird die Pyramiden überleben.
Am Irwischflusse prangen ihre Zinnen.
34. Die Bücharei dehnt gränzenlos und eben
Dicht hinter ihr die wohlbebauten Fluren,
Auch liegt die große Sündarei daneben.
35. Und Alle, die Kotzbutzkoi sahn, erfuhren,
Daß sie die Zauberkraft von meinem Namen
Umschuf zu theatralischen Naturen.
36. Was auf den Gassen vorging, ward zu Dramen,
Das ganze Klatschpack sah und spielte Schauspiel,
Umgeben rings von ew'gen Panoramen.
37. Trieb man die Schweine durch, so war's ein Sauspiel,
Es häuften so sich die Theaterstreiche,
Daß keiner aus der Täuschung je herausfiel.
38. Auch flogen, Tauben gleich, in jedes weiche
Gemüth die edlen Thaten schon gebraten
In dem dramatischen Schlaraffenreiche.
39. Ich ruht' und sah, wie wohl es mir gerathen,
Da scholl mir eine Stimm' aus goldner Wolke:
„Sankt Kotzebue! Du streutest Menschheitssaaten;
40. Drum sei geehrt bei allem Erdenvolke.
Jetzt sahst Du apokalyptische Visionen
Von Deinem Ruhm in allegor'scher Wolke.
41. Deutschland hegt die unzähl'gen Nationen,
Die Du besuchst, im heimischen Reviere;
Hier ist Kotzbutzkoi, und hier sollst Du wohnen!"
42. Da wacht' ich auf; die Spuren der Rennthiere,
Zum Zeichen, daß ich nur gereist im Schlummer,
Sah ich noch stehn auf manchem Rieß Papiere,
Und schickt' es gleich zum Druck an Gotthelf Kummer.

XXIV. Parabel vom Eulenspiegel und den Schneidern.

Unter vielen löblichen Thaten,
Die Eulenspiegels Witze gerathen,
Ist Eine von sondrer Lehr' und Nutzen,
Wie er die Schneider zurecht thät stutzen.
5 Nach Rostock, der berühmten Stadt,
Beschied er sie zu gemeinem Rath,
Er woll' ihnen Etwas offenbaren,
Auf ewige Zeiten zu bewahren,
Daß Jeder es auf die Seinen vererbe,
10 Eine große Sach' für ihr Gewerbe.
Durch ein Ausschreiben gab er Kunde
Den wendischen Städten in die Runde,
In Holstein, Pommern, bis Stettin,
Nach Wismar, Lübeck und Hamburg hin.
15 Die Schneider kamen in hellen Haufen
Von ihren Werkstätten hergelaufen,
Bracht' jeder Scheer', Elle, Nadel und Zwirn,
Und plagt' im Voraus drob sein Gehirn,
Was er doch Neues hätt' ersonnen,
20 Das sie noch nicht gewußt, noch begonnen.
Als sie nun warteten auf dem Platz,
Stieg Eulenspiegel, der schlaue Fratz,
Frei hinauf in ein hohes Haus,
Und schaute oben zum Fenster hinaus.
25 „Ehrbare Meister vom Schneidergewerke,"
So sprach er, „jeder hör' und merke:
Habt Ihr Scheer', Ell' und Nadel gut,
Dazu noch Zwirn und Fingerhut,
So habt Ihr zu Eurem Handwerk genug;
30 Das schafft sich Jeder mit gutem Fug.
An allem Dem ist keine Kunst,
Nur Eines, bitt' ich; bemerkt mit Gunst,
Wenn Ihr die Nadel habt eingeöhrt,
So macht einen Knoten, wie sich gehört,
35 Ans andere Ende des Fadens recht,
Daß Ihr umsonst viel Stiche nicht stecht.
Denn, wenn Ihr nicht den Knoten knüpft,
Der Faden Euch durch das Tuch hinschlüpft;
So bringt Ihr nimmer zu Stand die Naht:
40 Vergeßt es nicht; dieß ist mein Rath."
Die Schneider sahen einander an,
Sprach Jeder zu seinem Nachbarsmann:
„Was ist das für eine Phantasey,
Daß er uns ruft so weit herbey?
45 Schon lange wußten wir diese Kunst;
Unsre Reise war gar umsunst."
Der Schalksnarr, als er Solches sah,
Sprach: „Was vor tausend Jahren geschah,
Das ist oft Niemand eingedenk;
50 Drum seiner Müh' sich Keiner kränk'."
Auch meynt er, sollten sie sich schämen,
Statt Danks mit Unwillen aufzunehmen
Die Treu', so er zum Handwerk trüge.
So schlich er sich fort auf neue Züge.
55 Die Schneider schalten zwar mit Recht
Auf Eulenspiegel, den schlimmen Knecht,
Doch wollt Ihr erwägen des Spruches Sinn,
So bringt er vielleicht Euch noch Gewinn.
Ich weiß wohl Manchen, dem's thät vonnöthen,
60 Daß wir nach Rostock ihn entböten.
's gibt Leute, die Ihr alle kennt,
Der Weltweisheitlehrer man sie nennt,
Die sind in diesen Tagen bemüht,
Wo Wissenschaft und Kunst erblüht,
65 Aus mancherlei Lappen von geistigen Kleidern
Dem alten Adam 'nen Rock zu schneidern.
Sie nehmen die Brille nach Schneiderart
Vor die Augenbraunen, struppig behaart,
Sie kauern auf einem Tische hoch,
70 Und stecken die Füße durch das Loch,
Sie halten die Nadel zur Nadelspitze,
Um recht zu treffen die schmale Ritze,
Sie ziehen den Faden hindurch gar fein,
Das Knötlein vergessen sie allein.
75 So nähn sie, daß ihnen der Schweiß ausbricht,
So will die Naht doch fördern nicht,
Und nimmer will sich der Mantel gestalten,
Der Leib und Seele zusammen soll halten.
Die Nadel heißet Logica,
80 Der Faden Metaphysica,
Und was sothanes Knötlein bedeute,
Das merken nun schon die gescheidten Leute.

Die Weltweisen aber spüren's nicht,
Weil's ihnen am tüchtigen Sinn gebricht.
85 O Eulenspiegel, Du weiser Narr,
Schau auf der heutigen Welt Wirrwarr.
Kannst Du vom Grab' erstehn, so komm,
Und mache durch Spott die Narren fromm.

XXV. Die Sylbenmaße.

1. Der Hexameter.

Gleichwie sich dem, der die See durchschifft, auf offener Meerhöh'
Rings Horizont ausdehnt, und der Ausblick nirgend umschränkt ist;
Daß der umwölbende Himmel die Schar zahlloser Gestirne
Bei hell athmender Luft abspiegelt in bläulicher Tiefe:
5 So auch trägt das Gemüth der Hexameter; ruhig umfassend,
Nimmt er des Epos Olymp, das gewaltige Bild, in den Schoß auf
Kreisender Fluth, urväterlich so den Geschlechtern der Rhythmen,
Wie vom Okeanos quellend, dem weithin strömenden Herrscher,
Alle Gewässer auf Erden entrieseln oder entbrausen.
10 Wie oft Seefahrt kaum vorrückt, mühvolleres Rudern
Fortarbeitet das Schiff, dann plötzlich der Wog' Abgründe
Sturm aufwühlt, und den Kiel in den Wallungen schaukelnd dahinreißt:
So kann ernst bald ruhn, bald flüchtiger wieder enteilen,
Bald, o wie kühn in dem Schwung! der Hexameter immer sich selbst gleich,
15 Ob er zum Kampf des heroischen Lieds unermüdlich sich gürtet,
Oder, der Weisheit voll, Lehrsprüche den Hörenden einprägt,
Oder, geselliger Hirten Idyllien lieblich umflüstert.
Heil Dir, Pfleger Homers! ehrwürdiger Mund der Orakel!
Dein will ferner gedenken ich noch und andern Gesanges.

2. Der Jambe.

Wie rasche Pfeile sandte mich Archilochos,
Vermischt mit fremden Zeilen, doch im reinsten Maß,
Im Rhythmenwechsel meldend seines Muthes Sturm.
Hoch trat und fest auf Dein Kothurngang, Aeschylos;
Großart'gen Nachdruck schafften Doppellängen mir,
Sammt angeschwellten Wörterpomps Erhöhungen.
Fröhlicheren Festtanz lehrte mich Aristophanes,
Labyrinthischeren: die verlarvte Schar anführend ihm,
Hin gaukl' ich zierlich in der beflügelten Füßchen Eil.

3. Der Choliambe oder Skazon.

Der Choliambe scheint ein Vers für Kunstrichter,
Die immerfort voll Naseweisheit mitsprechen,
Und Eins nur wissen sollten, daß sie Nichts wissen,
Wo die Kritik hinkt, muß ja auch der Vers lahm sein.
Wer sein Gemüth labt am Gesang der Nachteulen,
Und wenn die Nachtigall beginnt, das Ohr zustopft,
Dem sollte man's mit scharfer Dissonanz abhaun.

Friedrich von Schlegel.

I. Im Walde.

1. Windes Rauschen, Gottes Flügel,
Tief in kühler Waldesnacht;
Wie der Held in Rosses Bügel,
Schwingt sich des Gedankens Macht.
Wie die alten Tannen sausen,
Hört man Geistes Wogen brausen.
2. Herrlich ist der Flamme Leuchten
In des Morgenglanzes Roth,
Oder, die das Feld befeuchten,
Blitze, schwanger oft von Tod.
Rasch die Flamme zuckt und lodert,
Wie zu Gott hinaufgefodert.
3. Ewig's Rauschen sanfter Quellen,
Zaubert Blumen aus dem Schmerz;
Trauer, doch in linden Wellen,
Schlägt uns lockend an das Herz;
Fernab hin der Geist gezogen,
Die uns locken durch die Wogen.
4. Drang des Lebens aus der Hülle,
Kampf der starken Triebe wild,
Wird zur schönsten Liebesfülle,
Durch des Geistes Hauch gestillt.
Schöpferischer Lüfte Wehen
Fühlt man durch die Seele gehen.
5. Windes Rauschen, Gottes Flügel,
Tief in dunkler Waldesnacht!

Frei gegeben alle Zügel,
Schwingt sich des Gedankens Macht,
Hört in Lüften ohne Grausen
Den Gesang der Geister brausen.

II. Gebet.

1. Wie könnt' ich Vater, noch wohl zagen,
Da Deine Hand mich sichtbar führt?
Das Unglück soll mich nicht zerschlagen,
Dankbar hab' ich es oft gespürt.
Nun fühl' ich recht ein fest Vertrauen,
Ruhig, auf was da kommt, zu schauen;
Dein Wink ist, was mich trifft, Dein Ruf,
Dir hab' ich ganz mich übergeben,
Vollführend treu, was mein Beruf,
Und darf nach anderm Gut nicht streben.
2. So lange der Natur in Armen,
Der erstgeborne Erdensohn
An ihrer Brust nur will erwarmen,
Wo fände wohl sein Herz den Lohn?
Da muß er bald sich freu'n, bald weinen,
Der flücht'gen Schönheit Kranz vereinen,
Und Herz von Herzen dann getrennt,
In wüster Leere umgetrieben,
Flieht ihn das Leben, wie er's kennt,
Er fühlt den Tod in seinem Lieben.
3. Nun aber weiß ich, wie Du leitest,
Die selber sich Dir anvertraut,
Wie Allen Du den Weg bereitest,
Die Du als Kinder hast geschaut.
Endlich erwacht vom ird'schen Schlummer,
Gewaffnet gegen Sorg' und Kummer,
Fühl' ich mit Beben die Gewalt
Des hohen Bundes im Gebete,
Wo dieser Erd' der Geist entwallt
Zu Gott als seiner Ruhestäte.
4. Wer einmal, Herr! Dich angerufen,
Tritt ein in fremde Geisteswelt,
Kühn wandelt er die Himmelsstufen,
Wo Deiner Liebe Hauch ihn hält;
Ein Leuchten aus des Herzens Grunde
Knüpft ihn an Dich zu ew'gem Bunde.
Frei von der ird'schen Fessel Band,
Dem weltlichen Geschick entzogen,
Leitet fortan ihn Deine Hand
Durch dieses Daseins wilde Wogen.
5. So lass' auch mich nicht untersinken,
Verdopple mir noch Kraft und Muth,
Gehorsam folg' ich Deinen Winken,
Dein ist mein Trachten, Dein mein Blut.
Und woll'n mich Schmerzen wild ergreifen,
Der Trauer Sturmwind unstät schweifen,
So führe Du mir Freunde zu,
Die Dir getreu in gleicher Liebe,
In's Herz mir hauchen sanfte Ruh,
Männlich vereint mit starkem Triebe.
6. Mit Muth soll sich der Mann umkleiden
In dieser wilden Zeiten Sturm,
Standhaft dastehn in allen Leiden,
Im wüsten Meer ein Felsenthurm;
Je grimmiger die Feinde schnauben,
So fester an den Retter glauben,
Der uns den Frühling wieder bringt;
Wenn einst die ird'sche Pforte offen,
Der Geist hinauf zum Vater dringt,
Erfüllt wird, was wir Alle hoffen.

III. Im Speßhart.

1. Gegrüßt sei Du viel lieber Wald!
Es rührt mit wilder Lust,
Wenn Abends fern das Alphorn schallt,
Erinn'rung mir die Brust.
2. Jahrtausende wohl standst Du schon,
O Wald! so dunkel, kühn,
Sprachst allen Menschenkünsten Hohn,
Und webtest fort Dein Grün.
3. Wie mächtig dieser Aeste Bug,
Und das Gebüsch, wie dicht!
Was golden spielend kaum durchschlug
Der Sonne funkelnd Licht.
4. Nach oben strecken sie den Lauf,
Die Stämme grad' und stark;
Es strebt zur blauen Luft hinauf
Der Erde Trieb und Mark.
5. Durch des Gebildes Adern quillt
Geheimes Lebensblut,
Der Blätterschmuck der Krone schwillt
In grüner Frühlingsglut.
6. Natur, hier fühl' ich Deine Hand,
Und athme Deinen Hauch,
Beklemmend dringt, und doch bekannt,
Dein Herz in meines auch.
7. Dann denk' ich, wie vor alter Zeit,
Du, dunkle Waldesnacht!
Der Freiheit Sohn sich Dein gefreut,
Und was er hier gedacht.
8. Du warst der Alten Haus und Burg;
Zu diesem grünen Zelt
Drang keines Feindes Ruf hindurch,
Frei war noch da die Welt.

IV. Freiheit.

1. Freiheit, so die Flügel
Schwingt zur Felsenkluft,
Wenn um grüne Hügel
Weht des Frühlings Luft;
Sprich aus dem Gesange,
Rausch' in deutschem Klange,
Athme Waldes Luft!
2. Was mit Lust und Beben
In die Seele bricht,
Dieß geheime Leben,
Ist es Freiheit nicht?
Diese Wunderfülle,
Die in Liebeshülle
An die Sinne spricht?
3. Frei sich regt und froher
Ahndung in der Brust,
Und des Waldes hoher
Geist wird uns bewußt.
Linde Blüthenwellen
Schlagen an und schwellen
Höher stets die Lust.
4. Höher noch entzündet,
Flammt der Geist empor,
Wessen Herz verbündet
Sich der Freund erkor.
Für die Freiheit sterben
Sah man, Ruhm erwerben
Oft der Freunde Chor.
5. Brüderlich verbunden
Für der Ehre Wort,

Reißt in Todes Wunden
Sturm die Edeln fort.
Auf in Ruhmes Flammen
Schlägt ihr Herz zusammen
Zu der Sonne dort.
6. Ach, dem Vaterlande
Wird der Geist nie fern,
Ehrt in treuem Bande
Es als seinen Herrn.
Kühnen Stolzes schlagen
Freie Herzen, wagen
Dafür Alles gern.
7. Wo nach altem Rechte
Fromme Sitte gilt,
Da sind edle Mächte
Noch der Freiheit Schild.
Jeder stark alleine,
Stärker im Vereine,
Ist des Ganzen Bild.
7. Doch die höchste Liebe
Nimmt wohl andern Lauf;
Daß ihr Eines bliebe,
Gibt sie Alles auf.
Irdisch hier in Thränen,
Steigt ihr sanftes Sehnen
Dann zum Licht hinauf.
8. Jeder mag es finden,
Wer in sich versenkt,
Wie ihn Leiden binden,
An den Himmel denkt.
Ledig aller Sorgen,
Ist der ew'ge Morgen
Seinem Geist geschenkt.
9. Eins sind diese dreie,
Eine Freiheit ganz;
Einer Sehnsucht Weihe,
Flicht zu Einem Kranz
Frühlings Waldesblühen,
Heldenherzens Glühen,
Und des Himmels Glanz.
10. Freiheit, ja ich fühle
Deine Liebesglut;
Du bist der Gefühle
Herz und Lebensblut!
Sprich aus dem Gesange,
Rausch' in Adlers Klange,
Athme deutschen Muth!

V. Gelübde.

1. Es sei mein Herz und Blut geweiht,
Dich, Vaterland, zu retten.
Wohlan, es gilt, Du seist befreit;
Wir sprengen Deine Ketten!
Nicht fürder soll die arge That,
Des Fremdlings Uebermuth, Verrath
In Deinem Schoß sich betten.
2. Wer hält, wem frei das Herz noch schlägt,
Nicht fest an Deinem Bilde?
Wie kraftvoll die Natur sich regt,
Durch Deine Waldgefilde,
So blüht der Fleiß, dem Neid zur Qual,
In Deinen Städten sonder Zahl,
Und jeder Kunst Gebilde.
3. Der deutsche Stamm ist alt und stark,
Voll Hochgefühl und Glauben;
Die Treue ist der Ehre Mark,
Wankt nicht, wenn Stürme schnauben!
Es schafft ein ernster, tiefer Sinn
Dem Herzen solchen Hochgewinn,
Den uns kein Feind mag rauben.
4. So spotte Jeder der Gefahr,
Die Freiheit ruft uns Allen;
So will's das Recht und es bleibt wahr,
Wie auch die Loose fallen.
Ja, sinken wir der Uebermacht,
So woll'n wir doch zur ew'gen Nacht
Glorreich hinüber wallen.

VI. Herkules Musagetes.

Opfre Dich selber zuvor und Alles, was sterblich, der Muse,
Freudig im flammenden Tod fühlend den göttlichen Geist.
So hab' ich frühe gedacht und werde ja fürder so denken:
Denn wie reute den Mann, was er so männlich beschloß?
Schamlos mehret die Bücher, die schon im Druck sich erdrücken, 5
Tinte vergießend das Volk, immer noch thätig um Nichts.
Aber was schadet es viel? Ja wenn auch der Laie, der Sinn hat,
Weg sich wendend vom Lärm, Alles zusammen verdammt,
Seh' ich gelassen es an; denn ich weiß ja die alten Geschichten,
Wie es auch ehedem war, immer das Schöne verkannt. 10
Stellet mir selbst gegenüber den Mann, der gerüstet zum Kriege
Höher den blinkenden Stahl als die Triumphe noch ehrt.
Ja, ich sehe den Stolz in der Brust und wie Alles ihn Nichts dünkt,
Freudig die Fahne ihm fliegt, Thaten an Thaten gedrängt;
Denn ich empfinde des Herrlichen herrliches Loos und beneid' es, 15
Hätte wohl selber, wie gern, rasch mit dem Leben gespielt,
Selber vom Auge, das lächelnd dem Freunde jetzt Freude nur leuchtet,
Muth der muthigen Schar, Schrecken dem Feinde geblitzt.
Andres beschlossen die Götter und willig nehm' ich mein Schicksal,
Trotz dem adlichen Neid, froh und zufrieden im Muth. 20
Nein, es verwirret mich nicht, daß so Göttliches da noch vorhanden,
Ach in jenem Bezirk, der mir auf ewig versagt.
Nur wenn die Welt den Ernst uns, eitel schwatzend, erwiedert,

---

Aeltere Lesarten: V. 4. 6. Todesnacht — VI. 19 Anders

Regt in der Brust sich der Grimm ob der zu duldenden Schmach.
25 Besser wir bleiben für uns, in einsamer Strenge gesondert,
Als im ekeln Gemisch Wahres und Falsches zu sehn.
Wahrlich, und wäre die Kunst ein Dendrit nur von besserem Leben,
Spräch' ich: wachse denn fort, wie die Natur Dir gebeut,
Trauend im Innern der bildenden Kraft, die wohl einst noch den Lichtpunkt,
30 Den der Wurm hier verlacht, strahlend zur Sonne verklärt!
Kühn drum wandl' ich auf einsamer Spur, doch kundig des Weges,
Achte nicht auf den Staub, folgend dem hellen Gestirn.
Klar erkenn' ich den Zweck und klar das ganze Verhältniß,
Alle die Häupter der Zeit, mitten im Kampf und am Ziel.
35 Lessing und Göthe, die haben die Kunst der Deutschen erneuert,
Mächtiger Quell warst Du, würdiger Winkelmann, einst!
Was den Beiden entrissen die Parze, das gab sie dem Einen,
Kränzet die freundliche Stirn reichlich mit ewigem Grün.
Göttlich begeistert, vernichtend, so kamet Ihr Denker von oben,
40 Flammtet mitten in's Volk, bald dann in Wolken verhüllt.
Nimmer ja ruhte der Geist des rastlos forschenden Deutschen,
Bis er im Abgrund erfaßt schauend die Wurzel der Welt.
Anmuth gab Dir der Gott und den Tiefsinn künstlicher Dichtung,
Tieck, erfindsamer Freund. Werke verkünden Dich laut,
45 Und wohl schiene bestochen mein Lob, als rühmt' ich den Bruder,
Der im gediegenen Styl kunstreich die Farben vermischt,
Rührende Trauer und Schönheit verwebt in der herzlichen Klage.
Treue Begründer der Kunst, seid mir, Poeten, gegrüßt!
Beide entzündet vereint denn der Dichtkunst blühende Iris,
50 Bis der leuchtende Glanz freudig die Erde umspannt!
Euch, ja nur Euch verdank' ich des alten Wunsches Erfüllung,
Daß nun melodische Kraft brausend der Lippe entströmt.
Heiliger brannte die Flamme noch nie vom reinen Altare,
Als mir tief in der Brust glüht das erhabene Herz;
55 Und die, so leicht wohl befriedigt, der kleinen Vollendung sich freuen,
Alle wieg' ich sie auf durch die erfindende Kraft.
Nur an der Sprache gebrach es, wenn Ihr sie nicht endlich gegeben,
Denen Aurora wohl selbst himmlische Farben verlieh,
Nachzubilden die kindlichen Spiele im Tiefsten der Seele.
O wie gesteh' ich so gern, daß ich der Freunde bedarf! 60
Denn in den Freunden nur leb' ich, verbunden auf ewig mit jenen,
Die ich dankbar genannt; göttlich begeistert mit Euch
Eins zu werden gesinnt, die ich früh schon liebend umfaßte,
Deren mir Einen der Tod, Andre das Leben geraubt.
Fest wohl umarmt' ich den Freund, und so laßt mir die Flammen gewähren; 65
Denn nicht Liebe allein schlägt ja in männlicher Brust.
So wie die Guten erkannt' ich die Schlechten; verschmähend die Menge,
Wählt' ich die Stärkeren gern, tödtend mit löblichem Haß.
Manchen schon traf ich, der innerlich faul, und es hat sich bestätigt,
Mancher ist tückisch gesinnt, dem ich die Larve zerbrach. 70
Sieben weiß ich, die ehret die Menge, für die sie auch gut sind;
Nur daß der Beßre sich täuscht, reizt mich zu heiligem Zorn.
Redlich wurden die Flachen geneckt, die wir nimmer verschonten,
Daß der geschäftige Schwarm emsig am Markte nun lärmt.
Dennoch ist freundlich mein Sinn, und wie hab' ich freudig vernommen, 75
Was nur der Genius sprach, oft noch von keinem erkannt?
Ja willkommen sind Alle, die nur empfänglich sich zeigen;
Aber so redlich Ihr's meint, höret das einzige Wort:
Freudig durchdringe Euch rasch, was die herrschenden Geister gebildet,
Nur, bei den Wunden des Herrn, macht doch nicht Alles gleich nach. 80
Auf und vernehme denn Jeder die muthigen Lehren in Kürze,
Die mich das Leben gelehrt, Wahrheit und Liebe geweiht:
Willst Du leben der Kunst, so könne dem Leben entsagen,
Was dem Volke so scheint, fliehen, wie langsamen Tod.
Wahrheit wolltest Du geben, zurück nur behalten die Liebe? 85
Wenn Du nicht beide verkennst, ist es noch dunkel in Dir.
Nicht nach dem Zweck und der Wirkung frag' und dem äußern Verhältniß.

— 71 der Pöbel, für den — 73 die Kleinen geneckt, die ich auch nicht verschonte — 74 Daß das Gesindel mich haßt, hab' ich ja wahrlich verdient.

Sondern von innen heraus bilde für sich nur das Werk.
Ehre die marmornen Männer, denn löblich sind sie von Ferne;
90 Doch wenn Du glühend Dich nahst, friert auf der Lippe das Wort.
Siehst Du wo Liebe verborgen, so hauch' ihr flammende Nahrung,
Daß der freudige Keim wachse zum Göttergebild.
Nicht den Schwächern wähle zum Freund Dir, um weichlich zu ruhen;
Sondern, wer gleich Dir an Geist, kräftig Dich regt und ergänzt.
95 Bücher verschlingend, wie Cato der strenge, bei nächtlicher Lampe,
Dräng' der Jahrhunderte Mark mächtig zusammen in Dir.
Wie nach dem Golde im Schacht unermüdlich der Grabende suchet,
Grabe Du tief in das Buch, bis Du gefunden den Kern.
Jegliches werde zur Kunst Dir, gebildeter, was Du berühreſt:
100 Wem das Kleinste zu klein, dem ist auch Großes zu groß.
Ja, auch das Werk, das theuer erkaufte, es bleibe Dir köstlich;
Aber so sehr Du es liebst, gib ihm Du selber den Tod,
Haltend im Auge das Werk, das der Sterblichen Keiner wohl endet:
Denn von des Einzelnen Tod blüh't ja des Ganzen Gebild.
105 Lange schon kanntest den Stoff Du, den Einen, deß Fülle unendlich;
Fasse nun auch ins Gemüth dieses Geheimniß der Form.
Kennst die bewegliche Drei Du noch nicht und der Viere Gebilde,
Wahrlich, so wollt' es der Gott, findest Du nimmer die Eins.
Schaust Du geschwungen die Bahn hinaus sich verlieren ins Weltall?
110 Wer, was unendlich sie treibt, kennt, und die doppelte Kraft,
Mag im gefälligen Kreise noch schöner vollenden das Ganze!
Ist ja in jeglichem Kreis zwiefach die Mitte und Eins.
Lebend sei das Gebilde der Kunst, und lebend die Einheit
Wie in dem liebenden Paar Eine Seele nur schlägt.
115 Langsam entfaltet der Keim sich, es wachsen die Blätter und Zweige,
Bis der farbige Kelch liebend in Feuer sich schmückt.
In dem flammenden Schmuck nun der liebenden Blume erscheinet,
Was der Gedanke nicht sagt, sinnend die Seele nur fühlt.
Nur in des Lichtes Gestalt, das so golden die Sonne uns sendet,
120 Hüllt sich blüthenbekränzt kindlich das innere Licht.
Wurde Dir Blume die Welt, Du selbst nur ein leuchtender Spiegel,
Fühlst Du ewig das Grün frisch in lebendiger Welt,
Ahndest von muthigen Wogen umflossen denn bald das Geheimniß,
Wie das gegliederte All zeugendem Wasser entsprang,
125 Siehst die Natur im freudigen Thier und im Ringen der Jugend,
Siehst das schwellende Herz trunken von heisserem Blut;
Und es ergreift, weil Du schauest die Gottheit, die süße Begier Dich,
Göttlich zeugend das Werk, ähnlich zu bilden dem All,
Daß es, unsterblich gleich ihm, in sich selber habe das Leben,
130 Jeglichen Schauenden auch göttlich mit Leben erfüllt.
Selig der Mann, der so Großes zu denken vermag und zu bilden,
Welches zu deuten ja kaum sterblicher Sprache vergönnt.
Ihm wird jegliche Form und alle Gewächse sein eigen,
Sinnreich kann er sie leicht bilden zur schönen Gestalt,
135 Höher die Formen verbinden zur Form in leichtem Gewebe,
Ewig die Spiele erneun, künstlich verschlungen in Eins.
Wirket denn, Freunde, mit fröhlichem Muth; und zum Garten der Musen
Wandelt herkulische Kraft noch die germanische Flur.

VII. Lessings Worte.

1. Wenn kalte Zweifler selbst prophetisch sprechen,
Die klaren Augen nicht das Licht mehr scheuen,
Seltsam der Wahrheit Kraft in ihren Treuen
Sich zeigt, den Blitz umsonst die Wolken schwächen;

2. Dann wahrlich muß die neue Zeit anbrechen,
Dann soll das Morgenroth uns doch erfreuen,
Dann dürfen auch die Künste sich erneuen,
Der Mensch die kleinen Fesseln all' zerbrechen.

3. „Es wird das neue Evangelium kommen!"
So sagte Lessing, doch die blöde Rotte
Gewahrte nicht der aufgeschloßnen Pforte.

4. Und dennoch, was der Theure vorgenommen,
Im Denken, Forschen, Streiten, Ernst und Spotte,
Ist nicht so theuer, wie die wen'gen Worte.

VIII. An Viele.

1. Vergebens wollt Ihr, daß mit Eurem Sinne
Der Dichter eins und gleich sei, der verachtet,

— 125 im Ringen der Wollust — **VII. 1.** 1. Zweifel — **3.** 2. blinde Rotte

Was trübe Euren trägen Geist umnachtet,
Besorgt, wie das Verborgne er gewinne;
2. Der Dichter, der, wie fern die Zeit entrinne,
Vergangenheit als Gegenwart betrachtet,
Und während Ihr nach Sterblichem nur trachtet,
Unsterblich hier schon wird der Zukunft inne.
3. Als noch die Flammen strömten, Felsen klungen,
Die alte Riesenzeit der jungen Erde,
Ist nah ihm gegenwärtig, gleich wie heute;
4. Und wieder grüßt und ruft von fern sein Werde
Den Frühling Gottes, daß er uns erneute,
Hat seine Ankunft froh schon jetzt besungen.

IX. Lied.

Süße Liebe denkt in Tönen,
Denn Gedanken stehn zu ferne,
Nur in Tönen mag sie gerne,
Alles, was sie will, verschönen.

1. Wenn sich neue Liebe regt,
Alles die Gefühle wagen,
Die man, ach! so gerne hegt,
Laß mich fühlen, doch nicht sagen,
Wie die Seele sich bewegt.
Wird sie jemals sich beschränken?
Sich in Lust und Leid zu senken,
Kann sie nimmer sich entwöhnen!
Doch was soll das eitle Denken?
Süße Liebe denkt in Tönen.
2. Wenn die Nachtigallen schlagen,
Hell die grüne Farbe brennt,
Will ich, was die Blumen sagen,
Und das Auge nur erkennt,
Leise kaum mich selbst befragen.
Wenn ich wandl' auf stiller Flur,
Still verfolgend die Natur,
Und sie fühlend denken lerne,
Folg' ich den Gefühlen nur,
Denn Gedanken stehn zu ferne.
3. Wer es je im Herzen wagte,
Zu dem Aether zu entfliehen,
Den der Himmel uns versagte,
Denkt in leisen Fantasieen,
Was er nie in Worte sagte.
Worten ist es nicht gegeben,
Unsre Seele zu beleben;
Nah' sich ahnden schon das Ferne,
Lächelnd weinen, lieben, leben
Nur in Tönen mag sie gerne.
4. Wenn sich süß Musik ergossen,
Darf es der Gesang nur wagen,
Und in Wohllaut hingegossen
Leise zu der Laute sagen,
Daß im Wohllaut wir zerflossen.
Wenn man den Gesang nur kennte,
Ihn den Schmerzen nicht mißgönnte,
Würden sie sich leicht versöhnen,
Und die schöne Liebe könnte
Alles, was sie will, verschönen.

X. Das Mädchen.

1. Wie so innig, möcht' ich sagen,
Sich der Meine mir ergibt,
Um zu lindern meine Klagen,
Daß er nicht so innig liebt.
2. Will ich's sagen, so entschwebt es;
Wären Töne mir verliehen,
Flöß' es hin in Harmonieen,
Denn in jenen Tönen lebt es.
Nur die Nachtigall kann sagen,
Wie er innig sich mir gibt,
Um zu lindern meine Klagen,
Daß er nicht so innig liebt.

XI. Das versunkene Schloß.

1. Bei Andernach am Rheine
Liegt eine tiefe See;
Stiller, wie die, ist keine
Unter des Himmels Höh'.
Einst lag auf einer Insel
Mitten darin ein Schloß,
Bis krachend mit Gewinsel
Es tief hinunter schoß.
2. Da find't nicht Grund, noch Boden,
Der Schiffer noch zur Stund,
Was Leben hat und Odem,
Ziehet hinab der Schlund.
So schritten zween Wandrer
Zu Abend da heran,
Zu ihnen trat ein andrer,
Bot ihnen Gruß fortan.
3. „Könnt', wie vor grauen Tagen
Das Schloß im See versank,
Ihr mir die Kunde sagen,
So habet dessen Dank.
Ich wandre schon seit Jahren
Die Lande aus und ein,
Manch Wunder zu bewahren
In meines Herzens Schrein."
4. Der jüngste von den zween,
Bereit der Frage war.
Er sprach: „Das soll geschehen,
So wie ich's hörte zwar.
Als noch die Burgen stunden
Lebt' da ein Ritter gut,
In Trauer fest gebunden,
Grämt' er den stolzen Muth.
5. Warum er das muß dulden,
Hat Keiner noch gesagt;
Ob alter Väter Schulden
Ihm das Gericht gebracht;
Ob eigne Missethaten
Ihn rissen in den Schlund,
Wo Keiner ihm mag rathen
In offnen Grabes Mund."
6. So sprach von jenen Leiden
Der jüngste an dem Ort,
Der Fremdling dankt den Beiden,
Als traut' er wohl dem Wort.
Der Alte sprach: „Mit nichten,
Wie sprichst Du falsch, o Sohn!
Es soll der Mensch nicht richten,
Find't jeder seinen Lohn.
7. Wahr ist's, es hausen Geister
Da unten wundervoll,
Doch nimmer sind sie Meister,
Wer wandelt fromm und wohl.
Der Ritter gut und bieder
War ehrentreu und recht,

Noch rühmen alte Lieder
Das edele Geschlecht.
8. Nur daß so schwere Trauer
Das Herz ihm hält umspannt,
Drum sucht er öde Schauer,
All' Freude weit verbannt,
Und des Gesanges Klagen
Sind seine einz'ge Lust;
Nur diese Wellen schlagen
Einsam an seine Brust.
9. Wohl jene Wasser drunten
Sind voller Klag und Schmerz,
Stets einsam wohnt dort unten,
Wem sie gerührt das Herz.
Denn Alles, was vergangen,
Schwebt lockend vor dem Blick,
Es steigt aus dem Gesange
Klagend die Welt zurück.
10. Die Gegenwart verschwindet,
Die Zukunft wird uns hell,
Und was die Menschen bindet,
Geht unter in dem Quell.
Wer in den Schwermuthswogen
Das Licht im Auge hält,
Hat hier schon überflogen
Die Banden dieser Welt.
11. So dünkt mich, daß die Geister
Durch Neid in ihrem Grab
Ihn, des Gesanges Meister,
Zogen den Schlund hinab.
Wir sehn wie jedes Schöne
Des Todes Wurm verdirbt,
Schnell fliehen so die Töne,
Und der Gesang erstirbt.
12. Wem alle Zukunft offen,
Klar die Vergangenheit,
Setzt oben hin sein Hoffen,
Flieht aus der starren Zeit.
Und wenn er nicht so dächte,
So haßt das Ird'sche ihn;
Wo es den Tod ihm brächte,
Lockt es ihn schmeichelnd hin.
13. So treten nun die Dreie
Tiefer in dunkeln Wald,
Wie er des Danks sie zeihe,
Ersinnt der Fremd' alsbald.
„Und liebt Ihr denn Gesänge,
Ich bin Gesanges reich,
So sollen Wunderklänge
Erfreun Euch alsogleich.
14. Es hebt von allen Seiten
Gesang zu klingen an,
Bald klagend, wie von Weiten,
Bald schwellend himmelan.
Wie Meereswellen brausen,
Bricht's überall hervor,
Mit Lust und doch mit Grausen
Hört es ihr staunend Ohr.
15. Der Fremd' ist nicht zu sehen,
Doch scheint ein Riesenbild
Fern über'n See zu gehen,
Wie Abendwolken mild;
Und wie hinaufgezogen
Sehn sie, die ihm nachschaun,
Rauschen empor die Wogen,
Sehn es mit Lust und Graun.

XII. Sittensprüche.

1. Andacht.

Fern von Eitelkeit und innerm Trug,
Nahe Dich mit Andacht jedem Buch,
Wo des Herzens stille Wahrheitskraft
Neu die Welt der Liebe sich erschafft.
Betend wie am Altar Gottes Licht,
So vernimm das heilige Gedicht,
Wo des Lebens schmerzlich schönes Spiel
Dich zurücksenkt in das ewige Gefühl.
Nur der Sehnsucht fließt der Schönheit Quell,
Nur der Demuth scheint die Wahrheit hell.

2. Deutscher Sinn.

Froh mit Freunden rasch gelebt,
Herz zu Herzen hingestrebt,
Von des Frühlings Luft getränkt,
Geistes Aug' in Geist versenkt,
Ist des Deutschen Sitt' und Art,
Die noch nie gewandelt ward.
Was in Kunst und Wissenschaft
Fremder Himmel Hohes schafft,
Ward von ihm alsbald erkannt,
Wuchs so mächt'ger seiner Hand.
Eines ihm Verderben bringt:
Wenn ihn fremde Sitte zwingt;
Eins empöret sein Gefühl:
Fremder Rechte loses Spiel:
Ewig bleiben die uns fern,
Ehr' und Freiheit unser Stern.

3. Das Ewige.

Früchte fallen, Rosen bleichen,
Blüthe muß der Blüthe weichen;
Nimmer doch, vom Tode grau,
Lischt des Himmels Sternenblau;
Ewig auf und nieder schwellen
Dieses Meeres alte Wellen.
Also auch des Menschen Lieder
Schallen, schwinden, kommen wieder,
Jede künstliche Gestalt
Blühet sterblich, welket bald;
Doch der Wahrheit selig Licht,
All' umscheinend, altert nicht.
Wie die Zeit das All' zermalme,
Grünet dieser Hoffnung Palme;
Eine Lieb' im Herzen schlägt,
Die gen Himmel uns bewegt;
Denn aus Gottes stillen Reichen
Mußte fern der Tod entweichen,
Und es wird der heil'ge Glaube,
Keiner ird'schen Zeit zum Raube.

Ludwig Tieck.

I. Sehnsucht.

Warum Schmachten?
Warum Sehnen?
Alle Thränen
Ach! sie trachten
5 Weit nach Ferne,
Wo sie wähnen
Schönre Sterne.
Leise Lüfte
Wehen linde,
10 Durch die Klüfte
Blumendüfte,
Gesang im Winde.
Geisterscherzen,
Leichte Herzen!
15 Ach! ach! wie sehnt sich für und für
O fremdes Land, mein Herz nach Dir!
Werd' ich nie Dir näher kommen,
Da mein Sinn so zu Dir steht?
Kömmt kein Schifflein angeschwommen,
20 Das dann unter Segel geht?
Unentdeckte ferne Lande, —
Ach mich halten ernste Bande,
Nur wenn Träume um mich dämmern,
Seh' ich Deine Ufer schimmern,
25 Seh' von dorther mir was winken, —
Ist es Freund, ist's Menschgestalt?
Schnell muß Alles untersinken,
Rückwärts hält mich die Gewalt. —
Warum Schmachten?
30 Warum Sehnen?
Alle Thränen
Ach! sie trachten
Nach der Ferne,
Wo sie wähnen
35 Schönre Sterne. — —

II. Frühlingsreise.

1. Ueber Reisen kein Vergnügen,
Wenn Gesundheit mit uns geht:
Hinter uns die Städte liegen,
Berg und Waldung vor mir steht.
Jenseit, jenseit, ist der Himmel heiter,
Treibt mich rege Sehnsucht weiter.
2. Schau Dich um, und laß die trüben Blicke,
Sieh, da liegt die große weite Welt,
In der Stadt blieb alles Graun zurücke,
Das den Sinn gefangen hält.
Endlich wieder Himmel, grüne Flur,
Groß und lieblich die Natur.
3. Auch ein Mädchen muß Dich nimmer quälen,
Kommst ja doch zu Menschen wieder hin,
Nirgend wird es Dir an Liebe fehlen,
Ist Dir Lieben ein Gewinn:
Darum laß die trüben Blicke,
Allenthalben blüht Dein Glücke.
4. Immer munter, Freunde, munter,
Denn mein Mädchen wartet schon,
Treibt den Fluß nur rasch hinunter,
Denn mich dünkt, mich lockt ihr Ton.
Günstig sind uns alle Winde,
Stürme schweigen, Lüfte säuseln linde.
5. Siehst Du die Sonne nicht
Glänzen im Bach?
Wo Du bist, spielt das Licht
Freundlich Dir nach.
6. Durch den Wald Funkelschein,
Sieht in den Quell;
Kuckt in die Fluth hinein,
Macht tausend Ströme hell.
7. So auch der Liebe Licht,
Wandelt mit Dir;
Löschet wohl nimmer nicht,
Ist dorten bald, bald hier.
8. Liebst Du die Morgenpracht,
Wenn nach der schwarzen Nacht
Auf diamantner Bahn
Die Sonne ihren Weg begann?
9. Wenn alle Vögel jubeln laut,
Begrüßen fröhlich des Tages Braut,
Wenn Wolken sich zu Füßen schmiegen,
In Brand und goldnem Feuer fliegen?
10. Auch wenn die Sonne um den Wagen lenkt,
Und hinter ihr das Morgenroth erbleicht,
Lust, Heiterkeit durch alle Welt hinfleugt,
Bis sich zum Meer die Göttin senkt.
11. Und dann funkeln neue Schimmer
Ueber See und über Land,
Erd' und Himmel im Geflimmer
Sich zu Einem Glanz verband.
12. Prächtig mit Rubinen und Sapphiren,
Siehst Du dann den Abendhimmel prangen,
Goldenes Geschmeide um ihn hangen,
Edelsteine Hals und Nacken zieren,
Und in holder Gluth die schönen Wangen.
Drängt sich nicht mit stillem Licht der Chor
Aller Sterne, ihn zu sehen, vor?
Jubeln nicht die Lerchen ihre Lieder,
Tönt nicht Fels und Meer Gesänge wieder? —
13. Also wenn die erste Liebe Dir entschwunden,
Mußt Du weibisch nicht verzagen,
Sondern dreist Dein Glücke wagen,
Bald hast Du die zweite aufgefunden;
Und kannst Du im Rausche dann noch klagen:
Nie empfand ich, was ich vor empfunden?
14. Nie vergißt der Frühling wiederzukommen,
Wenn Störche ziehn, wenn Schwalben auf der Wiese sind,
Kaum ist dem Winter die Herrschaft genommen,
So erwacht und lächelt das goldne Kind.
15. Dann sucht er sein Spielzeug wieder zusammen,
Das der alte Winter verlegt und verstört,
Er putzt den Wald mit grünen Flammen,
Der Nachtigall er die Lieder lehrt.

16. Er rührt den Obstbaum mit röthlicher Hand,
Er klettert hinauf die Aprikosenwand,
Wie Schnee die Blüthe noch vor dem Blatt ausdringt,
Er schüttelt froh das Köpfchen, daß ihm die Arbeit gelingt.
17. Dann geht er, und schläft im waldigen Grund,
Und haucht den Athem aus, den süßen,
Um seinen zarten rothen Mund
Im Gras' Viol und Erdbeer sprießen:
Wie röthlich und bläulich lacht
Das Thal, wann er erwacht!
18. In den verschloßnen Garten
Steigt er über's Gitter in Eil',
Mag auf den Schlüssel nicht warten,
Ihm ist keine Wand zu steil.
19. Er räumt den Schnee aus dem Wege,
Er schneidet das Buxbaumgehäge,
Und feiert auch am Abend nicht,
Er schaufelt und arbeitet im Mondenlicht.
20. Dann ruft er: wo säumen die Spielkameraden,
Daß sie so lange in der Erde bleiben?
Ich habe sie alle eingeladen,
Mit ihnen die fröhliche Zeit zu vertreiben.
21. Die Lilie kommt und reicht die weißen Finger,
Die Tulpe steht mit dickem Kopfputz da,
Die Rose tritt bescheiden nah,
Aurikelchen und alle Blumen, vornehm und geringer.
22. Der bunte Teppich ist nun gestickt,
Die Liebe tritt aus Jasminlauben hervor.
Da danken die Menschen, da jauchzet der Vögel ganzes Chor,
Denn Alle fühlen sich beglückt.
23. Dann küßt der Frühling die zarten Blumenwangen,
Und scheidet und sagt: ich muß nun gehn.
Da sterben sie alle an süßem Verlangen,
Daß sie mit welken Häuptern stehn.
24. Der Frühling spricht: vollendet ist mein Thun,
Ich habe schon die Schwalben herbestellt,
Sie tragen mich in eine andre Welt,
Ich will in Indiens duftenden Gefilden ruhn.
25. Ich bin zu klein, das Obst zu pflücken,
Den Stock der schweren Traube zu entkleiden,
Mit der Sense das goldene Korn zu schneiden,
Dazu will ich den Herbst Euch schicken.
26. Ich liebe das Spielen, bin nur ein Kind,
Und nicht zur ernsten Arbeit gesinnt;
Doch wenn Ihr des Winters überdrüßig seid,
Dann komm ich zurück zu Eurer Freud',
Die Blumen, die Vögel nehm' ich mit mir,
Wenn Ihr erndtet und keltert, was sollen sie hier?
Ade! ade! ist die Liebe nur da,
So bleibt Euch der Frühling ewiglich nah!

III. Andacht.

1. Wann das Abendroth die Haine
Mit den Abschiedsflammen küßt, —
Wann im prächt'gen Morgenscheine
Lerchenklang die Sonne grüßt, —
2. O dann werf' ich Jubellieder
Ins Lobpreisen der Natur,
Echo spricht die Töne wieder,
Alles preist den Ew'gen nur.
3. Mit den Quellen geht mein Grüßen,
Und das taube Herz in mir
Hat dem Gott erwachen müssen,
Der uns schirmet für und für.
4. Meereswogen laut erklingen,
In den Wäldern wohnt manch Schall;
Und wir sollten nicht besingen,
Da die Freude überall?

IV. Nacht.

1. Im Windsgeräusch, in stiller Nacht
Geht dort ein Wandersmann,
Er seufzt und weint und schleicht so sacht,
Und ruft die Sterne an:
Mein Busen pocht, mein Herz ist schwer,
In stiller Einsamkeit,
Mir unbekannt, wohin, woher,
Durchwandl' ich Freud' und Leid;
Ihr kleinen goldnen Sterne,
Ihr bleibt mir ewig ferne,
Ferne, ferne,
Und ach! ich vertraut' Euch so gerne.
2. Da klingt es plötzlich um ihn her,
Und heller wird die Nacht.
Schon fühlt er nicht sein Herz so schwer,
Er dünkt sich neu erwacht:
O Mensch, Du bist uns fern und nah,
Doch einsam bist Du nicht,
Vertrau' uns nur, Dein Auge sah
Oft unser stilles Licht:
Wir kleinen goldnen Sterne
Sind Dir nicht ewig ferne;
Gerne, gerne,
Gedenken ja Deiner die Sterne.

V. Herbstlied.

1. Feldeinwärts flog ein Vögelein,
Und sang im muntern Sonnenschein
Mit süßem wunderbaren Ton:
Ade, ich fliege nun davon,
Weit! weit!
Reis' ich noch heut.
2. Ich horchte auf den Feldgesang,
Mir ward so wohl und doch so bang:
Mit frohem Schmerz, mit trüber Lust
Stieg wechselnd bald und sank die Brust:
Herz! Herz!
Brichst Du vor Wonn' oder Schmerz?
3. Doch als ich Blätter fallen sah,
Da sagt' ich: Ach, der Herbst ist da,
Der Sommergast, die Schwalbe, zieht,
Vielleicht zu Lieb und Sehnsucht flieht,
Weit! weit!
Rasch mit der Zeit.
4. Doch rückwärts kam der Sonnenschein,
Dicht zu mir drauf das Vögelein,
Es sah mein thränend Angesicht

Und sang: die Liebe wintert nicht,
Nein! nein!
Ist und bleibt Frühlingsschein.

VI. Arbeit.

1. Vorwärts wandeln, wiederkehren,
Und das Rohe neu gestalten,
Ordnung in Verwirrung schalten,
Wird auf Erden immer währen.
2. Was gewesen, kommt auch wieder,
Zukunft ist dereinst vergangen,
Sterben muß jedweð Verlangen,
Und die Erde zieht uns nieder.
3. Menschen, Element, Naturen
Stehn zum Kampfe stets gerüstet,
Alles schreckt und lockt; uns lüstet
Wandeln auf der Erde Spuren.
4. Jeder weiß, wie es gewesen,
Wenn er Gegenwart beachtet;
Wer sich selber recht betrachtet,
Kann die ganze Erde lesen.
5. Wie der Streit sich selbst versöhnet,
Friede wird aus Krieg erzeuget,
Wie der Regen hebt und beuget,
So die Erde wird verschönet.
6. Alle Mühe rennt zum Ziele,
Zum Genusse wird das Streben:
Also zieht Arbeit und Leben
In der Erde wild Gewühle.

VII. Der Trostlose.

1. Dicht von Felsen eingeschlossen,
Wo die stillen Bächlein gehn,
Wo die dunkeln Weiden sprossen,
Wünsch' ich bald mein Grab zu sehn.
Dort im kühlen abgelegnen Thal
Such' ich Ruh' für meines Herzens Qual.
2. Hat sie Dich ja doch verstoßen,
Und sie war so süß und schön!
Tausend Thränen sind geflossen,
Und sie durfte Dich verschmähn —
Suche Ruh' für Deines Herzens Qual
Hier ein Grab im einsam grünen Thal.
3. Hoffend und ich ward verstoßen,
Bitten zeugten nur Verschmähn —
Dicht von Felsen eingeschlossen,
Wo die stillen Bächlein gehn,
Hier im stillen einsam grünen Thal,
Such' zum Troste Dir ein Grab zumal! —

VIII. Die Heimath.

1. Ich seh die Heimath wieder,
Die lange ferne blieb,
Sie träufelt Wonne nieder,
Sie hat ihr Kind so lieb.
2. Voll Liebe reichen Bäume
Mir froh die grüne Hand,
Ich steh und sinn' und träume,
Und Alles thut bekannt.
3. Verspät'te Blümchen ragen
Neugierig aus dem Gras,
Es ist, als ob sie fragen
Recht zärtlich: wer ist das?
4. Ich muß sie alle grüßen
Und wieder traulich sein;
Laß, Blume, Dich noch küssen,
Wie oft gedacht ich Dein?
5. Da sind die grünen Gänge,
Die Steine wohl bekannt,
Und wunderbare Klänge
Sind hier noch fest gebannt.
6. Es ist die Nachtigalle,
Sie blieb an diesem Ort,
Und sagt mit süßem Schalle
Mir noch ein scheidend Wort.
7. Wie treu ist dieser Sänger,
Daß er noch mein gedacht. —
Mir wird im Herzen bänger
Hier in der grünen Nacht.
8. Sie fliegen fort die Töne,
Die Erde nimmt das Laub,
Was gestern grünte schöne,
Ist heut des Windes Raub.
9. O Frühling, hintergangen
Hast Du die arme Welt,
Erst schlägst Du auf mit Prangen
Und lachend Dein Gezelt.
10. Es stehn wie Dienerscharen
Mit blitzendem Gewehr,
Vor Unfall Dich zu wahren,
Die Blumen um Dich her.
11. Die Wasser, wie Herolde,
Rufen Dein Kommen aus,
Ganz ausgeschmückt mit Golde
Ist Deine Flur und Haus.
12. Die Vögel fliehn und ziehen,
Mit Wolken spielen sie,
Und alle Blumen blühen
Und duften spät und früh.
13. Die Rose kommt mit Scheinen,
Und ruft: nun liebet all!
Wer sollte wohl nicht weinen
Bei diesem süßen Schall?
14. Und wie man sich besinnet,
Das Auge thränenschwer,
Die Blüthe Frucht gewinnet
Und ruft den Sommer her.
15. Was hilft es doch, zu flüchten
Zum grünen, kühlen Wald,
Wenn hier aus allen dichten
Zweigen ein Klaglied schallt?
16. Die Nachtigall will verkünden
Was Schmerz und Liebe sei,
Sie kann den Ton wohl finden
Und singt ihr Herze frei.
17. Bald werden stumm die Bäume,
Die Blumen blühen ab,
Erwachen alle Träume,
Und sehn vor sich ein Grab.
18. Es fallen wie die Todten
Wunsch, Lust und Leben hin,
Verlieren gern den Othem,
Nach Sterben geht ihr Sinn.
19. Da wird erzeugt in Schmerzen
Zuletzt der heiße Wein,
Er ist ein wildes Scherzen
Vom Tod sich zu befrein.
20. Nun fühl' ich mich verloren

In finstrer Einsamkeit,
Es wird der Tod geboren,
Er bringt mir tiefes Leid.
21. Die Erde ungeschmücket,
Blumlos und ohne Gras, —
Wohl hab' ich Dich erblicket,
Die Heimath ist nun das.
22. Du rufst mit stillem Winken
Mich wie das Laub herab,
Und gern will ich versinken
In dieses offne Grab.
23. Doch kommt nicht Frühling wieder?
Bleibt nicht die Liebe neu?
Es stehn ja muntre Lieder
Mir baldigst wieder bei.
24. Hab' ich nicht Trost gegeben?
Ist nicht mein Blick erkannt?
So bin ich auch dem Leben
Von Neuem zugewandt.
25. Die Himmelslüfte spielen
Mild durch mein Herz dahin,
Das ist ein selig Fühlen,
Als ob im Mai ich bin!
26. Wie fliehen viele Wogen
Hinab in Strom und Meer,
Und muthig angeflogen
Schwimmt neue Flut daher.
27. Liebe kann nicht versiegen,
Sie ist ein ew'ger Quell,
Will jedes Bild verfliegen,
Bleibt doch ihr Antlitz hell.
28. Drum will ich nicht verzagen,
Nun singe, neues Herz,
Und will ich Leiden klagen,
Verschönt Gesang den Schmerz. —

IX. Jagdlied.

1. Froh und lustig zwischen Steinen
Geht der Jüngling auf die Jagd,
Seine Beute muß erscheinen
In den grünlebend'gen Hainen,
Sucht' er auch bis in die Nacht.
2. Seine treuen Hunde bellen
Durch die schöne Einsamkeit,
Durch den Wald die Hörner gellen,
Daß die Herzen muthig schwellen:
O Du schöne Jägerzeit!
3. Seine Heimath sind die Klüfte,
Alle Bäume grüßen ihn,
Rauschen strenge Herbsteslüfte,
Find't er Hirsch und Reh, die Schlüfte
Muß er jauchzend dann durchziehn.
3. Laß dem Landmann seine Mühen
Und dem Schiffer nur sein Meer,
Keiner sieht in Morgens Frühen
So Aurora's Augen glühen,
Hängt der Thau am Grase schwer,
4. Als wer Jagd, Wild, Wälder kennet,
Und Diana lacht ihn an,
Einst das schönste Bild entbrennet,
Die er seine Liebste nennet:
O beglückter Jägersmann!

X. Die Blumen.

1. Sieh die zarten Blüthen keimen,
Wie sie aus sich selbst erwachen,
Und wie Kinder aus den Träumen
Dir entgegen lieblich lachen.
2. Ihre Farbe ist im Spielen
Zugekehrt der goldnen Sonne,
Deren heißen Kuß zu fühlen,
Das ist ihre höchste Wonne:
3. An den Küssen zu verschmachten,
Zu vergehn in Lieb' und Wehmuth;
Also stehn, die eben lachten,
Bald verwelkt in stiller Demuth.
4. Das ist ihre höchste Freude,
Im Geliebten sich verzehren,
Sich im Tode zu verklären,
Zu vergehn in süßem Leide.
5. Dann ergießen sie die Düfte,
Ihre Geister, mit Entzücken,
Es berauschen sich die Lüfte
Im balsamischen Erquicken.
6. Liebe kommt zum Menschenherzen,
Regt die goldnen Saitenspiele,
Und die Seele spricht: ich fühle,
Was das Schönste sei, wonach ich ziele,
Wehmuth, Sehnsucht und der Liebe Schmerzen.

XI. Liebe.

1. Weht ein Ton vom Feld herüber
Grüßt mich immerdar ein Freund,
Spricht zu mir: was weinst du Lieber?
Sieh, wie Sonne Liebe scheint:
Herz am Herzen stets vereint,
Gehn die bösen Stunden über.
2. Liebe denkt in süßen Tönen,
Denn Gedanken stehn zu fern,
Nur in Tönen mag sie gern
Alles, was sie will, verschönen.
Drum ist ewig uns zugegen,
Wenn Musik mit Klängen spricht,
Ihr die Sprache nicht gebricht,
Holde Lieb' auf allen Wegen,
Liebe kann sich nicht bewegen
Leihet sie den Odem nicht.

XII. Trennung.

1. Muß es eine Trennung geben,
Die das treue Herz zerbricht?
Nein, dies nenne ich nicht leben,
Sterben ist so bitter nicht.
2. Hör' ich eines Schäfers Flöte,
Härme ich mich inniglich,
Seh' ich in die Abendröthe,
Denk' ich brünstiglich an dich.
3. Gibt es denn kein wahres Lieben?
Muß denn Schmerz und Trauer sein?
Wär' ich ungeliebt geblieben,
Hätt' ich doch noch Hoffnungsschein.
4. Aber so muß ich nun klagen:
Wo ist Hoffnung, als das Grab?
Fern muß ich mein Elend tragen,
Heimlich stirbt das Herz mir ab.

XIII. Wald, Garten und Berg.

Der Wald.

Der frische Morgenwind
Durch unsre Zweige geht,
Rührt jedes Blatt geschwind,
Wenn er so wohlgemuth durch alle Aeste weht.
Rühr' dich, o Menschenkind,
Was soll die Bangigkeit?
Wirf ab dein kleines Leid,
Komm', komm' in unsern Schatten grün,
Wirf alle Sorgen hin,
Erschließ' dein Herz der Freudigkeit.
Wir rühren mit Zweigen
In den Himmel hinein,
Und spüren so eigen
Den glänzenden Schein:
Mit Fingern, mit Zweigen, mit Aesten,
Durchrauscht von spielenden Westen,
Durchsungen von Vögelein,
Freun wir uns frisch bis in die Wurzeln hinein.
Wir rauschen, wir flüstern, wir wogen,
Geschirmt vom blauen Himmelsbogen,
Von freundlichen Lüften durchzogen.
Frühlingsglanz!
Frühlingsglanz!
Sey gegrüßt, sey gegrüßt von Abend zu Morgen,
Von Morgen zu Abend:
Komm, Mensch, sei frei von Sorgen
In unserm Schatten, der brüderlich labend. —
Jeder sein eigen,
Birken, Tannen, Eichen,
Stehn wir durchsammen verwirrt,
Doch keiner den andern irrt;
Der streckt die Zweig' in die Weite,
Rührt schirmend das Gras mit der Hand,
Der steht zum Himmel gewandt,
Führt jeder ein Rauschen, sein eigen,
Und schüttelt sich frisch in den Zweigen;
Doch fließt der mannigfalt'ge Klang
In einen brüderlichen Chorgesang.
So auch die Menschen mitsammen.
Die verschieden von Einem nur stammen,
Jeder rührt sich in seinen Zweigen,
Doch alle streben zum Licht zu steigen,
Wenn sich auch viele gegen die Erde neigen,
Sie alle Brüder sein,
Verschiedenheit ist nur Schein,
Sie rauschen verworren durch einander hinein,
Wird dem Klugen ein einziger Chorgesang sein.

Rosen.

Bist Du kommen, um zu lieben,
So nimm unsre Blüthe wahr,
Wir sind röthend stehn geblieben,
Prangen in dem Frühlingsjahr.
Als ein Zeichen sind die Büsche
Mit den Rosen überstreut,
Daß die Liebe sich erfrische,
Ewig jung sich stets erneut.
Wir sind Lippen, rothe Küsse,
Rother Wangen sanfte Gluth,
Wir bedeuten Liebesmuth,
Wir bezeichnen, wie so süße
Herz und Herz zusammenneigt,
Liebesgunst aus Lippen steigt.
Küsse sind verschönte Rosen
Der Geliebten Blüthezeit,
Und ihr süßes, süßes Kosen
Ist der Wünsche schön Geleit,
Wie die Rose Kuß bedeut't,
So bedeut't der edle Kuß
Selbst der Liebe herrlichsten Genuß.
Liebe ist es, die die Röthe
Allewege angefacht,
Liebend kommt die Morgenröthe
Roth steigt nieder jede Nacht;
Rosen sind verschämte Röthe,
Sind die Ahndung, sind der Kuß:
In Granaten flammt die Röthe
Brennt in Purpurs voller Pracht,
Deuten uns den innigsten Genuß.

Lilien.

Wende Dich zu unsern weißen Sternen,
Mondschein sind sie in der Sonne,
Ahndung unbekannter Wonne,
Freud' und Leid, doch in der Ferne,
Nur Erinnrung: man hegt sie gerne.
Unser Lieben, unser Dichten,
Liebe, dichte Dämmrung nur,
Ernst und freundlich zeigen wir die Spur.
Blumenandacht,
Stille Nacht,
Wen'ge Herzen, die sich zu uns richten.
Blumenandacht,
Heitre Nacht,
Unschuld und Pracht!
Wir stehn so hoch als stille Warten,
Auf denen Sinn und Geist wohl ruht:
Geht er vorüber Rosengluth,
Ist ohne Wunsch und Glanz der fromme Muth,
Dann mag die stille Sehnsucht seiner warten.

Die Gebüsche.

Komm'! Komm'!
Das Blättergeräusch,
Es lockt Dich,
Unser Glanz,
Unser frisches Grün,
Wir lieben Dich;
Trag' uns Dein Herz entgegen,
Was verschmähst Du uns?
Alles kann nicht Wald sein,
Alles kann nicht Blume sein,
Muß auch Kinder geben.

Der Wald.

Wandl' im Grünen,
Willst Du die Blumen verstehn,
Mußt Du erst den Wald durchgehn.
Ist Dir erschienen
Der Sinn des Grünen
Dann magst Du die Blumen verstehn.
Grün ist das erste Geheimniß,
In das die Natur Dich weiht,
Grün schmückt rings die Welt,
Ein lebendiger Odem,
Ein lieblich Element,
Das Alles froh umgießt.
Grüne bedeutet Lebensmuth,
Den Muth der frohen Unschuld,
Den Muth zur Poesie.
Grün sind alle Blumenknospen
Und die Blätter um die Blumen,
Dann entspringt der Farbenglanz
Aus dem mütterlichen Grün.

Die Tulipanen.

Wer mag von Farben sprechen,
Wann wir zugegen sind?
Keine andre Blum' gewinnt,
Beginnen wir zu sprechen.
Was soll Blumenandacht,
Was der Kuß bedeuten?
Wir prangen in der kühnsten Pracht,
Kein Andrer mag's mit uns zu streiten,
Wir glänzen daher in vollster Macht.
Brauchen nichts Anders zu bedeuten,
Als daß in uns der Schein von tausend brennenden Farben lacht.
Stehn wir in Beeten zusammen,
Und geht der Wind durch uns Blumen hin,
So wanken und zucken unzählige Flammen
Und blenden, verwirren den fröhlichen Sinn.
Kühn die Blätter sich formiren,
Gold und Roth und Blau sie zieren,
Glanz-Pokal, aus dessen Blinken
Sonne, Licht und Bienen trinken.
Noch im Verblühen mit Farben wir prangen,
Daß in voller Majestät
Die Tulpe mit ausgespreiteten Flügeln steht:
Wozu die Sehnsucht, wozu Verlangen?

Veilchen.

In der Stille
Von Blättern, den grünen,
In ferner Hülle
Wir Blumen dienen.
Wagen's nicht uns aufrecht zu stellen,
Fürchten die Sonnenblicke, die hellen.
Gras unsre Geschwister,
Ueber uns Buschgeflüster:
Im einsamen Thal
Gedeihn wir zumal.

Vergißmeinnicht.

Wir Blümlein
Am Bach,
Mit blauem Schein
Müssen gar kleine sein,
Locken die Augen doch nach.
Wir sehen
Uns helle
In der Welle
An Seen;
Unschuldige Kindlein
Mit süßem blauem Schein;
Möchten wir größer sein!

Feldblumen.

Du gehst vorüber,
O Lieber!
Und siehst nicht,
Fühlst nicht,
Wie schön das grüne Gras,
Wie erfrischend und kühl und naß,
Und dazwischen die goldnen Sterne;
Mußt Du denn stets nach der Ferne?

Vogelgesang.

Wir lustigen Bürger in grüner Stadt
Rauschen und schwärmen,
Singen und lärmen
Vom Morgen zum Abend, und stets sind wir satt.
Die Bäume mit Schatten
Zur Wohnung bestellt,
Zur Nahrung die Matten,
Die freie, weite Welt. —
Wie uns das gefällt!
Gefällt!
O herrliche Welt!

Das Himmelblau.

Sie alle umschließ' ich mit Armen linde,
Sie alle tränk' ich an meinen Brüsten
Mit Lüsten,
Ich sende die kühlenden Winde,
Ich schaue tief auf sie hinunter.
Sie alle schauen hoch zu mir daher,
Alle macht mein klarer Anblick munter,
Die herrliche Bläue im unergründlichen Meer.
Wolken kommen, Wolken ziehn,
Wolken fliehn,
Treiben in meinem Gebiete hin und her;
Sind dem größeren Blick des Waldes Blätter.
Der Blumen Putz überfliegt der Glanz
Des Abends und des Morgenroths heraufgezogen,
Der kühn gespannte Regenbogen,
Im goldnen Abendmeer die tausend Flammen wogen,
Im furchtbaren Wetter,
Der Wolken Tanz,
Der Blitze zückender Glanz. —

Die Blumen.

Der Abend sinkt hernieder,
Die Nachtviolen wachen auf,
Und gießen in die Lüfte
Die süßen Düfte.
Wir singen leise Lieder,
Die Nachtviolen wachen auf,
Und strömen süße Düfte
Durch die Lüfte.

Die Quellen.

Wandle, wandle frohen Muthes,
Zu dem Gipfel steigt die Quelle,
Sinkt hinab und bleibet helle,
Tränkt mit jeder kleinen Welle
Wies' und Thal, die froh des Gutes.
Geister aus dem innern Kerne
Tiefer Erdenschlüfte, heben
Wir uns kräftiglich und weben
Irdisch in dem klaren Leben,
Ziehn uns an die goldnen Sterne.
Alles, alles ist verbunden,
Ein Herz nur, das Alles reget,
In den fernsten Pulsen schläget,
Jede Kreatur beweget,
Kühn beherrschend alle Stunden.

Bergstrom.

Stürz', stürz' hinab,
Woge hinab mit Eile zum Thal;
Findest die ruhigen Quellen zumal
Und nimmst sie reißend mit in das Grab.
Keine Ruh', keine Ruh' nicht Einen Augenblick,
Unaufhaltsam reißen die Wogen,
Reißen die Zeiten Unglück und Glück,
Werden große Thaten fortgezogen,
Sieht Vergangenheit nie zurück.
Nirgend Stillestand, nirgend Stillestand,
Alles durch einander sich schwingt,

Die Kraft mit fremden Kräften ringt,
Eins in das Andre feindlich dringt,
Strebt zu durchbrechen das fesselnde Band!

Der Sturm.

Mein belebender Odem geht durch die Natur,
Besuche die grünen Wälder, die Gebüsche,
Die hohen Berge, die niedere Flur,
Mit mir geht Kraft und Lebensfrische.
Mit Wolken ist in Lüften mein Spielen,
Auf Erden find' ich Gras und Laub,
Doch oft, wenn mir die Blüthen gefielen,
Sind sie auch meines Zornes Raub.
Doch bring' ich den Regen zur Nahrung der Wiesen,
Ich jage die Nebel in's Saatfeld hinein,
Ich lasse die Ströme durch Walddunkel fließen,
Muß Wechsel und Kampf allgegenwärtig sein.

Die Berggeister.

Wir sind Dir, Sterblicher, verwandt,
Und innerlich von Dir gekannt,
Von Deinem Geiste Dir genannt.
Dein Herz Dich hoch entgegen treibt,
Zurück mit ird'scher Kraft Dich hält
Dein tödter Sinn, die Lust zur Welt,
Und in der Furcht die Seele bleibt.
Wirf kühn Dich in den Strom der Lust,
Laß Raum der überird'schen Brust,
Du findest Freuden, die Du nie gewußt.
Natur gibt sich mit Geistern Dir zu eigen,
Wird dienen Deinem Menschensinn,
Ziehst Du sie mächtig zu Dir hin
Und willst die Kraft von Deinem Geiste zeigen.

XIV. Zuversicht.

1. Wohlauf! es ruft der Sonnenschein
Hinaus in Gottes freie Welt!
Geht munter in das Land hinein
Und wandelt über Berg und Feld!
2. Es bleibt der Strom nicht ruhig stehn,
Gar lustig rauscht er fort;
Hörst Du des Windes muntres Wehn?
Er braust von Ort zu Ort.
3. Es reist der Mond wohl hin und her,
Die Sonne ab und auf,
Guckt über'n Berg und geht in's Meer,
Nie matt in ihrem Lauf.
4. Und, Mensch, Du sitzest stets daheim,
Und sehnst Dich nach der Fern':
Sei frisch und wandle durch den Hain,
Und sieh' die Fremde gern.
5. Wer weiß, wo Dir Dein Glücke blüht,
So geh' und such' es nur!
Der Abend kommt, der Morgen flieht,
Betrete bald die Spur.
6. Laß Sorgen sein und Bangigkeit,
Ist doch der Himmel blau!
Es wechselt Freude stets mit Leid:
Dem Glücke nur vertrau'.
6. So weit Dich schließt der Himmel ein,
Geräth der Liebe Frucht,
Und jedes Herz wird glücklich sein,
Und finden, was es sucht.

XV. Im Walde.

1. Muntres Herz, frischer Sinn
Ist Gewinn,
Fröhlich geht's durch Büsche hin.
Weicht die Nacht,
Auf zur Jagd! auf zur Jagd!
Wann der rothe Morgen lacht.
Waldgesang,
Hörnerklang,
Hörnerklang und Waldgesang
Tönt das Jagdrevier entlang.
2. Meiner Liebsten Stimm' ist schön,
Wann ihr lockendes Getön
Durch des Waldes Dämmrung bricht:
Aber höher schwillt die Brust,
Herz klopft dann nach Jägerlust,
Wann des Waldhorns Stimme spricht.
Ist Dein Herz Dir matt und bang,
Schnell erfrischt es Waldgesang,
Waldgesang und Hörnerklang!

XVI. Der Tod.

1. Wechselnd gehn des Baches Wogen,
Und er fließet immer zu,
Ohne Rast und ohne Ruh,
Fühlt er sich hinabgezogen,
Seinem dunkeln Abgrund zu.
2. Also auch des Menschen Leben,
Liebe, Tanz und Saft der Reben
Sind die Wellenmelodie,
Sie verstummt spät oder früh.
3. Ewig gehn die Sterne unter,
Ewig geht die Sonne auf,
Taucht sich roth in's Meer hinunter,
Roth beginnt ihr Tageslauf.
4. Nicht also des Menschen Leben,
Seine Freuden bleiben aus,
Denn dem Tode übergeben,
Bleibt er dort im dunkeln Haus. –

XVII. Gruß dem Frühling.

Der Frühling kömmt!
Die Wolken fliehn,
Der Himmel glänzt.
Der Frühling kömmt!
Und Regenbogen 5
Sind seines Wagens
Gleitende Räder.
Blumengekränzt,
In Sonnenstrahlen,
Schwebt unter säuselnden Winden 10
Nieder der Gott.
Tausend Blumen bekränzen sein Haupt,
Tausend Blumen umflechten
Sein blaues Gewand:
Er lächelt, – 15
Aus goldnen Locken,
Vom blauen Gewande,
Fließen zur Erde die Blumen hinab –
Es blüht die Flur,
Es grünt der Hain, 20
Und jeder Zweig

Rauscht süßen Gruß
Dem Frühlingsgotte.
Wonnegesang,
25 Wonnegesang
Rauscht durch den Palmenhain!
Durch die blühenden Bäume
Säuselt der West,
Mit den Blüthen scherzend.
30 Da schüttelt er Blüthen
Und duftende Blumen,
Auf den grünen Rasen. —
Wenn Mondschein sie küßt,
Wenn Thau sie tränkt,
35 Mondschein des Frühlings,
Frühlingsthau, —
Entschweben ihnen
Mit leisem Fluge,
Schöne blaue Schmetterlinge.
40 In den Blüthen der rauschenden Bäume,
Unter den Blumen der duftenden Wiese
Flattern und schwärmen sie hier und bald dort:
Sie suchen die Schwestern,
Sie suchen die Brüder,
45 In Blüthen und Blumen,
Und küssen sie alle:
Haben sie die Zwillingskinder aufgefunden,
Nisten sie sich in dem väterlichen Baum ein,
Bergen sich in Blüthen oder Blumen,
An der süßen Wiedererkennung sterbend.

XVIII. Der Dichter.

1. Wie sehnsuchtsvoll fühlt sich mein Herz gezogen,
Dem frischen grünen Walde zugelenket,
Von Bächen wird das neue Gras getränket,
Die Blumen schauen sich in klaren Wogen.
2. Ein blau Kristall erscheint der Himmelsbogen,
Zur blühnden Erde liebend hergesenket;
Die Sonne zeigt, daß sie der Welt gedenket,
Sie hat die Blumen küssend aufgesogen.
3. Die Pflanzen glänzen, Wasserwogen lachen,
Die muntern Thiere regen sich in Sprüngen,
Der Vogel singt, vom grünen Zweig umrauschet.
4. Wenn Thiere, Wasser, Blumen, Flur' erwachen,
Läßt höher noch der Mensch die Stimm' erklingen,
Der Dichter fühlt von Gottheit sich berauschet.

XIX. An Novalis.

1. Wer in den Blumen, Wäldern, Bergesreihen,
Im klaren Fluß, der sich mit Bäumen schmücket,
Nur Endliches, Vergängliches erblicket,
Der traure tief im hellsten Glanz des Maien.
2. Nur der kann sich der heil'gen Schöne freuen,
Den Blume, Wald und Strom zur Tief' entrücket,
Wo unvergänglich ihn die Blüth' entzücket,
Dem ew'gen Glanze keine Schatten dräuen.
3. Noch schöner deutet nach dem hohen Ziele
Des Menschen Blick, erhabene Geberde,
Des Busens Ahnden, Sehnsucht nach dem Frieden,
4. Seit ich Dich sah, vertraut' ich dem Gefühle,
Du mußtest von uns gehn und dieser Erde.
Du gingst: fahr' wohl; wir sind ja nicht geschieden.

XX. Glosse.

Liebe denkt in süßen Tönen,
Denn Gedanken stehn zu fern,
Nur in Tönen mag sie gern
Alles, was sie will, verschönen.
1. Wenn, im tiefen Schmerz verloren,
Alle Geister in mir klagen,
Und gerührt die Freunde fragen:
„Welch ein Leid ist Dir geboren?“
Kann ich keine Antwort sagen.
Ob sich Freuden wollen finden,
Leiden in mein Herz gewöhnen,
Geister, die sich liebend binden,
Kann kein Wort jemals verkünden:
Liebe denkt in süßen Tönen.
2. Warum hat Gesangessüße
Immer sich von mir geschieden?
Zornig hat sie mich vermieden,
Wie ich auch die Holde grüße.
So geschieht es, daß ich büße,
Schweigen ist mir vorgeschrieben,
Und ich sagte doch so gern,
Was dem Herzen sei sein Lieben.
Aber stumm bin ich geblieben,
Denn Gedanken stehn zu fern.
3. Ach, wo kann ich doch ein Zeichen,
Meiner Liebe ew'ges Leben
Mir nur selber kund zu geben,
Wie ein Lebenswort erreichen?
Wenn dann Alles will entweichen,
Muß ich oft in Trauer wähnen,
Liebe sei dem Herzen fern.
Dann weckt sie das tiefste Sehnen:
Sprechen mag sie nur in Thränen,
Nur in Tönen mag sie gern.
4. Will die Liebe in mir weinen,
Bringt sie Jammer, bringt sie Wonne,
Will sie Nacht sein, oder Sonne,
Sollen Glückessterne scheinen,
Tausend Wunder sich vereinen?
Ihr Gedanken schweiget stille,
Denn die Liebe will mich krönen,
Und was sich an mir erfülle,
Weiß ich das, es wird ihr Wille
Alles, was sie will, verschönen.

XXI. Wunder der Liebe.

Mondbeglänzte Zaubernacht,
Die den Sinn gefangen hält,
Wundervolle Märchenwelt,
Steig' auf in der alten Pracht!
1. Liebe läßt sich suchen, finden,
Niemals lernen, oder lehren.
Wer da will die Flamm' entzünden,
Ohne selbst sich zu verzehren,
Muß sich reinigen der Sünden.
Alles schläft, weil er noch wacht,

Wann der Stern der Liebe lacht,
Goldne Augen auf ihn blicken,
Schaut er, trunken von Entzücken,
Mondbeglänzte Zaubernacht.
2. Aber nie darf er erschrecken,
Wenn sich Wolken dunkel jagen,
Finsterniß die Sterne decken,
Kaum der Mond es noch will wagen,
Einen Schimmer zu erwecken.
Ewig steht der Liebe Zelt,
Von dem eignen Licht erhellt.
Aber Muth nur kann zerbrechen,
Was die Furcht will ewig schwächen,
Die den Sinn gefangen hält.
3. Keiner Liebe hat gefunden,
Dem ein trüber Ernst beschieden,
Flüchtig sind die goldnen Stunden,
Welche immer den vermieden,
Den die bleiche Sorg' umwunden:
Wer die Schlange an sich hält,
Dem ist Schatten vorgestellt,
Alles was die Dichter sangen,
Nennt der Arme, eingefangen,
Wundervolle Märchenwelt.
4. Herz, im Glauben auferblühend,
Fühlt alsbald die goldnen Scheine,
Die es lieblich in sich ziehend
Macht zu eigen sich und seine,
In der schönsten Flamme glühend.
Ist das Opfer angefacht,
Wird's dem Himmel dargebracht,
Hat Dich Liebe angenommen,
Auf dem Altar hell entglommen,
Steig' auf in der alten Pracht.

XXII. Phantasie.

Wer ist dort der alte Mann,
In einer Ecke fest gebunden,
Daß er sich nicht rührt, nicht regt?
Vernunft hält über ihn Wache,
5 Sieht und erkundet jede Miene.
Der Alte ist verdrüßlich,
Um ihn in tausend Falten
Ein weiter Mantel geschlagen.
Es ist der launige Phantasus,
10 Ein wunderlicher Alter,
Folgt stets seiner närrischen Laune;
Sie haben ihn festgebunden,
Daß er nur seine Possen läßt,
Vernunft im Denken nicht stört,
15 Den armen Menschen nicht irrt,
Daß er sein Tagesgeschäft
In Ruhe vollbringe,
Mit dem Nachbar verständig spreche
Und nicht wie ein Thor erscheine.
20 Denn der Alte hat nie was Kluges im Sinn,
Immer tändelt er mit dem Spielzeug
Und kramt es aus, und lärmt damit,
So wie nur nicht nach ihm gesehn wird.
Der alte Mann schweigt und runzelt die Stirn,
25 Als wenn er die Rede ungern vernähme,
Schilt gern Alles langweilig,
Was in seinen Kram nicht taugt.
Der Mensch handelt, denkt, die Pflicht
Wird indeß stets von ihm gethan;
30 Fällt in die Augen das Abendroth hinein,
Stehn Schlummer und Schlaf aus ihrem Winkel auf,
Da sie den Schimmer merken.
Vernunft muß ruhn und wird zu Bett gebracht,
Schlummer singt ihr ein Wiegenlied:
„Schlafe ruhig, mein Kind, morgen ist auch noch ein Tag! 35
Mußt nicht Alles auf einmal denken,
Bist unermüdet und das ist schön,
Wirst auch immer weiter kommen,
Wirst Deinem lieben Menschen Ehre bringen;
Er schätzt Dich auch über Alles, 40
Schlaf' ruhig, schlaf' ein." —
„Wo ist meine Vernunft geblieben?" sagt der Mensch,
„Geh' Erinnrung, und such' sie auf!"
Erinnrung geht und trifft sie schlafend,
Gefällt ihr die Ruhe auch, 45
Nickt über der Gefährtin ein.
„Nun werden sie gewiß dem Alten die Hände frei machen,"
Denkt der Mensch, und fürchtet sich schon.
Da kömmt der Schlaf zum Alten geschlichen,
Und sagt: „Mein Bester, Du mußt erlahmen, 50
Wenn Dir die Glieder nicht frei gelöset sind.
Pflicht, Vernunft und Verstand bringen Dich ganz herunter,
Und Du bist gutwillig, wie ein Kind." —
Indem macht der Schlaf ihm schon die Hände los,
Und der Alte schmunzelt: „Sie haben mir viel zu danken, 55
Mühsam hab' ich sie erzogen.
Aber nun verachten sie mich, alten Mann,
Meinen, ich würde kindisch,
Sei zu gar Nichts zu gebrauchen.
Du, mein Liebster, nimmst Dich mein noch an, 60
Wir Beiden bleiben immer gute Kameraden."
Der Alte steht auf und ist der Banden frei,
Er schüttelt sich vor Freude:
Er breitet den weiten Mantel aus,
Und aus allen Falten stürzen wunderbare Sachen, 65
Die er mit Wohlgefallen ansieht.
Er kehrt den Mantel um und spreitet ihn weit umher,
Eine bunte Tapete ist die untre Seite.
Nun handthiert Phantasus in seinem Zelte,
Und weiß sich vor Freuden nicht zu lassen. 70
Aus Glas und Kristallen baut er Schlösser,
Läßt oben aus den Zinnen Zwerge gucken,
Die mit dem großen Kopfe wackeln.
Unten gehn Fontainen im Garten spazieren,
Aus Röhren sprudeln Blumen in die Luft, 75
Dazu singt der Alte ein seltsam Lied
Und klimpert mit aller Gewalt auf der Harfe.
Der Mensch sieht seinen Spielen zu,
Und freut sich, vergißt, daß Vernunft
Ihn vor allen Wesen herrlich macht, 80
Spricht: „Fahre fort, mein lieber Alter."
Und der Alte läßt sich nicht lange bitten:
Schreiten Geistergestalten heran;
Zieht die kleinen Marionetten an Fäden
Und läßt sie aus der Ferne größer scheinen. 85
Tummeln sich Reuter und Fußvolk,
Hängen Engel in Wolken oben,
Abendröthen und Mondschein gehn durch einander.
Verschämte Schönen sitzen in Lauben,
Die Wangen roth, der Busen weiß, 90
Das Gewand aus blinkenden Strahlen gewebt.

Ein Heer von Koboldeu lärmt und tanzt,
Alte Helden kommen von Troja wieder,
Achilles, der weise Nestor, versammeln sich zum Spiel
95 Und entzweien sich, wie Knaben. —
Ja, der Alte hat daran noch nicht genug,
Er spricht und singt: „Laß Deine Thaten fahren,
Dein Streben, Mensch, Deine Grübelein,
Sieh, ich will Dir goldne Kegel schenken,
100 Ein ganzes Spiel, und silberne Kugeln dazu,
Männerchen, die von selbst immer auf den Beinen stehn,
Warum willst Du Dich des Lebens nicht freun?
Dann bleiben wir beisammen,
Vertreiben mit Gespräch die Zeit,
105 Ich lehre Dich tausend Dinge,
Von denen Du noch Nichts weißt." —
Das blinkende Spielwerk sticht dem Menschen in die Augen,
Er reckt die Hände gierig aus:
Indem erwacht mit dem Morgen die Vernunft,
110 Reibt die Augen und gähnt und dehnt sich:
„Wo ist mein lieber Mensch?
Ist er zu neuen Thaten gestärkt? so ruft sie.
Der Alte hört die Stimme und fängt an zu zittern,
Der Mensch schämt sich, läßt Kegel und Kugel fallen,
115 Vernunft tritt in's Gemach.
„Ist der alte Wirrwarr schon wieder los geworden?"
Ruft Vernunft aus — „Läßt Du Dich immer wieder locken
Von dem kind'schen Greise, der selber nicht weiß,
Was er beginnt?" —
120 Der Alte fängt an zu weinen,
Der Mantel wieder umgekehrt
Ihm um die Schultern gehängt,
Arm' und Beine festgebunden,
Sitzt wieder grämlich da.
125 Sein Spielzeug eingepackt,
Ihm Alles wieder in's Kleid gesteckt;
Und Vernunft macht 'ne drohende Miene.
Der Mensch muß an die Geschäfte gehn,
Sieht den Alten nur von der Seite an
130 Und zuckt die Schultern über ihn.
„Warum verführt Ihr mir den lieben Menschen?"
Grämelt der alte Phantasus.
„Ihr werdet ihn matt und todt noch machen,
Wird vor der Zeit kindisch werden,
135 Sein Leben nicht genießen.
Sein bester Freund sitzt hier gebunden,
Der es gut mit ihm meint.
Er verzehrt sich und möcht' es gern mit mir halten.
Aber Ihr Ueberklugen
140 Habt ihm meinen Umgang verleidet
Und wißt nicht, was Ihr mit ihm wollt.
Schlaf ist weg und Keiner steht mir bei."

XXIII. Die Zeichen im Walde.

1. „O mein Sohn, wie gräßlich heulend
Klagt herauf vom Moor die Unke!
Hörst Du wohl die Raben krächzen?
Die Gespenster in dem Sturme?" —
2. „Vater, laßt die Sorge fahren,
Denn die Wolken ziehn hinunter;
Bald wird sie der Mond bezwingen,
Der zu scheinen schon begunnte.
3. Durch die Thäler streift der Nebel,
Schon erglänzen fern die Burgen,
Schaut, schon leucht't das Cruzifixe,
Das Kapellenbild da drunten." —
4. „Ach, Du Kruzifixe gütig,
Laß vom Schatten Dich verdunkeln!
O Mariabild, sei gnädig,
Bleib in Finsterniß verschlungen!
5. Laßt ihn los, den alten Sünder,
Fahren laßt den alten Wulfen:
Tod und Sünde seine Freunde,
Und die Hölle ihm verbunden!
6. Wie die Nacht bald leucht't, bald dämmert,
Schauernd in dem Wolkenzuge,
Ist es wie ein tiefes Auge,
Da der Erbfeind herblickt dunkel.
7. Wie die Wälder sausen, schallen,
Rauschen ab die Felsenbrunnen,
Hör' ich Wald, Thal, Berg und Klüfte
Summen: Komm zu uns herunter." —
8. Und es spricht sein Sohn ihm tröstend,
Der ihn liebt, Sohn Sigismunde:
„Ach mein Vater, wär' vorüber
Diese schreckenvolle Stunde!
9. Soll ich nach dem Beicht'ger laufen?
Nach dem Arzt, daß Ihr gesundet?
Soll ich beten? Geht zum Heiland,
Tröstet Euch an seinen Wunden.
10. Wollt Ihr sterben, alter Vater,
Von Verzweifeln, Angst bezwungen?
O wie fass' ich doch die Seele,
Die sich Gott und Heil' entrungen?
11. O besinnt Euch auf die Güte,
Auf die ew'ge, ew'ge Tugend,
Die herab uns sprang, den Sündern,
Von des Gottessohnes Blute.
12. Denkt den Vater, denkt Marien,
Unsrer ew'gen Liebe Mutter,
Denkt den Geist, das unergründlich
Heilig und dreifaltig Wunder.
13. Daß wir leben, sind wir Sünder,
In dem Tod die Lilienblume;
Reue kann uns Gott versöhnen,
Auf macht er die Heiligthume.
14. Unsre Angst klopft an die Pforten:
Auf, o lieber Vater, thue!
An dem Schlosse sitzt Erbarmen,
Schiebt den Riegel bald zurucke.
15. Ohne Schätzung ist der Himmel,
Dennoch mag er Kauf erdulden;
Unsre Thränen nimmt Sankt Peter,
Schätzet sie als Münze gulden.
16. Schnee und Regen gehn hernieder,
Alle Ströme gehn bergunter,
Jeder Stein, hinaufgeschleudert,
Muß zur Erd' herab zur Stunde:
17. Also zieht den Menschen Sünde,
Niemals kann er ganz gesunden,
Daß er aufrecht schaut zum Vater,
Sind die himmlischen fünf Wunden.
18. Da kam Himmelreich hernieder,
Aus fünf Quellen wonnig blutend,
Da erwuchs das Paradiese,
Aus fünf Wunden göttlich blumend.
19. Da erschrak die Erde freudig,
Und zerborst in große Kluften,

Und die Herzen wurden offen,
Gottes Liebe faßte Wurzel.
20. Blüht hinein in seinen Himmel,
Wachst hinauf in seine Ruhe,
Rankt hinan in schön Gebeten:
Große Kraft hat Herz und Zunge.
21. Ihr seid selbst ein Zweig vom Baume,
Welcher steht in Gottes Grunde;
Alle Zweig' und Laub sind Engel,
All' formirt zu Gottes Ruhme." —
22. Abwärts wandte sich der Alte,
Weil er keine Gnade wußte,
Denn sein Ohr vernahm die Worte,
Doch sein Herz war fern vom Muthe.
23. „Du mein einzig Kind," begann er,
„Niemals ward Dir Schwester, Bruder;
Als sie Dich gebar, da schied sie,
Deine treue fromme Mutter.
24. Nur auf kurze Zeit geliehen
War dem Frevler Kunigunde;
Du warst fromm, mein Sohn, und heilig,
So wie ihre Todesstunde.
25. Und so oft Dein Blick geleuchtet,
Sah ich immer diese Stunde;
Und mein Herz zerriß die Sorge,
Schnürte fester mich im Bunde.
26. Darum war ein grimmer Wechsel
Stets von Haß und Lieb' im Busen.
Bei der Wiege stand ich lauernd,
Und mein Arm den Dolch erhube.
27. Aber dann die stillen Augen,
Die sich aus einander schlugen,
Brachten Licht und Liebe wieder,
Und die Angst ward wieder Ruhe.
28. Also bist Du mir erwachsen,
Immer war mir fremd Dein Thuen;
Liebst Du mich mit ganzer Seele,
Kannst mir doch nicht stehn zum Schutze.
29. Innerst recht in meiner Seele
Sind die Kräfte, die da unten,
Gottlos abgewandt vom Heile,
In der Frevel Tiefe wuchern.
30. Nicht ist mir der Christ gestorben;
Andern Mächten, mit dem Blute,
Das ich, trotzend ihm, vergossen,
Bin ich eisenfest verbunden.
31. Mir sind andre Paradiese,
In dem Graus sind meine Blumen;
Himmelsmächten widerstrebend,
Folg' ich meinem dunkeln Fluge." —
32. Weinend nimmt der Sohn die Hände,
Weinend spricht der Sigismunde:
„Vater, was Ihr fehltet, gebt mir,
Gebt mir, ach! die trübe Kunde.

33. Daß uns Gott erlösen wollte
Von dem allerschlimmsten Bunde,
Drum gab er den Eingebornen:
Himmel ist uns so gefunden.

34. Jedem Sünder, der ihm traute,
Ist Vergebung noch gelungen.
Der Allmächt'ge kann vergeben,
Und es will auch der Allgute.

35. Nur nicht widerstrebt dem Geiste,
Ohne Sühnung ein Verschulden;
Diese Sünde thut Ihr, Vater,
Wenn Verzweiflung obgerungen.

36. Leben, Blut und Herz und Glauben
Will ich auf zum Werke rufen,
Alle Kräfte sollen streiten,
Siegen ob dem schlimmsten Truge." —
37. Da erwacht der alte Vater,
Sehnend wie aus einem Schlummer,
Und es rinnen große Thränen
Seinem trüben Aug' hinunter.
38. „Auf," so spricht er, „was der Himmel
Für Gewalt erleid', versuche;
Ob so späte Reu' im Sterben
Wiederbring' verlorne Tugend.
39. Geh' hinunter nach dem Walde:
Was die Zeichen dort im Grunde
Aller Welt verbergen, hole.
Betend find' ich dann wohl Ruhe." —
40. „Und was sind denn diese Zeichen?
Deine Reden sind mir dunkel.
Wie soll ich in Nacht sie treffen?
Wo im Walde soll ich suchen?"
41. „Kennst Du nicht, fernab im Forste,
Tief im Thal, von Tannen dunkel,
Wo ein Stein, bekreuzt mit Dolchen,
Weiß dasteht auf trübem Grunde?
42. Oftmals hast Du mich gefraget,
Wenn wir jagten in der Runde,
Was der Stein bezeichnen solle;
Noch verschwieg ich Dir die Kunde.
43. Das ist nun das erste Zeichen,
Mir ein Zeichen meines Kummers,
Den erhebe, bringe zu mir,
Was Du finden wirst da drunten.
44. Und zwei Dolche wirst Du finden
In der Erde wenig Schuhe.
Ach, damit hab' ich erstochen
Ihn, den Liebling meiner Jugend.
45. An dem Platze war's geschehen,
Und da setzt' ich meiner Tugend
Dieses Zeichen, die gestorben
In des liebsten Freundes Blute.
46. Aufgekeimt, wie junge Lämmer,
Spielten wir in jeder Stunde.
Er bewohnte, die du jenseits
Schimmern siehst, die alten Burgen.
47. Mit dem Alter wuchs die Liebe,
Und er hieß mich seinen Bruder,
Und gelobte, wann er stürbe,
Mir zu geben seine Burgen.
48. Nahm mich freundlich in die Arme,
Und versprach mit einem Schwure,
Eine Gattin nie zu freien,
Nimmer um ein Weib zu buhlen.
49. Also schrieb er selber nieder;
Bald darauf erhielt ich Kunde,
Daß er oft hinüber ritte
Zu der schönen Kunigunde.

50. Da erwacht' es, wie ein Grausen,
Tief in meines Herzens Grunde,
Geister rotten sich zusammen,
Steigen aus dem finstern Schlunde.

51. Diese Veste nur die meine,
Sie die ärmste in der Runde,
Und die Fremde als das schönste
Weib in jedes Mannes Munde.

52. Sie besucht' ich, sah sie selber,
Fühlte bald die tiefe Wunde,
Die mir Sinn und Leben raubte;
Dachte sie nur jede Stunde.

53. Alle Freundschaft ward vergessen,
Was er that zu meinen Gunsten,

Die Gestalt, sein lieblich Wesen,
Kuß und Handdruck war verschwunden.
54. Der Begierde Stachel fühlend,
Der je scharf und schärfer wurde,
Mied ich ihn, wo ich ihn schaute,
Furchte mich vor seinem Gruße.
55. Meine Liebe ward ihm fremde,
Ihn gereute seine Jugend,
Und er freite um die Schöne
Bei den Eltern Kunigundens.
56. Lieber war ich ihr geworden,
Sie versprach mit einem Kusse,
Mein zu sein; doch war ihr Vater
Jenem hold ob seinem Gute.
57. Also traf ich ihn im Holze,
Haß und Brunst in meinem Muthe,
Daß ich ihn schnell ohn' Erbarmen
Mit der Lanze niederschluge.
58. Und die Dolche waren plötzlich
In der Hand, ob ich nicht wußte,
Wie, woher. So eilt der Böse,
Daß in uns erstirbt das Gute.
59. Seine Augen baten flehend;
Zugeschlossen war mein Busen,
Und das Herz, das mir geschlagen,
Das zerstach ich, der Verfluchte.
60. Trennte drauf das Haupt, das liebe,
Mit dem Schwerte von dem Rumpfe,
Und verbarg es in der Erde,
Weiter ab im dunkeln Grunde.
61. Dieses ist das zweite Zeichen.
Gehe hin, den Stein verrucke,
Bringe den geliebten Schädel,
Eh' ich zu die Augen drucke.
62. Weiter ab, wo Wald zu Ende,
Steht bei dem Wachholderbusche
Endlich noch das dritte Zeichen.
Ach, wo find' ich davor Ruhe?
63. Also war mein Freund erblichen.
Also starb der edle Kunze.
Bald darauf ward ich vermählet
Mit der schönen Kunigunde.
64. Und die Freunde meines Freundes
Forschten nach, wie er verblutet,
Und von mir war gleich das Schlimmste
Von den Forschenden vermuthet.
65. Angeklagt des schnöden Mordes,
Ließen mich die Richter rufen;
Und ich fand den strengsten Richter
Schon in meinem eignen Busen.
66. Schwer im Wochenbett darnieder
Lag die Gattin Kunigunde,
Und es hatte sich der Kranken,
Wie sie starb, ein Sohn entwunden.
67. Alles Glück war abgeschlachtet,
Meine Brust die Mördergrube:
Ehre, Hoffnung, Liebe, Leben
Ausgetilgt, und jedem Buben
68. War mein Herz nun Preis gegeben;
Um mich grinsten Höllenhunde,
Und ich riß mit wüstem Streben
Das, was mich an Gott gebunden.
69. Mitternacht lag auf dem Lande,
Da verließ ich Dich im Schlummer,
Und die Leiche meiner Gattin;
Ging hinab die hohen Stufen.
70. Wild zur Wildniß ging ich nieder,
Sternen und dem Himmel fluchend!
Nach der Nacht streckt' ich die Arme,
Und der Mond ging trübe unter.
71. Daß die Klüfte wiederschallten,
Fing ich an so laut zu rufen.
Eingeweiht zu tieferm Grausen
Ward ich bald den finstern Zunften.
72. Und der böse Feind erschiene
Finster meinem bösen Muthe.
Und er nahm ein Schreiben von mir,
Das ich schrieb mit meinem Blute,
73. Ihm zu eigen mich zu geben,
Unter seinem grimmen Schutze
Sicher sein mein Leib und Leben;
Nur die Seele war verschuldet.
74. Diese Schrift ward eingeschlossen,
Daß ich's sah, in erzner Truhe,
Unterm Steine eingegraben
Dort im dunkelgrünen Grunde.
75. Dieses ist das dritte Zeichen
Dorten beim Wachholderbusche.
Welche Macht kann es befreien,
Bringen mir die Eisentruhe?
76. Reichthum, Ehre ward verliehen
Dem, der ab sich that dem Guten.
Heute ist der Preis verfallen,
Und ich fühl' der Hölle Ruthen.
77. Kannst Du mir die Zeichen bringen,
Ist es Dir, o Sohn, gelungen,
O so möcht' es mir gerathen,
Daß ich mich hinaufgeschwungen.
78. Sieh, der Mond scheint hell und heller,
Ach, so liebe Sterne lugen
In den Grund hinab, und sanfte
Herrscht im Thal und Wald die Ruhe.
79. In sich klingt der Himmelsbogen,
Regnen nieder Segensfluten,
Ein Erbarmen winkt hernieder:
Eile denn zum Wald hinunter." —
80. Wie der Sohn den Vater anschaut,
Will er ihm so fremd bedunken.
Schaudernd wendet er sich von ihm,
Geht hinab die Felsenstufen.
81. Und er naht dem Kruzifixe
Der Kapelle dort im Grunde;
Und er wirft sich knieend nieder,
Betet da in tiefen Brunsten.
82. Erd' und Himmel, Berg und Waldung,
Blum' und alle Kreaturen,
Er sich selber, sind wie Fremdling',
Findet nicht die vor'gen Fluren.
83. Taumelnd tritt er in den Wald ein,
Irrend sucht er wohl die Spuren,
Die ihn nach den Zeichen leiten,
Die er sonst im Thal gefunden.
84. Durch die Blätter geht ein Flüstern,
Lichter gehn ihm vor dem Fuße,
Da erblickt er mit den Dolchen
Weißen Stein auf dunklem Grunde.
85. Mühsam wälzt er fort den Marmor,
Und er gräbt nur wenig Schuhe:
Sieh, da sind die beiden Dolche,
Und er steckt sie in den Busen.
86. Weiter geht er, bange sinnend,
Jenes zweite Zeichen suchend;
Fernab jenem lenkt der Stein ihm
Seine Schritte, wohl zweihundert.
87. Schwerer ist der abzuwälzen,
Nach dem Zeichen wächst sein Hunger,

Sollten ihm die Sehnen reißen,
Achtet's nicht; es ist gelungen.
88. Aus dem Boden steigt ein Schädel,
Und er hört fernab ein dumpfes
Winseln, ob es Geister wären,
Oder ein Geheul der Unken.
89. Und der Wald ist schon zu Ende;
Nahend dem Wachholderbusche,
Sieht er auf dem größten Steine
Eine Menschenbildung ruhen.
90. „Fort da, Fremdling, Du mußt weichen,
Diesen Ort muß ich durchsuchen,
Denn da unten liegt ein Kleinod
Von des Vaters Eigenthume." —
91. „Wie so unhold"? sagt der Fremde;
„Wohlbekannt ist Deine Jugend;
Sonst war mir ein Freund Dein Vater,
Denn ich heiß' mit Namen Kunze." —
92. „Kunze ist Dein Name, sprichst Du?"
Ruft erschreckend aus der Junge;
„Der ist todt, so sagt mein Vater,
Und begraben längst, der Gute." —
93. „Wird noch stets sein Wahnsinn irren?"
Sprach der Mann mit dumpfer Zunge,
„Sollen wir uns nie versöhnen?
Nimmer ist es mir gelungen.
94. Zwietracht hielt uns lang entfremdet,
Und er wähnt, daß er erschluge
Seinen treusten Freund und Liebsten,
Seinen besten Waffenbruder." —
95. Freudenthränen weint der Jüngling,
Da der diese Wort' anhube.
„O so kommt mit mir! mein Vater
Ist schon nahe seiner Grube.
96. Zeig' ihm jetzt Dein Angesichte,
Daß er Wähnen von sich thue,
Daß er fröhlich möge sterben
Und in Gottes Schoß dann ruhe.
97. Ach, wie soll ich Dir vergelten,
Was Du mir erzeigst so Gutes?
Wiederum darf ich ihn lieben,
Denn er ist ja rein vom Blute." —
98. Nebenher gehn Beide rückwärts,
Große Schatten auf den Fluren,
Und der Fremde dünkt so seltsam,
Wie er schreitet, Sigismunden.
99. Nachtgevögel schwärmt herüber,
Und Geschrei erfüllt die Kluften.
Sieh, da stehn sie vor dem Schlosse,
Welches golden liegt im Dufte.
100. „Laß uns nicht den Umweg nehmen
Vor dem Kruzifix da drunten,"
Sagt der fremde Mann; „hier oben
Geht ein Fußpfad, den ich wußte,
101. Als ich sonst mit Deinem Vater
Spiele trieb in diesen Schluchten." —
Und der Jüngling folgt ihm gerne,
Doch nimmt dieser Steig ihn Wunder,
102. Denn so oft er hier gewandelt,
Hat er nie den Weg gefunden.
„Um so bälder," sagt er freundlich,
„Bringen wir dem Alten Ruhe." —
103. Und sie gehn hinauf die Stiegen,
Wendeltreppen, welche dunkel.
Schon erglänzt aus dem Gemache
Licht, das bei dem Alten funkelt.
104. Und es öffnet sich die Thüre,
Und sie treten in die Stube,
Und der Alte fällt zurücke,
Sich entsetzend, aus dem Stuhle.
105. „O mein Sohn, sind dies die Zeichen,
Dieses die versprochne Truhe?
Du bringst mir an Deiner Hand hier
Selbst den Feind von meiner Ruhe?
106. Ja, der Menschen Erbfeind ist es." —
„Kennst Du mich?" so fragt der Dunkle;
„Nimm hier, was Du mir geschrieben,
Deine Seel' nehm' ich hinunter."
107. Wieder braust der Sturm und heulet
Rasselnd her vom alten Thurme,
Und die Raben krächzen lauter,
Und es dröhnt der Ton der Unken.
108. Winselnd windet sich der Alte,
Und der Satan schlägt ihm Wunden,
Todt liegt er in seinem Bette,
Als der Morgen aufgedunkelt.
109. Aber fremd sind alle Züge,
Keine Miene kennt der Junge,
Nicht mehr weiß, ob's Traum gewesen
Oder Wahrheit, Sigismunde.
110. Er bestattet ihn zur Erden,
Wo die Zeichen stehn im Grunde,
Macht sich selbst zum Eremiten,
Trauernd von derselben Stunde.
111. Thut sich ab der Ritterkleider,
Pönitenz und schwere Bußen
Uebt er Tag wie Nacht! und singet
Requiem dem todten Wulfen.
112. Nun hört man das Glöcklein schallen
Durch der Nächte stille Ruhe,
Seine Stimme weint dazwischen,
Daß er Gottesdienste thue.
113. Keinen Menschen sieht er wieder,
Nähret sich von Kraut und Wurzeln,
Gott nur will er gern versühnen:
Bald verfallen seine Burgen.
114. Durch das Thal sieht man ihn schleichen,
Gram verzehrt die frische Jugend.
Bauern fanden seinen Leichnam,
Legten ihn in's Grab zur Ruhe.

XXIV. Arion.

1. Arion schifft auf Meereswogen
Nach seiner theuren Heimath zu,
Er wird vom Winde fortgezogen:
Die See in stiller, sanfter Ruh'.
2. Die Schiffer stehn von fern und flüstern,
Der Dichter sieht ins Morgenroth,
Nach seinen goldnen Schätzen lüstern
Beschließen sie des Sängers Tod.
3. Arion merkt die stille Tücke,
Er bietet ihnen all sein Gold,
Er klagt und seufzt, daß seinem Glücke
Das Schicksal nicht, wie vordem, hold. —
4. Sie aber haben es beschlossen,
Nur Tod gibt ihnen Sicherheit,
Hinab in's Meer wird er gestoßen,
Schon sind sie mit dem Schiffe weit.
5. Er hat die Leier nur gerettet,
Sie schwebt in seiner schönen Hand,
In Meeresfluten hingebettet,
Ist Freude von ihm abgewandt.
6. Doch greift er in die goldnen Saiten,
Daß laut die Wölbung wiederklingt,

Statt mit den Wogen wild zu streiten,
Er sanft die zarten Töne singt:
7. „Klinge Saitenspiel,
In der Flut
Wächst mein Muth,
Sterb' ich gleich, verfehl' ich nicht mein Ziel.
8. Unverdrossen
Komm' ich, Tod,
Dein Gebot
Schreckt mich nicht, mein Leben ward genossen.
9. Welle hebt
Mich im Schimmer,
Bald den Schwimmer
Sie in tiefer, nasser Flut begräbt."
10. So klang das Lied durch alle Tiefen,
Die Wogen wurden sanft bewegt,
In Abgrund's Schlüften, wo sie schliefen,
Die Seegethiere aufgeregt.
11. Aus allen Tiefen blaue Wunder,
Die hüpfend um den Sänger ziehn,
Die Meeresfläche weit hinunter
Beschwimmen die Tritonen grün.
12. Die Wellen tanzen, Fische springen,
Seit Venus aus den Fluten kam,
Man dieses Jauchzen, Wonneklingen
In Meeresvesten nicht vernahm.
13. Arion sieht mit trunknen Blicken
Lautsingend in das Seegewühl,
Er fährt auf eines Delphins Rücken,
Schlägt lächelnd in sein Saitenspiel.
14. Der Fisch, zu Diensten ihm gezwungen,
Naht schon mit ihm der Felsenbank,
Arion hat den Fels errungen
Und singt dem Fährmann seinen Dank.
15. Am Ufer kniet er, dankt den Göttern,
Daß er entrann dem nassen Tod.
Der Sänger triumphirt in Wettern,
Ihn rührt Gefahr nicht an und Tod.

XXV. Der Arme und die Liebe.

1. Es kam an einem Pilgerstab
Wohl über's graue Meer
Ein Wandersmann in's Thal hinab,
Von fremden Landen her.
2. „Erbarmt Euch meiner," rief er aus,
„Von fernem Land ich kam,
Verloren hab' ich Gut und Haus,
Anthonio ist mein Nam'.
3. Die Eltern starben mir schon lang',
Ich war noch schwach und klein,
War ohne Gut, war ohne Rang,
Und Niemand dachte mein.
4. Da nahm ich diesen Wanderstab
Und trat die Reise an,
Stieg hier in's frische Thal hinab,
Fleh' Euer Mitleid an." —
5. Da ging er wohl von Thür zu Thür,
Ging hier und wieder dort,
Ward abgewiesen dort und hier,
Und schlich sich weinend fort.
6. „Was suchst Du in der Fremde Glück?
Wir sind Dir nicht verwandt!
Geh', wo Du herkömmst, nur zurück,
Bist nicht aus unserm Land. —
7. Genug der Freunde leiden Noth,
Der Landsmann sucht hier Trost,
Für sie nur wächst hier Frucht und Brod,
Für sie der süße Most."
8. Still und beschämt mit Ach und O!
Schlich er die Straße hin,
Da ruft es sanft: „Anthonio"!
Ein Mädchen winkt ihn hin.
9. „O nimm von meiner Armuth an,"
Spricht sie mit frommem Sinn,
„Ich gebe, was ich geben kann,
Nimm Alles, Alles hin."
10. Lucindens blaues Auge weint,
Er dankt mit heißem Kuß,
Und sieh! die Liebenden vereint
Ein rascher Thränenguß.
11. „Ach nein, Du bist mir nicht verwandt,
Dennoch erbarm' ich mich,
Und bist Du gleich aus fremdem Land',
So lieb ich dennoch Dich."
12. Die Liebe kennt nicht Vaterland,
Sie macht uns Alle gleich.
Ein jedes Herz ist ihr verwandt,
Sie macht den Bettler reich!

Friedrich Georg von Hardenberg.

I. Bergmannslied.

1. Der ist der Herr der Erde,
Wer ihre Tiefen mißt,
Und jeglicher Beschwerde
In ihrem Schooß vergißt.
2. Wer ihrer Felsenglieder
Geheimen Bau versteht,
Und unverdrossen nieder
Zu ihrer Werkstatt geht.
3. Er ist mit ihr verbündet,
Und inniglich vertraut,
Und wird von ihr entzündet,
Als wär' sie seine Braut.
4. Er sieht ihr alle Tage
Mit neuer Liebe zu
Und scheut nicht Fleiß noch Plage,
Sie läßt ihm keine Ruh'.
5. Die mächtigen Geschichten
Der längst verfloßnen Zeit,
Ist sie, ihm zu berichten,
Mit Freundlichkeit bereit.
6. Der Vorwelt heil'ge Lüfte
Umwehn sein Angesicht,

Und in die Nacht der Klüfte
Strahlt ihm ein ew'ges Licht.
7. Er trifft auf allen Wegen
Ein wohlbekanntes Land,
Und gern kommt sie entgegen
Den Werken seiner Hand.
8. Ihm folgen die Gewässer
Hülfreich den Berg hinauf;
Und alle Felsenschlösser
Thun ihre Schätz' ihm auf.
9. Er führt des Goldes Ströme
In seines Königs Haus,
Und schmückt die Diademe
Mit edlen Steinen aus.
10. Zwar reicht er treu dem König
Den glückbegabten Arm,
Doch frägt er nach ihm wenig
Und bleibt mit Freuden arm.
11. Sie mögen sich erwürgen
Am Fuß um Gut und Geld;
Er bleibt auf den Gebirgen
Der frohe Herr der Welt.

II. Weinlied.

1. Auf grünen Bergen wird geboren
Der Gott, der uns den Himmel bringt;
Die Sonne hat ihn sich erkoren,
Daß sie mit Flammen ihn durchdringt.
2. Er wird im Lenz mit Lust empfangen,
Der zarte Schoß quillt still empor,
Und wenn des Herbstes Früchte prangen,
Springt auch das goldne Kind hervor.
3. Sie legen ihn in enge Wiegen
In's unterirdische Geschoß;
Er träumt von Festen und von Siegen
Und baut sich manches luft'ge Schloß.
4. Es nahe Keiner seiner Kammer,
Wenn er sich ungeduldig drängt,
Und jedes Band und jede Klammer
Mit jugendlichen Kräften sprengt.
5. Denn unsichtbare Wächter stellen,
So lang er träumt, sich um ihn her;
Und wer betritt die heil'gen Schwellen,
Den trifft ihr luftumwundner Speer.
6. So wie die Schwingen sich entfalten,
Läßt er die lichten Augen sehn,
Läßt ruhig seine Priester schalten
Und kommt heraus, wenn sie ihm flehn.
7. Aus seiner Wiege dunklem Schooße
Erscheint er im Krystallgewand;
Verschwiegner Eintracht volle Rose
Trägt er bedeutend in der Hand.
8. Und überall um ihn versammeln
Sich seine Jünger hocherfreut,
Und tausend frohe Zungen stammeln
Ihm ihre Lieb' und Dankbarkeit.
9. Er sprützt in ungezählten Strahlen
Sein innres Leben in die Welt,
Die Liebe nippt aus seinen Schalen,
Und bleibt ihm ewig zugesellt.
10. Er nahm als Geist der goldnen Zeiten
Von jeher sich des Dichters an,
Der immer seine Lieblichkeiten
In trunknen Liedern aufgethan.
11. Er gab ihm, seine Treu' zu ehren,
Ein Recht auf jeden hübschen Mund,
Und daß es Keine darf ihm wehren,
Macht Gott durch ihn es Allen kund.

III. Der Frühling.

1. Es färbte sich die Wiese grün,
Und um die Hecken sah ichs blühn;
Tagtäglich sah ich neue Kräuter,
Mild war die Luft, der Himmel heiter:
Ich wußte nicht, wie mir geschah,
Und wie das wurde, was ich sah.
2. Und immer dunkler ward der Wald,
Auch bunter Sänger Aufenthalt,
Es drang mir bald auf allen Wegen
Ihr Klang in süßem Duft entgegen.
Ich wußte nicht, wie mir geschah,
Und wie das wurde, was ich sah.
2. Es quoll und trieb nun überall,
Mit Leben, Farben, Duft und Schall;
Sie schienen gern sich zu vereinen,
Daß Alles möchte lieblich scheinen.
Ich wußte nicht, wie mir geschah,
Und wie das wurde, was ich sah.
4. So dacht' ich: ist ein Geist erwacht,
Der Alles so lebendig macht,
Und der mit tausend schönen Waaren
Und Blüten sich will offenbaren?
Ich wußte nicht, wie mir geschah,
Und wie das wurde, was ich sah.
5. Vielleicht beginnt ein neues Reich,
Der lockre Staub wird zum Gesträuch,
Der Baum nimmt thierische Geberden,
Das Thier soll gar zum Menschen werden.
Ich wußte nicht, wie mir geschah,
Und wie das wurde, was ich sah.
6. Wie ich so stand und bei mir sann,
Ein mächt'ger Trieb in mir begann;
Ein freundlich Mädchen kam gegangen,
Und nahm mir jeden Sinn gefangen.
Ich wußte nicht, wie mir geschah,
Und wie das wurde, was ich sah.
7. Uns barg der Wald vor Sonnenschein:
Das ist der Frühling! fiel mir ein;
Und kurz, ich sah, daß jetzt auf Erden
Die Menschen sollten Götter werden.
Nun wußt' ich wohl, wie mir geschah,
Und wie das wurde, was ich sah.

IV. Sehnsucht nach dem Tode.

1. Hinunter in der Erde Schoß,
Weg aus des Lichtes Reichen!
Der Schmerzen Wuth und wilder Stoß
Ist froher Abfahrt Zeichen.
Wir kommen in dem engen Kahn
Geschwind am Himmelsufer an.
2. Gelobt sei uns die ew'ge Nacht,
Gelobt der ew'ge Schlummer!
Wohl hat der Tag uns warm gemacht,
Und welk der lange Kummer.
Die Lust der Fremde ging uns aus,
Zum Vater wollen wir nach Haus.
3. Was sollen wir auf dieser Welt
Mit unsrer Lieb' und Treue?
Das Alte wird hintangestellt:

Was soll uns denn das Neue?
O! einsam steht und tiefbetrübt,
Wer heiß und fromm die Vorzeit liebt.
4. Die Vorzeit, wo die Sinne licht
In hohen Flammen brannten,
Des Vaters Hand und Angesicht
Die Menschen noch erkannten,
Und hohen Sinns, einfältiglich
Noch Mancher seinem Urbild glich.
5. Die Vorzeit, wo noch blütenreich
Uralte Stämme prangten,
Und Kinder für das Himmelreich
Nach Qual und Tod verlangten;
Und wenn auch Lust und Leben sprach,
Doch manches Herz vor Liebe brach.
6. Die Vorzeit, wo in Jugendglut
Gott selbst sich kund gegeben,
Und frühem Tod in Liebesmuth
Geweiht sein süßes Leben,
Und Angst und Schmerz nicht von sich trieb,
Damit er uns nur theuer blieb.
7. Mit banger Sehnsucht sehn wir sie
In dunkle Nacht gehüllet,
In dieser Zeitlichkeit wird nie
Der heiße Durst gestillet.
Wir müssen nach der Heimath gehn,
Um diese heil'ge Zeit zu sehn.
8. Was hält noch unsre Rückkehr auf,
Die Liebsten ruhn schon lange.
Ihr Grab schließt unsern Lebenslauf,
Nun wird uns weh und bange.
Zu suchen haben wir Nichts mehr,
Das Herz ist satt, die Welt ist leer.
9. Unendlich und geheimnißvoll
Durchströmt uns süßer Schauer;
Mir däucht, aus tiefen Fernen scholl
Ein Echo unsrer Trauer.
Die Lieben sehnen sich wohl auch,
Und sandten uns der Sehnsucht Hauch.
10. Hinunter zu der süßen Braut,
Zu Jesus, dem Geliebten!
Getrost! die Abenddämmrung graut
Den Liebenden, Betrübten.
Ein Traum bricht unsre Banden los,
Und senkt uns in des Vaters Schooß.

V. Trost.

1. Wer einsam sitzt in seiner Kammer,
Und schwere, bittre Thränen weint,
Wem nur gefärbt von Noth und Jammer
Die Nachbarschaft umher erscheint;
2. Wer in das Bild vergangner Zeiten
Wie tief in einen Abgrund sieht,
In welchen ihn von allen Seiten
Ein süßes Weh hinunter zieht;
3. Es ist, als lägen Wunderschätze
Da unten für ihn aufgehäuft,
Nach deren Schloß in wilder Hetze
Mit athemloser Brust er greift.
4. Die Zukunft liegt in öder Dürre
Entsetzlich lang und bang vor ihm,
Er schweift umher, allein und irre,
Und sucht sich selbst mit Ungestüm.
5. Ich fall' ihm weinend in die Arme:
Auch mir war einst, wie Dir zu Muth,
Doch ich genas von meinem Harme,
Und weiß nun, wo man ewig ruht.
6. Dich muß, wie mich, ein Wesen trösten,
Das innig liebte, litt und starb;
Das selbst für die, die ihm am wehsten
Gethan, mit tausend Freuden starb.
7. Er starb, und dennoch alle Tage
Vernimmst Du seine Lieb' und ihn,
Und kannst getrost in jeder Lage
Ihn zärtlich in die Arme ziehn.
8. Mit ihm kommt neues Blut und Leben
In Dein erstorbenes Gebein:
Und wenn Du ihm Dein Herz gegeben,
So ist auch seines ewig Dein.
9. Was Du verlorst, hat er gefunden;
Du triffst bei ihm, was Du geliebt:
Und ewig bleibt mit Dir verbunden,
Was seine Hand Dir wiedergibt.

VI. Treue.

1. Wenn Alle untreu werden,
So bleib' ich Dir doch treu,
Daß Dankbarkeit auf Erden
Nicht ausgestorben sei.
Für mich umfing Dich Leiden,
Vergingst für mich in Schmerz;
Drum geb' ich Dir mit Freuden
Auf ewig dieses Herz.
2. Oft muß ich bitter weinen,
Daß Du gestorben bist,
Und Mancher von den Deinen
Dich lebenslang vergißt.
Von Liebe nur durchdrungen,
Hast Du so viel gethan,
Und doch bist Du verklungen,
Und Keiner denkt daran.
3. Du stehst voll treuer Liebe
Noch immer Jedem bei;
Und wenn Dir Keiner bliebe,
So bleibst Du dennoch treu;
Die treuste Liebe sieget,
Am Ende fühlt man sie,
Weint bitterlich und schmieget
Sich kindlich an Dein Knie.
4. Ich habe Dich empfunden,
O! lasse nicht von mir;
Laß innig mich verbunden
Auf ewig sein mit Dir.
Einst schauen meine Brüder
Auch wieder himmelwärts,
Und sinken liebend nieder,
Und fallen Dir ans Herz.

VII. Das Kreuz Christi.

1. Es gibt so bange Zeiten,
Es gibt so trüben Muth,
Wo Alles sich von weiten
Gespenstisch zeigen thut.
2. Es schleichen wilde Schrecken
So ängstlich leise her,
Und tiefe Nächte decken
Die Seele zentnerschwer.
3. Die sichern Stützen schwanken,
Kein Halt der Zuversicht;

Der Wirbel der Gedanken
Gehorcht dem Willen nicht.
4. Der Wahnsinn sieht und locket
Unwiderstehlich hin.
Der Puls des Lebens stocket,
Und stumpf ist jeder Sinn.
5. Wer hat das Kreuz erhoben
Zum Schutz für jedes Herz?
Wer wohnt im Himmel droben,
Und hilft in Angst und Schmerz?
6. Geh zu dem Wunderstamme,
Gib stiller Sehnsucht Raum,
Aus ihm geht eine Flamme
Und zehrt den schweren Traum.
7. Ein Engel zieht Dich wieder
Gerettet auf den Strand,
Du schaust voll Freuden nieder
In das gelobte Land.

VIII. Die Nähe des Herrn.

1. Wenn in bangen trüben Stunden
Unser Herz beinah verzagt,
Wenn, von Krankheit überwunden,
Angst an unserm Innern nagt;
Wir der Treugeliebten denken,
Wie sie Gram und Kummer drückt,
Wolken unsern Blick beschränken,
Die kein Hoffnungsstrahl durchblickt;
2. O! dann neigt sich Gott herüber,
Seine Liebe kommt uns nah,
Sehnen wir uns dann hinüber,
Steht sein Engel vor uns da,
Bringt den Kelch des frischen Lebens,
Lispelt Muth und Trost uns zu;
Und wir beten nicht vergebens
Auch für die Geliebten Ruh'.

IX. Der Stein der Weisen.

Eins nur ist, was der Mensch zu allen Zeiten gesucht hat,
Ueberall, bald auf den Höhn, bald in dem Tiefsten der Welt —
Unter verschiedenen Namen — umsonst — es versteckte sich immer,
Immer empfand er es noch — dennoch erfaßt' er es nie.
Längst schon fand sich ein Mann, der den Kindern in freundlichen Mythen,
Weg und Schlüssel verrieth zu des Verborgenen Schloß.
Wenige deuteten sich die leichte Chiffer der Lösung,
Aber die Wenigen auch waren nun Meister des Ziels;
Lange Zeiten verflossen — der Irrthum schärfte den Sinn uns —
Daß uns der Mythus selbst nicht mehr die Wahrheit verbarg.
Glücklich, wer weise geworden, und nicht die Welt mehr durchgrübelt,
Wer von sich selber den Stein ewiger Weisheit begehrt,
Nur der vernünftige Mensch ist der ächte Adept — er verwandelt
Alles in Leben und Gold, braucht Elixire nicht mehr.
In ihm dampfet der heilige Kolben — der König ist in ihm —
Delphos auch, und er faßt endlich das: Kenne Dich selbst.

Johann Baptist von Albertini.

I. Christus.

Wo ist ein Schmerz gleich Deinen Schmerzen?
So fühlt nur göttliche Natur!
Wo ist ein Herz gleich Deinem Herzen?
So trägt es Gott im Busen nur!
Wir beten an vor Deinem Schmerz,
Du schmerzzerrißnes Gottesherz!

II. Pfingstgesang.

1. Du schwebtest, Geist des Herrn,
Im Anfang auf den Tiefen;
Dein Wehen war nicht fern,
Als Gottes Stimmen riefen.
Da strahlte Morgenroth
Der Erd' ins Angesicht!
Und Leben ward aus Tod,
Aus Dunkel Sonnenlicht.
2. Noch schwebst Du, Geist des Herrn,
Still über Menschenseelen:
Da führt ein Morgenstern
Bald Tag herauf, den hellen!
Und Gottes Stimme ruft:
Dein Odem wittert sich,
Und bläset Lebensluft
Durchs Herz allmächtiglich.

III. Heilslied.

Beladne, säumet nicht —
Kommt, Er will Euch erquicken!
In Seiner Augen Licht
Dürft Ihr vertraulich blicken.
Genießet süße Rast
Nach langer, saurer Müh!
Gar leicht ist Seine Last:
Denn Liebe träget sie.

IV. Liebe.

1. Unzähmbare Mutterliebe,
Die im Auge naß und trübe,
Wie im hellen, heitern Blicke,
Rastlos trägt der Kindlein Glücke!
2. Feuerflammen, Mordgefahren,
Wasserfluten, Reihn von Jahren,
Tausend Meilen, tausend Kämpfen
Beutst Du Trotz: wer mag Dich dämpfen?
3. Eine Lieb' ist doch Dein Meister,
Die vom Schöpfer aller Geister
Seiner Schöpfung zugewendet,
Nimmer anfing, nimmer endet.
4. Ihm in ewig heißen Herzen
Glühen aller Welten Kerzen,
Als im Brennpunkt, dicht beisammen,
Lodern auf zu Gottesflammen.
5. Sel'ge Ewigkeit, verkünd' es!
„Kann die Mutter ihres Kindes
Je vergessen? kann Erbarmen
Weichen aus der Mutter Armen?"
6. „Ob es könnte" — spricht die Liebe —
„Nimmer weichen meine Triebe!
Nie kann meine Kraft veralten,
Niemals meine Brust erkalten!"
7. Einst, wenn alle Lichter sterben,
Alle Schatten sich verfärben,
Wenn die alte Nacht zurückkehrt,
Und was sterblich ist, dahinfährt —
8. Schwebt die Himmlische gen Himmel,
Uebers letzte Weltgetümmel,
Ueber Nacht und Grab erhaben:
Mit ihr schweben, die sie haben!

V. Soliloquium.

1. Rasseln hör' ich Blätter,
Aufgejagt vom Wetter:
Wolken hangen schwer
Auf der Landschaft draußen:
Laut in wüstem Sausen
Kämpft der Winde Heer.
Rauher Herbst!
Wie wild verderbst
Du des Sommers letzte Spuren
Auf den kahlen Fluren!
2. Innen auch ist's trübe!
Holder Strahl der Liebe,
Wo verbargst Du Dich?
Auch des Herzens Garten
Zagt in bangem Warten,
Ob der Stürme Strich
Ihn zerweh'?
Ob unterge',
Was der Gärtner mühsam hegte,
Und mit Liebe pflegte?
3. O Natur! der Winter
Lauert grimmig hinter
Deinem Herbstgeheul:
Sieh, der graue Riese
Zielt schon, daß er schieße
Der Zerstörung Pfeil!
Starrer Frost
Bricht ohne Trost
Bald herein: der Nächte Dauer
Kleidet's Land in Trauer.
4. Retter! sende Schimmer
Deines Lichts, daß nimmer
Gleiches wiederfahr'
Dem bedrängten Herzen!
Spar' ihm Herbstes Schmerzen,
Winters Frostgefahr!
Du kannst schnell
Und sonnenhell
Durch die Finsternisse dringen,
Und den Frühling bringen.

VI. Wallfahrt.

1. Freue Dich der Lebensreise
Im bequemen Pilgerkleid;
Singe Psalmen dem zum Preise,
Der Dich führt durch Freud' und Leid.
Athme froh den frischen Morgen!
Wenn die Sonn' im Mittag steht,
Halt' im Schatten Dich verborgen,
Bis des Abends Kühlung weht.
2. Jede stille Nachtherberge
Stärke Deinen Pilgerfuß,
Bis Dich einst die Heimat berge
In der Wonne Vollgenuß.
Führt der Weg durch Dornenhecken,
Tröste Dich der sanftern Bahn:
Drohen Dir des Abgrunds Schrecken —
Muth! der Pfad steigt himmelan.
3. Ist ein steiler Berg erklommen,
Lohnt der Aussicht Herrlichkeit!
Ist der Umblick Dir benommen,
Reizt des Thales Farbenkleid,
Blumen säume nicht zu pflücken:
Freundlich lacht ihr bunter Glanz,
Ihre süßen Düft' erquicken:
Sammle sie zum Erndtekranz.
4. Doch das Ziel behalt' im Auge!
Meide langen Aufenthalt;
Aus der Lust der Reise sauge
Kraft, die ernst zur Heimat wallt.
Fühlest Du zuletzt Dich müde —
Sei getrost! das Ziel ist nah!
Schon umweht Dich ew'ger Friede:
Wenig Schritt' — und Du bist da.
5. Wird Dir 's Reisekleid beschwerlich,
Hör' des Vaters Ruf — zieh 's aus!
Abgebraucht ist's und entbehrlich:
Leg' es ab, Du bist zu Haus.
Gib den Leib zurück der Erde,
Seele, Kind der Herrlichkeit!
Frei von Kummer und Beschwerde
Trink' den Kelch der Seligkeit!

VII. Lebensreise.

1. Wir fahren hinab auf dem leuchtenden Spiegel
Des ebenen Stromes, als hätten wir Flügel:
Doch hält uns die leise Bewegung der Wogen
Im Scheine gemächlicher Ruhe betrogen.
2. Lang sitzen wir sorglos und wähnen zu weilen,
Indeß unaufhaltsam die Schifflein uns eilen:

Dann hebt sich das Aug' und wir sehen mit Schrecken
Die laufenden Ufer zurück sich verstecken.
3. Ernüchtre Dich, Seele! gedenke der Zeiten,
Darin Du zum Ozean nieder wirst gleiten —
Wer dann wird die tobenden Wellen bezwingen,
Und 's Schiff nach den Inseln der Seligen bringen?
4. Befreunde Dich Deinem allmächtigen Bruder
In Zeiten, o Herz! so tritt er Dir ans Ruder:
Er ist's, der durch Klippen und Bänke Dich leitet,
Und drüben Dir ewige Hütten bereitet.

VIII. Wiegenlied.

1. Schlaf', Du liebes Kind!
Gottes Engel sind
Dir zur Wache zugegeben;
Ihre Fittige umschweben
Dich, und fächeln Ruh'
Deinem Lager zu.
2. Friede aus der Höh'
Hält noch Angst und Weh'
Von Dir ab; noch frei von Kummer
Liegst Du da in sanftem Schlummer.
Schlummre still und lind, —
Schlaf', Du liebes Kind!

Friedrich Baron de la Motte Fouqué.

I. Klagelied des kranken Ritters.

1. Du Brust voll Glut nach Ehre,
Warum, warum so schwach?
Du rufst nicht zum Gewehre,
Du hauchst ein leises: „Ach!"
Sonst konntest Du noch rufen:
„Marsch!" „Trab!" und: „Jäger, drauf!"
Nun keuchst Du matt die Stufen
Der Heimatstrepp' hinauf.
2. Ich sehe Rosse springen
So freudig und so kühn,
Ich seh' geschliffne Klingen
Im Sonnenstrahl erglühn,
Und weh', ich kann nicht reiten,
Nicht führen recht ein Schwerdt!
Was ist in solchen Zeiten
Doch solch ein Ritter werth!
3. „Sing'," spricht man, „Kriegeslieder!"
Ach Gott, die frommen nicht,
Als wo man, keck und bieder,
Voran den Scharen ficht.
Herr, laß mich nicht verderben,
Herr, schleuß vom Ehrenhaus
Im Leben und im Sterben
Mich nun und nimmer aus!

II. Trost.

1. Wenn Alles eben käme,
Wie Du gewollt es hast,
Und Gott Dir gar nichts nähme,
Und gäb' Dir keine Last,
Wie wär's da um Dein Sterben,
Du Menschenkind, bestellt?
Du müßtest fast verderben,
So lieb wär' Dir die Welt!
2. Nun fällt — ein's nach dem andern —
Manch süßes Band Dir ab,
Und heiter kannst Du wandern
Gen Himmel durch das Grab.
Dein Zagen ist gebrochen,
Und Deine Seele hofft; —
Dieß ward schon oft gesprochen,
Doch spricht man's nie zu oft.

III. Die Greisin.

1. Auch Du gingst einst, die Myrt' im Haare,
An Bräut'gams Arme zum Altare,
Frischblühend wie der Mai;
Auch Du bist unter Blüthenkränzen
Umhergeschwebt in muntern Tänzen,
Von aller Sorge frei.
2. Ach nun, wie bleich Dir Deine Wangen,
Wie Deiner Augen Licht vergangen,
So müde Seel' und Leib!
Ob Frühling blüh', ob Herbstlaub gelbe,
Dein Sitz am Ofen stets derselbe,
Schon halb entschlummert' Weib!
3. Und doch — ein Hauch! und Deine Mängel
Sind abgefallen! Du ein Engel
Vor Gottes lichtem Thron! —
Mühsam ist hier die Bahn zu wallen,
Schwer das Bestehen, leicht das Fallen,
Doch überreich der Lohn.

IV. Lebensmuth.

1. Wenn in's Blau die Falken steigen,
Steigt die kühne Seele mit!
Wenn sich Abends Blumen neigen,
Ach, die Seele neigt sich mit!
2. Ahnt in jenem kühnen Steigen,
Wie sie streiten wird und stritt!
Ahnt in diesem süßen Neigen,
Was sie leiden wird und litt!
3. Leid' und streite, liebe Seele!
Er, der für Dich litt und stritt,
Er, der Eine sonder Fehle,
Siegt im Kampf, und Du siegst mit!

V. An den verewigten Max von Schenkendorf.

1. Der schöne Friede war errungen,
Des Kriegs Erglimmen war verglüht,
Und zwischen Jubelhuldigungen
Schien Segen ringsher aufgeblüht.
Du meint' ich, sollt'st ihn mit genießen
Auf langer Bahn bis fern an's Grab.
Da — wieder fühl' ich Thränen fließen —
Da rief Dein lieber Gott Dich ab.

2. Eins wußt' ich wohl, nicht durft' ich fragen:
„Warum?“ beim Wink des höchsten Herrn.
So blieb aus meinen weichen Klagen
Jedwedes sünd'ge Murren fern.
Doch träumt' ich oft in Wehmuth innig,
Könnt' ich für Max ein Austausch sein, —
Wie gerne spräch' ich: Herr, hier bin ich!
Und senkte sanft mein Haupt grabein.

3. Er war so frisch im jungen Geiste,
Gelähmt nur an der tapfern Hand,
Und blühte hell, der Vielgereiste, —
Da löste Tod sein Liebesband.
Und ich, ein halb verloschner Schatten,
Der fast der frühern Kraft vergaß,
Ich, im allstündlichen Ermatten, —
Vor Gott verstummt' ich, — und genas.

4. Doch als nun ich Genes'ner schaute
Auf Deutschlands Boden, frei durch Gott,
Statt Freudentanz bei Sang und Laute,
Zank, blut'gen Mord, und frechen Spott, —
Da wußt' ich es: damit nicht bliebe
Der Max, zu schaun dies Störungsbild,
Hub ihn der reiche Gott der Liebe
Zu sich herüber sanft und mild.

5. Damal noch klang's von edlen Liedern
In unsres Deutschlands Mutterschoß!
Von unsrer Freundschaftskette Gliedern
Ließ auch noch nicht ein einz'ges los!
Wir wähnten, was in großen Zeiten
Uns band zu Einem Freudenkranz,
Das gelte nun für Ewigkeiten,
Ununterbrochen, feurig, ganz!

6. Zwar, Max, Du hättest festgehalten
In Deinem männlichen Gemüth!
Was thäten Dir die Luftgestalten,
Davon der Horizont nun glüht?
Nicht selbsterwählter Frommheit Richten,
Nicht hervorpflanzter Frankenwahn
In deutschgenannten Traumgesichten, —
Dir hätt's das Alles nicht gethan!

7. Doch tief hätt's Dir Dein Herz durchschnitten,
Dein männlich weiches, glühndes Herz,
Und kaum wohl mild hätt'st Du erlitten
Den überherb gehäuften Schmerz. —
Still! Still! Verhüllt vorm Sturmgetriebe,
Nicht ahnend Nachtgefieders Schwarm,
Entschlief auf's Winken ew'ger Liebe
Der Freund im frommen Liebesarm.

VI. Die Stimme des Grabes.

1. Zwei Königssöhne standen zu Nacht,
Gelehnt an hohen Lanzenstab,
Und hielten vor einem Berg die Wacht,
Der Berg war ihres Vaters Grab.
Von Wolken oft umsponnen,
Sah Mondlicht wechselnd drein;
Da ward Gespräch begonnen
Also von diesen Zwei'n:

2. „O Bruder mein, was denkst Du wohl,
Bracht' uns der Hirt' wahrhafte Mähr,
Daß dort in Vaters Berggrab hohl
Ein lust'ges Singen zu hören wär'?
Mich dünkt, es kann nicht hausen
Bei Todten heller Klang;
Er fänd im kalten Grausen
Wohl schlechten Liedesdank.“ —

3. „O Bruder mein, wie Du's gedacht,
So denk' ich's auch in meiner Brust.
Wo keines Lichtes Goldblick lacht,
Hat Niemand ja zum Singen Lust,
Und helle Leuchten taugen
In Todtenklausen nicht;
Man sagt, gestorbnen Augen
Sei herbe Pein das Licht.“ —

4. „O Bruder mein, Du redest gut,
O Bruder mein, wie lebt sich's schön!
Im Leben nur wohnt freud'ger Muth,
Und Alles, was Herzen kann erhöhn.
Schlimm machten es die Götter,
Daß man in's dunkle Grab,
Gar sonder allen Retter,
So sicher muß hinab.“ —

5. Und kaum noch war das Wort heraus,
Das lebenshold der Jüngling rief,
Da regte sich's im Grabeshaus,
Da thäten sich auf die Kammern tief,
Und draus hervor sah fröhlich,
Das alte Königshaupt;
Man hätte kaum so selig
'nen Herrn der Welt geglaubt.

6. Er saß im Grab, das Schild sein Tisch,
Vier Lichter brannten in Ecken klar,
Und Mond strich ab die Wolken risch,
Und nahm liebvoll des Alten wahr.
Da in die goldnen Schimmer
Sang froh hinein der Held,
Er sang so freudig nimmer
Ehmals auf dieser Welt.

7. So war sein Spruch, so war sein Lied,
Er schlug mit dem Schwerdt dazu das Maß:
„Weh' dem, der wankt, weh' dem, der flieht,
Weh' dem, der zitternd im Sattel saß!
Ein Vater zweier Söhne
Hielt immer fröhlich Stand,
Und hat nun Licht und Töne
Mit sich im dunkeln Land.“

8. Und zu ging wieder das Grabeshaus,
Und drinn ward's wieder still und stumm,
Der Kerzen Lichtstrom löschte aus,
Mond nahm den Wolkenmantel um.
Die Brüder sahn zur Stunde
Den Bildern staunend nach,
Bis, wie aus einem Munde,
Jedweder also sprach:

9. „O Bruder mein, o Bruder gut,
Wir wolln dran denken, was wir sahn,
Wo's gilt in Schlachten Kriegesmuth,
Und durch Heerscharen brechen die Bahn.
Hell mag das Leben gleißen
In kühner Jünglingsbrust,
Doch auch, was Tod wir heißen,
Hegt schön geheime Lust.“ —

10. Sie gingen heim, die Brüder zwei,
Gar kecklich in erneuter Kraft.
Hoch sangen sie, und schwangen frei
Das blanke Schild und den Lanzenschaft.
Sie haben viel errungen
Des Ruhms am Norderstrand,
Seit ihnen ward gesungen
Das Lied vom dunkeln Land.

VII. Der kranke Ritter.

1. Da draußen hallen die Schilde,
Da draußen wiehert es hell,
Die Kämpfer sind hart an einander;
Ihr Knappen, waffnet mich schnell!
2. Was steht Ihr, und weilet so trübe?
Zu Sattel, und drauf und dran! —
Ach Gott, ich hatt' es vergessen;
Ich bin ein verwundeter Mann.
3. Die Pfeileschauer sie trafen
Die Schulter und auch die Brust;
Her kommt der Tod mir gezogen,
Und hin mir welket die Lust.
4. Und wär' nur der Tod gekommen,
Nach seiner gestrengen Pflicht,
Da schlief' ich still bei den Ahnen
Bis an das ewige Licht.
5. So muß ich leben, ach leben,
Ohn' adliche Waffenzier,
Und fernhin brauset der Schlachtlärm,
Und fraget nicht fürder nach mir.
6. Still neben mir sitzt mein Falke,
Weil nicht mehr jagen er kann,
Hat auch einen Pfeil im Flügel,
Und sieht so trübe mich an.

VIII. Beruhigung.

Thu' das Eine mir zu Liebe,
Liebes Herz, und werde still.
Glüh' nicht mehr mit raschem Triebe,
Wie ein Herz, das noch was will,
Noch was will vom Erdenleben,
Irgend was von ihm noch hofft!
Herz, erst muß gestorben werden.
Sieh, das merktest Du schon oft:
Erst kommt Sterben; dann kommt Erben,
Und ersehnte reine Luft.
Laß Dich nicht vom Schmerz verderben!
Herz, sei still in meiner Brust.

IX. Ein Pilgerseufzer.

Wie bin ich doch so sehr allein!
Ach welch Verstoßensein! —
„Nicht gräme Dich drum, Du thöricht Kind!
Wärst Du nicht noch zur Stunde blind,
Du sähst viel Engel schön und rein,
Die Alle bei Dir sind!"

Heinrich von Kleist.

Der zerbrochene Krug.

Ein Lustspiel.

Personen:

Walter, Gerichtsrath.
Adam, Dorfrichter.
Licht, Schreiber.
Frau Marthe Rull.
Eve, ihre Tochter.
Veit Tümpel, ein Bauer.
Ruprecht, sein Sohn.
Frau Brigitte.
Ein Bedienter, Büttel, Mägde 2c.
Die Handlung spielt in einem niederländischen Dorfe bei Utrecht.

Erster Auftritt.

Scene: Die Gerichtsstube.

Adam (sitzt und verbindet sich ein Bein), Licht (tritt auf).

Licht. Ei, was zum Henker, sagt, Gevatter Adam!
Was ist mit Euch geschehn? Wie seht Ihr aus?
A. Ja, seht. Zum Straucheln brauchts doch Nichts, als Füße;
Auf diesem glatten Boden, ist ein Strauch hier?
Gestrauchelt bin ich hier; denn Jeder trägt (5)
Den leid'gen Stein zum Anstoß in sich selbst.
L. Nein, sagt mir, Freund! Den Stein trüg' Jeglicher —?
A. Ja, in sich selbst!
L. Verflucht das!
A. Was beliebt?
L. Ihr stammt von einem lockern Aeltervater,
Der so beim Anbeginn der Dinge fiel, (10)
Und wegen seines Falls berühmt geworden;
Ihr seid doch nicht —?
A. Nun?
L. Gleichfalls —?
A. Ob ich —? Ich glaube —?
Hier bin ich hingefallen, sag' ich Euch.
L. Unbildlich: hingeschlagen?
A. Ja, unbildlich.
Es mag ein schlechtes Bild gewesen sein. (15)
L. Wann trug sich die Begebenheit denn zu?
A. Jetzt, in dem Augenblick, da ich dem Bett'
Entsteig'. Ich hatte noch das Morgenlied
Im Mund', da stolpr' ich in den Morgen schon,
Und eh' ich noch den Lauf des Tags beginne,
Renkt unser Herrgott mir den Fuß schon aus. (20)
L. Und wohl den linken obenein?
A. Den linken?
L. Hier den gesetzten?
A. Freilich!
L. Allgerechter!
Der ohnehin schwer den Weg der Sünde wandelt.

25 A. Der Fuß! Was! Schwer! Warum?
L. Der Klumpfuß?
A. Klumpfuß!
Ein Fuß ist, wie der andere, ein Klumpen.
L. Erlaubt! Da thut Ihr Eurem rechten Unrecht.
Der rechte kann sich dieser — Wucht nicht rühmen,
Und wagt sich eh'r aufs Schlüpfrige.
A. Ach, was!
30 Wo sich der eine hinwagt, folgt der andere.
L. Und was hat das Gesicht Euch so verrenkt?
A. Mir das Gesicht?
L. Wie? davon wißt Ihr Nichts?
A. Ich müßt' ein Lügner sein — wie siehts denn aus?
L. Wies aussieht?
A. Ja, Gevatterchen.
35 L. Abscheulich!
A. Erklärt Euch deutlicher.
L. Geschunden ists,
Ein Gräul zu sehn. Ein Stück fehlt von der Wange,
Wie groß? Nicht ohne Wage kann ichs schätzen.
A. Den Teufel auch!
L. (bringt einen Spiegel). Hier. Ueberzeugt Euch selbst;
40 Ein Schaf, das, eingehetzt von Hunden, sich
Durch Dornen drängt, läßt nicht mehr Wolle sitzen,
Als Ihr, Gott weiß wo? Fleisch habt sitzen lassen.
A. Hm! Ja! 's ist wahr. Unlieblich sieht es aus.
Die Nas' hat auch gelitten.
L. Und das Auge.
45 A. Das Auge nicht, Gevatter.
L. Ei, hier liegt
Querfeld ein Schlag, blutrünstig, straf mich Gott,
Als hätt' ein Großknecht wüthend ihn geführt.
A. Das ist der Augenknochen. — Ja, nun seht,
Das Alles hatt' ich nicht einmal gespürt.
50 L. Ja, ja! So gehts im Feuer des Gefechts.
A. Gefecht! Was! — Mit dem verfluchten Ziegenbock
Am Ofen focht' ich, wenn Ihr wollt. Jetzt weiß ichs.
Da ich das Gleichgewicht verlier', und gleichsam
Ertrunken in den Lüften um mich greife,
55 Fass' ich die Hosen, die ich gestern Abend
Durchnäßt an das Gestell des Ofens hing —
Nun fass' ich sie, versteht Ihr, denke mich,
Ich Thor, daran zu halten, und nun reißt
Der Bund; Bund jetzt und Hos' und ich, wir stürzen,
60 Und häuptlings mit dem Stirnblatt schmettr' ich auf
Den Ofen hin, just, wo ein Ziegenbock
Die Nase an der Ecke vorgestreckt.
L. (lacht). Gut, gut.
A. Verdammt!
L. Der erste Adamsfall,
Den Ihr aus einem Bett hinaus gethan.
65 A. Mein Seel! — Doch, was ich sagen wollte, was gibts Neues?
L. Ja, was es Neues gibt! Der Henker hols,
Hätt' ichs doch bald vergessen.
A. Nun?
L. Macht Euch bereit auf unerwarteten
Besuch aus Utrecht.
A. So?
L. Der Herr Gerichtsrath kömmt.
70 A. Wer kömmt?
L. Der Herr Gerichtsrath Walter kömmt, aus Utrecht.
Er ist in Revisionsbereisung auf den Aemtern,
Und heut noch trifft er bei uns ein.
A. Noch heut! Seid Ihr bei Trost?
L. So wahr ich lebe.
75 Er war in Holla, auf dem Gränzdorf, gestern,
Hat das Justizamt dort schon revidirt.
Ein Bauer sah zur Fahrt nach Huisum schon
Die Vorspannpferde vor den Wagen schirren.
A. Heut noch, er, der Gerichtsrath, her, aus Utrecht!
80 Zur Revision, der wackre Mann, der selbst
Sein Schäfchen schiert, dergleichen Fratzen haßt. —
Nach Huisum kommen, und uns cujoniren!
L. Kam er bis Holla, kommt er auch bis Huisum.
Nehmt Euch in Acht.
A. Ach geht!
L. Ich sag' es Euch.
85 A. Geht mir mit Eurem Mährchen, sag' ich Euch.
L. Der Bauer hat ihn selbst gesehn, zum Henker!
A. Wer weiß, wen der triefäugige Schuft gesehn.
Die Kerle unterscheiden ein Gesicht
Von einem Hinterkopf nicht, wenn er kahl ist.
90 Setzt einen Hut dreieckig auf mein Rohr,
Hängt ihm den Mantel um, zwei Stiefeln drunter,
So hält so'n Schubjak ihn für wen Ihr wollt.
L. Wohlan, so zweifelt fort ins Teufels Namen,
Bis er zur Thür eintritt.
A. Er, eintreten! —
95 Ohn' uns ein Wort vorher gesagt zu haben!
L. Der Unverstand! Als obs der vorige
Revisor noch, der Rath Wachholder, wäre!
Es ist Rath Walter jetzt, der revidirt.
A. Wenn gleich Rath Walter! Geht, laßt mich zufrieden.
100 Der Mann hat seinen Amtseid ja geschworen,
Und praktizirt, wie wir, nach den
Bestehenden Edikten und Gebräuchen.
L. Nun, ich versichr' Euch, der Gerichtsrath Walter
Erschien in Holla unvermuthet gestern,
105 Vis'tirte Kassen und Registraturen,
Und suspendirte Richter dort und Schreiber,
Warum? ich weiß nicht, ab officio.
A. Den Teufel auch? Hat das der Bauer gesagt?
L. Dies und noch mehr —
A. So?
L. Wenn Ihrs wissen wollt.
110 Denn in der Frühe heut sucht man den Richter,
Dem man in seinem Haus' Arrest gegeben,
Und findet hinten in der Scheuer ihn
Am Sparren hoch des Daches aufgehangen.
A. Was sagt Ihr?
L. Hülf' inzwischen kommt herbei,
115 Man lös't ihn ab, man reibt ihn, und begießt ihn,
Ins nackte Leben bringt man ihn zurück.
A. So? Bringt man ihn?
L. Doch jetzo wird versiegelt,
In seinem Haus, vereidet und verschlossen,

Es ist, als wär' er eine Leiche schon,
120 Und auch sein Richteramt ist schon beerbt.
A. Ei, Henker, seht! — Ein liederlicher Hund wars —
Sonst eine ehrliche Haut, so wahr ich lebe,
Ein Kerl, mit dem sichs gut zusammen war;
Doch grausam liederlich, das muß ich sagen.
125 Wenn der Gerichtsrath heut in Holla war;
So ging's ihm schlecht, dem armen Kauz, das glaub' ich.
L. Und dieser Vorfall einzig, sprach der Bauer,
Sei Schuld, daß der Gerichtsrath noch nicht hier;
Zu Mittag treff' er doch unfehlbar ein.
130 A. Zu Mittag! Gut, Gevatter! Jetzt gilts Freundschaft.
Ihr wißt, wie sich zwei Hände waschen können.
Ihr wollt auch gern, ich weiß, Dorfrichter werden,
Und Ihr verdients, bei Gott, so gut wie Einer.
Doch heut ist noch nicht die Gelegenheit,
135 Heut laßt Ihr noch den Kelch vorübergehn.
L. Dorfrichter, ich! Was denkt Ihr auch von mir?
A. Ihr seid ein Freund von wohlgesetzter Rede,
Und Euern Cicero habt Ihr studirt
Trotz Einem auf der Schul' in Amsterdam.
140 Drückt Euren Ehrgeiz heut hinunter, hört Ihr!
Es werden wohl sich Fälle noch ergeben,
Wo Ihr mit Eurer Kunst Euch zeigen könnt.
L. Wir zwei Gevatterleute! Geht mir fort.
A. Zu seiner Zeit, Ihr wißt's, schwieg auch der große
145 Demosthenes. Folgt hierin seinem Muster;
Und bin ich König nicht von Macedonien,
Kann ich auf meine Art doch dankbar sein.
L. Geht mir mit Eurem Argwohn, sag' ich Euch.
Hab' ich jemals — ?
A. Seht, ich, ich, für mein Theil,
150 Dem großen Griechen folg' ich auch. Es ließe
Von Depositionen sich und Zinsen
Zuletzt auch eine Rede ausarbeiten:
Wer wollte solche Perioden drehn?
L. Nun, also!
A. Von solchem Vorwurf bin ich rein,
155 Der Henker hols! Und Alles, was es gilt,
Ein Schwank ists etwa, der zur Nacht geboren,
Des Tags vorwitz'gen Lichtstrahl scheut.
L. Ich weiß.
A. Mein Seel! Es ist kein Grund, warum ein Richter,
Wenn er nicht auf dem Richtstuhl sitzt,
160 Soll gravitätisch, wie ein Eisbär, sein.
L. Das sag' ich auch.
A. Nun denn, so kommt Gevatter,
Folgt mir ein wenig zur Registratur;
Die Aktenstöße setz' ich auf, denn die,
Die liegen wie der Thurm zu Babylon.

Zweiter Auftritt.

Ein Bedienter (tritt auf). Die Vorigen. — Nachher: zwei Mägde.

Der Bediente. Gott helf, Herr Richter! Der Gerichtsrath Walter
Läßt seinen Gruß vermelden; gleich wird er hier sein.
A. Ei, Du gerechter Himmel! Ist er mit Holla
Schon fertig?
Der Bed. Ja, er ist in Huisum schon.
5 A. He! Liese! Grete!
L. Ruhig, ruhig jetzt.
A. Gevatterchen!
L. Laßt Euern Dank vermelden.
Der B. Und morgen reisen wir nach Hussahe.
A. Was thu' ich jetzt? Was laß ich?
(Er greift nach seinen Kleidern.)
Erste Magd (tritt auf). Hier bin ich, Herr.
L. Wollt Ihr die Hosen anziehn? Seid Ihr toll?
10 Zweite Magd (tritt auf). Hier bin ich, Herr Dorfrichter.
L. Nehmt den Rock.
A. (sieht sich um). Wer? Der Gerichtsrath?
L. Ach, die Magd ist es.
A. Die Bäffchen! Mantel! Kragen!
Erste Magd. Erst die Weste!
A. Was? — Rock aus! Hurtig!
L. (zum Bedienten). Der Gerichtsrath werden
Hier sehr willkommen sein. Wir sind sogleich
15 Bereit, ihn zu empfangen. Sagt ihm das.
A. Den Teufel auch! Der Richter Adam läßt sich
Entschuldigen.
L. Entschuldigen!
A. Entschuld'gen.
Ist er schon unterwegs etwa?
Der B. Er ist
Im Wirthshaus noch. Er hat den Schmidt bestellt;
20 Der Wagen ging entzwei.
A. Gut. Mein Empfehl! —
Der Schmidt ist faul. — Ich ließe mich entschuld'gen.
Ich hätte Hals und Beine fast gebrochen,
Schaut selbst, 's ist ein Spektakel, wie ich ausseh';
Und jeder Schreck purgirt mich von Natur.
25 Ich wäre krank.
L. Seid Ihr bei Sinnen? —
Der Herr Gerichtsrath wäre sehr angenehm.
— Wollt Ihr?
A. Zum Henker!
L. Was?
A. Der Teufel soll mich holen,
Ist's nicht so gut, als hätt' ich schon ein Pulver!
L. Das fehlt noch, daß Ihr auf den Weg ihm leuchtet.
30 A. Margrethe! he! Der Sack voll Knochen! Liese!
Die beiden Mägde. Hier sind wir ja. Was wollt Ihr?
A. Fort! sag' ich.
Kuhkäse, Schinken, Butter, Würste, Flaschen,
Aus der Registratur geschafft! Und flink! —
Du nicht — die andere. — Maulaffe! Du, ja!
35 — Gott's Blitz, Margrethe! Liese soll, die Kuhmagd,
In die Registratur!
(Die erste Magd geht ab.
Die zweite Magd. Sprecht, soll man Euch verstehn!
A. Halts Maul jetzt, sag' ich —! Fort, schaff' mir die Perrücke!

Marsch! aus dem Bücherschrank! Geschwind! Pack Dich!

(Die zweite Magd ab.)

L. (zum Bedienten). Es ist dem Herrn Gerichtsrath, will ich hoffen,
40 Nichts Böses auf der Reise zugestoßen?
Der B. Je, nun! Wir sind im Hohlweg umgeworfen.
A. Pest! Mein geschundner Fuß! Ich krieg' die Stiefeln —
L. Ei, Du mein Himmel! Umgeworfen, sagt Ihr?
Doch keinen Schaden weiter — ?
Der B. Nichts von Bedeutung.
45 Der Herr verstauchte sich die Hand ein wenig.
Die Deichsel brach.
A. Daß er den Hals gebrochen!
L. Die Hand verstaucht! Ei, Herr Gott! Kam der Schmidt schon?
Der B. Ja, für die Deichsel.
L. Was?
A. Ihr meint, der Doktor.
L. Was?
Der B. Für die Deichsel?
A. Ach, was! Für die Hand.
50 Der B. Adies, Ihr Herrn. — Ich glaub', die Kerls sind toll.

(ab.)

L. Den Schmidt meint' ich.
A. Ihr gebt Euch bloß, Gevatter.
L. Wie so?
A. Ihr seid verlegen.
L. Was?
Die erste Magd (tritt auf). He! Liese!
A. Was hast Du da?
Erste Magd. Braunschweiger Wurst, Herr Richter.
A. Das sind Pupillenakten.
L. Ich, verlegen!
55 A. Die kommen wieder zur Registratur.
Erste M. Die Würste?
A. Würste! Was! der Einschlag hier.
L. Es war ein Mißverständniß.
Die zweite Magd (tritt auf). Im Bücherschrank,
Herr Richter, find' ich die Perrücke nicht.
A. Warum nicht?
Zw. M. Hm! Weil Ihr —
A. Nun?
Zw. M. Gestern Abend —
60 Glock eilf —
A. Nun? Werd' ichs hören?
Zw. M. Ei, Ihr kamt ja,
Besinnt Euch, ohne die Perrück' ins Haus.
A. Ich, ohne die Perrücke?
Zw. M. In der That.
Da ist die Liese, die's bezeugen kann.
Und Eure andre ist beim Perrückenmacher.
65 A. Ich wär — ?
Erste M. Ja, meiner Treu, Herr Richter Adam!
Kahlköpfig wart Ihr, als Ihr wiederkamt;
Ihr spracht, Ihr wärt gefallen, wißt Ihr nicht?
Das Blut mußt' ich Euch noch vom Kopfe waschen.
A. Die Unverschämte!
Erste M. Ich will nicht ehrlich sein.
70 A. Halts Maul, sag' ich, es ist kein wahres Wort.
L. Habt Ihr die Wund' seit gestern schon?
A. Nein, heut.
Die Wunde heut, und gestern die Perrücke.
Ich trug sie weiß gepudert auf dem Kopfe,
Und nahm sie mit dem Hut, auf Ehre, bloß,
75 Als ich ins Haus trat, aus Versehen ab.
Was die gewaschen hat, das weiß ich nicht.
— Scher' Dich zum Satan, wo Du hingehörst!
In die Registratur! (Erste Magd ab.) Geh, Margarethe!
Gevatter Küster soll mir seine borgen;
80 In meine hätt' die Katze heute Morgen
Gejungt, das Schwein! Sie läge eingesäuet
Mir unterm Bette da — ich weiß nun schon.
L. Die Katze? Was? Seid Ihr — ?
A. So wahr ich lebe,
Fünf Junge, gelb und schwarz, und Eins ist weiß.
85 Die schwarzen will ich in der Vecht ersäufen.
Was soll man machen? Wollt Ihr Eine haben?
L. In die Perrücke?
A. Der Teufel soll mich holen!
Ich hatte die Perrücke aufgehängt,
Auf einen Stuhl, da ich zu Bette ging,
90 Den Stuhl berühr' ich in der Nacht, sie fällt —
L. Drauf nimmt die Katze sie ins Maul —
A. Mein Seel —
L. Und trägt sie unters Bett und jungt darin.
A. Ins Maul? Nein —
L. Nicht? — Wie sonst?
A. Die Katz'? Ach, was!
L. Nicht? Oder Ihr vielleicht?
A. Ins Maul! Ich glaube — !
95 Ich stieß sie mit dem Fuße heut hinunter,
Als ich es sah.
L. Gut, gut.
A. Kanaillen die!
Die balzen sich und jungen, wo ein Platz ist.
Zw. M. (kichernd). So soll ich hingehn?
A. Ja, und meinen Gruß
An Muhme Schwarzgewand, die Küsterin —
100 Ich schickt' ihr die Perrücke unversehrt
Noch heut zurück — ihm brauchst Du Nichts zu sagen.
Verstehst Du mich?
Zw. M. Ich werd' es schon bestellen.

(ab.)

Dritter Auftritt.

Adam und Licht.

A. Mir ahndet heut nichts Guts, Gevatter Licht.
L. Warum?
A. Es geht bunt Alles über Ecke mir.
Ist nicht auch heut Gerichtstag?
L. Allerdings.
Die Kläger stehen vor der Thüre schon.
5 A. — Mir träumt', es hätt' ein Kläger mich ergriffen.
Und schleppte vor den Richtstuhl mich; und ich,
Ich säße gleichwohl auf dem Richtstuhl dort,
Und schält' und hunzt' und schlingelte mich herunter,
Und judicirt' den Hals ins Eisen mir.
10 L. Wie? Ihr Euch selbst?

A. So wahr ich ehrlich bin.
Drauf wurden Beide wir zu Eins, und flohn,
Und mußten in den Fichten übernachten.
L. Nun? Und der Traum meint Ihr?
A. Der Teufel hols.
Wenns auch der Traum nicht ist, ein Schabernack,
15 Seis, wie es woll', ist wider mich im Werk!
L. Die läpp'sche Furcht! Gebt Ihr nur vorschriftsmäßig,
Wenn der Gerichtsrath gegenwärtig ist,
Recht den Parteien auf dem Richterstuhle,
Damit der Traum vom ausgehunzten Richter
20 Auf andre Art nicht in Erfüllung geht.

Vierter Auftritt.

Der Gerichtsrath Walter (tritt auf.) Die Vorigen.

Walter. Gott grüß' Euch, Richter Adam.
A. Ei willkommen!
Willkommen, gnäd'ger Herr, in unserm Huisum!
Wer konnte, Du gerechter Gott, wer konnte
So freudigen Besuches sich gewärt'gen —
5 Kein Traum, der heute früh Glock achte noch
Zu solchem Glücke sich versteigen durfte.
W. Ich komm' ein wenig schnell, ich weiß; und muß
Auf dieser Reis', in unsrer Staaten Dienst,
Zufrieden sein, wenn meine Wirthe mich
10 Mit wohlgemeintem Abschiedsgruß entlassen.
Inzwischen ich, was meinen Gruß betrifft,
Ich mein's von Herzen gut, schon wenn ich komme.
Das Obertribunal in Utrecht will
Die Rechtspfleg' auf dem platten Land verbessern,
15 Die mangelhaft von mancher Seite scheint,
Und strenge Weisung hat der Mißbrauch zu erwarten.
Doch mein Geschäft auf dieser Reis' ist noch
Ein strenges nicht, sehn soll ich bloß, nicht strafen,
Und find' ich gleich nicht Alles, wie es soll,
20 Ich freue mich, wenn es erträglich ist.
A. Fürwahr, so edle Denkart muß man loben.
Ew. Gnaden werden hie und da, nicht zweifl' ich,
Den alten Brauch im Recht zu tadeln wissen;
Und wenn er in den Niederlanden gleich
25 Seit Kaiser Karl dem fünften schon besteht:
Was läßt sich in Gedanken nicht erfinden?
Die Welt, sagt unser Sprichwort, wird stets klüger,
Und Alles lies't, ich weiß, den Puffendorff;
Doch Huisum ist ein kleiner Theil der Welt,
30 Auf den nicht mehr, nicht minder, als sein Theil nur
Kann von der allgemeinen Klugheit kommen.
Klärt die Justiz in Huisum gütigst auf,
Und überzeugt Euch, gnäd'ger Herr, Ihr habt
Ihr noch sobald den Rücken nicht gekehrt,
35 Als sie auch völlig Euch befried'gen wird;
Doch fändet Ihr sie heut im Amte schon,
Wie Ihr sie wünscht, mein Seel, so wärs ein Wunder,
Da sie nur dunkel weiß noch, was Ihr wollt.
W. Es fehlt an Vorschriften, ganz recht. Vielmehr
40 Es sind zu viel, man wird sie sichten müssen.
A. Ja, durch ein großes Sieb. Viel Spreu! Viel Spreu!
W. Das ist dort der Herr Schreiber?
L. Der Schreiber Licht,
Zu Eurer hohen Gnaden Diensten. Pfingsten
Neun Jahre, daß ich im Justizamt bin.
45 A. (bringt einen Stuhl). Setzt Euch.
W. Laßt sein.
A. Ihr kommt von Holla schon.
W. Zwei kleine Meilen — Woher wißt Ihr das?
A. Woher? Ew. Gnaden Diener —
L. Ein Bauer sagt' es,
Der eben jetzt von Holla eingetroffen.
W. Ein Bauer?
A. Aufzuwarten.
W. Ja! Es trug sich
50 Dort ein unangenehmer Vorfall zu,
Der mir die heitre Laune störte,
Die in Geschäften uns begleiten soll. —
Ihr werdet davon unterrichtet sein?
A. Wärs wahr, gestrenger Herr? Der Richter Pfaul,
55 Weil er Arrest in seinem Haus' empfing,
Verzweiflung hätt' den Thoren überrascht,
Er hing sich auf?
W. Und machte Uebel ärger.
Was nur Unordnung schien, Verworrenheit,
Nimmt jetzt den Schein an der Veruntreuung,
60 Die das Gesetz, Ihr wißts, nicht mehr verschont. —
Wie viele Kassen habt Ihr?
A. Fünf, zu dienen.
W. Wie, fünf! Ich stand im Wahn — Gefüllte Kassen?
Ich stand im Wahne, daß Ihr vier —
A. Verzeiht!
Mit der Rhein-Inundations-Kollekten-Kasse?
65 W. Mit der Inundations-Kollekten-Kasse!
Doch jetzo ist der Rhein nicht inundirt,
Und die Kollekten gehn mithin nicht ein.
— Sagt doch, Ihr habt ja wohl Gerichtstag heut?
A. Ob wir —?
W. Was?
L. Ja, den ersten in der Woche.
70 W. Und jene Schar von Leuten, die ich draußen
Auf Eurem Flure sah, sind das —?
A. Das werden —
L. Die Kläger sind, die sich bereits versammeln.
W. Gut. Dieser Umstand ist mir lieb; Ihr Herren,
Laßt diese Leute, wenns beliebt, erscheinen.
75 Ich wohne dem Gerichtsgang bei; ich sehe
Wie er in Eurem Huisum üblich ist.
Wir nehmen die Registratur, die Kassen
Nachher, wenn diese Sache abgethan.
A. Wie Ihr befehlt. — Der Büttel! He! Hanfriede!

Fünfter Auftritt.

Die Zweite Magd (tritt auf). Die Vorigen.

Zw. M. Gruß von Frau Küsterin, Herr Richter Adam;
So gern sie die Perrück' Euch auch —
A. Wie? Nicht?
Zw. M. Sie sagt, es wäre Morgenpredigt heut,

Der Küster hätte selbst die Eine auf,
5 Und seine andre wäre unbrauchbar,
Sie sollte heut zu dem Perrückenmacher.
A. Verflucht!
Zw. M. Sobald der Küster wieder kömmt,
Wird sie jedoch sogleich Euch seine schicken.
A. Auf meine Ehre, gnäd'ger Herr —
W. Was gibts?
10 A. Ein Zufall, ein verwünschter, hat um beide
Perrücken mich gebracht. Und jetzt bleibt mir
Die dritte aus, die ich mir leihen wollte;
Ich muß kahlköpfig den Gerichtstag halten.
W. Kahlköpfig!
A. Ja, beim ew'gen Gott! So sehr
15 Ich ohne der Perrücke Beistand um
Mein Richteransehn auch verlegen bin.
— Ich müßt' es auf dem Vorwerk noch versuchen,
Ob mir vielleicht der Pächter — ?
W. Auf dem Vorwerk!
Kann Jemand anders hier im Orte nicht — ?
20 A. Nein, in der That nicht —
W. Der Prediger vielleicht.
A. Der Prediger? Der —
W. Oder Schulmeister.
A. Seit der Sackzehnde abgeschafft, Ew. Gnaden,
Wozu ich hier im Amte mitgewirkt,
Kann ich auf Beider Diensten nicht mehr rechnen.
25 W. Nun, Herr Dorfrichter? Nun? Und der Gerichtstag?
Denkt Ihr zu warten, bis die Haar' Euch wachsen?
A. Ja, wenn Ihr erlaubt, schick' ich aufs Vorwerk.
W. — Wie weit ists auf das Vorwerk?
A. Ei! Ein kleines
Halbstündchen.
W. Eine halbe Stunde, was,
30 Und Eurer Sitzung Stunde schlug bereits.
Macht fort! Ich muß noch heut nach Hussahe.
A. Macht fort! Ja —
W. Ei, so pudert Euch den Kopf ein!
Wo Teufel auch, wo ließt Ihr die Perrücken?
— Helft Euch, so gut Ihr könnt. Ich habe Eile.
35 A. Auch das.
Der Büttel (tritt auf). Hier ist der Büttel!
A. Kann ich inzwischen
Mit einem guten Frühstück, Wurst aus Braunschweig,
Ein Gläschen Danziger etwa —
W. Danke sehr.
A. Ohn' Umständ'!
W. Dank', Ihr hörts, habs schon genossen.
Geht Ihr, und nutzt die Zeit, ich brauche sie,
In meinem Büchlein Etwas mir zu merken.
40 A. Nun, wenn Ihr so befehlt — Komm, Margarethe!
W. — Ihr seid ja bös' verletzt, Herr Richter Adam;
Seid Ihr gefallen?
A. — Hab' einen wahren Mordschlag
Heut früh, als ich dem Bett' entstieg, gethan;
Seht, gnäd'ger Herr Gerichtsrath, einen Schlag
45 Ins Zimmer hin, ich glaubt', es wär' ins Grab.
W. Das thut mir leid. — Es wird doch weiter nicht
Von Folgen sein?
A. Ich denke nicht. Und auch
In meiner Pflicht solls weiter mich nicht stören. —
Erlaubt!
W. Geht, geht!
A. (zum Büttel). Die Kläger rufst Du — Marsch!
(Adam, die Magd und der Büttel ab.)

Sechster Auftritt.

Frau Marthe, Eve, Veit und Ruprecht (treten auf). Walter und Licht (im Hintergrunde)

Frau Marthe. Ihr krugzertrümmerndes Gesindel, Ihr!
Ihr sollt mir büßen, Ihr!
Veit. Sei sie nur ruhig,
Frau Marth'! Es wird sich Alles hier entscheiden.
Fr. M. O ja. Entscheiden. Seht doch. Der Klugschwätzer.
Den Krug mir, den zerbrochenen, entscheiden. 5
Wer wird mir den geschied'nen Krug entscheiden?
Hier wird entschieden werden, daß geschieden
Der Krug mir bleiben soll. Für so'n Schiedsurtheil
Geb' ich noch die geschied'nen Scherben nicht.
V. Wenn sie sich Recht erstreiten kann, sie hörts, 10
Ersetz' ich ihn.
Fr. M. Er mir den Krug ersetzen —
Wenn ich mir Recht erstreiten kann, ersetzen.
Setz' Er den Krug 'mal hin, versuch' Ers 'mal,
Setz' Er'n 'mal hin auf das Gesims! Ersetzen!
Den Krug, der kein Gebein zum Stehen hat, 15
Zum Liegen oder Sitzen hat — ersetzen!
V. Sie hörts! Was geifert sie? Kann man mehr thun?
Wenn Einer ihr von uns den Krug zerbrochen,
Soll sie entschädigt werden.
Fr. M. Ich entschädigt!
Als ob ein Stück von meinem Hornvieh spräche. 20
Meint Er, daß die Justiz ein Töpfer ist?
Und kämen die Hochmögenden und bänden
Die Schürze vor, und trügen ihn zum Ofen,
Die könnten sonst was in den Krug mir thun,
Als ihn entschädigen — Entschädigen! 25
R. Laß er sie, Vater. Folg' er mir. Der Drache!
's ist der zerbrochne Krug nicht, der sie wurmt,
Die Hochzeit ist es, die ein Loch bekommen,
Und mit Gewalt hier denkt sie, sie zu flicken.
Ich aber setze noch dem Fuß Eins drauf: 30
Verflucht bin ich, wenn ich die Metze nehme.
Fr. M. Der eitle Flaps! Die Hochzeit ich hier flicken!
Die Hochzeit, nicht des Flickdrahts, unzerbrochen
Nicht Einen von des Kruges Scherben werth.
Und stünd' die Hochzeit blankgescheuert vor mir, 35
Wie noch der Krug auf dem Gesimse gestern,
So faßt' ich sie beim Griff jetzt mit den Händen,
Und schlüg' sie gellend ihm am Kopf entzwei;
Nicht aber hier die Scherben möcht' ich flicken!
Sie flicken! 40
Eve. Ruprecht!
R. Fort Du —!
E. Liebster Ruprecht!
R. Mir aus den Augen!
E. Ich beschwöre Dich.
R. Die Liederliche —! Ich mag nicht sagen, was.

E. Laß mir ein einz'ges Wort Dir heimlich —
R. Nichts!
E. — Du gehst zum Regimente jetzt, o Ruprecht.
45 Wer weiß, wenn Du erst die Muskete trägst,
Ob ich Dich je im Leben wieder sehe.
Krieg ists, bedenke, Krieg, in den Du ziehst:
Willst Du mit solchem Grolle von mir scheiden?
R. Groll? Nein, bewahr' mich Gott, das will ich nicht.
50 Gott schenk' Dir so viel Wohlergehn, als er
Erübrigen kann. Doch kehrt' ich aus dem Kriege
Gesund, mit erzgegoßnem Leib zurück,
Und würd' in Huisum achtzig Jahre alt,
So sagt ich noch im Tode zu Dir: Metze!
55 Du willsts ja selber vor Gericht beschwören.
Fr. M. (zu Eve). Hinweg! Was sagt' ich Dir? Willst Du Dich noch
Beschimpfen lassen? Der Herr Korporal
Ist was für Dich, der würd'ge Holzgebein,
Der seinen Stock im Militär geführt,
60 Und nicht dort der Maulaffe, der dem Stock
Jetzt seinen Rücken bieten wird. Heut ist
Verlobung, Hochzeit; wäre Taufe heute,
Es wär' mir recht, und mein Begräbniß leid' ich,
Wenn ich dem Hochmuth erst den Kamm zertreten,
65 Der mir bis an die Krüge schwillet.
E. Mutter!
Laßt doch den Krug! Laßt mich doch in der Stadt versuchen,
Ob ein geschickter Handwerksmann die Scherben,
Nicht wieder Euch zur Lust zusammenfügt.
Und wär's um ihn geschehn, nehmt meine ganze
70 Sparbüchse hin, und kauft Euch einen neuen.
Wer wollte doch um einen irdnen Krug,
Und stammt' er von Herodes Zeiten her,
Solch einen Aufruhr, so viel Unheil stiften?
Fr. M. Du sprichst, wie Du's verstehst. Willst Du etwa
75 Die Fiedel tragen, Evchen, in der Kirche
Am nächsten Sonntag reuig Buße thun?
Dein guter Name lag in diesem Topfe,
Und vor der Welt mit ihm ward er zerstoßen,
Wenn auch vor Gott nicht, und vor mir und Dir.
80 Der Richter ist mein Handwerksmann, der Scherge,
Der Block ists, Peitschenhiebe, die es braucht,
Und auf den Scheiterhaufen das Gesindel,
Wenns unsre Ehre weiß zu brennen gilt,
Und diesen Krug hier wieder zu glasiren.

Siebenter Auftritt.

Adam (im Ornat, doch ohne Perrücke, tritt auf). Die Vorigen.

Adam (für sich). Ei, Evchen. Sieh! Und der vierschröt'ge Schlingel,
Der Ruprecht! Ei, was Teufel, sieh! die ganze Sippschaft!
— Die werden mich doch nicht bei mir verklagen?
Eve. O liebste Mutter, folgt mir, ich beschwör' Euch,
5 Laßt diesem Unglückszimmer uns entfliehen!
A. Gevatter! Sagt mir doch, was bringen die?
Licht. Was weiß ich? Lärm um Nichts; Lappalien.
Es ist ein Krug zerbrochen worden, hör' ich.
A. Ein Krug! So! Ei! — Ei, wer zerbrach den Krug?
L. Wer ihn zerbrochen? 10
A. Ja, Gevatterchen.
L. Mein Seel, setzt Euch; so werdet Ihrs erfahren.
A. (heimlich). Evchen!
E. (gleichfalls). Geh' Er.
A. Ein Wort.
E. Ich will Nichts wissen.
A. Was bringt Ihr mir?
E. Ich sag' ihm, Er soll gehn.
A. Evchen! Ich bitte Dich! Was soll mir das bedeuten?
E. Wenn Er nicht gleich — ! Ich sags ihm, 15 laß Er mich.
A. (zu Licht). Gevatter, hört, mein Seel, ich halts nicht aus.
Die Wund' am Schienbein macht mir Uebelkeiten;
Führt Ihr die Sach', ich will zu Bette gehn.
L. Zu Bett — ? Ihr wollt — ? Ich glaub', Ihr seid verrückt.
A. Der Henker hols. Ich muß mich über- 20 geben.
L. Ich glaub' Ihr ras't im Ernst. So eben kommt Ihr — ?
— Meinethalben. Sagts dem Herrn Gerichtsrath dort.
Vielleicht erlaubt ers. — Ich weiß nicht, was Euch fehlt?
A. (wieder zu Even). Evchen! Ich flehe Dich! Um alle Wunden!
Was ists, das Ihr mir bringt? 25
E. Er wirds schon hören.
A. Ists nur der Krug dort, den die Mutter hält?
Den ich so viel — ?
E. Ja, der zerbrochne Krug nur.
A. Und weiter Nichts?
E. Nichts weiter.
A. Nichts? Gewiß Nichts?
E. Ich sag' ihm, geh Er — laß Er mich zufrieden.
A. Hör' Du, bei Gott, sei klug, ich rath' 30 es Dir.
E. Er, Unverschämter!
A. In dem Attest steht
Der Name jetzt, Frakturschrift, Ruprecht Tümpel.
Hier trag' ichs fix und fertig in der Tasche;
Hörst Du es knackern, Evchen? Sieh, das kannst Du,
Auf meine Ehr', heut übers Jahr Dir holen, 35
Dir Trauerschürz' und Mieder zuzuschneiden,
Wenns heißt: der Ruprecht in Batavia
Krepirt' — ich weiß, an welchem Fieber nicht,
Wars gelb, wars scharlach, oder war es faul.
W. Sprecht nicht mit den Partein, Herr 40 Richter Adam,
Vor der Session! Hier setzt Euch, und befragt sie.
A. Was sagt Er? — Was befehlen Ew. Gnaden?
W. Was ich befehl'? — Ich sage deutlich Euch,

Daß Ihr nicht heimlich vor der Sitzung sollt
45 Mit den Partein zweideut'ge Sprache führen.
Hier ist der Platz, der Eurem Amt gebührt,
Und öffentlich Verhör, was ich erwarte.
A. (für sich). Verflucht! Ich kann mich nicht dazu entschließen — !
— Es klirrte Etwas, da ich Abschied nahm —
50 L. (ihn aufschreckend). Herr Richter! Seid Ihr — ?
A. Ich? Auf Ehre nicht!
Ich hatte sie behutsam drauf gehängt,
Und müßt' ein Ochs gewesen sein —
L. Was?
A. Was?
L. Ich fragte — ?
55 A. Ihr fragtet, ob ich — ?
L. Ob Ihr taub seid, fragt' ich.
Dort Se. Gnaden haben Euch gerufen.
A. Ich glaubte — ? Wer ruft?
L. Der Herr Gerichtsrath dort.
A. (für sich). Ei! Hol's der Henker auch! Zwei Fälle gibts
Mein Seel, nicht mehr, und wenns nicht biegt, so brichts.
— Gleich! Gleich! Gleich! Was befehlen Ew. Gnaden?
Soll jetzt die Procedur beginnen?
60 W. Ihr seid ja sonderbar zerstreut. Was fehlt Euch?
A. Auf Ehr'! Verzeiht. Es hat ein Perlhuhn mir,
Das ich von einem Indienfahrer kaufte,
Den Pips; ich soll es nudeln, und versteh's nicht,
Und fragte dort die Jungfer bloß um Rath.
65 Ich bin ein Narr in solchen Dingen, seht,
Und meine Hühner nenn' ich meine Kinder.
W. Hier. Setzt Euch. Ruft den Kläger und vernehmt ihn.
Und Ihr, Herr Schreiber, führt das Protokoll.
A. Befehlen Ew. Gnaden den Prozeß
70 Nach den Formalitäten, oder so,
Wie er in Huisum üblich ist, zu halten?
W. Nach den gesetzlichen Formalitäten,
Wie er in Huisum üblich ist, nicht anders.
A. Gut, gut. Ich werd' Euch zu bedienen wissen.
75 Seid Ihr bereit, Herr Schreiber?
L. Zu Euren Diensten.
A. — So nimm, Gerechtigkeit, denn Deinen Lauf!
Kläger trete vor!
Fr. M. Hier, Herr Dorfrichter!
A. Wer seid Ihr?
Fr. M. Wer — ?
A. Ihr.
Fr. M. Wer ich — ?
A. Wer Ihr seid!
Weß Namens, Standes, Wohnorts, und so weiter.
80 Fr. M. Ich glaub', Er spaßt, Herr Richter.
A. Spaßen, was!
Ich sitz' im Namen der Justiz, Frau Marthe,
Und die Justiz muß wissen, wer Ihr seid.
L. (halb laut). Laßt doch die sonderbare Frag' —
Fr. M. Ihr guckt
Mir alle Sonntag in die Fenster ja,
85 Wenn Ihr aufs Vorwerk geht!
W. Kennt Ihr die Frau?
A. Sie wohnt hier um die Ecke, Ew. Gnaden,
Wenn man den Fußsteig durch die Hecken geht;
Wittw' eines Kastellans, Hebamme jetzt,
Sonst eine ehrliche Frau, von gutem Rufe.
W. Wenn Ihr so unterrichtet seid, Herr Richter, 9[illegible]
So sind dergleichen Fragen überflüssig.
Setzt ihren Namen in das Protokoll,
Und schreibt dabei: dem Amte wohlbekannt.
A. Auch das. Ihr seid nicht für Formalitäten.
Thut so, wie Se. Gnaden anbefohlen. 9[illegible]
W. Fragt nach dem Gegenstand der Klage jetzt.
A. Jetzt soll ich — ?
W. Ja, den Gegenstand ermitteln!
A. Das ist gleichfalls ein Krug, verzeiht.
W. Wie? Gleichfalls!
A. Ein Krug. Ein bloßer Krug. Setzt einen Krug,
Und schreibt dabei: dem Amte wohlbekannt. 10[illegible]
L. Auf meine hingeworfene Vermuthung
Wollt Ihr, Herr Richter — ?
A. Mein Seel, wenn ich's Euch sage,
So schreibt Ihrs hin. Ists nicht ein Krug, Frau Marthe?
Fr. M. Ja, hier der Krug —
A. Da habt Ihrs.
Fr. M. Der zerbrochne —
A. Pedantische Bedenklichkeit. 10[illegible]
L. Ich bitt' Euch —
A. Und wer zerbrach den Krug? Gewiß der Schlingel — ?
Fr. M. Ja, er, der Schlingel dort —
A. (für sich). Mehr brauch' ich nicht.
R. Das ist nicht wahr, Herr Richter.
A. (für sich). Auf, aufgelebt, du alter Adam!
R. Das lügt sie in den Hals hinein —
A. Schweig, Maulaffe!
Du steckst den Hals noch früh genug ins Eisen. 11[illegible]
— Setzt einen Krug, Herr Schreiber, wie gesagt,
Zusammt dem Namen deß, der ihn zerschlagen.
Jetzt wird die Sache gleich ermittelt sein.
W. Herr Richter! Ei! Welch ein gewaltsames Verfahren,
A. Wie so? 12[illegible]
L. Wollt Ihr nicht förmlich — ?
A. Nein! sag' ich;
Ihr Gnaden lieben Förmlichkeiten nicht.
W. Wenn Ihr die Instruktion, Herr Richter Adam,
Nicht des Prozesses einzuleiten wißt,
Ist hier der Ort jetzt nicht, es Euch zu lehren.
Wenn Ihr Recht anders nicht, als so, könnt geben, 12[illegible]
So tretet ab; vielleicht kanns Euer Schreiber.
A. Erlaubt! Ich gabs, wies hier in Huisum üblich;
Ew. Gnaden habens also mir befohlen.
W. Ich hätt' — ?
A. Auf meine Ehre!
W. Ich befahl Euch,
Recht hier nach den Gesetzen zu ertheilen;
Und hier in Huisum glaubt' ich die Gesetze 13[illegible]
Wie anderswo in den vereinten Staaten.
A. Da muß submiß ich um Verzeihung bitten!
Wir haben hier, mit Ew. Erlaubniß,
Statuten, eigenthümliche, in Huisum,
Nicht aufgeschriebene, muß ich gestehn, doch durch 13[illegible]
Bewährte Tradition uns überliefert.
Von dieser Form, getrau' ich mir zu hoffen,
Bin ich noch heut kein Jota abgewichen.

Doch auch in Eurer andern Form bin ich,
140 Wie sie im Reich mag üblich sein, zu Hause.
Verlangt Ihr den Beweis? Wohlan, befehlt!
Ich kann Recht so jetzt, jetzo so ertheilen.
W. Ihr gebt mir schlechte Meinungen, Herr Richter.
Es sei. Ihr fangt von vorn die Sache an. —
145 A. Auf Ehr'! Gebt Acht, Ihr sollt zufrieden sein.
— Frau Marthe Rull! Bringt Eure Klage vor.
Fr. M. Ich klag', Ihr wißt, hier wegen dieses Krugs;
Jedoch vergönnt, daß ich, bevor ich melde,
Was diesem Krug geschehen, auch beschreibe
150 Was er vorher mir war.
A. Das Reden ist an Euch.
Fr. M. Seht Ihr den Krug, Ihr werthgeschätzten Herren?
Seht Ihr den Krug?
A. O ja, wir sehen ihn.
Fr. M. Nichts seht Ihr, mit Verlaub, die Scherben seht Ihr;
Der Krüge schönster ist entzwei geschlagen.
155 Hier grade auf dem Loch, wo jetzo Nichts,
Sind die gesammten niederländischen Provinzen
Dem span'schen Philipp übergeben worden.
Hier im Ornat stand Kaiser Karl der fünfte;
Von dem seht Ihr nur noch die Beine stehn.
160 Hier kniete Philipp, und empfing die Krone;
Der liegt im Topf, bis auf den Hintertheil,
Und auch noch der hat einen Stoß empfangen.
Dort wischten seine beiden Muhmen sich,
Der Franzen und der Ungarn Königinnen,
165 Gerührt die Augen aus; wenn man die Eine
Die Hand noch mit dem Tuch empor sieht heben,
So ists, als weinete sie über sich.
Hier im Gefolge stützt sich Philibert,
Für den den Stoß der Kaiser aufgefangen,
170 Noch auf das Schwert; doch jetzo müßt' er fallen,
So gut wie Maximilian: der Schlingel!
Die Schwerter unten jetzt sind weggeschlagen.
Hier in der Mitte mit der heil'gen Mütze
Sah man den Erzbischof von Arras stehn;
175 Den hat der Teufel ganz und gar geholt,
Sein Schatten nur fällt lang noch übers Pflaster.
Hier standen rings, im Grunde, Leibtrabanten,
Mit Hellebarden, dicht gedrängt, und Spießen;
Hier Häuser, seht, vom großen Markt zu Brüssel;
180 Hier guckt noch ein Neugier'ger aus dem Fenster:
Doch was er jetzo sieht, das weiß ich nicht.
A. Frau Marth'! Erlaßt uns das zerscherbte Paktum,
Wenn es zur Sache nicht gehört.
Uns geht das Loch — Nichts die Provinzen an,
185 Die darauf übergeben worden sind.
Fr. M. Erlaubt! Wie schön der Krug, gehört zur Sache! —
Den Krug erbeutete Childerich,
Der Kesselflicker, als Oranien
Briel mit den Wassergeusen überrumpelte.
190 Ihn hatt' ein Spanier, gefüllt mit Wein,
Just an den Mund gesetzt, als Childerich
Den Spanier von hinten niederwarf,
Den Krug ergriff, ihn leert', und weiter ging.
A. Ein würd'ger Wassergeuse.
Fr. M. Hierauf vererbte
195 Der Krug auf Fürchtegott, den Todtengräber;
Der trank zu dreimal nur, der Nüchterne,
Und stets vermischt mit Wasser aus dem Krug.

Das erstemal, als er im Sechzigsten
Ein junges Weib sich nahm; drei Jahre drauf,
Als sie noch glücklich ihn zum Vater machte; 200
Und als sie jetzt noch funfzehn Kinder zeugte,
Trank er zum drittenmale, als sie starb.
A. Gut. Das ist auch nicht übel.
Fr. M. Drauf fiel der Krug
An den Zachäus, Schneider in Tirlemont,
Der meinem sel'gen Mann, was ich Euch jetzt 205
Berichten will, mit eignem Mund erzählt.
Der warf, als die Franzosen plünderten,
Den Krug, sammt allem Hausrath aus dem Fenster,
Sprang selbst, und brach den Hals, der Ungeschickte,
Und dieser irdne Krug, der Krug von Thon, 210
Aufs Bein kam er zu stehen, und blieb ganz.
A. Zur Sache, wenns beliebt, Frau Marthe Rull! Zur Sache!
Fr. M. Drauf in der Feuersbrunst von Sechsundsechzig,
Da hatt' ihn schon mein Mann, Gott hab' ihn selig —
A. Zum Teufel! Weib! So seid Ihr noch nicht fertig? 215
Fr. M. — Wenn ich nicht reden soll, Herr Richter Adam,
So bin ich unnütz hier, so will ich gehn,
Und ein Gericht mir suchen, das mich hört.
W. Ihr sollt hier reden, doch von Dingen nicht,
Die Eurer Klage fremd. Wenn Ihr uns sagt, 220
Daß jener Krug Euch werth, so wissen wir
So viel, als wir zum Richten hier gebrauchen.
Fr. M. Wie viel Ihr brauchen möget, hier zu richten,
Das weiß ich nicht, und untersuch' es nicht;
Das aber weiß ich, daß ich, um zu klagen, 225
Muß vor Euch sagen dürfen, über was.
W. Gut denn. Zum Schluß jetzt. Was geschah dem Krug?
Was? — Was geschah dem Krug im Feuer
Von Anno sechs und sechszig? Wird mans hören?
Was ist dem Krug geschehn? 230
Fr. M. Was ihm geschehen?
Nichts ist dem Krug, ich bitt' Euch sehr, Ihr Herren,
Nichts Anno sechs und sechszig ihm geschehen.
Ganz blieb der Krug, ganz in der Flammen Mitte,
Und aus des Hauses Asche zog ich ihn
Hervor, glasirt, am andern Morgen, glänzend, 235
Als käm' er eben aus dem Töpferofen.
W. Nun gut. Nun kennen wir den Krug. Nun wissen
Wir Alles, was dem Krug geschehn, was nicht.
Was gibts jetzt weiter?
Fr. M. Nun diesen Krug jetzt, seht — den Krug —
Zertrümmert einen Krug noch werth — den Krug 240
Für eines Fräuleins Mund, der Lippe selbst
Nicht der Frau Erbstatthalterin zu schlecht,
Den Krug, Ihr hohen Herren Richter beide,
Den Krug hat jener Schlingel mir zerbrochen.
A. Wer? 245
Fr. M. Er, der Ruprecht dort.
R. Das ist gelogen,
Herr Richter.
A. Schweig' Er, bis man ihn fragen wird;

Auch heut an ihn noch wird die Reihe kommen —
— Habt Ihrs im Protokoll bemerkt?
L. O ja.
A. Erzählt den Hergang, würdige Frau Marthe.
250 Fr. M. Es war Uhr eilfe gestern —
A. Wann, sagt Ihr?
Fr. M. Uhr eilf.
A. Am Morgen!
Fr. M. Nein, verzeiht am Abend,
Und schon die Lamp' im Bette wollt' ich löschen,
255 Als laute Männerstimmen, ein Tumult
In meiner Tochter abgelegnen Kammer,
Als ob der Feind einbräche, mich erschreckt.
Geschwind' die Trepp' eil' ich hinab, ich finde
Die Kammerthür gewaltsam eingesprengt,
Schimpfreden schallen wüthend mir entgegen,
Und da ich mir den Auftritt jetzt beleuchte,
260 Was find' ich jetzt, Herr Richter, was jetzt find' ich?
Den Krug find' ich zerscherbt im Zimmer liegen,
In jedem Winkel liegt ein Stück;
Das Mädchen ringt die Händ', und er, der Flaps dort,
Der trotzt, wie toll, Euch in des Zimmers Mitte.
265 A. Ei, Wetter!
Fr. M. Was?
A. Sieh' da, Frau Marthe!
Fr. M. Ja! —
Drauf ists, als ob in so gerechtem Zorn,
Mir noch zehn Arme wüchsen, jeglichen
Fühl' ich mir wie ein Geier ausgerüstet.
Ihn stell' ich dort zu Rede, was Er hier
270 In später Nacht zu suchen, mir die Krüge
Des Hauses tobend einzuschlagen habe:
Und er, zur Antwort gibt er mir, jetzt rathet —
Der Unverschämte! Der Hallunke, der!
Aufs Rad will ich ihn bringen, oder mich
275 Nicht mehr geduldig auf den Rücken legen:
Er spricht, es hab' ein Anderer den Krug
Vom Sims' gestürzt — ein Anderer, ich bitt' Euch —
Der vor mir aus der Kammer nur entwichen;
— Und überhäuft mit Schimpf mir da das Mädchen.
280 A. O! faule Fische — Hierauf?
Fr. M. Auf dies Wort
Seh' ich das Mädchen fragend an; die steht
Gleich einer Leiche da, ich sage: Eve! —
Sie setzt sich; ists ein Anderer gewesen?
Frag' ich. Und Joseph und Marie, ruft sie:
285 Was denkt Ihr Mutter auch? — So sprich! Wer wars?
Wer sonst, sagt sie, — und wer auch konnt' es anders?
Und schwört mir zu, daß ers gewesen ist.
Eve. Was schwor ich Euch? Was hab' ich Euch geschworen?
Nichts schwor ich, Nichts Euch —
Fr. M. Eve!
E. Nein! Dies lügt Ihr. —
R. Da hört Ihrs.
290 A. Hund, jetzt, verfluchter, schweig'!
Soll hier die Faust den Rachen Dir noch stopfen!
Nachher ist Zeit für Dich, nicht jetzt.
Fr. M. Du hättest nicht —?
E. Nein, Mutter! Dies verfälscht Ihr.
Seht, leid thuts in der That mir tief zur Seele,
295 Daß ich es öffentlich erklären muß:
Doch Nichts schwor ich, Nichts, Nichts hab' ich geschworen.
A. Seid doch vernünftig, Kinder.
L. Das ist ja seltsam.
Fr. M. Du hättest mir, o Eve, nicht versichert?
Nicht Joseph und Marie angerufen?
300 E. Beim Schwur nicht! Schwörend nicht! Seht, dies jetzt schwör' ich,
Und Joseph und Maria ruf' ich an.
A. Ei Leutchen! Ei, Frau Marthe! Was auch macht Sie?
Wie schüchtert Sie das gute Kind auch ein.
Wenn sich die Jungfer wird besonnen haben,
305 Erinnert ruhig dessen, was geschehen,
— Ich sage was geschehen ist, und was,
Spricht sie nicht, wie sie soll, geschehn noch **kann**:
Gebt Acht, so sagt sie heut uns aus, wie gestern,
Gleichviel, ob sie's beschwören kann, ob nicht.
310 Laßt Joseph und Maria aus dem Spiele.
W. Nicht doch, Herr Richter, nicht! Wer wollte den
Parteien so zweideut'ge Lehren geben.
Fr. M. Wenn sie ins Angesicht mir sagen kann,
Schamlos, die liederliche Dirne, die,
315 Daß es ein Andrer, als der Ruprecht, war,
So mag meinetwegen sie — ich mag nicht sagen, was —
Ich aber, ich versichr' es Euch, Herr Richter,
Und kann ich gleich nicht, daß sie's schwor, behaupten,
Daß sie's gesagt hat gestern, das beschwör' ich,
320 Und Joseph und Maria ruf ich an.
A. Nun weiter will ja auch die Jungfer —
W. Herr Richter!
A. Ew. Gnaden? — Was sagt er? Nicht, Herzens-Evchen?
Fr. M. Heraus damit! Hast Du's mir nicht gesagt?
Hast Du's mir gestern nicht, mir nicht gesagt?
325 E. Wer läugnet Euch, daß ichs gesagt —
A. Da habt Ihrs.
R. Die Metze, die!
A. Schreibt auf.
Veit. Pfui, schäm' Sie sich.
W. Von Eurer Aufführung, Herr Richter Adam,
Weiß ich nicht, was ich denken soll. Wenn Ihr selbst
Den Krug zerschlagen hättet, könntet Ihr
330 Von Euch ab den Verdacht nicht eifriger
Hinwälzen auf den jungen Mann, als jetzt. —
Ihr setzt nicht mehr ins Protokoll, Herr Schreiber,
Als nur der Jungfer Eingeständniß, hoff' ich,
Vom gestrigen Geständniß, nicht vom Fakto.
335 — Ists an der Jungfer jetzt schon auszusagen?
A. Mein Seel, wenns ihre Reihe noch nicht ist,
In solchen Dingen irrt der Mensch, Ew. Gnaden.
Wen hätt' ich fragen sollen jetzt? Beklagten?
Auf Ehr'! Ich nehme gute Lehre an.
340 W. Wie unbefangen! — Ja, fragt den Beklagten.
Fragt, macht ein Ende, fragt, ich bitt' Euch sehr.
Dies ist die letzte Sache, die Ihr führt.
A. Die letzte! Was! Ei freilich! Den Beklagten!
Wohin auch, alter Richter, dachtest du?
345 Verflucht, das pips'ge Perlhuhn mir! Daß es

Krepirt wär' an der Pest in Indien!
Stets liegt der Kloß von Nudeln mir im Sinn.
W. Was liegt? Was für ein Kloß liegt Euch — ?
A. Der Nudelkloß,
Verzeiht, den ich dem Huhne geben soll;
350 Schluckt mir das Aas die Pille nicht herunter,
Mein Seel, so weiß ich nicht, wie's werden wird.
W. Thut Eure Schuldigkeit sag' ich, zum Henker!
A. Beklagter trete vor.
R. Hier, Herr Dorfrichter:
Ruprecht, Veits des Kossäthen Sohn, aus Huisum.
355 A. Vernahm Er dort, was vor Gericht so eben
Frau Marthe gegen ihn hat vorgebracht?
R. Ja, Herr Dorfrichter, das hab' ich.
A. Getraut Er sich
Etwas dagegen aufzubringen? was?
Bekennt Er, oder unterfängt Er sich,
360 Hier wie ein gottvergeßner Mensch zu läugnen?
R. Was ich dagegen aufzubringen habe,
Herr Richter? Ei! Mit Euerer Erlaubniß,
Daß sie kein wahres Wort gesprochen hat.
A. So? Und das denkt Er zu beweisen?
R. O ja.
365 A. Die würdige Frau Marthe, die —
Beruhige Sie sich. Es wird sich finden.
W. Was geht Ihn die Frau Marthe an, Herr Richter?
A. Was mir — ? Bei Gott! Soll ich als Christ — ?
W. Bericht'
Er, was Er für sich anzuführen hat. —
370 Herr Schreiber, wißt Ihr den Prozeß zu führen?
A. Ach, was!
L. Ob ich — ei nun, wenn Ew. Gnaden —
A. Was glotzt Er da? Was hat Er aufzubringen?
Steht nicht der Esel, wie ein Ochse, da?
Was hat Er aufzubringen?
R. Was ich aufzubringen?
375 W. Er, ja; Er soll den Hergang jetzt erzählen.
R. Mein Seel', wenn man zu Wort mich kommen ließe.
W. 's ist in der That, Herr Richter, nicht zu dulden.
R. Glock zehn Uhr mocht' es etwa sein zu Nacht, —
Und warm, just diese Nacht des Januars
380 Wie Mai, als ich zum Vater sage: „Vater,
Ich will ein Bissel noch zur Eve gehn."
Denn heuren wollt' ich sie, das müßt Ihr wissen;
Ein rüstig Mädel ists, ich habs beim Erndten
Gesehn, wo Alles von der Faust ihr ging,
385 Und ihr das Heu so flog, als wie gemaust.
Da sagt' ich: „Willst Du?" Und sie sagte: „Ach!
Was Du da gakelst." Und nachher sagt' sie: „Ja."
A. Bleib' Er bei seiner Sache. Gakeln! Was!
Ich sagte, willst Du? Und sie sagte, ja.
390 R. Ja, meiner Treu, Herr Richter.
W. Weiter! Weiter!
R. Nun —
Da sagt' ich: „Vater, hör Er? Laß Er mich;
Wir schwatzen noch am Fenster was zusammen."
„Na, sagt er, lauf'; bleibst Du auch draußen?" sagt er.
„Ja, meiner Seel', sag' ich, das ist geschworen."
395 „Na, sagt' er, lauf', um eilfe bist Du hier."
A. Na, so sag' Du, und gakle, und kein Ende.
Na, hat Er bald sich ausgesagt?
R. Na, sag' ich,
Das ist ein Wort, und setz' die Mütze auf,
Und geh; und über'n Steig will ich, und muß
Durch's Dorf zurückgehn, weil der Bach geschwollen. 400
Ei, alle Wetter, denk' ich, Ruprecht, Schlag!
Nun ist die Gartenthür bei Marthens zu:
Denn bis um zehn läßts Mädel sie nur offen,
Wenn ich um zehn nicht da bin, komm' ich nicht.
A. Die liederliche Wirthschaft, die. 405
W. Drauf? weiter!
R. Drauf — wie ich über'n Lindengang mich näh're,
Bei Marthens, wo die Reihen dicht gewölbt,
Und dunkel, wie der Dom zu Utrecht, sind,
Hör' ich die Gartenthüre fernher knarren.
Sieh da! Da ist die Eve noch! sag' ich, 410
Und schicke freudig Euch, von wo die Ohren
Mir Kundschaft brachten, meine Augen nach —
— Und schelte sie, da sie mir wiederkommen,
Für blind, und schicke auf der Stelle sie
Zum Zweitenmal, sich besser umzusehen, 415
Und schimpfe sie nichtswürdige Verleumder,
Aufhetzer, niederträcht'ge Ohrenbläser,
Und schicke sie zum drittenmal, und denke,
Sie werden, weil sie ihre Pflicht gethan,
Unwillig los sich aus dem Kopf mir reißen, 420
Und sich in einen andern Dienst begeben:
Die Eve ists, am Latz erkenn' ich sie,
Und Einer ists noch obenein.
A. So? Einer noch? Und wer, Er Klugschwätzer?
R. Wer? Ja, mein Seel, da fragt Ihr mich — 425
A. Nun also!
Und nicht gefangen, denk' ich, nicht gehangen.
W. Fort! Weiter in der Rede! Laßt ihn doch!
Was unterbrecht Ihr ihn, Herr Dorfrichter?
R. Ich kann darauf das Abendmahl nicht nehmen,
Stockfinster wars, und alle Katzen grau. 430
Doch müßt Ihr wissen, daß der Flickschuster,
Der Lebrecht, den man kürzlich losgesprochen,
Dem Mädel längst mir auf die Fährte ging.
Ich sagte vor'gen Herbst schon: „Eve, höre,
Der Schuft schleicht mir ums Haus, das mag ich nicht; 435
Sag' ihm, daß du kein Braten bist für ihn,
Mein Seel', sonst werf' ich ihn vom Hof herunter."
Die spricht: „Ich glaub', du schierst mich," sagt ihm was,
Das ist nicht hin, nicht her, nicht Fisch, nicht Fleisch:
Drauf geh ich hin, und werf' den Schlingel 'runter. 440
A. So? Lebrecht heißt der Kerl?
R. Ja, Lebrecht.
A. Gut.
Das ist ein Nam'. Es wird sich Alles finden.
— Habt Ihrs bemerkt im Protokoll, Herr Schreiber?
L. O ja, und alles Andere, Herr Richter.
A. Sprich weiter, Ruprecht, jetzt, mein Sohn. 445
R. Nun schießt,
Da ich Glock eilf dem Pärchen hier begegne,
— Glock zehn Uhr zog ich immer ab — das Blut mir.
Ich denke, halt, jetzt ists noch Zeit, o Ruprecht,
Noch wachsen Dir die Hirschgeweihe nicht: —

450 Hier mußt Du sorgsam Dir die Stirn befühlen,
Ob Dir von fern hornartig Etwas keimt.
Und drücke sacht mich durch die Gartenpforte,
Und berg' in einen Strauch von Taxus mich:
Und hör Euch ein Gefispre hier, ein Scherzen,
455 Ein Zerren hin, Herr Richter, Zerren her,
Mein Seel, ich denk', ich soll vor Lust —
E. Du Bösewicht!
Was das o schändlich ist von Dir!
Fr. M. Hallunke!
Dir weis' ich noch einmal, wenn wir allein sind,
Die Zähne! Wart! Du weißt noch nicht, wo mir
460 Die Haare wachsen! Du sollsts erfahren!
R. Ein Viertelstündchen dauerts so, ich denke,
Was wirds doch werden, ist doch heut nicht Hochzeit?
Und eh' ich den Gedanken ausgedacht,
Husch! sind sie beid' ins Haus schon, vor dem Pastor.
465 E. Geht, Mutter, mag es werden, wie es will —
A. Schweig' Du mir dort, rath' ich, das Donnerwetter
Schlägt über Dich ein, unberufne Schwätzerin!
Wart', bis ich auf zur Red' Dich rufen werde.
W. Sehr sonderbar, bei Gott!
R. Jetzt hebt, Herr Richter Adam,
470 Jetzt hebt sichs, wie ein Blutsturz, mir. Luft!
Da mir der Knopf am Brustlatz springt: Luft jetzt!
Und reiße mir den Latz auf: Luft jetzt, sag' ich!
Und geh', und drück', und tret' und donnere,
Da ich der Dirne Thür verriegelt finde,
475 Gestemmt, mit Macht, auf einen Tritt sie ein.
A. Blitzjunge, Du!
R. Just da sie auf jetzt rasselt,
Stürzt dort der Krug vom Sims ins Zimmer hin,
Und husch! springt Einer aus dem Fenster Euch:
Ich seh' die Schöße noch vom Rocke wehn.
480 A. War das nicht Leberecht?
R. Wer sonst, Herr Richter?
Das Mädchen steht, die werf' ich über'n Haufen,
Zum Fenster eil' ich hin, und find' den Kerl
Noch in den Pfählen hangen, am Spalier,
Wo sich das Weinlaub aufrankt bis zum Dach.
485 Und da die Klinke in der Hand mir blieb,
Als ich die Thür eindonnerte, so reiß' ich
Jetzt mit dem Stahl Eins pfundschwer über'n Döz ihm:
Den just, Herr Richter, konnt' ich noch erreichen.
A. Wars eine Klinke?
R. Was?
A. Obs —
R. Ja, die Thürklinke.
A. Darum —
L. Ihr glaubtet wohl, es war ein Degen?
490 A. Ein Degen? Ich — wie so?
R. Ein Degen!
L. Je nun!
Man kann sich wohl verhören. Eine Klinke
Hat sehr viel Aehnlichkeit mit einem Degen.
A. Ich glaub' —!
L. Bei meiner Treu! Der Stiel, Herr Richter?
A. Der Stiel!
R. Der Stiel! Der wars nun aber nicht.
495 Der Klinke umgekehrtes Ende wars.
L. So! So!
A. Das umgekehrte Ende wars der Klinke!
R. Doch auf dem Griffe lag ein Klumpen
Blei, wie ein Degengriff, das muß ich sagen.
A. Ja, wie ein Griff.
L. Gut; wie ein Degengriff.
Doch irgend eine tück'sche Waffe mußt' es 500
Gewesen sein: das wußt' ich wohl.
W. Zur Sache stets, Ihr Herrn, doch! Zur Sache!
A. Nichts als Allotrien, Herr Schreiber! — Er, weiter!
R. Jetzt stürzt der Kerl, und ich schon will mich wenden,
Als ichs im Dunkeln auf sich rappeln sehe. 505
Ich denke, lebst Du noch? und steig' aufs Fenster
Und will dem Kerl das Gehen unten legen·
Als jetzt, Ihr Herrn, da ich zum Sprung just aushol',
Mir eine Handvoll grobgekörnten Sandes —
— Und Kerl und Nacht und Welt und Fensterbret, 510
Worauf ich steh', denk' ich nicht, straf mich Gott,
Das Alles fällt in Einen Sack zusammen —
Wie Hagel, stiebend, in die Augen fliegt.
A. Verflucht! Sieh da! Wer that das?
R. Wer? Der Lebrecht.
A. Hallunke! 515
R. Meiner Treu! Wenn ers gewesen.
A. Wer sonst?
R. Als stürzte mich ein Schlossenregen
Von eines Bergs zehn Klaftern hohem Abhang,
So schlag' ich jetzt vom Fenster Euch ins Zimmer;
Ich denk' ich schmettere den Boden ein. 520
Nun brech' ich mir den Hals doch nicht, auch nicht
Das Kreuz mir, Hüften, oder sonst; inzwischen
Konnt' ich des Kerls doch nicht mehr habhaft werden,
Und sitze auf, und wische mir die Augen.
Die kommt, und ach, Herr Gott! ruft sie, und Ruprecht! 525
Was ist Dir doch? Mein Seel, ich hob den Fuß;
Gut wars, daß ich nicht sah, wohin ich stieß.
A. Kam das vom Sande noch?
R. Vom Sandwurf, ja.
A. Verdammt! Der traf!
R. Da ich jetzt aufersteh' —
Was sollt' ich auch die Fäuste hier mir schänden? — 530
So schimpf' ich sie, und sage liederliche Metze,
Und denke, das ist gut genug für sie.
Doch Thränen, seht, ersticken mir die Sprache —
Denn da Frau Marthe jetzt ins Zimmer tritt,
Die Lampe hebt, und ich das Mädchen dort 535
Jetzt schlotternd, zum Erbarmen vor mir sehe,
Sie, die so herzhaft sonst wohl um sich sah,
So sag' ich zu mir, blind ist auch nicht übel.
Ich hätte meine Augen hingegeben,
Knippkügelchen, wer will, damit zu spielen. 540
E. Er ist nicht werth, der Bösewicht —
A. Sie soll schweigen.
R. Das Weitere wißt Ihr.
A. Wie, das Weitere?
R. Nun ja, Frau Marthe kam, und geiferte,
Und Ralf, der Nachbar, kam, und Hinz, der Nachbar,
Und Muhme Sus' und Muhme Liese kamen, 545
Und Knecht und Mägd' und Hund' und Katzen kamen;
's war ein Spektakel, und Frau Marthe fragte
Die Jungfer dort, wer ihr den Krug zerschlagen,
Und die, die sprach — Ihr wißt — daß ichs gewesen.
Mein Seel', sie hat so Unrecht nicht, Ihr Herren; 550

Den Krug, den sie zu Wasser trug, zerschlug ich,
Und der Flickschuster hat im Kopf ein Loch. —
A. Frau Marthe! Was entgegnet Ihr der Rede?
Sagt an!
Fr. M. Was ich der Red' entgegene?
555 Daß sie, Herr Richter, wie der Marder, einbricht,
Und Wahrheit wie ein gakelnd Huhn erwürgt.
Was Recht liebt, sollte zu den Keulen greifen,
Um dieses Ungethüm der Nacht zu tilgen.
A. Da wird sie den Beweis uns führen müssen.
560 Fr. M. O ja, sehr gern. Hier ist mein Zeuge. — Rede!
A. Die Tochter? Nein, Frau Marthe.
W. Nein? Warum nicht?
A. Als Zeugin, gnäd'ger Herr? Steht im Gesetzbuch
Nicht titulo, ists quarto? oder quinto?
Wenn Krüge oder sonst, was weiß ich? —
565 Von jungen Bengeln sind zerschlagen worden,
So zeugen Töchter ihren Müttern nicht.
W. In Eurem Kopf liegt Wissenschaft und Irrthum
Geknetet, innig, wie ein Teig, zusammen;
Mit jedem Schnitte gebt Ihr mir von beiden.
570 Die Jungfer zeugt noch nicht, sie deklarirt jetzt;
Ob, und für wen, sie zeugen will und kann,
Wird erst aus der Erklärung sich ergeben.
A. Ja, deklariren. Gut. Titulo sexto.
Doch was sie sagt, das glaubt man nicht.
575 W. Tritt vor, mein junges Kind.
A. He! Lis' —! — Erlaubt!
Die Zunge wird sehr trocken mir — Margrethe!

Achter Auftritt.

Eine Magd (tritt auf). Die Vorigen.

A. Ein Glas mit Wasser! —
Die Magd. Gleich!
A. Kann ich Euch gleichfalls —!
W. Ich danke.
A. Franz? oder Mos'ler? Was Ihr wollt.
W. (verneigt sich; die Magd bringt Wasser und entfernt sich).

Neunter Auftritt.

Walter. Adam. Fr. Marthe u. s. w. ohne die Magd.

A. — Wenn ich freimüthig reden darf, Ihr Gnaden,
Die Sache eignet sich gut zum Vergleich.
W. Sich zum Vergleich? Das ist nicht klar, Herr Richter.
Vernünft'ge Leute können sich vergleichen;
5 Doch wie Ihr den Vergleich schon wollt bewirken,
Da noch durchaus die Sache nicht entworren,
Das hätt' ich wohl von Euch zu hören Lust.
Wie denkt Ihrs anzustellen, sagt mir an?
Habt Ihr ein Urtheil schon gefaßt?
A. Mein Seel!
10 Wenn ich, da das Gesetz im Stich mich läßt,
Philosophie zu Hülfe nehmen soll,
So wars — der Leberecht —
W. Wer?
A. Oder Ruprecht —
W. Wer?
A. Oder Lebrecht — der den Krug zerschlug.
W. Wer also wars? Der Lebrecht oder Ruprecht?
15 Ihr greift, ich seh', mit Eurem Urtheil ein,
Wie eine Hand in einen Sack voll Erbsen.
A. Erlaubt!
W. Schweigt, schweigt, ich bitt' Euch.
A. Wie Ihr wollt.
Auf meine Ehr', mir wärs vollkommen recht,
Wenn sie es alle beid' gewesen wären.
20 W. Fragt dort, so werdet Ihrs erfahren.
A. Sehr gern.
Doch wenn Ihrs heraus bekommt, bin ich ein Schuft.
— Habt Ihr das Protokoll da in Bereitschaft?
L. Vollkommen.
A. Gut.
L. Und brech' ein eignes Blatt mir,
Begierig, was darauf zu stehen kommt.
25 A. Ein eignes Blatt? Auch gut.
W. Sprich dort, mein Kind.
A. Sprich, Evchen, hörst Du, sprich jetzt, Jungfer Evchen!
Gib Gotte, hörst Du, Herzchen, gib, mein Seel,
Ihm und der Welt, gib ihm was von der Wahrheit.
Denk', daß Du hier vor Gottes Richtstuhl bist,
30 Und daß Du Deinen Richter nicht mit Läugnen
Und Plappern, was zur Sache nicht gehört,
Betrüben mußt. Ach, was! Du bist vernünftig.
Ein Richter immer, weißt Du, ist ein Richter,
Und Einer braucht ihn heut, und Einer morgen.
35 Sagst Du, daß es der Lebrecht war: nun gut;
Und sagst Du, daß es Ruprecht war: auch gut!
Sprich so, sprich so, ich bin kein ehrlicher Kerl,
Es wird sich Alles, wie Du's wünschest, finden.
Willst Du mir hier von einem andern trätschen,
40 Und dritten etwa, dumme Namen nennen —
Sieh, Kind, nimm Dich in Acht, ich sag' Nichts weiter.
In Huisum, hols der Henker, glaubt Dirs Keiner,
Und Keiner, Evchen, in den Niederlanden;
Du weißt, die weißen Wände zeugen nicht;
45 Der auch wird zu vertheidigen sich wissen;
Und Deinen Ruprecht holt die Schwerenoth!
W. Wenn Ihr doch Euer Reden lassen wolltet.
Geschwätz, gehauen nicht und nicht gestochen.
A. Verstehens Ew. Gnaden nicht?
W. Macht fort!
50 Ihr habt zulängst hier auf dem Stuhl gesprochen.
A. Auf Ehr'! Ich habe nicht studirt, Ew. Gnaden.
Bin ich Euch, Herr aus Utrecht, nicht verständlich,
Mit diesem Volk vielleicht verhält sichs anders:
Die Junfer weiß, ich wette, was ich will.
55 Fr. M. Was soll das? Dreist heraus jetzt mit der Sprache!
E. O liebste Mutter!
Fr. M. Du —! Ich rathe Dir!
R. Mein Seel, 's ist schwer, Frau Marthe, dreist zu sprechen,
Wenn das Gewissen an der Kehl' uns sitzt.
A. Schweig' Er jetzt, Nas'weis, muck' Er nicht.
60 Fr. M. Wer wars?
E. O Jesus!
Fr. M. Maulaffe, der! der niederträchtige!

O Jesus! Als ob sie eine Hure wäre.
Wars der Herr Jesus?
A. Frau Marthe! Unvernunft!
Was das für —! Laß Sie die Jungfer doch gewähren!
Das Kind einschrecken — Hure — Schafsgesicht!
65 So wirds uns Nichts. Sie wird sich schon besinnen.
R. O ja, besinnen.
A. Flaps dort, schweig' Er jetzt.
R. Der Flickschuster wird ihr schon einfallen.
A. Der Satan! Ruft den Büttel! He! Hanfriede!
R. Nun, nun! Ich schweig', Herr Richter, laßt nur gut sein.
70 Sie wird Euch schon auf meinen Namen kommen.
Fr. M. Hör' Du, mach' mir hier kein Spektakel, sag' ich.
Hör', neun und vierzig bin ich alt geworden
In Ehren: fünfzig möcht' ich gern erleben;
Den dritten Februar ist mein Geburtstag;
75 Heut ist der erste. Mach' es kurz. Wer wars?
A. Gut, meinethalben! Gut, Frau Marthe Rull!
Fr. M. Der Vater sprach, als er verschied: Hör', Marthe,
Dem Mädel schaff' mir einen wackern Mann;
Und wird sie eine liederliche Metze,
80 So gib dem Todtengräber einen Groschen,
Und laß mich wieder auf den Rücken legen:
Mein Seel, ich glaub', ich kehr' im Grab mich um.
A. Nun, das ist auch nicht übel.
Fr. M. Willst Du Vater
Und Mutter jetzt, mein Evchen, nach dem vierten
85 Gebot noch ehren, gut, so sprich: in meine Kammer
Ließ ich den Schuster, oder einen dritten,
Hörst Du? Der Bräut'gam aber war es nicht.
R. Sie jammert mich. Laßt doch den Krug, ich bitt' Euch;
Ich will'n nach Utrecht tragen. Solch ein Krug —
90 Ich wollt', ich hätt' ihn nur entzwei geschlagen.
E. Unedelmüth'ger, Du! Pfui, schäme Dich,
Daß Du nicht sagst, gut, ich zerschlug den Krug!
Pfui, Ruprecht, pfui, o schäme Dich, daß Du
Mir nicht in meiner That vertrauen kannst.
95 Gab ich die Hand Dir nicht, und sagte: ja,
Als Du mich fragtest, Eve, willst Du mich?
Meinst Du, daß Du den Flickschuster nicht werth bist?
Und hättest Du durchs Schlüsselloch mich mit
Dem Lebrecht aus dem Kruge trinken sehen,
100 Du hättest denken sollen: Ev' ist brav,
Es wird sich Alles ihr zum Ruhme lösen,
Und ists im Leben nicht, so ist es jenseits,
Und wenn wir auferstehn, ist auch ein Tag.
R. Mein Seel, das dauert mir zu lange, Evchen;
105 Was ich mit Händen greife, glaub' ich gern.
E. Gesetzt, es wär der Leberecht gewesen,
Warum — des Todes will ich ewig sterben,
Hätt' ichs, Dir Einzigem, nicht gleich vertraut;
Jedoch warum vor Nachbarn, Knecht und Mägden —
110 Gesetzt, ich hätte Grund, es zu verbergen,
Warum, o Ruprecht, sprich, warum nicht sollt' ich,
Auf Dein Vertraun hin sagen, daß Dus warst?
Warum nicht sollt ichs? Warum sollt' ichs nicht?
R. Ei, so zum Henker, sags, es ist mir recht,
115 Wenn Du die Fiedel Dir ersparen kannst.
E. O Du Abscheulicher! Du Undankbarer!
Werth, daß ich mir die Fiedel spare! Werth,
Daß ich mit einem Wort zu Ehren mich
Und Dich in ewiges Verderben bringe.
W. Nun — ? Und dies einz'ge Wort — ? Halt uns nicht auf — 120
Der Ruprecht also war es nicht?
E. Nein, gnäd'ger Herr, weil ers denn selbst so will,
Um seinetwillen nur verschwieg ich es:
Den irdnen Krug zerschlug der Ruprecht nicht,
Wenn ers Euch selber läugnet, könnt Ihrs glauben. 125
Fr. M. Eve! Der Ruprecht nicht?
E. Nein, Mutter, nein!
Und wenn ichs gestern sagte, wars erlogen.
Fr. M. Hör', Dir zerschlag' ich alle Knochen!
(sie setzt den Krug nieder).
E. Thut, was Ihr wollt.
W. (drohend). Frau Marthe!
A. He! Der Büttel! —
Schmeißt sie heraus dort, die verwünschte Vettel! 130
Warum solls Ruprecht just gewesen sein;
Hat Sie das Licht dabei gehalten, was?
Die Jungfer, denk' ich, wird es wissen müssen:
Ich bin ein Schelm, wenns nicht der Lebrecht war.
Fr. M. War es der Lebrecht etwa? Wars der Lebrecht? 135
A. Sprich, Evchen, wars der Lebrecht nicht, mein Herzchen?
E. Er Unverschämter, Er! Er Niederträcht'ger!
Wie kann Er sagen, daß es Lebrecht —
W. Jungfer!
Was untersteht Sie sich? Ist das mir der
Respekt, den Sie dem Richter schuldig ist? 140
E. Ei, was? Der Richter dort! Werth, selbst vor dem
Gericht, ein armer Sünder, dazustehn —
— Er, der wohl besser weiß, wer es gewesen!
(sich zum Dorfrichter wendend):
Hat Er den Lebrecht in die Stadt nicht gestern
Geschickt nach Utrecht, vor die Kommission, 145
Mit dem Attest, die die Rekruten aushebt?
Wie kann Er sagen, daß es Lebrecht war,
Wenn Er wohl weiß, daß der in Utrecht ist?
A. Nun, wer denn sonst? Wenns Lebrecht nicht, zum Henker —
Nicht Ruprecht ist, nicht Lebrecht ist — — Was machst Du? 150
R. Mein Seel, Herr Richter Adam, laßt Euch sagen,
Hierin mag doch die Jungfer just nicht lügen;
Dem Lebrecht bin ich selbst begegnet gestern,
Als er nach Utrecht ging, früh wars Glock acht,
Und wenn er auf ein Fuhrwerk sich nicht lud, 155
Hat sich der Kerl, krummbeinig wie er ist,
Glock zehn Uhr Nachts noch nicht zurück gehaspelt.
Es kann ein Dritter wohl gewesen sein.
A. Ach, was! Krummbeinig! Schafsgesicht! Der Kerl
Geht seinen Stiefel, der, trotz Einem. 160
Ich will von ungespaltnem Leibe sein,
Wenn nicht ein Schäferhund von mäß'ger Größe
Muß seinen Trab gehen, mit ihm fortzukommen.
W. Erzähl' den Hergang uns.
A. Verzeihn, Ew. Gnaden!
Hierauf wird Euch die Jungfer schwerlich dienen. 165
W. Nicht dienen? Mir nicht dienen? Und warum nicht?

A. Ein twatsches Kind – Ihr sehts – gut, aber twatsch, –
Blutjung, gefirmelt kaum; das schämt sich noch,
Wenns einen Bart von weitem sieht. So'n Volk –
170 Im Finstern leiden sies, und wenn es Tag wird,
So läugnen sies vor ihrem Richter ab.
W. Ihr seid sehr nachsichtsvoll, Herr Richter Adam,
Sehr mild, in Allem, was die Jungfer angeht.
A. Die Wahrheit Euch zu sagen, Herr Gerichtsrath,
175 Ihr Vater war ein guter Freund von mir.
Wollen Ew. Gnaden heute huldreich sein,
So thun wir hier nicht mehr, als unsre Pflicht,
Und lassen seine Tochter gehn.
W. Ich spüre große Lust in mir, Herr Richter,
180 Der Sache völlig auf den Grund zu kommen. –
Sei dreist, mein Kind, sag, wer den Krug zerschlagen;
Vor Niemand stehst Du, in dem Augenblick,
Der einen Fehltritt nicht verzeihen könnte.
E. Mein lieber, würdiger und gnäd'ger Herr,
185 Erlaßt mir, Euch den Hergang zu erzählen.
Von dieser Weig'rung denkt uneben nicht;
Es ist des Himmels wunderbare Fügung,
Die mir den Mund in dieser Sache schließt.
Daß Ruprecht jenen Krug nicht traf, will ich
190 Mit einem Eid, wenn Ihr verlangt,
Auf heiligem Altar bekräftigen.
Jedoch die gestrige Begebenheit,
Mit jedem andern Zuge ist mein eigen,
Und nicht das ganze Garnstück kann die Mutter
195 Um eines einz'gen Fadens willen fordern,
Der, ihr gehörig, durchs Gewebe läuft.
Ich kann hier, wer den Krug zerschlug, nicht melden;
Geheimnisse, die nicht mein Eigenthum,
Müßt' ich, dem Kruge völlig fremd, berühren.
200 Früh oder spät, will ich ihrs anvertrauen,
Doch hier das Tribunal ist nicht der Ort,
Wo sie das Recht hat mich darnach zu fragen.
A. Nein, Rechtens nicht – auf meine Ehre nicht –
Die Jungfer weiß, wo unsre Zäume hängen;
205 Wenn sie den Eid hier vor Gericht will schwören,
So fällt der Mutter Klage weg:
Dagegen ist Nichts weiter einzuwenden.
W. Was sagt zu der Erklärung Sie, Frau Marthe?
Fr. M. Wenn ich gleich was Erkleckliches nicht aufbring',
210 Gestrenger Herr, so glaubt, ich bitt' Euch sehr,
Daß mir der Schlag bloß jetzt die Zunge lähmte.
Beispiele gibts, daß ein verlorner Mensch,
Um vor der Welt zu Ehren sich zu bringen,
Den Meineid vor dem Richterstuhle wagt; doch daß
215 Ein falscher Eid sich schwören kann auf heil'gem
Altar, um an den Pranger hinzukommen,
Das heut erfährt die Welt zum erstenmal.
Wär', daß ein Andrer, als der Ruprecht, sich
In ihre Kammer gestern schlich, gegründet,
220 Wärs überall nur möglich, gnäd'ger Herr,
Versteht mich wohl, – so säumt' ich hier nicht länger.
Den Stuhl setzt' ich zur ersten Einrichtung
Ihr vor die Thür, und sagte: Geh, mein Kind,
Die Welt ist weit, da zahlst Du keine Miethe,
225 Und lange Haare hast Du auch geerbt,
Woran Du Dich, kommt Zeit, kommt Rath, kannst hängen.
W. Ruhig, ruhig, Frau Marthe.
Fr. M. Da ich jedoch
Hier den Beweis noch anders führen kann,
Als bloß durch sie, die diesen Dienst mir weigert,
Und überzeugt bin völlig, daß nur er 230
Mir, und kein Anderer den Krug zerschlug,
So bringt die Lust, es kurzhin abzuschwören,
Mich noch auf einen schändlichen Verdacht.
Die Nacht von gestern birgt ein anderes
Verbrechen noch, als bloß die Krugverwüstung. 235
Ich muß Euch sagen, gnäd'ger Herr, daß Ruprecht
Zur Konscription gehört, in wenig Tagen
Soll er den Eid zur Fahn' in Utrecht schwören;
Die jungen Landessöhne reißen aus.
Gesetzt, er hätte gestern Nacht gesagt: 240
Was meinst du, Evchen? komm; die Welt ist groß;
Zu Kist' und Kasten hast Du ja die Schlüssel –
Und sie, sie hätt' ein wenig sich gesperrt:
So hätte ungefähr, da ich sie störte,
– Bei ihm aus Rach', aus Liebe noch bei ihr – 245
Der Rest, so wie geschehn, erfolgen können.
R. Das Rabenaas! Was das für Reden sind!
Zu Kist' und Kasten –
W. Still!
E. Er, austreten!
W. Zur Sache hier. Vom Krug ist hier die Rede. –
Beweis; Beweis, daß Ruprecht ihn zerbrach! 250
Fr. M. Gut, gnäd'ger Herr. Erst will ich hier beweisen,
Daß Ruprecht mir den Krug zerschlug,
Und dann will ich im Hause untersuchen. –
Seht eine Zunge, die mir Zeugniß redet,
Bring' ich für jedes Wort auf, das er sagte, 255
Und hätt' in Reihen gleich sie aufgeführt,
Wenn ich von fern geahndet nur, daß Diese
Die ihrige für mich nicht brauchen würde.
Doch wenn Ihr Frau Brigitte jetzo ruft,
Die seine Muhm' ist, so genügt mir die, 260
Weil die den Hauptpunkt just bestreiten wird.
Denn die, die hat Glock halb auf eilf im Garten,
Merkt wohl, bevor der Krug zertrümmert worden,
Wortwechselnd mit der Ev' ihn schon getroffen;
Und wie die Fabel, die er aufgestellt, 265
Vom Kopf zu Fuß dadurch gespalten wird,
Durch diese einz'ge Zung', Ihr hohen Richter,
Das überlaß' ich selbst Euch einzusehn.
R. Wer hat mich – ?
Veit. Schwester Briggy?
R. Mich mit Ev'? Im Garten?
Fr. M. Ihn mit der Ev', im Garten, Glock halb eilf, 270
Bevor er noch, wie er geschwätzt, um eilf
Das Zimmer überrumpelnd eingesprengt:
Im Wortwechsel, kosend bald, bald zerrend,
Als wollt' er sie zu Etwas überreden.
A. (für sich). Verflucht! Der Teufel ist mir gut. 275
W. Schafft diese Frau herbei.
R. Ihr Herrn, ich bitt' Euch:
Das ist kein wahres Wort, das ist nicht möglich.
A. O wart, Hallunke! – He! Der Büttel! Hanfried! –
Denn auf der Flucht zerschlagen sich die Krüge –
Herr Schreiber, geht, schafft Frau Brigitt' herbei! 280
V. Hör', Du verfluchter Schlingel, Du, was machst Du?
Dir brech' ich alle Knochen noch.

R. Weshalb auch?
V. Warum verschwiegst Du, daß Du mit der Dirne
Glock halb auf eilf im Garten schon scharwenzt?
285 Warum verschwiegst Du's?
R. Warum ichs verschwieg?
Gotts Schlag und Donner, weils nicht wahr ist, Vater!
Wenn das die Muhme Briggy zeugt, so hängt mich.
Und bei den Beinen sie meinthalb dazu.
V. Wenn aber sie's bezeugt — nimm Dich in Acht!
290 Du und die saubre Jungfer Eve dort,
Wie Ihr auch vor Gericht Euch stellt, Ihr steckt
Doch unter einer Decke noch. 's ist irgend
Ein schändliches Geheimniß noch, von dem
Sie weiß, und nur aus Schonung hier Nichts sagt.
295 R. Geheimniß! Welches?
V. Warum hast Du eingepackt?
He? Warum hast Du gestern Abend eingepackt?
R. Die Sachen?
V. Röcke, Hosen, ja, und Wäsche;
Ein Bündel, wies ein Reisender just auf
Die Schultern wirft?
R. Weil ich nach Utrecht soll!
300 Weil ich zum Regiment soll! Himmel-Donner —!
Glaubt Er, daß ich — ?
V. Nach Utrecht? Ja nach Utrecht!
Du hast geeilt, nach Utrecht hinzukommen!
Vorgestern wußtest Du noch nicht, ob Du
Den fünften oder sechsten Tag würd'st reisen.
305 W. Weiß Er zur Sache was zu melden, Vater?
V. — Gestrenger Herr, ich will noch Nichts behaupten.
Ich war daheim, als sich der Krug zerschlug,
Und auch von einer andern Unternehmung
Hab' ich, die Wahrheit zu gestehn, noch Nichts,
310 Wenn ich jedweden Umstand wohl erwäge,
Der meinen Sohn verdächtig macht, bemerkt.
Von seiner Unschuld völlig überzeugt,
Kam ich hieher, nach abgemachtem Streit
Sein ehelich Verlöbniß aufzulösen,
315 Und ihm das Silberkettlein einzufordern,
Zusammt dem Schaupfennig, den er der Jungfer
Bei dem Verlöbniß vorigen Herbst verehrt.
Wenn jetzt von Flucht was, und Verrätherei
An meinem grauen Haar zu Tage kommt,
320 So ist mir das so neu, Ihr Herrn, als Euch:
Doch dann der Teufel soll den Hals ihm brechen.
W. Schafft Frau Brigitt' herbei, Herr Richter Adam.
A. — Wird Ew. Gnaden diese Sache nicht
Ermüden? Sie zieht sich in die Länge.
325 Ew. Gnaden haben meine Kassen noch,
Und die Registratur — Was ist die Glocke?
L. Es schlug so eben halb.
A. Auf eilf!
L. Verzeiht, auf zwölf.
W. Gleichviel.
A. Ich glaub', die Zeit ist, oder Ihr verrückt.
(Er sieht nach der Uhr).
330 Ich bin kein ehrlicher Mann. — Ja, was befehlt Ihr?
W. Ich bin der Meinung —
A. Abzuschließen? Gut — !
W. Erlaubt! Ich bin der Meinung, fortzufahren.

A. Ihr seid der Meinung — Auch gut. Sonst würd' ich
Auf Ehre morgen früh, Glock neun, die Sache
Zu Euerer Zufriedenheit beend'gen.
W. Ihr wißt um meinen Willen. 335
A. Wie Ihr befehlt.
Herr Schreiber, schickt die Büttel ab; sie sollen
Sogleich ins Amt die Frau Brigitte laden.
W. Und nehmt Euch — Zeit, die mir viel werth, zu sparen —
Gefälligst selbst der Sach' ein wenig an.
(Licht ab).

Zehnter Auftritt.

Die Vorigen ohne Licht. (Späterhin) Einige Mägde.

A. (aufstehend). Inzwischen könnte man, wenns so gefällig,
Vom Sitze sich ein wenig lüften — ?
W. Hm! O ja.
Was ich sagen wollt' —
A. Erlaubt Ihr gleichfalls,
Daß die Partei'n, bis Frau Brigitt' erscheint — ?
W. Was? die Partein?
A. Ja, vor die Thür, wenn Ihr —
W. (für sich). Verwünscht!
(laut)
Herr Richter Adam, wißt Ihr was?
Gebt ein Glas Wein mir in der Zwischenzeit.
A. Von ganzem Herzen gern. He Margarethe!
Ihr macht mich glücklich, gnäd'ger Herr. — Margrethe!
(Die Magd tritt auf).
Die Magd. Hier. 10
A. Was befehlt Ihr? — Tretet ab, Ihr Leute.
Franz? — Auf den Vorsaal draußen. — Oder Rhein?
W. Von unserm Rhein.
A. Gut. — Bis ich rufe. Marsch!
W. Wohin?
A. Geh, vom versiegelten, Margrethe. —
Was? Auf den Flur bloß draußen. — Hier. — Der Schlüssel.
W. Hm! Bleibt. 15
A. Fort! Marsch, sag' ich! — Geh, Margarethe!
Und Butter, frisch gestampft, Käs' auch aus Limburg,
Und von der fetten pommerschen Räuchergans.
W. Halt! Einen Augenblick! Macht nicht so viel
Umständ', ich bitt Euch sehr, Herr Richter.
A. Schert
Zum Teufel Euch, sag' ich! Thu, wie ich sagte. 20
W. Schickt Ihr die Leute fort, Herr Richter?
A. Ew. Gnaden?
W. Ob Ihr — ?
A. Sie treten ab, wenn Ihr erlaubt,
Bloß ab, bis Frau Brigitt' erscheint.
Wie, oder solls nicht etwa — ?
W. Hm! Wie Ihr wollt.
Doch obs der Mühe sich verlohnen wird? 25
Meint Ihr, daß es so lange Zeit wird währen,
Bis man im Ort sie trifft?

A. 's ist heute Holztag,
Gestrenger Herr. Die Weiber größtentheils
Sind in den Fichten, Sträucher einzusammeln.
30 Es könnte leicht —
R. Die Muhme ist zu Hause.
W. Zu Hauf'. Laßt sein.
R. Die wird sogleich erscheinen.
W. Die wird uns gleich erscheinen. Schafft den Wein.
A. (für sich). Verflucht!
W. Macht fort. Doch Nichts zum Imbiß, bitt' ich,
Als ein Stück trocknen Brodes nur und Salz.
35 A. (für sich). Zwei Augenblicke mit der Dirn' allein —
(laut).
Ach trocknes Brod! Was! Salz! Geht doch!
W. Gewiß.
A. Ei, ein Stück Käs' aus Limburg — mindstens Käse —
Macht erst geschickt die Zunge, Wein zu schmecken.
W. Gut. Ein Stück Käse denn, doch weiter Nichts.
40 A. So geh. Und weiß, von Damast, aufgedeckt —
Schlecht Alles zwar, doch recht.
(Die Magd ab.)
Das ist der Vortheil
Von uns verrufnen hagestolzen Leuten,
Daß wir, was Andre knapp und kummervoll,
Mit Weib und Kindern täglich theilen müssen,
45 Mit einem Freunde zur gelegnen Stunde
Vollauf genießen.
W. Was ich sagen wollte —
Wie kamt Ihr doch zu Eurer Wund', Herr Richter?
Das ist ein böses Loch, fürwahr, im Kopf, das!
A. — Ich fiel.
W. Ihr fielt. Hm! So. Wann? Gestern Abend?
50 A. Heut, Glock halb sechs, verzeiht, am Morgen, früh,
Da ich so eben aus dem Bette stieg.
W. Worüber?
A. Ueber — gnäd'ger Herr Gerichtsrath,
Die Wahrheit Euch zu sagen, über mich;
Ich schlug Euch häuptlings an dem Ofen nieder,
55 Bis diese Stunde weiß ich nicht, warum?
W. Von hinten?
A. Wie? Von hinten —
W. Oder vorn?
Ihr habt zwo Wunden, vorne ein' und hinten.
A. Von vorn und hinten. — Margarethe!

Die beiden Mägde (mit Wein u. s. w. Sie decken auf, und gehen wieder ab).

W. Wie?
A. Erst so, dann so. Erst auf die Ofenkante,
60 Die vorn die Stirn mir einstieß, und sodann
Vom Ofen rückwärts auf den Boden wieder,
Wo ich mir noch den Hinterkopf zerschlug.
(Er schenkt ein.)
Ist's Euch gefällig?
W. (nimmt das Glas). Hättet Ihr ein Weib,
So würd' ich wunderliche Dinge glauben,
65 Herr Richter.
A. Wie so?
W. Ja, bei meiner Treu,
So rings seh' ich zerkritzt Euch und zerkratzt.

A. (lacht). Nein, Gott sei Dank! Fraunnägel sind es nicht.
W. Glaub's. Auch ein Vortheil noch der Hagestolzen.
70 A. (fortlachend). Strauchwerk für Seidenwürmer, daß man trocknend
Mir an dem Ofenwinkel aufgesetzt. —
Auf Euer Wohlergehn. —
(Sie trinken.)
W. Und grad' auch heut
Noch die Perrücke seltsam einzubüßen!
Die hätt' Euch Eure Wunde noch bedeckt.
75 A. Ja, ja. Jedwedes Uebel ist ein Zwilling. —
Hier — von dem fetten jetzt — kann ich — ?
W. Ein Stückchen. —
Aus Limburg?
A. Rect' aus Limburg, gnäd'ger Herr.
W. — Wie Teufel aber, sagt mir, ging das zu?
A. Was?
W. Daß Ihr die Perrücke eingebüßt.
80 A. Ja seht. Ich sitz' und lese gestern Abend
Ein Aktenstück, und weil ich mir die Brille
Verlegt, duck' ich so tief mich in den Streit,
Daß bei der Kerze Flamme lichterloh
Mir die Perrücke angeht. Ich, ich denke,
85 Feu'r fällt vom Himmel auf mein sündig Haupt,
Und greife sie, und will sie von mir werfen;
Doch eh ich noch das Nackenband gelöst,
Brennt sie wie Sodom und Gomorrha schon;
Kaum daß ich die drei Haare noch mir rette.
90 W. Verwünscht! Und Eure andere ist in der Stadt.
A. Bei dem Perrückenmacher. — Doch zur Sache.
W. Nicht allzurasch, ich bitt', Herr Richter Adam.
A. Ei, was! Die Stunde rollt. Ein Gläschen hier.
(Er schenkt ein.)
W. Der Lebrecht — wenn der Kauz dort wahr gesprochen —
95 Er auch hat einen bösen Fall gethan.
A. Auf meine Ehr' (er trinkt).
W. Wenn hier die Sache,
Wie ich fast fürchte, unentworren bleibt,
So werdet Ihr, an Eurem Ort, den Thäter
Leicht noch aus seiner Wund' entdecken können.
(Er trinkt).
100 Nierfsteiner?
A. Was?
W. Oder guter Oppenheimer?
A. Nierstein. Sieh da! Auf Ehre! Ihr versteht's.
Aus Nierstein, gnäd'ger Herr, als hätt' ich ihn geholt.
W. Ich prüft' ihn vor drei Jahren an der Kelter.
Adam (schenkt wieder ein).
W. — Wie hoch ist Euer Fenster — dort? Frau Marthe.
105 Fr. M. Mein Fenster?
W. Das Fenster jener Kammer ja,
Worin die Jungfer schläft?
Fr. M. Die Kammer zwar
Ist nur vom ersten Stock, ein Keller drunter,
Mehr als neun Fuß das Fenster nicht vom Boden;
Jedoch die ganze, wohlerwogene
110 Gelegenheit sehr ungeschickt zum Springen.

Denn auf zwei Fuß steht von der Wand ein Weinstock,
Der seine knot'ge Aeste rankend hin
Durch ein Spalier treibt, längs der ganzen Wand:
Das Fenster selbst ist noch davon umstrickt.
115 Es würd' ein Eber, ein gewaffneter,
Müh mit den Fingern haben, durchzubrechen.
A. Es hing auch keiner drin.
(Er schenkt sich ein).
W. Meint Ihr?
A. Ach, geht!
(Er trinkt.)
W. (zu Ruprecht). Wie traf Er denn den Sünder? auf den Kopf?
A. Hier.
W. Laßt.
A. Gebt her.
W. 's ist halb noch voll.
A. Wills füllen.
120 W. Ihr hörts.
A. Ei, für die gute Zahl.
W. Ich bitt' Euch.
A. Ach, was! Nach der Pythagoräerregel.
(Er schenkt ihm ein).
W. (wieder zu Ruprecht). Wie oft traf Er dem Sünder denn den Kopf?
A. Eins ist der Herr; zwei ist das finstre Chaos;
Drei ist die Welt – drei Gläser lob' ich mir;
125 Im dritten trinkt man mit den Tropfen Sonnen;
Und Firmamente mit den übrigen.
W. Wie oftmals auf den Kopf traf Er den Sünder?
Er, Ruprecht, ihn dort frag' ich!
A. Wird mans hören?
Wie oft trafst Du den Sündenbock? Na, heraus!
130 Gotts Blitz, seht, weiß der Kerl wohl selbst, ob er –
Vergaß'st Du's?
R. Mit der Klinke?
A. Ja, was weiß ich?
W. Vom Fenster, als Er nach ihm hinunter hieb?
R. Zweimal, Ihr Herrn.
A. Hallunke! das behielt Er!
(Er trinkt.)
W. Zweimal! Er konnt' ihn mit zwei solchen Hieben
135 Erschlagen, weiß Er –?
R. Hätt' ich ihn erschlagen,
So hätt' ich ihn – es wär mir grade recht.
Läg' er hier vor mir, todt, so könnt' ich sagen,
Der wars, Ihr Herrn, ich hab Euch nicht belogen.
A. Ja, todt! das glaub' ich. Aber so –
(Er schenkt ein.)
140 W. Konnt' Er ihn denn im Dunkeln nicht erkennen?
R. Nicht einen Stich, gestrenger Herr. Wie sollt' ich?
A. Warum sperrt'st Du nicht die Augen auf – Stoßt an!
R. Die Augen auf! Ich hatt' sie aufgesperrt –
Der Satan warf sie mir voll Sand.
A. (in den Bart). Voll Sand, ja!
145 Warum sperrt'st Du Deine großen Augen auf?
– Hier. Was wir lieben, gnäd'ger Herr! Stoßt an!

W. – Was recht und gut und treu ist, Richter Adam!
(Sie trinken.)
A. Nun denn, zum Schluß jetzt, wenns gefällig ist.
(Er schenkt ein.)
W. Ihr seid zuweilen bei Frau Marthe wohl,
Herr Richter Adam. Sagt mir doch, 150
Wer, außer Ruprecht, geht dort aus und ein?
A. Nicht allzuoft, gestrenger Herr, verzeiht.
Wer aus und eingeht, kann ich Euch nicht sagen.
W. Wie? Solltet Ihr die Wittwe nicht zuweilen
Von Eurem sel'gen Freund besuchen? 155
A. Nein, in der That, selten nur.
W. Frau Marthe!
Habt Ihrs mit Richter Adam hier verdorben?
Er sagt, er spräche nicht mehr bei Euch ein?
Fr. M. Hm! Gnäd'ger Herr, verdorben? Das just nicht.
Ich denk', er nennt mein guter Freund sich noch; 160
Doch daß ich oft in meinem Hauf' ihn sehe,
Das vom Herrn Vetter kann ich just nicht rühmen.
Neun Wochen sind's, daß ers zuletzt betrat,
Und auch nur da noch im Vorübergehn.
W. Wie sagt Ihr? 165
Fr. M. Was?
W. Neun Wochen wärens –?
Fr. M. Neun,
Ja – Donnerstag sinds zehn. Er bat sich Samen
Bei mir von Nelken und Aurikeln aus.
W. Und – Sonntags – wenn er auf das Vorwerk geht –?
Fr. M. Ja, da – da guckt er mir ins Fenster wohl,
Und saget guten Tag zu mir und meiner Tochter; 170
Doch dann so geht er wieder seiner Wege.
W. (für sich). Hm! Sollt ich auch dem Manne wohl –
(Er trinkt).
Ich glaubte,
Weil Ihr die Jungfer Muhme dort zuweilen
In Eurer Wirthschaft braucht, so würdet Ihr
Zu Dank die Mutter dann und wann besuchen. 175
A. Wie so, gestrenger Herr?
W. Wie so? Ihr sagtet,
Die Jungfer helfe Euren Hühnern auf,
Die Euch im Hof erkranken. Hat sie nicht
Noch heut in dieser Sach' Euch Rath ertheilt?
Fr. M. Ja, allerdings, gestrenger Herr, das thut sie. 180
Vorgestern schickt' er ihr ein krankes Perlhuhn
Ins Haus, das schon den Tod im Leibe hatte.
Vorm Jahr rettete sie ihm eins vom Pips,
Und dies auch wird sie mit der Nudel heilen!
Jedoch zum Dank ist er noch nicht erschienen. 185
W. (verwirrt). – Schenkt ein, Herr Richter Adam, seid so gut.
Schenkt gleich mir ein. Wir wollen Eins noch trinken.
A. Zu Eurem Dienst. Ihr macht mich glücklich. Hier.
(Er schenkt ein.)
W. Auf Euer Wohlergehn! – Der Richter Adam,
Er wird früh oder spät schon kommen. 190
Fr. M. Meint Ihr? Ich zweifle,
Könnt' ich Niersteiner, solchen, wie Ihr trinkt,

Und wie mein sel'ger Mann, der Kastellan,
Wohl auch von Zeit zu Zeit im Keller hatte,
Vorsetzen dem Herrn Vetter, wär's was anders;
195 Doch so besitz' ich Nichts, ich arme Wittwe,
In meinem Hause, das ihn lockt.
W. Um so viel besser.

Eilfter Auftritt.

Licht. Fr. Brigitte (mit einer Perrücke in der Hand). Die Mägde. Die Vorigen.

Licht. Hier, Frau Brigitte, herein.
W. Ist das die Frau, Herr Schreiber Licht?
L. Das ist die Frau Brigitte, Ew. Gnaden.
W. Nun denn, so laßt die Sach' uns jetzt beschließen.
5 Nehmt ab, Ihr Mägde. Hier.
(Die Mägde mit Gläsern u. s. w. ab.)
A. (während dessen). Nun, Evchen, höre,
Dreh' Du mir Deine Pille ordentlich,
Wie sichs gehört, so sprech' ich heute Abend
Auf ein Gericht Karauschen bei Euch ein.
Dem Luder muß sie ganz jetzt durch die Gurgel,
10 Ist sie zu groß, so mag's den Tod dran fressen.
W. (erblickt die Perrücke). Was bringt uns Frau Brigitte dort für eine
Perrücke?
L. Gnäd'ger Herr?
W. Was jene Frau uns dort für eine
Perrücke bringt?
L. Hm!
W. Was?
L. Verzeiht —
W. Werd' ich's erfahren?
L. Wenn Ew. Gnaden gütigst
15 Die Frau, durch den Herrn Richter fragen wollen,
So wird, wem die Perrücke angehört,
Sich, und das Weitre, zweifl' ich nicht, ergeben.
W. Ich will nicht wissen, wem sie angehört.
Wie kam die Frau dazu? Wo fand sie sie?
20 L. Die Frau fand die Perrücke im Spalier
Bei Frau Margrethe Rull. Sie hing gespießt,
Gleich einem Nest, im Kreuzgeflecht des Weinstocks,
Dicht unterm Fenster, wo die Jungfer schläft.
Fr. M. Was? Bei mir? Im Spalier?
W. (heimlich). Herr Richter Adam,
25 Habt Ihr mir Etwas zu vertraun,
So bitt' ich um die Ehre des Gerichtes,
Ihr seid so gut, und sagt mir's an.
A. Ich Euch —?
W. Nicht? Habt Ihr nicht —?
A. Auf meine Ehre —
(Er ergreift die Perrücke.)
30 W. Hier die Perrücke ist die Eure nicht?
A. Hier die Perrück', Ihr Herrn, ist die meine!
Das ist, Blitz-Element, die nämliche,
Die ich dem Burschen vor acht Tagen gab,
Nach Utrecht sie zum Meister Mehl zu bringen.
W. Wem? Was?
L. Dem Ruprecht?
R. Mir?
A. Hab ich Ihm, Schlingel,
35 Als Er nach Utrecht vor acht Tagen ging,
Nicht die Perrück' hier anvertraut, sie zum
Friseur, daß er sie renovire, hinzutragen?
R. Ob er —! Nun ja. Er gab mir —
A. Warum hat Er
Nicht die Perrück', Hallunke, abgegeben?
40 Warum nicht hat Er sie, wie ich befohlen,
Beim Meister in der Werkstatt abgegeben?
R. Warum ich sie —? Gott's Himmel-Donner — Schlag!
Ich hab' sie in der Werkstatt abgegeben.
Der Meister Mehl nahm sie —
A. Sie abgegeben?
45 Und jetzt hängt sie im Weinspalier bei Marthens?
O wart, Kanaille! So entkommst Du nicht.
Dahinter steckt mir von Verkappung was,
Und Meuterei, was weiß ich? — Wollt Ihr erlauben,
Daß ich sogleich die Frau nur inquirire?
50 W. Ihr hättet die Perrücke —?
A. Gnäd'ger Herr,
Als jener Bursche dort vergangnen Dienstag
Nach Utrecht fuhr mit seines Vaters Ochsen,
Kam er ins Amt, und sprach: Herr Richter Adam,
Habt Ihr im Städtlein Etwas zu bestellen?
55 Mein Sohn, sag' ich, wenn Du so gut willst sein,
So laß mir die Perrück' hier auftoupiren. —
Nicht aber sagt' ich ihm, geh und bewahre
Sie bei Dir auf, verkappe Dich darin,
Und laß sie im Spalier bei Marthens hängen.
60 Fr. Brigitte. Ihr Herrn, der Ruprecht, mein' ich, halt zu Gnaden,
Der war's wohl nicht. Denn da ich gestern Nacht
Hinaus aufs Vorwerk geh' zu meiner Muhme,
Die schwer im Kindbett liegt, hört' ich die Jungfer
Gedämpft im Garten hinten Jemand schelten:
65 Wuth scheint und Furcht die Stimme ihr zu rauben.
Pfui, schäm' Er sich, Er Niederträchtiger,
Was macht Er? Fort. Ich werd' die Mutter rufen.
Als ob die Spanier im Lande wären.
Drauf: Eve! durch den Zaun hin: Eve! ruf' ich,
70 Was hast Du? Was auch gibts? — Und still wird es:
Nun? Wirst Du antworten? — Was wollt Ihr, Muhme? —
Was hast Du vor, frag' ich? — Was werd' ich haben? —
Ist es der Ruprecht? — Ei so ja, der Ruprecht.
Geht Euren Weg doch nur. — So koch Dir Thee.
75 Das liebt sich, denk' ich, wie sich Andre zanken.
Fr. M. Mithin —?
R. Mithin —?
W. Schweigt! Laßt die Frau vollenden.
Fr. B. Da ich vom Vorwerk nun zurückkehre
Zur Zeit der Mitternacht etwa, und just,
Im Lindengang bei Martens Garten bin,
80 Huscht Euch ein Kerl bei mir vorbei, kahlköpfig,
Mit einem Pferdefuß, und hinter ihm
Erstinkt's wie Dampf von Pech und Haar und Schwefel.
Ich sprech' ein Gottseibeiuns, und drehe
Entsetzensvoll mich um, und seh', mein Seel,
85 Die Glatz, Ihr Herren, im Verschwinden noch,
Wie faules Holz, den Lindengang durchleuchten.
R. Was! Himmel — Tausend —!
Fr. M. Ist Sie toll, Frau Briggy?
R. Der Teufel, meint sie, wärs —?
L. Still! Still!
Fr. B. Mein Seel!
Ich weiß, was ich gesehen und gerochen.

90 W. (ungeduldig). Frau, obs der Teufel war, will ich nicht untersuchen,
Ihn aber, ihn denunciirt man nicht.
Kann Sie von einem andern melden, gut.
Doch mit dem Sünder da verschont Sie uns.
L. Wollen Ew. Gnaden sie vollenden lassen?
95 W. Blödsinnig Volk, das!
Fr. B. Gut, wie Ihr befehlt.
Doch der Herr Schreiber Licht sind mir ein Zeuge.
W. Wie? Ihr ein Zeuge?
L. Gewissermaßen, ja.
W. Fürwahr, ich weiß nicht –
L. Bitte ganz submiß,
Die Frau in dem Berichte nicht zu stören.
100 Daß es der Teufel war, behaupt' ich nicht;
Jedoch mit Pferdefuß und kahler Glatze
Und hinten Dampf, wenn ich nicht sehr mich irre,
Hats seine völl'ge Richtigkeit! – Fahrt fort!
Fr. B. Da ich nun mit Erstaunen heut vernehme,
105 Was bei Frau Marthe Rull geschehn, und ich,
Den Krugzertrümmrer auszuspioniren,
Der mir zu Nacht begegnet am Spalier,
Den Platz, wo er gesprungen, untersuche,
Find' ich im Schnee, Ihr Herrn, Euch eine Spur –
110 Was find ich Euch für eine Spur im Schnee?
Rechts fein und scharf und nett gekanntet immer,
Ein ordentlicher Menschenfuß,
Und links unförmig grobhin eingetölpelt
Ein ungeheurer klotz'ger Pferdefuß.
115 W. (ärgerlich). Geschwätz, wahnsinniges, verdammenswürd'ges –!
Veit. Es ist nicht möglich, Frau!
Fr. B. Bei meiner Treu!
Erst am Spalier, da, wo der Sprung geschehen.
Seht, einen weiten, schneezerwühlten Kreis,
Als ob sich eine Sau darin gewälzt;
120 Und Menschenfuß und Pferdefuß von hier,
Und Menschenfuß und Pferdefuß, und Menschenfuß und Pferdefuß
Quer durch den Garten bis in alle Welt.
A. Verflucht! – hat sich der Schelm vielleicht erlaubt,
Verkappt des Teufels Art –?
R. Was! Ich!
L. Schweigt! Schweigt!
125 Fr. B. Wer einen Dachs sucht, und die Fährt' entdeckt,
Der Waidmann, triumphirt nicht so, als ich.
Herr Schreiber Licht, sag' ich, denn eben seh' ich,
Von Euch geschickt, den Würd'gen zu mir treten,
Herr Schreiber Licht, spart Eure Session,
130 Den Krugzertrümmrer judicirt Ihr nicht,
Der sitzt nicht schlechter Euch, als in der Hölle:
Hier ist die Spur, die er gegangen ist.
W. So habt Ihr selbst Euch überzeugt?
L. Ew. Gnaden,
Mit dieser Spur hats völl'ge Richtigkeit.
135 W. Ein Pferdefuß?
L. Fuß eines Menschen, bitte,
Doch praeter propter wie ein Pferdehuf.
A. Mein Seel, Ihr Herrn, die Sache scheint mir ernsthaft.
Man hat viel beißend abgefaßte Schriften,
Die, daß ein Gott sei, nicht gestehen wollen;
140 Jedoch den Teufel hat, so viel ich weiß,
Kein Atheist noch bündig wegbewiesen.
Der Fall, der vorliegt, scheint besonderer
Erörtrung werth. Ich trage darauf an,
Bevor wir ein Konklusum fassen,
Im Haag bei der Synode anzufragen, 145
Ob das Gericht befugt sei, anzunehmen,
Daß Belzebub den Krug zerbrochen hat.
W. Ein Antrag, wie ich ihn von Euch erwartet.
Was wohl meint Ihr, Herr Schreiber?
L. Ew. Gnaden werden
Nicht die Synode brauchen, um zu urtheil'n. 150
Vollendet – mit Erlaubniß! – den Bericht,
Ihr, Frau Brigitte, dort; so wird der Fall
Aus der Verbindung, hoff' ich, klar constiren.
Fr. B. Hierauf: Herr Schreiber Licht, sag' ich, laßt uns
Die Spur ein wenig doch verfolgen, sehn, 155
Wohin der Teufel wohl entwischt mag sein.
Gut, sagt er, Frau Brigitt', ein guter Einfall;
Vielleicht gehn wir uns nicht weit um,
Wenn wir zum Herrn Dorfrichter Adam gehn.
W. Nun? Und jetzt fand sich – ? 160
Fr. B. Zuerst jetzt finden wir
Jenseits des Gartens in dem Lindengange
Den Platz, wo Schwefeldämpfe von sich lassend
Der Teufel bei mir angeprellt: ein Kreis,
Wie scheu ein Hund etwa zur Seite weicht,
Wenn sich die Katze prustend vor ihm setzt. 165
W. Drauf weiter?
Fr. B. Nicht weit davon jetzt steht ein Denkmal seiner,
An einem Baum, daß ich davor erschrecke,
W. Ein Denkmal? Wie?
Fr. B. Wie? Ja, da werdet Ihr –
A. (Für sich). Verflucht, mein Unterleib.
L. Vorüber, bitte,
Vorüber hier, ich bitte, Frau Brigitte. 170
W. Wohin die Spur Euch führte, will ich wissen!
Fr. B. Wohin? Mein Treu, den nächsten Weg zu Euch,
Just wie Herr Schreiber Licht gesagt.
W. Zu uns? Hierher?
Fr. B. Vom Lindengange, ja,
Aufs Schulzenfeld, dem Karpfenteich entlang, 175
Den Steg, quer übern Gottesacker dann,
Hier, sag' ich, her, zum Herrn Dorfrichter Adam.
W. Zum Herrn Dorfrichter Adam?
A. Her zu mir?
Fr. B. Zu Euch, ja.
R. Wird doch der Teufel nicht
In dem Gerichtshaus wohnen? 180
Fr. B. Mein Treu, ich weiß nicht,
Ob er in diesem Hause wohnt; doch hier,
Ich bin nicht ehrlich, ist er abgestiegen:
Die Spur geht hinten ein bis an die Schwelle.
A. Sollt' er vielleicht hier durchpassirt – ?
Fr. B. Ja, oder durchpassirt. Kann sein. Auch das. 185
Die Spur vornaus –
W. War eine Spur vornaus?
L. Vornaus, verzeihn Ew. Gnaden, keine Spur.
Fr. B. Ja, vornaus war der Weg zertreten.
A. Zertreten. Durchpassirt. Ich bin ein Schuft.
Der Kerl, paßt auf, hat den Gesetzen hier 190
Was angehängt. Ich will nicht ehrlich sein,
Wenn es nicht stinkt in der Registratur.
Wenn meine Rechnungen, wie ich nicht zweifle,
Verwirrt befunden werden sollten,
Auf meine Ehr', ich stehe für Nichts ein. 195

W. Ich auch nicht (für sich).
Hm! Ich weiß nicht, wars der Linke,
War es der Rechte? Seiner Füße Einer —
Herr Richter! Eure Dose! — Seid so gefällig.
A. Die Dose?
W. Die Dose. Gebt! hier!
A. (zu Licht). Bringt dem Herrn Gerichtsrath.
200 W. Wozu die Umständ'? Einen Schritt gebraucht's.
A. Es ist schon abgemacht. Gebt. Se. Gnaden. —
W. Ich hätt' Euch was ins Ohr gesagt.
A. Vielleicht, daß wir nachher Gelegenheit —
W. Auch gut.
(Nachdem sich Licht wieder gesetzt.)
Sagt doch, Ihr Herrn, ist Jemand hier im Orte,
205 Der mißgeschaffne Füße hat?
L. Hm! Allerdings ist Jemand hier in Huisum —
W. So? Wer?
L. Wollen Ew. Gnaden den Herrn Richter fragen —
W. Den Herrn Richter Adam?
A. Ich weiß von Nichts.
Zehn Jahre bin ich hier im Amt zu Huisum,
210 So viel ich weiß, ist Alles grad gewachsen.
W. (zu Licht). Nun? Wen hier meint Ihr?
Fr. M. Laß Er doch seine Füße draußen!
Was steckt Er untern Tisch verstört sie hin,
Daß man fast meint, Er wär' die Spur gegangen.
W. Wer? Der Herr Richter Adam?
A. Ich? die Spur?
215 Bin ich der Teufel? Ist das ein Pferdefuß?
(Er zeigt seinen linken Fuß.)
W. Auf meine Ehr'. Der Fuß ist gut.
(Heimlich.)
Macht jetzt mit der Session sogleich ein Ende.
A. Ein Fuß, wenn den der Teufel hätt',
So könnt' er auf die Bälle gehn und tanzen.
220 Fr. M. Das sag' ich auch. Wo wird der Herr Dorfrichter —
A. Ach, was! Ich!
W. Macht', sag' ich, gleich ein Ende.
Fr. B. Den einz'gen Skrupel nur, Ihr würd'gen Herrn,
Macht, dünkt mich, dieser feierliche Schmuck!
A. Was für ein feierlicher —?
Fr. B. Hier, die Perrücke!
225 Wer sah den Teufel je in solcher Tracht?
Ein Bau, gethürmter, strotzender von Talg,
Als eines Domdechanten auf der Kanzel!
A. Wir wissen hier zu Land nur unvollkommen,
Was in der Hölle Mod' ist, Frau Brigitte!
230 Man sagt, gewöhnlich trägt er eignes Haar.
Doch auf der Erde, bin ich überzeugt,
Wirft er in die Perrücke sich, um sich
Den Honoratioren beizumischen.
W. Nichtswürd'ger! Werth, vor allem Volk ihn schmachvoll
235 Vom Tribunal zu jagen! Was Euch schützt,
Ist einzig nur die Ehre des Gerichts.
Schließt Eure Session!
A. Ich will nicht hoffen —
W. Ihr hofft jetzt Nichts. Ihr zieht Euch aus der Sache.
A. Glaubt Ihr, ich hätte, ich, der Richter, gestern,
240 Im Weinstock die Perrücke eingebüßt?
W. Behüte Gott! Die Eur' ist ja im Feuer,
Wie Sodom und Gomorrha, aufgegangen.

L. Vielmehr — vergebt mir, gnäd'ger Herr! die Katze
Hat gestern in die seinige gejungt.
A. Ihr Herrn, wenn hier der Anschein mich verdammt: 245
Ihr übereilt Euch nicht, bitt' ich. Es gilt
Mir Ehre oder Prostitution.
So lang die Jungfer schweigt, begreif' ich nicht,
Mit welchem Recht Ihr mich beschuldiget.
Hier auf dem Richtstuhl von Huisum sitz' ich, 250
Und lege die Perrücke auf den Tisch:
Den, der behauptet, daß sie mein gehört,
Fordr' ich vor's Oberlandgericht in Utrecht.
L. Hm! Die Perrücke paßt Euch doch, mein Seel,
Als wär' auf Euren Scheiteln sie gewachsen. 255
(Er setzt sie ihm auf.)
A. Verleumdung!
L. Nicht?
A. Als Mantel um die Schultern
Mir noch zu weit, wie viel mehr um den Kopf.
(Er besieht sich im Spiegel.)
R. Ei, solch ein Donnerwetter-Kerl!
W. Still, Er!
Fr. M. Ei, solch ein Blitz verfluchter Richter, das!
W. Noch einmal, wollt Ihr gleich, soll ich die Sache enden? 260
A. Ja, was befehlt Ihr?
R. (zu Eve). Eve sprich, ist ers?
W. Was untersteht der Unverschämte sich?
Veit. Schweig Du, sag' ich.
A. Wart, Bestie! Dich fass' ich.
R. Ei, Du Blitz-Pferdefuß!
W. Heda! der Büttel!
V. Halts Maul, sag' ich. 265
R. Wart! Heute reich' ich Dich.
Heut streust Du keinen Sand mir in die Augen.
W. Habt Ihr nicht so viel Witz, Herr Richter — ?
A. Ja, wenn Ew. Gnaden
Erlauben, fäll' ich jetzo die Sentenz.
W. Gut. Thut das. Fällt sie!
A. Die Sache ist konstirt,
Und Ruprecht dort, der Racker, ist der Thäter. 270
W. Auch gut das. Weiter!
A. Den Hals erkenn' ich
Ins Eisen ihm, und weil er ungebührlich
Sich gegen seinen Richter hat betragen,
Schmeiß' ich ihn ins vergitterte Gefängniß.
Wie lange, werd ich noch bestimmen. 275
E. Den Ruprecht — ?
R. Ins Gefängniß mich?
E. Ins Eisen?
W. Spart Eure Sorgen, Kinder, — Seid Ihr fertig?
A. Den Krug meinthalb mag er ersetzen, oder nicht.
W. Gut denn. Geschlossen ist die Session.
Und Ruprecht appellirt an die Instanz zu Utrecht. 280
E. Er soll, er, erst nach Utrecht appelliren?
R. Was? Ich — ?
W. Zum Henker, ja! Und bis dahin —
E. Und bis dahin — ?
R. In das Gefängniß gehn?
E. Den Hals ins Eisen stecken? Seid Ihr auch Richter?
Er dort, der Unverschämte, der dort sitzt, 285
Er selber wars —

W. Du hörst, zum Teufel! Schweig!
Ihm bis dahin krümmt sich kein Haar —
E. Auf, Ruprecht!
Der Richter Adam hat den Krug zerbrochen!
R. Ei, wart, Du!
Fr. M. Er?
Fr. B. Der dort?
E. Er, ja! Auf, Ruprecht!
290 Er war bei Deiner Eve gestern!
Auf! Faß' ihn! Schmeiß ihn jezo, wie Du willst.
W. (steht auf). Halt dort! Wer hier Unordnungen —
E. Gleichviel!
Das Eisen ist verdient, geh', Ruprecht!
Geh, schmeiß' ihn von dem Tribunal herunter.
295 A. Verzeiht, Ihr Herrn (läuft weg).
E. Hier! Auf!
R. Halt' ihn!
E. Geschwind!
A. Was?
R. Blitz-Hinketeufel!
E. Hast Du ihn?
R. Gotts Schlag und Wetter!
Es ist sein Mantel bloß!
W. Fort! Ruft den Büttel!
R. (schlägt den Mantel). Ratz! Das ist Eins. Und Ratz! Und Ratz! Noch Eins.
Und noch Eins! In Ermangelung des Buckels.
200 W. Er ungezogner Mensch! — Schafft hier mir Ordnung!
— An Ihm, wenn Er sogleich nicht ruhig ist,
Ihm wird der Spruch von Eisen heut noch wahr.
V. Sei ruhig, Du vertrackter Schlingel!

Zwölfter Auftritt.

Die Vorigen (ohne Adam. — Sie begeben sich alle in den Vordergrund der Bühne).

R. Ei, Evchen!
Wie hab' ich heute schändlich Dich beleidigt!
Ei Gotts Blitz, alle Wetter; und wie gestern!
Ei Du mein goldnes Mädchen, Herzens Braut!
Wirst Du Dein Lebtag mir vergeben können?
5 E. (wirft sich dem Gerichtsrath zu Füßen). Herr!
Wenn Ihr jetzt nicht helft, sind wir verloren!
W. Verloren? Warum das?
R. Herr Gott! Was gibts?
E. Errettet Ruprecht von der Konscription!
Denn diese Konscription — der Richter Adam
Hat mirs als ein Geheimniß anvertraut,
10 Geht nach Ostindien; und von dort, Ihr wißt,
Kehrt von drei Männern Einer nur zurück!
W. Was! Nach Ostindien! Bist Du bei Sinnen?
E. Nach Bantam, gnäd'ger Herr; verläugnet's nicht!
Hier ist der Brief, die stille heimliche
15 Instruktion, die Landmiliz betreffend,
Die die Regierung jüngst deßhalb erließ:
Ihr seht, ich bin von Allem unterrichtet.
W. (nimmt den Brief und lies't ihn). O unerhört arglistiger Betrug! —
Der Brief ist falsch!
E. Falsch?
W. Falsch, so wahr ich lebe!
20 Herr Schreiber Licht, sagt selbst, ist das die Ordre,
Die man aus Utrecht jüngst an Euch erließ?
L. Die Ordre! Was! Der Sünder, der! Ein Wisch,
Den er mit eignen Händen aufgesetzt! —
Die Truppen, die man anwarb, sind bestimmt
Zum Dienst im Landesinnern; kein Mensch 25
Denkt dran, sie nach Ostindien zu schicken!
E. Nein, nimmermehr, Ihr Herrn?
W. Bei meiner Ehre!
Und zum Beweise meines Worts: den Ruprecht,
Wärs so, wie Du mir sagst, ich kauf' ihn frei!
E. (steht auf.) O Himmel! Wie belog der Böswicht mich! 30
Denn mit der schrecklichen Besorgniß eben
Quält' er mein Herz, und kam zur Zeit der Nacht,
Mir ein Attest für Ruprecht aufzudringen;
Bewies, wie ein erlognes Krankheitszeugniß
Von allem Kriegsdienst ihn befreien könnte; 35
Erklärte und versicherte und schlich,
Um es mir auszufert'gen, in mein Zimmer:
So Schändliches, Ihr Herren, von mir fordernd,
Daß es kein Mädchenmund wagt auszusprechen!
Fr. Br. Ei, der nichtswürdig schändliche Betrüger! 40
R. Laß den Pferdehuf, mein süßes Kind!
Sieh, hätt' ein Pferd bei Dir den Krug zertrümmert,
Ich wär' so eifersüchtig just, als jetzt!
(Sie küssen sich.)
V. Das sag' ich auch! Küßt und versöhnt und liebt Euch;
Und Pfingsten, wenn Ihr wollt, mag Hochzeit sein! 45
L. (am Fenster). Seht, wie der Richter Adam, bitt' ich Euch,
Berg auf, Berg ab, als flöh er Rad und Galgen,
Das aufgepflügte Winterfeld durchstampft!
W. Was? Ist das Richter Adam?
L. Allerdings!
Mehrere. Jetzt kommt er auf die Straße. Seht! seht! 50
Wie die Perrücke ihm den Rücken peitscht!
W. Geschwind, Herr Schreiber, fort! Holt ihn zurück!
Daß er nicht Uebel rettend ärger mache.
Von seinem Amt zwar ist er suspendirt,
Und Euch bestell' ich, bis auf weitere 55
Verfügung, hier im Ort es zu verwalten;
Doch sind die Kassen richtig, wie ich hoffe,
Zur Desertion ihn zwingen mag ich nicht.
Fort! thut mir den Gefallen, holt ihn wieder!

Letzter Auftritt.

Die Vorigen (ohne Licht).

Fr. M. Sagt doch, gestrenger Herr, wo find' ich auch
Den Sitz in Utrecht der Regierung?
W. Weßhalb, Frau Marthe?
Fr. M. (empfindlich). Hm! Weßhalb? Ich weiß nicht —
Soll hier dem Kruge nicht sein Recht geschehn?
W. Verzeiht mir! Allerdings. Am großen Markt, 5
Und Dienstag ist und Freitag Session.
Fr. M. Gut! Auf die Woche stell' ich dort mich ein.
(Alle ab.)

Variant.

Zwölfter Auftritt.

Die Vorigen (ohne Adam. — Sie bewegen sich Alle in den Vordergrund der Bühne).

R. Ei, Evchen!
Wie hab' ich heute schändlich Dich beleidigt!
Ei, Gotts Blitz, alle Wetter, und wie gestern!
Ei, Du mein goldnes Mädchen, Herzens-Braut!
Wirst Du Dein Lebtag mir vergeben können?
5 E. Geh, laß mich sein.
R. Ei, ich verfluchter Schlingel!
Könnt' ich die Hände brauchen, mich zu prügeln.
Nimm, weißt Du was? hör': thu' mir den Gefallen,
Dein Pätschchen, hols der Henker, nimms und balls,
Und schlage tüchtig Eins mir hinters Ohr.
10 Willst Du's mir thun? Mein Seel, ich bin nicht ruhig.
E. Du hörst. Ich will Nichts von Dir wissen.
R. Ei, solch ein Tölpel!
Der Lebrecht, denk' ich Schafsgesicht, und geh,
Mich beim Dorfrichter ehrlich zu beklagen,
Und er, vor dem ich klage, ist es selbst:
15 Den Hals noch judicirt er mir ins Eisen.
W. Wenn sich die Jungfer gestern gleich der Mutter
Eröffnet hätte züchtiglich, so hätte
Sie dem Gericht Schand' erspart, und sich
Zweideut'ge Meinungen von ihrer Ehre.
20 R. Sie schämte sich. Verzeiht ihr, gnäd'ger Herr!
Es war ihr Richter doch, sie mußt' ihn schonen. —
Komm' nur jetzt fort zu Hauf'. Es wird sich finden.
E. Ja, schämen!
R. Gut. So war's was Anderes.
Behalt's für Dich, was brauchen wir's zu wissen.
25 Du wirst's schon auf der Fliederbank mir Eins,
Wenn von dem Thurm die Vesper geht, erzählen.
Komm, sei mir gut.
W. Was wir's zu wissen brauchen?
So denk' ich nicht. Wenn Jungfer Eve will,
Daß wir an ihre Unschuld glauben sollen;
30 So wird sie, wie der Krug zerbrochen worden,
Umständlich noch den Hergang uns berichten.
Ein Wort, keck hingeworfen, macht den Richter
In meinem Aug' der Sünd' noch gar nicht schuldig.
R. Nun denn, so faß' ein Herz! Du bist ja schuldlos.
35 Sags, was er Dir gewollt, der Pferdefuß.
Sieh, hätt' ein Pferd bei Dir den Krug zertrümmert,
Ich wär' so eifersüchtig just, als jetzt.
E. Was hilfts, daß ich jetzt schuldlos mich erzähle?
Unglücklich sind wir Beid' auf immerdar.
40 R. Unglücklich, wir?
W. Warum Ihr unglücklich?
R. Was gilts, da ist die Konscription im Spiele.
E. (wirft sich Waltern zu Füßen). Herr, wenn Ihr jetzt nicht helft, sind wir verloren!
W. Wenn ich nicht —?
R. Ew'ger Gott!
W. Steh' auf, mein Kind.
E. Nicht eher, Herr, als bis Ihr Eure Züge,
45 Die menschlichen, die Euch vom Antlitz strahlen,
Wahr macht durch eine That der Menschlichkeit.
W. Mein liebenswerthes Kind! Wenn Du mir Deine Unschuldigen bewährst, wie ich nicht zweifle,
Bewähr' ich Dir auch meine menschlichen.
50 Steh auf!
E. Ja, Herr, das werd' ich.
W. Gut. So sprich.
E. Ihr wißt, daß ein Edikt jüngst ist erschienen,
Das von je hundert Söhnen jeden Orts
Zehn für dies Frühjahr zu den Waffen ruft,
Der rüstigsten. Denn der Hispanier
Versöhnt sich mit dem Niederländer nicht, 55
Und die Tyrannenruthe will er wieder
Sich, die zerbrochene, zusammenbinden.
Kriegshaufen sieht man ziehn auf allen Wegen,
Die Flotten rings, die er uns zugesendet,
Von unsrer Staaten Küsten abzuhalten, 60
Und die Miliz steht auf, die Thor' inzwischen
In den verlaßnen Städten zu besetzen.
W. So ist es.
E. Ja, so heißts, ich weiß.
W. Nun? Weiter?
E. Wir eben sitzen, Mutter, Vater, Ruprecht
Und ich, an dem Kamin, und halten Rath, 65
Ob Pfingsten sich, ob Pfingsten übers Jahr,
Die Hochzeit feiern soll: als plötzlich jetzt
Die Kommission, die die Rekruten aushebt,
Ins Zimmer tritt, und Ruprecht aufnotirt,
Und unsern frohen Streit mit schneidendem 70
Machtspruch, just da er sich zu Pfingsten neigte,
Für, Gott weiß, welches Pfingstfest nun? — entscheidet.
W. Mein Kind —
E. Gut, gut.
W. Das allgemeine Loos.
E. Ich weiß.
W. Dem kann sich Ruprecht gar nicht weigern.
R. Ich denk' auch nicht daran. 75
E. Er denkt nicht dran,
Gestrenger Herr, und Gott behüte mich,
Daß ich in seiner Sinnesart ihn störte.
Wohl uns, daß wir was Heil'ges, jeglicher,
Wir freien Niederländer, in der Brust,
Des Streites werth bewahren: so gebe Jeder denn 80
Die Brust auch her, es zu vertheidigen.
Müßt' er dem Feind' im Treffen selbst begegnen,
Ich spräche noch: Zieh hin, und Gott mit Dir:
Was werd' ich jetzt ihn weigern, da er nur
Die Wälle, die geebneten, in Utrecht 85
Vor Knaben soll und ihren Spielen schützen?
Inzwischen, lieber Herr, Ihr zürnt mir nicht —
Wenn ich die Mai'n in unserm Garten rings
Dem Pfingstfest röthlich seh' entgegen knospen,
So kann ich mich der Thränen nicht enthalten: 90
Denk' ich doch sonst, und thue, wie ich soll.
W. Verhüt' auch Gott, daß ich darum Dir zürne.
Sprich weiter.
E. Nun schickt die Mutter gestern
Mich in gleichgültigem Geschäft ins Amt
Zum Richter Adam. Und da ich ins Zimmer trete, 95
„Gott grüß dich' Evchen! Ei, warum so traurig?"
Spricht er. „Das Köpfchen hängt Dir ja wie'n Maienglöckchen!
Ich glaube fast, Du weißt, daß es Dir steht.
Der Ruprecht! Gelt? Der Ruprecht!" — Je nun freilich,
Der Ruprecht, sag' ich; wenn der Mensch was liebt, 100
Muß er schon auch auf Erden Etwas leiden.
Drauf er: „Du armes Ding! Hm! Was wohl gäbst Du,
Wenn ich den Ruprecht Dir von der Miliz befreite?"
Und ich: wenn Ihr den Ruprecht mir befreitet?
Ei nun, dafür möcht' ich Euch schon was geben. 105
Wie fängt Ihr das wohl an? — „Du Närrchen, sagt er,
Der Physikus, der kann, und ich kann schreiben,
Verborgne Leibesschäden sieht man nicht,
Und bringt der Ruprecht ein Attest darüber
Zur Kommission, so gibt die ihm den Abschied: 110
Das ist ein Handel, wie um eine Semmel." —
So, sag ich. — „Ja" — So, so! Nun, laßts nur sein,

Herr Dorfrichter, sprech' ich. Daß Gott der Herr
Gerad' den Ruprecht mir zur Lust erschaffen,
115 Mag ich nicht vor der Kommission verläugnen.
Des Herzens innerliche Schäden sieht er,
Und ihn irrt kein Attest vom Physikus.
W. Recht! Brav!
E. „Gut," spricht er. „Wie Du willst. So mag
Er seiner Wege gehn. Doch was ich sagen wollte —
120 Die hundert Gulden, die er kürzlich erbte,
Läßt Du Dir doch, bevor er geht, verschreiben?" —
Die hundert Gulden? frag' ich. Ei warum?
Was hats mir für Gefahr auch mit den Gulden?
Wird er denn weiter, als nach Utrecht gehn? —
125 „Ob er Dir weiter, als nach Utrecht geht?
Ja, Du gerechter Gott, spricht er, was weiß ich,
Wohin der jetzo geht. Folgt er einmal der Trommel,
Die Trommel folgt dem Fähndrich, der dem Hauptmann,
Der Hauptmann folgt dem Obersten, der folgt
130 Dem General, und der folgt den vereinten Staaten wieder,
Und die vereinten Staaten, hol's der Henker,
Die ziehen in Gedanken weit herum.
Die lassen trommeln, daß die Felle platzen."
W. Der Schändliche!
E. Bewahr mich Gott, sprech' ich,
135 Ihr habt, als Ihr den Ruprecht aufnotirt,
Ja die Bestimmung deutlich ihm verkündigt.
„Ja, die Bestimmung!" spricht er: „Speck für Mäuse!
Wenn sie die Landmiliz in Utrecht haben,
So klappt die Falle hinten schnappend zu.
140 Laß Du die hundert Gulden Dir verschreiben." —
Ist das gewiß, frag' ich, Herr Richter Adam?
Will man zum Kriegsdienst förmlich sie gebrauchen?
„Ob man zum Kriegsdienst sie gebrauchen will? —
Willst Du Geheimniß, unverbrüchliches,
145 Mir angeloben gegen Jedermann?"
Ei, Herr Gott, sprech' ich, was auch gibts, Herr Richter!
Was sieht Er so bedenklich? Sag' Er's heraus.
W. Nun? Nun? Was wird das werden?
E. Was das wird werden?
Herr, jetzo sagt er mir, was Ihr wohl wißt,
150 Daß die Miliz sich einschifft nach Batavia,
Den eingebornen Kön'gen dort von Bantam,
Von Java, Jakatra, was weiß ich? Raub
Zum Heil der Haager Krämer abzujagen.
W. Was? nach Batavia?
R. Ich, nach Asien?
155 W. Davon weiß ich kein Wort.
E. Gestrenger Herr,
Ich weiß, Ihr seid verbunden, so zu reden.
W. Auf meine Pflicht!
E. Gut, gut. Auf Eure Pflicht,
Und die ist, uns, was wahr ist, zu verbergen.
W. Du hörst's. Wenn ich —
E. Ich sah den Brief, verzeiht, den Ihr
160 Aus Utrecht an die Aemter habt erlassen.
W. Welch einen Brief?
E. Den Brief, Herr, die geheime
Instruktion, die Landmiliz betreffend,
Und ihre Stellung aus den Dörfern rings.
W. Den hast Du?
E. Herr, den sah ich.
W. Und darin?
165 E. Stand, daß die Landmiliz im Wahn, sie sei
Zum innern Friedensdienste nur bestimmt,
Soll hingehalten werden bis zum März:
Im März dann schiffe sie nach Asien ein.
W. Das in dem Brief selbst hättest Du gelesen?
170 E. Ich nicht. Ich las es nicht. Ich kann nicht lesen.
Doch er, der Richter, las den Brief mir vor.

W. So. Er, der Richter.
E. Ja. Und Wort vor Wort.
W. Gut, gut. Nun weiter.
E. Gott im Himmel, ruf' ich,
Das junge Volk, das blüh'nde, nach Batavia!
Das Eiland, das entsetzliche, wovon 17.
Jedweden Schiffes Mannschaft, das ihm naht,
Die eine Hälfte stets die andere begräbt.
Das ist ja keine offen ehrliche
Konscription, das ist Betrug, Herr Richter,
Gestohlen ist dem Land' die schöne Jugend, 18
Um Pfeffer und Muskaten einzuhandeln.
List gegen List jetzt, schaff' Er das Attest
Für Ruprecht mir, und Alles geb' ich Ihm
Zum Dank, was Er nur redlich fordern kann.
W. Das machtest Du nicht gut. 18.
E. List gegen List.
W. Drauf er?
E. „Das wird sich finden," spricht er, „Evchen,
Vom Dank nachher jetzt gilt es das Attest.
Wann soll der Ruprecht gehn?" — In diesen Tagen.
„Gut," spricht er, „gut. Es trifft sich eben günstig,
Denn heut noch kommt der Physikus in's Amt; 19
Da kann ich gleich mein Heil mit ihm versuchen.
Wie lange bleibt der Garten bei Dir offen?"
Bei mir der Garten? frag' ich. — „Ja, der Garten."
Bis gegen Zehn, sag' ich. Warum, Herr Richter?
„Vielleicht kann ich den Schein Dir heut noch bringen." — 19
Er mir den Schein! Ei, wohin denkt Er auch?
Ich werd' den Schein mir morgen früh schon holen. —
„Auch gut," spricht er. „Gleichviel. So holst Du ihn.
Glock halb auf neun früh Morgens bin ich auf."
W. Nun? 20
E. Nun — geh ich zur Mutter heim, und harre,
Den Kummer, den verschwiegnen, in der Brust,
In meiner Klause durch den Tag, und harre
Bis Zehn zu Nacht auf Ruprecht, der nicht kömmt.
Und geh' verstimmt Glock zehn die Trepp' hinab,
Die Gartenthür zu schließen, und erblicke, 20
Da ich sie öffn', im Dunkel fernhin wen,
Der schleichend von den Linden her mir naht.
Und sage: Ruprecht! — „Evchen," heisert es. —
Wer ist da? frag ich. — „St! Wer wird es sein?" —
Ist Er's, Herr Richter? — „Ja, der alte Adam" — 21
R. Gott's Blitz!
E. Er selbst —
R. Gott's Donnerwetter!
E. Ist's
Und kommt, und scherzt, und kneipt mir in die Backen,
Und fragt, ob Mutter schon zu Bette sei.
R. Seht, den Hallunken!
E. Drauf ich: Ei was, Herr Richter,
Was will Er auch so spät zu Nacht bei mir? 21
„Je, Närrchen," spricht er — Dreist heraus, sag' ich;
Was hat Er hier Glock zehn bei mir zu suchen?
„Was ich Glock zehn bei Dir zu suchen habe?" —
Ich sag', laß Er die Hand mir weg! Was will Er? —
„Ich glaube wohl, Du bist verrückt," spricht er. 22
„Warst Du nicht heut Glock eilf im Amt bei mir,
Und wolltest ein Attest für Ruprecht haben?"
Ob ich? — Nun ja. — „Nun gut. Das bring ich Dir."
Ich sagt's Ihm ja, daß ich's mir holen wollte. —
„Bei meiner Treu! Die ist nicht recht gescheut. 22
Ich muß Glock fünf Uhr morgen früh verreisen,
Und ungewiß, wann ich zurücke kehre,
Liefr' ich den Schein noch heut ihr in die Hände;
Und sie, Nichts fehlt, sie zeigt die Thüre mir;
Sie will den Schein sich morgen bei mir holen." — 230
Wenn Er verreisen will Glock fünf Uhr morgen —

Davon ja wußt' Er heut noch Nichts Glock eilf? –
„Ich sag's," spricht er, „die ist nicht recht bei Troste.
Glock zwölf bekam ich heut die Ordre erst." —
235 Das ist was Anderes, das wußt' ich nicht.
„Du hörst es ja," spricht er. — Gut, gut, Herr Richter.
So dank' ich herzlich Ihm für Seine Mühe,
Verzeih Er mir. Wo hat Er das Attest?
W. Wißt Ihr was von der Ordre?
Licht. Nicht ein Wort.
240 Vielmehr bekam er kürzlich noch die Ordre,
Sich nicht von seinem Amte zu entfernen.
Auch habt Ihr heut zu Hauſ' ihn angetroffen.
W. Nun?
E. Wenn er log, Ihr Herrn, konnt' ich's nicht prüfen.
Ich mußte seinem Wort vertraun.
W. Ganz recht.
245 Du konntest es nicht prüfen. Weiter nur.
Wo ist der Schein, sprachst Du?
E. „Hier," sagt er, „Evchen;"
Und zieht ihn vor. „Doch höre," fährt er fort,
„Du mußt, so wahr ich lebe, mir vorher
Noch sagen, wie der Ruprecht zubenams't?
250 Heißt er nicht Ruprecht Gimpel?" — Wer? der Ruprecht?
„Ja. Oder Simpel? Simpel oder Gimpel."
Ach, Gimpel! Simpel! Tümpel heißt der Ruprecht.
„Gott's Blitz, ja," spricht er; „Tümpel! Ruprecht Tümpel!
Hab' ich, Gott tödt' mich, mit dem Wetternamen
355 Auf meiner Zunge nicht Versteck gespielt!" —
Ich sag', Herr Richter Adam, weiß Er nicht —?
„Der Teufel soll mich holen, nein!" spricht er. —
Steht denn der Nam' hier im Attest noch nicht?
„Ob er in dem Attest — ?" Ja, hier im Scheine.
260 „Ich weiß nicht, wie Du heute bist," spricht er.
„Du hörst's, ich sucht' und fand ihn nicht, als ich
Heut Nachmittag bei mir den Schein hier mit
Dem Physikus zusammen fabrizirte."
Das ist ja aber dann kein Schein, sprech' ich.
265 Das ist, nehm Er's mir übel nicht, ein Wisch, das!
Ich brauch' ein ordentlich Attest, Herr Richter. —
„Die ist, mein Seel', heut," spricht er, „ganz von Sinnen.
Der Schein ist fertig, ge- und unterschrieben,
Datirt, besiegelt auch, und in der Mitte
270 Ein Platz, so groß just, wie ein Tümpel, offen;
Den füll' ich jetzt mit Dinte aus, so ist's
Ein Schein, nach allen Regeln, wie Du brauchst." —
Doch ich: wo will er in der Nacht, Herr Richter,
Hier unterm Birnbaum auch den Platz erfüllen? —
275 „Gott's Menschenkind auch, unvernünftiges!"
Spricht er; „Du hast ja in der Kammer Licht,
Und Dint' und Feder führ' ich in der Tasche.
Fort! Zwei Minuten braucht's, so ist's geschehn."
R. Ei, solch ein blitzverfluchter Kerl!
280 W. Und darauf gingst Du mit ihm in die Kammer?
E. Ich sag': Herr Dorfrichter, was das auch für
Anstalten sind! Ich werde jetzt mit Ihm,
Da Mutter schläft, in meine Kammer gehn.
Daraus wird Nichts, das konnt' Er sich wohl denken.
285 „Gut," spricht er, „wie Du willst. Ich bins zufrieden.
So bleibt die Sach' bis auf ein andermal,
In Tagner drei bis acht bin ich zurück." —
Herr Gott, sag' ich, Er in acht Tagen erst!
Und in drei Tagen geht der Ruprecht schon —
290 W. Nun, Evchen, kurz —
E. Kurz, gnäd'ger Herr —
W. Du gingst —
E. Ich ging. Ich führt' ihn in die Kammer ein.
Fr. M. Ei, Eve! Eve!
E. Zürnt nicht!
W. Nun jetzt — weiter?

E. Da wir jetzt in der Stube sind — zehnmal
Verwünscht' ich's schon, eh' wir sie noch erreicht —
Und ich die Thür behutsam zugedrückt,
Legt er Attest und Dint' und Feder auf den Tisch, 295
Und rückt den Stuhl herbei sich, wie zum Schreiben.
Ich denke, setzen wird er sich: doch er,
Er geht und schiebt den Riegel vor die Thüre,
Und räuspert sich, und lüftet sich die Weste,
Und nimmt sich die Perrücke förmlich ab, 300
Und hängt, weil der Perrückenstock ihm fehlt,
Sie auf den Krug dort, den zum Scheuern ich
Bei mir auf's Wandgesimse hingestellt.
Und da ich frag', was dies auch mir bedeute,
Läßt er am Tisch jetzt auf den Stuhl sich nieder, 305
Und faßt mich so, bei beiden Händen, seht,
Und sieht mich an.
Fr. M. Und sieht —?
R. Und sieht Dich an —?
E. Zwei abgemessene Minuten starr mich an.
Fr. M. Und spricht —?
R. Spricht Nichts —?
E. Er, Niederträcht'ger, sag' ich,
Da er jetzt spricht; was denkt Er auch von mir? 310
Und stoß' ihm vor die Brust, daß er Euch taumelt —
Und: Jesus Christus! ruf' ich: Ruprecht kömmt!
— Denn an der Thür ihn draußen hör' ich donnern.
R. Ei, sieh! da kam ich recht.
E „Verflucht!" spricht er,
„Ich bin verrathen!" — und springt, den Schein ergreifend 315
Und Dint' und Feder, zu dem Fenster hin.
„Du!" sagt er jetzt, „sei klug!" — und öffnet es.
„Den Schein holst Du Dir morgen bei mir ab.
Sagst Du ein Wort, so nehm' ich ihn, und reiß' ihn,
Und mit ihm Deines Lebens Glück, entzwei." 320
R. Die Bestie!
E. Und tappt sich auf die Hütsche,
Und auf den Stuhl, und steigt auf's Fensterbrett,
Und untersucht, ob er wohl springen mag,
Und wendet sich, und beugt sich zum Gesimse,
Wo die Perrück' hängt, die er noch vergaß. 325
Und greift und reißt vom Kruge sie, und reißt
Von dem Gesims den Krug herab:
Der stürzt; er springt; und Ruprecht kracht ins Zimmer.
R. Gott's Schlag und Wetter!
E. Jetzt will, ich jetzt will reden, 330
Gott der Allwissende bezeugt es mir!
Doch dieser — schnaubend fliegt er Euch durchs Zimmer,
Und stößt —
R. Verflucht!
E. Mir vor die Brust —
R. Mein Evchen!
E. Ich taumle sinnlos nach dem Bette hin.
Veit. Verdammter Hitzkopf, Du!
E. Jetzt steh' ich noch,
Goldgrün, wie Flammen rings, umspielt es mich, 335
Und wank', und halt' am Bette mich; da stürzt
Der von dem Fenster schmetternd schon herab;
Ich denk', er steht im Leben nicht mehr auf.
Ich ruf': Heiland der Welt! und spring' und neige
Mich über ihn, und nehm' ihn in die Arme, 340
Und sage: Ruprecht! Lieber Mensch! Was fehlt Dir?
Doch er —
R. Fluch mir!
E. Er wüthet —
R. Traf ich Dich?
E. Ich weiche mit Entsetzen aus.
Fr. M. Der Grobian!
R. Daß mir der Fuß erlahmte!

345 Fr. M. Nach ihr zu stoßen!
E. Jetzt erscheint die Mutter,
Und stutzt, und hebt die Lamp' und fällt ergrimmt,
Da sie den Krug in Scherben sieht, den Ruprecht
Als den unzweifelhaften Thäter an.
Er, wuthvoll steht er, sprachlos da, will sich
350 Vertheidigen: doch Nachbar Ralf fällt ihn,
Vom Schein getäuscht, und Nachbar Hinz ihn an,
Und Muhme Suf' und Lief' und Frau Brigitte,
Die das Geräusch zusammt herbeigezogen,
Sie Alle, taub, sie schmähen ihn und schimpfen,
355 Und sehen großen Auges auf mich ein,
Da er mit Flüchen, schäumenden, betheuert,
Daß nicht er, daß ein Andrer das Geschirr,
Der eben nur entwichen sei, zerschlagen.
R. Verwünscht, daß ich nicht schwieg! Ein Anderer!
360 Mein liebes Evchen!
E. Die Mutter stellt sich vor mich,
Blaß, ihre Lippe zuckt, sie stemmt die Arme.
„Ists," fragt sie, „ists ein Anderer gewesen?"
Und: Joseph, sag' ich, und Maria, Mutter;
Was denkt Ihr auch? — „Und was noch fragt Ihr sie?"
365 Schreit Muhme Suf' und Liese: „Ruprecht war's!"
Und Alle schrien: „Der Schändliche! Der Lügner!"
Und ich — ich schwieg, Ihr Herrn; ich log, ich weiß,
Doch log ich anders nicht, ich schwör's, als schweigend.
R. Mein Seel', sie sprach kein Wort, das muß ich sagen,
370 Fr. M. Sie sprach nicht, nein, sie nickte mit dem Kopf bloß,
Wenn man sie, obs der Ruprecht war, befragte.
R. Ja, nicken. Gut.
E. Ich nickte? Mutter!
R. Nicht?
Auch gut.
E. Wann hätt' ich — ?
Fr. M. Nun? Du hättest nicht,
Als Muhme Suse vor Dir stand, und fragte:
375 Nicht, Evchen, Ruprecht war es? „Ja" genickt?
E. Wie? Mutter? Wirklich? Nickt' ich? Seht —
R. Beim Schnauben,
Beim Schnauben, Evchen! Laß die Sache gut sein.
Du hieltst das Tuch, und schneuztest heftig drein;
Mein Seel', es schien, als ob Du'n bissel nicktest.
380 E. (verwirrt). Es muß unmerklich nur gewesen sein.
Fr. M. Es war zum Merken just genug.
W. Zum Schluß jetzt — ?
E. Nun war auch heut am Morgen noch mein erster
Gedanke, Ruprecht Alles zu vertraun.
Denn weiß er nur der Lüge wahren Grund,
385 Was gilts, denk ich, so lügt er selbst noch mit,
Und sagt: nun ja, den irdnen Krug zerschlug ich,
Und dann so kriegt' ich auch wohl noch den Schein.
Doch, Mutter, da ich in das Zimmer trete,
Die hält den Krug schon wieder, und befiehlt,
390 Sogleich zum Vater Tümpel ihr zu folgen;
Dort fordert sie den Ruprecht vor Gericht.
Vergebens, daß ich um Gehör ihn bitte,
Wenn ich ihm nah', so schmäht und schimpft er mich,
Und wendet sich, und will Nichts von mir wissen.
395 R. Vergib mir.
W. Nun laß Dir sagen, liebes Kind,
Wie zu so viel, stets tadelnswerthen, Schritten —
— Ich sage tadelnswerth, wenn sie auch gleich
Verzeihlich sind — Dich ein gemeiner, grober
Betrug verführt.
E. So? Wirklich?
W. Die Miliz
400 Wird nach Batavia nicht eingeschifft:
Sie bleibt, bleibt in der That bei uns, in Holland.
E. Gut, gut, gut. Denn der Richter log; nicht wahr?
So oft: und also log er gestern mir.
Der Brief, den ich gesehen, war verfälscht;
Er las mirs aus dem Stegreif nur so vor. 405
W. Ja, ich versichr' es Dich.
E. O gnäd'ger Herr! —
O Gott! Wie könnt' Ihr mir das thun? O sagt —
W. Herr Schreiber Licht! Wie lautete der Brief?
Ihr müßt ihn kennen.
L. Ganz unverfänglich.
Wie's überall bekannt ist. Die Miliz 410
Bleibt in dem Land, 's ist eine Landmiliz.
E. O Ruprecht! O mein Leben! Nun ists aus.
R. Evchen! Hast Du Dich wohl auch überzeugt?
Besinne Dich!
E. Ob ich — ? Du wirst's erfahren.
R. Stand's wirklich so — ? 415
E. Du hörst es, Alles, Alles;
Auch dies, daß sie uns täuschen sollen, Freund.
W. Wenn ich mein Wort Dir gebe —
E. O gnäd'ger Herr!
R. Wahr ists, es wär das erstemal wohl nicht —
E. Schweig! 's ist umsonst —
W. Das erstemal wärs nicht?
R. Vor sieben Jahren soll was Aehnliches 420
Im Land geschehen sein —
W. Wenn die Regierung
Ihn hinterginge, wärs das erstemal.
So oft sie Truppen noch nach Asien schickte,
Hat sie's den Truppen noch gewagt zu sagen.
Er geht — 425
E. Du gehst. Komm.
W. Wo Er hinbeordert;
In Utrecht wird Er merken, daß Er bleibt.
E. Du gehst nach Utrecht. Komm. Da wirst Du's merken.
Komm, folg'. Es sind die letzten Abschiedsstunden,
Die die Regierung uns zum Weinen läßt;
Die wird der Herr uns nicht verbittern wollen. 430
W. Sieh da! So arm Dein Busen an Vertrauen?
E. O Gott! Gott! Daß ich jetzt nicht schwieg.
W. Dir glaubt' ich Wort vor Wort, was Du mir sagtest;
Ich fürchte fast, daß ich mich übereilt.
E. Ich glaub' Euch ja, Ihr hörts, so wie Ihrs meint. 435
Komm fort.
W. Bleib! Mein Versprechen will ich lösen.
Du hast mir Deines Angesichtes Züge
Bewährt, ich will die meinen Dir bewähren;
Müßt ich auf andre Art Dir den Beweis
Auch führen, als Du mir. Nimm diesen Beutel. 440
E. Ich soll —
W. Den Beutel hier mit zwanzig Gulden!
Mit so viel Geld kaufst Du den Ruprecht los.
E. Wie? — Damit — ?
W. Ja, befreist Du ganz vom Dienste ihn.
Doch so. Schifft die Miliz nach Asien ein,
So ist der Beutel ein Geschenk, ist Dein. 445
Bleibt sie im Land', wie ichs vorher Dir sagte,
So trägst Du Deines bösen Mißtrauens Strafe,
Und zahlst wie billig Beutel sammt Interessen,
Vom Hundert vier, terminlich mir zurück.
E. Wie, gnäd'ger Herr? Wenn die — 450
W. Die Sach' ist klar.
E. Wenn die Miliz nach Asien sich einschifft,
So ist der Beutel ein Geschenk, ist mein?
Bleibt sie im Land, wie Ihr's vorher mir sagtet,
So soll ich bösen Mißtrauens Straf erdulden,
Und Beutel sammt, wie billig, Interessen — 455
Sie sieht Ruprecht an.)

R. Pfui! 's ist nicht wahr! Es ist kein wahres Wort!
W. Was ist nicht wahr?
E. Da nehmt ihn! Nehmt ihn! Nehmt ihn!
W. Wie?
E. Nehmt, ich bitt' Euch, gnäd'ger Herr, nehmt, nehmt ihn!
W. Den Beutel?
E. O Herr Gott!
W. Das Geld? Warum das?
460 Vollwichtig neugeprägte Gulden sind's.
Sieh her, das Antlitz hier des Spanierkönigs:
Meinst Du, daß Dich der König wird betrügen?
E. O lieber, guter, edler Herr, verzeiht mir.
— O der verwünschte Richter!
R. Ei, der Schurke!
W. So glaubst Du jetzt, daß ich Dir Wahrheit gab? 465
E. Ob Ihr mir Wahrheit gabt? O scharfgeprägte,
Und Gottes leuchtend Antlitz drauf. O Himmel!
Daß ich nicht solche Münze mehr erkenne!
W. Hör', jetzt geb' ich Dir einen Kuß. Darf ich?
R. Und einen tüchtigen. So. Das ist brav. 470
W. Du also gehst nach Utrecht?
R. Nach Utrecht geh' ich,
Und steh' ein Jahr lang auf den Wällen Schildwach,
Und wenn ich das gethan, u. s. w. ... ist Eve mein!

Ludwig Achim von Arnim.

I. Kalte Hände, warmes Herz.

1. Kalte Hände, warmes Herz
Hab' ich wohl empfunden,
Nahe Thränen, fernen Schmerz
In den Abschiedsstunden;
In der Hände letztem Druck
Froren sie zusammen;
Doch das Herz war heiß genug,
Löste sie in Flammen.
2. Kalt, so fühl' ich Deine Hand,
Noch in meiner liegen,
Und des Herzens heißen Brand
An mein Herz sich schmiegen:
Kalte Hände, warmes Herz
Mußt Du mir erhalten,
Keinem drück' die Hand zum Scherz,
Daß nicht Herzen kalten.

II. Hohes.

1. Hohe Lilie, hohe Lilie!
Keine ist so stolz, wie Du,
In der stillen, milden Ruh,
Hohe Lilie, hohe Lilie,
Ach, wie gern seh' ich Dir zu!
2. Hohe Zeder, hohe Zeder!
Keine steht so einsam da,
Doch der Adler ist Dir nah,
Hohe Zeder, hohe Zeder,
Der Dein sichres Nest ersah.
3. Hohe Wolken, hohe Wolken
Ziehen über beide stolz,
Blitzen in das stolze Holz.
Hohe Wolken, hohe Wolken
Sinken ins entflammte Holz.
4. Hohe Flamme, hohe Flamme!
Tausend Lilien blühen drauf,
Tausend Zedern zehrst Du auf,
Hohe Flamme, hohe Flamme,
Sag', wohin Dein stolzer Lauf?

III. Der Liebe Lust und Weh.

1. Seh ich zu Dir hinauf,
Siehst Du zu mir herunter,
So geht das Herz mir auf,
Und alle Sinne unter.
2. Ich bin ein schwarzer See
Am Fuß von grünen Hügeln,
Zugleich in Lust und Weh
Magst Du Dich an mir spiegeln.

IV. Gottes Nähe.

Ich sitz' allein
Im Sonnenschein,
Und wein' und wein'!
Die Sonn' allein
Verläßt mich nicht. 5
Ihr Angesicht
Sie wendet nicht,
Und Gott den Herrn
Glaub' ich von fern
In ihr zu sehn. 10
So schön, so schön!
In jeder Well'
Sein Bildniß hell,
In meiner Brust,
Mir unbewußt, 15
Steht auch sein Bild
So mild, so mild!

V. Des Verschmähten Klage.

1. Die freie Nacht ist aufgegangen,
Unsichtbar wird ein Mensch dem andern,
So kann ich mit den Thränen prangen
Und hin zu Liebchens Fenster wandern.
Der Wächter rufet seine Stunden,
Der Kranke jammert seine Schmerzen,
Die Liebe klaget ihre Wunden,
Und bei der Leiche schimmern Kerzen.

2. Die Liebste ist mir heut' gestorben,
Wo sie dem Feinde sich vermählet,
Ich habe Lieb' in Leid geborgen,
Ihr Thränen mir die Sterne zählet.
Wie herzhaft ist das Licht der Sterne,
Wie schmerzhaft ist das Licht der Fenster,
Ein dichter Nebel deckt die Ferne,
Und mich umspinnen die Gespenster.
3. Im Hause ist ein wildes Klingen,
Die Menschen mir so still ausweichen,
In Mitleid mich dann fern umringen:
So bin ich auch von Eures Gleichen?
Mich hielt der Wald bei Tag verborgen,
Die schwarze Nacht hat mich befreiet.
Mein Liebchen weckt ein schöner Morgen,
Der mich dem ew'gen Jammer weihet.
4. Wie oft hab' ich hier froh gesessen,
Wenn alle Sterne im Erblassen!
Ach, alle Welt hat mich vergessen,
Seit mich die Liebste hat verlassen.
Nichts weiß von mir die grüne Erde,
Nichts weiß von mir die lichte Sonne,
Der Mondenglanz ist mir Beschwerde,
Die Nacht ist meiner Thränen Bronne.

VI. Das Wort.

1. Auf Menschen sollst Du nicht vertrauen,
Sie kennen nur die eigne Noth,
Es überkommt sie leicht ein Grauen,
Und Du lebst einsam in dem Tod.
2. Vertrau' dem Wort in Deiner Seele,
Das Dir nicht eigen, Du bist sein;
Es dringt aus freudensel'ger Kehle,
Es klingt in Deinem Jammerschrein.
3. Die Glocke wird umsonst geschwungen,
Trifft sie kein harter Hammerschlag,
So wird das Wort von Dir errungen,
Du bebst dem Klange lange nach.
4. Der Kindheit Schrein und Freudenlallen
Hat manchen ernsten Mann bekehrt,
Das Wahre muß uns erst gefallen,
Das Jeden in sich selbst bekehrt.
5. Des Paradieses Frucht bewahre,
Der Apfel reift zur Weihnachtszeit,
Und Du wirst selbst das ewig Wahre,
Suchst Du des Schönen Seligkeit.

VII. Angst des Scheidenden.

1. Was ist Fliehen, was ist Scheiden,
Wenn die Wipfel alle blühn,
Und in tausend sel'gen Leiden
Die Gedanken himmlisch glühn?
2. Ach, da bleibt ein Wetterleuchten,
Wenn die Sonne unterging;
Und die Thränen frisch befeuchten,
Was den Kopf zu traurig hing.
3. Doch wenn Geistes Blätter fallen,
Wolkenzug den Himmel deckt,
Und kein Herz im Frost kann wallen,
Nichts die öden Sinne weckt;
4. Wenn der Vogel uns begrüßet
Mit dem letzten Abschiedsschrei,
Und ihm keine Thräne fließet,
Und das Herz von Sehnsucht frei:
5. Dies Vergessen, dies Entfallen
Aller Blüthe aus dem Geist,
Wend', o Liebe, ab von Allen,
Die Du hier in Schmerzen weihst!
6. Dies Vergessen und Vergehen
Aller Lust der Frühlingszeit
Laß dem Treuen nicht geschehen;
Nimmer sei sein Herz zerstreut!

VIII. Trost des Scheidenden.

1. Immer ernster wird mein Denken,
Immer treuer wird mein Sinn;
Und ich darf die Blicke senken
Zu der tiefsten Tiefe hin.
2. Denken darf ich an das Scheiden,
Daß ich Dich nicht wiederseh';
Dich zu sehen, Dich zu meiden,
Brachte mich zur schwersten Höh'.
3. Fort, nun muß es leichter gehen,
Diesseits bleibt zurück das Graus;
Jenseits winken andre Ehen,
Geistesnähe baut das Haus.
4. Und das Schöne der Gestalten
Ist auch Geist und blüht da auf,
Kein Erkalten, kein Veralten
Kennet da der Sterne Lauf.

IX. Ermunterung.

1. Thue doch die Augen auf,
Liebe Seele aus dem Ueberdrusse!
Sieh den Fluß im schnellen Lauf,
Sieh der Wolken ruhend Bild im Flusse:
Steht das fest und kann nicht mit verfließen,
O so bleibt auch ruhiges Genießen,
Stehet überm Strom der flücht'gen Zeit,
Schafft sich träumend eine Ewigkeit.
2. Weinet auch die Rebe heut —
Sie muß grünen, blühen, Früchte tragen;
Laß' der Knospe Heimlichkeit
Vor dem hellen Lichte Anfangs zagen —
Daß sie aufbricht, möcht' das Herz ihr brechen;
Doch sie wird sich bald im Glanze rächen.
Wie's ihr geht, so ging's zu aller Welt;
Liebe Seele, sei zur Lust gesellt!

X. Der Blinde.

1. Der Blinde schleicht am Wanderstabe,
Weiß nicht, daß schon die Sonn' im Meer;
Er trägt an seiner Last so schwer,
Die Last ist seine einz'ge Habe.
2. Den Knaben trägt er heut zu Grabe,
Der treu ihn durch die Welt geführt;
Ihn hat der Hungertod berührt,
Als er für ihn gefleht um Gabe.
3. Die Gabe, die geschenkt dem Kleinen,
Die er ihm sterbend dargereicht,
Das Brod mit Thränen eingeweicht,
Kann er nicht sehn, und nur beweinen.
4. Er sucht, geweihte Erd' zu finden,
Und scheut, zu missen seine Last:

Wenn er die kalte Hand nicht faßt,
Was soll ihn noch der Welt verbinden?
5. Dem Blinden kann sich auch verkünden,
Der ihn im hohen Himmel kennt:
Er hat ihn von der Welt getrennt,
Daß er soll ihn allein hier finden.
6. Der Müde sinkt, und an der Stelle
Fühlt er des Altars heil'gen Stein;
Er gräbt den ird'schen Führer ein,
Des Himmels Führer strahlt ihm helle.
7. Des Himmels Frühling ist erschienen
Bei seines Lieblings ird'schem Grab:
Es wurzelt ein der Wanderstab,
Das dürre Holz will wieder grünen;
8. Es wächst zum Blüthenkranz am Grabe;
Und der im Himmel richtend liebt,
Hat ihn aus Liebe nur betrübt, —
Der Gott im Menschen war der Knabe.

XI. Lied vor einem Gefängnisse.

1. Wacht auf mit innern Sinnen,
Erhebt die Augenlieder,
Von denen Thränen rinnen,
Von Innen strahlt's hernieder:
In tiefe Kerkernacht
Unsichtbar Lauernden
Strahlt frei des Herren Macht
Unschuldig Trauernden.
2. In Geistesdämmerungen
Naht Euch der Unerreichte,
Hat Euer Herz durchdrungen,
Daß Geist vom Geiste leuchte,
In seiner Gnade Macht
Strahlt der Verachtete,
Er hat ans Licht gebracht
Schuldlos Umnachtete.
3. Ihr hebt die trüben Blicke
Hinauf zu dunklen Fernen,
Sie bauen Euch die Brücke
Aus ew'gen Himmelssternen:
Ein jeder Blick zum Herrn
Vom still Erliegenden,
Glänzt hell als ew'ger Stern
Am Thron des Siegenden.
4. Er braucht nicht Menschenhände;
Mit seinen Gnadenworten
Durchbricht er Kerkerwände
Und öffnet Himmelspforten:
Was Euch geschieht auf Erden,
Ihr schuldlos Leidenden,
Wird rein vergütigt werden
Euch selig Scheidenden.

XII. Frühlingslied.

1. Wenn des Frühlings Heere ziehen,
Lerche frisch die Trommel rührt,
Ach, da möchte ich entfliehen,
Ach, da werd' ich leicht verführt,
Handgeld, Händedruck zu nehmen,
Und ich kann mich gar nicht schämen.
2. Bäume, wie die Lanzen blinken,
Helle Knospen brechen auf,
Und wie Federbüsche winken
Zieht hinüber Windes Lauf.
Blüthen auf die Lippen fallen,
Und ich muß so lockend schallen.
3. Schwinge Deine Blüthenfahnen
Apfelbaum im Morgenschein,
Frühlingskrieger anzumahnen,
Daß sie schwören, treu zu sein,
Die sich im Frühlingskrieg verbunden,
Einen sich zu ew'gen Stunden.

XIII. Trost im Gebete.

1. Wann wird die Nacht mir enden,
Wann werd' ich wieder wach?
Wann trägt auf goldnen Händen
Auch mich ein lichter Tag?
Es ist des Herren Wille
Auch dieser schwere Traum,
Er ruft mich in der Stille,
Er füllt den leeren Raum.
2. Nun ich auf meinen Knien
Zu Dir, o Herr, gefleht,
An meiner Thränen Glühen
Hat Hoffnung mich umweht:
Ich sehe Blitze leuchten
Durch diese schwüle Luft,
Die wen'gen Tropfen feuchten
Des Herzens dürre Gruft.
3. Es fühlt sich neu belebet
Bei diesem hellen Schein,
Ein Engel es umschwebet,
Und führt mich zu Dir ein,
Er führt auf schmaler Brücke
Mich übern tiefen Schlund,
Er öffnet meine Blicke
Und schließet mir den Mund.
4. O könnt' ich ewig beten
Zu Dir, o Herr, im Geist,
Da würd' auch ich betreten
Das Land, das sich mir weist.
Doch ich werd' fortgetrieben,
Ich dien' für Menschenspott;
Dein Trostwort nur ist blieben:
Dien' treu, so dienst Du Gott.

Clemens Brentano.

I. Sehnen.

1. Nach Sevilla, nach Sevilla,
Wo die hohen Prachtgebäude
In den breiten Straßen stehen,
Aus den Fenstern reiche Leute,
Schön geputzte Frauen sehen,
Dahin sehnt mein Herz sich nicht.
2. Nach Sevilla, nach Sevilla,
Wo die letzten Häuser stehen,
Sich die Nachbarn freundlich grüßen,
Mädchen aus dem Fenster sehen,
Ihre Blumen zu begießen,
Ach, da sehnt mein Herz sich hin.
3. In Sevilla, in Sevilla
Weiß ich wohl ein reines Stübchen,
Helle Küche, stille Kammer;
In dem Hause wohnt mein Liebchen,
Und am Pförtchen glänzt mein Hammer:
Poch' ich, macht die Jungfrau auf.
4. Nach Sevilla! nach Sevilla!
Hin zu ihr, der Heißgeliebten!
Hin muß ich zu ihren Füßen,
Sie zu sehen, sie zu sprechen,
Sie zu herzen, sie zu küssen.
Dahin sehnt mein Herz sich sehr.

II. Der Spinnerin Nachtlied.

1. Es sang vor langen Jahren
Wohl auch die Nachtigall.
Das war wohl süßer Schall,
Da wir zusammen waren.
2. Ich sing' und kann nicht weinen,
Und spinne so allein
Den Faden klar und rein
So lang der Mond mag scheinen.
3. Als wir zusammen waren,
Da sang die Nachtigall;
Nun martert mich ihr Schall,
Da Du von mir gefahren.
4. So oft der Mond mag scheinen,
Denk' ich wohl Dein allein;
Mein Herz ist klar und rein, —
Gott wolle uns vereinen.
5. Seit Du von mir gefahren,
Singt stets die Nachtigall;
Ich denk' bei ihrem Schall,
Wie wir zusammen waren.
6. Gott wolle uns vereinen!
Hier spinn' ich so allein;
Der Mond scheint klar und rein;
Ich sing', und möchte weinen.

III. Die Gottesmauer.

1. Drauß vor Schleßwig an der Pforte
Wohnen armer Leute viel.
Ach! des Feindes wilder Horde
Werden sie das erste Ziel.
Waffenstillstand ist gekündet;
Dänen ziehen aus zur Nacht;
Russen, Schweden sind verbündet,
Brechen ein mit wilder Macht.
Drauß vor Schleßwig, weit vor allen,
Liegt ein Hüttlein ausgesetzt.
2. Drauß vor Schleßwig in der Hütte
Liegt ein frommes Mütterlein;
„Herr! in Deinen Schoß ich schütte
Alle meine Sorg' und Pein!“
Doch ihr Enkel, ohn' Vertrauen,
Zwanzigjährig, neuster Zeit,
Hat, den Bräutigam zu schauen,
Seine Lampe nicht bereit.
Drauß vor Schleßwig in der Hütte
Singt das fromme Mütterlein.
3. „Eine Mauer um uns baue!“
Singt das fromme Mütterlein:
„Daß dem Feinde vor uns graue,
Nimm in Deine Burg uns ein!“
„Mutter!“ spricht der Weltgesinnte,
Eine Mauer ums Haus
Kriegt fürwahr nicht so geschwinde
Euer lieber Gott heraus!“ —
„Eine Mauer um uns baue!“
Singt das fromme Mütterlein.
4. „Enkel, fest ist mein Vertrauen!
Wenn's dem lieben Gott gefällt,
Kann er uns die Mauer bauen;
Was er will, ist wohl bestellt.“ —
Trommeln rumdibum rings prasseln;
Die Trompeten schmettern drein;
Rosse wiehern, Wagen rasseln;
Ach! nun bricht der Feind herein!
„Eine Mauer um uns baue!“
Singt das fromme Mütterlein.
5. Rings in alle Hütten brechen
Schwed' und Russe mit Geschrei,
Fluchen, lärmen, toben, zechen,
Doch das Haus gehn sie vorbei.
Und der Enkel spricht in Sorgen:
„Mutter, uns verräth das Lied!“
Aber sieh', das Heer von Morgen
Bis zur Nacht vorüberzieht.
„Eine Mauer um uns baue!“
Singt das fromme Mütterlein.
6. Und am Abend tobt der Winter,
Um die Fenster stürmt der Nord.
„Schließt die Laden, liebe Kinder!“
Spricht die Alte, und singt fort.
Aber mit den Flocken fliegen
Nur Kosakenpulke 'ran;
Rings in allen Hütten liegen
Sechzig, auch wohl achtzig Mann.
„Eine Mauer um uns baue!“
Singt das fromme Mütterlein.
7. „Eine Mauer um uns baue!“
Singt sie fort die ganze Nacht.
Morgens wird es still: „O schaue,
Enkel, was der Nachbar macht!“

Auf nach innen geht die Thüre;
Nimmer käm' er sonst heraus:
Daß er Gottes Allmacht spüre,
Liegt der Schnee wohl haushoch drauß.
„Eine Mauer um uns baue!"
Sang das fromme Mütterlein.
8. „Ja! der Herr kann Mauern bauen!
Liebe, gute Mutter, komm',
Gottes Wunder anzuschauen!"
Spricht der Enkel und ward fromm.
Achtzehnhundert vierzehn war es,
Als der Herr die Mauer baut';
In der fünften Nacht des Jahres
Hat's dem Feind davor gegraut.
„Eine Mauer um uns baue!"
Sang das fromme Mütterlein.

Jens Baggesen.

Trinklied.

1. Seit Vater Noah in Becher goß
Der Traube trinkbares Blut,
Trinkt mancher ehrliche Tischgenoß,
Doch keiner weiß, was er thut.
Man trinkt, wie man existirt,
Als wenn sich's von selbst so verstünde, was Trinken und Dasein heißt,
Des Trinkens Geist
Hat Niemand noch deduzirt.
Chor: Als wenn sich's von selbst so verstünde, was Trinken und Dasein heißt,
Den wahren Geist
Hat Niemand noch deduzirt.
2. Die Dichter sagen zwar weit und breit:
„Ich klinge, Du klingest, er klingt!"
Und ahneten Etwas von Göttlichkeit
Im: „Trinkt, Ihr Brüderchen, trinkt!"
Sie geben dem Denker den Wink;
Doch Keiner benutzt ihn ums Eine, was noth ist, zu finden drin,
Den großen Sinn
Im: „Trink', mein Brüderchen, trink'!"
Chor: Nein, Keiner benutzt ihn ums Eine, was noth ist, zu finden drin,
Den tiefen Sinn
Im: „Trink', mein Brüderchen, trink'!"
3. Ich hab' ihn errungen, den hohen Geist,
Gefasset den göttlichen Sinn,
Ich weiß, Ihr Trinker, was trinken heißt,
Und Alles, was noth ist, darin.
Merkt auf, und trinket hernach!
Damit nach Prinzipien ordentlich heut in dem Trinken sei
Philosophei,
Hört meine Lehre gemach!
Chor: Damit nach Prinzipien ordentlich heut in dem Trinken sei
Philosophei,
Hört seine Lehre gemach!
4. Ich setze mich an den Tisch voll Wein
Ihr Andern setzt Euch herum.
Gesetzt muß jeder Selbsttrinker sein,
Sonst purzelt am End' er doch um.
So sind wir denn Alle gesetzt!
Nun setz' ich mir richtig Gesetztem entgegen das volle Glas,
Thut Ihr auch das!
Jetzt kommt das Beste zuletzt.
Chor: Wir setzen uns richtig Gesetzten entgegen das volle Glas,
Gethan ist das!
Nun kommt das Beste zuletzt.
5. Das bloße Setzen ist Theorie;
Man dürstet immer dabei.
Die Praxis ist eben die wahre Sophie
Von unsrer Philosophei.
Und nun, wie machen wir das?
Ich schlürf' aus dem Glase den drin mir entgegengesetzten Wein
In mich hinein.
Ein Jeder leere sein Glas!
Chor: Er schlürft aus dem Glase den drin ihm entgegengesetzten Wein
In sich hinein.
Ein Jeder leere sein Glas!
6. Ihr merkt, Ihr Freunde, beim ersten Trunk,
Die Lehre führe zu was.
Ich philosophire nicht bloß zum Prunk,
Dozire nicht bloß zum Spaß!
Zwar trunken sind wir noch nicht,
Doch führt uns allmählig das Füllen und Leeren zum höchsten Zweck,
Wenn Jeder keck
Erfüllt die zechende Pflicht.
Chor: Doch führt uns allmählig das Füllen und Leeren zum höchsten Zweck,
Wenn Jeder keck
Erfüllt die zechende Pflicht.
7. Drum mach' ein Jeder, so oft als ich,
Den Wein im Glase kapott!
Am Ende findet er sich, wie mich,
Den wahren sophischen Gott!
Dann ist verschlungen der Wein!
Und gleichsam ein Ich, der das Nicht-Ich Tralirumla! verschlang,
Sitzt man trunken da:
Drum heißa, juchheißa! schenkt ein!
Chor: Ja, gleichsam ein Ich, der das Nicht-Ich Tralirumla! verschlang,
Sitzt man trunken da:
Das wahre Nicht-Ich ist Wein!

Franz Anton Joseph Ignaz Maria Freiherr von Sonnenberg.

I. Frankreich und Deutschland.

1. Gallia. Am Lorbeerhügel schlummert mein Donner itzt;
Wohl, Teuta, eile, hebe zur Donau Dich,
Und wasche Dir die Todeswunde
Dort, wo sie wirbelt; und wein' erst später!

2. Auf, eil', es möcht' erwachen der Schlummernde,
An meine Todten wieder erinnern mich!
Das stille Heldenlächeln meiner
Jünglinge zürnt ja nicht mehr, es stürmet

3. Der Hohenlinden furchtbares Lied nicht mehr!
Ich jauchz' am Ziele, kröne mit Lorbeer mich!
Du kränzest mit Cypressentrauer
Jetzt Dir die blutige Lock', und jammerst!

4. Teuta. Nicht traur' ich, Galla! trag' ich die Gräber gleich
Von meinen Schlachten immer im Busen mit:
Und graun sie mir auch nah' am Herzen,
Nah', und wie Kinder, am Mutterherzen;

5. In Hermanns Enkeln lächelt ja Teuta noch,
Der Thräne spottend, die sie um Mitternacht
Als Mutter — Einmal weinte! Einmal
War wohl die Siegerin Sparta — Mutter!

6. Gallia. In Hermanns Enkeln? — Sieh' es, ihr Jünglingsblut
Verschönt mir itzt die Röthe der Heldenwang',
Ihr Moos ergelbt schon in Italiens
Fernsten, verwüsteten Paradiesen.

7. Dich neckten, Müde! lächelnde Täuschungen, —
Wie Morgentraum! — Marengo verstäubte sie!
Tritt hin zum öden Donnerfelde!
Bebst Du! — Es schläft ja die Todesschlacht jetzt.

8. Tritt hin, und stehe (trockne des Herzens Blut!)
Mich hier umlorbeert, schrecklich und schön! Mich hier
Im Hochtriumphe meiner Größe,
Jubelnd am Sarge von Deinen Kindern!

9. Früh waren Schlachten, früh schon mein Wiegenlied,
Die alte Rom durchglühte den Busen mir,
Da stand ich auf, und meine Thaten
Wurden, Du sahst es, Gewitterstürme.

10. Zwar schlief ich sorglos flüchtigen Schlummer einst,
Da triumphirt'st, unedlen Lächelns, Du
Und thürmtest Deine Donnerschlünde
Wider mich auf schon zu Todtenglocken.

11. Allein schön zürnend sahst Du (ein Satyr!) mich
Bald auferwacht, bis schwül, an dem Abendroth
Marengo's, nun die hehre, große
Hoffnung des Vaterlands blutig reifte.

12. An jenem Tag, der dort, wie ein Fest, aufging,
Und Deine Siege alle zu Grabe trug;
Da sahst Du meine großen Söhne
Alle durchflammt von der Vorweltseele!

13. Doch ihnen weiß das dankende Vaterland
Zu lohnen auch, hoch wölbt sich ein Pantheon,
In ihm Denkmäler ihrer Großthat;
Späten Jahrtausenden Rednerinnen.

14. Einst bebt der Enkel still in das Heiligthum;
Die Seele lodert; stürmt ihm wie Ebb' und Flut;
Die Wang' ist bleich,.. er kann nicht weinen,..
Aber er knieet! — Verstehest Du's Teuta?

15. Teuta. Warum so keck doch zeigst Du den Lorbeerkranz
Von allen Höhn mir, wo Du zu Throne stiegst?
Das Große lärmt nicht! Tönte Stockachs
Lied Dir denn nicht, wie ein Winkelds-echo?

16. Das Blut Marengo's, ja, es verklärte Dich,
Doch spült es einst die Woge der Zeit mir weg;
Nicht ewig reizest Du! — Mein Zwillings-
Genius Alces war lang entschwistert:

17. Wie aber, wenn nun wieder das Bruderherz
Nur Einen Schlag schlägt? Galla, er könnte dann
Walhalla's hohe Winkelditin
Zürnend umarmen mit Hermannsliebe?

18. Wenn Stockach ihm und Novi das Brautlied dann
Um Mitternacht zudonnern, so könnt' er sie
Mit heißer Hermannslust umarmen.
Und Dir im Zorne die Tochter zeugen!

19. Gallia. Nicht Stolz verschminkt die Narbe Marengo's Dir!
Du tratst heran, als lockte nur Siegestanz;
In ruhiger Vorweltgröße
Kam ich, — und sah nun in Deinem Blute

20. Mein Bild! — Und holderröthend lächelt' ich sanft Dich an,
Und rief zu Schwesterkuß und zu Handschlag Dich,
Mit Hochgesang Dich in des Friedens
Götter-Hesperien zur Frühlingsfeier:

21. „Laß rings die Welt Ein Tempel der Freiheit sein,
Und dann in ihm den Aufgang und Niedergang,
Die Schläf' umweht von Oellaubskühle,
Schwören zum ewigen Brüderbunde!

22. Sie ist es, der vom Werthe der Ewigkeit
Die Wange glüht, vom Auge die Flamme weht,
Mittag stralt zum Pfad der Wahrheit,
Und zu ihr führet der Völker Kindheit!"
23. So sang ich, Teuta! wies zu der Ewigen!
Warum da rief Dein Donner ins Feuerfeld?
Du kamst, von Schlacht umwogt, Cheruskas
Glühende Jugend der Leichenwange
24. Zurück zu zaubern, weh' Dir! mit Jünglingsblut
Von meinen Kindern, daß Dir der Enkelwelt
Erzürnte Thrän' im Nesselngrabe
Später zur Thräne des Fluches werde!
25. Doch tanz' ich jetzo, wo, wie ein Beingehäus,
Der Riesin Stockachs blutiger Schädel moost,
Den schönen, großen Freiheitstanz, den
Furchtbar gebornen am Tag Marengos!
26. Teuta. Nur Freiheitslarve schmückte die Siegerin,
Die Deine Eden alle zu Höllen trat,
Und trunken von der Kinder Blute,
Die sie Dir würgte, die Welt angrinste.
27. Ja, Der empört' ich Schlachten aus Ost und West!
Der schönen Hohen zürnte mein Donner nicht,
Nur jener, wie der leichenvolle
Sarg des Jahrhunderts erst mit ins Grab riß,
28. Der zürnte Teuta. — Brach in der Waldschlacht nicht
Die Römerkett' ich? — Galla, Du kennst mich nicht!
Der Freiheit Tag, als Säugling spielt er
Jetzt schon am Busen der Winfelditin.
29. Doch triumphirst Du, weil Dir Cheruska fiel!
Der Donauadler täuschte aus Nebeln Dich:
Nicht Hermanns Sohn ist Hohenlindens
Flüchtling, ich kenne des Fremdlings Grab nicht!
30. Mit Deinen Schlachten tönteſt Du Schlummerlaut
Dem Heldenkind nur: feiert dem Greis dereinst
Die Enkelwelt ihr höchstes Fest noch;
Galla, — Du siehst mich an diesem Tage!
31. Dann weiß auch Ich zu lohnen den Göttlichen,
Am Abend dieses Tages der Thaten, — dann!
Das große Herz des Vaterlands ist
Ihnen geewigt zum Pantheone!
32. Decennien seh' ich fern schon vorübergraun, —
Ein alter Barde sitzet auf ihrem Grab,
— Verstummt! — der Enkel fühlt's — Erröthet —
Schweiget! und weinet zum erstenmale!
33. Er wandelt her der furchtbare Thatentag,
Im Männerkleid die junge Jahrhundert noch!
Wie glüht des Ruhmes Aufgangsröthe
Blutig und hehr von der Stralenwang' ihm!
34. Dann, gleich Erdbeben, donnernd daher ich geh',
Und meine Fürsten schüttle wie welkes Laub:
Dann winkst Du, Hermann, allen Enkeln,
Athmet in Alces nun — Eine Seele!
35. Ha, schön und furchtbar kommt er, der große Tag
Des Vaterlands! — Wie stürmet, wie flammt Dir bald
Des Herzens stiller Ungestüm zu!
Trauter! wie glühst Du in meiner Seele!
36. Die Nacht versinkt; es knieen die Kinder Teuts
Einst vor der Wahrheit! — Kannst Du von Deinen Höhn
Herab dann schaun, und stumm erröthen —,
Schwester! — dann hast Du mich erst verstanden!

II. Deutschlands Auferstehung.

1. Der Zukunft Pforten waren mir aufgethan,
Thuiskon sah ich, aber ins Joch gekrümmt,
Die Eumenid' an seiner Seite,
Und mit ihm spotten der Fremde Völker.
2. Walhalla staunt ihm, alles Enherion
Stand auf, und rief: Cheruska! Cheruska! wo
Bist Du? — Fort schleppt's, — und ganz Walhalla
Wandte sich um da mit Vorweltwürde.
3. Ha! wie so stumm jetzt, Mutter der Hermannsschlacht!
Und siehst Dein Kind noch trägst es, und nennst es noch
Beim Namen laut, und — keine Röthe
Schreckt Dir hervor in die Wang? — Cheruska!
4. Wie Grab verstummst Du, krümmst Dich, — und blickest nicht
Zur Erd', — und wagst noch wagst nach Walhall den Blick, —
Und schweigst, — und ohne Blut der Thräne?
Beugst Dich, und schleppest Dein Joch? — Cheruska!
5. Und mit dem Auge gar nach des Donners Sitz!
Und bebst nicht? — ha, Dein Auge verstand er doch,
Und Deines Schweigens kühne Stille,
Stille, wie Götter vor Thaten still sind,
6. Als er sein letztes flüchtiges Umschaun noch
Auf Dich hinzürnte, Wodans Olymp; verstand's,
Und wandte jetzt mit großem Hoffen
Wieder sich um, — und nun schwieg er mit Dir!
7. So schwieg die Heldenvorwelt Cheruska's einst,
Eh mit dem Tod ins Winfeld herab sie trat,
Eh' ihre Söhne Pantheone
Selber sich wurden und Ewigkeiten.
8. Allein in ihren Lorbeern erahndete
Nicht diese Stille, nicht sie Frankonia,
Und blickte nicht vom Aug' ihr Ernst her.
Laut mit unedlem Triumpheslächeln,
9. Marengo vor sich, rief sie: „ha, Deutscher, nun!
Wo ist Dein Vaterland? — In Marengo liegt's
Hier unter mir im Todesschlummer,
Wische die Nacht Dir vom Aug', und sieh' es!
10. Nicht Schlachtgeheule; meine Triumphe nicht;
Der Schwachen Kinder, die mit Dir spotten, nicht;
Dein Winseln nicht; kein Völkerröcheln
Schrecken es auf: — wie die Leiche da liegt!
11. Ein Fremdling schleichst Du unter Europa's Volk,
Und klirrst vor Knechtschaft! Siehst es, und hörst es laut,

Ha, und Dich wirft um Nacht kein höhres
Edles Erschrecken in schwüle Unruh!"
12. Voll Siegeskühne rief sie's, und lächelte,
Und freute wilder ihrer Triumphe sich,
Und sah nicht schon wie Lenzfrühröthe
Glühen Germanias Stralenwange.
13. Da sieh, vor, aus schwerem Gewölke, drängt,
(Und ein Walhall ging auf in Tuiskon's Aug'),
Die Morgensonne des Jahrhunderts,
Stralte herab, wie aus Wodans Himmel;
14. Und, gleich Erdbeben, athmete Winfeld auf,
Hoch schlug das drunter ruhende Vorweltherz;
Und „Hermann kommt! (so scholls,) und Alles
Liegen sich weinend umarmt am Herzen!"
15. „Dieß ist Dein Abend," — höhnte Frankonia,
Die Romerschütt'rin, düsteren Lächelns her, —
„Dein Abend ist's, der Nacht Verkünder;
Ha, und der ewigen Nacht Verkünder!"
16. Doch Teuta rief jetzt freudigen Ungestüms:
„Die Nacht ist hin! Walhalla steht auf, dieß ist
Des neuen Walhalls Morgensonne!"
Rief's, und ihr stürzte die Glut der Thräne.
17. Schlachtathmend rief sie's, rief's durch das Hermannsland,
Mit Donnerruf; nun wurde die Thräne Lied
Und ganz Walhalla kam auf Erden,
Kam in Thuiskon, und ganz Thuiskon
18. Ward Winfeld rings; und rings durch das Winfeld scholl's
Gebirg' herunter, Thäler herauf: erscholl's
Mit Wiederhall und Wiederhallen,
Scholl es herum durch die Höhn und Tiefen!
19. Wie Wettersturz rief's, donnert's: „Heran, heran
Zum Auferstehungstage des Vaterlands!"
Und meergleich brauste rings Thuiskon,
Brauste von Völkern in Waffenstürmen.
20. Da ging sie jetzt den hehren und schrecklichen
Erdbebengang die hohe Germania,
Da stürzten Frankonias Fürstenstühle,
Stürzten zu Trümmer die fremden Thron' hin;
21. Auf ihrem Chaos stand sie mit Majestät;
Der Wangen Aufgang wurde nicht blutiger,
Nicht Sturm ihr Aug'; ihr Blick war Himmel,
Schweigen der Götter war ihre Sprache.
22. Allein, herabgeschmettert ins Trümmergraus,
Wie Sturz der Hölle, schäumten aus ihrer Tief'
Mit dunkler Hela'swuth Empörung
Gegen sie her nun die Völkerquäler;
23. Und sprühten Flamme, griffen nach Blut herum;
Die Adler um sie streckten die Klau dann aus,
Und brausten auf, in ihrem Grimm sich
Wild in entjochte Völkernacken
24. Nun würgend einzukrallen zum Untergang,
Und, schlachtenheiß, zu schwelgen in Völkerblut;
Doch spät mit ihrer Häupter Stacheln
Spielten noch lächelnd der Starken Kinder.
25. Mit rasten hier die Fürsten des Bluts empor,
Und peitschten alle ihre Verderben auf,
Und schleppten so, das Herz voll
Untergang, donnernde Heer' an Heeren
26. Mit sich ins Streitfeld, ha, und in schrecklicher,
In grauser Ordnung, schlachtengewohnt, herab.
Da trat Cheruska, erderschütternd,
Ruhig und kühn zu der Todesschlacht her.
27. Walhalla sah zum Winfeld die Wolk' herab:
Wie weht, wie weht die Fahne des Vaterlands!
Wie wogt's ihr nach von Heldenvölkern!
Flammet's ihr nach von der Schwerdter Blitzen!
28. Weit rauscht's umher! Laut donnernd das Väterlied
Der Freiheitsschlacht. Jetzt, Hermann! Dein Volk, wie strömt's,
Wie strömt's heran, und fordert Winfeld,
Winfeld! Germania kommt; zujauchz' ihr!
29. Ja, wie die Vorwelt kam sie, der Locke Gold
Flog von der Morgenröthe der Wang' hinweg,
Ihr Antlitz ein Olymp, ihr Auge
Voll von des Vaterlands Auferstehung.
30. Sie hub's empor mit Gottheit, dem Aufgang gleich
Ihr Blick. — Ihr Blick! — hinstürzt' er, ein Wetter, jetzt,
Hinblitzt' er, flammt' ins Heer der Knechtschaft,
Schreckt' ihm zu Leiche das düstre Antlitz.
31. „Wie, meine Kinder, — rief sie, — an diesem Tag
Hier wider mich, die Mutter! — das Vaterland, —
Ha, Hermann, hörst Du's? Vaterwelt, Du? —
Wider das Vaterland! — Hermann, hör's nicht! —
32. Zurück zu mir!" ... Da riß sie das Brustgewand,
Weit riß sie's auf, ich sah nicht auf ihrer Brust
Marengos Donnernarbe glühen,
Hub sich jungfräulich ihr Heiligthum noch.
33. Mit Mutterbeben warf sie die Arm' empor,
Weit auseinander, Alles Thuiskon jetzt
Am heißen Ungestüm des Busens
Hier zu umarmen mit großem Einmal,
34. Da stürzt' ein hohes Volk an ihr großes Herz
Rief: Mutter! — rief's erschütternd, und Schauer bebt'
Herab durchs Heldenheer, und Alles
Reichte die Hand hin zum Brüderbunde.
35. Doch Auslandsvölker wälzten mit Todeslied,
Mit Todeslied teutonische Heere selbst,
Gepeitscht vom Grimm der Völkerquäler,
Fürchterlich auf sie die Flut der Schlacht her.
36. Jetzt zuckt' ihr Blitz, und wölkte sie Finsterniß
Um's Aug' herauf; jetzt zürnet' und wüthete
Aus ihrem Auge ganz Walhalla,
Trieb sie Erdbeben mit jedem Schritt auf,
37. Und rief dem Donner! — Doch in des Wetteraug's
Verderben glänzt' es. — Thronerin Südens, nun
Warum Dein Antlitz um? — Die Thräne! —
Sahst Du's? — Und fühltest Du Dich erröthen?
38. Sie glänzte! — Blieb die Würgerin Mutter doch!
Du sahest nicht sie, Enkel! drum kommt Dir nicht
Die stumme Stunde, die sie nachfühlt,
Schauert zu weinen, und — doch nicht nachweint!

39. Sie war es, Enkel! aber sie war es auch,
Worin ihr Bild die eiserne Knechtschaft sah,
Von Kett' umklirrt; im Wiederscheine
Grinsen es sah, und — sich nicht entsetzte!

40. Drum Schlacht! — und Schlacht war! Schlacht es und Todesnacht!
Und Alles ward ringsher in ihr hingestürzt,
Und von den Wolken rief Walhalla,
Sang es, und donnert' es: hier ist Winfeld!

41. Und Vorweltthaten stralten, und ewigten
Thuiskon hier! Des brausenden Jünglings Brust,
Die ihm sein eigner Scheiterhaufen
Lange schon war, und mit Wuth aufflammte,

42. Hier brach mit einmal, wie ein Vesuv, sie los,
Warf Schlacht um sich und Tode und Wogen Bluts;
Er war ein Heer dem Vaterlande,
Ward ein Jahrhundert voll Heldenthaten.

43. Glut haucht's herum! Wie ebbt' und wie fluthete
Der Streit durchs Dunkle! thürmte sich Tod auf Tod!
Ein großer Mensch trat her; Dein Auge,
Hermann! so glänzte Dir's nur in Thaten!

44. Ein großer Mensch! Er kam, und Walhall stand auf,
Und Hermanns Brust erhub sich! Er kam, nach zwei
Jahrtausenden sein Erstgeborner!
Trat mit der Fahne des Vaterlandes,

45. Der Nachtzeit Geist in sich und der Vorzeit Herz,
Dorthin, wo's mitternachtete, siegt heran,
Wie eine Nation allein Er,
Herrschet', und riß mit sich fort Cheruska.

46. Im Pantheon der Vorwelt erwuchs der Held
Vom Mann zum Menschen, weinte vor Hermanns Bild
Als Knabe schon, und früh in Nächten
Rief schon mit glühender edler Unruh

47. Des Heldenkindes Seele: mein Vaterland!
Im Frühschein rief sie's, rief's in der Späte Röth',
Und Sehnsucht nach der Väter Zeiten
Hub ihm die Brust, und zu Purpur glühte

48. Die Wang', aufriß er, streckte voll Ungestüm,
Den kleinen Arm aus; bebt', und des Vaters Stimm'
Umscholl ihn hell: wohin? — Nach Winfeld!
Schluchzte der Knabe mit Sturm des Herzens.

49. Und nun als Mann, nun stand er im Winfeld da,
Wie Hermann stand! Und stand für das Vaterland,
Wie ein Jahrhundert voller Thaten; —
Sieger! — und sank, wie der Große Sempachs.

50. Vom Herzen stürzten Dir noch, Germania!
Viel Heldentode; spritzt' es von Blut Dir noch
Wie Abendroth ins Mutterauge!
Aber auch Winfeld ist Dein! nun spritz' es! —

51. Nicht mehr! — Schon stürmt' und brauste die Flut daher,
Durch Nacht und Glut, durch Weiten voll Völkertod;
Und tief herab durch graue Ferne
Heulte sie fort wie Orkangewirbel.

52. Olymp genug, schwieg, jetzt, wie das Meer, wenn's ruht,
Die Majestät der hohen Germania,
Und würgte nicht die Flucht, und ließ nicht
Ihre Triumphe ins Ausland wüthen.

53. Kein Donner sang zu lärmendem Siegestanz;
Der Kinder Tode hub sie ans Mutterherz,
Und ward ihr Pantheon, und Maal war
Ihren Unsterblichen jeder Blick schon!

54. Aufging die Morgenröthe der Freiheit jetzt,
Ihr mündig ward das heilige Heldenland;
Bald ganz Cheruska weint', bald wurd' es
Eine Umarmung! — O Götterwollust!

55. Da mit zu weinen! Söhne der Nachwelt, da
Mit zu umarmen! Rufen: mein Vaterland!
In dieser Thrän' es rufen, ach! in
Dieser Umarmung mit ganz Thuiskon!

56. An diesem Tag am Herzen des Vaterlands! — —
Ha, daß man über mir des Jahrhunderts Moos
Schon herweht, das zu wissen, gräbt mir
Grab in die Seele, wird Nacht ums Herz mir! —

57. Was sangst Du, Barde? ward ja Dein Auge Glut!
„Thuiskons Fest!“ — Ha, Kühner, das wagtest Du?
Und lauten Jauchzens? — Nein, Du sangst's nicht! —
Barde, Du sangst nicht das Fest Thuiskons!

58. Dir bebt die Stimm' jetzt, Barde! Du weinst, und kannst
Nicht weiter singen? — Aber Du wagst es nun
Und schauerst, — und verstummst für ewig? —
Barde, Du sangest das Fest Thuiskons! —

59. Hinauf den Blick, Urenkel! — War's Schrecken wohl,
Und welcher Schrecken, was so verwirret jetzt
Ans Herz der Donnrerin Marengo's
Riß, und im Auge so wild ihr zuckte?

60. Auffuhr sie; rauscht' herab von den Lorbeerhöhn;
Wie himmelhehr jetzt, kam sie im Wolkenkleid
Voll Sturm die Brust, die Wange Morgen,
Stürzt' an Germania's Brust herunter:

61. Und stand voll Ernst, und reicht' ihr die Hand, und schwieg! —
Doch, stiller Enkel! — Stillrer! verstehst Du auch
Die Röth' in ihrem Antlitz? — Enkel!
Und das zum Busen gesenkte Auge? —

62. Wie glüht, wie glüht mein Herz Dir, o Vaterland!
Dich leugnet laut und ernst zwar der Mitwelt Geist,
Du aber warst, und bist, und wirst sein,
Vaterland Hermanns! — drum schweig', o Harfe!

Ludwig Gotthard Kosegarten.

I. Margaretha und der Drache.

Im dumpfen Kerker, auf verfaultem Stroh,
Von Nattern angezischt und gift'gen Kröten,
Lag Margaretha, die Bekennerin.
Noch blutete der Jungfrau zarter Leib
5 Von tausend Wunden, so die Geißel ihr,
So ihr des Eisenkammes Zahn zerrissen.
Doch selig war ihr Herz. In Wonne schwamm
Ihr Innerstes. Sie hatte Qual und Schmerz
Um den, der sie bis in den Tod geliebt,
10 Dankbar erduldet. Solches Trostes voll
Gemahnten ihr des Kerkers grüne Quadern
Wie Marmelstein; des Strohes mürbe Schütte
Bedünkt' ihr weicher, als der weichste Flaum.
Die Erde schlief. Die Heil'ge wachte noch
15 In ihres Kerkers Mitternacht, als plötzlich
Ein grauses Licht die schwarze Nacht erhellte.
Im rothen Glanz des trüben Lichts erschien
Der frommen Jungfrau ein geschuppter Drache,
Und bäumte furchtbar den gekerbten Kamm.
20 Die ruß'gen Flügel hingen schwer herab;
Der buntgefleckte Schweif, in tausend Ringeln
Sich rollend, furchte rings den Grund; den Augen
Entfuhren Blitz auf Blitz, dem rothen Schlund
Entschossen Schwertern gleich drei Zungen. Zischend,
25 Als wollt' es Eines Bisses sie verschlingen,
Fuhr auf die Jungfrau zu das Ungethüm.
Doch Margaretha, eingedenk der Worte:
Auf Drachen und auf Ottern sollst Du gehn;
Stand ruhig auf, erhub den zarten Fuß,
30 Und setzt' ihn kühnlich in des Lindwurms Nacken.
Da krümmte sich der ungeheure Wurm
Lautheulend zu der Jungfrau zarten Füßen.
Sich ängstlich windend, rief er ängstlich aus:
„Laß, Jungfrau, ab! Laß ab, Unschuldige!
35 Dein Fuß ist eisern; Deiner Fersen Kraft
Zermalmt die Sehnen mir bis auf das Mark."
Doch streng' und ernst sprach die erhabne Jungfrau:
„Nicht lass' ich, Arger, Dich, bis Du bekennst,
Feind, wie Du heißt, und was Du willst an mir."
40 Und ängstlich stöhnend sprach der feige Wurm:
„Der Even tückisch einst den Apfel reichte,
Der in der Wüste Deinen Herrn versuchte,
Der in Ischarioths schwarze Seele fuhr,
Der Deine Brüder Tag und Nacht verklaget,
45 Der bin ich, Jungfrau... Laß, laß ab von mir!"
Doch ernst und strenge sprach die hohe Jungfrau:
„Nicht lass' ich ab von Dir, bis Du bekennst,
Feind, was Du willst an mir, an Christus Braut."
Und ängstlich stöhnend sprach der feige Wurm:
50 „Dich schrecken wollt' ich, Jungfrau, Dich verleiten,
Daß Du verläugnetest den Freund. Doch wehe!
Groß ist der Unschuld Macht, des Glaubens Kraft
Zu stark für mich, und für die ganze Hölle.
Laß, Jungfrau, ab, laß, fleh' ich, ab von mir."
55 Doch streng' und ernst sprach die erhabne Jungfrau:
„Nicht eher lass' ich Dich, bis Du mir schwörst,
Nie wieder, Feind, mit Deiner Ungestalt
Mein Auge zu verwunden, nicht zu trüben
Der Scheidenden den letzten Augenblick."
„Ich schwör' es, Jungfrau," rief der feige Wurm, 60
„Nur fleh' ich Dich, laß ab von mir. Die Qual
Der Hölle trug ich seit Jahrtausenden,
Doch keinen Pulsschlag, keinen Augenblick
Ertrag' ich länger Deines Fußtritts Qual."
„Fahr hin, Feind," sprach die gottgeweihte Jungfrau, 65
„Fahr hin! Du, Deiner Ohnmacht knirschendes
Bewußtsein folge Dir zum Ort der Qual!"
Sie zog zurück den jungfräulichen Fuß.
Der Wurm verschwand. Die Jungfrau blieb allein
Umstralt von Himmelslicht und Himmelsruhe! 70

II. Das Brod des heiligen Jodocus.

Zu prüfen seines Dieners Lauterkeit,
Kam einst der Herr vor Sanct Jodocus Thüre
In ärmlicher Gestalt, und bat um Brod.
„Gib," sprach Jodocus, „gib ihm, guter Schaffner."
„Herr," sprach der Schaffner, „nur Ein Brod ist übrig. 5
Was bleibt denn Dir und mir und unserm Hunde?"
„Gib immer," sprach der Abt. „Der Herr wird sorgen."
Der Schaffner nahm das Messer, zirkelte
Mit Fleiß, und schnitt genau das Eine Brod
In vier ganz gleiche Stücke, reichte eins 10
Dem Bettler hin, und sprach nicht allzufreundlich;
Eins Dir, Eins mir, dem Abt Eins, Eins dem Hunde!"
Jodocus lächelt' und der Bettler ging.
Nicht lang', und in noch ärmlich'rer Gestalt
Kam abermal der Herr, und bat um Brod. 15
„Gib," sprach Jodocus, „gib mein Stücklein ihm.
Der Herr wird sorgen." Und der Schaffner gab's.
Nicht lang' und noch verhungerter erschien
Zum drittenmal der Herr und bat um Brod.
„Gib," sprach Jodocus, gib Dein Stücklein ihm. 20
Der Herr wird sorgen." Und der Schaffner gab's.
Nicht lang', und lahm, blind, nackt und bloß erschien
Zum viertenmal der Herr, und fleht' um Brod.
Jodocus sprach: „Gib ihm des Hundes Stücklein;
Der Herr wird sorgen, der die Raben speist." 25
Der Schaffner gab das Stück. Der Arme ging.
Und eine Stimm' erscholl: „Groß ist Dein Glaube,
Du Deines Meisters ächter Jünger, groß;
Und wie Du glaubtest, so soll Dir geschehen."
Der Schaffner trat an's enge Fenster; schau! 30
Da landeten im nahen Fluß vier Schifflein,
Mit Brod und Obst und Oel und Wein befrachtet.
Der Schaffner eilte freudig an den Strand.
Von Menschen fand er keinen, fand dafür
Am Ufer eine weiße Flagge wehn, 35
Woran in Goldschrift diese Worte flammten:

„Vier Schifflein sendet, der die Raben speist,
Dem Abt, der heute viermal ihn gespeiset,
Ihm Eins, dem Schaffner Eins, und Eins dem Hunde.
40 Das vierte bleibt des Senders armer Sippschaft.“

III. Das Amen der Steine.

Vom Alter blind, fuhr Beda dennoch fort,
Zu predigen die neue frohe Botschaft.
Von Stadt zu Stadt, von Dorf zu Dorfe wallte
An seines Führers Hand der fromme Greis,
5 Und predigte das Wort mit Jünglingsfeuer.
Einst leitet' ihn sein Knabe in ein Thal,
Das übersä't war mit gewalt'gen Steinen.
Leichtsinnig mehr, als boshaft sprach der Knabe:
„Ehrwürd'ger Vater, viele Menschen sind
10 Versammelt hier, und harren auf die Predigt.“
Der blinde Greis erhob sich alsobald,
Wählt' einen Text, erklärt' ihn, wandt' ihn an,
Ermahnte, warnte, strafte, tröstete
So herzlich, daß die Thränen mildiglich
15 Ihm niederflossen in den grauen Bart.
Als er beschließend drauf das Vater Unser,
Wie sich's geziemt, gebetet, und gesprochen:
„Dein ist das Reich, und Dein die Kraft, und Dein
Die Herrlichkeit bis in die Ewigkeiten“ . . .
20 Da riefen rings im Thal viel tausend Stimmen:
„Amen, ehrwürd'ger Vater, Amen, Amen!“
Der Knab' erschrak, reumüthig kniet' er nieder,
Und beichtete dem Heiligen die Sünde.
„Sohn,“ sprach der Greis, „hast Du denn nicht gelesen:
25 Wenn Menschen schweigen, werden Steine schrei'n;
Nicht spotte künftig, Sohn, mit Gottes Wort;
Lebendig ist es, kräftig, schneidet scharf,
Wie kein zweischneidig Schwert. Und sollte gleich
Das Menschenherz sich ihm zu Trotz versteinen,
30 So wird im Stein ein Menschenherz sich regen.“

IV. Das Gesicht des Arsenius.

Arsenius hört' eine Stimm' ihm rufen:
„Komm', und ich will der Menschen Thun Dir zeigen.“
Der Klausner ging hinaus zum erstenmal;
Und einen Mohren sah er, welcher emsig
5 Holz hackend, einen schweren Bündel häufte,
Und da er ihn zu heben nicht vermochte,
Ihn immerfort mit neuen Scheitern mehrte.
Der Klausner ging hinaus zum andernmal,
Und einen Menschen sah er, welcher Wasser
10 Aus einem Teich in eine löchrige
Zisterne goß. Verloren war die Mühe.
Das Wasser floß zurück; der Teich blieb immer
Gefüllt, und immer die Zisterne leer.
Der Klausner ging hinaus zum drittenmal,
15 Und sah gestreckten Laufs zwei trotz'ge Reuter
Mit starken, in die Queer gelegten Balken
Ansprengen gegen eines Tempels Thor.
Umsonst! Anrennend mit den Balken, prallten
Sie stets zurück, und blieben ewig draußen.
20 Da sprach Arsenius: „Herr, deute mir,
Was ich gesehn!“ und dieses war die Deutung:
Der Mohr, der immerfort sein Bündel häuft,
Das ist der Mensch, der manche Sünde that,
Und weil er solche abzuthun verzweifelt,
25 Die alte Sünde stets mit neuer häuft.
Der Thor, der Wasser schöpft, wie in ein Sieb,
Das ist der Mensch, der Gutes thut, doch immer
Dazwischen mehr des Bösen. Müh' und Arbeit
Und auch des Guten Frucht verliert ein solcher.
30 Die tollen Reuter, die mit Unverstand
Das Thor zu sprengen meinen, das sind Die,
Die mit Gewalt und Uebermuth die Burg
Des Himmels zu erstürmen drohn. Umsonst!
Es öffnet sich das diamant'ne Thor
35 Der Demuth nur dem Glauben und der Liebe!

Karl Ludwig von Knebel.

Hymnus an die Sonne.

Hymnenvoll ist die Seele, sie soll sich in Hymnen ergießen!
Wie er dem Schoße des Meers entsteigt, der gewaltige Titan,
Sein viellockiges Haupt mit neuen Stralen umwunden!
Erde schweiget, es schweigt das Meer, es schweigen die Lüfte,
5 Und ein heilig Gefühl durchdringt die Pole des Weltalls.
Lebenerwecker, komm'! o komm', Du freundlicher Tongott!
Sing' Dein unsterbliches Lied an der blauen Schale des Himmels!
Dein erwartet Natur. Es schliefen alle die Saiten,
Alle die Töne verstummten, die Du nun wiederum aufweckst.
10 Wie erwacht die frohe Musik, wie begeistert das Leben
Ueber Länder und Meer und Städt' und duftige Seen,
Schattige Berge! Dein Stral zieht von der Stirne des Felsen
Lieblich den Schleier herab, und übergießt ihn mit Purpur.
Um mich erwacht der Gesang des regen Waldes. Der Reiher
15 Schwinget den schweren Flug und schlägt Dir entgegen den Fittig;
Vom Rohrdommel erschallt aus düstern Teichen Dein Loblied,
Und aus grünendr Saate aufschwirrend singt es die Lerche.

Brüllend verläßt den Anger der Hirsch und suchet den Hain auf,
Und im lachenden Thal, wo alle Freuden sich sammeln,
20 Dringt der beseelte Ton von tausend Stimmen zu Dir auf.
Aber was ist Dein herrlicher Stral dem begeisterten Menschen!
Allbelebendes Licht, und allerquickende Wärme,
Ohne Dich wäre die Welt ein dumpfes, finsteres Chaos,
Ginge den grausen Gang in ungeregelten Pulsen!
25 Alles erhält Bewegung durch Dich, und Leben und Bildung,
Und den schimmernden Reiz von tausend Farbengestalten.
Zeitenmesser, Du Ordner der irdischen, himmlischen Dinge!
Der in gewandten Kreisen das Jahr am Himmel herumführt,
Und durch geringe Beugung der Zeiten Wechsel vollendet,
30 Treibst den Favonius an am frühen Morgen des Jahres,
Daß er die Erd' entschließ' und mit ihr wartende Keime.
Willig befolgt er sein Amt, und lockt mit wärmendem Hauche
Glänzende Saaten hervor, und brütet schwellende Knospen.
Mit ihm zugleich erwacht das Reich der Schönheit und Liebe;
35 Ihren goldenen Stuhl umtanzen die fröhlichen Stunden.
Feuriger dringst Du den Aether hinan, und schaffest den Sommer.
Kaum verbergen uns noch die breiten Schatten der Ulme
Vor dem brennenden Stral: er reift die goldenen Aehren,
Kochet süßer die Frucht der balsamduftenden Staude.
40 Langsam schreitet und träg der schwerbelastete Herbst nach,
Schüttet sein Füllhorn aus; es laben sich Menschen und Thiere.
Fröhlicher lacht auf Hügeln, bekränzt vom luftigen Weinstock,
Bacchus liebliche Frucht: sie weckt zu Gesängen und Reihen,
Unter dem Tanz' erschallet der Ruf dem Gotte des Weinbaus.
Auch den Winter besuchest Du noch, und leihest 45 ihm Leben:
Wann der glänzende Tag von Bergen und Höhen daherstralt,
Ueberall die Natur vom Leichentuche bedecket,
Ausruht unterm Gewand, und neues Leben bereitet.
Sonne, Dein hoher Stral herrscht ewig über dem Weltall,
Und Du rufst Geschlechter hervor, und siehst sie 50 vergehen!
Von der Eos äußerstem Rand bis an die Gestade,
Wo Du die feurige Glut in Abendmeeren versenkest;
Von dem brennenden Sand der Wüste bis zu dem Himmel,
Der mit starrendem Eis die traurigen Fluren umfesselt,
Gibst Du Allem Gedeihn und Lust und schmei- 55 chelndes Wohlsein,
Und es beten die Völker Dich an, und jauchzen Dir Wonne.
Ewiger Quell des Lichts! Du nieversiegbarer! mich auch
Hat Dein Funken erweckt zur kurzen Dauer des Lebens,
Und Du hast es beseelt mit mannigfaltigen Freuden;
Aber es wird vergehn, und Du bleibst! Wech- 60 selnde Zeiten
Hauchen über das Rund, auf dem mein Wesen entstanden,
Wieder neue Geburt und neues Vergehen der Dinge.
Freue Dich Deines herrlichen Lichts, o goldene Sonne!
Tritt aus Wolken hervor, und verbirg Dich wieder in Wolken!
Alles irdische Wesen ist Spiel. Doch wann Du 65 erwärmend
Künftig den leisen Stral durch stille Cypressen herabsenkst,
Streu' auf den Hügel ihn aus, der meine Asche bedecket,
Und erwecke Gefühle, die schönste Blüthe der Menschheit.

Siegfried August Mahlmann.

I. Frage und Antwort.

1. „Wo wächst die Rose von Dornen rein?“ —
Mein Kind, ich weiß es nicht;
Das kann keine Rose der Erde sein,
Die nie verwundet und sticht. —
2. „Ich hätte die Rose so gern, so gern;
Doch fürcht' ich mich vor Schmerz!
Drum steh' ich immer und bleibe fern,
Und Sehnsucht foltert mein Herz!“ —
3. Nicht also, Kind; greif' muthig zu,
Und frisch in die Dornen hinein!
Den kleinen Schmerz nicht achte Du!
Die Rose, die Ros' sei Dein!

II. Rettung.

1. Wenn die Welt Dich hart bedrängt,
Alle Sterne Dir verschwinden,
Dich Dein liebstes Leben kränkt:
Sprich, wo willst Du Rettung finden?
2. Greife nicht nach Außen hin!
Leicht wirst Du durch Schein betrogen!
Traue nicht auf Menschensinn!
Wieder lügt, wer einst gelogen!
3. Aber steig' hinab in Dich!
Kräfte, welche lange schliefen,
Hält Dein unergründlich Ich
Tief in seinen innern Tiefen.
4. Du bist Herr in Deiner Welt!
Hast Du Dich, so hast Du Alles!
Lächelst, wenn Dein Glück zerfällt,
Ruhig seines wilden Falles.
5. Bleibst Du so Dir selbst getreu,
Dann kann Dich kein Schicksal ketten;
Gott ist in Dir! athme frei!
Trau' auf ihn, er wird Dich retten!

III. Sternhelle Nacht.

1. Gottes Pracht am Himmelsbogen
Ist in Sternen aufgezogen!
Welch ein heilig stilles Chor!
Daß das Herz Dir größer werde,
Blicke von der kleinen Erde
Zu dem ew'gen Glanz empor!
2. Kannst Du noch Dein Auge senken?
Deines armen Lebens denken,
Und was irdisch Dich betrübt?
Der den Flammenkranz gewunden,
Hat Dich seiner werth gefunden,
Ist ein Vater, der Dich liebt.
3. Aus der Sterne Millionen,
Aus den glanzerfüllten Zonen,
Hat er seinen Thron erbaut,
Seiner Welten lichte Heere,
Seiner Sonnen Flammenmeere
Wandeln, wo sein Auge schaut!
4. Seine Liebe spricht den Segen,
Daß auf ihren ew'gen Wegen
Nie sein Auge sie vergißt.
Allem Dasein, allem Leben
Hat er diesen Trost gegeben:
Hallelujah, daß Du bist!

Luise Brachmann.

I. Schlummerlied für mein Herz.

1. Sei still mein Herz, was pochst Du so?
Ach schlummre doch einmal!
Vergiß die Freude, die entfloh,
Vergiß die bittre Qual.
2. Sanft geh' die dunkle Bahn hinab,
Und unten ist's so kühl.
Birgt nicht das tiefe, stille Grab
Der liebsten Wünsche Ziel?
3. Die Wieg' ist dieses Leben ja
Der kindlichen Natur;
Die sanfte Mutter ist uns nah',
Doch zeigt sie fern sich nur.
4. Der Tag ist lang und unruhvoll;
Zuweilen trifft ein Stral
Aus ihren milden Augen wohl
Des Kindes Wieg' einmal.
5. Doch wenn die stille Nacht beginnt,
Dann nimmt ans weiche Herz
Sie liebend ihr verlaßnes Kind,
Und stillt des Kleinen Schmerz.
6. Und unter süßen Melodien
Schläft sanft das Kindlein ein;
Die Blumen goldner Träume blühn
In seinen Schlaf hinein.
7. Drum still, mein Herz! Vielleicht einmal
Tönt noch mit leisem Klang
Auch Dir beim letzten Sonnenstral
Ein sanfter Schlafgesang.

II. Elwira.

1. Was willst Du, süßes Kind mit goldnen Locken,
Mit lichten, sternengleichen Augen, sprich,
In diesem armen Hüttchen? Ach erschrocken
Und ungewohnt des Anblicks find' ich Dich!
2. „Ich bin das Glück, und will Dir Freude bringen,
Du armes Herz, nach langer Leidensnacht.
Der Morgen kömmt! Hörst Du die Lerchen singen?
Nach langem Dunkel ist das Licht erwacht.
3. Bald wird auch Dir ein neuer Morgen glänzen,
Ich bringe Freud' und Glück und Liebe Dir.
Bald werden Rosen Deine Stirn' umkränzen,
Und zarte Myrthen, froher Bräute Zier!" —
4. Ach, süßes Kind, erloschen ist von Thränen
Elwirens Aug'; ich kenne Dich nicht mehr.
Erstorben ist das feurig rege Sehnen
Nach Deinem Gruß; mein Herz ist hoffnungsleer.
5. Ich kann nicht mehr die holden Worte fassen,
Die zephyrleicht dem süßen Mund entfliehn;
Zum Glücklichsein hat mich die Kraft verlassen,
Was einmal starb, kann nie zum Leben blühn! —
6. „O wiederkehren wird der Sonnenschimmer
Auf dieses holde Jugendangesicht,
Zu früh zum Gram gebleicht, doch nicht auf immer!
Vertrau' auf mich, und fürcht' und zweifle nicht!" —

7. Und kannst Du öffnen denn des Grabes Riegel?
Und rufen, was den Schoß der Erde füllt?
Und lösen das verhängnißvolle Siegel,
Das meiner Vorzeit lichten Raum verhüllt?
8. Nein, laß mich einsam durch das öde Leben
Mit meinem Schmerz, mit dem geliebten, gehn.
In jenem Lande, wo sich Palmen heben —
Du süßes Kind, leb' wohl! auf Wiedersehn!

III. Columbus.

1. „Was willst Du, Fernando, so trüb und bleich?
Du bringst mir traurige Mähr?" —
„Ach, edler Feldherr, bereitet Euch!
Nicht länger bezähm' ich das Heer.
Wenn jetzt nicht die Küste sich zeigen will,
So seid Ihr ein Opfer der Wuth;
Sie fordern laut, wie Sturmgebrüll,
Des Feldherrn heiliges Blut."
2. Und eh noch dem Ritter das Wort entflohn,
Da drängte die Menge sich nach;
Da stürmten die Krieger, die wüthenden, schon,
Gleich Wogen, ins stille Gemach,
Verzweiflung im wilden, verlöschenden Blick,
Auf bleichen Gesichtern den Tod:
„Verräther, wo ist nun Dein gleißendes Glück?
Jetzt rett' uns vom Gipfel der Noth!
3. Du gibst uns nicht Speise, so gib uns denn Blut!"
„Blut!" riefen die Schrecklichen, „Blut!"
Sanft stellte der Große den Felsenmuth
Entgegen der stürmenden Flut.
„Befriedigt mein Blut Euch, so nehmt es, und lebt!
Doch, bis noch ein einziges Mal
Die Sonne dem feurigen Osten entschwebt,
Vergönnt mir den segnenden Stral.
4. Beleuchtet der Morgen kein rettend Gestad,
So biet' ich dem Tode mich gern;
Bis dahin verfolgt noch den muthigen Pfad
Und traut der Hülfe des Herrn!"
Die Würde des Helden, sein ruhiger Blick,
Besiegte noch einmal die Wuth.
Sie wichen vom Haupte des Helden zurück
Und schonten sein heiliges Blut.
5. „Wohlan denn, es sei noch! Doch hebt sich der Stral
Und zeigt uns kein rettendes Land;
So siehst Du die Sonne zum letzten Mal!
So zittre der strafenden Hand!"
Geschlossen war also der eiserne Bund;
Die Schrecklichen kehrten zurück.
Es thue der leuchtende Morgen uns kund
Des herrlichen Dulders Geschick.
6. Die Sonne sank, der Schimmer wich;
Des Helden Brust ward schwer;
Der Kiel durchrauschte schauerlich
Das weite, wüste Meer.
Die Sterne zogen still herauf,
Doch ach, kein Hoffnungsstern!
Und von des Schiffes ödem Lauf
Blieb Land und Rettung fern.
7. Sein treues Fernrohr in der Hand,
Die Brust voll Gram, durchwacht,
Nach Westen blickend unverwandt,
Der Held die düstre Nacht.
„Nach Westen, o nach Westen hin
Beflügle Dich, mein Kiel!
Dich grüßt, noch sterbend, Herz und Sinn,
Du, meiner Sehnsucht Ziel!
8. Doch mild, o Gott, von Himmelshöhn
Blick' auf mein Volk herab!
Laß nicht sie trostlos untergehn
Im wüsten Flutengrab!"
So sprach der Held, von Mitleid weich.
Da, horch! welch eil'ger Tritt?
„Noch einmal, Fernando, so trüb und bleich?
Was bringt Dein bebender Schritt?"
9. „Ach, edler Feldherr, es ist geschehn!
Jetzt hebt sich der östliche Stral!" —
„Sei ruhig, mein Lieber, auf himmlischen Höhn
Entsprang der belebende Stral.
Es waltet die Allmacht von Pol zu Pol;
Mir lenkt sie zum Tode die Bahn." —
„Leb' wohl denn, mein Feldherr, leb' ewig wohl!
Ich höre die Schrecklichen nahn!" —
10. Und eh noch dem Ritter das Wort entflohn,
Da drängte die Menge sich nach;
Da strömten die Krieger, die wüthenden, schon,
Gleich Wogen ins stille Gemach.
„Ich weiß, was Ihr fordert, und bin bereit:
Ja werft mich ins schäumende Meer!
Doch wisset, das rettende Ziel ist nicht weit. —
Gott schütze Dich, irrendes Heer!" —
11. Dumpf klirrten die Schwerter, ein wüstes Geschrei
Erfüllte mit Grausen die Luft.
Der Edle bereitete still sich und frei
Zum Wege der flutenden Gruft.
Gelöst war nun jedes geheiligte Band;
Schon sah sich zum schwindelnden Rand
Der treffliche Führer gerissen, und: „Land!
Land!" rief es und donnert' es, „Land!"
12. Ein glänzender Streifen, mit Purpur gemalt,
Erschien dem beflügelten Blick;
Vom Golde der steigenden Sonne bestralt,
Erhob sich das winkende Glück:
Was kaum noch geahnet der zagende Sinn,
Was muthvoll der Große gedacht. —
Sie stürzten zu Füßen dem Herrlichen hin
Und priesen die göttliche Macht!

IV. Unverwundbarkeit.

In die Gewässer des Styx eintauchte die göttliche Mutter
Ihren Achilles; da ward sicher vor Wunden der Held.
So auch in Fluten der Leiden wird öfters die Seele des Edlen
Unverwundbar gemacht irdischem, kleinerem Schmerz;
Dies ist der Strom, der Unsterblichkeit gibt! den Göttern vergleichbar,
Edel gestählet im Schmerz, geht er das Leben hindurch.
Eine Stelle doch blieb, wo tödtlich den Helden der Pfeil traf;
Eine Stell', ach, sie bleibt immer doch offen dem Schmerz!

August Friedrich Ernst Langbein.

I. Die Liebesprobe.

1. Zum Thiergefecht auf rings umschranktem Plane
Ergoß sich zahllos Stadt und Land;
Und als schon kühn mit wild gefletschtem Zahne
Der Tieger vor dem Löwen stand,
Entschwebte schnell ein Handschuh vom Altane
Aus eines schönen Fräuleins Hand.
2. Ihn trug der Wind tief in den Kreis der Schranken,
Und lachend sprach die Dame laut
Zu ihrem Freund, der mit der Liebe Ranken
Fest an ihr hing: „Herr Ritter, schaut
Den Handschuh dort! Liebt Ihr mich ohne Wanken,
So geht und bringt ihn Eurer Braut!“
3. Stumm ließ er sich aufs Feld des Todes schicken,
Hub zwischen Löw' und Tiegerthier
Den Handschuh auf, reicht' ihn mit ernsten Blicken
Der Dam' und sprach kein Wort, als: „Hier!“
Dann kehrt' er stolz der Frevlerin den Rücken,
Und schied auf Lebenszeit von ihr.

II. Das Abenteuer
des Pfarrers Schmolke und Schulmeisters Bakel.

1. „Ja, ja wir gehen fehl! Das Ei
War klüger, als die Henne.
Ich warnt' Ihn, doch Er blieb dabei,
Daß Er die Straße kenne.
O weh, die Nacht ist schauerlich!
Nun, Bakel, rett' Er mich und sich!“ —
2. „Hic haeret aqua, mein Herr Pfarr!
Ich weiß nicht mehr zu helfen;
Doch zittr' ich gar nicht, wie ein Narr,
Vor Räubern und vor Wölfen.
Horaz sagt: Purus sceleris
Non eget Mauri jaculis.“ —
3. „O wär' doch Er und sein Latein
Beim Styx und ich — im Bette!
Er treibt wohl gar noch obendrein
Mit meiner Angst Gespötte? —
Doch halt! In jenes Thales Schoß
Winkt uns ein Licht! Gehn wir drauf los?“ —
4. „Cur non, mi Domine? Es muß
Ja wohl ein Mensch dort wohnen.
Der Fürst mit Schwanz und Pferdefuß
Wird da gewiß nicht thronen.
Hin, cito hin! Schon wittr' ich schier
Ein Gläschen gutes Magenbier.“ —
5. Dem Dorfschulmeister folgt nun dreist
Sein Pfarr zum Lichtgefunkel.
Doch welcher schadenfrohe Geist
Hetzt sie durch Nacht und Dunkel? —
Sie machten mit dem Neckgeist Wein
Bei einem Schmaus sich zu gemein.
6. Erreicht war bald die Hütt' im Thal.
Ein Mann in brauner Weste
Empfing ein wenig kalt und kahl
Die späten, schwarzen Gäste.
„Den Herren fehlt ein Nachtquartier?
Das findet allenfalls sich hier.
7. An Federbetten nur gebricht's.
Was helfen saure Mienen?
Ja oder Nein! Ich kann mit Nichts,
Als Stroh, die Herrn bedienen.
Das soll im obern Kämmerlein
Sogleich für Sie bereitet sein.“ —
8. Der Pfarr sah still auf seinen Bauch,
Als wollt' er ihn befragen:
Wird Dir, Du fettes Schneckchen, auch
Das harte Stroh behagen?
Doch Bakel sprach: „Perfectum est
Sub sole nil! Mach' Er das Nest!“
9. Er sagte so und es geschah.
Nun hängte Pastor Schmolke,
Der nirgend einen Stutzbock sah,
Ans Fenster seine Wolke,
Warf sich auf die verhaßte Streu,
Und sein Gefährte nebenbei.
10. Nur eine dünne Bretwand schied
Die Pilger von dem Wirthe,
Der jetzt ein langes frommes Lied
Nebst seinem Weibe schwirrte,
Den Abendsegen las, und dann
Noch dieses Bettgespräch begann:
11. „Ja, Frau, sobald der Morgen graut,
Will ich die Schwarzen schlachten.
Sie sind, wenn man sie recht beschaut,
Viel fetter, als wir dachten.
Der eine Bursch ist kugelrund;
Mir wässert schon nach ihm der Mund.“ —
12. Der Wirth, ein roher Fleischer, sprach,
Mit Ehren zu vermelden,
Von seinen Schweinen; aber ach!
Wie zagten unsre Helden!
Sie standen in dem tollen Wahn,
Die Rede geh' ihr Leben an.
13. „Heh, Bakel, schläft Er? Hört Er nicht,
Was in der Nebenstube
Der Menschenfresser von uns spricht? —
Uh! eine Mördergrube
Ist dieß vermaledeite Haus.
Wär' ich lebendig nur heraus!“ —
14. Proh dolor! Doch wir stehen ja
Noch nicht in Charons Nachen;
Noch können viel convivia
Ihr Bäuchlein runder machen:
Sperr' oculos! Sehn Sie nicht hier
Ein Fenster? Durch das springen wir.“ —
15. „Ja, so ein leichter Flederwisch,
Wie Er, kann das wohl wagen,
Und dennoch seinen Leichnam frisch
Und heil nach Hause tragen:
Ich aber stürzte, Gott erbarm!
Stracks in des Todes offnen Arm.“ —

16. Die Bakelsche Beredsamkeit
Gab sich noch nicht gefangen,
Und bombardirte lange Zeit
Mit Gründen auf den bangen,
Verzagten Seelenhirten los,
Bis er zum Sprunge sich entschloß.
17. Nun war nur noch die Frage, wer
Den Vortanz wagen sollte;
Sie stritten hin, sie stritten her,
Weil lange Keiner wollte,
Bis endlich rasch der Pädagog
Voran hinab ins Höfchen flog.
18. Er stürzte, salva venia,
Auf einen Berg von Dünger.
Es lag sich gar nicht unsanft da,
Auch schmerzt' ihn nicht ein Finger;
Doch fiel jetzt, wie ein Felsenstück,
Sein schwerer Freund ihm auf's Genick.
19. Nach Felsensitte wich er auch
Kein Haar, trotz Bakels Fluchen.
Der mußte durch des Hügels Bauch
Sich einen Ausweg suchen.
Zum Stehen brachte Schmolken kaum
Ein aufgefundner Hebebaum.
20. Stockfinster war's, in Strömen schoß
Der Regen von dem Dache,
Und vor der Hofthür lag ein Schloß;
Traun, eine schlimme Sache!
Denn fruchtlos war nun ihr Bemühn,
Dem Kannibalen zu entfliehn.
21. Sie machten sich schon ganz bereit,
Der Welt Valet zu singen,
Und wünschten nur, ihr Restchen Zeit
Im Trocknen hinzubringen.
Wer mäßig wünscht, der wird erhört,
Wie täglich die Erfahrung lehrt.
22. Drum konnten auch die Herren bald
Sich eines Obdachs freuen.
Es war des Thieres Aufenthalt,
Das Moses Kinder scheuen.
Nun weiß wohl Jeder auf ein Haar,
Daß es das Haus der Schweine war.
23. Hurr! floh das wilde Rüsselvieh
Durchs aufgemachte Pförtchen.
An seiner Statt bezogen sie
Sein warmes Lagerörtchen,
Umarmten sich, wie Brüder, fein,
Und sprachen Muth und Trost sich ein.
24. „Bedenk' Er, Freund, was ist das Grab? —
Ein Thor zu bessern Zonen,
Wo ruhen wird der Bettelstab
Vertraut bei Kaiserkronen.
Dann bleibt Er nicht mehr Famulus,
Der die Agende tragen muß.“ —
25. „Ja, schön sagt der Lateiner so:
Si hora mortis ruit,
Tunc is fit Irus subito,
Qui modo Croesus fuit.“ —
So sprachen sie die Nacht entlang,
Bis Morgenlicht ins Höfchen drang.
26. Jetzt knarrte plötzlich eine Thür.
Der braune Menschenfresser
Erschien mit rascher Mordbegier,
Und wetzte seine Messer.
„Heraus, Ihr Schwarzen, frisch heraus!
Mit Eurem Leben ist es aus!“ —
27. Er griff hinein mit fester Hand,
Um eine Sau zu holen;
Doch schnell, als hätt' er sich verbrannt
An Bakels dicken Sohlen,
Fuhr er zurück, wie toll im Sinn,
Und schrie: „Der Teufel steckt darin!“
28. Den Leidensbrüdern ward nun so
Des Irrthums Staar gestochen.
Ihr Hauswirth war nicht minder froh,
Als sie dem Stall' entkrochen.
Das Abenteuer dieser Nacht
Ward jetzt aus Herzensgrund belacht.
29. Beim Abschied schwor das Kleeblatt zwar,
Den Spaß nicht zu verrathen;
Doch bat ich jüngst den leckern Pfarr
Auf einen Wildbretsbraten:
Drob freute so sich sein Gemüth,
Daß er die Schnurre mir verrieth.

Johann Peter Hebel.

I. Die Mutter am Christabend.

1. Er schloft, er schloft. Do lit er, wie ne Grof!
Du lieben Engel, was i bitt,
by Lib und Lebe verwach mer nit,
Gott gunnts m'im Chind im Schlof!
2. Verwachmer nit, verwachmer nit!.
Di Muetter goht mit stillem Tritt,
sie goht mit zartem Muettersinn,
und holt e Baum im Chämmerli d'inn!
3. Was henki Der denn dra?
Ne schöne Lebchueche-Ma,
ne Gitzeli, ne Mummeli
und Blüemli wiiß und roth und gel,
vom allerfinste Zuckermehl.
4. 's isch gnueg, Du Muetterherz!
Viel Süeß macht numme Schmerz.
Gib's sparsam, wie der liebi Gott,
nit all' Tag helfet er Zuckerbrod.
5. Jez Kümmechrüsliger her,
die allerschönste, woni ha,
's isch nummen au kei Möseli dra.
Wer het sie schöner, wer?
6. 's isch wohr, es isch e Pracht,
was so en Oepfel lacht;
und isch der Zuckerbeck e Ma,
se mach er so ein, wenn er cha.
Der lieb Gott het en gmacht.
7. Was hani echt no meh?
Ne Fazenetli wiiß und roth,
und das eis vo de schöne.

O Chind vor bittere Thräne
biwahr Di Gott, biwahr Di Gott!
 8. Und was isch meh do inn?
ne Büechli, Chind, 's isch au no Di.
I leg Der schöne Helgeli dri,
und schöni Gibelli sin selber drin.
 9. Jetzt chönnti, traui, goh;
es fehlt nit meh zum Gute —
Potz tuusig, no ne Ruthe!
Do isch sie scho, do isch sie scho!
 10. 's cha sy, sie freut Di nit,
's cha sy, sie haut Der 's Büdeli wund;
doch witt nit anderst, sen ischs Der gsund;
's mueß nit sy, wenn D' nit witt.
 11. Und willschs nit anderst ha,
in Gottis Name seig es drum!
Doch Muetterlieb isch zart und frumm,
sie windet rothe Bendeli dri,
und macht e Letschli dra.
 12. Jetzt wär er usstaffiert,
und wie ne Maibaum ziert,
und wenn bis früeih der Tag verwacht,
het 's Wienechtchindli Alles gmacht.
 13. De nimmsch's und danksch mer's nit;
Drum weisch nit, wer Ders git.
Doch machts Der numme ne frohe Muth,
und schmeckts der numme, sen ischs scho gut.
 14. Bym Bluest, der Wächter rüeft
scho Oelfi! Wie doch d'Zit verrinnt,
und wie me si vertieft,
wenn 's Herz an näumis Nahrig findt!
 15. Jez, bhütdi Gott der Her!
En anderi Cheri mehr!
Der heilig Christ isch hinecht cho,
het Chindes Fleisch und Blut ag'no;
Wärsch au so brav, wie er!

II. Der Schreinergesell.

 1. Mi Hamberch hätti g'lert, so so, la la;
doch stoht mer 's Trinke gar viel besser a,.
as 's Schaffe, sel bikenni frei und frank;
der Rucke bricht mer schier am Hobelbank.
 2. Drum het mer d'Mueter mengmol prophezeit:
„Du chunnsch ke Meister über wit und breit;
J'lezt hani 's selber glaubt, und denkt: Ischs so,
wie wirds mer echterst in der Fremdi go?
 3. Wie ischs mer gange? Numme z'gut! I ha
in wenig Wuche siebe Meister gha.
O Müetterli, wie falsch hesch prophezeit!
I chömm kei Meister über, hesch mer gseit.

III. Der Winter.

 1. Isch echt do obe Bauwele feil?
Sie schütten eim e redli Theil
in d' Gärten aben und ufs Hus;
es schneit doch au, es isch e Gruus;
und 's hangt no menge Wage voll
am Himmel obe, merki wol.
 2. Und wo ne Ma vo witem lauft,
so het er vo der Bauwele gchauft;
er treit sie uf der Achsle no,
und uffem Hut, und lauft dervo.
Was laufsch denn so, Du närsche Ma?
Du wirsch sie doch nit gstohle ha?
 3. Und Gärten ab, und Gärten uf,
hen alli Scheie Chäpli uf.
Sie stöhn wie großi Here do;
sie meine 's heigs sust niemes so.
Der Nußbaum het doch au si Sach,
und 's Herehus und 's Chilchebach.
 4. Und wo me luegt, isch Schnee und Schnee,
me sieht kei Stroß und Fuß-Weg meh.
Meng Somechörnli, chlei und zart,
lit unterm Bode wohl verwahrt;
und schnei's, so lang es schneie mag,
es wartet uf si Ostertag.
 5. Meng Summervögeli schöner Art
lit unterm Bode wohl verwahrt;
es het kei Chumer und kei Chlag,
und wartet uf si Ostertag;
und gangs au lang, er chunnt emol,
und sieder schlofts, und 's isch em wohl.
 6. Doch wenn im Frühlig 's Schwälmli singt,
und d'Sunne-Wärmi abe bringt,
Potz tausig, wacht's in jedem Grab,
und streift si Todte-Hemdli ab.
Wo nummen au ne Löchli isch,
schlieft 's Leben use iung und frisch. —
 7. Do fliegt e hungerig Spätzli her!
e Brösli Brod wär si Begehr.
Es luegt ein so erbärmli a;
's hät sieder nechte nüt me gha.
Gell Bärstli, sell isch anderi Zit,
wenn 's Chorn in alle Fuhre lit?
 8. Do hesch! Loß Andern au dervo!
Bisch hungerig, chasch wieder cho! —
's muß wohr sy, wie 's e Sprüchli git:
„Sie seihe nit, und ernde nit;
sie hen kei Pflug, und hen kei Joch,
und Gott im Himmel nährt sie doch."

IV. Sonntagsfrühe.

 1. Der Samstig het zum Sunntig gseit:
„Jez hani alli schlofe gleit;
sie sin vom Schaffe her und hi
gar fölli müed und schlöfrig gsi,
und 's gohtmer schier gar selber so,
i cha fast uf kei Bei meh stoh."
 2. So seit er, und wo's Zwölfi schlacht,
se sinkt er aben in d'Mitternacht.
Der Sunntig seit: „Jez ischs an mir."
Gar still und heimli bschließt er d'Thür.
Er düselet hinter de Sterne no,
und cha schier gar nit obsi cho.
 3. Doch endli ribt er d'Augen us,
er chunnt der Sunn an Thür und Hus;
sie schloft im stille Chämmerli;
er pöpperlet am Lädemli;
er rüeft der Sunne: „d'Zit isch do!"
Sie seit: „I chumm enanderno." —
 4. Und lisli uf de Zeche goht,
und heiter uf de Berge stoht
der Sunntig, und 's schloft Alles no;
es sieht und hört ihn Niemes goh;
er chunnt ins Dorf mit stillem Tritt,
und winkt im Guhl: „Verroht mi nit!"
 5. Und wemme endli au verwacht,
Und gschlofe het die ganzi Nacht,

se stoht er do im Sunneschi,
und luegt eim zu de Fenstern i
mit sinem Auge mild und gut,
und mittem Meyen uffem Hut.
6. Drum meint ers treu, und was i sag,
es freut en, wemme schlofa mag,
und meint, es seig no dunkel Nacht,
wenn d'Sunn am heitere Himmel lacht.
Drum isch er au so lisli cho,
drum stoht er au so liebli do.
7. Wie glitzeret uf Gras und Laub
vom Morgenthau der Silberstaub!
Wie weiht e frische Mayeluft,
voll Chriesiblueſt und Schlehedust!
und d'Immli sammle flink und frisch,
sie wüsse nit, aß 's Sunntig isch.
8. Wie pranget nit im Garteland
der Chriesibaum im Mayegwand,
Gel Veieli und Tulipa,
und Sterneblume nebe dra,
und gfüllti Zinkle blau und wiß,
me meint, me lueg ins Paradies!
9. Und 's isch so still und heimli do,
men isch so rüeihig und so froh!
Me hört im Dorf kei Hüst und Hott;
e Gute Tag, und dank Der Gott,
und 's git gottlob e schöne Tag,
isch Alles, was me höre mag.
10. Und 's Vögeli seit: „Frili io!
Potz tausig, io, do isch er scho!
Er dringt io in si'm Himmelsglast
Dur Blueſt und Laub in Hurst und Nast!"
Und 's Distelzwigli vorne dra
het 's Sunntigröckli au scho a.
11. Sie lüte weger 's Zeiche scho,
der Pfarrer, schint's, well zitli cho.
Gang, brech mer eis Aurikli ab,
verwüschet mer der Staub nit drab,
und Chüngeli, leg Di weidli a,
de mueſch derno ne Meie ha!

V. Das Spinnlein.

1. Nei, lueget doch das Spinnli a,
wie's zarti Fäde zwirne cha!
Bas Gvatter, meinsch, chasch's au ne so?
De wirsch mers, traui, blibe lo.
Es machts so subtil und so nett,
i wott nit, aß i's z'haspле hätt.
2. Wo hets die fini Riste g'no,
by welem Meister hechle lo,
Meinsch, wemme 's wüßt, wol mengi Frau,
sie wär so gscheit, und holti au!
Jez lueg mer, wie's si Füeßli sezt,
und d'Ermel streift, und d'Finger nezt.
3. Es zieht e lange Faden us,
es spinnt e Bruck ans Nochbars Hus,
es baut e Landstroß in der Luft,
morn hangt sie scho voll Morgeduft;
es baut e Fußweg nebe dra,
's isch, aß es ehne dure cha.
4. Es spinnt und wandlet uf und ab,
Potz tausig, im Gallop und Trab! —
Jez gohts ring um, was hesch, was gisch!
Siehsch, wie ne Ringli worden isch;
Jez schießt es zarte Fäden i,
Wirds öbe solle gwobe sy?
5. Es isch verstunnt, es haltet still,
es weiß nit recht, wo 's ane will.
's goht weger z'ruck, i sieh's em a;
's muß näumis rechts vergesse ha.
Zwor denkt es, sell pressiert io nit,
i halt mi nummen uf dermit.
6. Es spinnt und webt, und het kei Rast,
so glichlig, me verluegt si fast.
Und 's Pfarrers Christoph het no gseit,
's seig iede Fade zeme gleit.
Es mueß ein guti Auge ha,
wers zehlen und erchenne cha.
7. Jez putzt es sine Händli ab,
es stoht, und haut der Faden ab.
Jez sizt es in si Summerhus,
und luegt die lange Stroßen us.
Es seit: „Me baut si halber z'tod,
doch freuts ein au, wenns Hüsle stoht."
8. In freie Lüfte wogts und schwankts,
und an der liebe Sunne hangts;
sie schint em frey dur d'Beinli dur,
und 's isch em wohl. In Feld und Flur
sieht 's Müҝli tanze iung und feiß;
's denkt by nem selber: „Hätti eis!"
9. O Thierli, wie hesch mi verzückt!
Wie bisch so chlei, und doch so gschickt!
Wer het Di au die Sache glehrt?
Denk wol, der, wonis Alli nährt,
mit milde Händen Alle git.
Bis z'frieden! Er vergißt Di nit.
10. Do chunnt e Fliege, nei wie dumm!
Sie rennt em schier gar 's Hüsli um.
Sie schreit und winslet Weh und Ach!
Du arme Chetzer hesch Di Sach!
Hesch keini Auge by Der g'ha?
Was göhn Di üsi Sachen a?
11. Lueg, 's Spinnli merkts enanderno,
es zuckt und springt und het sie scho.
Es denkt: I ha viel Arbet g'ha,
„iez mueſi au ne Brotis ha!"
I sags io, der wo Alle git,
wenns Zit isch, er vergißt ein nit.

VI. Das Gewitter.

1. Der Vogel schwankt so tief und still,
er weiß nit, woner ane will.
Es chunnt so schwarz, und chunnt so schwer,
und in de Lüfte hangt e Meer
voll Dunst und Wetter. Los, wie's schallt
am Blauen, und wie's wiederhallt.
2. In große Wirble fliegt der Staub
zum Himmel uf mit Halm und Laub,
und lueg mer dört sell Wülkli a!
I ha ke große G'falle dra,
lueg, wie mers usenander rupft,
wie üser eis, wenns Wulle zupft.
3. Se helfis Gott, und bhüetis Gott!
Wie zuckts dur's G'wülch so füürigroth
und 's chracht und stoßt, es isch e Gruus,
aß d'Fenster zitteren und 's Huus.
Lueg 's Büebli in der Waglen a!
Es schloft, und nimmt si nüt drum a.
4. Sie lüte z'Schlienge druf und druf,
ie, und 's hört ebe doch nit uf.
Sell bruucht me gar, wenns dundere soll
und 's lütet eim no d'Ohre voll. —

O, helfis Gott! — Es isch e Schlag!
Dört siehsch im Baum, am Gartehag!
5. Lueg, 's Büebli schloft no alliwil
und us dem Dundere machts nit viel.
Es denkt: „Das ficht mi wenig a,
er wird io d'Auge bynem ha."
Es schnüfelet, es dreiht sie hott
ufs ander Oehrli. Gunn Ders Gott!
6. O, siehsch die helle Streife dört?
O los! hesch nit das Raßle g'hört?
Es chunnt. Gott wellis gnädig sy!
Göhnt weidli, hänket d'Läden i!
's isch wieder akurat wie fern.
Gut Nacht, Du schöni Weizenern!
7. Es schettert uffem Chilchedach;
und vorem Huus, wie gäutscht's im Bach
und loßt nit no — daß Gott erbarm!
Jez simmer wieder Alli arm. —
Zwor hemmer au scho gmeint, 's seig so,
und doch isch's wieder besser cho.
8. Lueg, 's Büebli schloft no alliwil,
und us dem Hagle machts nit viel!
Es denkt: „Vom Briegge loßt's nit no,
er wird mi Theil scho übrig lo."
He io, 's het au, so lang i's ha,
zu rechter Zit si Sächli gha.
9. O gebis Gott e Chinderfinn!
's ist große Trost und Sege drinn.
Sie schlofe wohl und traue Gott,
wenns Spieß und Nägel regne wott,
und er macht au si Sprüchli wohr
mit sinen Engeln in der G'fohr. —
10. Wo isch das Wetter ane cho?
D'Sunn stoht am heitern Himmel do.
's isch schier gar z'spot, doch grüeß Di Gott!
„He," seit sie, „nei, 's isch no nit z'spot,
es stoht no menge Halm im Bah'
und menge Baum, und Oepfel dra." —
11. Potz tausig, 's Chind isch au verwacht.
Lueg, was es für e Schnüfeli macht!
Es lächelt, es weiß nüt dervo.
Siehsch, Friderli, wies ussieht do? —
Der Schelm het no si G'falle dra.
Gang, richt em eis si Päppli a! —

VII. Der Wegweiser.

1. Weisch, wo der Weg zum Mehlfaß isch,
zum volle Faß? Im Morgeroth
mit Pflug und Charst dur's Weizefeld,
bis Stern und Stern am Himmel stoht.
2. Me hackt, so lang der Tag eim hilft,
me luegt nit um, und blibt nit stoh;
druf goht der Weg dur's Schüretenn
dar Chuchchi zu, do hemmers io!
3. Weisch, wo der Weg zum Gulden isch?
Er goht de rothe Chrützere no,
und wer nit uffe Chrützer luegt,
der wird zum Gulde schwerli cho.
4. Wo isch der Weg zur Sunntigfreud?
Gang ohni Gfohr im Werchtig no
dur d'Werkstatt und dur 's Ackerfeld!
der Sunntig wird scho selber cho.
5. Am Samstig isch er nümme wit.
Was deckt er echt im Chörbli zu?
Denk wohl e Pfündli Fleisch ins Gmües,
's cha sy, ne Schöpli Wi derzu.
6. Weisch, wo der Weg in d'Armeth goht?
Lueg numme, wo Taffere sin?
Gang nit verby, 's isch gute Wi,
's sind nagelneue Charte d'inn!
7. Im letste Wirthshuus hangt e Sack,
und wenn De furt gohsch, henk en a!
„Du alte Lump, wie stoht Der nit
der Bettelsack so zierli a!"
8. Es isch e hölze Gschirli drin,
gib achtig druf, verliehr mer's nit,
und wenn De zu me Wasser chunnsch
und trinke magsch, se schöpf dermit!
9. Was isch der Weg zu Fried und Ehr,
der Weg zum guten Alter echt?
Grad fürsi gohts in Mäßigkeit
mit stillem Sinn in Pflicht und Recht.
10. Und wenn De amme Chrützweg stohsch,
und nümme weisch, wo 's ane goht,
halt still, und frog Di Gwisse z'erst,
's cha Dütsch, Gottlob! und folg si'm Roth.
11. Wo mag der Weg zum Chilchhof sy?
Was frogsch no lang? Gang, wo De witt!
Zum stille Grab im chüele Grund
führt iede Weg, und 's fehlt si nit.
12. Doch wandle Du in Gottis Furcht!
i roth Der, was i rothe cha.
Sell Plätzli het e gheimi Thür,
und 's sin no Sachen ehne dra.

VIII. Das Gespenst an der Kanderer Straße.

1. 's git Gspenster, sell isch us und isch verbei!
Gang nummen in der Nacht vo Chander hei,
und bring e Rusch! De triffsch e Plätzli a,
und dört verirrsch. I setz e Büeßli dra.
2. Vor Ziten isch nit wit vo sellem Platz
e Hüsli gsi; e Frau, e Chind, e Chatz
hen g'othmet drinn. Der Ma het vorem Zelt
si Lebe g'lo im Helfelinger Feld.
3. Und wo sie hört: „Di Ma lit unterm Sand!"
so het me gmeint, sie stoß der Chopf an d'Wand.
Doch holt sie d'Pappe no vom Füür und blost,
und gits im Chind, und seit: „Du bist mi Trost!"
4. Und 's wärs au gsi. Doch schlicht e mol mi Chind
zur Thüren us, und d'Muetter sitzt und spinnt,
und meint, 's seig in der Chuchchi, rüeft und goht,
und sieht no just, wie's uffem Fußweg stoht.
5. Und drüber lauft e Ma, voll Wi und Brenz,
vo Chander her ans Chind und überrennt's,
und bis sie 'm helfe will, sen ischs scho hi,
und rüehrt si nit — e flösche Bueb ischs gsi.
6. Jez rüstet sie ne Grab im tiefe Wald,
und deckt ihr Chind, und seit: „I folg Der bald!"
Sie setzt sie nieder, hüetet's Grab und wacht,
und endli stirbt sie in der nünte Nacht.
7. Und so verwest der Lib in Luft und Wind;
Doch sitzt der Geist no dört, und hüetet's Chind,
und hütigs Tags, de Trunkene zum Tort,
goht d'Chandrer Stroß verbei an selbem Ort.
8. Und schwankt vo Chander her e trunkne Ma,
se siehts der Geist si'm Gang vo witem a,

und führt en abwärts, seig er, wer er sei,
er loßt en um kei Priis am Grab verbei.
9. Er chunnt vom Weg, er trümmlet hüst und hott,
er bsinnt si: „Bini echterst, woni sott?"
Und luegt und lost, und mauet öbbe d'Chatz,
se meint er, 's chreih e Guhl an sellem Platz.
10. Er goht druf dar, und über Steg und Bruck,
se maut sie eben all'wil witer z'ruck;
und wenn er meint, er seig iez bald dehei,
se stoht er wieder vor der Weserei.
11. Doch, wandle selli Stroß her nüechteri Lüt,
se seit der Geist: „Ihr thüent mi'm Büebli nüt!"
Er rüehrt si nit, er loßt si ordeli
passieren ihres Wegs. Verstöhnt der mi?

IX. Der Bettler.

„En alte Ma, en arme Ma,
er sprichtich um e Wohlthat a.
e Stückli Brod ab Euem Tisch,
wenns Eue guete Willen isch,
5 He io, dur Gotts Wille!
In Sturm und Wetter, arm und blos,
gibore bini uf der Stroß,
und uf der Stroß in Sturm und Wind
erzogen, arm, e Bettelchind.
10 Druf woni chräftig worde bi,
und d'Eltere sin gstorbe gsi,
se hani denkt: Soldatetod
isch besser, weder Bettelbrod.
I ha in schwarzer Wetternacht
15 vor Laudons Zelt und Fahne gwacht,
i bi bym Paschal Paoli
in Corsika Draguner gsi,
und gfochte hani, wie ne Ma,
und Bluet an Gurt und Sebel gha.
20 I bi vor menger Batterie,
i bi in zwanzig Schlachte gsi,
und ha mit Treu und Tapferkeit
dur Schwert und Chugle 's Lebe treit.
I'lezt hen sie mi mit lahmem Arm
25 ins Elend gschickt. Das Gott erbarm!
He io, dur Gottes Wille!" —
„Chumm, arme Ma!
I gunn Der's, wienis selber ha.
Und helf Der Gott us Diner Noth,
30 und tröst' Di, bis es besser goht." —
„Vergelts der Herr, und dankder Gott,
du zarten Engel wiiß und roth,
und geb Der Gott e brave Ma! — —
Was luegst mi so biwegli a?
35 Hesch öbben au e Schatz im Zelt,
mit Schwerdt und Roß im wite Feld?
Biwahr Di Gott vor Weh und Leid,
und geb Dim Schatz e sicher Gleit,
und bring Der bald e gsunde Ma!
40 's got ziemli scharf vor Mantua.
's cha sy, i chönnt Der Meldig ge. —
Was lüegsch mi a, und wirsch wie Schnee?
Denkwol, i henk mi Bettelgwand
mi falsche graue Bart an d'Wand? —
45 Jez bschau mi recht, und chennsch mi no?
Geb Gott, i seig Gottwilche do!" —
„Her Jesis, der Friedli, mi Friedli isch do!
Gottwilche, Gottwilche, wohl chenni Di no!
Wohl het mi bigleitet Di liebligi Gstalt,
50 uf duftige Matten, im schattige Wald.
Wohl het Di bigleitet mi b'chümmeret Herz
dur Schwerdter und Chugle mit Hoffnig und Schmerz,
und briegget und betet. Gott het mer willfahrt,
55 und het mer mi Friedli und het mer en gspart.
Wie chlopfts mer am Buese, wie bini so froh!
O Muetter, chumm weidli, mi Friedli isch do!"

X. Das Habermuß.

'S Habermueß wär fertig, se chömmet, Ihr Chinder und esset!
Betet: Aller Augen — und gent mer ordeli Achtig,
aß nit eim am rüeßige Tüpfi 's Ermeli schwarz wird.
Esset denn, und segnichs Gott, und wachset und trüeihet!
5 D' Haberchörnli het der Aetti zwische de Fuhre
gseiht mit flißiger Hand und abeg'eget im Früeihjohr.
Aß es g'wachsen isch und zitig worde, für sel cha
euen Aetti nüt, sel thut der Vater im Himmel.
Denket numme Chinder, es schloft im mehlige Chörnli
10 chlei und zart e Chüimli, das Chüimli thutich ke Schnüfli,
nei, es schloft, und seit kei Wort, und ißt nit, und trinkt nit,
bis es in de Fuhre lit, im luckere Bode.
Aber in de Fuhren und in der füechtige Wärmi
wacht es heimli uf us sim verschwiegene Schlößli,
15 streckt die zarte Gliedli, und suget am saftige Chörnli,
wie ne Muetterchind, 's isch Alles, daß es nit briegget.
Siderie wirds größer, und heimli schöner und stärcher,
und schlieft us de Windlen, es streckt e Würzeli abe,
tiefer aben in Grund, und sucht si Nahrig und find't sie.
20 So und 's stichts der Wundervitz, 's möcht nummen au wisse,
wie's denn witer oben isch. Gar heimli und furchtsem
güggelet's zum Boden us — Potz tausig, wie gfallts em!
Uise lieber Hergott, er schickt en Engeli abe.
„Bringem e Tröpfli Thau, und sag em fründli Gottwilche!"
25 Und es trinkt, und 's schmecktem wohl, und 's streckt si gar sölli.
Sider strehlt si d'Sunnen, und wenn sie gwäschen und gstrehlt isch,
chunnt sie mit der Strickete füre hinter de Berge,
wandlet ihre Weg hoch an der himmlische Landstroß,
strickt und lueget aben, aß wie ne fründlige Muetter
30 no de Chindlene luegt. Sie lächelt gegenem Chüimli,
und es thutem wohl, bis tief ins Würzele abe.
„So ne tolli Frau, und doch so güetig und fründli!"

Aber was sie strickt? He, Gwülch us himmlische Düfte!
's tröpflet scho, ne Sprüzerli chunnt, druf regnets gar sölli.
35 's Chümli trinkt bis gnug; druf weiht e Lüftli und trochnet's,
und es seit: „Jez gangi nümmen untere Bode,
um ke Pris! Do blibi, geb, was no us mer will werde!“
Esset Chindli, segn' es Gott, und wachset und trüeihet!
's wartet herbi Zit ufs Chümli. Wulken an Wulke
40 stöhn am Himmel Tag und Nacht, und d'Sunne verbirgt si.
Uf de Berge schneits, und witer nide hurniglet's.
Schocheli schoch, wie schnattert iez, und briegget mi Chümli!
und der Boden isch zu, und 's het gar chündigi Nahrig.
„Isch denn d'Sunne g'storbe, seit es, aß sie nit cho will!
45 oder förcht sie au, es frier' sie? Wäri doch bliebe,
woni gsi bi, still und chlei im mehlige Chörnli,
und deheim im Boden und in der füechtige Wärmi.“
Lueget Chinder, so gohts! Der werdet au no sage,
wenn der use chömmet, und unter fremde Lüte
50 schaffe müent und reblen, und Brod und Plunder verdiene:
„Wär i doch deheim by'm Müetterli, hinterem Ofe!“
Tröstlich Gott! 's nimmt au en End, und öbbe wirds besser,
wie's im Chümli gangen isch. Am heitere Maitag
weihts so lau, und d'Sunne stigt so chräftig vom Berg uf,
55 und sie luegt, was 's Chümli macht, und git em e Schmüzli,
und iez isch em wohl, und 's weiß nit z'blibe vor Freude.
Nootno prange d'Matte mit Gras und farbige Blume;
nootno duftet 's Chriesibluest, und grünet der Pflumbaum;
nootno wird der Rogge buschig, Weizen und Gerste,
60 und mi Häberli seit: „Do blibi io nit dehinte!“
Nei, es spreitet d'Blättli us, wer het em sie gwobe?
Und iez schießt der Halm — wer tribt in Röhren an Röhre
's Wasser us de Wurzle bis in die saftige Spitze?
Endli schliest en Aehri us, und schwankt in de Lüfte —
65 Sagmer au ne Mensch, wer het an sidene Fäde
do ne Chnöspli ghenkt und dört mit chünstliche Hände?
d'Engeli, wer denn sust? Sie wandle zwische de Fuhren
uf und ab, vo Halm zu Halm, und schaffe gar sölli.
Jez hangt Bluest an Bluest am zarte schwankigen Aehri,
70 und mi Haber stoht, as wie ne Brüütli im Chilchstuhl.
Jez sin zarti Chörnli drin, und wachse im Stille,
und mi Haber merkt afange, was es will werde.
D'Chäferli chömme und d'Fliege, sie chömme z'Stubete zu'nem,
luege, was er macht, und singen: Eye Popeye!
75 Und 's Schiwürmli chunnt, potz tausig! mittem Laternli,
z'Nacht um Nüni z'Licht, wenn d'Fliegen und d'Chäferli schlofe.
Esset Chinder, segn' es Gott, und wachset und trüeihet!
Sider het me gheuet, und Chriesi gunne no Pfingste;
sider het me Pflümli gunne hinterem Garte;
80 sider hen sie Rocke gschnitte, Weize und Gerste,
und die arme Chinder hen barfis zwische de Stupfle
gfallene Aehri glesen, und 's Müüsli hetene ghulfe.
Druf het au der Haber bleicht. Voll mehlige Chörner
het er gschwankt und gseit: „Jez ischs mer afange vertleidet,
85 und i merk, mi Zit isch us, was thueni ellei do,
zwische de Stupfelrüben, und zwische de Grumbirestude?“
Druf isch d'Muetter use und 's Eferfinli und 's Plunni,
's het ein scho an d'Finger gfrore z'Morgen und z'Obe.
Endli hemmer en brocht und in der staubige Schüre
90 hei sie'n dröscht vo früeih um Zwei bis z'Oben um Vieri.
Druf isch's Müllers Esel cho, und hätten in d'Mühli
gholt, und wieder brocht, in chleini Chörnli vermahle;
und mit feister Milch vom junge fleckige Chüeihli
hetten 's Müetterli g'chocht im Tüpfi — Geltet, 's isch guet gsi?
95 Wüschet d'Löffel ab, und bett eis! Danket dem Heren —
und iez göhnt in d'Schul, dört hangt der Ofer am Simse!
Fall mer keis, gent achtig, und lehret, was menich ufgit!
Wenn Der wieder chömmet, se chömmetder Zibbertli über.

Johann Konrad Grübel.

I. Der Rauchtabak.

1. Su bald ih fröih vom Schlauf erwach,
Souch ih mei Pfeifla scho;
Und Oabends, wenn ih schlauf'n geih,
So hob ih's Pfeifla noh.
Denn was ih denk und treib'n will,
Und Alles wos ih thou,
Dös geiht mer Alles niht so gout,
Mei Pfeifla mouß derzou.
2. Ih brauch ka rara Pfeiff'n ih,
Su eit'l bin ih niht.
A Pfeiff'n döi su theuer iß,
Wos thät ih denn nau mit?
Dau möist ih jo, su lang ih rauch,
Ner immer putz'n droh;
Und zehamaul in aner Stund
Nau wieder schaua oh.
3. Doch mouß mei Pfeifla reinlih sey,
Und innawendi puzt;
A schöina Pfeiff'n, und verstopft,
Döi sich ih niht, wos nuzt.
Verlöihern kon ih kana niht,
Döß ko scho gaor niht sey;
Denn kamm iß leer und kolt a weng,
So füll' ih's wieder eih.
4. Wenn ih a Böier trink'n sollt,
Und rauchet niht derzou,
Ih könnt ka Mauß niht trink'n ih,
Su langa offt niht zwou.
Und wenn ih fröih mein Kaffee trink,
Und zünd mei Pfeifle oh,
Dau glab ih, daß ka Mensch niht leicht
Wos bessers hob'n koh.
5. Und wenn ih af der Gaff'n geih,
Su fröih und Oabendszeit,
Rauch ih mei Pfeifla ah derzou,
Und scher mi nix um d'Leut.
Denn kurz, wenn ih niht rauch'n thou,
So wörds mer angst und bang.
Drum wörds mer a, verzeih mers Gott!
Offt in der Körich z'lang.

II. Der Bauer und der Doktor.

1. Es iß amauhl a Bauer g'west,
Ih hob'n zwoar niht kennt;
A praver Moh, der g'wiß niht löigt,
Der haut mer'n ober g'nennt.
Der haut af su an Dörfla g'wohnt,
Vom Städla weg a Stund,
Haut g'hat a schöina junga Frau,
Doch meiher kronk als g'sund.
2. Af amauhl wörd döi Frau su kronk,
Su kronk mer wär'n ko.
Oeiz huhlt mer g'schwind die Weiber z'amm,
Döi sehes halt ner oh;
Haut kana d'Herz und rauthet wos.
Es mouß doch g'fährlih sey;
Den Weibern fällt doch immer sunst
Noh su a Mitt'l ei.
3. Oeiz sagt die ah: Horcht Nachber, horcht!
I denk, Ihr folgt mein Rauth:
Lafft Ihr niht bald zon Doctor neih,
So iß die Kund'l taud.
Glabt mir, er kummt Euch ger'n raus,
Er iß jo für dös dau,
Und wenn mer wos verdöina ko,
Iß öiz a Jedes frau.
4. Oeiz läfft der Bauer, wos er ko,
Und läfft zon Doctor neih.
(Wöi halt a Bauer laf'n thout,
Dös wörd su g'schwind niht sey).
Und sagt: Es iß sei Frau su kronk,
Er soll's halt schaua oh,
Und für'n Louh, Herr! sorg Er niht,
J'mauhl wenn Er helf'n ko.
5. Kam hauts der Bauer noh vermouth,
So iß der Doctor dau.
G'schwind führt Er mit der Kapp'n roh,
Und sagt: Oeiz bin ih frauh.
Der fraugt die Frau: — Su wöi mer fraugt,
Und mahnt: „S'iß haucha Zeit,
Es häit scho sollen eiher sey;
Allah su seid Ihr Leut.
6. No, öiz ner Dint'n, Federn her,
So schreib ih a Recept.
Döß tragt in d'Apotheicken neih,
Und wenn Ihrs übergebt“ —
„Ja, Herr! ka Schreibwoar hob ih niht.“
„Wou krögt mer denn öiz döi!“
„Ih wüßt in unsern ganz'n Durf
Ka Tröpfla Dint'n höi.“
7. „So lafft ner g'schwind in's Schoulhaus hi,
Und laßt Euch's göb'n dort.“
„O, Herr! dau iß ka Mensch derhamm,
Döi sen öiz alli fort.“
„Ja no, so sagt: Wöi schreib ih denn?“
„Ga, Herr! dös was ih niht.
Ih hob halt denkt, döi Woar su,
Döi bringt Er selber mit.“
8. „So gebt a weil a Kreiben her.“
„Ha, wenn ih ana häit.“
Doch, wöi er in der gräist'n Angst
Su für'n Doctor stäiht,
So sagt er: „No öiz wart Er ner,
Dau fällts mer grod öiz ei,
Ih laf halt g'schwind ins Wörthshaus num,
Dau wörd scho ana sey.
9. No öiz, dau iß die Kreid'n jo,
Herr! ih ko nix derfür.“
„Dau schreib ih dös Recept a weil
Her oh die Stubenthür;
Und schickt nauh gleih ins Schoulhaus hi,
Und su laßt schreib'n af.“
„O ja! dös ko der Schoulg'sell thou,
Der ko jo schreib'n prav.“
10. Kam iß der Doctor fort a Weil,
So geiht der Jammer oh.
Oeiz wörd die Frau erbärmlih kronk,

Und kans des schreib'n ko!
Oeiz hebt der Bauer in der Angst
Die Thür von Angl'n aus,
Und rumpelt af an Kar'n mit
Vürs Apotheikers Haus.
11. „G'schwind Herr! dau geih Er raus a weng,
Dau hob ih a Recept.
Es käihert für mei kranka Frau,
Iß d'Fraug, ob's meiher lebt."
„Wos soll's denn nau dort auß'n thou?
Dau tragt's ner rei zo mir."
„Ja, Herr! wenn's gieng; es geiht jo niht,
S'iß goar a graussa Thür."
12. „Ih waß jo goar niht, wos Ihr wollt?
Ih kons jo niht versteih?"
„No, daß ih a Recept dau hob,
Und daß Er raus soll geih.
Doch, wenn Er mahnt, daß drinn mouß sey,
Su lauß Er'n G'sell'n her,
Denn ih allah bring's niht dau rei,
Döi Thür, döi iß goar schwer."
13. Wos will der Apotheiker thou?
Er mouß halt naus mit geih,
Dau sicht Er af der Stubethür,
Des ganz Recept dort steih.
„Oeiz ober, häirt, sagt mer ner:
Wöi kummt's denn af die Thür?"
„Der Docter houts halt g'schrib'n su,
Dau kon ih nix dervür.
14. Oeiz horch Er, fraug Er nimmer lang,
Mach Er die Woar ner zamm,
Und sog Er gleih, wos kost'n thout,
So kumm ih wieder ham.
Hob denkt, wenn Er döi Woar a su,
Scho ferti hob'n thät,
Denn wenn ih lang d'raf wart'n mouß,
So kumm ih eppet z'spät."
15. Oeiz haut mers halt g'schwind ferti g'macht;
„Wou thout mer's hi dei Woar?
Mer thout's halt in a Schacht'l neih,
Sunst brechet Ers jo goar."
Und haut su herrlih g'holf'n nau;
Denn wöi ih g'häiert hob,
So lebt die Frau af d'heuti Stund
No frisch und g'sund, Gott Lob!
16. Dau sicht mer, wos a kranka Frau
Für Lärme mach'n ko;
Weil sunst ka G'schöpf su zärtlih iß,
Su sorgsam, wöi a Moh.
Oeiz iß dös ner a Bauer g'west,
Wer häit sih dös vermouth?
A Moh nauh eierst von der Stodt,
Wos goar a solcher thout!

III. Die Krebse.

1. Es haut amaul an Advokat
An Herrn af'm Lannd
An G'fall'n thou, doch niht umsunst,
Dös iß scho su bekannt.
Denn ummasunst, dau iß der Taud,
A jeder bitt ums täglih Braud;
Der ah träkts kläglih zamm,
An andern träkt mers hamm.
2. Und wöi der Herr scho zohlt haut g'hat,
So fällts'n eiherst eih,
Er wörd noh für döi G'fälligkeit
A weng wos schuldi sey.
„Oeiz mach ih'n noh a klans Präsent,
An Sock vuhl Krebs, nau hauts an End;
Döi schick ih morg'n neih,
Nau wörd er z'fried'n sey."
3. Und morg'n mouß a su der Knöcht
Gleih fröih nei in die Stodt;
Dau stänna sei die Krebs niht oh,
Für döia wär scho Schod.
Denn in der Sunna halt'ns niht,
Und bringt mers taud, wos thout mer mit?
Su ober, gäihts scho g'scheit,
Su haut der Herr a Freud.
4. Uh Wöter, dös senn graussi Krebs,
Dau wäg'n fünf a Pfund.
An Sparges haut er drin derzou,
Döi Woar iß öiza g'sund.
„Dau, Hanns! haust gleih an Bröif derzou,
Und wou er wohnt, des waßt scho, wou;
Sog ner, i kumm bald neih,
Nau keih'r ih selber eih."
5. Oeiz nehmt der Knöcht den Sock vuhl Krebs,
Wörfts af'm Wog'n naf;
Führt fröih, vur Togs, und schläfft derzou,
Der Sock gäiht ober af.
Und wöi er hi kummt für des Haus,
Oeiz senn die Krebs scho alli raus;
Dau wörds öiz saber sey!
Er tröft'n Bröif halt neih.
6. Gleih nehmt der Herr in Bröif in d'Händ;
Und wöi er'n lös'n thout,
Dau spizt er scho des Maul a weng,
Es schmeckt'n öiz scho gout,
Und sagt: „Hanns! es senn Krebs dauinn!"
„Wos ih niht für a Simp'l bin;
No, Herr! öiz bin ih frau,
Weil ner die Krebs senn dau."
7. Oeiz ober sög'ns alli zwöi
A weil annander oh; —
Waß kaner, wos er sog'n soll;
Der Hanns will scho dervoh.
„No, Hanns! wou senn die Krebs öiz denn?"
„Er sagt jo, daß dauinna senn;"
„Ja wou denn?" „No dauinn."
„Dau iß jo kaner d'rin."
8. „Ja Dunner, Herr! wos sagt Er denn,
Die Krebs döi senn dauinn;
Dau waß der Teuf'l, wou ih öiz
Döi Dinger alli finn.
Ih hob scho Alles drüber g'flucht,
Und af'm ganz'n Wog'n g'sucht,
Es iß halt kaner d'raf,
Dau steig Er selber naf."
9. Wos ober öiza weiter noh
Mitnander hob'n g'macht,
Dös haut mer mir halt freilih niht
Su gründlih eb'n g'sagt;
Doch hoff ih, es wörd g'scheha sey;
Wen könnt denn su wos fall'n eih?
Und wenns niht wauer wär,
Ih schreibets scho niht her.

IV. Der Schlosser und sein Gesell.

1. A Schlosser haut an G'sell'n g'hat,
Der haut su langsam g'feilt,
Und wenn er z'Mittog g'ess'n haut,
Dau ober haut er g'eilt.

Der eiherst in der Schüssel drin,
Der letzt ah wieder draus,
Es iß kah Mensch su fleißi g'west
Van Tisch in ganz'n Haus.
2. Oeiz haut a maul der Master g'sagt:
„G'sell! dös versteih ih nith,
Es ist doch su mei Lebta g'west,
Und weil ih denk, die Ried:
Su wöi mer ärbet, ißt mer ah;
Ba Dir geihts nith a su',
Su longsam haut noh kanner g'feilt,
Und ißt su g'schwind, wöi Du."
3. „Ja! sagt der G'sell: dös waß ih scho,
Haut All's sein gout'n Grund:
Des Ess'n wörd halt goar nith lang,
Die Aerbet verzih Stund.
Wenn aner möißt den ganz'n Tog
In an Stück ess'n fort,
Thäts af die Letzt su longsam geih,
Als wöi ban Feil'n dort."

V. Der Buchhalter.

1. Hans Mich'l Stich, su haſt der Moh,
Haut Hulz ums Göld, und lebt dervoh.
Offt haut er g'mahnt, es geiht'n z'hart,
Haut immer af wos Bessers g'wardt.
2. Wöis ober leider! öffter geiht,
Wenn aner ner ah Kunst verstäiht,
Und wenn er noh su fleißi bet,
So mouß ers treib'n, weil er lebt.
3. Höi in an grauß'n Kafmeshaus,
Dau haut er 's Jauer eih und aus.
Und alles Hulz, des braucht wörd dau,
Dös haut er kafft, und g'haut dernauh.
4. Und öiz störbt der Bouchhalter dau,
Der Mich'l denkt: „Oeiz bin ih frauh.
Dau ried ih mit'n Herrn g'schwind,
Will schaua, ob er mih niht dingt.
5. Daß dös kah graussa Kunst koh sey,
Dös bild ih mir von weit'n eih.
Wöi der dös Bouch haut g'halt'n her,
Halt ih's noh besser, als wöi der."
6. Er geiht in Huf su immer rum,
Und sicht sih nauch'n Herrn um.
Macht scho die Ohried in der Still,
Döi er on Herrn halt'n will.
7. Oeiz geiht ung'fähr der Döiner raus,
„Ach! sagt er, sens su gout, Herr Kraus;
Und ried'ns halt in Herrn zou,
Wenn ih mih öiza meld'n thou."
8. „Ja Mich'l, um wos meldt Ihr Euch?"
„Dös will ih Ihna sog'n gleich;
Verstönnes mih, ih möcht halt gern
Bouchhalter dau bey Ihnen wärn."
9. Der Döiner schweigt es wöi lang still,
Er waß niht, wos der Mich'l will.
„Bouchhalter? dau bey uns dau sey,
Wöi fällt Euch denn dös Ding öiz eih?"
10. „Ga Herr! acht Gild'n iß a Louh,
Wöi viel mouß ih niht Hieb drum thou.
Und sog'n Si's in Herrn ner,
Ih halt des Bouch su gout, wöi der."
11. Der Döiner sagt: „Oeiz lasts ner göih,
Ich glab, dös Ding geiht alles schöi.
Und wenn ih Euch wos döina koh,
So thou ihs jo, dös wüst Ihr scho."
12. Er haut döi Zeit ka Scheit niht g'haut
Haut immer nauch'n Herrn g'schaut,
Und wöi er raus geiht zou der Thür,
So schleicht der Mich'l sachti für.
13. Die Hab'n haut er in der Händ,
Macht mit'n Fouß a Complament.
„No, sagt der Herr, wos bringt denn Ihr?"
„Ach gehrter Herr! verzeihes mir.
14. Hob mich in Ihr'n Hus su weit
Verhalt'n treu su langa Zeit.
Oeiz häit ih halt a rechta Bitt,
Glab immer, Sie versog'n mers niht.
15. Weil kaner öiz des Bouch niht hält,
So hob ih denkt, wenns Ihna g'fällt,
Sie nehmet'n kan andern oh,
Weil ih döi Stell versehа koh."
16. Der Herr, der wend sih um und lacht,
Häit bald vur Lach'n goar nir g'sagt.
„Ja sagt mer Mich'l, mahnt Ihr denn,
Daß alli Leut dau tauglih sen?
17. Denn horcht, ih wills Euch sog'n ner,
Döi Stell versehа, dös iß schwer.
Doch wenn Ihr mahnt, Ihr lernets bald,
Meintweg'n, so proböierets halt.
18. Ihr könnt'n Mönta zou mer göih,
Und legt Euch saber oh und schöi.
Ihr bleibt nau in der Stub'n drin,
Wou ih mit all mein Leut'n bin."
19. Am Mönta gleih in aller Fröih
Iß scho der neu Bouchhalter höi,
Er haut sein best'n Ruck scho oh
Und schöini langi Afschlieg droh.
20. Die Döiner hob'n alli g'lacht;
Und hob'n gleih „Herr Mich'l" g'sagt.
A Jung haut gleih an Stouhl hig'stellt,
Er soll sih sez'n, wenns'n g'fällt.
21. Wöi an doch gleih der Hochmouth sticht;
Er haut niht röcht g'wißt, wöi ihn g'schicht.
Er setzt sih und bleibt sizet schöi,
Bis daß der Herr thout runter göih.
22. Oeiz kummt der Herr, und fraugt'n noh,
Ob er döi Stell will tret'n oh?
Der Mich'l sagt: „Ja, sog'ns ner,
Wos ih denn su hob z'thou ung'fähr."
23. Oeiz bringt der Döiner her a Bouch,
Dau häit a Jeder z'trog'n g'noug.
Er soll sih ner dau stell'n reih,
Su zwisch'n die zwöi Döiner neih.
24. Und sagt: „Dös Bouch, dös hält der Herr,
Niht häicher und niht niederer.
Und wank'n dörf Er ah niht mit,
Sunst könna mir zwöi schreib'n niht."
25. Kam daß ers zwölf Minut'n hält,
Oeiz haut sih scho sei G'sicht verstellt,
Und z'wank'n fängt er ah mit oh,
Daß kaner meiher schreib'n koh.
26. Oeiz schreit der ah: „Herr Mich'l stäth;
Denn wenn der Herr su wank'n thät,
So wär jo dös kah Müglichkeit,
Daß mir dau könnt'n schreib'n g'scheit."
27. „Ihr Herrn, sagt er, wart'ns ner,
Dös Bouch iß halt a bißla schwer,
Und öiz sens halt su gout, Herr Krauß,
Und rouhes ah a bißla aus,
28. Und nehmes mer dös Bouch halt oh,
Daß ih mih doch ner schneiz'n koh;
Ih hob döi Zeit mit kaner Händ,
Waß Gott niht, in ka Tasch'n könnt.

29. Waß niht, — der Herr, öiz iß er taud,
Wöi der dös Bouch derhalt'n haut.
I bin doch gräiser, als wöi er,
Der mouß a Störk g'hat hob'n, der!"
30. Der Schwaaß, der läfft'n d'Stiern roh;
Deiz schneizt er sih, und wischt sih oh,
Er häit sih schon noh nieder g'sezt,
Häit ner der Herr niht g'sagt af d'lezt:
31. „Herr Mich'l! noh wenns g'fälli wär!"
„Ja, gehrter Herr! befehl'ns ner."
Dös Bouch kummt wieder af die Händ,
Als wenn ers eiwi halt'n könnt.
32. Deiz hält er freilih, wos er koh,
Uf amaul fangt er z'wank'n oh;
Und sagt: „Ihr Herrn, ih siechs ei,
Dau mouß wos anders g'wes'n sey.
33. Und öiza hob'ns ner Geduld!"
Und legt dös Bouch hi af des Pult,
Geiht naus und sagt: „Dau halt wer mog,
Dau hau ih löiber 'n ganz'n Tog."
34. Su haut sih wuhl scho mancher brennt,
Haut glabt, er kons, hauts doch niht könnt.
Drum iß der best und sicherst Rauth
Mer treibt dös, was mer g'lernet haut.

Johann Christoph Friedrich Hölderlin

I. Das Schicksal.

1. Als von des Friedens heil'gen Thalen,
Wo sich die Liebe Kränze wand,
Hinüber zu den Göttermahlen
Des goldnen Alters Zauber schwand,
Als nun des Schicksals ehrne Rechte,
Die große Meisterin, die Noth,
Dem übermüthigen Geschlechte
Den langen, bittern Kampf gebot:
2. Da sprang er aus der Mutter Wiege,
Da fand er sie, die schöne Spur
Zu seiner Tugend schwerem Siege,
Der Sohn der heiligen Natur;
Der hohen Geister höchste Gabe,
Der Tugend Löwenkraft begann
Im Siege, den ein Götterknabe
Den Ungeheuern abgewann.
3. Es kann die Lust der goldnen Ernte
Im Sonnenbrande nur gedeihn;
Und nur in seinem Blute lernte
Der Kämpfer, frei und stolz zu sein;
Triumph! die Paradiese schwanden;
Wie Flammen aus der Wolke Schoß,
Wie Samen aus dem Chaos, wanden
Aus Stürmen sich Heroen los.
4. Der Noth ist jede Lust entsprossen,
Und unter Schmerzen nur gedeiht
Das Liebste, was mein Herz genossen,
Der holde Reiz der Menschlichkeit;
So stieg, in tiefer Flut erzogen,
Wohin kein sterblich Auge sah,
Stilllächelnd aus den schwarzen Wogen
In stolzer Blüthe Cypria.
5. Durch Noth vereiniget, beschwuren,
Vom Jugendtraume süß berauscht,
Den Todesbund die Dioskuren,
Und Schwert und Lanze ward getauscht;
In ihres Herzens Jubel eilten
Sie, wie ein Adlerpaar, zum Streit,
Wie Löwen ihre Beute, theilten
Die Liebenden Unsterblichkeit.
6. Die Klagen lehrt die Noth verachten,
Beschämt und ruhmlos läßt sie nicht
Die Kraft der Jünglinge verschmachten,
Gibt Muth der Brust, dem Geiste Licht;
Der Greise Faust verjüngt sie wieder;
Sie kömmt wie Gottes Bliz heran,
Und trümmert Felsenberge nieder,
Und wallt auf Riesen ihre Bahn.
7. Mit ihrem heil'gen Wetterschlage,
Mit Unerbittlichkeit vollbringt
Die Noth an Einem großen Tage,
Was kaum Jahrhunderten gelingt;
Und wenn in ihren Ungewittern
Selbst ein Elysium vergeht,
Und Welten ihrem Donner zittern —
Was groß und göttlich ist, besteht.
8. O Du, Gespielin der Kolossen,
O weise, zürnende Natur,
Was je ein Menschenherz beschlossen,
Es keimt in Deiner Schule nur,
Wohl ist Arkadien entflohen,
Des Lebens beßre Frucht gedeiht
Durch sie, die Mutter der Heroen,
Die eherne Nothwendigkeit.
9. Für meines Lebens goldnen Morgen
Sei Dank, o Pepromene, Dir!
Ein Saitenspiel und süße Sorgen
Und Träum' und Thränen gabst Du mir!
Die Flammen und die Stürme schonten
Mein jugendlich Elysium,
Und Ruh' und stille Liebe thronten
In meines Herzens Heiligthum.
10. Es reife von des Mittags Flamme,
Es reife nur von Kampf und Schmerz
Die Blüth' am grenzenlosen Stamme,
Wie Sprosse Gottes, dieses Herz!
Beflügelt von dem Sturm, erschwinge
Mein Geist des Lebens höchste Lust,
Der Tugend Siegeslust verjünge
Bei kargem Glücke mir die Brust!
11. Im heiligsten der Stürme falle
Zusammen meine Kerkerwand,
Und herrlicher und freier walle
Mein Geist in's unbekannte Land!
Hier blutet oft der Adler Schwinge;
Auch drüben warte Kampf und Schmerz!
Bis an der Sonnen lezte ringe,
Genährt vom Siege, dieses Herz!

II. Der Gott der Jugend.

1. Gehn Dir im Dämmerlichte,
Wenn in der Sommernacht
Für selige Gesichte
Dein liebend Auge wacht,
Noch oft der Freunde Manen
Und, wie der Sterne Chor,
Die Geister der Titanen
Des Alterthums empor:
2. Wird da, wo sich im Schönen,
Das Göttliche verhüllt,
Noch oft das tiefe Sehnen
Der Liebe Dir gestillt;
Belohnt des Herzens Mühen
Der Ruhe Vorgefühl,
Und tönt von Melodieen
Der Seele Saitenspiel:
3. So such' im stillsten Thale
Den blüthenreichsten Hain
Und gieß' aus goldner Schale
Den frohen Opferwein!
Noch lächelt unveraltet
Des Herzens Frühling Dir,
Der Gott der Jugend waltet
Noch über Dir und mir.
4. Wie unter Tiburs Bäumen,
Wenn da der Dichter saß,
Und unter Götterträumen
Der Jahre Flucht vergaß,
Wenn ihn die Ulme kühlte,
Und wenn sie stolz und froh
Um Silberblüthen spielte,
Die Flut des Anio;
5. Und wie um Platons Hallen,
Wenn durch der Haine Grün,
Begrüßt von Nachtigallen,
Der Stern der Liebe schien,
Wenn alle Lüfte schliefen,
Und, sanft bewegt vom Schwan,
Cephisus durch Oliven
Und Myrthensträuche rann:
6. So schön ist's noch hienieden!
Auch unser Herz erfuhr
Das Leben und den Frieden
Der freundlichen Natur;
Noch blüht des Himmels Schöne,
Noch mischen brüderlich
In unsers Herzens Töne
Des Frühlings Laute sich.
7. Drum such' im stillsten Thale
Den düftereichsten Hain,
Und gieß' aus goldner Schale
Den frohen Opferwein!
Noch lächelt unveraltet
Das Bild der Erde Dir,
Der Gott der Jugend waltet
Noch über Dir und mir.

III. An unsere Dichter.

1. Des Ganges Ufer hörten des Freudengotts
Triumph, als allerobernd vom Indus her
Der junge Bacchus kam, mit heil'gem
Weine vom Schlafe die Völker weckend.
2. O weckt, Ihr Dichter! weckt sie vom Schlummer auf,
Die jetzt noch schlafen, gebt die Gesetze, gebt
Uns Leben, singt, Heroen! Ihr nur
Habt der Eroberung Recht, wie Bacchus.

IV. Menschenbeifall.

1. Ist nicht heilig mein Herz, schöneren Lebens voll,
Seit ich liebe? Warum achtetet Ihr mich mehr,
Da ich stolzer und wilder,
Wortereicher und leerer war?
2. Ach! der Menge gefällt, was auf den Marktplatz taugt,
Und es ehret der Knecht nur den Gewaltsamen;
An das Göttliche glauben
Die allein, die es selber sind.

V. Stimme des Volks.

1. Du seiest Gottes Stimme, so ahndet' ich
In heil'ger Jugend; ja, und ich sag' es noch. —
Um meine Weisheit unbekümmert
Rauschen die Wasser doch auch, und dennoch
2. Hör' ich sie gern, und öfters bewegen sie
Und stärken mir das Herz, die Gewaltigen;
Und meine Bahn nicht, aber richtig
Wandeln in's Meer sie die Bahn hinunter.

VI. Die scheinheiligen Dichter.

1. Ihr kalten Heuchler, sprecht von den Göttern nicht!
Ihr habt Verstand, Ihr glaubt nicht an Helios,
Noch an den Donnerer und Meergott;
Todt ist die Erde, wer mag ihr danken?
2. Getrost Ihr Götter! zieret Ihr doch das Lied,
Wenn schon aus Euren Namen die Seele schwand;
Und ist ein großes Wort vonnöthen,
Mutter Natur! so gedenkt man Deiner.

VII. Der Zeitgeist.

1. Zu lang schon waltest über dem Haupte mir,
Du in der dunklen Wolke, Du Gott der Zeit!
Zu wild, zu bang ist's ringsum, und es
Trümmert und wankt ja, wohin ich blicke.
2. Ach! wie ein Knabe seh' ich zu Boden oft,
Such' in der Höhle Rettung vor Dir, und möcht',
Ich Blöder, eine Stelle finden,
Alleserschüttrer! wo Du nicht wärest.
3. Laß' endlich, Vater! offenen Augs mich Dir
Begegnen! hast denn Du nicht zuerst den Geist
Mit Deinem Stral aus mir geweckt? mich
Herrlich an's Leben gebracht, o Vater?
4. Wohl keimt aus jungen Reben uns heil'ge Kraft;
In milder Luft begegnet den Sterblichen,
Und wenn sie still im Haine wandeln,
Heiternd ein Gott; doch allmächt'ger weckst Du

5. Die reine Seele Jünglingen auf, und lehrst
Die Alten weise Künste; der Schlimme nur
Wird schlimmer, daß er bälder ende,
Wenn Du, Erschütterer! ihn ergreifest.

VIII. Der Tod für's Vaterland.

1. Du kommst, o Schlacht! schon wogen die Jünglinge
Hinab von ihren Hügeln, hinab in's Thal,
Wo keck herauf die Würger dringen,
Sicher der Kunst und des Arms; doch sichrer
2. Kömmt über sie die Seele der Jünglinge,
Denn die Gerechten schlagen, wie Zauberer,
Und ihre Vaterlandsgesänge
Lähmen die Kniee der Ehrelosen.
3. O nehmt mich, nehmt mich mit in die Reihen auf,
Damit ich einst nicht sterbe gemeinen Tods!
Umsonst zu sterben, lieb' ich nicht, doch
Lieb' ich, zu fallen am Opferhügel
4. Für's Vaterland, zu bluten des Herzens Blut
Für's Vaterland — und bald ist's geschehn! Zu Euch
Ihr Theuern! komm' ich, die mich leben
Lehrten und sterben, zu Euch hinunter!
5. Wie oft im Lichte dürstet' ich, Euch zu seh'n,
Ihr Helden und Ihr Dichter aus alter Zeit!
Nun grüßt Ihr freundlich den geringen
Fremdling, und brüderlich ist's hier unten.

IX. An die Deutschen.

1. Spottet ja nicht des Kinds, wenn es mit Peitsch' und Sporn
Auf dem Rosse von Holz muthig und groß sich dünkt.
Denn, Ihr Deutschen, auch Ihr seid
Thatenarm und gedankenvoll.
2. Oder kömmt, wie der Stral aus dem Gewölke kömmt,
Aus Gedanken die That? Leben die Bücher bald?
O Ihr Lieben! so nehmt mich,
Daß ich büße die Lästerung!

X. Der Main.

1. Wohl manches Land der lebenden Erde möcht'
Ich sehn, und öfters über die Berg' enteilt
Das Herz mir und die Wünsche wandern
Ueber das Meer zu den Ufern, die mir
2. Vor andern, so ich kenne, gepriesen sind;
Doch lieb ist in der Ferne nicht eines mir,
Wie jenes, wo die Göttersöhne
Schlafen, das trauernde Land der Griechen.
3. Ach! einmal dort an Suniums Küste möcht'
Ich landen, Deine Säulen, Olympion!
Erfragen, dort, noch eh' der Nordsturm
Hin in den Schutt der Athenertempel
4. Und ihrer Götterbilder auch Dich begräbt;
Denn lang schon einsam stehst Du, o Stolz der Welt,
Die nicht mehr ist! — und o Ihr schönen
Inseln Joniens, wo die Lüfte
5. Vom Meere kühl, an warme Gestade wehn,
Wenn unter kräft'ger Sonne die Traube reift,
Ach! wo ein goldner Herbst dem armen
Volk' in Gesänge die Seufzer wandelt,
6. Wenn die Betrübten jetzt ihr Limonenwald,
Und ihr Granatbaum, purpurner Aepfel voll,
Und süßer Wein und Pauk' und Zithar
Zum labyrinthischen Tanze ladet. —
7. Zu Euch vielleicht, Ihr Inseln! geräth noch einst
Ein heimatloser Sänger; denn wandern muß
Von Fremden er zu Fremden, und die
Erde, die freie, sie muß ja leider
8. Statt Vaterlands ihm dienen, so lang er lebt,
Und wenn er stirbt — — doch nimmer vergeß' ich Dich,
So fern ich wandre, schöner Main! und
Deine Gestade, die vielbeglückten.
9. Gastfreundlich nahmst Du, Stolzer! bei Dir mich auf
Und heitertest das Auge dem Fremdlinge,
Und still hingleitende Gesänge
Lehrtest Du mich und geräuschlos leben.
10. O ruhig mit den Sternen, Du Glücklicher!
Wallst Du von Deinem Morgen zum Abend fort,
Dem Bruder zu, dem Rhein; und dann mit
Ihm in den Ocean freudig nieder!

XI. Die Heimat.

1. Froh kehrt der Schiffer heim an den stillen Strom,
Von Inseln fernher, wenn er geerntet hat;
So käm' auch ich zur Heimat, hätt' ich
Güter so viele, wie Leid, geerntet.
2. Ihr theuern Ufer, die mich erzogen einst,
Stillt Ihr der Liebe Leiden, versprecht Ihr mir,
Ihr Wälder meiner Jugend, wenn ich
Komme, die Ruhe noch einmal wieder?
3. Am kühlen Bache, wo ich der Wellen Spiel,
Am Strome, wo ich gleiten die Schiffe sah,
Dort bin ich bald; Euch traute Berge,
Die mich behüteten einst, der Heimat
4. Verehrte sichre Grenzen, der Mutter Haus
Und liebender Geschwister Umarmungen
Begrüß' ich bald, und Ihr umschließt mich,
Daß, wie in Banden, das Herz mir heile,
5. Ihr treu Geblieb'nen! aber ich weiß, ich weiß
Der Liebe Leid, dieß heilet so bald mir nicht,
Dieß singt kein Wiegensang, den tröstend
Sterbliche singen, mir aus dem Busen.
6. Denn sie, die uns das himmlische Feuer leihn,
Die Götter schenken heiliges Leid uns auch,
Drum bleibe dieß. Ein Sohn der Erde
Bin ich; zu lieben gemacht, zu leiden.

XII. Rückkehr in die Heimat.

1. Ihr milden Lüfte, Boten Italiens!
Und Du mit Deinen Pappeln, geliebter Strom!

Ihr wogenden Gebirg'! o all' Ihr
Sonnigen Gipfel! so seid Ihr's wieder.
2. Du stiller Ort! in Träumen erschienst Du fern,
Nach hoffnungslosem Tage dem Sehnenden,
Und Du, mein Haus, und Ihr Gespielen,
Bäume des Hügels, Ihr wohlbekannten!
3. Wie lang' ist's, o wie lange! des Kindes Ruh'
Ist hin, und hin ist Jugend und Lieb' und Glück!
Doch Du, mein Vaterland, Du Heilig-
Duldendes, siehe, Du bist geblieben!
4. Und darum, daß sie dulden mit Dir, mit Dir
Sich freun, erziehst Du, Theures, die Deinen auch,
Und mahnst in Träumen, wenn sie ferne
Schweifen und irren, die Ungetreuen.
5. Und wenn im heißen Busen der Jünglinge
Die eigenmächt'gen Wünsche besänftiget
Und stille vor dem Schicksal sind, dann
Gibt der Geläuterte Dir sich lieber.
6. Lebt wohl denn, Jugendtage, Du Rosenpfad
Der Lieb', und all' Ihr Pfade des Wanderers,
Lebt wohl! und nimm und segne Du mein
Leben, o Himmel der Heimat, wieder!

XIII. An die Parzen.

1. Nur Einen Sommer gönnt, Ihr Gewaltigen!
Und Einen Herbst zu reifem Gesange mir,
Daß williger mein Herz, vom süßen
Spiele gesättiget, dann mir sterbe!
2. Die Seele, der im Leben ihr göttlich Recht
Nicht ward, sie ruht auch drunten im Orkus nicht;
Doch ist mir einst das Heil'ge, das am
Herzen mir liegt, das Gedicht gelungen:
3. Willkommen dann, o Stille der Schattenwelt!
Zufrieden bin ich, wenn auch mein Saitenspiel
Mich nicht hinabgeleitet; Einmal
Lebt' ich, wie Götter, und mehr bedarf's nicht.

XIV. Hyperions Schicksalslied.

Ihr wandelt droben im Licht
Auf weichem Boden, selige Genien!
Glänzende Götterlüfte
Rühren Euch leicht,
5 Wie die Finger der Künstlerin
Heilige Saiten.
Schicksallos, wie der schlafende
Säugling, athmen die Himmlischen;
Keusch bewahrt
10 In bescheidener Knospe,
Blühet ewig
Ihnen der Geist,
Und die seligen Augen
Blicken in stiller
15 Ewiger Klarheit.
Doch uns ist gegeben,
Auf keiner Stätte zu ruhn,
Es schwinden, es fallen
Die leidenden Menschen
20 Blindlings von einer
Stunde zur andern,
Wie Wasser von Klippe
Zu Klippe geworfen,
Jahrlang in's Ungewisse hinab.

XV. Der Wanderer.

Einsam stand ich und sah in die afrikanischen dürren
Ebnen hinaus; vom Olymp regnete Feuer herab.
Fernhin schlich das hagre Gebirg, wie ein wandelnd Gerippe,
Hohl und einsam und kahl blickt' aus der Höhe sein Haupt.
5 Ach! nicht sprang, mit erfrischendem Grün, der schattende Wald hier
In die säuselnde Luft üppig und herrlich empor,
Bäche stürzten hier nicht in melodischem Fall vom Gebirge,
Durch das blühende Thal schlingend den silbernen Strom;
Keiner Herde verging am plätschernden Brunnen der Mittag,
10 Freundlich aus Bäumen hervor blickte kein wirthliches Dach.
Unter dem Strauche saß ein ernster Vogel gesanglos,
Aengstig und eilend flohn wandernde Störche vorbei.
Nicht um Wasser rief ich Dich an, Natur, in der Wüste,
Wassers bewahrte mir treulich das fromme Kameel,
15 Um der Haine Gesang, um Gestalten und Farben des Lebens
Bat ich, vom lieblichen Glanz heimischer Fluren verwöhnt.
Aber ich bat umsonst; Du erschienst mir feurig und herrlich,
Aber ich hatte Dich einst göttlicher, schöner gesehn.
Auch den Eispol hab' ich besucht; wie ein starrendes Chaos
20 Thürmte das Meer sich da schrecklich zum Himmel empor.
Todt in der Hülle von Schnee schlief hier das gefesselte Leben,
Und der eiserne Schlaf harrte des Tages umsonst.
Ach! nicht schlang um die Erde den wärmenden Arm der Olymp hier,
Wie Pygmalions Arm um die Geliebte sich schlang.
25 Hier bewegt' er ihr nicht mit dem Sonnenblicke den Busen,
Und in Regen und Thau sprach er nicht freundlich zu ihr.
Mutter Erde! rief ich, Du bist zur Wittwe geworden,
Dürftig und kinderlos lebst Du in langsamer Zeit.

Nichts zu erzeugen und Nichts zu pflegen in sorgender Liebe,
30 Alternd im Kinde sich nicht wiederzusehn, ist der Tod.
Aber vielleicht erwarmst Du dereinst am Strale des Himmels,
Aus dem dürftigen Schlaf schmeichelt sein Odem Dich auf;
Und, wie ein Samenkorn, durchbrichst Du die eherne Hülse,
Und die knospende Welt windet sich schüchtern heraus.
35 Deine gesparte Kraft flammt auf in üppigem Frühling,
Rosen glühen und Wein sprudelt im kärglichen Nord.
Aber jetzt kehr' ich zurück an den Rhein, in die glückliche Heimat,
Und es wehen, wie einst, zärtliche Lüfte mich an.
Und das strebende Herz besänftigen mir die vertrauten
40 Friedlichen Bäume, die einst mich in den Armen gewiegt,
Und das heilige Grün, der Zeuge des ewigen, schönen
Lebens der Welt, es erfrischt, wandelt zum Jüngling mich um.
Alt bin ich geworden indeß, mich bleichte der Eispol,
Und im Feuer des Süds fielen die Locken mir aus.
45 Doch wie Aurora den Tithon, umfängst Du in lächelnder Blüthe
Warm und fröhlich, wie einst, Vaterlandserde, den Sohn.
Seliges Land! kein Hügel in Dir wächst ohne den Weinstock,
Nieder ins schwellende Gras regnet im Herbste das Obst.
Fröhlich baden im Strome den Fuß die glühenden Berge,
50 Kränze von Zweigen und Moos kühlen ihr sonniges Haupt;
Und, wie die Kinder hinauf zur Schulter des herrlichen Ahnherrn,
Steigen am dunkeln Gebirg Vesten und Hütten hinauf.
Friedsam geht aus dem Walde der Hirsch an's freundliche Tageslicht;
Hoch in heiterer Luft siehet der Falke sich um.
55 Aber unten im Thal, wo die Blume sich nährt von der Quelle,
Streckt das Dörfchen vergnügt über die Wiese sich aus.
Still ist's hier, kaum rauscht von fern die geschäftige Mühle,
Und vom Berge herab knarrt das gefesselte Rad.
Lieblich tönt die gehämmerte Sens' und die Stimme des Landmanns,
60 Der am Pfluge dem Stier, lenkend, die Schritte gebeut,
Lieblich der Mutter Gesang, die im Grase sitzt mit dem Söhnlein,
Das die Sonne des Mais schmeichelt in lächelnden Schlaf.
Aber drüben am See, wo die Ulme das alternde Hofthor
Uebergrünt und den Zaun wilder Holunder umblüht,
65 Da umfängt mich das Haus und des Gartens heimliches Dunkel,
Wo mit den Pflanzen mich einst liebend mein Vater erzog,
Wo ich froh, wie das Eichhorn, spielt' auf den lispelnden Aesten,
Oder in's duftende Heu träumend die Stirne verbarg.
Heimatliche Natur! wie bist Du treu mir geblieben!
70 Zärtlichpflegend, wie einst, nimmst Du den Flüchtling noch auf.
Noch gedeihn die Pfirsiche mir, noch wachsen gefällig
Mir an's Fenster, wie sonst, köstliche Trauben herauf.
Lockend röthen sich noch die süßen Früchte des Kirschbaums,
Und der pflückenden Hand reichen die Zweige sich selbst.
75 Schmeichelnd zieht mich, wie sonst, in des Walds unendliche Laube
Aus dem Garten der Pfad, oder hinab an den Bach,
Und die Pfade röthest Du mir, es wärmt mich und spielt mir
Um das Auge, wie sonst, Vaterlandssonne! Dein Licht;
Feuer trink' ich und Geist aus Deinem freudigen Kelche,
80 Schläfrig lässest Du nicht werden mein alterndes Haupt.
Die Du einst mir die Brust erwecktest vom Schlafe der Kindheit,
Und mit sanfter Gewalt höher und weiter mich triebst,
Milde Sonne! zu Dir kehr' ich getreuer und weiser,
Friedlich zu werden, und froh unter den Blumen zu ruhn.

XVI. Die Eichbäume.

Aus den Gärten komm' ich zu Euch, Ihr Söhne des Berges!
Aus den Gärten; da lebt die Natur, geduldig und häuslich,
Pflegend und wieder gepflegt, mit dem fleißigen Menschen zusammen.
Aber Ihr, Ihr Herrlichen! steht, wie ein Volk von Titanen,
5 In der zahmeren Welt, und gehört nur Euch und dem Himmel,
Der Euch nährt' und erzog, und der Erde, die Euch geboren.
Keiner von Euch ist noch in der Menschen Schule gegangen,
Und Ihr drängt Euch, fröhlich und frei, aus kräftiger Wurzel
Unter einander herauf und ergreift, wie der Adler, die Beute,
10 Mit gewaltigem Arme den Raum, und gegen die Wolken
Ist Euch heiter und groß die sonnige Krone gerichtet.

Eine Welt ist jeder von Euch, wie die Sterne des Himmels
Lebt Ihr, jeder ein Gott, in freiem Bunde zusammen.
Könnt' ich die Knechtschaft nur erdulden, ich neidete nimmer
15 Diesen Wald und schmiegte mich gern an's gesellige Leben.
Fesselte nur nicht mehr an's gesellige Leben das Herz mich,
Das von Liebe nicht läßt, wie gern würd' ich unter Euch wohnen!

XVII. An den Aether.

Treu und freundlich, wie Du, erzog der Götter und Menschen
Keiner, o Vater Aether! mich auf; noch ehe die Mutter
In die Arme mich nahm und ihre Brüste mich tränkten,
Faßtest Du zärtlich mich an, und goßest himmlischen Trank mir,
5 Mir den heiligen Odem zuerst in den keimenden Busen.
Nicht von irdischer Kost gedeihen einzig die Wesen,
Aber Du nährest sie all' mit Deinem Nektar, o Vater!
Und es drängt sich und rinnt aus Deiner ewigen Fülle
Die beseelende Luft durch alle Röhren des Lebens.
10 Darum lieben die Wesen Dich auch und ringen und streben
Unaufhörlich hinauf nach Dir in freudigem Wachsthum.
Himmlischer! sucht nicht Dich mit ihren Augen die Pflanze,
Streckt nach Dir die schüchternen Arme der niedrige Strauch nicht?
Daß er Dich finde, zerbricht der gefangene Same die Hülse:
15 Daß er belebt von Dir in Deiner Welle sich bade,
Schüttelt der Wald den Schnee, wie ein überlästig Gewand ab.
Auch die Fische kommen herauf und hüpfen verlangend
Ueber die glänzende Fläche des Stroms, als begehrten auch diese
Aus der Woge zu Dir; auch den edeln Thieren der Erde
20 Wird zum Fluge der Schritt, wenn oft das gewaltige Sehnen,
Die geheime Liebe zu Dir sie ergreift, sie hinaufzieht.
Stolz verachtet den Boden das Roß, wie gebogener Stahl strebt
In die Höhe sein Hals, mit der Hufe berührt es den Sand kaum.
Wie zum Scherze, berührt der Fuß der Hirsche den Grashalm.
Hüpft, wie ein Zephyr über den Bach, der reißend hinabschäumt, 25
Hin und wieder schweift, kaum sichtbar durch die Gebüsche.
Aber des Aethers Lieblinge, sie, die glücklichen Vögel,
Wohnen und spielen vergnügt in der ewigen Halle des Vaters!
Raums genug ist für Alle. Der Pfad ist keinem bezeichnet,
Und es regen sich frei im Hause die Großen und Kleinen. 30
Ueber dem Haupt frohlocken sie mir und es sehnt sich auch mein Herz
Wunderbar zu ihnen hinauf; wie die freundliche Heimat
Winkt es von oben herab, und auf die Gipfel der Alpen
Möcht' ich wandern und rufen von da dem eilenden Adler,
Daß er, wie einst in die Arme des Zeus den seligen Knaben, 35
Aus der Gefangenschaft in des Aethers Halle mich trage.
Thöricht treiben wir uns umher; wie die irrende Rebe,
Wenn ihr der Stab gebricht, woran zum Himmel sie aufwächst,
Breiten wir über den Boden uns aus und suchen und wandern
Durch die Zonen der Erd', o Vater Aether! vergebens, 40
Denn es treibt uns die Lust in Deinen Gärten zu wohnen.
In die Meerfluth werfen wir uns, in den freieren Ebnen
Uns zu sättigen, und es umspielt die unendliche Woge
Unsern Kiel, es freut sich das Herz an den Kräften des Meergotts.
Dennoch genügt ihm nicht! denn der tiefere Ocean reizt uns, 45
Wo die leichtere Welle sich regt, — o wer dort an jene
Goldnen Küsten das wandernde Schiff zu treiben vermöchte!
Aber indeß ich hinauf in die dämmernde Ferne mich sehne,
Wo Du fremde Gestad' umfängst mit bläulicher Woge,
Kömmst Du säuselnd herab von des Fruchtbaums blühenden Wipfeln, 50
Vater Aether! und sänftigest selbst das strebende Herz mir,
Und ich lebe nun gern, wie zuvor, mit den Blumen der Erde.

Valerius Wilhelm Neubeck.

Hymnus an Hygiea.

Welche der Göttinnen naht? Wem glühn auf hundert Altären
Dankhekatomben? Erwache, Gesang! Nicht würdiger ist ja
Eine der Himmlischen, daß in Begeisterung Du sie begrüßest,
Als Hygiea, die menschenerhaltende heilige Göttin.
5 Ewig blühend in Jugend erscheinet sie. Nicht, wie Cytherens
Rosigem Nacken, entströmt Ambrosiaduft Hygiea's
Göttlichem Haupt, nein, Thau der Genesung, den Panacea
Nennen die Himmlischen, träuft von den goldenen Locken, und ringsum
Lenzt, wie verjüngt, die Erde; genährt vom ätherischen Balsam
10 Sprossen päonische Kräuter, und Alles berauscht im Gedeihn sich.
Fröhlicher sehn die Mütter den holdanlächelnden Säugling
An der stillenden Brust aufblühn, sanft wölbet der Jungfraun
Busen sich, Jünglinge glühn, durchströmt vom Gefühl der Gesundheit,
Und graulockige Greise verjüngen sich. Aber vor Allen
15 Segnet der schwer Erkrankte die heilende Macht Hygiea's,
Der, vom süßen Gefühl des neuen Lebens beseligt,
Mit noch zitternder Lippe den Dank der Erhalterin stammelt.
Preis Dir, Herrliche, Preis! Was lebt auf der heiligen Erde,
Huldiget Dir, denn Dein ist die Macht, zu erretten vom Tode.
20 Selbst Du pflanzest den immer lebendigen Trieb der Erhaltung
Allem ins Herz, was athmet. Des Walds hülflosen Bewohnern
Lehrest Du selbst auf den Bergen die heilende Würze zu finden,
Welche die Plag' abwendet, und neu die purpurne Welle
Kräftiget zum harmonischen Tanz in Herzen und Adern.
25 Ohne Dich, Göttin, erkrankt die Natur, und verderblicher Seuchen
Schweres Gedünst wälzt über die Städte sich; feindliche Sterne
Schütten die Pest auf das Land, und den Tod, und die grause Verwesung.
Aber sobald huldvoll Dein Antlitz wieder sich wendet:
Siehe, dann klärt urplötzlich der Himmel sich, Heil und Gesundheit
30 Steigen in goldenen Wolken herab; einkehret die Freude
Wieder in Dorf und Stadt, und neu blühn Künst' und Gewerbe.
Festlicher Jubel erschallt: o selig, wer Hygiea's
Liebe gewann! Sein Leben, geschmückt mit Blüthen und Früchten,
Ist mit Segen erfüllt, und lange Jugend beglückt ihn.
35 Stärke verleiht sie, und Muth, und fest ausdauernde Kraft ihm,
Klugen Entschluß in Gefahren und lebenverlängenden Frohsinn.
Welcher Gesang, Hygiea, vermag Dich würdig zu preisen?
Dir lobsingt die ganze Natur. Der gefühlten Gesundheit
Lust frohlocket im Liede der Nachtigall, jubelt im Frühpsalm
40 Steigender Lerchen, und hebt mit freudigem Schwunge den Adler
Ueber die Wolken empor. Dein Lob verkündigen aller
Lebenden süßeste Wonnen, und ihrer Entzückungen Frohlaut.
Dein ist jeder Triumph der jugendlich blühenden Schönheit;
Denn es entfaltet sich nur die süße Blüthe der Anmuth,
45 Wann Hygiea's Liebe sie pflegt. Drum schallt an der Götter
Festen der Grazien Weihegesang Dir, wann sie Dich kommen
Sehn, von den Musen geführt, in der Hand die goldene Schale,
Die Dein göttlicher Vater Dir mitgab, als vom Olympus
Er Dich zuerst aussandte, den arbeitseligen Menschen
50 Auszutheilen die Fülle der lebensfrohn Gesundheit.
Dein sind unserer Ehen erfreuende Segnungen. Liebend
Waltest Du über den Schoß der Erzeugerin, stets sie behütend,
Wann weitherrschende Seuchen daherdrohn. Ach! es ernähren
Fremde Brüste das Kind, und früh hinwelkend verblüht es,
55 Wenn nicht Deine geheiligte Macht der Gebärerin beisteht.
Auf! und verehrt Hygieen mit mir, bringt fromme Gelübde
Demuthsvoll der Erhalterin dar, Ihr Jünglinge, wenn Ihr,
Einzugehn Euch sehnt in die bräutliche Kammer! In ihrer
Obhut blühet hinfort der Hoffnungen schönste: das Thränen-
60 Lächeln der Gattin zu sehn, wann einst den Knaben, den Erstling,
Auf den Armen sie wiegt, und zum Kuß dem Vater ihn hingibt.
Siehe, mit edelem Ruhme geschmückt, und geliebt von den Menschen
Ist der verständige Arzt, Hygiea's würdiger Priester,

Der mit erfahrenem Sinn der Naturkraft tiefes Geheimniß
65 Ausforscht, und den Gewalten der Heilungskräuter gebietet.
Holden Gesang auch pflanzt in die Seel' ihm Phöbus Apollo,
Der die melodische Leier erfand, und in Delphos Orakel
Offenbarte die heilende Kunst den Sehern der Vorwelt.
Du nur, Hohe, verleihst ihm die Vollmacht, selbst an des Hades
70 Unrückgängiger Schwelle das sterbliche Leben zu fristen.
Deiner getrost, hülfreichste der Göttinnen, kämpft mit des Python
Schrecknissen muthig der Held, und vertilgt siegreich den Verderber.
Heil, Allsegnende, steter Verherrlichung Würdige, Heil Dir!

Dir sind Tempel geweiht an den Strömungen heiliger Quellen,
Wo Du beseligend nahest den Sterblichen, die um 75 Gedeihn Dich
Anflehn unter dem heiteren Dienst der najadischen Jungfraun.
Alle gesunden und leben. Io! frohlocket ihr Päon.
Ringsum hallen: Io! die Waldeinöden der Nymphen;
Und mit Bekränzungen ehrt der Genesenden Schar den Altar Dir.
Preis Dir, gefeierte Göttin! Sei hold auch 80 immer und hülfreich
Deinem geweiheten Priester! Mit Lebensfülle gesegne
Du mich hinfort, und bewahre dereinst mein Alter vor Siechthum!
Heil Dir, Königin, Heil! O lohne mein Lied mit Gedeihen mir!

Johannes Daniel Falk.

I. Die drei Feste.

1. O Du fröhliche,
O Du selige
Gnadenbringende Weihnachtszeit!
Welt ist verloren,
Christ ist geboren:
Freue Dich, freue Dich, o Christenheit!

2. O Du fröhliche,
O Du selige
Gnadenbringende Osterzeit!
Welt lag in Banden,
Christ ist erstanden:
Freue Dich, freue Dich, o Christenheit!

3. O Du fröhliche,
O Du selige
Gnadenbringende Pfingstenzeit!
Christ unser Meister
Heiligt die Geister:
Freue Dich, freue Dich, o Christenheit!

II. Die drei Knaben im Wald.

1. Es irrten drei Knaben tief in dem Wald,
Die Luft ging schneidend und grimmig kalt,
Hoch lag in den Wegen der Schnee.
Sie aber gedachten, vor Sternenschein
Noch fern in Großvaters Dorf zu sein,
Der dort sie erharret in Weh.

2. Es war um die heilige Weihnachtszeit,
Sie hatten sich auf die Bescherung gefreut;
Sie wandelten frisch und getrost.
Und lauter und lauter der Sturmwind pfiff,
Und größeres Zagen ihr Herz ergriff,
Laut ächzten die Bäume vor Frost.

3. Das Dörflein lag wohl jenseit der Ilm;
Ton, Wilibald und der kleine Wilm,
So hießen die Knäbelein.
Und dichter und nächtlicher wurde der Wald,
Und immer mehr Muth sprach Wilibald
Den zagenden Brüdern ein.

4. „Horch! Freude! Horch, ein Posthornton!
Sei wohlgemuth nun, Bruder Ton,
Dort steigt schon Essenrauch!“ —
„Ach nein, ach nein! Am Horizont
Dampft's röthlich, und bellend gegen den Mond
Nur liegen die Füchs' auf dem Bauch!“ —

5. „Horch, Peitschenknall! Horch, Hahnenschrei!
Sei, Bruder Wilm, nun schreckensfrei:
's gibt Menschen in der Näh'!“ —
„Ach nein, ach nein, mein Wilibald!
Aufreißt der Frost die Bäum' in dem Wald,
Es knistert im Fallen der Schnee!“ —

6. „Sieh dort, tief unten im stillen Geländ
Geht unsre Wanderschaft zu End:
Dort ist Großvaters Dorf!“ —
„Ach nein, ach nein! der schwarze Fleck
Ist nicht des stillen Dörfleins Heck,
Ist schwarzer Moor und Torf.“ —

7. „Mir ist's, als hör' ich durch Schnee und Sturm
Den Thürmer auf Sankt Maria Thurm

Aeltere Lesarten: **II. 1.** 6. Der dort sie erwartete. — **2.** 4. Und immer lauter der St. — 6. Laut krachte der Winterfrost. — **3.** 3. Die Knäblein drei. — 4. Und immer nächtlicher — 6. Brüdern bei. — **4.** 2. Biß wohlgemuth — 3. Steigt dort schon Schornsteinrauch! — **5.** 2. Biß Bruder — 3. Sind Menschen — 5. Es reißt am beladenen Zweig nur im Wald, — **6.** 1. Siehst dort? tief unten im Geländ — 3. Ist dort G. D.

Gar lieblich blasen, es schallt:
Ein Kindlein uns geboren ist.
Das Kindlein wird zu dieser Frist
Geleiten uns durch den Wald.“ –

8. „Ach nein, ach nein, mein Wilibald!
Es wird mir so schaurig, es wird mir so kalt,
Es drückt die Augen mir zu!
Dort unter der Weide, am Ufer der Ilm,
Dort will ich mich setzen,“ so sprach lieb Wilm,
„Ihr wandelt dem Dörflein zu.“

9. Her schritt der Tod an das Ufer der Ilm
Und legte sich still auf den kleinen Wilm,
Weil schaurig der Nachtwind blies.
Schlaf süß, schlaf sanft, Du Engelbild!
Geleiten die Englein freudig und mild
Dich ein in das Paradies.

10. Still blickten die Lichter im heimischen Dorf;
Da gingen die Zween durch Moor und Torf,
Den Weg im Schneelicht zu spähn;
Mit ihnen versank das falsche Gelãnd',
Die Kinder falteten betend die Händ',
Und wurden nicht wieder gesehn.

11. Rothkehlchen, das saß auf seinem Ast,
Der kleine schaurige Wintergast,
Und weinte den ganzen Tag.
Großvater folgt' am Ufer der Ilm
Dem Klageton nach, bis da, wo Wilm
Wohl unter den Weiden lag.

Johann Christoph Friedrich Haug.

1. Ueber Vavs Verdeutschung von Miltons verlornem Paradiese.

Den Willen hast Du Dir erkoren,
Und träumest von Unsterblichkeit.
Ach, Deine Mühe, Vav, mein Geld und meine Zeit
Sind, wie das Paradies, verloren.

2. Der Minister und Sekretär.

M. Ihr wolltet mein System verdammen,
Und einzig meine Politik
Hielt noch den kleinen Staat zusammen!
S. Ja, wie den Hangenden der Strick.

3. Apologie.

Schlecht war die Predigt; doch Geduld!
Nicht Er, sein Predigtbuch ist schuld.

4. Von Plumps Aerger.

Ich bin, Gottlob! altadelich;
Jedoch mein Sohn – das ärgert mich –
Hat Einen Ahnen mehr, als ich.

5. Gaskogner Klage.

Ein Malheur! Auf Ehrenwort!
Als des Höchsten Allmachtruf
Diese Welt aus Nichts erschuf,
Ließ er meine Güter dort.

6. Wortspiel im Ernste.

Eh' ich vom Feld nach Hause kam,
Verzehrt' im Scherze William
Ein Rebhuhn, das ich aufgespart,
Und fand es weich. – Ich fand es hart.

7. Pigers Grabschrift.

Ich bin, Gottlob! hier in der Erde Schoß
Des dummen Athemholens los.

8. Als Piger lustwandelte.

Seht! da schlüpft er faul und breit
Zwischen Taxushecken,
Und ob seiner Langsamkeit
Staunen alle Schnecken.

9. Aufschluß.

„Warum kein Vivat ringsherum?“ –
Man ist für taube Fürsten stumm.

10. Auf Harpagons Einladung.

Dank, Harpagon! – Ich faste
Nicht gern zu Gaste.

11. Marull.

Nur von Marulls Geschichten Eine:
Der Geizer blickte, wenn er aß
Erfinderisch durch ein Augenglas,
Damit sein Bißchen größer scheine.

12. Den's trifft.

Im Schweiße des Angesichts aß er sein Brod:
Er tanzte, schob Kegel, ritt Pferde zu todt.

13. Pastorenpolitik.

Die Bauern laß' ich mit Bedacht
Noch an Gespenster glauben.
Dieß, Freunde, sichert in der Nacht
Mein Obst und meine Trauben.

14. Auf eine Zueignung.

Das Vorgedicht zu Göthe – was es heißt?
„In Deine Hände, Herr, befehl' ich meinen Geist!“

15. Auf eine gewisse Anzeige.

Du willst ein Büchlein schreiben,
Und wenn ein dummer Streich
Passirt im deutschen Reich,

---

8. 5. so saßen Wilm. — 9. 1. Es kam der Tod zum Ufer — 3. Nordwind — 4. Engelsgebild! — 5. freundlich und mild — 6. zum P. — 10. 1. Still blinkten d. L. in Großvaters Dorf, — 2. zum Moor — 4. sank — 5. Die Kindlein — 11. 1. Rothkelchen saß — 6. der Weiden.

Ihn treulich einverleiben?
Gut! Einen weiß ich gleich:
Du willst ein Büchlein schreiben.

16. Contrast.

Das Volk der Juden zog – man denke! –
Durch's rothe Meer frohlockend hin.
Auch Levi jubelt in der Schenke;
Dort zieht das rothe Meer durch ihn.

17. Potor.

Morgens rühmt der Freunde Kreis:
Potor sagt nicht, was er weiß.
Ach, und Abends wird geklagt,
Potor weiß nicht, was er sagt.

18. Bibulus.

Herrn Bibulus mißfällt nur Eins im Schöpfungsplan:
Daß man nicht auch die Speisen trinken kann.

19. Bibax Nase.

Ja, Physikern und Antiquaren
Muß Bibax Nase schätzbar sein
Als Kunstprodukt von achtzig Jahren
Und siebenhundert Eimern Wein.

---

20. Hyperbeln auf Herrn Wahls ungeheure Nase.

1. An Wahl.

In Marmor Dich zu haun, vermag der Künstler nicht:
Es fehlt an Stein, an Raum, an Zeit, am Gleichgewicht.

2. Rüge.

Er trägt – wie frech und sittenlos!
Den größten Theil des Körpers blos.

3. An Wahl.

Die Ewigkeit – Ohne Periphrase –
Daurt etwas länger, als Deine Nase.

4. Anekdote.

Ich sah heraus
Aus meinem Haus!
Ein Schiffer spähte,
Was oben sei,
Und rief: Ei ei!
Zwei umgedrehte
Kanonenböte!

5. Rath.

Willst Du, wie die Braminen pflegen,
Auf Deine Nasenspitze sehn,
So kann es, der Entfernung wegen,
Nur durch ein Telescop geschehn.

6. Täuschung.

Er stand, und sprach vor seinem Haus;
Da hielt ein Güterwagen an.
„Heb!" rief der trunkne Fuhrmann aus:
„Den neuen Schlagbaum aufgethan!"

7. Wie bequem!

Was die Registratur enthält,
Könnt' Alles füglich drauf stehn,
Und wenn er auf die Nase fällt,
So darf er gar nicht aufstehn.

8. Erfüllte Weissagung eines Griechen *).

Seines Nasen-Unholds Ende
Steht so ferne vom Gesicht' –
Unerreichbar ist's für seine Hände;
Wenn er niest, so hört er's nicht.

*) Siehe die griechische Anthologie, B. II. Cent. 8. Epigr. 15.

9. Die Nase an ihn.

Gut, Freundchen, daß in mich
Du fest verwachsen bist;
Sonst hätt' ich, Riesen, Dich
Vorlängst hinweggeniest.

10. Zwei Merkwürdigkeiten.

Wenn er durch die Nase spricht,
Donnerts in die Runde.
Wenn er seine Nase rümpft,
Dauerts eine Stunde.

11. An Wahl.

Was unterscheidet uns von Dir?
Kurz, ohne Periphrase:
Aus Seel' und Leib bestehen wir;
Du, Freund! aus Seel' und Nase.

12. Als Wahl in eine Grube fiel.

Kein Wunder, wenn er noch die Füße bricht:
Er sieht den Weg vor seiner Nase nicht.

13. Auf Wahls Nase.

Ein Fleisch-Sorites der Natur
Muß Deine Nase sein
Wir sehen ihren Anfang nur,
Das Ende Gott allein.

14. An Wahl.

Deine Fordrung ist nicht honett:
Kürzen ein Epos zum Sonett,
Schildern soll ich in vierzehn Zeilen
Deine Nase von vierzehn Meilen.

15. Auf Wahls Nase.

Wer Deine Nase mißt,
Stirbt, eh' er fertig ist.

16. Wahls Nase.

Gott, der zuletzt ganz die Geduld verlor,
Blies ihm den Geist, statt in die Nas', in's Ohr.

17. Thorrapport.

Ein Nasen-Meteor
Erschien um Acht am Thor,
Und zog von Acht bis Neun

Aeltere Lesarten: 16. Wärst Du Adam gewesen im Paradies, — Gott hätte den Lebensodem gewiß — Dir nicht in die längste der möglichen Nasen, — Nein! Kürze halber ins Ohr geblasen.

Unausgesetzt herein.
Zwar gab ein hintenher
Festangewachsner Mann
Als Mensch und Kommissär,
Mit Namen Wahl, sich an;
Doch ward, wie sich gebührt,
Das lange Nasobject,
Als der Magie suspect,
Urplötzlich arretirt.

18. **Parodien. Aus Klopstock.**

a) Auch von der Nase des Wahl „wird einst die Verwesung, des Nagens
Müd', aufsteh'n." —
b) Wie von Träumen erwacht, „sehn wir" Dein Nasenbein,
„Sehn's mit Augen und glauben's kaum."

19. **Beruhigung wegen wüthiger Hunde.**

Wenn auch wüthige Hund' ein Dutzend sich heut' in die Spitze
Deiner unendlichen Nas' einbisse, mit Eile des Blitzes
Drin aufstiege das Gift, und Dir Methusalems Alter
Deine Diät noch verliehe, so dräute nur erst auf dem Friedhof
Deinem Gebeine die Wuth. Vor ihr sind geborgen die Geister.

20. **Bescheid.**

„Zur Nasenbrille, was räthst Du mir an?" —
Den halben Aequator, mit Gläsern dran.

21. **Wallfahrt der Wahlischen Nase.**

„Sprich, bis wohin die Nase geht?" —
Euch belehrt ein großer Poet:
„Bis dahin, wo kein Hauch mehr weht,
Wo der Markstein der Schöpfung steht."

22. **Orbil.**

Dein Naswerk sah vom Kopfe bis zum Zipfel
Orbil durchs Telescop und schrie:
Das ist von Fleisch ein himmellanges I
Mit angewachsnem Tüpfel.

23. **Abbitte an Herrn Wahl.**

Vergib mir! — Du bist von gerechtem Schmerz
Ob meinen Nasepasquillen durchdrungen:
Denn, was ich Hyperbeln nannt' im Scherz,
Das sind in Wahrheit — Verkleinerungen.

Friedrich Adolf Krummacher.

I. Der Löwe und der Esel in der Gefangenschaft.

1. In Fesseln ward ein Löwe fortgezerrt,
Und neben ihm ein Esel eingesperrt.
Verzweiflung flammte aus des Löwen Blicken,
Er stieß sein Haupt und schlug den gelben Rücken.
2. Befremdet schaute ihn sein träger Nachbar an
Und sprach: „Mein Freund, was man nicht ändern kann,
Das sollte man geduldig tragen.
Was frommet Dir Dein Zürnen und Dein Klagen?
3. Dir mangelt Nichts; man kommt, Dich zu besehn;
Man staunt Dich an; man nennt Dich groß und schön,
Und reichet Dir des besten Fleisches Fülle. — —"
4. „Verstumme!" sprach darauf des Löwen Zorngebrülle,
„Wer, unterjocht, der Freiheit nicht begehrt,
Ist auch der Antwort nicht des Freien werth!
Mit Sklavengeist zum Sklaventhum geboren,
Geht ihm der Sinn des Würdigen verloren!"

II. Zeus und das Schaf.

Vollendet hatte Zeus das Schöpfungswerk.
Auf seiner Tatze lag der Löw' und schlief,
Der Elephant hob drohend seinen Rüssel,
Ein Eber wetzte seinen Zahn; der Stier
Wies seines Hornes Kraft mit wildem Blick, 5
Rings um den Igel starrt' ein Stachelwald.
Nur flehend hob das neugeborne Lamm
Den Blick zu Jovis Thron. — „Was fehlet Dir?"
Sprach Vater Zeus, „Du scheinst zu klagen, rede!"
Da sprach das fromme Lamm: „Was soll uns schützen? 10
Nur mir allein ward keine Waff' und Wehr. —"
„In Deinen Augen ruht der Unschuld Blick,
Leicht kräuselt sich der Wolle weißes Vließ
In tausend Löckchen um den runden Leib.
So stehest Du in Unschuld schön. Getrost! 15
Ein höher Herz nimmt Deiner wohl sich an. —"
So sprach der Wesen Vater. — Sieh es kam
Das erste Menschenpaar. Sie sahn das Lamm,
Und trugen es auf sanftem Arm zur Hütte,
Bereiteten ein Lager ihm und sagten: 20
„Das hat gewißlich Zeus uns zugedacht,
Drum hat er ihm die Unschuld angebildet. —"
So ward der Mensch des Lammes Schirm und Wehr.
Der Menschenunschuld Schirm und Wehr ist Gott.

III. Flora, Pomona und Zeus.

In den Olymp trat Flora und Pomona,
Mit ihnen kam ein ganzes Nymphenchor.

Voll Ehrfurcht traten sie zum hohen Strahlenthrone,
Und baten Vater Zeus um ein geneigtes Ohr.
5 „Wir kommen," sprachen sie, „o Vater, von der Erde,
Dich anzuflehn, daß der launige April
Aus unserm Lenz verbannet werde!
Er tobt und stürmt und raset, wie er will,"
Hub Flora zürnend an, „verdirbt mir Laub und Blüthen,
10 Macht plötzlich dann den trüben Himmel klar,
Und locket mich mit meiner Blumenschar
Ins Feld, um grimmiger zu wüthen."
„Ja" fiel Pomona ein, „und meine armen Bäume
Zerknickt er, kommt's ihm in den Sinn,
15 Wälzt sich in Blumenstaub, und alle meine Träume
Von goldnen Herbsten sind dahin!
Der Trotzige! Die Zweige stehn entlaubt,
Und lachend flicht er sich die Blüthen um das Haupt! —
Kein Wunder, daß ihn Venus sich erkor
20 Zum Lieblingsmond, er gleicht dem kühnen Cypripor. —"
Zeus lächelte von seines Thrones Höhn
Und sprach; „Ihr seid zur stillen Pfleg' ersehn;
Er aber ward mit kühner Kraft geboren.
Drum hab' ich ihn zum Kampf erkoren,
25 Des Winters Wuth und Stürme zu bestehn.
Bald siegt der Winter und gebieret Sturm und Wetter,
Bald triumphirt der Lenz und schmücket Wald und Flur,
Bis jener ganz entflieht. Dann blühen Knosp' und Blätter,
Des Frühlings Hauch durchströmet die Natur.
30 Der Mai wird nun das Fest des Friedens, milde Weste
Umgaukeln ihn, ihm dankt der Hain, der Mensch, der Wurm — —
Sagt, wollet Ihr des Maien Friedenfeste? —
Wohlan, so duldet erst den Sturm."

* * *

Der Weise sieht verheerend über Trümmer
35 Den Wettersturm der Zeiten wehn —
Er schweigt und hofft: Wird auch mit neuem Schimmer
Aus dunkler Gegenwart die Zukunft auferstehn!

IV. Der Sturmvogel und die Schiffenden.

Ein Schiff durchschnitt des Meeres blaue Bahn,
Das Segel schwoll, die Wellen spielten
Sanftrauschend um den Kiel, Delphine wühlten
Und wälzten scherzend sich im Ocean.
5 Vom fernen Eiland trugen sanfte Lüfte
Des Zimmetwaldes Düfte.
Das Schiffvolk lag im milden Sonnenschein,
Und vom Verdeck ertönten Jubellieder,
Vermischt mit lautem Scherz, zum frohen Wein,
10 Und leiser plätscherten die Wogen.
Da kam ein Sturmfink hergeflogen,
Und ließ sich auf das Steuer nieder.
Den Unglücksvogel sah der Steuermann. „Fürwahr!
Du Freudenstörer," hub er an,
15 „Du konntest nie uns ungelegner kommen!
Doch soll Dir Dein Prophetenamt nicht frommen.
Dir selbst verkünde die Gefahr!"
Er sprach's, ergriff die Büchse, traf
Des Vogels Brust; er fiel. Doch eh' des Todes Schlaf
20 Sein Aug' umschloß, erscholl aus seinem Munde
Der ernste Spruch: „Ihr wähnet im Propheten
Der Wahrheit heil'ge Kraft zu tödten!
Umsonst! es naht die ernste Stunde,
Und Euer Sträuben hemmt sie nicht.
25 Dann wird ihr Wort zum Sturm, ihr stilles Licht
Wird sich zu Feuerflammen röthen!" —
Er sprach's, da floß sein Leben aus der Wunde.
Gewölk stieg auf, hoch schwoll im Sturm die Fluth.
Der Blitz zerriß den Mast, es scholl Gewimmer;
30 Des Oceans empörte Wuth
Verschlang des Schiffes Trümmer.

V. Die Blumenknospen.

„Sag Vater, warum hat die freundliche Natur
Das Knöspchen hier auf unsrer Blumenflur
So hart und enge eingehüllt?
Sieh, wie es aus den Spalten quillt,
5 Und zeigt der Farbe röthlichen Schein!
Und möchte gern frei und fröhlich sein!
Was hindert, ich mache das Knöspchen auf?"
So sprach das Kind. Der Vater sagte drauf:
„Das mußt Du, liebes Kind, nicht thun!
10 Laß nur das rothe Knöspchen ruhn.
Es ist ja noch so zart und klein,
Drum muß es wohl verwahret sein,
Und darf noch nicht sehen den hellen Tag,
Daß Frost und Wurm ihm nicht schaden mag.
15 Es ruht ja in Windeln weich und grün,
Noch braucht es der heimlichen Pflege,
Bald wird es am Wege
Uns lieblich duften und blühn."

VI. Die Schwalben.

1. In eines armen Mannes Haus
Kam lange Zeit von Jahr zu Jahr
Im Lenzbeginn ein Schwalbenpaar.
Mit Freuden nahm der arme Mann
Sie auf und schlug ein Brettchen an,
Worauf sie sich ihr Nest erbauten
Und frohes Muths herniederschauten.
2. Sie zogen fort. Der arme Mann
Ward unverhofft durch Erbschaft reich,
Nun ward das alte Haus sogleich
Zerstöret und neu aufgeführt,
Mit Marmorsäulen ausgeziert.
Das Schwalbenbrettchen riß man nieder.
Indessen kam das Pärchen wieder.
3. Sie zwitscherten ihr Morgenlied.
„Fort!" rief der reiche Mann voll Wuth!
„Vertilget mir die schnöde Brut!" —
Und Progne's zarte Kinder flohn,
Und sangen noch in frohem Ton:
„Wir gehn! Wo Lieb' und Frohsinn weilen,
Bedarf es nicht der Marmorsäulen."

Adam Oehlenschläger.

Die Rosenbüsche.

1. Dort, wo des Arno Woge schallt,
Besucht' in unbelauschten Stunden
Ein liebend Paar den Myrthenwald.
Sie hatten oft sich dort gefunden,
Wenn Abends hinter Bergesrand
Der Sonne letzter Purpur schwand.

2. Die Lieb' entflammte Beider Lust:
Er männlich schön in Jünglingsjahren,
Und sie voll Reiz, sich unbewußt.
Doch ihre Väter Feinde waren,
Der eine Guelf, der Ghibellin,
Und jeder zornig, stolz und kühn.

3. Die Häuser in Florenz erbaut,
Wie Festungen in Straßen standen,
Dort jeder seiner Macht vertraut,
Stark die Geschlechter sich verbanden,
Und gingen oft zu Kampf und Wehr
Geharnischt aus mit Spieß und Speer.

4. Und in den Mauern von Porphyr
Geklammert waren Eisenringe;
An diesen hing ihr Kriegspanier.
Daß keine Macht die Thore zwinge,
Deckt Eisen sie so schwer und dicht,
Als Riesenmacht es kaum zerbricht.

5. Doch, wo umsonst voll wilder Kraft
Bellona mit den Waffen wüthet,
Da Venus Eingang sich verschafft;
Dem Zorn der Feindschaft sie gebietet.
Die Liebenden vereinet bald
Der Mondschein in dem Myrthenwald.

6. Einst als sie wandeln Arm in Arm,
— Nur kurz war diese hohe Freude —
Tritt aus dem Busch ein roher Schwarm.
Ein feiger Knecht verräth sie Beide;
Ein Judas! — und das süße Glück
Bringt keine helle Nacht zurück.

7. Nach Grabesruh' sich Rollo sehnt.
Jetzt ist die ganze Welt ihm öde,
Wenn Philomelens Klage tönt.
Er sucht den Tod in blut'ger Fehde:
Er trifft ihn in der Feinde Schar.
Sein letzter Seufzer Laura war.

8. Wie Blumen, die kein Strahl erfreut,
So welkten bald des Mädchens Wangen;
Sie klagt der Mitternacht ihr Leid,
Man hielt im Kerker sie gefangen,
Ihr bleiches Haupt sich niederbog;
Der schönen Hüll' ihr Geist entflog.

9. Der große Dom, voll Majestät,
Ein Werk aus grauem Alterthume,
Hoch auf des Marktes Mitte steht.
Ihn schmückt zu edler Männer Ruhme
Noch mancher Inschrift alter Zug.
Dahin man die Entseelten trug.

10. Doch ach! selbst nicht die letzte Ruh
Das unglücksel'ge Paar verbindet.
O Haß! wie grausam wüthest Du!
Noch sind die Greise zornentzündet.
Dem Auge zwar die Thrän' entquoll;
Doch stürmt im Herzen bittrer Groll.

11. Der Tod, das weiße Sterbekleid,
Versöhnte nicht, was sie verbrochen.
Sie waren halb nur Gott geweiht.
Drum ward die Kirchenwand durchbrochen;
Halb außen stand der weiße Sarg,
Der die entseelte Hülle barg.

12. Hier, wo der schwarze Marmorstein
Noch Dante's Namenszug belebet
Trug man des Ritters kalt Gebein.
Und dort, wo Giottos Thurm sich hebet,
Hoch zu des Himmels Herrlichkeit
Ward Laura's Asch' ein Platz geweiht.

13. Jetzt wenn der Sonne letzte Gluth,
Vom Berge strahlend auf die Felder,
Versilberte des Arno Fluth,
Dann riefen sie umsonst die Wälder,
Des Vogels Lied, der Blume Duft.
Sie ruhten in der öden Gruft.

14. Einst ging ein Freund an diesem Strand,
Am Lieblingsort der theuren Schatten.
Im stillen Blick die Thrän' ihm stand.
Da sah er auf den grünen Matten
Zwei Rosenbüsche blühen wild,
Der treuen Liebe Ebenbild.

15. Sie wuchsen still im dunkeln Hain,
Und zeigten ihres Laubes Fülle,
Doch ohne Knosp' und Blüthenschein.
Er gräbt sie aus in ernster Stille,
(Ein Wink, den ihm der Himmel gab)
Und pflanzt sie an der Liebe Grab.

16. Sie standen Blatt an Blatt vereint
Im Abendroth und Abendschauer.
Jetzt trennet sie die Kirche weit;
Da ranken sie hoch an der Mauer,
Um treulich wieder Zweig in Zweig
Zu flechten, holder Liebe gleich.

17. Und als die Sonne wieder wach,
Und kaum mit Purpur überzogen
Des großen Tempels heil'ges Dach;
Da, über Bruneleschis Bogen
Die Rosen wuchsen wunderbar
Und reichten sich die Blumen dar!

18. Da ward gerührt der Väter Herz.
Als solches Wunder sie erfahren,
Da fühlten sie der Reue Schmerz.
Da sahen sie, wie klein sie waren,
Und gingen weinend Freundschaft ein
An ihrer Kinder Leichenstein.

19. Da rasselten die Ketten schwer
Am Taufhaus; (alter Thaten Werke,
Die zeigen: Pisa sei nicht mehr!)
Denn Eisen bricht des Zornes Stärke,
Und schlägt ein Volk in Sklaverei;
Die Liebe nur bleibt ewig frei!

Heinrich Joseph Edler von Collin.

I. Wachfeuer.

1. Weib und Kind, schlaft wohl zu Haus!
Daß Ihr schlafet, rückt ich aus;
Wache hier in kalter Nacht,
Denk' an Euch, ruf' ich mit Macht:
Tod oder Freiheit!
2. Schon aus weiter Ferne klingt,
Tief in's Herz dem Krieger dringt
Brudergruß, den in der Nacht
Mann dem Manne ruft mit Macht: —
Tod oder Freiheit!
3. Wo die Wachenfeuer glühn,
Steht der Feind, und trotzt uns kühn;
Ruft hinüber durch die Nacht,
Wach' für Wache ruft mit Macht:
Tod oder Freiheit!
4. Wenn ihn Schauer dann befällt,
Bänger seine Brust sich schwellt,
Schiebt er's auf die kalte Nacht,
Doch ihn schreckt des Rufes Macht:
Tod oder Freiheit!
5. Wenn bald Schlachttumult erbraust,
Kugelhagel zischend saust,
Dann hinab in finstre Nacht
Stürz' ihn unsers Rufes Macht:
Tod oder Freiheit!

II. Kaiser Max

auf der Martinswand in Tyrol.

1. „Hinauf! hinauf!
In Sprung und Lauf!
Wo die Luft so leicht, wo die Sonne so klar,
Nur die Gemse springt, nur horstet der Aar,
Wo das Menschengewühl zu Füßen mir rollt,
Wo das Donnergebrüll tief unten grollt:
Das ist der Ort, wo die Majestät
Sich herrlich den Herrscherthron erhöht!
Die steile Bahn
Hinan! hinan!
Dort pfeifet die Gemse! Ha, springe nur vor;
Nachsetzt der Jäger, und fliegt empor!
2. Gähnt auch die Kluft,
Schwarz, wie die Gruft;
Nur hinüber, hinüber im leichten Schwung!
Wer setzet mir nach? 's War ein Kaisersprung!
Klimm, Gemse, nur auf die Felsenwand!
In die luftige Höh', an des Abgrunds Rand,
Mach' ich mit Eisen mir doch die Bahn.
Nur muthig hinauf, und muthig hinan!
Jetzt ohne Rast
Den Strauch erfaßt!
Wenn tückisch der Zweig vom Gesteine läßt,
So hält mich im Fall die Klippe noch fest."
3. Der Stein nicht hält;
Der Kaiser fällt
In die Tiefen hinab zwei Klafter lang;
Da ward Herrn Maxen doch gleichsam bang.
Ein Felsen hervor ein wenig ragt,
Das nennet er Glück — Gott sei's geklagt!
Einbrachen die Kniee, doch blieb er stehn,
Und taumelt sich aus; da mußt er nun sehn:
Hier half kein Sprung,
Kein Adlerschwung:
Denn unter ihm senkt sich die Martinswand,
Der steileste Felsen im ganzen Land.
4. Er starrt hinab
In's Wolkengrab,
Und starrt hinauf in's Wolkenmeer,
Und schaut zurück und schaut umher,
Da zeigt sich kein Fleck zum Sprung handbreit,
Kein Strauch, der den Zweig dem Klimmer beut.
Aus harten Felsen wölbt sich ein Loch
Schroff hinter ihm, wie ein Dom so hoch.
Der Kaiser ruft
In taube Luft:
„Ei doch, wie hat mich die Gemse verführt!
Kein Weg zu den Lebenden niederführt."
5. Er war's gewillt,
Es ist erfüllt!
Wo die Luft so leicht, wo die Sonne so klar!
Wo die Gemse nur springt, nur horstet der Aar,
Wo das Menschengewühl zu Füßen ihm rollt,
Wo das Donnergebrüll tief unten grollt,
Da steht des Kaisers Majestät,
Doch nicht zur Wonne hoch erhöht.
Ein Jammersohn
Auf luft'gem Thron,
Findet sich Max nun plötzlich allein,
Und fühlt sich, schaudernd, verlassen und klein.
6. Im Thalesgrund
Ein Hirte stund,
Und sieht auf der Platte sich's regen,
Und bücken und heben und schreitend bewegen.
„Den bannt wohl hinauf des Satans Gewalt?
Das ist, bei Gott, eine Menschengestalt!"
So ruft er, und winkt die Hirten herbei,
Daß jeder ihm staunend das Wunder zeih'!
„Gott sei mit ihm!"
Ist's Eine Stimm':
„Der stehet dort oben in großer Noth,
Muß arg wohl erleiden den Hungertod."
7. Auf leichtem Roß
Ein Jägertroß
Kommt nun das Thal hereingesprengt,
Wo sich die Menge schon gaffend drängt,
Und rufet den nächsten Hirten an:
„Nahm wohl der Kaiser anher die Bahn?
Hoch auf den Alpen klomm er empor,
Daß ihn des Jägers Blick verlor."
Der Hirte blickt
Auf die Wand, erschrickt,
Hindeutend sagt er zum Jägerschwarm:
„Dann schaut ihn dort oben! daß Gott erbarm!"
8. Der Jäger blickt
Auf die Wand, erschrickt,
Und hebet nun schnell sein Sprecherrohr,
Und ruft, was Menschenbrust mag, empor:
„Herr Kaiser, seid Ihr's, der steht in der Blend',
So werft herab einen Stein behend'!"
Und vorwärts nun woget das Menschengewühl,

Und plötzlich ward es nun todtenstill.
Da fällt der Stein
Senkrecht hinein,
Wo unter dem Felsen ein Hüter wacht,
Daß, zerschmettert, das Dach zusammenkracht.
9. Des Volks Geheul,
Auf eine Meil'
Im ganzen Umkreis zu hören,
Macht rings das Echo empören.
Und zum Kaiser auf dringet der Jammerlaut,
Der kaum mehr menschlicher Hülfe vertraut.
Er spannet das Aug', er strecket das Ohr:
„Was wühlet dort unten? was rauschet empor?"
Er sieht und lauscht;
Fort wühlt's und rauscht —
So harret er aus ohne Murren und Klag',
Der edle Herr bis zu Mittag.
10. Durch Sonnenbrand
Die Felsenwand
Zurück mit glühenden Strahlen prallt;
Da wird unleidlich der Hitze Gewalt.
Erschöpft von der mattenden Gemsenjagd,
Von Durst gequält, von dem Hunger geplagt,
Fühlet sich Max ganz matt und schwach: —
War's Wunder, daß endlich die Kraft ihm brach?
Das wünscht er allein:
Gewiß zu sein,
Eh' die Besinnung ihm verfließt,
Ob Hülfe bei Menschen noch möglich ist?
11. Bald wußt' er Rath,
Und schritt zur That,
Und schrieb mit Stiften auf Pergament
Die Frag an's Volk, und wickelt behend'
Mit goldenem Bande das Täfelein
Auf einen gewicht'gen Marmorstein;
Ließ fallen die Last in die Tiefe hinab, —
Und horcht — kein Laut, der ihm Antwort gab —
Ach Gott und Herr!
Man liebt ihn so sehr;
Drum findet vom Volke sich Niemand ein,
Dem Herrn ein Bote des Todes zu sein.
12. Der Kaiser (wie hart!)
Auf Antwort harrt,
Und sendet den dritten und vierten Stein,
Doch immer wollt es vergeblich sein.
Bis schon am Himmel die Sonne sich senkt,
Und nun erseufzend der Herr sich denkt:
„Wär' Hülfe möglich, sie riefen es mir,
So harr' ich nun sichrer des Tod's allhier."
Da hob sein Sinn
Zu Gott sich hin;
Ihm entflammet das Herz der heilige Geist,
Daß er sich schnell von dem Irdischen reißt;
13. Wegstoßt die Welt,
Zum Ew'gen hält.
Jetzt wieder ein Täflein nimmt zur Hand,
Beschreibt es eifrig. — Weil fehlte das Band,
So band er's am Stein mit dem goldenen
Vließ:
Was soll's ihm? Er war ja des Todes gewiß!
Und aus dem erhöhten luftigen Grab
Wirft er den Stein in das Leben hinab.
Wohl peinlicher Schmerz
Durchwühlet das Herz
Jedem, der nun, was der Kaiser begehrt,
Weinend vom weinenden Leser hört.
14. Der Leser rief:
„So heißt der Brief:
Viel Dank Tyrol, für deine Lieb',
Die treu in jeder Noth mir blieb.
Doch Gott versucht' ich mit Uebermuth;
Das soll ich nun büßen durch Leib und Blut.
Bei Menschen ist keine Rettung mehr;
Gott's Wille geschehe! Gerecht ist der Herr!
Will büßen die Schuld,
Mit Muth und Geduld.
Mit Einem wohl könnt Ihr mein Herz erfreun,
Ich will Euch den Dank im Tode noch weihn.
15. Nach Zierlein eilt
Nun unverweilt
Ein Bot' um das heilige Sakrament,
Nach dem mir dürstend die Seele brennt.
Und wenn der Priester steht am Fluß,
So kündet's mir, Schützen, durch einen Schuß.
Und wenn ich den Segen nun soll empfahn,
So deut' es ein zweiter mir wieder an.
Sehr bitt' ich Euch,
Fleht dann zugleich
Mit mir zum Helfer in aller Noth,
Daß er mich stärk' in dem Hungertod."
16. Der Bote fleugt;
Der Priester keucht
Nun schon herbei, nun steht er am Fluß;
Schnell kündet's dem Kaiser der Schützen Schuß.
Der schauet hinab, erblickt die Monstranz;
Denn blitzend erglänzt ihr Demantkranz.
Und wirft sich vor ihr auf die Kniee hin,
Mit zerknirschtem Herzen, mit gläubigem Sinn.
Die Menschheit ringt,
Und siegt, und schwingt,
Auf entfesselten Füßen empor sich schnell
Zu der ewigen Liebe hochheiligem Quell!
17. Und o wie fleht
Sein heißes Gebet!
„O Gott, Du Vater, allmächtig am Himmels-
thron,
Du Lieb', aus Lieb' entquollener Gottessohn,
Und Du, hochheiliger Gottesgeist,
Der beide vereint, das Heil uns weis't;
O Gott, deß Lieb' auf jeder Spur
Verkündet laut die weite Natur!
O tauchte sich schnell
Im Liebesquell
Mein liebender Geist, umfaßte die Welt,
Die liebend am Herzen Dein Arm erhält.
18. Vor meinem Tod
Dein Himmelsbrod
Wünsch' ich, Unwürdiger, o wie sehr!
O sieh auf mich erbarmend her!
O Christus Lieb' tritt bei mir ein,
Und führ' mich zurück in der Gläub'gen Verein,
Die Deine Lieb' so feurig beseelt,
Daß Eines sie werden mit Gott und Welt.
Und weil ich nicht werth,
Was ich begehrt,
Ein einzig Wort aus Deinem Mund
Macht Deinen Knecht auch wieder gesund."
19. So will er im Flehn
Vor Liebe vergehn.
Da kündet ein zweiter Schuß ihm an,
Daß er den Segen nun soll empfahn.
Der Herr sogleich auf Felsengrund,
Wirft sich die Stirn' und die Hände wund.
Und der Jäger mit lautem Sprecherrohr
Sagt ihm des Priesters Worte vor:
„Dich segnet Gott
In Deiner Noth,

Der Vater, der Sohn und der heilige Geist,
Den Himmel und Erd' ohn' Ende preist."
20. Nun allzumal
Im ganzen Thal
Das Volk auf den Knien harrt im Gebet,
Und laut für das Heil des Herren fleht.
Den Kaiser rührt's; der Betenden Schall
Bringt ihm zu Ohren der Wiederhall.
Auch er bleibt knieen im Gebet
Und Gott für das Wohl der Völker fleht.
Schon flammt der Mond
Am Horizont,
Und herrlich das grünliche Firmament
Von funkelnden Sternenheeren brennt.
21. Des Himmels Pracht
Erweckt mit Macht
Die Sehnsucht zum himmlischen Vaterland:
Ihm löset sich jedes irdische Band.
Wo der Seraphim Harfe Jubel erklingt,
Der Seligen Chor das Heilig singt,
Wo das Leiden schweigt, die Begierde sich bricht,
Zur ewigen Liebe, zum ewigen Licht,
Dahin, dahin
Schwingt sich sein Sinn,
Und mit hoch empor gehobenen Händen
Denkt er entfliehend sein Elend zu enden;
22. Als schlank und fein
Ein Bäuerlein,
Wie der Blitz ihn blendend, nun vor ihm stund.
Und grüßt' ihn mit lieblich ertönendem Mund:
„Herr Max, zum Sterben hat's wohl noch Zeit,
Doch folget mir schnell. Der Weg ist weit."
Der Kaiser entsetzt sich ob dem Gesicht,
Und trauet den Augen und Ohren nicht.
Und wie er schaut,
Ihm heimlich graut;
Denn es wallt' um den Knaben gar sonderlich
Ein dämmernder Schein, der nichts Irdischem glich.
23. Doch der Kaiser in Hast
Sich wieder faßt,
Und fragt das Knäblein: „Wer bist Du? — Sprich!"
„„Ein Bote, gesandt, um zu retten Dich.""
„Wer zeigte Dir an zur Klippe den Weg?"
„„Wohl kenn' ich den Berg und jeglichen Steg.""
„So hat Dich der Himmel zu mir geschickt?"
„„Wohl hat er Dein reuiges Herz erblickt.""
Drauf er sich dreht,
Zur Höhlung geht,
Und gleitet nun leicht durch den Riß in die Wand,
Den vorher sein forschendes Auge nicht fand.
24. Durch den Riß gebückt,
Der Kaiser sich drückt;
Sieh, da hüpfet das Knäblein leuchtend voran,
Durch steile Schluchten tief ab die Bahn.
Wo funkelnd das Erz an den Wänden glimmt,
In der Tiefe der Schwaden aufblitzend schwimmt;
Am Gewölb ertönt der Schritte Hall,
Fern donnert des Bergstromes brausender Fall
Tiefer noch ab,
Meilen hinab:
Da gleitet das Knäblein in eine Schlucht;
Die Fackel erlosch. — Mit den Händen bange nun sucht
25. Max sich den Weg hinvor,
Und dringt empor,
Und schaut aufathmend der Sterne Licht,
Und sucht den Knaben — und findet ihn nicht.
Da faßt ihn ein Schauer. Nicht hat er geirrt.
Wohl war es ein Engel, der ihn geführt.
Und schon erkennt er Zierleins Thal,
Hört brausen der Menge verworrenen Schall.
Mit bebendem Tritt
Er weiter schritt,
Wie oft, ermattet, er weilen muß,
Bis er naht dem weit erglänzenden Fluß.
26. Noch stand er weit,
Doch hocherfreut
Schaut er den Priester bei Fackelglanz
Stehn unermüdlich mit der Monstranz,
Und noch die treuen Gemeinden knien,
Und heiß im Gebete für ihn glühn.
Sein Auge ward naß, sein Herz hoch schwoll,
— s' war ja von tausend Gefühlen voll.
Schnell tritt er vor,
Ruft laut empor:
„Lobet den Herrn und seine Macht!
Seht! mich hat sein Engel zurückgebracht."

Friedrich Max Schenk von Schenkendorf.

I. Freiheit.

1. Freiheit, die ich meine,
Die mein Herz erfüllt,
Komm' mit Deinem Scheine,
Süßes Engelsbild.
2. Magst Du nie Dich zeigen
Der bedrängten Welt?
Führest Deinen Reigen
Nur am Sternenzelt?
3. Auch bei grünen Bäumen,
In dem lust'gen Wald,
Unter Blüthenträumen
Ist mein Aufenthalt.
4. Ach, das ist ein Leben,
Wenn es weht und klingt,
Wenn Dein stilles Weben
Wonnig uns durchdringt;
5. Wenn die Blätter rauschen
Süßen Freundesgruß,
Wenn wir Blicke tauschen,
Liebeswort und Kuß.
6. Aber immer weiter
Nimmt das Herz den Lauf:
Auf der Himmelsleiter
Steigt die Sehnsucht auf.
7. Aus den stillen Kreisen
Kommt mein Hirtenkind,

Will der Welt beweisen,
Was es denkt und minnt.
8. Blüht ihm doch ein Garten,
Reift ihm doch ein Feld
Auch in jener harten
Steinerbauten Welt.
9. Wo sich Gottes Flamme
In ein Herz gesenkt,
Das am alten Stamme
Treu und liebend hängt;
10. Wo sich Männer finden,
Die für Ehr' und Recht
Muthig sich verbinden,
Weilt ein frei Geschlecht.
11. Hinter dunkeln Wällen,
Hinter ehrnem Thor
Kann das Herz noch schwellen
Zu dem Licht empor.
12. Für die Kirchenhallen,
Für der Väter Gruft,
Für die Liebsten fallen,
Wenn die Freiheit ruft:
13. Das ist rechtes Glühen,
Frisch und rosenroth.
Heldenwangen blühen
Schöner auf im Tod.
14. Wollest auf uns lenken
Gottes Lieb' und Lust,
Wollest gern Dich senken
In die deutsche Brust.
15. Freiheit, holdes Wesen,
Gläubig, kühn und zart,
Hast ja lang erlesen
Dir die deutsche Art.

II. Soldatenmorgenlied.

1. Erhebt Euch von der Erde,
Ihr Schläfer, aus der Ruh'!
Schon wiehern uns die Pferde
Den guten Morgen zu;
Die lieben Waffen glänzen
So hell im Morgenroth.
Man träumt von Silberkränzen,
Man denkt auch an den Tod.
2. Du reicher Gott in Gnaden,
Schau' her vom blauen Zelt:
Du selbst hast uns geladen
In dieses Waffenfeld.
Laß uns vor Dir bestehen
Und gib uns heute Sieg:
Die Christenbanner wehen;
Dein ist, o Herr, der Krieg.
3. Ein Morgen soll noch kommen,
Ein Morgen mild und klar;
Sein harren alle Frommen,
Ihn schaut der Engel Schar.
Bald scheint er sonder Hülle
Auf jeden deutschen Mann.
O brich, Du Tag der Fülle,
O Freiheitstag, brich an!
4. Dann Klang von allen Thürmen,
Und Klang aus jeder Brust,
Und Ruhe nach den Stürmen,
Und Lieb' und Lebenslust.
Es schallt auf allen Wegen
Dann frohes Siegsgeschrei.
Und wir, Ihr wackern Degen,
Wir waren auch dabei.

III. Der Landsturm.

1. Die Feuer sind entglommen
Auf Bergen nah und fern,
Ha, Windsbraut, sei willkommen,
Willkommen, Sturm des Herrn!
2. O zeuch durch unsre Felder
Und reinige das Land,
Durch unsre Tannenwälder,
Du Sturm, von Gott gesandt!
3. Ihr Thürme, hoch erhoben
In freier Himmelsluft,
So zauberisch umwoben
Von blauem Wolkenduft,
4. Wie habt Ihr oft gerufen
Die andachtvolle Schaar,
Wenn an des Altars Stufen
Das Heil zu finden war!
5. Die Wetter oft sich brachen
Von Euerm Glockenklang;
Nun führt Ihr andre Sprachen,
Es klingt, wie Brautgesang.
6. Das Land ist aufgestanden,
Ein herrlich Opferfest —
Ist frei von Sklavenbanden,
Die hielten nicht mehr fest.
7. Wo, Tod, sind Deine Schrecken?
O Hölle, wo Dein Sieg?
Und Satan, wie Dich decken
In diesem heil'gen Krieg?
8. Beschritten ist der Grenze,
Geweihter Zauberkreis,
Nicht mehr um Eichenkränze
Ficht Jüngling nun und Greis.
9. Nun gilt es um das Leben,
Es gilt um's höchste Gut,
Wir setzen dran, wir geben
Mit Freuden unser Blut.
10. Du liebende Gemeine,
Wie sonst am Tisch des Herrn
Im gläubigen Vereine,
Wie fröhlich strahlt Dein Stern!
11. Wie lieblich klingt, wie heiter
Der Losung Bibelton:
„Hie Wagen Gottes, Gottes Reuter,
Hie Schwert des Herrn und Gideon!"

IV. Scharnhorst.

1. In dem wilden Kriegestanze
Brach die schönste Heldenlanze,
Preußen, Euer General.
Lustig auf dem Feld bei Lützen
Sah er Freiheitswaffen blitzen,
Doch ihn traf der Todesstrahl.
2. „Kugel, raffst mich doch nicht nieder?
Dien' Euch blutend, meine Brüder:
Bringt in Eile mich nach Prag:
Will mit Blut um Oestreich werben;
Ist's beschlossen, will ich sterben,
Wo Schwerin im Blute lag."
3. Arge Stadt, wo Helden kranken,
Heil'ge von den Brücken sanken,

Reißet alle Blüthen ab;
Nennen Dich mit leisen Schauern,
Heil'ge Stadt! zu Deinen Mauern
Zieht uns manches theure Grab.
4. Aus dem irdischen Getümmel
Haben Engel in den Himmel
Seine Seele sanft geführt
Zu dem alten deutschen Rathe,
Den im ritterlichen Staate
Ewig Kaiser Karl regiert.
5. „Grüß Euch Gott, Ihr theuern Helden!
Kann Euch frohe Zeitung melden:
Unser Volk ist aufgewacht!
Deutschland hat sein Recht gefunden!
Schaut! ich trage Sühnungswunden
Aus der heil'gen Opferschlacht!“
6. Solches hat er dort verkündet,
Und wir Alle stehn verbündet,
Daß dieß Wort nicht Lüge sei!
Heer', aus seinem Geist geboren,
Jäger, die sein Muth erkoren,
Wählet ihn zum Feldgeschrei!
7. Zu den höchsten Bergesforsten,
Wo die freien Adler horsten,
Hat sich früh sein Blick gewandt;
Nur dem Höchsten galt sein Streben,
Nur in Freiheit konnt' er leben,
Scharnhorst ist er drum genannt.
8. Keiner war wohl treuer, reiner!
Näher stand dem König Keiner,
Doch dem Volke schlug sein Herz!
Ewig auf den Lippen schweben
Wird er, wird im Volke leben,
Besser als in Stein und Erz!

V. Der Straßburger Münster.

1. In Straßburg steht ein hoher Thurm,
Der steht viel hundert Jahr,
Es weht um ihn so mancher Sturm,
Er bleibet fest und klar.
2. So war auch wohl die fromme Welt,
Die solches Werk gedacht,
Zu dem sie von dem Sternenzelt
Den Abriß hergebracht.
3. Wie sich, ein ew'ges Heldenmal,
Das Gotteshaus erhebt,
Aus dem, ein heller, schlanker Strahl,
Der Thurm gen Himmel strebt:
4. So war auch einst das deutsche Reich,
So war der deutsche Mann,
Auf starkem Grund, im Herzen reich,
Das Haupt zu Gott hinan,
5. Und wie den festen Bau umgibt
Die schöne Heil'genwelt,
So hatte jeder, was er liebt',
In ihren Schutz gestellt.
6. Wir wollen vor dem Altar noch
Ein fromm Gelübde thun,
Daß nimmermehr soll fremdes Joch
Auf deutschem Nacken ruhn.
7. Wir sprechen dort ein hohes Wort,
Ein brünstiges Gebet,
Daß Gott der Deutschen starker Hort
Verbleibe stet und stet.
8. Daß, wie der Thurm, der deutsche Sinn
Entwachse seiner Zeit,
Und nach dem Himmel strebe hin,
Wenn ihn die Welt bedräut.
9. Und ob wir wieder heimwärts gehn,
Wir wenden unsern Blick,
Und schauen nach des Wasgaus Höhn,
Wie nach dem Thurm, zurück.
10. Die Bundesfahn' in Feindeshand?
Der Thurm in welscher Macht?
O nein! sie sind voraus gesandt
Als kühne Vorderwacht.
11. Wir retten Euch, wir haben's Eil,
Vergaß Euch doch kein Herz,
O Wolkensäul', o Feuersäul',
Schaut immer heimathwärts.

VI. Das Bild in Gelnhausen.

1. Zu Gelnhausen an der Mauer
Steht ein steinern altes Haupt.
Einsam in dem Haus der Trauer,
Das der Epheu grün umlaubt.
2. Und das Haupt, es scheint zu sprechen:
Starb die ganze deutsche Welt?
Will kein Mann die Unbill rächen,
Bis der Erde Bau zerfällt?
3. Und das Haupt, es scheint zu grüßen,
Fragend und halb streng, halb mild.
Laßt es uns in Demuth küssen,
Das ist Kaiser Friedrichs Bild.
4. Herrlich hat sein Schloß gestanden
Hier vor langer, ferner Zeit,
Als er nach den Morgenlanden
Zog in Gottes heil'gen Streit.
5. Rothbart, wie so fest gebunden,
Hält ein Zauber Dich gebannt?
Fließt hier Blut aus offnen Wunden,
Sind das Thränen an der Wand?
6. Alter Herr, ich kann Dir melden
Reiches, schönes Freudenwort.
Schau, dort ziehn viel tausend Helden
In die Schlachten Gottes fort.
7. Und die Welschen sind geschlagen,
Und es siegt das heil'ge Kreuz,
Wieder kehrt aus Deinen Tagen
Lebensfülle, Lebensreiz.
8. Magst nun Dich zur Ruhe legen,
Altes, stolzes Kaiserhaupt,
Deine Kraft, Dein Waffensegen
Wird uns nimmermehr geraubt! —

VII. Frühlingsgruß an das Vaterland.

1. Wie mir Deine Freuden winken
Nach der Knechtschaft, nach dem Streit!
Vaterland, ich muß versinken
Hier in Deiner Herrlichkeit.
Wo die hohen Eichen sausen
Himmelan das Haupt gewandt,
Wo die starken Ströme brausen,
Alles das ist deutsches Land,
2. Von dem Rheinfall hergegangen
Komm' ich, von der Donau Quell,
Und in mir sind aufgegangen
Liebessterne mild und hell;
Niedersteigen will ich, strahlen

Soll von mir der Freudenschein
In des Neckars frohen Thalen
Und am silberblauen Main.
3. Weiter, weiter mußt Du dringen
Du mein deutscher Freiheitsgruß,
Sollst vor meiner Hütte klingen
An dem fernen Memelfluß.
Wo noch deutsche Worte gelten,
Wo die Herzen stark und weich
Zu dem Freiheitskampf sich stellten,
Ist auch heil'ges deutsches Reich.
4. Alles ist in Grün gekleidet,
Alles strahlt im jungen Licht,
Anger, wo die Heerde weidet,
Hügel, wo man Trauben bricht.
Vaterland in tausend Jahren,
Kam Dir solch ein Frühling kaum,
Was die hohen Väter waren,
Heißet nimmermehr ein Traum.
5. Aber einmal müßt Ihr ringen
Noch in ernster Geisterschlacht,
Und den letzten Feind bezwingen,
Der im Innern drohend wacht:
Haß und Argwohn müßt Ihr dämpfen,
Geiz und Neid und böse Lust:
Dann nach schweren langen Kämpfen
Kannst Du ruhen, deutsche Brust.
6. Jeder ist dann reich an Ehren,
Reich an Demuth und an Macht,
So nur kann sich recht verklären
Unsers Kaisers heil'ge Pracht.
Alte Sünden müssen sterben
In der Gottgesandten Fluth,
Und an einen sel'gen Erben
Fallen das entsühnte Gut.
7. Segen Gottes auf den Feldern,
In des Weinstocks heil'ger Frucht,
Manneslust in grünen Wäldern,
In den Hütten frohe Zucht;
In der Brust ein frommes Sehnen,
Ew'ger Freiheit Unterpfand;
Liebe spricht in zarten Tönen
Nirgends, wie im deutschen Land.
8. Ihr in Schlössern, Ihr in Städten,
Welche schmückten unser Land,
Ackersmann, der auf den Betten
Deutsche Frucht in Garten band,
Traute, deutsche Brüder, höret
Meine Worte alt und neu:
Nimmer wird das Reich zerstöret,
Wenn Ihr innig seid und treu.

VIII. Die Muttersprache.

1. Muttersprache, Mutterlaut,
Wie so wonnesam, so traut!
Erstes Wort, das mir erschallet,
Süßes, erstes Liebeswort;
Erster Ton, den ich gelallet,
Klingest ewig in mir fort!
2. Ach, wie trüb ist meinem Sinn,
Wann ich in der Fremde bin,
Wann ich fremde Zungen üben,
Fremde Worte brauchen muß,
Die ich nimmermehr kann lieben,
Die nicht klingen, wie ein Gruß!
3. Sprache, schön und wunderbar,
Ach, wie klingest Du so klar!
Will noch tiefer mich vertiefen
In den Reichthum, in die Pracht:
Ist mir's doch, als ob mich riefen
Väter aus des Grabes Nacht.
4. Klinge, klinge fort und fort,
Heldensprache, Liebeswort!
Steig' empor aus tiefen Grüften,
Längst verschollnes, altes Lied!
Leb' aufs Neu in heil'gen Schriften,
Daß Dir jedes Herz erglüht!
5. Ueberall weht Gottes Hauch,
Heilig ist wohl mancher Brauch;
Aber soll ich beten, danken,
Geb' ich meine Liebe kund;
Meine seligsten Gedanken
Sprech' ich, wie der Mutter Mund!

Karl Theodor Körner.

I. Die Eichen.

1. Abend wird's, des Tages Stimmen schweigen,
Röther strahlt der Sonne letztes Glühn;
Und hier sitz' ich unter Euren Zweigen,
Und das Herz ist mir so voll, so kühn!
Alter Zeiten alte treue Zeugen,
Schmückt Euch doch des Lebens frisches Grün,
Und der Vorwelt kräftige Gestalten
Sind uns noch in Eurer Pracht erhalten.
2. Viel des Edlen hat die Zeit zertrümmert,
Viel des Schönen starb den frühen Tod;
Durch die reichen Blätterkränze schimmert
Seinen Abschied dort das Abendroth.
Doch um das Verhängniß unbekümmert,
Hat vergebens Euch die Zeit bedroht,
Und es ruft mir aus der Zweige Wehen:
Alles Große muß im Tod bestehen! —
3. Und Ihr habt bestanden! — Unter allen
Grünt Ihr frisch und kühn mit starkem Muth.
Wohl kein Pilger wird vorüber wallen,
Der in Eurem Schatten nicht geruht.
Und wenn herbstlich Eure Blätter fallen;
Todt auch sind sie Euch ein köstlich Gut:
Denn, verwesend, werden Eure Kinder
Eurer nächsten Frühlingspracht Begründer.
4. Schönes Bild von alter deutscher Treue,
Wie sie bessre Zeiten angeschaut;
Wo in freudig kühner Todesweihe
Bürger ihre Staaten festgebaut. —
Ach was hilft's, daß ich den Schmerz erneue?

Sind doch alle diesem Schmerz vertraut!
Deutsches Volk, Du herrlichstes vor allen,
Deine Eichen stehn, Du bist gefallen!

II. Trost.

1. Wie wir so treu beisammen stehn
Mit unverfälschtem Blut!
Der Feierstunde heilig Wehn
Schwellt meinen jungen Muth.
Es treibt mich rasch zum Liede fort,
Zum Harfensturm hinaus.
Im Herzen lebt ein kühnes Wort, —
Was gilt's, ich sprech' es aus.
2. Die Zeit ist schlimm, die Welt ist karg,
Die Besten weggerafft;
Die Erde wird ein großer Sarg
Der Freiheit und der Kraft.
Doch, Muth! — Wenn auch die Tyrannei
Die deutsche Flur zertrat:
In vielen Herzen, still und treu,
Keimt noch des Guten Saat.
3. Verschüchtert durch den blut'gen Ruhm
Und blut'ger Schlachten Glück,
Flohn zu der Seele Heiligthum
Die Künste scheu zurück.
Sind auch die Thäler jetzt verwaist,
Wo sonst ihr Tempel war:
Es bleibt doch jeder reine Geist
Ihr ewiger Altar.
4. Und Freundestreu' und Wahrheit gilt
Noch eine heil'ge Pflicht.
Sieh, wie der Giesbach brausend schwillt! —
Du rufst; mich schreckt er nicht.
Und läg' es vor mir wolkenweit
Und sternhoch über mir:
Beim Gott! ich halte meinen Eid.
Schlag' ein! ich folge Dir!
5. Und Frauenunschuld, Frauenlieb'
Steht noch als höchstes Gut,
Wo deutscher Ahnen Sitte blieb,
Und deutscher Jünglingsmuth.
Noch trifft den Frevler heil'ger Bann,
Der diesen Zauber stört;
Wer für sein Lieb nicht sterben kann,
Ist keines Kusses werth.
6. Auch Du hast noch nicht ausgeflammt,
Du heil'ge Religion!
Was von der ew'gen Liebe stammt,
Ist zeitlich nicht entflohn.
Das Blut wäscht die Altäre rein,
Die wir entheiligt sehn.
Die Kreuze schlägt man frevelnd ein;
Doch bleibt der Glaube stehn.
7. Und noch regt sich mit Adlers Schwung
Der vaterländ'sche Geist,
Und noch lebt die Begeisterung,
Die alle Ketten reißt.
Und wie wir hier zusammenstehn
In Lust und Lied getaucht,
So wollen wir uns wieder sehn,
Wenn's von den Bergen raucht.
8. Dann frisch, Gesellen! Kraft und Muth!
Der Tag der Rache kömmt!
Bis wir sie mit dem eignen Blut
Vom Boden weggeschwemmt. —
Und Du im freien Morgenroth,
Zu dem die Hymne stieg,
Du führ' uns, Gott, wär's auch zum Tod,
Führ' nur das Volk zum Sieg!

III. Aufruf.

1. Frisch auf, mein Volk! — Die Flammenzeichen rauchen,
Hell aus dem Norden bricht der Freiheit Licht.
Du sollst den Stahl in Feindes Herzen tauchen;
Frisch auf, mein Volk! — Die Flammenzeichen rauchen,
Die Saat ist reif; Ihr Schnitter, zaudert nicht!
Das höchste Heil, das letzte, liegt im Schwerte!
Drück' Dir den Speer ins treue Herz hinein,
Der Freiheit eine Gasse! — Wasch' die Erde,
Dein deutsches Land, mit Deinem Blute rein!
2. Es ist kein Krieg, von dem die Kronen wissen;
Es ist kein Kreuzzug, 's ist ein heil'ger Krieg!
Recht, Sitte, Tugend, Glauben und Gewissen
Hat der Tyrann aus Deiner Brust gerissen;
Errette sie mit Deiner Freiheit Sieg!
Das Winseln Deiner Greise ruft: „Erwache!“
Der Hütte Schutt verflucht die Räuberbrut,
Die Schande Deiner Töchter schreit um Rache,
Der Meuchelmord der Söhne schreit nach Blut.
3. Zerbrich die Pflugschar, laß den Meißel fallen,
Die Leier still, den Webstuhl ruhig stehn!
Verlasse Deine Höfe, Deine Hallen! —
Vor dessen Antlitz Deine Fahnen wallen,
Er will sein Volk in Waffenrüstung sehn.
Denn einen großen Altar sollst Du bauen
In seiner Freiheit ew'gem Morgenroth;
Mit Deinem Schwert sollst Du die Steine hauen,
Der Tempel gründe sich auf Heldentod. —
4. Was weint Ihr, Mädchen, warum klagt Ihr, Weiber,
Für die der Herr die Schwerter nicht gestählt;
Wenn wir entzückt die jugendlichen Leiber
Hinwerfen in die Scharen Eurer Räuber,
Daß Euch des Kampfes kühne Wollust fehlt? —
Ihr könnt ja froh zu Gottes Altar treten!
Für Wunden gab er zarte Sorgsamkeit,
Gab Euch in Euern herzlichen Gebeten
Den schönen reinen Sieg der Frömmigkeit.
5. So betet, daß die alte Kraft erwache,
Daß wir dastehn, das alte Volk des Siegs!
Die Märtyrer der heil'gen deutschen Sache,
O ruft sie an als Genien der Rache,
Als gute Engel des gerechten Kriegs!
Luise, schwebe segnend um den Gatten;
Geist unsers Ferdinand, voran dem Zug!
Und all' Ihr deutschen freien Heldenschatten,
Mit uns, mit uns und unsrer Fahnen Flug!
6. Der Himmel hilft, die Hölle muß uns weichen!
Drauf, wackres Volk! Drauf! ruft die Freiheit, drauf!
Hoch schlägt Dein Herz, hoch wachsen Deine Eichen.
Was kümmern Dich die Hügel Deiner Leichen?
Hoch pflanze da die Freiheitsfahne auf! —
Doch stehst Du dann, mein Volk, bekränzt vom Glücke,

In Deiner Vorzeit heil'gem Siegerglanz:
Vergiß die treuen Todten nicht, und schmücke
Auch unsre Urne mit dem Eichenkranz!

IV. Bundeslied vor der Schlacht.

1. Ahndungsgrauend, todesmuthig
Bricht der große Morgen an,
Und die Sonne kalt und blutig
Leuchtet unsrer blut'gen Bahn.
In der nächsten Stunden Schoße
Liegt das Schicksal einer Welt,
Und es zittern schon die Loose,
Und der eh'rne Würfel fällt.
Brüder, Euch mahne die dämmernde Stunde,
Mahne Euch ernst zu dem heiligsten Bunde,
Treu, so zum Tod, als zum Leben gesellt!
2. Hinter uns, im Graun der Nächte,
Liegt die Schande, liegt die Schmach,
Liegt der Frevel fremder Knechte,
Der die deutsche Eiche brach.
Unsre Sprache ward geschändet,
Unsre Tempel stürzten ein;
Unsre Ehre ist verpfändet,
Deutsche Brüder, löst sie ein!
Brüder, die Rache flammt! Reicht Euch die Hände,
Daß sich der Fluch des Himmlischen wende!
Löst das verlorne Palladium ein!
3. Vor uns liegt ein glücklich Hoffen,
Liegt der Zukunft goldne Zeit,
Steht ein ganzer Himmel offen,
Blüht der Freiheit Seligkeit.
Deutsche Kunst und deutsche Lieder,
Frauenhuld und Liebesglück,
Alles Große kommt uns wieder,
Alles Schöne kehrt zurück.
Aber noch gilt es ein gräßliches Wagen,
Leben und Blut in die Schanze zu schlagen;
Nur in dem Opfertod reift uns das Glück.
4. Nun, mit Gott! wir wollen's wagen,
Fest vereint dem Schicksal stehn,
Unser Herz zum Altar tragen,
Und dem Tod' entgegen gehn.
Vaterland! Dir woll'n wir sterben,
Wie Dein großes Wort gebeut!
Unsre Lieben mögen's erben,
Was wir mit dem Blut befreit.
Wachse, Du Freiheit der deutschen Eichen,
Wachse empor über unsere Leichen!
Vaterland, höre den heiligen Eid. —
5. Und nun wendet Eure Blicke
Noch einmal der Liebe nach;
Scheidet von dem Blüthenglücke,
Das der gift'ge Süden brach.
Wird Euch auch das Auge trüber —
Keine Thräne bringt Euch Spott.
Werft den letzten Kuß hinüber,
Dann befehlt sie Eurem Gott!
Alle die Lippen, die für uns beten,
Alle die Herzen, die wir zertreten,
Tröste und schütze sie, ewiger Gott! —
6. Und nun frisch zur Schlacht gewendet,
Aug' und Herz zum Licht hinauf!
Alles Ird'sche ist vollendet,
Und das Himmlische geht auf.
Faßt Euch an, Ihr deutschen Brüder!
Jede Nerve sei ein Held!
Treue Herzen sehn sich wieder;
Lebewohl für diese Welt!
Hört Ihrs? schon jauchzt es uns donnernd entgegen!
Brüder! hinein in den blitzenden Regen!
Wiedersehn in einer besseren Welt!

V. Reiterlied.

1. Frisch auf, frisch auf mit raschem Flug!
Frei vor Dir liegt die Welt;
Wie auch des Feindes List und Trug
Uns rings umgattert hält.
Steig', edles Roß, und bäume Dich,
Dort winkt der Eichenkranz!
Streich' aus, streich' aus, und trage mich
Zum lust'gen Schwertertanz.
2. Hoch in den Lüften, unbesiegt,
Geht frischer Reitersmuth!
Was unter ihm im Staube liegt,
Engt nicht das freie Blut.
Weit hinter ihm liegt Sorg' und Noth,
Und Weib und Kind und Herd,
Vor ihm nur Freiheit oder Tod,
Und neben ihm das Schwert.
3. So geht's zum lust'gen Hochzeitfest,
Der Brautkranz ist der Preis;
Und wer das Liebchen warten läßt,
Den bannt der freie Kreis.
Die Ehre ist der Hochzeitgast,
Das Vaterland die Braut;
Wer sie recht brünstiglich umfaßt,
Den hat der Tod getraut.
4. Gar süß mag solch ein Schlummer sein
In solcher Liebesnacht;
In Liebchens Armen schläfst Du ein,
Getreu von ihr bewacht.
Und wenn der Eiche grünes Holz
Die neuen Blätter schwellt,
So weckt sie Dich mit freud'gem Stolz
Zur ew'gen Freiheitswelt.
5. Drum, wie sie fällt, und wie sie steigt,
Des Schicksals rasche Bahn,
Wohin das Glück der Schlachten neigt:
Wir schauen's ruhig an.
Für deutsche Freiheit woll'n wir stehn!
Sei's nun in Grabesschoß,
Sei's oben auf des Sieges Höh'n;
Wir preisen unser Loos.
6. Und wenn uns Gott den Sieg gewährt,
Was hilft Euch Euer Spott?
Ja! Gottes Arm führt unser Schwert,
Und unser Schild ist Gott! —
Schon stürmt es mächtig rings umher,
Drum, edler Hengst, frisch auf!
Und wenn die Welt voll Teufel wär',
Dein Weg geht mitten drauf.

VI. Lützow's wilde Jagd.

1. Was glänzt dort vom Walde im Sonnenschein?
Hör's näher und näher brausen.
Es zieht sich herunter in düsteren Reihn,
Und gellende Hörner schallen darein,

Und erfüllen die Seele mit Grausen.
Und wenn Ihr die schwarzen Gesellen fragt,
Das ist Lützow's wilde verwegene Jagd.
2. Was zieht dort rasch durch den finstern Wald,
Und streift von Bergen zu Bergen?
Es legt sich in nächtlichen Hinterhalt;
Das Hurrah jauchzt und die Büchse knallt,
Es fallen die fränkischen Schergen.
Und wenn Ihr die schwarzen Jäger fragt,
Das ist Lützow's wilde verwegene Jagd.
3. Wo die Reben dort glühen, dort braust der Rhein,
Der Wüthrich geborgen sich meinte;
Da naht es schnell, wie Gewitterschein,
Und wirft sich mit rüst'gen Armen hinein,
Und springt ans Ufer der Feinde.
Und wenn Ihr die schwarzen Schwimmer fragt,
Das ist Lützow's wilde verwegene Jagd.
4. Was braust dort im Thale die laute Schlacht,
Was schlagen die Schwerter zusammen?
Wildherzige Reiter schlagen die Schlacht,
Und der Funke der Freiheit ist glühend erwacht,
Und lodert in blutigen Flammen.
Und wenn Ihr die schwarzen Reiter fragt,
Das ist Lützow's wilde verwegene Jagd.
5. Wer scheidet dort röchelnd vom Sonnenlicht,
Unter winselnde Feinde gebettet?
Es zuckt der Tod auf dem Angesicht;
Doch die wackern Herzen erzittern nicht,
Das Vaterland ist ja gerettet!
Und wenn Ihr die schwarzen Gefallnen fragt,
Das war Lützow's wilde verwegene Jagd.
6. Die wilde Jagd, und die deutsche Jagd,
Auf Henkersblut und Tyrannen! —
Drum, die Ihr uns liebt, nicht geweint und geklagt;
Das Land ist ja frei und der Morgen tagt,
Wenn wir's auch nur sterbend gewannen!
Und von Enkeln zu Enkeln sei's nachgesagt:
Das war Lützow's wilde verwegene Jagd.

VII. Unsere Zuversicht.

1. Wir rufen Dich mit freud'gen Blicken,
Und halten fest an Deinem Wort!
Die Hölle soll uns nicht berücken
Durch Aberwitz und Meuchelmord;
Und was auch rings in Trümmern geht,
Wir wissen's, daß Dein Wort besteht.
2. Nicht leichten Kampfes siegt der Glaube,
Solch Gut will schwer errungen sein.
Freiwillig tränkt uns keine Traube,
Die Kelter nur erpreßt den Wein;
Und will ein Engel himmelwärts,
Erst bricht im Tod' ein Menschenherz.
3. Drum mag auch noch im falschen Leben
Die Lüge ihre Tempel baun,
Und mögen goldne Schurken beben,
Und sich vor Kraft und Tugend graun,
Und mit der Feigheit Schwindeldrehn
Vor dem erwachten Volke stehn;
4. Und mögen sich noch Brüder trennen,
Und sich in blut'gem Haß entzwein,
Und deutsche Fürsten es verkennen,
Daß ihre Kronen Schwestern sein,
Und daß, wenn Deutschland einig blieb,
Es einer Welt Gesetze schrieb:
5. Wir wollen nicht an Dir verzagen,
Und treu und festen Muthes sein.
Du wirst den Wüthrich doch erschlagen,
Und wirst Dein deutsches Land befrein.
Liegt auch der Tag noch Jahre weit;
Wer weiß, als Du, die rechte Zeit?
6. Die rechte Zeit zur guten Sache,
Zur Freiheit, zum Tyrannentod!
Vor Deinem Schwerte sinkt der Drache,
Und färbt die deutschen Ströme roth
Mit Sklavenblut und freiem Blut! —
Du treuer Gott, verwalt' es gut!

VIII. Schwertlied.

1. Du Schwert an meiner Linken,
Was soll Dein heitres Blinken?
Schaust mich so freundlich an,
Hab' meine Freude dran. Hurrah!
2. „Mich trägt ein wackrer Reiter,
Drum blink' ich auch so heiter,
Bin freien Mannes Wehr;
Das freut dem Schwerte sehr.“ Hurrah!
3. Ja gutes Schwert, frei bin ich,
Und liebe Dich herzinnig,
Als wärst Du mir getraut,
Als eine liebe Braut. Hurrah!
4. „Dir hab' ich's ja ergeben,
Mein lichtes Eisenleben.
Ach wären wir getraut!
Wann holst Du Deine Braut?“ Hurrah!
5. Zur Brautnachtsmorgenröthe
Ruft festlich die Trompete;
Wenn die Kanonen schrein,
Hol' ich das Liebchen ein. Hurrah!
6. „O seliges Umfangen!
Ich harre mit Verlangen.
Du, Bräut'gam, hole mich,
Mein Kränzchen bleibt für Dich.“ Hurrah!
7. Was klirrst Du in der Scheide,
Du helle Eisenfreude,
So wild, so schlachtenfroh?
Mein Schwert, was klirrst Du so? Hurrah!
8. „Wohl klirr' ich in der Scheide:
Ich sehne mich zum Streite,
Recht wild und schlachtenfroh.
Drum, Reiter, klirr' ich so.“ Hurrah!
9. Bleib' doch im engen Stübchen.
Was willst Du hier mein Liebchen?
Bleib still im Kämmerlein,
Bleib, bald hol' ich Dich ein. Hurrah!
10. „Laß mich nicht lange warten!
O schöner Liebesgarten,
Voll Röslein blutigroth,
Und aufgeblühtem Tod.“ Hurrah!
11. So komm' denn aus der Scheide,
Du Reiters Augenweide.
Heraus, mein Schwert, heraus!
Führ' Dich ins Vaterhaus. Hurrah!
12. „Ach, herrlich ist's im Freien,
Im rüst'gen Hochzeitreihen,
Wie glänzt im Sonnenstrahl
So bräutlich hell der Stahl!“ Hurrah! —

13. Wohlauf, Ihr kecken Streiter,
Wohlauf, Ihr deutschen Reiter!
Wird Euch das Herz nicht warm?
Nehmt's Liebchen in den Arm! Hurrah!
14. Erst that es an der Linken
Nur ganz verstohlen blinken:
Doch an die Rechte traut
Gott sichtbarlich die Braut. Hurrah!

15. Drum drückt den liebeheißen
Bräutlichen Kuß von Eisen
An Eure Lippe fest.
Fluch! wer die Braut verläßt! Hurrah!
16. Nun laßt das Liebchen singen,
Daß helle Funken springen!
Der Hochzeitmorgen graut. —
Hurrah, Du Eisenbraut! Hurrah!

Ernst Moritz Arndt.

I. Des Deutschen Vaterland.

1. Was ist des Deutschen Vaterland?
Ist's Preußenland? ist's Schwabenland?
Ist's, wo am Rhein die Rebe blüht?
Ist's, wo am Belt die Möve zieht?
O nein, o nein!
Sein Vaterland muß größer sein.
2. Was ist des Deutschen Vaterland?
Ist's Baierland? ist's Steierland?
Ist's, wo des Marsen Rind sich streckt?
Ist's, wo der Märker Eisen reckt?
O nein, o nein!
Sein Vaterland muß größer sein.
3. Was ist des Deutschen Vaterland?
Ist's Pommerland? Westphalenland?
Ist's, wo der Sand der Dünen weht?
Ist's, wo die Donau brausend geht?
O nein, o nein!
Sein Vaterland muß größer sein.
4. Was ist des Deutschen Vaterland?
So nenne mir das große Land!
Ist's Land der Schweizer? ist's Tyrol?
Das Land und Volk gefiel mir wohl;
Doch nein, doch nein!
Sein Vaterland muß größer sein.
5. Was ist des Deutschen Vaterland?
So nenne mir das große Land!
Gewiß es ist das Oesterreich,
An Ehren und an Siegen reich?
O nein, o nein!
Sein Vaterland muß größer sein.
6. Was ist des Deutschen Vaterland?
So nenne mir das große Land!
Ist's, was der Fürsten Trug zerklaubt?
Vom Kaiser und vom Reich geraubt?
O nein, o nein!
Sein Vaterland muß größer sein.
7. Was ist des Deutschen Vaterland?
So nenne endlich mir das Land!
So weit die deutsche Zunge klingt
Und Gott im Himmel Lieder singt,
Das soll es sein!
Das, wackrer Deutscher, nenne Dein!
8. Das ist des Deutschen Vaterland,
Wo Eide schwört der Druck der Hand,
Wo Treue hell vom Auge blitzt
Und Liebe warm im Herzen sitzt —
Das soll es sein!
Das, wackrer Deutscher, nenne Dein!

9. Das ist des Deutschen Vaterland,
Wo Zorn vertilgt den welschen Tand,
Wo jeder Franzmann heißet Feind,
Wo jeder Deutsche heißet Freund —
Das soll es sein!
Das ganze Deutschland soll es sein!
10. Das ganze Deutschland soll es sein!
O Gott vom Himmel sieh darein!
Und gib uns rechten deutschen Muth,
Daß wir es lieben treu und gut.
Das soll es sein!
Das ganze Deutschland soll es sein!

II. Deutscher Trost.

1. Deutsches Herz verzage nicht,
Thu', was Dein Gewissen spricht,
Dieser Strahl des Himmelslichts:
Thue recht, und fürchte Nichts.
2. Baue nicht auf bunten Schein,
Lug und Trug ist Dir zu fein,
Schlecht geräth Dir List und Kunst,
Feinheit wird Dir eitel Dunst.
3. Doch die Treue ehrenfest
Und die Liebe, die nicht läßt,
Einfalt, Demuth, Redlichkeit
Stehn Dir wohl, o Sohn von Teut.
4. Wohl steht Dir das grade Wort,
Wohl der Speer, der grade bohrt,
Wohl das Schwert das offen ficht
Und von vorn die Brust durchsticht.
5. Laß den Welschen Meuchelei,
Du, sei redlich, fromm und frei;
Laß den Welschen Sklavenzier,
Schlichte Treue sei mit Dir.
6. Deutsche Freiheit, deutscher Gott,
Deutscher Glaube ohne Spott,
Deutsches Herz und deutscher Stahl
Sind vier Helden allzumal.
7. Diese stehn, wie Felsenburg,
Diese fechten Alles durch,
Diese halten tapfer aus
In Gefahr und Todesbraus.
8. Drum, o Herz, verzage nicht,
Thu', was Dein Gewissen spricht:
Redlich folge seiner Spur,
Redlich hält es seinen Schwur.

III. Auf Scharnhorst's Tod.

1. Wen erlest Ihr für die großen Todten,
Die einst ritterlich für's deutsche Land
Ihre Brust dem Eisen boten?
Wen erlest Ihr als den rechten Boten,
Götter, für das Schattenland?
2. Wer ist würdig, solche Mähr zu bringen:
Aufgestanden sind die Söhne Teuts,
Millionen Stimmen klingen:
Unsre Schandeketten sollen springen,
Auch der Donner klingt's des Streits.
3. Wer mag Hermann seine Rechte reichen
Und der Väter Angesichter schaun?
Wahrlich, keine von den bleichen
Seelen, die vor jedem Sturmwind streichen:
Die zermalmte schier das Graun.
4. Nur ein Held mag Helden Botschaft tragen,
Darum muß Germaniens bester Mann,
Scharnhorst muß die Botschaft tragen:
Unser Joch, das wollen wir zerschlagen,
Und der Rache Tag bricht an.
5. Heil Dir, edler Bote! Hohe Weihe
Gibt Dein Gang dem deutschen Waffenspiel,
Jeder wird ein Held in Treue,
Jeder wird für's Vaterland ein Leue,
Wenn ein solcher blutig fiel.
6. Heil Dir, edler Bote! Männerspiegel,
Biedermann aus alter deutscher Zeit!
Ewig grünt Dein Grabeshügel,
Und der Ruhm schlägt seine goldnen Flügel
Um ihn, bis in Ewigkeit;
7. Und er steht uns, wie ein heil'ges Zeichen,
Wie ein hohes, festes Götterpfand,
Daß die Schande wird entweichen
Von dem Vaterlande grüner Eichen,
Von dem deutschen Vaterland.
8. Wann einst fromme Herzen deutsch sich finden,
Ohne Eide mit dem Händedruck
Werden hier sie Treue binden;
Bräuten, welche Hochzeitkränze winden,
Blühet hier der Ehrenschmuck.
9. Wann sich Männer nächtlich still verschwören
Gegen Lug und Vaterlandsverrath,
Gegen Gaukler, die bethören,
Gegen Memmen, welche Knechtschaft lehren,
Hieher lenken sie den Pfad.
10. Will der Vater seinen Sohn bewehren,
Hieher führt er ihn im Abendschein,
Heißt ihn knieen, heißt ihn schwören,
Treu des Vaterlandes heil'gen Ehren,
Treu bis in den Tod zu sein.
11. So blüht Tugend aus der Tugend Samen,
Herrlich durch die Zeiten ohne Ziel;
Buben zittern bei dem Namen,
Edle rufen Scharnhorst, wie ein Amen,
Für das gläubigste Gefühl.

IV. Reiterlied.

1. Schnaubet, schnaubet, meine Pferde!
Stampfet mit den hellen Hufen!
Denn es stöhnt die deutsche Erde
Und die deutschen Geister rufen,
Rufen Rache, rufen Wehe
Ueber Faulheit, über Schande,
Daß der deutsche Muth erstehe
Und zerbreche Sklavenbande.
2. Blitze hell, mein Säbel, blitze!
Klinge stolz, mein Eisen, klinge!
Führe Tod auf scharfer Spitze,
Führe Tod in fester Klinge!
Will der Kampf uns nicht gelingen,
Will das Glück den Stolz nicht lohnen,
Sollst Du mich mit Ehren bringen
Hin, wo tapfre Väter wohnen.
3. Klirret, klirret, meine Sporen!
Füße, Arme, werdet Stürme!
Denn die Freiheit ging verloren,
Ehre kriechet gleich Gewürme,
Und das deutsche Wort, das hohe,
Wird als Schmeichler gar erfunden,
Und der deutschen Seelen Lohe
Halten Lug und Trug gebunden.
4. Brennet, meine Lippen, brennet!
Flammt, Gebete, auf zur Höhe!
Du, den alles Heiland nennet,
Hilf, daß ich nicht gar vergehe!
Du, durch den die Donner rollen,
Steure mit dem starken Arme
Allen, die uns übel wollen —
Vater, Dich des Volks erbarme!

V. Das Lied vom Feldmarschall.

1. Was blasen die Trompeten? Husaren heraus!
Es reitet der Feldmarschall im fliegenden Saus,
Er reitet so freudig sein muthiges Pferd,
Er schwinget so schneidig sein blitzendes Schwert.
2. O schauet, wie ihm leuchten die Augen so klar!
O schauet, wie ihm wallet sein schneeweißes Haar!
So frisch blüht sein Alter, wie greisender Wein,
Drum kann er auch Verwalter des Schlachtfeldes sein.
3. Er ist der Mann gewesen, als Alles versank,
Der muthig hin gen Himmel den Degen noch schwang,
Da schwur er beim Eisen gar zornig und hart,
Franzosen zu weisen die deutsche Art.
4. Er hat den Schwur gehalten, als Kriegesruf erklang,
Hei! wie der weiße Jüngling in 'n Sattel sich schwang!
Da ist er's gewesen, der Kehraus gemacht,
Mit eisernem Besen das Land rein gemacht.
5. Bei Lützen auf der Aue, da hielt er solchen Strauß,
Daß vielen tausend Welschen der Athem ging aus,
Viel Tausende liefen gar hasigen Lauf,
Zehntausend entschliefen, die nie wachen auf.
6. Am Wasser der Katzbach er's auch hat bewährt,
Da hat er den Franzosen das Schwimmen gelehrt:
Fahrt wohl, Ihr Franzosen, zur Ostsee hinab!
Und nehmt, Ohnehosen, den Wallfisch zum Grab!

7. Bei Wartburg an der Elbe, wie fuhr er hindurch!
Da schirmte die Franzosen nicht Schanze, noch Burg,
Sie mußten wieder springen, wie Hasen über's Feld
Und hell ließ erklingen sein Hussa! der Held.
8. Bei Leipzig auf dem Plane, o herrliche Schlacht!
Da brach er den Franzosen das Glück und die Macht,
Da liegen sie sicher nach blutigem Fall;
Da ward der Herr Blücher ein Feldmarschall!
9. Drum blaset Ihr Trompeten! Husaren heraus!
Du, reite, Herr Feldmarschall, wie Winde im Saus!
Dem Siege entgegen zum Rhein, über'n Rhein,
Du, tapfrer Degen, in Frankreich hinein!

VI. Das Feuerlied.

1. Aus Feuer ist der Geist geschaffen,
Drum schenkt mir süßes Feuer ein,
Die Lust der Lieder und der Waffen,
Die Lust der Liebe schenkt mir ein,
Der Traube süßes Sonnenblut,
Das Wunder glaubt und Wunder thut.
2. Was soll ich mit dem Zeuge machen,
Dem Wasser ohne Saft und Kraft?
Gemacht für Frösche, Kröten, Drachen,
Und für die ganze Würmerschaft?
Für Menschen muß es frischer sein,
Drum bringet Wein! und schenket Wein!
3. O Wonnesaft der edlen Reben!
O Gegengift für jede Pein!
Wie matt und wäßrig fließt das Leben,
Wie ohne Stern und Sonnenschein,
Wenn Du, der einzig leuchten kann,
Nicht zündest Deine Lichter an!
4. Es wäre Glauben, Lieben, Hoffen,
Und alle Herzensherrlichkeit
Im nassen Jammer längst ersoffen,
Und alles Leben hieße Leid,
Wärst Du nicht in der Wassernoth
Des Muthes Sporn, der Sorge Tod.
5. Drum dreimal Ruf und Klang gegeben!
Ihr frohen Brüder, stoßet an!
Dem frischen kühlen Wind im Leben,
Der Schiff und Segel treiben kann!
Ruft Wein, klingt Wein und aber Wein,
Und trinket aus und schenket ein!
6. Aus Feuer ist der Geist geschaffen,
Drum Feuer mir! schenkt Feuer ein!
Die Lust der Lieder und der Waffen,
Die Lust der Liebe schenkt mir ein,
Der Trauben süßes Sonnenblut,
Das Wunder glaubt und Wunder thut.

Ernst Konrad Schulze.

Cäcilie,

eine Geisterstimme.

1. O Vaterland, Du prangst mit heil'gen Siegen
Und wandelst kühn des Ruhmes ew'gen Pfad;
Auf steiler Bahn bist Du emporgestiegen,
Und Freiheit keimt und Fried' aus blut'ger Saat;
Doch schüchtern hat der Sänger Dir geschwiegen,
Und zagend wich das Wort der größern That.
Mag Schwachheit auch auf stolzen Wahn vertrauen;
Der Adler nur darf auf zur Sonne schauen.
2. Doch jetzt ist mir ein starker Muth entglommen,
Und ernst ermahnt mich eine theure Pflicht,
Von Himmelshöhn ist mir die Kraft gekommen,
Und Glut der Brust, dem Geiste klares Licht.
Von Engelslippen hab' ich ihn vernommen,
Den heil'gen Ruf, drum zag' ich fürder nicht.
Wen Lieb' und Gott zur Bahn des Kampfes leiten,
Der zweifle nicht; er wird den Sieg erstreiten.
3. Denn sie, die still, als noch die Schand' uns drückte,
Ein deutsches Herz im freien Busen trug,
Die stolz hinab auf fremden Schimmer blickte,
Mit strengem Spott den Sklaven niederschlug,
Die fromm und zart die rauhe Welt uns schmückte,
Ein segnend Licht in finstrer Zeiten Fluch,
Die Gott schon früh zu seinem Thron erhoben,
Um herrlicher sein schönstes Werk zu loben;
4. Sie nahte mir von ihren lichten Höhen
Im Spiel des Traums, ein ernstes Heil'genbild:
Ihr Auge war wie Frühlicht anzusehen,
Von Morgenroth die helle Wang' umhüllt;
Um ihren Kranz entfloß ein göttlich Wehen,
Wie durch den Thau der Blüthe Duft entquillt,
Und gleich dem Klang verklärter Harfenlieder
Kam so ihr Wort zu meinem Geist hernieder:
5. „Was feierst Du und schweigst in düstern Klagen,
Ein Nachtgewölk im hellen Morgenroth,
Und weinst, da Glück und Ruhm für Alle tagen,
Mit feigem Schmerz um Deines Glückes Tod?
Wer mich geliebt, der muß das Große wagen,
Der Ruf der Kraft, er ist auch mein Gebot;
Was ich empfand, das sollst auch Du empfinden,
Und meinen Werth durch Deinen Werth verkünden.
6. Hab' ich nicht oft mit stillgeweinten Thränen
Im stummen Gram mich um mein Volk verzehrt,
Nicht oft von Gott mit heißem Flehn und Sehnen
Des Frevels Sturz, der Freiheit Sieg begehrt?
Hab' ich den Kranz des Guten und des Schönen
Nicht hoffnungsvoll in finstrer Zeit genährt?

War ich nicht frei im unterjochten Lande
Und groß und gut beim schnöden Druck der Schande?

7. Drum ward ein schönes Loos mir zugewogen,
Früh nahm der Herr zum Himmel mich empor.
Wohl war die Welt mit Wetternacht umzogen,
Doch Engeln weicht der Zukunft finstrer Flor.
Und sieh, es stieg aus Kampf und Sturm und Wogen
In heil'ger Ruh' ein gnäd'ger Strahl hervor;
Was jetzt der Dank der freien Völker feiert,
Das war mir längst verkündet und entschleiert.

8. Denn als, verführt von seinen Lügengöttern,
Dem Thron der Welt der schnöde Knecht genaht,
Da dachte Gott den Götzen zu zerschmettern,
Und sandte Glut und Frost auf seinen Pfad,
Und er gebot den Stürmen und den Wettern,
Hinwegzuwehn des Frevels stolze Saat.
Da sank sein Herz, und an dem Riesenwerke
Erzitterten die Säulen seiner Stärke.

9. Und er entwich mit seinen flücht'gen Schaaren.
Ihm sandte Gott das trügerische Glück
Und leitete durch blutige Gefahren,
Durch Flamm' und Fluth den Trotzigen zurück.
Für größres Leid der Zukunft ihn zu sparen,
Für Freundes Trug und für des Feindes Glück.
Nicht ehrlich sollte er im Kampf' erliegen,
In dessen Brust die Ehre stets geschwiegen.

10. Und Gott erhob die Kraft der Fürsten wieder
Und band ihr Herz durch Lieb' und Freud' und Leid;
Ein Recht, Ein Haß verflocht die deutschen Brüder,
Die lange schon der Hölle List entzweit.
Der Norden stieg zum Kampf der Freiheit nieder,
Und fröhlich zog der Ost zum raschen Streit;
Denn wers gewagt, das Heil'ge zu vernichten,
Den will kein Volk, den will die Menschheit richten.

11. Und es gelang. Siehst Du den Thron erzittern,
Den früher schon die Last der Schmach gedrückt?
Es wogt und zürnt gleich schwarzen Ungewittern,
Roth ist der Strahl aus dunkler Nacht gezückt.
Der Rächer naht, die Säulen zu zersplittern,
Die ohne Gott der Siegeskranz geschmückt;
Der Abgrund lacht dem nahen Raub entgegen,
Und aus der Saat des Fluchs entkeimt der Segen.

12. Heil Dir, mein Volk, Du ziehst auf blut'gen Bahnen
Und trauerst nicht, wenn mancher Edle sinkt.
Wo Freiheit wohnt, da flattern Deine Fahnen,
Und Heere stehn, wohin Dein Ruf erklingt.
Nicht lange läßt der tapfre Mann sich mahnen,
Sein Vaterland ist, wo Gefahr ihm winkt;
Wo Ehr' und Recht dem theuern Sieg entsprießen,
Da scheint's ihm Lohn, sein Herzblut zu vergießen.

13. Hörst Du zu Gott den Dank der Völker steigen?
Zum Tempel wird das blaue Himmelszelt,
Und jedes Knie will sich dem Ew'gen neigen,
Von gläub'ger Lust ist Geist und Blick erhellt.
Die Sonne glänzt, des Herbstes Stürme schweigen,
Die Freiheit labt wie Frühlingshauch die Welt,
Kein Opfer schmerzt, kein Leid und keine Bürde;
Groß ist der Mensch und reich durch seine Würde.

14. Euch wird der Muth, die Treue wiederkehren,
Im Kranz der Kraft wird Zucht und Milde blühn,
Kein fremdes Gift wird Euern Schmuck zerstören,
Kein schnöder Lohn ins Joch der Schmach Euch ziehn.
Die Jungfrau wird den Schein nicht ferner ehren,
Kein Jüngling mehr für feile Bilder glühn,
Und staunend wird der Fremdling Euch erkennen,
Und Kraft und Sitte deutsche Tugend nennen.

15. Und lange soll der heil'ge Fried' Euch krönen,
Den Ihr errangt in hart gekämpfter Schlacht,
Und Liebe soll den langen Haß versöhnen,
Und schmücken soll das Recht den Thron der Macht,
Und wohnen soll das Gute bei dem Schönen,
Und heilig sein, was jetzt der Spott verlacht,
Und ewig soll der fromme Glaube leben:
Nicht unsre Kraft, den Sieg hat Gott gegeben!

16. Ein ernstes Wort will ich Dir noch enthüllen,
Doch schließ' es treu in Deinen Busen ein:
Kein Schicksal gibt's; es gibt nur Kraft und Willen;
Sei stark durch Dich, so ist die Palme Dein.
Es gibt ein Maß, das soll der Mensch erfüllen
Und groß durch Kraft, durch Hemmung größer sein.
Es gibt ein Recht, das gilt in jedem Kreise.
Es herrscht ein Gott, der ist allein der Weise."

Ludwig Uhland.

I. Die Kapelle.

1. Droben stehet die Kapelle,
Schauet still in's Thal hinab,
Drunten singt bei Wies' und Quelle
Froh und hell der Hirtenknab'.

2. Traurig tönt das Glöcklein nieder,
Schauerlich der Leichenchor;
Stille sind die frohen Lieder,
Und der Knabe lauscht empor.

3. Droben bringt man sie zum Grabe
Die sich freuten in dem Thal;

Hirtenknabe! Hirtenknabe!
Dir auch singt man dort einmal.

II. Die sanften Tage.

1. Ich bin so hold den sanften Tagen,
Wann in der ersten Frühlingszeit
Der Himmel, blaulich aufgeschlagen,
Zur Erde Glanz und Wärme streut;
Die Thäler noch von Eise grauen,
Der Hügel schon sich sonnig hebt;
Die Mädchen sich in's Freie trauen,
Der Kinder Spiel sich neu belebt.
2. Dann steh' ich auf dem Berge droben
Und seh' es Alles, still erfreut,
Die Brust von leisem Drang gehoben,
Der noch zum Wunsche nicht gedeiht.
Ich bin ein Kind, und mit dem Spiele
Der heiteren Natur vergnügt,
In ihre ruhigen Gefühle
Ist ganz die Seele eingewiegt.
3. Ich bin so hold den sanften Tagen,
Wann ihrer mild besonnten Flur
Gerührte Greise Abschied sagen;
Dann ist die Feier der Natur.
Sie prangt nicht mehr mit Blüth' und Fülle,
All ihre regen Kräfte ruhn,
Sie sammelt sich in süße Stille,
In ihre Tiefen schaut sie nun.
4. Die Seele, jüngst so hoch getragen,
Sie senket ihren stolzen Flug,
Sie lernt ein friedliches Entsagen,
Erinnerung ist ihr genug.
Da ist mir wohl im sanften Schweigen,
Das die Natur der Seele gab;
Es ist mir so, als dürft' ich steigen
Hinunter in mein stilles Grab.

III. Mönch und Schäfer.

1. Mönch. Was stehst Du so in stillem Schmerz?
O Schäfer, sag' es mir!
Wohl schlägt auch hier ein wundes Herz;
Das ziehet mich zu Dir.
2. Schäfer. Du fragest noch! o sieh umher
In meinem trauten Thal!
Die weite Au' ist blumenleer
Und jeder Baum ist fahl.
3. M. Du, klage nicht! Was ist Dein Weh?
Was, als ein schwerer Traum?
Bald glänzt die Blume aus dem Klee,
Die Blüthe von dem Baum.
4. Dann steht das Kreuz, davor ich knie',
Im grünen Baumgefild;
Doch ach! es grünt und blühet nie,
Trägt stets ein sterbend Bild.

IV. Des Knaben Berglied.

1. Ich bin vom Berg der Hirtenknab',
Seh' auf die Schlösser all' herab.
Die Sonne stralt am ersten hier,
Am längsten weilet sie bei mir.
Ich bin der Knab' vom Berge!
2. Hier ist des Stromes Mutterhaus,
Ich trink' ihn frisch vom Stein heraus,
Er braust vom Fels in wildem Lauf,
Ich fang' ihn mit den Armen auf.
Ich bin der Knab' vom Berge!
3. Der Berg, der ist mein Eigenthum,
Da ziehn die Stürme rings herum,
Und heulen sie von Nord und Süd,
So überschallt sie doch mein Lied:
Ich bin der Knab' vom Berge!
4. Sind Blitz und Donner unter mir,
So steh' ich hoch im Blauen hier;
Ich kenne sie und rufe zu:
Laßt meines Vaters Haus in Ruh!
Ich bin der Knab' vom Berge!
5. Und wann die Sturmglock einst erschallt,
Manch Feuer auf den Bergen wallt,
Dann steig' ich nieder, tret' in's Glied,
Und schwing' mein Schwert, und sing mein Lied:
„Ich bin der Knab' vom Berge!"

V. Frühlingslieder.

1. Frühlingsahnung.

O sanfter, süßer Hauch!
Schon weckest Du wieder
Mir Frühlingslieder,
Bald blühen die Veilchen auch.

2. Frühlingsglaube.

1. Die linden Lüfte sind erwacht,
Sie säuseln und weben Tag und Nacht,
Sie schaffen an allen Enden.
O frischer Duft, o neuer Klang!
Nun, armes Herze, sei nicht bang!
Nun muß sich Alles, Alles wenden.
2. Die Welt wird schöner mit jedem Tag,
Man weiß nicht, was noch werden mag,
Das Blühen will nicht enden.
Es blüht das fernste, tiefste Thal:
Nun, armes Herz, vergiß der Qual!
Nun muß sich Alles, Alles wenden.

3. Frühlingsruhe.

1. O legt mich nicht in's dunkle Grab,
Nicht unter die grüne Erd' hinab!
Soll ich begraben sein,
Lieg' ich in's tiefe Gras hinein.
2. In Gras und Blumen lieg' ich gern,
Wenn eine Flöte tönt von fern,
Und wenn hoch obenhin
Die hellen Frühlingswolken ziehn.

4. Frühlingsfeier.

1. Süßer, goldner Frühlingstag!
Inniges Entzücken!
Wenn mir je ein Lied gelang,
Sollt' es heut nicht glücken?
2. Doch warum in dieser Zeit
An die Arbeit treten?
Frühling ist ein hohes Fest:
Laßt mich ruhn und beten!

5. Lob des Frühlings.

1. Saatengrün, Veilchenduft,
Lerchenwirbel, Amselschlag,
Sonnenregen, linde Luft!
2. Wenn ich solche Worte singe,
Braucht es dann noch großer Dinge,
Dich zu preisen, Frühlingstag?

6. Frühlingstrost.

Was zagst Du, Herz, in solchen Tagen,
Wo selbst die Dornen Rosen tragen?

7. Künftiger Frühling.

Wohl blühet jedem Jahre
Sein Frühling, mild und licht,
Auch jener große, klare –
Getrost! er fehlt Dir nicht;
Er ist Dir noch beschieden
Am Ziele Deiner Bahn,
Du ahnest ihn hienieden,
Und droben bricht er an.

8. Frühlingslied des Recensenten.

1. Frühling ist's, ich lass' es gelten,
Und mich freut's, ich muß gestehen,
Daß man kann spazieren gehen,
Ohne just sich zu erkälten.
2. Störche kommen an und Schwalben,
Nicht zu frühe, nicht zu frühe!
Blühe nur, mein Bäumchen, blühe!
Meinethalben, meinethalben!
3. Ja! ich fühl' ein wenig Wonne,
Denn die Lerche singt erträglich,
Philomele nicht alltäglich,
Nicht so übel scheint die Sonne.
4. Daß es Keinen überrasche,
Mich im grünen Feld zu sehen!
Nicht verschmäh' ich auszugehen,
Kleistens Frühling in der Tasche.

VI. Freie Kunst.

1. Singe, wem Gesang gegeben,
In dem deutschen Dichterwald!
Das ist Freude, das ist Leben,
Wenn's von allen Zweigen schallt.
2. Nicht an wenig stolze Namen
Ist die Liederkunst gebannt;
Ausgestreuet ist der Samen
Ueber alles deutsche Land.
3. Deines vollen Herzens Triebe,
Gib sie keck im Klange frei!
Säuselnd wandle Deine Liebe,
Donnernd uns Dein Zorn vorbei!
4. Singst Du nicht Dein ganzes Leben,
Sing' doch in der Jugend Drang!
Nur im Blüthemond erheben
Nachtigallen ihren Sang.
5. Kann man's nicht in Bücher binden,
Was die Stunden Dir verleihn:
Gib ein fliegend Blatt den Winden,
Muntre Jugend hascht es ein.
6. Fahret wohl, geheime Kunden,
Nekromantik, Alchimie!
Formel hält uns nicht gebunden,
Unsre Kunst heißt Poesie.
7. Heilig achten wir die Geister,
Aber Namen sind uns Dunst;
Würdig ehren wir die Meister,
Aber frei ist uns die Kunst.
8. Nicht in kalten Marmorsteinen,
Nicht in Tempeln, dumpf und todt:
In den frischen Eichenhainen
Webt und rauscht der deutsche Gott.

VII. Bitte.

Ich bitt' Euch, theure Sänger,
Die Ihr so geistlich singt,
Führt diesen Ton nicht länger,
So fromm er Euch gelingt!
Will Einer merken lassen,
Daß er mit Gott es hält,
So muß er keck erfassen
Die arge, böse Welt.

VIII. Der Mohn.

1. Wie dort, gewiegt von Westen,
Des Mohnes Blüthe glänzt!
Die Blume, die am besten
Des Traumgotts Schläfe kränzt!
Bald purpurhell, als spiele
Der Abendröthe Schein,
Bald weiß und bleich, als fiele
Des Mondes Schimmer ein.
2. Zur Warnung hört' ich sagen,
Daß, der im Mohne schlief,
Hinunter ward getragen
In Träume, schwer und tief;
Dem Wachen selbst geblieben
Sei irren Wahnes Spur,
Die Nahen und die Lieben
Halt' er für Schemen nur.
3. In meiner Tage Morgen,
Da lag auch ich einmal,
Von Blumen ganz verborgen,
In einem schönen Thal.
Sie dufteten so milde!
Da ward, ich fühlt' es kaum,
Das Leben mir zum Bilde,
Das wirkliche zum Traum.
4. Seitdem ist mir beständig,
Als wär' es so nur recht,
Mein Bild der Welt lebendig,
Mein Traum nur wahr und ächt;
Die Schatten, die ich sehe,
Sie sind, wie Sterne, klar.
O Mohn der Dichtung! wehe
Um's Haupt mir immerdar!

IX. Reisen.

1. Reisen soll ich, Freunde! reisen,
Lüften soll ich mir die Brust?
Aus des Tagwerks engen Gleisen
Lockt Ihr mich zu Wanderlust?
Und doch hab' ich tiefer eben
In die Heimat mich versenkt,

Fühle mich, ihr hingegeben,
Freier, reicher, als Ihr denkt.
2. Nie erschöpf' ich diese Wege,
Nie ergründ' ich dieses Thal,
Und die altbetretnen Stege
Rühren neu mich jedesmal;
Oefters, wenn ich selbst mir sage,
Wie der Pfad doch einsam sei,
Streifen hier am lichten Tage
Theure Schatten mir vorbei.
3. Wann die Sonne fährt von hinnen,
Kennt mein Herz noch keine Ruh,
Eilt mit ihr von Bergeszinnen
Fabelhaften Inseln zu;
Tauchen dann hervor die Sterne,
Drängt es mächtig mich hinan,
Und in immer tiefre Ferne
Zieh' ich helle Götterbahn.
4. Alt' und neue Jugendträume,
Zukunft und Vergangenheit,
Uferlose Himmelsräume,
Sind mir stündlich hier bereit.
Darum, Freunde! will ich reisen,
Weiset Straße mir und Ziel!
In der Heimat stillen Kreisen
Schwärmt das Herz doch allzuviel.

X. Wanderlieder.

1. Lebewohl.

1. Lebe wohl, lebe wohl, mein Lieb!
Muß noch heute scheiden.
Einen Kuß, einen Kuß mir gib!
Muß Dich ewig meiden.
2. Eine Blüth', eine Blüth' mir brich,
Von dem Baum im Garten!
Keine Frucht, keine Frucht für mich!
Darf sie nicht erwarten.

2. Scheiden und Meiden.

1. So soll ich nun Dich meiden,
Du meines Lebens Lust!
Du küßtest mich zum Scheiden,
Ich drück' Dich an die Brust.
2. Ach Liebchen, heißt das meiden,
Wenn man sich herzt und küßt?
Ach Liebchen! heißt das scheiden,
Wenn man sich fest umschließt?

3. In der Ferne.

1. Will ruhen unter den Bäumen hier,
Die Vöglein hör' ich so gerne.
Wie singet Ihr so zum Herzen mir!
Von unsrer Liebe, was wisset Ihr
In dieser weiten Ferne?
2. Will ruhen hier an des Baches Rand,
Wo duftige Blümlein sprießen;
Wer hat Euch, Blümlein, hieher gesandt?
Seid Ihr ein herzliches Liebespfand
Aus der Ferne von meiner Süßen?

4. Morgenlied.

1. Noch ahnt man kaum der Sonne Licht!
Noch sind die Morgenglocken nicht
Im finstern Thal erklungen.
2. Wie still des Waldes weiter Raum!
Die Vöglein zwitschern nur im Traum,
Kein Sang hat sich erschwungen.
3. Ich hab' mich längst in's Feld gemacht,
Und habe schon dies Lied erdacht,
Und hab' es laut gesungen.

5. Nachtreise.

1. Ich reit' in's finstre Land hinein,
Nicht Mond, noch Sterne geben Schein,
Die kalten Winde tosen.
Oft hab' ich diesen Weg gemacht,
Wann goldner Sonnenschein gelacht,
Bei lauer Lüfte Kosen.
2. Ich reit' am finstern Garten hin,
Die dürren Bäume sausen drin,
Die welken Blätter fallen.
Hier pflegt' ich in der Rosenzeit,
Wann Alles sich der Liebe weiht,
Mit meinem Lieb zu wallen.
3. Erloschen ist der Sonne Stral,
Verwelkt die Rosen allzumal,
Mein Lieb zu Grab getragen.
Ich reit' in's finstre Land hinein,
Im Wintersturm, ohn' allen Schein,
Den Mantel umgeschlagen.

6. Winterreise.

1. Bei diesem kalten Wehen
Sind alle Straßen leer,
Die Wasser stille stehen,
Ich aber schweif' umher.
2. Die Sonne scheint so trübe,
Muß früh hinuntergehn,
Erloschen ist die Liebe,
Die Lust kann nicht bestehn.
3. Nun geht der Wald zu Ende,
Im Dorfe mach' ich Halt,
Da wärm' ich mir die Hände,
Bleibt auch das Herze kalt.

7. Abreise.

1. So hab' ich nun die Stadt verlassen,
Wo ich gelebet lange Zeit;
Ich ziehe rüstig meiner Straßen,
Es gibt mir Niemand das Geleit.
2. Man hat mir nicht den Rock zerrissen,
Es wär' auch Schade für das Kleid!
Noch in die Wange mich gebissen
Vor übergroßem Herzeleid.
3. Auch Keinem hat's den Schlaf vertrieben,
Daß ich am Morgen weiter geh';
Sie konnten's halten nach Belieben;
Von Einer aber thut mir's weh'.

8. Einkehr.

1. Bei einem Wirthe wundermild,
Da war ich jüngst zu Gaste;
Ein goldner Apfel war sein Schild
An einem langen Aste.
2. Es war der gute Apfelbaum,
Bei dem ich eingekehret;
Mit süßer Kost und frischem Schaum
Hat er mich wohl genähret.
3. Es kamen in sein grünes Haus
Viel leichtbeschwingte Gäste;
Sie sprangen frei und hielten Schmaus
Und sangen auf das Beste.

4. Ich fand ein Bett zu süßer Ruh
Auf weichen, grünen Matten;
Der Wirth, er deckte selbst mich zu
Mit seinem kühlen Schatten.
5. Nun fragt' ich nach der Schuldigkeit,
Da schüttelt' er den Wipfel.
Gesegnet sei er allezeit,
Von der Wurzel bis zum Gipfel!

9. Heimkehr.

O brich nicht, Steg, Du zitterst sehr!
O stürz' nicht, Fels, Du dräuest schwer!
Welt, geh' nicht unter, Himmel fall' nicht ein,
Eh' ich mag bei der Liebsten sein!

XI. Lied eines deutschen Sängers.

1. Ich sang in vor'gen Tagen
Der Lieder mancherlei,
Von alten, frommen Sagen,
Von Minne, Wein und Mai.
Nun ist es ausgesungen,
Es dünkt mir Alles Tand:
Der Heerschild ist erklungen,
Der Ruf: „Für's Vaterland!“
2. Man sagt wohl von den Katten:
Sie legten Erzring' an,
Bis sie gelöst sich hatten
Mit einem erschlag'nen Mann.
Ich schlag' den Geist in Bande
Und werf' an den Mund ein Schloß,
Bis ich dem Vaterlande
Gedient als Schwertgenoß.
3. Und bin ich nicht geboren
Zu hohem Heldenthum,
Ist mir das Lied erkoren
Zu Lust und schlichtem Ruhm:
Doch möcht' ich Eins erringen
In diesem heil'gen Krieg:
Das edle Recht, zu singen
Des deutschen Volkes Sieg.

XII. An das Vaterland.

1. Dir möcht' ich diese Lieder weihen,
Geliebtes deutsches Vaterland!
Denn Dir, dem neuerstand'nen, freien,
Ist all mein Sinnen zugewandt.
2. Doch Heldenblut ist Dir geflossen,
Dir sank der Jugend schönste Zier:
Nach solchen Opfern, heilig großen,
Was gälten diese Lieder Dir?

XIII. Die deutsche Sprachgesellschaft.

1. Gelehrte deutsche Männer,
Der deutschen Rede Kenner,
Sie reichen sich die Hand,
Die Sprache zu ergründen,
Zu regeln und zu ründen,
In emsigem Verband.
2. Indeß nun diese walten,
Bestimmen und gestalten
Der Sprache Form und Zier:
So schaffe Du inwendig,
Thatkräftig und lebendig,
Gesammtes Volk, an ihr!
3. Ja! gib ihr Du die Reinheit,
Die Klarheit und die Feinheit,
Die aus dem Herzen stammt!
Gib ihr den Schwung, die Stärke,
Die Glut, an der man merke,
Daß sie vom Geiste flammt!
4. An Deiner Sprache rüge
Du schärfer Nichts, denn Lüge,
Die Wahrheit sei ihr Hort!
Verpflanz' auf Deine Jugend
Die deutsche Treu' und Tugend
Zugleich mit deutschem Wort!
5. Zu buhlerischem Girren
Laß Du ihn niemals kirren,
Der ernsten Sprache Klang!
Sie sei Dir Wort der Treue,
Sei Stimme zarter Scheue,
Sei ächter Minne Sang!
6. Sie diene nie am Hofe
Als Gauklerin, als Zofe,
Das Lispeln taugt ihr nicht;
Sie töne stolz, sie weihe
Sich dahin, wo der Freie
Für Recht, für Freiheit spricht!
7. Wenn so der Sprache Mehrung,
Verbesserung und Klärung
Bei Dir von Statten geht:
So wird man sagen müssen,
Daß, wo sich Deutsche grüßen,
Der Athem Gottes weht.

XIV. Das neue Mährchen.

1. Einmal athmen möcht' ich wieder
In dem goldnen Mährchenreich;
Doch ein strenger Geist der Lieder
Fällt mir in die Saiten gleich.
2. Freiheit heißt nun meine Fee,
Und mein Ritter heißet Recht;
Auf denn, Ritter, und bestehe
Kühn der Drachen wild Geschlecht!

XV. Aussicht.

1. Wird das Lied nun immer tönen
Mit dem ernsten, scharfen Laut?
Und das Feld des heitern Schönen
Bleibt es forthin ungebaut?
2. Sind die Wälder erst gelichtet
Und die Sümpfe abgeführt,
Dann zu reiner Sonne richtet
Sich das Auge, fromm gerührt.

XVI. Am 18. Oktober 1816.

1. Wenn heut ein Geist herniederstiege,
Zugleich ein Sänger und ein Held,
Ein solcher, der im heil'gen Kriege
Gefallen auf dem Siegesfeld,

Der sänge wohl auf deutscher Erde
Ein scharfes Lied, wie Schwertesstreich,
Nicht so, wie ich es künden werde,
Nein! himmelskräftig, donnergleich:
2. „Man sprach einmal von Festgeläute,
Man sprach von einem Feuermeer,
Doch was das große Fest bedeute,
Weiß es denn jetzt noch irgend wer?
Wohl müssen Geister niedersteigen,
Von heil'gem Eifer aufgeregt,
Und ihre Wundenmaale zeigen,
Daß Ihr darein die Finger legt.
3. Ihr Fürsten seid zuerst befraget:
Vergaßt Ihr jenen Tag der Schlacht,
An dem Ihr auf den Knieen laget
Und huldigtet der höhern Macht?
Wenn Eure Schmach die Völker lösten,
Wenn ihre Treue sie erprobt,
So ist's an Euch, nicht zu vertrösten,
Zu leisten jetzt, was Ihr gelobt.
4. Ihr Völker! die Ihr viel gelitten,
Vergaßt auch Ihr den schwülen Tag?
Das Herrlichste was Ihr erstritten,
Wie kommt's, daß es nicht frommen mag?
Zermalmt habt Ihr die fremden Horden,
Doch innen hat sich Nichts gehellt,
Und Freie seid Ihr nicht geworden,
Wenn Ihr das Recht nicht festgestellt.
5. Ihr Weisen! muß man Euch berichten,
Die Ihr doch Alles wissen wollt,
Wie die Einfältigen und Schlichten
Für klares Recht ihr Blut gezollt?
Meint Ihr, daß in den heißen Gluten
Die Zeit, ein Phönix, sich erneut,
Nur um die Eier auszubruten,
Die Ihr geschäftig unterstreut?
6. Ihr Fürstenräth' und Hofmarschälle,
Mit trübem Stern auf kalter Brust,
Die Ihr vom Kampf um Leipzigs Wälle
Wohl gar bis heute Nichts gewußt,
Vernehmt! an diesem heut'gen Tage
Hielt Gott der Herr ein groß Gericht.
— Ihr aber hört nicht, was ich sage,
Ihr glaubt an Geisterstimmen nicht.
7. Was ich gesollt, hab' ich gesungen,
Und wieder schwing' ich mich empor,
Was meinem Blick sich aufgedrungen,
Verkünd' ich dort dem sel'gen Chor:
Nicht rühmen kann ich, nicht verdammen,
Untröstlich ist's noch allerwärts,
Doch sah ich manches Auge flammen
Und klopfen hört' ich manches Herz."

XVII. Wanderung.

1. Ich nahm den Stab, zu wandern,
Durch Deutschland ging die Fahrt,
Man pries mir ja vor Andern
Der Deutschen Sinn und Art.
Dem Lande blieb ich ferne,
Wo die Orangen glühn;
Erst kennt' ich jenes gerne,
Wo die Kartoffeln blühn.
2. Ich kam zum Fürstenhofe,
Wo man die Künste kränzt,
Wo Prunksaal und Alkove
Von Götterbildern glänzt.
Ein Baum, der nicht im groben
Volksboden sich genährt,
Nein, einer, der nach oben
Sogar die Wurzeln kehrt!
3. Ich ging zur Hohenschule,
Da schöpft' ich reines Licht,
Wo vom Prophetenstuhle
Die wahre Freiheit spricht;
Wo uns der Meister täglich
Den innern Sinn befreit,
Indeß ihm selbst erträglich
Der ird'sche Leib gedeiht.
4. Ich schritt zum Sängerwalde,
Da sucht' ich Lebenshauch;
Da saß ein edler Skalde
Und pflückt' am Lorbeerstrauch;
Nicht hatt' er Zeit, zu achten
Auf eines Volkes Schmerz,
Er konnte nur betrachten
Sein groß, zerrissen Herz.
5. Ich ging zur Tempelhalle,
Da hört' ich christlich Recht:
Hier innen Brüder Alle,
Da draußen Herr und Knecht!
Der Festesrede Giebel
War: duck Dich, schweig dabei!
Als ob die ganze Bibel
Ein Buch der Kön'ge sei.
6. Ich kam zum Bürgerhause,
Gern denk' ich dran zurück,
Fern vom Parteigebrause
Blüht Tugend hier und Glück.
Lebt häuslich fort, wie heute!
Bald wird vom Belt zum Rhein
Ein Haus voll guter Leute,
Ja! ein Gutleuthaus sein.
7. Ich ging zum Hospitale,
Da fand ich Alles nett,
Viel Grütz' und Kraut zum Mahle
Und reinlich Krankenbett;
Auch sorgt' ein schön Erbarmen
Für manch verwahrlost Kind.
Wer denkt des Volks von Armen,
Die altverwahrlost sind?
8. Ich saß im Ständesaale,
Da schlief ich ein und träumt',
Ich sei noch im Spitale,
Den ich doch längst geräumt.
Ein Mann, der dort im Fieber,
Im kalten Fieber lag,
Er rief: „Nur Nichts, mein Lieber,
Nur Nichts vom Bundestag!"
9. Ich mischte mich zum Volke,
Das nach dem Festplatz zog,
Wo durch die Staubeswolke
Manch dürrer Renner flog;
Da lernt es, daß die Eile
Den Reiter überstürzt,
Und daß man gut die Weile
Mit Wurst und Bier sich kürzt.
10. Ein Adler, flügelstrebend,
War Reichspanier hievor,
Ich sah ihn noch, wie lebend,
Zu Nürnberg an dem Thor.
Jetzt fliegt man nicht zum Zwecke,
Der Wahlspruch ist: „Gott geb's!"
Das Wappen ist die Schnecke,
Schildhalter ist der Krebs.

11. Als ich mir Das entnommen,
Kehrt' ich den Stab nach Haus;
Wann einst das Heil gekommen,
Dann reis' ich wieder aus:
Wohl werd' ich's nicht erleben,
Doch an der Sehnsucht Hand
Als Schatten noch durchschweben
Mein freies Vaterland.

XVIII. Des Sängers Wiederkehr.

1. Dort liegt der Sänger auf der Bahre,
Des bleicher Mund kein Lied beginnt,
Es kränzen Daphne's falbe Haare
Die Stirne, die Nichts mehr ersinnt.
2. Man legt zu ihm in schmucken Rollen
Die letzten Lieder, die er sang;
Die Leier, die so hell erschollen,
Liegt ihm in Armen, sonder Klang.
3. So schlummert er den tiefen Schlummer,
Sein Lied umweht noch jedes Ohr,
Doch nährt es stets den herben Kummer,
Daß man den Herrlichen verlor.
4. Wohl Monden, Jahre sind verschwunden,
Cypressen wuchsen um sein Grab;
Die seinen Tod so herb empfunden,
Sie sanken alle selbst hinab.
5. Doch, wie der Frühling wiederkehret
Mit frischer Kraft und Regsamkeit,
So wandelt jetzt, verjüngt, verkläret,
Der Sänger in der neuen Zeit.
6. Er ist den Lebenden vereinet,
Vom Hauch des Grabes keine Spur:
Die Vorwelt, die ihn todt gemeinet,
Lebt selbst in seinem Liede nur.

XIX. Gesang und Krieg.

1.

1. Wühlt jener schauervolle Sturm aus Norden
Zerstörend auch im frischen Liederkranze?
Ist der Gesang ein feiges Spiel geworden?
Wiegt fürder nur der Degen und die Lanze?
Muß schamroth abwärts fliehn der Sängerorden,
Wann Kriegerscharen ziehn im Waffenglanze?
Darf nicht der Harfner, wie in vor'gen Zeiten,
Willkommen selbst durch Feindeslager schreiten?
2. Bleibt Poesie zu Wald und Kluft verdrungen,
Bis nirgends Kampf der Völker Ruhe störet,
Bis das vulkan'sche Feuer ausgerungen,
Das stets sich neu im Erdenschoß empöret:
So ist bis heute noch kein Lied erklungen,
Und wird auch keins in künft'ger Zeit gehöret.
Nein! über ew'gen Kämpfen schwebt im Liede,
Gleichwie in Goldgewölk, der ew'ge Friede.
3. Ein jedes weltlich Ding hat seine Zeit,
Die Dichtung lebet ewig im Gemüthe,
Gleich ewig in erhabner Herrlichkeit,
Wie in der tiefen Lieb' und stillen Güte,
Gleich ewig in des Ernstes Düsterheit,
Wie in dem Spiel und in des Scherzes Blüthe.
Ob Donner rollen, ob Orkane wühlen,
Die Sonne wankt nicht und die Sterne spielen.
4. Schon rüsten sich die Heere zum Verderben,
Der Frühling rüstet sich zu Spiel und Reigen;
Die Trommeln wirbeln, die Trommeten werben,
Indeß die wilden Winterstürme schweigen;
Mit Blute will der Krieg die Erde färben,
Die sich mit Blumen schmückt und Blüthenzweigen:
Darf so der ird'sche Lenz sich frei erschließen,
So mög' auch unser Dichterfrühling sprießen!

2.

1. Nicht schamroth weichen soll der Sängerorden,
Wenn Kriegerscharen ziehn im Waffenglanze;
Noch ist sein Lied kein schnödes Spiel geworden,
Doch ziert auch ihn der Degen und die Lanze;
Wohl schauervoll ist jener Sturm aus Norden,
Doch weht er frisch und stärkt zum Schwertertanze.
Wollt Harfner, Ihr durch Feindeslager schreiten,
Noch steht's Euch frei — den Eingang zu erstreiten.
2. Wann: Freiheit! Vaterland! ringsum erschallet,
Kein Sang tönt schöner in der Männer Ohren,
Im Kampfe, wo solch heilig Banner wallet,
Da wird der Sänger kräftig neugeboren.
Hat Aeschylos, des Lied vom Siege hallet,
Hat Dante nicht dies schönste Loos erkoren?
Cervantes ließ, gelähmt, die Rechte sinken
Und schrieb den Don Quixote mit der Linken.
3. Auch unsers deutschen Liedertempels Pfleger,
Sie sind dem Kriegesgeiste nicht verdorben,
Man hört sie wohl, die freud'gen Telynschläger,
Und mancher hat sich blut'gen Kranz erworben.
Du, Wehrmann Leo, Du, o schwarzer Jäger,
Wohl seid Ihr ritterlichen Todes gestorben!
Und Fouqué, wie mir Du das Herz durchdringest!
Du wagtest, kämpftest — doch Du lebst und singest.
4. Den Frühling kündet der Orkane Sausen,
Der Heere Vorschritt macht die Erde dröhnen,
Und wie die Ström' aus ihren Ufern brausen,
So wogt es weit von Deutschlands Heldensöhnen;
Der Sänger folgt durch alles wilde Grausen,
Läßt Sturm und Wogen gleich sein Lied ertönen.
Bald blüht der Frühling, bald der goldne Friede,
Mit mildern Lüften und mit sanfterm Liede.

XX. Der Blumenstrauß.

1. Wenn Sträuchen, Blumen manche Deutung eigen,
Wenn in den Rosen Liebe sich entzündet,
Vergißmeinnicht im Namen schon sich kündet,
Lorbeere Ruhm, Cypressen Trauer zeigen;
2. Wenn, wo die andern Zeichen alle schweigen,
Man doch in Farben zarten Sinn ergründet,
Wenn Stolz und Neid dem Gelben sich verbündet,
Wenn Hoffnung flattert in den grünen Zweigen:
3. So brach ich wohl mit Grund in meinem Garten
Die Blumen aller Farben, aller Arten,
Und bring' sie Dir, zu wildem Strauß gereihet;
4. Dir ist ja meine Lust, mein Hoffen, Leiden,
Mein Lieben, meine Treu, mein Ruhm, mein Neiden,
Dir ist mein Leben, Dir mein Tod geweihet.

XXI. Die Bekehrung zum Sonett.

1. Der Du noch jüngst von Deinem krit'schen Stuhle
Uns arme Sonettisten abgehudelt,
Der Du von Gift und Galle recht gesprudelt,
Und uns verflucht zum tiefsten Höllenpfuhle,
2. Du reines Hermelin der alten Schule,
Wie hast Du nun Dein weißes Fell besudelt,
Ja, ein Sonettlein hast Du selbst gedudelt,
Ein schnalzend Seufzerlein an Deine Buhle.
3. Hast Du die selbstgesteckten Warnungszeichen,
Hast Du, was halb mit Spott und halb mit Knirschen
Altmeister Voß gepredigt, all vergessen?
4. Fürwahr! Du bist dem Lehrer zu vergleichen,
Der seinen Zögling ob gestohlnen Kirschen
Ausschalt und scheltend selber sie gefressen.

XXII. Der Recensent.

Süße Liebe denkt in Tönen,
Denn Gedanken stehn zu fern;
Nur in Tönen mag sie gern
Alles, was sie will, verschönen.
Tieck.

1. Schönste! Du hast mir befohlen,
Dieses Thema zu glossiren;
Doch ich sag' es unverholen:
Dieses heißt die Zeit verlieren,
Und ich sitze, wie auf Kohlen.
Liebtet Ihr nicht, stolze Schönen!
Selbst die Logik zu verhöhnen,
Würd' ich zu beweisen wagen,
Daß es Unsinn ist, zu sagen:
Süße Liebe denkt in Tönen.
2. Zwar versteh' ich wohl das Schema
Dieser abgeschmackten Glossen,
Aber solch verzwicktes Thema,
Solche räthselhafte Possen
Sind ein gordisches Problema.
Dennoch macht' ich Dir, mein Stern!
Diese Freude gar zu gern.
Hoffnungslos reib' ich die Hände,
Nimmer bring' ich es zu Ende,
Denn Gedanken stehn zu fern.
3. Laß, mein Kind! die span'sche Mode,
Laß die fremden Triolette,
Laß die wälsche Klangmethode
Der Kanzonen und Sonette,
Bleib bei Deiner sapph'schen Ode!
Bleib der Aftermuse fern
Der romantisch süßen Herrn!
Duftig schwebeln, luftig tänzeln
Nur in Reimchen, Assonänzeln,
Nur in Tönen mag sie gern.
4. Nicht in Tönen solcher Glossen
Kann die Poesie sich zeigen;
In antiken Verskolossen
Stampft sie besser ihren Reigen
Mit Spondeen und Molossen.
Nur im Hammerschlag und Dröhnen
Deutschhellenischer Kamönen
Kann sie selbst die alten, kranken,
Allerhäßlichsten Gedanken,
Alles, was sie will, verschönen.

XXIII. Der Romantiker und der Recensent.

Mondbeglänzte Zaubernacht,
Die den Sinn gefangen hält,
Wundervolle Mährchenwelt,
Steig' auf in der alten Pracht!
Tieck.

1. Rom. Finster ist die Nacht und bange,
Nirgends eines Sternleins Funkel!
Dennoch in verliebtem Drange
Wandl' ich durch das grause Dunkel
Mit Gesang und Lautenklange.
Wenn Kamilla nun erwacht
Und das Lämpchen freundlich facht,
Dann erblick' ich, der Entzückte,
Plötzlich eine sterngeschmückte
Mondbeglänzte Zaubernacht.
2. Rec. Laß Er doch sein nächtlich Johlen,
Poetaster Helikanus!
Was Er singt, ist nur gestohlen
Aus dem Kaiser Oktavianus,
Der bei mir nicht sehr empfohlen,
Den ich der gelehrten Welt
Von den Alpen bis zum Belt
Preisgab als ein Werk der Rotte,
Die den Unsinn hub zum Gotte,
Die den Sinn gefangen hält.
3. Rom. Welche Stimme, rauh und heischer!
Ist das wohl der Bau'r Hornvilla?
Ist es Klemens wohl, der Fleischer?
Von den Fenstern der Kamilla
Heb' Dich weg, Du alter Kreischer!
Was die krit'sche Feder hält,
Von den Alpen bis zum Belt,
Wüth' es doch zu Haus und schäume,
Nur verschon' es Ihrer Träume
Wundervolle Märchenwelt!
4. Rec. Bänkelsänger, Hackbretschläger,
Volk, das Nachts die Stadt durchleiert,
Nennt sich jetzt der Musen Pfleger;
Nächstens, wenn Apoll noch feiert,
Dichten selbst die Schornsteinfeger.
Zeit, wo man mit Wohlbedacht
Nur latein'schen Vers gemacht,
Zeit gepuderter Perrücken,
Drauf Pfalzgrafen Lorbeern drücken,
Steig' auf in der alten Pracht!

XXIV. Die Nachtschwärmer.

Eines schickt sich nicht für Alle;
Sehe Jeder, wie er's treibe,
Sehe Jeder, wo er bleibe,
Und wer steht, daß er nicht falle!
Göthe.

Der Unverträgliche.

Stille streif' ich durch die Gassen,
Wo sie wohnt, die blonde Kleine;
Doch schon seh' ich Andre passen
Und mir war's im Dämmerscheine,

Einer würd' hineingelassen.
Regt es mir denn gleich die Galle,
Daß sie Andern auch gefalle?
Sei's! doch kann ich nicht verschweigen:
Jeder hab' ein Liebchen eigen!
Eines schickt sich nicht für Alle.

Der Hülfreiche.

Zu dem Brunnen, mit den Krügen,
Kömmt noch spät mein trautes Mädchen,
Rollt mit raschen, kräft'gen Zügen
Husch! die Ketten um das Rädchen;
Ihr zu helfen, welch Vergnügen!
Ja! ich zog mit ganzem Leibe,
Bis zersprang des Rädchens Scheibe.
Ist es nun auch stehn geblieben,
Haben wir's doch gut getrieben,
Sehe Jeder, wie er's treibe!

Der Vorsichtige.

Zwölf Uhr! ist der Ruf erschollen
Und mir sinkt das Glas vom Munde.
Soll ich jetzt nach Haus mich trollen
In der schlimmen Geisterstunde,
In der Stunde der Patrollen?
Und daheim zum Zeitvertreibe
Noch den Zank von meinem Weibe!
Dann die Nachbarn, häm'sche Tadler! —
Nein! ich bleib' im goldnen Adler,
Sehe Jeder, wo er bleibe!

Der Schwankende.

Ei! was kann man nicht erleben!
Heute war doch Sommerhitze,
Und nun hat's Glatteis gegeben;
Daß ich noch auf's Pflaster sitze,
Muß ich jeden Schritt erbeben;
Und die Häuser taumeln alle,
Wenn ich kaum an eines pralle.
Hüte sich in diesen Zeiten
Wer da wandelt, auszugleiten,
Und wer steht, daß er nicht falle!

XXV. Von den sieben Zechbrüdern.

1. Ich kenne sieben lust'ge Brüder,
Sie sind die durstigsten im Ort,
Die schwuren höchlich, niemals wieder
Zu nennen ein gewisses Wort,
In keinerlei Weise,
Nicht laut und nicht leise.

2. Es ist das gute Wörtlein: Wasser,
Darin doch sonst kein Arges steckt.
Wie kommt's nun, daß die wilden Prasser
Dieß schlichte Wort so mächtig schreckt?
Merkt auf! ich berichte
Die Wundergeschichte.

3. Einst hörten jene durst'gen Sieben
Von einem fremden Zechkumpan,
Es sei am Waldgebirge drüben
Ein neues Wirthshaus aufgethan,
Da fließen so reine,
So würzige Weine.

4. Um einer guten Predigt willen
Hätt' Keiner sich vom Platz bewegt,
Doch gilt es, Gläser gut zu füllen,
Dann sind die Bursche gleich erregt.
„Auf, lasset uns wandern!"
Ruft Einer dem Andern.

5. Sie wandern rüstig mit dem Frühen,
Bald steigt die Sonne drückend heiß;
Die Zunge lechzt, die Lippen glühen
Und von der Stirne rinnt der Schweiß:
Da rieselt so helle,
Vom Felsen die Quelle.

6. Wie trinken sie in vollen Zügen!
Doch, als sie kaum den Durst gestillt,
Bezeigen sie ihr Mißvergnügen,
Daß hier nicht Wein, nur Wasser quillt;
„O fades Getränke!
O ärmliche Schwenke!"

7. In seine vielverwobnen Gänge
Nimmt jetzt der Wald die Pilger auf,
Da stehn sie plötzlich im Gedränge,
Verworrnes Dickicht hemmt den Lauf;
Sie irren, sie suchen,
Sie zanken, sie fluchen.

8. Derweil hat sich in finstre Wetter
Die schwüle Sonne tief verhüllt,
Schon rauscht der Regen durch die Blätter,
Es zuckt der Blitz, der Donner brüllt,
Dann kommt es geflossen,
Unendlich ergossen.

9. Bald wird der Forst zu tausend Inseln,
Zahllose Ströme brechen vor;
Hier hilft kein Toben, hilft kein Winseln,
Er muß hindurch der edle Chor.
O gründliche Taufe!
O köstliche Traufe!

10. Vor Alters wurden Menschenkinder
Verwandelt oft in Quell und Fluß,
Auch unsre sieben arme Sünder
Bedroht ein gleicher Götterschluß.
Sie triefen, sie schwellen,
Als würden sie Quellen.

11. So, mehr geschwommen, als gegangen,
Gelangen sie zum Wald hinaus;
Doch keine Schenke sehn sie prangen,
Sie sind auf gradem Weg nach Haus;
Schon rieselt so helle
Vom Felsen die Quelle.

12. Da ist's, als ob sie rauschend spreche:
„Willkommen, saubre Brüderschar!
Ihr habt geschmähet, thöricht Freche!
Mein Wasser, das Euch labend war.
Nun seid Ihr getränket,
Daß Ihr daran denket."

13. So kam es, daß die sieben Brüder
Das Wasser fürchteten hinfort,
Und daß sie schwuren, niemals wieder
Zu nennen das verwünschte Wort,
In keinerlei Weise,
Nicht laut und nicht leise.

XXVI. Schwäbische Kunde.

Als Kaiser Rothbart lobesam
Zum heil'gen Land gezogen kam,
Da mußt' er mit dem frommen Heer
Durch ein Gebirge, wüst und leer.
Daselbst erhub sich große Noth, 5
Viel Steine gab's und wenig Brod,

Und mancher deutsche Reitersmann
Hat dort den Trunk sich abgethan.
10 Den Pferden war's so schwach im Magen,
Fast mußt' der Reiter die Mähre tragen.
Nun war ein Herr aus Schwabenland,
Von hohem Wuchs und starker Hand,
Deß Rößlein war so krank und schwach,
15 Er zog es nur am Zaume nach,
Er hätt' es nimmer aufgegeben
Und kostet's ihn das eigne Leben.
So blieb er bald ein gutes Stück
Hinter dem Heereszug zurück;
20 Da sprengten plötzlich in die Quer
Fünfzig türkische Reiter daher,
Die huben an, auf ihn zu schießen,
Nach ihm zu werfen mit den Spießen.
Der wackre Schwabe forcht' sich nit,
25 Ging seines Weges Schritt vor Schritt,
Ließ sich den Schild mit Pfeilen spicken
Und thät nur spöttlich um sich blicken,
Bis Einer, dem die Zeit zu lang,
Auf ihn den krummen Säbel schwang.
30 Da wallt dem Deutschen auch sein Blut,
Er trifft des Türken Pferd so gut,
Er haut ihm ab mit Einem Streich
Die beiden Vorderfüß' zugleich.
Als er das Thier zu Fall gebracht,
35 Da faßt er erst sein Schwert mit Macht,
Er schwingt es auf des Reiters Kopf,
Haut durch bis auf den Sattelknopf,
Haut auch den Sattel noch zu Stücken
Und tief noch in des Pferdes Rücken;
40 Zur Rechten sieht man, wie zur Linken,
Einen halben Türken heruntersinken.
Da packt die andern kalter Graus,
Sie fliehen in alle Welt hinaus,
Und Jedem ist's, als würd' ihm mitten
45 Durch Kopf und Leib hindurchgeschnitten.
Drauf kam des Wegs 'ne Christenschar,
Die auch zurück geblieben war,
Die sahen nun mit gutem Bedacht,
Was Arbeit unser Held gemacht.
50 Von denen hat's der Kaiser vernommen,
Der ließ den Schwaben vor sich kommen,
Er sprach: „Sag' an, mein Ritter werth!
Wer hat Dich solche Streich' gelehrt?"
Der Held bedacht' sich nicht zu lang:
55 „Die Streiche sind bei uns im Schwang,
Sie sind bekannt im ganzen Reiche,
Man nennt sie halt nur Schwabenstreiche."

XXVII. Die verlorne Kirche.

1. Man höret oft im fernen Wald
Von obenher ein dumpfes Läuten,
Doch Niemand weiß, von wann es hallt,
Und kaum die Sage kann es deuten.
Von der verlornen Kirche soll
Der Klang ertönen mit den Winden;
Einst war der Pfad von Wallern voll,
Nun weiß ihn keiner mehr zu finden.
2. Jüngst ging ich in dem Walde weit,
Wo kein betretner Steg sich dehnet,
Aus der Verderbniß dieser Zeit
Hatt' ich zu Gott mich hingesehnet.
Wo in der Wildniß Alles schwieg,
Vernahm ich das Geläute wieder,
Je höher meine Sehnsucht stieg,
Je näher, voller klang es nieder.
3. Mein Geist war so in sich gekehrt,
Mein Sinn vom Klange hingenommen,
Daß mir es immer unerklärt,
Wie ich so hoch hinauf gekommen.
Mir schien es mehr, denn hundert Jahr',
Daß ich so hingeträumet hätte:
Als über Nebeln, sonnenklar,
Sich öffnet' eine freie Stätte.
4. Der Himmel war so dunkelblau,
Die Sonne war so voll und glühend,
Und eines Münsters stolzer Bau
Stand in dem goldnen Lichte blühend.
Mir dünkten helle Wolken, ihn,
Gleich Fittigen, emporzuheben,
Und seines Thurmes Spitze schien
Im sel'gen Himmel zu verschweben.
5. Der Glocke wonnevoller Klang
Ertönte schütternd in dem Thurme,
Doch zog nicht Menschenhand den Strang,
Sie ward bewegt von heil'gem Sturme.
Mir war's, derselbe Sturm und Strom
Hätt' an mein klopfend Herz geschlagen;
So trat ich in den hohen Dom
Mit schwankem Schritt und freud'gem Zagen.
6. Wie mir in jenen Hallen war,
Das kann ich nicht mit Worten schildern.
Die Fenster glühten dunkelklar
Mit aller Märtrer frommen Bildern;
Dann sah ich wundersam erhellt,
Das Bild zum Leben sich erweitern,
Ich sah hinaus in eine Welt
Von heil'gen Frauen, Gottesstreitern.
7. Ich kniete nieder am Altar,
Von Lieb' und Andacht ganz durchstralet.
Hoch oben an der Decke war,
Des Himmels Glorie gemalet;
Doch als ich wieder sah empor,
Da war gesprengt der Kuppel Bogen,
Geöffnet war des Himmels Thor
Und jede Hülle weggezogen.
8. Was ich für Herrlichkeit geschaut
Mit still anbetendem Erstaunen,
Was ich gehört für sel'gen Laut,
Als Orgel mehr und als Posaunen:
Das steht nicht in der Worte Macht;
Doch wer darnach sich treulich sehnet,
Der nehme des Geläutes Acht,
Das in dem Walde dumpf ertönet!

XXVIII. Märchen.

1. Ihr habt gehört die Kunde
Vom Fräulein, welches tief
In eines Waldes Grunde
Manch hundert Jahre schlief.
Den Namen der Wunderbaren
Vernahmt Ihr aber nie;
Ich hab' ihn jüngst erfahren:
Die deutsche Poesie.
2. Zwo mächt'ge Feen nahten
Dem schönen Fürstenkind,
An seine Wiege traten
Sie mit dem Angebind.
Die erste sprach behende:
„Ja, lächle nur auf mich!

Ich gebe Dir frühes Ende
Von einer Spindel Stich."
3. Die Andre sprach dagegen:
„Ja, lächle nur auf mich!
Ich gebe Dir meinen Segen,
Der heilt den Todesstich;
Der wird Dich so bewahren,
Daß süßer Schlaf Dich deckt,
Bis nach vierhundert Jahren
Ein Königssohn Dich weckt."
4. Da ward ins Reich erlassen
Ein feierlich Gebot,
Verkündet in allen Straßen,
Der Tod darauf gedroht:
Wo Jemand Spindeln hätte,
Die sollte man liefern ein,
Und sie an offner Stätte
Verbrennen insgemein.
5. Nicht nach gewohnter Sitte
Erzog man dieses Kind
In dumpfer Kammern Mitte,
Noch sonst, wo Spindeln sind;
Nein, in den Rosengärten,
In Wäldern, frisch und kühl,
Mit lustigen Gefährten,
Bei freiem, kühnem Spiel.
6. Und als es kam zu Jahren,
Ward es die schönste Frau,
Mit langen, goldnen Haaren,
Mit Augen dunkelblau;
In Gang, Geberde züchtig,
In Reden treu und schlicht,
In aller Arbeit tüchtig,
Nur mit der Spindel nicht.
7. Viel stolze Ritter gingen
Der Holden Dienste nach,
Heinrich von Ofterdingen,
Wolfram von Eschenbach.
Sie gingen in Stahl und Eisen,
Goldharfen in der Hand!
Die Fürstin war zu preisen,
Die solche Diener fand.
8. Mit Degen und mit Speere
Waren sie stets bereit,
Den Frauen gaben sie Ehre,
Und sangen widerstreit.
Sie sangen von Gottesminne,
Von kühner Helden Muth,
Von lindem Liebessinne,
Von süßer Maienblut.
9. Von alter Städte Mauern
Der Wiederhall erklang,
Die Bürger und die Bauern
Erhuben frischen Sang.
Der Senne hat gesungen,
Der über den Wolken wacht,
Ein Lied ist aufgeklungen
Tief aus des Bergmanns Schacht.
10. In einer Mainacht blinkten
Die Sterne wunderschön,
Der Fürstin war, als winkten
Sie ihr zu Thurmes Höhn.
Sie stieg hinauf zum Dache,
Die Zarte, ganz allein,
Da fiel aus einem Gemache
Ein trüber Lampenschein.
11. Ein Weiblein, grau von Haaren,
Dort an dem Rocken spann,
Sie hatte wohl Nichts erfahren
Vom strengen Spindelbann.
Die Fürstin, die noch nimmer
Gesehen solche Kunst,
Sie trat in Weibleins Zimmer:
„Wer bist Du, mit Vergunst?"
12. „Man nennt mich, schönes Liebchen!
Die Stubenpoesie;
Denn aus dem trauten Stübchen
Verirrt' ich mich noch nie.
Ich sitz' am lieben Platze
Beim Rocken, wandellos,
Meine alte, blinde Katze,
Die spinnt auf meinem Schoß.
13. Lange lange Lehrgedichte,
Die spinn' ich recht mit Fleiß,
Flächsene Heldengedichte,
Die haspl' ich schnellerweis'.
Mein Kater maut Tragödie,
Mein Rad hat lyrischen Schwung,
Meine Spindel spielt Komödie
Mit Tanzbelustigung."
14. Die Fürstin thät erbleichen,
Als man von Spindeln sprach,
Sie wollte flugs entweichen,
Die Spindel sprang ihr nach;
Und an der morschen Schwelle,
Da fiel das Fräulein jach,
Die Spindel auf der Stelle
Sie in die Ferse stach.
15. Was war das für ein Schrecken,
Als man sie morgens traf!
Sie war nicht mehr zu wecken,
Sie schlief den Zauberschlaf.
Ein Lager ward bereitet
Im hohen Rittersaal,
Goldstoffe drauf gebreitet
Und Rosen ohne Zahl.
16. So schlief sie in der Halle,
Die Fürstin, reich geschmückt.
Bald hatte die Andern alle
Der gleiche Schlaf berückt.
Die Sänger, schon in Träumen,
Rührten die Saiten bang,
Bis in des Schlosses Räumen
Der letzte Laut verklang.
17. Die Alte spann noch immer
Im stillen Kämmerlein,
Es woben in jedem Zimmer
Die Spinnen, groß und klein,
Die Hecken und Ranken woben
Sich um den Fürstenbau,
Und um den Himmel oben,
Da spann sich Nebelgrau. —
18. Wohl nach vierhundert Jahren,
Da ritt des Königs Sohn
Mit seinen Jägerscharen
Ins Waldgebirg davon:
„Was ragen doch da innen
Ob all dem hohen Wald
Für graue Thürm' und Zinnen
Von seltsamer Gestalt?"
19. Am Wege stund gerade
Ein alter Spindelmann:
„Erlauchter Prinz, um Gnade!
Hört meine Warnung an!
Romantische Menschenfresser
Hausen auf jenem Schloß;
Die mit barbarischem Messer
Abschlachten Klein und Groß."

20. Der Königssohn, verwegen,
Thät mit drei Jägern ziehn,
Sie hieben mit den Degen
Sich Bahn zum Schlosse hin.
Gesenket war die Brücke,
Geöffnet war das Thor,
Daraus im Augenblicke
Ein Hirschlein sprang hervor.
21. Denn in des Hofes Räumen,
Da war es wieder Wald,
Da sangen in den Bäumen
Die Vögel mannigfalt.
Die Jäger ohn' Verweilen,
Sie drangen muthig hin,
Wo eine Thür mit Säulen
Aus dem Gebüsch' erschien.
22. Zween Riesen schlafend lagen
Wohl vor dem Säulenthor,
Sie hielten, ins Kreuz geschlagen,
Die Hellebarden vor,
Darüber rüstig schritten
Die Jäger allzumal,
Sie gingen mit kecken Tritten
Zu einem großen Saal.
23. Da lehnten in hohen Nischen
Geschmückter Frauen viel,
Gewappnete Ritter dazwischen
Mit goldnem Saitenspiel.
Hochmächtige Gestalten,
Geschloßnen Auges, stumm;
Grabbildern gleich zu halten
Aus grauem Alterthum.
24. Und mitten ward erblicket
Ein Lager, reich von Gold,
Da ruhte, wohlgeschmücket,
Eine Jungfrau wunderhold.
Die Süße war umfangen
Mit frischen Rosen dicht,
Und auch von Mund und Wangen
Schien zartes Rosenlicht.
25. Der Königssohn, zu wissen,
Ob Leben in dem Bild,
Thät seine Lippen schließen
An ihren Mund so mild.
Er hat es bald empfunden
Am Odem, süß und warm,
Und als sie ihn umwunden,
Noch schlummernd, mit dem Arm.
26. Sie streifte die goldnen Locken
Aus ihrem Angesicht,
Sie hob, so süß erschrocken,
Ihr blaues Augenlicht.
Und in den Nischen allen
Erwachen Ritter und Frau,
Die alten Lieder hallen
Im weiten Fürstenbau.
27. Ein Morgen, roth und golden,
Hat uns den Mai gebracht;
Da trat mit seiner Holden
Der Prinz aus Waldesnacht.
Es schreiten die alten Meister
In hehrem, stolzem Gang,
Wie riesenhafte Geister,
Mit fremdem Wunderklang.
28. Die Thäler, schlummertrunken,
Weckt der Gesänge Lust;
Wer einen Jugendfunken
Noch hegt in seiner Brust,
Der jubelt, tief gerühret:
„Dank dieser goldnen Früh',
Die uns zurückgeführet
Dich, deutsche Poesie!"
29. Die Alte sitzt noch immer
In ihrem Kämmerlein;
Das Dach zerfiel in Trümmer,
Der Regen drang herein.
Sie zieht noch kaum den Faden,
Gelähmt hat sie der Schlag;
Gott schenk' ihr Ruh' in Gnaden
Bis über den jüngsten Tag!

XXIX. Der blinde König.

1. Was steht der nord'schen Fechter Schar
Hoch auf des Meeres Bord?
Was will in seinem grauen Haar
Der blinde König dort?
Er ruft, in bitterm Harme
Auf seinen Stab gelehnt,
Daß überm Meeresarme
Das Eiland widertönt:
2. „Gib, Räuber, aus dem Felsverließ
Die Tochter mir zurück!
Ihr Harfenspiel, ihr Lied, so süß,
War meines Alters Glück.
Vom Tanz auf grünem Strande
Hast Du sie weggeraubt,
Dir ist es ewig Schande,
Mir beugt's das graue Haupt."
3. Da tritt aus seiner Kluft hervor
Der Räuber, groß und wild,
Er schwingt sein Hünenschwert empor
Und schlägt an seinen Schild:
„Du hast ja viele Wächter,
Warum denn litten's die?
Dir dient so mancher Fechter,
Und keiner kämpft um Sie?
4. Noch stehn die Fechter alle stumm,
Tritt Keiner aus den Reihn,
Der blinde König kehrt sich um:
„Bin ich denn ganz allein?"
Da faßt des Vaters Rechte
Sein junger Sohn so warm:
„Vergönn' mir's, daß ich fechte!
Wohl fühl' ich Kraft im Arm."
5. „O Sohn! der Feind ist riesenstark,
Ihm hielt noch Keiner Stand.
Und doch! in Dir ist edles Mark,
Ich fühl's am Druck der Hand.
Nimm hier die alte Klinge!
Sie ist der Skalden Preis.
Und fällst Du, so verschlinge
Die Flut mich armen Greis!"
6. Und horch! es schäumet und es rauscht
Der Nachen über's Meer.
Der blinde König steht und lauscht,
Und Alles schweigt umher;
Bis drüben sich erhoben
Der Schild' und Schwerter Schall,
Und Kampfgeschrei und Toben,
Und dumpfer Wiederhall.
7. Da ruft der Greis so freudig bang:
„Sagt an, was Ihr erschaut!
Mein Schwert, ich kenn's am guten Klang,
Es gab so scharfen Laut." —
„Der Räuber ist gefallen,

Er hat den blut'gen Lohn.
Heil Dir, Du Held vor Allen,
Du starker Königssohn!"
8. Und wieder wird es still umher,
Der König steht und lauscht:
„Was hör' ich kommen über's Meer?
Es rudert und es rauscht." —
„Sie kommen angefahren,
Dein Sohn mit Schwert und Schild,
In sonnenhellen Haaren
Dein Töchterlein Gunild'."
9. „Willkommen!" — ruft vom hohen Stein
Der blinde Greis hinab —
„Nun wird mein Alter wonnig sein
Und ehrenvoll mein Grab.
Du legst mir, Sohn, zur Seite
Das Schwert von gutem Klang,
Gunilde, Du Befreite,
Singst mir den Grabgesang."

XXX. Die drei Lieder.

1. In der hohen Hall' saß König Sifrid:
„Ihr Harfner! wer weiß mir das schönste Lied?"
Und ein Jüngling trat aus der Schar behende,
Die Harf' in der Hand, das Schwert an der Lende.
2. „Drei Lieder weiß ich; den ersten Sang,
Den hast Du ja wohl vergessen schon lang:
Meinen Bruder hast Du meuchlings erstochen!
Und aber: hast ihn meuchlings erstochen!
3. Das andre Lied, das hab' ich erdacht
In einer finstern, stürmischen Nacht:
Mußt mit mir fechten auf Leben und Sterben!
Und aber: mußt fechten auf Leben und Sterben!"
4. Da lehnt er die Harfe wohl an den Tisch,
Und sie zogen beide die Schwerter frisch,
Und sie fochten lange mit wildem Schalle,
Bis der König sank in der hohen Halle.
5. „Nun sing' ich das dritte, das schönste Lied,
Das werd' ich nimmer zu singen müd:
König Sifrid liegt in seim rothen Blute!
Und aber: liegt in seim rothen Blute!"

XXXI. Der Student.

1. Als ich einst bei Salamanka
Früh in einem Garten saß
Und beim Schlag der Nachtigallen
Emsig im Homerus las:
2. Wie in glänzenden Gewanden
Helena zur Zinne trat
Und so herrlich sich erzeigte
Dem trojanischen Senat,
3. Daß vernehmlich Der und Jener
Brummt' in seinen grauen Bart:
„Solch ein Weib ward nie gesehen,
Traun, sie ist von Götterart!"
4. Als ich so mich ganz vertiefet,
Wußt' ich nicht, wie mir geschah:
In die Blätter fuhr ein Wehen,
Daß ich staunend um mich sah.
5. Auf benachbartem Balkone,
Welch ein Wunder schaut' ich da!
Dort in glänzenden Gewanden
Stand ein Weib, wie Helena,
6. Und ein Graubart ihr zur Seite,
Der so seltsam freundlich that,
Daß ich schwören mocht', er wäre
Von der Trojer hohem Rath.
7. Doch ich selbst war ein Achäer,
Der ich nun seit jenem Tag
Vor dem festen Gartenhause,
Einer neuen Troja, lag.
8. Um es unverblümt zu sagen:
Manche Sommerwoch' entlang
Kam ich dorthin jeden Abend
Mit der Laut' und mit Gesang,
9. Klagt' in mannigfachen Weisen
Meiner Liebe Qual und Drang,
Bis zuletzt vom hohen Gitter
Süße Antwort niederklang.
10. Solches Spiel mit Wort und Tönen
Trieben wir ein halbes Jahr,
Und auch dieß war nur vergönnet,
Weil halbtaub der Vormund war.
11. Hub er gleich sich oft vom Lager,
Schlaflos, eifersüchtig, bang,
Blieben doch ihm unsre Stimmen
Ungehört, wie Sphärenklang.
12. Aber einst, die Nacht war schaurig,
Sternlos, finster, wie das Grab,
Klang auf das gewohnte Zeichen
Keine Antwort mir herab.
13. Nur ein alt zahnlos Fräulein
Ward von meiner Stimme wach,
Nur das alte Fräulein Echo
Stöhnte meine Klagen nach.
14. Meine Schöne war verschwunden,
Leer die Zimmer, leer der Saal,
Leer der blumenreiche Garten,
Rings verödet Berg und Thal.
15. Ach! und nie hatt' ich erfahren
Ihre Heimath, ihren Stand,
Weil sie, Beides zu verschweigen,
Angelobt mit Mund und Hand.
16. Da beschloß ich, sie zu suchen,
Nah und fern auf irrer Fahrt.
Den Homerus ließ ich liegen,
Nun ich selbst Ulysses ward.
17. Nahm die Laute zur Gefährtin
Und vor jeglichem Altan,
Unter jedem Gitterfenster
Frag' ich leis mit Tönen an.
18. Sing' in Stadt und Feld das Liedchen,
Das im Salamanker Thal
Jeden Abend ich gesungen
Meiner Liebsten zum Signal!
19. Doch die Antwort, die ersehnte,
Tönet nimmermehr, und ach!
Nur das alte Fräulein Echo
Reist zur Qual mir ewig nach.

XXXII. Unstern.

1. Unstern, diesem guten Jungen,
Hat es seltsam sich geschickt,
Manches wär' ihm fast gelungen,
Manches wär' ihm schier geglückt.
Alle Glückesstern' im Bunde
Hätten weihend ihm gelacht,
Wenn die Mutter eine Stunde
Früher ihn zur Welt gebracht.

2. Waffenruhm und Heldenehre
Hätten zeitig ihm geblüht,
War doch in dem ganzen Heere
Keiner so von Muth erglüht:
Nur als schon in wilden Wogen
Seine Schar zum Sturme drang,
Kam ein Bote hergeflogen,
Der die Friedensfahne schwang.
3. Nah ist Unsterns Hochzeitfeier,
Hold und sittig glüht die Braut;
Sieh! da kommt ein reichrer Freier,
Der die Eltern baß erbaut.
Dennoch hätte die Geraubte
Ihn als Wittwe noch beglückt,
Wäre nicht der Todtgeglaubte
Plötzlich wieder angerückt.
4. Reich wär' Unstern noch geworden
Mit dem Gut der neuen Welt,
Hätte nicht ein Sturm aus Norden
Noch im Port das Schiff zerschellt.
Glücklich war er selbst entschwommen,
Einer Planke hatt' er's Dank,
Hatte schon den Strand erklommen,
Glitt zurück noch, und versank.
5. In den Himmel sonder Zweifel
Würd' er gleich gekommen sein,
Liefe nicht ein dummer Teufel
Just ihm in den Weg hinein.
Teufel meint, es sei die Seele,
Die er eben holen soll,
Packt den Unstern an der Kehle,
Rennt mit ihm davon wie toll.
6. Da erscheint ein lichter Engel
Rettend aus dem Nebelduft,
Donnert flugs den schwarzen Bengel
In die tiefste Höllenkluft,
Schwebt der goldnen Himmelsferne
Mit dem armen Unstern zu,
Ueber gut und böse Sterne
Führt er den zur ew'gen Ruh.

XXXIII. Klein Roland.

1. Frau Berta saß in der Felsenkluft,
Sie klagt' ihr bittres Loos.
Klein Roland spielt in freier Luft,
Deß Klage war nicht groß.
2. „O König Karl, mein Bruder hehr!
O daß ich floh von Dir!
Um Liebe ließ ich Pracht und Ehr',
Nun zürnst Du schrecklich mir.
3. O Milon! mein Gemahl so süß!
Die Flut verschlang mir Dich.
Die ich um Liebe Alles ließ,
Nun läßt die Liebe mich.
4. Klein Roland, Du mein theures Kind!
Nun Ehr' und Liebe mir!
Klein Roland, komm herein geschwind!
Mein Trost kommt all von Dir.
5. Klein Roland, geh zur Stadt hinab,
Zu bitten um Speis' und Trank,
Und wer Dir gibt eine kleine Gab',
Dem wünsche Gottes Dank!"
6. Der König Karl zur Tafel saß
Im goldnen Rittersaal.
Die Diener liefen ohn' Unterlaß
Mit Schüssel und Pokal.
7. Von Flöten, Saitenspiel, Gesang
Ward jedes Herz erfreut,
Doch reichte nicht der helle Klang
Zu Bertas Einsamkeit.
8. Und draußen in des Hofes Kreis,
Da saßen der Bettler viel,
Die labten sich an Trank und Speis'
Mehr, als am Saitenspiel.
9. Der König schaut in ihr Gedräng
Wohl durch die offne Thür,
Da drückt sich durch die dichte Meng'
Ein feiner Knab' herfür.
10. Des Knaben Kleid ist wunderbar,
Vierfarb zusammengestückt;
Doch weilt er nicht bei der Bettlerschar,
Herauf zum Saal er blickt.
11. Herein zum Saal klein Roland tritt,
Als wär's sein eigen Haus.
Er hebt eine Schüssel von Tisches Mitt'
Und trägt sie stumm hinaus.
12. Der König denkt: „Was muß ich sehn?
Das ist ein sondrer Brauch."
Doch weil er's ruhig läßt geschehn,
So lassens die Andern auch.
13. Es stund nur an eine kleine Weil',
Klein Roland kehrt in den Saal:
Er tritt zum König hin mit Eil'
Und faßt seinen Goldpokal.
14. „Heida! halt an, Du kecker Wicht!"
Der König ruft es laut.
Klein Roland läßt den Becher nicht,
Zum König auf er schaut.
15. Der König erst gar finster sah,
Doch lachen mußt' er bald.
„Du trittst in die goldne Halle da,
Wie in den grünen Wald.
16. Du nimmst die Schüssel von Königs Tisch,
Wie man Aepfel bricht vom Baum;
Du holst, wie aus dem Brunnen frisch,
Meines rothen Weines Schaum."
17. „Die Bäurin schöpft aus dem Brunnen frisch,
Die bricht die Aepfel vom Baum;
Meiner Mutter ziemet Wildbrät und Fisch,
Ihr rothen Weines Schaum."
18. „Ist Deine Mutter so edle Dam',
Wie Du berühmst, mein Kind!
So hat sie wohl ein Schloß lustsam
Und stattlich Hofgesind?
19. Sag an! wer ist denn ihr Truchseß?
Sag an! wer ist ihr Schenk?"
„Meine rechte Hand ist ihr Truchseß,
Meine linke, die ist ihr Schenk."
20. „Sag an! wer sind die Wächter treu?"
„Mein' Augen blau allstund."
„Sag an! wer ist ihr Sänger frei?"
„Der ist mein rother Mund."
21. „Die Dam' hat wackre Diener, traun!
Doch liebt sie sondre Livrei,
Wie Regenbogen anzuschaun,
Mit Farben mancherlei."
22. „Ich hab' bezwungen der Knaben acht
Von jedem Viertel der Stadt,
Die haben mir als Zins gebracht
Vierfältig Tuch zur Wat."
23. „Die Dame hat nach meinem Sinn
Den besten Diener der Welt.
Sie ist wohl Bettlerkönigin,
Die offne Tafel hält.

24. So edle Dame darf nicht fern
Von meinem Hofe sein.
Wohlauf, drei Damen! auf, drei Herrn!
Führt sie zu mir herein!"
25. Klein Roland trägt den Becher flink
Hinaus zum Prunkgemach!
Drei Damen auf des Königs Wink,
Drei Ritter folgen nach.
26. Es stund nur an eine kleine Weil',
Der König schaut in die Fern',
Da kehren schon zurück mit Eil'
Die Damen und die Herrn.
27. Der König ruft mit einem Mal:
„Hilf Himmel! seh' ich recht?
Ich hab' verspottet im offnen Saal
Mein eigenes Geschlecht.
28. Hilf Himmel! Schwester Berta, bleich,
Im grauen Pilgergewand!
Hilf Himmel! in meinem Prunksal reich
Den Bettelstab in der Hand!"
29. Frau Berta fällt zu Füßen ihm,
Das bleiche Frauenbild.
Da regt sich plötzlich der alte Grimm
Er blickt sie an so wild.
30. Frau Berta senkt die Augen schnell,
Kein Wort zu reden sich traut.
Klein Roland hebt die Augen hell,
Den Oehm begrüßt er laut.
31. Da spricht der König in mildem Ton:
„Steh auf, Du Schwester mein!
Um diesen Deinen lieben Sohn
Soll Dir verziehen sein."
32. Frau Berta hebt sich freudenvoll:
„Lieb Bruder mein! wohlan!
Klein Roland Dir vergelten soll,
Was Du mir Guts gethan.
33. Soll werden, seinem König gleich,
Ein hohes Heldenbild;
Soll führen die Farb' von manchem Reich
In seinem Banner und Schild.
34. Soll greifen in manches Königs Tisch
Mit seiner freien Hand;
Soll bringen zu Heil und Ehre frisch
Sein seufzend Mutterland."

XXXIV. Das Glück von Edenhall.

1. Von Edenhall der junge Lord
Läßt schmettern Festtrompetenschall,
Er hebt sich an des Tisches Bord
Und ruft in trunkner Gäste Schwall:
„Nun her mit dem Glücke von Edenhall!"
2. Der Schenk vernimmt ungern den Spruch,
Des Hauses ältester Vasall,
Nimmt zögernd aus dem seidnen Tuch
Das hohe Trinkglas von Kristall,
Sie nennen's: das Glück von Edenhall.
3. Darauf der Lord: „Dem Glas zum Preis
Schenk Rothen ein aus Portugall!"
Mit Händezittern gießt der Greis,
Und purpurn Licht wird überall,
Es stralt aus dem Glücke von Edenhall.
4. Da spricht der Lord und schwingt's dabei:
„Dies Glas von leuchtendem Kristall
Gab meinem Ahn am Quell die Fey,
Drein schrieb sie: Kommt dies Glas zu Fall,
Fahr wohl dann, o Glück von Edenhall!
5. Ein Kelchglas ward zum Loos mit Fug
Dem freud'gen Stamm von Edenhall;
Wir schlürfen gern in vollem Zug,
Wir läuten gern mit lautem Schall;
Stoßt an mit dem Glücke von Edenhall!"
6. Erst klingt es milde, tief und voll,
Gleich dem Gesang der Nachtigall,
Dann wie des Waldstroms laut Geroll,
Zuletzt erdröhnt, wie Donnerhall,
Das herrliche Glück von Edenhall."
7. „Zum Horte nimmt ein kühn Geschlecht
Sich den zerbrechlichen Kristall;
Er dauert länger schon, als recht,
Stoßt an! mit diesem kräftigen Prall
Versuch' ich das Glück von Edenhall."
8. Und als das Trinkglas gellend springt,
Springt das Gewölb mit jähem Knall,
Und aus dem Riß die Flamme dringt;
Die Gäste sind zerstoben all
Mit dem brechenden Glücke von Edenhall.
9. Einstürmt der Feind mit Brand und Mord,
Der in der Nacht erstieg den Wall,
Vom Schwerte fällt der junge Lord,
Hält in der Hand noch den Kristall,
Das zersprungene Glück von Edenhall.
10. Am Morgen irrt der Schenk allein,
Der Greis in der zerstörten Hall',
Er sucht des Herrn verbrannt Gebein,
Er sucht im grausen Trümmerfall
Die Scherben des Glücks von Edenhall.
11. „Die Steinwand — spricht er — springt zu Stück,
Die hohe Säule muß zu Fall,
Glas ist der Erde Stolz und Glück,
In Splitter fällt der Erdenball,
Einst gleich dem Glücke von Edenhall."

XXXV. Des Sängers Fluch.

1. Es stand in alten Zeiten ein Schloß, so hoch und hehr,
Weit glänzt' es über die Lande bis an das blaue Meer,
Und rings von duft'gen Gärten ein blüthenreicher Kranz,
Drin sprangen frische Brunnen in Regenbogenglanz.
2. Dort saß ein stolzer König, an Land und Siegen reich,
Er saß auf seinem Throne so finster und so bleich;
Denn was er sinnt, ist Schrecken, und was er blickt, ist Wuth,
Und was er spricht, ist Geißel, und was er schreibt, ist Blut.
3. Einst zog nach diesem Schlosse ein edles Sängerpaar,
Der Ein' in goldnen Locken, der Andre grau von Haar;
Der Alte mit der Harfe, der saß auf schmuckem Roß,
Es schritt ihm frisch zur Seite der blühende Genoß.
4. Der Alte sprach zum Jungen: „Nun sei bereit, mein Sohn!
Denk' unsrer tiefsten Lieder, stimm' an den vollsten Ton,

Nimm alle Kraft zusammen, die Lust und auch den Schmerz!
Es gilt uns heut, zu rühren des Königs steinern Herz."

5. Schon stehn die beiden Sänger im hohen Säulensaal,
Und auf dem Throne sitzen der König und sein Gemal;
Der König, furchtbar prächtig, wie blut'ger Nordlichtschein,
Die Königin, süß und milde, als blickte Vollmond drein.

6. Da schlug der Greis die Saiten, er schlug sie wundervoll,
Daß reicher, immer reicher der Klang zum Ohre schwoll,
Dann strömte himmlisch helle des Jünglings Stimme vor,
Des Alten Sang dazwischen, wie dumpfer Geisterchor.

7. Sie singen von Lenz und Liebe, von sel'ger goldner Zeit,
Von Freiheit, Männerwürde, von Treu und Heiligkeit;
Sie singen von allem Süßen, was Menschenbrust durchbebt,
Sie singen von allem Hohen, was Menschenherz erhebt.

8. Die Höflingsschar im Kreise verlernet jeden Spott,
Des Königs trotz'ge Krieger, sie beugen sich vor Gott,
Die Königin, zerflossen in Wehmuth und in Lust,
Sie wirft den Sängern nieder die Rose von ihrer Brust.

9. „Ihr habt mein Volk verführet, verlockt Ihr nun mein Weib?"
Der König schreit es wüthend, er bebt am ganzen Leib,
Er wirft sein Schwert, das blitzend des Jünglings Brust durchdringt,
Draus, statt der goldnen Lieder, ein Blutstral hochauf springt.

10. Und wie vom Sturm zerstoben ist all der Hörer Schwarm,
Der Jüngling hat verröchelt in seines Meisters Arm,
Der schlägt um ihn den Mantel und setzt ihn auf das Roß,
Er bindt ihn aufrecht feste, verläßt mit ihm das Schloß.

11. Doch vor dem hohen Thore, da hält der Sängergreis,
Da faßt er seine Harfe, sie aller Harfen Preis,
An einer Marmorsäule, da hat er sie zerschellt,
Dann ruft er, daß es schaurig durch Schloß und Gärten gellt:

12. „Weh Euch, Ihr stolzen Hallen! nie töne süßer Klang
Durch Eure Räume wieder, nie Saite noch Gesang,
Nein! Seufzer nur und Stöhnen, und scheuer Sklavenschritt,
Bis Euch zu Schutt und Moder der Rachegeist zertritt!

13. Weh Euch, Ihr duft'gen Gärten im holden Maienlicht!
Euch zeig' ich dieses Todten entstelltes Angesicht,
Daß Ihr darob verdorret, daß jeder Quell versiegt,
Daß Ihr in künft'gen Tagen versteint, verödet liegt.

14. Weh Dir, verruchter Mörder! Du Fluch des Sängerthums!
Umsonst sei all Dein Ringen nach Kränzen blut'gen Ruhms,
Dein Name sei vergessen, in ew'ge Nacht getaucht,
Sei, wie ein letztes Röcheln, in leere Luft verhaucht!"

15. Der Alte hat's gerufen, der Himmel hat's gehört,
Die Mauern liegen nieder, die Hallen sind zerstört,
Noch Eine hohe Säule zeugt von verschwundner Pracht,
Auch diese, schon geborsten, kann stürzen über Nacht.

16. Und rings, statt duft'ger Gärten, ein ödes Haideland,
Kein Baum verstreuet Schatten, kein Quell durchdringt den Sand,
Des Königs Namen meldet kein Lied, kein Heldenbuch;
Versunken und vergessen! das ist des Sängers Fluch.

XXXVI. Die versunkene Krone.

1. Da droben auf dem Hügel,
Da steht ein kleines Haus,
Man sieht von seiner Schwelle
In's schöne Land hinaus;
Dort sitzt ein freier Bauer
Am Abend auf der Bank,
Er dengelt seine Sense
Und singt dem Himmel Dank.

2. Da drunten in dem Grunde,
Da dämmert längst der Teich,
Es liegt in ihm versunken
Eine Krone, stolz und reich;
Sie läßt zunacht wohl spielen
Karfunkel und Saphir;
Sie liegt seit grauen Jahren,
Und Niemand sucht nach ihr.

XXXVII. Tells Tod.

1. Grün wird die Alpe werden,
Stürzt die Lawin' einmal,
Zu Berge ziehn die Herden,
Fuhr erst der Schnee zu Thal.
Euch stellt, Ihr Alpensöhne,
Mit jedem neuen Jahr
Des Eises Bruch vom Föhne
Den Kampf der Freiheit dar.

2. Da braust der wilde Schächen
Hervor aus seiner Schlucht,
Und Fels und Tanne brechen
Vor seiner jähen Flucht.
Er hat den Steg begraben,
Der ob der Stäube hing,
Hat weggespült den Knaben,
Der auf dem Stege ging.

3. Und eben schritt ein Andrer
Zur Brücke, da sie brach;
Nicht stutzt der greise Wandrer,

Wirft sich dem Knaben nach,
Faßt ihn mit Adlerschnelle,
Trägt ihn zum sichern Ort;
Das Kind entspringt der Welle,
Den Alten reißt sie fort.
4. Doch als nun ausgestoßen
Die Flut den todten Leib,
Da stehn um ihn, ergossen
In Jammer, Mann und Weib;
Als kracht' in seinem Grunde
Des Rothstocks Felsgestell,
Erschallt's aus einem Munde:
„Der Tell ist todt, der Tell!"
5. Wär' ich ein Sohn der Berge,
Ein Hirt am ew'gen Schnee,
Wär' ich ein kecker Ferge
Auf Uri's grünem See,
Und trät' in meinem Harme
Zum Tell, wo er verschied,
Des Todten Haupt im Arme,
Spräch' ich mein Klagelied:
6. „Da liegst Du, eine Leiche,
Der Aller Leben war;
Dir trieft noch um das bleiche
Gesicht Dein greises Haar.
Hier steht, den Du gerettet,
Ein Kind, wie Milch und Blut,
Das Land, das Du entkettet,
Steht rings in Alpenglut.
7. Die Kraft derselben Liebe,
Die Du dem Knaben trugst,
Ward einst in Dir zum Triebe,
Daß Du den Zwingherrn schlugst.
Nie schlummernd, nie erschrocken,
War Retten stets Dein Brauch,
Wie in den braunen Locken,
So in den grauen auch.
8. Wärst Du noch jung gewesen,
Als Du den Knaben fingst,
Und wärst Du dann genesen,
Wie Du nun untergingst,
Wir hätten draus geschlossen
Auf künft'ger Thaten Ruhm:
Doch schön ist, nach dem großen,
Das schlichte Heldenthum.
9. Dir hat Dein Ohr geklungen
Vom Lob, das man Dir bot,
Doch ist zu ihm gedrungen
Ein schwacher Ruf der Noth.
Der ist ein Held der Freien,
Der, wann der Sieg ihn kränzt,
Noch glüht, sich dem zu weihen,
Was frommet und nicht glänzt.
10. Gesund bist Du gekommen
Vom Werk des Zorns zurück,
Im hülfreichen, frommen,
Verließ Dich erst Dein Glück.
Der Himmel hat Dein Leben
Nicht für ein Volk begehrt;
Für dieses Kind gegeben,
War ihm Dein Opfer werth.
11. Wo Du den Vogt getroffen
Mit Deinem sichern Stral,
Dort steht ein Bethaus offen,
Dem Strafgericht ein Maal;
Doch hier, wo Du gestorben,
Dem Kind ein Heil zu sein,
Hast Du Dir nur erworben
Ein schmucklos Kreuz von Stein.
12. Weithin wird lobgesungen,
Wie Du Dein Land befreit,
Von großer Dichter Zungen
Vernimmt's noch späte Zeit;
Doch steigt am Schächen nieder
Ein Hirt im Abendroth,
Dann hallt im Felsthal wieder
Das Lied von Deinem Tod."

XXXVIII. St. Georgs Ritter.

1.

1. Hell erklingen die Trommeten
Vor St. Stephan von Gormaz,
Wo Fernandes von Kastilien
Lager hält, der tapfre Graf.
2. Almansor, der Mohrenkönig,
Kommt mit großer Heeresmacht
Von Kordova hergezogen,
Zu erstürmen jene Stadt.
3. Schon gewappnet sitzt zu Pferde
Die kastil'sche Ritterschar.
Forschend reitet durch die Reihen
Fernandes, der tapfre Graf:
4. „Paskal Vivas! Paskal Vivas!
Preis kastil'scher Ritterschaft!
Alle Ritter sind gerüstet,
Du nur fehlest auf dem Platz.
5. Du, der Erste sonst zu Rosse,
Sonst der Erste zu der Schlacht,
Hörst Du heute nicht mein Rufen,
Nicht der Schlachttrommeten Klang?
6. Fehlest Du dem Christenheere
Heut, an diesem heißen Tag?
Soll Dein Ehrenkranz verwelken,
Schwinden Deines Ruhmes Glanz?"
7. Paskal Vivas kann nicht hören,
Fern ist er im tiefen Wald,
Wo auf einem grünen Hügel
Sankt Georgs Kapelle ragt.
8. An der Pforte steht sein Roß,
Lehnet Speer und Stahlgewand,
Und der Ritter knieet betend
Vor dem heiligen Altar;
9. Ist in Andacht ganz versunken,
Höret nicht den Lärm der Schlacht,
Der nur dumpf, wie Windestosen,
Durch das Waldgebirge hallt;
10. Hört nicht seines Rosses Wiehern,
Seiner Waffen dumpfen Klang,
Doch es wachet sein Patron,
Sankt Georg, der Treue, wacht.
11. Aus der Wolke steigt er nieder,
Legt des Ritters Waffen an,
Setzt sich auf das Pferd des Ritters,
Fleugt hinunter in die Schlacht.
12. Keiner hat, wie er, gestürmet,
Held des Himmels, Wetterstrahl!
Er gewinnt Almansors Fahne
Und es flieht die Mohrenschaar.
13. Paskal Vivas hat beschlossen
Seine Andacht am Altar,
Tritt aus Sankt Georgs Kapelle,
Findet Roß und Stahlgewand;
14. Reitet sinnend nach dem Lager,
Weiß nicht, was es heißen mag,

Daß Trommeten ihn begrüßen
Und der festliche Gesang:
15. „Paskal Vivas! Paskal Vivas!
Stolz kastil'scher Ritterschaft!
Sei gepriesen, hoher Sieger,
Der Almansors Fahne nahm!
16. Wie sind Deine Waffen blutig,
Wie zermalmt von Stoß und Schlag!
Wie bedeckt Dein Roß mit Wunden,
Das so muthig eingerannt."
17. Paskal Vivas wehrt vergebens
Ihrem Jubel und Gesang,
Neiget demuthsvoll sein Haupt,
Deutet schweigend himmelan.

2.

1. In den abendlichen Gärten
Ging die Gräfin Julia.
Fatiman, Almansors Neffe,
Hat die Schöne dort erhascht;
2. Flieht mit seiner süßen Beute
Durch die Wälder Nacht und Tag,
Zehn getreue Mohrenritter
Folgen ihm gewappnet nach.
3. In des dritten Morgens Frühe
Kommen sie in jenen Wald,
Wo auf einem grünen Hügel
Sankt Georgs Kapelle ragt.
4. Schon von Weitem blickt die Gräfin
Nach des Heil'gen Bild hinan,
Welches ob der Kirchenpforte,
Groß in Stein gehauen, prangt:
5. Wie er in des Lindwurms Rachen
Mächtig sticht den heil'gen Schaft,
Während, an den Fels gebunden,
Bang die Königstochter harrt.
6. Weinend und die Hände ringend,
Ruft die Gräfin Julia:
„Sankt Georg, Du heil'ger Streiter,
Hilf mir aus des Drachen Macht!"
7. Siehe! wer auf weißem Rosse
Sprengt von der Kapell' herab?
Goldne Locken wehn im Winde
Und der rothe Mantel wallt.
8. Mächtig ist sein Speer geschwungen,
Trifft den Räuber Fatiman,
Der sich gleich am Boden krümmet,
Wie der Lindwurm einst gethan.
9. Und die zehen Mohrenritter
Hat ein wilder Schreck gefaßt;
Schild und Lanze weggeworfen,
Fliehn sie über Berg und Thal.
10. Auf den Knieen, wie geblendet,
Liegt die Gräfin Julia!
„Sankt Georg, Du heil'ger Streiter,
Sei gepriesen tausendmal!"
11. Als sie wieder hebt die Augen,
Ist der Heil'ge nicht mehr da;
Und es geht nur dumpfe Sage,
Daß es Paskal Vivas war.

XXXIX. Sängerstreit.

Sänger, sprecht mir einen Spruch!
Sagt mir, was ist minder Noth:
Der Geliebten Treuebruch,
Oder der Geliebten Tod?
1. Die vom Schwur sich losgezählet,
In der reichsten Schönheit Schmuck,
Ist sie doch ein Höllenspuck,
Dessen Anblick schreckt und quälet.
Reines Weib, das nie gefehlet,
Lächelt noch im Leichentuch,
Denn sie schied mit dem Versuch,
Sel'gen Liebestrost zu sagen:
Drum ist minder Tod zu klagen,
Als gebrochner Treuversspruch.
2. Wenn Verrath, was Gott verhüte!
Einen edeln Sänger trifft,
Wandelt sich sein Lied in Gift,
Stirbt ihm aller Dichtung Blüthe.
Wenn die Braut von reiner Güte,
Hingerafft durch frühen Tod,
Ihm entschwebt in's Morgenroth:
All sein Blick ist dann nach oben,
Und in heil'gem Sang enthoben
Fühlt er sich der ird'schen Noth.
3. Jene, die der Tod entnommen,
Diese, die im Unbestand
Weltlichen Gewühls verschwand,
Keine wird Dir wiederkommen.
Wann der große Tag erglommen,
Wo von Gottes Richterspruch
Heil ergeht und ew'ger Fluch,
Dann ist Jene neugeboren,
Diese bleibt auch dann verloren:
Mehr als Tod ist Treuebruch.
4. Der Du Kampf mir angesonnen,
Wie Du sonst mich überfliegst,
Hoff' nicht, daß Du heute siegst!
Wahrheit hat voraus gewonnen.
Ob dem Sang, den Du begonnen,
Wird Dir selbst die Wange roth,
Und Dein Herz, vor banger Noth
In mein Lied herüber flüchtend,
Ruft, des Truges Dich bezüchtend:
Falschheit kränket mehr, denn Tod!

Aeltere Lesarten: XXXIX. 2. 7. Frommt ihm auch kein

Friedrich Rückert.

I. Sängerstreit.

1. Gegner, doppelt überlegen,
Ausgerüstet mit zwiefalter
Waff' als Dichter und Sachwalter;
Wenn ich Dir mich stell' entgegen,
Nenn' ich's um so mehr verwegen,
Als, wie Du mir selbst gedroht,
Dir als Anwalt dar sich bot
Gute Sach', und mir die schlechte;
Daß mir bangt, wie ich verfechte
Falschheit gegen Treu' im Tod.

2. Dennoch sprech' ich excipirend:
Wenn ein edles Herz es gibt,
Das uneigennützig liebt,
Im Geliebten sich verlierend;
Dieses sich mit Demuth zierend,
Trägt Entsagung ohne Fluch,
Wenn die Braut, statt Leichentuch,
Fremder Hochzeitschleier schmücket,
Und es fühlt sich selbst beglücket,
Wenn sie's ist durch Treuebruch.

3. Ferner: Wenn's ein Herz kann geben,
Von so sanfter Blumnatur,
Das aus liebem Antlitz nur
Wie aus Sonnen saugt sein Leben;
Wenn die Sonnen ihm entschweben
In die lange Nacht, den Tod,
Leuchtet ihm kein Morgenroth;
Doch so lang die Augen funkeln,
Mag auch Untreu sie verdunkeln,
Leben kann es doch zur Noth.

4. Endlich, wer mit solchen Flammen
Liebt, wie ich zwar selber nicht,
Daß er denkt, was heut zerbricht,
Wächst auf morgen neu zusammen;
Der verschmerzt des Treubruchs Schrammen
Leicht aus Hoffnung zum Versuch,
Ob sich heilen läßt der Bruch;
Aber mit gebrochnen Herzen
Läßt sich ganz und gar nicht scherzen;
Drum: Eh'r falsch als todt! mein Spruch.

II. Dichterselbstlob.

Ich bin König eines stillen Volks von Träumen,
Herrscher in der Fantasien Himmelsräumen.
Kaiserkron' und Königskerze mir zu Füßen
Blühen auf, mich ihren Oberherrn zu grüßen.
5 Um die dunkeln Locken farb'ge Wolkenbogen
Sind, ein buntgesteintes Diadem, gezogen.
Alle Frühlingsblumen kommen, vorzutragen
Meinen Ohren ihre ew'gen Liebesklagen.
Alle Bronnen aus der Schöpfung Tiefen brechen,
10 Von Geheimnissen mit mir sich zu besprechen.
An der Linken trag' ich Salomonis Siegel,
Mit der Rechten heb' ich Dschemschids Weltenspiegel.
Alle Geister sind des Siegels Unterthanen,
Und die Schöpfung schwört zu meinen Sonnenfahnen.
Gegen Nacht und Finsterniß in Kampfesschranken 15
Führ' ich eine Schar von leuchtenden Gedanken.
Kommt, und helft den Himmel auf der Erde stiften,
Helft den Tod mir tödten und das Gift entgiften.
Jeden Baum des Lebens soll mein Hauch beblättern,
Und die Schlang' am Stamme soll mein Arm zerschmettern. 20
Morgenwinde, gehet aus auf allen Pfaden,
Mir zum neuen Paradies die Welt zu laden.
Wer dem Druck der Tyrannei muß draußen weichen,
Eine Freistatt biet' ich ihm in meinen Reichen.
Dort ist Mühsal, Drang, Verfolgung, Noth und Kummer; 25
Hier ist Frieden, Eintracht, Stille, Ruh' und Schlummer.
Ihr Bewohner Dschinnistans, Peris und Dschinnen,
Baut mir hier ein Wunderschloß mit goldnen Zinnen.
Bauet mir den Weltpalast mit vielen Zimmern,
Wo vereint die Herrlichkeit der Welt soll schimmern. 30
Bauet soviel Zimmer mir, als Nationen;
Jede soll mit ihrer Luft in einem wohnen.
Bauet soviel Dächer mir, als Himmelszonen;
Jede soll mit ihrer Pracht auf einem thronen.
In der sieben Prunkgemächer Tepp'che wirken 35
Soll man Wunderwerk' aus sieben Weltbezirken.
Malerei soll Frühlingsglanz an Wänden weben,
In den Nischen sollen Marmorbilder leben.
Und Musik soll mit den ew'gen Sfärentönen
Alle Lebensstimmen der Natur versöhnen. 40
O Ihr Geister, um das Zauberschloß, den Garten,
Pflanzt mit Bäumen und Gewächsen aller Arten.
Nachtigallen aller Zonen mit den Rosen
Aller Himmel lasset mir zusammen kosen.
O Ihr Götter Hindostans, die Ihr in Blumen- 45
Kelchen wohnet, kommt zu Euern Heiligthumen!
Ihr, gewebt aus Mondesstralen, Silf' und Elfen,
Sollet auch mir meinen Park bevölkern helfen.
O Ihr dem Olymp entstürzten Griechengötter,
Rettet her zu mir Euch gegen Eure Spötter. 50
Bau' die Mauern meines Gartens, o Amfion!
Die Delfine meiner Fluten zügl', Arion!
Zähme meines Haines Wild mit Saiten, Orfeus!
Und die Scharen meines Traumvolks führ', o Morfeus!

III. Die sterbende Blume.

1. Hoffe! Du erlebst es noch,
Daß der Frühling wiederkehrt.

III. Vor erster Strophe stand in **1.** Ausgabe noch folgende Strophe: Hoffe! Du erlebst es noch, — Daß Dein Frühling wiederkehrt; — Hoffen alle Bäume doch, — Die des Windes Herbst verheert. — Hinterm Laube, das der Frost — Bleichen Todes schüttelt ab, — Lauschen Knospen, wie der Trost — Neuen Lebens hinterm Grab. — **1.** 1. Wart', Du erlebst ꝛc.

Hoffen alle Bäume doch,
Die des Herbstes Wind verheert,
Hoffen mit der stillen Kraft
Ihrer Knospen winterlang,
Bis sich wieder regt der Saft,
Und ein neues Grün entsprang. —
2. „Ach, ich bin kein starker Baum,
Der ein Sommertausend lebt,
Nach verträumtem Wintertraum
Neue Lenzgedichte webt.
Ach, ich bin die Blume nur,
Die des Maies Kuß geweckt,
Und von der nicht bleibt die Spur,
Wie das weiße Grab sie deckt." —
3. Wenn Du denn die Blume bist,
O bescheidenes Gemüth,
Tröste Dich, beschieden ist
Samen Allem, was da blüht.
Laß den Sturm des Todes doch
Deinen Lebensstaub verstreun,
Aus dem Staube wirst Du noch
Hundertmal Dich selbst erneun. —
4. „Ja, es werden nach mir blühn
Andre, die mir ähnlich sind;
Ewig ist das ganze Grün,
Nur das Einzle welkt geschwind.
Aber, sind sie, wer ich war,
Bin ich selber es nicht mehr;
Jetzt nur bin ich ganz und gar,
Nicht zuvor und nicht nachher.
5. Wenn einst sie der Sonne Blick
Wärmt, der jetzt noch mich durchflammt,
Lindert das nicht mein Geschick,
Das mich nun zur Nacht verdammt.
Sonne, ja Du äugelst schon
Ihnen in die Fernen zu;
Warum noch mit frost'gem Hohn
Mir aus Wolken lächelst Du?
6. Weh' mir, daß ich Dir vertraut,
Als mich wach geküßt Dein Stral;
Daß in's Aug' ich Dir geschaut,
Bis es mir das Leben stahl!
Dieses Lebens armen Rest
Deinem Mitleid zu entziehn,
Schließen will ich krankhaft fest
Mich in mich, und Dir entfliehn.
7. Doch Du schmelzest meines Grimms
Starres Eis in Thränen auf;
Nimm mein fliehend Leben, nimm's,
Ewige, zu Dir hinauf!
Ja Du sonnest noch den Gram
Aus der Seele mir zuletzt;
Alles, was von Dir mir kam,
Sterbend dank' ich Dir es jetzt:
8. Aller Lüfte Morgenzug,
Dem ich sommerlang gelebt,
Aller Schmetterlinge Flug,
Die um mich im Tanz geschwebt;
Augen, die mein Glanz erfrischt,
Herzen, die mein Duft erfreut;
Wie aus Duft und Glanz gemischt
Du mich schufst, Dir dank' ich's heut.
9. Eine Zierde Deiner Welt,
Wenn auch eine kleine nur,
Ließest Du mich blühn im Feld,
Wie die Stern' auf höhrer Flur.
Einen Odem hauch' ich noch,
Und er soll kein Seufzer sein;
Einen Blick zum Himmel hoch,
Und zur schönen Welt hinein.
10. Ewges Flammenherz der Welt,
Laß verglimmen mich an Dir!
Himmel, spann' Dein blaues Zelt,
Mein vergrüntes sinket hier.
Heil, o Frühling, Deinem Schein!
Morgenluft, Heil Deinem Wehn!
Ohne Kummer schlaf' ich ein,
Ohne Hoffnung aufzustehn."

IV. Ermuthigung zur Uebersetzung der Hamasa,

einer Sammlung altarabischer Volkslieder.

1. Die Poesie in allen ihren Zungen
Ist dem Geweihten Eine Sprache nur,
Die Sprache, die im Paradies erklungen,
Eh' sie verwildert auf der wilden Flur.
Doch wo sie nun auch sei hervorgedrungen,
Von ihrem Ursprung trägt sie noch die Spur;
Und ob sie dumpf im Wüstenglutwind stöhne,
Es sind auch hier des Paradieses Töne.

2. Die Poesie hat hier ein dürft'ges Leben,
Bei durst'gen Herden im entbrannten Sand,
Mit Blüthenschmuck und Schattenduft umgeben,
Mit Abendthau gelöscht den Mittagsbrand,
Verschönt, versöhnt ein leidenschaftlich Streben
Durch's Hochgefühl von Sprach- und Stammverband,
Und in das Schlachtgraun Liebe selbst gewoben,
Die hier auch ist, wie überall, von oben.

3. Wer aber soll die nord'sche Nacht erheitern
Mit solchem Abglanz von des Südens Glut?
Wer den Gesichtskreis meines Volks erweitern,
Daß seinem Blick auf jene Welt sich thut?
Das enge Leben freilich geht zu scheitern,
Jemehr hereinströmt diese Geisterfluth;
Doch, soll der Ost einmal zum Westen dringen,
Wer ist der Mann, ihn ganz heran zu bringen?

4. Darum nur muthvoll vorwärts, auszubeuten
Den spröden Schacht, den nicht erwühlt ein Scherz,
Das fremde Leben Deinem Volk zu deuten,
Das ohne Dich ihm bliebe taubes Erz.
Wann erst der Menschheit Glieder, die zerstreuten,
Gesammelt sind an's europä'sche Herz,
Wird sein ein neues Paradies gewonnen,
So gut es blühn kann unterm Stral der Sonnen.

5. Und laß Dich nicht im edeln Tagwerk irren
Von Schülern, die nur meistern meisterlich,
Die in des Worts zerrütteten Geschirren
Den Geist verschütten; aber trau auf mich,
Zu sammeln rein den Hauch arabischer Myrrhen,
Geweiht zu meinem Priester hab' ich Dich,
Komm, mir im deutschen Pantheon zu räuchern,
Und laß die trockne Spreu den trocknen Keuchern!

IV. 3. 2. Mit einem Abglanz — 3. dieses Volkes.

V. Der Geist der Lieder.

Vorspiel zu Schi-King, dem sinesischen Liederbuch.

1. „Wir eingesperrten in der Nacht,
Wir eingefangnen armen Geister!
Wer löst des starren Zaubers Macht,
Und sprengt den Kerker, welcher Meister?
Wir, hell von Klang und Glanz umflossen,
Beseelt aus Seelen einst ergossen,
Nun stummes Erz im dumpfen Schacht,
Der Luft, dem Licht verschlossen!

2. Wie Mancher ist an diesem Ort
Unachtsam schon vorbeigegangen,
Und hat nicht den vergrabnen Hort
Geahnet, der hier liegt gefangen!
Und wirst auch Du vorübergehen
Und nicht vernehmen unser Flehen,
So werden wir noch lang hinfort
Zum Leben nicht erstehen.

3. O grabe doch, und bring' herein,
Und laß nicht hart Gestein Dich schrecken!
Entgegen leuchtet Dir ein Schein,
Und bald wirst Du ein Licht entdecken,
Entgegen tönet Dir ein Klingen,
Das wird Dich auf die Fährte bringen;
O hilf uns nur, wir ringen fein,
Hilf nur empor uns ringen!“ —

4. Ein seltsam Tönen trifft mein Ohr,
Und will mich in Versuchung führen.
In meiner Hand ein schwankes Rohr
Zückt auch und scheint Metall zu spüren.
Soll ich mit halbergrauten Haaren
Nochmals in neue Grube fahren,
Da aus den alten kaum hervor
Ich kam seit so viel Jahren?

5. Nein; in der Sprachen Bergbau hab'
Ich schon vom Leben viel verloren;
Lebendig noch einmal ins Grab
Zu steigen, ist von mir verschworen.
Wenn ich wollt' Eure Schlösser trennen,
Müßt' ich erst tausend Schlüssel kennen;
Nun weiß ich, und das hält mich ab,
Selbst Einen nicht zu nennen. —

6. „Du hast den Schlüssel, brauch' ihn dreist,
Und laß die Tausend andern Meistern,
Und trauest Du nicht Deinem Geist,
So traue doch nur uns, den Geistern.
O fühle, mit Dir welche Feien
Aus Eigennutz im Bunde seien;
Wir wollen, daß Du uns befreist,
Drum wirst Du uns befreien.

7. So vieler Sprachen Geister, die
Als wohlbekannte Dich umringen,
Einmal Dir helfen mögen sie
Auch eine unbekannte zwingen.
Ihr Geister auf des Himmels Zinnen,
Des Frühlings Geister und der Minnen,
Helft unserm Befreier hie,
Daß wir Gestalt gewinnen!

8. Triumph! der erste Funke sprang,
Und in ihm liegt die ganze Flamme;
Wie nur Ein Blatt hervor sich rang,
Erwächst es gleich von selbst zum Stamme.
Du traust nicht Deinem Aug' und Ohre:
Die Geister treten aus dem Flore,
Und wandeln hell mit Sang und Klang
Aus dem gesprengten Thore.“ —

9. Und bin ich's nun, der Euch befreit?
Ich streite nicht, wenn Ihr nicht streitet.
Ihr aber seid es ohne Streit,
Die mich von meinem Wahn befreitet,
Vom Wahne, daß am gelben Flusse,
Am blauen Strom, von wo mit Gruße
Herwandelt Euer Chorgeleit,
Nichts blühe zum Genusse.

10. Denn was in Schauspiel und Roman
Mir kam vom Wesen der Chinesen,
Das sprach mich doch auch gar nicht an,
Ich hab's, aufrichtig, kaum gelesen,
Und jetzo seh' ich's um mich walten,
Sich glänzend einen Lenz entfalten,
Mir eine Neuwelt aufgethan
In der urältsten alten.

11. Ich fühle, daß der Geist des Herrn,
Der redet in verschiednen Zungen,
Hat Völker, Zeiten, nah und fern,
Durchhaucht, durchleuchtet und durchdrungen:
Ob etwas herber oder reifer,
Ob etwas weicher oder steifer;
Ihr seid Gewächs' aus Einem Kern
Für meinen Liebeseifer.

12. Nicht ist der Liebe Morgenroth
Von Chinas Mauer ausgeschlossen;
Auch dort liebt Liebe bis in Tod,
Und treu bleibt Treue, selbst verstoßen!
Und alle starken Herzensbande
Um Kinder, Eltern und Verwandte,
Und Ahnen, hoch der Lebensnoth
Entrückt zum Götterstande.

13. Der Mutter, die uns alle trug,
Der Erde pflegen sie und warten;
Der Kaiser selber lenkt den Pflug,
Und um ihn blüht des Reiches Garten.
Dann Landesnoth und Kriegesjammer,
Verweinte Bräut' in öder Kammer;
Und Unmuth, der die Saiten schlug,
Heiligen Zorns Entflammer.

14. Doch was manch Lied entwickelt, wie
Sollt' ich's auf einmal auf nun wiegeln?
Das Buch ist vor Euch offen hie,
Und wer hineinschaut, mag sich spiegeln.
Mög' Euch die schmeichelnde Gewöhnung
Befreunden auch mit fremder Tönung,
Daß Ihr erkennt: Weltpoesie
Allein ist Weltversöhnung.

VI. Das Paradies.

1. Das Paradies muß schöner sein
Als jeder Ort auf Erden,
Drum wünscht mein Herz recht bald darein,
Recht bald versetzt zu werden.

2. Im Paradiese muß ein Fluß
Der ew'gen Liebe rinnen,
Und jede Sehnsuchtsthräne muß
Sein eine Perle drinnen.

3. Im Paradiese muß ein Hauch
Der Schmerzensstillung wehen,
Daß jeder Schmerz, und meiner auch,
Muß aufgelöst vergehen.

V. 10. 4. nie gelesen.

4. Da steht des Friedens kühler Baum
Gepflanzt auf grünen Räumen,
Und drunter muß ein stiller Traum
Von Ruh und Glück sich träumen.
5. Ein Cherub an der Pforte steht,
Die Welt hinweg zu schrecken,
Daß auch zu mir ihr Hauch nicht geht,
Mich aus dem Traum zu wecken.
6. Da wird das morsche Schiff, mein Herz,
Geankert ruhn im Hafen,
Das rege Wiegenkindlein Schmerz
Im Busen endlich schlafen.
7. Für jeden Dorn, der hier mich stach,
Wird sich die Rose finden,
Und Lust, die nie mir Rosen brach,
Wird sie um's Haupt mir winden.
8. Dort werden alle Freuden blühn,
Die in der Knosp' hier starben,
Und werden wird Ein Frühlingsgrün
Aus allen Todesgarben.
9. Dort wird, was je mein Herz gesucht,
Mir still entgegen treten,
Vom grünen Zweig als goldne Frucht,
Als helle Blum' aus Beeten.
10. Die Wünsch' und Hoffnungen der Brust,
Wie Blumen aller Zonen,
Sie werden dort in stiller Lust
Um mich zusammen wohnen.
11. Die Jugend, die mit Flügelschlag
An mir vorüber rauschte,
Die Liebe, die auf einen Tag
Mit Nektar mich berauschte,
12. Sie werden flucht- und flügellos
Auf ewig mich umscherzen,
Mich halten, wie das Kind im Schoß,
Und ihren Liebling herzen.
13. Und jene Gottheit, deren Licht
Auf mich von fernher thaute,
Und deren klares Angesicht
Ich nur in Träumen schaute,
14. Die Poesie als Geist der Welt
Wird hell sich mir entschleiern,
Wann hell sich Freimunds Lied gesellt
Dem Chor der Sternenleiern.

VII. Frühlingslied.

1. Der Frühling lacht von grünen Höhn,
Es steht vor ihm die Welt so schön,
Als seien eines Dichters Träume
Getreten sichtbar in die Räume.
2. Wann schöpferisch aus Morgenduft
Der Sonne Stral die Wesen ruft,
Kehrt jedes Herz sich, jede Blume,
Empor zum lichten Heiligthume.
3. Wann Abendroth den Purpur webt,
Darin die Sonne sich begräbt,
Schließt sich befriedigt jede Blüthe,
Und Sehnsucht schlummert im Gemüthe.
4. Vom Morgen bis zur Nacht entlang
Ist all ein Kampf der Sonne Gang;
Ein Kampf, die Schöpfung zu gestalten,
Durch Licht zur Schönheit zu entfalten.
5. Die Sonn' ist Gottes ew'ger Held,
Mit goldner Wehr im blauen Feld,
Und zu dem lichten Heldenwerke
Erneut der Frühling ihr die Stärke.
6. Die Sonn' am Tag, der Mond bei Nacht,
Sie ringen all mit Wechselmacht,
Die Sonne, Rosen roth zu stralen,
Und Lilien weiß der Mond zu mahlen.
7. Der Himmel, ein saffirnes Dach
Der Flur smaragdnem Brautgemach,
Wo sich im Spiegel von Kristallen
Schaut Rose Braut mit Wohlgefallen.
8. Die Morgenröthe wirkt ihr Kleid,
Der Morgenthau reicht ihr Geschmeid,
Der Morgenwind, ihr kecker Freier,
Küßt sie erröthend unterm Schleier.
9. Der Frühling gibt im Garten Tanz,
Und alle Blumen nahn im Glanz,
Wo Mädchen vorzustellen haben
Die Rosen, und Jasmine Knaben.
10. Das Veilchen birgt in Duft sich still,
Weil aufgesucht es werden will;
Die Rose glühend zeigt sich offen,
Wie könnte sie Verbergung hoffen?
11. Des Paradieses Pforten sind
Nun aufgethan im Morgenwind,
Und auf die Erde strömt vom Osten
Der Duft, den sonst die Sel'gen kosten.
12. Die Lauben Edens werden leer,
Zur Erd' hernieder zog ihr Heer,
Wo nun die Engel schöner wohnen
In Rosenzelt und Lilienkronen.
13. Nun lebt, berührt vom Liebeshauch,
Das Leben neu, und Todtes auch;
Der starre Fels vor Sehnsucht bebet,
Bis auch ein Epheu ihn umwebet.
14. O Frühlingsodem, Liebeslust,
O Glück der felsentreuen Brust,
Die ein Geliebtes an sich drücket,
Das dankbar sie mit Kränzen schmücket.
15. In dieser Stille der Natur,
Wo Liebe spricht und Friede nur,
Sei fern den schweigenden Gedanken
Des Menschenlebens lautes Zanken.
16. Wie sie die Sinne sich verwirrt,
Und wie in Wüsten sich verirrt,
Wie sie die Freude sich verkümmert,
Und wie das Dasein sich zertrümmert.
17. Und wie die Welt, so ist ihr Lohn.
Es reut mich jeder Liedeston,
Der auf's verworrene Getriebe
Der Zeit sich wandt', und nicht auf Liebe.
18. Die Liebe ist der Dichtung Stern;
Die Liebe ist des Lebens Kern;
Und wer die Lieb' hat ausgesungen,
Der hat die Ewigkeit errungen.
19. Weg Thorentand und Flitterpracht!
Im Himmel gilt nicht ird'sche Macht,
Erobrer, Helden, Weltvernichter,
Geht, sucht Euch einen andern Dichter.
20. Du, Freimund, laß den eiteln Schwall,
Sing' Lieb', als wie die Nachtigall,
O trachte still, in Deinen Tönen
Dein eignes Dasein zu versöhnen.

VIII. Zum Schlusse.

1. Die Welt ist rauh und dumpf geworden,
Die Stimm' entfiel ihr nach und nach,
Die einst in tönenden Akkorden
Zum offnen Ohr des Menschen sprach.

2. Als, aus der Welten Mitte quellend,
Von Gottes Thron, ein Chorgesang
Der Engel, durch die Räume schwellend,
Bis an der Schöpfung Grenzen drang;
3. Als, seine Sternenkreise schwingend,
Der Himmel sprach zur Erd' hinab,
Und sie entgegen leise klingend
Aus ihren Blumen Antwort gab;
4. Da, in der Ozeane Brausen,
Darüber Gottes Odem fuhr,
Vernahm der Mensch mit heil'gem Grausen
Die Aeolsharfe der Natur.
5. Die Morgen- und die Abendwinde
Verkündigten den Preis des Herrn,
Und flüsterten dazwischen linde
Von menschlichen Gefühlen gern.
6. Von Liebe sprach das Blatt am Baume,
Und lieblich war des Thieres Ruf;
Der starre Stein, er sprach im Traume,
Daß ew'ge Lieb' auch ihn erschuf.
7. Und ungehindert, wie vom Quelle
Sich Wog' auf Wog' hernieder goß,
So war des Worts kristallne Helle,
Die von der Menschenlippe floß.
8. Die Brust ein Spiegel ungetrübet,
Gefühl ein reiner Wiederhall,
Gesang durch keine Kunst geübet,
Der Dichter eine Nachtigall.
9. O hätt' in jenen goldnen Tagen,
Als frei des Mundes Fluth gerollt,
Die goldnen Saiten Freimund schlagen
Vorm Ohr der ganzen Welt gesollt.
10. Wie hätt' er von dem Ewigschönen,
Von Lieb', aus der die Schöpfung quillt,
Gewollt in erdentbundnen Tönen
Entfalten rein ein Himmelsbild.
11. Nun haben der Natur Gewalten
Zum wilden Kampfe sich empört,
Die Harmonie der Weltgestalten
Ist vor des Menschen Blick gestört.
12. Die ew'ge Schönheit hat den Schleier
Genommen vor ihr Angesicht,
Und kaum vernimmt des Dichters Leier,
Was die der Sterne droben spricht.
13. Der Elemente feindlich Hadern
Raubt seine Stille dem Gefühl,
Und zuckend durch der Menschheit Adern
Geht leidenschaftliches Gewühl.
14. Sich machen unterm Himmelsbogen
Die Stürme durch Zerstörung Bahn,
Und stürmisch geht in hohlen Wogen
Des Menschenlebens Ocean.
15. Es regt sich die Natur im Grimme,
Weil gegen sie der Mensch im Kampf;
Zum Schrei wird ihr die sanfte Stimme,
Und die Gebärde wird zum Krampf.
16. Die losgerissnen Erze dröhnen,
Zerreißend ihrer Mutter Schoß,
Sie wollen nicht mehr Liebe tönen,
Werkzeuge der Zerstörung bloß.
17. Den Baum der Phantasie entbildert
Nun des Verstandes kalte Hand;
Die Blume des Gefühls verwildert,
Der Quell der Dichtung stockt im Sand.
18. Und Freimund, wenn er klar will singen,
Was er nur ahnt, und klar nicht sieht,
Muß mit dem Wort um Ausdruck ringen,
Und kämpfen mit der Sprach' um's Lied.
19. Und wenn von Nachtigall und Rosen
Ein Frühlingshauch sein Lied durchdringt,
So seufzt er, wie das laute Tosen
Des Marktes spurlos es verschlingt.

IX. Weltseele.

1. Ich sehe, wie in einem Spiegel,
In der Geliebten Auge mich;
Gelöst vor mir ist jedes Siegel,
Das mir verbarg mein eignes Ich.
2. Durch Deinen Blick ist mir durchsichtig
Mein Herz geworden und die Welt;
Was in ihr wirklich und was nichtig,
Ist vor mir ewig aufgehellt.
3. So wie durch meinen Busen gehet
Hier Deines Herzens stiller Schlag,
So fühl' ich, was die Schöpfung drehet
Vom ersten bis zum jüngsten Tag.
4. Die Welten drehn sich all' um Liebe,
Lieb' ist ihr Leben, Lieb' ihr Tod;
Und in mir wogt ein Weltgetriebe
Von Liebeslust und Liebesnoth.
5. Der Schöpfung Seel' ist ew'ger Frieden,
Ihr Lebensgeist ein steter Krieg.
Und so ist Friede mir beschieden,
Sieg über Tod und Leben, Sieg.
6. Ich spreche still zur Lieb' im Herzen,
Wie Blume zu der Sonne Schein:
Du gib mir Lust, Du gib mir Schmerzen!
Dein leb' ich und ich sterbe Dein.

X. Menschenlied.

1. Wie sind Deine Töne,
Menschenbrust, so dumpf!
Wie für's Geistigschöne,
Worte, seid Ihr stumpf!
2. Wie sind Eure Glieder
Ungeschmeidig streng,
Eure Formen, Lieder,
Dem Gefühl zu eng.
3. Was ich hatt' empfunden
In der Brust so warm,
Wie sich's losgewunden,
Steht es da so arm.
4. Vor dem Klang der Flöten
Schämt sich Dichters Wort,
Vor der Ros' erröthen
Muß es fort und fort.
5. Kannst Du wohl Dich messen,
Lied, mit Nachtigall,
Flüsternden Cypressen,
Silberwogenfall?
6. Daß die Rede flösse,
Wie des Quelles Fluth,
Oder sich ergösse,
Wie des Feuers Gluth!
7. Daß die Worte sproßten,
Wie die Ros' im Thau,
Wie die Röth' im Osten
Aus dem feuchten Blau!
8. Meine Lieder schienen
Immer herb mir nur,
Wenn ich ab von ihnen
Sah in die Natur.

9. Lieblich will mir scheinen
Nur das Liebeslied,
Liebste, das aus Deinen
Augen an mich sieht.

XI. Flügel! Flügel.

1. Flügel! Flügel! um zu fliegen
Ueber Berg und Thal.
Flügel, um mein Herz zu wiegen
Auf des Morgens Strahl.
2. Flügel! über's Meer zu schweben
Mit dem Morgenroth,
Flügel, Flügel über's Leben,
Ueber Grab und Tod.
3. Flügel, wie die Jugend hatte,
Da sie mir entflog,
Flügel, wie des Glückes Schatte,
Der mein Herz betrog.
4. Flügel, nachzufliehn den Tagen,
Die vorüber sind,
Flügel, Freuden einzujagen,
Die entflohn im Wind.
5. Flügel, gleich den Nachtigallen,
Wann die Rosen fliehn,
Aus dem Land, wo Nebel wallen,
Ihnen nachzuziehn.
6. Ach von dem Verbannungsstrande,
Wo kein Nachen winkt,
Flügel nach dem Heimatlande,
Wo die Krone blinkt.
7. Freiheit, wie zum Schmetterlinge
Raupenleben reift,
Wann sich dehnt des Geistes Schwinge,
Und die Hüll' entstreift.
8. Oft in stillen Mitternächten
Fühl' ich mich empor
Flüglen von des Traumes Mächten
Zu dem Sternenthor.
9. Doch gewachsenes Gefieder
In der Nächte Duft,
Mir enttäufeln seh' ich's wieder
An des Morgens Luft.
10. Sonnenbrand den Fittig schmelzet,
Ikar stürzt in's Meer,
Und der Sinne Brausen wälzet
Uebern Geist sich her.

XII. Rose, Meer und Sonne.

1. Rose, Meer und Sonne
Sind ein Bild der Liebsten mein,
Die mit ihrer Wonne
Faßt mein ganzes Leben ein.
2. Aller Glanz, ergossen,
Aller Thau der Frühlingsflur,
Liegt vereint beschlossen
In dem Kelch der Rose nur.
3. Alle Farben ringen,
Alle Düft' im Lenzgefild,
Um hervorzubringen
Im Verein der Rose Bild.
4. Rose, Meer und Sonne
Sind ein Bild der Liebsten mein,
Die mit ihrer Wonne
Faßt mein ganzes Leben ein.
5. Alle Ströme haben
Ihren Lauf auf Erden bloß,
Um sich zu begraben
Sehnend in des Meeres Schoß.
6. Alle Quellen fließen
In den unerschöpften Grund,
Einen Kreis zu schließen
Um der Erde blühndes Rund.
7. Rose, Meer und Sonne
Sind ein Bild der Liebsten mein,
Die mit ihrer Wonne
Faßt mein ganzes Leben ein.
8. Alle Stern' in Lüften
Sind ein Liebesblick der Nacht,
In des Morgens Düften
Sterbend, wann der Tag erwacht.
9. Alle Weltenflammen,
Der zerstreute Himmelsglanz,
Fließen hell zusammen
In der Sonne Strahlenkranz.
10. Rose, Meer und Sonne
Sind ein Bild der Liebsten mein,
Die mit ihrer Wonne
Faßt mein ganzes Leben ein.

XIII. Sonne, Meer und Rose.

1. O Sonn', o Meer, o Rose!
Wie wenn die Sonne triumphirend sich
Hebt über Sterne, die am Himmel stunden,
Ein Schimmer nach dem andern leis' erblich,
Bis alle sind in Einen Glanz geschwunden;
So hab' ich, Liebste, Dich
Gefunden:
Du kamst, da war, was je mein Herz empfunden,
Geschwunden
In Dich.
2. O Sonn', o Meer, o Rose!
Wie wenn des Meeres Arme aufthun sich
Den Strömen, die nach ihnen sich gewunden,
Hinein sich diese stürzen brünstiglich,
Bis sie die Ruh' im tiefen Schoß gefunden;
So, Liebste, hab' ich Dich
Empfunden:
Sich hat mein Herz mit allen Sehnsuchtswunden
Entbunden
In Dich.
3. O Sonn', o Meer, o Rose!
Wie wenn im Frühling tausendfältig sich
Ein buntes Grün hat ringend losgewunden,
Ein hadernd Volk, bis Rose, königlich
Eintretend, es zum Kranz um sich verbunden;
So, Liebste, hab ich Dich
Umwunden:
Der Kranz des Daseins muß sich blühend runden,
Gebunden
In Dich.

XIV. Glück des Besitzes.

1. Mir ist, nun ich Dich habe,
Als müßt' ich sterben.
Was könnt' ich, das mich labe,
Noch sonst erwerben?
2. Mir ist, nun ich Dich habe,
Ich sei gestorben.
Mir ist zum stillen Grabe
Dein Herz erworben.

XV. Die Natur ein Spiegel.

1. Geliebte! Groß ist die Natur,
Doch ist das Höchste nicht in ihr.
Sie ist ein Kleid der Gottheit nur,
Der Gottheit Glieder sind nur wir.
2. Du siehst in ihr der Liebe Spur,
Die Liebe selbst ist nur in Dir,
In Dir der treue Himmelschwur,
In ihr der Trieb und die Begier.
3. Sie ist ein trüber Spiegel nur
Für Gottes ew'ge Lebenszier,
Der rechte Spiegel rein und pur
Ist nur in Deinen Augen hier.
4. Die Sterne drehn sich im Azur,
Und auf der Erde Pflanz' und Thier,
Sie drehn sich um die Liebe nur,
Und kommen selber nicht zu ihr.
5. Darum, als Gott herniederfuhr,
Ward er nicht Pflanze, Stern, noch Thier,
Er ward ein Mensch auf ird'scher Flur,
Und sein durch Liebe wurden wir.

XVI. Die Natur ein Bild.

1. Der Schöpfung ew'ger Mittelpunkt
Ist in des Menschen Herzen,
Aus welchem durch die Welten funkt
Ein Strahl von Lust und Schmerzen.
2. Des Menschen Seel' erwärmt allein
Der Erde starre Glieder,
Und gießt durch's eherne Gebein
Des Fühlens Schauer nieder.
3. Es füllt allein des Menschen Geist
Mit Leben aus die Räume,
Bis wo die letzte Sphäre kreist,
Aussendend Liebesträume.
4. Die Bälle, die, im Kreis geführt,
Dem Bann der Schwere fröhnen,
Wie sie der Liebe Blick berührt,
So leuchten sie und tönen.
5. Zum unbewußten Kind der Au
Die Liebe spricht: Erwache!
Im Auge der Empfindung Thau,
Der Sonn' entgegen lache!
6. Der ew'gen Hoffnung Morgenröth'
Im Osten angeflogen,
Und in den Wolken steht erhöht
Des Glaubens Regenbogen.
7. Die Perle naht, der Edelstein,
Aus Schacht und Meeresgründen,
Zum Dienst der Liebe sich am Schein
Der Sonne zu verbünden.
8. Ich möcht' ein Stern nicht sein, wenn ich
Kein liebend Aug' entzückte,
Und keine Blume, wenn nicht mich
Der Liebsten Finger pflückte.
9. Die Geister alle der Natur
Mit sehnsuchtsvollen Mienen,
Sie drängen sich heran, um nur
Zum Gleichniß Dir zu dienen.
10. Ich greif' in's glänzende Gewühl,
Und such' in tausend Bildern
Ein unaussprechliches Gefühl,
Mein Lieben, Dir zu schildern.

XVII. Sommerlied.

1. Seinen Traum
Lind Wob
Frühling kaum
Wind Schnob,
Seht, Wie ist der Blüthentraum verweht!
2. Wie der Hauch
Kalt Weht,
Wie der Strauch
Alt Steht,
Der So jung gewesen ist vorher!
3. Ohne Lust
Schlägt Herz,
Und die Brust
Trägt Schmerz;
O, Wie hob sie sonst sich frei und froh!
4. Als ich Dir
Lieb War,
O wie mir
Trieb Klar
Vor Dem Blick ein Freudenlenz empor!
5. Als ich Dich
Gehn Sah,
Einsam mich
Stehn Sah;
O, Wie trug ich's, daß mein Leben floh!
6. Wo ist Dein
Kranz, Mai?
Wohnt Dir kein
Glanz Bei,
Wann Der Liebe Sonnenschein zerrann?
7. Nachtigall,
Schwing' Dich,
Laut mit Schall
Bring Mich
Ab, Hinab, zur Ros' hinab in's Grab!

XVIII. Aus der Jugendzeit.

1. Aus der Jugendzeit, aus der Jugendzeit,
Klingt ein Lied mir immerdar;
O wie liegt so weit, o wie liegt so weit,
Was man einst war!

XVII. 5. 1—5. Als ich Haß, — Groll Fand, — O wie naß — Voll Stand — Seit Mein Aug' in trüber Traurigkeit.

2. Was die Schwalbe sang, was die Schwalbe sang,
Die den Herbst und Frühling bringt;
Ob das Dorf entlang, ob das Dorf entlang,
Das jetzt noch klingt?

3. „Als ich Abschied nahm, als ich Abschied nahm,
Waren Kisten und Kasten schwer;
Als ich wieder kam, als ich wieder kam,
War Alles leer."

4. O Du Kindermund, o Du Kindermund,
Unbewußter Weisheit froh,
Vogelsprachekund, vogelsprachekund,
Wie Salomo!

5. O Du Heimatflur, o Du Heimatflur,
Laß zu Deinem heil'gen Raum
Mich noch einmal nur, mich noch einmal nur,
Entfliehn im Traum!

6. Als ich Abschied nahm, als ich Abschied nahm,
War die Welt mir voll so sehr;
Als ich wieder kam, als ich wieder kam,
War Alles leer.

7. Wohl die Schwalbe kehrt, wohl die Schwalbe kehrt,
Und der leere Kasten schwoll,
Ist das Herz geleert, ist das Herz geleert,
Wirds nie mehr voll.

8. Keine Schwalbe bringt, keine Schwalbe bringt
Dir zurück, wonach Du weinst;
Doch die Schwalbe singt, doch die Schwalbe singt
Im Dorf, wie einst:

9. „Als ich Abschied nahm, als ich Abschied nahm,
Waren Kisten und Kasten schwer!
Als ich wieder kam, als ich wieder kam,
War Alles leer."

XIX. Nachklang.

1. Hier an deutscher Zitterpappel,
Die im leisen Westhauch schwankt,
Denk' ich, wie mich einst, o Napel,
Dort Dein Zauber hielt umrankt.

2. Wo die Strahlen mich umflirrten,
Die Dein Tag zur Erd' ergießt,
Wo die Blumen mich umwirrten,
Die Dein Lenz zum Himmel sprießt.

3. Dort, wo schreiend Farben tosen,
Die hier schweigend lächeln mir,
Mit Geruch betäuben Rosen,
Die bescheiden duften hier.

4. Napolis! von zweien Meeren
Stets betäubt Dich Wogenbrand,
Eins in Dir von Menschenheeren,
Draußen Eins an Deinem Strand.

5. Und die Wog' an Deinem Strande
Brandet so gewaltsam nicht,
Wie die Menschenfluth am Lande,
Die sich im Toledo bricht.

6. Aber hier in diese Stille
Tönst Du sanftgedämpft mir nach,
Wo beim Sommerlied der Grille
Murmelnd träumt der Wiesenbach.

7. Wo die Sonne mit Gelindheit
Ihren Glanz durch Zweige thaut,
Die dort Augen schlägt mit Blindheit,
Wann sie aus dem Löwen schaut.

8. Und wie die gedämpfte Sonne
Ohne Blendung mich erquickt,
Also hat mit leiser Wonne
Mich die Lieb' hier angeblickt.

9. Nicht an Mittelmeeres Borden
Hat der Lenz allein sein Fest;
Nachtigall im stillen Norden
Baut sich gern ihr Frühlingsnest.

10. Und die Strahlen all, die lauen,
Eingesogen am Vesuv,
Im Gesang hier auszuthauen,
Nachtigall! ist Dein Beruf.

11. Kommet, ohn' Euch zu ermüden,
Höret alle, was sie singt!
Wandern braucht Ihr nicht zum Süden,
Weil ihn ihr Gesang Euch bringt.

12. Unter Pinien, unter Palmen,
Unter Myrten wohnt die Lust;
Aber unterm Dach von Halmen
Wohnt die Lieb' in treuer Brust.

13. Nicht der Frühling kann Dir's geben,
Geben mußt dem Frühling Du
Seinen Glanz, sein Blüthenleben,
Seinen Frieden, seine Ruh.

XX. Der Beruf.

Da ich des Lebens Lust und Leid erfuhr,
Mein Herz vermag zu zürnen und zu lieben,
Zu mir vernehmlich redet die Natur,
Mir jede Sprache lebt, die Menschen schrieben;
Und Alles das ich nicht zu denken nur,
Auch auszusprechen fühle mich getrieben!
Wie sollt' ich nicht, zum Trotz den Splitterrichtern,
Mich selber zählen zu den wahren Dichtern?

XXI. Abschied.

1. Ihr Berg' und o Ihr Thäler, hoch und tief,
Die Ihr mir lange wart ein fremdes Land,
In welchem nie mein Herz die Heimat fand,
Die stets der Sehnsucht aus der Ferne rief!
Da endlich nun die Sehnsucht hier entschlief,
Da mir die neue Heimat hier entstand,
Wo mich umketten wollte trautes Band;
Euch reichen muß ich nun den Scheidebrief.
Ihr Berg' und o Ihr Thäler, habt Ade!
Was ich hier fand, wo find' ich's wieder je?
Lebt wohl! ich sag' Euch Lebewohl mit Weh.

2. Du sanftumbüschter Garten, süßer Ort,

XVIII. **7.** 4. nicht mehr
XIX. **3.** 1. Dort, wo Farben schreiend tosen — Die bescheiden duften hier. — **5.** 3. Als die — **10** 2. Die sie wandernd am Vesuv — 3. Eingesogen, auszuthauen, — 4. Singend hier, ist ihr Beruf. — **11.** 4. Da ihn

Du hast ein Jahr lang mit vergebnen Mühn
Dem aufgenommnen Fremdling wollen blühn,
Und bliebst dem kranken Sinne stets verdorrt!
Und nun, da plötzlich durch ein Zauberwort
An allen Plätzen Du mir wurdest grün,
Mir alle Deine Rosen Funken sprühn;
Das Schicksal ruft, und ich muß von Dir fort.
Wie nun zur Hand den Wanderstab ich nahm,
Ist er so dürr, wie damals, da ich kam;
Leb wohl! Dir sag' ich Lebewohl mit Gram.

3. O stiller See, bewegt vom Ruderklang
Des Schwanes, der die feuchten Kreise zieht
Um seine Insel, wo in Schilf und Riet
Das Weib ihm sitzt und brütet! — o wie lang
Belauscht', o Schwan, ich Deinen Lebensgang,
Und meine Thräne mehrte Dein Gebiet.
Ich sah im See ein Schattenbild, es flieht,
Du schweigst, und hörest meinen Schwanensang.
O Wellen, die Ihr meine Thränen seid,
Einst Spiegel meines Glücks, und nun mein Neid,
Lebt wohl! ich sag' Euch Lebewohl mit Leid.

4. O Stadt mit allen Häusern Dach an Dach,
Die Ihr als Gast mich aufgenommen habt,
Die Ihr zuerst mir nur ein Obdach gabt,
Und keine Freud' im einsamen Gemach.
Da nun aus Euerm Gestein ein Bach
Des Lebens ist entsprungen, der mich labt;
Muß ich mich von Euch wenden — o begrabt
In Eurer Giebel Rauch mein letztes Ach!
Wie ich aus Euch mich sehnte heimatwärts,
So wird nach Euch sich sehnen nun mein Herz;
Lebt wohl! Ihr seht mich von Euch gehn mit Schmerz.

5. O Berg und Thal, o Garten, See und Stadt,
Ein Himmel mir, so weit als sich der Saum
Des Himmels dehnt! mir erst ein öder Raum,
Wo meine Seele nirgends wurde satt.
Nun sich das Alles mir verwandelt hat,
Und hier mir sproßt des Lebens grünster Baum;
Ist es zum Abschied mir, als wie ein Traum,
Daß ich davon mitnehme nicht ein Blatt.
O Stadt, o See, o Garten, Berg und Thal!
Vergold' Euch schön der Morgensonne Strahl!
Lebt wohl! und laßt mich scheiden ohne Qual!

XXII. Liebesgedanken.

I.

1. Als ich von Dir, Geliebte! mußte wanken,
Ließ ich zurück die Hälfte der Gedanken,
Die kleinre Hälfte nahm ich nur mit mir,
Die mir's nun gar nicht danken,
Daß sie nicht sind bei Dir.

2. Sie mahnen mich in jedem Augenblicke,
Daß ich nach Dir noch einmal Boten schicke,
Dann will der Liebesbote jeder sein;
Und wenn ich nicht gleich nicke,
So gehen sie allein.

3. Sie gehn zu Dir und bringen kleine Lieder;
Sind sie erst dort, so kommen sie nicht wieder,
Und von Gedanken wird das Haus mir leer;
Bald hab' ich nur noch Glieder,
Und kein Gedänkchen mehr.

II.

1. O mögen mir den Tag die Götter schenken,
Wo ich im Stand Dich zu vergessen bin!
Wann aber wird mir solches Glücks Gewinn?
Wo meine Arme Deinen sich verschränken.

2. Wo ich von Dir geschieden bin, da lenken
Sich ewig die Gedanken nach Dir hin;
Nur Deine Gegenwart vermag den Sinn
In selige Vergessenheit zu senken.

3. Weil ich denn kann aufhören, Dich zu denken,
Nur wenn ich unaufhörlich bei Dir bin;
O mögen mir das Loos die Götter schenken,
Daß ich im Stand Dich zu vergessen bin!

XXIII. Vier Gesichte.

1. Ich stieg in den Vesuvius hinab,
Und stand an des Vulkanus Feuerstätte,
Der Erz zu schmelzen den Cyklopen gab,
Sie schmiedeten daraus die schönste Kette.
Zur Seit', als ob den Schmuck bestellt sie hätte,
Stand Afrodit', und an ihr lehnt' ihr Knab',
Er nahm die fert'ge Kette Jenen ab,
Und flog, daß er die Welt damit umkette.

2. Ich schwamm, ein Delphin, in das Meer hinein,
Und sah, gehoben von dem Tanz der Wogen,
Entstiegen aus kristallner Grotten Schein,
Ein Bild, wie schamhaft in sich selbst gebogen.
Die Nereiden und Tritonen zogen
Dem Muschelwagen vor und hinterdrein;
Sie schlangen weit um's Land den Siegesreihn,
Und schwanden meinem Blick am Himmelsbogen.

3. Ich stieg, ein Vogel, in der Lüfte Blau,
Die Sonne war hinab mit ihrem Glanze;
Im Abendsterne stand die schönste Frau,
Und schlug ein Saitenspiel, als wie zum Tanze.
Die Sterne traten an des Himmels Kranze
Hervor, und horchten auf das Lied genau!
Sie kreisten schweigend, und es fiel der Thau
Zur Erd' hinab auf jede durst'ge Pflanze.

4. Ich stieg zur Erd', und sah in Paphos Hain
Die Göttin ihren schönen Liebling kosen.
Er war für sie nur auf der Welt allein;
Der Eber kam, die Brust ihm zu durchstoßen.
Es floß sein Blut auf damals weiße Rosen,
Und sie gewannen ihren rothen Schein.

XXI. 2. 11. ich sag' Euch — **XXII.** Frühere Ueberschrift: „Heimwehlieder" **I. 1.** 2. Ließ ich daheim — 4. jetzt gar — **3.** 5. Drin kein — **II. 1.** 1. O mögen mir das Glück die Götter schenken, — Daß ich im — **2.** 1. so lenken — 2. Sich die Gedanken ewig nach — 4. In solche Selbstvergessenheit zu senken — Daß ich aufhören kann, an Dich zu denken, — Nur wenn ich unaufhörlich bei Dir bin. — **3.** 1. Drum laß mich's wiederholen immerhin, — 2. Ich brauche nicht zu fürchten, Dich zu kränken: — 3. O mögen mir das Glück die Götter schenken,

Die Göttin sprach: „Geht, Kinder, groß und klein!
Roth soll mein Schmerz die ganze Welt berosen."
5. Ich sprach: „O Herz! dieß Alles war ein Traum;
Und was er deutet, ist nicht schwer zu sagen:
Die Liebe wirkt der Welten goldnen Zaum,
Und ihre Ketten muß die Schöpfung tragen.
Die Liebe füllt mit seligem Behagen
Der Erde Tiefen und der Meere Schaum,
Des Himmels Höhn, den blühnden Frühlingsraum
Füllt sie mit Rosen und mit süßen Klagen.

XXIV. Anteus.

1. Der Ries', aus ird'schem Grund geboren,
Dem, wie sein Fuß rührt erdenwärts,
Neu wächst die Kraft, die er verloren,
Der ungeheure Ries' ist Schmerz:
Herakles, wenn Du ihn willst zwingen,
Vergeblich ist, ihn niederringen.
2. Du mußt von seiner Mutter Hüfte,
Daraus er stets nimmt neue Kraft,
Ihn aufwärts heben in die Lüfte,
Wo Du erstarkst, und er erschlafft,
Dort mit emporgewandten Blicken
In Himmelsäther ihn ersticken.

XXV. Die goldne Zeit.

1. Die goldne Zeit ist nicht entschwunden,
Denn sie ist ewig neu und jung;
Noch wird des Goldes gnug gefunden,
Habt Ihr dazu nur Lust genung.
2. Am Himmel stehn die goldnen Sterne,
Und tönen all die Nacht entlang,
Damit der Mensch von ihnen lerne
Der goldnen Zither goldnen Klang.
3. Es schäumt aus voller Brust der Erde
Der Wein auf, der Euch golden winkt,
Den Ihr, damit er goldner werde,
Beim Fest aus goldnen Bechern trinkt.
4. Doch zu den goldensten der Bande
Webt sich der Liebsten goldnes Haar,
Und zwischen durch mit goldnem Brande
Glüht ihrer Augen Sonnenpaar.
5. So laßt das Weh, das Euch betroffen,
Und seid zu neuer Lust bereit;
Erbauet aus den goldnen Stoffen
Sich Jeder seine goldne Zeit!

XXVI. An die Dichter.

1. Deutsche Dichter, im Gemüthe
Hegt Ihr oft gar schöne Fülle,
Leider, daß nur aus der Hülle
Meist verkrüppelt kommt die Blüthe.
Dann spricht wohl des Lesers Güte:
Dieses war doch gut gemeint,
Wenn es auch nicht rund erscheint.
2. Laßt vom Beifall fauler Richter,
Schaffende, Euch nicht bethören,
Fluth zu sprühn aus wilden Röhren,
Glühn zu lassen wirre Lichter.
Maß, und Maß nur, macht den Dichter;
Grundstein zwar ist der Gehalt,
Doch der Schlußstein die Gestalt.
3. Gebet Ihr aus Euern Schachten
Edelsteine mir und Gold,
Wenn Ihr's roh mir geben wollt,
Werd' ich's nur als Stoff betrachten.
Gebt's in Form, so werd' ich's achten;
Denn das muß ich gelten lassen,
Was ich nicht kann besser fassen.

XXVII. Die Gräber zu Ottensen.

Erstes Grab.

1. Zu Ottensen auf der Wiese
Ist eine gemeinsame Gruft;
So traurig ist keine, wie diese,
Wohl unter des Himmels Luft.
2. Darinnen liegt begraben
Ein ganzes Volksgeschlecht,
Väter, Mütter, Brüder, Töchter, Kinder, Knaben,
Zusammen Herr und Knecht.
3. Die rufen Weh zum Himmel
Aus ihrer stummen Gruft,
Und werden's rufen zum Himmel,
Wenn die Trommet' einst ruft.
4. Wir haben gewohnt in Frieden
Zu Hamburg in der Stadt,
Bis uns daraus vertrieben
Ein fremder Wüthrich hat.
5. Er hat uns ausgestoßen
Im Winter zur Stadt hinaus,
Die hungernden, nackenden, bloßen,
Wo finden wir Dach und Haus?
6. Wo finden wir Kost und Kleider,
Wir Zwanzigtausend an Zahl? —
Die andern schleppten sich weiter,
Wir blieben hier zumal.
7. Die andern nahmen die Britten,
Und andre die Dänen auf;
Wir brachten mit müden Schritten
Bis hieher unsern Lauf.
8. Wir konnten nicht weiter keuchen,
Erschöpft war unsere Kraft;
Frost, Hunger, Elend und Seuchen,
Sie haben uns hingerafft.
9. Ein ungeheurer Knäuel,
Zwölfhundert oder mehr;
Es zieht sich über den Gräuel
Ein dünner Rasen her.
10. Der deckt nun unsre Blöße,
Ein Obdach er uns gab;
Man merkt des Jammers Größe
Nicht an dem kleinen Grab.

XXV. 1. 4. Habt Ihrs zu brauchen Kraft genug. — **3.** 3. Daß Ihr, damit — 4. Ihr noch aus goldnen — **4.** 3. Wenn zwischen — 4. Euch scheint der Augen — **5.** 3. Erbaut aus den drei goldnen

Zweites Grab.

1. Zu Ottensen an der Mauer
Der Kirch' ist noch ein Grab,
Darin des Lebens Trauer
Ein Held gelegt hat ab.
2. Geschrieben ist der Namen
Nicht auf den Leichenstein;
Doch er sammt seinem Samen
Wird nie vergessen sein.
3. Von Braunschweig ist's der Alte
Karl Wilhelm Ferdinand,
Der vor des Hirnes Spalte
Hier Ruh im Grabe fand.
4. Der Lorbeerkranz entblättert,
Den auf dem Haupt er trug,
Die Stirn vom Schlag zerschmettert,
Der ihn bei Jena schlug;
5. Nicht, wo er war geboren,
Hat dürfen sterben er:
Von seines Braunschweigs Thoren
Kam irrend er hieher;
6. Umirrend mit den Scherben
Des Haupts von Land zu Land,
Das, eh' es konnte sterben,
Erst allen Schmerz empfand;
7. Doch erst noch mußte denken
Der Zukunft lange Noth,
Eh' es sich durfte senken,
Beschwichtigt in den Tod.
8. Jetzt hat sich's hier gesenket,
Doch hebt sich's, wie man glaubt,
Noch aus der Gruft, und denket,
Das alte Feldherrnhaupt.
9. Da sieht es die Befreiung
Nun wohl auf deutscher Flur,
Doch auch von der Entweihung
Die unvertilgte Spur.
10. Da sieht es der zwölfhundert
Grabstätte sich so nah,
Und ruft wohl aus verwundert!
„Ein Feldherr ward ich ja.
11. O Feldherrnamt wie grausend!
Um mich den Feldherrn her
Gelagert sind die Tausend,
Ein großes Schmerzenheer.
12. Euch hat auf andern Pfaden,
Und doch aus gleichem Grund,
Der Tod hieher geladen,
Ihr seid mit mir im Bund.
13. Daß ohne Todtenhemde
Ihr auf den Gräbern sitzt,
Das schmerzt mich, weil der Fremde
Noch geht in Purpur itzt.
14. Ist Keiner mehr am Leben,
Den Purpur auszuziehn
Dem Fremden, und zu geben
Euch nackten Todten ihn?
15. Mit seinen dunkeln Schützen
Der Oels, mein wackrer Sohn,
Der könnte wohl Euch nützen!
Doch fiel auch der nun schon.
16. Jetzt kann ich Keinen nennen,
Da ihn der Tod geraubt;
Und schmerzlich fühl' ich brennen
Die Spalt' in meinem Haupt."

Drittes Grab.

1. Zu Ottensen, von Linden
Beschattet, auf dem Plan,
Ist noch ein Grab zu finden,
Dem soll, wer trauert, nahn.
2. Dort in der Linden Schauer
Soll lesen er am Stein
Die Inschrift, daß die Trauer
Ihm mag gelindert sein.
3. Mit seiner Gattin lieget
Und ihrem Sohne dort
Ein Sänger, der besieget
Den Tod hat durch ein Wort.
4. Es ist der fromme Sänger,
Der sang des Heilands Sieg,
Zu dem er, ein Empfänger
Der Palm', im Tod entstieg.
5. Es ist derselbe Sänger,
Der auch die Hermannsschlacht
Sang, eh' vom neuen Dränger
Geknickt ward Deutschlands Macht.
6. Ich hoffe, daß in Frieden
Er ruht' indeß in Gott,
Nicht sah bei uns hienieden
Des Feinds Gewalt und Spott.
7. Und so auch ruht' im Grabe
Sein unverstört Gebein,
Als ob geschirmt es habe
Ein Engel vor'm Entweihn.
8. Es sind der Jahre zehen
Voll Druck und Tyrannei,
Voll ungestümer Wehen,
Gegangen dran vorbei.
9. Sie haben nicht die Linden
Gebrochen, die noch wehn,
Und nicht gemacht erblinden
Die Schrift, die noch zu sehn.
10. Wohl hat, als dumpfer Brodem
Der Knechtschaft uns umgab,
Ein leiser Freiheitsodem
Geweht von diesem Grab.
11. Wohl ist, als hier den Flügel
Die Freiheit wieder schwang,
O Klopstock, Deinem Hügel
Enttönt ein Freudenklang.
12. Und wenn ein sinn'ger Waller
Umher die Gräber jetzt
Beschaut, tret' er nach aller
Beschaun an dieß zuletzt.
13. Wenn dort ein trübes Stöhnen
Den Busen hat geschwellt,
So ist als zum Versöhnen
Dieß Grab hieher gestellt.
14. Die Thränen der Vertriebnen,
Des Feldherrn dumpfe Gruft,
Verschwinden vorm beschriebnen
Stein unterm Lindenduft;
15. Wo, wie in goldnen Streifen
Das Wort des Sängers steht:
„Saat von Gott gesät,
Dem Tag der Garben zu reifen."

XXVII. Zweites Grab: **5.** 1. Nicht, wo es — 2. Hat dürfen

XXVIII. Allgemeines Grablied.

1. Saat von Gott gesät, zu reifen
Auf der Garben großen Tag!
Wie viel Sicheln sind zu schleifen
Für so reichen Erntertrag,
Als in allen deutschen Gauen
Hat der Tod gesät mit Grauen.
2. Saat sie all', und alle Garben
Werden sie dereinstmal sein,
Alle die im Kampfe starben,
Ruh' in Frieden ihr Gebein,
All die große Volksgemeinde,
Und mit Freunden selbst die Feinde.
3. Wenn des Lebens Stürme brausen,
Feinden sich die Menschen an,
Können nicht zusammen hausen,
Friedlich gehn auf einer Bahn;
Wenn des Odems Hauch entwichen,
Ist der Hader ausgeglichen.
4. Die einander mußten morden,
Von des Lebens Drang verwirrt,
Ruhn in stiller Eintracht Orden
In den Gräbern ungeirrt;
Einst vor Gottes Richterschranken
Werden sie sich auch nicht zanken.
5. Blumen nicht, die blutigrothen,
Werden nur der Gruft entblühn,
Sondern Lieb'= und Friedensboten,
Weiß und blau und stilles Grün;
Wenn dazwischen Lüfte stöhnen,
Wird's nicht wie ein Kriegslied tönen.

XXIX. Die Bäume und der Wanderer.

Die Bäume.

1. Ach wie ist der Mensch so eitel,
Dessen Scheitel
Locken trägt gleich unserm Laub;
Daß er doch, statt still zu stehen,
Lieber gehen
Will hinaus in Straßenstaub!
2. Zu uns kommen Thau und Lüfte,
Und die Düfte,
Und das süße Himmelslicht;
Drum zu wandern in die Ferne,
Thun wir gerne –
Thätest Du's doch auch! – Verzicht'!
3. Ist Dir hier nicht Licht gegeben,
Um zu leben?
Und den Schatten geben wir.
Warum willst Du denn Dich treiben,
Und nicht bleiben?
Bleibe, bleibe, bleibe hier!
4. Nimm doch uns an zu Genossen,
Die wir sprossen
In den Grund, den Gott uns gab!
Wir sind grün; was kann Dirs frommen,
Daß genommen
Du den dürren Wanderstab?
5. Willst Du gleichen Deinem Stabe
Bis zum Grabe?
Dem so Blüt' als Frucht gebricht!
Willst Du niemals Wurzeln schlagen,
Früchte tragen?
Willst Du, oder kannst Du nicht?

Der Wanderer.

6. Ob ich nicht will, ob ich nicht kann,
Ich kanns und wills nicht sagen;
Es treibt mich eben jetzt von dann,
Und Zeit ists nicht, zu klagen.
's muß eben auf dem Erdenrund
Auch wandernde Bäume geben.
Ihr, wurzelt fort in Euerm Grund!
Gott segn' Eur ruhiges Leben!
7. Und komm' ich jemals wo dazu,
Die Wurzeln einzusenken;
So will ich dann gewiß in Ruh
An Euch, Ihr Guten, denken.
Jetzt aber, eh' hier den Straßenstaub
Aufwühlen die Morgenwinde –
Behüte Gott Eur grünes Laub!
Ich ziehe davon geschwinde.

XXX. Wanderlied.

1. Dem Wandersmann gehört die Welt
In allen ihren Weiten,
Weil er kann über Thal und Feld
So wohlgemuth hinschreiten.
Die Felder sind wohl angebaut
Für Andre und von Andern;
Ihm aber, der sie sich beschaut,
Gehören sie jetzt beim Wandern.
2. Durch Wiesen schlängelt sich ein Pfad,
Wie zwischen Blumenbeeten.
Ich weiß nicht, wessen Fuß ihn trat;
Er ist für mich getreten.
Und neben in das Gras hinein,
Wo sie wohl Futter holen;
Das Grün ist auch beim Wandern mein,
Ein Teppich für meine Sohlen.
3. Der Baum, der hier am Wege steht,
Wem mag er Frucht erstatten?
Doch weil mein Weg vorüber geht,
So gibt er mir den Schatten.
Sie haben ihn hieher gesetzt
Wohl nicht zu meinem Frommen;
Ich aber glaube, daß er jetzt
Sei eigens für mich gekommen.
4. Der Bach, der mir entgegen rauscht,
Kommt her, mich zu begrüßen,
Durch Reden, die er mit mir tauscht,
Den Gang mir zu versüßen.
Und wenn ich seiner müde bin,
Er wartet auf mein Winken,
Gleich wendet er sich zur Rechten hin,
Und ich zieh' fort zur Linken.

XXIX. Die erste Bearbeitung hat 7 Verszeilen in jeder der fünf ersten Strophen. **1.** 4. Daß er taub — Der Vernunft, statt still zu stehen, — **2.** Nach 3 folgte: Fehlt uns nicht; — 5. Thuen gerne — 6. Wir (o thät'st auch Du's!) Verzicht. — **3.** Nach 3 folgte: Gerne Dir. — **4.** 3. Den man uns gab — Still hinab. — **5.** Nach 3 folgte: Bis er bricht — **7.** 1. selbst dazu — 4. An Euch, Ihr Bäume, denken. — 5. „hier" fehlte in 1. Ausg. — 7. Gott hüte davor Eur grünes Laub. — **XXX.** **2.** 5. in das Grün — 6. Wer mag da Futter holen? — 7. Das Grab — **4.** 4. Ein Streckchen mir

5. Die Lüfte sind mir dienstbar auch,
Die mir im Rücken wehen,
Sie wollen doch mit ihrem Hauch
Mich fördern nur im Gehen.
Und die ins Angesicht mich küßt,
Sie will mir auch nicht schaden:
Es ist die Ferne, die mich grüßt,
Zu sich mich einzuladen.
6. Der Regen und der Sonnenschein
Sind meine zwei Gesellen,
Die, Einer hinterm Andern drein,
Abwechselnd ein sich stellen.
Der Regen löscht der Straße Staub,
Die Sonne macht sie trocken;
Daneben wollen Gras und Laub
Sie aus dem Boden locken.
7. Und spannt in ihrem Wechselspiel
Sich aus ein Regenbogen;
Komm' ich, entgegen meinem Ziel,
Darunter her gezogen.
Der Bogen ist für mich gespannt,
Weil ich darunter walle;
Zu Trägern sind die Berg' ernannt,
Daß er auf mich nicht falle.
8. Und wo ein Dorf entgegen tritt,
Da hör' ich Glocken läuten.
Sie meinen selber mich damit,
Was könnt' es sonst bedeuten?
Sie läuten etwa einer Braut,
Vielleicht auch einem Todten;
Ich aber deut' auf mich den Laut:
Ein Gruß wird mir geboten.
9. So zieh' ich im Triumphgesang
Entlang die lange Straße:
Und nie wird mir um Etwas bang,
Das ich im Rücken lasse.
Wie Eines hinter mir entweicht,
So kommt gleich her das Andre;
Und nie hab' ich das End' erreicht
Der Welt, so weit ich wandre.

XXXI. Liebe im Kleinen.

1. Die ganze Welt ist viel zu groß,
Sie an Ein Herz zu fassen;
Dazu genügt nur Gottes Schoß,
Dem bleibt es überlassen;
Ein Menschenherz ist viel zu klein,
Um liebend sich der Welt zu weihn.
2. Du mußt an eine treue Brust
Insonders hin Dich neigen,
Ihr alle Deine Liebeslust
Ausschließlich geben eigen;
Wer so ein Herz am Herzen hält,
Der liebt in ihm die ganze Welt.

XXXII. Kleine Stoffe.

1. Wie herrlich ist die Poesie,
Daß Dinge klein und nichtig,
Ergreift sie die und schmücket sie,
Erscheinen groß und wichtig.
2. Du kannst, nach welchem Gegenstand
Dein Lied die Hand mag heben,
Durch Zauber dieser zarten Hand
So starken Nachdruck geben,
3. Daß man mehr Antheil nimmt am Lied,
Als wenn in Zeitungsblättern
Man Heldenarm' erhoben sieht,
Um Welten zu zerschmettern.

XXXIII. Drei Paare und Einer.

1. Du hast zwei Ohren und Einen Mund;
Willst Du's beklagen?
Gar Vieles sollst Du hören, und
Wenig drauf sagen.
2. Du hast zwei Augen und Einen Mund;
Mach Dir's zu eigen!
Gar Manches sollst Du sehen, und
Manches verschweigen.
3. Du hast zwei Hände und Einen Mund;
Lern' es ermessen!
Zweie sind da zur Arbeit, und
Einer zum Essen.

XXXIV. Unglück.

1. Immer scheint die Sonn' am hellsten,
Wann ich muß ins Haus mich schließen;
Und die Stunde rinnt am schnellsten,
Die ich langsam will genießen.
2. Wo es Rosen gibt zu riechen,
Werd' ich stets den Schnupfen haben,
Und gewiß am Magen siechen,
Wo mich soll ein Braten laben.
3. Immer hab' ich Lust zu wachen,
Wann die Nachtlamp' ausgegangen;
Brauche sie nur anzufachen,
Und mich wird der Schlaf umfangen.
4. Immer war die Stadt unleidlich,
Wann ich sollt' in ihr verweilen,
Und gefiel mir dann erst weidlich,
Wann ich mußte weiter eilen.
5. Golden sah ich stets die Ferne,
Und die Nähe stets erbleichen,
Und nur reizend stets die Sterne,
Weil ich nie sie konnt' erreichen.

XXXV. Was noth thut.

1. Etwas wünschen und verlangen,
Etwas hoffen muß das Herz,
Etwas zu verlieren bangen,
Und um Etwas fühlen Schmerz.
2. Deine Lust und Deine Wonne
Mußt Du an was immer sehn,
Soll vergeblich Mond und Sonne
Nicht an Dir vorübergehn.
3. Gleich von unbegränztem Sehnen
Wie entfernt von träger Ruh,

— 7. 1. Dann spannt — 6. So lang' ich drunter walle; — 8. 7. Ich aber zieh' auf

Müsse sich mein Leben dehnen,
Wie ein Strom, dem Meere zu.

XXXVI. Das Frühlingswürmchen.

1. Ein grüngoldnes Frühlingswürmchen
Rührte bis zu Thränen einen
Frommen Dichter, deß Begeistrung
Oftmals unterging im Weinen.
2. „O grüngoldner Frühlingswurm,“
Sprach er, „bist Du auch unsterblich?
Oder wird der nächste Sturm
Deinem ganzen Sein verderblich?
3. Wirst Du ohne Spur verwehen,
Wann Dein Glanz zerfiel in Staub?
Oder mit mir auferstehen
Unter ew'gem Frühlingslaub? —“
4. Angeregt vom Dichterhauche
Läßt das Würmchen sich vernehmen;
Jener sieht nach Dichterbrauche
Sich beschämt vom eignen Schemen.
5. „Kümmre Dich um Deine Seele,
Was willst Du nach meiner fragen,
Ob sie mir zum Schaden fehle,
Oder auch zum Wohlbehagen?
6. Ob nicht tausend goldne Sterne
Schon zerflossen, weiß ich nicht;
Ich zerfließen werde gerne,
Wie der Thau im Morgenlicht.
7. Der Du selber Deine Seele
Stolz erhebend, hast gesprochen,
Daß, was allen Welten fehle,
Nur in ihr sei angebrochen!
8. Du, o Schöpfungsletztgeborner,
Hast allein den Hauch empfangen;
Und ein armer Unerkorner
Kann ihn nur von Dir erlangen.
9. Wem Du eine Seele lieheſt,
Gleich Dir denkt es, fühlts und sprichts;
Wenn Du wieder sie entzieheſt,
Sinkt es stumm zurück in Nichts.
10. Schön ists, Schätze zu vergeuden
Unter bettelnden Gewühlen;
Doch allein nicht ihre Freuden,
Ihre Wehn auch mußt Du fühlen.
11. Und so fühle Du die Leiden,
Die ich selber nicht empfinde,
Wie zu ewigem Verscheiden
Hin mich tragen Frühlingswinde.“

XXXVII. Bei Sonnenuntergang.

1. Fahr' wohl, o goldne Sonne,
Du gehst zu Deiner Ruh;
Und voll von Deiner Wonne
Gehn mir die Augen zu.
2. Schwer sind die Augenlieder,
Du nimmst das Lied mit fort.
Fahr wohl! wir sehn uns wieder
Hierunten oder dort.
3. Hierunten, wann sich wieder
Dieß Haupt vom Schlaf erhob;
Dann blickest Du hernieder,
Und freuest Dich darob.
4. Und trägt des Tods Gefieder
Mich statt des Traums empor,
So schau ich selbst hernieder
Zu Dir aus höherm Chor,
5. Und danke Deinem Strale
Für jeden schönen Tag,
Wo ich mit meinem Thale
An Deinem Schimmer lag.

XXXVIII. Am See.

1. Nicht im trüben Wasser spiegelt
Sich des Himmels Angesicht;
Noch im Herzen aufgewiegelt
Von Begierden Gottes Licht.
2. Traurig ist die glatte Fläche,
Wenn der Sonne Stral sich hehlt,
Schaurig des Gefühles Bäche,
Wo der Blick von oben fehlt.
3. Lieblich ist es, kommt hernieder
Reiner Glanz ins reine Herz,
Und zum Himmel leuchtet wieder
Ein verklärter feuchter Schmerz.

XXXIX. Die Zipresse,

ein Sinnbild.

1. Die Zipreſſ' ist der Freiheit Baum,
Weil sie keine Früchte trägt,
Und ruhig schwankt im Himmelsraum,
Wenn man die Frucht von dem andern schlägt.
2. Die Zipreſſ' ist der Freiheit Baum,
Weil sie trägt ein einfaches Kleid;
Der Frühling stickt ihr nicht bunt den Saum,
Drum trägt sie im Herbste nicht Leid.
3. Die Zipreſſ' ist der Freiheit Baum,
Weil man sie Dir pflanzt auf's Grab.
Dein Leben war im Kerker ein Traum,
Bis der Tod Dir die Flügel gab.

XL. Das ruft so laut.

1. O wie ruft die Trommel so laut!
Wie die Trommel rufet ins Feld,
Hab' ich rasch mich dargestellt,
Alles Andre, hoch und tief,
Nicht gehört, was sonst mich rief,
Gar danach nicht umgeschaut;
Denn die Trommel,
Denn die Trommel, sie ruft so laut.
2. O wie ruft die Trommel so laut!
Aus der Thüre rief mit Ach
Vater mir und Mutter nach;
Vater, Mutter, schweiget still,
Weil ich Euch nicht hören will,
Weil ich höre nur Einen Laut;
Denn die Trommel,
Denn die Trommel, sie ruft so laut.

XXXIX. Steht im Musenalmanach 1830; fehlt in den gesammelten Gedichten.

3. O wie ruft die Trommel so laut!
An der Ecken, an dem Platz,
Wo ich sonsten bei ihr saß,
Steht die Braut, und ruft in Gram:
„Ach, o weh, mein Bräutigam!“
Kann nicht hören, süße Braut;
Denn die Trommel,
Denn die Trommel, sie ruft so laut.
4. O wie ruft die Trommel so laut!
Mir zur Seiten in der Schlacht
Ruft mein Bruder gute Nacht!
Drüben der Kartätschenschuß
Ruft mit lautem Todesgruß,
Doch mein Ohr ist zugebaut;
Denn die Trommel,
Denn die Trommel, sie ruft so laut.
5. O wie ruft die Trommel so laut!
Nichts so laut ruft in der Welt,
Als die Trommel in dem Feld
Mit dem Ruf der Ehre ruft;
Ruft sie auch zu Tod und Gruft,
Hat mir nicht davor gegraut;
Denn die Trommel,
Denn die Trommel, sie ruft so laut.

XLI. Die neuen Schweizer.

1. Wo wohnen denn die Telle?
Wo die Winkelriede?
Deren Preis so helle
Klingt im alten Liede.
2. Sie wohnen in Liedestönen,
Nicht mehr im Schweizerlande,
Wo die Knechte fröhnen,
Sich freuend ihrer Schande.
3. Die Väter ließen sich morden
Für Freiheit und Recht, ihre Güter;
Die Enkel sind geworden
Fremder Thüren Hüter.
4. Die aus dem Lande laufen,
Lüstern nach Fremdlingssolde,
Jedem ihr Blut verkaufen,
Der es aufwägt mit Golde.
5. Die hohen Geister der Ahnen
Wenden sich weg mit Zürnen,
Ziehn mit flatternden Fahnen
Ueber die Alpen und Firnen.
6. Die Fahnen aufzuschlagen
Im Lande andrer Männer,
Wo andre Alpen ragen
Um den tirolischen Brenner.
7. Da sind die Schweizer erstanden,
Die Winkelriede, die Telle;
Die nicht in der Schweiz sich fanden,
Hier fanden sie ihre Stelle.
8. Hier ward Blut geschenket
Von mehr als einem Wirthe;
Hier hat Scharen gelenket
Mehr als ein muthiger Hirte.
9. Als die Welt gelähmet
Lag im Todeskrampfe,
Sind sie noch ungezähmet
Gestanden im Freiheitskampfe.
10. Haben sie noch gefochten,
Die Löwen kühngemuthet,
Und wenn sie auch siegen nicht mochten,
So haben sie doch geblutet;
11. Sie haben umsonst nicht gefochten,
Sie haben umsonst nicht geblutet;
Von diesen Quellen und Dochten
Stammt noch, was flammt und flutet.
12. Sie sind nicht gestorben,
Als sie den Tod gefunden;
Sie haben im Tod erworben
Des Ruhmes ewige Kunden.
13. Sie sind nicht gestorben,
Als sie den Tod erlitten;
Die Freiheit ist doch jetzt erworben,
Für welche sie damals gestritten.

XLII. Deutschlands Heldenleib.

1. Zu welch hohem Heldenleibe
Einer Riesin voller Mark
Könntest Du aus schwachem Weibe
Wachsen, Deutschland, groß und stark!
2. Da vom Moder der Verwesung,
Wo Du lagest schwer und tief,
Gott zu plötzlicher Genesung
Dich des neuen Lebens rief!
3. Wenn nur auf dem Bau der Glieder
Gleich ein kriegerisches Haupt
Oben wollte wachsen wieder,
Das man Dir im Schlaf geraubt!
4. Wenn nur Glieder nicht, die kleinen,
Statt Ein Leib zu sein vereint,
Selber Leiber wollten scheinen,
Oder gar dem Ganzen feind!
5. Zu welch hohem Heldenleibe
Einer Riesin voller Mark
Könntest Du aus schwachem Weibe
Wachsen, Deutschland, groß und stark!

XLIII. Deutschlands Feierkleid.

1. Mit wie herrlich weitem Kleide
Ganz bedecken Deinen Leib,
Könntest Du in Sammt und Seide
Prangen, Deutschland, edles Weib!
2. Da Du aus dem Sack der Aschen
Standest auf nach langer Rast
Endlich, und Dein Kleid gewaschen
In dem Blut des Feindes hast!
3. Wenn nur in der Hand des Bösen
Deines Kleides nicht ein Stück,
Statt es ganz Dir einzulösen,
Man vergessend ließ zurück!
4. Wenn nur jetzt nicht Deine Kinder,
In nicht liebevollem Streit,
Jedes für sich einen Flinder
Riss' aus ihrer Mutter Kleid!
5. Mit wie herrlich weitem Kleide
Ganz bedecken Deinen Leib,
Könntest Du in Sammt und Seide
Prangen, Deutschland, edles Weib!

XLIV. Die drei Gesellen.

1. Es waren drei Gesellen,
Die stritten wider'n Feind,

Und thäten stets sich stellen
In jedem Kampf vereint.
Der Ein' ein Oesterreicher,
Der Andr' ein Preuße hieß,
Davon sein Land mit gleicher
Gewalt ein Jeder pries.
Woher war denn der Dritte?
Nicht her von Oestreichs Flur,
Auch nicht von Preußens Sitte,
Von Deutschland war er nur.
2. Und als die Drei einst wieder
Standen im Kampf vereint,
Da warf in ihre Glieder
Kartätschensaat der Feind.
Da fielen alle Dreie
Auf Einen Schlag zugleich;
Der Eine rief mit Schreie:
„Hoch lebe Oesterreich!“
Der Andre, sich entfärbend,
Rief: „Preußen lebe hoch!“
Der Dritte, ruhig sterbend,
Was rief der Dritte doch?
3. Er rief: „Deutschland soll leben!“
Da hörten es die Zwei,
Wie rechts und links daneben
Sie sanken nah dabei;
Da richteten im Sinken
Sich Beide nach ihm hin,
Zur Rechten und zur Linken,
Und lehnten sich an ihn.
Da rief der in der Mitten
Noch einmal: „Deutschland hoch!“
Und Beide mit dem Dritten
Riefen's, und lauter noch.
4. Da ging ein Todesengel
Im Kampfgewühl vorbei,
Mit einem Palmenstengel,
Und liegen sah die Drei.
Er sah auf ihrem Munde
Die Spur des Wortes noch,
Wie sie im Todesbunde
Gerufen: „Deutschland hoch!“
Da schlug er seine Flügel
Um alle Drei zugleich,
Und trug zum höchsten Hügel
Sie auf in Gottes Reich.

XLV. Die hohle Weide.

1. Der Morgenthau verstreut im Thale
Sein blitzendes Geschmeide;
Da richtet sich im ersten Strale
Empor am Bach die Weide.
2. Im Nachtthau ließ sie niederhangen
Ihr grünendes Gefieder,
Und hebt mit Hoffnung und Verlangen
Es nun im Frühroth wieder.
3. Die Weide hat seit alten Tagen
So manchem Sturm getrutzet,
Ist immer wieder ausgeschlagen,
So oft man sie gestutzet.
4. Es hat sich in getrennte Glieder
Ihr hohler Stamm zerklüftet,
Und jedes Stämmchen hat sich wieder
Mit eigner Borg' umrüftet.
5. Sie weichen auseinander immer,
Und wer sie sieht, der schwöret,
Es haben diese Stämme nimmer
Zu Einem Stamm gehöret.
6. Doch wie die Lüfte drüber rauschen,
So neigen mit Geflister
Die Zweig einander zu, und tauschen
Noch Grüße wie Geschwister;
7. Und wölben über'm hohlen Kerne
Wohl gegen Sturmes Wüthen
Ein Obdach, unter welchem gerne
Des Liebes Tauben brüten.
8. Soll ich, o Weide, Dich beklagen,
Daß Du den Kern vermissest,
Da jeden Frühling auszuschlagen
Du dennoch nie vergissest?
9. Du gleichest meinem Vaterlande,
Dem tief in sich gespaltnen,
Von einem tiefern Lebensbande
Zusammen doch gehaltnen.

XLVI. Roland zu Bremen.

1. Roland der Ries' am
Rathhaus zu Bremen,
Steht er im Standbild
Standhaft und wacht.
2. Roland der Ries' am
Rathhaus zu Bremen,
Kämpfer einst Kaiser
Karls in der Schlacht.
3. Roland der Ries' am
Rathhaus zu Bremen,
Männlich die Mark einst
Hütend mit Macht.
4. Roland der Ries' am
Rathhaus zu Bremen,
Wollten ihm Wälsche
Nehmen die Wacht.
5. Roland der Ries' am
Rathhaus zu Bremen,
Wollten ihn Wälsche
Werfen in Nacht.
6. Roland der Ries' am
Rathhaus zu Bremen,
Lehnet an langer
Lanz' er und lacht.
7. Roland der Ries' am
Rathhaus zu Bremen,
Ende ward wälschem
Wesen gemacht.
8. Roland der Ries', am
Rathhaus zu Bremen
Wieder wie weiland
Wacht er und wacht.

LXVII. Adler und Lerche.

Könnt' ich steigen,
Dem Adler gleich,
Der kommenden Sonn' entgegen,
Die Brust getaucht
In Morgenroth, 5
Badend in Glanz des Aethers,
Weil in Tiefen
Die Nacht noch träumt,
Dem erwachenden

10 Auge der Welt
Den ersten Blick entsaugen!
Oder fliegen,
Der Lerche gleich,
Nach, der scheidenden Sonne nach,
15 Ueber der stillen Schöpfung,
Angeglühet
Vom letzten Stral,
Die Seel' im Liede verhauchend,
Verschwebend,
20 Verschwirrend
In Aetherduft,
Niemehr wieder
Zur Erd' hernieder!
Aber ach!
25 Der Adler, der
Der Sonn' in's Angesicht geschaut,
Senkt den Fittig
Aus Himmelsglanz,
Um in dunkeler Tiefe
30 Nach der Beute des Tags zu spähn.
Und die Lerche
Aus den Wirbeln
Ihres Himmelsgesanges
Sinkt ermattet
35 Zum Boden wieder,
Wo sie das Nest für die Nacht gebaut.
Kann kein erdegeborner
Flügelbegabter
Heldensinn,
40 Sängergeist,
Den Banden Deiner niedern Mutter
Ganz entfliehn,
Dem edeln Vater
Lichte zu?
45 Liebe setzte die Schwingen
Der Begeisterung
An mein Herz,
Und es flog
Der Sonne zu,
50 Bis die Fittige
Schmolzen,
Seinen Höhen
Entstürzend
Es in's Meer der Beschämung sank.
55 Und es klagte.
Doch die Liebe
Sprach, die Schwing' ihm erneuend:
Andre geb' ich
Dir, die schwache
60 Aber himmlische
Freundin, nicht.
Stärkre, die nicht
Wieder schmelzend,
Noch Erneuung bedürfend,
65 Sicheren Flugs Dich
Allen Sonnen
Vorüber tragen,
Der höchsten zu,
Gibt mein stärkerer
70 Zwillingsbruder
Tod Dir einst.

XLVIII. Das Licht.

1. Von der Mittelsonn' im All,
Die nicht fassen Raumes Schranken,
Sondern nur Gedanken,
Bis hinaus zum fernsten Ball,
Der, getrieben vom ew'gen Geist,
Um die Gränzen der Schöpfung kreist,
Aus allen Höhn, zu allen Tiefen
Seh' ich die Stralen des Lichtes triefen.
2. Sieh! der Sonne Stralen ringen
Mit des Mondes, der Sterne Glanz,
Dich, o Erde, zu umschlingen
Mit dem wechselnden Lichterkranz.
Leuchtend unterm Himmelsbogen
Ruhn des Meeres Spiegelwogen;
Und den Kern der Erdennacht
Füllt das Licht mit stummer Pracht.
3. Jedes dunkle Blatt der Erle,
Das in Tropfen Thaues glänzt,
Jede meerentstiegne Perle,
Die nun dunkle Locken kränzt,
Und der schimmernde Karfunkel,
Himmelsstern im Erdendunkel,
Stimmen an den Preisgesang
Vom Lichte, das die Welt durchdrang.
4. Nur der Mensch allein
Kann das Licht verdüstern,
Wenn er im eignen Schein
Ist sich zu sonnen lüstern,
Wenn er, das Gott ihm gegeben,
Nur auf sich selb das Licht
Kehrt, nicht auf die daneben,
Und auch zum Himmel nicht.
5. In des Menschen Brust
Liegt der Welten Fülle,
Liegt des Himmels Lust
Und die Qual der Hölle.
Die Selbsucht ist die Qual,
Der Abgrund ist das Ich.
Die Liebe ist der Stral,
Versöhnend Gott und Dich.
6. Laß zuerst, o Liebe, mich
Dein Geheimniß still anbeten,
Wie das Göttliche durch Dich
In die Sinnenwelt getreten;
Das in Bethlehem'scher Krippe
Wollt' als Kind geboren liegen,
Gib, daß auch auf meiner Lippe
Ich das reine Wort darf wiegen.
7. Dann ruf' ich alle Eure Streiter,
O Licht, o Liebe, die im Feld
Für Euch gestanden ernst und heiter,
Zum Ende vom Beginn der Welt,
Die unter allen Nationen
Und unter allen Himmelszonen
Für Euch gekämpft, für Euch gerungen,
Für Euch gelehrt, für Euch gesungen.
8. Zions Flammen, die Propheten,
Licht! die Dir den Weg gebahnt;
Die hellenischen Poeten,
Die im Dunkel Dich geahnt;
Heilige Anachoreten,
Dir auf dorn'gem Pfade nahnd;
Märtyrer, in Staub getreten,
Blut'ge Siegeskränz' empfahnd.
9. Euch Alle, die gefochten,
Ruft Einer hier, der ficht;
Wem ward sein Kranz geflochten,
Und wem man keinen flicht;
Ihr Herzen all', die pochten
Und pochen Kampf für's Licht,
Ihr all', gleich Flammendochten,
Durchleuchtet mein Gedicht!

10. Jeder sei mir gesegnet,
Der brennt, wofür ich brenne,
Jeder, der mir begegnet
Auf der Bahn, wo ich renne;
Jeder sei mir gesegnet,
Der drischt auf andrer Tenne,
Jeder, der nie mir begegnet,
Den ich lieb' und nicht kenne.
11. O Liebe, laß mich jeden Stern
Verehren, der zum Preis Dir glüht!
O laß auch jede Blume gern
Mich achten, die zur Lust Dir blüht;
Als Funk', als Flamm', als Strom, als Bach,
Als Sturm, als Hauch, so stark als schwach,
Wie Du durchwandelst die Natur,
Verehren laß mich Deine Spur.
12. Und wo als Weib
Du sichtbarlich
Gewordon Leib
Mir zeigest Dich,
Ein Lebensbild,
Worin vereint
Mir Himmel mild
Und Erd' erscheint:
13. Da gib, o Liebe,
Daß diese Triebe,
Die ziehn zu ihr,
Nicht fliehn von Dir!
Daß ich vom Sinne
Bestrickt nicht sei;
Mir selbst entrinne,
Durch Schönheit frei.

XLIX. An die Nacht.

Nacht, Allmutter des Lebens, ich preise Dich, herrliche Göttin,
Königin! keine wie Du kränzet mit Sternen ihr Haupt.
Deinen umfangenden Armen entreißen sich trotzige Sonnen,
Lieblos löschen sie aus Deinen bescheidenen Glanz;
5 Doch wehmüthig empfängst Du am Abend jegliche wieder,
Ihr hinsterbendes Haupt bergend im duftigen Schoß.
Ungleich haben getheilet die wechselnden Horen des Jahres
Zwischen dem Tag und Dir; kränket es, Holde, Dich nicht?
Daß mit beginnendem Lenze die Bahn um so viel Dir sich enget,
10 Als sie erweitert ist ihm, der Dir an Schöne nicht gleicht!
Oft dann hab' ich mit Schlummer die längernden Tage gekürzet,
Dich zu erwachen, o Nacht, die Du mir brachtest ein Glück,
Liebliche Träume der Lieb' und liebliche Liebe, dem Traum gleich,
Blumen von Eden, wie nicht pflanzt auf den Fluren der Tag.
15 Aber es hat nun am Himmel die herbstliche Wage gerichtet,
Und, o Verkürzte, Du nimmst weit nun Besitz von der Welt.
Säh' ich am Pole Dich jetzt im Triumph, auf dem Wagen des Nordscheins,
Sonneverachtenden Glanz spiegeln im Schilde von Eis!
Aber zu mir auch reichet herab ein Schatten von Deinem
20 Herrschaftstabe, womit Sterne Du lenkest und Mond,
Deine getreuen Begleiter, die freundlichen Blüthen der Lüfte,
Deren sich tröstet mein Herz, welches der Frühling verließ.
Siehe, sie wollen den Frühling in's Herz, in's Zimmer mir wieder
Bringen, der Lampe dazu leihn sie den zaubernden Strahl.
25 Geh' am verödeten Himmel hinab doch, o Sonne, Du blickst matt,
Matt, wie die Liebste geblickt, als sie nicht mehr mich geliebt.
Aber, o Sonn' in der irdischen Nacht, geh' leuchtend im Geist auf,
Untergegangener Lieb' einziger Trost, Poesie!

L. Vorklänge zu den geharnischten Sonetten.

I. (36.)

1. Ihr Deutschen von dem Flutenbett des Rheines,
Bis wo die Elbe sich ins Nordmeer gießet,
Die Ihr vordem ein Volk, ein großes, hießet,
Was habt Ihr denn, um noch zu heißen eines?
2. Was habt Ihr denn noch großes Allgemeines?
Welch Band, das Euch als Volk zusammenschließet?
Seit Ihr den Kaiserscepter brechen ließet,
Und Euer Reich zerspalten, habt Ihr keines.
3. Nur noch ein einzig Band ist Euch geblieben,
Das ist die Sprache, die Ihr sonst verachtet;
Jetzt müßt Ihr sie als Euer Einziges lieben.
4. Sie ist noch Eur, Ihr selber seid verpachtet;
Sie haltet fest, wenn Alles wird zerrieben,
Daß Ihr doch klagen könnt, wenn Ihr verschmachtet.

II. (37.)

1. Ihr, die der Himmel hat bestellt, als Lichter
Zu leuchten denen, die im Finstern klimmen,
Wie habt Ihr also Euer Amt zum Schlimmen
Mißbraucht, Ihr Lehrer, Denker, Forscher, Dichter!
2. Den Schlaf der Trägheit, aller Kraft Vernichter,
Drin aufgelöst Ihr Euer Volk seht schwimmen,
Statt es zu wecken draus mit Euren Stimmen,
Wiegt Ihrs noch mehr in eitle Traumgesichter.
3. Eins ist uns Noth! Wach sein zum Kampfgewitter.
Wollt Ihr nicht mehren selbst der Kämpfer Summe,
Schmelzt sie nur nicht durchs Klimpern Eurer Zither.

4. Hört wohl ein Gott Eur loses Wortgesumme?
Er hör's, daß er die Leir Euch schlag' in Splitter,
Und Euch schlag' auf den Mund, daß er verstumme.

III. (45.)

1. Gleichwie die Juden, die ins Joch gebeugten,
Ausziehend aus Aegypti Knechtschaftstande,
Nicht selbst anlangten im verheißnen Lande,
Sondern nur erst von ihnen die Erzeugten;
2. So lasse sich auch dies Geschlecht nicht deuchten,
Freiheit zu finden, weil es bricht die Bande;
Es muß verbrennen in dem Läutrungsbrande,
Das reine Licht wird erst den Enkeln leuchten.
3. O dürft' ich nur, wie Du, Mann Gottes, Mose,
Dort, da Du von Sinais Wolkenspitze
Das Land, das Du auch durftest nicht betreten,
4. Von ferne sahest, so im dunklen Schoße
Der Zukunft ich, hell von prophetischem Blitze,
Sehn deutscher Freiheit Land, und stumm anbeten.

LI. Geharnischte Sonette.

I. (2.)

1. O daß ich stünd' auf einem hohen Thurme,
Weit sichtbar rings in allen deutschen Reichen,
Mit einer Stimme, Donnern zu vergleichen,
Zu rufen in den Sturm mit mehr, als Sturme:
2. Wie lang willst Du Dich winden, gleich dem Wurme,
Krumm unter Deines Feinds Triumphrads Speichen?
Hat er die harte Haut noch nicht mit Streichen
Dir gnug gerieben, daß Dichs endlich wurme?
3. Die Berge, wenn sie könnten, würden rufen:
„Wir selber fühlen mit fühllosem Rücken
Lang gnug den Druck von Eures Feindes Hufen.“
4. Des Steins Geduld bricht endlich auch in Stücken,
Den Götter zum Getretensein doch schufen —
Volk mehr, als Stein, wie lang darf man Dich drücken?

II. (3.)

1. Was schmiedst Du Schmied? „Wir schmieden Ketten, Ketten!“
Ach, in die Ketten seid Ihr selbst geschlagen.
Was pflügst Du Baur? „Das Feld soll Früchte tragen!“
Ja für den Feind die Saat, für Dich die Kletten.
2. Was zielst Du Schütze? „Tod dem Hirsch, dem fetten.“
Gleich Hirsch und Reh wird man Euch selber jagen.
Was strickst Du Fischer? „Netz dem Fisch, dem zagen.“
Aus Eurem Todesnetz wer kann Euch retten?
3. Was wiegest Du schlaflose Mutter? „Knaben.“
Ja, daß sie wachsen, und dem Vaterlande
Im Dienst des Feindes Wunden schlagen sollen.
4. Was schreibest Dichter Du? „In Glutbuchstaben
Einschreib' ich mein' und meines Volkes Schande,
Das seine Freiheit nicht darf denken wollen.“

III. (4.)

1. Ihr, die Ihr klebt an Eurem Werkgerüste,
Um Holz und Stein nach Eurem Maß zu hauen,
Damit nur Jeder lass' ein Werklein schauen,
Sich Jeder nur als kleiner Schöpfer brüste!
2. Wann lasset Ihr das thörichte Gelüste,
Ein grundlos Nichts auf Eurem Sand zu bauen?
Ihr bauet Hüttlein, und es sinkt mit Grauen
Indeß die Veste, Vaterland, ins Wüste.
3. O sammlet, sammlet Euch, zerstreute Haufen,
Legt Euer kleines Werkgeräth bei Seiten,
Wollt nicht Euch um die Mörtelsteine raufen!
4. Erst gilts, den Mittelpunkt Euch zu erstreiten,
Der Freiheit Grundstein erst gilts zu erkaufen
Mit Blut; dann baut drauf Eure Einzelheiten.

IV. (8.)

1. Sprengt Eure Pforten auf, Ihr Kaukasusse,
Und speiet Waffen! brecht durch Eure Dämme,
Ihr Wolgaströme, macht aus Felsen Schwämme,
Braust über Deutschland hin im Siegesergusse! —
2. Was will auf Deinen Feldern denn der Russe,
Deutschland? Dir beistehn! Hast Du keine Stämme
Im eignen Wald mehr, Dich zu stützen? Memme,
Daß Du nicht stehen kannst, als auf fremdem Fuße.
3. Du, die Du liegst am Boden ausgestrecket,
Du stehst nicht auf in kräft'ger Selbstaufraffung,
Ein fremder Retter hat Dich aufgeschrecket.
4. Wird er durch seines nord'schen Armes Straffung
Dein Siechthum kräft'gen, oder angestecket
Auch selbst von Dir heimtragen die Erschlaffung?

V. (14.)

1. Nennt es, so lang's Euch gutdünkt, nennt's Verschwörung,
Wenn Männer schwören, Männer sein zu wollen;
Wenn Liegende, was sie längst hätten sollen,
Empor sich endlich raffen, nennt's Empörung!
2. Ich nenn's an Euch die tiefste Selbstbethörung,
Die tollste Tollheit nenn' ichs aller Tollen,
Daß Ihr könnt Eurem eignen Volke grollen,
Das sich und Euch will ziehn aus der Zerstörung.
3. Euch müsse funkeln weder Stern noch Sonnen,
Des Himmels Flamme leck' Euch weg, wie Mücken,
Der Abgrund schling' Euch ein in seine Tonnen.
4. Krumm geht auf ewig mit dem knecht'schen Rücken,
Und hat Eur Volk sein Diadem gewonnen,
Solls Eure Stirn mit einem Brandmal schmücken.

VI. (18.)

1. Dich möcht' ich sehn, der Du in dumpfem Zorne
Jetzt, alter Rhein, ziehst Deine Flutenbahnen

Meerniederwärts, da Dich zum Unterthanen
Dem Fremdling zwang das Schicksal, das verworrne;
2. Dich möcht' ich sehn, wann über Deinem Borne
Du einst des ersten deutschen Heerzugs Fahnen
Siehst wieder flattern, und im Freiheitsahnen
Dich richtest auf mit neugewachsnem Horne;
3. Und rufst mit lautem Ruf aus Deinem Schilfe
Den Deinen zu, ein weitvernommner Rufer:
Auf, Ihr Tritonen, auf, Ihr Knechtschaftsdulder!
4. Herbei Ihr Alle zu vereinter Hilfe!
Siegjauchzend tragt mir an das linke Ufer
Das erste deutsche Schiff auf Eurer Schulter!

VII. (20.)

1. Frau'n Preußens, nehmt für Eure Opfergaben
Das Opfer an des Lieds, das ich Euch bringe;
Ihr, die Ihr gabt vom Finger Eure Ringe,
Sowie Ihr gabt vom Busen Eure Knaben
2. Dem Vaterland! In Erzschrift sei gegraben
Eu'r Preis, daß ihn kein Mund der Zeit bezwinge!
Des Ruhms, den Eurer Männer blut'ge Klinge
Erfechten wird, sollt Ihr die Hälfte haben.
3. Denn wenn sie selbst, im Sturm des Feindes, Wunden
Erbeuteten, so habt Ihr mit dem Kleide
Von Euren Schultern ihnen sie verbunden;
4. Und wenn der Freiheit Tempel aus dem Leide
Neu steigt durch sie, so solls die Welt erkunden,
Daß, ihn zu schmücken, Ihr gabt Eur Geschmeide.

VIII. (22.)

1. Wir schlingen unsre Händ' in einen Knoten,
Zum Himmel heben wir die Blick' und schwören;
Ihr Alle, die Ihr lebet, sollt es hören,
Und wenn Ihr wollt, so hört auch Ihrs, Ihr Todten.
2. Wir schwören: Stehn zu wollen den Geboten
Des Lands, des Mark wir tragen in den Röhren;
Und diese Schwerter, die wir hier empören,
Nicht ehr zu senken, als vom Feind zerschroten.
3. Wir schwören, daß kein Vater nach dem Sohne
Soll fragen, und nach seinem Weib kein Gatte,
Kein Krieger fragen soll nach seinem Lohne,
4. Noch heimgehn, eh der Krieg, der nimmersatte,
Ihn selbst entläßt mit einer blut'gen Krone,
Daß man ihn heile, oder ihn bestatte.

IX. (23.)

1. „Der ich gebot von Jericho den Mauern:
Stürzt ein! und sie gedachten nicht zu stehen;
Meint Ihr, wenn meines Odems Stürme gehen,
Die Burgen Eurer Feinde werden dauern?
2. Der ich ließ über den erstaunten Schauern
Die Sonne Gibeons nicht untergehen;
Kann ich nicht auch sie lassen auferstehen
Für Euch aus Eurer Nacht verzagtem Trauern?

3. Der ich das Riesenhaupt der Philistäer
Traf in die Stirn, als meiner Rache Schleudern
Ich in die Hand gab einem Hirtenknaben; —
4. Je höh'r ein Haupt, je meinen Blitzen näher!
Ich will aus meinen Wolken so sie schleudern,
Daß fällt, was soll, und Ihr sollt Friede haben."

X. (28.)

1. Wir haben lang mit stummem Schmacherröthen
Geblickt auf uns und unsers Landes Schande,
Zu Dir aufhebend unsres Armes Bande:
„Wie lang, Herr, willst Du sie noch fester löthen?"
2. Jetzt willst Du Dich, o Retter in den Nöthen,
Erbarmen wieder über Deinem Lande;
Die Rettung kommt, sie kommt im Städtebrande
Von Dir, sie kommt in blut'gen Morgenröthen.
3. O Herr, vom Schweren kann nur Schweres lösen,
Und wir sind schwergebückt in unserm Staube;
O eile Du, die Kraft uns einzuflößen
4. Zum Auferstehen! Laß nicht dem Sturm zum Raube
Uns werden in der Rettung Sturmgetösen;
Panier sei Hoffnung, unser Schild Dein Glaube!

XI. (52.)

1. Nun, Deutschland, horch mit hunderttausend Ohren,
Nun schau mit hunderttausendfachem Blicke
Hierher, wo gegenwärtig Dein Geschicke
Im Kampfe blut'ger Wehen wird geboren.
2. Tritt hier hervor aus den verschloßnen Thoren,
Ein Kind des Siegs, so schüttle Dein Genicke,
Denn Du bist frei; ja! doch zur Knechtschaft schicke
Auf ewig Dich, geht die Geburt verloren.
3. Wirf nieder in den Staub all Deine Glieder,
All Deine Kinder, Väter, Mütter, Bräute,
Und zwing' Erhörung von dem Himmel nieder.
4. Denn Deines Lebens Loose wirft man heute!
Knie, und steh auf vom Staub nicht eher wieder,
Als bis Du tönen hörest Siegsgeläute.

XII. (53.)

1. Tritt auf, Gigant, mein Lied, und schlage Saiten,
Daß Deutschlands Busen jauchzend wiederklinge,
Denn es sind ausgeführet worden Dinge,
Dergleichen niemals sahen Ort noch Zeiten.
2. Europas Weltleib hat aus allen Weiten
Geschwellt die Adern, daß ihr Blutstrom springe
In Deutschlands großes Herz, und es durchbringe
Mit neuem Leben aus des Todes Streiten.
3. Spiel' auf, o Herz, in hellen Melodieen
Der Rettung Dank, daß Du bist neugeboren
Durch Tausend, Tausend, die ihr Blut Dir liehen.
4. Ruf, daß Du lebst, laut in des Himmels Ohren,
Und bleich vor Deinem Antlitz müsse fliehen
Der Fürst des Tods, in Korsika geboren.

XIII. (54.)

1. Laßt, Himmel, tönen Eure Morgensterne,
Thu Deinen Mund auf, Erd', und juble Lieder,
Daß es erschalle bis zum Abgrund nieder,
Und ihn erzittern mach' in seinem Kerne;
2. Daß er des großen Siegs Bedeutung lerne,
Wie Gottes Kraft der nachtentstammten Hider
Durch diesen Schlag zerschmettert hat die Glieder,
Und für ihr Haupt ist auch der Schlag nicht ferne.
3. Ihr Engel singts, daß es der Himmel wisse!
Wie Nacht und Tag im Anfang einst gerungen,
So rangen heute Licht und Finsternisse.
4. Hör's, Himmel, daß den Sieg das Licht errungen!
Und daß die Erde nicht die Kunde misse,
Sags ein Tedeum ihr in tausend Zungen.

LII. Die Welt.

1. Die Welt ist eine Lilie, eine blaue,
Ein Inbegriff geheimnißvoller Dinge;
Ihr Brautkelch ist die Sonn', um die im Ringe
Staubfädengleich Planeten stehn zur Traue.
2. An dieser Lilie weitem Wunderbaue
Hängt schwebend mit der sehnsuchtmüden Schwinge
Des Menschen Geist, gleich einem Schmetterlinge,
Und lechzet durstig nach des Kelches Thaue.
3. Sieh! durch die Blume wehen Gottes Hauche;
Da neigen die Planeten sich zur Sonnen,
Wetteifernd, wer darein sich tiefer tauche.
4. Wie so das heilige Liebespiel begonnen,
Füllt Duft die Blume, wie mit Opferrauche;
Den trinkt der Schmetterling und stirbt in Wonnen.

LIII. Der Himmel.

1. Der Himmel ist in Gottes Hand gehalten,
Ein großer Brief von azurblauem Grunde,
Der seine Farbe hielt bis diese Stunde,
Und bis an der Welt Ende sie wird halten.
2. In diesem großen Briefe ist enthalten
Geheimnißvolle Schrift aus Gottes Munde;
Allein die Sonne ist darauf das runde
Glanzsiegel, das den Brief nicht läßt entfalten.
3. Wenn nun die Nacht das Siegel nimmt vom Briefe,
Dann liest das Auge dort in tausend Zügen
Nichts, als nur Eine große Hieroglyphe:
4. Gott ist die Lieb', und Liebe kann nicht lügen!
Nichts, als dies Wort, doch das von solcher Tiefe,
Daß kein Verstand kann der Auslegung gnügen.

LIV. Frühling und Dichter.

1. Der Frühling übt ein fröhliches Verschwenden,
Ersetzend Blumen, die ihm gestern starben,
Mit neuen heute, bis mit seinen Garben
Der Sommer wird das Blüthenleben enden;
2. Indeß ich Sorg' und Mühe muß verwenden,
Auch Blumen, die am Herzen tragen Narben,
Doch ausgestattet sind mit blässern Farben,
Aus tiefer Brust der Sonne zuzuwenden.
3. Mein Treiben und des Frühlings ist das gleiche;
Nur daß der Frühling nicht die Kunst gefunden,
Mit Leben die Gestorbnen zu begaben:
4. So daß, wenn unsre Blütenzeit verschwunden,
Ich Armer mehr, als er, der überreiche,
Von Blumen mehr, als er, werd' überhalten haben.

LV. Wein und Weinen.

1. Hör' an, und lern' in Deinem Geist erkennen,
Wie tief die Wahrheit in dem Worte spielt,
Das blöde Weisheit wohl mag Zufall nennen.
2. Wenn sich Dein Aug' im eignen Balsam kühlt
Von seinem Schmerz, so nennest Du es Weinen;
Ein sanfter Laut, bei dem man Thränen fühlt.
3. Und wenn der mütterliche Schoß aus reinen
Glutadern Dir die Milch der Freude schickt,
So wird auch sie in deinem Mund zu Weinen.
4. Wie Schmerz und Lust in Eines sich verstrickt,
So Wein und Weinen ist in Eins erklungen;
Wenn Du es weißt, sag', welches mehr erquickt?
5. Die schönste Thräne, welche, süß durchdrungen
Von Sonneninbrunst, Dir die Erde weint,
Als goldner Wein ist sie für Dich entsprungen.
6. Die schönste Rebe, welche Dir erscheint
Vom Paradies und es Dir läßt genießen,
Ist Liebe, die mit Dir sich weinend eint.
7. So viel der Beeren an der Traube sprießen,
Sind so viel Thränen, die geronnen hangen,
Um mild an Deinem Kusse zu zerfließen.
8. So viel im Auge Thränen Dir zergangen,
Als so viel Trauben werden sie geronnen
Dir einst am Baum der Liebe fruchtend prangen.
9. Hat nicht der Rebstock Augen selbst gewonnen,
Um dieser Augen Thränensaft dem Zecher
Zu brauen wunderbar zum Rausch der Wonnen?
10. Hat nicht das Auge sich gehöhlt zum Becher,
Der mit dem milden Wein sich füllend schwillt,
Von dem gesänftigt Hasser wird und Rächer?
11. Ja selbst die Sonne kann ihr leuchtend Bild,
Nicht schöner, als in dem Kristalle, schauen,
Der aus dem Aug' und aus der Rebe quillt.
12. So laß, o Sohn des Staubs, die reinen lauen
Geschwisterfluthen um Dein Leben schwellen,
Um Dich mit Himmelsahnung zu bethauen,
Bis selbst Du badest in des Himmels Quellen.

LIV. Aus dem Frauentaschenbuch Jahrg. 1820. Fehlt in den gesammelten Gedichten.
LV. 4. 1. ist verstrickt,

LVI. Sestine.

1. Wenn durch die Lüfte wirbelnd treibt der Schnee,
Und lauten Fußtritts durch die Flur der Frost
Einhergeht auf der Spiegelbahn von Eis;
Dann ist es schön, geschirmt vorm Wintersturm,
Und unvertrieben von der holden Glut
Des eignen Herds, zu sitzen still daheim.

2. O dürft' ich sitzen jetzt bei der daheim,
Die nicht zu neiden braucht den reinen Schnee,
Die mit der sonn'gen Augen sanfter Glut
Selbst Funken weiß zu locken aus dem Frost!
Beschwören sollte sie in mir den Sturm,
Und thauen sollte meines Busens Eis.

3. Erst muß am Blick des Frühlinges das Eis
Des Winters schmelzen, und nach Norden heim,
Verscheucht vom Lenzhauch, ziehn der laute Sturm;
Eh' ich darf ziehn dorthin, wo ich den Schnee
Der Hand will küssen, den, weil Winterfrost
Ihn nicht erschuf, nicht tödtet Sommerglut.

4. Die Sehnsucht brennt in mir, wie Sommerglut,
Aufzehrend innerlich, wie mürbes Eis,
Mein Herz in Mitten von des Winters Frost;
Und rastlos stäuben die Gedanken heim
Nach ihrem Ziel, sich kreuzend, wie der Schnee,
Den flockend durcheinander treibt der Sturm.

5. O daß mich fassend zu ihr trüg' ein Sturm,
Damit gestillet würde meine Glut!
Und dürft' ich als ein Flöckchen auch von Schnee
Nur oder als ein Nädelchen von Eis
Das Dach berühren, wo sie ist daheim;
Nicht fühlen wollt' ich da des Winters Frost.

6. Wer fühlet, wo der Frühling athmet, Frost?
Wen schrecket, wo die Liebe sonnet, Sturm?
Wer kennet Ungemach, wo Sie daheim?
Sie, die mir zuhaucht sanfte Lebensglut
So fern her über manch Gefild von Eis
Und manch Gebirg, bedeckt von rauhem Schnee.

7. Mit Blüthenschnee schmückt sich der kahle Frost,
Das Eis wird Lichtkristall und Wohllaut Sturm,
Wo ich voll Glut zu Dir mich denke heim.

LVII. Sicilianen.

I. (19.)

Es stand ein schöner glatter Fels am Meer,
Ein Epheu hielt mit Armen ihn umschlungen,
Den Fels zu schmücken war nur sein Begehr,
Darum er gern ihm wär' ins Herz gedrungen,
Um Nahrung dort zu saugen mehr und mehr;
Allein das harte Herz blieb unbezwungen.
Da welkt' er, und der Fels war schmuckesleer.
O Felsenherz! das ist auf Dich gesungen.

II. (20.)

Du hast wohl, süße Herrin, keine Stunde
Gedacht, derweil Du von mir fern bist, mein?
Es hat Dir wohl verbittert keine Stunde,
Zu denken, was des Fernen Loos mag sein?
Es soll Dir auch verbittern keine Stunde;
Denn Dir nicht klag' ich's, sondern Gott allein:
Ich hab', indeß Du fern bist, keine Stunde
Vergessen können, süße Herrin, Dein.

III. (22.)

Komm, süße Ros', und laß uns brechen Rosen,
Eh Lüft' und Stunden uns die Rosen brechen.
Wenn ew'ge Dauer Dir versprechen Rosen,
So denk, daß unerfahrne Rosen sprechen,
Und bald, wann Mittagsgluten stechen Rosen,
Der Reue Stachel wird die Rosen stechen.
Drum, eh uns Lüft' und Stunden brechen Rosen
Komm, süße Ros', und laß uns Rosen brechen.

IV. (28).

Noch eh ich war geboren, war ich Euer,
Ihr Augen! Euch zum Raub vom Loos bestimmt.
Und wirklich dann bin ich geworden Euer,
Als ich ins Feuer sah, in dem Ihr schwimmt.
Und immer mehr fühl' ich mich werden Euer
Mit jedem Blick, der mir das Leben nimmt.
Einst einsehn werdet Ihr, wie ich war Euer,
Einst wann Ihr dort als Stern' am Himmel glimmt.

V. (31.)

Was Euch entgegen ist, ist mir zuwider;
Warum ist, was mir lieb ist, Euch entgegen?
Nie Eurem Wollen wandelt' ich zuwider;
Was, Herrin, kommt Ihr meinem nie entgegen?
Dem Himmel wär' ich ehr, als Euch, zuwider;
Ihr seid dem Himmel, wie mir selbst, entgegen:
Ihr thut der Ordnung der Natur zuwider,
Daß Ihr der Liebe setzet Haß entgegen.

VI. (57.)

Weißt Du die Mähr', wie hier einst der Titan
Zum Lohn des Uebermuthes auf die Brust
Die Bürde dieses Eilands mußt' empfahn?
Die Straf' ist es, die jetzt an mir Du thust.
All diese Berge, die mich glücklich sahn,
All diese Felsen, Zeugen meiner Lust,
Hat mir zerquetschend auf das Herz gethan
Dein strenger Zorn und meines Glücks Verlust.

VII. (58.)

Wenn der Titan, dem auf die Brust gelegt
Dies Eiland ist, sich regt in seinen Schmerzen,
Wird Meer und Land von Mitgefühl bewegt,
Es bebt die Erd', und sich die Lüfte schwärzen,
Der Abgrund gähnt, aus Bergesrachen schlägt
Der Grimm des Riesen in geschmolznen Erzen.
Doch wie der Schmerz in meiner Brust sich regt,
So bebt davon kein Fels in Deinem Herzen.

LVI. 2. 6. Und an ihr thauen meines Busens Eis. — **3.** 2. Der Fluren schmelzen — 3. ziehn des Winters Sturm; — 5. Will küssen, der, weil ihn nicht Winterfrost — 6. Erzeugt hat, auch nicht stirbt an Sommerglut. — **4.** 5. Nach jenem Ziel, — 6. jagt der Sturm. — **6.** 6. Wo die Liebe wohnet, Frost? — Wer, wo die Liebe thronet, ahnet Sturm? — 3. Wer fürchtet Beides, wo Sie ist daheim? — **7.** 2. Das Eis wird zum Kristall, zum Wohllaut Sturm, — Wenn ich voll Glut an Sie denk' insgeheim. —
LVII. I. fehlt in 1. Ausg. — III. 5. Der Dorn der Luft wird nicht mehr stechen Rosen, — 6. Wann Glut des Mittags wird die Rosen stechen. — IV. 3. Und wirklich dann geworden bin ich Euer, — VII. 4. Daß Erde bebt und

VIII. (63.)

Als ein Verliebter bin ich auf der Flur bekannt,
Wie in der Stadt bekannt ist ein Verrückter.
Die Felsen rufen: „Brüder, haltet ihm nicht Stand!
Mit seinen Klagen Euer Herz zerstückt er.“
Die Quellen: „Schwestern! laßt ihn nicht an Euern Rand!
Mit seinen Thränenströmen Euch erdrückt er.“
Die Blumen: „Kinder flieht! erreicht Euch seine Hand,
In seiner Rose Namen Euch zerpflückt er.“

IX. (69.)

Ich will der Liebe ganz mein Herz erschließen,
Ich will der Liebe ganz mich einverleiben;
Ich will in lauter Liebesblumen sprießen,
In lauter Lieb' empor zum Himmel treiben.
Der Liebe Sonnenpfeile will ich schießen,
Der Liebe Lust und Leiden will ich schreiben;
Und welches Herz nicht wird gerührt zerfließen,
Das soll, was es gewesen, Felsen bleiben.

X. (72.)

Der Lenz ist meiner Liebsten blum'ges Kleid;
Wie schwillt vor Lust es, weich sie zu umfließen,
Der Morgen ist ihr glänzendes Geschmeid;
Wie blitzt es, Stralen um sie her zu gießen!
Des Baumes Knospen sind ein stilles Leid,
Das gern sich möcht' an ihrem Blick erschließen;
Und alle Blumen sind ein heller Neid,
Weil Rosen nur auf ihrer Wange sprießen.

XI. (75.)

Du bist ein sichtbar werdender Gedanke
Der Liebe, die im dritten Himmel denkt;
Du bist von Eden eine Blüthenranke,
In ird'schen Grund des Daseins eingesenkt;
Du bist ein Tropfe von der Götter Tranke,
Mir in des Herzens Becher eingeschenkt;
Du bist ein Sonnenblick in Körperschranke,
Die Helle macht der Glanz, den sie umschränkt.

XII. (77.)

O Frühling, ew'ge Liebesmelodie,
Unausgetönt von allen Nachtigallen,
Unausgeblüht von allen Rosen, wie
Unausgefühlt von Menschenherzen allen!
So Frühling, wie Du's nun bist, warst Du nie,
Und nie so Frühling wirst Du wieder wallen;
Denn nun zum Frühling macht Dich blickend Sie,
Und sonst nur Blicke, die der Sonn' entfallen.

XIII. (79.)

Die Nachtigall ruft mit Gekose: „Rose!
Wo bist Du? was Dich meinem Gruß entziehst Du?“
Der Zefir seufzend haucht im Moose: „Rose!
Wo bist Du? was vor meinem Kuß entfliehst Du?“
Der Quell aus Büschen sprudelt: „Lose Rose!
Wo bist Du? was in fremde Spiegel siehst Du?“
Die Blumen alle rufen: „Rose! Rose!
Wo bist Du? unsre Kön'gin, wo verziehst Du?“

XIV. (80.)

O Du, aus deren Auge jene Schimmer
Des Himmels sind gestohlne Funken nur;
Nicht schwöre mir bei jener Sterne Flimmer,
Die Liebesgötter hören nicht den Schwur.
Ich schwör' es Dir: wenn Deine Augen nimmer
Mir leuchten, bleibt kein Stern mir im Azur.
Drum, was Du mir willst schwören, schwör' es immer
Bei meinen Sternen, Deinen Augen, nur!

XV. (82.)

Die Lieb' ist Lieb', und wenn sie mich entzückt
In Himmelslust, ihr sterb' ich im Entzücken.
Die Lieb' ist Lieb', und wenn sie mich zerdrückt
In Todesqual, ihr jauchz' ich im Zerdrücken.
Die Lieb' ist Lieb', und ihre Kette schmückt,
Es soll dafür kein Königsband mich schmücken.
Die Lieb' ist Lieb', und wenn mich nun beglückt
Ihr Weh, was brauch' ich Lust, mich zu beglücken?

XVI. (91.)

Ich will aufs Grab Dir duft'ge Blüten streuen,
O Blüte, die der Tod in Staub gestreut!
Das Blumenopfer will ich Dir erneuen,
So oft der Lenz sein Blumenreich erneut.
Wie sollt' ich, Blumen, Euch zu brechen scheuen,
Da sie zu brechen nicht der Tod gescheut?
Für sie zu sterben sollt Ihr nun Euch freuen,
Weil ohne sie Euch doch zu blühn nicht freut.

XVII. (94.)

Wohin den Schritt einst hat Dein Fuß gelenkt,
Da blüht's auf dieser Flur von Ros' und Lilien.
Wohin den Blick Dein Auge nur gesenkt,
Da blühn vor meinen Augen Ros' und Lilien.
Ein jedes Wort, das mir Dein Mund geschenkt,
Blüht im Gedächtniß mir, wie Ros' und Lilien.
Und jedesmal, als Dein die Seele denkt,
Blüht in ihr auf ein Lenz von Ros' und Lilien.

XVIII. (13.)

Vor diesen Büschen, die nicht Rosen tragen,
Seit ihnen Du den Sonnenschein entzogen,
Vor diesen Nachtigallen, die nicht schlagen,
Seit sie um Deinen Beifall sind betrogen;
Vor diesen Lüften, die mich seufzend fragen:
„Wohin ist unser Schmetterling entflogen?“
Müßt' ich mich schämen, hätt' ich außer Klagen
Im Munde was, und was im Aug', als Wogen.

XIX. (21.)

Wie Aetna stolz hab' ich das Haupt erhoben,
Dies Eiland und sein Meer zu überschauen,
Das Meer, durch welches Stürm' und Schiffer toben,

— VIII. 4. Euch das Herz — 6. Mit Thränen Euch zu trüben nur sich bückt er. — X. 4. zu schießen! — XI. 1. sichtbar wordener Gedanke — 5. von dem Lebenstranke, — 6. Im Becher meines Herzens eingeschenkt. — 8. Die das durchsichtig macht, was sie umschränkt. — XIII. 4. was vor meinen Küssen fliehst Du? — 7. Die Blumen rufen alle: — XIV. 8. Bei Deinem Aug' und seinem Stern, Amur! — XV. 3. zerstückt — 4. In Höllenqual, ihr jauchz' ich im Zerstücken — 5. und ihrem Thron gebückt — 6. Steh' ich und will mich keinem andern bücken. — XVI. fehlt in 1. Ausg. — XVII. 4. Blicken — XVIII. XIX. XX. stehen im Frauentaschenbuch Jahrg. 1823. Sie fehlen in den gesammelten Gedichten.

Das Land, das Frühling schmückt und Pflüge baun;
So auf Natur und Menschenmühn von oben
Schau ich herab, und steh' allein im Blaun,
Glutathmend zwar, doch sonnenglanzumwoben,
Bestralt vom Blick der holdesten der Frauen.

XX. (33.)

Ihr seid ganz Schnee, und ich bin ganz Feuer,
Und zwei Extreme bilden Feu'r und Schnee,
Vereinte dieser Schnee sich und dies Feuer,
So würde Temp'ratur aus Feu'r und Schnee.
Doch überlasset Ihr mich meinem Feuer,
Und bleibt beharrend Ihr bei Eurem Schnee,
So werde sterben ich vor Glut im Feuer,
Und sterben werdet Ihr vor Frost im Schnee.

LVIII. Ritornelle.

1.

Blüte der Mandeln!
Du fliegst dem Lenz voraus, und streust im Winde
Dich auf die Pfade, wo sein Fuß soll wandeln.

2.

Zierliches Glöckchen!
Vom Schnee, der von den Fluren weggegangen,
Bist Du zurückgeblieben als ein Flöckchen.

3.

Bescheidnes Veilchen!
Du sagest: „Wann ich gehe, kommt die Rose."
Schön, daß sie kommt; doch weile noch ein Weilchen.

4.

Glänzende Lilie!
Die Blumen halten Gottesdienst im Garten;
Du bist der Priester unter der Familie.

5.

Lilienstengel!
Zu einem Strauße bist Du nicht geschaffen,
Dich tragen nur in Händen Gottes Engel.

6.

Rose im Dorne!
Du denkest, daß der Dorn Dich solle schützen;
Allein der Dorn dient der Begier zum Sporne.

7.

Blühende Narzisse!
Dein Auge sieht mich an so unbefangen,
Als ob Dein Herz von keinem Kummer wisse.

8.

Zweig der Pomeranze:
Wie fängst Du's an, den Silberglanz der Blüten
Zu einen mit der Früchte goldnem Glanze?

9.

Blüte der Nachtviolen!
Am Tage läßt sie keinen Kuß sich stehlen,
Doch Abends gibt sie einen mir verstohlen.

10.

Blüte der Granaten!
Geröthet haben Dich die Sommergluten,
Die mir versenget haben meine Saaten.

11.

O Myrtenkrone!
Dein Los ist schön; Du dienst der Lieb' im Leben,
Der Unschuld dienest Du im Sarg zum Lohne.

12.

O Lorbeerzweige!
Ihr wachst auf einem himmelnahen Gipfel,
Zu dem ich nun schon zwanzig Jahre steige.

LIX. Der Schmuck der Mutter.

1. Mensch! es ist der Schöpfung Pracht
Nicht für Dich allein gemacht.
2. Einen Theil hat sich zur Lust
Die Natur hervorgebracht.
3. Darum singt die Nachtigall,
Wo du schlummerst, in der Nacht.
4. Und die schönste Blume blüht,
Eh' des Tages Aug' erwacht.
5. Und der schönste Schmetterling
Fliegt, wo Niemand sein hat Acht.
6. Perle ruht in Meeresschoß,
Und der Edelstein im Schacht.
7. Kind! da reichlich Aug' und Ohr
Dir mit Füllen ist bedacht;
8. Gönn' der Mutter Etwas auch
Das sie zum Geschmeid sich macht.

LX. Weltmutter.

1. Die Liebe hielt die Welt im Arm;
Wie lag das Kind so still und warm.
2. Das Kind entfloh der Mutter Brust,
Sie sah ihm nach mit stillem Harm.
3. Die Kindeseinfalt war so reich,
Die Manneseklugheit ist so arm.
4. Gedanken ohne Königin,
Wie ein verflogner Bienenschwarm.
5. Weltmutter Liebe, komm herab,
Und Deines Kindleins Dich erbarm!

LXI. Der Liebesruf.

1. Zum Himmel thu' ich jede Nacht den Liebesruf,
Der Schönheit Gottes voll, mit Macht den Liebesruf.

LVIII. 2. 2. Der Schnee ist von den Fluren weggegangen — **7.** Stolze Narzisse! — Ich weihe Dir des Auges Thränennässe, — Daß nicht den Spiegel Deine Schönheit misse. — **8.** fehlt in 1. Ausg. — **12.** 3. Zu dem ich nun mehr als zehn Jahre steige.

2. Mir jeden Morgen Sonn' und Mond im Herzen tanzt,
Zu Sonn' und Mond thu' ich erwacht den Liebesruf.
3. Auf jeder Au erglänzt ein Strahl von Gottes Licht,
Ich thu' an Gottes Schöpferpracht den Liebesruf.
4. Die Turteltaub' im Laub, erweckt von meinem Gruß,
Thut mir entgegen girrend sacht den Liebesruf.
5. Dem Felsen, der zu Deinem Preis mit Licht sich krönt,
Zuruf' ich, und er nimmt in Acht den Liebesruf.
6. Dir thu' ich für die Blum' im Feld, die schüchtern schweigt,
Für's Würmlein, das Du stumm gemacht, den Liebesruf.
7. Das Weltmeer preist mit Rauschen Dich, doch ohne Wort;
Ich hab' in Worte ihm gebracht den Liebesruf.
8. Dir thu' ich als das Laub am Baum, als Tropf' im Meer,
Dir als der Edelstein im Schacht, den Liebesruf.
9. Ich ward in Allem Alles, sah in Allem Gott,
Und that, von Einheitglut entfacht, den Liebesruf.

LXII. Das Eine.

1. Ich sah empor, und sah in allen Räumen Eines;
Hinab ins Meer, und sah in allen Wellenschäumen Eines.
2. Ich sah ins Herz, es war ein Meer, ein Raum der Welten,
Voll tausend Träum'; ich sah in allen Träumen Eines.
3. Du bist das Erste, Letzte, Aeußre, Innre, Ganze;
Es stralt Dein Licht in allen Farbensäumen Eines.
4. Du schaust von Ostens Gränze bis zur Gränz' im Westen,
Dir blüht das Laub an allen grünen Bäumen Eines.
5. Vier widerspänst'ge Thiere ziehn den Weltenwagen;
Du zügelst sie, sie sind an Deinen Zäumen Eines.
6. Luft, Feuer, Erd' und Wasser sind in Eins geschmolzen
In Deiner Furcht, daß Dir nicht wagt zu bäumen Eines.
7. Der Herzen alles Lebens zwischen Erd' und Himmel,
Anbetung Dir zu schlagen, soll nicht säumen Eines!

LXIII. Klage nicht.

1. Klage nicht, daß Du in Fesseln seist geschlagen,
Klage nicht, daß Du der Erde Joch mußt tragen.
2. Klage nicht, die weite Welt sei ein Gefängniß;
Zum Gefängniß machen sie nur Deine Klagen.
3. Frage nicht, wie sich dies Räthsel wird entfalten.
Schön entfalten wird sichs ohne Deine Fragen.
4. Sage nicht, die Liebe habe Dich verlassen;
Wen hat Liebe je verlassen? kannst Du's sagen?
5. Zage nicht, wenn Dich der grimme Tod will schrecken;
Er erliegt dem, der ihn antritt ohne Zagen.
6. Jage nicht das flücht'ge Reh des Weltgenusses;
Denn es wird ein Leu und wird den Jäger jagen.
7. Schlage nicht Dich selbst in Fesseln, Herz, so wirst Du
Klagen nicht, daß Du in Fesseln seist geschlagen.

LXIV. Vom künftigen Alter.

1. Der Frost hat mir bereifet des Hauses Dach;
Doch warm ist mir's geblieben im Wohngemach.
2. Der Winter hat die Scheitel mir weiß gedeckt;
Doch fließt das Blut, das rothe, durch's Herzgemach.
3. Der Jugendflor der Wangen, die Rosen, sind
Gegangen, all gegangen einander nach.
4. Wo sind sie hingegangen? ins Herz hinab.
Da blühn sie nach Verlangen, wie vor, so nach.
5. Sind alle Freudenströme der Welt versiegt?
Noch fließt mir durch den Busen ein stiller Bach.
6. Sind alle Nachtigallen der Flur verstummt?
Noch ist bei mir im Stillen hier Eine wach.
7. Sie singet: „Herr des Hauses! verschleuß Dein Thor,
Daß nicht die Welt, die kalte, dring' in's Gemach.
8. Schleuß aus den rauhen Odem der Wirklichkeit,
Und nur dem Duft der Träume gib Dach und Fach.
9. Ich habe Wein und Rosen in jedem Lied,
Und habe solcher Lieder noch tausendfach.
10. Vom Abend bis zum Morgen und Nächte durch
Will ich Dir singen Jugend und Liebesach."

LXV. Griechische Tagszeiten.

1. Auf am Himmel wacht Aurora,
Und in Rosen blüht der Ost,
Doch es blickt die schöne Göttin
Nach der Erden ohne Trost.
2. Her von Idas wald'gem Gipfel
Klaget ein Cicadenton,
Der die schöne Göttin mahnet,
Daß der Liebe Glück entflohn.
3. Einst auf Idas wald'gem Gipfel
Ein trojan'scher Königssohn,
Seines Vaters Herden weidend,
Ging der blühende Titon.
4. Und Aurora, ihn erblickend,
Warf den duftgewebten Flor
Liebend um den schönen Jüngling,
Hob zu sich ihn leis' empor.
5. Weihet ihm ihr ew'ges Lieben;
Aber in der Göttin Schoß
Konnt' er doch, der Erdgeborne,
Nicht entgehn dem Erdenlos.

LXV. 5. 3. Konnte er, der Erdgeborne,

6. Weil sie ewig jung geblieben,
Mußt' er alten immerfort,
Und, vom Frühthau stets begossen,
Ist er welkend hingedorrt.
7. Zur Cicad' ist er geworden,
Und auf Idas Gipfel hoch,
Wo ihn einst die Göttin liebte,
Klagt er um sie immer noch.
8. Sprüh, o Göttin, Deine Thränen
Auf den alten Gatten dort,
Der davon nicht jüngt, und wende
Dann die hellen Augen fort.
9. Von ägypt'schen Pyramiden
Thut ein andrer Klageton
Dir sich kund, Dich auch zu mahnen
An den frühgestorb'nen Sohn.
10. Aus dem Morgenduft geboren,
Und gesäugt vom Morgenroth,
Steht, zur Säule nun erstarret,
Memmon, scheinbelebt im Tod.
11. Und die Mutter Morgenröthe,
Die mit Strahlen ihren Sohn
Will erwecken aus dem Steine,
Weckt nur seinen Klageton.
12. Seiner Mutter Blick empfindend,
Tönet er in's Licht empor,
Seine Sehnsucht steigt in leisen
Seufzern zu der Mutter Ohr.
13. Schmerzen muß es ihre Liebe,
Kränken muß es ihren Stolz,
Daß noch unter ihrem Kusse
Nie der Stein ins Leben schmolz;
14. Daß, wie tausendmal die Inbrunst
Ihrer Blicke sich ergoß,
Ihres Lächelns Widerschein nur
Ihm die kalte Wang' umfloß.
15. Aus der Starrheit ihn zu lösen,
Hat sie schon gehofft so oft,
So vergebens, daß die arme,
Kaum es mehr zu hoffen hofft.
16. Und die schöne Göttin blicket
Von der Erd' ab ohne Trost,
Hüllt den Gram in blasse Schleier,
Und die Rose stirbt im Ost.
17. Sink' nur, schöne Göttin, wieder
In der Nacht geheimen Schoß!
Glänzend über Deine Spuren
Kommt gefahren Helios.
18. Sieh, der Tanz geschürzter Horen
Oeffnet ihm des Himmels Thor,
Und, die Flammenrosse zügelnd,
Stürzt er sich mit Macht hervor.
19. Von der Blendung seiner Strahlen
Ist des Tages Auge voll,
Und die Welt versinkt im Glanze,
Der vom Huf der Rosse quoll.
20. Doch der helle Gott, er schleudert
Eines ersten Blickes Groll
Hin nach dem thessal'schen Tempe,
Nach Peneios Fluthgeroll.
21. Und er denkt vergang'ner Tage,
Wo er, ird'scher Liebe voll,
Hier die Ross' am Himmel lassend,
Dort bei Hirten war Apoll.
22. Und er sieht vor allen Bäumen
Ragen einen Lorbeer hoch,
Und er kennt in der Verwandlung
Die geliebte Dafne noch.
23. Dafne, die mit kalten Sinnen
Vor des Gottes Glut geflohn,
Und als keine Flucht ihr weiter
War geblieben, ihm zum Hohn
24. Ihres Busens rege Füllen
In die rauhe Rinde schloß,
Ihre Füße ließ zu Wurzeln,
Arme werden zum Gesproß.
25. Damals hat ihr unterm Stamme
Noch das spröde Herz gepocht,
Als der Gott aus ihren Locken
Einen Kranz für seine flocht.
26. Und so hat zu tausendmalen
Ihr seitdem das Herz gepocht,
Ob sich Kränz' ersang ein Dichter,
Ob ein Held sich Kränz' erfocht.
27. Doch von seinem Stralenwagen
Sieht der Gott sie an, und grollt,
Die ihm todt nun angehöret,
Und es lebend nicht gewollt.
28. „Ob Du gleich Dich mir gesträubet,
Mir Dich sträubest immer noch,
Wie ich damals Dich geliebet,
Dich noch lieb' ich immer doch.
29. Und solang mein ew'ger Wagen
Ueber's Grün der Schöpfung rollt,
Will ich stets ums Haupt Dir legen
Meiner Stralen schönstes Gold."
30. Spricht es, und aus vollen Händen
Seiner Lichter Glanzgeflock
Streuet er auf des geliebten
Baumes sprossendes Gelock.
31. Doch im Spiel der Morgenlüfte
Fliehn die schlanken Zweige so
Vor des Gottes lichten Küssen,
Wie vor ihm einst Dafne floh.
32. Seinen hellsten Liebeslichtern
Trotzt des Laubes dunkler Spott,
Und von seinem spröden Liebling
Wendet sich erzürnt der Gott.
33. Mit dem Athem der Entrüstung
Gibt er seinen Rossen Sporn,
Und die steilern Himmelsbahnen
Fährt er auf im hellen Zorn.
34. Doch von eines Garten Beete,
Wo ein ganzer Blumenflor
Zum entflammten Gott im Mittag
Seelen sterbend haucht empor,
35. Richten zwei besond're Blumen
Auf sich unter'm andern Chor,
Tragen mit den letzten Düften
Leise Liebesklagen vor.
36. „Ich, einst ein Spartanerknabe,
Hyakinthos, — weißt Du noch,
Wie sich Deine lichte Schönheit
Neigte mir aus Himmeln hoch?
37. Als Aurora selbst mit Staunen
Niedersah vom Morgenroth,
Wo Du frühwach schon mich suchtest
Am spartanischen Eurot.
38. Als Dein goldner Sonnenwagen
Leer am leeren Himmel flog,
Und Du mit mir badend standest
In Eurotas Flutgewog.

— 7. 3. Göttin raubte

39. Wie anstatt der Stralenwirbel
Dann um Dich die Rennbahn stob,
Und anstatt der Sonnenscheibe
Deine Hand den Diskos hob.
40. Damals unter Deiner Leitung
Hab' ich jede Kunst erprobt,
Und die Lernbegier des Zöglings
Hast Du nachsichtsvoll gelobt.
41. O wie hab' ich mich am Lächeln
Deiner Mienen da gesonnt.
Und es thaten Deine Blicke,
Was nicht meine Kraft gekonnt.
42. Aber wenn Dein helles Antlitz
Ueberflog ein rascher Groll;
Wie verfinstert ward der Himmel
Meiner Seele, o Apoll!
43. Doch ich denke nun des Tages,
Wie mein schöner Pädagog
Stand vor mir in solchen Stralen,
Daß mein Aug sich trunken sog.
44. Wie, zum Schwung die Scheib' erhebend,
Er sich herrlich rückwärts bog;
Ach, ich merkte nicht, geblendet,
Daß nach mir die Scheibe flog.
45. Doch dem Wurf des Sonnengottes
Unterlag der ird'sche Stoff,
Als von den zerquetschten Schläfen
Mein verblutend Leben troff.
46. Von dem Purpur meiner Jugend
Färbte roth sich der Eurot;
Doch, durch seine Thränen lächelnd,
Sah der Gott mich an im Tod.
47. Und ich ging, ein Blumenleben,
Neu an seinem Blick hervor,
So im ew'gen Tode suchend,
Was im Leben ich verlor.
48. Und wie dort des Gottes Liebe
Meine Jugend einst entflort,
So noch jeden Mittag sterb' ich
Vom geliebten Stral durchbohrt.
49. Sende mir aus Deiner Höhe
Eines Blickes Glanzgeschoß,
Denn in Deinen Flammen wieder
Will ich sterben, Helios!"
50. Und der Gott, im Zweifel schwebend
Ob dem goldnen Wagenjoch,
Seine Blicke halten wollend,
Senkt er sie zur Erde doch.
51. Aber, wie er will verüben
Mit dem Blick den Liebesmord,
Wird dagegen eifersüchtig
Laut ein andres Blumenwort:

52. „Ihr nicht, sondern mir die Stralen,
Ihr nicht, sondern mir den Tod!
Meine eifersücht'gen Qualen
Sieh', o glänzender Despot!

53. Nebenbuhlerinnen dulden
Lernt' ich niemals, weißt Du wohl,
Wie Du Deine Liebeshulden
Mir entzogest, hoher Sol?

54. Das Bewußtsein nicht entreißen
Konnt' ein Tod mir; weißt Du wohl?
Klytie war ich geheißen,
Und Du warest mein Idol.

55. Damals nur um Deine Stralen,
Als um ihres Lebens Pol,
Drehte sich in Liebesqualen
Meine Seele, hoher Sol!

56. Und ich zürnte der Vergeudung
Meines süßen Liebeshorts,
Wenn Du Deine hellen Blicke
Ließest lieben anderorts.
57. Und ich bebte, wenn am Himmel
Du Dein goldnes Haupt nur bogst,
Daß Du mir entziehen würdest,
Was Du endlich mir entzogst.
58. Weißt Du, wie Du meine Liebe
Mit Leukothoe betrogst,
Leben, das aus Deinen Augen
Ich nur sog, aus ihren sogst?
59. Ach, was half es, daß ich einer
Nebenbuhlin Dich entzog,
Wenn ich selbst dadurch auf ewig
Mich um Deine Hand betrog.
60. Seit dem Tag mit keinem Strale
Auf mich nieder sah mein Gott,
Wenn er über mir am Himmel
Spornte seiner Rosse Trott.
61. Schmachtend zu Dir aufwärts blickt' ich,
Wenn Du aus dem Osten flogst,
Schmachtend zu Dir aufwärts blickt' ich,
Wenn Du auf zum Mittag zogst.
62. Schmachtend aufwärts blickt' ich, wenn Du
Mit der Fahrt nach Westen bogst,
Schmachtend aufwärts, bis Du wieder
Glänzend aus dem Osten flogst.
63. Wie Du stiegest, wie Du sankest,
Wie Du wieder neu Dich hobst,
Wie Du Deine Liebesfunken
Ueber all die Schöpfung stobst;
64. Ach ich sah, daß Du nur meinem
Blick mit Wolken Dich umwobst,
Wie Du stiegest, wie Du sankest,
Wie Du wieder neu Dich hobst.
65. Nun ist Klytie verschmachtet,
Und ich blüh' als Heliotrop.
Zürnst Du Deiner Sonnenwende,
Daß zur Sonn' ihr Haupt sie hob?
66. Wie Du stets Dich ab mir wendest,
Nach Dir wend' ich stets mich doch:
Gib, eh Du ins Meer Dich senkest,
Gib den letzten Blick mir noch!"
67. Und der Gott, der stets ihr zürnet,
Gab den letzten Blick ihr doch,
Und ins Meer dann ließ er tauchen
Seiner Rosse Glanzgejoch.
68. Schlaget nun, Ihr kühlen Fluten,
Still um diese Flammenloh,
Schlagt zusammen um die Gluten,
Denen unser Gott entfloh.

69. Liebesqual und Liebeswonnen,
Liebessehnsucht, Liebeshohn,
Allem ist der Gott entronnen,
Der in Euren Schoß geflohn.

70. Und nun athme tiefen Schlummer
In dem duft'gen Meeresschoß,
Bis des Tagwerks Lust und Kummer
Neu Dich wecket, Helios!

71. Aber, nun in feuchter Tiefe
Ruht Dein strenger Bruder so,
Komm, nicht seinen Lichtblick scheuend,
Schwester-Göttin, dämmerfroh!

72. Luna! im azurnen Meere,
Dessen Rand der Horizont,
Schwimm herauf durch Sternenwogen,
Und Dein Nachen sei der Mond.

73. Tilge Du die glut'gen Spuren
Deines Bruders lind und hold;
Sättige mit Deinem Silber,
Was verschmachten ließ sein Gold.
74. Sieh', ein sonnenbranderlegner,
Glutgeknickter Blumenflor
Richtet sich an Deiner Stralen
Milden Stützen leis' empor.
75. Und, ein Liebeduftnetz webend,
Ordnen sie im Kreis sich schon
Um ein Lager, wo auf Latmos
Schlummert Dein Endymion.
76. O Du Sonnenbrandentnommner,
Wacher Lebensmüh' entflohn,
Ewig Schlummerduftumschwommner,
Seliger Endymion!
77. Wie der Tag auf Erden toset,
Deinen Schlummer bricht kein Ton;
Wie das Licht verrätherisch koset,
Du erwachest nicht davon.
78. Hoch auf himmelan erhobnem
Karischem Gebirgesthron
Hüllt die Nacht mit sterngewobnem
Schleier ewig ihren Sohn.
79. Durch den Schleier nie gedrungen
Ist Dein Glutblick, Helios!
Ihn zu heben, ist gelungen
Deiner keuschen Schwester bloß.
80. Wenn aus Lüften Luna grüßet,
Decket ihren Schlummersohn
Auf die Nacht, und Luna küsset
Deinen Traum, Endymion!
81. Sterne lauschet! Lüfte schweiget!
Und Ihr Blumen, athmet bloß!
Denn die keusche Göttin steiget
In des ew'gen Schläfers Schoß.
82. Laß den duft'gen Schleier wallen,
Mutter Nacht! sie nahet schon.
Laß den duft'gen Schleier fallen
Ueber sie und Deinen Sohn.
83. Leise sei er festgezogen
Der geheimnißvolle Flor;
Denn schon dort am Himmelsbogen
Tritt Aurora neu hervor.

LXVI. Die Gottesmauer.

1. „O Mutter, wie stürmen die Flocken vom Himmel,
Es wird uns in Schnee noch begraben.
Und mehr noch als Flocken im Dorf ein Gewimmel
Von Reutern, die reiten und traben.
Hätten wir nur Brod im Haus,
Macht' ich mir so viel nicht draus,
Im Quartier ein Paar Reuter zu haben."
2. „„Es nachtet, o Kind, und die Winde, sie wüthen,
Geh', schließe die Thür und die Laden,
Gott wird vor dem Sturme der Nacht uns behüten
Und auch vor den Feinden in Gnaden.
Kind, ich bete, bete mit:
Wenn uns Gott der Herr vertritt,
So vermag uns der Feind nicht zu schaden.""
3. „O Mutter, was soll nun das Beten und Bitten?
Es kann vor den Reutern nicht helfen.
Horcht, Mutter, die Reuter, sie kommen geritten,
O hört, wie die Hündelein belfen.
Geht zur Küch' und rüstet ihr,
Wenn sie kommen ins Quartier,
Euch, so gut es will gehn, zu behelfen."
4. Die Mutter, sie sitzet und geht nicht vom Orte,
Der Keller ist leer und die Kuche;
Sie hält sich am letzten, am einzigen Horte,
Sie betet beim Lämplein im Buche:
„Eine Mauer um uns bau',
Daß davor den Feinden grau'."
Sie erlabt sich am tröstlichen Spruche.
5. „O Mutter, den Reutern zu Rosse zu wehren,
Wer wird da die Mauer uns bauen?
Sich lassen die Reuter, wohin sie begehren,
Vor Wällen und Mauern nicht grauen."
„„Kind, bedenk' als guter Christ:
Gott kein Ding unmöglich ist,
Wenn der Mensch nicht verliert das Vertrauen.""
6. Es betet die Mutter, es lachet der Knabe,
Er horcht an verschlossener Pforte,
Er höret die Reuter, sie reiten im Trabe,
Es rennen die Bauern im Orte.
Thüren krachen dort und hie.
„Jetzt gewiß, jetzt kommen sie
Auch an unsre, der Mutter zum Torte."
7. Nichts kommt an die Thür, als des Windes Gebrause,
Ein Wehen und Weben und Wogen.
Die Reuter, vertheilet von Hause zu Hause,
Vor diesem vorübergezogen.
Stiller wird es dort und hier.
„Alle, scheints, sind im Quartier,
Und wir sind um die Gäste betrogen."
8. „„Kind, möge Dich Gott für den Frevel nicht strafen,
Daß Glaube Dein Herz nicht bewohnet.
Mit Reue bitt' ab ihm, und lege Dich schlafen;
Er hat mein Vertrauen belohnet.""
„Ei, der Vetter Schultheiß hat
Wohl, wie er schon manchmal that,
Aus besonderer Gunst uns verschonet."
9. Einschlummert der Knabe mit weniger Ruhe,
Die Mutter mit vollem Vertrauen.
Drauf ist er schon wiederum auf in der Fruhe,
Den Abzug der Reuter zu schauen.
Wie er auf das Thürlein zieht,
Sieht er, staunt, und staunt und sieht,
Daß der Himmel doch Mauern kann bauen.
10. Das hat nicht der Vetter, der Schultheiß, gerichtet;
Die Diener des Himmels, die Winde,
Sie haben im Stillen die Mauern geschichtet,
Statt Steinen, aus Flocken gelinde.
Eine Maur ums Häuslein ganz
Steht gebaut aus schnee'gem Glanz,
Zum Beweis dem ungläubigen Kinde.
11. Da muß es der Mutter nun sagen der Knabe,
Er weckt sie vom Schlaf mit der Kunde.
Da hört er die Reuter, sie ziehen im Trabe,
Und möchte sie sehen zur Stunde.
Doch zur Straf es ihm geschieht,
Daß er nicht die Reuter sieht,
Denn die Mauer, sie steht in die Runde.
12. Da macht es die Mutter zur Strafe dem Knaben,

Den Weg durch die Mauer zu brechen.
Da muß er nun schaufeln, da muß er nun graben;
Und als er mit Hauen und Stechen
Durch ist, sind die Reuter fort,
Und die Nachbarn stehn am Ort,
Die sich über das Wunder besprechen.

LXVII. Kind Horn,

eine altenglische Erzählung.

1. „Laßt Blondel, meinen Sänger," rief Richard Löwenherz,
„Herzu, daß er mit Tönen mir nehme meinen Schmerz,
Ich war oft ärger am Herzen, als jetzt am Leibe, wund:
Da schuf von allen Schmerzen mich immer sein Gesang gesund."

2. Da hieß man von dem Bette zurück die Aerzte stehn,
Und an dieselbe Stätte den edlen Sänger gehn.
Hintrat der gute Sänger mit seinem Saitenspiel;
Es zauderte da nicht länger, guter Kunden wußt' er so viel.

3. „Ich habe viel gefunden Gesänge weit und breit,
Seit ich in meinen Tagen durchzog die Christenheit;
So habe ich doch so viele gefunden in keinem Land,
Als ich deren beisammen im schönen Engelande fand.

4. Sie stehen dort beisammen so dicht im engen Raum,
Als ob ans Land gesprudelt sie hätte des Meeres Schaum.
Das macht: es drängten sich immer dort Völker mancherlei;
Sie brachten ihre Mähren, jedes die seinen, mit herbei.

5. Es sangen alte Galen Gesänge dämmernd-schön,
In ihren nebligen Thalen, auf ihren wolkigen Höhn:
In König Fingals Halle, zu Römerzeiten schon,
Sang sie mit lieblichem Schalle Held Ossian, sein Sohn.

6. Der Sachse sammt dem Angel, der übers Meer herschritt,
Er brachte keinen Mangel an guten Sagen mit;
So brachten dann herüber auch die aus Dänemark
Auf ungestümen Schiffen ihre Sagen kühn und stark.

7. So kam mit den Normannen in der Erobrung Lauf
Von Sagen noch ein andrer herzerobernder Hauf;
Andere sind gekommen, man weiß nicht, wann und wie,
Von wannen an das Ufer die Welle getrieben hat sie.

8. Aus diesem Sangesbronnen, der sich so reich ergießt,
Und mit vielfachen Armen das Inselland umschließt,
Wie zieh' ich aus dem Meere gleich eine Perl' hervor,
Schmerzstillend sie zu hängen in meines Königes Ohr?

9. Aus alter Jugend Tagen klingt in mir an ein Lied,
Wie ein schwebender Schatten über spielendes Wasser zieht:
Meinem kranken Könige, damit sein Schmerz sei gestillt,
Will ich die Mähre künden von Hornkind und Maid Rimenild."

10. Er sprach es und hielt inne, als gäb' er ihm die Wahl;
Hin sah er nach dem Könige mit seines Blickes Stral.
Der lächelte still mit Mienen, und sagte nicht Ein Wort;
Da hub der gute Sänger seine Mähre an sofort. —

11. In Südland wohnt' ein König, gewaltig, reich und mild;
Allof war er geheißen, die Königin hieß Gothild.
Da wuchs bei ihnen Beiden ein Sohn, der hieß Horn:
Schöneres Kind, als dieses, war nicht zur Welt geborn.

12. Beregnen mochte Regen schöneres Kindlein nicht,
Schöneres nicht bescheinen mochte der Sonne Licht:
Weiß, wie Lilienblume, und roth, wie Rosen blühn,
Wie ein Glas, so leuchtend: er war schön und auch kühn.

13. Alt war er fünfzehn Winter, da mochte man seines gleichen
Nicht finden auf und nieder in allen Königreichen.
Es dienten ihm Gesellen, zwölf Edelkinder all,
Die pflogen mit ihm Spielens; so hoch schlug er den Ball!

14. Zweien von den Zwölfen war er am meisten hold;
Der Eine der hieß Athulf, der andere Figold.
Der Eine der war der beste, der andere von der Schar
War der allerschlimmste: das ward man künftig gewahr.

15. An einem Sommermorgen geschah's, Euch seis bekannt:
Allof, der gute König ritt aus an Meeres Strand;
Er wollte sich erreiten, daß es eine Lust ihm sei:
Es ritten ihm zur Seiten seiner Mannen nicht mehr, wan zwei.

16. Funfzehn Heidenschiffe lagen dort am Strand,
Die waren hergefahren auf Raub ins Christenland.
Wie die Heidenwölfe reiten sahn die Drei,
Aus ihren Schiffeshöhlen wie stürmten sie schnell herbei!

17. Die Waffen an den Händen, mit grimmem Streitesmuth,
Liefen die Wohlbehenden die Ritter an mit Wuth;
Eh diese sich versannen der Wehr in ihrer Noth,
Der König und die zwei Mannen lagen von den Heiden todt.

18. Da wurden Herrn im Lande die Heiden nah und fern.
Sehr weinte Frau Gothilde um ihren Eheherrn;
Sie weinte noch viel sehrer um Hornkind, ihren Sohn:
Er sollte nach seinem Vater nicht sitzen auf dessen Thron.

19. Kleider, die allerschlechtesten, anlegte sie, die sie fand;
Hinging sie aus der Halle unter eine Steineswand.
Dort wohnte sie in Trauern und dienete täglich Gott:
Sie bat ihn, zu bewahren Hornkind vor der Heiden Spott.

20. Nun lasset Euch bescheiden von Horn, dem jungen schnellen:
In der Hand der Heiden war er sammt den Gesellen.
Man wollt' erschla'n sie haben, wäre nicht Horn gewesen,
Keiner von den Knaben wäre vor den Heiden genesen.

21. Da sprach ein Schiffshauptmann, mitleidig sprach er da,
Als er die Schönheit Hornkinds so hell leuchten säh:
„Horn, ein schöner Knabe bist Du, kühn dazu.
Wenn Ihr kämet zu Jahren, Deine Gesellen und Du,
22. Ihr möchtet uns leicht erschlagen, und uns Schaden thun!
Drum in die See gesetzt werden sollt Ihr nun;
Mög' Euch Gott erretten, oder lassen verderben:
Denn bliebest Du am Lande, so müßten wir alle sterben."
23. Horn und die Gesellen, man nahm sie bei der Hand,
Man führet die zwölf Kinder hinunter an den Strand,
Man setzte s'in ein Schiffel, und stieß es auf die See:
Die Kindlein rangen die Hände, noch nie war es Hornen so weh.
24. Die See ging flutend, das Schiff trieb schnelle,
Einen Tag und Nacht lang, hin durch Wog' und Welle.
Es wußten nicht die Kinder, wo sie mochten schweben:
In den weiten Wassern gaben sie verloren das Leben.
25. Als Licht wieder anbrach, rief der junge Horn,
Zwischen seinen Gesellen im Schifflein saß er vorn;
Ausrief Horn der junge, und sprang auf, wo er saß:
„Ich höre die Vögel singen, und sehe wachsen das Gras.
26. Seid fröhlich Ihr Gesellen, unser Schiff ist zu Land!"
Da sprangen sie aus den Wellen, und setzten den Fuß an Strand.
Fort begann zu schwimmen das Schifflein, da rief Horn,
Horn, der junge König, im Südlande geborn:
27. „Habe guten Tag, Du Schifflein! Dich hetze nicht der Wind,
Dich netze nicht das Wasser! Habe sanfte Fahrt geschwind!
Wenn Du kommst nach Südland, grüß' Alle, die mir bekannt!
Grüß' eine gute Königin, Frau Gothild' ist sie genannt.
28. Dieselb' ist meine Mutter; die grüße von ihrem Kind!
Und dem Heidenkönige sage Du dort geschwind,
Dem Widersacher Christi, sag' ihm, ich sei zu Land:
Sag' ihm, er solle finden den Tod von meiner Hand!"
29. Daß Schifflein floß von dannen, die Kinder gingen fort;
Sie kamen, wo sie fanden vor einer Stadt einen Ort:
Da saß der König Eilmer von Westland, auf dem Plan.
Gott lohn' ihm seine Milde, die er an den Kindern gethan!
30. Er fragte, da er sie sahe, mit sanften Worten sie,
Woher sie kommen wären. „Fürwahr ich habe noch nie
Gesehen so schöne Gesellenschaft!" Horn sprach in hohem Muth:
„Wir kommen daher aus Südland, lauter gutes Christenblut.
31. Heiden haben gelandet, Christen erschlagen viel,
In Schifflein uns gesetzet, der wilden See zum Spiel.
Ein Tag ist vergangen, und ein anderer kommen:
Ohne Segel und ohne Ruder ist unser Schiff hingeschwommen.
32. Nun sind wir gekommen her in dieses Land.
Du magst nun uns binden, oder schlagen mit Deiner Hand!
Aber, wenn es Dein Will' ist, so zeige Dich uns gelind."
Da sprach der gute König: „Wie ist Dein Name, Kind?"
33. „Horn bin ich geheißen, Herr König, zu Befehl,
Begehrst Du mein zu Diener, Dir dien' ich ohne Fehl."
„Hornkind," sprach der König, „Du bist so zart und jung;
Du trägst für Deine Jugend einen Namen hell genung.
34. Ueber Berg' und Thale ist des Hornes Gang,
In des Königes Saale ist des Hornes Klang.
Horn, es soll Dein Name von Land zu Lande dringen,
Und Deine wundersame Schönheit die Westwelt bezwingen."
35. Hornkind war dem Könige über die Maßen werth;
Wes das Kind bedurfte, des wurd' es Alles gewährt.
Einem guten Meister gab es der Herr in die Zucht,
Daß er es lehrete Sitten und aller edlen Künste Frucht.
36. Athelbrus, der Hausmeister, hieß derselbige Mann,
Der an Königes Hofe Hornkind zu ziehn begann.
Er sparte ganzen Fleißes an seinem Zöglinge nie,
Davon an Seel' und Leibe dieser auch so herrlich gedieh.
37. Da wurden die zwölf Kinder mit ihm gezogen auch,
Sie lerneten nicht minder Hoffitt' und rechten Brauch.
Da ging den Andern allen doch so voran Kind Horn:
Sie mußten ihm nur nachwallen, er ging an der Spitze vorn;
38. So gethan war Hornkind, daß, die da nicht wußten,
Daß er Königes Kind sei, fast doch es denken mußten.
Eine Hand breit über die Andern aufragt' er von der Erde;
Was er über sie ragte an Zucht und edler Geberde,
39. War nach Händebreiten gar zu messen nicht.
Wie stralt' am Hof des Königes seiner Schönheit Licht!
Da liebte ihn auch am Hofe, wer ihn mochte schaun,
Von der niederen Zofe bis zu den hohen Fraun.
40. In jeder Pracht des Hofes das allerschönste Bild
War des Königes Tochter, mit Namen Rimenild.
Gestorben war die Mutter, sie war das einig Kind:
Sie war so lieb dem Vater, wie es einzige Kinder sind.
41. Rimenild, die junge, sie wagte nicht ein Wort
Zu reden mit Hornkind in den Hallen dort
Unter Königes Rittern bei Hoffestes Pracht:
Schweigend in ihrem Herzen trug sie ihn Tag und Nacht.
42. Da träumte der Guten zuletzt des Nachts ein Traum,
Wie sie schlafend ruht in ihrer Kammer Raum;

Horn sah sie da, den zarten, daß sie es Wunder nahm,
Wie er, ihr aufzuwarten, so frei in ihre Kammer kam.
43. An dem andern Morgen sandte sie sofort
Dem Hausmeister Athelbrus, und entbot ihm das Wort,
Daß er seinen Zögling, Horn den jungen, nähme,
Und mit ihm zur Kammer der königlichen Jungfrau käme.
44. Nun laßt Euch von den beiden Gesellen aber sagen,
Die Hornkind am meisten an seinem Herzen lagen;
Davon das Lamm der Eine, der andre war der Wolf.
Athelbrus, der Hausmeister, sprach zu Hornkinds Gesell Atholf:
45. „Du sollst mit mir zur Kammer an Hornkinds Stelle gehn."
Er nahm ihn mit von dannen, er mußt' es lassen geschehn.
Hinein zu der Jungfrau führt' er ihn bei der Hand,
In die dunkle Kammer, wo sie minneverzaubert stand.
46. Da schlug die Sinnesarme in ihrem trunknen Wahn
Um ihn die beiden Arme, den Liebsten zu empfahn.
Sie wähnte, Horn zu halten, in ihrem süßen Schmerz:
Vor minniglichen Gewalten wuchs ihr gegen ihn das Herz.
47. In ihren weißen Händen ihn haltend, sprach sie da:
„Lange genug geliebet, o Horn, hab' ich Dich ja.
Sage nun Deine Treue mir zu in meine Hand;
Ich setze Dir dagegen meiner Lieb' allerhöchstes Pfand."
48. So still, als er nur mochte, sprach da mit leisem Wort
Athulf in ihre Ohren: „Sprich nicht weiter fort!
Halte Deine Rede! Horn ist nicht hierin.
Ich bin sein Geselle, Athulf, wie ungleich ihm ich bin.
49. Horn, der junge, ist schöner an einem Fingerglied,
Als ich am ganzen Leibe, wer uns beisammen sieht.
Wär' Horn unter der Erde, oder tausend Meilen von hier,
Er sollte, ohne Gefährde, unbetrogen sein von mir."
50. Sich wendete Rimnilde, da sie das Wort vernahm,
Von heißer Zorneswilde entflammt und von Scham.
So sprach sie zu Athelbrus: „Athelbrus, Du böser Dieb,
Geh' aus meiner Kammer, und werde mir nimmer lieb!
51. Böse Scham befalle und schmähliche Röthe Dich,
Willst Du nicht reden lassen mit Hornkinde mich."
„Gnade, Frau und Königin, sprach Athelbrus mit Bedacht:
Höret, warum ich Hornkind nicht habe hergebracht.
52. Hornkind ist schön, man findet seines Gleichen nicht im Land;
Ihn gab der gute König in meine Hut und Hand:
Ich sorgt', er würd' uns strafen. Erlaß mir Deinen Zorn:
Ich will, o Frau und Königin, herbei holen den Horn."
53. Hinging Meister Athelbrus, und an Hornkindes Stelle
Nahm er den Knaben Figold, und führt' ihn zu der Schwelle.
„Du sollst an Hornkinds Stelle eingehn zur Königsmaid;
Du darfst Dich nicht verrathen, es würde uns Beiden leid."
54. Das ließ der Ungetreue gesagt sich sein, und ging
Hinein gar ohne Scheue. Hört, wie ihn die Maid empfing!
Es schlug die Sinnesarme in ihrem trunknen Wahn
Nicht um ihn her die Arme, den Liebsten zu empfahn.
55. Sie konnte wohl erkennen, daß es der Falsche war;
Sie stieß mit Zorns Entbrennen ihn von sich ganz und gar.
Sie stieß ihn aus der Kammer zum Meister Athelbrus;
Der führte den Beschämten von dannen mit Verdruß.
56. Er fürchtete das Zürnen der jungen Königin;
Ihrem Blick entweichend, schweigend ging er hin,
Und sprach zu sich im Herzen: „Zu stillen ihren Zorn,
Muß ich nun in Wahrheit herbei holen den Horn."
57. Hin ging Meister Athelbrus, und fand Horn in der Halle
Wein vor dem Könige schenken mit Schalle.
Zu ihm sprach er leise: „Geh, junger Horn, geh hin!
Du sollst eingehn zur Kammer der jungen Königin."
58. Horn, wie er das hörte, hielt er in der Hand
Den vollen Becher zitternd, der Wein lief übern Rand.
Hin vor die junge Königin trat der junge Horn;
Da ward der Maid im Herzen gar wenig rege der Zorn.
59. Er ließ vor ihr zu knieen sich nieder auf den Plan,
Die Kammer fing zu leuchten von seiner Schönheit an.
„Wohlergeh' Dirs, Königin, Dir sammt Deinen Jungfrauen!
Mich schickt unser Haushofmeister, nach Deinem Willen zu schauen."
60. Aufstand Maid Rimenilde, wo sie gesessen war;
Die Farb' auf ihren Wangen entzundte sich so klar,
Wie am Himmel brennet das feuchte Morgenroth,
Da Hornkinde, dem jungen, ihren ersten Gruß sie bot.
61. In ihren weißen Armen hielt sie ihn minniglich:
„Lange genug geliebet, o Horn, hab' ich Dich.
So sage nun Deine Treue mir zu in meine Hand;
Ich setze Dir dagegen meiner Lieb' allerhöchstes Pfand."
62. Mit ihren rothen Lippen sie küßt' ihn an den Mund.
„Willkommen!" sprach die Jungfrau, „willkommen von Herzensgrund!
Am Abend und am Morgen, das wisse sicherlich,
Trag' ich tausend Sorgen und tausend Noth um Dich.
63. Um Dich, hab' ich, Hornkind, Schlaf nicht noch Ruh:
Meine langen Sorgen büße mir Du!
Pflichte mir Deine Treue, und schließe mit mir den Bund"
Da hub sie an aufs Neue ihm zu küssen den Mund.
64. Horn gedacht' im Herzen, was er ihr sollt' antworten.

„Gebe Christ vom Himmel Dir Freuden allerorten
An Deinem Ehgemahle, in welchem Land er sei!
Ich bin des Königes Fündling, und sein Diener dabei.

65. Wie könnt' er mich vermählen Dir nach Fug und Recht?
Es wäre nicht schöne Heirath zwischen König und Knecht."
Weh ward Rimenilden, da sie das Wort vernahm;
Sie begann zu siechen, ihre Arme sanken hin vor Gram.

66. Sie fiel ohnmächtig nieder; Horn hub sie auf.
Er nahm sie in die Arme, und küßte sie darauf:
„Hilf mir, Theure, Süße! holdes Frauenbild,
Daß ich werde zum Ritter geschlagen, o Rimenild!

67. Kehret meine Knechtheit sich in Ritterschaft,
Dann will ich mich aufschwingen zu Dir mit aller Kraft."
Rimenild, die junge, aus ihrer Ohnmacht kam,
Als sie von ihrem Trauten den schönen Gruß vernahm.

68. „Trage mir auf dieses die Schal' hier und den Ring
Zum Hausmeister Athelbrus, und sag' ihm den Beding:
Ich bitt' ihn, daß er'm Könige falle für Dich zu Fuß,
Und ihn um Schwertschlag bitte, der Dich zum Ritter machen muß."

69. Hornkind nahm Urlaub, der Abend war nah,
Hinging er zu Athelbrus, Alles sagt' er ihm da,
Wie es war ergangen, seine und ihre Noth:
„Das ist, worauf Dir, Meister, ihren Lohn die Maid entbot."

70. Alsogleich trat Athelbrus, der Meister, in die Halle:
„Hör' eine gute Rede, die, König, Dir gefalle!
Morgen ist Dein Festtag, laß Dirs nicht werden Zorn:
Ich rathe Dir, o König, daß Du zu Ritter machest den Horn."

71. Da sprach der gute König: „Wohl zu thun ist das!
Horn gefällt mir, Ritter ziemt zu sein ihm baß.
Den Schwertschlag will ich ihm geben, und es so bestellen:
Selbst soll er mir zu Rittern schlagen seine zwölf Gesellen."

72. Lang' däucht' es König Eilmern, bis der lichte Tag aufging.
Der Tag kam aufgegangen, da Horn den Schwertschlag empfing.
Hornkind ging, der Ritter, zu Rimenilds Kammer ein.
Hei, wie da seine Schönheit erst jetzt gab rechten Schein!

73. „Ritter, nun denke, was Du gelobet hast!
Nimm von meinem Herzen der sehnenden Sorgen Last!
Du hast nun Deinen Willen, so nimm zu Weibe mich,
Denn zu Manne begehr' ich Keinen auf der Welt, als Dich."

74. „Rimenild, sei stille, minnigliche Maid!
Allen Deinen Willen zu thun, bin ich bereit.
Doch eh' das mag geschehen, muß ich mit Speer ausreiten,
Und prüfen meine Ritterschaft mit ritterlichem Streiten.

75. Wir sind junge Ritter heut geschlagen worden;
Für eine Maid zu streiten ziemt wohl Ritterorden,
Eh' sie sich zu Weibe nehm' ein junger Held:
Noch heute mit meinen Waffen will ich mich zeigen zu Feld."

76. Sie sprach: „Ich will Dir glauben. Habe diesen Goldring Dir!
Eingegraben stehet auf dem Reifen hier:
Rimnild, Dein Lieb', die junge! der Ring hat solche Kraft,
Daß Böses desto minder an Dir kann finden Haft.

77. Nirgends geschlagen werden kannst Du mit Verrath,
So Du meiner denkest beim Ringe früh und spat."
Er nahm den Ring mit Freuden und ihren Kuß dazu;
Die Jungfrau schloß mit Thränen die Kammer hinter ihm zu.

78. Die Ritter an dem Hofe unter lautem Schall
Gingen zu Königes Tische: Horn ging zu Stall.
Horn ging gerüstet vom Kopfe bis zum Fuß;
Heraus zog er sein Schwarzroß, und bot ihm einen Gruß.

79. Er streichelt' es mit Händen. Wie bald er drauf sich schwang!
Die Rüstung um die Lenden gab einen freudigen Klang.
Das Roß begann zu springen, es sprang, wie ein Pfeil;
Horn begann zu singen, er ritt mehr, denn eine Meil.

80. „Nun gebe Gott vom Himmel, und mein gutes Glück,
Daß mir bald begegne mein erstes Ritterstück!"
Da sah er ein Schiff mit Heiden stehn an des Meeres Buchten,
Und fragte sie bescheiden, was sie da zu Lande suchten.

81. Ein Hund sprach kühne Worte: „Wir wollen dies Land gewinnen,
Und erschlagen zu Tode Alles, was lebt darinnen,
Wie wir einst es haben gethan dem König Allof;
Sein Sohn ist Knecht geworden an fremden Königes Hof."

82. Horn griff zum Schwerte, das Wort ihm zu büßen:
In seines Vaters Namen legt' er's Haupt ihm zu Füßen.
Er dacht' an seinen Vater, und ging auf die Heiden ein;
Er gedacht' an seine Mutter, wie sie wohnte im hohlen Stein.

83. An seinen Goldring sah er, und dacht' an Rimenild;
Da sah man erst ihn männlich sich halten unterm Schild.
Er schlug auf all' die Heiden mit gutem Schwertes Hieb:
Ich kann es Euch bescheiden, daß da wenig über blieb.

84. Als die Heiden alle er liegen sah im Feld,
Rief mit lautem Schalle der siegreiche Held:

„Vorkost sei dieses eines reichen Mahles,
Das ich will anrichten zur Lust meines Stahles,
85. Wann ich werde fahren heim einst in mein Land,
Und es werde denen vergelten mit meiner Hand,
Die auf die See mich setzten, und den Vater mir schlugen.“
Da rüttelt' er sich zurechte seiner Panzerringe Fugen.
86. Somit fuhr er zu Lande heim zu des Königs Haus:
„Heil Dir sammt allen Rittern, Herr König, ich ritt heut aus,
Und fand ausländischer Männer ein Schiff voll, die waren Heiden,
Die wollten Dich, o Herr König, von Deinem Reiche scheiden.
87. Ich habe sie erschlagen, mein Schwert hat nicht gefehlt,
Die Todten liegen draußen, ich habe sie nicht gezählt.
Das Haupt von ihrem Meister, König, bring' ich Dir hier;
Das nimm zu einer Gelte des Ritterschlages von mir.“
88. Früh am andern Morgen der König wollt' ausreiten
Mit Roß und Jagdgesellen in den Wald, den weiten.
Der König ritt vorm Zuge, an seiner Seite ritt
Figold voll falschem Truge; Horn ritt nicht mit.
89. Da redete zum Könige Figold aus Neid, und sprach:
„Ich warne Dich, König Eilmer! Horn sinnt auf Deine Schmach.
Er liegt bei Deiner Tochter in ihrer Kammer jetzt;
Du hüte Dich, bevor er an Ehren noch mehr Dich verletzt!
90. Er will zu Deiner Tochter Dir nehmen auch das Reich.“
Der König, da ers hörte, ritt heim im Zorn sogleich,
Und trat in Rimnilds Kammer. Sein Zorn war groß:
Horns Haupt fand er liegen in Maid Rimenildens Schoß.
91. „Horn, Du fauler Fündling, geh aus von meiner Flur,
Von Rimnild, Deiner Buhle, und laß mich Deine Spur
Nicht hier im Lande finden! Du hast hier Nichts zu thun:
Du sollst nicht mehr im Schoße der jungen Königin ruhn.“
92. Horn, da er vernommen Königes Eilmers Wort,
Ohn' ein Wort zu sagen, zum Stalle ging er fort;
Aufnahm er den Sattel, und legt ihn auf das Pferd,
Aufband er sich die Brünne, und gürtete sich um das Schwert.
93. Aus dem Hof ging Hornkind ein durch Thor und Saal,
In Rimenildens Kammer zu stehn zum letztenmal.
„Frau! Ich muß nun fahren in fremde Länder fort;
Volle sieben Jahre will ich wohnen am fremden Ort.
94. Ist Jahr um, das siebente, und komm' ich weder dann,
Noch sende Dir einen Boten; so nimm einen Mann,
Und harre mein nicht länger! Jetzt fah in Deine Arme
Mich, und küsse mich lange!“ sprach der junge Freudenarme.
95. „Hornkind,“ sprach Rimenilde, „Dir bleib' ich treu und hold:
Nimm an Deinen Finger noch diesen Ring von Gold,
Trag' ihn zu dem andern, den Du schon von mir hast,
Oder wirf weg die beiden, wenn sie Dir werden zur Last.
96. Dieses Ringes Steine haben solche Kraft:
Wenn an der Farben Scheine sie werden wandelhaft,
Der Ein' hier, wenn er blasset, wisse, dann bin ich todt;
Untreu bin ich geworden, wenn der andre da wird roth.“
97. „Rimenild,“ sprach da Hornkind, „Dein bleib' ich immerdar:
Es steht ein Baum im Garten, drunter ein Brunnen klar.
Zu dem klaren Brunnen geh mir zu Liebe hin
Täglich, und sieh ins Wasser nach meinem Schatten drin.
98. Wenn Du keinen Schatten siehst in der Wasserfluth,
So wisse, daß ich geändert nicht habe meinen Muth;
Aber wenn Du im Wasser siehst meinen Schatten nahn,
So denke, daß ich der Liebe für Dich mich abgethan.“
99. Hornkind und Maid Rimnilde halsten und küßten sich,
Und weinten aus ihren Augen zusammen schmerzentlich.
Da schied Horn, der junge, von Rimenilden fort:
Ohnmächtig hingesunken blieb Maid Rimenilde dort.
100. Horn kam auf seinem Rosse geritten an den Strand;
Ein Schiff sucht' er zu Miethe, und fuhr aus Westenland.
Der Wind trug ihn an Küsten, den Fuß setzt' er an Land,
Wo er zwei Königsöhne an dem Wege stehen fand.
101. Sie führten ihn zur Halle; Horn neigte sich zu Fuß
Dem guten Könige Thurston, und bot ihm seinen Gruß.
Sie sprachen da zum Könige: „Wir haben draußen am Strand
Gefunden diesen Helden, dem vertraue Du Dein Land!“
102. Thurston hieß ihn willkommen, er sah ihn an und pries
Die Schönheit seines Gastes, und fragt' ihn, wie er hieß.
„Gutmut bin ich geheißen,“ sprach Hornkind so frei.
Der König mußte bekennen, daß es ein guter Name sei.
103. Auf Christmeß war es eben, der König hielt ein Fest;
Da kam gerennt ein Bote: „König, ich melde Dir Gäst'!
Heidenkönige fünfe sind gekommen in Dein Land;
Ihrer Einer will fechten gegen dreier Ritter Hand.
104. Und Morgen sei das Fechten, früh, wann die Sonn' aufgeht.“
Da sprach der König Thurston: „Das ist schlimmes Christgebet.
Es fordern die übeln Heiden von mir einen Zoll;
Wer kann mirs recht bescheiden, wie ich den ihnen entrichten soll?“
105. Horn saß hinterm Tische, und sprach ein Wort so frei:
„Wollen die Heiden sich stellen Einer gegen Drei,

Was ziemt da einem Christen! Ich stelle mich ihnen allen:
Sie sollen vor meinem Schwerte mit einander zu Tode sich fallen."

106. Früh wachte König Thurston, und hatte schweren Muth;
Horn Gutmut ging vom Bette und wappnete sich gut.
Er kam zum König Thurston: „Nun König, komm zu Feld,
Und sieh zu, wie die Heiden wir bezahlen mit christlichem Geld."

107. Sie ritten aus im Zwielicht auf eine Wiese grün;
Sie fanden drauf halten einen Riesen kühn.
Er stand bei seinen Gesellen, und wartet' auf den Tag.
Horn bot ihm guten Morgen mit einem gewaltigen Schlag.

108. Zu Boden fiel der Riese von Eines Streiches Wucht;
Da wollten seine Gesellen sich wenden schon zur Flucht,
Wie sie ihren Meister so fast erschlagen sahn.
Der Riese sprach am Boden: „Du hast mir wehe gethan!"

109. Er schlug mit seinem Schwerte noch einen Riesen durchs Herz,
Da erst flohn nach den Schiffen die Heiden allerwärts.
Sie wollten von ihren Schiffen Horn, Held Gutmut, scheiden;
Da wurden des Königs Söhne dabei erschlagen von den Heiden.

110. Ungemuth ward Gutmut, da er sie fallen sah;
Da schlug er so auf die Heiden, daß alle fern und nah
Lagen in kurzer Stunde: sein Arm nahm gute Rache
Für König Thurstons Söhne und für seine eigene Sache.

111. Sehr trauerte König Thurston, da man die Söhn' ihm trug
Auf Bahren her zur Halle; man klagte um sie genug.
Darauf mit reichen Ehren in Eine Gruft hinein
Begrub man sie zusammen, unter eine Kirche von Stein.

112. Da rief der König Thurston seine Ritter zu sich her:
„Gutmut, wo Du nicht wärest, — also redet' er,
Lägen todt wir all'! Du bist so kühngemuth:
Ich mache Dich zum Erben von allem meinem Gut.

113. Mir sind die Söhn' erschlagen, die ich liebte sehr;
So hab' ich eine Tochter, so schön gibts keine mehr,
Maid Swanild die schöne, leuchtend wie Sonnenschein;
Die geb' ich Dir einst zum Weibe, und Du sollst hier König sein."

114. Horn, sich nennend Gutmut, wohnt' im Lande dar
Volle sechs der Jahre, es kam das siebente Jahr;
Er sandte keinen Boten zu Rimenilden hin:
Es mochte Niemand wissen, wie ihm da wäre zu Sinn.

115. In Westland Maid Rimnilde in großen Sorgen saß;
Sie wußte nicht, ob Hornkind in der Fremde sie vergaß.
Da gehrte ihrer zu Weibe ein fremder König zuletzt;
Ihr Vater wollt' es nicht hindern, kurz war die Frist gesetzt.

116. Früh an einem Morgen Horn ritt aus zu Wald,
Da sah er an dem Wege einen Boten stehn alsbald.
„Sag an, guter Geselle," sprach Horn, „was suchst Du hier?"
„Das will ich in kurzen Worten, Herr, Euch berichten schier.

117. Ich komme daher aus Westland, ich suche den Ritter Herr Horn;
Maid Rimenilden, die junge, nagt scharfen Schmerzes Dorn.
Sie quält sich Tag und Nächte, gar siech ist ihr der Leib:
Bis Sonntag soll sie werden eines Herrn Königes Weib."

118. Horn, da die Kund' er hörte, wie traf sie sehr sein Herz!
So groß war da sein eigner, als Rimenildens Schmerz,
Die Augen mußten ihm weinen; er sah auf seinen Ring,
Mit den zwiefarbigen Steinen, den er dort zuletzt empfing.

119. Er sahe, daß der Eine da nicht erröthet sei;
Und, daß sie treu ihn meine, erkannt' er wohl dabei.
Er sahe durch die Thränen den andern an, und fast
Wollte dabei ihm wähnen, als ob dieser sei erblaßt.

120. Er sprach gerührt im Herzen: „Das hab' ich wohl gewußt,
Daß Du die Treue würdest bewahren in Deiner Brust,
Rimnild, und drum nie würde der Stein da werden roth;
Der hier, daß blaß er würde, das hat mir aber gedroht."

121. Da dachte er auch des Brunnens, zu dem sie sollte gehn,
Die Maid, und nach dem Schatten des Liebsten drinnen sehn:
„Du bist wohl oft gegangen, und hast dort in dem Born
Geschaut nicht ohne Bangen, den Schatten zu sehn von Horn;

122. Und hast darin nur immer gesehn Dein eignes Bild.
Der Schatten soll auch nimmer, süß Lieb, o Rimenild,
Dir kommen anzumelden die Untreu seines Herrn:
Kommen will ich Dir selber, und alle Schatten seien fern."

123. Er brach sein leises Sinnen, zum Boten sprach er schnell:
„Heil Dir und Deiner Botschaft! Du bist am Ziel, Gesell!
Den Du durch Well' und Wasser, den Du durch Busch und Dorn
Gesucht, zu See und Lande, vor Dir stehet Horn.

124. Kehr' um, getreuer Bote zu Rimenild, der Maid,
Die am nächsten Sonntag, so nah ist ihr das Laid,
Freien will ein Herr König; sie stell' ihr Trauern ein!
Sonntag vor Kirchenläuten, sag' ihr, will ich bei ihr sein."

125. Weit aus an Meeresufer schaute Maid Rimenild,

Ob Horn sie säh' herkommen unter Helm und Schild;
Da sah sie ertrunken hertreiben an den Strand
Ihren ausgesandten Boten; o wie sie die Hände wand!

126. Hinein vor König Thurston ging Horn, und Gruß ihm bot,
Er sagt' ihm seinen Namen, und sagt' ihm seine Noth:
„Jetzo vergilt, o König, meine Dienste mir,
Und hilf mir Maid Rimnilden gewinnen, ich dank' es Dir.

127. Swanilden, Deiner Tochter, geb' ich andern Mann,
Den besten und den treusten, der Rittersnamen gewann."
Da sprach der König Thurston: „Horn, thu nach Deinem Fug."
Aussandt' er nach seinen Rittern; ihrer kamen da genug.

128. Horn hub auf die Fahrt sich mit tausend oder mehr.
Der Wind hub an zu blasen, das Schiff ging übers Meer.
Das Schiff in kurzen Stunden trug sie nach Westenland;
Sie strickten am Mast die Segel, und warfen die Anker am Strand.

129. Im Wald hieß er sie warten, Horn ging fort alleine.
Er kannt' ins Land die Wege. Wie sprang er über die Steine!
Des Weges kam ein Pilger, zu dem er grüßend trat:
„Pilger, Du sollst mir sagen: wo kommst Du daher aus der Stadt?"

130. Von einem Brautgelage komm' ich, es ist mir leid;
Ihr Lieb sei außer Landes, sprach eine betrübte Maid.
Ich konnt' es nicht ertragen, es anzusehen mehr;
Das ist eine traurige Hochzeit, die Braut weinet so sehr!"

131. Horn rief: „Daß Gott mir helfe! die Kunde mühet mich;
Laß uns die Kleider tauschen, Pilger, nimm meins an Dich!
Ich nehme Deinen Kittel. Ich muß noch heut Eins schenken
Drinnen zum Brautgelage, daß sie sollen des Horns gedenken!"

132. Horn schwärzte sich um die Augen, und nahm sich Kapp' und Stab.
Als er kam untern Thorweg, der Thorwächter wies ihn ab.
Also nahm ihn Hornkind, und warf ihn unter die Brücke,
Daß ihm die Rippen krachten; daß sie nicht brachen, war ein Glücke.

133. Horn ging in die Halle, und setzte, wo man trank,
Sich hin zu allerhinterst, auf die Bettlerbank.
Mit seiner schwarzen Nase schaut' er im Saal sich um;
Rimnilden sah er sitzen, sie saß, als wäre sie stumm.

134. Vom Sitz auf stand Rimnilde, zu schenken Meth und Wein;
Einen Becher trug sie in den Händen, und goß den Trank darein.
Rittern und den Knappen schenkte sie edlen Trank;
Horn saß tief im Grunde, so hart däucht' ihm die Bank.

135. „Wende, schöne Königin, wenn Du Gottes Huld begehrst,
Hieher Dich, und schenke! Die Bettler kommen zuerst."
Den Becher setzte sie nieder, und schenkt' ihm braunes Bier
In einen Krug, sie wähnte, ein Säufer sei es schier.

136. „Da nimm den Krug, und trinke auf Einen Zug ihn aus!
Noch nie so kühnen Bettelmann sah ich in meinem Haus."
Horn gab den Krug den Bettlern, seinen Gesellen, hin:
„Kein Bier will ich aus Krügen trinken, schöne Königin!

137. Sondern aus dem Becher will ich trinken Wein.
Du denkst, ich sei ein Bettler; doch muß ich ein Fischer sein.
Meinen Fang zu holen, komm' ich nach Westenland;
Mein Netz liegt hier gar zierlich in einer schönen Hand.

138. Ich hab' es liegen lassen, es geht ins siebente Jahr;
Was es mir hat gefangen, will ich nun nehmen wahr.
Ich will hier mit dem Netze thun einen guten Zug;
Zu fischen bin ich gekommen, ich trink' aus keinem Krug."

139. Maid Rimenilde begann ihn anzusehen;
Ihr Herz erschrak mächtig, sie konnt' es nicht verstehen.
Sie reicht ihm dar den Becher, und sprach mit holder List:
„Nun trinke Wein, mein Fischer, und sage, wer Du bist!"

140. Horn trank aus dem Becher, süß ward ihm der Mund;
Seinen Ring von Golde ließ er auf den Grund
Des Bechers niederfallen. „Besieh, o Königin,
Was Du im Becher findest, und frage nicht, wer ich bin."

141. Da ging in ihre Kammer die Königin zur Hand,
Mit ihren vier Jungfrauen, den Ring von Gold sie fand,
Den Hornkind von ihr hatte, ihr Schreck war nicht gering:
„Hornkind ist gestorben; denn das ist sein Ring."

142. Eine Jungfrau sandte sie nach dem Pilger hin.
Horn, der unerkannte, trat vor die Königin.
„Sage mir, treuer Pilger, den Ring, den Du hast
In den Trank geworfen, wo nahmst Du ihn, fremder Gast?"

143. „Von eines Mannes Finger hab' ich den Ring genommen;
Sein Schmerz war kein geringer, was mochte das ihm frommen?
Er klagt' aus traurigem Herzen, als durch den Wald ich ging;
Er lag in Todesschmerzen, da nahm ich ihm vom Finger den Ring.

144. Ich hörte laut ihn klagen, er dauerte mich sehr:
An seinem Finger tragen dürf' er den Ring nicht mehr.
Maid Rimnild sei geheißen, die er sich hab' erwählt;
Von ihr trag er den Reifen; nun solle sie sein vermählt.

145. Hornkind sprach's, und drückte in seine Kappe tief
Die Augen, die ihm weinten. Maid Rimenilde rief:
„Birst, Herz, in meinem Leibe! Hornkind ist nicht mehr,
Der zu allen Zeiten Dich hat gepeinigt so sehr."
146. Damit fiel sie aufs Bette; Ihr Peiniger, der stand hier.
Sie rang in ihren Schmerzen; ihm war so weh, als ihr.
Sie verlangte nach einem Messer, nach einem Messer, das schnitt,
Zu erstechen den Bräutigam und sich selber damit.
147. Sie setzt' ans Herz das Messer, so groß war ihr Harm,
Aufschrien alle Jungfrauen, Horn fiel ihr in den Arm;
Horn drückte sie an sein Herze, hinwarf er Kutt' und Stab,
Und wischte sich die Schwärze von seinem Antlitz ab.
148. Er stand vor seiner Lieben mit hellem Angesicht:
„Theure Lieb', Maid Rimnild, erkennst Du mich nicht?
Wende Deine Trauer, küsse mich: ich bin Horn!
Horn, Dein Getreuer, zu Deinem Dienste geborn."
149. Sie sah ihm in die Augen, ihr Herz durchfuhr ein Schein;
Sie sah's, und konnt' es nicht glauben, daß er es mußte sein.
Da durfte sie doch nicht zweifeln, und auch nicht zaudern gar:
Sie nahm ihn an ihr Herze, und erkannte, daß Horn es war.
150. Sie halsten sich und küßten, Freude ward ihnen kund;
So lang sie's mochte lüsten, küßten sie Mund an Mund.
Da wich ein langer Jammer aus zweier Herzen Grund:
Von Küssen und süßen Grüßen wurden da zwei Kranke gesund.
151. „Horn, o Du viel böser, wie thatest Du das an mir?"
„Sei still, süß Lieb, Maid Rimnild, Alles das büß' ich Dir.
Nicht sollst Du hier mit Messern mir fechten, süße Maid:
Sollt' ich dazu nicht bessern Stahl haben, es wäre mir leid.
152. Jetzund laß mich gehen, und die Arbeit thun:
Wenn es ist geschehen, will ich bei Dir ausruhn."
Er wand sich ihr aus den Armen, und ging dahin so beherzt;
Ausging er durch Thor und Wachen, unbekuttet und ungeschwärzt.
153. Horn ging zu Walde; aus ihrer Kammer ging
Maid Rimnild auf zur Warte, wo Athulf sie empfing.
Er empfing sie so traurig. „Athulf, nun freu' Dich mir!
Horn ist gekommen! Ich sage Dir: Horn ist hier!"
154. „Ich wollte, daß ers wäre! so kann ers leider nicht sein.
Du sagst mir fremde Mähre. Wer hätt' ihn gebracht herein?
Vom Morgen bis zum Abend steh' ich auf dieser Stell',
Und spähe zu Land und Wasser;" sprach Athulf, der treue Gesell.
155. „Und Nichts kann ich erspähen bei Tag und in der Nacht.
Ich fürchte, Horn der Gute, ist längst ins Grab gebracht."
„Ich sage Dir, Horn ist lebendig, lebendiger ist er, als je!
Geh', eile zu jenem Walde, und frage mich hier nicht meh!
156. Dort liegt Horn im Walde mit guten Gesellen genug."
Athulf, wie er alsbalde da rannte fort im Flug!
Sein Herz schien ihm zu brennen; er glaubte nicht das Wort,
Und mußte doch fortrennen; da blieb Maid Rimenilde dort.
157. Wie zittert ihr's im Herzen! herreiten sah sie den Horn,
Gewappnet in hellen Erzen, an seinem Geschwader vorn.
Athulf ritt ihm zur Seite, gut tummelt er fremdes Roß.
Sie kamen zu offnem Streite alle daher geritten aufs Schloß.
158. Horn von seinem Gaule sah zur Zinn' hinan;
Rimnild, seine Traute, sah er stehn daran.
So zag sah sie hernieder, so keck rief er und laut:
„Nun Ritter, helfet mir werben! dort oben steht die Braut."
159. Da ward an Thor und Thüren gethan ein harter Sturm;
Das Schüttern konnte spüren die Braut auf ihrem Thurm.
Da drangen ein die Helden mitten ins Königshaus,
Und sandten, sich anzumelden, nicht erst Boten voraus.
160. Da hub im Hochzeitsaale ein wilder Brauttanz sich:
Horn in blankem Stahle tanzte meisterlich.
Die Braut, um die man tanzte, war da gar nicht im Haus:
Sie hörte den Schall der Tanzenden bis auf ihre Wart' hinaus.
161. Als sie das Klirren hörte, nicht leicht war's ihr zu Sinn;
Nicht schwerer wär's ihr gewesen, und wäre sie mitten drinn.
„O das ist wilde Weise, die da wird angestimmt:
Gott hüte meinen Tänzer, daß er keinen Schaden nimmt."
162. Der Tänzer ohne Schaden zu nehmen, tanzte gut;
Das kam von seiner Minne, und auch von Gottes Hut:
Der Tänzer, ohne Schaden zu nehmen, tanzte schnell;
Ihm konnt' es gleichthun Keiner, als Athulf, sein Gesell.
163. Horn nach zweien Königen spähte nun im Reigen,
Ob sie im lauttönigen Tanz ihm sich wollten zeigen.
Brautvater war der Eine, nach dem er umgeschaut,
Der andre war der Bräutigam, dem er streitig machte die Braut.
164. Ihm kam der König Eilmer, den schob er sacht beiseit;
Ihm kam der andre König, mit dem trat er an Streit.

Da hub der junge Herr König, der Bräutigam, an zu fragen,
Was jener von ihm wollte? das sollt' er ihm doch sagen.
165. Ihm sagt es Horn mit Worten: „Ich will Deine Braut;
Und willst Du sie nicht lassen, so laß mir Deine Haut."
Er sprach: „Die ließ' ich wirklich unlieber noch, als die Braut;
Doch will ich auch die nicht lassen, eh' man in Stücke mich haut."
166. „Nun wohl, junger Herr König, so mußt Du an den Tanz:
Es tanzt sich um einer Königin hochzeitlichen Kranz.
Ich fürchte, Du bist zur Brautschau zu schlimmer Stunde gekommen:
Wenn heut Du diese verlierest, wirst Du nie von keiner genommen."
167. Da wehrt er sich doch besser, als man es hätte geglaubt;
Nichts mochte das ihm helfen: Horn schlug ihm ab das Haupt.
Ab schlug ers, daß es tanzte hin durch das Königshaus.
Horn rief zu den Gästen: „Der Tanz ist nun aus."
168. Da ward mit allen Andern ein Friede bald gemacht;
Wer todt lag in der Halle, ward hinaus gebracht.
Auf einen Sessel nieder ließ sich Ritter Horn,
Und bat zuzuhören seinen Worten ohne Zorn:
169. „Vernimm, o König Eilmer, jetzt meine Rede recht.
In Südland bin ich geboren, königlich ist mein Geschlecht.
König Allof, mein Vater, ward von den Heiden erschlagen;
Da ward ich sammt den Zwölfen im Schifflein hergetragen.
170. Du machtest mich zum Ritter, Du seist dafür gelobt:
Ich habe meine Ritterheit durch Ritterthat erprobt.
Du triebst mich aus dem Lande, Verräther schaltest Du mich:
Du wähntest, ich wollte verderben an Deiner Tochter Dich.
171. Du fürchtetest, ich sänne, woran ich nie gedacht;
Fast hättest Du in Schaden mich und Dein Kind gebracht.
Wenn ich nicht hätte bestanden den übeln Bräutigam:
Ich fürcht', es hätte mich selber sammt ihr getödtet der Gram.
172. So nimm mich denn, o König, zu Deinem Eidam an,
Doch eh' nicht, bis als König ich selbst mich kund gethan:
Ich verrede zu liegen bei meiner Königin,
Eh' ich mein Reich gewonnen, und Südlands König bin.
173. Das soll nicht anstehn lange: sogleich sollst Du mich sehn,
Von dannen in mein Erbe mit diesen Rittern gehn
Willst Du dazu noch einige mir leihn, so dank' ich's Dir;
Indeß hab' in Verwahrung die Perle meiner Kron' allhier.
174. Das Land will ich erst haben, den Vater rächen auch,
König sein, und üben königlichen Brauch:
Dann soll Rimenilde, das ist mein Bescheid,
Liegen bei Horn, dem Könige, die königliche Maid.
175. Aber, derweil wir sprechen, wo bleibt sie denn, die Braut?"
Da ward sie in die Halle hergehend angeschaut,
Wie am geklärten Himmel nach blutigem Morgenroth
Hergeht die lichte Sonne. Wie da ihren Gruß sie bot,
176. Todt konnte da Niemand liegen, wär's nicht zuvor geschehn;
Ihr sah man Horn, den jungen, freudig entgegen gehn.
Er führte vor ihren Vater sie selbst an seiner Hand.
Wie da vorm alten Könige das Paar, das jugendliche, stand!
177. Man mochte sie wohl erkennen recht für ein Königspaar.
Da sprach der König Eilmer, scherzend sprach ers: „Fürwahr,
Ich hab' einst einen Ritter gescholten hier im Zorn;
Aber ich hab' in Wahrheit nie gescholten den König Horn.
178. Wie könnt' ich Horn, den König, gescholten haben je,
Den ich zum erstenmal mit Augen heute seh'?
Den König Horn zu schelten, kam nie mir in den Sinn,
Noch ihm sein Freien zu wehren um eine Königin."
179. Da kamen nach der Reihe die Ritter und die Herrn,
Und brachten Glückwunsch alle dem schönen Paare gern.
Da kam auch der alte Hausmeister Athelbrus,
Und wollte seinem Zöglinge Horne sich neigen zu Fuß.
180. Der junge Reck', es wehrend, umarmte da den Greis;
Er dankt' ihm ganz besonders für allen seinen Fleiß,
Den er mit großen Mühen stets hatt' an ihn gelegt,
Und ihn so manche Tage gelehret und auch gepflegt.
181. „Und daß von dieser Stelle, mein Meister Athelbrus,
Einst zu Maid Rimnilds Schwelle Ihr lenktet meinen Fuß,
Das dank' ich Euch noch höher, als was Ihr mir sonst gethan:
Denn nur von diesem Schritte hebt all mein Glück sich an."
182. Da bat ihn doch der Meister, zu sprechen nicht zu laut:
„Was nützt' es, wenn es hörte der Vater der Braut?"
Da kamen auch die Zwölfe, und ließen sich aufs Knie
Vor Horn, ihrem Könige. Wie gerne sah er alle sie!
183. Athulfen doch am meisten, den er so treu befand,
Und der ihm beigestanden mit seiner tapfern Hand
Hatte vorhin im Kampfe. „Athulf, treuer Gesell,
Du halfest mir gewinnen die Braut an dieser Stell.

184. Nun warte nur ein wenig, bis wir in Südenland
Erst erobert haben mit unserer Beider Hand
Für mich ein Hochzeitbette, dann sollst Du Dir zum Lohn
Eine Braut auch haben, die hat das ihrige schon.
185. Sie ist geheißen Swanild; Du sollst, o Freund, gestehn,
Daß sie der Königin Rimnild wohl darf zur Seite gehn."
Wie freute sich der treue, da er den Gruß vernahm!
Figold, der ungetreue, wollte vergehn vor Neid und Scham.
186. Da ging der Horn zu Schiffe: er fahre dahin mit Glück!
Er nahm mit sich Athulfen, Figolden ließ er zurück.
Mit einem Ungetreuen ist man allweg übel gestellt.
Man mag zu Haus ihn lassen, oder ihn mitnehmen zu Feld.
187. Das Schiff strengte die Segel, mit Macht blies der Wind,
Ueber des Meeres Spiegel tanzten sie hin geschwind.
Vor dem fünften Tage war die Fahrt vollbracht;
Aus an Südlands Küste stieg Horn um Mitternacht.
188. Athulf, seinen Gesellen, nahm er bei der Hand;
Sie gingen von den Wellen hineinwärts in das Land.
Da fanden sie einen Ritter schlafen unterm Schild;
Er hatt' ein Kreuz am Schilde, er schien ein edles Bild.
189. Horn mit lauter Stimme rief dem Schlafenden zu:
„Wach' auf, guter Ritter, sag' an, was hütest Du
Hier zu Feld, und schläfest? Du scheinst ein Christ mir, traun;
Oder wo nicht, so wisse, daß mein Schwert Dich soll zerhaun."
190. Aufsprang der gute Ritter, und sprach erschrocken schier:
„Wider meinen Willen dien' ich den Heiden hier.
Die Stelle soll ich hüten gegen den jungen Horn,
Den theuersten der Helden, der ward zur Welt geborn.
191. Längst schon nimmt mich's Wunder, daß Horn nicht auf sich macht,
Und kommt hieher zu fechten. Gott leih' ihm seine Macht!
Es tragen ihn die Wellen, es treiben ihn die Winde,
Daß er bald Alle des Lebens abthue, die er hier finde!
192. Sie setzten Horn, den jungen, hier mit zwölf Kindern aus:
Ich sage Euch, darunter war Eins aus meinem Haus.
Athulf schied, der gute, mein einziger Sohn mit ihm.
Wohl ergeh' es Hornen, so geht's Athulfen nicht schlimm!
193. So sehr liebt' er Hornen, und ward geliebt von Horn;
Sollt' ich die zwei noch sehen, so stürb' ich ohn' Zorn."
„So freue Dich, viel Guter, Athulf und Horn sind hier!
Wir sind Horn und Athulf und stehn allbeide vor Dir."
194. Der Alte bot den Jungen seinen freudigsten Gruß;
Den Sohn umfing er mit Armen, dem Herrn neigt' er zu Fuß.
Sehr freuten sich die Dreie über des Glückes Macht,
Das sie da hatte so herrlich zusammengebracht.
195. Athulfs, des treuen, Vater, der Ritter, sprach geschwind:
„Nun sagt mir, junge Männer, wo Eure Leute sind?
Denn Ihr wollt mit Streite dieß Land gewinnen doch?
Hornkind, süß Hornkind, Deine Mutter lebet noch.
196. Wüßte sie Dich am Leben, sie hielte vor Lust sich nicht."
Horn sprach: „Gesegnet sei der Stunde Licht,
Da mit meinen Mannen ich nach Südland kam!
Wir wollen die Hunde fangen, wir wollen sie machen zahm.
197. Wir wollen Eins mit ihnen sprechen in unsrer Sprach'."
Horn begann zu blasen, daß der Tag anbrach.
Ins Horn blies Horn, das hörte sein Volk auf dem Verdeck:
Sie kamen herab so gerne, sie gingen zum Streit so keck.
198. Wie der junge Vogel, wenn der Tag anbricht,
Und er spürt das Thauen, verlanget nach dem Licht;
Nach dem Kampf verlangte Hornkind so, sein Land
Jetzt sich zu erstreiten von aller seiner Feinde Hand.
199. Von dem frühen Morgen, hin den ganzen Tag,
Wurde bis zum Abend geschlagen Schlag auf Schlag.
Sie schlugen alle Heiden, beide, jung und alt;
Da schlug den Heidenkönig der junge König Horn alsbald.
200. Hornkind ging zur Kirche unter Volkes Drang,
Wo man Gott zu Ehren eine Messe sang.
Laut dankte Horn, der König, daß ihn Gott in sein Reich
Hatt' eingesetzt; laut dankte mit dem König alles Volk zugleich.
201. Hornkind ging zur Höhle unter die Steineswand:
Wie weinte sein Herz vor Freuden, da er die Mutter fand!
Er küßte sie, und setzte ihr eine Krone auf,
Und führte in reichen Kleidern zu der Hofburg sie hinauf.
202. Da sah man selbst den Fürsten auch unter Krone gehn,
Und vor seinen Rittern beim Hoffeste stehn.
Er sprach zu seiner Mutter aus freudenreichem Muth:
„Ihr habt ein Kind nun wieder, das mag Euch dünken gut.
203. So will ich Euch ein andres dazu verheißen gleich:
Ich muß Euch eine Tochter noch führen her in's Reich,
Die wird Euch auch gefallen." Er dachte so geheim
Da an sein Lieb Rimnilden, der war jetzt so wehe daheim.
204. Der ungetreue Figold, als Horn vom Lande war,

Warb er sich von Leuten eine große Schaar.
Steine ließ er legen, Mörtel macht' er gut:
Einen Thurm erbaut' er mitten in die Wasserflut.
205. Einen Thurm, da Niemand kommen mocht' hinein,
Als mit seinen Flügeln ein Vogel nur allein,
Hoch oben mit seinen Flügeln ein Vogel, und unten tief
Ein Mann mit seinen Füßen, nur wann die Flut ablief.
206. In der Nacht hatt' Hornkind einen schweren Traum!
Maid Rimnild sah er sitzen in eines Schiffleins Raum.
Umschlug das Schifflein, und, wie sie ans Land
Schwimmen wollte, rudernd mit ihrer schneeweißen Hand,
207. Stemmte ihr entgegen Figold, sein Gesell,
Seines Schwertes Spitze. Horn wacht auf zur Stell'
In seinem Bett: wie war es um seine Frau ihm weh!
„Athulf, treuer Geselle, wir müssen auf die See.
208. Figold hat Böses gegen Rimenild im Sinn;
Wenn wir sehr nicht eilen, trifft uns Ungewinn."
Horn saß zu Schiffe, wie fuhr er dahin im Sturm!
Hin vor König Eilmer trat Figold aus seinem Thurm.
209. Der Falsche sprach mit Listen aus ungetreuem Muth:
(Des Leben soll Gott nicht fristen, wer ihm Gleiches thut!)
„König Eilmer, Hornkind hat Botschaft mir gesandt,
Daß Du sein Lieb Rimnilden übergebest in meine Hand."
210. So sprach der Ungetreue: „Er hat sich Kron' und Land
Gewonnen aufs Neue aus seiner Feinde Hand.
Er ladet Dein Kind Rimnilden als Königin heim zu sich;
Dazu sie zu geleiten bin hergekommen ich."
211. Da sprach der König Eilmer, und dachte nicht daran,
Daß den Verrath, den ersten, an Hornkind der gethan,
Der nun auch den zweiten und größeren führt' im Schild:
„Wohlan, Dir übergeben sei die Königin Rimenild."
212. Rimnilde, da sie's hörte, wie schwer war ihr der Muth!
Daß sie geleiten sollte — das däucht' ihr gar nicht gut —
Figold, der in der Seelen ihr recht zuwider war.
„Warum ist Horn, mein Bräutigam, nicht selbst gekommen dar,
213. Von hier mich heimzuholen? Ich kenne zu Wasser und Land
Die Wege nicht." „Die sind mir," sprach Figold, „wohl bekannt.
Ich will Euch schon geleiten, viel schöne Königin!"
Vor seinem heimlichen Lachen ward ihr so angst zu Sinn.
214. Und wenn er selber kommen nicht kann, noch will zur Stell;
Warum ist nicht Athulf gekommen, sein treuer Gesell?"
Das war dem Ungetreuen so in der Seel' unlieb,
Daß er auf ihre Frage die Antwort schuldig blieb.
215. Da mocht' ihr doch Nichts helfen, wie weh ihr ums Herz und bang
Es war, und wie beim Abschied sie weiße Hände rang.
Es ward von Keines Augen der Thränen da gespart.
Dem Kind gab seinen Segen der Vater auf die Fahrt.
216. Horn, von Süden kommend, im Sturm fuhr er daher;
Er sah mit einem Male den Thurm stehn im Meer.
„Wer hat da in die Wasser den üblen Thurm gebracht?"
Nicht wußt' er, wie zu Schaden dieser Thurm ihm sei gemacht.
217. Es kam herab vom Thurme, da er vorüber fuhr,
Als wie verweht vom Sturme, ein leises Girren nur.
Seltsam däucht' ihm das Girren; nicht wußt' er, was es sei:
Er ließ es sich nicht irren, so schnell fuhr er vorbei.
218. Er sah die Königszinnen auftauchen aus dem Meer,
Wo Rimnild sein sollt' innen; sie dünkten ihm so leer,
Da er sie sah von ferne, als fehlte was daran;
Wie wenn seine Sterne hätte verloren des Himmels Plan.
219. Da ward die schlimme Botschaft vorm Thor ihm angesagt:
„Es hat geholt Herr Figold die Braut, nach der Ihr fragt."
Da hatt' er beim Brautvater gar Lust nicht, einzukehren.
„Nun, Athulf, treuer Geselle, hilf mir suchen auf allen Meeren."
220. Sie suchten Tag und Nächte, sie suchten hin und her;
Sie suchten eine Perle, die gefallen war in's Meer.
„Ist sie zergangen im Wasser? Ruht sie versteinert im Grund?
Oder hat sie verschlungen ein gieriger Meereshund?
221. Ich denk' an eine Mauer, die jüngst ich sah im Meer;
Mir ward von seltner Trauer bei ihrem Anblick schwer.
Mir dünkt in meinen Sinnen so graus und so hold der Thurm,
Als möchte drinnen wohnen zusammen Perl' und Wurm."
222. Da ließ des Schiffes Steuer Horn, als er sprach das Wort,
Nach jenem Thurmgemäuer hinrichten alsofort.
Hinkamen sie zum Thurme, wo in der schlimmen Hut
Figold hielt Maid Rimnilden mitten in der Wasserflut.
223. „Jetzt, all Ihr eilf Genossen, und, mein Athulf, Du
Auch mit eingeschlossen, bleibet hier in Ruh!
Horn mit seinem Horne geht jetzt allein hinan:
Wie ich den Kampf bestehen soll, hat Gott mir kundgethan."
224. Sein Schwert ließ er im Schiffe, und eine Angelschnur
Mit einem langen Hacken führt' er in Händen nur,

Die Angel in der Einen, in der andern das Horn —
Halb Fischer und halb Jäger, so fuhr der Held im Zorn.

225. Er fuhr in seinem Nachen all um und um den Thurm,
Er blies aus seinem Horne laut in den wilden Sturm.
Wie Horn aus dem Horne lockte süßen Schall,
Begannen Wind und Wasser zu ruhn und zu rasten all.

226. Er blies aus seinem Horne ein starkes Lied empor,
Daß hell es drang im Thurme zu Rimenildens Ohr,
Und in das Herz ihr dringend, darauf ein Seufzen zwang,
Das leis' hernieder klingend, hinwieder zum Horne drang.

227. Horn aus seinem Horne blies einen hellen Schall:
Sich hob zu schnellem Tanze der Wasser Wogenschwall.
Es regte sich in Fluten ein wimmelndes Gemische:
Zum Horne Horns, des Guten, tanzten alle Fische.

228. Da streckte aus der Mauer, aus einem Loch am Thurm,
Den Kopf heraus ein schlauer, Schalk, Fisch oder Wurm?
Horn warf dem Unholden die Angel an den Kopf:
Da erangelt' er Figolden, den übel zappelnden Tropf.

229. Umwirbelt' er an den Häften den gefangnen Meereswolf,
Und schwang aus Leibeskräften ihn schleudernd hin über den Golf,
Daß er zu Athulfen flog, wo er stand im Schiff:
Weh war's dem Ungetreuen, da ihn der Getreue ergriff.

230. In sein Horn blies Hornkind noch einmal hoch und tief,
Daß vom Wasserthurme rings die Flut ablief.
Da konnte beim ersten Blasen er schon die Pforte sehn;
Da konnt' er drein beim zweiten trocknen Fußes gehn.

231. Da hörte man zum dritten ihn blasen, wie er ging
Heraus mit Rimenilden. Wie schnell er sie umfing,
Und schwang sie in den Nachen, und fuhr dem Schiffe zu!
Da blies er zum letztenmale, da zersprang das Horn im Nu.

232. Er schwang es in die Lüfte, und warf es in das Meer;
Hinter seinem Nachen schlugen die Wasser her:
Hoch schlugen sie zusammen, den Thurm begruben sie gar;
Horn trat in's Schiff mit Rimnild, und sprach zu seiner Schaar:

233. Wohlauf nun, Ihr Gesellen, Ihr treuen Eilfe all!
Hier ist die Fahrt geendet, wir kehren heim mit Schall.
Es ist kein Abenteuer nun weiter zu bestehn;
Athulf, erwählter Treuer, Du sollst Deinen Lohn nun sehn.

234. Ich bringe Dich noch heute zu Deiner Braut Swanild,
Und, daß es recht sich bräute, will ich mich mit Rimnild
Zusammengeben in Deinem, oder willst Du's in meinem Haus?
So richten wir's doch mit einem und demselbigen Hochzeitschmaus.

235. Rimnilde, reine Perle, die ich aus dem Schoß
Des Abgrunds wieder habe! es müht mich nicht so groß
Alles, was ich gelitten um Dich, als der Verrath,
Den der Ungetreue meinem liebenden Herzen that.

236. Durch ihn ist zerrissen hier die schöne Zahl,
Daß, wenn sich die Zwölfe nun setzen hin zum Mahl,
Ein Sitz nun leer muß bleiben. Ist's wahr denn, daß da sei
Kein Dutzend aufzutreiben, ohne einen Schalk dabei?

237. Nehmt vom Schiff den Nachen, den es entbehren kann:
Laßt drauf ins Weite fahren den ungetreuen Mann,
Wie man vor diesen Zeiten uns armen Kindlein that;
Wie die Unschuld damals, trage jetzt das Meer den Verrath!

238. Leichter dahin wird unser nachenloses Schiff
Fahren, und um so minder sich stoßen an ein Riff.
Er fahr' auf seinem Nachen, wohin es der Flut beliebt;
Er fahre zu einem Lande, wo es noch keine Verräther gibt! — —

239. So sang der gute Sänger, und schwieg nun auf einmal;
Hinsah er zum Könige mit seines Blickes Stral.
Der lächelte still mit Mienen und sagte nicht Ein Wort;
Unter den letzten Tönen war er sanft entschlafen dort.

240. Der gute Sänger Blondel, still legt er ohne Verdruß
Sein Saitenspiel aus Händen, sein Haupt legt' er zu Fuß
Seinem schlafenden Könige, dem edeln Löwenherz,
Dem er mit seinen Tönen so benommen hatte den Schmerz.

LXVII. Leben und Tod.

Es ging ein Mann im Syrerland,
Führt' ein Kameel am Halfterband.
Das Thier mit grimmigen Geberden
Urplötzlich anfing scheu zu werden,
Und that so ganz entsetzlich schnaufen, 5
Der Führer vor ihm mußt' entlaufen.
Er lief und einen Brunnen sah
Von ungefähr am Wege da.
Das Thier hört er im Rücken schnauben,
Das mußt' ihm die Besinnung rauben. 10
Er in den Schacht des Brunnens kroch,
Er stürzte nicht, er schwebte noch.
Gewachsen war ein Brombeerstrauch
Aus des geborstnen Brunnens Bauch;
Daran der Mann sich fest that klammern, 15
Und seinen Zustand drauf bejammern.

Er blickte in die Höh', und sah
Dort das Kamelhaupt furchtbar nah,
Das ihn wollt oben fassen nieder.
20 Dann blickt er in den Brunnen nieder;
Da sah am Grund er einen Drachen
Aufgähnen mit entsperrtem Rachen,
Der drunten ihn verschlingen wollte,
Wenn er hinunter fallen sollte.
25 So schwebend in der Beiden Mitte
Da sah der Arme noch das Dritte.
Wo in die Mauerspalte ging
Des Sträuchleins Wurzel, dran er hing,
Da sah er still ein Mäusepaar,
30 Schwarz Eine, weiß die andre war.
Er sah die schwarze mit der weißen
Abwechselnd an der Wurzel beißen.
Sie nagten, zausten, gruben, wühlten,
Die Erd' ab von der Wurzel spühlten;
35 Und wie sie rieselnd niederrann,
Der Drach im Grund aufblickte dann,
Zu sehn, wie bald mit seiner Bürde
Der Strauch entwurzelt fallen würde.
Der Mann in Angst und Furcht und Noth,
40 Umstellt, umlagert und umdroht,
Im Stand des jammerhaften Schwebens,
Sah sich nach Rettung um vergebens.
Und da er also um sich blickte,
Sah er ein Zweiglein, welches nickte
45 Vom Brombeerstrauch mit reifen Beeren;
Da konnt' er doch der Lust nicht wehren.
Er sah nicht des Kameeles Wuth,
Und nicht den Drachen in der Fluth,
Und nicht der Mäuse Tückespiel,
50 Als ihm die Beer' in's Auge fiel.
Er ließ das Thier von oben rauschen,
Und unter sich den Drachen lauschen,
Und neben sich die Mäuse nagen,
Griff nach den Beerlein mit Behagen,
55 Sie däuchten ihm zu essen gut,
Aß Beer auf Beerlein wohlgemuth,
Und durch die Süßigkeit im Essen
War alle seine Furcht vergessen.
Du fragst: wer ist der thöricht Mann,
60 Der so die Furcht vergessen kann?
So wiß, o Freund, der Mann bist Du;
Vernimm die Deutung auch dazu.
Es ist der Drach im Brunnengrund
Des Todes aufgesperrter Schlund;
65 Und das Kameel, das oben droht,
Es ist des Lebens Angst und Noth.
Du bist's, der zwischen Tod und Leben
Am grünen Strauch der Welt mußt schweben.
Die Beiden, so die Wurzel nagen,
70 Dich sammt den Zweigen, die Dich tragen,
Zu liefern in des Todes Macht,
Die Mäuse heißen Tag und Nacht.
Es nagt die schwarze wohl verborgen
Vom Abend heimlich bis zum Morgen,
75 Es nagt vom Morgen bis zum Abend
Die weiße, wurzeluntergrabend.
Und zwischen diesem Graus und Wust
Lockt Dich die Beere Sinnenlust,
Daß Du Kameel, die Lebensnoth,
80 Daß Du im Grund den Drachen Tod,
Daß Du die Mäuse Tag und Nacht
Vergissest, und auf Nichts hast Acht,
Als daß Du recht viel Beerlein haschest,
Aus Grabes Brunnenritzen naschest.

LXVIII. Die vier Thüren.

1. Der Sultan läßt den Mewlana
Zum Thronsaal führen, ihn zu fragen:
„Du rühmst Dich sondrer Weisheit ja,
So sollst Du mir nun Antwort sagen.
2. In vier verschiedne Sekten theilt
Sich alles Volk der Muselmanen;
So sage mir nun unverweilt,
Wer geht davon auf rechten Bahnen?
3. Auf welchem der vier Pfade mag
Der Staub zum Thron des Herrn gelangen?
Ich zweifelte bis diesen Tag,
Nun laß Gewißheit mich empfangen."
4. Der Sultan sprach's und harrte stumm;
Der Mewlana, erst sah er schweigend
Im Thronsaal sich des Sultans um,
Dann sprach er, sich vor ihm verneigend:
5. „Du, dessen Thron das Ebenbild
Der Throns der Himmel ist auf Erden,
Mich schirme Deiner Gnade Schild,
So soll Dir meine Antwort werden:
6. Du throneſt hier in einem Saal,
Zu dem geöffnet sind vier Thüren;
Und Deinen Thron sieht allzumal,
Wen Du durch eine lässest führen.
7. Daß ich des Weges nicht geirrt,
Deß mußte mir Dein Bote frommen;
Und nun weiß ich, vom Glanz verwirrt,
Nicht, welches Wegs ich bin gekommen."

LXIX. Die Himmelsthräne.

Der Himmel hat eine Thräne geweint,
Die hat sich in's Meer zu verlieren gemeint.
Die Muschel kam und schloß sie ein:
Du sollst nun meine Perle sein.
Du sollst nicht vor den Wogen zagen,
Ich will hindurch Dich ruhig tragen.
O Du mein Schmerz, Du meine Lust,
Du Himmelsthrän' in meiner Brust!
Gib, Himmel, daß ich in reinem Gemüthe
Den reinsten Deiner Tropfen hüte!

LXX. Des fremden Kindes heiliger Christ.

1. Es läuft ein fremdes Kind
Am Abend vor Weihnachten
Durch eine Stadt geschwind,
Die Lichter zu betrachten,
Die angezündet sind.
2. Es steht vor jedem Haus
Und sieht die hellen Räume,
Die drinnen schaun heraus,
Die lampenvollen Bäume;
Weh wird's ihm überaus.

LXVII. 54. Mit Beerlein füllt er seinen Magen —

3. Das Kindlein weint und spricht:
„Ein jedes Kind hat heute
Ein Bäumchen und ein Licht
Und hat dran feine Freude,
Nur blos ich armes nicht.
4. An der Geschwister Hand
Als ich daheim gesessen,
Hat es mir auch gebrannt,
Doch hier bin ich vergessen
In diesem fremden Land.
5. Läßt mich denn Niemand ein?
Ich will ja selbst Nichts haben;
Ich will ja nur am Schein
Der fremden Weihnachtsgaben
Mich laben ganz allein.“
6. Es klopft an Thür und Thor,
An Fenster und an Laden;
Doch Niemand tritt hervor,
Das Kindlein einzuladen,
Sie haben drin kein Ohr.
7. Ein jeder Vater lenkt
Den Sinn auf seine Kinder;
Die Mutter sie beschenkt,
Denkt sonst Nichts mehr, noch minder;
An's Kindlein Niemand denkt.
8. „O lieber heil'ger Christ,
Nicht Mutter und nicht Vater
Hab' ich, wenn Du's nicht bist;
O sei Du mein Berather,
Weil man mich hier vergißt.“
9. Das Kindlein reibt die Hand,
Sie ist von Frost erstarret;
Es kriecht in sein Gewand,
Und in dem Gäßlein harret,
Den Blick hinausgewandt.
10. Da kömmt mit einem Licht,
Durch's Gäßlein hergewallet,
Im weißen Kleide schlicht
Ein ander Kind; wie schallet
Es lieblich, da es spricht:
11. „Ich bin der heil'ge Christ,
War auch ein Kind vordessen,
Wie Du ein Kindlein bist;
Ich will Dich nicht vergessen,
Wenn Alles Dich vergißt.
12. Ich bin mit meinem Wort
Bei Allen gleichermaßen,
Ich biete meinen Hort
So gut hier auf den Straßen,
Wie in den Zimmern dort.
13. Ich will Dir Deinen Baum,
Fremd Kind, hier lassen schimmern
Auf diesem offnen Raum
So schön, daß die in Zimmern
So schön sein sollen kaum.“
14. Da deutet mit der Hand
Christkindlein auf zum Himmel,
Und droben leuchtend stand
Ein Baum voll Sterngewimmel
Vielastig ausgespannt.
15. So fern und doch so nah,
Wie funkelten die Kerzen!
Wie ward dem Kindlein da,
Dem fremden, still zu Herzen,
Das seinen Christbaum sah.
16. Es ward ihm, wie ein Traum,
Da langten hergebogen
Englein herab vom Baum
Zum Kindlein, das sie zogen
Hinauf zum lichten Raum.
17. Das fremde Kindlein ist
Zur Heimath nun gekehret
Bei seinem heil'gen Geist;
Und was hier wird bescheret,
Es dorten leicht vergißt.

LXXI. Barbarossa.

1. Der alte Barbarossa,
Der Kaiser Friederich,
Im unterird'schen Schlosse
Hält er verzaubert sich.
2. Er ist niemals gestorben,
Er lebt darin noch jetzt;
Er hat im Schloß verborgen
Zum Schlaf sich hingesetzt.
3. Er hat hinabgenommen
Des Reiches Herrlichkeit,
Und wird einst wiederkommen
Mit ihr zu seiner Zeit.
4. Der Stuhl ist elfenbeinern,
Darauf der Kaiser sitzt;
Der Tisch ist marmelsteinern,
Worauf sein Haupt er stützt.
5. Sein Bart ist nicht von Flachse,
Er ist von Feuersglut,
Ist durch den Tisch gewachsen,
Worauf sein Kinn ausruht.
6. Er nickt alswie im Traume,
Sein Aug' halb offen zwinkt;
Und je nach langem Raume
Er einem Knaben winkt.
7. Er spricht im Schlaf zum Knaben:
„Geh' hin vor's Schloß, o Zwerg,
Und sieh, ob noch die Raben
Herfliegen um den Berg.
8. Und wenn die alten Raben
Noch fliegen immerdar,
So muß ich auch noch schlafen
Verzaubert hundert Jahr.“

LXXII. Das Liedlein vom Glücke.

I.

1. Ich hört' oft genug,
Das Glück sei auf Reisen.
„Da ist's ja nicht klug,
Sich der Ruh zu befleißen!“
2. So macht' ich mich auf
In rüstigem Lauf,
Um auch auf den Wegen
Dem Glück zu begegnen.
3. Ich sah auf den Gängen
Viel Volkes sich drängen,
Viel Lärm und viel Plunder;
Das Glück war nicht drunter.
4. Und that ich wen fragen:
„Wo kann ich's erjagen?“

LXXII. I. **2.** 3. Um draußen auf Wegen — **3.** 1. Da sah ich auf Gängen — **4.** 1. Und wollt' ich —

Merkt Keiner auf mich,
Suchts Jeder für sich.
5. Ich kam zu 'ner Brücke:
Verweilt hier das Glücke?
„Es ist schon vor Jahren
Vorüber gefahren."
6. Zu 'nem Stadtthor ich trat:
„Ist's Glück in der Stadt?"
„Wir passen hier eben,
Ihm Einlaß zu geben."
7. Da paßt' ich auch lange,
Da kam es doch nicht;
Bis daß ich zum Gange
Mich wieder gericht'.
8. Und als ich auswandern
Zum Einen Thor that,
Zog ein in die Stadt
Das Glück just zum andern.
9. „Willst länger mit Schnaufen
Ihm auch nicht nachlaufen;
Wer weiß, wenn Du's hast,
Ob's werth ist der Last."
10. Da hab' ich ein Eckchen
Im Wald mir erschaut,
Und mir auf dem Fleckchen
Ein Häusel erbaut.
11. Ich hab' es erbaut
Mit eigener Haut,
Mit eigener Hand,
Ohne Glücks Beistand.
12. Hier, Glück, ist mein Haus,
Mein Bett und mein Schrein;
Willst kommen, kehr' ein,
Willst nicht, so bleib' aus!

II.

1. Das Glück kam gegangen
Durch Regen und Wind:
„Ich bin's, Dein Verlangen,
Thu' auf geschwind!
2. Nach dem Du geflehet
So lange schon hast;
Vor'm Thore hier stehet
Das Glück als Gast."
3. Da guckte der Alte
Zum Fenster hinaus,
Und rief aus der Spalte:
„Ich bin nicht zu Haus.
4. Ich habe mich lange
Mit Schmerz und Begier
Nach Deinem Empfange
Gesehnet allhier.
5. Du solltest mich lösen
Von meiner Qual,
Von meinem erzbösen
Herzehgemahl:
6. Von Deiner Stiefschwester,
Dem Unglück, das
Im Nacken mir fester
Als Kletten saß.
7. Du konntest mich retten,
Du hast nicht gemocht;
Nun hab' ich die Ketten
Mir selber zerpocht.
8. Ich ward ihr Bezwinger
Nach schwerem Kampf,
Noch lähmet den Finger
Mir drüber der Krampf.
9. Ich habe die Klette
Zum Haus 'naus gefegt,
Und mich in mein Bette
Recht breit gelegt.
10. Soll keine mehr nisteln
An meinem Hals,
Hab' gnug an den Disteln
Des ersten Mals.
11. Alt bin ich vor Wehen,
Vor Kümmerniß grau;
Kann nicht mehr vorstehen
So rüstiger Frau.
12. Mach' Andre ausfindig
Zu Deinem Empfang;
Gut Nacht! Es ist windig,
Was stehst Du so lang?"

LXXIII. Angereihte Perlen.

I. (1.)

Es wird durch Seufzerhauch getrübt ein Spiegel zwar;
Doch wird durch Seufzerhauch der Seele Spiegel klar.

II. (5.)

O blicke, wenn den Sinn Dir will die Welt verwirren,
Zum ew'gen Himmel auf, wo nie die Sterne irren.

III. (8.)

Zum Feinde sag': Ist Tod uns beiden nicht gemein?
Mein Todesbruder! komm' und laß uns Freunde sein.

IV. (28.)

Vernichtung weht Dich an, so lang Du Einzles bist,
O fühl' im Ganzen Dich, das unvernichtbar ist.

V. (29.)

Wie groß für Dich Du seist, vorm Ganzen bist Du nichtig;
Doch als des Ganzen Glied bist Du als Kleinstes wichtig.

VI. (30.)

Die kleine Biene sticht dem Feind so ritterlich,
Weil sie für sich nicht ist, sie fühlt ihr Volk in sich.

VII. (44.)

Die Blumen wollen Dir ein Gottgeheimniß sagen,
Wie feuchter Erdenstaub kann Himmelsklarheit tragen.

II. Frühere Ueberschrift: „Später Besuch." — **2.** 1. Wonach Du — 3. hier stehet — 4. Das Glück hier als Gast. — **11.** 1. Alt ward ich —
LXXIII. VI. 1. sticht den Feind

VIII. (47.)

In tausend Blumen steht die Liebesschrift geprägt:
Wie ist die Erde schön, wenn sie den Himmel trägt.

IX. (48.)

Wenn Du Gott wolltest Dank für jede Lust erst sagen,
Du fändest gar nicht Zeit, noch über Weh zu klagen.

X. (54.)

Aus jedem Punkt im Kreis zur Mitte geht ein Steg,
Vom fernsten Irrthum selbst zu Gott zurück ein Weg.

XI. (57.)

Welch Herz noch Etwas liebt, das ist noch nicht verlassen;
Ein Fäserchen genügt, Wurzel in Gott zu fassen.

XII. (58.)

So stark ist Liebeskraft, daß selber Gott liebeigen
Dahin, wo er geliebt sich fühlet, hin muß neigen.

XIII. (63.)

Zwiespältig ist Verstand, und kann oft mißverstehn;
Gefühl, das mit sich eins, kann niemals irre gehn.

XIV. (67.)

Daß sie die Perle trägt, das macht die Muschel krank,
Dem Himmel sag' für Schmerz, der Dich veredelt, Dank.

LXXIV. Vierzeilen.

I. (8.)

Sieh', der Schöpfung Rosenbeet
Wird nie von Gewächsen leer:
Wenn von hinnen Eines geht,
Kommt das andere frisch daher.

II. (19.)

Der Frühling ist ein Dichter;
Wohin er blickt, blühet Baum und Strauch.
Der Herbst ein Splitterrichter;
Die Blättlein welken, die berührt sein Hauch.

III. (22.)

Die Wahrheit ist im Wein;
Das heißt: In unsern Tagen
Muß Einer betrunken sein,
Um Lust zu haben die Wahrheit zu sagen.

IV. (35.)

Erfahren ward seit tausend Jahren;
Doch Du verfolgst umsonst die Spur;
Dir paßt nicht, was für sich ein Anderer erfuhr,
Du mußt es wieder für Dich selbst erfahren.

V. (37.)

Die Prosa bringt kein Werk hervor,
Wie groß es sei, es wird ein Bruchstück bleiben;
Die Poesie kann nicht vier Zeilen schreiben,
Sie sind ein Ganzes Dir im Ohr.

VI. (38.)

Es ist die Wissenschaft der Tod der Poesie,
Die selbst einst war die Lebenslust der Erden.
Tod sucht ein höh'res Sein; so sucht Philosophie
Zuletzt nur höh're Poesie zu werden.

VII. (98.)

Hoffnung faßt in sich der Zukunft Ewigkeit,
Ewig hält Erinnrung die Vergangenheit.
Und so hast Du, wie die zwei Dir stehn zur Seiten,
Herz, in jedem Augenblick zwei Ewigkeiten.

VIII. (65.)

Laß Dich Hoffen nie gereun,
Ob auch nie das Hoffen eingetroffen.
Soll Dich nicht ein Glück erfreun,
Mög' es Dich erfreun, ein Glück zu hoffen.

LXXV. Persische Vierzeilen.

I. (3.)

Vom Himmel kam geflogen eine Taube,
Und bracht' ein Kleeblatt mit dreifachem Laube.
Sie ließ es fallen; glücklich, wer es findet!
Drei Blättlein sind es: Hoffnung, Lieb' und Glaube.

II. (10.)

Hoffnung wohnt bei Sterblichen hienieden,
Und bei Todten wohnt im Grabe Frieden.
Zage nicht, wie auch das Loos Dir falle,
Immer ist Dir, was Du brauchst, beschieden.

III. (11.)

Solang des Lebens Hoffnungsfunke glimmt, ist's gut;
Wenn Tod hinweg des Lebens Aengste nimmt, ist's gut.
O Preis dem Herrn, der Alles gut und wohl gemacht!
Ob Leben er, ob er Dir Tod bestimmt, ist's gut.

IV. (13.)

Wenn der Tag nicht hell ist, sei Du heiter!
Sonn' und froher Sinn sind Gottes Streiter.
Wenn die Sonn' im Kampf des Lichts ermattet,
Freimund, kämpfe Du allein ihn weiter.

XII. 1. Daß Gott im Sternenreigen, — 2. Wo er geliebt sich fühlt, sich liebend hin muß neigen. — XIII. 1. Verstand ist einerlei, und kann oft mißverstehn

LXXV. In erster Ausgabe unter der Ueberschrift: „Frühlingsgedanken." — II. Hoffnung wohnt bei Sterblichen hienieden, — Bei den Todten wohnt im Grabe Frieden. — Wohl Dir, Herz, Du sterbest oder lebest, — Immer ist Dir, was Du brauchst, beschieden. (In dieser Gestalt steht es auch in den gesammelten Gedichten.

Wilhelm Müller.

I. Gefrorne Thränen.

1. Gefrorne Tropfen fallen
Von meinen Wangen ab:
Und ist's mir dann entgangen,
Daß ich geweinet hab'?
2. Ei, Thränen, meine Thränen,
Und seid Ihr gar so lau,
Daß Ihr erstarrt zu Eise,
Wie kühler Morgenthau?
3. Und dringt doch aus der Quelle
Der Brust so glühend heiß,
Als wolltet Ihr zerschmelzen
Des ganzen Winters Eis.

II. Das Frühlingsmahl.

1. Wer hat die weißen Tücher
Gebreitet über das Land?
Die weißen duftenden Tücher
Mit ihrem grünen Rand?
2. Und hat darüber gezogen
Das hohe blaue Zelt?
Darunter den bunten Teppich
Gelagert über das Feld?
3. Er ist es selbst gewesen,
Der gute reiche Wirth
Des Himmels und der Erden,
Der nimmer ärmer wird.
4. Er hat gedeckt die Tische
In seinem weiten Saal,
Und ruft, was lebet und webet,
Zum großen Frühlingsmahl.
5. Wie strömts aus allen Blüten
Herab von Strauch und Baum!
Und jede Blüt' ein Becher
Voll süßer Düfte Schaum.
6. Hört Ihr des Wirthes Stimme?
„Heran was kriecht und fliegt,
Was geht nnd steht auf Erden,
Was unter den Wogen sich wiegt!
7. Und Du, mein Himmelspilger,
Hier trinke trunken Dich,
Und sinke selig nieder
Auf's Knie und denk' an mich!"

III. Morgenlied.

1. Wer schlägt so rasch an die Fenster mir
Mit schwanken grünen Zweigen?
Der junge Morgenwind ist hier,
Und will sich lustig zeigen.
2. „Heraus, heraus, Du Menschensohn!"
So ruft der kecke Geselle:
„Es schwärmt von Frühlingswonnen schon
Vor Deiner Kammerschwelle.
3. Hörst Du die Käfer summen nicht?
Hörst Du das Glas nicht klirren,
Wenn sie, betäubt von Duft und Licht,
Hart an die Scheiben schwirren?
4. Die Sonnenstrahlen stehlen sich
Behende durch Blätter und Ranken,
Und necken auf Deinem Lager Dich
Mit blendendem Schweben und Schwanken.
5. Die Nachtigall ist heiser fast:
So lang' hat sie gesungen;
Und weil Du sie gehört nicht hast,
Ist sie vom Baum gesprungen.
6. Da schlug ich mit dem leeren Zweig
An Deine Fensterscheiben.
Heraus, heraus in des Frühlings Reich!
Er wird nicht lange mehr bleiben."

IV. Die Forelle.

1. In der hellen Felsenwelle
Schwimmt die muntere Forelle,
Und in wildem Uebermuth
Guckt sie aus der kühlen Flut,
Sucht, gelockt von lichten Scheinen,
Nach den weißen Kieselsteinen,
Die das seichte Bächlein kaum
Ueberspritzt mit Staub und Schaum.
2. Sieh doch, sieh, wie kann sie hüpfen
Und so unverlegen schlüpfen
Durch den höchsten Klippensteg,
Grad', als wäre das ihr Weg!
Und schon will sie nicht mehr eilen,
Will ein wenig sich verweilen,
Zu erproben, wie es thut,
Sich zu sonnen aus der Flut.
3. Ueber einem blanken Steine
Wälzt sie sich im Sonnenscheine;
Und die Strahlen kitzeln sie
In der Haut, sie weiß nicht wie,
Weiß in wähligem Behagen
Nicht, ob sie es soll ertragen,
Oder vor der fremden Glut
Retten sich in ihre Flut.
4. Kleine, muntere Forelle,
Weile noch an dieser Stelle,
Und sei meine Lehrerin:
Lehre mir den leichten Sinn,
Ueber Klippen weg zu hüpfen,
Durch des Lebens Drang zu schlüpfen,
Und zu gehn, ob's kühlt, ob's brennt,
Frisch in jedes Element.

V. Bräutigamswahl.

1. Meine Schürze hat Mutter an's Fenster gehangen,
Da sind viele Bursche vorübergegangen;

Sprach Mutter: „Jetzt hole Dir Einen in's Haus!“
Ich seufzte, ich weinte, und sah nicht hinaus.
2. Er ist ja doch nicht mit vorübergegangen;
Auf den ich gerichtet mein heißes Verlangen.
Wer trägt ihm die Zeitung mit über das Meer,
Und holt ihn zur fröhlichen Brautjagd her?
3. Ich möcht' an den Mast meine Schürze binden,
Ich möcht' sie geben den Wogen und Winden:
Und säh' er sie wehen von fern in der Luft,
Er würd' es wohl ahnen, wohin sie ihn ruft.
4. Und soll dem Erwählten mein Tüchlein ich senden,
Ich trag' es zu ihm mit eigenen Händen,
Ich werf' es ins wogende Meer hinab:
Schwimm, Tüchlein, und sag' ihm, wie lieb ich ihn hab'!
5. Und ist er nicht über den Fluthen zu sehen,
So mußt Du tiefer hinuntergehen;
Und wo er mag liegen und pflegen der Ruh',
Da breite Dich über und deck' ihn mir zu.
6. Und ruft ihn ein Engel zum jüngsten Gerichte,
Da fühlt er das Tüchlein auf seinem Gesichte
Und merkt in seinem erwachenden Sinn,
Wie treu ich im Tod' ihm gewesen bin.

VI. Die Braut.

1. Eine blaue Schürze hast Du mir gegeben,
Mutter, Schad' um's Färben, Mutter, Schad' um's Weben!
Morgen in der Frühe wird sie bleich erscheinen,
Will zu Nacht so lange Thränen auf sie weinen.
2. Und wenn meine Thränen es nicht schaffen können,
Wie sie immer strömen, wie sie immer brennen;
Wird mein Liebster kommen und mir Wasser bringen,
Wird sich Meereswasser aus den Locken ringen:
3. Denn er liegt da unten in des Meeres Grunde,
Und wenn ihm die Wogen rauschen diese Kunde,
Daß ich hier soll freien und ihm treulos werden;
Aus der Tiefe steigt er auf zur bösen Erden.
4. In die Kirche soll ich – nun, ich will ja kommen,
Will mich fromm gesellen zu den andern Frommen.
Laß mich am Altare still vorüberziehen,
Denn dort ist mein Plätzchen, wo die Wittwen knieen.

VII. Das Hünengrab.

1. Schon wieder hundert Jahre!
Ich darf aus meiner Gruft
Heraus die Blicke senden
Und schöpfen frische Luft.
2. Die Luft so frisch, wie immer,
Das Meer noch dunkelblau,
Die alten weißen Dünen,
Die junge grüne Au!
3. Du, Mensch, nur immer kleiner,
Und größer stets Dein Haus,
Die Gräber immer enger –
Wo denkst Du, Mensch, hinaus?
4. Die erste Ruhestätte
Für eine Spanne Zeit,
Die bauest auf der Höhe
So prächtig und so weit;
5. Und läßt Dein Grab Dir graben
So eng, so kurz, so schmal
Dort zwischen dumpfen Mauern
In tief verstecktem Thal.
6. Dort mußt Du lange wohnen,
Dort ist Dein rechtes Haus,
Und darfst aus dem nicht gehen,
Auf Berg und Strand hinaus.
7. Schau' ich aus meinem Grabe,
Ich schaue weit umher
Den hohen blauen Himmel,
Die Küsten und das Meer.
8. Das Meer, das ich durchschwommen
Mit meinem starken Arm,
Den Strand, wo ich gestanden
In meiner Feinde Schwarm.
9. Du guckst aus Deiner Grube
In Wüst' und Graus hinein,
In schwarze Föhrenschatten,
Auf Deinen Leichenstein.

VIII. Der Adler auf Arkona.

1. Auf Arkonas Berge
Ist ein Adlerhorst,
Wo vom Schlag der Woge
Seine Spitze borst.
2. Spitze deutschen Landes,
Willst sein Bild Du sein?
Riff' und Spalten splittern
Deinen festen Stein.
3. Adler, setz' Dich oben
Auf den Felsenthron,
Deutschen Landes Hüter,
Freier Wolkensohn!
4. Schau hinaus nach Morgen,
Schau nach Mitternacht,
Schaue gegen Abend
Von der hohen Wacht.
5. Ließ der deutsche Kaiser
Fliegen Dich zugleich,
Als er brach in Stücke,
Ach, das deutsche Reich?
6. Hüte, deutscher Adler,
Deutsches Volk und Land,
Deutsche Sitt' und Zunge,
Deutsche Stirn und Hand!

IX. Der kleine Hydriot.

Ich war ein kleiner Knabe, stand fest kaum auf dem Bein:
Da nahm mich schon mein Vater mit in das Meer hinein,
Und lehrte leicht mich schwimmen an seiner sichern Hand
Und in die Fluten tauchen bis nieder auf den Sand.
Ein Silberstückchen warf er dreimal in's Meer hinab, 5
Und dreimal mußt' ich's holen, eh' er's zum Lohn mir gab.

Dann reicht' er mir ein Ruder, hieß in ein Boot mich gehn:
Er selber blieb zur Seite mir unverdrossen stehn:
Wies mir, wie man die Wogen mit scharfem Schlage bricht,
10 Wie man die Wirbel meidet, und mit der Brandung ficht.
Und von dem kleinen Kahne gings flugs in's große Schiff;
Es trieben uns die Stürme um manches Felsenriff.
Ich saß auf hohem Maste, schaut' über Meer und Land;
Es schwebten Berg' und Thürme vorüber mit dem Strand.
15 Der Vater hieß mich merken auf jedes Vogels Flug,
Auf aller Winde Wehen, auf aller Wolken Zug;
Und bogen dann die Stürme den Mast bis in die Flut,
Und sprützten dann die Wogen hoch über meinen Hut,
Da sah der Vater prüfend mir in das Angesicht;
20 Ich saß in meinem Korbe und rüttelte mich nicht:
Da sprach er, und die Wange ward ihm, wie Blut, so roth:
„Glück zu auf Deinem Maste, Du kleiner Hydriot!"
Und heute gab der Vater ein Schwert mir in die Hand,
Und weihte mich zum Kämpfer für Gott und Vaterland.
25 Er maß mich mit den Blicken vom Kopf bis zu den Zehn!
Mir wars, als thät sein Auge hinab in's Herz mir sehn.
Ich hielt mein Schwert gen Himmel, und schaut' ihn sicher an.
Und däuchte mich zur Stunde nicht schlechter, als ein Mann.
Da sprach er, und die Wange ward ihm, wie Blut, so roth:
30 „Glück zu mit Deinem Schwerte, Du kleiner Hydriot!"

X. Der Mainotte.

Nie, nie hat ein Sklavenjoch meinen starken Hals gebogen,
Nie hab' ich an meinem Arm eine Kettenlast gewogen.
Frei, wie meiner Berge Strom, wie der Adler in den Lüften,
Stürz' ich brausend in die Fläche, wo die Freiheit liegt in Grüften,
5 Neben altem Heldenstaube, unter grauen Mauertrümmern,
Und mir ist, als hört' ich sie unter mir vernehmlich wimmern.
Räuber heiß' ich bei dem Wicht, der den Räuber nennt Gebieter,
Jenen Räuber, der ihm hat Dich geraubt, Du Gut der Güter.
Freiheit, Freiheit, Lebensluft, Leibesmark und Seelenschwinge,
10 Der gehört mein Herz, mein Arm, meine Büchs' und meine Klinge,
Der ich wache, der ich kämpfe, der ich lebe, der ich sterbe,
Die ich meinen Kindern lasse als mein einig eignes Erbe.
Räuber nennt mich immerhin! Rauben will ich und verheeren
Herrengut und Sklavenland, und kein Pascha wird es wehren.
15 Aber hört, Ihr Feldbewohner, hört, der Räuber kann Euch geben
Mehr, mehr als Ihr habt besessen all' in Eurem ganzen Leben.
Wollt Ihr Eure Freiheit wieder? Kommt herauf mit scharfen Klingen!
Von den Bergen wollen wir sie vereint herunterbringen.

XI. Die letzten Griechen.

Wir fragen Nichts nach unserm Ruhm, nach unsrer Namen Preis.
Was frommt's, ob Welt und Nachwelt einst von unsern Thaten weiß?
Wenn Hellas sinken muß in's Grab, was soll der Leichenstein
Auf unsern Hügeln? Laßt sie leer! Wir wolln vergessen sein.
5 Die Namen unsrer Väter gehn den Fremden durch den Mund,
Sind ihnen in der Schule recht, für Alt und Jung gesund.
Ach, wenn kein freier Grieche mehr Euch griechisch nennen kann,
Miltiades, Leonidas, was ist Eur Nachruhm dann!
Dann steigt Ihr gern mit uns hinab in die gemeine Gruft,
10 Auf welcher keine Sage steht und schöne Namen ruft.
Barbaren, Ihr versteht sie nicht! Sie klingen Euch in's Ohr,
Hinaus zum Einen und heraus alsbald zum andern Thor;
Doch ewig taub wird Euer Herz für Hellas Namen sein,
Es sog von unsrer Väter Geist nicht Einen Tropfen ein.
15 Ein Tropfen nur in Euer Herz, und Hellas wäre frei,
Und umgestürzt der morsche Thurm der stolzen Tyrannei.
Was habt Ihr, Völker, denn gelernt, von Hellas alter Kunst?
Frei sein! so heißt ihr erster Spruch. Blast weg den eiteln Dunst,
Den Ihr Euch als hellenisch preist; seid Ihr so frei noch nicht,
20 Zu helfen frei mit Wort und That, wo Freiheit Ketten bricht!
Wir fragen Nichts nach unserm Ruhm, nach unsrer Namen Preis.
Was frommt's, ob der Barbaren Schwarm von unsern Thaten weiß?
Wenn Hellas sinken muß in's Grab, wir wollen keinen Stein
Für unsre Gruft. Laßt ungenannt die letzten Griechen sein!

XII. Die Arche Noäh.

1. Das Essen, nicht das Trinken,
Bracht uns um's Paradies.
Was Adam einst verloren
Durch seinen argen Biß,
Das gibt der Wein uns wieder,
Der Wein und frohe Lieder.
2. Und als die Welt auf's Neu
In Bauches Lust versank,
Und in der Sünde Fluten
Die Kreatur ertrank,
Blieb Noah doch am Leben,
Der Pflanzer edler Reben.
3. Er floh mit Weib und Kindern
Wohl in sein größtes Faß,
Das schwamm hoch auf den Fluten,
Und Keiner wurde naß.
So hat der Wein die Frommen
Dem Wassertod entnommen.
4. Und als die Flut zerronnen,
Da blieb das runde Haus
Auf einem Berge sitzen,
Und Alle stiegen aus,
Begrüßten froh das Leben
Und pflanzten neue Reben.
5. Das Faß blieb auf dem Berge
Zum Angedenken stehn:
Zu Heidelberg am Neckar
Könnt Ihr es selber sehn.
Nun wißt Ihr, wer die Reben
Am Rhein uns hat gegeben.
6. Und will noch Einer wagen,
Den heil'gen Wein zu schmähn,
Der soll in Wasserfluten
Erbärmlich untergehn!
Stoßt an und singt, Ihr Brüder:
„Der Wein und frohe Lieder!"

XIII. Est Est!

1. Hart an dem Bolsenersee
Auf des Flaschenberges Höh'
Steht ein kleiner Leichenstein
Mit der kurzen Inschrift drein:
„Propter nimium Est Est
Dominus meus mortuus est."
2. Unter diesem Monument,
Welches keinen Namen nennt,
Ruht ein Herr von deutschem Blut,
Deutschem Schlund und deutschem Muth,
Der hier starb den schönsten Tod.
Seine Schuld vergeb' ihm Gott.
3. Als er reist' im welschen Land,
Vielen schlechten Wein er fand,
Welcher leicht, wie Wasser, wog
Und die Lippen schief ihm zog,
Und er rief: „Ich halt's nicht aus!
Lieber Knappe reit' voraus!
4. Sprich in jedem Wirthshaus ein,
Und probire jeden Wein;
Wo er Dir am besten schmeckt,
Sei für mich der Tisch gedeckt;
Und damit ich find' das Nest,
Schreib' ans Thor mir an ein Est."
5. Und der Knappe ritt voran,
Hielt vor jedem Schenkhaus an,
Trank ein Glas von jedem Wein:
War der gut, so kehrt' er ein;
War der schlecht, so sprengt' er fort,
Bis er fand den rechten Ort.
6. Also kam er nach der Stadt,
Die den Muskateller hat,
Der im ganzen welschen Land
Für den besten wird genannt;
Als von diesem trank der Knecht,
Dünkt Ein Est ihm gar zu schlecht.
7. Und mit feuerrothem Stift
Und mit riesengroßer Schrift
Mahlt er nach des Weins Gebühr
Est Est an der Schenke Thür;
Ja, nach anderem Bericht
Fehlt die dritte Sylbe nicht.
8. Der Herr Ritter kam, sah, trank,
Bis er todt zu Boden sank.
Schenke, Schenkin, Kellner, Knapp
Gruben ihm ein schönes Grab
Hart an dem Bolsenersee
Auf des Flaschenberges Höh'.
9. Und sein Knapp, der Kostewein,
Setzt' ihm einen Leichenstein
Ohne Wappen, Stern und Hut,
Mit der Inschrift kurz und gut:
„Propter nimium Est Est
Dominus meus mortuus est."
10. Als ich nach dem Berge kam,
Eine Flasch' ich zu mir nahm,
Und die zweite trug ich fort
Nach dem weltberühmten Ort,
Wo der deutsche Ritter liegt,
Der vom Est Est ward besiegt.
11. Selig preis' ich Deine Ruh',
Alter guter Freiherr, Du,
Der Du hier gefallen bist
Von dem Trank, der doppelt ist,
Doppelt ist in Kraft und Glut,
Goldnes Muskatellerblut.
12. Jahr für Jahr an jenem Tag,
Wo Dein Leib dem Geist erlag,
Zieht, was trinkt in Hof und Haus,
Feierlich zu Dir hinaus,
Und begießt mit Deinem Wein
Dir den Hügel und den Stein.
13. Aber jeder deutsche Mann,
Welcher Est Est trinken kann,
Denke Dein bei jedem Zug,
Und sobald er hat genug,
Opfr' er fromm dem edeln Herrn,
Was er selbst noch tränke gern.
14. Also hab' ich's auch gemacht,
Und dazu dieß Lied erdacht.
Lieber singen Eins beim Wein,
Als im Grab besungen sein.
Propter nimium Est Est
Liegt manch Einer schon im Nest.

Gustav Schwab.

I. Das Mahl zu Heidelberg.

1. Von Würtemberg und Baden
Die Heere zogen aus,
Von Metz des Bischofs Gnaden
Vergaß das Gotteshaus;
Sie zogen aus, zu kriegen,
Wohl in die Pfalz am Rhein,
Sie stehen da, sie liegen
Im Sommersonnenschein.
2. Umsonst die Rebenblüthe
Sie tränkt mit mildem Duft,
Umsonst des Himmels Güte
Aus Aehrenfeldern ruft:
Sie brannten Hof und Scheuer,
Daß heulte Groß und Klein;
Da leuchtete vom Feuer
Der Neckar und der Rhein.
3. Mit Gram von seinem Schlosse
Sieht es der Pfälzer Fritz;
Heißt springen auf die Rosse
Zwei Mann auf Einen Sitz.
Mit enggedrängtem Volke
Sprengt er durch Feld und Wald,
Doch ward die kleine Wolke
Zum Wetterhimmel bald.
4. Sie wollen seiner spotten,
Da sind sie schon umringt,
Und über ihren Rotten
Sein Schwert der Sieger schwingt.
Vom Hügel sieht man prangen
Das Heidelberger Schloß,
Dahin führt er gefangen
Die Fürsten sammt dem Troß.
5. Zu hinterst an der Mauer,
Da ragt ein Thurm so fest,
Das ist ein Sitz der Trauer,
Der Schlang' und Eule Nest;
Dort sollen sie ihm büßen
Im Kerker trüb und kalt,
Es gähnt zu ihren Füßen
Ein Schlund und finstrer Wald.
6. Hier lernt vom Grimme rasten
Der Würtemberger Utz,
Der Bischof hält ein Fasten,
Der Markgraf läßt vom Trutz.
Sie mochten schon in Sorgen
Um Leib und Leben sein,
Da trat am andern Morgen
Der stolze Pfälzer ein.
7. „Herauf, Ihr Herrn, gestiegen
In meinen hellen Saal!
Ihr sollt nicht fürder liegen
In Finsterniß und Qual.
Ein Mahl ist Euch gerüstet,
Die Tafel ist gedeckt,
Drum wenn es Euch gelüstet,
Versucht, ob es Euch schmeckt.“
8. Sie lauschen mit Gefallen,
Wie er so lächelnd spricht,
Sie wandeln durch die Hallen
Ans goldne Tageslicht,
Und in dem Saale winket
Ein herrliches Gelag,
Es dampfet und es blinket,
Was nur das Land vermag.
9. Es setzten sich die Fürsten,
Da mocht' es seltsam sein!
Sie hungern und sie dürsten
Beim Braten und beim Wein.
„Nun, will's Euch nicht behagen?
Es fehlt doch, däucht mir, Nichts?
Worüber ist zu klagen?
An was, Ihr Herrn, gebricht's?
10. Es schickt zu meinem Tische
Der Odenwald das Schwein,
Der Neckar seine Fische,
Den frommen Trank der Rhein!
Ihr habt ja sonst erfahren,
Was meine Pfalz beschehrt,
Was wollt Ihr heute sparen,
Wo Keiner es Euch wehrt?“
11. Die Fürsten sahn verlegen
Den Andern Jeder an,
Am Ende doch verwegen
Der Ulrich da begann:
„Herr, fürstlich ist Dein Bissen,
Doch Eines thut ihm Noth,
Das mag kein Knecht vermissen!
Wo ließest Du das Brod?“
12. „Wo ich das Brod gelassen?“
Sprach da der Pfälzer Fritz,
Er traf, die bei ihm saßen,
Mit seiner Augen Blitz;
Er that die Fensterpforten
Weit auf im hohen Saal,
Da sah man aller Orten
In's offne Neckarthal.
13. Sie sprangen von den Stühlen,
Und blickten in das Land,
Da rauchten alle Mühlen
Rings von des Krieges Brand;
Kein Hof ist da zu schauen,
Wo nicht die Scheune dampft,
Von Rosses Huf und Klauen
Ist alles Feld zerstampft.
14. „Nun sprecht, von wessen Schulden
Ist so mein Mahl bestellt?
Ihr müßt Euch wohl gedulden,
Bis Ihr besät mein Feld,
Bis in des Sommers Schwüle
Mir reifet Eure Saat,
Und bis mir in der Mühle
Sich wieder dreht ein Rad.
15. Ihr seht, der Westwind fächelt
In Stoppeln und Gesträuch,
Ihr seht, die Sonne lächelt,
Sie wartet nur auf Euch!
Drum sendet flugs die Schlüssel,
Und öffnet Euern Schatz,
So findet bei der Schüssel
Das Brod den rechten Platz!“

II. Der Riese von Marbach.

1. Seht Ihr, wie freundlich sich die Stadt
Im Neckarfluß beschauet?

Wie sie sich ihre Berge hat
Mit Reben wohl bebauet?
Dort, wie die alte Chronik spricht,
Hat vor viel Jahren dumpf und dicht
Ein Tannenwald gegrauet.
2. Gelegen hat ein Riese drin,
Ein furchtbar alter Heide,
Er bracht' in seinem wilden Sinn
Das Schwert nicht in die Scheide,
Er zog auf Mord und Raub hinaus,
Und baute hier sein finstres Haus
Dem ganzen Gau zu Leide.
3. Die Steine zu dem Riesenhaus,
Ganz schwarz und unbehauen,
Grub er sich mit den Händen aus,
Fing eilig an zu bauen;
Er warf sie auf die Erde nur,
Daß Einer auf den andern fuhr,
Bis fertig war das Grauen.
4. Es sei der Riese, sagt das Buch,
Aus Asia gekommen,
Ein Heidengötz', ein alter Fluch,
Zum Schrecken aller Frommen;
Mars oder Bacchus sei das Wort,
Davon Marbach, der Schreckensort,
Den Namen angenommen.
5. Die Steine längst verschwunden sind,
Der Wald ist ausgereutet,
Ein Märchen ward's für Kindeskind,
Das wenig mehr bedeutet;
Doch horchet wohl auf meinen Sang,
Der nicht umsonst mit seinem Klang
Es jetzt zurück Euch läutet.
6. Denn ob des Schlosses Felsengrund
Versunken ist in Schweigen,
Wird man doch drauf zu dieser Stund'
Euch noch ein Hüttlein zeigen,
Und keine sechzig Jahr' es sind,
Daß drin geboren ward ein Kind,
Dem Wundergaben eigen.
7. Von gutem Vater war's ein Kind,
Von einem frommen Weibe;
Auf wuchs es und gedieh geschwind,
Kein Riese zwar am Leibe;
Von Geist ein Riese wundersam,
Als ob der alte Heldenstamm
Ein junges Reis noch treibe.
8. Und als er groß gewachsen war,
Da sang er wilden Muthes
Von Räubern und von Mohren gar
Viel Args und wenig Gutes;
Von Trug und Mord und Lügenspiel,
Und von den Griechengöttern viel,
Als wär' er ihres Blutes.
9. Auf einmal ward er stiller jetzt,
Begann ein ernstes Dichten,
Er las, in fremdes Land versetzt,
Tiefsinnige Geschichten;
Doch ward in des Gedankens Schoß
Er noch des Heidenthums nicht los,
Laut pries er's in Gedichten.
10. Im Geiste drauf in's span'sche Land
Hat er den Weg gefunden,
Davon gesungen allerhand
In gar großmächt'gen Kunden;
Nur den geweihten Glaubensmuth,
Des heißen Landes fromme Glut
Hatt' er noch nicht empfunden.
11. Da jauchzt' ihm wohl die Menge zu
Auf seinen irren Zügen,
Er aber hatte keine Ruh,
Es mocht' ihm nicht genügen;
Es saß der edle Riesengeist,
In sich gekehret als verwaist,
Und seine Lieder schwiegen.
12. Da plötzlich, sieh', erhebt er sich
Verklärt ganz und erneuet,
Der alte stolze Wahn entwich,
Vom jungen Licht zerstreuet.
Es zieht vor uns sein Wallenstein
In's Leben, in den Tod hinein,
Daß er das Herz erfreuet.
13. Es feirt die Friedländerin
Ein göttlich Liebessterben,
Maria wirft sich büßend hin,
Den Himmel zu erwerben,
Und hoch im ew'gen Glanze steht
Die Frankenjungfrau, fromm erhöht,
Bei allen Himmelserben.
14. Und ach, da kommt der freie Tell
Mit seinen Eidgenossen;
Ihm folgt der gute Sänger schnell,
Er hat den Zug beschlossen,
Er singt im Himmel fort und fort,
Er denkt an Dich, Du Heimatsort,
Aus dem die Riesen sprossen.

III. Elsbeth von Calw.

1. „Du hast geliebet meinen Knecht,
Du hast geschändet mein Geschlecht;
Verheimlicht ist die tiefe Wunde,
Er schmachtet in des Kerkers Grunde!
2. Und Elsbeth spricht: „Ist er ein Knecht,
So ist sein Sinn doch hoch und ächt!
Es focht sein Arm in Ritterschlachten,
O Vater, laß ihn nicht verschmachten!“ —
3. „Er schläft mir bald den langen Schlaf,
Und darum eil' ich,“ spricht der Graf,
„Dich, eh' es ruchtbar wird hier oben,
Dem edlen Nachbar zu verloben.
4. Den Schlüssel zu dem Kerkerloch,
Nimm selbst ihn, Elsbeth, nimm ihn doch,
Ich kann ihn Andern nicht vertrauen,
Auf keines Dieners Treue bauen.
5. Du aber schwörst mir, schwache Maid,
Du schwörst bei Deiner Seligkeit:
Nicht gönn' ihm Licht, nicht gönn' ihm Labe,
Nicht Flucht zu Roß, nicht Flucht am Stabe!“
6. Den Schlüssel faßt die Jungfrau bleich,
Als faßte sie das Himmelreich;
Ihr Blick schwingt sich zur Kerkerpforte,
Sie schwört im Taumel alle Worte.
7. Der Graf getrost besteigt sein Roß,
Sprengt mit den Knappen aus dem Schloß,
In Staub verwallen ihre Schritte,
Im Thal verhallen ihre Tritte.
8. Da stand die Jungfrau ganz allein

Aeltere Lesarten. **II. 3.** 7. Bis fertig stand d. G. — **5.** 7. Es Euch zurücke läutet — **6.** 7. Von wunderbaren Zeichen.

Im lichten goldnen Sonnenschein,
Der Himmel öffnet seine Bläue,
Wölbt seinen Arm für Liebestreue.
9. Hinauf zum hohen Thurm geschwind!
Es faßt ihr Kleid ein frischer Wind,
Er saust, als wollt' er flüsternd fragen:
Wann darf ich Euch von hinnen tragen?
10. Und vor der Thür' auf Berg und Thal,
Auf eine Welt voll Sonnenstral,
Auf sichre Burgen, feste Mauern
Blickt sie hinab mit Hoffnungsschauern.
11. Die Arme streckt sie sehnlich aus,
Die Arme senket sie mit Graus;
So steht sie vor des Kerkers Thore,
Und nieder hallt's zu krankem Ohre:
12. „O Gottfried, heißgeliebter Mann,
Zu Dir hinab, hinab ich kann,
Den Schlüssel hab' ich, steige nieder,
Doch nicht, mit Dir zu kommen wieder."
13. „Hast Du den Schlüssel, komm' herab,
Bring Licht und Leben mir in's Grab,
Der Hunger wohnt in meinem Schlunde,
Bring Speis' und Trank dem dürren Munde!"
14. „Ich darf nicht, mir verbeut's der Eid,
Der Eid bei meiner Seligkeit,
Darf Dich nicht speisen, Dich nicht tränken,
Darf Dir nicht Licht, nicht Freiheit schenken."
15. Und wieder seufzt ein stöhnend Wort:
„So fleuch, Geliebte, diesen Ort:
Umsonst nicht sollst Du solches Grauen,
Sollst nicht mein sterbend Antlitz schauen!"
16. Und nieder sie mit Jauchzen spricht:
„Umsonst hab' ich den Schlüssel nicht,
Dein Leben kann ich nicht erwerben,
Doch kann ich bei Dir, mit Dir sterben!"
17. Der Schlüssel klirrt, die Pforte springt,
Und Tagslicht in die Tiefe dringt,
Es fällt auf leichenbleiche Wangen,
Und schon hält ihn die Maid umfangen.
18. Fast um den todeskalten Leib
Schlingt sich das glühendwarme Weib,
Sie speiset ihn mit Lebensküssen,
Sie tränket ihn mit Thränenflüssen.
19. Und mild erquickt, entflieht sein Geist,
Und ihres Leibes Band zerreißt,
Ihr Herz befreit mit wildem Schlage
An seiner Brust sich von der Plage.
20. Und Staub jetzt auf der Straße wallt,
Jetzt Rossestritt vom Wege hallt;
Der Graf ist da mit seinen Knechten,
Schwingt hoch den Brautring in der Rechten.

IV. Das Gewitter.

1. Urahne, Großmutter, Mutter und Kind
In dumpfer Stube beisammen sind;
Es spielet das Kind, die Mutter sich schmückt,
Großmutter spinnet, Urahne gebückt
Sitzt hinter dem Ofen im Pfühl —
Wie wehen die Lüfte so schwül!
2. Das Kind spricht: „Morgen ist's Feiertag,
Wie will ich spielen im grünen Hag,
Wie will ich springen durch Thal und Höhn,
Wie will ich pflücken viel Blumen schön;
Dem Anger, dem bin ich hold!" —
Hört Ihr's, wie der Donner grollt?
3. Die Mutter spricht: „Morgen ist's Feiertag,
Da halten wir alle fröhlich Gelag,
Ich selber, ich rüste mein Feierkleid;
Das Leben, es hat auch Lust nach Leid,
Dann scheint die Sonne, wie Gold!" —
Hört Ihr's, wie der Donner grollt?
4. Großmutter spricht: „Morgen ist's Feiertag,
Großmutter hat keinen Feiertag,
Sie kochet das Mahl, sie spinnet das Kleid,
Das Leben ist Sorg' und viel Arbeit;
Wohl dem, der that, was er sollt'!"
Hört Ihr's, wie der Donner grollt?
5. Urahne spricht: „Morgen ist's Feiertag,
Am liebsten morgen ich sterben mag:
Ich kann nicht singen und scherzen mehr,
Ich kann nicht sorgen und schaffen schwer,
Was thu' ich noch auf der Welt?"
Seht Ihr, wie der Blitz dort fällt?
6. Sie hören's nicht, sie sehen's nicht,
Es flammt die Stube, wie lauter Licht:
Urahne, Großmutter, Mutter und Kind
Vom Stral mit einander getroffen sind,
Vier Leben endet Ein Schlag —
Und morgen ist's Feiertag.

V. Die Schöpfung des Bodensees.

1. Als Gott der Herr die dunkeln Kräfte
Der werdenden Natur erregt,
Und zu dem schöpf'rischen Geschäfte
Die Wasser und den Grund bewegt;
Und als sich nun die Tiefen senkten,
Die Berge rückten auf den Platz,
Die Ebnen sich mit Bächen tränkten,
In Seen sich schloß der Wasser Schatz:
2. Da schuf sich auch die Riesenkette
Der Alpen ihrer Thäler Schoß,
Da brach der Strom im Felsenbette
Aus seinem Eispalaste los.
Er trat heraus mit freud'gem Schrecken,
Er wallet hell in's offne Land,
Und ruht in einem tiefen Becken
Als blauer See mit breitem Rand.
3. Und fort von Gottes Geist getrieben,
Wogt er hinab zum jungen Meer,
Doch ist sein Ruhesitz geblieben,
Und Wälder grünen um ihn her;
Und über ihm hoch ausgebreitet,
Spannt sich der heitern Lüfte Zelt,
Es spiegelt sich, indem sie schreitet,
Die Sonn' in ihm, des Himmels Held.
4. Und wie nun auf den weiten Auen
Des ersten Sabbaths Ruhe schlief,
Ließ sich der Bote Gottes schauen
Im lichten Wolkenkranz und rief.
Da scholl gleich donnernden Posaunen
Des Engels Stimme durch den Ort,

V. 4. 1. weiten Fluren — 2. Ruhe lag. — 3. Und sich lebendige Naturen — 4. Schon sonnten in dem heitern Tag: — 6. Des Herren Stimme

Es horchten Erd' und Flut mit Staunen,
Und sie vernahmen Gottes Wort:
5. „Gesegnet bist Du, stille Fläche,
Vor vielem Land und vielem Meer!
Ja, rieselt fröhlich nur, Ihr Bäche,
Ja ströme, Fluß, nur stolz einher!
Ihr füllet Euch in einen Spiegel,
Der große Bilder bald vereint,
Wenn Einer, der der Allmacht Siegel
Trägt auf der Stirn, — der Mensch, erscheint.
6. Erst lebt ein dumpf Geschlecht, vergessen
Sein selbst, im Walde mit dem Thier,
Dann herrscht ein Fremdling stolz, vermessen,
Ein Sieger mit dem Schwerte hier;
Er zimmert sich den Wald zu Schiffen,
Er öffnet Straßen, baut das Haus;
Dann hat ihn Gottes Hand ergriffen,
Und schleudert ihn zum Land hinaus.
7. Und führt den Stamm mit goldnen Haaren,
Mit blauem Aug' an's Ufer her;
Er hat noch Nichts vom Herrn erfahren,
Sein Gott ist Eiche, Fluß und Meer.
Doch schläft im tüchtigen Gemüthe
Noch unerweckt des Ew'gen Bild,
Ein Strom der höchsten Kraft und Güte
In seinen vollen Adern quillt.
8. Der Himmel wird ihm Boten senden,
Die sagen ihm von Gottes Sohn,
Die bauen mit getreuen Händen
In dichten Wäldern seinen Thron.
Dort wird das Licht des Geistes leuchten,
Von dorther der Erkenntniß Quell
Der Erde weites Feld befeuchten,
Dort bleibt's in tiefem Dunkel hell.
9. Dann werden sich die Haine lichten,
Wie sich der Menschen Herz erhellt,
Dann prangt ein Kranz von goldnen Früchten
Um Dich, Du segenreiches Feld;
Die Rebe strecket ihre Ranken
In Deinen hellen See hinein,
Und schwerbeladne Schiffe schwanken
In reicher Städte Häfen ein.
10. Und die des Höchsten Krone tragen,
Statthalter seiner Königsmacht,
An diesen Ufern aufgeschlagen,
Sonnt oft sich ihres Hofes Pracht.
Und Völker kommen aus dem Norden
Und aus dem Süden, See, zu Dir!
Du bist das Herz der Welt geworden,
O Land, und aller Länder Zier!
11. Drum sind Dir Sänger auch gegeben,
Zween Chöre, die mit Deinem Lob
Die warme Frühlingsluft durchbeben,
Wie Keiner je sein Land erhob.
Das Eine sind die Nachtigallen,
Auf Wipfeln jubelt ihr Gesang,
Das Andre sind in hohen Hallen
Die Ritter mit dem Harfenklang.
12. Wohl ahnst Du Deinen Ruhm, Du wallest
Mit hoch gehobner Brust, o See!
Doch daß Du Dir nicht selbst gefallest,
Vernimm auch Deine Schmach, Dein Weh!
Es spiegeln sich die Scheiterhaufen
Der Märtyrer in Deiner Flut,
Und Deine grünen Ufer traufen
Von lang vergoßnem Bürgerblut.
13. Sei nur getrost, Du blühest wieder,
Du wischest ab die Spur der Schmach,
Und große Sagen, süße Lieder,
Sie tönen am Gestade nach.
Zwar Dich verläßt die Weltgeschichte,
Sie hält nicht mehr am Ufersand
Mit Schwert und Wage Weltgerichte,
Doch stilles Gnügen wohnt am Rand.
14. Der Hauch des Herrn treibt Deine Boote,
Dein Netz soll voll von Fischen sein,
Dein Volk nährt sich vom eignen Brote,
Und trinkt den selbstgepflanzten Wein,
Und unter Deinen Apfelbäumen
Wird ein vergnügt Geschlecht im Glück
Von seinem alten Ruhme träumen:
Wohlan, vollende Dein Geschick!"
15. Der Engel sprach's, der Sabbath endet,
Der Schöpfung Werktag hebt sich an,
Es rauscht der See, die Sonne wendet
Ihr Antlitz ab, die Wolken nahn;
Die Stürme wühlen aus den Schlünden
Den trüben Schlamm an's Licht herauf,
Der Strom hat Mühe, sich zu münden,
Und sucht durch trägen Sumpf den Lauf.
16. Doch webt und wirkt im innern Grunde
Der schwer arbeitenden Natur
Das Wort aus ihres Schöpfers Munde,
Sie folgt der vorgeschriebnen Spur.
Von Licht verklärt, von Nacht verhüllet,
Sein bleibt das Wasser, sein das Land,
Und was verheißen war, erfüllet
Der Zeiten Gang auf Flut und Strand.

VI. Der Reiter und der Bodensee.

1. Der Reiter reitet durch's helle Thal,
Auf Schneefeld schimmert der Sonne Stral.
2. Er trabet im Schweiß durch den kalten Schnee,
Er will noch heut an den Bodensee;
3. Noch heut mit dem Pferd in den sichern Kahn,
Will drüben landen vor Nacht noch an.
4. Auf schlimmem Weg über Dorn und Stein
Er braust auf rüstigem Roß feldein.
5. Aus den Bergen heraus in's ebne Land
Da sieht er den Schnee sich dehnen, wie Sand.
6. Weit hinter ihm schwinden Dorf und Stadt,
Der Weg wird eben, die Bahn wird glatt.
7. In weiter Fläche kein Bühl, kein Haus,
Die Bäume gingen, die Felsen aus;
8. So flieget er hin eine Meil' und zwei,
Er hört in den Lüften der Schneegans Schrei;
9. Es flattert das Wasserhuhn empor,
Nicht anderen Laut vernimmt sein Ohr;

---

5. 1. Ich segne Dich, Du — 7. Wenn er, der meiner Allmacht — **7.** 3. Der hat noch Nichts von mir erfahren: — 6. von mir ein Bild, — 7. Ein Strom von meiner Kraft — **8.** 1. Des Heiles Boten werd' ich senden, — 2. von meinem Sohn — 4. meinen Thron — **9.** 1. Die Wälder — **10.** 1. Und die von mir die Krone tragen — 2. meiner — **11.** 1. Drum will ich Dir auch S. g. — **13.** 5. verläßet die Geschichte, — **14.** 1. Mein Athem treibet Deine B. — **15.** 1. So sprach der Herr, der S.

10. Keinen Wandersmann sein Auge schaut,
Der ihm den rechten Weg vertraut.
11. Fort gehts, wie auf Sammt, auf dem weichen Schnee.
Wann rauscht das Wasser, wann glänzt der See?
12. Da bricht der Abend, der frühe, herein;
Von Lichtern blinket ein ferner Schein.
13. Es hebt aus dem Nebel sich Baum an Baum,
Und Hügel schließen den weiten Raum.
14. Er spürt auf dem Boden Stein und Dorn,
Dem Rosse gibt er den scharfen Sporn.
15. Und Hunde bellen empor am Pferd,
Und es winkt im Dorf ihm der warme Herd.
16. „Willkommen am Fenster, Mägdelein,
An den See, an den See, wie weit mag's sein?"
17. Die Maid, sie staunet den Reiter an:
„Der See liegt hinter Dir und der Kahn.
18. Und deckt' ihn die Rinde von Eis nicht zu,
Ich spräch', aus dem Nachen stiegest Du."
19. Der Fremde schaudert, er athmet schwer:
„Dort hinten die Ebne, die ritt ich her!"
20. Da recket die Magd die Arm' in die Höh':
„Herr Gott! so rittest Du über den See!
21. An den Schlund, an die Tiefe bodenlos
Hat gepocht des rasenden Hufes Stoß!
22. Und unter Dir zürnten die Wasser nicht?
Nicht krachte hinunter die Rinde dicht?
23. Und Du wardst nicht die Speise der stummen Brut,
Der hungrigen Hecht' in der kalten Flut?"
24. Sie rufet das Dorf herbei zu der Mähr';
Es stellen die Knaben sich um ihn her;
25. Die Mütter, die Greise, sie sammeln sich:
„Glückseliger Mann, ja segne Du Dich!
26. Herein zum Ofen, zum dampfenden Tisch,
Brich mit uns das Brod und iß vom Fisch!"
27. Der Reiter erstarret auf seinem Pferd,
Er hat nur das erste Wort gehört.
28. Es stocket sein Herz, es sträubt sich sein Haar,
Dicht hinter ihm grinst noch die grause Gefahr.
29. Es siehet sein Blick nur den gräßlichen Schlund,
Sein Geist versinkt in den schwarzen Grund.
30. Im Ohr ihm donnert's wie krachend Eis,
Wie die Well' umrieselt ihn kalter Schweiß.
31. Da seufzt er, da sinkt er vom Roß herab,
Da ward ihm am Ufer ein trocken Grab.

VII. Des Fischers Haus.

1. Sein Haus hat der Fischer gebaut,
Es stehet dicht an den Wellen,
In der blauen Flut sich's beschaut,
Als spräch' es: wer kann mich fällen?
2. Die Mauern, die sind so dicht,
Voll Korn und Wein sind die Räume,
Es zittert das Sonnenlicht
Herunter durch Blüthenbäume.
3. Und Reben winken herein
Von grünen, schirmenden Hügeln,
Die lassen den Nord nicht ein,
Die umhaucht nur der West mit den Flügeln.
4. Und am Ufer der Fischer steht,
Es spielt sein Netz in den Wellen,
Umsonst Ihr Euch wendet und dreht,
Ihr Karpfen, Ihr zarten Forellen!
5. Sein frevelnder Arm Euch zieht
Im engen Garn an's Gestade;
Kein armes Fischlein entflieht,
Das kleinste nicht findet Gnade.
6. Auf steiget kein Wasserweib,
Euch zu retten, Ihr stillen, Ihr guten!
Und lockt mit dem seligen Leib
Ihn hinab in die schwellenden Fluten.
7. „Ich bin der Herrscher im See,
Ein König im Reiche der Wogen!"
So spricht er und schnellt in die Höh'
Den schweren Angel im Bogen.
8. Und Euer Leben ist aus,
Der Fischer, mit frohem Behagen
Er tritt in das stattliche Haus,
An den harten Stein Euch zu schlagen.
9. Er legt sich auf weichen Pfühl,
Von Gold und Beute zu träumen; —
O Nacht, so sicher und kühl,
Wo Hamen und Angel säumen!
10. Da regt sich das Leben im Grund,
Da wimmelt's von Karpf' und Forelle,
Da nagt's mit geschäftigem Mund
Und schlüpft unter's Ufer im Quelle.
11. Und frühe beim Morgenroth
Der Fischer kommt mit den Flechten;
Am Tage drohet der Tod,
Die Rache schafft in den Nächten.
12. Von Jahr zu Jahr sie nicht ruht,
Die Alten zeigen's den Jungen;
Bis daß die schweigende Flut
Ist unter das Haus gedrungen;
13. Bis daß in sinkender Nacht
Wo der Fischer träumt auf dem Pfühle,
Das Haus, das gewaltige, kracht,
Versinkt in der Wogen Gewühle.
14. Aus gießet sich Korn und Wein,
Es öffnet der See den Rachen,
Er schlingt den Mörder hinein,
Er hat nicht Zeit zum Erwachen.
15. Die Gärten, die Bäume zugleich,
Sie schwinden, sie setzen sich nieder,
Es spielen im freien Reich
Die Fische, die fröhlichen, wieder.

VIII. Die Engelskirche auf Anatolikon.

1. Es lacht ein Eiland Mit Feigenbäumen,
Mit Rosenlauben Mit Rebenranken,
Wie sonst es schaffen Nur die Gedanken,
Wie man's nur schauet In Morgenträumen.
2. Es regt ein Volk sich Auf seinen Hügeln,
Das spricht die Sprache, Die alte, traute,
Die zu uns redet Mit Geisterlaute;
Und Freiheit deckt es Mit jungen Flügeln.
3. Es wohnt im Schutze Der heil'gen Engel,
Den Cherubinen Ist es vertrauet,

VI. 10. 2. rechten Pfad — **19.** 1. und athmet

Von Marmor stehet Ihr Haus gebauet,
Im weißen Kleide, Rein, ohne Mängel.
4. Wohnt auch die Trauer In solchem Lande?
Warum verödet Die Rosenlauben?
Warum kein Liedchen Beim Saft der Trauben?
Kein Tausch der Waaren Am regen Strande?
5. Das macht, es wimmelt Dort auf den Wassern,
Und birgt sich hinter Den Felsenriffen:
Ein Heer von Masten, Von fremden Schiffen,
Ein grimmig Heer ist's Von Christenhassern.
6. Du Griechenvölkchen, Willst Du verzagen?
Das Schwert der Väter Hast's nicht geschwungen?
Hast mit der Freiheit Nicht Muth errungen? —
„Muth gnug und Schwerter, Sie zu erschlagen!
7. Doch sind's zu viele!" — Hast Du nicht Mauern?
Hast Du nicht Schanzen, Dich klug zu decken?
„Ja Thürm' und Wände, Der Feinde Schrecken,
Die zehn Geschlechter Wohl überdauern!" —
8. Und blühn nicht Früchte Dir gnug dahinter?
Kornähren, Feigen Und Oel die Menge?
„Mir naht kein Hunger, Der mich bedränge:
Mich nährt der Sommer, Nie folgt ein Winter.
9. Nur Eins vergaß, mir Natur zu spenden:
Kein Quell mir sprudelt Aus ihren Brüsten;
Sonst kauft' ich Wasser an fernen Küsten,
Jetzt wehrt der Feind mir An allen Enden!
10. Umsonst des Blutes Hab' ich vergossen,
In's Herz des Feindes Das Blei gesendet!
Die Kraft versieget, Das Leben endet!
Er schickt den Durst mir, Den Bundsgenossen!"
11. Da will das Auge Sich traurig senken;
Doch sieh! die Menge, Die gläub'ge wallet
Zum Haus der Engel, Und Flehen schallet;
„O Gott im Himmel, Du kannst uns tränken!
12. Machst Deinen Engel Zu Wind und Wolke,
Machst Deine Diener Zu Feuerflammen;
Da krachen Schiffe Zermalmt zusammen
Da stürzt der Dränger Vor Deinem Volke!
13. Heut nach der Erde Geheimster Ader
Laß Deine Geister, Die treuen, spüren;
Wenn erst die Quellen sich Um uns rühren,
So zwingt uns nimmer Des Feinds Geschwader!
14. Erhör' uns, Retter!" So tönt's von Allen.
Hat er vernommen Die flehnde Stimme?
Warum nicht wehrt er Des Feindes Grimme?
Die Schlünde donnern, Die Kugeln fallen.
15. Und Eine flieget Mit Sturms Gefieder,
Reißt durch des Tempels Gewölbte Decken,
Des Volkes Flehen Verstummt in Schrecken,
In seine Mitte fährt Sie hernieder.
16. Schlägt in den Boden, Wühlt in dem Grunde,
Sie gräbt so gierig In seinen Ritzen;
Da hört Ihr's sprudeln, Da seht Ihr's spritzen:
Da quillt ein Brunnen Tief aus dem Schlunde.
17. Erzengel Gottes, Sei hoch willkommen!
Du fährst als Donner Aus glühnden Blechen,
Springst aus den Tiefen In Wasserbächen;
Wenn's gilt zu retten Das Volk der Frommen!
18. Da schöpfet Jeder Vom heil'gen Quelle,
Durch alle Glieder Dringt Engelsstärke,
Sie schreiten fürder Zum großen Werke,
Fort aus dem Tempel, Hin auf die Wälle.
19. Drei tausend Kugeln Schickt aus den Schlünden
Zur heil'gen Insel Der Feind vergebens,
Sie all' erlöschen Im Strom des Lebens:
So muß die Freiheit Sich ewig gründen.

IX. Johannes Kant.

Den kategorischen Imperativus fand,
Das weiß ein jedes Kind, Immanuel Kant.
Dem kategorischen Imperativus treu,
Zwang durch ihn wilde Seelen zu frommer Scheu
Lang vor Immanuel Herr Johannes Kant, 5
Und Wenige wissen's, wie die Sache bewandt.
Derselb' ein Doktor Theologiä war
In schwarzer Kutt' mit langem Bart und Haar;
So saß er zu Krakau auf dem Lehrersitz,
So ging er einher gegürtet in Kält' und Hitz', 10
Ein rein Gemüth, ein immer gleicher Sinn,
Dem Unrecht dulden, nicht thun, stets däuchte Gewinn.
Im grauen Alter zog ein Sehnen den Kant
Gen Schlesien in sein altes Vaterland.
Er schloß die Bücher in 'n Schrein, bestellt' sein Haus, 15
Den Seckel nahm er, und zog in die Fern' hinaus.
Gemächlich ritt in der schweren, schwarzen Tracht
Der Doktor durch der polnischen Wälder Nacht,
Doch in der Seele, da wohnt ihm lichter Schein,
Die goldnen Sprüche zogen aus und ein, 20
In's Herz schoß Strahlen ihm das göttliche Wort
Voll innern Sonnenlichtes; so ritt er fort.
Auch merkt' er nicht, wie das Thier in finstrer Schlucht
Den Weg durch Abenddunkel und Dickigt sucht,
Er hört nicht vor und hinter sich Tritt und Trott, 25
Er ist noch immer allein mit seinem Gott.
Da wimmelt's plötzlich um ihn zu Roß, zu Fuß,
Da flucht in's Ohr ihm der Wegelagerer Gruß;
Es stürmen auf den heiligen Mann sie ein,
Es blinken Messer und Schwert im Mondenschein. 30
Er weiß nicht, wie ihm geschieht, er steigt vom Roß,
Und eh sie's fordern, theilt er sein Gut dem Troß.
Den vollen Reisebeutel streckt er dar,
Darin bei'm Groschen manch blanker Thaler war,
Vom Halse löst er ab die güldene Kett', 35
Er reißt die schmucken Borten vom Barett,
Den Ring vom Finger und aus der Tasche zieht
Das Meßbuch er mit Silberbeschläg und Niet';
Daß sie das Pferd abführen mit Sattel und Zaum,
Der arm' erschrockne Mann, er sieht es kaum; 40
Erst wie er alles Schmuckes und Gutes baar,
Da fleht er um sein Leben zu der Schar.
Der bärtige Hauptmann faßt ihn an der Brust,
Und schüttelt sie mit derber Räuberlust.
„Gabst Du auch Alles?" brüllt's um ihn und murrt, 45
„Trägst Nichts versteckt in Stiefel oder in Gurt?"
Die Todesangst schwört aus dem Doktor: „Nein!"
Und aber: „Nein!" Es zittert ihm Fleisch und Bein.
Da stoßen sie fort ihn in den schwarzen Wald,
Er eilt, als wär' er zu Roß noch, ohne Halt; 50
Doch fährt die Hand im Gehen ihm, wie im Traum,

Hinab an der langen Kutte vorderm Saum,
Mit Angst fühlt sie herum an allem Wulst,
Und endlich findet sie da die rechte Schwulst,
55 Wo eingenäht, geborgen und unentdeckt
Der güldne Sparpfennig sich versteckt.
Nun will dem Mann es werden recht sanft und leicht,
Mit all dem Gold er die Heimat wohl erreicht,
Er mag mit Gottes Hülfe vom Schrecken ruhn,
60 Mit Freunden und Vettern sich recht gütlich thun.
Da stand er plötzlich still, denn in ihm rief
Mit lauter Stimme der heil'ge Imp'rativ:
„Leug nicht! leug nicht! Du hast gelogen, Kant!"
Das einzige Wort ihm auf der Seele brannt',
65 Vergessen war der Heimat fröhliche Lust,
Er war allein der Lüge sich bewußt.
Und schneller, als ihn getrieben der Freiheit Glück,
Trieb ihn der Sünde Pein nun zurück, zurück.
Schon winkt von ferne der unglücksel'ge Platz,
70 Die Räuber theilen dort noch immer den Schatz,
Am Mondlicht prüfen sie sich das Allerlei,
Die Pferde weiden zwischen den Büschen frei.
Und wie sie lagern im Gras und tauschen, tritt
In ihre Mitte der Kant mit hastigem Schritt,
75 Er stellt demüthig sich vor die Räuber hin,
Er sprach: „O wisset, daß ich ein Lügner bin!
Doch log der Schrecken aus mir, darum verzeiht!"
Mit diesem Worte riß er den Saum vom Kleid,
In hohler Hand beut er ein Häuflein Gold,
80 Darüber des Mondscheins blinkende Welle rollt;
Weil Keiner zugreift, bittet er ganz beschämt:
„Das hab' ich böslich vor Euch verläugnet, nehmt!"

Den Räubern aber wird's wunderlich im Kopf,
Sie möchten lachen und spotten ob dem Tropf;
Und ihre Lippe findet doch keinen Laut, 85
Und ihr vertrocknetes, starres Auge thaut.
Und in dem bleiernen Schlummer, den er schlief,
Regt sich in ihnen plötzlich der Imp'rativ,
Der wunderbare, das heil'ge Gebot: „Du sollt —
Du sollt nicht stehlen!" und vor der Hand voll Gold 90
Aufspringen sie, dann werfen sich All' auf's Kniee,
Ein tiefes Schweigen waltet: denn Gott ist hie.
Jetzt aber regt sich emsig die ganze Schar:
Der reicht den Beutel und der die Kette dar,
Ein Dritter bringt das Pferd gesattelt, gerüst't, 95
Das Meßbuch reicht der Hauptmann — er hat's geküßt.
Dann helfen sie ihm zu Roß mit willigem Dienst,
Nichts bleibt zurück vom neuen Räubergewinnst,
Ja, mußte Herr Kant nur sein auf seiner Hut,
Daß sie ihm nicht auch schenkten gestohlen Gut. 100
Er scheidet, er theilt den Segen aus vom Pferd,
Wünscht ihnen gründliche Reu', die sie bekehrt,
Nur dacht' er traurig, als um die Eck' er bog:
„Ihr armen Schelmen, Ihr stehlet — und ich log."
Doch als er kam zum finstern Wald hinaus, 105
Da war verschwunden der Sünde ganzer Graus,
Da stand der Morgenhimmel in rother Glut,
Da ward dem frommen Wanderer froh zu Muth.
„Dein Wille gescheh' im Himmel und auf Erd'!"
So betet der Kant und gibt die Sporen dem Pferd. 110

Christian Justinus Kerner.

I. Stille Thränen.

1. Du bist vom Schlaf erstanden
Und wandelst durch die Au,
Da liegt ob allen Landen
Der Himmel wunderblau.
2. So lang Du ohne Sorgen
Geschlummert schmerzenlos,
Der Himmel bis zum Morgen,
Viel Thränen niedergoß.
3. In stillen Nächten weinet
Oft Mancher aus den Schmerz,
Und Morgens dann Ihr meinet,
Stets fröhlich sei sein Herz.

II. Vorwärts.

1. Neues Wirken, neues Streben
Ist in Menschenbrust erwacht,
Und ein neues frisches Leben
Hebt sich aus der alten Nacht.
2. Vorwärts! vorwärts! hat geheißen,
Blüchers mächt'ger Schlachtgesang.
„Rückwärts! rückwärts!" das sind Weisen
Wohl aus Herzen irr und krank.
3. Kreuz und Adler jüngst noch hießen
Unsre Oriflamme wir,
Und nun sollten wir erkiesen
Einen Krebs zum Siegspanier?
4. Bürgersöhne, Ritterskinder
Wurden Brüder im Gefecht,
Und nun ruft Ihr: „Der ist minder,
Der ist mehr, nach altem Recht!"
5. Aber hört's! als sie vergossen
Da ihr Blut mit gleicher Ehr',
Ist's in Einen Strom geflossen,
Und den theilt Ihr nimmermehr!
6. Die Gleichtapfern, die Gleichfreien
Sammelte das gleiche Haus,

Aeltere Lesarten. I. 1. 1. Als Du, vom — 2. Gewandelt durch — 3. Da lag — 2. 1. Doch als Du (1.) Weißt nicht, daß als ohn Sorgen (2.) — 2. Schliefest auf weichem Pfühl, (1.) Du schliefest schmerzenlos (2.) — 3. Da goß er bis zum Morgen — 4. Der schweren Thränen viel. — 3. 2. So Mancher — 3. Daß es am Morgen scheinet, (1.) man meinet (2.).

Euer Rückwärts-Rückwärts-Schreien
Ruft sie Arm in Arm heraus:
7. Daß sie zeigen ihre Wunden
Blutend neu von Euch erweckt;
Wie sie gleichen Tod gefunden,
Wie sie gleiche Erde deckt.
8. Vorwärts! Vorwärts! weiter! weiter!
Ueber Trümmer ewig todt.
Weh', o Bürgerfahne, heiter
In das frische Morgenroth!

III. Todesprobe.

1. Wohl ihr Aug' erloschen steht,
Wohl die Pulse nicht mehr schlagen,
Und mit Klagen
Jedes von der Todten geht.
2. Doch sie kann noch lebend sein!
Todeskälte, Blick der Leichen,
Schlechte Zeichen!
Bringet schnell ihr Kind herein!
3. Legt ihr das an's kalte Herz!
Rührt auch dann ihr Herz sich nimmer,
Dann auf immer
Ist sie todt, — und aus ihr Schmerz.

IV. Frühlingsmorgen.

1. Wann die Lämmer wieder springen,
Lerchen jubeln, Rosen glühn,
Muß das kränkste Herze singen,
Und im Welken noch erblühn.
2. Wer in bangen Lebensschmerzen
Einsam jetzt die Straße geht,
Singet selbst aus düsterm Herzen,
Wie ein Lied aus Wolken weht.
3. Wer verbannt, das Aug' in Thränen,
Jetzt im fremden Lande zieht,
Durch bethaute Blumen tönen
Läßt er seiner Heimat Lied.
4. Flüsse, Saaten, tönend wallen; —
Aus dem fernsten Himmelblau
Weht ein Singen, lieblich Schallen,
Ueber Wald und helle Au.
5. Alter Gram, nun zeuch von hinnen,
Fülle nicht dieß Herze bang!
Strömet ein von Himmelszinnen,
Morgenroth und Lustgesang!

V. Waldleben.

1. Sei willkommen, Wandersmann,
In des Waldes Einsamkeit!
Was ein armes Leben freut,
Hier man einzig finden kann.
2. An der Quelle ruht das Reh,
Drossel übet freien Sang;
Waldesnacht mach' Dir nicht bang,
Grün thut keinem Auge weh.
3. Bach und Thau giebt kühlen Schein,
Blume blühet ungepflückt,
Tief in Klüften, nie erblickt,
Schlummert Gold und Edelstein.
4. Eile nicht zu Stadt und Thal:
Eine Mühle treibt der Quell,
Drossel, so gesungen hell,
Sitzt im Bauer stumm und kahl.
5. Aus der Erde stillem Schoß
Reißen sie den Edelstein;
Wie ein Auge gibt er Schein,
Das von Thränen überfloß.
6. Armer, armer Wandersmann!
Weil', o weil', in Waldesnacht!
Draußen Mond und Sonne wacht,
Sieht Dich Jeder fragend an.
7. Aber hier in Waldesschoß
Gehst Du einsam mit dem Quell,
Siehet Dich kein Auge hell,
Als der Thau auf Blum' und Moos.

VI. Wanderlied.

1. Wohlauf! noch getrunken
Den funkelnden Wein!
Ade nun, Ihr Lieben!
Geschieden muß sein.
Ade nun, Ihr Berge,
Du väterlich Haus!
Es treibt in die Ferne
Mich mächtig hinaus.
2. Die Sonne, sie bleibet
Am Himmel nicht stehn,
Es treibt sie, durch Länder
Und Meere zu gehn.
Die Woge nicht haftet
Am einsamen Strand,
Die Stürme, sie brausen
Mit Macht durch das Land.
3. Mit eilenden Wolken
Der Vogel dort zieht,
Und singt in der Ferne
Ein heimatlich Lied.
So treibt es den Burschen
Durch Wälder und Feld,
Zu gleichen der Mutter,
Der wandernden Welt.
4. Da grüßen ihn Vögel
Bekannt über'm Meer,
Sie flogen von Fluren
Der Heimat hieher,
Da duften die Blumen
Vertraulich um ihn,
Sie trieben vom Lande
Die Lüfte dahin.
5. Die Vögel, die kennen
Sein väterlich Haus.
Die Blumen einst pflanzt' er
Der Liebe zum Strauß,
Und Liebe, die folgt ihm,
Sie geht ihm zur Hand:
So wird ihm zur Heimat
Das ferneste Land.

VII. Der Bürgerwall.

1. Ritterthum kann nimmer heißen
Sichrer Wall um's Königshaus,
Seit ihr Kleid von Stahl und Eisen
Zogen alle Ritter aus.

2. Seit sie tragen mit Behagen
Schlüssel an der Schwerter Statt,
Seit sie mit der Feder wagen
Sich in's Feld, in's Zeitungsblatt.
3. Seit statt fester Burgeshallen
Hölzern steht im Thal ihr Haus,
Seit sie leicht und luftig wallen,
Ist es mit den Rittern aus.
4. Was noch scheint, ist Glühwurms Schimmer
In verwittert' Stein und Moos.
Jener Wall, der liegt in Trümmer,
Doch ein and'rer wölbt sich groß:
5. Bürgerthum ist der geheißen,
Schließt sich fest um's Königshaus;
Heil! in solchem Wall von Eisen
Hält es jeden Donner aus.

VIII. Trinklied zum neuen Weine.

1. Laßt uns heut mit Geistern ringen;
Blickt der Alte noch so klar,
Bringet jetzt den Neuen dar,
Der dem Kerker will entspringen!
2. Hört sein unterirdisch Beben!
Aus der Nacht will er hinaus,
Mächtig treibt sein Geist durch's Haus,
Daß wir stehn von ihm umgeben.
3. Horcht! der weiß von Jugendwonne
Noch zu singen Euch ein Lied;
Wie er hat in Duft geblüht,
Wie ihn hat durchglüht die Sonne;
4. Wie von hohen Bergen nieder
Frei er sah die Welt entlang,
Unter ihm der Flußgott sang,
Um ihn tönten Vogellieder;
5. Wie mit Sonn' und Stern im Bunde
Mählig seine Traube schwoll,
Bis sie war des Saftes voll,
Der von Geistern nun gibt Kunde.
6. Füllet muthig bis zum Rande
Den Pokal mit seiner Glut!
Stoßet an! dem Jugendblut
Heil im weiten deutschen Lande!
7. Ach! es liegt erstarrt, veraltet
Mancher Völker großes Herz,
Jugendwärme, Lust und Scherz
Sind in ihrer Brust erkaltet.
8. Laßt der Jugend warmes Leben
Strömen Euch in's Herz hinein!
Trinkt in Lust den neuen Wein,
Den der neue Stern gegeben!

IX. Spindelmanns Rezension der Gegend.

1. Näher muß ich jetzt betrachten
Diese Gegend durch das Glas;
Sie ist nicht ganz zu verachten,
Nur die Fern' ist allzublaß.
2. Jene Burg auf steiler Höhe
Nenn' ich abgeschmackt und dumm,
Meinem Auge thut sie wehe,
Wie der Fluß, der gänzlich krumm.
3. Jene Mühl' in wüsten Klüften
Gibt mir gar zu rohen Schall,
Aber ein gesundes Düften
Weht aus ihrem Eselsstall.
4. Daß hier Schlüsselblumen stehen,
Hätt' ich das nur eh' gewußt!
Muß sie schnell zu pflücken gehen,
Denn sie dienen meiner Brust.
5. Kräuter, die zwar farbig blühen,
Doch zu Thee nicht dienlich sind,
Doch nicht brauchbar sind zu Brühen,
Ueberlass' ich gern dem Wind.

X. Im Herbste 1823.

1. Hoch von Bergen tönt zu Thal
Freudenruf und Jubellied:
Sei gegrüßt, Du heil'ger Stral,
Der auch unsern Berg durchglüht.
2. Längs des Neckars, längs des Rheins
Tönet solcher Freude Schall,
Preist den mächt'gen Gott des Weins,
Der gekrönt die Hügel all'.
3. Evoë! Dem Gotte leer'
Ich auch dieses Glas mit Wein!
Gold des Neckars! — Doch woher
Fällt ein Tropfen Blut hinein?
4. Freunde! das ist Griechenblut!
Stellt Gesang und Jubel ein!
Blickt zu Thal, mit trübem Muth
Auf die Welt, den kalten Stein.
5. Evoë! Ruf, der einmal
Froh getönt durch Hellas Land,
Tönest mir jetzt Hellas Qual —
Und das Glas entfällt der Hand.

XI. Rath im Mai.

1. Wo Saaten sich erheben,
Wo froh die Vögel schweben
Mit Singen himmelwärts,
In linden Maientagen,
Kannst Du nicht ruhig schlagen,
Du krankes, krankes Herz?
2. Geh' aus auf grüner Haide,
Wo's Blümlein blüht voll Freude,
In Duft, Gesang und Stral;
Leg' Dich zu ihm darnieder,
Duft, Himmelsglanz und Lieder,
Die heilen Deine Qual.
3. Laß ganz der Menschen Streben,
Sei wieder frei gegeben
Der alten Einsamkeit!
Wie Vogel singt in Lüften,

VIII. 1. 4. Der den Kerker will zerspringen!
X. 1. 1. schallt zu Thal — 2. 4. Der bekränzt die — 4. 4. Auf die Menschen, (Erde 2.) kalt, wie Stein. — 5. 1. Du, der Bacchuspriester Chor — 2. Hergeschwebt aus Hellas Land, — 3. Bist es, der dieß Blut beschwor —

Ausströmt die Blum' in Düften,
Strömt aus, o Herz! Dein Leid.
4. Dann kehre sonder Trauern
In armer Städte Mauern:
Es kehret ohne Weh
Die Blum' in's Erdreich wieder,
Träumt Sonnenschein und Lieder
Tief unter Eis und Schnee.

XII. Sehnsucht.

1. O könnt' ich einmal los
Von all' dem Menschentreiben,
Natur! in Deinem Schoß
Ein herzlich Kind verbleiben!
2. Mich rief ein Traum so schwer
Aus Deinen Mutterarmen,
Seitdem kann nimmermehr
Das kranke Herz erwarmen.
3. Der Menschen Treiben, ach!
Das hält mich nun gefangen,
Das folgt mir störend nach,
Wo Erd' und Himmel prangen.
4. Doch ist dieß Treiben mir
So fremd und so unherzlich,
Und, Mutter, ach! nach Dir
Zieht mich ein Heimweh schmerzlich.
5. O nimm Dein reuig Kind
In Deine Mutterarme,
Daß Dir's am Busen lind
Zu neuer Lieb' erwarme!
6. Wie ist's ergangen mir,
Daß ich verirrt so lange!
Mutter! zu Dir! zu Dir!
Wie ist's mir weh und bange!
7. Bis ich wie Blum' und Quell
Dir darf am Herzen bleiben,
Mutter, o führ' mich schnell
Hin, wo kein Menschentreiben!

XIII. Preis der Tanne.

1. Jüngsthin hört' ich, wie die Rebe
Mit der Tanne sprach und schalt:
„Stolze! himmelwärts Dich hebe,
Dennoch bleibst Du starr und kalt!
2. Spend' auch ich nur kargen Schatten
Wegemüden, gleich wie Du,
Führet doch mein Saft die Matten,
O wie leicht! der Heimat zu.
3. Und im Herbste, — welche Wonne
Bring' ich in des Menschen Haus!
Schaff' ihm eine neue Sonne,
Wann die alte löschet aus.“
4. So sich brüstend sprach die Rebe;
Doch die Tanne blieb nicht stumm,
Säuselnd sprach sie: „Gerne gebe
Ich Dir, Rebe, Preis und Ruhm.
5. Eines doch ist mir beschieden:
Mehr zu laben, als Dein Wein,
Lebensmüde, — welchen Frieden
Schließen meine Bretter ein!“
6. Ob die Rebe sich gefangen
Gab der Tanne, weiß ich nicht;
Doch sie schwieg, — und Thränen hangen
Sah ich ihr am Auge licht.

XIV. Der Wanderer in der Sägemühle.

1. Dort unten in der Mühle
Saß ich in süßer Ruh
Und sah dem Räderspiele,
Und sah den Wassern zu.
2. Sah zu der blanken Säge,
Es war mir, wie ein Traum,
Die bahnte lange Wege
In einen Tannenbaum.
3. Die Tanne war wie lebend;
In Trauermelodie
Durch alle Fasern bebend,
Sang diese Worte sie:
4. „Du kehrst zur rechten Stunde,
O Wanderer, hier ein,
Du bist's, für den die Wunde
Mir dringt in's Herz hinein;
5. Du bist's, für den wird werden,
Wenn kurz gewandert Du,
Dieß Holz im Schoß der Erden,
Ein Schrein zur langen Ruh.“
6. Vier Bretter sah ich fallen,
Mir ward's um's Herze schwer,
Ein Wörtlein wollt' ich lallen,
Da ging das Rad nicht mehr.

XV. Die vier wahnsinnigen Brüder.

1. Ausgetrocknet zu Gerippen,
Sitzen in des Wahnsinns Haus
Vier; — von ihren bleichen Lippen
Gehet keine Rede aus,
Sitzen starr sich gegenüber,
Blickend immer hohler, trüber.
2. Doch schlägt Mitternacht die Stunde,
Sträubet sich ihr Haar empor,
Und da tönt aus ihrem Munde
Jedesmal in dumpfem Chor:
Dies irae, dies illa
Solvet secla in favilla.
3. Waren einst vier schlimme Brüder,
Hatten nur gezecht, gelärmt,
Beim Gesang verbuhlter Lieder
Durch die heil'ge Nacht geschwärmt;
Keines freundlichen Berathers
Warnung half, kein Wort des Vaters.
4. Noch im Sterben sprach der Alte
Zu den schlimmen Söhnen vier:
„Warnt Euch nicht der Tod, der kalte?
Alles führt er fort von hier:

XIV. 4. 1. Du trittst
XV. 1. 5. Sitzen einander gegenüber. — **4.** 4. führet es von hier.

Dies irae, dies illa
Solvet secla in favilla."
5. Und er sprach's und war verschieden,
Jene aber rührt es nicht;
Doch er ging zum ew'gen Frieden,
Jene, wie zum Hochgericht,
Treibt es in der Welt Getümmel,
Nah der Hölle, fern dem Himmel.
6. Und gebuhlet und geschwärmet
Ward es wieder lange Jahr';
Andrer Noth sie nie gehärmet,
Keinem greiser ward das Haar.
Lust'ge Brüder! habt nicht Zweifel:
„Eine Mähr' ist Gott und Teufel."
7. Einst als Mitternacht gekommen,
Kehrten taumelnd sie vom Schmaus;
Horch! da tönt Gesang der Frommen
Aus dem nahen Gotteshaus.
„Laßt Euer Bell'n, Ihr Hunde!"
Schreien sie aus Satans Munde.
8. Stürzen die verruchten Wichte
Brüllend durch das heil'ge Thor;
Aber wie zum Weltgerichte
Tönet hier der ernste Chor:
Dies irae, dies illa
Solvet secla in favilla.
9. Und ihr Mund — weit steht er offen,
Doch kein Wörtlein aus ihm geht;
Gottes Zorn hat sie getroffen,
Jeder, wie ein Steinbild, steht,
Grau die Haare, bleich die Wangen,
Wahnsinn hat ihr Haupt befangen.
10. Ausgetrocknet zu Gerippen,
Sitzen in des Wahnsinns Haus
Nun die Vier, — von ihren Lippen
Gehet keine Rede aus,
Sitzen starr sich gegenüber,
Blickend immer hohler, trüber.
11. Doch schlägt Mitternacht die Stunde,
Sträubet sich ihr Haar empor,
Und dann tönt aus ihrem Munde
Jedesmal in dumpfem Chor:
„Dies irae, dies illa
Solvet secla in favilla."

XVI. Kaiser Rudolphs Ritt zum Grabe.

1. Auf der Burg zu Germersheim,
Stark am Geist, am Leibe schwach,
Sitzt der greise Kaiser Rudolf,
Spielend das gewohnte Schach.
2. Und er spricht: „Ihr guten Meister!
Aerzte! sagt mir ohne Zagen:
Wann aus dem zerbrochnen Leib
Wird der Geist zu Gott getragen?"
3. Und die Meister sprechen: „Herr,
Wohl noch heut' erscheint die Stunde."
Freundlich lächelnd spricht der Greis:
„Meister! Dank für diese Kunde!"
4. „Auf nach Speyer! auf nach Speyer!"
Ruft er, als das Spiel geendet;
„Wo so mancher deutsche Held
Liegt begraben, sei's vollendet!
5. Blast die Hörner! bringt das Roß,
Das mich oft zur Schlacht getragen!"
Zaudernd stehn die Diener all',
Doch er ruft: „Folgt ohne Zagen!"
6. Und das Schlachtroß wird gebracht.
„Nicht zum Kampf, zum ew'gen Frieden,"
Spricht er, „trage, treuer Freund,
Jetzt den Herrn, den lebensmüden!"
7. Weinend steht der Diener Schar,
Als der Greis auf hohem Rosse,
Rechts und links ein Kapellan,
Zieht, halb Leich', aus seinem Schlosse.
8. Trauernd neigt des Schlosses Lind'
Vor ihm ihre Aeste nieder,
Vögel, die in ihrer Hut,
Singen wehmuthsvolle Lieder.
9. Mancher eilt des Wegs daher,
Der gehört die bange Sage,
Sieht des Helden sterbend Bild
Und bricht aus in laute Klage.
10. Aber nur von Himmelslust
Spricht der Greis mit jenen Zweien,
Lächelnd blickt sein Angesicht,
Als ritt er zur Lust in Maien.
11. Von dem hohen Dom zu Speier
Hört man dumpf die Glocken schallen.
Ritter, Bürger, zarte Frau'n
Weinend ihm entgegen wallen.
12. In den hohen Kaisersaal
Ist er rasch noch eingetreten;
Sitzend dort auf goldnem Stuhl,
Hört man für das Volk ihn beten.
13. „Reichet mir den heil'gen Leib!"
Spricht er dann mit bleichem Munde,
Drauf verjüngt sich sein Gesicht
Um die mitternächt'ge Stunde.
14. Da auf einmal wird der Saal
Hell von überird'schem Lichte,
Und entschlummert sitzt der Held,
Himmelsruh' im Angesichte.
15. Glocken dürfen's nicht verkünden,
Boten nicht zur Leiche bieten,
Alle Herzen längs des Rheins
Fühlen, daß der Held verschieden.
16. Nach dem Dome strömt das Volk
Schwarz unzähligen Gewimmels.
Der empfing des Helden Leib,
Seinen Geist der Dom des Himmels.

XVII. Zwei Särge.

1. Zwei Särge einsam stehen
In des alten Domes Hut,
König Ottmar liegt in dem einen,
In dem andern der Sänger ruht.
2. Der König saß einst mächtig
Hoch auf der Väter Thron,
Ihm liegt das Schwert in der Rechten,
Und auf dem Haupte die Kron'.
3. Doch neben dem stolzen König,
Da liegt der Sänger traut,
Man noch in seinen Händen
Die fromme Harfe schaut.

---

10. 5. Sitzen einander gegenüber. — **XVI. 14.** 3. Und verschieden sitzt

4. Die Burgen rings zerfallen,
Schlachtruf tönt durch das Land,
Das Schwert, das regt sich nimmer
Da in des Königs Hand.

5. Blüten und milde Lüfte
Wehen das Thal entlang —
Des Sängers Harfe tönet
In ewigem Gesang.

Karl Mayer.

I. Naturgeschäftigkeit.

Vogelflug
Und Wolkenzug,
Wiesenblühn
Und Waldesgrün
Locken aufwärts, locken nieder
Augen, Wünsche, Herz und Lieder.

II. Im Verziehn.

Die Wellen wissen, was sie sollen,
Sie ziehn dahin mit frohem Rauschen;
Mir aber hemmen sie mein Wollen,
Denn ich muß stehn und ihnen lauschen.

III. Wechselweise Labung.

Die Quelle kühl aus Bergesgrund
Labt sich am Sonnenschein;
Die Sonne durch der Blumen Mund
Saugt Quelleskühlung ein.

IV. Vom Grüßen.

Guten Morgen! gute Nacht!
Wer hat diesen Gruß erdacht?
Wohl gewiß zuerst ein Wandrer.
Glaubt es mir, es war kein Andrer!
Er nur im Vorüberwallen
Will so wohl den Menschen allen.

V. Die Blumen.

1. Blumen, Eure lieben Augen
Sollten nicht zum Sehen taugen?
Lieblinge des Angesichts,
Schautet Ihr vom Maie Nichts?
2. Ihr entzücktet Erd' und Lüfte
Und entbehrtet Blick und Düfte,
Und der Vogel fänd' Euch taub,
Der Euch preist aus jungem Laub?
3. Sagt man nicht, daß selbst die Seele,
Eurer süßen Unschuld fehle?
Blumen, Ihr beglücktet nur,
Selbst verwaist von der Natur? —
4. Doch, wer kennt die stillen Sinne
Eurer Maienlust und Minne?
Sel'ge Blumen, Ihr nur wißt,
Welches Glück Euch eigen ist!

VI. Vertrauen.

Droben jener Himmelsstern
Und im Auge mir die Thräne,
Ach! sie sind sich freilich fern,
Doch so fremd auch, wie ich wähne?

VII. Vergleichung.

Welche wilde Felszerrissenheit!
Welch waldig tiefer Grund!
Wie eine Welt von innerm Leid,
Entdeckt von Dichtersmund.

VIII. Schlaflos in der Nachtherberge.

1. Dicht unter diesem Schlafgemach,
Ich hör' es, sind die Rosse wach.
Wie sie den edeln Muth verdampfen,
Unmächtig zwar, durch Stöhnen, Stampfen!
2. Ha! weiß ich doch im eignen Muth
Jetzt eben, wie's der Seele thut,
Die Freiheitsahnungen verwirren,
Wenn Bande pressen, Fesseln klirren.

IX. Aufbruch.

Das Insekt, wie frühlingsfertig,
Golden schillernd, schwebt dahin!
Wer der Lenzeslust gewärtig,
Lichte selbst den trüben Sinn!
Auch die Blüthenzeit hat Flügel,
Darum auf! durch Thal und Hügel!

X. Die Glücklichen.

1. Du Knabe ziehst das Thal entlang
Hell singend Deinen Weg;
Verborgen lausch' ich Dir schon lang
In Wald und Buschgeheg.

2. Der blaue Himmel hier umfaßt
Zwei Glückliche zumal;
Ihm dankt hier oben stille Rast
Und Wanderglück im Thal.

XI. Im Thalesgrund.

Ein Blumenthal herniedersteigt,
Vom Erlenbach durchschnitten,
Von Eichenwäldern überneigt;
Dort bin ich gerne mitten,
Wenn hüben bald
Und drüben bald,
Bald überall der Kukuk schallt
Mit seinem Ruf aus grünem Wald.

XII. Trostesfunken.

Aus regennasser Dickichtsnacht
Blinkt mir des Scheinwurms stille Pracht.
So weiß uns Gott auf finstern Wegen
Auch Funken Trostes nah zu legen.

XIII. Das Gräschen.

Gräschen, in beständ'ger Taufe
Von des Wasserfalles Traufe,
Lebst Du doch und grünest fort
Am bestimmten Leidensort.

XIV. Umsonst.

1. Die Wolken, die dort oben reisen,
Der Raben lauter Wanderflug,
Die Eile selbst der Waldameisen
Entsprechen meiner Wünsche Zug.
2. Doch ach! der Klagelaut der Bäume,
Hinausgesendet in den Wind,
Sagt, wie hienieden viele Träume
Gefangene der Scholle sind.

XV. Des Windes Klage.

1. Wind, ich höre durch die Eichen
Dich im Hauch der Wehmuth streichen,
Wenn Du lauter flüstern magst,
Sag' mir, was Du heute klagst?
2. Ist's das Blondhaar der Germanen,
Einst Dein Spiel auf Waldesbahnen,
Das nun Dein Erinnrungshauch
Sehnlich sucht durch Wald und Strauch?
3. Sprich, Dein freies Thun gewann es
Lieb den Sinn des deutschen Mannes,
Dessen Brust geathmet nur
Sitte, Freiheit und Natur?
4. Daß kein solches Volk mehr wohne
Unter heil'ger Eichenkrone,
Klagt Dein Seufzen durch den Hain?
Klag', ich stimme mit Dir ein.

Karl Rudolf Tanner.

I. Mutterglück.

1. Du weinest, Kind, an meiner Brust;
Sag an, Du junges Licht,
Wer schon in Deine erste Lust
Dir solche Dornen flicht,
Hier in der Treue sicherm Arm,
Am Mutterbusen liebewarm?
2. Doch, weine nur, das Menschenherz
Ist einmal so bestellt,
Daß sich die Freude mit dem Schmerz
Im tiefsten Grund gesellt,
Daß oft in Glückesüberfluß
Die stille Wehmuth weinen muß.
3. Und wie die Mutter singt, erglänzt
Ihr Blick, die Thräne quillt,
Wie, wann es in den Thalen lenzt,
Der Weinstock überschwillt:
Die Thräne, die sich reich ergießt,
Ist Seligkeit, die innen sprießt.

II. Maifeier.

1. Ein Kukuk hier, sein Buhle dort,
Wo hohe Wipfel ragen!
Horch, ringsum klingt es munter fort,
Was sie ohn' Ende fragen:
2. „O sagt, was könnte schöner sein,
Was süßer unterm Süßen,
Als obenher der Sonnenschein,
Und frisches Grün zu Füßen?
3. Was könnte, saget, schöner sein,
Was süßer unterm Süßen,
Als wenn zwei Herzen jung und fein
Im Mai sich freundlich grüßen?“

Aeltere Lesarten. **I.** **1.** 2. Und ich erkenne nicht (1. und 2. Ausg.) Sag' an, Du junges Licht (3. Ausg.) — 3. Die leise, stumm empfundne Lust (1. und 2.) — 4. Die Dir ersehnt gebricht: — 5. Gehegt im Schoße liebewarm — 6. Am Mutterherz, im treuen Arm. — **2.** 1. Nein! weine (1. und 2.) — 2. Daß oft die Freude sich dem Schmerz (1.) — 3. In einer Brust gesellt — **3.** 2. Die Wimper quillt (1. 2. und 3.) — 5. Und aufgegangnes Morgenlicht (1. 2. und 3.) — 6. In seine reichen Thränen bricht (1. 2. und 3.)
II. **1.** 3. Die Halle tragen munter fort.

III. Nachtgang.

1. Ich wandle in der Stille,
Bergüber geht mein Lauf;
Der Nachthauch trägt der Grille
Einsames Lied herauf.
2. Wohlan! Aus Waldesgründen
Ersteigt der Mond die Bahn;
Blaßrege Schimmer zünden
Des Flusses Tiefen an.
3. Es bebet gleich der Welle
Das bang bewegte Herz;
Ist auch die Lust Geselle,
Freund ist doch nur der Schmerz.

IV. Herbstabend.

1. Rothe Wolken sind geschichtet,
Lachen mild ins Abendgold;
Doch der Mond, so blaß und hold,
Hat sein schmerzreich Lied gedichtet.
2. „Ach, daß stets der dunkeln Trauer
Unsre Freuden Schwestern sind!“ –
Dies im Nachhall haucht der Wind
Durch des Waldhangs Espenschauer.

V. Trübe Maitage.

1. Ferne flieht, Ihr Wolkenschatten,
Ab den jungen, grünen Matten;
Störet nicht die kurze Lust!
Diese Blumen, unverschuldet,
Haben Schmerz genug geduldet
An des Winters kalter Brust.
2. Mich, wie sie, bezwingt Verlangen
Nach der Sonne schönen Wangen,
Deren Auge Freude lenzt!
Auch der Mensch ist eine Blüthe,
Darbend, fehlt der Strahl der Güte,
Krank, wenn ihm nicht Liebe glänzt.

VI. Das Gerede der Wellen.

Eine Welle sagt zur andern:
„Ach, wie rasch ist dieses Wandern!“
Und die zweite sagt zur dritten:
„Kurz gelebt, ist kurz gelitten.“

VII. Am Flusse.

1. Lächelnd auf des Kahnes Spitze
Wirft das Kind von seinem Sitze
Junger Blumen reichen Flug
In der Wellen raschen Zug.
2. Wüßte es, was ich, erfahren,
Wüßt' es das in solchen Jahren,
Wohl statt in des Flusses Pfaden,
Würd' es sie in Thränen baden.

VIII. Zum zweitenmale glücklich.

1. Der Lenze, Kukuk, dreißig sinds,
Seit ich Dich einst gehöret,
Da Du des Jünglings Schwärmersinn
Mit Freude süß bethöret.
2. So bleich erscheint die Zwischenzeit,
Die oft ich wund bemessen,
Du aber hast von Deiner Lust
Nicht Ein Gesatz vergessen.
3. Doch blüht nicht mir auch Liebe neu,
Die reicher nie begegnet!
Sprich, Vogel, wie vernahmst Du das,
Daß so Dein Lied mich segnet?
4. Zwei Jahre ist mein Büblein alt,
Ich führ's schon durch die Tannen,
Um drauf, was droben fröhlich klingt,
Des Kindes Ohr zu spannen.
5. Auch langt es nach den Blümchen hin;
Wir sind so ganz die Gleichen,
Das Röcklein selber paßte gar,
Möcht' es an's Knie mir reichen.

IX. Heimzug.

Daß die Heimat sie erreiche,
Hebt die Taube Blick und Flug;
Nach dem süßen Himmelreiche
Hat die Seele ihren Zug.

X. Aufschwung.

Wenn Dich Schmerzen drängen, pressen,
Nach den Sternen sei der Zug;
Habt dort Beide Raum genug,
Mögt einander bald vergessen!

XI. Im Gewitter.

1. Die Schwalben fliegen bang und tief
Auf nächtlich düstern Gründen hin;
Ein Regenschauer brauset schief
Und wandelt schwarz, das Licht entschlief.
2. Ich aber, schauend, hoffe gar,
Den Schmerz besiegt der feste Sinn:
Je dunkler ist die Wolkenschar,
Je schneller wird der Himmel klar.

III. Fehlt in 1. Ausg. **2.** 1. Aus Eichengründen (2. 3.) – 2. Der Mond ersteigt die B. (2.) – 3. Bewegte S. (2.) – **3.** 1. Es zittert, wie die W. (2.) – 2. Das angeschwollne Herz (2). – 3. Die Lust ist nur G. (2. 3.) – 4. Der Freund allein der Schmerz (2. 3.)
IV. Fehlt in 1. Ausg. 2. wie 4. Ueberschrift in 3.: Farben und Klänge. **1.** 1. R. W. breiten Schwingen, – 2. Froh der Zeit, ins Abendgold; – 4. Läßt sein schmerzreich Lied erklingen (3.)
V. Fehlt in 1. Ausg. **2.** 3. Deren Auge Freude weint! (2.) – 5. Arm und krank, wenn nicht die Güte (2.) – 6. Milder Lieb' ihn still bescheint. (2.)
VI. Fehlt in 1. Ausg.
VII. bis **IX.** fehlen in den 3 ersten Ausg.

Joseph Freiherr von Eichendorff.

I. Der frohe Wandersmann.

1. Wem Gott will rechte Gunst erweisen,
Den schickt er in die weite Welt,
Dem will er seine Wunder weisen
In Feld und Wald und Strom und Feld.
2. Die Trägen, die zu Hause liegen,
Erquicket nicht das Morgenroth,
Sie wissen nur vom Kinderwiegen
Von Sorgen, Last und Noth um Brod.
3. Die Bächlein von den Bergen springen,
Die Lerchen schwirren hoch vor Lust,
Was sollt' ich nicht mit ihnen singen
Aus voller Kehl' und frischer Brust?
4. Den lieben Gott laß ich nur walten;
Der Bächlein, Lerchen, Wald und Feld
Und Erd' und Himmel will erhalten,
Hat auch mein' Sach' auf's Best' bestellt!

II. Der wandernde Musikant.

1. Durch Feld und Buchenhallen,
Bald singend, bald fröhlich still,
Recht lustig sei vor allen
Wer's Reisen wählen will!
2. Wenn's kaum in Osten glühte,
Die Welt noch still und weit:
Da weht recht durch's Gemüthe
Die schöne Blüthenzeit!
3. Die Lerch' als Morgenbote
Sich in die Lüfte schwingt,
Eine frische Reisenote
Durch Wald und Herz erklingt.
4. O Lust, vom Berg zu schauen,
Weit über Wald und Strom,
Hoch über sich den blauen
Tiefklaren Himmelsdom!
5. Vom Berge Vöglein fliegen
Und Wolken so geschwind,
Gedanken überfliegen
Die Vögel und den Wind.
6. Die Wolken ziehn hernieder,
Das Vöglein senkt sich gleich,
Gedanken gehn und Lieder
Fort bis in's Himmelreich.

III. Wehmuth.

1. Ich kann wohl manchmal singen,
Als ob ich fröhlich sei,
Doch heimlich Thränen dringen,
Da wird das Herz mir frei.
2. So lassen Nachtigallen,
Spielt draußen Frühlingsluft,
Der Sehnsucht Lied erschallen
Aus ihres Käfigs Gruft.
3. Da lauschen alle Herzen,
Und Alles ist erfreut,
Doch Keiner fühlt die Schmerzen,
Im Lied das tiefe Leid.

IV. Dichterloos.

Für Alle muß vor Freuden
Mein treues Herze glühn,
Für Alle muß ich leiden,
Für Alle muß ich blühn,
Und wenn die Blüten Früchte haben,
Da haben sie mich längst begraben.

V. Nachklang.

1. Mir träumt', ich ruhte wieder
Vor meines Vaters Haus,
Und schaute fröhlich nieder
In's alte Thal hinaus,
Die Luft mit lindem Spielen
Ging durch das Frühlingslaub,
Und Blütenflocken fielen
Mir über Brust und Haupt.
2. Als ich erwacht, da schimmert
Der Mond vom Waldesrand,
Im falben Scheine flimmert
Um mich ein fremdes Land,
Und wie ich ringsher sehe:
Die Flocken waren Eis,
Die Gegend war vom Schnee,
Mein Haar vom Alter weiß.

VI. Gute Nacht.

1. Die Höhn und Wälder schon steigen
Immer tiefer in's Abendgold,
Ein Vöglein frägt in den Zweigen:
Ob es Liebchen grüßen sollt'?
2. O Vöglein, Du hast Dich betrogen,
Sie wohnet nicht mehr im Thal,
Schwing' auf Dich zum Himmelsbogen,
Grüß' sie droben zum Letztenmal!

VII. Auf meines Kindes Tod.

I.

1. Als ich nun zum erstenmale
Wieder durch den Garten ging,
Busch und Bächlein in dem Thale
Lustig an zu plaudern fing,

2. Blumen halbverstohlen blickten
Neckend aus dem Gras heraus,
Bunte Schmetterlinge schickten
Sie sogleich auf Kundschaft aus.
3. Auch der Kukuk in den Zweigen
Fand sich bald zum Spielen ein,
Endlich brach der Baum das Schweigen:
„Warum kommst Du heut allein?“
4. Da ich aber schwieg, da rührt' er
Wunderbar sein dunkles Haupt
Und ein Flüstern konnt' ich spüren
Zwischen Vöglein, Blüth' und Laub.
5. Thränen in dem Grase hingen,
Durch die abendstille Rund
Klagend nun die Quellen gingen,
Und ich weint' aus Herzensgrund.

II.

1. Ich führt' Dich oft spazieren
In Wintereinsamkeit,
Kein Laut ließ sich da spüren,
Du schöne, stille Zeit!
2. Lenz ist's nun, Lerchen singen
Im Blauen über mir,
Ich weine still – sie bringen
Mir einen Gruß von Dir.

III.

1. Die Welt treibt fort ihr Wesen,
Die Leute kommen und gehn,
Als wärst Du nie gewesen,
Als wäre Nichts geschehn.
2. Wie sehn' ich mich auf's Neue
Hinaus in Wald und Flur!
Ob ich mich gräm', mich freue,
Du bleibst mir treu, Natur.
3. Da klagt vor tiefem Sehnen
Schluchzend die Nachtigall,
Es schimmern rings von Thränen
Die Blumen überall.
4. Und über alle Gipfel
Und Blütenthäler zieht
Durch stillen Waldes Wipfel
Ein heimlich Klagelied.
5. Da spür' ich's recht im Herzen,
Daß Du's, Herr, draußen bist –
Du weißt's, wie mir von Schmerzen
Mein Herz zerrissen ist!

IV.

1. Von fern die Uhren schlagen,
Es ist schon tiefe Nacht,
Die Lampe brennt so düster,
Dein Bettlein ist gemacht.
2. Die Winde nur noch gehen
Wehklagend um das Haus,
Wir sitzen einsam drinne
Und lauschen oft hinaus.
3. Es ist, als müßtest leise
Du klopfen an die Thür,
Du hätt'st Dich nur verirret,
Und kämst nun müd zurück.
4. Wir armen, armen Thoren!
Wir irren ja im Graus
Des Dunkels noch verloren –
Du fandest längst nach Haus.

V.

1. Dort ist so tiefer Schatten,
Du schläfst in guter Ruh,
Es deckt mit grünen Matten
Der liebe Gott Dich zu.
2. Die alten Weiden neigen
Sich auf Dein Bett herein,
Die Vöglein in den Zweigen
Sie singen treu Dich ein.
3. Und wie in goldnen Träumen
Geht linder Frühlingswind
Rings in den stillen Bäumen –
Schlaf' wohl, mein süßes Kind!

VI.

1. Mein liebes Kind, Ade!
Ich konnt' Ade nicht sagen,
Als sie Dich fortgetragen,
Vor tiefem, tiefem Weh.
2. Jetzt auf lichtgrünem Plan
Stehst Du im Myrtenkranze
Und lächelst aus dem Glanze
Mich still vor Mitleid an.
3. Und Jahre nahn und gehn,
Wie bald bin ich verstoben –
O bitt' für mich da droben,
Daß wir uns wiedersehn!

VIII. In der Nacht.

1. Das Leben draußen ist verrauschet,
Die Lichter löschen aus,
Schauernd mein Herz am Fenster lauschet
Still in die Nacht hinaus.
2. Da nun der laute Tag zerronnen
Mit seiner Noth und Lust.
Was hast Du in dem Spiel gewonnen,
Was blieb der müden Brust? –
3. Der Mond ist trostreich aufgegangen,
Da unterging die Welt,
Der Sterne heil'ge Bilder prangen
So einsam hoch gestellt!
4. O Herr! auf dunkelschwankem Meere
Fahr' ich im schwachen Boot,
Treufolgend Deinem goldnen Heere
Zum ew'gen Morgenroth.

IX. Ostern.

Vom Münster Trauerglocken klingen,
Vom Thal ein Jauchzen schallt herauf.
Zur Ruh sie dort dem Todten singen,
Die Lerchen jubeln: wache auf!
Mit Erde sie ihn still bedecken,
Das Grün aus allen Gräbern bricht,
Die Ströme hell durch's Land sich strecken,
Der Wald ernst, wie in Träumen, spricht,
Und bei den Klängen, Jauchzen, Trauern,
So weit in's Land man schauen mag,
Es ist ein tiefes Frühlingsschauern,
Als wie ein Auferstehungstag.

X. Das zerbrochene Ringlein.

1. In einem kühlen Grunde
Da geht ein Mühlenrad,
Mein' Liebste ist verschwunden,
Die dort gewohnet hat.
2. Sie hat mir Treu versprochen,
Gab mir ein'n Ring dabei,
Sie hat die Treu gebrochen,
Mein Ringlein sprang entzwei.
3. Ich möcht' als Spielmann reisen
Weit in die Welt hinaus,
Und singen meine Weisen,
Und gehn von Haus zu Haus.
4. Ich möcht' als Reiter fliegen
Wohl in die blut'ge Schlacht,
Um stille Feuer liegen
Im Feld bei dunkler Nacht.
5. Hör' ich das Mühlrad gehen:
Ich weiß nicht, was ich will —
Ich möcht' am liebsten sterben,
Da wär's auf einmal still!

Adelbert von Chamisso.

I. Frühling.

1. Der Frühling ist kommen, die Erde erwacht,
Es blühen der Blumen genung.
Ich habe schon wieder auf Lieder gedacht,
Ich fühle so frisch mich, so jung.
2. Die Sonne bescheint die blumige Au',
Der Wind beweget das Laub.
Wie sind mir geworden die Locken so grau?
Das ist doch ein garstiger Staub.
3. Es bauen die Nester und singen sich ein
Die zierlichen Vögel so gut.
Und ist es kein Staub nicht, was soll es denn sein?
Mir ist wie den Vögeln zu Muth.
4. Der Frühling ist kommen, die Erde erwacht,
Es blühen der Bäume genung.
Ich habe schon wieder auf Lieder gedacht,
Ich fühle so frisch mich, so jung.

II. Das Schloß Boncourt.

1. Ich träum' als Kind mich zurücke,
Und schüttle mein greises Haupt:
Wie sucht Ihr mich heim, Ihr Bilder,
Die lang' ich vergessen geglaubt?
2. Hoch ragt aus schatt'gen Gehegen
Ein schimmerndes Schloß hervor,
Ich kenne die Thürme, die Zinnen,
Die steinerne Brücke, das Thor.
3. Es schauen vom Wappenschilde
Die Löwen so traulich mich an,
Ich grüße die alten Bekannten,
Und eile den Burghof hinan.
4. Dort liegt die Sphinx am Brunnen,
Dort grünt der Feigenbaum,
Dort, hinter diesen Fenstern,
Verträumt' ich den ersten Traum.
5. Ich tret' in die Burgkapelle
Und suche des Ahnherrn Grab,
Dort ist's, dort hängt vom Pfeiler
Das alte Gewaffen herab.
6. Noch lesen umflort die Augen
Die Züge der Inschrift nicht,
Wie hell durch die bunten Scheiben
Das Licht darüber auch bricht.
7. So stehst Du, o Schloß meiner Väter,
Mir treu und fest in dem Sinn;
Und bist von der Erde verschwunden,
Der Pflug geht über Dich hin.
8. Sei fruchtbar, o theurer Boden,
Ich segne Dich mild und gerührt;
Und segn' ihn zwiefach, wer immer
Den Pflug nun über Dich führt.
9. Ich aber will auf mich raffen,
Mein Saitenspiel in der Hand,
Die Weiten der Erde durchschweifen,
Und singen von Land zu Land.

III. Frisch gesungen.

1. Hab' oft im Kreise der Lieben
Im duftigen Grase geruht,
Und mir ein Liedlein gesungen,
Und Alles war hübsch und gut.
2. Hab' einsam auch mich gehärmet,
In bangem, düsterem Muth,
Und habe wieder gesungen,
Und Alles war wieder gut.
3. Und Manches, was ich erfahren,
Verkocht' ich in stiller Wuth,
Und kam ich wieder zu singen,
War Alles auch wieder gut.
4. Sollst nicht uns lange klagen,
Was Alles Dir wehe thut,
Nur frisch, nur frisch gesungen!
Und Alles wird wieder gut.

IV. Pech.

1. Wahrlich aus mir hätte Vieles
Werden können in der Welt,
Hätte tückisch nicht mein Schicksal
Sich mir in den Weg gestellt.
2. Hoher Ruhm war zu erwerben,
Wenn die Waffen ich erkor;
Mich den Kugeln Preis zu geben,
War ich aber nicht der Thor.
3. Um der Musen Gunst zu buhlen,
War ich minder schon entfernt;
Ein Gelehrter wär' ich worden,
Hätt' ich lesen nur gelernt.

4. Bei den Frauen sonder Zweifel
Hätt' ich noch mein Glück gemacht,
Hätten sie mich aller Orten
Nicht unmenschlich ausgelacht.
5. Wie zum reichen Mann geboren,
Hätt' ich diesen Stand erwählt,
Hätte nicht vor allen Dingen
Immer nicht das Geld gefehlt.
6. Ueber einen Staat zu herrschen,
War vor Allen ich der Mann,
Meine Gaben und Talente
Wiesen diesen Platz mir an.
7. König hätt' ich werden sollen,
Wo man über Fürsten klagt,
Doch mein Vater war ein Bürger,
Und das ist genug gesagt.
8. Wahrlich aus mir hätte Vieles
Werden können in der Welt,
Hätte tückisch nicht mein Schicksal
Sich mir in den Weg gestellt.

V. Das Gebet der Wittwe.

1. Die Alte wacht und betet allein
In später Nacht bei der Lampe Schein:
„Laß unsern gnädigen Herrn, o Herr!
Recht lange leben, ich bitte Dich sehr.
Die Noth lehrt beten.“
2. Der gnädige Herr, der sie belauscht,
Vermeint nicht anders, sie sei berauscht;
Er tritt höchst selbst in das ärmliche Haus,
Und fragt gemüthlich das Mütterchen aus:
„Wie lehrt Noth beten?“
3. „Acht Kühe, Herr, die waren mein Gut,
Ihr Herr Großvater sog unser Blut,
Der nahm die beste der Kühe für sich
Und kümmerte sich nicht weiter um mich.
Die Noth lehrt beten.
4. Ich flucht' ihm, Herr, so war ich bethört,
Bis Gott, mich zu strafen, mich doch erhört,
Er starb, zum Regimente kam
Ihr Vater, der zwei der Kühe mir nahm.
Die Noth lehrt beten.
5. Dem flucht' ich arg auch ebenfalls,
Und wie mein Fluch war, brach er den Hals;
Da kamen höchst Sie selbst an das Reich
Und nahmen vier der Kühe mir gleich.
Die Noth lehrt beten.
6. Kommt Dero Sohn noch erst dazu,
Nimmt der gewiß mir die letzte Kuh —
Laß unsern gnädigen Herrn, o Herr!
Recht lange leben, ich bitte Dich sehr.
Die Noth lehrt beten.“

VI. Der Invalid im Irrenhaus.

1. Leipzig, Leipzig! arger Boden,
Schmach für Unbill schaffest Du.
Freiheit! hieß es, vorwärts, vorwärts!
Trankst mein rothes Blut, wozu?
2. Freiheit! rief ich, vorwärts, vorwärts!
Was ein Thor nicht Alles glaubt!
Und von schwerem Säbelstreiche
Ward gespalten mir das Haupt.
3. Und ich lag, und abwärts wälzte
Unheilschwanger sich die Schlacht,
Ueber mich und über Leichen
Sank die kalte, finstre Nacht.
4. Aufgewacht zu grausen Schmerzen,
Brennt die Wunde mehr und mehr;
Und ich liege hier gebunden,
Grimm'ge Wächter um mich her.
5. Schrei' ich wüthend noch nach Freiheit,
Nach dem bluterkauften Glück,
Peitscht der Wächter mit der Peitsche
Mich in schnöde Ruh' zurück.

VII. Der alte Sänger.

1. Sang der sonderbare Greise
Auf den Märkten, Straßen, Gassen
Gellend, zürnend seine Weise:
„Bin, der in die Wüste schreit.
Langsam, langsam und gelassen!
Nichts unzeitig! Nichts gewaltsam!
Unabläſſig, unaufhaltſam,
Allgewaltig naht die Zeit.
2. Thorenwerk, Ihr wilden Knaben,
An dem Baum der Zeit zu rütteln,
Seine Last ihm abzustreifen,
Wann er erst mit Blüten prangt!
Laßt ihn seine Früchte reifen
Und den Wind die Aeste schütteln,
Selber bringt er Euch die Gaben,
Die Ihr ungestüm verlangt.“
3. Und die aufgeregte Menge
Zischt und schmäht den alten Sänger:
„Lohnt ihm seine Schmachgesänge!
Tragt ihm seine Lieder nach!
Dulden wir den Knecht noch länger?
Werfet, werfet ihn mit Steinen!
Ausgestoßen von den Reinen
Treff' ihn aller Orten Schmach!“
4. Sang der sonderbare Greise
In den königlichen Hallen
Gellend, zürnend seine Weise:
„Bin, der in die Wüste schreit.
Vorwärts! vorwärts! nimmer läſſig!
Nimmer zaghaft! kühn vor allen!
Unaufhaltſam, unabläſſig,
Allgewaltig drängt die Zeit.
5. Mit dem Strom und vor dem Winde!
Mache Dir, Dich stark zu zeigen,
Strom- und Windeskraft zu eigen!
Wider beide, gähnt Dein Grab.
Steure kühn, in grader Richtung!
Klippen dort? die Furt nur finde!
Umzulenken heischt Vernichtung;
Treibst als Wrak Du doch hinab.“
6. Einen sah man da erschrocken
Bald erröthen, bald erblassen:
„Wer hat ihn herein gelassen,
Dessen Stimme zu uns drang?
Wahnsinn spricht aus diesem Alten;
Soll er uns das Volk verlocken?
Sorgt, den Thoren festzuhalten,
Laßt verstummen den Gesang.“
7. Sang der sonderbare Greise
Immer noch im finstern Thurme
Ruhig, heiter seine Weise:
„Bin, der in die Wüste schreit.

Schreien mußt' ich es dem Sturme;
Der Propheten Lohn erhalt' ich!
Unablässig, allgewaltig,
Unaufhaltsam naht die Zeit."

VIII. Nachhall.

Wie jetzt der Baum im kalten Nebelwind
Mit nackten Zacken, also traur' ich selbst,
Es reget sich kein Lied in meiner Brust,
Und müssig auf der Harfe ruht die Hand.
5 Hat Solches mir der Herbst nur angethan,
Und wird ein Frühling wieder mich erwecken? —
Vielleicht, — ich weiß es nicht. — Ist aber ganz
Versiegt in mir die Quelle des Gesanges —
Geduld, mein Herz! Du wirst es überwinden,
10 Dich hat das Leben schon den Tod gelehrt.
Du, mein vertrauter Freund, mein Saitenspiel,
Magst hier indeß am stillen Herde hangen;
Ich will die Epheuranke um Dich winden,
Dich scheidend schmücken mit dem Wintergrün.
15 Hast Du mich doch geschmückt mit meinen Blüten
In Lust und Leid, verherrlicht meine Freuden,
Den Schrei des Schmerzes lindernd aufgelöst
In Wohllaut, und die Lohe meines Zornes
Verklärt ergossen in des Aethers Strom.
20 Und meine Lieder lockten feuchte Perlen
In sitt'ger Frauen Augen, ja, sie weckten
In manchem deutschen Busen Wiederhall;
Die Jugend nennt und liebt den alten Sänger,
Deß Namen guten Klanges nicht verschallt,
25 Bevor das werdende Geschlecht erlischt;
Ich weiß es, und ich sprech' es ruhig aus,
Nicht stolz, nicht eitel, nein, von Dank erfüllt.
Ich danke Dir, mein heimisch deutsches Land,
Du hast in dieser ernsten, stürm'schen Zeit
30 Mir unverhofft geliehen Ohr und Herz,
Und hast mitfühlend mir die eignen Freuden,
Die Lust der Lieder in bewegter Brust
Reich, überschwänglich reich gelohnt. Hab Dank!
Ich sang ja nur, so wie der Vogel singt.
35 Ihr jüngern Sangbegabten, sammelt Euch
Um mich; ich rechne mit dem Leben ab,
So scheint es; laßt mich Einmal noch zu Euch
Aus vollem Herzen reden; hört mich an:
Des Sehers und des Sängers Gaben sind
40 Von Gott und heilig; ehrt den Gott in Euch;
Fröhnt nicht mit Heiligem dem Weltlichen;
Buhlt mit der Lyra nicht um schnöden Lorbeer
Und nicht um schnödres Gold. Vermeßt Euch nicht,
Mit unsrer Zeit und unserm Vaterlande
45 Zu hadern, weil nach Eurem Dünkel nicht
Euch Preis und Ehre zugemessen ward;
Verklagt die Mitwelt bei der Nachwelt nicht;
In Berges Klüften schläft der Wiederhall
Und schläft in Aller Herzen, wenn ein Gott
50 Dir Macht verliehen hat, der ruft ihn wach.
Und das ist Sängerslohn. Begehrt Ihr mehr,
Begehrt den Lohn vielleicht Ihr der Propheten?
Frei schallt aus seiner Brust das deutsche Lied,
Von keinem Ludwig wird es ausgesät;
55 Frei, wie der Vogel, sei der deutsche Sänger,
Und mög' er vogelfrei auch sein, ihn schützt
Der Gott, der ihn zum Liebling sich erwählt,
Ihm lohnt der Ton, der aus der Kehle dringt,
Er borget Nichts von ird'scher Majestät.
60 Es singe, wem Gesang gegeben ward
Im deutschen Dichterwald, doch nie entwürdigt
Zum schnöden Handwerk werde der Gesang.
Ernähret Euch von ehrlichem Erwerb;
Eßt Euer Brod, das ist des Menschen Loos,
In Eures Angesichtes Schweiß; dem Tage 65
Gehöret seine Plage: spaltet Holz,
Karrt Steine, wenn die Noth es von Euch heischt;
Wenn aber schlägt die Abendfeierstunde,
Und in des Himmels Räumen sich entzündet
Das Licht der Sterne, dann, Geweihte, schüttelt 70
Von Euch die Sorgen, frei erhebt das Haupt
Und frei belebt die heil'ge Nacht mit Tönen;
Ruft in den Schlafenden die Träume wach,
Die Träume jener Welt, die in Euch lebt; —
Das Reich der Dichtung ist das Reich der Wahrheit, 75
Schließt auf das Heiligthum, es werde Licht!

IX. An die Apostolischen.

1. Ev. Matth. C. 24.

1. Ja, überhand nimmt Ungerechtigkeit,
Und Noth, Empörung, Haß, Verrath befährden.
Die falschen Christi wollen sich gebärden
Als mit dem Unrecht, nicht dem Recht in Streit.
2. Bald aber nach der Trübsal dieser Zeit
Wird den Geschlechtern allen auf der Erden
Des Menschen Zeichen offenbaret werden
Mit großer Kraft und hoher Herrlichkeit.
3. Vom Feigenbaume lernt: an seinen Zweigen
Erkennet Ihr des Sommers Anbeginn,
Wann steigt der Saft und Blätter schon sich zeigen.
4. Wo habt Ihr, blöde Thoren, doch den Sinn?
Ihr seht den Saft in alle Zweige steigen,
Und läugnet Euch den Sommer immerhin!

2. Ev. Matth. C. 15—23.

1. Senkt sich die Sonn' in klarer Herrlichkeit,
So sagt Ihr: Morgen wird das Wetter gut;
Und hüllt der Morgen sich in trübe Glut,
Urtheilt Ihr: Ein Gewitter ist nicht weit.
2. Könnt Ihr denn nicht die Zeichen dieser Zeit
Auch deuten, wie Ihr doch den Himmel thut?
Ihr Heuchler, Pharisäer, Otterbrut,
Wohl hat von Euch Jesajas prophezeit:
3. „Es spricht der Herr: Dieweil ich es erfahren,
Daß, wenn sie mich bekennen mit dem Munde,
Sie mit dem Herzen ferne von mir sind,
4. Will seltsam ich mit diesem Volk verfahren,
Daß seiner Weisen Weisheit geh' zu Grunde
Und seiner Klugen Klugheit werde blind."

3. Schiller.

1. Ihr wollt zurück uns führen zu den Tagen
Charakterloser Minderjährigkeit?
Ihr hängt umsonst an der Vergangenheit,
Ihr werdet nicht die Zukunft unterschlagen.
2. Es ist ein eitel, ein vergeblich Wagen,
Zu greifen ins bewegte Rad der Zeit;
Der Morgen graut, verscheucht die Dunkelheit,
Und leuchtend stürzt hervor der Sonnenwagen.
3. Die, blind und taub, Ihr Augen habt und Ohren,
Nicht Stimmen hören wollt, nicht Zeichen sehen,
Ich zittre nur für Euch, Ihr blöden Thoren!

4. Denn Gottes Rathschluß wird dennoch bestehen,
Die Frucht der Zeit zu ihrer Zeit geboren
Und das, was an der Zeit ist, doch geschehen.

4. Die öffentliche Meinung.

1. Die öffentliche Meinung schreit und klagt:
„Ihr habt von mir erborget Eure Kraft;
Durch mich geschah, was Großes Ihr geschafft,
Durch mich gelang, was siegreich Ihr gewagt.
2. Und nun ich Euch erhöht, wollt Ihr als Magd
Mich züchtigen mit Ruthen und mit Haft;
Ihr schämt Euch flüchtiger Genossenschaft
Und habt mir, Eurer Herrin, widersagt?
3. Und doch, Ihr hörtet meine Donner rollen,
Und der Koloß der Zeit war schon zerstoben,
Von dessen Joch ich kam Euch zu erlösen. —
4. Ihr Seifenblasen, die mein Hauch geschwollen,
Und flücht'gen Schimmers meine Huld gehoben,
Ihr eitle Seifenblasen, — seid gewesen!

X. Die Kreuzschau.

1. Der Pilger, der die Höhen überstiegen,
Sah jenseits schon das ausgespannte Thal
In Abendglut vor seinen Augen liegen.
2. Auf duft'ges Gras, im milden Sonnenstral
Streckt' er ermattet sich zur Ruhe nieder,
Indem er seinem Schöpfer sich befahl.
3. Ihm fielen zu die matten Augenlieder,
Doch seinen wachen Geist enthob ein Traum
Der ird'schen Hülle seiner trägen Glieder.
4. Der Schild der Sonne ward im Himmelsraum
Zu Gottes Angesicht, das Firmament
Zu seinem Kleid, das Land zu dessen Saum.
5. „Du wirst dem, dessen Herz Dich Vater nennt,
Nicht, Herr, im Zorn entziehen Deinen Frieden,
Wenn vor Dir seine Schwächen er bekennt.
6. Daß, wen ein Weib gebar, sein Kreuz hienieden
Auch duldend tragen muß, ich weiß es lange;
Doch sind der Menschen Last und Leid verschieden.
7. Mein Kreuz ist allzu schwer; sieh', ich verlange
Die Last nur angemessen meiner Kraft;
Ich unterliege, Herr, zu hartem Zwange."
8. Wie er so sprach zum Höchsten kinderhaft,
Kam brausend her der Sturm und es geschah,
Daß aufwärts er sich fühlte hingerafft.
9. Und wie er Boden faßte, fand er da
Sich einsam in der Mitte räum'ger Hallen,
Wo ringsum sonder Zahl er Kreuze sah.
10. Und eine Stimme hört' er dröhnend hallen:
„Hier aufgespeichert ist das Leid; Du hast
Zu wählen unter diesen Kreuzen allen."
11. Versuchend ging er da, unschlüssig fast,
Von einem Kreuz zum anderen umher,
Sich auszuprüfen die bequem're Last.
12. Das Kreuz war ihm zu groß, und das zu schwer,
So schwer und groß war jenes andre nicht.
Doch scharf von Kanten drückt' es desto mehr;

13. Das dort, das warf wie Gold ein gleißend Licht;
Das lockt' ihn, unversucht es nicht zu lassen;
Dem goldnen Glanz entsprach auch das Gewicht.
14. Er mochte dieses heben, jenes fassen,
Zu keinem neigte noch sich seine Wahl,
Es wollte keines, keines für ihn passen.
15. Durchmustert hatt' er schon die ganze Zahl —
Verlorne Müh'! vergebens war's geschehen!
Durchmustern mußt' er sie zum andern Mal.
16. Und nun gewahrt' er, früher übersehen,
Ein Kreuz, das leidlicher ihm schien zu sein;
Und bei dem einen blieb er endlich stehen.
17. Ein schlichtes Marterholz, nicht leicht, allein
Ihm paßlich und gerecht nach Kraft und Maß:
„Herr," rief er, „so Du willst, das Kreuz sei mein!"
18. Und wie er's prüfend mit den Augen maß —
Es war dasselbe, das er sonst getragen,
Wogegen er zu murren sich vermaß.
Er lud es auf, und trug's nun sonder Klagen.

XI. Todtenklage.

1. Windbraut tobet unverdrossen,
Eule schreiet in den Klippen, —
Weh'! Euch hat der Tod geschlossen,
Blaue Augen, ros'ge Lippen!
2. Eule schreiet in den Klippen,
Grausig sich die Schatten senken —
Blaue Augen, ros'ge Lippen!
Hin mein Lieben, hin mein Denken!
3. Grausig sich die Schatten senken,
Regen strömt in kalten Schauern. —
Hin mein Lieben, hin mein Denken!
Weinen muß ich stets und trauern.
4. Regen strömt in kalten Schauern:
Ziehn die Wolken wohl vorüber?
Weinen muß ich stets und trauern,
Und mein Blick wird trüb und trüber.
5. Ziehn die Wolken wohl vorüber,
Stralt ein Stern im ew'gen Licht. —
Und mein Blick wird trüb' und trüber,
Bis ich ihn nach oben richt'.

XII. Abdallah.

1. Abdallah liegt behaglich am Quell der Wüste und ruht,
Es weiden um ihn die Kameele, die achtzig, sein ganzes Gut;
Er hat mit Kaufmannswaaren Balsora glücklich erreicht,
Bagdad zurück zu gewinnen, wird ledig die Reise ihm leicht.
2. Da kommt zur selben Quelle, zu Fuß am Wanderstab,
Ein Derwisch ihm entgegen den Weg von Bagdad herab.
Sie grüßen einander, sie setzen beisammen sich zum Mahl,
Und loben den Trunk der Quelle, und loben Allah zumal.

3. Sie haben um ihre Reise theilnehmend einander gefragt
Was Jeder verlangt' zu wissen, willfährig einander gesagt;
Sie haben einander erzählet von dem und jenem Ort,
Da spricht zuletzt der Derwisch ein gar bedächtig Wort:

4. „Ich weiß in dieser Gegend, und kenne wohl den Platz,
Und könnte dahin Dich führen, den unermeßlichsten Schatz.
Man möchte daraus belasten mit Gold und Edelgestein
Wohl achtzig, wohl tausend Kameele, es würde zu merken nicht sein."

5. Abdallah lauscht betroffen, ihn blendet des Goldes Glanz,
Es rieselt ihm kalt durch die Adern und Gier erfüllt ihn ganz:
„Mein Bruder, hör', mein Bruder, o führe dahin mich gleich!
Dir kann der Schatz nicht nützen; Du machst mich glücklich und reich.

6. Laß dort mit Gold uns beladen die achtzig Kameele mein,
Nur achtzig Kameeleslasten, es wird zu merken nicht sein.
Und Dir, mein Bruder, verheiß' ich, zu Deines Dienstes Sold,
Das beste von Allen, das stärkste, mit seiner Last von Gold."

7. Darauf der Derwisch: „Mein Bruder, ich hab'es anders gemeint:
Dir vierzig Kameele, mir vierzig, das ist, was billig mir scheint;
Den Werth der vierzig Thiere empfängst Du millionenfach,
Und hätt' ich geschwiegen, mein Bruder, o denke, mein Bruder, doch nach!"

8. „Wohlan, wohlan, mein Bruder, laß gleich uns ziehen dahin,
Wir theilen gleich die Kameele, wir theilen gleich den Gewinn."
Er sprach's; doch thaten ihm heimlich die vierzig Lasten leid,
Dem Geiz in seinem Herzen gesellte sich der Neid.

9. Und so erhoben die Beiden vom Lager sich ohne Verzug,
Abdallah treibt die Kameele, der Derwisch leitet den Zug.
Sie kommen zu den Hügeln; dort öffnet, eng und schmal,
Sich eine Schlucht zum Eingang in ein geräumig Thal.

10. Schroff, überhangend umschließet die Felswand rings den Raum,
Noch drang in diese Wildniß des Menschen Fuß wohl kaum.
Sie halten; bei den Thieren Abdallah sich verweilt,
Der sie, der Last gewärtig, in zwei Gefolge vertheilt.

11. Indessen häuft der Derwisch am Fuß der Felsenwand
Verdorrtes Gras und Reißig und steckt den Haufen in Brand;
Er wirft, so wie die Flamme sich prasselnd erhebt, hinein
Mit seltsamem Thun und Reden viel kräft'ge Spezerein.

12. In Wirbeln wallt der Rauch auf, verfinsternd schier den Tag,
Die Erde bebt, es dröhnet ein starker Donnerschlag;
Die Finsterniß entweichet, der Tag bricht neu hervor,
Es zeigt sich in dem Felsen ein weitgeöffnet Thor.

13. Es führt in prächtige Hallen, wie nimmer ein Aug' sie geschaut,
Aus Edelgestein und Metallen, von Geistern der Tiefen erbaut;
Es tragen goldne Pilaster ein hohes Gewölb' von Krystall,
Hellfunkelnde Karfunkeln verbreiten Licht überall.

14. Es lieget zwischen den goldnen Pilastern, unerhört,
Das Gold hoch aufgespeichert, deß Glanz den Menschen bethört;
Es wechseln mit den Haufen des Goldes die Hallen entlang
Demanten, Smaragden, Rubinen, dazwischen nur schmal der Gang.

15. Abdallah schaut's betroffen, ihn blendet des Goldes Glanz,
Es rieselt ihm kalt durch die Adern und Gier erfüllt ihn ganz.
Sie schreiten zum Werke; der Derwisch hat klug sich Demanten erwählt;
Abdallah wühlet im Golde, im Golde, das nur ihn beseelt.

16. Doch bald begreift er den Irrthum und wechselt die Last und tauscht
Für Edelgestein und Demanten das Gold, deß Glanz ihn berauscht,
Und was er fort zu tragen die Kraft hat, minder ihn freut,
Als was er liegen muß lassen, ihn heimlich wurmt und reut.

17. Geladen sind die Kameele schier über ihre Kraft,
Abdallah sieht mit Staunen, was ferner der Derwisch schafft.
Der geht den Gang zu Ende und öffnet eine Truh',
Und nimmt daraus ein Büchschen, und schlägt den Deckel zu.

18. Es ist von schlichtem Holze, und was darin verwahrt,
Gleich werthlos, scheint nur Salbe, womit man salbt den Bart;
Er hat es prüfend betrachtet; das war das rechte Geschmeid';
Er steckt es wohlgefällig in sein gefaltet Kleid.

19. Drauf schreiten hinaus die Beiden, und draußen auf dem Plan
Vollbringt der Derwisch die Bräuche, wie er's beim Eintritt gethan;
Der Schatz verschließt sich donnernd; ein jeder übernimmt
Die Hälfte der Kameele, die ihm das Loos bestimmt.

20. Sie brechen auf und wallen zum Quell der Wüste vereint,
Wo sich die Straßen trennen, die jeder zu nehmen meint;
Dort scheiden sie und geben einander den Bruderkuß;
Abdallah zeigt sich erkenntlich mit tönender Worte Erguß.

21. Doch wie er abwärts treibet, schwillt Neid in seiner Brust;
Des Andern vierzig Lasten, sie dünken ihn eigner Verlust:

„Ein Derwisch, solche Schätze, die eignen Kameele, — das kränkt“
Und was bedarf der Schätze, wer nur an Allah denkt?

22. „Mein Bruder, hör' mein Bruder!“ — so folgt er seiner Spur —
„Nicht um den eignen Vortheil, ich denk' an Deinen nur,
Du weißt nicht, welche Sorgen und weißt nicht, welche Last
Du, Guter, an vierzig Kameelen Dir aufgebürdet hast.

23. Noch kennst Du nicht die Tücke, die in den Thieren wohnt,
O glaub' es mir, der Mühen von Jugend auf gewohnt,
Versuch' ich's wohl mit achtzig, Dir wird's mit vierzig zu schwer;
Du führst vielleicht noch dreißig, doch vierzig nimmermehr.“

24. Darauf der Derwisch: „Ich glaube, daß Recht Du haben magst;
Schon dacht' ich bei mir selber, was Du, mein Bruder, mir sagst.
Nimm, wie Dein Herz begehret, von diesen Kameelen noch zehn,
Du sollst von Deinem Bruder nicht unbefriedigt gehn.“

25. Abdallah dankt, und scheidet, und denkt in seiner Gier:
„Und wenn ich zwanzig begehrte, der Thor, er gäbe sie mir.“
Er kehrt zurück im Laufe, es muß versuchet sein,
Er ruft, ihn hört der Derwisch und harret gelassen sein.

26. „Mein Bruder, hör', mein Bruder, o traue meinem Wort,
Du kommst, unkundig der Wartung, mit dreißig Kameelen nicht fort;
Die widerspenstigen Thiere sind störriger, denn Du denkst,
Du machst es Dir bequemer, wenn Du mir zehn noch schenkst.“

27. Darauf der Derwisch: „Ich glaube, daß Recht Du haben magst,
Schon dacht' ich bei mir selber, was Du, mein Bruder, mir sagst.
Nimm, wie Dein Herz begehret, von diesen Kameelen noch zehn,
Du sollst von Deinem Bruder nicht unbefriedigt gehn.“

28. Und wie so leicht gewähret, was kaum er sich gedacht,
Da ist in seinem Herzen erst recht die Gier erwacht;
Er hört nicht auf, er fordert, wohl ohne sich zu scheun,
Noch zehen von den Zwanzig und von den Zehen neun.

29. Das Eine nur, das letzte, dem Derwisch übrig bleibt,
Noch dies ihm abzufordern, des Herzens Gier ihn treibt;
Er wirft sich ihm zu Füßen, umfasset seine Knie:
„Du wirst nicht Nein mir sagen! noch sagtest Du Nein mir nie.“

30. „So nimm das Thier, mein Bruder, wonach Dein Herz begehrt,
Es ist, daß trauernd Du scheidest von Deinem Bruder nicht werth.
Sei fromm und weis' im Reichthum, und beuge vor Allah Dein Haupt,
Der, wie er Schätze spendet, auch Schätze wieder raubt.“

31. Abdallah dankt und scheidet, und denkt in seinem Sinn:
Wie mochte der Thor verscherzen so leicht den reichen Gewinn?
Da fällt ihm ein das Büchschen: „Das ist das rechte Geschmeid',
Wie barg er's wohlgefällig in sein gefaltet Kleid!“

32. Er kehrt zurück: „Mein Bruder, mein Bruder! auf ein Wort,
Was nimmst Du doch das Büchschen, das schlechte, mit Dir noch fort?
Was soll dem frommen Derwisch der weltlich eitle Tand?“ —
„So nimm es!“ spricht der Derwisch und legt es in seine Hand.

33. Ein freudiges Erschrecken den Zitternden befällt,
Wie er auch noch das Büchschen, das räthselhafte, hält;
Er spricht kaum dankend weiter: „So lehre mich nun auch,
Was hat denn diese Salbe für einen besondern Gebrauch?“

34. Der Derwisch: „Groß ist Allah, die Salbe wunderbar.
Bestreichst Du Dein linkes Auge damit, durchschauest Du klar
Die Schätze, die schlummernden alle, die unter der Erde sind;
Bestreichst Du Dein rechtes Auge, so wirst Du auf beiden blind.“

35. Und selber zu versuchen die Tugend, die er kennt,
Der wunderbaren Salbe, Abdallah nun entbrennt:
„Mein Bruder, hör', mein Bruder, Du machst es besser, traun!
Bestreiche mein Auge, das linke, und laß die Schätze mich schaun!“

36. Willfährig thut's der Derwisch, da schaut er unterwärts
Das Gold in Kammern und Adern, das gleißende, schimmernde Erz;
Demanten, Smaragden, Rubinen, Metall und Edelgestein,
Sie schlummern unten und leuchten mit seltsam lockendem Schein.

37. Er schaut's und starrt betroffen, ihn blendet des Goldes Glanz,
Es rieselt ihm kalt durch die Adern und Gier erfüllt ihn ganz.
Er denkt: „Würd' auch bestrichen mein rechtes Auge zugleich,
Vielleicht besäß' ich die Schätze und würd' unermeßlich reich.“

38. „Mein Bruder, hör', mein Bruder, zum letzten Mal mich an,
Bestreiche mein rechtes Auge, wie Du das linke gethan,
Noch diese meine Bitte, die letzte, gewähre Du mir,
Dann scheiden unsre Wege, und Allah sei mit Dir.“

39. Darauf der Derwisch: „Mein Bruder, nur Wahrheit sprach mein Mund,
Ich machte Dir die Kräfte von Deiner Salbe kund.
Ich will nach allem Guten, das ich Dir schon erwies,
Die strafende Hand nicht werden, die Dich ins Elend stieß.“

40. Nun hält er fest am Glauben und brennt vor Ungeduld,
Den Neid, die Schuld des Herzens, gibt er dem Derwisch schuld,
Daß dieser so sich weigert, das ist für ihn der Sporn,
Der Gier in seinem Herzen gesellet sich der Zorn.
41. Er spricht mit höhnischem Lachen: „Du hältst mich für ein Kind;
Was sehend auf Einem Auge, macht nicht auf dem andern mich blind,
Bestreiche mein rechtes Auge, wie Du das linke gethan,
Und wisse, daß, falls Du mich reizest, Gewalt ich brauchen kann."
42. Und wie er noch der Drohung die That hinzugefügt,
Da hat der Derwisch endlich stillschweigend ihm genügt:
Er nimmt zur Hand die Salbe, sein rechtes Aug' er bestreicht — —
Die Nacht ist angebrochen, die keinem Morgen weicht.
43. „O Derwisch, arger Derwisch, Du doch die Wahrheit sprachst,
Nun heile, kenntnißreicher, was selber Du verbrachst." —
„Ich habe Nichts verbrochen, Dir ward, was Du gewollt,
Du stehst in Allah's Händen, der alle Schulden zollt." —
44. Er fleht und schreit vergebens und wälzet sich im Staub,
Der Derwisch abgewendet bleibt seinen Klagen taub;
Der sammelt die achtzig Kameele und gen Balsora treibt,
Derweil Abdallah verzweifelnd am Quell der Wüste verbleibt.
45. Die nicht er schaut, die Sonne vollbringet ihren Lauf,
Sie ging am andern Morgen, am dritten wieder auf,
Noch lag er da verschmachtend; ein Kaufmann endlich kam,
Der nach Bagdad aus Mitleid den blinden Bettler nahm.

XIII. Die Löwenbraut.

1. Mit der Myrthe geschmückt und dem Brautgeschmeid,
Des Wärters Tochter, die rosige Maid,
Tritt ein in den Zwinger des Löwen; er liegt
Der Herrin zu Füßen, vor der er sich schmiegt.
2. Der Gewaltige, wild und unbändig zuvor,
Schaut fromm und verständig zur Herrin empor;
Die Jungfrau, zart und wonnereich,
Liebstreichelt ihn sanft und weinet zugleich:
3. „Wir waren in Tagen, die nicht mehr sind,
Gar treue Gespielen, wie Kind und Kind,
Und hatten uns lieb, und hatten uns gern;
Die Tage der Kindheit, sie liegen uns fern.
4. Du schütteltest machtvoll, eh' wir's geglaubt,
Dein mähnenumwogtes, königlich Haupt;
Ich wuchs heran, Du siehst es, ich bin
Das Kind nicht mehr mit kindischem Sinn.
5. O wär' ich das Kind noch und bliebe bei Dir,
Mein starkes, getreues, mein redliches Thier;
Ich aber muß folgen, sie thaten's mir an,
Hinaus in die Fremde dem fremden Mann.
6. Es fiel ihm ein, daß schön ich sei,
Ich wurde gefreiet, es ist nun vorbei; —
Der Kranz im Haare, mein guter Gesell,
Und nicht vor Thränen die Blicke mehr hell.
7. Verstehst Du mich ganz? schaust grimmig dazu;
Ich bin ja gefaßt, sei ruhig auch Du;
Dort seh' ich ihn kommen, dem folgen ich muß,
So geb' ich denn, Freund, Dir den letzten Kuß!"
8. Und wie ihn die Lippe des Mädchens berührt,
Da hat man den Zwinger erschüttern gespürt;
Und wie er am Gitter den Jüngling erschaut,
Erfaßt Entsetzen die bangende Braut.
9. Er stellt an die Thür sich des Zwingers zur Wacht,
Er schwinget den Schweif, er brüllet mit Macht;
Sie flehend, gebietend und drohend begehrt
Hinaus; er im Zorn den Ausgang wehrt.
10. Und draußen erhebt sich verworren Geschrei,
Der Jüngling ruft: „Bringt Waffen herbei!
Ich schieß' ihn nieder, ich treff' ihn gut!"
Aufbrüllt der Gereizte, schäumend vor Wuth.
11. Die Unselige wagt's, sich der Thüre zu nahn,
Da fällt er verwandelt die Herrin an;
Die schöne Gestalt, ein gräßlicher Raub,
Liegt blutig, zerrissen, entstellt in dem Staub.
12. Und wie er vergossen das theure Blut,
Er legt sich zur Leiche mit finsterem Muth,
Er liegt so versunken in Trauer und Schmerz,
Bis tödtlich die Kugel ihn trifft in das Herz.

XIV. Der Bettler und sein Hund.

1. „Drei Thaler erlegen für meinen Hund!
So schlage das Wetter mich gleich in den Grund!
Was denken die Herrn von der Polizei?
Was soll nun wieder die Schinderei?
2. Ich bin ein alter, ein kranker Mann,
Der keinen Groschen verdienen kann;
Ich habe nicht Geld, ich habe nicht Brod,
Ich lebe ja nur von Hunger und Noth.
3. Und wann ich erkrankt, und wann ich verarmt,
Wer hat sich da noch meiner erbarmt?
Wer hat, wann ich auf Gottes Welt
Allein mich fand, zu mir sich gesellt?
4. Wer hat mich geliebt, wann ich mich gehärmt?
Wer, wann ich fror, hat mich gewärmt?
Wer hat mit mir, wann ich hungrig gemurrt,
Getrost gehungert und nicht geknurrt?
5. Es geht zur Neige mit uns zwein,
Es muß, mein Thier, geschieden sein;
Du bist, wie ich, nun alt und krank:
Ich soll Dich ersäufen; das ist der Dank!
6. Das ist der Dank, das ist der Lohn!
Dir geht's, wie manchem Erdensohn.
Zum Teufel! ich war bei mancher Schlacht,
Den Henker hab' ich noch nicht gemacht.
7. Das ist der Strick, das ist der Stein,
Das ist das Wasser, — es muß ja sein.

Komm her, Du Köter, und sieh mich nicht an,
Noch nur ein Fußstoß, so ist es gethan."
8. Wie er in die Schlinge den Hals ihm gesteckt,
Hat wedelnd der Hund die Hand ihm geleckt,
Da zog er die Schlinge sogleich zurück,
Und warf sie schnell um sein eigen Genick.
9. Und that einen Fluch, gar schauderhaft,
Und raffte zusammen die letzte Kraft,
Und stürzt' in die Flut sich, die tönend stieg,
In Kreise sich zog und über ihm schwieg.
10. Wohl sprang der Hund zur Rettung hinzu,
Wohl heult' er die Schiffer aus ihrer Ruh',
Wohl zog er sie winselnd und zerrend her, —
Wie sie ihn fanden, da war er nicht mehr.
11. Er ward verscharret in stiller Stund',
Es folgt' ihm winselnd nur der Hund,
Der hat, wo den Leib die Erde deckt,
Sich hingestreckt und ist da verreckt.

XV. Der Geist der Mutter.

1. Die Muse führt Euch in das Schloß des Grafen;
Sie hat den alten Wappenschild am Thor
Verhangen, und es soll sein Name schlafen.
2. Seht dort ihn selbst, der bleich und hager vor
Dem Pergamente zähneknirschend lacht,
Und zitternd, wie es rauschet, fährt empor.
3. Schaut nicht hinab in seines Busens Nacht,
Fragt nicht nach seinem Unmuth, seinem Groll,
Und nicht, was vor ihm selbst ihn schaudern macht.
4. Blickt ab von ihm; seht schweigsam ahnungsvoll
Die Dienerschaft den einz'gen Sohn erwarten,
Dem jetzt der Mutter Erbe werden soll.
5. Er ward in Schul' und Welt und Krieg vom harten
Geschick verstoßen, seit sie die Augen schloß,
Die liebend pflegte seiner Kindheit Garten.
6. Nun kehrt er heim in seines Vaters Schloß;
Er wieget sich in zaubervollen Träumen,
Und spornt vor Ungeduld sein feurig Roß.
7. Und dort beginnt inmitten grünen Räumen
Das Dorf mit rothen Dächern zu erscheinen;
Die Kirche dort, und unter jenen Bäumen....!
8. Er hat den Baum gepflanzt, der jetzt mit seinen
Weit ausgespannten Aesten schirmt das Grab
Der Mutter, wo er beten muß und weinen:
9. „Vernimm Du mich, die mir das Leben gab,
Du, deren Bild ich stets in mir getragen,
Nicht wende jetzt die Augen von mir ab.
10. Der fremd gewordnen Heimat werd' ich klagen,
Daß meine Träume noch nur Träume sind;
Du sollst um mich die Geisterarme schlagen." —
11. Und nun zu Roß! zum Schloß hinan geschwind!
Der Bach, — die Felsenwand, — die alten Föhren,
Ihr dunkles Haupt bewegt der Abendwind;
12. Sie scheinen seines Herzens Gruß zu hören
Und zu erwiedern; Fremde sind allein
Die Menschen, die die Täuschung ihm zerstören.
13. Und hier um diesen Felsen muß es sein, —
Es wendet sich der Weg, und vor ihm prangen
Des Schlosses Zinnen roth im Abendschein;
14. Da rollen Thränen über seine Wangen,
Er stürmt den Hof hinan, und Diener kommen
Neugierig fremd herbei, ihn zu empfangen.
15. Nach seinem Vater fragt er, sucht' ihn frommen
Und liebesdurst'gen Blickes: hat er, ach!
Von seines Sohnes Heimkehr Nichts vernommen?
16. Dem Jäger folgt er durch die Halle nach,
Der trägt Gepäck und Mantel und Pistolen,
Und führt ihn ein ins innere Gemach.
17. Da tritt vor ihn ein Mann mit stieren, hohlen,
Entfernten Augen, dessen düstre Falten
Die Schatten seines Innern wiederholen.
18. Der spricht: „Die Kunde hab' ich schon erhalten;
Ihr kommt, der Mutter Erbe zu begehren,
Ich kann Euch nicht das Eure vorenthalten."
19. Da kann er sich des Schauderns nicht erwehren,
Es sinken schlaff die ausgestreckten Arme,
Und stumm und starr verschluckt er seine Zähren.
20. An dieses Herz doch schlagen muß der Arme,
Nicht dringt hinein die Stimme der Natur,
Da schweigt er überwältigt von dem Harme.
21. Er stammelt: „Schlaf!" da winkt der Alte nur,
Er folgt dem Jäger bei der Kerze Schimmer
Zum andern Flügel über Gang und Flur.
22. Da öffnet sich vor ihm, er sieht es immer,
Er hat es mit dem Herzen schon erkannt,
Das von der Mutter sonst bewohnte Zimmer.
23. Da steht nun der Verwaiste, wie gebannt,
Betrachtet sinnend die gemalten Wände,
Von bittrer Lust und Schmerzen übermannt.
24. Sie lag auf diesem Lager, als die Hände
Sie segnend legte auf sein lockig Haupt;
Dann sank sie hin, ihr Leben war zu Ende.
25. Hier ward er seines Theuersten beraubt,
Hier hat der Ernst des Lebens ihn erfaßt,
Und seiner Kindheit üpp'ger Reis entlaubt.
26. Und jetzt! — So steht er eine lange Rast,
Von Garnen der Erinnerung umstellt,
Das Herz zermalmt von namenloser Last.
27. Und endlich nieder auf das Lager fällt
Er weinend, schluchzend, schmerzenüberwunden,
Den Schlaf nicht suchend, der sich ferne hält.
28. Der Schloßuhr ehrne Zunge zählt die Stunden,
Es schließt die Nacht sich zu, das Licht verglimmt,
In grauser Stille bluten seine Wunden.
29. Da mahnt ihn ein Geräusch, das er vernimmt,
Daß drüben bei dem Vater er gelassen
Die Waffen, die zu seinem Schutz bestimmt.
30. Und ringsher spähend sieht er einen blassen
Unsichern Schimmer durch das Zimmer wehen;
Es reizt ihn, den ins Auge scharf zu fassen.
31. Er höret draußen leisen Schrittes gehen,
Er siehet jenen Schimmer sich gestalten,
Und siehet seine Mutter vor ihm stehen.
32. Sie winkt ihm, regungslos sich zu verhalten,

Sie hebt die Augen schmerzenreich empor,
Sie scheinet über ihn die Wacht zu halten.
33. Es rauscht; die Thür geht auf, — sie tritt davor, —
Ein lauter, angsterpreßter Schrei erschallt,
Die Stimme seines Vaters traf sein Ohr;
34. Da wirft man Schweres klirrend hin, es hallt
Der Gang von flücht'gen Schritten, es verklingt, —
Zerflossen ist in Nebel die Gestalt.
35. Er aber dort auf seinem Lager ringt
Mit dem Entsetzen, bis mit hellem Scheine
Der junge Tag in seine Augen dringt.
36. Er schaut umher, die Thür' ist auf, und seine
Pistolen liegen auf der Schwelle dort;
Er fragt sich nicht, was er darüber meine.
37. Er schleicht hinaus sich leise, spricht kein Wort,
Er sattelt, steigt zu Roß, und drückt die Sporen;
Erst ihrem Grabe zu, dann weiter fort. —
Es hat sich jede Spur von ihm verloren.

Karl August Georg Max Graf von Platen-Hallermünde.

I. Gesang der Todten.

1. Dich Wandersmann dort oben
Beneiden wir so sehr,
Du gehst von Luft umwoben,
Du hauchst im Aethermeer.
2. Wir sind zu Staub verwandelt
In dumpfer Grüfte Schoß:
O selig, wer noch wandelt,
Wie preisen wir sein Loos!
3. Vom Sonnenstral umschwärmet,
Ergehst Du Dich im Licht,
Doch was die Flächen wärmet,
Die Tiefe wärmt es nicht.
4. Dir flimmert gleich Gestirnen
Der Blumen bunter Glanz,
An unsern nackten Stirnen
Klebt ein verstäubter Kranz.
5. Wir horchen, ach! wir lauschen,
Wo nie ein Schall sich regt,
Dir klingt der Quell, es rauschen
Die Blätter sturmbewegt.
6. Vom Hügel aus die Lande
Vergnügt beschaust Du Dir;
Doch unter seinem Sande,
Du Guter, schlafen wir.

II. Liebewarnungen.

1. Gern gehorcht des Herzens Trieben
Wer ein heitres Leben lebet:
Manches ist ihm ausgeblieben,
Doch er hoffet, doch er strebet,
Doch er hört nicht auf zu lieben!
2. Denn kein Schiffer soll verzagen,
Hat ihn auch die Flut betrogen:
Was er will, das muß er wagen,
Und er gönnt sein Schiff den Wogen,
Und er weiß, sie werden tragen.
3. Was am höchsten oft erhoben,
Lockt am kühnsten die Verwegnen,
Die sich das Versagte loben,
Und sie müssen ihm begegnen,
Und sie müssen es erproben!
4. Wenn Ihr suchet ohne Wanken,
Was das Leben kann erfrischen,
Bleiben jung Euch die Gedanken;
Weil sie ewig jung nur zwischen
Hoffen und Erfüllen schwanken.
5. Mögt Ihr diesen Sinn bewahren,
Die Ihr stille Wünsche traget,
Trotz Beschwerden, trotz Gefahren:
Wenn das Leben was versaget,
Müßt Ihr's früh genug erfahren!
6. Was uns Der und Jener zeiget,
Laßt uns dem das Ohr verstopfen,
Bis das Herz im Busen schweiget;
Denn beginnt das Herz zu klopfen,
Weiß es wohl, wohin sich's neiget!

III. Lebensfurcht.

1. Ich möchte gern mich frei bewahren,
Verbergen vor der ganzen Welt,
Auf stillen Flüssen möcht' ich fahren,
Bedeckt vom schatt'gen Wolkenzelt;
2. Von Sommervögeln übergaukelt,
Der irdschen Schwere mich entziehn,
Vom reinen Element geschaukelt,
Die schuldbefleckten Menschen fliehn;
3. Nur selten an das Ufer streifen,
Doch nie entsteigen meinem Kahn,
Nach einer Rosenknospe greifen,
Und wieder ziehn die feuchte Bahn;
4. Von ferne sehn, wie Herden weiden,
Wie Blumen wachsen immer neu,
Wie Winzerinnen Trauben schneiden,
Wie Schnitter mähn das duft'ge Heu;

Aeltere Lesarten: **II.** Nach 3 folgten im Frauentaschenbuch 1825: Und wenn auf weichen Gräsern — Allein Du ruhest unter allen Bäumen, — Und blau vor Dir und gläsern — Des Flusses Wellen schäumen, — Die mit Nymphäen sich und Schilf besäumen; — — Wenn Du so ruhst, so habe — Zugleich nur Acht, auf daß Du nicht betrogen, — Wie jener schöne Knabe, — Dich spiegelst in den Wogen, — Und zu Dir selbst Dich fühlest hingezogen.

5. Und Nichts genießen, als die Helle
Des Lichts, das ewig lauter bleibt,
Und einen Trunk der frischen Welle,
Der nie das Blut geschwinder treibt.

IV. Antwort.

1. Was soll dieß kindische Verzagen,
Dieß eitle Wünschen ohne Halt?
Da Du der Welt nicht kannst entsagen,
Erobre Dir sie mit Gewalt!
2. Und könntest Du Dich auch entfernen,
Es triebe Sehnsucht Dich zurück;
Denn ach, die Menschen lieben lernen,
Es ist das einz'ge wahre Glück!
3. Unwiderruflich dorrt die Blüthe,
Unwiederruflich wächst das Kind,
Abgründe liegen im Gemüthe,
Die tiefer als die Hölle sind.
4. Du siehst sie, doch Du fliehst vorüber,
Im glücklichen, im ernsten Lauf;
Dem frohen Tage folgt ein trüber,
Doch Alles wiegt zuletzt sich auf.
5. Und wie der Mond im leichten Schweben,
Bald rein und bald in Wolken steht,
So schwinde wechselnd Dir das Leben,
Bis es in Wellen untergeht.

V. Entsagung.

1. Sich von den Menschen fern zu halten,
Verarg' ich keinem Menschenkind.
Sie möchten uns die Seele spalten,
So lieblos wie die Meisten sind.
2. In wechselnder Zerstreuung fristen
Sie sich an tausendfachem Tand,
Und steinigen den als Egoisten,
Der tiefre Lust und Qual empfand.
3. Doch rechte Keiner mit den Sternen,
Wie viel auch stets ihm mißbehagt;
Denn Jeder muß entzagen lernen,
Bis er dem Leben selbst entsagt.

VI. Frühlingslied.

1. Süß ist der Schlaf am Morgen
Nach durchgeweinter Nacht,
Und alle meine Sorgen
Hab' ich zur Ruh' gebracht.
2. Mit feuchtem Augenliede
Begrüß' ich Hain und Flur;
Im Herzen wohnt der Friede,
Der tiefste Friede nur.
3. Schon lacht der Lenz den Blicken,
Er mildert jedes Leid,
Und seine Veilchen sticken
Der Erde junges Kleid.
4. Schon hebt sich hoch die Lerche,
Die Staude steht im Flor,
Es ziehn aus ihrem Pferche
Die Herden sanft hervor.
5. Das Netz des Fischers hanget
Im hellsten Sonnenschein,
Und sein Gemüth verlanget,
Der Winde Spiel zu sein.
6. Und weil am Felsenriffe
Das Meer sich leiser bricht,
Wird rings der Bauch der Schiffe
Zur neuen Fahrt verpicht.
7. Den Uferdamm umklettern
Eidechsen rasch bewegt,
Und Nachtigallen schmettern,
Die jede Laube hegt.
8. Gezogen von den Stieren
Wird schon der blanke Pflug,
Und Menschen scheint und Thieren
Die Erde schön genug.
9. Nicht findet mehr der Waller
Das Gottesbild zu weit,
Es sind die Seelen Aller
Gestimmt zur Frömmigkeit.
10. O mein Gemüth erfreue
An diesem Glanz Dich auch,
Sei glücklich und erneue
Der Lieder Flötenhauch!
11. Auf daß die stumpfen Herzen
Du doch zuletzt besiegst,
Wenn frei von allen Schmerzen
Tief unterm Gras Du liegst.

VII. An einen Ultra.

1. Du rühmst die Zeit, in welcher Deine Kaste,
Genoß ein ruhig Glück?
Was aber, außer einer Puderquaste,
Ließ jene goldne Zeit zurück?
2. Kann bloß Vergangnes Dein Gemüth ergötzen,
Nicht frische, warme That?
Was blickst Du rückwärts nach den alten Götzen,
Wie Julian, der Apostat?
3. Es führt die Freiheit ihren goldnen Morgen
Im Stralenglanz herbei!
Im Finstern, sagst Du, schlich sie lang verborgen:
Das war die Schuld der Tyrannei.
4. Wer spräche laut, wenn's ein Despot verwehret,
Der Allen schließt den Mund?
Selbst Christi Wort, das alle Welt verehret,
War lang nur ein geheimer Bund.
5. Nicht Böse bloß verbergen ihre Thaten,
Auch Tugend hüllt sich ein:
Das Vaterland, auf offnem Markt verrathen,
Weint seine Thränen ganz allein!
6. Den Herrscher, sagst Du, soll ein Zepter zieren,
Das unumschränkt befiehlt,
Als stünd' ein Mensch er zwischen wilden Thieren,
Nach denen seine Flinte zielt!

IV. 2. 4. Das ist
V. Im Frauentaschenbuch 1825. Fehlt in 1. und 2. Ausg. der Gedichte.
VII. 3. 1. ihren jungen Morgen — 6. 3. unter wilden Thieren

7. Du willst der Rede setzen ihre Schranke,
Einkerkern Schrift und Wort?
Umsonst! Es wälzt sich jeder Glutgedanke
Bacchantisch und unsterblich fort!
8. Umsonst, Verstockter, tadelst Du das Neue,
Allmächtig herrscht die Zeit:
Zwar eine schöne Tugend ist die Treue,
Doch schöner ist Gerechtigkeit!
9. Und ist es neu, was einst der Weltgemeinde
Freiheit verliehn und Glanz,
Vor jenem fünften Karl und seinem Feinde,
Dem schnöden Unterdrücker Franz?
10. Und sollt' ich sterben einst, wie Ulrich Hutten,
Verlassen und allein,
Abziehn den Heuchlern will ich ihre Kutten!
Nicht lohnt's der Mühe, schlecht zu sein!

VIII. An einen deutschen Staat.

1. Du wachst; allein wer bürgt dafür,
Ob nie du schlafen wirst?
Ob Muth und Vaterlandsgefühl
Auf ewig bleiben wach?
2. Du ruhst an einem Bergesrand
Gefährlich überaus,
Und wehe Dir, sobald Du schläfst
Nur Einen Augenblick!
3. Gedenke nicht des Augenblicks,
In's tiefre Werden sieh!
Die ganze Zukunft, liegt sie nicht
In Deiner Brust allein?
4. Es sah die Welt Jahrhunderte
In dumpfen Schlaf gesenkt,
Und einer wildbewegten Zeit
Folgt eine träge nach.
5. Wer aber selbst in schlaffer Zeit,
Wer, sprich, erhielt sich wach?
Es blieben selbst in schlaffer Zeit
Die freien Völker wach!
6. Es ist die Freiheit jener Puls,
Der stets lebendig schlägt,
Der stets zum Kampfe treibt ein Volk
Für seinen eignen Herd.
7. Nie fehlen ihr Vertheidiger,
Nie mangelt ihr ein Schwert,
Und wer sie recht gekostet hat,
Geht in den Tod für sie!
8. O wär' ich frei, wer raubte mir's?
Verlör' ich jede Hand,
So hielt ich doch die Waffe noch
Mit meinen Zähnen fest!
9. Du fürchtest diesen starken Wein,
Dieweil er mächtig gährt;
Doch setze nur den Becher an,
Er macht die Seelen stark!
10. Und wenn Du diesen Trieb erstickst,
(Du willst es nicht, ich weiß!)
Dann stehst Du nackt und waffenlos,
Wie ein entnervter Greis.
11. Wann dieser Trieb erlischt, er ist
Erloschen manchem Volk,
Du rüttelst dann die Leiche wohl,
Und rüttelst nicht sie auf!
12. Er sei bewahrt als Heiligthum,
Der ew'gen Lampe gleich,
Die, hangend vor dem Hochaltar,
Des Doms Gewölb erhellt.
13. Vergebens blickt Bewunderung
Auf alte Völker hin:
Bewundert nicht! Es liegt an Euch,
So groß zu sein, wie sie!
14. Wirf endlich diese Stelzen weg
Vornehmer Gleißnerei:
Wahr sei der Mensch, er krieche nicht,
Sonst braucht es kein Gebet.
15. Im Herzen wohnt die Gottesfurcht,
Und bloß ein Wütherich
(Wir wurden's inne) breitet sie
Wie einen Mantel aus!
16. Wann Deiner Söhne Jeglicher
Sein Bürgerthum erkennt,
Dann sinkt vor Dir Europa's Schwert
Und Asiens Henkerbeil!

IX. Der bessere Theil.

1. Jung und harmlos ist die Natur, der Mensch nur
Altert, Schuld aufhäufend umher und Elend;
Drum verhieß ihm auch die gerechte Vorsicht
Tod und Erlösung.

2. Stets von heut auf morgen vertagt die Hoffnung
Ihr Phantom. Auswandert der Mensch in fremden
Himmelsstrich; doch tauscht er indeß die Noth nur
Gegen die Noth aus!

3. Stets um Freiheit buhlt das Gemüth, um Kenntniß;
Doch um uns liegt rings, wie ein Reif, Beschränkung:
Keine Kraft, selbst Tugend vermag, der Zeit nicht
Immer zu trotzen.

4. Manchen Flug wagt menschliches Wissen, das doch
Kaum ein Blatt aufschlägt in dem Buche des Weltalls:
Bist Du je Milchstraßen entlang gewandelt
Nach dem Orion?

5. Nein — und deßhalb lehrte der Mann der Weisheit,
Den die Welt dankbar den Erlöser nannte,
Zuversicht auf höheren Waltens Allmacht,
Lehrte den Glauben.

6. Thätigkeit löst Räthsel und baut der Menschheit
Schönstes Werk; doch schmähe sie drum ein stilles,
Sanftes Herz nicht, weil es erwählt den bessern
Theil, wie Maria.

— **9.** und **10.** fehlten. Dagegen stand: Du hängst umsonst Dich an des Rades Speichen, — Der Wagen fliegt entlang, — Er fliegt entlang, er wird das Ziel erreichen, — Und ihn begleite mein Gesang!
VIII. 8. 3. die Klinge noch — **10.** 2. Du wirst es nicht — **14.** u. **15.** fehlten in 1. Ausg. — **16.** 2. erkannt.

X. An Karl den Zehnten.

1. Aus Deiner Ahnherrn blühendem Reiche zogst
Umblickend oft auf lässigem Zelter Du,
O zehnter Karl, von Deiner Söhne
Frauen umjammert, der letzte Ritter!
2. Nicht lehrte Weisheit Dich das erblichne Haar!
Nicht sendet nach weichherzige Seufzer Dir
Frankreich, es weint Dir nicht des Mitleids
Gastliche Thräne der stolze Britte.
3. Dein eignes Volk mißkennend, und was die Zeit
Umstürzte, kalt aufnöthigend, hieltest Du's
Barbaren gleich, die fern im Südost
Keuchen am Joch und das Joch beklatschen!
4. Nicht fleußt in Frankreichs Adern Kroatenblut!
Freudvoll begrüßt dreifarbige Wimpel schon
Europa, männlich aufgerichtet,
Ja, bis in Afrika jauchzt das Echo!
5. Längst sind der Zeit blutdürstige Gräul gesühnt:
Blut floß von jeher, wann die verjüngte Welt
Neukräftig aufwuchs, blutig siegte
Christus und blutig erkämpfte Luther
6. Wahrheiten. Nicht mehr rufe die Manen an
Des Bruders, der klagwürdig und edel fiel,
Nicht aber schuldlos, seine Schwachheit
Trägt des Geschehenen schwerste Hälfte.
7. Uralte Blutschuld lastete lange schon
Auf Capets Haus, seitdem den erlauchten Sproß
Ruhmvoller Kaiser einst der schnöde
Bruder des heiligen Ludwigs abhieb.
8. Lern' aus der Welt Jahrbüchern Gerechtigkeit,
Und stirb versöhnt! Dein sonstiges Volk, es sei
Bollwerk der Freiheit künftighin uns,
Glänzendes Edelgestein Europas.
9. Nie reiz' es mehr blindwüthender Frevel auf,
Und König Philipp herrsche gerecht und gut!
Viel hangt an ihm! Nie war so heilig
Irgend ein fürstliches Haupt, wie seins ist.

XI. Der Vesuv im December 1830.

1. Schön und glanzreich ist des bewegten Meeres
Wellenschlag, wann tobenden Lärms es anbraust;
Doch dem Feur ist kein Element vergleichbar,
Weder an Allmacht,
2. Noch an Reiz für's Auge. Bezeug' es Jeder,
Der zum Rand abschüssiger Kratertiefe,
Während Nacht einhüllt die Natur, mit Vorwitz
Staunend emporklimmt,
3. Wo im Sturmschritt mächtiger Donner machtvoll
Aus dem anwuchsdrohenden, steilen Kegel
Fort und fort auffahren in goldner Unzahl
Flammige Steine,
4. Deren Wucht, durch Gluten und Dampf geschleudert,
Bald umher auf aschige Höhn Rubine
Reichlich sät, bald auch von des Kraters schroffen
Wänden hinabrollt:
5. Während still, aus nächtlichem Grund, die Lava
Quillt. — Des Rauchs tiefschattige Wolk' umdüstert,
Holder Mond, Dein ruhiges, friedenreiches
Silbernes Antlitz.

XII. Loos des Lyrikers.

1. Stets am Stoff klebt unsere Seele, Handlung
Ist der Welt allmächtiger Puls, und deßhalb
Flötet oftmals tauberem Ohr der hohe
Lyrische Dichter.
2. Gerne zeigt Jedwedem bequem Homer sich,
Breitet aus buntfarbigen Fabelteppich;
Leicht das Volk hinreißend erhöht des Dramas
Schöpfer den Schauplatz:
3. Aber Pindars Flug und die Kunst des Flaccus,
Aber Dein schwerwiegendes Wort, Petrarka,
Prägt sich uns langsamer in's Herz, der Menge
Bleibt's ein Geheimniß.
4. Jenen ward bloß geistiger Reiz, des Liedchens
Leichter Takt nicht, der den umschwärmten Putztisch
Ziert. Es dringt kein flüchtiger Blick in ihre
Mächtige Seele.
5. Ewig bleibt ihr Name genannt und tönt im
Ohr der Menschheit; doch es gesellt sich ihnen
Selten freundschaftsvoll ein Gemüth und huldigt
Körnigem Tiefsinn.

XIII. Herrscher und Volk.

1. Nie sehnt ein willkürübender Herrscher sich
Nach Dichterweihrauch, dessen er nicht bedarf:
Er legt ans Schwert kraftvoll die Faust und
Wen er zum Opfer sich wählt, und wer ihm
2. Mißfällt, und wer Freiheit zu verkünden wagt,
Den trifft der Tod, den decken Sibiriens
Schneefelder zu, der wird geschmiedet,
Tief in der Grotte des Felseneilands,
3. Titanenhaft auf eisernen Rost, zu dem
Das Meer emporschlägt. Aber das Volk bedarf,
Ohnmächtig schmerzvoll, eines Mannes,
Welcher im Lied es empfiehlt der Nachwelt
4. Als Stoff des Mitleids, welcher erzählt, wie schnell
Zusagen wehn aus fürstlichem Mund, und ach!

X. 2. 1. Nicht lehrte Dich Weisheit — Nach 7. folgte: Auch hadre nicht mehr über des Enkels Recht: — Als einst vor sechszehn Jahren Napoleon — Abstreifte Frankreichs Purpur, war nicht — Erbe der Sohn, und er mußte weichen?
XI. 3. 1. rollender Donner — 4. 1. Deren Last
XIII. 7. 4. Seine Befreier

Gleichschnell verweht sind, wie man Schwüre
Bricht in der Nähe des Pols und südwärts!
5. Sind Schwüre nicht (leicht löst sie der Pabst) ein Spiel
Herzloser Bourbons? Richtigem, falschem Eid,
Ach, lauschte Frankreich, lauschte Spanien,
Lauschte das Land um Messina's Pharus,
6. Diesseits und jenseits! Einen erblickten wir,
Der seines Zwingherrn blutige Hand geküßt,
Nachdem umsonst sein Volk des Wagens
Stricke zerhaun, den geliebten König
7. Nicht lassen wollend. Jener entwich, da focht's
Sechs Jahr' um ihn, sechs Jahre, befreit zuletzt
Ihn aus der Haft. Er kommt, und liefert
Seine Beschützer dem Blutgerüst aus.
8. War solches Undanks fähig ein Nero selbst?
Dem, der für ihn sich opferte, mindestens
Dem Strang des Henkers ihn entrückend,
Hätt' er ein rühmliches Grab gegönnt ihm!
9. Ihr fürchtet Nichts, Tyrannen; allein den Tod
Doch fürchtet Ihr, der kein Diadem verschont:
So möge denn um's Sterbelager
Drängen sich Euch der verhaßte Chorus
10. All Derer, die dumpfbrütende Kerkerluft
Frühzeitig wegrafft; all der Gequälten Geist,
Die auf Galeeren Euch, mit Mördern
Eng aneinander gekoppelt, fluchen;
11. All derer, die, weit über die Welt verstreut,
Vom Bild der Heimat ihre Gemüther voll,
An fremder Thür ihr Brod erbetteln,
Ja, zu Barbaren verbannt, des Moslems
12. Mildthätigkeit anflehen! — Um Euer Bett
Wird manch Gespenst mit drohendem Finger stehn,
Durch Kettenlärm Euch weckend, oder
Priester und Priestergebet verscheuchend.

XIV. An Franz den Zweiten.

1. Ohnmacht, Zerstücklung, jegliche herbe Schmach
War unser Loos, seitdem Du Germaniens
Reichsapfel nicht mehr wiegst in Deiner
Rechten, o Herr, und von uns verlassen,
2. Uns alle Preis gabst schimpflichem Untergang!
Wohl that Erneurung unserem Reiche Noth,
Doch nicht Zerstörung; tief im Busen
Trug es den edelsten Keim der Freiheit.
3. Du zeihst des Abfalls uns, des Verraths mit Recht;
Wir zeihen Dich, daß über die Alpen stets
Dein Aug' gekehrt war, daß Du Völker,
Deinem Germanien fremd, beherrschtest!
4. Einst griff sogar nach spanischem Ehering
Habgierig Oestreich; doch es erwarb sich nur
Deutschlands Verlust. Sein fünfter Karl war
Unser Verderben und ganz Europa's!
5. Jedwedes Unheil, welches die Welt betraf,
Floß aus der Brust ehrsüchtiger Könige,
Die unbefriedigt durch das Erbtheil
Ihres Geschlechts in die Fremde schweiften.
6. Vergebens hoffst Du, daß der Lombarde je
Dich lieben lernt, daß je es der Pole lernt!
Wohl schleifte Mailand Barbarossa,
Aber es blutete Konradin auch.
7. Gib Deinem Deutschland wieder ein deutsches Herz!
Dann wird, fürwahr, frohlockenden Jubelrufs
Dein wahres Volk aufnehmen seinen
Alten und kummergebeugten Kaiser!
8. Wer Sklave Moskau's wünschte zu sein, er bleib's!
Wir möchten frei sein, einig und groß; zu uns,
Die Dein in Sehnsucht täglich warten,
Kehre zurück, o geliebter König!
9. Baschkireneinfall halte von uns entfernt;
Dann beut in Freundschaft Deinem erneuten Volk
Das neue Frankreich auch den Handschlag
Ueber dem heiligen Sarg in Achen.

XV. Ode.

1. Oft lebt des Abfalls Engel in Menschenform;
Doch weh' der Menschheit, wenn er verkappt besteigt
Des Herrschers Thronsitz, wenn mit Kronen
Spielt der abscheuliche Same Satans!
2. Borgt jener Ungeist göttliches Ebenbild,
Dann impft er stets blutgierigem Stamm sich ein,
Deß ganze Laufbahn einer Kette
Gleicht von entsetzlichen Parriciden;
3. Dann folgt dem Meineid Völkervernichtung nach,
Verbrechen sühnt Verbrechen (o tiefster Hohn!)
Und jede Schandthat, liebeheuchelnd
Führt er sie aus im Namen Gottes!
4. Leicht krönt Erfolg ihn, Tugend erscheint so schwach
Im Kampf mit ihm, der nie ein Gesetz erkannt:
Blutrünstig, siegreich, fluchbeladen
Kehrt er zurück in den Schoß der Hölle.

XVI. Der künftige Held.

1. Rückwärts gewandt blickt oft in der Fabel Nacht
Der Dichter, späht Heroen sich aus, und forscht
Durch manches Zeitlaufs Thatenwirrwarr
Liederbegierigen Sinns nach Helden:
2. Ich wähle den mir, welcher dereinst erscheint,
Und will vom Tod nicht wecken Gemoderte:
Den Mann der Zukunft preisend, wandelt
Vor dem Erwarteten mein Gesang her!
3. Er komme bald uns, welchem des Ewigen
Rathschluß verliehn ruhmwürdiges Rächeramt
Gehäufter Unthat, aus den Zähnen
Reiß' er dem Wolfe das Lamm, er komme
4. Dem Stamm verderblich jener Semiramis
Mit ihrem zahllos wimmelnden Buhlerheer,
Die schon der Vorzeit graues Wort uns
Als babylonische Metze weissagt!

XV. Ungedruckt.

5. Er komme, der mit strafendem Geißelhieb
Nach Asien heim stumpfnüstrige Sklaven peitscht,
Sie selbst und ihre längst entnervten,
Weibisch entgürteten Dschingiskane,
6. Die nur des Mords noch pflegen, und nicht der Schlacht,
Des Völkermords! Dir, Siegender, möge dann
Mongolenblut aus jeder Locke
Ueber den faltigen Mantel triefen!

XVII. Kassandra.

1. Deinem Loos seien Klagen geweiht, Europa!
Aus dem Unheil schleudert in neues Schreckniß
Dich ein Gott stets; ewig umsonst erflehst Du
Frieden und Freiheit!
2. Kaum versank allmählig im trägen Zeitlauf
Jener Zwingburg südlicher Bau zu Trümmern,
Wo des Weltherrn Zepter dem Inquisitor
Schürte den Holzstoß:
3. Sieh, da keimt schon unter dem Hauch des Nordpols
Frischen Unheils wuchernder Same leis auf:
Hoch als Giftbaum ragt in die Luft bereits dieß
Riesige Scheusal!
4. Selbst dem Beil fruchtloser Begeisterung trotzt
Dieser Stamm, der Alles erdrückt, und keiner
Wolke, weh' uns, rettender Blitz zerschmettert
Wipfel und Ast ihm!
5. Ketten dräun, wie sie nie geklirrt, der Menschheit
Bangen Hals zuschnürend, und parricidisch
Reiht im Wettlauf mächtiger Ungeheur sich
Frevler an Frevler!
6. Noch einmal, wie's kündet die alte Fabel,
Ueber'm Haus blutgieriger Tantaliden
Sein Gespann rückwärts mit Entsetzen lenkend,
Schaudert Apollo!
7. Zwar der Hahn kräht; aber er weckt die Welt nicht!
Selbst des Einhorns Stachel vielleicht zersplittert:
Adler Deutschlands, doppelter, kreise wachsam,
Schärfe die Klaun Dir!

XVIII. Der Herzogin von Leuchtenberg.

1. Aufbewahrt hat graue Vorzeit dieses erfreuliche Wort,
(Wenn je der Schmerz uns des Erfreuns theilhaft erscheint,
Den das Mutterauge dem Sohn
Nachweint, des Hoffnungsvollen zu frühe beraubt)
Daß stets in der Blüthe dahin sinkt jugendlich,
Wer der Gottheit süßer Liebling.
2. Hohe Frau! Dir fern umstehn zwo Wittwen den offenen Sarg,
Trostleeren Blick neigend in sehnsuchtstiefer Noth
Nach dem Bruder, nach dem Gemahl
Hinschauend, durch urplötzlichen Jammer bewegt;
Doch über das nächtliche Schauspiel liebevoll
Wirft die Dichtkunst ihren Lichtstreif.
3. Ewig soll Dein Mutterschmerz dastehn, wie ein Niobebild,
Hoch auf des schönstimmigen Festlieds Fußgestell.
Aber selig werde genannt,
Wer frühe schon eingeht in das Schattengefild:
Nicht schleppt er die Sorge des krankheitmüden Leibs
Schritt vor Schritt angstvollem Grab' zu:
4. Auch der Schönheit, auch der Kraft Abnahme, des lieblichen Paars,
Nicht kennt er, schaut Nichts in des Jahrs tiefernstem Tanz,
Als den reigenführenden Lenz.
Nicht durch des Daseins Wechselgeschicke das Herz
Fühlt tief er empört: Es kredenzt selbst Glücklichen
Herben Wermuthskelch das Schicksal.
5. Wer erfuhr mehr, denn Du selbst, raschlaunigen Wandel des Tags?
Dir wurde manch freudiger Kranz neidvoll entführt:
Einem Heldensohne vermählt
Ruhmreich, an Schönheit Krone der irdischen Fraun,
Bald seines umfunkelten Sternbilds Untergang
Sahst Du, bald ihn selbst begrubst Du.
6. Thronberaubt dann kehrte gen Europa die Tochter zurück;
Doch goldne Frucht hangt an des Unheils morschem Ast
Häufig als ein labendes Pfand
Freudvoller Zukunft. Auf dem Gefieder des Siegs
Schwang liebebeseelt sich empor Dein Schwiegersohn,
Der vom Thron warf jenen Bluthund.
7. Muthbegabt, festwillig, voll ausdauernder Kraft in des Kampfs
Langwierigkeit, immer voran, wo's galt Gefahr,
Sah die Welt den Herrlichen, ihm
Zujauchzend Beifall. Häßliche Nymphe der Spree,
Du saßest allein, um das Aug' neidgelben Ranft,
Kalt, in theilnahmsloser Bosheit;
8. Denn sich selbst bleibt treu des Sinns ursprüngliche Jämmerlichkeit;
Lichtscheues Nachteulengeschlecht flieht sonnenkrank
Deine Scheibe, rosiger Tag!
Manch Hirngespinnst ausheckt es und mancherlei
Schulstaubige Dünste. Die Weisheit aber zieht
Ihre Glanzbahn jung und aufrecht.
9. Ihr, der Selbstsucht Söhne, die krampfhaft im des zähen Gemüths
Irrwahn, so fest halten der Herrschaft Eisenstab;
Wißt, ein Fürst, ein Kaiser sogar
Starb für die Freiheit! Jugendlich, ach! in den Rausch
Neuduftigen Sieges, an Schönheit Herkules,
Sank des Manns kraftvoller Leib hin!
10. Ja, er starb. Frohlocke nicht, irrsinniger Pöbel! Es trug
Niemals der Tod, der des Triumphs Thürschwell' umwand,
Eine honigsüßere Form.
Einhüllt des Weihrauchs Wolke das Leichengepräng
Sammt festlichen ewigen Lorbeers Wohlgeruch:
Thräne, fleuch, hier steht der Nachruhm
11. Riesenhaft! Oft sah die Welt duldsam des Erobererschwerts
Blitzartig aufzuckenden Glanz. Freiheit indeß
Fand der Helden wenige nur;
Doch diese schmückt stets reineren Heiligenscheins

Sanftleuchtende Krone; dem Herrschaftsmächtigen
Zwängt die Stirn' bloß ein Metallreif.
12. Ewig Heil drum Jedem, der einheimische Fluren befreit
Aus doppeltschwer drückender Noth: Pfaff sammt Tyrann,
Ankerketten sind's an Gewicht.
Heil Jenem, der ächt ritterlich auf der Gewalt
Thronstufen erhebend ein schuldlos Mädchen, ihr
Deines Sohns Hand anvermählt hat,
13. Hohe Frau! Zwar warf die Hochzeitsfackel betrüglichen Schein,
Halbdunkler Gruftlampe vergleichbar; doch es hat
Solches uns der Glaube gelehrt,
Daß stets in undurchdringlicher Nächte Gewölk
Einhüllt die erleuchtete Vorsicht ihren Pfad,
Während Blindheit unser Loos ist!
14. Kein Warum frommt. Ewig bleibt stillschweigend und ernst das Geschick;
Doch wälzt die Dichtkunst der Beredsamkeiten Flut,
Strömt Ergebung aus und Geduld;
Antheil am Schmerz, Antheil an der Freude geziemt
Ihr, welche die Fittige festhält selbst Saturns,
Ihm des Daseins Spiegel vorhält.
15. Ueber's Meer fernhin gesandt sei dieses, o nenn' es, Gedicht,
Das auf gebirgsmächtigem Eiland sinnend ich
Unter'm Hauch des Lenzes erfand,
Der auch der Sehnsucht mildere jeglichen Schmerz.
Stets brause jedoch des Gesangs Strom, welcher um
Wittelsbachs liebfrohe Burg schäumt.

XIX. Die Sonettendichter.

1. Sonette dichtete mit edlem Feuer
Ein Mann, der willig trug der Liebe Kette,
Er sang sie der vergötterten Laurette,
Im Leben ihm und nach dem Leben theuer.
2. Und also sang auch manches Abenteuer
In schmelzend musikalischem Sonette
Ein Held, der einst durch wildes Wogenbette
Mit seinem Liede schwamm, als seinem Steuer.
3. Der Deutsche hat sich beigesellt, ein Dritter
Dem Florentiner und dem Portugiesen,
Und sang geharnischte für kühne Ritter.
4. Auf diese folg' ich, die sich groß erwiesen,
Nur wie ein Aehrenleser folgt dem Schnitter,
Denn nicht als Vierter wag' ich mich zu diesen.

XX. Das Sonett an Göthe.

1. Dich selbst, Gewalt'ger, den ich noch vor Jahren
Mein tiefes Wesen witzig sah verneinen,
Dich selbst nun zähl' ich heute zu den Meinen,
Zu denen, welche meine Gunst erfahren.
2. Denn wer durchdrungen ist vom innig Wahren,
Dem muß die Form sich unbewußt vereinen,
Und was dem Stümper mag gefährlich scheinen,
Das muß den Meister göttlich offenbaren.
3. Wem Kraft und Fülle tief im Busen keimen,
Das Wort beherrscht er mit gerechtem Stolze,
Bewegt sich leicht, wenn auch in schweren Reimen.
4. Er schneidet sich des Liedes flücht'ge Bolze
Gewandt und sicher, ohne je zu leimen,
Und was er fertigt, ist aus ganzem Holze.

XXI. An Schelling.

1. Wie sah man uns an Deinem Munde hangen,
Und lauschen Jeglichen auf seinem Sitze,
Da Deines Geistes ungeheure Blitze
Wie Schlag auf Schlag in unsre Seele drangen!
2. Wenn wir zerstückelt nur die Welt empfangen,
Siehst Du sie ganz, wie von der Berge Spitze;
Was wir zerpflückt mit unserm armen Witze,
Das ist als Blume vor Dir aufgegangen.
3. Noch sieht man Thoren zwar, erbost dagegen,
Mit logischen Tiraden überkleistern
Der Geistesarmut Eier, die sie legen,
4. Doch dieses Völkchen, das Dich wähnt zu meistern,
Nie wird's die Welt der Wissenschaft bewegen,
Und einen Dichter wird es nie begeistern.

XXII. Venedig.

1. Venedig liegt nur noch im Land der Träume,
Und wirft nur Schatten her aus alten Tagen,
Es liegt der Leu der Republik erschlagen,
Und Oede feiern seines Kerkers Räume.
2. Die ehrnen Hengste, die durch salz'ge Schäume
Dahergeschleppt, auf jener Kirche ragen,
Nicht mehr dieselben sind sie, ach! sie tragen
Des korsikan'schen Ueberwinders Zäume.
3. Wo ist das Volk von Königen geblieben,
Das diese Marmorhäuser durfte bauen,
Die nun verfallen und gemach zerstieben?
4. Nur selten finden auf der Enkel Brauen
Der Ahnen große Züge sich geschrieben,
An Dogengräbern in den Stein gehauen.

XXIII. St. Johannes von Tizian.

1. Zur Wüste fliehend vor dem Menschenschwarme,
Naht hier ein Jüngling, um zu reinern Sphären
Durch Einsamkeit die Seele zu verklären,
Die hohe, großgestimmte, gotteswarme.
2. Voll von Begeisterung, vom heil'gen Harme
Erglänzt sein ew'ger, ernster Blick von Zähren,
Nach Jenem, den Maria soll gebären,
Scheint er zu deuten mit erhobnem Arme.
3. Wer kann sich weg von diesem Bilde kehren,

XXII. 4. 1. des Enkels
XXXIII. 1. 2. Steht hier Johannes.

Und möchte nicht mit brünstigen Geberden,
Den Gott im Busen Tizians verehren?
4. O goldne Zeit, die nicht mehr ist im Werden,
Als noch die Kunst vermocht' die Welt zu lehren,
Und nur das Schöne heilig war auf Erden!

XXIV. Die Sprache der Liebe.

Süße Liebe denkt in Tönen,
Denn Gedanken stehn zu ferne,
Nur in Tönen mag sie gerne,
Alles, was sie will, verschönen.
Tieck.

1. Soll das Herz sich ganz ergießen,
Strömen lassen alle Triebe,
Muß es voll sein und genießen;
Aber was, so möcht' ich schließen,
Macht das Herz so voll, wie Liebe?
Tausend Harmonien entkeimen
Unserm Busen im Geheimen
Durch die Gegenwart des Schönen:
Liebe spricht von selbst in Reimen,
Süße Liebe denkt in Tönen.
2. Liebe nimmt den Sinn gefangen,
Schafft Verdruß und wirkt Verblendung:
Wer im Busen hegt Verlangen,
Trachtet nur nach schönen Wangen,
Aber nicht nach Kunstvollendung.
Wem das Herz, von Liebeszwickeln
Eingepreßt, Begierden prickeln,
Dem erlischt des Geists Laterne;
Seufzer wird er bloß entwickeln,
Denn Gedanken stehn zu ferne!
3. Nein! die Liebe wird gerade
Jeden Gegenstand verklären,
Wird den Pfad der Huld und Gnade
Wandeln, und auf diesem Pfade
Göttlichen Gesang gebären:
Kriechen mag sie nicht am Boden,
Nicht in steifen Perioden
Mag sie fliegen an die Sterne,
Nur in Liedern, nur in Oden,
Nur in Tönen mag sie gerne!
4. Sei's der Liebe zugegeben,
Daß sie doch den Liebsten feiert;
Doch an ihm nur wird sie kleben,
Wird vergessen Welt und Leben,
Während sie von Liebe leiert:
Nein! die freie Seele rette
Sich von jeder Sinnenkette,
Himmlisch wird sie dann ertönen,
Wird mit Engeln um die Wette
Alles, was sie will, verschönen!

XXV. Das Gasel.

Im Wasser wogt die Lilie, die blanke, hin und her,
Doch irrst Du, Freund, so bald Du sagst, sie schwanke hin und her!
Es wurzelt ja so fest ihr Fuß im tiefen Meeresgrund,
Ihr Haupt nur wiegt ein lieblicher Gedanke hin und her!

XXVI. Kinderspiele der Natur.

Sieh die Wolke, die mit Blitz und Knall spielt,
Sieh den Mond, mit dem der Himmel Ball spielt,
Sieh den Fels, der bis an's Firmament reicht,
Wie er liebend mit dem Wiederhall spielt,
Sieh den Strom, der rauschend sich am Fels bricht, 5
Wenn er mit der vollen Woge Schwall spielt,
Sieh den Schmetterling, der längs des Stroms fleucht,
Und mit Hiacynthen überall spielt:
Spiele Du nur mit, und sei ein Kind nur; 10
Schöne Spiele sind es, die das All spielt.

XXVII. Weltordnung.

Der Löwin dient des Löwen Mähne nicht;
Buntfarbig sonnt sich die Phaläne nicht;
Der Schwan befurcht mit stolzem Hals den See,
Doch hoch im Aether hausen Schwäne nicht;
Die Rieselquelle murmelt angenehm, 5
Doch Schiffe trägt sie nicht, und Kähne nicht;
An Dauer weicht die Rose dem Rubin,
Ihn aber schmückt des Thaues Thräne nicht;
Was suchst Du mehr, als was Du bist, zu sein?
Ein andres je zu werden, wähne nicht! 10

XXVIII. Opfer.

Wer immer Gott ergeben, er opfert sich der Welt;
Es fließt der Saft der Reben, er opfert sich der Welt.
Den Seidenwurm erblickt' ich und sah ihn wohlgemuth
Den Sarg sich selber weben: er opfert sich der Welt.
Ich sah den Halm des Feldes, der ehedem gewogt, 5
Im Sicheltode beben: er opfert sich der Welt.
Es läßt melod'sche Seufzer, wiewohl sie tödten ihn,
Der Schwan gelind verschweben: er opfert sich der Welt.
Ich sah der Rose Busen, geschwellt von Wohlgeruch,
Dem Sturme hingegeben: er opfert sich der Welt. 10
Ich sah die Völker alle als Einen großen Leib,
Den Deutschen als ihr Leben: er opfert sich der Welt.

XXIX. Lebensmuth.

Hab' ich doch Verlust in Allem, was ich je begann, ertragen;
Aber glaubet mir, das Leben läßt sich dann und wann ertragen;
Zwar des Leidens ganze Bürde riß mich oft schon halb zu Boden,
Doch ich hab' es immer wieder, wenn ich mich besann, ertragen:
Mir geziemt der volle Becher, mir der volle Klang der Lauten, 5
Denn den vollen Schmerz des Lebens hab' ich als ein Mann ertragen!

Doch nun fühl' ich, wie beflügelt, bis zum Himmel mich gehoben,
Denn es lehrte mich das Leben, daß man Alles kann ertragen!
10 Und es öffnet gegen Alle sich das Herz in reiner Liebe,
Und ich will so gern mit Allen dieses Lebens Bann ertragen:
Schließt den Kreis und leert die Flaschen, diese Sommernächte feiernd,
Schlimmre Zeiten werden kommen, die wir auch sodann ertragen.

XXX. Lebensweisheit.

O Thor, wer nicht des Glücks geheimem Winke folgt,
Und nicht dem flötenden, dem Ton der Zinke folgt!
Wer ohne Tanz und Scherz der alternden Vernunft,
Wohin auch schleiche sie, wohin sie hinke, folgt!
5 Kurz ist der Lenz, es ging das Veilchen keusch voran,
Die Rose, die sich malt mit eitler Schminke, folgt:
Kurz ist das Glück, da stets der Freude die Gefahr,
So wie dem rechten Fuß sogleich der linke folgt;
Doch naht auch selbst ein Tag, der wahre Gunst verleiht,
10 Der Träge bleibt zurück, und nur der Flinke folgt.

XXXI. Bilder Neapels.

Fremdling, komm' in das große Neapel, und sieh's, und stirb!
Schlürfe Liebe, geneuß des beweglichen Augenblicks
Reichsten Traum, des Gemüthes vereitelten Wunsch vergiß,
Und was Quälendes sonst in das Leben ein Dämon wob:
5 Ja, hier lerne genießen, und dann, o Beglückter, stirb! —
Im Halbzirkel umher, an dem lachenden Golf entlang,
Unabsehlich benetzt von dem laulichen Wogenschwall,
Liegt von Schiffen und hohen Gebäuden ein weiter Kreis;
Wo sich zwischen die Felsengeklüfte des Bacchus Laub
10 Drängt, und stolz sich erhebt in die Winde der Palmenschaft. —
Stattlich ziehn von den Hügeln herab sich die Wohnungen
Nach dem Ufer, und flach, wie ein Garten, erscheint das Dach:
Dort nun magst Du die See von der Höh' und den Berg besehn,
Der sein aschiges Haupt in den eigenen Dampf verbirgt,
15 Dort auch Rosen und Reben erziehn und der Aloe
Starken Wuchs, und genießen die Kühle des Morgenwinds. —
Fünf Kastelle beschirmen und bändigen keck die Stadt:
Dort Sankt Elmo, wie droht's von dem grünenden Berg herab!
Jenes andere, rings von Gewässer umplätschert, einst
20 War's der Garten Lukulls, des entthronten Augustulus
Schönes Inselasyl, in die Welle hinausgestreckt. —
Wo Du gehst, es ergießen in Strömen die Menschen sich:
Willst zum Strande Du folgen vielleicht und die Fischer sehn,
Wie mit nerviger Kraft an das Ufer sie ziehn das Netz,
25 Singend, fröhliches Muths, in beglückender Dürftigkeit?
Und schon lauert der bettelnde Mönch an dem Ufersand,
Heischt sein Theil von dem Fang, und die Milderen reichen's ihm.
Ihre Weiber indeß, in beständiger Plauderlust,
Sitzen unter den Thüren, die Spindel zur Hand, umher.
30 Sieh, da zeigt sich ein heiteres Paar, und es zieht im Nu
Castagnetten hervor und beginnt die bacchantische
Tarantella, den üppigen Tanz, und es bildet sich
Um die beiden ein Kreis von Beschauenden flugs umher;
Mädchen kommen sogleich und erregen das Tamburin,
35 Dem einfacheren Ohr der Zufriedenen ist's Musik:
Zierlich wendet die Schöne sich nun, und der blühende
Jüngling auch. Wie er springt! wie er leicht und behend sich dreht,
Stampfend, Feuer im Blick! Und er wirft ihr die Rose zu.
Anmuth aber verläßt den Begehrenden nie, sie zähmt
40 Sein wollüstiges Auge mit reizender Allgewalt:
Wohl dem Volke, dem glücklichen, dem die Natur verliehn
Angeborenes Maß, dem entfesselten Norden fremd! —
Durch's Gewühle mit Müh', ein Ermattender, drängst Du Dich
Andre Gassen hindurch; der Verkäufer und Käufer Lärm
45 Ringsum. Horch, wie sie preisen die Waare mit lautem Ruf!
Käuflich Alles, die Sache, der Mensch, und die Seele selbst.
Aus Carossen und sonstigem Pferdegespann, wie schrein
Wagenlenker um Dich, und der dürftige Knabe, der

XXIX. 7. wie auf Fittigen,
XXX. 2. dem Flötenton
XXXI. 12. und platt — 56. mit ihren gesprengelten Schlangen dort. — Nach 56. folgte: Magst Du löschen den Durst an der Bude des Acquajuols, — Der Eiswasser vermengt und der herben Limone Saft.

Auf die Kutsche sogleich, Dir ein Diener zu sein, sich stellt.
50 Sieh, hier zügelt das Cabriolett ein beleibter Mönch,
Und sein Eselchen geißelt ein anderer wohlgemuth.
Kuppler lispeln indeß, und es winselt ein Bettler Dir
Manches Ave, verschämt das Gesicht mit dem Tuch bedeckt.
Dort steht müßiges Volk um den hölzernen Pulcinell,
55 Der vom Marionettengebälke possirlich glotzt;
Hier Wahrsager mit ihrer gesprenkelten Schlangenbrut. —
Alles tummelt im Freien sich hier: der geschäftige
Garkoch siedet, er fürchtet den seltenen Regen nicht;
Ihn umgibt ein Matrosengeschwader, die heiße Kost
60 Schlingend gieriges Muths. An die Ecke der Straße dort
Setzt ihr Tischchen mit Kupfermoneten die Wechslerin,
Hier den Stuhl der gewandte Barbier, und er schabt, nachdem
Erst entgegen dem sonnigen Stral er ein Tuch gespannt.
Dort im Schatten die Tische des fertigen Schreibervolks,
65 Stets bereit zu Bericht und Supliken und Liebesbrief:
Ob ein Knabe diktire der fernen Ersehnten sein
Seufzen, oder ein leidendes Weib den verwiesenen
Gatten tröste, verbannt nach entlegener Insel, ihn,
Der sein freies Gemüth in dem untersten Kerker quält
70 Hoffnungslos, und den Lohn, der erhabenen Tugend Lohn
Erntet. — Aber entferne die schattende Wolke, Schmerz! —
Auch zum Molo bewegt sich die Menge, wo hingestreckt
Sonnt die nackenden Glieder der bräunliche Lazzaron.
Capri siehst Du von fern in dem ruhigen Wellenspiel;
75 Schiffe kommen und gehn, es erklettern den höchsten Mast
Flugs Matrosen, es ladet die Barke Dich ein zur Fahrt.
Den Erzähler indessen umwimmelt es, Jung und Alt,
Stehend, sitzend, zur Erde gelagert und über's Knie
Beide Hände gefaltet, in horchender Wißbegier:
80 Roland singt er, er singt das gefabelte Schwert Rinalds;
Oft durch Glossen erklärt er die schwierigen Stanzen, oft
Unterbrechen die Hörer mit muthigem Ruf den Mann.
Aufersteh' o Homer! Wenn im Norden vielleicht man Dich
Kalt wegwiese von Thüre zu Thür', o so fändst Du hier
85 Ein halbgriechisches Volk und ein griechisches Firmament! —
Mancher Dichter vielleicht, in der Oede des Nords erzeugt,
Schleicht hier unter dem Himmel des Glücks, und dem Heimatland
Stimmt er süßen Gesang und gediegenen Redeton,
Den es heute vermag zu genießen und morgen noch,
90 Der zunimmt an Geschmack mit den Jahren, wie deutscher Wein:
Freiheit singt er und männliche Würde der feigen Zeit,
Schmach dem Heuchler und Fluch dem Bedrücker, und Jedem, der
Knechtschaft prediget, welche des Menschengeschlechts Verderb.
Ach, nicht wähnt er den Neid zu besiegen und weilt entfernt,
95 Taub den Feinden und hoffend, es werde die spätre Welt
Spreu vom Weizen zu scheiden verstehn. — Wie erhaben sinkt
Schon die Sonne! Du ruhst in der Barke, wie süß gewiegt!
Weit im Zirkel umher, an dem busigen Rand des Golfs,
Zünden Lichter und Flämmchen sich an in Unzähligkeit,
100 Und mit Fackeln befahren die Fischer das goldne Meer.
O balsamische Nächte Neapels! Erläßlich scheint's,
Wenn auf kurze Minuten das schwelgende Herz um Euch
Selbst Sankt Peter vergißt und das göttliche Pantheon,
Monte Mario selbst, und o Villa Pamfili, Dich,
105 Deiner Brunnen und Lorbeerumschattungen kühlsten Sitz! —
Doch der Morgen erscheint, und der Gipfel des Tags nach ihm:
Traust Du schon dem Gelispel der Welle Dich an? Wohin?
Führt ein Wind die Orangengerüche Sorrents heran?
Ja, schon schimmert von fern an dem Strande, mit Tasso's Haus,
Jene felsige Stadt, die berauschende, voll von Duft.

XXXII. Epigramme.

1. Die wahre Pöbelherrschaft.

Nicht wo Sophokles einst trug Kränze, regierte der Pöbel;
Doch wo Stümper den Kranz ernten, regiert er gewiß!
Pöbel und Zwingherrschaft sind innig verschwistert; die Freiheit
Hebt ein geläutertes Volk über den Pöbel empor.

2. Privilegien der Freiheit.

Freiheit, selbst wenn stürmisch und wild, weckt mächtigen Genius:
Mög' es bezeugen Athen, mög' es bewähren Florenz,
Wo man, während sie stand, aufwuchern Talent an Talent sah,
Aber sie fiel und zugleich alle Talente mit ihr.

3. Lessings Nathan.

Deutsche Tragödien hab' ich in Masse gelesen, die beste
Schien mir diese, wiewohl ohne Gespenster und Spuck:
Hier ist Alles Charakter und Geist und der edelsten Menschheit
Bild, und die Götter vergehn vor dem alleinigen Gott.

4. Corneille.

Seht der Tragödie Schöpfer in mir! Der bedürftigen Sprache
Gab ich zuerst Reichthum, Leben und Redegewalt.
Rückwärts ließ ich die griechische Fabel, und reine Geschichte
Stellt' ich zuerst rein dar, ohne gemeinere Form:
Rom's Herrschaft, Aufschwung und Verfall und verfeinerte Staatskunst
Zeigt' ich, und zeigte sie wahr, aber mit Würde zugleich;
Denn mir schien's, als wolle der Mensch in erhabenen Stunden
Ohne Kontrast anschaun große Naturen allein.

5. Racine.

Sinnreich trat in die Spuren ich ein des bewunderten Meisters;
Aber verweichlicht schon, ärmer an Kraft und Genie.
Doch weil allzugalant ich der Liebe Sophistik entfaltet,
Huldigen mir Frankreichs Kritiker allzugalant.
Zwar Melpomene segnete mich; doch wandte sich Clio
Weg, sie erkannte jedoch meinen Britannicus an.

6. Alfieri.

Manches gewagte Problem und die sprödesten Stoffe bewältigt
Mein siegreicher Verstand, meine vollendete Kunst;
Doch mir mangelt geschichtlicher Sinn, ich entbehre der Griechen
Milde zu sehr, mir fehlt Ruhe der Seele zu sehr.

7. An die guten Fürsten.

Täuscht Euch nicht, und erwartet Gewinn von der Schlechten Gemeinschaft:
Einen Verbündeten bloß gibt es, die Liebe des Volks!

8. Göthes Romane und Biographien.

Zwar im Erotischen auch und im Tragischen, doch ich bewundre
Mehr in der Prosa des Manns beste vollendete Kunst;
Schiller entzog ihm fast der Tragödie Preis, in der Lyrik,
Wagte mit ihm Klopstock, wagte zu ringen ich selbst.

9. Hermann und Dorothea.

Holpricht ist der Hexameter zwar; doch wird das Gedicht stets
Bleiben der Stolz Deutschlands, bleiben die Perle der Kunst.

10. Gebrauch des Hexameters.

Weil der Hexameter episches Maß den Hellenen gewesen,
Glaubst Du, er sei deßhalb Deutschen ein episches Maß?
Nicht doch! Folge des Wissenden Rath! Zu geringen Gedichten
Wend' ihn an! Klopstock irrte, wie Viele mit ihm.

11. Rhythmische Metamorphose.

Episch erscheint in italischer Sprache der Ton der Oktave;
Doch in der deutschen, o Freund, athmet sie lyrischen Ton.
Glaubst Du es nicht, so versuch's! Der italische wogende Rhythmus
Wird jenseits des Gebirgs klappernde Monotonie.

12. Horaz und Klopstock.

Klopstock suchte, beschränkt wie Horaz auf Hymnus und Ode,
Immer erhaben zu sein; aber es fehlte der Stoff.
Denn nicht lebte Horaz als deutscher Magister in Hamburg,
Aber in Cäsar's Rom, als es der Erde gebot.
Such', o moderner Poet, durch Geist zu ergänzen des Stoffs Fehl,
Durch vielseitigen Styl decke die Mängel der Zeit.

XXXII. 4. Nach 8. folgten: Cinna, Horaz, Nikomed und der tragische Tod des Pompejus — Sein Euch höchster Beweis meiner historischen Kunst.

6. Nach 4. folgten: Merope führe. Maria sodann und der spanische Philipp — Dich in geregelter Kunst äußerste Schöpfungen ein: — Kann ein begeistertes Werk Dir bloß und ein frommes genug thun, — Siehe den Saul, nenn' ihn meiner Triumphe Triumph.

Heinrich Heine.

I. Die Lotosblume.

1. Die Lotosblume ängstigt
Sich vor der Sonne Pracht,
Und mit gesenktem Haupte
Erwartet sie träumend die Nacht.
2. Der Mond, der ist ihr Buhle,
Er weckt sie mit seinem Licht,
Und ihm entschleiert sie freundlich
Ihr frommes Blumengesicht.
3. Sie blüht und glüht und leuchtet,
Und starret stumm in die Höh';
Sie duftet und weinet und zittert
Vor Liebe und Liebesweh'.

II. Das Heimweh.

1. Ein Fichtenbaum steht einsam
Im Norden auf kahler Höh'.
Ihn schläfert; mit weißer Decke
Umhüllen ihn Eis und Schnee.
2. Er träumt von einer Palme,
Die, fern im Morgenland,
Einsam und schweigend trauert
Auf brennender Felsenwand.

III. Die Philister und der Dichter.

1. Philister in Sonntagsröcklein
Spazieren durch Wald und Flur;
Sie jauchzen, sie hüpfen, wie Böcklein,
Begrüßen die schöne Natur.
2. Betrachten mit blinzelnden Augen,
Wie Alles romantisch blüht;
Mit langen Ohren saugen
Sie ein der Spatzen Lied.
3. Ich aber verhänge die Fenster
Des Zimmers mit schwarzem Tuch;
Es machen mir meine Gespenster
Sogar einen Tagesbesuch.
4. Die alte Liebe erscheinet,
Sie stieg aus dem Todtenreich,
Sie setzt sich zu mir und weinet,
Und macht das Herz mir weich.

IV. Traumbilder.

1. Aus alten Mährchen winkt es
Hervor mit weißer Hand,
Da singt es und da klingt es
Von einem Zauberland,
2. Wo bunte Blumen blühen
Im goldnen Abendlicht,
Und lieblich duftend glühen
Mit bräutlichem Gesicht;
3. Und grüne Bäume singen
Uralte Melodein,
Die Lüfte heimlich klingen,
Die Vögel schmettern drein;
4. Und Nebelbilder steigen
Wohl aus der Erd' hervor,
Und tanzen luft'gen Reigen,
Im wunderlichen Chor;
5. Und blaue Funken brennen
An jedem Blatt und Reis,
Und rothe Lichter rennen
Im irren, wirren Kreis;
6. Und laute Quellen brechen
Aus wildem Marmorstein,
Und seltsam in den Bächen
Fortstralt der Wiederschein!
7. Ach, könnt' ich dorthin kommen,
Und dort mein Herz erfreun,
Und aller Qual entnommen,
Und frei und selig sein!
8. Ach! jenes Land der Wonne,
Das seh' ich oft im Traum,
Doch kommt die Morgensonne,
Zerfließt's, wie eitel Schaum.

V. Sentimentalität.

1. Ich steh' auf des Berges Spitze,
Und werde sentimental.
„Wenn ich ein Vöglein wäre!"
Seufz' ich viel tausendmal.
2. Wenn ich eine Schwalbe wäre,
So flög' ich zu Dir, mein Kind,
Und baute mir mein Nestchen
Wo Deine Fenster sind.
3. Wenn ich eine Nachtigall wäre,
So flög' ich zu Dir, mein Kind,
Und sänge Dir Nachts meine Lieder
Herab von der grünen Lind'.
4. Wenn ich ein Gimpel wäre,
So flög' ich gleich an Dein Herz;
Du bist ja hold den Gimpeln,
Und heilest Gimpelschmerz.

VI. Der Sarg.

1. Die alten, bösen Lieder,
Die Träume schlimm und arg,
Die laßt uns jetzt begraben,
Holt einen großen Sarg.
2. Hinein leg' ich gar Manches,
Doch sag' ich noch nicht was;
Der Sarg muß sein noch größer
Wie's Heidelberger Faß.
3. Und holt eine Todtenbahre,
Von Brettern fest und dick;
Auch muß sie sein noch länger
Als wie zu Mainz die Brück'.

4. Und holt mir auch zwölf Riesen,
Die müssen noch stärker sein,
Als wie der starke Christoph
Im Dom zu Köln am Rhein.
5. Die sollen den Sarg forttragen,
Und senken in's Meer hinab;
Denn solchem großen Sarge
Gebührt ein großes Grab.
6. Wißt Ihr, warum der Sarg wohl
So groß und schwer mag sein?
Ich legt' auch meine Liebe
Und meinen Schmerz hinein.

VII. Kinderspiele.

1. Mein Kind, wir waren Kinder,
Zwei Kinder, klein und froh:
Wir krochen in's Hühnerhäuschen
Und steckten uns unter das Stroh.
2. Wir krähten, wie die Hähne,
Und kamen Leute vorbei –
Kikereküh! sie glaubten,
Es wäre Hahnengeschrei.
3. Die Kisten auf unserm Hofe,
Die tapezirten wir aus,
Und wohnten drin beisammen,
Und machten ein vornehmes Haus.
4. Des Nachbars alte Katze
Kam öfters zum Besuch;
Wir machten ihr Bückling' und Knixe,
Und Complimente genug.
5. Wir haben nach ihrem Befinden
Besorglich und freundlich gefragt;
Wir haben seitdem dasselbe
Mancher alten Katze gesagt.
6. Wir saßen auch oft und sprachen
Vernünftig, wie alte Leut',
Und klagten, wie Alles besser
Gewesen zu unserer Zeit;
7. Wie Lieb' und Treu und Glauben
Verschwunden aus der Welt,
Und wie so theuer der Kaffe,
Und wie so rar das Geld: – – –
8. Vorbei sind die Kinderspiele
Und Alles rollt vorbei, –
Das Geld und die Welt und die Zeiten,
Und Glauben und Lieb' und Treu'.

VIII. Trost.

1. Herz mein Herz, sei nicht beklommen,
Und ertrage Dein Geschick!
Neuer Frühling gibt zurück,
Was der Winter Dir genommen.
2. Und wie viel ist Dir geblieben!
Und wie schön ist noch die Welt!
Und, mein Herz, was Dir gefällt,
Alles, Alles darfst Du lieben!

IX. Sonnenuntergang.

Die glühend rothe Sonne steigt
Hinab in's weitaufschauernde,
Silbergraue Weltmeer;
Luftgebilde, rosig angehaucht,
5 Wallen ihr nach; und gegenüber
Aus herbstlich dämmernden Wolkenschleiern,
Ein traurig todtblasses Antlitz,
Bricht hervor der Mond,
Und hinter ihm Lichtfünkchen,
Nebelweit, schimmern die Sterne. 10
Einst am Himmel glänzten,
Ehlich vereint,
Luna, die Göttin, und Sol, der Gott,
Und es wimmelten um sie her die Sterne,
Die kleinen, unschuldigen Kinder. 15
Doch böse Zungen zischelten Zwiespalt,
Und es trennte sich feindlich
Das hohe, leuchtende Eh'paar.
Jetzt am Tage in einsamer Pracht,
Ergeht sich dort oben der Sonnengott, 20
Ob seiner Herrlichkeit
Angebetet und vielbesungen
Von stolzen, glückgehärteten Menschen.
Aber des Nachts
Am Himmel wandelt Luna, 25
Die arme Mutter
Mit ihren verwaisten Sternenkindern,
Und sie glänzt in stummer Wehmuth,
Und liebende Mädchen und sanfte Dichter
Weihen ihr Thränen und Lieder. 30
Die weiche Luna! Weiblich gesinnt
Liebt sie noch immer den schönen Gemahl.
Gegen Abend, zitternd und bleich,
Lauscht sie hervor aus leichtem Gewölk,
Und schaut nach dem Scheidenden, schmerzlich, 35
Und möchte ihm ängstlich rufen: „Komm'!
Komm'! die Kinder verlangen nach Dir –“
Aber der trotzige Sonnengott,
Bei dem Anblick der Gattin erglüht' er
In doppeltem Purpur, 40
Vor Zorn und Schmerz,
Und unerbittlich eilt er hinab
In sein flutenkaltes Wittwerbett.

* * *

Böse, zischelnde Zungen
Brachten also Schmerz und Verderben 45
Selbst über ewige Götter.
Und die armen Götter, oben am Himmel
Wandeln sie, qualvoll,
Trostlos unendliche Bahnen,
Und können nicht sterben, 50
Und schleppen mit sich
Ihr stralendes Elend.
Ich aber, der Mensch,
Der niedriggepflanzte, der todbeglückte,
Ich klage nicht länger. 55

X. Seegespenst.

Ich aber lag am Rande des Schiffes,
Und schaute träumenden Auges
Hinab in das spiegelklare Wasser,
Und schaute tiefer und tiefer –
Bis tief im Meeresgrunde, 5
Anfangs wie dämmernde Nebel,
Jedoch allmählig farbenbestimmter,
Kirchenkuppel und Thürme sich zeigten
Und endlich sonnenklar eine ganze Stadt,
Alterthümlich niederländisch, 10
Und menschenbelebt.
Bedächtige Männer, schwarzbemäntelt,
Mit weißen Halskrausen und Ehrenketten

Und langen Degen und langen Gesichtern,
15 Schreiten über den wimmelnden Marktplatz
Nach dem treppenhohen Rathhaus',
Wo steinerne Kaiserbilder
Wacht halten mit Zepter und Schwert.
Unferne, vor langen Häuserreihn
20 Mit spiegelblanken Fenstern,
Stehn pyramidisch beschnittne Linden,
Und wandeln seidenrauschende Jungfraun,
Schlanke Leibchen, die Blumengesichter
Sittsam umschlossen von schwarzen Mützchen
25 Und hervorquellendem Goldhaar.
Bunte Gesellen in spanischer Tracht
Stolziren vorüber und nicken.
Bejahrte Frauen
In braunen, verschollenen Gewändern,
30 Gesangbuch und Rosenkranz in der Hand,
Eilen trippelnden Schritts
Nach dem großen Dome,
Getrieben vom Glockengeläute
Und rauschendem Orgelton.
35 Mich selbst ergreift des fernen Klangs
Geheimnißvoller Schauer;
Unendliches Sehnen, tiefe Wehmuth
Beschleicht mein Herz,
Mein kaum geheiltes Herz;
40 Mir ist, als würden seine Wunden
Von lieben Lippen aufgeküßt,
Und thäten wieder bluten,
Heiße, rothe Tropfen,
Die lang und langsam niederfallen
45 Auf ein altes Haus dort unten
In der tiefen Meerstadt,
Auf ein altes, hoch gegiebeltes Haus,
Das melancholisch menschenleer ist,
Nur daß am untern Fenster
50 Ein Mädchen sitzt,
Den Kopf auf den Arm gestützt,
Wie ein armes, vergessenes Kind —
Und ich kenne Dich armes, vergessenes Kind!
So tief, so tief also
55 Verstecktest Du Dich vor mir,
Aus kindischer Laune,
Und konntest nicht mehr herauf,
Und saßest fremd unter fremden Leuten,
Jahrhunderte lang,
60 Derweilen ich, die Seele voll Gram,
Auf der ganzen Erde Dich suchte,
Und immer Dich suchte,
Du Immergeliebte,
Du Längstverlorne,
65 Du Endlichgefundene, —
Ich hab' Dich gefunden und schaue wieder
Dein süßes Gesicht,
Die klugen, treuen Augen,
Das liebe Lächeln —
70 Und nimmer will ich Dich wieder verlassen,
Und ich komme hinab zu Dir,
Und mit ausgebreiteten Armen
Stürz' ich hinab an Dein Herz —
Aber zur rechten Zeit noch
75 Ergriff mich beim Fuß der Kapitän,
Und zog mich vom Schiffsrand,
Und rief, ärgerlich lachend:
„Doktor, sind Sie des Teufels?"

XI. Die Wasserfee.

1. Der Abend kommt gezogen,
Der Nebel bedeckt die See;
Geheimnißvoll rauschen die Wogen,
Da steigt es weit in die Höh'.

2. Die Meerfrau steigt aus den Wellen,
Und setzt sich zu mir am Strand!
Die weißen Brüste quellen
Hervor aus dem Schleiergewand.

3. Sie drückt mich und sie preßt mich
Und thut mir fast ein Weh'; —
„Du drückst ja viel zu fest mich,
Du schöne Wasserfee!" —

4. „Ich presse Dich in meinen Armen,
Und drücke Dich mit Gewalt;
Ich will bei Dir erwarmen,
Der Abend ist gar zu kalt." —

5. „Der Mond scheint immer blasser
Aus dämmriger Wolkenhöh'; —
Dein Auge wird trüber und nasser,
Du schöne Wasserfee! —

6. „Es wird nicht trüber und nasser,
Mein Aug' ist naß und trüb',
Weil, als ich stieg aus dem Wasser,
Ein Tropfen im Auge blieb." —

7. „Die Möven schrillen kläglich,
Es grollt und brandet die See; —
Dein Herz pocht wild beweglich,
Du schöne Wasserfee!" —

8. „Mein Herz pocht wild beweglich,
Es pocht beweglich wild,
Weil ich Dich liebe unsäglich,
Du liebes Menschenbild!" —

XII. Die Wallfahrt nach Kevlaar.

I.

1. Am Fenster stand die Mutter,
Im Bette lag der Sohn.
„Willst Du nicht aufstehn, Wilhelm,
Zu schaun die Prozession?" —

2. „Ich bin so krank, o Mutter,
Daß ich nicht hör' und seh';
Ich denk' an das todte Gretchen,
Da thut das Herz mir weh." —

3. „Steh' auf, wir wollen nach Kevlaar,
Nimm Buch und Rosenkranz;
Die Mutter Gottes heilt Dir
Dein krankes Herze ganz."

4. Es flattern die Kirchenfahnen,
Es singt im Kirchenton;
Das ist zu Köln am Rheine,
Da geht die Prozession.

5. Die Mutter folgt der Menge,
Den Sohn, den führet sie,
Sie singen beide im Chore:
„Gelobt seist Du, Marie!"

II.

1. Die Mutter Gottes zu Kevlaar
Trägt heut' ihr bestes Kleid;
Heut' hat sie viel zu schaffen,
Es kommen viel' kranke Leut'.

2. Die kranken Leute bringen
Ihr dar, als Opferspend',

Aeltere Lesarten: IX. 23. Ein gülden Band um den schlanken Leib, — Die Blumengesichter sittsam umschlossen — Von schwarzen, sammtnen Mützchen, — Woraus die Lockenfülle hervordrängt. — 54. Fünf hundert Jahre lang —

Aus Wachs gebildete Glieder,
Viel wächserne Füß' und Händ'.
3. Und wer eine Wachshand opfert,
Dem heilt an der Hand die Wund';
Und wer einen Wachsfuß opfert,
Dem wird der Fuß gesund.
4. Nach Kevlaar ging Mancher auf Krücken,
Der jetzo tanzt auf dem Seil',
Gar Mancher spielt jetzt die Bratsche,
Dem dort kein Finger war heil.
5. Die Mutter nahm ein Wachslicht,
Und bildete draus ein Herz.
„Bring das der Mutter Gottes,
Dann heilt sie Deinen Schmerz."
6. Der Sohn nahm seufzend das Wachsherz,
Ging seufzend zum Heiligenbild;
Die Thräne quillt aus dem Auge,
Das Wort aus dem Herzen quillt:
7. „Du Hochgebenedeite,
Du reine Gottesmagd,
Du Königin des Himmels,
Dir sei mein Leid geklagt!
8. Ich wohnte mit meiner Mutter
Zu Köllen in der Stadt,
Der Stadt, die viele hundert
Kapellen und Kirchen hat.
9. Und neben uns wohnte Gretchen,
Doch die ist todt jetzund –
Marie, Dir bring ich ein Wachsherz,
Heil' Du meine Herzenswund'.
10. Heil' Du mein krankes Herze,
Ich will auch spät und früh'
Inbrünstig beten und singen:
Gelobt seist Du, Marie!"

III.

1. Der kranke Sohn und die Mutter,
Die schliefen im Kämmerlein;
Da kam die Mutter Gottes
Ganz leise geschritten herein.
2. Sie beugte sich über den Kranken,
Und legte ihre Hand
Ganz leise auf sein Herze,
Und lächelte mild, und schwand.
3. Die Mutter schaut Alles im Traume,
Und hat noch mehr geschaut;
Sie erwachte aus dem Schlummer,
Die Hunde bellten so laut.
4. Da lag dahingestrecket
Ihr Sohn, und der war todt;
Es spielt' auf den bleichen Wangen
Das lichte Morgenroth.
5. Die Mutter faltet die Hände,
Ihr war, sie wußte nicht wie;
Andächtig sang sie leise:
„Gelobt seist Du, Marie!"

Abraham Emanuel Fröhlich.

I. Lebensworte.

1. Zu dem vollen Rosenbaume
Sprach der nahe Leichenstein:
„Ist es recht, in meinem Raume
Groß zu thun, und zu verhüllen
Meiner Sprüche goldnen Schein,
Die allein mit Trost erfüllen?"
2. „Auch aus Grüften," sagt die Blüthe,
„Ruft mich Gottes Macht und Güte,
Heller noch, denn todte Schriften,
Sein Gedächtniß hier zu stiften.
Und ich blühe tröstend fort,
Ein lebendig Gotteswort!"

II. Wiederfinden.

„O Du lieblicher Geselle,"
Sprachen Blumen zu der Welle,
„Eile doch nicht von der Stelle!"
Aber jene sagt dawider:
5 „Ich muß in die Lande nieder,
Weithin auf des Stromes Pfaden
Mich im Meere jung zu baden.
Aber dann will ich vom Blauen
Wieder auf Euch niederthauen."

III. Die Nützlichen.

„Unkraut seid Ihr," sprachen Aehren
Zu der Korn- und Feuerblume;
„Und Ihr dürfet Euch vermessen
Selbst von unserm Boden nähren?"
„Wir sind freilich nicht zum Essen, 5
Wenn das einzig hilft zu Ruhme,"
Sagten diese Wohlgemuthen;
„Aber wir erblühn hieneben,
Euer Einerlei, Ihr Guten,
Mannigfarbig zu beleben." 10

IV. Ellengröße.

1. Die Pappel spricht zum Bäumchen:
„Was machst Du Dich so breit
Mit den geringen Pfläumchen?"

Aeltere Lesarten. I. Früherer Titel „Offenbarung". 2. 1–4. „Sieh, mich läßt der Schöpfer steigen," – Sagt die Ros' „auch aus den Grüften – Heller, als die todten Schriften, – Seine Huld und Macht zu zeigen. III. 1. sagten – 2. Zu den Korn- und Feuerblumen; – 4. unserm Grunde – 6 fehlt in 1. Ausg. – 7. Sprachen

2. Es sagt: „Ich bin erfreut:
Daß ich nicht bloß ein Holz,
Nicht eine leere Stange!“
3. „Was!“ ruft die Pappel stolz,
„Ich bin zwar eine Stange,
Doch eine lange, lange!“

V. Die Leute.

Zu dem Winde sprach die Welle:
„Unbeständiger Geselle,
Alle Stunden hat Dein Sinn
Sich gewendet anderswhin.“
5 Und der Wind sagt ihr dawieder:
„Dich hingegen muß man loben,
Sinnbild der Beständigkeit,
Will ich abwärts, gehst Du nieder,
Kehr' ich um in kurzer Zeit,
10 Ziehst Du wieder mit nach oben.
Bin ich zornig, zankst Du weiter;
Schweig' ich, wirst Du still und heiter.“

VI. Streichelhände.

„Besser würden mir gefallen
Hirschgeweih' und Adlerkrallen,
Die so majestätisch sind,“
Sagt ein eitles Tigerkind.
5 „Nein, mit dem, was uns beschieden,
Sprach die Mutter, sei zufrieden!
Beutereicher sind die schlauen
Sammetpfoten mit den Klauen.“

VII. Diplomatik.

„Warum sind uns Doppelzungen?“
Wundert eins der Schlangenjungen.
Und die Mama sagt ihm: „Lug,
Eine wär' uns nicht genug;
Denn wir sind unendlich klug!“

VIII. Versöhnungsgefahr.

Bei den Guten hat schon lange
Keinen Glauben mehr die Schlange.
Aber sie möcht' wiederkommen
In den Umgang mit den Frommen.
5 Und sie putzt sich: Perlen schimmern,
Gold und Edelsteine flimmern;
Und sie kömmt mit leisem Tritte
In der Turteltauben Mitte.
„Bleibt,“ ruft sie, „ich bring' Euch Freude!
10 Seht, ich bin im Sonntagskleide!
Wer könnt' darin Böses wollen?“ —
„Mit des Worts, des Goldes Scheine
Birgst Du,“ sagt der Tauben Eine,
„Nicht der Augen furchtbar Rollen,
15 Nicht die Lippen giftgeschwollen.
Doppelt kenntlich, doppelt feindlich
Ist die Bosheit, thut sie freundlich!“

IX. Herablassung.

„Junker Storch, ich kann's nicht deuten,“
Sagt ihm eine von den Tauben,
„Daß Sie Dinge Sich erlauben,
Die selbst an gemeinen Leuten
5 Wir für unanständig halten.
Ihren Adel zwar, den alten,
Den bezweifeln nur die Thoren;
Denn Sie sind ja hochgeboren,
Auch ein Weit- und Vielgereister,
10 Ein nach jedem Land Gespeister,
Und Sie haben wohl viel hundert
Schönaussichten anbewundert.
Klar ist's an den hohen Sitten,
Wie die Leute Sie behandeln,
15 An den würdevollen Schritten,
Wie Sie unter ihnen wandeln.
Aber daß Sie Sich vergessen,
Bienen und Gewürm zu essen,
Das verdient doch wahrlich Tadel!“
20 „Laß Sie,“ sagt er, „dieses Schwätzen.
Just darin besteht der Adel,
Ueber solches sich wegzusetzen.“

X. Die Bürger.

Bienen von dem Höchsten schwätzen,
Das an ihnen sei zu schätzen.
Eine meint: „Den ersten Preis
Soll man geben ihrem Fleiß;“ —
5 „Nein, der Kunst,“ glaubt eine Zweite,
„So den Bau und Seim bereite.“
Einer Dritten ist das Wahre,
Daß man das Erworbne spare.
Andre sagen: „Schöner sei
10 Ihres Wohlthuns Lust hiebei.“
„Alles dieß, heißt es dagegen,
Ist nur unsrer Eintracht Segen.“
„Und das Höchste ist der Muth,“
Preisen Andre, „selbst sein Blut
15 In dem Kampfe hinzugeben.“
„Und das Allerhöchste ist,“
Ruft die Mutter in den Zwist:
„Jeder Tugend treu zu leben!“

XI. Freiheitspresse.

1. Die vom Katzenhause rühmen
Ihres Leuen Herrlichkeit,
Der gedämpft der ungethümen
Schäferhunde Widerstreit.

VIII. 1—2. Ehr' und Freundschaft bei den Guten — War der Schlange längst genommen.
IX. Früherer Titel: „Adelpöbel“. 21. Just ist Solches hoher Adel, — 22. Ueber das sich ꝛc.
XI. Früherer Titel: Nachtstille“. 1. Katzenorden.

2. „Aber," sagt darauf der Leu,
„Besser hat es doch der Hai;
Stets in Nacht kann der regieren
Und bei lauter stummen Thieren."

XII. Volksvertreter.

Anerkennung eigner Rechte
Gaben einst die Wohlgebornen
Auch den Schafen, den geschornen.
Und es wählten die Erhörten,
5 Daß er kräftig sie verfechte,
Einen von den Hochgeöhrten.
Dieser, an den Hof gekommen,
Wurde freundlich aufgenommen,
Und die Hunde, die Minister,
10 Haben höflich ihn berochen,
Selbst der Leu hat mit Geflister
Etwas zu dem Mann gesprochen.
Und er fand ein herrlich Leben,
Denn es ward ihm Korn gegeben.
15 Drum er denn auch „I=a" sagte
Zu dem Allem, was man tagte.

XIII. Seher.

1. „Halt ein mit Liederklange!"
Stöhnt aus dem Schlaf die Maus
Zur Amsel, die mit Sange
Begrüßt ihr Sommerhaus.
Der Winter kann nicht weichen,
Deß sind noch viele Zeichen:
Wind, Wolken, Eis und Schnee,
So weit ich ringsum seh'." –
2. „Und zög' er nicht von hinnen,"
Spricht froh die Sängerin;
„Der Lenz ist in mir innen
Erwacht mit frohem Sinn.
Doch kömmt er! Es erspähen
Propheten fernes Licht,
Die Siebenschläfer sehen
Es in der Nähe nicht."

XIV. Zionsnachtwächter.

Der Adler sprach von seiner Wonne:
Hineinzuschauen in die Sonne,
Den heißen Staub aus niedern Pfaden
In Alpenlüften abzubaden.
5 Der Uhu, welcher dieses hört,
Fühlt hart im Glauben sich gestört,
Und predigt seiner Eulgemein:
„Der Adler muß ein Ketzer sein,
Er würde sonst in unsern Weisen
10 Der Wälder heil'ges Dunkel preisen,
Des Frommen Wohnung bei der Gruft."
„Ja," sagt der Aar, „das heißt beweisen!
Ich laß Dir Deinen Uhuglauben,
Den meinen kannst Du mir nicht rauben!"
Und flog empor zur Himmelsluft. 15

XV. Strenge Barmherzigkeit.

Das Thal schreit auf zum Föhn:
„Was wirfst Dein wild Gestöhn
Lauinen ab den Höhn,
Die Bäche zu empören,
Die Matten zu zerstören! 5
Kannst Du denn nicht gelind
Den Winterschnee zerthauen?"
„Nein!" ruft der Frühlingswind,
„Tief liegen noch die grauen
Schneewolken in dem Land; 10
Groß ist der Widerstand,
Mit dem die Norde kämpfen.
Wollt' ich sie gütlich dämpfen,
Und sollte nur gemach
Tropfweise nach und nach 15
Der Schnee geschmolzen werden,
Würd's Maien nicht auf Erden.
Des Kampfgetümmels Spuren
Deck' ich mit grünen Fluren."

XVI. Die Ströme des Heils.

Zu des heil'gen Jordans Strande
Kam ein Fluß aus anderm Lande,
Mit ihm seine Bahn zu ziehen,
Doch der Jordan heißt ihn fliehen.
„Denn Du würdest mich entweihn, 5
Ruft er, Du bist ja gemein.
Ich, auf Libanon entstanden,
Lebte nur in heil'gen Landen;
Wunder sind an mir geschehn,
Jetzo noch kann man's ersehn 10
An dem überreichen Segen,
Der ergrünet meinen Wegen."
Und der fremde Fluß entgegnet:
„Mich auch hat der Herr gesegnet:
Aus dem Himmelsquell entsprungen, 15
Hab' ich mich vom Berg geschwungen;
Korn und Wein und Kränz' und Lieder
Trug ich in die Thale nieder,
Stets hat meiner Lande Pracht
Freudeheller mich gemacht. 20
Und ich könnte Dich entehren?
Deinen Glanz will ich vermehren." –
Und mit seinen hohen Wogen
Hat er schon ihn fortgezogen.
Und sie strömen nun in Ruh 25
Einem Meer und Himmel zu.

XVII. Niederes Loos.

Zu der niedern Trauerweide,
Grünend an dem klaren Bach,
Sagt die Pappel: „Wachs' mir nach
Zu der Höhe stolzer Freude!"

XII. Früherer Titel: „Propheten". **2.** 4. Lenzessinn.
XIV. Früherer Titel: „Der Reformator."
XVI. 19. 20. Und mit freudehellem Blick — Sah ich meiner Länder Glück.

5 Und die Weide sprach dawider:
„Pappel, neige Dich hernieder
Zu des Baches frischen Wellen,
Wo mir solche Freuden quellen,
Die Du droben nicht genossen:
10 Schau, wie hier die Blumen sprossen,
Und die Sterne sich erhellen!“

XVIII. Glauben.

Mit dem Vogel sind geflogen
Seine Kinder über Meer.
Droben ward der Himmel trüber;
Drunten brausten Sturmeswogen;
Und die Kinder klagten sehr: 5
„Ach wie kommen wir hinüber?
Nirgend will ein Land uns winken,
Und die müden Schwingen sinken.“
Aber ihre Mutter sagt:
„Kinder bleibet unverzagt! 10
Fühlt Ihr nicht im Tiefsten innen
Unaufhaltsam einen Zug,
Neuen Frühling zu gewinnen?
Auf! in Jenem ist kein Trug:
Der die Sehnsucht hat gegeben, 15
Er wird uns hinüberheben,
Und Euch trösten balde, balde
In dem jungbelaubten Walde!“

Albert Knapp.

I. Morgenlied.

1. Dein Schirm hat mich umfangen
In stiller Mitternacht;
Nun ist mir aufgegangen
Des holden Tages Pracht.
Von allen Seiten grüßet
Mich lauter Freudenschein,
Und sanfter Friede fließet
Tief in mein Herz hinein.
2. Das ist Dein heil'ges Weben,
O Gott, durch den ich bin!
Ja, Deine Gnaden schweben
Durch alle Himmel hin;
Und strömt die Huld, wie Meere,
Auf Erden allerwärts,
So bringt auch Dir zur Ehre
Ein Tropfen in mein Herz.
3. Verlassen steht mein Bette,
Und Alles ist so klar!
Da wird mir jede Stätte
Zu einem Dankaltar;
Da spricht an jedem Orte
Zu mir Dein Morgenlicht:
Hier ist des Himmels Pforte
Und Gottes Angesicht!
4. Wie heilig sollt' ich stehen,
O sel'ger Gott vor Dir!
Wie sollt' ich Dich erhöhen
Mit Wonne für und für!
Nimm, was ich kann und habe!
Tilg' meine Sündenschuld,
Und drück' auf meine Gabe
Das Siegel Deiner Huld!
5. Mein Jesu! nicht vergebens
Laß mich den Morgen schaun!
Du bist das Licht des Lebens
Hier und in Himmelsaun.
Dort ist es ewig heiter,
Dort gilt Dein Wille nur;
So sei auch mir ein Leiter
Auf Deiner lichten Spur!
6. Ich denke, wie der Morgen
Dem Sündenknecht verfliegt,
Wie er voll Nacht und Sorgen
Am Abend niederliegt.
Laß jede Morgensonne
Im dunkeln Erdenthal
Vom Glanz der ew'gen Sonne
Mir spenden einen Strahl!
7. Erst will ich Dich umfassen
Im tiefsten Herzensgrund,
Dann will ich wirken lassen
Die Glieder, Geist und Mund.
Sei Du die sel'ge Mitte,
Um die sich früh und spät
Mein Wirken, meine Bitte,
Mein Schlaf und Wachen dreht.

II. Am Grabe der Mutter.

1. Eingesargt zum letzten Schlummer,
Blaß im weißen Sterbekleid,
Ohne Schmerzen, ohne Kummer,
Seh' ich Dich mit stillem Leid
Vielgetreue Mutter, Du!
Jetzo trägt man Dich zur Ruh!
Schlummre süß im kühlen Grunde
Bis zur Auferstehungsstunde!
2. Auge, das mit Lieb' und Sehnen
Oft die Seinen angeblickt!
Segnend mit viel tausend Thränen,
Haben wir Dich zugedrückt.
Nie auf dieser Erde mehr
Blickst Du zärtlich auf uns her;
Doch zu Wiedersehens Grüßen
Wirst Du heller Dich erschließen.
3. Hand, die treulich uns geleitet,
Die uns Nichts, als Liebe, gab,
Freud' und Trost um uns verbreitet,
Ruhe nun im stillen Grab!
Unermüdet war Dein Fleiß,

XVII. 9. nie genossen:
XVIII. Früherer Titel: „Wahrer Glaube.“ — 2. über's Meer.

Und Dein Tagewerk war heiß.
Wann die Todten auferstehen,
Wird in Dir die Palme wehen!
4. Edler Mund, zum Reinen, Großen,
Und zu Lieb und mildem Wort
Freundlich, lieblich, aufgeschlossen, —
Nimmer tönest Du hinfort;
Aber, was die Lippe sprach,
Tönt in unsern Herzen nach,
Bis nach langer Grabesstille
Hallelujah Dir entquille.
5. Herz, das ohne Falsch geschlagen,
Für den Gatten, für das Kind,
Das uns sterbend noch getragen,
O wie ruhest Du so lind!
Weinend, dankend rufen wir:
Ew'ger Segen folge Dir!
Wann die Grüfte sich bewegen,
Schlage wieder uns entgegen!
6. Dann wird froh die Thräne fließen,
Wie sie jetzt in Trauer fließt;
Froh wird Dich Dein Kind begrüßen,
Das Dich heut' in Thränen grüßt.
Dann, dann wird der schwere Stein
Weg von Deinem Grabe sein; —
Christus war im Tod Dein Leben, —
Ewig darfst Du vor ihm schweben!

III. Frühlingslied.

1. Süßes Leben! Heil'ges Weben,
Das durch Erd' und Himmel fliegt,
Und die Schmerzen Unsrer Herzen
Liebevoll in Schlummer wiegt:
Komm', erwähle Meine Seele!
Meine Quellen sind versiegt.
2. Viel verdorben Und gestorben
Ist mir schon in dieser Welt.
Ach, aus süßen Paradiesen
Ward in Wüsten ich gestellt,
Und dem Sehnen Haben Thränen
Reichlich oft sich zugesellt!
3. Unterdessen Unermessen
Blüht's und grünet's um mich her.
Schnee verschwindet, Alles kündet
Milde Frühlingswiederkehr,
Und da droben, Luftdurchwoben,
Winkt der Himmel sanft und hehr.
4. Soll ich zagen? Nicht mehr wagen,
Dir in Freuden aufzustehn?
Gott des Lebens! Ist's vergebens,
Nach dem Lebensquell zu gehn?
Nein, er quillet, Nein er stillet
Noch des Herzens tiefste Wehn.
5. Lenzesdüfte! Lebenslüfte!
Kommet, strömt in mich hinein,
Daß ich blühe, Dufte, glühe
In der Gottesblumen Reihn!
Helft mir keimen Im Geheimen,
Meines Gottes Kind zu sein!
6. Licht vom Osten! Laß mich kosten
Deinen sel'gen Friedensquell!
Wer Dich trinket, Dem versinket
All sein Todeswinter schnell,
Und im Schauen Grüner Auen
Wird sein Aug' auf ewig hell!

IV. Jung wie ein Adler.

1. Bedarf mein Herz im bunten Herbst
Nach Wehmuth weit umherzuwallen,
Wenn Du Dich, schöne Flur, entfärbst,
Wenn der Platane Blätter fallen?
Bedarf es Dein, Du spätes Roth,
Das über'm Föhrenwald erglühet,
Zu fühlen, wie zum langen Tod
Mein Leben leise niederblühet?
2. Könnt' ich, Du goldne Jugend, Dich
Noch Ein Mal rufen aus der Ferne,
Da über meinem Haupte sich
Harmlos bewegten Gottes Sterne;
Da mich von seinem Angesicht
Geheimnißvoll ein Glanz umfangen,
Und ich, bewahrt von seinem Licht,
Getrost im Dunkel hingegangen!
3. Was ist ein Mensch, das Staubgebild,
Mit Allem, was sein Arm beginnet,
Wenn nicht im Seelengrunde mild
Ein Born des ew'gen Lebens rinnet?
Das Innerste, was mir bewußt,
Es ruft: Erlösung! Wiederbringung!
Die tiefste Sehnsucht in der Brust,
Sie seufzt nach himmlischer Verjüngung!
4. Und wenn der Frühling Knospen treibt,
Die zarte Rose sich entfaltet,
Tönt mir's: O daß Nichts ewig bleibt,
Daß alles Menschliche veraltet!
Und wenn der Adler jugendlich
In blauer Höh' den Fittig wieget,
Tönt mir's: O wer verjünget mich,
Daß dieses Herz nie mehr versieget?
5. Er fleugt dahin im Sonnenstral,
Durchkreisend das Gebiet der Lüfte,
Fühlt ein Jahrhundert nicht einmal,
Wie lang' er den Azur beschiffte;
Als Kind hab' ich ihm nachgesehn,
Und wenn er jugendstark noch steiget,
Blick' ich, ein Greis, in jene Höhn,
Das Haupt vom letzten Schnee gebeuget.
6. Wirst Du, der ewig strebt und sehnt,
Mein Geist, Dich nie mit ihm erheben,
Und aller Schwachheit abgewöhnt,
In leichtem Himmelsraume schweben,
Verjüngt und wonnig dieses Herz
Mit ewiger Genüge füllen,
Und, aufgezogen, sonnenwärts,
In's Licht Dich, wie ein Adler, hüllen!
7. Du wirst, Du sollst! — Du selber nur
Verschließest Dich mit ehrnem Riegel;
Verlasse Dich, die Kreatur —
Schau' nimmer in den Zauberspiegel,
Der Schönheit Dir und Stärke lügt;
Tritt als ein Sünder zu dem Hügel,
Wo Dein Messias Dich ersiegt:
Dann löset Gott Dir Deine Flügel!
8. Das Alte stirbt, und Alles wird
Im Licht der Liebe neugeboren;
Zur Heimath kommt, was sich verirrt,
Zur süßen Kindschaft, was verloren;
Der Geist auf Liebesflügeln dringt
Hinauf zu ihm, der Dich versöhnet,
Der wie den Adler Dich verjüngt,
Und mit Barmherzigkeit gekrönet!

Heinrich Hoffmann.

I. Wiegenlied.

1. Die Aehren nur noch nicken,
Das Haupt ist ihnen schwer,
Die müden Blumen blicken
Nur schüchtern noch umher.
2. Da kommen Abendwinde
Still wie die Engelein,
Und wiegen sanft und linde
Die Halm' und Blumen ein.
3. Und wie die Blumen blicken,
So schüchtern blickst Du nun,
Und wie die Aehren nicken,
Will auch Dein Häuptlein ruhn.
4. Und Abendklänge schwingen,
Still wie die Engelein,
Sich um die Wieg' und singen
Mein Kind in Schlummer ein.

II. Garten der Kindheit.

1. Ein Gärtlein weiß ich hier auf Erden,
Drin wandl' ich gern bei Tag und Nacht;
Es kann mir nie verwüstet werden,
Es ist von Engeln stets bewacht.
2. Da zeigt sich noch den Augen immer
Der Himmel wolkenleer und blau;
Da äugelt noch, wie Demantschimmer,
An Glas und Blättern Himmelsthau.
3. Da fließen noch die Brünnlein helle,
Nichts hemmt und trübet ihren Lauf;
Da sprießen noch an jeder Stelle
Die schönsten Blumen Morgens auf.
4. Da schwirren noch auf güldnen Schwingen
Die Käfer Freud' und Lust uns zu;
Und aus den dunkeln Büschen singen
Uns Nachtigallen Fried' und Ruh'.
5. Da müssen noch die Klagen schweigen,
Da ist das Herz noch allzeit reich,
Da hangt an immer grünen Zweigen
Noch traulich Blüth' und Frucht zugleich.
6. Da gibt's noch keine finstern Mienen;
Nicht Zank, noch Neid, nicht Haß, noch Zorn;
Da summen stachellos die Bienen,
Und Rosen blühen ohne Dorn.
7. Da lächelt schöner noch die Sonne,
Und heller blinkt uns jeder Stern;
Nur nahe sind uns Freud' und Wonne,
Und alle Sorgen bleiben fern.
8. O sucht das Gärtlein nicht auf Erden!
Es ist und bleibt uns immer nah:
Wir dürfen nur wie Kinder werden —
Und sieh', gleich ist das Gärtlein da.

III. Kinderlied.

1. Wer hat die schönsten Schäfchen?
Die hat der goldne Mond
Der hinter unsern Bäumen
Am Himmel drüben wohnt.
2. Er kommt am späten Abend,
Wenn Alles schlafen will,
Hervor aus seinem Hause
Zum Himmel leis und still.
3. Dann weidet er die Schäfchen
Auf seiner blauen Flur;
Denn all die weißen Sterne
Sind seine Schäfchen nur.
4. Sie thun sich Nichts zu Leide,
Hat eins das andre gern,
Und Schwestern sind und Brüder
Da droben Stern an Stern.
5. Und soll ich Dir Eins bringen,
So darfst Du niemals schrein,
Mußt freundlich, wie die Schäfchen
Und wie ihr Schäfer, sein.

IV. Sigismund und sein Blümchen.

1. Ward ein Blümchen mir geschenket,
Hab's gepflanzt und hab's getränket.
Vögel, kommt und gebet Acht!
Gelt, ich hab' es recht gemacht?
2. Sonne, laß mein Blümchen sprießen!
Wolke, komm', es zu begießen!
Richt' empor Dein Angesicht,
Liebes Blümchen, fürcht' Dich nicht!
3. Und ich kann es kaum erwarten,
Täglich geh' ich in den Garten,
Täglich frag' ich: „Blümchen, sprich,
Blümchen, bist Du bös auf mich?“
4. Sonne ließ mein Blümchen sprießen,
Wolke kam, es zu begießen;
Jedes hat sich brav gemüht,
Und mein liebes Blümchen blüht.
5. Wie's vor lauter Freuden weinet!
Freut sich, daß die Sonne scheinet,
Schmetterlinge, fliegt herbei,
Sagt ihm doch, wie schön es sei!

V. Trinklied.

1. Da steht er wieder, steht leibhaftig da,
Mein alter guter Freund vom Rhein,
Den ich so lange liebe Zeit nicht sah,
Er soll mir hübsch willkommen sein!
2. Ei, hörst Du nicht, willkommen sollst Du sein!
Du bist doch just noch eben so,
So heiter, wie der lichte Sonnenschein,
Und wie ein Bräutigam so froh.
3. Empor mit Dir, empor an meinen Mund,
Und küsse mich, Du goldner Wein!
Steig tief hinab in meines Herzens Grund!
Und laß uns treue Freunde sein!

4. Aus meinen Augen liest dann Jedermann,
Daß mir ein Freund am Herzen ruht,
Und Jeder hört es meinen Worten an,
Wie treu Du bist, wie brav und gut.

VI. Weinlied.

1. Wer fragte je nach Deinem Glauben,
Wenn er vor Dir mit Andacht saß,
Bei Dir, Du edler Saft der Trauben,
Die Zeit und alle Welt vergaß?
2. Willkommen, reiner Gottessegen,
Sei uns willkommen tausendmal!
Genährt vom Himmelsthau und Regen,
Getränkt von Licht und Sonnenstral!
3. Aus welcher Ehe Du entsprungen,
Gesegnet sei das Eheband!
Und sprichst Du auch in fremden Zungen,
Gesegnet sei Dein Vaterland!
4. Und wärst ein Ketzer Du, ein Heide,
Wir Gläubigen verehren Dich,
Wir fliehn zu Dir in unserm Leide,
Wir freun mit Dir uns inniglich.
5. Dich hat der Herr der Welt begnadet,
Nur Du darfst ohne Glauben sein;
Der große Wirth der Gläub'gen ladet
Uns alle, alle zu Dir ein.

VII. Das Lied vom Knüppel aus dem Sack.

1. Von allen Wünschen in der Welt
Nur Einer mir anjetzt gefällt,
Nur: Knüppel aus dem Sack!
Und gäbe Gott mir Wunschesmacht,
Ich dächte nur bei Tag und Nacht,
Nur: Knüppel aus dem Sack!
2. Dann braucht' ich weder Gut noch Gold,
Ich machte mir die Welt schon hold
Mit: Knüppel aus dem Sack!
Ich wär' ein Sieger, wär' ein Held,
Der erst' und beste Mann der Welt
Mit: Knüppel aus dem Sack!
3. Ich schaffte Freiheit, Recht und Ruh'
Und fröhlichs Leben noch dazu
Beim: Knüppel aus dem Sack!
Und wollt' ich selbst recht lustig sein,
So ließ ich tanzen Groß und Klein
Beim: Knüppel aus dem Sack!
4. O Märchen, würdest Du doch wahr,
Nur einen einz'gen Tag im Jahr
O Knüppel aus dem Sack!
Ich gäbe drum, ich weiß nicht was,
Und schlüge drein ohn' Unterlaß:
Frisch! Knüppel aus dem Sack!
Auf's Lumpenpack!
Auf's Hundepack!

VIII. Lied des armen Damastwebers.

1. Ach könnten wir doch leben
Nur einmal sorgenfrei!
Wir weben stets und weben
Und bleiben arm dabei.
2. Blüht Freud' in Dorf und Städtchen,
Im Wald und auf der Flur,
So hängt an einem Fädchen
Doch unsre Freude nur.
3. Wie manches Fädchen schießen
Wir in den Auftrag ein,
Eh' uns daraus will sprießen
Ein farblos Blümelein.
4. Doch wie auf weißem Grunde
Schneeweiß manch Blümchen blüht,
So soll zu jeder Stunde
Auch blühen das Gemüth.
5. Ist farblos unser Leben,
So ohne Frühlingsschein –
Gott wird einst Frühling geben;
Wir alle warten fein.

IX. Frühlingsfeier.

1. Wälder knospen, Wiesen grünen,
Neues Leben dringt hervor;
Auch das Gräschen auf den Dünen
Streckt sein Händlein froh empor.
An den Bächen, an den Quellen
Tanzen Mücken hier und dort,
Fische hüpfen auf den Wellen,
Schwalben segeln drüber fort.
Alles webet, schwebet, ringt,
Freut sich, schwingt sich, jauchzt und singt
Auf gen Himmel, auf gen Himmel.
2. Sollen wir denn jetzt noch trauern
Wie der Winter ernst und kalt?
Wir in unsern alten Mauern
Ohne Himmel, Feld und Wald?
Nein! wir wandeln draußen wieder!
Freude gibt uns ihr Geleit,
Liebe lehrt uns neue Lieder,
Schenkt uns neue Seligkeit.
Unsre Seele ringt und strebt,
Singt und schwingt sich, webt und schwebt
Auf gen Himmel, auf gen Himmel.
3. Auf gen Himmel alles Leben!
Denn vom Himmel kam's herab;
Drum so laß uns wiedergeben,
Was er uns so gnädig gab.
Ja, froh sind wir jetzt und singen
Auf des Frühlings Freudenau,
Thun, als wollten wir gleich springen
In des Himmels ew'ges Blau.
Alle Sorg' und Traurigkeit,
Jeder Gram und jedes Leid
Bleibt der Erde, nur der Erde!

Joseph Christian Freiherr von Zedlitz.

I. Begeisterung.

1.

Ein Kern des Lichts fließt aus in hundert Stralen,
Die gottentflammte Abkunft zu bewähren,
Begeistrung ist die Sonne, die das Leben
Befruchtet, tränkt, und reift in allen Sphären!
In welchem Spiegel sich ihr Bild mag malen,
Mag sie im Liede kühn die Flügel heben,
Mag Herz zu Herz sie streben,
Sie sucht das Höchste stets, wie sie's erkennet!
Längst im Gemeinen wär' die Welt zerfallen,
Längst wären ohne sie zerstäubt die Hallen
Des Tempels, wo die Himmelsflamme brennet;
Sie ist der Born, der ew'ges Leben quillet,
Vom Leben stammt, allein mit Leben füllet.

2.

Was auf der Erde Großes je geschehen,
Im Busen derer ist es nicht entsprossen,
Die antheillos sich schaukeln auf den Wogen
Der üpp'gen Lust, von hohlem Schaum umflossen!
Das Auge, das die neue Welt gesehen
Auf jenem andern, fernen Erdenbogen,
Das durch die Nacht geflogen,
Die unbekannte, die sie überdecket;
Das sie gesehn mit Wunderglanz erfüllet,
Als dichte Schleier sie noch eingehüllet,
Und unbeschiffte Meere sie verstecket;
Das innre Auge war's, das sie erschauet,
Begeistrung war's, vor der den Schwachen grauet!

3.

Und weh'! wann einst von dieser Erde scheiden
Begeistrung sollt', und sich zum Himmel schwingen!
Dann wird die alte Nacht uns wieder decken,
Ein Todesgraun durch's Mark der Schöpfung dringen!
Dann wird kein Trost die arme Seele weiden!
Der Frevel wird Verzweiflung, bleichen Schrecken
Aus ihren Höhlen wecken;
Der blut'ge Mord wird schreiten durch die Straßen,
Und Gott wird sein das Ich! Mit Blut begossen
Wird frech die üpp'ge Saat des Lasters sprossen,
Und ungezügelt wird der Wille lassen
Und thun, was ihm gefällt! Kein Recht wird walten,
Kein Band der Liebe mehr die Menschheit halten!

4.

Und Ehre wird, und Großmuth wird verschwinden,
Die Freundschaft wird ein eitel Mährlein scheinen;
Des Blutes Wallung wird zu schnödem Bunde,
Nicht Lieb' und Treue mehr die Herzen einen;
Das Vaterland wird keine Söhne finden,
Um es zu schützen in des Kampfes Stunde;
Verstummen wird im Munde
Des Sängers jedes Lied! Kein Wort wird tönen
Für der getretnen Unschuld heil'ge Sache,
Ein muth'ges Herz erstehn zu ihrer Wache,
Wenn Willkür, Haß und Uebermuth sie höhnen!
Dann folgt der Mensch, gleich wildem Thier der Wüste,
Dem wilden Drang nur wechselnder Gelüste! —

5.

Doch ob die Welt mit kaltem schnödem Hohne,
Auch jene Glut verspottet und verlachet;
Ob sie auch Wahnsinn nennt das hohe Streben,
Das, von dem heil'gen Sturme angefachet,
Nach Andrem trachtet, als gemeinem Lohne,
Die Hand zu jenen Kränzen möchte heben,
Die in den Sternen schweben:
Ob, die nach Ellen mißt, nach Pfunden wieget,
Ob sie Dich schmäht, die nie Dich konnte ehren,
Begeistrung, Dich, Stern, der gezeigt die Bahnen
Zum Dache, wo der Heiland schlummernd lieget;
Doch wird ein Tempel sich, ein Thron Dir bauen!
Sie kann Dich lästern, doch sie muß Dich schauen!

6.

Und nicht an Priestern wird's dem Tempel fehlen,
Und nicht an Treuen, die den Thron umstehen!
Doch wer sich Dir geschworen zum Vasallen,
Der sei bereit, auf rauhem Pfad zu gehen;
Des Weges Mühn darf er sich nicht verhehlen,
Denn breite Bahn nicht führt in Deine Hallen!
Soll Euch der Kranz umwallen,
Schlagt Euer Ich an's Kreuz und lernt ertragen!
Wie jene Tempelritter alter Zeiten,
Die, arm, noch zwei auf Einem Rosse reiten,
Sollt einen Strick Ihr und ein Schwert nur tragen!
Nicht Selbstsucht darf die Herzen Jener rühren,
Die Gottes Kreuz auf ihrem Mantel führen!

7.

Doch Alle, die den Flammentrank getrunken,
Sind glücklich, ja, sie sind's, ich will's beschwören;
Denn ihren Ursprung haben sie empfunden,
Den göttlichen, unmöglich zu zerstören!
Die Helden, die für's Vaterland gesunken,
Siegjauchzend mit den tiefen Todeswunden,
Die sich ein Herz verbunden,
Die einen hohen, himmlischen Gedanken,
Genähret mit dem Marke ihres Lebens,
Die sich ein würdig Ziel gesetzt des Strebens,
In Wirken, Lieben, Leiden, ohne Wanken,
Sie waren selig, selig zum Beneiden,
Und ihre Schmerzen wogen tausend Freuden!

II. Die nächtliche Heerschau.

1. Nachts um die zwölfte Stunde
Verläßt der Tambour sein Grab,
Macht mit der Trommel die Runde,
Geht emsig auf und ab.

2. Mit seinen entfleischten Armen
Rührt er die Schlägel zugleich,
Schlägt manchen guten Wirbel,
Reveill' und Zapfenstreich.

3. Die Trommel klinget seltsam,
Hat gar einen starken Ton;
Die alten todten Soldaten
Erwachen im Grabe davon.
4. Und die im tiefen Norden
Erstarrt in Schnee und Eis,
Und die in Welschland liegen,
Wo ihnen die Erde zu heiß;
5. Und die der Nilschlamm decket,
Und der arabische Sand,
Sie steigen aus ihren Gräbern,
Sie nehmen 's Gewehr zur Hand. — —
6. Und um die zwölfte Stunde
Verläßt der Trompeter sein Grab,
Und schmettert in die Trompete,
Und reitet auf und ab.
7. Da kommen auf luftigen Pferden
Die todten Reiter herbei,
Die blutigen alten Schwadronen
In Waffen mancherlei.
8. Es grinsen die weißen Schädel
Wohl unter dem Helm hervor,
Es halten die Knochenhände
Die langen Schwerter empor. — —
9. Und um die zwölfte Stunde
Verläßt der Feldherr sein Grab,
Kommt langsam hergeritten,
Umgeben von seinem Stab.
10. Er trägt ein kleines Hütchen,
Er trägt ein einfach Kleid,
Und einen kleinen Degen
Trägt er an seiner Seit'.
11. Der Mond mit gelbem Lichte
Erhellt den weiten Plan;
Der Mann im kleinen Hütchen
Sieht sich die Truppen an.
12. Die Reihen präsentiren
Und schultern das Gewehr,
Dann zieht mit klingendem Spiele
Vorüber das ganze Heer.
13. Die Marschäll' und Generale
Schließen um ihn einen Kreis:
Der Feldherr sagt dem Nächsten
In's Ohr ein Wörtlein leis'.
14. Das Wort geht in die Runde,
Klingt wieder fern und nah:
„Frankreich!“ ist die Parole,
Die Losung: „Sankt Helena!“ —
15. Dieß ist die große Parade
Im elyseischen Feld,
Die um die zwölfte Stunde
Der todte Cäsar hält.

Anton Alexander Graf von Auersberg.

I. Der treue Gefährte.

1. Ich hatt' einst einen Genossen treu,
Wo ich war, war er auch dabei;
Blieb ich daheim, ging er auch nicht aus,
Und ging ich fort, blieb er nicht zu Haus.
2. Er trank aus Einem Glas mit mir,
Er schlief in Einem Bett mit mir,
Wir trugen die Kleider nach Einem Schnitt,
Ja selbst zum Liebchen nahm ich ihn mit.
3. Und als michs jüngst zu den Bergen zog,
Und Stab und Bündel im Arm ich wog,
Da sprach der treue Geselle gleich:
„Mit Gunsten, Freund, ich geh' mit Euch!“
4. Wir wallen still hinaus zum Thor,
Die Bäume streben frisch empor,
Die Lüfte bringen uns warmen Gruß,
Da schüttelt der Freund den Kopf mit Verdruß.
5. Im Aether jauchzt ein Lerchenchor,
Da hält er zugepreßt sein Ohr;
Süß duftet dort das Rosengesträuch,
Da wird er schwindlich und todtenbleich.
6. Und als wir stiegen den Berg hinan,
Verlor den Athem der arme Mann;
Ich wallt' empor mit leuchtendem Blick,
Doch er blieb keuchend unten zurück.
7. Ich aber stand jauchzend ganz allein
Am Bergesgipfel im Sonnenschein;
Rings grüne Triften und Blumenduft!
Rings wirbelnde Lerchen und Bergesluft!
8. Und als ich wieder zu Thal gewallt,
Da stieß ich auf eine Leiche bald:
O weh, er ist's! Todt liegt er hier,
Der einst der treuste Gefährte mir!
9. Da ließ ich graben ein tiefes Grab
Und senkte die Leiche still hinab,
Drauf setzt' ich einen Leichenstein,
Und grub die Wort' als Inschrift drein:
10. „Hier ruht mein treuster Genoß im Land,
Herr Hypochonder zubenannt;
Er starb an frischer Bergesluft,
An Lerchenschlag und Rosenduft!
11. Sonst wünsch' ich ihm alles Glück und Heil,
Die ewige Ruh' werd' ihm zu Theil,
Nur wahr' mich Gott vorm Wiedersehn,
Und seinem fröhlichen Auferstehn.“

II. Baumpredigt.

1. Um Mitternacht, wenn Schweigen rings,
Beginnts durch Waldesräume,
Und wo sonst Büsch' und Bäume stehn,
Zu flüstern, rascheln und zu wehn,
Denn Zwiesprach halten die Bäume.

Aeltere Lesarten. **II. 1.** 1—5. Wenn Mitternacht die Fluren deckt — Und Schweigen in allen Räumen, — Beginnt im Hain, auf Waldeshöhn, — Und wo nur immer Bäume stehn, — Ein neues Leben zu keimen. — Nach 1 folgte: Die Bäume halten Zwiesprach' nun — Und brechen das lange Schweigen, — Da regt sich's, flüstert, raschelt und lauscht's — Da säuselt, lispelt, weht und rauscht's — Lebendig in allen Zweigen. —

2. Der Rosenbaum loht lustig auf,
Duft raucht aus seinen Gluten:
„Ein Rosenleben reicht nicht weit!
Drum soll's, je kürzer seine Zeit,
So voller, heller verbluten."
3. Die Esche spricht: „Gesunkner Tag,
Mich täuscht nicht Glanz und Flittern!
Dein Sonnenstral ist Todesstahl,
Gezückt aufs Rosenherz zumal,
Und bangend muß ich zittern!"
4. Die schlanke Pappel spricht, und hält
Zum Himmel die Arm' erhoben:
„Dort strömt ein lichter Segensquell,
Der rauscht so süß und glänzt so hell,
Drum wall' ich sehnend nach oben!"
5. Die Weide blickt zur Erd' und spricht:
„O daß mein Arm Dich umwinde!
Mein wallend Haar neig' ich zu Dir,
Drein flechte Deine Blumen mir,
Wie Mütterlein dem Kinde."
6. Drauf seufzt der reiche Pflaumenbaum:
„Ach meine Füll' erdrückt mich!
Nehmt doch die Last vom Rücken mein!
Nicht trag' ich sie für mich allein;
Was Ihr mir raubt, erquickt mich!"
7. Es spricht die Tanne guten Muths:
„Ob ich an Blüthen gleich darbe,
Mein Reichthum ist Beständigkeit;
Ob Sonne scheint, ob's stürmt und schneit,
Nie ändr' ich meine Farbe!"
8. Der hohe, stolze Eichbaum spricht:
„Ich zittre vor Gottes Blitzen!
Kein Sturm ist mich zu beugen stark,
Kraft ist mein Stamm, und Kraft mein Mark!
Ihr Schwächern, Euch will ich schützen!"
9. Die Epheuranke thät an ihn
Sich inniger nun fügen:
„Wer für sich selbst zu schwach und klein,
Und wer nicht gerne steht allein,
Mag an den Freund sich schmiegen!"
10. Drauf sprachen sie so Manches noch,
Ich hab' es halb vergessen;
Noch flüsterte manch heimlich Wort,
Es schwiegen nur am Grabe dort
Die trauernden Cypressen.
11. O daß die leisen Sprüchlein all'
Ein Menschenherz doch trafen!
Was Wunder, wenn sie's trafen nicht?
Die Bäume pred'gen beim Sternenlicht,
Da müssen wir ja schlafen.

III. Die Einsamen.

1. Einsam stand ein grauer Felsen
Mitten in das Meer gesät;
Fast schon wollt' ich ihn beneiden,
Daß er einsam, fest doch steht.
2. Einsam auf dem grauen Felsen
Grünt' ein Baum, gar stolz und kühn;
Fast schien mir der Baum zu loben,
Daß er einsam, doch so grün.
3. Einsam kreist' um Baum und Felsen
Eine Lerche leichtbeschwingt;
Fast wollt' ich sie glücklich preisen,
Daß sie noch so fröhlich singt.
4. Aber Felsen, Baum und Lerche,
Jetzt beneid' ich Euch nicht sehr!
Denn es warf ein Stoß des Windes
Schnell den einzlen Baum ins Meer.
5. Müd' ins Wasser sank die Lerche,
Eh' die Schwestern sie erreicht;
Und die Fluten unterwühlten
Selbst den Fels, den einzlen, leicht!
6. Ach, da mußt' ich Euer denken,
Dichter meines Vaterlands,
Die Ihr einzeln, fern den Brüdern,
Wähnt zu pflücken Euren Kranz.
7. Gegen Nord und Süd und Osten
Steht Ihr sehnend hingewandt,
Ach doch alle mit dem Rücken
Gen das eigne Vaterland!
8. Einzle Felsen nur im Meere,
Einzle Bäume seid Ihr nur,
Einzle Lerchen, einsam singend
In dem öden Luftazur.
9. Trotz'ge Felsen, rückt zusammen!
Irre Lerchen, sammelt Euch!
Stolze Bäum', umrankt, umschlinget
Euch in Zweig' und Wurzeln reich!
10. Laßt uns sein ein Wall von Felsen,
Der als Damm, gar stolz und fest,
Von dem Meere der Gemeinheit
Sich nicht unterwühlen läßt!
11. Laßt uns sein ein Wald von Bäumen,
Im Vereine doppelt grün;
Ueber den verschlungnen Wipfeln
Rauscht der Sturm unmächtig hin!
12. Laßt uns sein ein Chor von Lerchen,
O dann klingt er doppelt schön
Der Gesang von hundert Kehlen,
Wirbelnd in die Sonnenhöhn!

IV. Der letzte Dichter.

1. „Wann werdet Ihr, Poeten,
Des Dichtens einmal müd'?
Wann wird einst ausgesungen
Das alte, ew'ge Lied?
2. Ist nicht schon längst geleeret
Des Ueberflusses Horn?
Gepflückt nicht alle Blumen,
Erschöpft nicht jeder Born?" — —
3. So lang der Sonnenwagen
Im Azurgleis noch zieht,

2. und **3.** fehlten. — **4.** 2—5. Die Arme zum Himmel erhoben: — Dort oben rauscht des Segens Quell, — Dort oben ist's so schön und hell, — Drum sterb' ich u. s. w — **5.** 1. blickt zu Boden — 2—5. „Zur Erde strebet mein Verlangen, — So warm, so traulich ist's bei ihr, — Da glühen Früchte und Blumenzier, — Drum will mein Arm sie umfangen." — **6.** 1—5. Da spricht der Apfelbaum: „Ich bin — Mit Blüth' und Frucht gesegnet; — Doch blickt wer zu mir segensreich, — Da schüttl' ich gern mein Haupt sogleich, — Daß Blüthen und Frücht' es regnet." — **7.** 2. auch darbe, — **8.** 3. Sonst ist kein Sturm mich zu rc. — **10.** 1. So Vieles noch, — 3. Doch hört' ich noch manch kluges Wort, — 5. Die traurigen — **11.** 1. Wie kommt es, daß die Sprüchlein all — 2. Kein — 3. Die Antwort ist so schwierig nicht: — 5. Da aber müssen wir schlafen.
III. 1. 1. steht — **2.** 3. sein Loos zu loben, — **4.** 2. Nimmer preis' ich Euch jetzt sehr: — **10.** 1. Mögt Ihr sein — 2. Im Verein erst — **12.** 1. Mögt Ihr sein

Und nur Ein Menschenantlitz
Zu ihm empor noch sieht,
4. So lang der Himmel Stürme
Und Donnerkeile hegt,
Und bang vor ihrem Grimme
Ein Herz noch zitternd schlägt;
5. So lang nach Ungewittern
Ein Regenbogen sprüht,
Ein Busen noch dem Frieden
Und der Versöhnung glüht;
6. So lang die Nacht den Aether
Mit Sternensaat besät
Und noch Ein Mensch die Züge
Der goldnen Schrift versteht;
7. So lang der Mond noch leuchtet,
Ein Herz noch sehnt und fühlt;
So lang der Wald noch rauschet
Und Einen Müden kühlt;
8. So lang noch Lenze grünen
Und Rosenlauben blühn,
So lang noch Wangen lächeln
Und Augen Freude sprühn;
9. So lang noch Gräber trauern
Mit den Cypressen dran,
So lang Ein Aug' noch weinen,
Ein Herz noch brechen kann;
10. So lange wallt auf Erden
Die Göttin Poesie,
Und mit ihr wandelt jubelnd
Wem sie die Weihe lieh.
11. Und singend einst und jubelnd
Durchs alte Erdenhaus
Zieht als der letzte Dichter
Der letzte Mensch hinaus. — —
12. Noch hält der Herr die Schöpfung
In seiner Hand fortan,
Wie eine frische Blume,
Und blickt sie lächelnd an.
13. Wenn diese Riesenblume
Dereinstens abgeblüht,
Und Erden, Sonnenbälle
Als Blütenstaub versprüht;
14. Erst dann fragt, wenn zu fragen
Die Lust Euch noch nicht mied,
Ob endlich ausgesungen
Das alte, ewge Lied?

V. Zwei Wanderer.

1. Zwei Wanderer zogen hinaus zum Thor,
Zur herrlichen Alpenwelt empor.
Der Eine ging, weil's Mode just,
Den Andern trieb der Drang in der Brust.
2. Und als daheim nun wieder die Zwei,
Da rückt die ganze Sippschaft herbei,
Da wirbelt's von Fragen ohne Zahl:
„Was habt Ihr gesehn? Erzählt einmal!“
3. Der Eine drauf mit Gähnen spricht:
„Was wir gesehn? Viel Rares nicht!
Ach, Bäume, Wiesen, Bach und Hain,
Und blauen Himmel und Sonnenschein.“
4. Der Andere lächelnd dasselbe spricht,
Doch leuchtenden Blicks, mit verklärtem Gesicht:
„Ei, Bäume, Wiesen, Bach und Hain,
Und blauen Himmel, und Sonnenschein!“

VI. Auf dem Schlachtfeld von Aspern.

1. Herbstlich über Asperns Fluren schien die Sonne müd' und lau,
Störche schifften schon nach Süden durch der Lüfte ruhig Blau,
Ueber stille, weite Felder schritt ich einsam, unbelauscht,
Und mit mir ein kalter Herbstwind, der durch fahle Stoppeln rauscht.
2. Dachte dessen jüngst der Landmann, als er hier die Garben wand,
Daß in einem Menschenherzen manche ihrer Wurzeln stand?
Denkt der Städter, wenn beim Mahle er sein weißes Brod genießt,
Daß gedüngt es mit dem Blute eines Heldenbruders ist?
3. Aus der Lava, die einst glühend vom Vesuv herniederquoll,
Blühn, wie Leben aus dem Tode, saft'ge Reben, grün und voll;
Doch die ihren Wein einst trinken unter kühlem Laubendach,
Dem Vesuv und seinen Schrecken sinnen sie wohl schwerlich nach!
4. Hier auch hat all' seine Schrecken ausgetobt einst ein Vulkan,
Blut'ge, glühnde Lavafluten überströmten rings den Plan,
Schwarzer Rauch und Nachtgewölke hüllte tief den Himmel ein,
Wetterschläge krachten donnernd, Blitze zuckten flammend drein.
5. Wie dort am Vesuv die Lava einst manch heitre Stadt verschlang,
So begrub sie viel der Edlen hier die weite Flur entlang;
Hundert Städte zu beleben, gnügte, wahrlich, ihre Zahl,
Und nicht minder schön glomm ihnen noch des Lebens sonn'ger Stral.
6. Gleich an frommer Kraft und Weisheit jenem edlen Plinius,
Der dort rettend seine Mutter trug durch Nacht und Lavaguß,
Also Karl, Du hoher Sieger, trugst Du kühn und glorreich da
Aus den Flammen und den Schrecken Deine Mutter Austria!
7. Manch gewaltiges Jahrhundert schritt schon am Vesuv vorbei;
Sieh, der fernsten Enkel Spaten schlägt der Lava Krust' entzwei,
Und es steigt aus Schutt und Asche eine heitre Stadt an's Licht,
Manch ein Götterbild und Tempel, manch unsterbliches Gedicht!
8. Oestreichs Herkulanum nenn' ich, Ihr Gefilde Asperns, Euch!
Wär' an edlen, heil'gen Schätzen Euer Schoß wohl minder reich?
Wahrlich stieg' in Eure Tiefen rechten Sinns der rechte Mann,
Bald das Götterbild der Freiheit brächt' er uns ans Licht hinan! —

V. Im Morgenblatt 1830. Fehlt in den Gedichten. —

9. Wallt dann wieder einst durchs weite, reiche Saatgefild mein Fuß,
O dann winkt wohl jede Aehre mit dem Haupt mir heitern Gruß;
Und wie Geisterharfen säuselt's aus den goldnen Harfen leis:
„Nicht umsonst floß unser Herzblut, denn es trug Euch schönen Preis!"

VII. Sein Bild.

1. Dicht umwogt von Volkesmenge ragt ein luftig, farbig Zelt;
Ei, was doch die bunte Hülle wohl für einen Schatz enthält?
Birgt sie nicht die schönste Perle, Muscheln gleich, in schlichtem Schrein?
Hüllt sie nicht das schönste Antlitz, wie ein neid'scher Schleier, ein?

2. Glockenklang, Kanonendonner! — Sieh, der Zelten Hülle sank,
Und enthüllt ein riesig Standbild, erzgegossen, hell und blank!
Wie zur Huld'gung trat die Sonne jetzt auch aus dem Nebelflor!
Jauchzend, daß die Sterne bebten, schlug des Volkes Ruf empor!

3. Ruhig auf granitnem Sockel schwebt das Kaiserbild voll Glanz,
Um die Schläfe keine Krone, nur den selbst errungnen Kranz!
Hoch zu Roß, das Antlitz lächelnd, und empor die rechte Hand
Sanft erhoben, wie zum Segen, über sein geliebtes Land.

4. Ja, Du bist es, weiser Joseph! — Voll von Kraft, und Mark und Klang,
So im Bilde von Metalle, wie Dein Leben all entlang!
Dem getreu und kühn beharrlich, was als edel Du erkannt,
Und an Deinem großen Werke bauend fest mit ehrner Hand!

5. Ein Despot bist Du gewesen! Doch ein solcher, wie der Tag,
Dessen Sonne Nacht und Nebel neben sich nicht dulden mag,
Der zu dunklen Diebesschlüften die verhaßte Leuchte trägt,
Und mit goldner Hand ans Fenster langer Schläfer rastlos schlägt.

6. Ein Despot bist Du gewesen! Doch, fürwahr, ein solcher bloß,
Wie der Lenz, der Schnee und Kälte treibt zur Flucht erbarmungslos;
Der den ärgsten Griesgram lustig mit dem hellsten Thau besprengt,
Und mit seinen Festeskränzen selbst den ärmsten Strauch behängt.

7. Drum mit Recht gab Dir der Bildner Brust und Stirn' und Hand von Erz!
Aber küssen, brünstig küssen möcht' ich diese Hand von Erz! —
Doch ich weiß nicht, ist es Laune, ist es kind'scher Unverstand!
Aber eine Rose gerne säh' ich in der ehrnen Hand!

8. All Dein Ringen nach dem Lichte, all Dein Thun in ernster Zeit,
Glich's nicht einer Hand von Eisen, die uns eine Rose beut?
Ein beharrlich ernstes Kämpfen um ein morgenrothes Land!
Drum, o legt ihm weich die Rose in die harte, ehrne Hand!

9. Was er seinem Volk geboten, war's des Frühlings Bote nicht?
Drum im Kampf er ausgedauert, flammt es nicht aus Morgenlicht?
Drauf einst unverrückt sein Auge, war's nicht ros'ger Freiheit Pfand?
Drum die Rose allzugerne säh' ich in der ehrnen Hand!

10. Ach, es will der Freiheit Rose uns im Garten nicht gedeihn!
Ohne Rose doch kannst nimmer, Erzkoloß, sein Bild Du sein!
Nur ein Bildniß unsrer Zeiten dünkst Du mir zu dieser Frist,
Dem die ehrne Hand geblieben, doch die Ros' entfallen ist.

VIII. Unsere Zeit.

1. Auf dem grünen Tische prangen Kruzifix und Kerzenlicht,
Schöff' und Räthe, schwarz gekleidet, sitzen ernst dort zu Gericht;
Denn sie luden vor die Schranken unsre Zeit, die Frevlerin,
Weil sie trüb' und unheildrohend und von sturmbewegtem Sinn!

2. Doch es kommt nicht die Gerufne, denn die Zeit, sie hat nicht Zeit,
Kann nicht stille stehn im Saale weltlicher Gerechtigkeit,
Während sie zwei Stunden harren, ist sie schon zwei Stunden fern;
Doch sie sendet ihren Anwalt, also sprechend, zu den Herrn:

3. „Lästert nicht die Zeit, die reine! Schmäht Ihr sie, so schmäht Ihr Euch!
Denn es ist die Zeit dem weißen, unbeschriebnen Blatte gleich;
Das Papier ist ohne Makel, doch die Schrift darauf seid Ihr!
Wenn die Schrift just nicht erbaulich, nun, was kann das Blatt dafür?

4. Ein Pokal durchsicht'gen Glases ist die Zeit: so hell, so rein,
Wollt des süßen Weins Ihr schlürfen, gießt nicht Eure Hefen drein!
Und es ist die Zeit ein Wohnhaus, nahm ganz stattlich sonst sich aus,
Freilich, seit Ihr eingezogen, scheint es oft ein Narrenhaus.

5. Seht, es ist die Zeit ein Saatfeld; — da Ihr Disteln ausgesät,
Ei, wie könnt Ihr drob Euch wundern, daß es nicht voll Rosen steht?
Cäsar ficht auf solchem Felde Schlachten der Unsterblichkeit,
Doch auch Memmen, zum Entlaufen, ist es sattsam groß und weit.

6. Zeit ist eine stumme Harfe; — prüft ein Stümper ihre Kraft,

Heulen jammernd Hund und Kater in der ganzen Nachbarschaft! —
Nun wohlan, so greift begeistert, wie Amphion, fest darein,
Daß auch Strom und Wald Euch lausche, Leben fahre in den Stein!“

IX. Der Deserteur.

1. Auf der Hauptwacht sitzt geschlossen
Des Gebirges schlanker Sohn,
Morgen frühe wird erschossen,
Der dreimal der Fahn' entflohn.
2. Heute gönnten mit Erbarmen
Sie ihm Wein und Prasserkost;
Doch in seiner Mutter Armen
Gibt und nimmt er letzten Trost:
3. „Mutter seht, die närr'schen Leute
Heischten Treu' und Eid mir ab,
Die ich doch, und nicht erst heute,
Meiner lieben Sennin gab!
4. Soll mein Blut dem Fürsten geben,
Mag wohl sein ein guter Mann;
Guter Mann, nicht wollt mein Leben!
Was blieb' Euch denn, Mutter, dann?
5. Eures Hauptes Silberflocken,
Acker schirmen, Hof und Haus,
Und der Liebsten goldne Locken,
Füllt's nicht schön ein Leben aus?
6. Hoch von langen Stangen wallten
Fetzen Tuchs, drauf sie recht fein
Ein geflügelt Raubthier malten,
Und da sollt' ich hinterdrein!
7. Dem Gevögel, Adlern, Geiern,
War ich doch mein Lebtag gram;
Schoß manch einen, der zu Euern
Und der Liebsten Heerden kam!
8. Ueber eine blanke Schachtel,
Spannten sie ein Eselsfell;
Welch Gedröhn, statt Lerch' und Wachtel,
Die im Korn einst schlugen hell!
9. Trommellärm trieb mich von dannen,
Alphorn rief mich zu den Höhn,
Wo die grünen duft'gen Tannen,
Meine ächten Fahnen, wehn!
10. Unserm Küster lauscht' ich lieber
Mit dem tapfern Fiedelstrich,
Während vom Gebirg herüber
Süßrer Klang mein Ohr beschlich!
11. In zweifarbig Tuch geschlagen,
Knebelten mich Spang' und Knopf;
Einen Höcker sollt' ich tragen
Und als Hut solch schwarzen Topf!
12. Besser läßt, das sieht doch Jeder,
Mir der grüne Schützenrock,
Auf dem Hut die Schildhahnfeder,
Stutzen auch und Alpenstock!
13. Wachtstehn sollt' ich Nachts vor Zelten!
Lullt mein Wachen sie in Ruh?
Legt der Herr den mir geschmälten
Schlummer wohl dem ihren zu?
14. Besser als durch mich geborgen;
Stellt' in Himmels Schutz ich sie,
Und vor Liebchens Haus am Morgen
Stand als Ehrenwacht ich früh.
15. Morgen, wenn die Schüsse schüttern,
Mutter, denkt, daß fern von Euch
Im Gebirg bei Hochgewittern
Mich erschlug ein Wetterstreich!
16. Besser will mir's so behagen!
Kann doch auf den Lippen treu
Euern, ihren Namen tragen,
Wie der blühndsten Rosen zwei!“ —
17. Und der Morgen stieg zur Erde;
Unter laub'gem Blüthenbaum
Ruht die Sennin; ihre Heerde
Weidet rings am Bergessaum.
18. Horch! Im Thalgrund Büchsenknalle,
Daß, aus seinem Morgentraum
Aufgeschreckt vom rauhen Halle,
Bang und zitternd lauscht der Baum!
19. Daß ihm's aus der Krone rüttelt
Blüthenflocken taumelnd hin,
Tropfen Thau's, wie Thränen, schüttelt
Auf das Haupt der Sennerin!
20. Und entsunken sind zur Stunde
In dem Thale, grün und frei,
Einem rothen Jünglingsmunde
Wohl der blühndsten Rosen zwei.

Leopold Schefer.

I. Wunderkraft der Vernunft.

Auch Du kannst Wunder thun; sieh' alle Weisen
In allen Zeiten thaten Wunder einst
Und thun sie immerfort. Sie machen Blinde
Zu Sehenden, zu Hörenden die Tauben,
5 Die Kranken heilen sie und sprengen Ketten
Der Sklaven, und bereiten allen Armen
Das Himmelreich. — Vernunft allein thut Wunder,
Gewalt der Wahrheit zwingt der Menschen Herz,
Wie viel Geschlechter hörten! Wie viel Völker
10 Bekommen Augen! Wie viel Legionen
Der Cherubim bekennen jetzt den Sohn
Des Paradieses! Wie viel Teufel fahren
Jetzt in die Säue, stürzen sich in's Meer
Des Unsinns und der Lüge! Glaubet nur:
„Ihr werdet größre Wunder thun, als ich!“ 15

II. Die Schönheit.

Die Schönheit ist ein Kind der freien Seele
Und kräftiger Gesundheit. Freie Völker,
Die Edles dachten, Großes, einfach lebten,
Sie waren schön in Massen. Willst Du Schönheit,

5 So gib dem Volke Freiheit, edlen Sinn,
Beschäftigung, die Großes wirkt. Die Menschheit,
Schon auf dem Weg zu Freiheit, weil sie reiner
Und edler denkt und wahrer schaut und lebt,
Ist auf dem Weg in's Reich der Schönheit, das
10 Auf Erden einst rings blüht; denn Leibesschönheit
Ist nur der Abdruck innrer Seelenschönheit,
Wie aus dem edeln Stamm die edle Frucht wächst.
O welche Güter wird die Menschheit einst
Zugleich erwerben und zugleich genießen!

III. Weltgruß.

Mit Ehrfurcht grüße jedes Menschenhaupt,
Das in der Sonne Dir entgegenwandelt,
Ja jedes Kind, das, aus der heil'gen Urwelt
Hervorgegangen, alt, wie diese Erde,
5 Jung, wie die Blumen, an der Erde still
Mit Blumen spielt. Denn weißt Du, wer es ist?
Es ist ein Wunder, wie die Blume, nur
Ein größeres und lieblichers. Und willst Du,
So grüße auch die Rose! willst Du auch,
10 So küsse sie: „Im Namen Gottes!“ gehe
Nicht stumm und dumpf am Steine selbst vorüber,
Denn wisse, schau' und fühle, glaube wahrhaft:
„Sie sind!“ Du träumst ein Sandkorn nicht hinweg,
Es ruht und glänzt im Sonnenreich vor Dir;
15 Sie sind in Einem Himmelreich mit Dir,
Sie sind Genossen Deines Lebens, sind
Wie Du in diesen festen Zauberhallen,
Daraus sie Nichts verbannt, noch je vernichtet,
Darin sie bleiben, wie sie sich auch wandeln.
20 Was da ist, ist ein unausstaunbar Wunder,
Und willst Du nun, entblöße auch Dein Haupt
Still vor dem Greise, den sie sanft im Sarge
Vorüber tragen! Willst Du eine Thräne
Ihm weinen, oder Dir, vielleicht der Erde —
25 Vergiß nur nicht der Seligkeit dabei
Des Wunders, das sie Dir in's Auge trieb!

IV. Urneues Dasein.

Nun stehen unzählbare Blumen auf,
Die Millionen Jahr die Welt verschlafen.
Sieh, jedes Veilchen ist ein Neues, Erstes,
Zum erstenmale in dem Zaubergarten
5 Der schönen Erde, und so lebt es neu,
Und neu und jung ist Alles um die Neuen:
Die Sonn' ist erst am Himmel aufgehangen,
Die Erd' ist jetzt erst für sie hingebreitet,
Und keine Knospe, kein Aurikel weiß
10 Von jenen alten, erdberühmten Kön'gen
Des längst verräumten Puppenspiels — von Xerxes
Und Artaxerxes, Cäsar und Herodes,
Die wen'ger sind, als heut vier Gänseblümchen.
O schönes, reines Leben dieser Blumen!
15 Der Bienen, die um diese Blumen surren!
Und dieser Lerchen, die um alten Tand
Und neuen, und um allen künft'gen Tand
Nicht wissend, selig singend droben schweben! —
Der Menschheit Qual vergessen, macht so selig,
20 Wie Veilchen, Bienen, und wie Lerchen sind;
Der Menschheit schönes Dasein, schönes Ziel
Vor Augen haben und im Herzen tragen,
Das aber macht den Menschen götterhaft.

V. Der jährlich geöffnete Saal.

Nun ist ein großer Wundersaal geöffnet,
Der Frühlingssaal! so groß, daß See und Inseln,
Die Zauberfluren Hindostans, die Gärten
Alkinous, das Vorgebirg der Circe,
Die Hügel Trojas, und Dein Vaterland 5
Wie kleine Kindergärtchen drinnen liegen!
So alt, daß Abel ihn erkennen würde;
So neu, daß ihn der Silbergreis bestaunt,
Der achtzigmal durch seine Pracht gewandelt;
So warm, daß Bathseba noch einmal gern 10
Umweht von seinen Düften badete;
So reich, daß Salomo nur schauen möchte,
Den Weinstock Augen und die Feigen Blätter
Gewinnen! und der Saal so licht, daß droben
Die Lerche selbst die graue Lerche sieht, 15
Die unter ihrem wolkenhohen Liede
In grüner Saat, in stillem Neste brütet;
So bald verschlossen, daß die Hyacinthe
Hervorzubrechen eilt, um abzublühn;
Daß jede Welle unaufhaltsam fließt, 20
Als habe sie nicht auf ein Wörtchen Zeit!
So schön, daß auch Homer mit blinden Augen
Noch einmal weinen würde! — Und so lieb! —
Die Todten, Priamus und Helena,
Und Karl der Große und Napoleon, 25
Sie möchten im Gefängniß ihrer Gruft
Ein kleines, kleines Fensterchen nur haben,
Um einen Blick hinauszuthun zum Himmel —
Nur groß genug, das Ohr daran zu legen,
Ein Viertelstündchen lang das Bienensurren 30
Und das Geruf der Vögel anzuhören,
Zu weinen, und nach langem Schlaf gestärkt,
Sich wieder hin zu langem Schlaf zu legen,
Dem schweren Schlaf der Todten! — Doch Du lebst
In dieser Werkstatt zarter Wunderwerke, 35
In der kein Hammerschlag erklang, kein Pinsel
Wo übrig steht — kein Meister sichtbar schuf —
Und doch ist Alles fertig! Wundersam!
Nur Wolken fliegen weg, die Wasser trugen!
Nur Wasser rauschten fort, die Wiesen netzten! 40
Nur Lüfte löschen aus, die Wolken brachten!
Und lächelnd, still, als ob sie Nichts gethan,
Steht hell die Sonn' am Himmel, doch noch sichtbar
Den Menschen! Aber der, der Alles thut,
Der Meister ist nicht einmal sichtbar, lächelt 45
Selbst nicht einmal — der Frühling ist sein Lächeln!

VI. Der Gast.

Der Herr Jesus vom Himmelszelt
Einmal niederschaut auf die Welt,
Wie Alles mag so schön bestehen;
Und sieht herfür die Sternlein gehen,
Blickt auch herab zur geliebten Erden, 5
Wo's eben Nacht begunnete zu werden;
Da sieht er die Leute um die Tische treten,
Die Hände falten, sich neigen und beten:
„Komm Herr Jesu, sei unser Gast,
Und segn' uns, was Du bescheeret hast!“ 10
Da fühlt er gerührtes Neigen, einmal
Wieder unten zu sein im Erdenthal,
Und selber an den Menschen zu spüren,
Ob sie's auch redlich mit ihm führen.

15 Also aus einer Ecken am Wald
Tritt er herfür in Bettlergestalt,
Geht sacht' an seinem Stabe fort
Nach dem fast nah gelegnen Ort,
Und kömmt an eines Reichen Haus,
20 (War grad ein Fest und großer Schmaus);
Dort stellt er still sich vor den Saal.
Nach ihm frägt Niemand allzumal. -
Er hört drin lachen, klingen und schwatzen,
Als sei im Haus eine Heerde Spatzen,
25 Hört reden, was Keines Gemüthe beßert,
Noch eines Menschen Nutz vergrößert;
Und haben's geredt, es gemahnet ihn so,
Als dröschen die Drescher nur leeres Stroh.
Als drob verwundert er lang' gestanden,
30 Spricht er zu Einem, ihm bei Handen:
„Ihr habt den Herrn Jesum zu Tisch gebeten;
Nun komm' ich armer Bettler getreten,
Und führ' Euch seine Worte an:
Was Ihr mir thut, habt Ihr ihm gethan!"
35 Da scheint's, sie werden ihn erst gewahr;
Es fährt auf ihn ein der Diener Schar:
„Hinaus mit Dir, Du schlimmer Geselle!"
Und treiben ihn aus von Flur und Schwelle.
Ja, Einer thät' die Hund' auf ihn hetzen;
40 Doch die den Herrn nicht verletzen.
Nun sinnt er nach, wie ihm geschehn,
Und sinnt bei sich im Fürbaßgehn:
Soll er das Haus mit Feuer strafen,
Soll er die Sünder lassen schlafen?
45 Man kann dem Bösen nichts Aergers thun,
Als ihn im Bösen lassen beruhn;
Doch setzt er ihnen noch Gnade aus,
Dann kömmt er an eines Armen Haus,
Das sieht gar klein und freundlich aus:
50 Eltern und Kinder um einen Tisch,
Die essen einen gesottnen Fisch,
Der heut dem Vater in's Netz gegangen,
Und haben's so gut nicht gehabt seit Langen;
Ein kleines Hündlein hebet ein Bein,
55 Das Hündlein will auch gespeiset sein.
Wie da der Herr hinzugetreten,
Und sanft um eine Gabe gebeten,
Das junge Weib aufsteht gewandt,
Und führt den Bettler an ihrer Hand
60 Zu ihrem Tisch, heißt ihn sich setzen,
Weil sie sich heut an was Seltnem letzen.
Und Eltern und Kinder wurden satt,
Weil's ihnen der Herr gesegnet hatt',
Und sprachen: „Hab' Dank, Herr Jesu Christ,
Daß Du unser Gast gewesen bist!" — 65
Die Krumen streut sie hinaus zur Linde,
Damit auch das Vöglein Speise finde.
Drauf setzt sich der Vater an's Kamin;
Sein junges Weib kniet zu ihm hin,
Stellt' ihm sein Kleinstes auf den Schooß, 70
Und läßt ihm zeigen: „Wie groß?" — „So groß!"
Und lehrt's liebhaben, den guten Mann,
Und hat gar herrliche Freude daran.
Der Herr sitzt still und sanft darneben,
Er fühlt das Herz sich heilig heben: 75
Der Menschen Leben und ihre Lust
Ueberwältigt mit Wonnen seine Brust.
Es wird ihm wohler, es wird ihm trüber;
Dem Göttlichen gehen die Augen über,
Er wendet in's Dunkle sein Angesicht, 80
Und wehret den quellenden Thränen nicht.
Die Knaben bringen das Quem pastores
Und zeigen auf seinen Knien ihm vor es:
Die Hirten und Engel Nachts auf dem Feld;
Dann, wie ihm das Kind in der Krippen gefällt? 85
Die heil'gen drei König' mit ihrem Stern,
Gold, Weihrauch und Myrrhen sie bringen dem Herrn;
Den jungen Tobias mit seinem Hündlein,
Zuletzt Knecht Ruprecht und Christkindlein.
Nun legt die Mutter ihr Kind zu Bett', 90
Das Vater Unser ihm lehren thät,
Da schläft es ein mit nachbetendem Mund,
Die Mutter spricht: „Mein Kind, schlaf gesund!"
Dann schafft sie dem Bettler ein Lager herzu,
Die Leutchen wünschen ihm gute Ruh 95
Und, vor der kalten Nacht geborgen,
In der Hütte zu schlafen bis zum Morgen.
Da ruht der Herr nun gern allein:
Es scheint der Mond ihm hell herein.
Und als der Morgen begunnte zu tagen, 100
Steht er auf, sich hinweg zu tragen,
Dieweil verlöschen der Sterne Kerzen,
Und scheidet, sie segnend in seinem Herzen:
„Bleibt immer arm, Ihr guten Leut'!
Den Armen ist Gott nimmer weit, 105
Stets weich und menschlich fühlt ihr Gemüth,
Wie selten das Herz auch dem Reichen glüht,
Und dulden sie Manches auf Erden gleich;
Den Armen ist das Himmelreich."

Karl Johann Philipp Spitta.

I. Sehet die Lilien auf dem Felde.

1. Du schöne Lilie auf dem Feld,
Wer hat in solcher Pracht
Dich vor die Augen mir gestellt,
Wer hat Dich so schön gemacht?
2. Wie trägst Du so ein weißes Kleid
Mit goldnem Staub' besät,
Daß Salomonis Herrlichkeit
Vor Deiner nicht besteht!
3. Gott hob Dich aus der Erde Grund,
Hat liebend auf Dich Acht,
Er sendet Dir in stiller Stund'
Ein Englein bei der Nacht.
4. Das wäscht Dein Kleid mit Thau so rein
Und trocknet's in dem Wind,
Und bleicht es in dem Sonnenschein,
Und schmückt sein Blumenkind.
5. Du schöne Lilie auf dem Feld,
In aller Deiner Pracht
Bist Du zum Vorbild mir gestellt,
Zum Lehrer mir gemacht.
6. Du schöne Lilie auf dem Feld,
Du kennst den rechten Brauch,

Du denkst: der hohe Herr der Welt
Versorgt sein Blümchen auch.

II. Im Winter.

1. Winter ist es. In dem weiten Reiche
Der Natur herrscht tiefe Einsamkeit,
Und sie selbst liegt, eine schöne Leiche,
Ruhig in dem weißen Sterbekleid.
Ihre Blumenkinder ruhn geborgen
An der Mutter Brust, mit ihr bedeckt,
Träumend von dem Auferstehungsmorgen,
Wo der Lenz sie aus dem Schlummer weckt.
2. Aller Deiner Pracht bist Du entledigt,
Erde, Deine Schönheit ist dahin,
Und Du selbst bist eine Leichenpredigt
Von erbauungsvollem, tiefem Sinn.
Was die Erde hat, kann nicht bestehen,
Ihre Gabe heißt Vergänglichkeit,
Aufwärts zu dem Himmel mußt Du sehen,
Suchst Du ew'ge Schön' und Herrlichkeit.
3. Laß zum Himmel Dich die Erde weisen,
Suche Deine Heimat nicht auf ihr,
Du mußt weiter, immer weiter reisen,
Deines Bleibens ist nicht lange hier.
Ew'ge Güter suchst Du hier vergebens,
Darum such' im Himmel Deinen Schatz,
Von der Erde nur am Ziel des Lebens
Für das Kleid vom Staube einen Platz.
4. Aber wenn die Osterlieder klingen
Und der große Ostermorgen graut,
Muß Dir auch die Erde wiederbringen
Deine Hülle, die ihr anvertraut.
Sieh', so ist und so bleibt Nichts ihr eigen,
Suche nicht, was sie nicht hat, bei ihr;
Laß von ihr Dich hin zum Himmel zeigen,
Ew'ges Heil find'st Du nur über Dir.

III. Abendfeier.

1. Wie ist der Abend so traulich,
Wie lächelnd der Tag verschied;
Wie singen so herzlich erbaulich
Die Vögel ihr Abendlied!
2. Die Blumen müssen wohl schweigen,
Kein Ton ist Blumen bescheert,
Doch, stille Beter, neigen
Sie alle das Haupt zur Erd'.
3. Wohin ich gehe und schaue,
Ist Abendandacht. Im Strom
Spiegelt sich auch der blaue,
Prächtige Himmelsdom.
4. Und Alles betet lebendig
Um eine selige Ruh',
Und Alles mahnt mich inständig:
O Menschenkind, bete auch Du!

IV. Trost der Nacht.

1. Klage nicht, betrübtes Kind,
Klage nicht um's junge Leben,
Manche süße Lust verrinnt,
Doch manch Leid auch wird sich geben.
2. Ist der Tag so schön erwacht
Mit der Morgenröthe ferne:
Klage nicht, es hat die Nacht
Einen Himmel auch und Sterne.

August Kopisch.

I. Vater Noah.

1. Als Noah aus dem Kasten war,
Da trat zu ihm der Herre dar;
Der roch des Noäh Opfer fein,
Und sprach: „Ich will Dir gnädig sein;
Und weil Du ein so frommes Haus,
So bitt' Dir selbst die Gnade aus."
2. Da sprach der Noah: „Lieber Herr,
Das Wasser schmeckt mir gar nit sehr,
Dieweil darein ersäufet sind
All' sündhaft Vieh und Menschenkind,
Drum möcht' ich armer, alter Mann
Ein anderweit Getränke han."
3. Da griff der Herr in's Paradies
Und gab ihm einen Weinstock süß,
Und sprach: „Den sollst Du pflegen sehr,"
Und gab ihm manche gute Lehr',
Und sagt ihm dieß noch so und so;
Der Noah war ohn' Maßen froh.
4. Und rief zusammen Weib und Kind,
Dazu sein ganzes Hausgesind',
Pflanzt Weinstöck' rings um sich herum,
Der Noah war fürwahr nicht dumm,
Baut Keller an und preßt den Wein,
Und füllt ihn gar in Fässer ein.
5. Der Noah war ein frommer Mann,
Stach ein Faß nach dem andern an,
Und trank es aus zu Gottes Ehr,
Das macht' ihm eben kein Beschwer,
Und trank, nachdem die Sündflut war,
Dreihundert noch und fünfzig Jahr.
6. Ein kluger Mann daraus ersicht,
Daß Weingenuß ihm schadet nicht,
Und item, daß ein frommer Christ
In Wein niemalen Wasser gießt,
Dieweil darin ersäufet sind
All' sündhaft Vieh und Menschenkind.

II. Die Heinzelmännchen.

1. Wie war zu Cöln es doch vordem
Mit Heinzelmännchen so bequem!
Denn, war man faul: — man legte sich
Hin auf die Bank und pflegte sich:
Da kamen bei Nacht,
Ehe man's gedacht,

Die Männlein und schwärmten
Und klappten und lärmten
Und rupften
Und zupften
Und hüpften und trapten
Und putzten und schabten . . . .
Und eh' ein Faulpelz noch erwacht, . . .
War all sein Tagwerk . . . . bereits gemacht!

2. Die Zimmerleute streckten sich
Hin auf die Spän' und reckten sich;
Indessen kam die Geisterschaar
Und sah, was da zu zimmern war:
Nahm Meißel und Beil
Und die Säg' in Eil'!
Sie sägten und stachen
Und hieben und brachen,
Berappten
Und kappten,
Visirten wie Falken
Und setzten die Balken . . . . .
Eh' sich's der Zimmermann versah . . . . .
Klapp, stand das ganze Haus . . schon fertig da!

3. Beim Bäckermeister war nicht Noth,
Die Heinzelmännchen backten Brod.
Die faulen Burschen legten sich,
Die Heinzelmännchen regten sich —
Und ächzten daher
Mit den Säcken schwer!
Und kneteten tüchtig
Und wogen es richtig
Und hoben
Und schoben
Und fegten und backten
Und klopften und hackten.
Die Burschen schnarchten noch im Chor:
Da rückte schon das Brod, . . . das neue, vor!

4. Beim Fleischer ging es just so zu:
Gesell und Bursche lag in Ruh'.
Indessen kamen die Männlein her
Und hackten das Schwein die Kreuz und Quer.
Das ging so geschwind,
Wie die Mühl' im Wind:
Die klappten mit Beilen,
Die schnitzten an Speilen,
Die spülten,
Die wühlten
Und mengten und mischten
Und stopften und wischten.
That der Gesell die Augen auf:
Wapp! hing die Wurst da schon zum Ausverkauf!

5. Beim Schenken war es so: es trank
Der Küfer bis er niedersank,
Am hohlen Fasse schlief er ein,
Die Männlein sorgten um den Wein,
Und schwefelten fein
Alle Fässer ein.
Und rollten und hoben
Mit Winden und Kloben,
Und schwenkten
Und senkten
Und gossen und panschten
Und mengten und manschten
Und eh' der Küfer noch erwacht:
War schon der Wein geschönt und fein gemacht!

6. Einst hatt' ein Schneider große Pein:
Der Staatsrock sollte fertig sein;
Warf hin das Zeug und legte sich
Hin auf das Ohr und pflegte sich.
Da schlüpften sie frisch
In den Schneidertisch;
Und schnitten und rückten
Und nähten und stickten,
Und faßten
Und paßten
Und strichen und guckten
Und zupften und ruckten.
Und eh' mein Schneiderlein erwacht:
War Bürgermeisters Rock bereits gemacht!

7. Neugierig war des Schneiders Weib,
Und macht' sich diesen Zeitvertreib:
Streut Erbsen hin die ganze Nacht,
Die Heinzelmännchen kommen sacht;
Eins fähret nun aus,
Schlägt hin im Haus,
Die gleiten von Stufen
Und plumpen in Kufen,
Die fallen
Mit Schallen,
Die lärmen und schreien
Und vermaladeien!
Sie springt hinunter auf den Schall
Mit Licht: husch, husch, husch, husch! — verschwinden All'!

8. O weh', nun sind sie Alle fort,
Und keines ist mehr hier am Ort!
Man kann nicht mehr wie sonsten ruhn,
Man muß nun Alles selber thun!
Ein Jeder muß fein
Selbst fleißig sein,
Und kratzen und schaben
Und rennen und traben
Und schniegeln
Und biegeln
Und klopfen und hacken
Und kochen und backen.
Ach, daß es noch wie damals wär'!
Doch kommt die schöne Zeit nicht wieder her!

Nicolaus Niembsch von Strehlenau.

I. Der Lenz.

1. Da kommt der Lenz, der schöne Junge,
Den Alles lieben muß,
Herein mit einem Freudensprunge
Und lächelt seinen Gruß;

2. Und schickt sich gleich mit frohem Necken
Zu all' den Streichen an,
Die er auch sonst dem alten Recken,
Dem Winter angethan.

3. Er gibt sie frei, die Bächlein alle,
Wie auch der Alte schilt,

Die der in seiner Eisesfalle
So streng gefangen hielt.
4. Schon ziehn die Wellen flink von dannen
Mit Tänzen und Geschwätz,
Und spötteln über des Tyrannen
Zerronnenes Gesetz.
5. Den Jüngling freut es, wie die raschen
Hinlärmen durch's Gefild,
Und wie sie scherzend sich enthaschen
Sein aufgeblühtes Bild.
6. Froh lächelt seine Mutter Erde
Nach ihrem langen Harm;
Sie schlingt mit jubelnder Geberde
Das Söhnlein in den Arm.
7. In ihren Busen greift der Lose
Und zieht ihr schmeichelnd keck
Das sanfte Veilchen und die Rose
Hervor aus dem Versteck.
8. Und sein geschmeidiges Gesinde
Schickt er zu Berg und Thal:
„Sagt, daß ich da bin, meine Winde,
Den Freunden allzumal!“
9. Er zieht das Herz an Liebesketten
Rasch über manche Kluft,
Und schleudert seine Singraketen,
Die Lerchen, in die Luft.

II. Liebesfeier.

1. An ihren bunten Liedern klettert
Die Lerche selig in die Luft;
Ein Jubelchor von Sängern schmettert
Im Walde voller Blüth' und Duft.
2. Da sind, so weit die Blicke gleiten,
Altäre festlich aufgebaut,
Und all' die tausend Herzen läuten
Zur Liebesfeier dringend laut.
3. Der Lenz hat Rosen angezündet
An Leuchtern von Smaragd im Dom;
Und jede Seele schwillt und mündet
Hinüber in den Opferstrom.

III. Frühlings Tod.

1. Warum, o Lüfte, flüstert Ihr so bang?
Durch alle Haine weht die Trauerkunde,
Und störrisch klagt der trüben Welle Gang:
Das ist des holden Frühlings Todesstunde!
2. Der Himmel, finster und gewitterschwül,
Umhüllt sich tief, daß er sein Leid verhehle,
Und an des Lenzes grauem Sterbepfühl
Weint noch sein Kind, sein liebstes, Philomele.
3. Wenn so der Lenz frohlocket, schmerzlich ahnt
Das Herz sein Paradies, das uns verloren,
Und weil er uns zu laut daran gemahnt,
Mußt' ihn der heiße Sonnenpfeil durchbohren.
4. Der Himmel blitzt und Donnerwolken fliehn,
Die lauten Stürme durch die Haine tosen;
Doch lächelnd stirbt der holde Lenz dahin,
Sein Herzblut still verströmend, seine Rosen.

IV. Himmelstrauer.

1. Am Himmelsantlitz wandelt ein Gedanke,
Die düstre Wolke dort, so bang, so schwer;
Wie auf dem Lager sich der Seelenkranke,
Wirft sich der Strauch im Winde hin und her.
2. Vom Himmel tönt ein schwermuthmattes Grollen,
Die dunkle Wimper blinzet manches Mal,
— So blinzen Augen, wenn sie weinen wollen, —
Und aus der Wimper zuckt ein schwacher Stral. —
3. Nun schleichen aus dem Moore kühle Schauer
Und leise Nebel über's Haideland;
Der Himmel ließ, nachsinnend seiner Trauer,
Die Sonne lässig fallen aus der Hand.

V. Der Eichwald.

1. Ich trat in einen heilig düstern
Eichwald, da hört' ich leis' und lind
Ein Bächlein unter Blumen flüstern,
Wie das Gebet von einem Kind;
2. Und mich ergriff ein süßes Grauen,
Es rauscht der Wald geheimnißvoll,
Als möcht' er mir was anvertrauen,
Das noch mein Herz nicht wissen soll;
3. Als möcht' er heimlich mir entdecken,
Was Gottes Liebe sinnt und will!
Doch schien er plötzlich zu erschrecken
Von Gottes Näh' — und wurde still.

VI. Einem Knaben.

1. Was trauerst Du, mein schöner Junge?
Du Armer, sprich, was weinst Du so?
Daß treulos Dir im raschen Schwunge
Dein liebes Vögelein entfloh?
2. Du blickest bald in Deiner Trauer
Hinüber dort nach jenem Baum,
Bald wieder nach dem leeren Bauer
Blickst Du in Deinem Kindestraum.
3. Du legst so schlaff die kleinen Hände
An Deines Lieblings ödes Haus,
Und prüfest rings die Sprossenwände,
Und fragst: „wie kam er nur hinaus?“
4. An jenem Baume hörst Du singen
Den Fernen, den Dein Herz verlor,
Und unaufhaltsam eilig dringen
Die heißen Thränen Dir hervor.
5. Gib Acht, gib Acht, o lieber Knabe,
Daß Du nicht dastehst trauernd einst,
Und um die beste, schönste Habe
Des Menschenlebens bitter weinst!
6. Daß Du die Hand, die sturmerprobte,
Nicht legst, ein Mann, an Deine Brust,
Darin so mancher Schmerz Dir tobte,
Dir säuselte so manche Lust;
7. Daß Du die Hand in wildem Krampfe
Nicht drückest Deinem Busen ein,
Aus dem die Unschuld Dir im Kampfe
Entflohn, das scheue Vögelein.
8. Dann hörst Du flüstern ihre leisen
Gesänge aus der Ferne her!
Neigst hin Dich nach den süßen Weisen:
Das Vöglein aber kehrt nicht mehr! —

VII. Seemorgen.

1. Der Morgen frisch, die Winde gut,
Die Sonne glüht so helle;
Und brausend geht es durch die Flut.
Wie wandern wir so schnelle!
2. Die Wogen stürzen sich heran:
Doch wie sie auch sich bäumen,
Dem Schiff sich werfend in die Bahn,
In toller Mühe schäumen:
3. Das Schiff voll froher Wanderlust
Zieht fort unaufzuhalten,
Und mächtig wird von seiner Brust
Der Wogendrang gespalten.
4. Gewirkt von goldner Strahlenhand
Aus dem Gesprüh der Wogen,
Kommt ihm zur Seit' ein Irisband
Hellflatternd nachgeflogen.
5. So weit nach Land mein Auge schweift,
Seh' ich die Flut sich dehnen,
Die uferlose; mich ergreift
Ein ungeduldig Sehnen.
6. Daß ich so lang Euch meiden muß,
Berg, Wiese, Laub und Blüthe! —
Da lächelt seinen Morgengruß
Ein Kind aus der Kajüte.
7. Wo fremd die Luft, das Himmelslicht
Im kalten Wogenlärme,
Wie wohl thut Menschenangesicht
Mit seiner stillen Wärme!

VIII. Frühlingsgrüße.

1. Nach langem Frost, wie weht die Luft so lind!
Da bringt Frühveilchen mir ein bettelnd Kind.
2. Es ist betrübt, daß so den ersten Gruß
Des Frühlings mir das Elend bringen muß.
3. Und doch der schönen Tage liebes Pfand
Ist mir noch werther aus des Unglücks Hand.
4. So bringt dem Nachgeschlechte unser Leid
Die Frühlingsgrüße einer bessern Zeit.

IX. Die drei Zigeuner.

1. Drei Zigeuner fand ich einmal
Liegen an einer Weide,
Als mein Fuhrwerk mit müder Qual
Schlich durch sandige Haide.
2. Hielt der Eine für sich allein
In den Händen die Fiedel,
Spielte, umglüht vom Abendschein,
Sich ein lustiges Liedel.
3. Hielt der zweite die Pfeif' im Mund,
Blickte nach seinem Rauche,
Froh, als ob er vom Erdenrund
Nichts zum Glücke mehr brauche.
4. Und der Dritte behaglich schlief,
Und sein Cimbal am Baum hing,
Ueber die Saiten der Windhauch lief,
Ueber sein Herz ein Traum ging.
5. An den Kleidern trugen die Drei
Löcher und bunte Flicken,
Aber sie boten trotzig frei
Spott den Erdengeschicken.
6. Dreifach haben sie mir gezeigt,
Wenn das Leben uns nachtet,
Wie man's verraucht, verschläft, vergeigt,
Und es dreimal verachtet.
7. Nach den Zigeunern lang noch schaun
Mußt' ich im Weiterfahren,
Nach den Gesichtern dunkelbraun,
Den schwarzlockigen Haaren.

X. Vision.

1. Vom Himmel strahlt der Mond so klar,
Greif aus, o Rappe, greif!
Im Winde fliegt des Reiters Haar,
Des Rosses Mähn' und Schweif.
2. Auf seinem Hut der Reiter trägt
Gemsbart und Federnputz,
Ein schmerzliches Gelächter schlägt
Er auf und schwingt den Stutz.
3. Der Reiter sprengt um Mitternacht
Durch's Land Tyrol, allein;
Der Waldstrom braust und stürzt mit Macht,
Der Reiter holt ihn ein.
4. Die Schneegans dort hoch oben ruft
Ihr schnatternd Wanderlied,
Schnell zieht der Vogel in der Luft,
Der Reiter schneller flieht.
5. Schnell ist der Wolkenschatten Flucht,
Der Reiter schneller noch,
Kaum braust er in der tiefen Schlucht,
Schon auch am Gipfel hoch.
6. Wo das Gebein der Helden liegt,
Gibt er dem Roß die Sporn,
An den vergessnen Gräbern fliegt
Er wild vorbei im Zorn.
7. Am Wege liegt ein Crucifix,
Des Unglücks Herberg' ragt!
Seitwärtsgewandten finstern Blicks
Vorbei der Reiter jagt.
8. So reitet er durch's Land Tyrol,
Und ruft so bang, so schwer:
„Mein schönes Land, lebwohl! lebwohl!
Du siehst mich nimmermehr!"
9. Das letzte Heldengrab zerreißt,
Der Reiter stürzt hinein,
Grab zu. Verschwunden ist der Geist
Von Achtzehnhundert Neun.

Karl Egon Ebert.

I. Frau Hitt.

1. Wo schroff die Straße und schwindlich jäh
Hernieder leitet zum Inn,
Dort saß auf der mächtigen Bergeshöh
Am Weg eine Bettlerin.
2. Ein nacktes Kindlein lag ihr im Arm,
Und schlummert' in süßer Ruh,
Die zärtliche Mutter hüllt' es warm,
Und wiegt' es, und seufzte dazu:
3. „Du freundlicher Knabe, Du liebliches Kind,
Dich zieh' ich gewiß nicht groß,
Bist ja der Sonne, dem Schnee und dem Wind
Und allem Elend bloß.
4. Zur Speise hast Du ein hartes Brod,
Das ein Andrer nimmer mag,
Und wenn Dir Jemand ein Aepflein bot,
So war es Dein bester Tag.
5. Und blickt doch, Du Armer, Dein Auge hold,
Wie des Junkers Auge so klar,
Und ist doch Dein Haar so reines Gold,
Wie des reichsten Knaben Haar."
6. So klagte sie bitter und weinte sehr,
Als Lärmen an's Ohr ihr schlug.
Mit Jauchzen trabte die Straße einher
Ein glänzender Reiterzug.
7. Voran auf falbem, schnaubendem Roß,
Die herrlichste aller Fraun,
Im Mantel, der stralend vom Nacken ihr floß,
Wie ein schimmernder Stern zu schaun.
8. Die stralende Herrin war Frau Hitt,
Die Reichste im ganzen Land,
Doch auch die Aermste an Tugend und Sitt',
Die rings im Lande man fand.
9. Ihr Goldroß hielt die Stolze an,
Und hob sich mit leuchtendem Blick,
Und spähte hinunter und spähte hinan,
Und wandte sich dann zurück:
10. „Blickt rechts, blickt links hin in die Fern,
Blickt vor- und rückwärts herum;
So weit Ihr überall schaut, Ihr Herrn,
Ist all mein Eigenthum.
11. Viel tapfre Vasallen gehorchen mir,
Beim ersten Wink bereit;
Fürwahr ich bin eine Fürstin hier,
Und fehlt nur das Purpurkleid!"
12. Die Bettlerin hört's und rafft sich auf,
Und steht vor der Schimmernden schon,
Und hält den weinenden Knaben hinauf,
Und fleht in kläglichem Ton:
13. „O seht dieß Kind, des Jammers Bild,
Erbarmet, erbarmt Euch sein,
Und hüllet das zitternde Würmlein mild
In ein Stückchen Linnen ein!"
14. „Weib, bist Du rasend?" zürnt die Frau,
„Wo nähm' ich Linnen her?
Nur Seid' ist all, was an mir ich schau,
Von funkelndem Golde schwer."
15. „Gott hüte, daß ich begehren sollt',
Was fremde mein Mund nur nennt,
O, so gebt mir, gebet, was Ihr wollt,
Und was Ihr entbehren könnt!"
16. Da ziehet Frau Hitt ein hämisch Gesicht
Und neigt sich zur Seite hin,
Und bricht einen Stein aus der Felsenschicht,
Und reicht ihn der Bettlerin.
17. Da ergreift die Verachtete wüthender Schmerz,
Sie schreit, daß die Felswänd dröhnt:
„O, würdest Du selber zu hartem Erz,
Die den Jammer des Armen höhnt!"
18. Sie schreit's, und der Tag verkehrt sich in Nacht,
Und heulende Stürme ziehn,
Und brüllender Donner rollt und kracht,
Und zischende Blitze glühn.
19. Den stutzenden Falben spornt Frau Hitt —
„Ei, Wilder, was bist Du so faul?"
Sie treibt ihn durch Hieb und Stöße zum Ritt,
Doch fühllos steht der Gaul.
20. Und plötzlich fühlt sie sich selbst so erschlafft,
Und gebrochen den kecken Muth;
In jeglicher Sehne stirbt die Kraft,
In den Adern stockt das Blut.
21. Herunter will sie sich schwingen vom Roß,
Doch versagen ihr Fuß und Hand,
Entsetzt will sie rufen dem Rittertroß,
Doch die Zunge ist festgebannt.
22. Ihr Antlitz wird so finster und bleich,
Ihr herrisches Auge erstarrt,
Ihr Leib, so glatt und zart und weich,
Wird rauh und grau und hart.
23. Und unter ihr strecken sich Felsen hervor,
Und heben vom Boden sie auf,
Und wachsen und steigen riesig empor
In die schaurige Nacht hinauf.
24. Und droben sitzt ein Bild von Stein,
Frau Hitt im Donnergeroll,
Und schaut, umzuckt von der Blitze Schein,
In's Land so grausenvoll.

II. Der Sänger im Palast.

1. Ein Sänger tritt, die Harf' im Arme,
Durch das Gewühl des Volks hervor,
Und drängt sich aus dem lauten Schwarme
In des Palastes Säulenthor.
2. Gehöhlt und bleich sind seine Wangen,
Sein Haar durchschlingt ein grüner Kranz,
Sein grau Gewand mit schwarzen Spangen,
Paßt seltsam auf des Hauses Glanz.
3. Der Höfling, wie der Edelknabe,
Mißt scheel die klägliche Gestalt,
Die, wie ein Geist entrückt dem Grabe,
Durch die geschmückten Gänge wallt.

4. Der Schalksnarr ruft mit kind'scher Posse:
„Ei seht! da kömmt Gevatter Tod!
Kein Herz schlägt morgen mehr im Schlosse,
Und keine Wang' ist morgen roth!"
5. Den Sänger macht der Spott nicht wirre,
Er lächelt nur ein einzig Mal,
Und schreitet fort und wird nicht irre,
Die Treppen aufwärts in den Saal.
6. Dort sitzt der König ernst im Throne,
In dunkelpurpurnem Gewand,
Auf stolzem Haupt die goldne Krone,
Das blanke Schlachtschwert in der Hand.
7. Vor ihm, gebückt in schweren Banden,
Ein Mann, dem Qual im Antlitz liegt,
Einst Herrscher von gewalt'gen Landen,
Jetzt von des Königs Arm besiegt.
8. Und rings umher in weitem Kreise
Der Räth' und Richter hohe Schar,
Der Hofmann, Ritter und der Weise
Im Goldwamms, Panzer und Talar.
9. Da tritt mit sicherm, muth'gem Gange
Der schlichte Sänger vor den Thron:
„Herr, wollest horchen meinem Sange,
Und meiner guten Harfe Ton."
10. Der König drauf mit finsterm Blicke,
Der flammend schießt nach seinem Feind:
„Ja, singe mir von Falsch und Tücke,
Von Allem, was das Herz versteint.
11. Denn eben will ich schwer mich rächen
An dem, der mir mein Land zerstört,
Ein hartes Urtheil will ich sprechen,
So hart, wie's nie die Welt gehört."
12. Der Sänger zu dem König wieder:
„Herr, gern erräng' ich Deine Gunst,
Doch kenn' ich keine harten Lieder,
Der Sang ist eine milde Kunst.
13. Auch sing' ich nicht vor dieser Menge,
Mein Lied gehört für Dich allein;
Entfliehen laß uns dem Gedränge,
Dann mag ich gern Dir willig sein."
14. Da hebt der König sich vom Throne,
Er öffnet leis' ein still Gemach,
Er winkt dem schlichten Liedersohne,
Der folgt ihm rasch und freudig nach.
15. „Was gönnt der Herr so hohe Rechte
Dem überkecken Liedermann,
Der nie das Schwert hob im Gefechte,
Der nie im ernsten Rathe sann?
16. Gilt mehr ein Lied, als ein Gerichte,
Der Harfner mehr ihm, als der Rath;
Nun denn, so wähl' er solche Wichte,
Und bleibe ohne Rath und That."
17. So murrt's die Reihen auf und nieder,
Der Saal erdröhnt von dem Gebraus;
Da öffnet sich die Thüre wieder,
Der König tritt bewegt heraus.
18. Zu seinem Feind mit nassen Blicken
Tritt er in stiller Heiterkeit,
Und löst die Hände ihm vom Rücken,
Die von den Fesseln er befreit.
19. „Zieh' heim!" so ruft er, „zieh' in Frieden,
Und denk' an dieses Mannes Sang!
Und geht's Dir einst noch wohl hienieden,
So denk' an dieser Harfe Klang!"
20. Dann bricht er aus der goldnen Krone
Die größte Perle flugs heraus:
„Nimm hin, o Sänger, dieß zum Lohne,
Und kehr' einst wieder in mein Haus!
21. Die Perle sei ein Bild der Thräne,
Der Thräne, die mir heut entfloß,
Als sich der Wohllaut Deiner Töne
So lindernd mir in's Herz ergoß."
22. Und zu des milden Königs Füßen
Stürzt dankend der befreite Feind,
Der Sänger neigt mit freud'gen Grüßen
Sich vor dem König, geht und weint.
23. Und staunend sehn ihn Alle scheiden,
Und blicken ihm voll Ehrfurcht nach,
Der Höfling selbst muß ihn beneiden,
Der so den Sinn des Königs brach.
24. Der Schalksnarr kann nun nimmer scherzen,
Er beugt sich vor der Gramgestalt,
Er steht mit reuerfülltem Herzen,
Und ehrt des Liedes Hochgewalt.
25. Der Sänger aber eilt von hinnen,
Schon steht er wieder vor dem Haus,
Mit seiner Perl' und frohen Sinnen,
Zieht er in's weite Land hinaus.

Johannes Gabriel Seidl.

I. Die Spielkarten.

1. Vom Dom zu Augsburg dröhnt so bang
Der Armensünderglocke Klang;
Zum Richtplatz wogt die Menge fort;
Schon wartet der rothe Freimann dort.
2. Er wartet dort auf ein junges Blut,
Um das schier selber es leid ihm thut;
Ein junger Mörder fällt ihm anheim,
Der früh schon verkümmert des Lebens Keim.
3. Noch sitzt er im Thurme, — da klingt's hinein, —
Er fühlt, nun müß' es verblutet sein;
Das Herz zerbricht ihm, er bittet um Rast,
Sinnt, weint, und betet, und wird gefaßt.
4. Nur noch ein Spiel Karten verlangt er dann;
Sie geben's, befremdet, dem armen Mann,
Er aber entfaltet's vor ihnen still,
Und spricht: „Ihr begreift wohl nicht, was ich will!
5. Seht! diese Blätter, wie ich sie hier,
Gleichwie zum Scherz, aufschlage vor mir,
So spiegeln sie treu mein Leben mir ab
Von meiner Wiege bis an mein Grab.
6. Hier Sieben! — Ich zählte sieben Jahr',
Als ich den Eltern schon bleichte das Haar;
Ich war ein wüster trotziger Bub',
Der Jedem gern eine Grube grub.
7. Hier Acht! — Acht Jahre zählt' ich nur,

Da ward ich ertappt auf Diebesspur!
Hier Neun! — Neun Jahre zählt' ich kaum, -
Und nur mit Räubern raubt' ich im Traum.
8. Hier Zehn! — O zehntes Lebensjahr,
Du stralst allein mir hell und klar
In meines Daseins Nacht hinein; —
O könnt' ich im zehnten Jahre noch sein!
9. Da sprengte beflissener Lehrer Hand
Des kalten Busens eisiges Band;
Aufthaute mein Herz, ich erwuchs vom Neu'n,
Ich lernte beten, ich lernte bereun!
10. Hier — Bube! — Ja — ja — die Buben, — nur sie
Zerstörten mir wieder die Harmonie,
Die Buben, die Freunde sich fälschlich genannt,
Sie haben das Herz mir wieder gewandt!
11. Sie rissen zum Spiele mich täuschend hin;
In diesen Blättern verlor sich mein Sinn! —
Da kamen die Damen, — die Damen — seht,
Wie trefflich Alles zusammengeht!
12. Die Damen mit ihrem Doppelgesicht,
Halb Höll', halb Himmel, ein Ganzes nur nicht,
Sie gruben künstlich vom Körper aus
Den Geist aus seinen Wurzeln heraus.
13. Die Eifersucht durchfuhr mir das Hirn,
So scharf, wie mein Messer das Herz der Dirn',
Der Dame, die's wahrlich nicht verdient,
Daß nun mein Blut das ihrige sühnt.
14. Und nun — der König! Nun tret' ich bald
Vor ihn, den König, in seiner Gewalt,
Den ew'gen, schrecklichen König der Welt,
Der gnädig die Tropfen der Reue zählt.
15. Seht hier das Aß — o lächelt nicht!
Es ist die Karte, die Alles sticht;
Das Aß sei meiner Reue Bild,
Sie möge gelten, wenn Nichts mehr gilt!
16. Nun werf' ich die Karten wieder zu Hauf; —
Nun Schergen, brecht zum Richtplatz auf!
Ein Blatt gilt ewig, es ist die Reu'!
Auf, Schergen, auf! Gott steh' mir bei!"

II. Hans Euler.

1. „Horch, Marthe, draußen pocht es; geh, laß den Mann herein,
Es wird ein armer Pilger, der sich verirrte, sein!"
„Grüß Gott, Du schmucker Krieger! nimm Platz an unserm Tisch;
Das Brod ist weiß und locker, der Trank ist hell und frisch!
2. „„Es ist nicht Trank, nicht Speise, wonach es Noth mir thut,
Doch, so Ihr seid Hans Euler, so will ich Euer Blut!
Wißt Ihr, vor Monden hab' ich Euch noch als Feind bedroht:
Dort hatt' ich einen Bruder, den Bruder schlugt Ihr todt.
3. Und als er rang am Boden, da schwor ich es ihm gleich,
Daß ich ihn rächen wolle, früh oder spät, an Euch!""
„Und hab' ich ihn erschlagen, so war's im rechten Streit,
Und kommt Ihr ihn zu rächen — wohlan! ich bin bereit!
4. Doch nicht im Hause kämpf' ich, nicht zwischen Thür' und Wand;
Im Angesichte dessen, wofür ich stritt und stand.
Den Säbel — Marthe, weinst Du, — womit ich ihn erschlug:
Und soll ich nimmer kommen: — Tyrol ist groß genug!"
5. Sie gehen mit einander den nahen Fels hinan;
Sein gülden Thor hat eben der Morgen aufgethan: —
Der Hans voran, der Fremde recht rüstig hinterdrein,
Und höher steht mit beiden der liebe Sonnenschein.
6. Nun stehn sie an der Spitze, — da liegt die Alpenwelt,
Die wunderbare, große, vor ihnen aufgehellt;
Gesunkne Nebel zeigen der Thäler reiche Lust,
Mit Hütten in den Armen, mit Herden an der Brust.
7. Dazwischen Riesenbäche, darunter Kluft an Kluft,
Daneben Wälderkronen, darüber freie Luft;
Und sichtbar nicht, doch fühlbar, von Gottes Ruh' umkreist,
In Hütten und in Herzen der alten Treue Geist.
8. Das sehn die Beiden droben, dem Fremden sinkt die Hand;
Hans aber zeigt hinunter auf's liebe Vaterland!
„Für das hab' ich gefochten, Dein Bruder hat's bedroht.
Für das hab' ich gestritten, für das schlug ich ihn todt."
9. Der Fremde sieht hinunter, sieht Hansen in's Gesicht,
Er will den Arm erheben, den Arm erhebt er nicht;
„Und hast Du ihn erschlagen, so war's im rechten Streit,
Und willst Du mir verzeihen, komm, Hans, ich bin bereit!" —

III. Das Glöcklein des Glückes.

1. Der König lag am Tode; da rief er seinen Sohn;
Er nahm ihn bei den Händen, und wies ihm auf den Thron:
„Mein Sohn," so sprach er zitternd, — „mein Sohn, den laß ich Dir;
Doch nimm mit meiner Krone noch dieß mein Wort von mir:
2. Du denkst Dir wohl die Erde noch als ein Haus der Lust;
Mein Sohn, das ist nicht also; — sei dessen früh bewußt!
Nach Eimern zählt das Unglück, nach Tropfen zählt das Glück: —
Ich geb' in tausend Eimern zwei Tropfen kaum zurück!"
3. Der König spricht's und scheidet. — Der Sohn begriff ihn nicht:
Er sieht noch rosenfarben die Welt im Maienlicht.
Zu Throne sitzt er lächelnd; beweisen will er's klar,
Wie sehr getäuscht sein Vater von düsterm Geiste war.
4. Und auf das Dach des Hauses grad über seinem Saal,

Worin er schläft und sinnet, und sitzt am frohen Mahl,
Läßt er ein Glöcklein hängen von hellem Silberklang,
Das läutet, wie er unten nur leise rührt den Strang.

5. Den aber will er rühren (so thut er's kund im Land),
So oft er sich recht glücklich in seinem Sinn empfand;
Und traun! zu wissen glaubt er's, — da wird kein Tag entfliehn,
An dem er nicht mit Rechten das Glöcklein dürfte ziehn.

6. Und Tag' um Tage heben ihr rosig Haupt empor;
Doch Abends, wenn sie's senken, trägt's einen Trauerflor.
Oft langt er nach dem Seile, das Auge klar und licht: —
Da zuckt ihm was durch's Innre, das Seil berührt er nicht.

7. Einst tritt er, voll des Glückes erhörter Freundschaft, hin:
„Ausläuten," ruft er, „will ich's, wie hoch beglückt ich bin!"
Da kreucht ein Bot' in's Zimmer, der's minder spricht, als weint:
„„Herr, den Du Freund geheißen, verrieth Dich, wie ein — Feind!""

8. Einst fliegt er, voll des Glückes erhörter Lieb', herein;
„Mein Glück, mein Glück," so ruft er, „muß ausgeläutet sein!"
Da kommt sein blasser Kanzler, und murmelt bang und scheu:
„„Herr, blüht denn auch dem König hienieden keine Treu?""

9. Der König mag's verwinden, er hat ja noch sein Land,
Und einen vollen Säckel und eine mächt'ge Hand;
Er hat noch grüne Felder, noch Wiesen voll von Duft,
Und drauf den Fleiß der Menschen, und drüber Gottes Luft!

10. Zu seinem Fenster tritt er, sieht nieder, sieht hinaus,
Und Wiege seines Glückes bedünkt ihn jedes Haus.
Zum Seil hin eilt er glühend, will ziehn, will läuten — sieh!
Da stürmt's herein zum Saale, da fällt's vor ihm auf's Knie.

11. „Herr König, siehst Du drüben den Rauch, den Brand, den Stral?
So rauchen unsre Hütten, so blitzt der Nachbarn Stahl!"
„„Ha, freche Räuber!"" donnert der Fürst in wildem Glühn,
Und statt des Glöckleins muß er sein rächend Eisen ziehn.

12. Schon bleichen seine Haare; vor Dulden wird er schwach,
Und stets noch schweigt das Glöcklein auf seines Hauses Dach.
Und wenn's auch oft, wie Freude, sich auf die Wang' ihm drängt,
Er denkt kaum mehr des Glöckleins, das er hinaufgehängt. —

13. Doch als er nun, zu sterben, in seinem Stuhle saß,
Da hört' er vor dem Fenster Geschluchz ohn' Unterlaß.
„Was soll das?" fragt er leise den Kanzler, „sprich's nur aus!" —
„„Ach, Herr, der Vater scheidet, — die Kinder stehn vor'm Haus!"" —

14. „Herein mit meinen Kindern! — Und war man mir denn gut?" —
„„Stünd', Herr, zu Kauf' ein Leben: sie kauften Deins mit Blut!""
Da wogt's auch schon zum Saale gedämpften Schritts herein,
Und will ihn nochmals segnen, ihm nochmals nahe sein.

15. „Ihr liebt mich also, Kinder?" — Und Tausend weinen „„Ja!""
Der König hört's, erhebt sich, steht wie ein Heil'ger da;
Sieht auf zu Gott, zur Decke, langt nach dem Seile stumm,
Thut einen Riß; — es läutet, — und lächelnd sinkt er um.

Ferdinand Freiligrath.

I. Der Alexandriner.

1. Spring an, mein Wüstenroß aus Alexandria!
Mein Wildling! — solch ein Thier bewältiget kein Schah,
Kein Emir, und was sonst in jenen
Oestlichen Ländern sich in Fürstensätteln wiegt;
Wo donnert durch den Sand ein solcher Huf? wo fliegt
Ein solcher Schweif? wo solche Mähnen?

2. Wie es geschrieben steht, so ist Dein Wiehern: Ha!
Ausschlagend, das Gebiß verachtend stehst Du da;
Mit Deinem losen Stirnhaar buhlet
Der Wind; Dein Auge blitzt, und Deine Flanke schäumt: —
Das ist der Renner nicht, den Boileau gezäumt,
Und mit Franzosenwitz geschulet!

3. Der trabt bedächtig durch die Bahn am Leitzaum nur;
Ein Heerstraßgraben ist die leidige Cäsur
Für diesen feinen, saubern Alten.
Er weiß, daß eitler Muth ihm weder ziemt, noch frommt,
So schnäufelt er, und hebt die Hüflein, springt, und kommt
An's andre Ufer wohlbehalten.

4. Doch Dir, mein Flammenthier, ist sie ein Felsenriß

Des Sinai; — zerbrecht, Springriemen und Gebiß! —
Du jagst hinan — da klafft die Ritze!
Ein Wiehern und ein Sprung! Dein Hufhaar blutet, Du
Schwebst ob der Kluft; dem Fels entlockt Dein Eisenschuh
Des Echos Donner und des Kiesels Blitze!
5. Und wieder nun hinab! wühl' auf den heißen Sand!
Vorwärts! laß tummeln Dich von meiner sichern Hand,
Ich bringe wieder Dich zu Ehren.
Nicht achte Du den Schweiß! — sieh', wenn es dämmert, lenk'
Ich langsam seitwärts Dich, und streichle Dich, und tränk'
Dich läßig in den großen Meeren.

II. Anno Domini . . . . ?

1. Hört mich, Kleingläubige! — wie vormals im Gefilde
Der Marne bei Chalons die Sünderin Brunhilde
Durch Knechte binden ließ mit ihrem grauen Haar
An einen wilden Hengst, daß an dem dichten Schweife
Er galoppirend sie durchs Frankenlager schleife,
Der Sohn des Childerich, der andere Chlotar;
2. Der Hengst riß wiehernd aus; die Hinterhufe schlugen
Das nachgeschleppte Weib; verrenkt in seinen Fugen
Ward jedes Glied an ihr; um ihr entstellt Gesicht
Flog ihr gebleichtes Haar; die spitzen Steine tranken
Ihr königliches Blut, und schaudernd sahn die Franken
Chlotars, des Zürnenden, erschrecklich Strafgericht;
3. Jetzt auf ihr Antlitz, das blutrünst'ge, fiel der rothen
Wachtfeuer Glut, die da vor jedem Zelte lohten;
Jetzt wusch mit eis'gem Guß den Staub von ihrer Stirn
Ein Arm des Marnestroms; weit vorgequollen stierte
Ihr Aug', und das Kameel, drauf man sie Morgens führte
Durch's ganze Heer, ward jetzt bespritzt von ihrem Hirn;
4. So wird dereinst, hört mich, Ihr Kalten und Verständ'gen,
Der Herr ein feurig Roß, das flammend in unbänd'gen
Courbetten schießt durch den Abgrund des Raumes hin,
Den feurigsten von den Kometen wird er senden,
Und wird an dessen Schweif mit seines Zornes Händen
Die Erde fesseln, die bejahrte Sünderin.
5. Aus ihrer Bahn, die sie sklavisch hat wandeln müssen
Vom Anbeginn, wird sie durch seine Kraft gerissen;
Sie muß ihm folgen als Trabant; tief in den Raum
Schleift er sie mit sich fort; er schnaubt, und Funken sprühen
Durch's All; sein Schweif durchweht es stolz, denn mit sich ziehen
Die Erde darf er — Gott verhängte seinen Zaum.
6. Wer hält den Rasenden? — Die Sonne tritt zurücke,
Und steht zuletzt so fern, daß sie nicht Eines Blicke
Mehr sichtbar ist; dann wird es kalt und finster sein,
Und je zuweilen nur, wenn sie den Gränzen neuer
Entfernter Sonnen nahn, wird, wie des Lagers Feuer
Dem Antlitz der Brunhild, so dieser Sonnen Schein
7. Dem zuckenden Gesicht der Erde, der halbtodten,
Ein flackernd, gräßlich Licht zuwerfen; im blutrothen
Gewande steht alsdann der Himmel; siedend zischt
Die See. Vorüber schießt der Wilde, von der Hitze
Gejagt. Nacht folgt auf's Neu dem momentanen Blitze;
Schwarz wird die Erde, gleich der Kohle, die erlischt,
8. Und bebt vor Kälte; bis, wenn lange Zeit verronnen,
Sie wieder Deine Glut fühlt, mildeste der Sonnen,
Einst ihre Mutter Du! Bei Deinem ersten Stral
Zuckt sie vor Lust; das Eis zerschmilzt, die Quellen rinnen,
Wie Freudenthränen; doch zum andern Mal von hinnen
Reißt sie das Flammenroß, und neu wird ihre Qual.
9. Doch endlich wird geleert sein Deines Zornes Schale,
O Herr! — Du winkst! — sie brennt! sie glüht zum ersten Male
In eignem Licht, doch ist es eines Dochtes Brand,
Der sich durch Glühn verzehrt. Die Schöpfung sieht mit Staunen
Das Sterben einer Welt; alsdann hört man Posaunen,
Und die Wagschale schwebt in des Weltrichters Hand.
10. Ein Flammengürtel blitzt und wallt von Pol zu Pole,
Die Berge stürzen sich mit Zischen in die Socle
Des Meers; bis an den Mond weht Lohe, Schaum und Rauch,
Und — doch, dann will ich mich empor im Grabe richten,
Und will, wenn ich es kann, dies Lied zu Ende dichten —
Ich zittre; mit der Hand bedeck' ich Stirn' und Aug'.

III. Löwenritt.

1. Wüstenkönig ist der Löwe; will er sein Gebiet durchfliegen,

Wandelt er nach der Lagune, in dem hohen Schilf zu liegen.
Wo Gazellen und Giraffen trinken, kauert er im Rohre;
Zitternd über dem Gewalt'gen rauscht das Laub der Sycomore.

2. Abends, wenn die hellen Feuer glühn im Hottentottenkrale,
Wenn des jähen Tafelberges bunte, wechselnde Signale
Nicht mehr glänzen, wenn der Kaffer einsam schweift durch die Karroo,
Wenn im Busch die Antilope schlummert, und am Strom das Gnu:

3. Sieh, dann schreitet majestätisch durch die Wüste die Giraffe,
Daß mit der Lagune trüben Fluten sie die heiße, schlaffe
Zunge kühle; lechzend eilt sie durch der Wüste nackte Strecken,
Knieend schlürft sie langen Halses aus dem schlammgefüllten Becken.

4. Plötzlich regt es sich im Rohre: mit Gebrüll auf ihren Nacken
Springt der Löwe; welch ein Reitpferd! sah man reichere Schabracken
In den Marstallkammern einer königlichen Hofburg liegen,
Als das bunte Fell des Renners, den der Thiere Fürst bestiegen?

5. In die Muskeln des Genickes schlägt er gierig seine Zähne;
Um den Bug des Riesenpferdes weht des Reiters gelbe Mähne.
Mit dem dumpfen Schrei des Schmerzes springt es auf und fliegt gepeinigt;
Sieh, wie Schnelle des Kameeles es mit Pardelhaut vereinigt.

6. Sieh, die mondbestralte Fläche schlägt es mit den leichten Füßen!
Starr aus ihrer Höhlung treten seine Augen: rieselnd fließen
An dem braungefleckten Halse nieder schwarzen Blutes Tropfen,
Und das Herz des flücht'gen Thiers hört die stille Wüste klopfen.

7. Gleich der Wolke, deren Leuchten Israel im Lande Yemen
Führte, wie ein Geist der Wüste, wie ein fahler, luft'ger Schemen,
Eine sandgeformte Trombe in der Wüste sand'gem Meer,
Wirbelt eine gelbe Säule Sandes hinter ihnen her.

8. Ihrem Zuge folgt der Geier; krächzend schwirrt er durch die Lüfte;
Ihrer Spur folgt die Hyäne, die Entweiherin der Grüfte;
Folgt der Panther, der des Kaplands Hürden räuberisch verheerte;
Blut und Schweiß bezeichnen ihres Königs grausenvolle Fährte.

9. Zagend auf lebend'gem Throne sehn sie den Gebieter sitzen,
Und mit scharfer Klaue seines Sitzes bunte Polster ritzen,
Rastlos, bis die Kraft ihr schwindet, muß ihn die Giraffe tragen;
Gegen einen solchen Reiter hilft kein Bäumen und kein Schlagen.

10. Taumelnd an der Wüste Saume stürzt sie hin, und röchelt leise.
Todt, bedeckt mit Staub und Schaume, wird das Roß des Reiters Speise.
Ueber Madagaskar, fern im Osten, sieht man Frühlicht glänzen;
So durchsprengt der Thiere König nächtlich seines Reiches Gränzen.

IV. Der Reiter.

1. Er lenkte schweigend durch die Schlucht sein Roß,
Bleich war sein Antlitz, lang und lockig floß
Ihm Bart und Haar auf Brust und Achsel nieder.
Er ließ dem müden Thiere das Gebiß;
Er seufzte düster durch die Finsterniß
Der Föhren: „Gott, warum gabst Du mir Lieder?

2. Sie schliefen Jahre lang in meiner Brust,
Wie Erz im Schacht, — ich habe nicht gewußt,
Daß Lieder tief mir in der Seele ruhten,
Weh mir, zu öffnen ihr verborgen Thor!
Wie kochend Herzblut brechen sie hervor
Unhemmbar! ach, und ich — ich muß verbluten!

3. Und Keiner weiß es! Alle stellen sie
Sich vor mich hin, und sagen lächelnd: „Sieh!
Das ist ein lustig und ein kräftig Springen!
Das ist ein frischer und ein tücht'ger Strahl!
Ein mächt'ger Strom kann dieser Quell einmal,
So Gott der Herr will, durch die Lande dringen."

4. Sie aber wissen nicht, daß er schon bald
Versiegen muß, daß ebbend schon er wallt;
Sie wissen nicht, daß vor der Thür mein Sterben,
Daß mit dem Blut nur, das bis jetzt mir quoll,
Wenn in der Gruft ich einen tragen soll,
Ich meinen Liederpurpur mir muß färben.

5. Doch murr' ich nicht, ich sage: „Sehet da,
Ich bin ergeben, ich bin Seneka,
Als in die Wanne rauschten seine Adern!"
Die Dichtkunst sagt zu meinem Leben: „Flieh!"
Mein Nero, weh' mir! ist die Poesie —
Doch will ich nicht mit meinem Schicksal hadern.

6. O, hielten sie mich nur nicht am Gewand,
Und brächten d i e s e Balsam und Verband,
Und d i e, mein Blut zu sammeln, Kelch und Schale!
O könnt' ich still zu Tode bluten mich,
Gleichwie, die Brust von eines Fängers Stich
Durchbohrt, ein Hirsch in einem dunkeln Thale.

7. O gönnten sie dem Sterbenden die Ruh'!
O drückten sie nur grausam oft nicht zu
Die Wunde mir am Heerd' und auf den Gassen;
Und lehrten mich, daß den gewalt'gen Fluß
Verschließen, eher noch mich tödten muß,
Als ihn bei pochenden Schläfen rieseln lassen.

8. O ließen gehn mich meine Wege sie,
Und fragten nicht: „Sprich, was ist Poesie?"
O Gott, wie oft vernahm ich schon die Frage!
O lächelten und lachten sie nur nicht,
Wenn träumerisch mit glühendem Gesicht
Und eine Thrän' im Aug' ich ihnen sage:

9. „Wenn man im Forst auf einen Eichbaum steigt,
Und sich zum Sitze wählt sein weit verzweigt
Und rauschend Haupt mit herbe duftendem Laube.
Und sinnend dann, die Arme stumm verschränkt,

An die Geliebte, welche fern ist, denkt,
Und in das Nest schaut einer Turteltaube.
10. Wenn man am Meer, von seinem Schaum benetzt,
Sich einem Fischer auf die Schultern setzt,
Und sich hinein läßt tragen in die Wellen,
Die Odyssee legt auf sein struppig Haar,
Und singt und jubelt, daß er denkt: Fürwahr,
Das heiß' ich einen närrischen Gesellen!
11. Und wenn auf muth'gen Rossen man zu Dritt
Macht oder Vieren einen wilden Ritt —
Sieh' da! die lang gestreckten Renner schnauben,
Ihr beugt Euch spornend vor, ohn' Unterlaß
Wehn Euch die Mähnen in das Antlitz! — das
Ist Poesie; doch wollt Ihr es nicht glauben.
12. Und wenn man Nachts auf langen Brücken fährt,
Und dumpf ihr Holz vom Hufschlag murren hört,
Bis das Gespann urplötzlich wieder seinen
Huf klirrend auf das Pflaster setzt, daß gleich
Die Funken fliegen, dann ist Poesie
Der erste Ton des Eisens auf den Steinen.
13. Und Poesie auch ist's, wenn, wie ein Schwan,
Man in der Dämmerung in einem Kahn
Langsam durchfurchet eines Hafens Mitte,
Und es gestattet, daß der Kahn sich schmiegt
An irgend ein gewaltig Schiff; — so liegt
Oft neben einem Palast eine Hütte.
14. Und Poesie dann, wenn in Gummischuhn
Man einen Neger sieht im Tauwerk ruhn,
Des Abends Kühle schwebend einzusaugen;
Er schaukelt lässig sich und singt ein Lied,
Und schaut Ihr ihm in's Angesicht, so glüht
Euch, wie ein Stern, das Weiße seiner Augen.
15. Und Poesie auch würd' es sein, wenn jetzt
Dieß schwarze Roß von Dänenzucht, entsetzt,
Sich bäumete auf dieser düstern Stelle,
Mich schleuderte an dieses Felsenstück,
Daß plötzlich Nacht umflorte meinen Blick,
Und meiner Stirne dunkel Blut entquölle.
16. Und wenn alsdann, wenn ich zum letzten Mal
Beschienen von der Abendsonne Strahl,
Das matte Aug', die müde Wimper höbe
Das treue Thier, als klagt' es um mein Weh',
Gesenkten Halses auf mich niedersäh',
Und warm in mein erkaltend Antlitz schnöbe!

Karl Beck.

I. Gang um Leipzig.

1. Die Nebel steigen schläfrig aus den Gründen,
Ein Flüchtling wird der Staub umhergetrieben,
Man hört des Donners Stimme laut verkünden,
Was in's Gewölk die Blitze hingeschrieben.
2. Der Sturm ist los, mit mächtigem Gebrause
Will er vom Schlummer auf die Bäume rütteln,
Wie's auserkohrne Volk im Gotteshause
Sah ich die Zweige ihre Häupter schütteln.
3. Fort, fort, mein Dichterroß! Hinein in's Grauen,
O nicht dahin, wo frohe Seelen scherzen, —
Verwitterte Gebeine will ich schauen,
Und öde Steppen und gebrochne Herzen.
4. Vielleicht gelingt's, die Särge zu zerspellen,
Ich schwinge kühn die Streitaxt der Gedanken,
In Wüsteneien trag' ich Thränenquellen,
Wo im verbrannten Sand die Pilger kranken.
5. Vorbei! Hier werden Küsse dargeboten!
Der Dichter bleibt ein Bettler stets im Leben,
Doch reich und mächtig wird er bei den Todten,
Dort kann er frei den Schatz der Geister heben.
6. Fort aus der Stadt, auf blühend grüne Wiesen,
Am lauten Markte mag ich nicht verschmachten;
Wohl wird Verdienst, ein Feldherr, hier gepriesen,
In goldner Rüstung schlägt er seine Schlachten.
7. Und er erwählt zum Kampfplatz sich den Laden,
Und Ellen statt der blitzend hellen Schläger,
Die Thaler klingen — seine Kanonaden,
Und Zahlen sind die schwarzen, wilden Jäger.
8. Auf meinem Haupte die Studentenmütze,
Und meine Sporen klingen hell, die blanken,
Und meine Pfeife streut im Funkenblitze
Den Weihrauch den gepanzerten Gedanken.
9. So stürm' ich fort. — Er ist ein toller Bube,
So hör' ich bitter den Philister schmählen,
Was sitzt der Träumer nicht auf seiner Stube?
Und läßt aus Büchern sich die Welt erzählen?
10. Nein, nein, ich bin, ich bin kein Müßiggänger,
Auf diesen Fluren lern' ich die Geschichte,
Das rauschende Gezweig ist mir ein Sänger,
Und Busch und Gräser sind mir Kraftgedichte.
11. Hier hieß man Elephanten die Germanen,
Die wundgepeitscht sich doch geduldig zeigen;
Es mochten wohl die argen Spötter ahnen,
Daß Elephanten schwer die Kniee neigen.
12. Ich starre hin, an einen Baum mich lehnend,
Mein Geist gesalbt von der Begeistrung Oele,
Mein Auge tritt, nach Menschenblut sich sehnend,
Ein Löwe, grollend aus der dunkeln Höhle.
13. Zu Kriegern werden plötzlich alle Halme,
Geschütze führt die Wolkenkarawane,
Der Nebel wird zum schwarzen Pulverqualme,
Und jeder Baum zu einer grünen Fahne.
14. Der Sturm besiehlt den dicht geschloßnen Streitern:
Auf, auf, hinein in's laute Schlachtgewimmel!
Und auf der Dichtung schwanken Sturmesleitern
Erklimmt mein Geist den alten deutschen Himmel.
15. Da will er denn den alten Gott befragen:
Ob Alle, die des Herzens Blut verspritzen,

Die auf der Erde hier ein Kreuz getragen,
Beseligt einst, zu seiner Rechten sitzen?
16. Er will ihn fragen, ob denn Jeder, Jeder,
Der gläubig eine Welt erlösen wollte,
Sei's mit dem Schwerte, sei es mit der Feder,
Dereinst, ein Mensch, zum Gotte werden sollte?
17. Und wie er nun mit flammendem Gefieder
Zum Himmel kommt — da tönen Stimmen oben:
„Zurück! zurück! Er schläft — komm morgen wieder,
Er träumt, er hat die Wolken vorgeschoben."
18. Da war es mir, als läg' ich tief begraben,
Als hört' ich Geisterklänge um mich rauschen;
Vom großen Himmel willst Du Antwort haben?
Wird Dir die Erde dann, die kleine, lauschen?
19. Sie höret nicht Dein Flehen und Dein Schelten,
Des Reimes Hammer spaltet keine Bande,
Gedankenkugeln treffen matt und — selten,
Und Schranken stürzen nicht im Bilderbrande.
20. Mich trieb's zur Stadt zurück mit Windeseile,
Ich sah — die Stimmen hatten wahr gesprochen —
Philisterthum und Markt und Vorurtheile,
Sie standen fest — mein Herz nur war gebrochen.

II. Schillers Haus zu Gohlis.

1. So stand ich da, das Auge thränenheil,
Von bunten Träumen ward mein Sinn durchzogen,
Da schien es mir, als käme blitzesschnell
Ein Silberschwan von Weimar hergeflogen;
2. So majestätisch flog er, sah so bleich,
Er sang zu mir so süß, so wundertönig:
Einst war ich Fürst, ich erbte nicht mein Reich,
Ich ward vom Volk erwählt, ein Bürgerkönig.
3. Und Thränen, Traum und Bild und Phantasie
Umgaben mich als Schätze meiner Krone,
Im Golde meiner Sprache warf ich sie
In meines Volkes Schooß herab vom Throne.
4. Ich dachte, herrschte nach der Volksbegehr,
Drum mocht' es mit dem Purpur mich begaben;
Der reiche Mann, das Volk, geht schlicht einher,
Und ziert mit Seide seinen Edelknaben.
5. Was ist der Ruhm? Was heißt unsterblich sein?
Ist's lange her, daß ich begraben liege?
Mir raubt mein Volk den Scepter aus dem Schrein, —
Hin meine Macht, vergessen meine Siege.
6. „Du hast," so scholl der Ruf in meinen Sarg,
„Der Erde höchstes Gut uns vorenthalten,
Du gabst uns Ideale, kalt und karg,
Statt feuriger, lebendiger Gestalten."
7. Er sang so bang: Geh' heim, Du junges Blut
Zu Deiner Braut im Lande der Magyaren,
Ihr Kuß ist heiß, wie Eurer Traube Glut,
Ihr Aug' Musik — Musik der Janitscharen.
8. Dort presse sie im Tanze rasch an's Herz
Bei des Zigeuners wildem Zimbalschlage;
Wohl küßt die Muse auch — ihr Kuß ist Schmerz,
Wohl tanzet sie mit Dir — zum Sarkophage.
9. „Nein, nein," so rief ich glutbegeistert ganz,
„Du bist noch Fürst in allen deutschen Gauen,
Die Jugend frage, und den schönsten Kranz
Den binden Dir entzückt die deutschen Frauen.
10. Prophet! Du schautest tief in unsre Zeit!
O, lächle nicht, Du Mann im Leichenhemde!
Die Freiheit naht, des Frühlings Herrlichkeit,
Sie ist Dein Zaubermädchen aus der Fremde.
11. Es liegt der Knechtschaft Winter todt im Schrein!
Hinab in's Grab mit donnerndem Geschwanke!
Zur Herrschaft strebt, ein andrer Wallenstein,
Der groß und frei sich fühlende Gedanke.
12. Dein Posa ist kein schaumgeborner Wahn:
Ist Börne für die Menschheit nicht gefallen?
Es klomm sein Geist, ein Tell, den Berg hinan,
Und ließ der Freiheit Hifthorn weit erschallen.
13. Dort hat er rüstig seinen Pfeil gespitzt,
Entfernt von seiner Lieben treuem Heerde,
Er zielte, schoß — und tief im Apfel sitzt
Der Freiheit Pfeil, — tief in der runden Erde.
14. Da schwand das Bild; denn dicht am Fensterlein
Des Hauses stand ein Mann im Abenddunkel,
Sein Haar umfloß der Sonne letzter Schein,
Wie eines Diademes Goldgefunkel.
15. Don Philipp schien's — und vor ihm auf das Knie
War ich begeistert, gläubig hingesunken,
Ich seufzte, bat: „O, geben, geben Sie
Gedankenfreiheit!"
„„Herr, sind Sie betrunken?""

Inhalt der zweiten Abtheilung.

Uebersicht der in beiden Abtheilungen mitgetheilten Dichter.

Anmerkung. Die in der Vorrede zur ersten Abtheilung versprochene, nach den Dichtungsformen geordnete Uebersicht aller mitgetheilten Stücke wird besser bei dem Kommentar gegeben werden, zu dem sie sich zugleich als Register anschließen wird.

Handbuch

der

poetischen Nationalliteratur der Deutschen.

Druck von Zürcher u. Furrer.

Handbuch

der poetischen

Nationalliteratur der Deutschen

von

Haller bis auf die neueste Zeit.

Vollständige

Sammlung von Musterstücken

aus allen Dichtern und Dichtungsformen, nebst Angabe der frühern Lesarten, biographischen Notizen und literarisch-ästhetischem Kommentar.

Von

Dr. Heinrich Kurz.

Dritte Abtheilung: Kommentar.

Zürich,

Verlag von Meyer und Zeller, ehedem Ziegler und Söhne.

1842.

Vorrede.

Im Vorworte zur ersten Abtheilung des Handbuchs wurde zwar der jetzt vorliegende Kommentar angekündigt, jedoch wurden die nöthigen Bemerkungen über Anlage und Ausführung desselben auf eine ihm beizufügende kurze Vorrede verschoben. Aber wenn ich es auch nicht versprochen hätte, würde es unerläßlich sein, den Standpunkt zu bezeichnen, den ich bei der Bearbeitung des Kommentars für den zweckmäßigsten hielt, weil sich derselbe von dem Wege, den man bei solchen Büchern einzuschlagen gewohnt ist, in den meisten und wichtigsten Beziehungen entfernt.

Zunächst mußte eine Gränze bestimmt werden, innerhalb welcher sich der Kommentar bewegen sollte, und die er auf keine Weise überschreiten durfte; denn ohne eine solche feste Bestimmung hätte man sich entweder in eine unabsehbare Menge von Erklärungen verloren, wodurch das Buch zu einem übergroßen Umfang angewachsen wäre, oder man hätte sich einer nicht zu entschuldigenden Willkühr überlassen müssen. Der Verfasser entschloß sich daher, alle diejenigen sachlichen Bemerkungen wegzulassen, welche sich jeder Leser selbst durch Benutzung von Büchern, die in allen Händen sind, leicht verschaffen kann. Man wird demnach keine Erklärungen aus dem Gebiete der Geschichte, Geographie, Mythologie u. s. w. finden, einzelne wenige Fälle ausgenommen, wo das Verständniß des erläuterten Gedichts solche unbedingt forderte.

Trotz dieser Einschränkung blieb die Menge des zu verarbeitenden Stoffs noch groß genug. Denn wenn der Kommentar mit dem „Handbuch" in Uebereinstimmung gebracht werden sollte, so mußte man die folgenden Gesichtspunkte ins Auge fassen und so streng als möglich durchführen.

1. Man mußte eine geschichtliche Entwickelung der deutschen Poesie seit Haller geben und begründen;
2. man mußte in dieser Entwickelung vor Allem die relative Bedeutsamkeit der einzelnen Dichter hervortreten lassen;
3. Beides aber durfte nicht in allgemeinem historischen Abrisse geschehen, wie es einer Literaturgeschichte zukommt, es mußte vielmehr das Eine wie das Andre an den aufgenommenen Gedichten dargethan werden; denn in diesen sollte sich ja die Geschichte der Poesie sowohl als das Wesen des einzelnen Dichters abspiegeln;

4. es mußte sodann auch das einzelne Gedicht als selbstständiges Ganze aufgefaßt und insbesondere nach seinem künstlerischen Werthe betrachtet werden; und endlich mußte man
5. eine genügende Darstellung der verschiedenen Dichtungsformen geben und deren Nothwendigkeit in der Zeit ihrer Erscheinung darthun.

Bei solcher Aufgabe konnte die althergebrachte Einrichtung der Kommentare offenbar nicht genügen, welche sich immer nur mit dem Einzelnen beschäftigt, ohne auf dessen inneren und äußeren Zusammenhang mit dem Ganzen Rücksicht zu nehmen; aber es war nicht leicht, eine andere an die Stelle zu setzen, da die einzelnen Forderungen, welchen genügt werden sollte, nicht nur sehr verschiedenartig waren, sondern sogar mit einander in Widerspruch zu sein schienen, indem einerseits das ausführlichste Detail, andrerseits wieder die größtmöglichste Uebersichtlichkeit erstrebt werden mußte. Man hätte freilich die verschiedenen Gesichtspunkte abgesondert behandeln und den Kommentar in mehrere Theile trennen können, von denen der Eine die literarhistorische Entwickelung mit den biographischen Notizen, ein anderer die Darstellung der Dichtungsformen, und ein dritter die Erklärung der einzelnen Gedichte enthalten hätte. Aber es fand sich bei näherer Prüfung dieser Weg ebenfalls ungenügend. Denn abgesehen davon, daß bei dieser Zersplitterung nicht bloß ein Kommentar, sondern auch ein Leitfaden zur Literaturgeschichte und eine Poetik gegeben worden wäre, was um so weniger der Zweck sein konnte, als wir schon viele und gute Bücher dieser Art besitzen, so wäre dabei der eigentliche Zweck keineswegs erreicht worden, weil dann die einzelnen Gedichte immer nur als einzelne, abgerissene Erscheinungen hätten dargestellt und erklärt werden müssen, ihre historische Bedeutung dagegen, ihr Zusammenhang mit den Dichtern und der ganzen Literatur nicht zur Anschauung gekommen wäre.

So kam der Verfasser endlich zur Ueberzeugung, daß es nur Ein Mittel gebe, die oben angegebenen Forderungen zu erfüllen, das nämlich, sie trotz ihrer Verschiedenheit zusammenzufassen und nebeneinander zu entwickeln. Die historische Betrachtung mußte dem Ganzen als Grundlage dienen; sie ist gleichsam der rothe Faden, der sich durch das ganze Buch zieht und dessen einzelne Theile zu einem Ganzen verbindet. Die allgemeinen geschichtlichen Bemerkungen werden sodann durch die nähere Entwickelung der einzelnen Dichter begründet, welche wiederum in der Erklärung der einzelnen Gedichte ihre Begründung finden. Auf diese Weise steht Alles in der engsten Wechselwirkung; die allgemeinsten Betrachtungen tragen zur Erläuterung der einzelnen Gedichte eben so gut bei, als die besondern Bemerkungen, und diese erscheinen wiederum als nothwendige Erweiterungen der ersteren, wodurch denn jedes einzelne Gedicht eine ihm zukommende historische Bedeutsamkeit erhält. So konnte auch die Entwickelung der einzelnen Dichtungsformen leicht eingereiht werden, denn da jede derselben einmal wenigstens vorzugsweise bearbeitet worden ist, und der Charakter einiger Perioden der poetischen Literatur sogar

in der Bevorzugung dieser oder jener Dichtungsform liegt, so mußte es offenbar zur größeren Anschaulichkeit und lebendigeren Begründung beitragen, wenn man der historischen Betrachtung auch die ästhetische Entwickelung beifügte.

Der Verfasser hofft, daß man mit der Einrichtung seines Buches zufrieden sein und sie mit ihm praktisch und zweckgemäß finden wird. Was die Ausführung betrifft, so kann er wohl sagen, daß er sich gewissenhaft bemüht hat, etwas Brauchbares zu liefern; ob aber seine Bemühungen durch den Erfolg gerechtfertigt worden sind, darüber steht ihm keine Stimme zu: er darf höchstens den Wunsch und die Bitte aussprechen, daß man ihm dieselbe Nachsicht zu Theil werden lasse, die man ihm bei Beurtheilung der beiden ersten Bände in so reichem Maße bewiesen hat.

Der Verf. glaubt seine Dankbarkeit für diese Nachsicht nicht besser an den Tag legen zu können, als wenn er sich über einige Punkte ausspricht, welche in mehreren Recensionen berührt worden sind. — Bei der großen Anzahl von jungen Dichtern, welche vom Norden bis zum Süden durch alle Gauen des Vaterlandes ihre Stimme ertönen lassen, mußte die Auswahl um so schwieriger sein, als nur Wenige von ihnen schon jetzt eine einflußreiche Stellung einnehmen, wenn auch Viele so reichbegabt sind, daß sich für die Zukunft Bedeutendes erwarten läßt. Die Meisten unserer jüngeren Dichter haben so viel Gemeinsames in Richtung und Bildung; es stehen sich ihre Leistungen an Werth so sehr gleich, daß eine Abwägung ihrer respectiven Bedeutsamkeit beinahe zur Unmöglichkeit wird. Wenn daher das Handbuch manche Namen voll guten Klangs nicht berücksichtigt hat, wenn Dichter wie Dingelstedt, Feuchtersleben, Bechstein, Wackernagel, Simrock, Prutz und viele Andere nicht aufgenommen worden sind, so geschah es nicht, weil diese für unbedeutender gehalten wurden, als manche, denen ein Platz eingeräumt worden ist, als vielmehr weil eine Gränze gezogen werden mußte, weil, wenn die eben Genannten hätten berücksichtigt werden wollen, denselben nothwendig noch eine große Menge Anderer hätte beigefügt werden müssen. Der Grundsatz der Vollständigkeit, der sich bis auf die neueste Zeit durchführen ließ, mußte hier nothwendig eine Einschränkung finden, weil das Buch entweder eine viel zu große Ausdehnung erhalten hätte, oder weil man gezwungen worden wäre, von vielen Dichtern nur einzelne Stücke mitzutheilen, wodurch man die Vollständigkeit am Ende doch nicht gewonnen hätte. Denn nicht alle Dichter haben eine so sicher ausgesprochene Eigenthümlichkeit, wie z. B. Kopisch oder Freiligrath, daß man dieselbe auch an einzelnen Poesien wahrnehmen kann; viele, z. B. Julius Mosen oder H. Stieglitz entwickeln vielmehr eine große Vielseitigkeit, die sich nur aus vielen Mittheilungen würde erkennen lassen. Diese Gründe mußten, wie gesagt, den Herausgeber veranlassen, sich eine Gränze zu ziehen. Da diese aber nicht nach der absoluten Wichtigkeit der Dichter bemessen werden konnte, auch nicht nach ihrem Einflusse, der zum großen Theil noch nicht bestimmt zu werden vermag; so möchte es allerdings scheinen, als ob der Herausgeber hier nur willkührlich verfahren wäre und

nur seine persönliche Vorliebe zu Rathe gezogen hätte. Und es ist ihm in der That dieser Vorwurf gemacht worden. Der Herausgeber hofft, denselben durch die Schlußbemerkungen (S. 416) entkräftet, und nachgewiesen zu haben, daß auch die Auswahl der neuesten Dichter historisch begründet ist, und daß, wenn einmal der Grundsatz der Vollständigkeit aufgegeben werden mußte, nur gerade diese und keine anderen Dichter mitgetheilt werden durften. Eben so darf er sich hinsichtlich des Vorwurfs, daß er einzelne Dichter, insbesondere aber Rückert mit zu großer Vorliebe behandelt habe, auf die im Kommentar niedergelegten Bemerkungen berufen: es ist nicht eine übertriebene Vorliebe zu dem genannten Dichter, sondern es ist dessen Universalität, die den Herausgeber veranlaßte, ihm einen verhältnißmäßig so großen Raum anzuweisen; ein solcher war nothwendig, um Rückerts unerschöpflichen Reichthum in Form und Gedanken zur Anschauung zu bringen (S. 404 ff.). Auch hinsichtlich Schiller's darf der Verf. auf den Kommentar verweisen (S. 261 ff.), wo sich zugleich die Gründe finden, die ihn bewogen, einen Hauptabschnitt zwischen Göthe und Schiller zu machen (S. Vorrede zur ersten Abtheilung S. XII).

Endlich wurde gesagt, daß das Handbuch neben vielem Klassischen auch manches Unklassische enthalte. Dieser Vorwurf ist in der That nicht unbegründet; aber eines Theils war es nicht zu vermeiden, einiges Mittelmäßige aufzunehmen, wenn alle Dichter, die auf irgend eine Weise von Einfluß waren, und wenn zugleich alle Dichtungsformen bedacht werden sollten; und andern Theils sind manche Gedichte, wie man aus dem Kommentar sich überzeugen kann, nicht sowohl ihretwegen, als vielmehr zum Behufe der Vergleichung mit anderen oder zu deren Erklärung mitgetheilt worden (so z. B. S. 285. 288. u. a. a. O. m.). Freilich wäre es geeigneter gewesen, diese Dichtungen nicht im Texte selbst, sondern im Kommentar zu geben, wie es noch bei einigen andern geschehen ist und der Herausgeber bedauert sehr, daß ihm dieser Ausweg nicht früher in den Sinn gekommen ist, weil das Buch dadurch unbestreitbar gewonnen hätte.

Aarau, den 28. Oktober 1841.

Heinrich Kurz.

Die Geschichte der deutschen Literatur läßt sich am füglichsten wohl in drei Hauptabschnitte theilen, die alte, die mittlere und die neue Zeit. Die erste Periode, welche mit den frühesten Spuren deutscher Poesie beginnt, umfaßt die Zeit bis zum Jahr 1500, d. h. die Zeit des Minnegesangs in seiner allmähligen Entwickelung und höchsten Blüthe bis zu seinem gänzlichen Verfall und seinem letzten Nachklang in den Reimen der Meistersänger. Die zweite Periode begreift die Zeit von 1500 bis 1720, in welcher sich das Hochdeutsche ausbildete und sich zunächst durch Luther als allgemeine Schriftsprache und insbesondere als Sprache der Prosa, später durch Opitz auch als Sprache der Poesie festsetzte, während der lebendige Geist der Poesie immer mehr verschwand und zur flachen, geschmacklosen Nachahmung des Fremden herabsank. In der dritten Periode endlich, welche die Zeit von 1720 bis zur Gegenwart umfaßt, erhebt sich Poesie und Kunst allmählig wieder zu selbstständigem Leben, das vorzüglich durch sichtliche und fortgesetzte Bestrebungen nach nationeller Entwickelung hervorgerufen, gefördert und gekräftigt wird, welche Bestrebungen schon dadurch von ausschließender Einseitigkeit befreit bleiben, weil sie sich auf naturgemäßem Wege an das Fremde anschließen und sich das Ausländische anzueignen suchen, sobald es als Ausfluß höhern poetischen Lebens erscheint.

Wir haben im „Handbuch" versucht, ein vollständiges Bild dieser dritten Periode in ihrer allmähligen Entfaltung zu geben; es ist schon in der Vorrede zur ersten Abtheilung angedeutet worden, welche Gründe den Herausgeber bewogen haben, sich auf diese Epoche zu beschränken, es ist daher nicht nöthig, dieselben hier nochmals zu wiederholen. Dagegen ist es wohl geeignet, einen Blick auf die letzten Zeiten der zweiten Periode zu werfen, da in ihnen die Ursachen zu finden sind, welche eine bessere Zeit hervorriefen.

Die Nachahmung des Fremden, welche als der Grundzug der zweiten Periode immer wieder durchbricht, hatte sich gegen die Mitte des siebzehnten Jahrhunderts vorzugsweise auf die spätern Italiener geworfen (Marino, Guarini u. a. m.). Wenn aber diese schon durch unwahre Anschauung des Lebens, durch zucht- und sittenlose Ueppigkeit, durch geschmacklose Ziererei und falschen Pathos sich bemerkbar machten, so wurden diese Eigenheiten von ihren deutschen Nachahmern, die man unter dem Namen der zweiten schlesischen Schule zusammenfaßt, bis zum Ekel übertrieben. Es verschwand alle Wahrheit und Züchtigkeit aus der bis dahin immer heilig und keusch gehaltenen Poesie; Sinnlichkeit und moralische Schwelgerei war das Losungswort geworden; man suchte sich in schlüpfrigen, ja selbst schmutzigen Darstellungen zu überbieten. Wie der Inhalt, so war auch der Styl jener Dichtungen zügellos, geziert, überladen, schwülstig und nach Bilderfülle haschend. Zwar hatten einige Dichter, wie Wernicke und Brockes, dieser verderblichen Unnatur und Zuchtlosigkeit würdigen Ernst und strengere Sittlichkeit entgegenzusetzen versucht, aber sie konnten dem reißenden Strome um so weniger mit Glück widerstreben, als die Hauptdichter, welche jener Manier fröhnten (Hoffmannswaldau, Lohenstein rc.), ohne Zweifel bedeutenderes Talent hatten, als sie. Was sie nicht bewirken konnten, bewirkte die Zeit. Die bis zum Abenteuerlichen wachsende Geschmacklosigkeit der zweiten schlesischen Schule mußte endlich Uebersättigung und in Folge derselben einen Gegensatz hervorrufen. Ihrem falschen Pathos, ihrer regellos schweifenden Phantasie mit ihren gekünstelten, oft undeutlichen Wendungen, ihrer Prunksucht trat mit Gottsched[1]) und dessen Anhängern zunächst das Streben nach Klarheit, Einfachheit und Wahrheit entgegen. Aber leider waren die Männer, die sich dieser neuen Richtung bemeisterten, nicht geeignet, sie auch in ihrem wahren Wesen aufzugreifen. Sie blieben am Aeußerlichen kleben und verfielen daher in das andere Extrem, nüchterne Korrektheit und phantasielose Reimerei. Doch gebührt ihnen der Ruhm, das alte Unwesen unwiederbringlich gestürzt und eine neue Welt der Anschauung eröffnet, überhaupt zum Denken geleitet zu haben. Gottsched hatte den falschen Geschmack gestürzt, ohne ihm Besseres entgegenzusetzen; Bodmer[2]) und Breitinger[3]) haben das Verdienst, über das Wesen der Kunst, besonders der Poesie zuerst tiefer und gründlicher gedacht zu haben; was ihnen aber eine bleibende Stelle in der Geschichte der deutschen Literatur sichert, ist, daß sie zuerst die Bedeutung einer nationellen Entwickelung der Poesie geahnt haben. Von diesem Gesichtspunkte aus müssen ihre Hinweisungen auf die Engländer, sowie ihre Bemühungen um die ältere deutsche Poesie aufgefaßt werden, wenn sie in ihrer wahren Bedeutung erkannt werden sollen.

---

1) **Johann Christoph Gottsched**, geb. 1700 zu Juditenkirch bei Königsberg, gest. 1766 in Leipzig, wo er zuerst Prof. der Philosophie und Dichtkunst, später der Logik war.

2) **Johann Jakob Bodmer**, geb. 1698 zu Greifensee im Kanton Zürich, gest. 1783 in Zürich, als Prof. der helvetischen Geschichte.

3) **Johann Jakob Breitinger**, geb. 1701 in Zürich, wo er 1731 Prof. der hebräischen, 1745 Prof. der griechischen Sprache wurde; gest. ebendaselbst 1776.

I. Zeit der didaktischen Poesie.

Die sächsische Schule.

Durch alle diese Bestrebungen war vorzüglich das Denken angeregt worden, das sich immer mehr als Gegensatz zur bisherigen phantastischen Richtung geltend machte, und wenn in den Dichtungen der schlesischen Schule allem Verständigen und Wahren der offenste Hohn geboten wurde, so war jetzt gerade dieses zur Losung geworden, und man glaubte, die erste und bei weitem vorzüglichste Bestimmung der Poesie, ihr heiligster Zweck, bestehe darin, in Versen moralische Lehren zu geben. Wenn aber der Gedanke, das Philosophiren sich eine poetische Form sucht, so tritt die **didaktische Poesie** in allen ihren verschiedenen Gattungen, besonders aber dem **Lehrgedicht** hervor. Somit war dieses die Dichtungsart, welche, durch den Gegensatz geboten und nothwendig geworden, alle bessern Geister an sich ziehen und so lange herrschen mußte, bis neue Ideen auch andere Formen nothwendig machten. Daher sind alle bedeutenden Erscheinungen aus dieser Zeit mit wenigen Ausnahmen Lehrgedichte. Ja, das Lehrgedicht war so sehr in der Zeit bedingt und aus ihr hervorgegangen, daß selbst andere Compositionen, besonders aber die lyrischen, beinahe durchgehends didaktischer Natur waren und nur in der äußern Gestaltung das Gepräge des Liedes rc. an sich trugen, wie auch das epische Gedicht, vorzugsweise als äsopische Fabel, also mit vorwaltendem didaktischem Element erschien. Aus eben dieser Nothwendigkeit läßt es sich erklären, warum das Lehrgedicht so lange bearbeitet wurde, und selbst in die Zeiten hinübergeht, die in der Poesie Höheres anerkannt und geleistet haben.

Die Frage, ob das Lehrgedicht, oder allgemeiner gefaßt, die didaktische Poesie überhaupt ins Gebiet der Poesie gehöre, hat die Kunstkenner und Kritiker vielfach beschäftigt und die verschiedenartigsten Ansichten hervorgerufen. Am einfachsten und sichersten mag sie durch die folgende Bemerkung Göthe's beantwortet werden: „Es ist nicht zuläßig, daß man zu den drei Dichtungsarten, der lyrischen, epischen und dramatischen, noch die didaktische hinzufüge. Dieses begreift Jedermann, welcher bemerkt, daß jene drei ersten der Form nach unterschieden sind und also die letztere, die von dem Inhalte ihren Namen hat, nicht in derselben Reihe stehen kann.“ — Also als besondere Form tritt das didaktische Gedicht nicht auf, wie es denn auch alle möglichen Gestaltungen annehmen, als lyrisches, episches oder dramatisches Gedicht erscheinen kann.

Aber auch dem Wesen nach kann das Lehrgedicht nicht darauf Anspruch machen, zur Poesie gerechnet zu werden.

Jedes poetische Kunstwerk ist die schöpferische Gestaltung und Wiedergeburt des in freier Geistesthätigkeit angeschauten Welt- und Menschenlebens. Da nun das Lehrgedicht eine Veranschaulichung von Ideen und Ansichten ist, welche in ihrem Zusammenhange, wie in ihren Ursachen und ihren Folgen einem festen, unabänderlichen Gesetze, dem des logischen Denkens, unterworfen sind, da es sogar sehr häufig zur Darstellung von Kenntnissen und wissenschaftlichen Erörterungen gebraucht wird, wo der Dichter mit den Banden der Erfahrung gefesselt ist; so hört offenbar das lebendige Walten der schöpferischen Phantasie auf, und es kann von Poesie im wahren Sinne des Worts nicht mehr die Rede sein.

Wenn aber das didaktische Gedicht weder als besondere Kunstform angesehen werden kann, noch seinem Wesen nach zur Poesie gehört, wie war es denn möglich, daß es sich demungeachtet als eigenthümliche poetische Erscheinung geltend machte? welchem Umstande ist es zuzuschreiben, daß beinahe alle Völker, von den ältesten Zeiten an bis auf die unsrigen herab, Lehrgedichte besitzen, denen hohes poetisches Verdienst nicht abgesprochen werden kann? Dieß läßt sich allein, aber auch genügend, durch die Bemerkung erklären, daß der didaktische Dichter seinem unpoetischen Stoffe wenigstens den äußern Schein des poetischen Lebens zu geben trachtet, und daher zu allen Mitteln greift, die ihm die poetische Kunst darbietet. Ein didaktisches Gedicht wird daher um so besser sein, je mehr es durch äußern Glanz der Darstellung, durch schöne anziehende Diktion, geistreiche Wendungen, gelungene Individualisirung des Ideellen und Versinnlichung des körperlichen Gedankens rc. den unpoetischen Keim, den Mangel an schöpferischer Gestaltung zu decken vermag, und je mehr der Dichter seinem Stoff solche Seiten abgewinnt, die, für sich betrachtet, einer poetischen Auffassung fähig sind.

Fassen wir das Gesagte kurz zusammen, so geht aus demselben hervor, daß das didaktische Gedicht zwar nicht als besondere Kunstform sich darstellt, und auch seinem Wesen nach streng genommen, nicht zur Poesie gehört, daß es sich aber durch die poetische Behandlungsweise an dieselbe anschließt, und daß die oft gelungenen, mit allem Reiz der poetischen Sprache ausgestatteten Dichtungen dieser Art auf eine Stelle in der Geschichte der Literatur allerdings Anspruch machen können.

Wir wollen die verschiedenen Dichtungsarten und Formen, in welchen sich das didaktische Element ausgesprochen, nach einander genauer prüfen, wobei wir auch sogleich diejenigen Dichter berühren wollen, welche zwar einer spätern Zeit angehören, sich aber ihrem Wesen und ihren Dichtungen nach an die didaktische Richtung dieser früheren Zeit anschließen.

1. Das Lehrgedicht.

Haller. — Greuz. — Withof. — Uz.

Unter allen deutschen Dichtern, die vorzugsweise zu den didaktischen gerechnet werden können, tritt **Haller**[1]) am großartigsten hervor. Von

1) **Albrecht von Haller**, geb. in Bern, den 16. Oktober 1708, dichtet schon im zehnten Jahre, bezieht, erst 15 Jahre alt, die Universität Tübingen, studirt Medizin, besonders aber Anatomie und Botanik, geht dann nach Leiden, bereist Deutschland, England und Frankreich. 1729 praktischer Arzt in Bern; 1736 Prof. der Medizin, Anatomie und Botanik in Göttingen, 1749 von Oesterreich in den Adelstand erhoben; kehrt 1753 nach Bern zurück, wo er verschiedene Aemter bekleidet; gest. den 12. Dezember 1777.

Natur zum Gedrängten geneigt, wie Göthe richtig von ihm bemerkt, durch seine vielfachen Bestrebungen zur Kürze genöthigt, und durch das Studium der englischen Dichter zur Präcision geleitet, wie er selbst erzählt, schuf er sich eine Sprache, deren Kraft, Kühnheit und Gedankenfülle die Härte und Ungeschmeidigkeit seines schweizerischen Dialekts oft vergessen läßt, besonders wo er durch seine großen und erhabenen Bilder, durch seine lebendige Naturanschauung, durch die Tiefe seiner Ideen Geist, Herz und Gemüth mit gleicher Gewalt ergreift. Zwar hat Haller nicht bloß Lehrgedichte geschrieben, er hat sich vielmehr in verschiedenen Dichtungsarten versucht, aber auch in seinen lyrischen und beschreibenden Dichtungen, namentlich in den „Alpen,“ welche seinen Ruhm zuerst begründeten, zeigt er sich immer als didaktischer Dichter und gerade in den Alpen haben die didaktischen Stellen wohl mehr eigenthümlichen Werth, als die moralischen.

Unter seinen Lehrgedichten ist das „Ueber den Ursprung des Uebels“ (Handbuch 2c. Th. I. S. 1.) von jeher als das bedeutendste anerkannt worden; der Dichter selbst hielt es für sein bestes, er hatte über ein Jahr lang und mit großer Liebe daran gearbeitet. Der Zweck des Gedichtes ist die Rechtfertigung der Weltregierung Gottes. Nachdem der Dichter im ersten Buche den Zustand der Menschen auf dieser Welt als einen unglücklichen geschildert und die Gründe entwickelt hat, welche die Menschen zu haben glauben, sich über ihren Schöpfer zu beschweren, sucht er im zweiten und dritten Buche das Vorhandensein des Uebels in der Welt aus den Absichten Gottes zu rechtfertigen, indem er nachweist, daß die Ursachen des moralischen Uebels in den Menschen selbst liegen[1]). Diese abstrakten, von aller poetischen Auffassung so entfernten Gedanken, die freilich eher den Inhalt einer philosophischen Abhandlung als eines Gedichts zu bilden scheinen, hat der Dichter kunstvoll in ein poetisches Gewand gehüllt, so daß der Leser, von der Ausführung des Einzelnen angezogen, kaum mehr an die unpoetische Basis des Ganzen denkt. Besonders ist dieses dem Dichter dadurch gelungen, daß er die allgemeinen Ideen versinnlicht, individualisirt, und so aus dem Gebiete des abstrakten Denkens in das der poetischen Anschauung gebracht hat. Die Sprache ist, wie in allen Erzeugnissen Hallers, voll Kraft und Begeisterung, oft erhaben, immer gedrängt und klar. An Kühnheit der Bilder steht dies Gedicht den Alpen kaum nach, wie es auch in der Lebendigkeit der Schilderungen wohl nicht leicht übertroffen wird, was der Eingang mit der glücklichen und wie Haller selbst bemerkt, getreu nach der Natur gezeichneten Schilderung einer Gebirgsgegend (Buch I. V. 1 bis 60) wohl bestätigt. Schon die einzelnen glücklichen Gemälde, oft lieblich (wie V. 35), oft erhaben (wie V. 52 u. ff.) beurkunden den lebendig gestaltenden Dichter; noch mehr aber die Einheit der ganzen Darstellung, wodurch sich Haller vor andern beschreibenden Dichtern vortheilhaft auszeichnet (S. unten VIII). Diese lebendige Einheit scheint Haller dadurch hervorgebracht zu haben, daß er zuerst eine allgemeine Skizze der Landschaft entwarf, sie gleichsam in einen Rahmen faßte und dadurch der Phantasie des Lesers die nöthigen Gränzen setzte (V. 5—8), dann erst die Hauptpunkte hervorhob (9—15), um welche die einzelnen Bilder sich leicht gruppiren ließen (20—51) und endlich das Ganze mit einem der wichtigsten Momente des Gemäldes schloß (52—60). — Auch die Schilderungen der Zustände aus der innern Welt gelingen unserm Dichter überaus gut (Buch I. 77—118; II. 25—64; 133—155; 175—182 u. s. w.); er erscheint als feiner und tiefer Beobachter der verborgensten Falten des mensch-

---

1) **Gedankengang.** I. Buch. Vers 1—64. Der Dichter schildert die herrliche Aussicht, die ihn eines Abends gefesselt hielt, und ihn zu dem Ausrufe zwang, daß ein allgemeines Wohl die Natur beseele. 65—118. Indem er über diesen Satz weiter nachsinnt, erinnert er sich der Klagen, welche so häufig erhoben werden, und er muß sich nun gestehen, daß die innere Welt allerdings vielen Stoff zu Klagen darbiete. Er schildert hierauf das menschliche Leben von dieser Seite und zeigt die mannigfaltigsten Leiden, denen die Menschen ausgesetzt sind. 119—142. Der Gedanke an diese Leiden bewegt ihn zu fragen, warum Gott der Allgütige und Allweise eine so unvollkommene Welt geschaffen habe. — 143—146. Der Dichter erschrickt vor dieser Frage als einer Gotteslästerung; nach Gottes Willen solle man die Laster fliehen, ohne zu fragen, warum sie vorhanden seien. 147—162. Doch sei es erlaubt, diejenigen zu bekämpfen, welche das Uebel in der Welt benutzen wollen, um gottlose Ansichten zu verbreiten. — II. Buch. Vers 1—16. Erschaffung des Weltalls und 17—28 der ursprünglich guten Geisterwelt, welcher Gott freien Willen verliehen habe. 29—64. Gründe, die Gott hatte, ihnen freien Willen zu geben. 65—98. Diese Geister waren aber an Herrlichkeit und Erkenntniß verschieden, obgleich alle in ihrer Art vollkommen. 99—108. Doppelte Natur der Menschen. 109—156. Die zwei Haupttriebfedern ihrer Handlungen sind die Liebe zu sich selbst und die zu ihrem Nächsten. Schilderung dieser Triebfedern und ihrer Wirkungen. Ihnen gesellte Gott noch 157—174 die körperliche Reizbarkeit (den Schmerz) und 175—182 die geistige Reizbarkeit (das Gewissen), um den Menschen wachsam gegen sich selbst zu erhalten. 183—208. Jeder ist mit dem Nöthigen ausgerüstet, wenn auch die Gaben der Einzelnen nicht gleich gemessen sind. — III. Buch. Vers 1—33. Fall der Geister; Verschiedenheit dieses Falles nach der Verschiedenheit der Geister selbst; 34—54 Fall des Menschen und Ursachen dieses Falls. 55—80. Allgemeinheit dieses Falles und dessen Folgen 81—126 auf das Herz und Gemüth, 127—140 auf den Körper und 141—160 auf den Geist der Menschen. 161—170. Der Dichter verläßt hier den Gang der bisherigen Entwickelung und schildert als Gegensatz die Seligkeit der von Gott nicht Abgefallenen. Dann kommt er auf den verlassenen Punkt zurück und frägt, 171—182 warum Gott nicht lieber das ursprüngliche Nichts habe währen lassen, wenn keine mögliche Welt ohne Uebel bestehen könne. 183—202. Die Menschen können diese Frage nicht beantworten, weil sie keine Einsicht in den Zusammenhang der ganzen Schöpfung haben, sie vielmehr die Welt nur ihrem kleinsten Theile nach kennen. 203—214. Daß uns aber Gott liebe, sehen wir aus dem Baue des menschlichen Körpers, 215—218 und wir dürfen erwarten, daß er eben so gütig und väterlich für unsere Seele gesorgt habe. 219—232. Die ganze Schöpfung beweist ja die Güte Gottes, und wenn unser Geist einst in die Geheimnisse derselben dringen kann, werden wir einsehen lernen, daß auch das Uebel in der Welt sich mit der Weisheit, Gnade und Gerechtigkeit Gottes vereinigen lasse.

lichen Herzens, als gründlicher Denker, wie er auch hinwiederum diesen Zuständen ihre poetische Seite abzugewinnen versteht; sie werden vorzüglich dadurch zur Anschaulichkeit gebracht, daß er am Schlusse seiner Schilderungen die einzelnen Momente in Einen Brennpunkt zusammenfaßt (Buch I. V. 115—118. II. 56—62; 181—182 u. s. w.). Die Darstellung der Weltschöpfung (Buch II. 1 ff., besonders 90 ff.) ist ganz im Geiste der biblischen Urkunden gehalten, obgleich nicht sklavisch nacherzählt, sondern mit freiem, selbstständigem Geist aufgefaßt. Ergreifend und bis ins Innere der Seele dringend ist die Schilderung des moralischen Verderbens in der Welt (Buch III. 53 ff.), so wie der Wirkungen, die der Sündenfall auf die Menschen hatte (III. 81 ff.), welche auch bei Befriedigung aller ihrer Wünsche niemals zur Ruhe gelangen können. Anschaulichkeit gewähren hier besonders die historischen Allusionen (Buch III. 94. 124); und einzelne Stellen (z. B. Buch III. V. 133—140; 144; 150; 155 u. a. m.) glänzen durch ihre selbst bei Haller bemerkenswerthe, inhaltschwere, kurze und kraftvolle Sprache.[1]

Was wir oben behaupteten, daß beinahe alle poetischen Erzeugnisse jener Zeit das Gepräge des Lehrgedichts an sich trügen und nur der äußern Form nach zu einer andern Gattung gehörten, gilt auch von denjenigen Dichtungen Hallers, welche man als Oden, Elegien ꝛc. zu bezeichnen pflegt; es gilt auch insbesondere von der „Trauerode auf den Tod seiner geliebten Mariane“ (I. 673), bei welcher wir die frühern Bemerkungen über die didaktische Poesie bewahrheitet finden. Zwar ist der Stoff dieser Ode an und für sich durchaus lyrisch; aber die Auffassung ist es nicht. Der Dichter führt uns nicht in das Gebiet der Empfindungen, der Gefühle; sondern er offenbart uns die Welt seiner Ideen; es sind Betrachtungen über den herben Verlust, den er erfahren; es sind Beobachtungen des eignen Selbst, oder Erinnerungen an die schöne Vergangenheit. Diese Auffassung des in der That poetischen Stoffes ist ein Fehler der Zeit, nicht des Dichters; wir müssen vielmehr bewundern, wie dieser den erwähnten Mangel zu besiegen und uns durch seine poetische Kunst zu rühren versteht, wie er unsere Gefühle aufregt, ob er sich gleich an den Gedanken wendet. —

Wie Haller, so war auch **Creuz**[2]) durch die Bekanntschaft mit den Engländern zur didaktischen Poesie hingewiesen worden; nur hatte sich dieser vom Anfang an engere Gränzen gezogen, und beinahe allein Youngs Nachtgedanken zu seinem Vorbilde gewählt, da diese seinem von Natur zur Schwermuth geneigte Gemüth willkommene Nahrung darboten. Diese bis zur Krankhaftigkeit ausgebildete Seelenrichtung — und sie ist die eigenthümliche Seite seiner Poesie — zeigt sich in den drei aufgenommenen Gedichten (I. 285. ff.), selbst in dem schönen Liede: „In einer stillen Nacht“, welches die Hoffnung auf ein künftiges Leben ausspricht, und somit als Widerruf seiner „Gräber“ erscheint, in denen er diese Hoffnungen als ein täuschendes Traumbild dargestellt hatte. Doch kann er die Unzufriedenheit mit dem Leben nicht verbergen, und seine Sehnsucht nach dem Grabe spricht sich im zweiten Gedichte „das höchste Gut“ unaufhaltsam aus. In der Elegie „die Zukunft“, die noch viel mehr an den didaktischen Dichter erinnert, als Hallers „Trauerode“, kann er nur durch die trübsten Ahnungen und die qualvollsten Bilder hindurch zur Idee des künftigen Lebens gelangen, die ihm aus dem Glauben an Gott herüberwinkt; aber man sieht, daß dieser Glaube nicht der einer ver-

---

1) **Wort- und Sacherklärungen.** Buch I. Vers 14. Nüchtlands Haupt, d. i. Bern. Nüchtland hieß früher die Landschaft, in welcher Bern liegt. 17. Schaub, schweizer. Provinzialismus s. v. a. Stroh, besonders der lange, mit welchem die Dächer gedeckt werden. 73. Bernard de Mandeville, ein holländischer Arzt (1670—1733), wegen seiner irreligiösen Schriften, besonders der Fabel von den Bienen berüchtigt, in welcher er unter Anderm behauptet, daß die Tugend nur ein künstliches Produkt der Eitelkeit und Klugheit sei, und daß die Laster und Verbrechen der Einzelnen zum Wohle der Gesammtheit beitrügen ꝛc. 147—155. Wenn Jemand behauptet, daß Gott so beschaffen sei, wie die Welt, die er geschaffen, also böse und lasterhaft, sollen wir ihm glauben? Sollen wir, wie die Manichäer (eine religiöse Sekte, deren Stifter Manes hieß) zwei Gottheiten, eine gute und eine böse, annehmen? Sollen wir Gott verleumden lassen, oder erwarten, daß er selbst seine Feinde verderbe? — II. 77 ff. Während die Menschen auf fünf Sinne beschränkt sind, um die Wahrheit aufzufassen, vermögen höhere Geister dieselbe auf tausendfache Weise in sich aufzunehmen, da nicht bloß ihre Augen, sondern alle Theile ihres Wesens sehen. 153. Ja selbst nach dem Himmel erheben sich ihre Flammen. 179. 180. Die Metapher dieser Zeilen ist nicht gut gehalten; die Kost wird nicht eingegeben und sie ist auch kein Nachgeschmack. Ein Kritiker der damaligen Zeit schlägt daher vor, zu lesen: „und ihren Nachgeschmack, die Bitterkeit der Reu.“ 192. Witz, s. v. a. Geist, Verstand. „Witz“ wurde zu Hallers Zeit beinahe immer in diesem Sinne gebraucht; man sagte „witzig“ für „geistreich“. — III. 8. „für von sich selbst gewiß“ hart und unverständlich; es heißt: sie hielten ihre Kraft für so gewiß, daß sie sich von selbst verstehe. 36. Der Sinn wählt, behält und verwirft wieder, was er gewählt. 57. 58. Gold, Ehre, Wollust herrscht, so weit der Mensch gebietet; es herrscht Alles, was das Herz, von jenen Leiden erfüllt, brütet (gebiert), nämlich: Betrug ꝛc. 71. „Schwang“ kommt selten in dieser Verbindung vor; am häufigsten in der Redensart: Es ist im Schwang. 72. „ändert“ intransitiv gebraucht, statt reflexiv. 104. Hart und beinahe unverständlich: Verurtheilt diejenigen zur Qual, welche ebenfalls da geliebt haben, wo er geliebt hat. 115. Die Furcht, welche der Seele Frost, der Zorn, welcher ein Flammenstrom ist. 126. „Vor ihm“ s. v. a. vor sich. 149 „Unterschied“ s. v. a. Ordnung 168 „zu seiner“ s. v. a. für seine. 169. „hold“ s. v. a. befreundet. 182. „eh“ s. v. a. lieber. 203. Wer kennt die Einrichtung des Körpers? —

2) **Friedrich Karl Kasimir Freiherr von Creuz,** geb. den 24. Nov. 1724 zu Homburg vor der Höhe, studirt beinahe ohne alle Anleitung alte und neue Sprachen, Geschichte, Philosophie und die Rechte. 1746 Hofrath, 1750 erster Staatsrath, leitet die Staatsgeschäfte mit Thätigkeit und Umsicht. Uebertriebene Anstrengung bereitet ihm einen frühzeitigen Tod; stirbt den 6. September 1770. Sein größtes poetisches Werk sind „die Gräber, ein philos. Gedicht in 6 Gesängen.“

trauensvoll hoffenden Seele ist, sondern nur aus der Abspannung eines irren Gemüthes kömmt.

Ein gesunder, kräftiger Geist erscheint uns dagegen **Withof**[1]), der an Reichthum und Stärke der Gedanken, an Kühnheit und Kürze des Ausdrucks Hallern am nächsten steht, den er sich zum Muster genommen hatte und den er auch da nachahmt, wo er nicht nachahmungswürdig ist. Seine Verse sind oft hart und ohne Wohlklang, der Ausdruck dunkel, die Diktion ungelenk und beinahe starr. Ueberhaupt tritt bei keinem andern Dichter die didaktische Absicht so grell hervor, als bei Withof. Die Sprache der Poesie ist ihm mehr als jedem Andern ein Kleid, durch das er seinen kernhaften Gedanken auch ein kernhaftes Aussehen geben will. Der Gedanke ist ihm so ganz Alles, daß er allen Schmuck der Poesie, man möchte beinahe sagen verächtlich wegwirft, wenn er befürchtet, daß die Idee nicht klar genug hervortreten möchte, und er bedient sich dichterischer Mittel gewiß nur dann, wenn er von ihnen größere Anschaulichkeit der vorgetragenen Gedanken erwartet. In so ferne könnte man Withof den Gipfel aller didaktischen Poesie nennen.

Die von ihm dargestellten Ideen sind stets die Folge reiflicher Ueberlegung und durch ihre Wahrheit anziehend, wie ihm auch eine gewisse Begeisterung des Vortrags nicht abgesprochen werden kann, eine Begeisterung, die aber mehr aus der Liebe für die entwickelten Ansichten fließt, als auf poetischer Anschauung beruht. — Die „Entschlüsse" (I. 292) enthalten die reinsten und edelsten Gedanken über das menschliche Leben; nicht eine schwächliche, auf Furcht und innere Kraftlosigkeit gebaute Moral, sondern eine auf männlichen Muth und stoische Selbstverläugnung gegründete Lebensweisheit, die den Menschen fähig macht, sich über Glück und Unglück gleich kräftig zu erheben, die ihn fähig macht, jeden Tag den Tod zu erwarten und dabei doch nur an das Leben und an seine Pflichten als Mensch zu denken. Der Schluß, in welchem er mit so gläubigem Sinn und festem Vertrauen auf Gott hinweist, bürgt uns dafür, daß Withof seine Lebensweisheit nicht bloß auf philosophische Ueberlegung, sondern auch auf wahre Frömmigkeit gründete, was ihm um so mehr das Recht gibt, sich gegen Heuchler und Zeloten mit Kraft auszusprechen, die vom Tode sprechen, um uns das Leben zu verbittern; weßhalb ihnen der Dichter in den Worten: „Aufs Leben sei, nicht auf den Tod bedacht ꝛc.", so kräftig entgegentritt. Dieser Ausspruch erinnert uns an einen ähnlichen des thatkräftigen Seume („Der Himmel hat uns die Erde verdorben"), mit welchem Withof überhaupt sehr viel Gemeinschaftliches hat, wie wir schon bei der Vergleichung der „Entschlüsse" mit Seumes „Abschiedsschreiben an Münchhausen (II. 211) deutlich genug sehen, in welchem sich der nämliche männlich gesunde Geist, dieselbe kernhafte Gesinnung auf jeder Zeile ausspricht.

Das innere Wesen der beiden Männer ist so ganz eins, daß die wehmüthige, ja trübe Stimmung, von der sich Seume hinreißen läßt, welche bei Withof dagegen nur leise durchblickt, in diesem gewiß auch zum vollen Ausbruch gekommen wäre, wenn er mit so vielem herzbrechenden Leid zu kämpfen gehabt hätte, als Seume, dessen äußeres Leben einen fortgesetzten Widerspruch mit seinem Herzen darbietet, der, für Freiheit begeistert, wie Keiner, von dem gewaltthätigsten Geschick gezwungen ward, für die Unterdrückung das Schwert zu führen.[2])

Es wäre unserer Zeit kaum möglich, sich durch alle Lehrgedichte durchzuarbeiten, die damals schnell hinter einander auftauchten, da sie uns bei oft tüchtigen Gedanken doch kein wahres poetisches Leben darbieten (J. E. Schlegel: Ueber die Liebe des Vaterlandes ꝛc.; J. A. Schlegel: Der Unzufriedene; Cronegk: Einsamkeiten; Giseke: Das Glück der Liebe; Gellert; **Lessing:** Ueber die Religion; über die menschliche Glückseligkeit ꝛc.; Lichtwer; Cramer; Kästner: Vom Kometen ꝛc.; Dusch: Die Wissenschaften; **Gleim:** Hallabat; **Wieland:** Musarion u. a. m.); wir begnügen uns, noch die „Theodicee" von **Uz** zu berühren, dessen größeres, an Gedanken wie an poetischen Schönheiten reiches Lehrgedicht „Ueber die Kunst stets fröhlich zu sein" die Schranken, die wir uns setzen mußten, weit überschritten hätte. Die „Theodicee" (I. 212) oder die Rechtfertigung Gottes schließt um so besser unsere Betrachtungen über das Lehrgedicht, als sie uns die Leibnitzische Religionsphilosophie, die allen Dichtern jener Zeit mehr oder weniger vorschwebte, die bei ihrer allgemeinen Verbreitung auch wohl viel zur Aufnahme und Entwickelung der didaktischen Poesie beitrug, in ihrer reinsten Auffassung darstellt und das Ganze zugleich als Lobgesang auf den tiefen Denker erscheint, dessen Namen damals allgewaltig klang (Klopstock „Fragen" 2. 1 ff. I. 45). Die Theodicee hat zwar eine lyrische Form und der Dichter sucht die darin niedergelegten Ideen durch den höchsten Schwung der Sprache und durch poetische Einkleidung aus

---

1) **Johann Philipp Lorenz Withof,** geb. den 1. Juni 1725 zu Duisburg am Rhein, bezieht 1740 die Universität daselbst, wo er sich 3 Jahre lang dem Studium der alten Sprachen und der schönen Wissenschaften, dann aber der Medizin widmet, später in Leiden; 1747 wird er Doktor und dann praktischer Arzt in Lingen; 1750 Doctor legens in Duisburg, 1752 Prof. der Geschichte, Philos. und Beredsamkeit in Hamm, hierauf Prof. der Beredsamkeit und des Griech., so wie auch Hofrath und Leibarzt in Duisburg, wo er den 3. Juli 1789 starb.

2) Wir haben Withofs „Entschlüsse" in ihrer ältern Gestalt aufgenommen; die spätern Umänderungen aber unter dem Text angegeben, weil das Gedicht in der neuern Bearbeitung sowohl an Gehalt als in der Form verloren hat. Die Sprache ist dunkler und härter, die Anordnung weniger leicht und überschaulich. Die neuen Strophen enthalten keine neuen Ideen, sondern sind meistens nur gedehnte Wiederholungen des schon Gesagten. Wie der Ausdruck an Kraft, Klarheit und Wahrheit verloren hat, zeigen St. **1,** V. 6; **2** und **3** durchgängig; **4,** 2, 3; **5,** 5; **6,** 3; **7,** 4, 5, 6; **8; 9; 10; 11,** 4—6; **13; 14; 15,** 1, 2, 4, 5; **16.** Wahre Verbesserungen des Ausdruckes erscheinen nur in **7,** 2; **9,** 9; **12,** 5; **15,** 6. Dasselbe läßt sich auch von Withofs Hymne „Der Sieg des Heilandes" (I. 289) behaupten, deren harte Sprache dem Donner gleich daherrollt, erschütternd, ohne wohlthätig zu wirken.

dem Bereiche der Didaktik zu entfernen; aber sie beruht doch ganz auf Reflexion und kann auch nur vermittelst derselben verstanden werden, während ein wahres lyrisches Gedicht aus dem überwallenden Gefühl hervorquillt und auch wieder durch das Gefühl zum Verständniß bringt. Die Theodicee behandelt den nämlichen Gegenstand wie Hallers „Ursprung des Uebels“, nur greift letzteres Gedicht mehr in das dogmatische Gebiet ein, während Uz den allgemein religiösen Standpunkt festzuhalten sucht.[1])

2. Die poetische Epistel.

Giseke. — Michaelis. — (Göckingk. — Göthe. — Seume.)

Nächst dem eigentlichen Lehrgedichte ist unstreitig die **Epistel** die passendste Form für die belehrende Poesie, daher dieselbe auch von vielen Dichtern bearbeitet erscheint. (J. E. Schlegel, **Ebert**, Gleim, Wieland, **Uz**, Jacobi, Kl. E. K. Schmidt, Denis.) Doch hat die Epistel diesen beschränkten Zweck nicht immer gehabt; sie erhob sich manchmal zu lyrischer Darstellung von Gefühlen; oft nahm sie eine satyrische Richtung, oder sie wurde endlich zur Mittheilung von erlebten Thatsachen benutzt, wobei vorzüglich Beschreibungen eingeflochten wurden. Daraus geht hervor, daß die Epistel als solche ihrem Inhalte und ihrem Zwecke nach keiner bestimmten Dichtungsart zugetheilt werden kann; wir haben sie in das Gebiet der didaktischen verwiesen, weil sie in Deutschland vorzüglich eine belehrende Richtung hat, und selbst neuere Dichter sie von diesem Standpunkt aufgefaßt haben (Nicolay, Pfeffel, Alringer, Manso, Tiedge u. a. m.).

Giseke[2]) nähert sich in Sprache und Auffassung der gutmüthigen Liebenswürdigkeit, die uns bei Gellert so sehr anspricht; nur hat er, eben so wenig als sein Freund, eine gewisse Weitschweifigkeit vermeiden können, die oft eine Folge der sich aufdringenden Reime zu sein scheint. In der mitgetheilten Epistel „An Herrn K.“ (I. 39) entwickelt er einen Gedanken, der zu seiner Zeit allen Freunden der vaterländischen Poesie am Herzen liegen mußte, den nämlich, daß sich die deutsche Kunst von Seiten der deutschen Fürsten, selbst der edelsten, keiner Pflege und Unterstützung zu erfreuen habe. Wir finden diesen Satz oft genug von unsern Dichtern behandelt, weil die Thatsache nur zu grell in die Augen fällt. Wir treffen ihn nicht nur hier bei Giseke, dessen leichter Spott, vom tiefen Gefühle der Schmach, die er über die Fürsten seiner Zeit ausschütten muß, übermannt, in der letzten Strophe zur strafenden Ironie wird; wir treffen ihn auch bei Klopstock, und später bei Schiller. Aber Klopstock trifft die undeutschen Männer mit der ganzen Schärfe seines Zorns und weiht sie der ewigen Vergessenheit, während er, den Schatten deutscherer Fürsten heraufbeschwörend, diese wegen ihrer Liebe zur vaterländischen Poesie lobsingt („Kaiser Heinrich“ I. 49). Was den beiden genannten Dichtern den Anlaß gab, ihren Schmerz zu äußern, das wird bei Schiller zum Jubelgesang („Die deutsche Muse.“ II. 10). Er freut sich, daß die deutsche Kunst sich frei und unabhängig hat entwickeln können, daß der deutsche Dichter selbst sich den Werth erschaffen hat, „denn

---

1) **Gedankengang.** St. 1—3. Zweck des Gedichts: Rechtfertigung Gottes gegen die Zweifler und Spötter. 4. 5. Gott hätte allerdings die Welt so schaffen können, daß manche Uebel aus derselben weggefallen wären; aber er zog vor, die Welt, wie sie sei, zu gestalten; 7. demnach muß sie die beste sein. 8. 9. Um Gottes Absichten zu begreifen, muß man die ganze große Schöpfung anschauen, von der die Erde nur ein kleiner, unbedeutender Theil ist, so wie hinwiederum der Mensch auf der Erde verschwindet. 10. 11. Gott aber überschaut Alles, das Größte wie das Kleinste, und den innersten Zusammenhang der ganzen Schöpfung, deren Wohl oft durch das Uebel eines einzelnen Theils bedingt ist, so daß Gott 12. das Uebel oft geschehen läßt, weil er weiß, daß es nur zum Guten führen kann, wovon der Dichter 13. und 14. Beispiele gibt, aus denen er 15. den Schluß zieht, daß des Menschen falsche Ansicht von der Weltregierung aus seiner beschränkten Lage stammt. 16—18. Hätte Gott aber den Menschen nicht geschaffen, so hätte er allerdings das Böse, mit diesem aber auch zugleich das Gute im Keime erstickt, es wäre keine Stufenleiter mehr in der Natur, als deren Mittelglied der zwischen Thier und Engel stehende Mensch erscheint. 19. 20. Man habe dem Menschen die Freiheit des Willens abgesprochen; diese habe ihm aber die göttliche Güte in vollem Maße gegeben und wenn er sich von der Leidenschaft fetten lasse, so sei er selbst daran Schuld, weil er seine Vernunft, diese Gewähr der Willensfreiheit, nicht angewendet habe. 21. 22. Uebrigens sei dieses Leben ja nur der Anfang unseres Daseins, die Vorbereitung zu einem höhern Leben, in welchem alle Uebel schwinden, denen wir hier nicht entgehen können.

Lesarten. Die achte Strophe ist aus der Zusammenziehung folgender zwei entstanden:

Von welcher Sonne lichtem Strahle
Weicht meine Finsterniß! Wie, wenn aus feuchtem Thale
Der frühe Wandersmann auf hohe Berge dringt,
Schnell eine neue Welt vor seinem Aug' entspringt,
Und Reiz die große Weite zieret,
Wo sich der Blick voll reger Lust verlieret:
Denn Fluren, die von Blumen düften,
Gefilde voll Gesang und heerdenvolle Triften,
Und hier kristallne Fluth, vom grünen Wald umkränzt,
Dort ferner Thürme Gold, das durch die Wolken glänzt,
Begegnen ihm, wohin er blicket:
So wird mein Geist auf seinem Flug' entzücket.

Daß der Dichter durch die Zusammenziehung beider Strophen in Eine eine wirkliche Verbesserung hat eintreten lassen, braucht kaum erwähnt zu werden; da beim oberflächlichsten Lesen schon klar werden muß, wie sehr der Gedankengang durch die zu große Ausdehnung des Gleichnisses gestört wurde. Aber eben diese Verbesserung zeigt uns auch, wie wenig das Reich des Denkens zur poetischen Darstellung paßt, da das erste aller Phantasie widerstrebt, ohne welche wiederum die Poesie undenkbar wäre.

2) **Nikolaus Dietrich Giseke** (eigentlich Köszechi) geb. den 2. April 1724 zu Günz in Ungarn, verlor früh seinen Vater, kam bald darauf mit seiner Mutter nach Hamburg, wo er sich die Gunst der Dichter Brockes und Hagedorn erwarb; geht 1745 nach Leipzig, studirt Theologie. 1754 Oberhofprediger in Quedlinburg, 1760 Superintendent in Sondershausen, wo er den 23. Februar 1765 stirbt.

aus dieser Freiheit, aus dieser selbstständigen Entwickelung konnte nur der höhere Schwung emporkeimen, welcher so ganz das Eigenthum und das unterscheidende Kennzeichen der deutschen Poesie ist.“ (Vergl. Schiller: „An Göthe“ II. 13, Str. 2 und 3.)

Aber nicht bloß in der Kunst, auch im Leben ist alles Große und Edle vom Volke, von seinen geistigen Führern ausgegangen; diese hatten schon lange die Fahne der Menschlichkeit aufgepflanzt, ehe sie von den Fürsten geahnt worden war. In dieser Beziehung ist die Epistel von **Michaelis**[1]) „An den jungen Rechtsgelehrten S.“ (I. 244) von Bedeutung und erfreulich, weil sie uns zeigt, daß schon damals das deutsche Gemüth sich mit der Barbarei nicht versöhnen konnte, die sich ins Heiligthum der Justiz geflüchtet hatte, daß es sich mit männlichem Muth gegen die Gräuel erhob, die im Namen der Gerechtigkeit verübt wurden, und wozu der Dichter mit vollem Rechte auch die Todesstrafe rechnet.[2])

Wenn Michaelis den Beruf eines Rechtsgelehrten an und für sich pries, weil er die Möglichkeit darbietet, Gutes zu thun, so hat **Göckingk**[3]) in seiner „Epistel an Weikardt“ (I. 487) den nämlichen Beruf dadurch zu loben gesucht, daß er ihn dem des Arztes und des Priesters entgegenstellte, bei welchen der gefühlvolle und pflichtgetreue Mann nie zur innern Beruhigung kommen könne, wenn sie ihm auch so manche poetische Seiten darböten, oder Gelegenheit gäben, der leidenden Menschheit mit Trost und Hülfe beizustehn. Der Dichter erreicht in der Darstellung dieser Idee eine gewisse poetische Lebendigkeit, weil er sie subjektivirt und sie zu einer Geschichte seiner eigenen Entwickelung gestaltet[4])

Zu einem echt poetischen Humor erhebt sich der Dichter in der Epistel „An seinen Bedienten“ (I. 491). Unter der scherzhaften Außenseite, den kräftig komischen Situationen, blickt immer das liebende Gemüth hervor, dessen schmerzliche Empfindungen über die bevorstehende nothwendig gewordene Trennung von dem treuen Gefährten, an den ihn so viele Bande freudiger Erinnerung fesseln, bei dem Bestreben, sie mit dem Mantel der Selbstverspottung zu verdecken, nur um so rührender wirken. — —

Wenn wir Göckingk mehr der von ihm gewählten Form wegen hieher gezogen haben, so gehört dagegen **Gotter**[5]) nicht bloß aus diesem Grunde, sondern auch wegen seiner ganzen Richtung hieher. Obgleich einer spätern Zeit angehörend, die sich durch Abneigung, ja entschiedenen Haß gegen alles Französische charakterisirte, gelten ihm die Franzosen als allein nachahmungswürdige Muster; daher seine vielfältigen, oft sehr gelungenen Uebersetzungen französischer Dichter, daher auch sein Streben nach Eleganz und äußerer Glätte, nach geistreichen Wendungen, überhaupt nach Allem, was den Grundzug der französischen Poesie bildet. Auch kann nicht geläugnet werden, daß er in diesem Bestreben wirklich glücklich ist, und seine Sprache die vollendetste Rundung und Feinheit erreicht, welche die geschmacklosen Bemühungen der Gellert'schen Zeit weit hinter sich läßt. Die Epistel „Der Trost“ (I. 423) vereinigt alle die Eigenschaften, die wir berührt haben; sie kann ferner zum Beweise dienen, daß der Deutsche auch geistreich und interessant improvisiren kann, wie denn überhaupt Gotters Dichtungen, obgleich gewöhnlich mit großem Fleiße geglättet und gefeilt, als Improvisationen erscheinen, wozu er bekanntlich großes Talent hatte.

In **Seume's** „Abschiedschreiben an Münchhausen“ (II. 211. S. oben S. 10) reihen sich die Lebensansichten, die der Dichter seinem Freunde mit Wärme an das Herz legt, ganz kunstlos an einander; in **Göthe's** „zwei Episteln“ (I. 522) dagegen ist Alles Kunst, Alles aus poetischer Anschauung entsprungen. Die Absicht des Dichters ist allerdings auch die zu belehren, oder seine Ideen über einen bestimmten Gegensatz zu entwickeln, aber diese Absicht tritt in der Ausführung so ganz zurück, daß man sie nie gewahr wird. Statt durch poetisch ausgeschmückte Reflexionen führt uns der Dichter durch poetische Anschauungen zu dem Resultate, das er beabsichtigt, und er erlaubt sich nur Sentenzen, die aber auch nicht aus dem abstrakten Denken, sondern aus der Beobachtung hervorgehen. Der einfache Gedanke, welcher beiden Episteln zu Grunde liegt, ist der: Das viele Lesen und Schreiben ist nicht so gefährlich, als Viele meinen, denn erstens hat das bloße Wort die Gewalt nicht, den Menschen umzuschaffen, („Nur das Leben bildet den Mann“,) weßhalb auch Jeder nur das liest, was ihm behagt; und zweitens tritt das Leben mit seinen vielfachen Beschäftigungen dem verderblichen Einflusse der bloßen Unterhaltungslektüre kräftig genug entgegen. Die zwei Episteln, welche zusammen ein Ganzes bilden, entwickeln die eben erwähnten Gedanken, aber nicht auf dem Wege der Reflexion, sondern dadurch, daß uns der Dichter anschauliche Gemälde vorführt, in welchen jene Betrachtungen verkörpert werden. Und selbst wenn die Reflexion wirklich eintritt, wie am Anfange der ersten Epistel, erscheint sie als lebendiges Gespräch mit dem abwesenden Freunde, wodurch

---

1) **Johann Benjamin Michaelis** geb. den 31. Dez. 1746 in Zittau, geht 1765 nach Leipzig, fällt 1768 in Folge großer Austrengung bei dürftigen Lebensverhältnissen in eine gefährliche Nervenkrankheit, wird 1770 Redakteur des Hamburger Korrespondenten, noch in demselben Jahre Theaterdichter, kommt in große Noth, geht zu Gleim 1771, stirbt den 30. November 1772.

2) Erklärung: Vers 33 „Vater Wilhelm“ d. i. Wilhelm Leibnitz, die beste Welt, s. Uz, Theodicee 1. 212.

3) **Leopold Friedrich Günther von Göckingk**, geb. den 13. Juli 1748 zu Grüningen im Fürstenthum Halberstadt, besuchte das Pädagogium in Halle, wo er mit Bürger bekannt ward, bekleidete nach einander viele Staatsstellen, ward 1789 in den Adelstand erhoben und 1793 zum Geh. Oberfinanzrath in Berlin ernannt. Gestorben im Jahr 1823.

4) Erklärung: V. 41. „Sarrasa,“ ein Spanier, Verfasser eines Werkes über die Kunst stets fröhlich zu sein, dessen Ideen Uz öfters benutzte.

5) **Friedrich Wilhelm Gotter**, geb. den 3. Sept. 1746 zu Gotha, geht 1763 nach Göttingen, wo er die Rechte studirt, gibt mit Boje 1770 den ersten Deutschen Musenalmanach heraus, bekleidet mehrere Staatsämter in Wetzlar und Gotha (1782 Geheimer Sekretär). Gest. den 18. März 1797.

denn die mitgetheilten Betrachtungen zu Aeußerungen einer dramatisch handelnden Person werden. In der ersten zeigt der Dichter nach, wie wenig das Lesen den Charakter oder den Willen der Menschen zu bestimmen vermöge; sie werden nur von dem gefesselt, was ihnen gefällt, und lassen darin alles dasjenige unbeachtet, was ihren Wünschen und Begierden zuwider sein könnte. Dies wird an einem vortrefflich und mit dem schönsten Humor erzählten Geschichtchen bewiesen. Das Volk hörte dasselbe aufmerksam und trunken vor naiver Freude an, ohne den tiefern Sinn, die gegen seine eigene Trägheit gerichtete Ironie auch nur zu ahnen. In der zweiten Epistel wird nachgewiesen, wie im Leben selbst das beste Gegengift gegen verderbliches Lesen zu finden sei. Der Dichter entwickelt seine Ansicht aber nicht in kaltem Raisonnement, sondern dadurch, daß er uns in einem anmuthigen, mit Heiterkeit gedachten und ausgeführten Bilde des vielgeschäftigen häuslichen Lebens zeigt, wie dasselbe alle Thätigkeit in Anspruch nimmt, wie wenig Zeit es zu anderweitigen Beschäftigungen übrig läßt, wenn der Hausvater seine Hausgenossen mit Ernst, Liebe und Geschick zu leiten, ihnen eine passende und nützliche Thätigkeit zu eröffnen weiß.

3. Das Lied.

Hagedorn. — Cronegk. — Zachariä. — J. E. Schlegel. — Ebert. — Hermes.

Während Haller im Süden sich zu den Engländern hingezogen fühlte, deren ernste Weltanschauung seinem Wesen vollkommen entsprach, schloß sich im hohen Norden **Hagedorn**[1]) mehr den Franzosen an. Lebensgewandt, heiter, gesellig, überhaupt mit allen Vorzügen eines liebenswürdigen Charakters ausgestattet, mußte er die Literatur lieb gewinnen, in welcher er die hervorragendsten Züge seines eigenen Wesens in so hohem Maße ausgebildet fand. Es hatten auch Gottsched und seine Anhänger auf die französische Poesie hingewiesen, so wie sich später die Dichter der sächsischen Schule zum Theil derselben anschlossen; aber wenn ihre Versuche, besonders die lyrischen, bei dem nur zu sichtlichen Bestreben, die Anmuth und Eleganz, die Leichtigkeit und die geistreiche Spielerei der französischen Dichter nachzuahmen, immer nur als unbeholfene, pedantische Karrikaturen ihrer Vorbilder erscheinen, und so erscheinen mußten, weil die leichte Beweglichkeit, in der sie sich versuchten, mit der Schwerfälligkeit ihres Wesens im grellsten Widerspruche stand; so gelang es dagegen Hagedorn vollkommen, jene genannten Eigenthümlichkeiten der französischen Poesie in die deutsche zu verpflanzen und es mußte ihm gelingen, weil er selber diese Eigenthümlichkeiten besaß. Zwar wurde auch er in den Strudel des Lehrgedichts gezogen, aber selbst in diesem bewahrte er seinen angebornen Takt, und er wußte ihm dadurch mehr Leben zu verleihen, daß er es vorzugsweise in das Gebiet der Satyre und der heitern Ironie verlegte, eine Seite, die auch wohl in seinen Liedern hie und da herüber spielt.

Ein großer Theil von Hagedorns lyrischen Gedichten ist der gesellschaftlichen Fröhlichkeit gewidmet, wie das „Lied an die Freude“ (I. 15) worin er in wohllautenden Zeilen, die „Göttin edler Herzen“ besingt, in welcher wir das ganze liebenswürdige Naturell des Dichters erblicken. Freude ist nur denen möglich, welche allen äußern Glücksgütern entsagen können, ruft der Dichter in der 3. Strophe aus; und dieser Satz ist auch der Inhalt des „Lobs der Zigeuner“ (I. 15), in welchem das Glück der Unabhängigkeit in beredten Zügen beinahe mit muthwilliger Ironie gegen unsere bürgerlichen Zustände geschildert wird. Diese Ironie steigert sich beinahe zur Bitterkeit im „Lobe unserer Zeiten“ (I. 18), worin er die verschiedensten Verhältnisse des Lebens berührt, und die Mängel aufdeckt, die jedem Stande ankleben. — Den Gegensatz zu seinem Lobe der geselligen Freude bildet recht eigentlich das Lied: „An den verlornen Schlaf“ (I. 16), welches Hagedorn in seinem spätern Alter dichtete, und worin er in wahrhaft elegischem Ton an die schöne Zeit seiner Jugend zurückdenkt. Rührend, weil mit Innigkeit gefühlt, ist die erste Hälfte der letzten Strophe, deren Wirkung leider durch den Schluß verwischt wird, welcher ganz im Sinne des französischen Strebens nach witzigen Anspielungen abgefaßt ist. — Ein hervorragender Zug in Hagedorns poetischem Charakter ist die Liebe zur Natur, die Empfänglichkeit für Naturschönheiten. Brockes[2]) hatte schon früher durch sein „Irdisches Vergnügen in Gott“ (Hamburg 1721 ff. 9 Bde.) zur poetischen Betrachtung der Natur zurückgeführt; Haller und Hagedorn waren ihm gefolgt; aber sie, wie ihr Vorgänger und wie alle Dichter ihrer Zeit bis auf Göthe herab, faßten die Natur nur in ihrer Aeußerlichkeit auf, selbst dann, wenn sie ihnen in ihrer größten Herrlichkeit als Offenbarung Gottes erschien.

Erst Göthe und nach ihm die Romantiker gaben dem Naturlied eine tiefere Bedeutung; So ist denn auch „die Landlust“ (I. 17), so ist „die Empfindung des Frühlings“ (I. 19) von Hagedorn nicht nach den spätern Erscheinungen in diesem Gebiete zu bemessen, ohne gegen ihn ungerecht zu werden. Doch weiß er auch bei seiner Behandlungsweise zu fesseln und diese Lieder gefallen uns nicht bloß wegen ihrer leichten, wohllautenden Sprache — worin Hagedorn überhaupt vor allen seinen Zeitgenossen hervorragte und erst von Wieland übertroffen wurde, — sondern auch wegen der heitern, lebensfrohen Stimmung, die in ihnen weht und die uns das Leben in der freien Natur liebgewinnen läßt, wenn es auch nur als Gegensatz zum Leben in den Städten, überhaupt in den höhern gesellschaftlichen Zirkeln sich darstellt. — Dieser Gegensatz, der an sich nicht poetisch ist, da er doch nur auf Reflexion

---

1) **Friedrich von Hagedorn**, geb. den 23. April 1708 zu Hamburg, genoß mit seinem jüngern Bruder Christian Ludwig (als Kunstkenner berühmt und einflußreich) einer sorgfältigen Erziehung, geht 1726 nach Jena, um die Rechte zu studiren; 1729 nach London als Privatsekretär des dänischen Gesandten; wird 1733 Sekretär der englischen Court, einer bedeutenden Handelsgesellschaft in Hamburg; gest. den 28. Okt. 1755.

2) **Barthold Heinrich Brockes**, geb. 1680 in Hamburg, gest. daselbst 1747.

beruht, war ein Lieblingsgedanke der damaligen Dichter. Und so finden wir ihn in Verbindung mit der Sehnsucht nach Unabhängigkeit auf die mannigfaltigste Weise behandelt, bald offen, ja mit einiger Härte ausgesprochen in Cronegk's „Ermunterung zu weiser Freude" (I. 35) bald hinter elegischer Stimmung sich verbergend, wie im „Klavier" von Zachariä (I. 35). Alle diese Gedichte müssen uns aber bedeutungsvoll erscheinen, weil wir in ihnen die ersten Klänge der später so reichhaltigen Vaterlands- und Freiheitspoesie erkennen. — Obgleich vorzugsweise Dramatiker, als welcher er immer noch Anerkennung findet, hat sich **J. Elias Schlegel**[1]) auch im Lyrischen versucht und in den wenigen Liedern, die er gedichtet, ein nicht gewöhnliches Talent entfaltet. So sind „Die Gleichnisse auf die Liebe" (I. 33) ein recht anmuthiges Gedicht voll liebenswürdigen Humors, das bei einer leichteren, beweglicheren Sprache durchaus vollkommen genannt werden könnte. — Das gesellige Lied fand damals viele Bearbeiter, denen freilich das große, dieser Dichtungsart so ganz zusagende Talent Hagedorns abging, so daß die meisten, wie billig, jetzt vergessen sind. So hätten wir kaum **Ebert**[2]) als Liederdichter erwähnt, da er beinahe nur Episteln schrieb, wenn nicht der Umstand dazu bewogen hätte, daß die von ihm aus dem Griechischen übersetzten „Skolien" (I. 701) gewöhnlich Hagedorn zugeschrieben werden. Diese Uebersetzungen sind übrigens wohl gerathen, da es Ebert an der dafür nothwendigen Heiterkeit und humoristischen Behaglichkeit nicht fehlte, wie wir aus dem Trinkliede „Der gute Brauch" (I. 37) ersehen. — Unter den Liederdichtern jener Zeit ist endlich noch **Hermes**[3]) zu nennen, dessen Lieder zum größten Theil seinen Romanen eingeflochten sind, und welche wohl hauptsächlich aus diesem Grunde zu ihrer Zeit eine nicht geringe Berühmtheit erlangten. Die mitgetheilten Lieder von Hermes (I. 295) sind aus den damals allgemein gelesenen und bewunderten Romanen „Sophiens Reise von Memel nach Sachsen" und Miß Fanny Wilkes entnommen; sie wurden vielfältig componirt, und besonders nach den schönen Hiller'schen Compositionen in ganz Deutschland gesungen.

4. Die äsopische Fabel.

Hagedorn. — Gellert. — Michaelis. — Lichtwer. — Willamow. — (Pfeffel).

Hagedorn besaß ein unverkennbares dichterisches Talent, aber wenn dieses ihn von der didaktischen Poesie entfernte, so zog ihn die ganze Richtung der Zeit zu derselben zurück. Aus diesem äußern und innern Widerspruche erklärt sich, wie er sich in's Gebiet der Fabel, ich möchte sagen, flüchtete, die mit ihrer Doppelnatur, ihrem epischen Gange und ihrem didaktischen Zwecke einen ähnlichen Widerspruch in sich trägt. Denn betrachten wir die Fabel nach ihrer poetischen Erscheinung, so sehen wir in ihr alle Eigenthümlichkeiten des epischen Gedichts vereinigt; wir sehen eine Reihe von Vorgängen, die in ihrer Gesammtheit eine fortschreitende Handlung bilden, und dadurch zur epischen Einheit gelangen; diese Vorgänge haben ihren Grund in der freien Willensäußerung unabhängiger Personen, welche mit einem bestimmten, ausgebildeten Charakter auftreten, so daß die Fabel sich nur äußerlich von der poetischen Erzählung u. s. w. unterscheidet, nämlich darin, daß die handelnden Personen aus der Thierwelt genommen werden, wodurch aber der epische Charakter in Nichts gestört wird; und hätte die Fabel keinen weitern Zweck, als sich selbst, d. h. die kunstgemäße Darstellung einer interessanten Begebenheit aus dem Thierleben, so würde sie sich zum urdeutschen Thierepos verhalten, wie die Romanze oder Ballade zum antiken Epos; sie würde eben so vollgültig in den Reihen der epischen Poesie erscheinen, als Reinecke Fuchs. Aber die Fabel, wie sie sich bei uns ausgebildet hat, wie sie schon bei Griechen und Römern ausgebildet war, von denen sie zunächst von den Franzosen aufgenommen wurde, hat eine andere Seite, welche ihre epische Natur beinahe untergräbt. Sie soll nur das Kleid sein, in welches der Dichter eine moralische Wahrheit, eine Klugheits- oder Lebensregel einhüllt. Die Begebenheit, welche der Fabel zu Grunde liegt, wird nicht ihretwegen, nicht weil sie an und für sich Interesse darbietet, erzählt, sondern weil sie Gelegenheit gibt, eine abstrakte Idee anzuknüpfen, als deren Verkörperung sie erscheint; die Fabel ist also nicht schöpferische Gestaltung einer von dem Dichter künstlerisch angeschauten Begebenheit, sondern die Folge einer unpoetischen Reflexion, was wir am besten aus der scharfsinnigen Definition ersehen, die Lessing von ihr gibt: „Wenn wir einen allgemeinen „moralischen Satz auf einen besondern Fall zurück„führen, diesem besondern Fall die Wirklichkeit „ertheilen, und eine Geschichte daraus dich„ten, in welcher man den allgemeinen Satz an„schauend erkennt; so heißt diese Erdichtung eine „Fabel."

In dieser Erklärung finden wir Alles das bestätigt, was weiter oben von der didaktischen Poesie und ihrem Entstehungsgrund gesagt wurde, und es läßt sich dieses somit auch auf die Fabel anwenden. Die weitern Erfordernisse, welche von der äsopischen Fabel verlangt werden, lassen sich sämmtlich aus ihrem didaktischen Charakter erklären: so die Einfachheit der Handlung, die aus möglichst wenigen einzelnen Vorgängen bestehen muß; die eben so nothwendige Einfachheit, Klarheit und Kürze des Vortrags, und endlich das ungezwungene Hervortreten der jeder Fabel zu Grunde liegenden Moral.

Daß übrigens die Fabel in rein epischem Sinne sich behandeln lasse, hat uns der Superintendent Hey gezeigt, dessen Fabeln vorzüglich durch O. Speckters Zeichnungen bekannt geworden sind.

1) **Johann Elias Schlegel**, geb. 28. Jenner 1718 zu Meißen; 1730 nach Leipzig, 1743 Privatsekretär der sächsischen Gesandtschaft in Kopenhagen, 1748 Prof. an der Ritterakademie zu Soroe; gest. den 13. August 1749.

2) **Johann Arnold Ebert**, geb. den 8. Febr. 1723 zu Hamburg, mit Hagedorn vertraut; 1743 in Leipzig, um Theologie zu studiren, 1753 Prof. in Braunschweig, später Kanonikus und Hofrath; gest. den 19. März 1795.

3) **Johann Thimotheus Hermes**, geb. 31. Mai 1738 zu Petznick bei Stargard in Pommern, studirt in Königsberg, 1772 Prediger, später Probst in Breslau; gest. den 21. Juli 1821.

Man vergleiche nur nachfolgende Fabel mit denen Hagedorn's, Gellert's u. s. w.

Fuchs und Hahn.

F. Wer räth mir ein Räthsel? wer ist so klug?
H. Komm' sag' mir's, ich habe Verstand genug.
F. „Einen Kopf hat er voll Hinterlist,
Eine Schnauze, die gern was Gutes frißt,
Jetzt kommt er gesprungen und packet Dich!"
H. O weh mir Armen! Jetzt frißt er mich!

Auch bei Fröhlich (II. 711) findet sich die epische Auffassung, aber nur selten, und gleichsam unwillkührlich; am entschiedensten aber und beinahe keck tritt sie in Freiligrath's „Löwenritt" hervor (II. 758). Da ist auch nicht die leiseste Ahnung von didaktischem Zwecke; es ist eine Ballade aus der Thierwelt, wie sie sich in den afrikanischen Wüsten, vom Menschengeiste noch unbezwungen, in ihrer großartigen Naturkraft erhalten hat.

Es ist schon erwähnt worden, daß Hagedorn sich vorzüglich nach französischen Vorbildern auszubilden suchte; dieß that er auch bei der Bearbeitung der Fabel. Lafontaine galt damals als das beinahe unübertreffliche Muster eines Fabeldichters; ihm schloß sich daher Hagedorn zunächst an; in allen seinen Fabeln, die zum Theil selbst hinsichtlich der Erfindung Nachbildungen der Lafontaineschen sind, suchte er seines Vorbildes glänzende Eigenschaften zu erreichen, Naivetät des Styls und launige, schalkhafte Wendung der Gedanken; auch dessen anmuthige Schwatzhaftigkeit, die dem Wesen der äsopischen Fabel eigentlich widerspricht, wurde von Hagedorn und den übrigen Fabeldichtern nachgeahmt. Die Hagedorn'schen Fabeln waren die ersten guten, welche seit der Wiedergeburt der deutschen Literatur erschienen waren. Sie erregten daher vielfältiges Aufsehen, welches sie übrigens auch verdienten. Sie zeichnen sich aus durch ihre gute Composition, ihre fließende Schreibart, ihre gedrungene und rasche Erzählung, wie durch ihre witzigen Einfälle und naiven Wendungen. — Unter den in unserm Handbuch mitgetheilten zeichnen sich die drei letzten (I. 21) durch ihre epigrammatische Kürze und Spitze aus. „Der Guckguck und die Lerche" ist gegen die damals so üblichen Reisen in's Ausland, namentlich nach Frankreich gerichtet, von denen schon früh das Sprichwort galt: „Es flog ein Gänschen über den Rhein und kam als Gickgack wiedrum heim." In „den Eulen" wollte Hagedorn die Lächerlichkeit der Eigenliebe schildern, und zeigen, daß sie sich bis zu thörichter Anmaßung steigern könne. Ungleich besser ist dieses dem Claudius in seiner artigen Fabel: „der Esel" (I. 484) gelungen, weil die Moral sich beinahe ganz absichtslos ergibt, und die traurigen Betrachtungen des Esels, welche auf Selbsterkenntniß beruhen, die sich selbst täuschende Eitelkeit desto glänzender hervortreten lassen.

Gellert[1]) befolgte in der Behandlung der Fabel denselben Weg, den Hagedorn eingeschlagen hatte, d. h. er studirte vorzugsweise die Franzosen, in deren Sinn er auch die Alten auffaßte; seine Fabeln unterscheiden sich von denen seines Vorgängers in der Auffassung kaum und in der Darstellung nur in so ferne, als Gellert kein so bedeutendes poetisches Talent hatte. — Und doch haben Gellerts Fabeln entschieden größere Wirkung hervorgebracht, als die aller übrigen Fabeldichter. Der Grund hievon liegt wohl im Charakter des Mannes, der auch in alle seine Poesien übergegangen ist, so daß man eigentlich die fromme Seele, das liebevolle Gemüth, die kindliche Gutmüthigkeit, das für jeden Unglücklichen schlagende Herz liebgewann, während man die Fabeln bewunderte[2]). Uebrigens bieten sie, abgesehen von der regen Menschenliebe, die sie so anziehend machen, auch manche reelle Schönheiten: „Gellert's Fabeln," sagt Garve, „sind das Buch der Nation geworden; man liest sie, wo man sonst Nichts liest; Jedermann versteht sie, findet den Scherz woran er sich vergnügen, und die Wahrheit, die ihn bessern sollte. — Sie enthalten viel Wahrheit und Philosophie; sowohl Betrachtungen über die Dinge und Menschen, als Regeln, sie besser zu machen; aber es sind solche, die Jeder, sobald er sie hört, als bekannt ansehen, die Jeder, auch wenn er kein großer Beobachter ist, durch seine eigene Erfahrung rechtfertigen kann. Die Erzählung ist lebhaft, voller Munterkeit und einnehmenden Scherzes; aber kein einziger witziger Einfall, den es Mühe kostete zu erklären; keine scharfsinnige Sentenz, deren verborgener Sinn erst durch einen ähnlichen Scharfsinn entdeckt werden müßte." (Neue Bibliothek d. sch. Wissensch. XII. 189). Wir fügen nur noch hinzu, daß der bedeutendste Fehler der Gellert'schen Fabeln in ihrer oft weitschweifigen Breite liegt, ein Fehler, den Gellert mit Lafontaine gemein hat, den er aber nicht so gut durch launige Spiele des Witzes verbergen konnte, als sein Vorbild.

Gellerts Fabeln sind übrigens ein schätzbarer Beitrag zur Sittengeschichte seiner Zeit; sie tragen zum größten Theil in ihrer Moral die philisteriöse, pedantische, oft furchtsame Weltansicht zur Schau, welche die damaligen Gelehrten charakterisirte. So räth er im „Tanzbär" (I. 26) zur Bescheidenheit, aber zu einer solchen, die keine Tugend mehr ist, weil ihr Grund in der Furcht vor Verfolgungen liegt. — „Der Zeisig" (I. 25) ist eine gelungene Veranschaulichung des uralten und ächt deutschen Sprichworts: „Kleider machen Leute," das auch Rabener zum Gegenstande einer seiner Satyren machte.

Michaelis, ein Dichter, dessen nicht gewöhnliche Talente bei seinem frühzeitigen Tode nicht zur Reife kommen konnten, der vielleicht nicht einmal das rechte Feld noch getroffen hatte, auf welchem er sich hätte bewegen müssen, um Grö-

---

1) **Christian Fürchtegott Gellert**, geb. 4. Juli 1715 in Hainichen bei Freiberg, 1729 auf der Fürstenschule in Meißen mit Rabener und Gärtner, studirt 1734 in Leipzig die Theologie, wird dann Hauslehrer, kehrt 1741 nach Leipzig zurück, wo er 1751 außerordentl. Prof. d. Philos. wird und durch Beispiel, wie durch Umgang und Lehre segensreich wirkt. Gest. 13. Dez. 1769.

2) Wie hoch Gellert in der Achtung seiner Zeitgenossen stand, wie sehr man seinen liebenswürdigen Charakter und seine Bestrebungen als Mensch, Lehrer und Dichter anerkannte, zeigt uns „Des Barden Sineds Klage über Gellerts Tod" (I. 251), das beste Gedicht unter den vielen, welche seinen Hingang betrauerten.

ßeres zu leisten, hat als Fabeldichter den allgemein bewunderten Gellert beinahe sklavisch nachgeahmt, ja selbst die furchtsame Klugheit des alten ehrwürdigen Mannes, wenn er in seiner Fabel „Die Biene und die Taube“ (I. 243) lehrt, daß man dem Bedrängten zu Hülfe kommen müsse, um selbst im Fall der Noth auf Hülfe Anspruch machen zu können.

Nächst Gellert hat **Lichtwer**[1]) den größten Ruf als Fabeldichter, und er hat vor jenem unbestreitbar den großen Vorzug, daß die in seinen Fabeln liegende Moral nicht alltäglich oder mattherzig, sondern oft rein menschlich ist und wohl auch das Gemüth bewegt, wie z. B. in der Fabel: „Der Wiesel und die Hühner“ (I. 275), welche überhaupt wegen der Erfindung und der gedrungenen, kernhaften Sprache als Muster einer Fabel um so mehr aufgestellt werden kann, als die Moral sich nicht hervordrängt, und wir uns auch am schönen Bilde vergnügen können, ehe wir zur Reflexion genöthigt werden. Lichtwers Fabeln haben ein seltsames Schicksal gehabt. Schon im Jahr 1748, aber ohne seinen Namen, ohne Vorrede, wie überhaupt ohne irgend eine weitere Andeutung erschienen, blieben sie drei volle Jahre gänzlich unbeachtet, bis endlich Gottsched in einer Zeitschrift auf sie aufmerksam machte. Diese Empfehlung Gottsched's hatte zunächst die Wirkung, daß auch andere Zeitschriften in das Lob einstimmten, worauf dann dem Buche eine allgemeine Anerkennung zu Theil ward, so daß endlich 1758 eine neue Auflage erscheinen konnte, zwar ebenfalls ohne Vorrede, aber mit dem Namen des Verfassers. Drei Jahre darauf, 1761 erschien eine dritte Auflage, in welcher viele Fabeln der frühern Ausgaben ausgelassen, die meisten übrigen aber bedeutend verändert worden waren. Diese Veränderungen rührten jedoch nicht von Lichtwer her, ohne dessen Vorwissen diese neue Auflage gemacht worden war, sondern von Ramler. Ein solches Verfahren behagte dem Dichter nicht und er ließ eine weitere Ausgabe drucken, 1762, in welcher er sich gegen die Einmischung Ramlers mit großer Entrüstung aussprach, dessen Korrekturen aber doch wenigstens in so ferne benutzte, daß er vorzugsweise gerade diejenigen Fabeln zum Theil oder ganz umgestaltete, bei denen Ramler Veränderungen vorgenommen hatte. Dieser nahm endlich in seine „Fabellese“ viele Fabeln Lichtwers auf, die er einer nochmaligen Veränderung unterwarf. Sehr interessant wäre die Vergleichung aller dieser Umänderungen und Umarbeitungen, aber leider konnten wir nur die Ausgabe von 1762 benutzen, es war uns durchaus unmöglich, uns die früheren, so wie die Ramler'sche zu verschaffen. Die wenigen mitgetheilten Lesarten haben wir aus andern Sammlungen oder aus damaligen kritischen Zeitschriften gezogen, und es konnte nur die Fabellese von Ramler (obgleich auch nur in einem Nachdruck) verglichen werden.

Obgleich Lichtwer die Fabel ganz im didaktischen Sinne bearbeitete, ob ihn gleich überhaupt die didaktische Richtung seiner Zeit so stark ergriffen hatte, daß er selbst ein größeres Lehrgedicht: „Das Recht der Vernunft“ verfaßte, so hat er doch nicht selten, gleichsam unwillkührlich, von seinem wahren poetischen Geiste geleitet, einen epischen Schwung genommen, wie in der schon angeführten Fabel: „Der Wiesel und die Hühner“ überhaupt in solchen, welche von den Kunstrichtern seiner Zeit für mißlungen gehalten wurden, weil entweder die Moral nur schwer zu erkennen ist, oder weil sie sich der Fabel kaum anschließt; so in „Die Katzen und der Hausherr (I. 275), dessen frühere Gestalt des größern epischen Lebens wegen der spätern vorzuziehen sein mag.

Zwar gefällt sich auch Gellert in einer gewissen Breite; es liegt ihr aber mehr eine behagliche, gutmüthige Geschwätzigkeit zu Grunde (man lese z. B. „den grünen Esel“ I. 28); selten oder nie stammt sie aus dem Bedürfnisse, die einzelnen Vorgänge mit epischer Bestimmtheit zu zeichnen, was gerade bei Lichtwer so häufig ist. So in den „zwei Kaninchen“ (I. 279); so im „Hänfling“ (I. 276) in welchem er das Glück der Unabhängigkeit, wie es am sichersten im Mittelstande zu finden ist, zur Anschaulichkeit bringt. — Im „Vogel Platea“ (277) und in den „Fischen“ (278) ist die bittere Verspottung der politischen und bürgerlichen Verhältnisse nicht zu verkennen, wie auch in den „Rehen“ (279) wohl eine ähnliche Beziehung erkannt werden möchte, wenn auch die Moral am Schlusse eine andere hervorhebt. Im „Koch“ ꝛc. (278) endlich nimmt der Dichter die Kritiker und Kunstkenner auf geistreiche Weise in Schutz, wodurch diese Fabel als der Gegensatz des „Johanniswürmchens“ von Pfeffel (II. 207) erscheint.

Willamow[2]) versuchte, der Fabel eine neue Gestaltung zu geben, indem er sie dialogisirte. Allerdings erreichte er dadurch eine größere Lebhaftigkeit der Darstellung; aber es wurde zugleich auch die Klarheit und Anschaulichkeit der Handlung nicht selten beeinträchtigt, wie aus den mitgetheilten Fabeln leicht ersichtlich ist (I. 284 ff.), denen übrigens gewandte Leichtigkeit der Sprache nicht abgesprochen werden kann.

Obgleich einer spätern Zeit angehörend, schließt sich **Pfeffel**[3]) den bis jetzt genannten Dichtern an, da er die Fabel ganz in ihrem Sinne bearbeitete; denn auch ihm war dieselbe nur ein Kleid für Mittheilung moralischer Wahrheiten.

---

1) **Magnus Gottfried Lichtwer**, geb. 30. Jan. 1719 zu Wurzen, studirt die Rechte in Leipzig, später in Wittenberg, wo er auch 1747 als öffentl. Lehrer auftrat. Wegen geschwächter Gesundheit entsagte er dem akadem. Leben, zog nach Halberstadt, wo er verschiedene Aemter bekleidete und den 7. Juli 1783 starb.

2) **Joh. Gottlieb Willamow**, geb. 1736 zu Mohrungen in Preußen, bezieht 1752 die Universität Königsberg, wird 1758 Prof. am Gymnasium in Thorn, geht 1767 nach Petersburg, um die Direktion der deutschen Schule zu übernehmen, legte diese aber 1776 wieder nieder, wurde zwar darauf Lehrer bei einem Fräuleinstift, gerieth aber in drückende pekuniäre Verhältnisse und starb, von Gram niedergebeugt, den 6. Mai 1777.

3) **Gottlieb Conrad Pfeffel**, geb. den 28. Juni 1736 in Colmar, studirt in Halle, erblindet 1757 in Folge einer langwierigen Augenkrankheit, gründet 1773 ein höheres Erziehungsinstitut, das während der Revolution unterging, wird 1803 Präsident des evangel. Consistoriums und stirbt den 1. Mai 1809.

Da er aber nur dieses beabsichtigte, so führte er die Fabel auf ihre engsten Grenzen zurück und es sind auch diejenigen seine gelungensten, welche eine beinahe epigrammatische Kürze haben, wie „Der Ortolan“ (II. 209). In allen spricht sich ein edles, für Freiheit und Sitte begeistertes Gemüth aus; doch stört die oft zur Bitterkeit gesteigerte Ironie (Der Schmetterling und die Biene II. 208) den wohlthätigen Eindruck, den sie sonst auf den jugendlichen Geist machen müßten.

Außer den angegebenen Dichtern haben noch viele andere, darunter bedeutende, die Fabel bearbeitet (Haller, J. A. Schlegel, Giseke, Kästner, J. A. Ebert, Sucro, **Lessing**, Gleim, Ew. v. Kleist, Bodmer, J. K. v. Moser, Zachariä, Kl. E. K. Schmidt, von Nicolay u. A. m.). Wir schließen mit dieser Bemerkung, welche die am Anfang ausgesprochene Ansicht, daß die äsopische Fabel und deren didaktische Auffassung ganz in der damaligen Zeitrichtung lag und aus ihr hervorging, historisch bestätigt.

5. Die poetische Erzählung.

Hagedorn. — Gellert. — Ew. v. Kleist. — Lichtwer. — (Pfeffel).

Bei dem vorwaltenden belehrenden und moralischen Zwecke, welchen man der Poesie untergeschoben hatte, konnte sich keine Dichtungsform in ihrer Eigenthümlichkeit zeigen, weil die Poesie ja nur als Mittel gebraucht und einem höher scheinenden Zwecke untergeordnet wurde. Dieß gilt aber ganz besonders von der Erzählung, die sich, näher betrachtet, in keinem wesentlichen Stücke von der Fabel unterschied. Zwar wurde nicht gerade verlangt, daß die Erzählung, wie die Fabel, die poetische Einkleidung einer Moral, einer Klugheits- und Lebensregel sei, aber es machte sich das didaktische Bedürfniß auch ohne, ja gegen den Willen der Dichter geltend. So bestand denn der ganze Unterschied zwischen Fabel und Erzählung darin, daß man bei der ersten vorzugsweise Thiere, bei der andern dagegen Menschen als handelnde Personen auftreten ließ, daß man von der Fabel die größtmöglichste Kürze verlangte, der Erzählung dagegen größere Ausführlichkeit gestattete. Es fand zwischen diesen beiden Formen ungefähr das nämliche Verhältniß Statt, das wir in unsern Tagen an zwei andern Gattungen bemerken: wie unsere heutigen Dichter Balladen und Romanzen ohne weitere Unterscheidung als gleichbedeutende Formen zusammenwerfen, so gaben die damaligen Poeten Fabeln und Erzählungen in buntem Gemisch heraus, es dem Leser überlassend, die einzelnen Gedichte unter die gehörige Rubrik zu bringen. Und in der That mochte es dem Dichter selbst oft schwer fallen, eine haltbare Unterscheidung zwischen Fabel und Erzählung zu machen, da er sich bewußt war, daß er überall auf gleiche Weise produzirt hatte; denn überall hatte er ja einen allgemeinen Satz auf einen besondern Fall zurückgeführt, diesem die Wirklichkeit ertheilt und eine Geschichte daraus gedichtet. Wie sehr übrigens dem Dichter der didaktische Zweck der Erzählung am Herzen lag, sehen wir offen genug darin, daß er dieselbe gewöhnlich auf dieselbe Weise schloß, wie die Fabel, d. h. mit einer Moral, wie wir es vorzüglich bei Gellert (I. 29 ff.) finden, der von allen genannten Dichtern die beiden Gattungen am meisten in einander übergehen ließ.

Zwar gestattete man, wie schon erwähnt, der Erzählung eine größere Breite, aber diese Erlaubniß konnte kaum benutzt werden, weil die moralische Tendenz, die der Erzählung zur Unterlage diente, den Dichter immer wieder an den Schluß mahnte, so daß er zur behaglichen Ausmalung des Einzelnen die nothwendige Ruhe nicht finden konnte.

Auch in dieser Beziehung müssen wir den höhern poetischen Geist **Hagedorn's** anerkennen, der in seinen Erzählungen das epische Element am reinsten bewahrt, und eben deßwegen mit ruhiger Gemüthlichkeit die Begebenheiten vor unsern Augen entwickelt, mit Liebe bei diesem oder jenem Vorgange verharrt und ihn, wenn er es für nöthig findet, in seinen einzelnsten Verhältnissen ausmalt (I. 21). Gerade das, was ihn in unsern Augen hochstellt, wurde von seiner Zeit verkannt; man warf ihm Weitschweifigkeit vor. —

Den Erzählungen **Gellert's** konnte dieser Vorwurf freilich nicht gemacht werden, aber mit wenigen Ausnahmen (Der Bauer und sein Sohn I. 31) sind sie auch keineswegs denen Hagedorns an die Seite zu stellen. Der genannten aber sieht man es an, daß sie gewiß keinen didaktischen Ursprung hat, wenn auch die darunter stehende Moral das Gegentheil zu beweisen scheint.

In allen Gellert'schen Erzählungen wird man aber immer die Lebendigkeit der Darstellung, die sich oft zu dramatischer Zeichnung steigert, und die zweckmäßige Entwickelung der Begebenheit anerkennen müssen. Auch ist die Sprache leicht, natürlich und meistentheils rein.

Beinahe alle Erzählungen aus jener Zeit sind komischen Inhalts, wahrscheinlich auch als Nachahmung der französischen Vorbilder, denen es leichter, und mit Rücksicht auf den Nationalcharakter sicherer dünkte, auf dem Wege des Witzes zu belehren oder zu bessern. Bei Gellert finden sich jedoch mehrere ernsthafte Erzählungen; aber diese sind nicht gerade die besten. Wenn „der arme Schiffer“ (I. 30) uns auch ansprechen mag, so liegt dieß gewiß eher in dem Stoffe, als in der Darstellung, welche, oft an das Matte, Langweilige gränzend, der dem Dichter sonst eigenthümlichen Lebendigkeit und Naivetät gänzlich entbehrte. Das Nämliche gilt vom „Reisenden“ (I. 30), in welchem die Erzählung mit eben so viel Mühe sich fortschleppt, als der Wanderer selbst. So sehr sich der Dichter auch bestrebt, uns von den Mühsalen des Reisenden in drei vollen Strophen ein anschauliches Bild zu geben, so gelingt es ihm doch nicht; auch die Erscheinung des Räubers und sein langweiliges Zielen macht keinen Eindruck.

Kleist hat denselben Gegenstand bearbeitet oder vielmehr er hat, wie er selbst sagt, den Stoff von Gellert entlehnt und nach seiner Weise eingekleidet. (Arist I. 177). Und hier sehen wir, wie ein ächter Dichtergeist mit dem rohen, oder was noch schlimmer ist, mit dem schlecht bearbeiteten Stoff verfährt.

Die Schilderung des Wetters ist lebendig und in wenigen, aber kräftigen Strichen vollendet; wir haben ein vollständiges, ergreifendes Bild,

das uns die Schönheit der kurzen, aber treffenden Hinweisung auf Arist's Seelenzustand (Vers 5) in ihrer ganzen Bedeutung fühlen läßt, eine Hinweisung die um so gewichtiger ist, als sie die Klagen des Reisenden motivirt, was bei Gellert nicht der Fall ist. Durch das plötzliche Herniederfahren des Pfeils wird des Wanderers Gemüth nothwendig stärker ergriffen, als wenn er den Räuber schon von Ferne erblickt hätte; auf diese Weise erscheint Alles besser motivirt, als bei Gellert, insbesondere kann es keinem Zweifel mehr unterliegen, daß die von der Gottheit dem Wanderer zugerufene Lehre bei ihm Eingang gefunden und in seinem Herzen gehaftet habe.

Lichtwer zeigt sich auch in seinen Erzählungen als ein Dichter von epischem Talente. Zwar haben sie oft eine satyrische Tendenz, verdanken also ihre Entstehung einer vorangegangenen unpoetischen Reflektion, wie in den „seltsamen Menschen" (I. 280); aber wenn er sich hierin auch nicht über seine Zeit erheben konnte, so hat er doch in der Ausführung seine dichterische Kraft beurkundet und jene Tendenz beinahe vergessen. So erhalten wir ein höchst gelungenes, bis in seine einzelnsten Details mit Kunst ausgeführtes Bild, voll Leben und Wahrheit. Je weniger wir an die musterhaft versteckte Absicht des Dichters denken, wenn wir dieses Bild vor unsern Augen sich entrollen sehen, desto mehr werden wir von den Schlußworten ergriffen, die, weil sie uns den Zweck des Dichters plötzlich offenbaren, einen unerwarteten und deshalb gewaltigen Eindruck auf das Gemüth des Lesers machen. „Der kleine Töffel (I. 281), in welchem der Dichter eine Seite des engen Lebens auf dem Lande und in kleinen Städten veranschaulichen will, wird den beabsichtigten komischen Effekt wegen der glücklichen Häufung der lächerlichen Situationen nie verfehlen, besonders aber deßwegen, weil der Dichter den letzten Punkt, der an komischer Kraft alle vorhergehenden übertrifft und ihnen erst eigentlich ihre wahre Bedeutsamkeit zufließen läßt, so lange vorbereitet, wodurch er das schon vorhandene Interesse zu einer gespannten Neugier zu steigern weiß. Doch kann man nicht umhin, den einleitenden Zeilen etwas mehr Klarheit zu wünschen, so wie auch die Moral am Schlusse schon deßwegen als überflüssig und störend erscheint, weil sie den einzelnen Fall, wie es doch ihre Absicht ist, nicht zur allgemeinen abstrakten Idee erhebt.

Auch in der Erzählung reiht sich der spätere **Pfeffel** an die genannten Dichter an, weil er, wie in der Fabel, so auch hier, ganz in ihrem Sinne schrieb. Unter allen seinen erzählenden Dichtungen ist „die Türkenpfeife" (II. 209) bei weitem die gelungenste. Ohne alle Nebenrücksichten stellt sie uns in schlichter, schmuckloser und doch dramatisch lebendiger Sprache einen einfachen Zug aus dem Leben eines alten Soldaten dar, welcher durch die kindlich begeisterte Anhänglichkeit an seinen Hauptmann und die rauhe, aber doch ächt menschliche Treuherzigkeit seines ganzen Wesens bleibendes Interesse gewährt. — Pfeffel's Liebe am Edeln, rein Menschlichen, worin er so sehr mit Gellert übereinstimmt, den er sich auch zum Vorbild genommen zu haben scheint, tritt noch bedeutender in seinem „Ibrahim" hervor (II. 211). Die moralische Tendenz, die mit der in den „Pilgern" (II. 210) übereinstimmt, erinnert uns lebhaft genug an jene frühere Zeit, welche einen Lessing zwang, seinen Nathan zu schreiben.

Wie die Fabel, so wurde auch die poetische, besonders die komische Erzählung und zwar aus den nämlichen Gründen vielfach bearbeitet; es haben außer den genannten nachfolgende Dichter in dieser Gattung sich versucht: Giseke, **Rost**[1]) der geistreiche und poetisch begabte Vorläufer Wieland's, dessen „Schäfererzählungen" nur ihrem unzüchtigen Geiste die Vergessenheit verdanken, in die sie mit vollem Rechte gerathen sind; J. E. Schlegel, J. A. Schlegel, Löwen, Michaelis, Lessing, Karschin u. A. m.

6. Das komische Heldengedicht.

Zachariä.

Die Bearbeitung der Fabel und der poetischen Erzählung hatte nothwendig den epischen Sinn immer mehr anregen müssen. Und so finden wir bald Versuche in größeren epischen Dichtungen, welche als consequente Fortsetzungen der Erzählung, die, wie wir gesehen haben, vorzugsweise komischen Inhalts war, zunächst als komische, oder (nach der damaligen Redweise) als scherzhafte Heldengedichte erscheinen. Diese naturgemäße Ausbreitung und Entwickelung der epischen Richtung wurde aber noch durch den weiteren Umstand sehr lebhaft unterstützt, daß die englische Literatur, welcher man sich mit immer größerer Theilnahme anschloß, in dieser Dichtungsart bedeutende Muster darbot, die zur Nachahmung reizen mußten. Daher stellen sich die komischen Heldengedichte jener Zeit von zwei Seiten dar. In so ferne sie das consequente Fortschreiten auf einer schon betretenen Bahn, die Erweiterung des epischen Bestrebens sind, bieten sie alle Vorzüge dar, die mit einer naturgemäßen Entwickelung nothwendig verbunden sind; in so ferne sie aber auf Nachahmung einer fremdartigen Auffassungsweise beruhen, stehen sie auf der untergeordneten Stufe, welche das unabwendbare Erbtheil jeder Nachahmung bleibt. Diese zwei Seiten stellen sich in den komischen Heldengedichten jener Zeit folgendermaßen dar: Die epische Anschauung, d. h. die eigentliche Grundlage dieser Dichtungen ist vortrefflich, weil sich der epische Geist, der dem Deutschen von jeher angeboren war, in seiner ursprünglichen Reinheit zeigt, daher Erfindung, Anlage, allgemeine Gestaltung, fortschreitende Entwickelung der Begebenheiten und deren allmählige Auflösung, mit einem Worte Alles, was als der eigentlichste Prüfstein des epischen Talentes gelten muß, in jenen Dichtungen von unverkennbarer Tüchtigkeit ist. Hiemit steht aber die Ausführung im entschiedensten Widerspruch, weil sie aus den fremden Vorbildern herübergebracht

1) **Johann Christoph Rost**, geb. den 7. April 1717 zu Leipzig, studirte dann die Rechte in seiner Vaterstadt. Mit Gottsched bekannt, wurde er später dessen Gegner und untergrub sein Ansehen durch glückliche Satyren (Epistel des Teufels an Gottsched), 1760 wurde er Obersteuersekretär in Dresden, wo er im Jahr 1765 starb.

wurde. Am unglücklichsten erscheint diese Nachahmung darin, daß die deutschen Dichter durch den Vorgang der Engländer sich verleiten ließen, jene wesenlosen Gebilde, die unter dem Namen Sylphen bekannt wurden, als Maschinen zu gebrauchen. Man ging hiebei von der irrigen Voraussetzung aus, als ob ein größeres episches Gedicht der unmittelbaren Einwirkung höherer übernatürlicher Wesen nicht entbehren könne. Es ist freilich nicht zu läugnen, daß das Epos durch die Eröffnung einer übersinnlichen Welt, durch die Einführung in das Reich des Wunderbaren in eine höhere, idealere Sphäre versetzt wird, und daß die Phantasie hiedurch einen unendlichen Spielraum gewinnt. Aber selbst das Wunderbare muß natürlich sein, d. h. es muß sich so eng und fest an die dargestellte Menschenwelt anschließen, es muß mit derselben in so unauflöslicher Verwandtschaft stehen, daß wir Beides weder trennen können, noch wollen. Dazu gehört aber als erste und unerläßliche Bedingung, daß diese wunderbare Welt wirklich existirt habe oder noch existire, daß sie nicht bloß als augenblickliche Erfindung der dichterischen Phantasie hervortrete, sondern als verkörpertes Gebilde vor unsern Augen da stehe. Dieß ist aber nur dann der Fall, wenn das Reich des Wunderbaren mit seinen höhern Wesen und Persönlichkeiten aus dem Volksleben hervorgegangen ist und in demselben eine feste Verkörperung erhalten hat, die eben so kräftig und unvertilgbar dasteht, als wenn sie auf historischer Wahrheit beruhte, wie denn z. B. Apollo dem Griechen eine so konkrete Erscheinung war, als Achilles; wie dem Araber das Reich der Feen eine eben so anschauliche Welt ist, als das Reich der Kalifen, wie endlich unserm germanischen Mittelalter die Elfen und alle jene nebelartigen Gebilde nicht weniger historische Wahrheit, nicht weniger objektive Anschauung darboten, als seine Ritter und Helden. Was aber einer frühern Welt als konkrete Persönlichkeit — nur in einer höhern Sphäre — ja als objektive Wahrheit erschien, ist unsern Zeiten zu leblosen Gestalten einer überreizten Phantasie geworden. Wenn wir daher unsre Welt mit ihren Charakteren, ihren Sitten und ihrem Glauben in Verbindung bringen mit Gestalten, welche für sie keine Wahrheit und kein Leben besitzen, so muß unfehlbar ein Widerspruch entstehen, der aller Poesie um so sicherer den Tod bringen wird, als er auf keine Weise versöhnt werden kann. Der Dichter muß ganz der Zeit angehören, in welcher die von ihm dargestellte Begebenheit verfällt. Will er daher in die Gegenwart herabsteigen, und unsere Zeit darstellen, so muß er sich auch dazu bequemen, alles Wunderbare bei Seite zu setzen, weil dieses aus dem Glauben verschwunden ist; oder er muß dieses Reich des Wunderbaren als das Reich der Poesie auffassen und es unserer Welt, welche ihm dann der Repräsentant der Prosa, überhaupt des Unpoetischen ist, entgegenstellen. Da das Wunderbare auf diese Weise nicht als Produkt unserer Zeit erscheint, sondern vielmehr nur als Erinnerung an eine vergangene Welt in die jetzige hinüberspielt, so findet der oben erwähnte Widerspruch nicht Statt, und der Dichter hat durch diese Auffassungsweise seiner Phantasie einen unermeßlichen Spielraum geschaffen. Am glücklichsten ist dieser Gegensatz der Poesie zur Prosa, dieses Herüberziehen des Wunderbaren in unsere alltäglichen Verhältnisse dem ächt poetischen **Hoffmann** in seinen Phantasiestücken rc. gelungen, denen sich **Chamisso's „Peter Schlemihl"** würdig anreiht.

Höchst originell und mit ganz eigenthümlicher Kunst hat in der neuesten Zeit der Dramatiker **Raimund** diesen Gegensatz aufgefaßt, bei welchem die Welt des Wunderbaren dadurch einen größern Halt gewinnt, daß er sie mit derjenigen Bildungsstufe unserer Zeit in Verbindung gebracht hat, für welche sie noch nicht aufgehört hat zu sein. Eben diesen Gegensatz, diesen Kampf zwischen Poesie und Prosa des Lebens hat auch **Tieck** in der lieblichen Allegorie **„Phantasus"** (II. 329) geschildert.

Wenn aber die unmotivirte Herbeiführung höherer Wesen ungeeignet ist, so ist es der Gebrauch allegorischer Figuren noch viel mehr, weil sie in noch viel höherm Grade der lebendigen Anschaulichkeit entbehren und immer nur als Abstraktion erscheinen können. Die Dichter, von welchen wir hier zunächst sprechen, haben sich diesen Gebrauch, den sie ebenfalls bei ihren englischen Vorbildern wie auch bei den französischen vorfanden, nur zu häufig erlaubt. Raimund — weil wir ihn doch schon herbeigezogen haben — läßt zwar auch allegorische Figuren in seinen Dramen auftreten, aber durch die dramatische Darstellung erheben sie sich zu einer Anschaulichkeit, die ihnen das bloß erzählende Epos nimmermehr gewähren kann, und so treten sie leicht in die Reihe jener andern Wesen, deren objektive Wahrheit auf dem Volksglauben beruht.

Uebrigens lag der Herbeiziehung dieser wunderbaren Gestalten vielleicht eine Idee zu Grunde, die nur noch nicht klar aufgefaßt war und sich daher auch noch nicht kräftig genug geltend machen konnte, ich meine nämlich die ironische Behandlung des romantischen Elements, wie sie sich in Wieland und dessen Nachfolgern später mit allem Glanz der Sprachgewandtheit entwickelte.

Das komische Heldengedicht fand in der eben entwickelten Auffassungsweise zahlreiche Bearbeiter. Außer Zachariä treten besonders hervor **Rost** (das Vorspiel), **Dusch**[1]), (das Toppee, der Schooßhund), Bodmer, Schöneich, **Uz** (der Sieg des Liebesgottes, eine Nachahmung der französischen Gedichte dieser Gattung) und vor Allen **Thümmel** (Wilhelmine). — **Zachariä**[2]) hat eine große Zahl von komischen Heldengedichten geschrieben, unter welchen der **„Renommist"** und das **„Schnupftuch"** zu ihrer Zeit als die gelungensten anerkannt wurden. Wir haben bei

1) **Johann Jakob Dusch,** geb. den 12. Febr. 1725 in Zelle, Prof. und später Direktor am akademischen Gymnasium in Altona; starb daselbst den 18. Dez. 1787.

2) **Justus Friedrich Wilhelm Zachariä,** geb. den 1 Mai 1726 zu Frankenhausen in Thüringen, geht 1743 nach Leipzig, um die Rechte zu studiren, widmet sich aber vorzugsweise der Poesie, wird zuerst mit Gottsched, dann mit Gellert, Gärtner, Ebert u. s. w. bekannt. 1761 Professor in Braunschweig und Canonikus; gest. den 30. Januar 1777.

unserer Auswahl dem „Phaeton“ (I. 679) unbedingt den Vorzug geben zu müssen geglaubt und zwar aus folgenden Gründen. Das „Schnupftuch“ ist mehr als jedes andere Gedicht desselben Verfassers eine Nachahmung der Engländer; in der Auffassung, in der Erfindung sogar, besonders aber in der Entwickelung erinnert es nur zu sehr an Pope's „Lockenraub“, von dem das deutsche Gedicht eigentlich nur eine freie Nachahmung ist. Der „Phaeton“ ist dagegen viel selbstständiger, von dem Vorbilde unabhängiger. Dieß läßt sich zwar auch von dem „Renommisten“ bis zu einem gewissen Grade behaupten; aber dieses hat den Fehler, von welchem oben ausführlicher gesprochen wurde, in erhöhetem Maße. Es ist mit sogenannten Maschinen überladen, die noch dazu theils wenig, theils gar keinen Antheil an der Handlung nehmen. Die Handlung selbst ist weder einfach, noch hat sie vom Anfang an ihren ununterbrochenen Fortgang bis zum Ende; das Gedicht besteht vielmehr aus verschiedenen Handlungen, die nicht zu einem Ganzen zusammenwirken. Die Haupthandlung beginnt eigentlich erst im dritten Gesange, so daß die beiden ersten wegbleiben könnten, ohne der epischen Entwickelung zu schaden. Alle diese Fehler besitzt der „Phaeton“ nicht; er enthält aber alle Vorzüge, die dem Dichter eigenthümlich sind. Wenn, wie Göthe sagt, „der Renommist“ ein unschätzbares Dokument ist, woraus die damalige Lebens- und Sinnesart anschaulich hervortritt, so gilt dieses auch vom „Phaeton“ mit Rücksicht nämlich auf die Sphäre, in der er sich bewegt; und wenn Göthe noch hinzufügt, daß Zachariä's Gedichte Jedem willkommen sein müssen, der sich einen Begriff von dem zwar schwachen, aber wegen seiner Unschuld und Kindlichkeit liebenswürdigen Zustande des damaligen geselligen Lebens und Wesens machen will, so findet diese Bemerkung auch auf den Phaeton ihre vollste Anwendung.

Endlich ist die wesentliche Eigenschaft des komischen Heldengedichts, der Contrast des Kleinen, Lächerlichen mit dem feierlichen Ton des ernsthaften Epos im Phaeton mit größerer Kunst durchgeführt, als in den übrigen Dichtungen desselben Verfassers. Die Entwickelung des Gedichts ist äußerst einfach, ermangelt aber keineswegs des Interesses, das durch die gelungene Charakteristik der einzelnen Personen (besonders des Obersten, der Zofe, des Informators &c.), durch die schönen Beschreibungen voll komischen Ernstes (1. Ges. 54—72, 3. Ges. 14 ff. &c.) nicht wenig erhöht wird. Auch in seinen Gleichnissen ist der Dichter glücklich (1. Ges. 55. 58. 107), wie auch die zeitgemäße Anspielung auf den großen Friedrich von Preußen (3. Ges. 9. 10.) noch jetzt gefallen muß. — Die Veränderungen, welche der Dichter in den spätern Ausgaben vornahm, betreffen nur die Sprache und den Vers und sind in dieser Beziehung auch wahre Verbesserungen. Uebrigens ist schon in der frühern Gestalt Klopstocks Einfluß sichtbar, was besonders aus der Wahl des Hexameters hervorgeht, während der Renommist und das Schnupftuch noch in Alexandrinen geschrieben sind, diesem aus dem Französischen herübergeholten Versmaße, durch das sich die Zeit eben so sicher charakterisirt, als durch ihre Hinneigung zur didaktischen Poesie.

7. Das geistliche Lied.

Gellert. — J. A. Schlegel. — K. A. Schmid. — Cramer. — Klopstock. — (Uz. — Jakobi. — Hermes. — Hippel. — Voß. — Mahlmann. — Spitta).

In jener Zeit der Nachahmung hat sich der eigenthümliche deutsche Geist im Kirchenlied am reinsten bewahrt, nicht bloß deßwegen, weil hier Nichts nachzuahmen war, sondern auch weil der religiöse Sinn so kräftig gewurzelt hatte, daß er sich rücksichtslos auf seine Weise entwickelte und sich unabhängig entwickelt haben würde, auch wenn sich Fremdes zur Nachahmung geboten hätte. Aber wenn fremder Einfluß hier Nichts verdarb, so that es die Sucht zu moralisiren um so mehr; daher denn die Kirchenlieder jener Zeiten eigentlich Nichts Anders sind, als eine unpoetische Versifikation christlicher Moral, wie das Lehrgedicht eine Versifikation philosophischer Moral war. Doch dringt der fromm ergebene Sinn, die gläubige Andacht oft durch die kalte Eisdecke der herz- und phantasielosen Betrachtung, wie bei **Gellert**, dessen Verdienste um das Kirchenlied um so bedeutender sind, als es vor ihm im gänzlichen Verfall war. Er führte zuerst wieder zur vernünftigen Bearbeitung desselben und bereitete die Zeit vor, wo es einen höhern Schwung nehmen sollte. In seinem Geiste, oft aber mit größerer poetischer Kraft dichteten **J. A. Schlegel**[1]) (I. 33. 675), **K. A. Schmid**[2]) (I. 37), besonders aber **Cramer**[3]) (I. 39. 703) dessen „Auferstehung des Erlösers“ (I. 704) bei noch hervortretender Unbeholfenheit des Ausdrucks oft zur Begeistrung des Hymnus gelangte, wie er denn, was Kraft der Sprache betrifft, recht eigentlich als Vorläufer **Klopstock's** erscheint, der auch in seinen Kirchenliedern (I. 41) den zuversichtlichen Glauben an Gott und die Erlösung aussprach, welcher nächst der wärmsten Liebe für das Vaterland der Grundstein aller seiner Dichtungen ist. Diese Zuversicht auf die göttliche Güte, dieses Vertrauen auf Gottes unmittelbare Leitung der Menschenschicksale ist überhaupt das unterscheidende Kennzeichen der geistlichen Lieder jener Zeit, weßhalb die meisten Dichter zu Verkündigern dieser ächt christlichen Idee werden. So **Uz** (I. 202), der die Wahrheit seines Glaubens an besondern Fällen darzuthun sucht, so **Jakobi**

---

1) **Johann Adolf Schlegel**, geb. den 18. Sept 1721 zu Meißen, studirt in Leipzig Theologie, versieht nach und nach verschiedene geistliche Aemter, wird 1759 Pastor in Hannover, 1775 Consistorialrath und Superintendent, stirbt den 16. Sept. 1793.

2) **Konrad Arnold Schmid**, geb. den 23. Febr. 1716 in Lüneburg, studirt Theologie in Kiel, Göttingen und Leipzig, schließt sich an Gärtner, Gellert u. s. w. an, wird 1760 Prof. der Theologie in Braunschweig, gest. den 11. Nov. 1789.

3) **Johann Andreas Cramer**, geb. den 29. Januar 1723 zu Jöhstädt in Sachsen, 1742 in Leipzig, 1750 Oberhofprediger in Quedlinburg, 1754 Hofprediger in Kopenhagen und 1765 Prof., wird 1771 vertrieben, dann Superintendent in Lübeck, 1774 Prokanzler und Prof. in Kiel, 1784 Kanzler, stirbt daselbst den 12. Juni 1788.

(„Vertrauen“ I. 230), dessen religiöse Lieder aber schon als Vorboten einer andern Richtung des geistlichen Gesanges erscheinen, während **Hermes** („Morgenlied; Sterbelied“ I. 297) ganz der ältern angehört, welche überhaupt, abgesehn von der poetischen Auffassung, so ganz das Abbild eines ächt christlichen Herzens ist, und in Deutschland so tief wurzelt, daß wir sie selbst bei **Hippel**[1]) wiederfinden (I. 301 ff.), in dessen Liedern der feste unwandelbare Glaube mit sogenannter rationalistischer Ansicht so schön und sicher gepaart ist. In unsere Zeit herüberragend kann **Voß** (I. 462 ff.) um so mehr als der Repräsentant dieser Anschauung gelten, als er für sie und gegen ein anderes, obgleich zu hart, ja oft ungerecht kämpfend, auftrat. Endlich gehören auch **Mahlmann** (II. 429. 430) und **Spitta**[2]) (II. 739) der ältern Richtung an, obgleich sich schon der Einfluß ihrer Zeit in einer gewissen mystischen Neigung geltend macht.

Bei der Betrachtung des Kirchenliedes jener Zeit muß man die poetische Auffassung von der religiösen wohl trennen, will man anders den Dichtern nicht offenbares Unrecht thun. Jene blieb auf der Stufe, in welcher wir die Poesie überhaupt erblicken, d. h. sie erschien nur als ein Mittel der Belehrung; im Kirchenliede wollte sie daher den christlichen Glauben lehren. Wenn aber die Art der Darstellung eine der Poesie widerstreitende ist, so muß es die religiöse Anschauung, die dem Kirchenliede zu Grunde lag, nicht nothwendig auch sein, daher es gewiß unstatthaft und unerlaubt ist, diese religiöse Anschauung als solche für eine verfehlte, unchristliche zu erklären. Im Gegentheil trägt sie alle Elemente des poetischen Lebens sowohl, als der christlichen Wahrheit in sich. Denn sie beruht ja auf dem unerschütterlichen, aus dem tiefsten Gemüth quellenden Glauben an Gottes Güte, Allmacht und Weisheit, an die Erlösung durch Christum, an die ewige Wirkung des heiligen Geistes. Dieser Glaube gewährte die Zuversicht, die Gottesergebung, das Vertrauen, das, wie wir gesehen haben, sich auf so mannigfaltige Weise immer wieder aussprach; er bildete mit einem Worte den ächten christlichen Sinn, den wir auch in der Folge, nur in anderer Gestaltung, in einem andern Gewande wiederfinden. In der Zeit des Gellertschen Kirchenliedes war der poetische Geist noch nicht erstarkt; deßhalb konnte er auch nicht den Aufschwung nehmen, den er später entwickelte. Er blieb bei der einfachsten religiösen Auffassung, die dem kindlichen, ja furchtsamen Herzen so ganz entsprach; er wagte es nicht, sich in das Meer der Unendlichkeit zu versenken, weil nur die Phantasie, nur der lebendigste Flug des poetischen Geistes vor dem Untergange in demselben bewahren kann. Der Dichter blieb auf der Erde im Gefühle seiner Nichtigkeit. „Nicht in den Ocean der Welten alle, will ich mich stürzen! Nur um den Tropfen am Eimer, um die Erde nur will ich schweben und anbeten!“ (Klopstock, Frühlingsfeier I. 47). Aber wenn der Dichter nicht in die Unermeßlichkeit sich verstieg, die sich nur der mystischen Anschauung eröffnete, so vermied er auch alle Möglichkeit, sich in ihr zu verirren, oder, ein neuer Ikarus, von der Sonnenhöhe herabzustürzen, die doch kein menschlicher Geist erreichen kann.

Die mystische Auffassung des geistlichen Liedes hatte zwar auch schon in jener Zeit ihre Repräsentanten, aber sie stehen vereinzelt da. Wir werden auf sie zurückkommen, wenn wir an die Zeit gelangen, in welcher diese mystische Richtung im geistlichen Liede vorherrscht.

II. Streben nach Nationalität in Gehalt und Form.

Erstes Auftauchen des romantischen Elements.

1. Lyrik. — Klopstock.

Die sächsische Schule war bei allen ihren Bestrebungen, selbst in ihren gelungensten Erzeugnissen doch immer nur eine Fortsetzung Gottsched's, den sie höchstens durch geschmackvolleres Aufgreifen des Fremden — nicht Aneignen, nur der ächte Dichtergeist Hagedorn's vermochte dieß — übertraf; ihr Weg hätte nie zu einem Ziele geführt, weil ihre Dichtungen nicht aus der lebendigen und einzigen Quelle aller Poesie flossen. Obgleich an die meisten Dichter der sächsischen Schule durch die engsten Bande inniger, ja zärtlicher Freundschaft geknüpft und mit Wärme an ihren Bestrebungen Antheil nehmend, schloß sich **Klopstock**[3]) in literarischer Beziehung doch bald von ihnen ab; er schlug eine Bahn ein, welche die Entwickelung der deutschen Poesie mächtig beförderte. Was Bodmer und Breitinger geahnt, was sie auf dem Wege kritischer Forschung gesucht hatten, das hatte Klopstock's kräftiger Geist schon als Jüngling lebendig anerkannt; er hatte begriffen, daß nur freie, nationelle Entwickelung die vaterländische Dichtkunst fähig machen könne, eine höhere Stufe zu erringen. In dieser Idee zeigt sich der großartige Geist des Dichters mehr, als in allen seinen Werken, die nur das schwache Abbild dessen wurden, was ihm so lebendig vor der Seele schwebte. Um diese Idee aber nach ihrer ganzen Bedeutsamkeit zu würdigen, was um so schwerer sein mag, als sie jetzt gleichsam zur Natur geworden ist, denke man an das Ei des Columbus und erinnere sich, daß die ganze deutsche Welt über

---

1) **Theodor Gottfried von Hippel**, geb. den 31. Jan. 1741 zu Gerdauen in Ostpreußen, geht 15 Jahre alt nach Königsberg, um Theologie zu studiren, wird dann Hauslehrer, studirt 1765 die Rechte, wird Advokat, tritt dann in Staatsdienste und wird 1780 erster Bürgermeister, Kriegsrath und Stadtpräsident. Gestorben den 23. April 1796.

2) **Karl Johann Philipp Spitta**, geboren zu Hannover 1801, jetzt Prediger in Hameln.

3) **Friedrich Gottlieb Klopstock**, geb. den 2. Juli 1724 zu Quedlinburg, 1739 auf die Schulpforte, wo er schon den Plan zum Messias entwirft, studirt 1745 in Jena, 1746 in Leipzig, 1748 Hauslehrer in Langensalza, wo er seine Fanny (Friederike Schmidt) kennen lernt, 1750 nach Zürich zu Bodmer, 1751 nach Kopenhagen, wo er eine Pension erhält, um den Messias zu vollenden; 1771 nach Hamburg, wo er den 14. März 1803 stirbt.

die Kühnheit des jungen Dichters erstaunte, als er seinen Weg betrat; man vergesse endlich nicht, daß jeder neue Aufschwung, den die deutsche Kunst im Fortgange ihrer Entwickelung nahm, auf die nationelle Richtung gegründet war, die Klopstock, ich möchte sagen, erfunden hatte, so daß auch das füglich auf ihn angewendet werden kann, was Schiller von Columbus sagt: „Mit dem Genius steht die Natur in ewigem Bunde, was der eine verspricht, leistet die andre gewiß." (II. 96).

Um die deutsche Poesie für alle Zeiten von jeder Abhängigkeit zu befreien, mußte Klopstock Sprache und Gehalt umschaffen. Was er in erster Beziehung gethan hat, ist unermeßlich. Der didaktischen Breite gegenüber, die sich im geistreichen Spiele des Witzes gefiel, gab er dem Ausdruck Kürze, Gedrängtheit, Kraft und Kühnheit; er drang in die Geheimnisse der Sprachbildung und überraschte seine Zeitgenossen durch eine Menge neuer, aber natürlicher Wortschöpfungen, so wie durch den freien Schwung seiner Wortfolge. Weil er die geschwätzige Weitschweifigkeit seiner Zeitgenossen hauptsächlich dem Reim zuschrieb, warf er denselben weg und suchte die metrische Kunst der Griechen und Römer auch in unsere Sprache zu verpflanzen. Wenn auch schon vor ihm Versuche gemacht worden waren, die altklassischen Sylbenmaße nachzuahmen, so waren diese Versuche doch vereinzelt geblieben, ohne sich eines bleibenden Erfolgs zu erfreuen; Klopstock allein gebührt der Ruhm, unserer Poesie eine Darstellungsform eröffnet und für immer gesichert zu haben, die bei ihrem unerschöpflichen Reichthum an Wohllaut dem Charakter unserer Sprache so sehr entspricht. Freilich ist er selbst in der Behandlung der antiken Versmaße nicht eben sehr glücklich gewesen, weil er die deutsche Sprache gleich der griechischen quantitativ behandelte und die Gesetze der Betonung mißkannte; desto glücklicher war er aber in der Anwendung. Gerade weil man von der innersten Natur der Poesie keinen Begriff hatte, gerade weil man sie nur in der äußern Gestaltung suchte, hatte sich der R e i m unentbehrlich gemacht. Ob er gleich ziemlich roh behandelt wurde, weßwegen die Dichter jener Zeiten so oft über die Unbiegsamkeit der deutschen Sprache jammern und den Reichthum, den die französische in ihren Reimen darbiete, zugleich bewundern und beneiden, gab er doch dem Gedichte eine gewisse poetische Färbung, die der Auffassung so sehr mangelte. Klopstock erkannte, daß der Reim nur ein trügerisches Hülfsmittel sei, daß er den Mangel an poetischem Gehalt zu verdecken strebe; er warf ihn daher unbedingt weg und zwar mit Recht, weil alle Gattungen der Poesie, die er bearbeitete, des Reims nicht bedürfen, ihm vielmehr entgegengesetzt sind. Der Reim entspringt aus dem Bestreben, dem Inhalte des Gedichts eine entsprechende, verwandte Tönung zu geben, damit sich das dargestellte Gefühl nicht bloß im Uebersinnlichen, den Geist berührenden Begriffe, sondern auch im körperlichen, die äußern Sinne ergreifenden Wortlaute ausspreche. Da aber der Reim auf dem sinnlichen Laute beruht und daher seiner Natur nach durchaus musikalisch ist, so kann er auch nur bei solchen Dichtungen an seiner Stelle sein, die musikalisches Leben in sich tragen, das heißt, wie die Musik, Darstellungen der innern Gefühlswelt sind und sich auch nur an diese wenden. Alle Dichtungen, welche auf objektiver Anschauung außer dem Dichter liegender Gegenstände oder Handlungen beruhen, somit nicht aus musikalischer Empfindung hervorgehen, können auch nicht nach dem musikalischen Mittel der Sprache greifen. Ferner, daß der Reim in der zwei- oder mehrmaligen Wiederholung verwandter Wortlaute besteht, diese aber durch die verwandten Vorstellungen hervorgerufen werden, so folgt daraus, daß der Reim nur da eintreten kann, wo der Dichter verwandte Vorstellungen häuft, wo er den Gedanken ruhig anschaut, ihn von allen Seiten berührt, sich nur allmählich von ihm entfernt, um bei einem andern auf dieselbe Weise zu verweilen. Aus diesen zwei Gründen, weil erstens der Reim musikalischer Natur ist und zweitens weil er ruhige, gemüthliche Anschauung fordert (die übrigens Lebhaftigkeit und Phantasie eben so wenig ausschließt, als eine musikalische Composition, welche auf den Grundton ihres Themas immer wieder zurückkommt), wird der Reim aus dem Epos und dem Drama, so wie aus allen denjenigen lyrischen Dichtungen wegfallen müssen, deren Charakter, über die ruhige Beschaulichkeit des Gefühls hinausgehend, entweder eine mehr leidenschaftliche Stimmung darstellen, wie in der Ode, der Hymne und gesteigert in der Dithyrambe, oder die Gefühlswelt als eine objektive, außer dem Dichter liegende betrachten, daher der epischen Natur sich annähern.

Daß Klopstock die eigentliche Bedeutung des Reims nicht erkannt hatte, geht daraus deutlich genug hervor, daß er ihn gänzlich verwarf, selbst da verwarf, wo er, obgleich widerwillig, von der Nothwendigkeit gezwungen, ihn gebrauchte, im Kirchenliede; aber es hatte ihn doch ein richtiges Gefühl geleitet, als er ihn im Epos und in der höhern Lyrik mit den antiken Sylbenmaßen vertauschte, welche deren fortschreitender Bewegung schon deßhalb angemessen sind, weil sie selbst auf Bewegung, dem Rhythmus, beruhen.

Klopstock begnügte sich nicht, die altgriechischen Sylbenmaße einzuführen; er versuchte sich auch in eigenen Strophencompositionen: aber sie können den griechischen in keiner Beziehung an die Seite gestellt werden, deren ausdrucksvolle Bewegung und entschiedener Wohllaut den Neuern unerreichbar zu sein scheint. Denn selbst P l a t e n, der so tief in das Wesen der poetischen Kunst drang, erreicht in seinen Strophenbildungen (welche übrigens die Klopstockischen bei weitem übertreffen) die griechischen Vorbilder nicht; sie haben weder das schöne Ebenmaß, das an jenen selbst dem ungeübten Ohre gefallen muß, noch die innige Verschmelzung der einzelnen Theile zu einem abgerundeten Ganzen, noch endlich jene Allgemeinheit des Charakters, der die alten Strophen so fähig macht, zur Darstellung der verschiedenartigsten Empfindungen gebraucht zu werden. — Woher es aber kommt, daß uns die Griechen in der Kunst der Strophencomposition so sehr übertreffen, das möchte wohl schwer zu entscheiden sein; doch wage ich folgende Erklärung: Der Rhythmus ist eine nach einem gewissen Zeitmaße abgemessene Bewegung. Weil diese Bewegung in der Zeit Statt findet, ist sie etwas Aeußerliches, Objektives; sie ist es noch

entschiedener dadurch, daß sie immer an einem Objekte verkörpert erscheint, z. B. an einem Menschen, an den Blättern des Baumes, an den Wellen des Meeres, an den Wörtern der Sprache. Wenn aber die kunstgemäße Darstellung des Objektiven, die schöne Nachbildung des in Zeit und Raum Erscheinenden vermittelst eines äußern Stoffes das Wesen der Plastik ist, so trägt die kunstgemäße Darstellung der rhythmischen Bewegung offenbar ein plastisches Gepräge; es ist jedes nach den Gesetzen der Schönheit geschaffene rhythmische Gebilde eben so gut ein Werk der plastischen Kunst, als die schöne Nachbildung des Menschen. Derselbe rege Sinn für die schöne Form, der die Griechen zu unerreichbaren Mustern in der Skulptur erhob, mußte ihnen auch die Meisterschaft in der rhythmischen Kunst geben. Diese plastische Natur der rhythmischen Schöpfungen eignet sie natürlich um so mehr zu solchen Darstellungen, die selbst auf Anschaulichkeit des Objektiven beruhen, und so finden sich hier die Bemerkungen über den Reim und dessen Anwendung wieder bestätigt.

Von einer andern Seite betrachtet, hat die Strophe unverkennbar auch einen architektonischen Charakter; ihr Prinzip ist, wie bei der Baukunst, das Streben nach Schönheit der Verhältnisse, nach Ebenmaß der einzelnen Theile, welche sich harmonisch zu einem abgerundeten Ganzen fügen sollen. Von diesem architektonischen Charakter der griechischen Strophe rührt es her, daß sie dem Dichter einen so großen Spielraum darbietet, und zur Darstellung der verschiedenartigsten Gefühle gleich gut paßt. —

Die Strophe nimmt einen musikalischen Charakter an, sobald sie nicht den umfassenden, allgemeinen Zweck hat, von dem wir so eben gesprochen haben, wenn sie vielmehr den Eingebungen des Augenblicks folgt und sich den besondern Gedanken anschmiegt, welche den Dichter gerade bewegen. Sie ist dann gleichsam die Melodie zu den Worten des Gedichts. Eben dieses musikalischen, somit modernen Charakters wegen ist diese freie Strophenbildung den neuen Dichtern unendlich besser gelungen, als der Bau jener, welche wir, ich glaube mit Recht, architektonisch genannt haben. Man vergleiche nur, um sich zu überzeugen, die beiden Klopstockischen Oden „Unsere Sprache“ (I. 712) und die „Frühlingsfeier“ (I. 47).

Klopstock hat aber nicht nur das Verdienst, der Poesie eine neue Sprache voll Kraft und Kühnheit geschaffen, ihr neue Formen entdeckt zu haben, in welchen sie sich freier bewegen konnte; er hat ihr auch im Gehalte eine Basis gegeben, die es ihr unmöglich machen mußte, in blinde Nachahmungssucht zurückzufallen, oder, wenn es doch geschehen sollte, in so verfehltem Streben zu beharren. Während die Dichter seiner Zeit wie die Form, so auch die Ideen aus der Fremde herüberholten, griff er in das Gemüth seines Volkes, das sich in dem seinigen, wenn auch nicht im ganzen Umfange des poetischen Reichthums, doch in Glaubenstiefe und warmer Vaterlandsliebe getreu abspiegelte. Diese zwei Ideen wurden denn auch seine Leitsterne in seinem poetischen, wie in seinem bürgerlichen Leben (er nennt sie selbst „der Dichtenden Grundanlagen“ I. 50 Kaiser Heinrich 5, 4); die erste begeisterte ihn zur Messiade, aus der andern quollen seine schönsten Oden. Uebrigens war Klopstock's schöne Seele allen edeln Empfindungen offen; auch besang er Natur und Freundschaft, Liebe und Freiheit in Tönen, die ihm alle Herzen öffneten, weil sie aus dem Herzen strömten.

Klopstock's Ruhm wurde zunächst durch seine Messiade begründet, aber er steht in seinen lyrischen Gedichten höher, wie denn auch sein Epos gerade in den lyrischen Stellen am bedeutendsten ist, eine Bemerkung, die nothwendig zur andern führt, daß er kein hervorragendes Talent für das Epos hatte, dessen ruhiger, auf fortschreitender Entwickelung und anschaulicher Darstellung beruhender Charakter mit des Dichters glühender, oft überwallender Begeisterung einen zu starken Gegensatz bildete. Diese fand dagegen in der höhern Lyrik ein großes, fruchtbares Feld, in welchem sie sich frei und fessellos ergehen konnte.

Denn die **Ode** ist zwar, wie jedes lyrische Gedicht, der Ausdruck der innern Gefühlswelt des Dichters, aber sie ist der Ausdruck des aufgeregten, zur Begeisterung, zur Leidenschaft sogar gesteigerten Gefühls. Wie dann aber die Leidenschaft, wenn auch im Menschen ruhend, doch nur dann in's Leben tritt, wenn ein außer dem Menschen liegender Gegenstand sie hervorruft, — so wie das Meer nur dann Wellen wirft, wenn der Wind sie empört — so wird der Dichter in der Ode wohl seine Empfindungen, mit ihnen aber zugleich den Gegenstand besingen, welcher die poetischen Gefühle angeregt hat. Demnach hat die Ode gleichsam auch objektives Gepräge, das dem Liede dagegen ganz abgeht. — Soll der Gegenstand nun Empfindungen, begeisterte Empfindungen wecken, so muß er natürlich von Bedeutung sein, er muß das Gemüth des Dichters in seiner innersten Tiefe aufregen. Wenn aber der Dichter auch dem kühnsten Fluge der Phantasie sich überlassen kann und muß, so darf er sich doch nicht in die Unendlichkeit verlieren, sondern, wenn auch in der Höhe der poetischen Anschauung schwebend, muß er doch den Gegenstand, der ihn zur Begeisterung stimmt, immer fest im Auge behalten; daher wird die Ode zwar beim ersten Anblick planlos erscheinen, man wird glauben, daß die verschiedenartigsten, ja entgegengesetztesten Empfindungen in ihr auf- und abfluthen; bei näherer Betrachtung wird aber der sicherste Zusammenhang, selbst strenglogische Gedankenfolge sichtbar werden. So sehen wir von den Alpen in der Ferne nur die höchsten Spitzen, die wie abgerissene Inseln aus dem Nebelmeer emporragen; in der Nähe aber sehen wir die niedrigern Rücken, durch welche jene Spitzen zu einer ununterbrochenen Gebirgskette verbunden werden.

E r h a b e n h e i t ist der Grundcharakter der Ode; nach ihr strebte auch Klopstock; wenn er sie nicht immer erreichte, so lag es weniger an ihm, als an seiner Zeit (Platen: „Horaz und Klopstock“ II. 704), deren phantasielose Philisterhaftigkeit selbst Klopstocks höherm Geist die freie Beweglichkeit oft rauben mußte. Am wenigsten gehemmt erscheint er in den Oden, in welchen er das Vaterland besingt. Gerne wies er auf die frühesten Zeiten des germanischen Heldenlebens zurück, wie in der dramatisch gehaltenen Ode „H e r m a n n u n d T h u s n e l d a“ (I. 44), weil die Begeisterung für das Vaterland ihre erste und lebendigste Nahrung in der heroischen Vergangenheit

findet. Diese Ode mit ihrer höchst einfachen Entwickelung ist ein rechtes Jauchzen der Schlachtlust, das beinahe barbarisch klingen würde, wenn es nicht durch den menschlich rührenden Blick auf den gefallenen Vater gemildert wäre (St. 6). Beides, Jubel und Wehmuth, erhält die schönste Auflösung im höhern Gedanken an Gott und Unsterblichkeit.[1])

Weniger einfach und beinahe freier Beweglichkeit ermangelnd, weil sie weniger auf Anschauung als auf Reflexion beruht, ist die Ode „Mein Vaterland“ (I. 53) (Str. 1—4.) Der Dichter, schon lange von seinem Gefühle gedrängt, das Vaterland zu besingen, aber von der Bescheidenheit zurückgehalten, kann dem Drange nicht länger widerstehen. (5. 6) In seiner Begeisterung sieht er das Vaterland, vor dessen Hoheit er zurückschaudern würde (7), wenn es ihm nicht sanft zulächelte. Dadurch ermuthigt, weil in diesem Lächeln auch der Beifall über die Bestrebungen des Dichters liegt (8), erzählt er, daß er schon in seiner frühe[illegible]n Jugend das Vaterland und seine großen Männer habe besingen wollen. — (Vor dem Messias hatte Klopstock einen Plan zu einem Epos gefaßt, dessen Held Heinrich I., der Besieger der Ungarn, sein sollte.) (9), aber er habe eine höhere Bahn, die Religion, eingeschlagen. (11) Auf dieser wandle er noch, und nur wenn er der Bürde erliege, kehre er zum irdischen Vaterland zurück; (12) dessen Hain der herrlichen Männer viel enthalte, Denker und Helden, (12) besonders aber Erfinder. (13) Zwar habe Frankreich und England manchen kräftigen deutschen Volksstamm an sich gezogen, aber sie seien bald ersetzt worden, (14) und dann seien auch diese ihm geblieben, sie hätten nur dem deutschen Namen auch in fremden Ländern eine Heimath gegründet, (15) wie Deutschland später die Weltbeherrscherin Rom besiegte. (16) Wenn das Ausland auch Deutschlands Kraft habe fühlen müssen, so sei das deutsche Volk seiner Natur nach doch gerecht und erkenne gern fremdes Verdienst an; (17) zwar sei es kriegerisch, aber die kriegerische Tapferkeit unterdrücke die edleren menschlichen Gefühle nicht. (18) Von der Bescheidenheit verhindert, in seinem Lobgesange fortzufahren, überläßt er sich dem Gedanken, wie er des Vaterlandes würdig werden könne. —

Das kräftige Bewußtsein des eignen Werths wird im „Vaterlandslied“ (I. 54) zur Geißel für den Vaterlandsverächter, auf welchen der Dichter in „Wir und Sie“ (I. 52) seinen glühendsten Zorn ausschüttet, weil er ein andres Land (England) vorziehe, ob sich gleich Deutschland mit jenem in allen Punkten messen könne, selbst in denen, die Englands Ruhm vorzugsweise begründen, welches dagegen weder in der Tonkunst (Händel), noch in der Malerei (Kneller), noch in der lyrischen Poesie — die bei ihnen zur weinerlichen Bilderjagd geworden — Deutschland erreiche.

Klopstock stellte überhaupt die Deutschen gern mit den verwandten Britten zusammen, wie schon in den zwei frühern Gedichten „Fragen“ und „Die beiden Musen“ (I. 45. 707. Beide sind vom Jahr 1752; „Wir und Sie“ vom Jahr 1766), doch tritt er in diesen dem Fremden nicht feindlich entgegen, und hat überhaupt nicht sowohl das Vaterland als solches im Auge, als vielmehr die deutsche Poesie und ihre nationelle Entwickelung. Verächtlich ist der Nachahmer, ruft er in den „Fragen“ aus, daher soll der Deutsche, der im Kriege wie in den Wissenschaften groß ist, auch in den Werken der Kunst, in der Poesie sich frei machen und sich Unsterblichkeit erringen[2]). In den „beiden Musen“ wird das Bestreben, den Engländern in der Poesie nachzueifern (nicht, sie nachzuahmen) versinnlicht. Der Dichter sieht Deutschlands Muse mit der Englands einen Streitlauf begehen; zwei Ziele winken, Eichen (die vaterländische Poesie) und Palmen (die religiöse). Des Streitlaufs gewohnt,

---

1) Wie in beinahe allen Klopstockischen Oden sind auch in dieser die ältern Lesarten zum größten Theil den neuern Aenderungen vorzuziehen. Diese sind meistens nur entstanden, um dem Versbau eine größere Vollkommenheit zu geben, und der Dichter hat allerdings diesen Zweck fast immer erreicht; dagegen hat er dem Ausdruck des Gedankens nur zu oft poetische Kraft und Lebendigkeit, ja oft genug die frühere Klarheit entzogen. In **2**, 2—4 sind die ältern Lesarten offenbar besser, weil das „zu schrecklich“, weder dem Charakter des Heldenweibs, noch ihrem jubelnden Entzücken über die erfochtene Schlacht angemessen ist. Klopstock änderte das „donn'ernd“ vermuthlich, weil er glaubte, daß es an die neuern Schlachten erinnere; doch paßt das „donnernd“ wohl auch ganz gut auf die Schlachten des Alterthums mit ihrem gräßlichen Handgemenge. Die zweite Lesart scheint den Vorzug vor der ersten nicht nur wegen des bessern Rhythmus zu verdienen, sondern auch, weil die zusammengehörenden Ideen in ungetrennter Folge sich anreihen. — In **7**, 1—2 hat die spätere Lesart (im Text) den Vorzug, weil es bei den alten Deutschen Sitte war, die Haare aufzubinden. Kräftig malerisch ist der Ausdruck „drohe.“

2) Erklärungen: Str. 1. Dunkel durch verwickelte Wortstellung. Der Sinn, der aus der ältern Lesart deutlich hervorgeht, ist: Der ist zu verachten, welcher den (eingebornen) Genius in sich verkennet, und, zu jenem edlern Stolz, zu (dem Stolz) des Albion (Englands, so wie überhaupt) zu jedem edlern Stolz unfähig, (noch) fern (davon) es (d. h. nachgeahmt) zu werden, noch immer nachahmt. Andere erklären: Fern davon, zu jenem edlern Stolz fähig zu werden, noch 2c. 2. Leibnitz wird Zeitgenosse genannt, weil sein Andenken noch unter uns lebt. — 5 und 6. Zum Vordersatz: „Zwar haben sich die Deutschen im Kriege ausgezeichnet,“ ist der Nachsatz: „aber sie sollten auch in der Kunst Großes leisten“ durch einen lyrischen Sprung ausgelassen, und der Dichter geht über zu der Begründung dieses Nachsatzes: „Denn auch die Kunst gewährt Unsterblichkeit.“ — „Niedersehen“ d. h. mit edlerem Stolz herabschauen von der errungenen Höhe. Nach Cramer (Er und über Ihn, III. 481) wollte Klopstock das bescheidene Blicken der Demuth verstanden wissen. — „Gleich würdig ihrer großen Väter“ bezieht sich auf Britannier und Deutsche.

Lesarten. **3.** 4. Die neuere Lesart drückt den nämlichen Sinn nur bescheidener, obgleich eben so kräftig aus, als die ältere, welche eine Anspielung auf Coreggios „Anch' io son pittore“ zu sein scheint. — St. **4**, welche in der ältern Ausgabe noch nicht war, steigert den Gedanken der vorhergehenden. Dieselbe Ausdrucksweise finden wir in „Mein Vaterland“ St. 2. — In **5**. 4. hat die alte Lesart kräftigere Wortstellung; in **6**. 4. dagegen hat die neue kühnern Ausdruck und ist plastisch anschaulich.

tritt Englands Muse auf; sie ist schon mit der griechischen und römischen in die Schranken getreten; schüchtern aber muthig Thuiscone. Der Dialog zwischen den beiden Musen ist eine gelungene Charakteristik und Geschichte der englischen und der deutschen Poesie. Der Dichter läßt den Ausgang unentschieden und zwar mit Recht, weil er der deutschen Poesie den Sieg nicht zuschreiben konnte, ohne unwahr zu sein, er sie aber auch nicht als besiegt darstellen wollte. Ueberhaupt erwartet er Entscheidung erst von der Zukunft, wie er schon in der Anfangsstrophe angedeutet hatte.[1])

Das Streben nach nationeller Entwickelung und Ausbildung der Poesie sprach sich bei Klopstock von Jahr zu Jahr kräftiger und entschiedener aus; er fand es um so nöthiger, vaterländische Richtung zu verlangen, als man die Nachahmungssucht von den Franzosen und Engländern auf die griechische Poesie übertrug, welche wegen ihrer innern Vortrefflichkeit und vollendeten Form allerdings eine freie Entwickelung dauernder hemmen konnte, als die weniger hervorragende Poesie anderer Völker. Ueberzeugt, daß eine freie, eigenthümliche Gestaltung der vaterländischen Dichtkunst nur dann in's Leben treten könne, wenn sie auf nationeller Basis beruhe, und da er hatte einsehen müssen, daß die bloße abstrakte Idee des Vaterlandes bei weitem nicht hinreiche, der bisherigen Richtung einen völligen und andauernden Umschwung zu geben, glaubte er mit Recht, die deutsche Kunst auf ihre Anfänge, als ihre lebendige Quelle zurückführen zu müssen, von welchen aber nur leise Andeutungen zu finden waren. Von diesen geleitet, zum Theil mißleitet, und eine innige Geistesverwandtschaft zwischen allen Völkern voraussetzend, welche in den frühesten Zeiten den nördlichen und östlichen Theil von Europa bewohnten, (Klopstock begriff sie sämmtlich unter dem gemeinschaftlichen Namen Celten), trug er Alles, was er von der Poesie dieser Völker wußte, auf die Germanen über, und so schuf er sich ein Bild von ihrer Poesie, zu welchem Ossians Gesänge und die Lieder der alten skandinavischen Edda die meisten Farben gaben. So nannte er die ältesten deutschen Sänger **Barden** nach dem brittisch-gälischen Worte bard (Dichter) und ihre Gesänge **Bardiete**, wobei er aber auch an Tacitus Erwähnung der alten deutschen Lieder (barritus) gedacht haben mag. So suchte er auch die griechische Mythologie durch die nordische zu verdrängen, was ihm aber nicht gelingen konnte, theils weil dieselbe uns zu fremd und daher unverständlich ist, theils weil sie die liebreizende Anmuth und phantasiereiche Gestaltung der griechischen nicht besitzt.[2])

Den erwähnten Gegensatz zur griechischen Poesie, die begeisterte Hinweisung auf die verschwundene vaterländische Dichtkunst spricht Klopstock am entschiedensten in der Ode: „**Der Hügel und der Hain**“ (I. 713) aus, welche in Form eines Gesprächs zwischen einem neuern deutschen Dichter, einem griechischen (Poet) und einem germanischen (Barde), deren Geister dem Dichter (Klopstock selbst) erscheinen, die Trauer über den Verlust der alten Bardenlieder besingt. Es ist eine Art Wettgesang zwischen der griechischen und altgermanischen Poesie. Denn während der Poet dem Dichter die edle Anmuth und die hohe Kunstvollendung der Griechen anpreist und ihn auffordert, die Götter des Olymps und ihre Thaten zu besingen, rühmt der Barde die lebendige Naturanschauung der germanischen Lieder, ihre Einfachheit, Wahrheit, Herzlichkeit und kühne Begeisterung, und drängt den „Urfohn seiner Enkel“ die alten Göttersagen der Germanen in seinen Dichtungen zu feiern (d. h. die nordische Mythologie anzuwenden), wozu sich auch der Dichter entschließt, weil diese Göttersagen vaterländischen Ursprungs sind.[3])

Je mehr sich der Dichter für die Idee des Vaterlands und für nationelle Poesie begeistert fühlte, desto tiefer mußte ihn die Nichtanerkennung, man kann sagen die Verachtung schmerzen, welche ihr von den Fürsten seiner Zeit widerfuhr. Dieser Schmerz spricht sich in „**Kaiser Heinrich**“ (I. 49) lebhaft, selbst schneidend aus. Zwar vergißt ihn der Dichter, von dem Gedanken fortgezogen, daß auch die deutsche Poesie in zwei

---

1) Erklärungen: St. **3.** 3. „Die Mäonide“ d. h. griechische Muse, nach Homer, dem Mäoniden (Lyder) genannt. — **11.** 2. Rühre sie (die Palme) vor mir, wenn es dein Genius gebeut.

2) Der Gedanke, die nordische Mythologie einzuführen, gestaltete sich bei Klopstock erst in seinen spätern Jahren; aber er ergriff ihn mit solchem Feuer, daß er alle seine frühern Gedichte, in welchen die griechische Mythologie gebraucht war, veränderte, und die nordische anzupassen suchte. Sehr viele Aenderungen in seinen Oden sind aus diesem Bestreben zu erklären.

3) Erklärungen: Der „Hügel“ ist das Sinnbild der griechischen, der „Hain“ das der germanischen Poesie. **6.** 2. Wenn aber jezo (d. h. einmal, nachher) Friede war 2c. **6.** 4. Auch die ältesten Griechen waren nach Klopstock Celten, daher er die frühesten Gesänge der Griechen Bardengesänge nennt. — **11.** 1. „Dich“ d. i. das Bild des feurigen Naturgesanges; **11.** 4. „Dich“ d. i. der Poet. **13.** 1. Tacitus nennt die Völkerschaften, welche das Innere Deutschlands bewohnten, Herminonen; daher ein Herminoon so viel ist als überhaupt ein Deutscher. — **14.** 1. Die „Nornen“ waren in der nordischen Mythologie die Göttinnen des Schicksals wie die Parzen bei den Griechen. Es waren ihrer drei: Urdh (Vergangenheit) Verdhand (Gegenwart) und Skuld (Zukunft) — Klopstock nennt sie Wurdi, Werandi und Skulda. — **14.** 2. Winfeld, wo Hermann den Varus schlug — **15.** 2. Wurdis Quell, d. h. Quelle der Vergangenheit. — **16.** 2. Telyn, d. i. Leier bei Klopstock, Sinnbild der germanischen Poesie, wie die Lyra und der Lorbeer der griechischen, die Harfe der hebräischen oder religiösen. — **16.** 3. 4. Die Kunst muß gehorchen und hat gehorcht; denn sobald sie herrschen wollte, hat die Natur sie mit hohem Blicke geschreckt. **22.** 3. Smintheus, ein Beiname des Apollo. — **23.** 3. **Hertha**, die Erde. Wenn sie auf ihrem Wagen zum Bade fuhr, waltete überall Freude und Friede. — **24.** 1. **Alces**, Gottheiten, welche Tacitus mit Castor und Pollux vergleicht, die Götter der Freundschaft. — **25.** 1. **Löbna**, **Wara**; die erste, bemerkte Klopstock, söhnt die Liebenden aus; die zweite bestraft die Ungetreuen. **Nossa**, Göttin der Anmuth — **25.** 2. **Braga**, Gott des Gesanges und der Dichter — **25.** 4. **Wodan**, der höchste Gott — **26.** 1. **Walhalla**, der Aufenthalt der in der Schlacht gefallenen Helden, das altgermanische Elysium.

Hauptrichtungen, der vaterländischen (Eiche) und der religiösen (Palme) „der Dichtenden Grundanlagen“ kräftig entwickelt habe, so daß selbst die Geister der abgeschiedenen Helden sich daran freuen; aber gerade die Erscheinung dieser Heldenschatten erinnert ihn, daß sie während ihres Lebens die deutsche Kunst beschützt, ja selbst in vaterländischen Tönen gesungen hatten. So wird er zu dem Gedanken zurückgeführt, von dem er am Anfange des Gedichts ausgegangen war. Zwar spricht er ihn jetzt nicht aus, denn der Schmerz ist durch die wohlthätige Erinnerung an die Vergangenheit besiegt; doch wird durch die Hinweisung auf Kaiser Heinrich und seine Liebe zur vaterländischen Kunst der frühere Vorwurf gegen die Fürsten seiner Zeit gleichsam geheiligt und dadurch bedeutungsvoller. Es hat überhaupt vielleicht keine Klopstockische Ode einen schönern Plan, als diese, so einfach und wohlberechnet ist er. Die Bitterkeit, die sich im Anfange des Gedichtes ausspricht, löst sich gegen das Ende in wohlthätige Wehmuth auf, die den durchgeführten Gedanken nur noch eindringlicher macht.[1])

Alle Bestrebungen Klopstocks, der deutschen Poesie ein ächt nationelles Gepräge zu verleihen, um sie von der Irrbahn der Nachahmungen zu entfernen, mußten ihn bald zur Ueberzeugung bringen, daß vor Allem die Sprache frei gemacht, daß ihr ein neuer Schwung gegeben werden müsse. Die Untersuchung über den Bau und die grammatischen Eigenthümlichkeiten der Muttersprache, noch mehr aber die eigene Erfahrung ließen ihn einen so scharfen Blick in die Tiefen derselben werfen, daß sich in ihr eine neue reiche Quelle der Begeisterung für das Vaterland eröffnete. Ihre gelenke Bildsamkeit, ihre unerschöpfliche Fülle an Wörtern und Wendungen, ihre frische Lebendigkeit, ihr ernster, kräftiger Gang, der eine leichte Anmuth nicht ausschließt, besonders aber die Beobachtung, daß sich in ihr die kernhafte Präcision des Tacitus, der ihm stets als hohes Muster vorleuchtete, erreichen ließe, erfüllten ihn mit Bewunderung, die sich in manchen Gedichten aussprach; am einfachsten und eindringlichsten im Epigramm „Unsere Sprache“:

„Daß keine, welche lebt, mit Deutschlands Sprache sich
In den zu kühnen Wettstreit wage!
Sie ist — damit ich's kurz, mit ihrer Kraft es sage —
An mannigfalt'ger Uranlage,
Zu immer neuer und doch deutscher Wendung reich;
Ist, was wir selbst in jenen grauen Jahren,
Da Tacitus uns forschte, waren,
Gesondert, ungemischt, und nur sich selber gleich.“ —

Die Ode „Unsere Sprache“ (I. 712) entwickelt den nämlichen Grundgedanken,[1]) aber auf die eigenthümliche Weise, die wir schon kennen, d. h. durch Personifikation der abstrakten Ideen, durch das Bestreben des Dichters, seine eigenen Gefühle objektiv anzuschauen.[2])

Man hat oft gesagt und wiederholt, daß eines

---

1) Erklärungen: Str. 3. 2. Friedrich II., welcher bekanntlich französische Gedichte schrieb, aber seine Muttersprache verachtete, — 4. 3. „ihr auch Fremdling“ der französischen Sprache. — 6. 1. Der „Ungeweihte“ ist entweder Friedrich II. oder der schlechte Dichter, der keiner Begeisterung fähig ist. — 10. 1. „Bethlems Sohn“, „Isaide“, „Sänger Gottes“, d. i. David. 2. „Dagon“, ein Götze der Philister; seine Verehrer nennt Klopstock Dagoniten. — 14. 1. „wo“, d. i. irgendwo, 2. „Klosteröden“, d. h. zerstörte Klöster. — 16. 1. „Cellner“, d. i. Kellner. 17. Die angeführten Worte Heinrichs sind aus einem ihm zugeschriebenen Minneliede.

Lesarten. 4. 1. „Leierklang“ fiel in der spätern Ausgabe weg, weil es an griechische Poesie erinnerte, was Klopstock ja gerade vermeiden wollte; dagegen ist der eingeschobene Seitenblick auf Friedrich II. sehr passend. — 5. 3. 4. Das Bild der ältern Lesart ist beinahe zu trivial. — 6. ist glücklich hinzugefügt; es war nöthig, auch auf die fortschreitende Entwickelung der deutschen Poesie hinzuweisen.

2) Gedankengang. (Str. 1—3.) Die Göttin der Sprache erscheint dem Dichter von den Geistern der Lieder, „ihrem Gebild“ umgeben. Die Einen, von Wurdi (der Vergangenheit) getroffen, fern; die andern von Skulda (der Zukunft) gerettet, im Triumph schimmernd. (4) Und nun wendet sich der Dichter an die Göttin selbst, ihre Kraft und Kühnheit preisend. (5) Den Lobgesang scheinbar unterbrechend, verleiht er ihm höhern Schwung, indem er sie selbst handelnd auftreten läßt, und so besingt er die Begeisterung, deren sie fähig ist, (6) ihre Erhabenheit, (7) ihre Lieblichkeit, (8—10) ihre unvermischte Reinheit, die sie seit den ältesten Zeiten bewahrt, da sie nie unterjocht worden, selbst nicht von den Römern. (11) Aber die Roms Legionen besiegten und die Sprache erhielten, sind in Vergessenheit gerathen; (12) so auch die Dichter, welche Schlacht und Sieg besangen; es folgen ja die Geister der Bardengesänge der Göttin mit der Todeswunde. (13) Werde wohl auch ich, ruft jetzt der Dichter aus, der sie, die vertilgten, vergessenen Lieder beklagt, vergessen werden? Er fleht die Geister der Lieder an, ihn die Bahn der Unsterblichkeit zu geleiten; (14) so hatten sie auch den Ossian aus der Vergessenheit gerissen, der sich nun dem Griechen (Homer) gleich stelle, (15) was selbst Apollo, obgleich widerwillig „voll Gedanken auf der Stirne“ nicht widersprechen könne und Bragor (eigentlich Braga) billige.

1) Erklärungen. Str. 5. Laß den Strom Deiner Begeisterung fließen, denn Du würdest doch vergeblich auf diejenigen Rücksicht nehmen wollen, welche, weil sie leer des Gefühls sind, den Gedanken nicht verstehen, wenn er auch weniger kühn ausgedrückt wäre. — 8. Teutonien wurde wohl besiegt, aber nicht erobert.

2) Diese Eigenthümlichkeit Klopstocks tritt recht lebendig hervor, wenn wir die vorliegende Ode mit dem schönen Liede Schenkendorfs: „Die Muttersprache“ (II. 490) zusammenhalten, das, wie die Kl. Ode, aus der tiefgefühltesten Begeisterung für die deutsche Sprache entsprungen ist. Wir finden in demselben die nämlichen Ideen, ja sogar den wehmüthigen Rückblick auf die vergessenen alten Lieder; aber der Dichter gibt seine Empfindungen als seine eigenen, er theilt sie uns in der einfachsten Reihenfolge mit, wie sie gerade aus der Seele strömen, ohne nach kunstvoller Zusammenstellung zu streben. Wenn Kl's. Ode der Ausdruck begeisterter Bewunderung ist, so spricht sich hier begeisterte Liebe aus; in jener herrscht daher Kraft und Kunst, hier dagegen Innigkeit und Einfachheit. — Noch in einer andern Tonart wird der nämliche Gegenstand von A. W. Schlegel („In der Fremde“ II. 262) aufgefaßt. In diesem Liede ist, wie bei Schenkendorf, Liebe der Grundton, aber sie spricht

Dichters Charakter sich in seinen Werken abspiegle. Wenn dieß von irgend einem Dichter mit Recht behauptet werden kann, so ist es von Klopstock, der in seinen Dichtungen seine allen edeln und schönen Empfindungen offene Seele entfaltete. Sein tiefes Gefühl für Freundschaft sprach er in mehreren seiner gelungensten Gedichte aus, so im „Zürchersee“ (I. 43), in welchem die hohe Bedeutsamkeit der Freundschaft gerade dadurch recht hervorgehoben wird, daß der Dichter sie als die Krone und den Schlußstein alles höhern menschlichen Glücks hinstellt. Denn nachdem er alle heitern und wohlthätigen Empfindungen geschildert, die das Menschenherz bezaubern können. — Frühlingslust und Liebe, Wein und gesellige Heiterkeit, Bewußtsein des gegenwärtigen und zukünftigen Ruhms — schließt er mit dem Ausruf, daß alles Dieß von dem Glücke der Freundschaft und ihrem Genuß übertroffen werde.[1]) — Wie er aber die Freundschaft versteht, zeigt uns der Dichter in seiner schönen Ode: „Der Rheinwein“ (I. 46), die uns in ihrem beinahe dramatischen Gang zugleich ein anschauliches und lebendiges Bild edlerer geselliger Unterhaltung gibt.[2]) — Selten hat Klopstock Lebensweisheit im horazischen Sinne gelehrt; wenn er es aber versuchte, so blickte sein höherer Sinn immer durch, wie im allegorischen Gedichte: „Der Jüngling“ (I. 53); denn der Jüngling, sagt er, soll sich nicht allein des jugendlich heitern Lebens freuen; er soll sich auch mit Weisheit waffnen, um mit ihr den Stürmen des spätern Lebens ruhig entgegen gehen zu können. Selbst da, wo die Lebenslust den Dichter ganz erfüllte, und er sich ihr mit voller Seele hingab, wußte er höhere Ideen anzuknüpfen. So im „Eislauf“ (I. 51), dessen einleitende Strophen das wehmüthige Gefühl des Dichters über die ungerechte Vergessenheit ausdrücken, in welche so oft Namen großer Männer fallen.[3]) Die Ode selbst, in welcher Klopstock die Kunst des Schlittschuhlaufens darstellt und die Schönheits- und Klugheitsregeln, die dabei zu beobachten seien, entwickelt, erinnert an Göthe's „Winter“[4]), so

---

sich als Sehnsucht nach dem entfernten Gegenstande aus; und weil unbefriedigtes Sehnen das Gemüth stärker ergreift, als die Freude am Besitze, so ist der Gang des Schlegelschen Liedes, dem Inhalt entsprechend, auch lebendiger, unruhiger.

1) Erklärungen: Der Gedankengang ist einfach und geht aus dem Obigen schon hervor. — Str. 6 Hirzels (Gattin) Daphne, (die) selber des Gesanges, werth (ist), sangen, Hallers (Gedicht) Doris, (Hirzels) den Kleist innig, wie Gleim liebt. **8.** 3. „Deiner Unschuld Gespielin“, d. h. die Freude hat, wenn sie unschuldig ist, die Menschlichkeit zur Gespielin. **11.** 3. „im sokratischen Becher,“ d. h. mit Mäßigkeit genossen. **12.** 2. „verkennt,“ d. i. nicht kennt. **18.** 2. „einsam“ d. h. jede allein.

Lesarten. **8.** 1. Die ältere wäre vorzuziehen, weil sie den Sinn kräftiger hervorhebt. Doch geht diese Kraft des Ausdrucks dadurch wieder verloren, daß das zweite „Dich“ wegen des Metrums kurz ist, so daß ein Zwiespalt zwischen Sinn und Versmaß entsteht. Deshalb änderte Klopstock. — **11.** 2. Die ältere Lesart ist unbedingt vorzuziehen, weil durch die Wiederholung des Wenn die Periode eine kräftigere Gestaltung gewinnt. Auch ist das dafür gesetzte „bessere“ matt, weil das „sanftere“ den nämlichen Begriff im Allgemeinen schon bezeichnet. — **15.** 3. Die Lesart des Textes ist die ursprüngliche, die unten bemerkte eine spätere. Klopstock stellte aber die erste wieder her, die allerdings auch vorzuziehen ist, weil der beißende Seitenblick auf die Goldmenschen offenbar die Einheit und Würde des Gedankens stört. —

2) Gedankengang: Str. 1—5. Der Dichter ladt einen Freund zu Rheinwein und heiterm Gespräche ein. Indem er den Wein herbeiträgt, redet er ihn an, seine Verdienste hervorhebend, die sich dem Dichtersinne am reinsten offenbaren, wie dieser überhaupt tiefer in die Seele der Natur blickt, als der bloße Gelehrte. 6. Des Rheinweins Herrlichkeit glaubt der Dichter nicht besser preisen zu können, als wenn er dessen Geist mit dem Geiste der Deutschen vergleicht, und 7 seinen Duft mit dem Balsam der Gewürze, der selbst des Krämers Herz erfreut. 8. Die Freunde schließen sich ein, um ihre Seelen ungestört öffnen zu können 9—11, denn der Wein soll die Sorgen nicht verscheuchen, sondern die Seele zur Theilnahme stimmen; der Freund wird des Freundes Kummer theilen und 12. 13 seiner Bestrebungen nach Ruhm sich erfreuen, 14. 15 ihn aber dabei auf das Edelste, die Tugend, hinweisen, die des Ruhmes nicht bedürfe. —

Erläuterungen: Str. **2.** 1. „Feuriger“ s. v. a. sehr feurig. Kl. gebraucht sehr oft den Komparativ statt des absoluten Superl. **3.** 3. Du, Wein, verdienst, daß selbst der streng tugendhafte Cato in Dir Begeistrung suche. **4.** 1. 2. „Des Thiers, aller Pflanzen Seele“ d. h. Natur, Wesen. **5.** 3. 4. Diese Seele kennt er besser, als der Beweis sie kennt, der aus angehäuften Folgerungen gezogen wird. **8.** 2. „ein kluger Mann“ d. h. einer, der sich klug dünkt, ironisch. **9.** 1. „Engere Wissenschaft“ im Gegensatz zur Schulweisheit, „die aller Pflanzen Seele kennt.“ **11.** 2. „nervenlos“ d. h. kraftberaubt. **13.** 1—4. Zur Weisheit wird die Ehrbegier, wenn jene (d. Weisheit) das Ziel des Ruhms wählt. Thorheit ist es also, wenn man auf der Einen Seite nach der unsterblichen Schelle läuft, d. h. nach Ruhm strebt, sich es somit zum Ziele macht, und es auf der andern Seite dennoch für ein kleines Ziel würdigen (halten) will. — **15.** Eine Schönheit der Ode ist es, daß mit ihrem Schlusse nicht auch die Betrachtungen schließen. Der Dichter fordert dadurch seine Leser gleichsam auf, selbst über die großen Männer nachzudenken, von denen er reden könnte.

3) Erklärungen: Str. **3.** 4. „Reihn“ d. i. Tanz. (Durch einen Druckfehler steht in unserm Text: „Rhein.“) — **4.** 2. Ich will kunstvollere Bewegungen erfinden, so daß der Eislauf gleichsam zum malerischen Tanz werde. — „Leichteres Schwungs“ d. h. leichten Sch. — „schöner zu sehen,“ s. v. a. schön anzusehen. — **5.** 1. Hier wendet er sich an einen musikalischen Freund (einige Erklärer sagen, es sei Claudius gemeint) mit der Aufforderung für diesen Eistanz eine Melodie zu schaffen. **5.** 3. „ihres Horns“ d. h. des Horns, auf welchem die Melodie ertönen soll. — **11.** 4. Prickler, ein bekannter Kupferstecher; Kl's. Freund. — **12.** 4. Im Norden hauen die Fischer Löcher in das Eis, um Netze auszuwerfen; dies kann aber natürlich nur bei großer Festigkeit des Eises geschehen.

4) Beide Gedichte sind ihrer Absicht nach sehr verschieden; denn Göthe (I. 553) will nicht, wie Kl., eine Beschreibung des Eislaufs geben, noch viel weniger tritt er selbstthätig auf; er bleibt vielmehr ruhiger Beobachter des bunten, mannichfaltigen Treibens; und die Scenen, die nach und nach vor seinem Auge vorübergehen, rufen in ihm Betrachtungen über Welt und Menschen hervor,

wie an Herder's Lied: „Der Eistanz“[1]). — Einen ausgezeichneten Rang nehmen unter Klopstock's Oden diejenigen ein, in welchen er seine unerwiederte Liebe zu Fanny besingt. Während Kraft und männliche Entschiedenheit, ja Kriegslust aus seinen vaterländischen Gesängen in vollen Strömen hervorbricht, drückten sich in jenen sanfte Empfindung und Sehnsucht aus. So in der Ode „Bardale“ (I. 708), deren Zartheit in Erfindung, Gedanken und Ausdruck gleich ansprechend ist. Es ist ein Lobgesang auf die Geliebte, aber er wagt es nicht, das Lob selbst auszusprechen; der Nachtigall melodische Stimme allein ist würdig, die Geliebte zu preisen. Sie wird redend eingeführt und spricht seine Empfindungen als die ihrigen aus; sie singt von der Geliebten Würde, Anmuth und Schönheit, und sucht ihr Gegenliebe für den Dichter einzuflößen, der in der letzten Strophe selbst auftritt und mit jugendlicher Schüchternheit die Liebe, die er für Fanny fühlt, anzudeuten sucht.[2])

Die Hoffnung, welcher sich der Dichter, wenn auch noch so schüchtern, in der Bardale hingibt, war schon verschwunden, als er seine Ode: „An Fanny“ (I. 710) dichtete. Sie ist der Ausdruck der schwermüthigsten Stimmung, die nur noch im Hinblick auf ein künftiges Leben und die dortige Wiedervereinigung mit der Geliebten einen Trost findet, daher im Gedanken an den Tod sich gefällt, und das irdische Leben der Trauer dahin gibt. — Eine religiöse Weihe verleiht Klopstock seiner Empfindung der Liebe, wie in mehrern andern, so auch in der Ode: „An Gott“ (I. 55). Mitten im tiefsten Schmerze ergreift ihn der Gedanke an die Allgegenwart Gottes, der auch dem Unglücklichen nahe sei, der auch die geheimsten Gedanken durchblicke. Zutrauensvoll wendet er sich an den Allgütigen. Die Liebe, die in seinem Herzen brenne, sei eine Gabe des Ewigen, und doch entziehe er ihm die Geliebte. Er maße sich nicht an, die unerforschlichen Wege Gottes zu meistern, er blicke mit Vertrauen auf das künftige Leben, das ihm Wiedervereinigung hoffen lasse; aber selbst dieser Trost könne ihn nicht über das irdische Leben und seine Schmerzen heben; daher bitte er Gott um baldigen Tod. Doch nein, fügt er hinzu, gib mir lieber die Geliebte; Dir ist es leicht. Dann will ich, von ihr geliebt, der Tugend und der Frömmigkeit leben, und mein ganzes Dasein Deiner Verherrlichung widmen[3]).

Die religiöse Anschauung, welche dem erwähnten Gedicht zu Grunde liegt, führt uns auf diejenigen Oden Klopstock's, in denen das religiöse Gefühl von keinem andern unterbrochen, von keinem andern herbeigeführt, rein und unbedingt sich ausspricht. Wie man das geistliche Lied wegen seines Inhalts von dem weltlichen unterscheidet, so bezeichnet man auch diejenigen Oden, deren Inhalt das Lob der Gottheit, die Verherrlichung ihrer Allmacht und Größe ist, mit dem besondern Namen **Hymnen**. Die Hymnen sind demnach von den Oden nur dem Inhalte nach, nicht aber auch in Form und Anschauungsweise verschieden. Weil jedoch die religiösen Gefühle, Andacht und Anbetung, gewaltiger

---

(„Bedeutende Bilder des Lebens — Schweben lieblich und ernst, über die Fläche dahin“) denen sich treffliche Lebens- und Kunstregeln (V. 19. 20 — 25. 26. ungezwungen anschließen.

Erklärungen: Vers 1. Das Wasser ist zum Körper geworden; der Fluß hat einen festen Boden erhalten. — 5. 6. Wie der Fluß mit einer Eisrinde bedeckt ist, und das Wasser nur am Grund verborgen hinschleicht, so war auch die Menschheit Jahrhunderte lang erstarrt; das bessere Gefühl und die Vernunft war unterdrückt und durfte nicht hervortreten. 29—32. Die Eisbahn ist auch in ihrer Vergänglichkeit ein Bild des menschlichen Lebens; ein Geschlecht folgt auf das andere, aber jedes hat in der Weltgeschichte seine Bedeutung, möge sie auch noch so gering erscheinen, gerade wie die Scholle doch wenigstens als Tropfen ins Meer kommt.

1) Wie Göthe so hat auch Herder (I. 332) das bewegliche Treiben auf dem Eise als ein Bild des Lebens dargestellt, und zwar mit allegorischem Grundton, der sich jedoch nur zu oft verflüchtigt. Das Ganze erscheint als Lobgesang auf den Schöpfer der Natur und ihrer Herrlichkeiten; aber die letzten drei Strophen reihen sich nur gezwungen an, und sind an und für sich nicht sehr klar, da man nur vermuthen kann, daß die Sonne unter der Göttin zu verstehen ist.

Erklärungen. **2**. 1. „goldenes Haus,“ der Himmel, wegen der Sonne so genannt. — **2**. 4. „im himmlischen Saal“ d. h. auf der Erde, deren Dach der Himme ist. — **3**. 4. „unter uns“ wegen seines Abglanzes auf dem Eise. — **3**. 6. „durch Mond und durch Sonne“ d. h. Tag und Nacht. — **4**. 2. „Die Funken“ d. h. die Sterne. — In Str. **5** ist die Allegorie concentrirt. —

2) Erklärungen: „Bardale“ von Barde, hieß in unserer ältern Sprache die Lerche, bemerkt Kl. selbst; die Nachtigall verdients noch mehr, so zu heißen. Str. **3**. Wenn ein Mensch kommt, so singe in höheren Weisen, als wenn Dich nur der Wald oder Deine Gespielinnen hörten. — **7**. 1. „sie“ d. i. Fanny. — **15**. 2. Iduna, die Göttin der Unsterblichkeit, bewahrt in einer Schale die Aepfel des Lebens, mit denen sich die Götter in ewiger Jugend erhalten. **18**. Aus dieser Strophe scheint hervorzugehen, daß Fanny einst, an einem 12. Mai, in den Wald gegangen, wo sie eine Nachtigall habe singen hören. Daraus läßt sich vermuthen, daß Kl., dem sie davon erzählt, die Gelegenheit ergriffen habe, ihr seine Liebe in dem vorliegenden Gedichte zu erklären. Ist dies der Fall, so ist Bardale als Muster eines Gelegenheitsgedichts anzusehen. — Kl. hatte diese Ode selbst liebgewonnen, daher er sie mit der größten Mühe zur Vollendung zu bringen suchte; in keiner sind die Veränderungen so glücklich gelungen, als in dieser.

3) Erklärungen: Str. **11**. 1. „Die Unsterbliche“ d. i. die Seele. Str. **14**. ff. Die Klage über den Verlust der Geliebten wird rührend, aber auch beinahe schneidend durch den Gegensatz: „Du hast, Gott, die Liebe selbst in des Menschen Herz gelegt, Du hast sie Adam in das Herz gegraben, und ihm die Geliebte gebracht; mir auch hast Du die Liebe in das Herz gegraben, die Geliebte hast Du mir aber entrissen.“ Nur das fromme Vertrauen auf Gott und seine Wege, die dem menschlichen Auge unerforschlich sind, kann diese Bitterkeit mildern; daher eilt Kl. sogleich zu dieser Betrachtung. **25**. 2. Das Schicksal, als das Dunkle, Unbegreifliche der Klarheit entgegengestellt. **29**. 1. „o frömmere“ wird verständlich durch die erste Lesart: „Dich auch, o Frömmigkeit.“ Die Frömmigkeit ist auch eine Tugend, aber sie ist frömmer, als unsre irdische, von menschlichen Begriffen abhängige Tugend.

auf das menschliche Gemüth wirken müssen, als Empfindungen, die das irdische Leben berühren, weil die Anschauung der Gottheit und ihrer Werke daher die Phantasie mit größerer Lebendigkeit ergreift, so wird sich die Hymne zu noch größerer Begeisterung heben, sie wird einen höheren Schwung der Darstellung nehmen, als die Ode; oder die Seele des Dichters erreicht eine solche Höhe der Anschauung, die sie über alle Erscheinungen des Lebens emporhebt, daß sie von denselben nicht mehr berührt wird, und also zu einer, ich möchte sagen, göttlichen Ruhe gelangt. Von dieser Art sind die Göthe'schen, Klopstock's Hymnen dagegen bewahren mehr den ursprünglichen Charakter der Ode. Was die religiöse Auffassung betrifft, so erkennen wir auch in ihnen den nämlichen Grundgedanken, den wir bei Gelegenheit des geistlichen Liedes näher entwickelt haben, Anbetung der göttlichen Allmacht im Gefühl der menschlichen Nichtigkeit, und Vertrauen auf die unermeßliche Güte und Liebe Gottes. Beide Ideen bilden den Inhalt der zwei mitgetheilten Hymnen Klopstocks, und zwar tritt uns die erste vorzugsweise in den „Welten“ (I. 711) entgegen, die andere in der „Frühlingsfeier“ (I. 47), an welche sich die „Hymne“ von Kleist (I. 171) bedeutungsvoll anschließt. — Es kann die menschliche Nichtigkeit kaum niederbeugender erscheinen, als wenn der Mensch das Unerforschliche, Unbegreifliche in das Bereich seiner Untersuchungen herabzieht; dies thut Klopstock in den „Welten.“ Die Anschauung der Größe Gottes in seinen Werken, die von Ewigkeit sind, leitet ihn zur Frage, worin Gottes gegenwärtige Thätigkeit bestehe, da doch die Schöpfung längst vollendet sei. Aber er müsse diesem Gedanken unterliegen, fährt er fort, wie er es geahnt habe, ehe er zu fragen begonnen; es gehe ihm wie dem Schiffer, der, dem Meer und dem Sturme sich preis gebend, in den unermeßlichen Tiefen sein Grab findet. — Die nämliche Keckheit des menschlichen Geistes Gott gegenüber zeigt sich auch in der „Frühlingsfeier;“ aber der Dichter läßt sich nicht von dem durchbohrenden Gefühle seines Nichts hinreißen: er greift nach dem Anker des Vertrauens, der Hingebung, des Glaubens, zu denen er sich vor seinen eigenen Gedanken flüchtet. Und so kehrt er zur begeisterten Anbetung zurück, mit welcher er das Gedicht eröffnet hatte. Unterdessen war ein Gewitter aufgestiegen, es hatte sich mit allen seinen Schrecken über die Erde verbreitet, die mit Allem, was darauf lebt und webt, vor der Furchtbarkeit der Erscheinung erzittert; aber alle diese Schrecknisse lösen sich auf zum Wohle des Ganzen; neues Leben durchdringt die Schöpfung, und so ist das Vertrauen auch gerechtfertigt, das der Dichter schon früher in seine Seele aufgenommen, er kann nunmehr mit voller Hingebung auf die Zukunft harren, die ihm einst alle Geheimnisse dieses Lebens mittheilen wird[1].

Das Sylbenmaß dieser Hymne ist frei, es gestaltet sich nach dem augenblicklichen Bedürfnisse des Gedankens; es ist dem Worte untergeordnet, während bei einem schon im Voraus geschaffenen Metrum das Wort nach Einklang mit der gegebenen Form streben muß. Ein auf solche Weise sich frei entwickelndes Metrum ist in der Poesie ungefähr das, was in der Musik das Phantasiren. Der Dichter überläßt sich ganz dem Strome seiner Gefühle und wählt für jede einzelne Empfindung, jeden einzelnen Gedanken eine gerade diesem anpassende Form. Aber diesen einzelnen rhythmischen Bewegungen fehlt die Einheit, und sie lösen sich am Ende gegenseitig auf. Allerdings wird der große Dichter auch in solcher Formlosigkeit gefallen; er wird vielleicht sogar auf diese Weise eine größere Masse von poetischen Mitteln entfalten, und gerade dadurch den Leser gewinnen, ihn durch äußern Glanz bestechen; allein bei näherer Betrachtung kann sie nicht befriedigen, und der wahre Künstler wird sich ihr nicht hingeben, eben weil sie den vollständigen Gegensatz zur Kunst bildet, die vor Allem eine vollendete, in sich harmonische Form verlangt, eine Form, die, wie das altgriechische Kleid, nicht nur den Bewegungen des Körpers den freiesten Spielraum gewährt, sondern auch die Schönheit der einzelnen Glieder erblicken läßt, während unsere modernen Kleider für jeden einzelnen Theil des Körpers passen, für den sie bestimmt sind, und gerade dadurch die harmonische Erscheinung aller Formen hindern.

Doch muß man nicht den Mangel an bestimmter rhythmischer Form auch gerade für Formlosigkeit halten; der Dichter ist nicht an den Rhythmus und dessen ebenmäßige Bewegung gebunden, wenn dies auch die gewöhnliche Kunstform ist. Betrachten wir Göthe's Hymnen, z. B.: „Meine Göttin“ (I. 508), Tieck's „Gruß dem Frühling“ (II. 326), u. s. w. so werden und können wir dem Dichter die Absicht nicht unterschieben, als habe er Verse im gewöhnlichen Sinne abgefaßt, und ihnen nach Bedürfniß eine dem Gedanken anpassende Bewegung gegeben, wie dies z. B. bei Klopstock's Frühlingsfeier der Fall ist, welcher offenbar durch die Bewegung der Worte den Gedanken auf eine sinnliche Weise malen wollte (z. B. das Ab- und Aufsteigen der Wellen, das wellenartige Beugen und Wiederemporstreben der Baumwipfel durch den Choriambus Str. 15. 2. u. s. w.) Während man aber bei der Frühlingsfeier und ähnlichen Gedichten vom Anfange bis zum Ende den Wechsel des Rhythmus verfolgen und die Absicht des Dichters überall mit voller Sicherheit nachweisen kann; so wird man bei jenen Götheschen Dichtungen dies nicht vermögen. Nur hie und da wird sich vielleicht eine Uebereinstimmung des Rhythmus und des Wortes zeigen; aber gerade dadurch, daß diese Uebereinstimmungen nur hie und da vorkommen, wird es klar, daß sie nur zufällig sind, und der Dichter

---

1) Eine der größten Schönheiten dieses Gedichts besteht in der Sprache und in der Anschauungsweise, die uns an die alttestamentliche erinnert, welche Klopstock hier, wie in vielen andern Fällen, nachzuahmen strebte. Vergl. Str. **2.** 1. mit Jesaias 40, 15; **7**, 4 mit 2 Mos. 3, 14; **8**, 2 mit Ps. 23, 4; **10**, 3 mit Ps. 57, 9. 108, 2; **11**, 1. 2 mit 3 Mos. 23, 40 u. Ps. 13, 6; **16**, 3 mit 2 Mos. 34, 6: **20**, 1 mit Ps. 63, 2; **25** mit 2 Mos 12, 23; **27** mit 2 Kön. 19, 12 u. s. w. u. s. w. — Zu beachten ist die Abwechselung der einzelnen Ausdrücke, wie in Str. **17**. 1.

sie nicht beabsichtigte. Und doch sind jene Gedichte von der Sprache der Prosa weit entfernt; nicht zwar darin, daß sie einen höhern Schwung der Rede zeigen (denn zu diesem kann sich die Prosa auch erheben) sondern darin, daß sie eine bestimmte, feste, wiederkehrende Form haben. Und diese liegt im Parallelismus der Gedanken oder der Anschauungen, der durch das ganze Gedicht durchgeführt wird. Wie die streng metrische Form auf dem Ebenmaß des Rhythmus beruht, so gründet sich diese auf dem Ebenmaß der Gedanken und Vorstellungen. Hier ist also nicht Willkühr, nicht Formlosigkeit, sondern Gesetz und entschiedene, kunstgemäße Gestaltung; nur ist es eine Form, die, über das Stoffartige der Sprache sich erhebend, die im Gedichte auftauchende Ideenwelt allein berührt. Diese Form wird sich daher zu denjenigen Gedichten vorzugsweise eignen, die wir unter dem Namen Hymnen begreifen, besonders dann, wenn der Dichter die Begeisterung überwindet und zur ideellsten Ruhe gelangt, wie wir dies bei einigen Götheschen Hymnen in so hoher Vollendung finden. In andern — z. B. in den „Gränzen der Menschheit“ (I. 513.) „das Göttliche“ (I. 514) — ist dieser Parallelismus der Anschauung mit rhythmischer Form, mit daktylischer Bewegung verbunden. Eine solche Verschmelzung zweier Formen muß offenbar von der ergreifendsten Wirkung sein, weil uns beide gleichmäßig berühren, die eine durch die stete Hinweisung auf den Gedanken, die andere durch die anziehende Gewalt der äußeren Kunstvollendung.

Ehe ich diese Episode schließe, muß ich noch eine Bemerkung nachholen, die durch eine frühere hervorgerufen wurde, aber an dieselbe nicht angereiht werden konnte, ohne den Gang der Betrachtung zu stören. Es wurde nämlich gesagt, daß durch das Bestreben Klopstocks, den geschilderten Gegenstand auch mittelst der rhythmischen Bewegung zur sinnlichen Anschauung zu bringen, eine den Gesetzen der Kunst widerstrebende Formlosigkeit entstehe. Nun könnte dies so verstanden werden, als ob überhaupt der Dichter eine solche rhythmische Bewegung überhaupt vermeiden solle. Einen solchen Umfang sollte die erwähnte Bemerkung jedoch nicht haben; sie war nur gegen die Formlosigkeit als solche geäußert, und sollte zugleich den Entstehungsgrund derselben nachweisen. Die sinnliche Bezeichnung der geschilderten äußern oder innern Erscheinungen durch rhythmische Bewegung oder durch entsprechende Wortlaute ist ein schönes, poetisches Mittel, voll der ergreifendsten Wirksamkeit, und wird, zur rechten Zeit und mit der nöthigen Kunstfertigkeit angewendet, gefallen, weil es der Darstellung hohe Anschaulichkeit gewährt, ihr eine gewisse malerische Färbung verleiht. Aber der wahre Künstler hat deshalb nicht nöthig, aus der schönen, einheitlichen Form herauszutreten; gerade dadurch, daß er diese bewahrt, und zugleich doch jene sinnliche Malerei anwendet, beurkundet er sein echtes Künstlertalent[1]).

Wir wenden uns nun zur Betrachtung derjenigen Gedichte Klopstocks, welche zur elegischen Gattung gehören. Die **Elegie** hatte zu jener Zeit viel engere Gränzen als jetzt, wo ihr Gebiet durch Göthe, A. W. Schlegel u. a. m. bedeutend erweitert worden ist; man faßte sie in der beschränkten Bedeutung des Klaglieds auf, und rechnete daher nur diejenigen Gedichte dazu, die der Darstellung wehmüthiger, klagender Empfindungen gewidmet waren, ohne sich zur Höhe des Schmerzes emporzuringen, da solche dem Gebiete der Ode anheimfallen. In diesem Sinne dichtete auch Klopstock seine Elegien, von denen viele zu seinen gelungensten Gedichten zu zählen sind. — Es kann wohl Nichts das Herz des fühlenden Menschen mehr zur Wehmuth stimmen, als die Trennung vom zärtlich geliebten Freunde. Ein solcher war ihm Giseke, an den die (I. 58) mitgetheilte Elegie gerichtet ist. Der Dichter spricht seine Trauer über die bevorstehende Trennung vom Freunde aus; die Tiefe seines Kummers zeigt sich vorzüglich im Bestreben, sich und seinen Freund durch den Hinblick auf das allgemeine Loos der Menschen zu trösten, weshalb er ihn eben so schön als zart auf den ältern, väterlichen Freund hinweist, der seiner warte. Wohlthätig wirkend und rührend zugleich ist der Schluß, in welchem der Dichter mit edler Feinheit den Freund bittet, auch ferner an ihn zu denken[2]). —

Gott „Herr“ genannt wird, weil von seiner Macht und seinem Zürnen die Rede ist; **17**, 4 aber „Vater,“ weil seine Güte hervorgehoben werden soll. — Die Herbeiziehung des Frühlingswürmchens hat etwas Weinerliches, zugleich Ueberflüssiges, Unpoetisches. Die Anschauung der Natur soll keine blos brütende, sie soll beseelend sein; der Dichter soll vermöge seiner Schöpferkraft allem Leblosen Leben einhauchen, ihm seine eigene Seele mittheilen. So wird er aber seine eigenen Leiden und Freuden schildern und der wehmüthige Rückblick auf das Seelenlose wird zu eignem Schmerze werden (Vergl. Rückert: „das Frühlingswürmchen“ II. 565 so wie auch Gleim: „das Veilchen neben dem Hüttchen.“) — Die alttestamentliche Anschauungsweise des Gewitters als der sichtbaren Erscheinung Gottes wiederholt sich in den Dichtern jener Zeit sehr oft. Man vergl. Uz „Gott im Ungewitter“ (I. 203), Karschin „das Ungewitter“ (I. 215), Denis „das Donnerwetter“ (I. 252), in denen allen die Größe und Macht Gottes von seiner unendlichen, allumfassenden Liebe gleichsam gemäßigt erscheint.

1) Solche sinnliche Darstellungen finden sich in den deutschen Dichtern sehr häufig. Siehe Bürger's „Lenore“ (I. 400) an vielen Stellen, besonders Str. **13**. **16** und **26**. Schillers „Glocke“ (II. 85) Vers **174—210**, „Bürgschaft“ (II. 54) Str. **6**. Z. 7. u. 8. Göthes „Hochzeitlied“ Str. **6** u. **7** (I. 533), Kopisch, „die Heinzelmännchen“ (II. 742).

2) Erklärungen: „Giseke“ S. oben S. 12 Anm. Vers **12** ist, statt „In der Cypresse“ zu lesen: „Und der C.“ Das „In“ ist eine Conjektur Vetterleins, die allerdings einen leichtern Sinn gibt, als das „Und.“ Da dieses aber in allen Originalausgaben erscheint, darf man es nicht bessern wollen. Auch gibt es einen Sinn, der aus der ältern Lesart deutlich genug hervorgeht. Klopstock hat Cypresse offenbar männlich gebraucht. Und so heißt es: Der Cypressenbaum verweht die Klage, die aus dem Grabe des Einen emporsteigt, aber sie kommt nicht hinüber nach des Andern Gruft. — **13**. „Ihre“ bezeichnet das Wechselseitige; eine Kürze, die beinahe zur Unverständlichkeit wird. — **19**. „letzen“ sich erquicken, nämlich an den Umarmungen des scheidenden Freundes.

Auf eigenthümliche Weise hat Klopstock in der Elegie „An Bodmer“ (I. 61) seine Freude über die Vereinigung mit diesem von ihm so verehrten Greise besungen, indem er die Wehmuth schildert, die den Menschen ergreift, wenn er sich von denen für immer getrennt sieht, nach denen sein Herz sich sehnt. So habe es Gott geordnet, fährt er fort, aber oft erfülle der Allgütige auch, was sich das zitternde, volle Herz kaum zu wünschen wage. Desto gewaltiger sei aber dann die Freude, wie er es erfahren, als er zu Bodmer gekommen sei, nach dessen Anblick er sich schon so lange vergebens gesehnt habe [1].

Rückerts Vorwurf, daß Klopstocks Begeisterung oft im Weinen unterging („Das Frühlingswürmchen“ II. 562.), ein Vorwurf, der nur zu oft begründet ist, findet seine vollste Anwendung auf die Elegie „An Ebert“ (I. 59). Schon der Gedanke, welcher dem Gedichte zu Grunde liegt, der Schmerz über den künftigen Tod der Freunde, die Ahnung der düstern Einsamkeit, die dann den Ueberlebenden mit aller ihrer Trostlosigkeit umschlingen wird, hat etwas Gesuchtes, Ueberreiztes, etwas schwächlich Sentimentales, das auf das Gemüth des Lesers unmöglich wohlthatig wirken kann. Der Schmerz und dessen Ausdruck ist nur dann schön, wenn er natürlich sich entwickelt, nicht aber, wenn er eine Folge melancholischer Reflexion ist. — Auch die Komposition dieser Elegie ist nichts weniger als gelungen, während Klopstock gerade hierin sonst sein poetisches Talent beurkundete. Im Widerspruch steht die Vorstellungsweise der Einleitung (V. 1—30), mit dem Folgenden, wo er den bis dahin abstrakt hingestellten Gedanken versinnlicht; eben so die Schlußverse (81—84), welche zur ersten Anschauungsweise zurückkehren, überhaupt ohne allen Grund die Ruhe stören, zu welcher der Dichter gelangt war. Wenn aber das Gedicht auch in Grundlage und Entwickelung den bessern Schöpfungen Klopstocks keineswegs zur Seite steht; so bietet es doch einzelne Schönheiten dar, die für die übrigen Mängel volle Entschädigung gewähren. Ich rechne dahin ganz besonders den Klaggesang des Greises bei den Gräbern seiner Geliebten. Hier ist Wahrheit und Natur; es ist nicht mehr sentimentale Ahnung, der Dichter führt uns in die reellste Wirklichkeit. Jetzt ist die Wehmuth schön, weil sie aus wahrem, menschlichen Gefühle entspringt; sie wirkt wohlthätig auf den Leser, weil er sie mitfühlen kann; und gern, wenn auch mit trauerndem Herzen, begleitet er den einsamen, verlassenen Greis an das Grab, das ihn und seine Thränen aufnehmen soll [2]. —

Diese sentimentale Stimmung äußert sich endlich auch in der Elegie: „Selmar und Selma“ (I. 62), erscheint aber weniger überreizt, als im vorigen Gedichte, weil sie aus einem Verhältnisse entspringt, das leichter zur Sentimentalität führt, ob sie gleich nicht nothwendig in ihm liegt, und wahres Gefühl sie auch in solcher Lage nicht aufkommen läßt, wie wir uns am sichersten aus Göthe's Liedern verwandten Inhalts überzeugen können. Denn bei aller Tiefe der Empfindung, selbst wenn sie sich als wehmüthige Sehnsucht ausspricht (Schäfers Klagelied; Trost in Thränen I. 498), finden wir in diesen Göthe'schen Gedichten eine Wahrheit, eine Nothwendigkeit, vor Allem eine sich in der Gegenwart des Gefühls bewegende Anschaulichkeit, welche vor jenen in der Zukunft, in der bloßen Möglichkeit des Gedankens liegenden sentimentalen Spielen einer unruhigen, krankhaften Phantasie unendlich absticht. — Eben weil diese sentimentale Stimmung in ihrem Ursprunge schon nicht natürlich und wahr ist, muß sie sich in ihrer weiteren Entwickelung von der Natürlichkeit immer mehr entfernen, so daß sie, wie in Selmar und Selma, endlich abenteuerlich wird und sich sogar in unbehagliche Wortklauberei verfängt. Indem die beiden Liebenden einander an Innigkeit des Ge-

---

Verständlicher ist die ältere Lesart. — So geht auch der Sinn in **21** u. **22** aus der frühern Gestalt hervor: Die Freunde weinen vielleicht auch nicht, es müßte denn ihre Seele weinen, solche Thränen vergießen, welche demjenigen unbekannt sind, der ein Fremdling ist im sanften Gefühl (dem das edlere Gefühl fremd ist).

1) Die Schönheit der Komposition obiger Elegie geht aus dem Gesagten schon hervor; sie liegt vorzüglich darin, daß der Dichter den Umfang der Freude, die er über die längst ersehnte Zusammenkunft mit Bodmer gefühlt habe, durch einen Gegensatz zur Anschauung bringt, nämlich durch die Darstellung der Wehmuth, welche des Menschen Herz ergreife, wenn er auf alle Vereinigung mit dem Gegenstande seiner Liebe und Verehrung verzichten müsse.

Erklärungen: Bodmer, S. oben S. 1. V. **3**. 4. Gott läßt den Weg, den der Mensch gehen will, zum Irrgange werden. **5**. 6. Denn er sieht in die Fernen, auf den uns unsichtbaren Schauplatz der Unendlichkeit (daher müssen wir seiner besseren Einsicht uns willig unterwerfen). — **11**. Addison, ein berühmter englischer Dichter, dessen edle Bemühungen um die Veredlung der Menschheit (besonders in seinen Wochenschriften) Kl. dadurch anerkennt, daß er ihn einen Sokrates nennt. — **13**. Elisabeth Rowe, geb. Singer, eine englische Dichterin (1674—1737), hat „Briefe der Todten an die Lebendigen“ geschrieben, beide daher gleichsam vereinigt. —

2) Erklärungen: 1. Ebert, S. oben S. 17. V. **21**. So wie Du, o Donner, diesen Wanderer ereilst. Die ältere Lesart drückte den Sinn deutlicher aus, aber konnte wegen ihres Mißklangs nicht stehen bleiben. — **36**. Radikin, Verlobte Cramers. — **37**. Cramer s. oben S. 30 Anm. — Karl Christian Gärtner, geb. zu Freiberg 1712, Professor in Braunschweig, gest. 1747. Er gab die Beiträge zum Vergnügen des Verstandes und Witzes (vom Druckorte die bremischen Beiträge genannt) heraus, welche der literar. Mittelpunkt der sogenannten sächsischen Schule waren. Gärtner wirkte besonders als Kritiker auf die Produktionen seiner Freunde. — Rabener, der berühmte Satyriker, von ihm weiter unten. — **39**. Gellert, S. oben Seite 19. **41**. Heinrich Gottlieb Rothe, Archivar in Dresden, wegen seiner geselligen Liebenswürdigkeit den Freunden lieb. — **42**. (in den älteren Lesarten) Olde, ein Arzt in Hamburg, wegen seines Witzes beliebt; die Sch**, seine Geliebte. — **43**. „Der erfindende Schlegel“ der Dramatiker J. Elias Schlegel. S. unten. Cramer (in seinem Klopstock) und nach ihm Andere glauben, es sei J. Adolf Schlegel gemeint. „Er hatte, sagt Vetterlein, nach seinem Abgange von der Akademie eine Hauslehrerstelle zu Strehla angenommen, von wo er an die Mitglieder der Dichtergesellschaft in Leipzig fleißig zu schreiben pflegte. Das nannten sie sein Exil, seine Verbannung“ — Ich weiß nicht, worauf Cramer diese Meinung gründet; aber eines

fühls zu überbieten suchen, vergessen sie die Gegenwart und verlieren sich in ein Gedanken- und Wortspiel, das nichts weniger als schön ist. — „Der neue Pausias“ von Göthe (I. 543) beruht am Ende auch auf einem Wettstreit zweier Liebenden; aber statt sich in eine nebelhafte Gefühlswelt zu verirren, die weder innerlich noch äußerlich einen Haltpunkt hat, kehren die Liebenden zur Vergangenheit zurück, und beweisen die Tiefe und Innigkeit ihres Gefühls durch die gegenseitige Mittheilung dessen, was sie gethan haben, um die Vereinigung mit dem Geliebten herbeizuführen. Auch kann es ihnen nicht beifallen, sich einander an Stärke der Liebe überbieten zu wollen, weil das Glück derselben doch gerade auf ihrer vollständigsten Uebereinstimmung in Kraft und Umfang beruht; es wäre das Glück des Einen offenbar getrübt, wenn er denken müßte, daß der Andere nicht im gleichen Maße liebe, wie er, so wie dieser sich seinem Gefühle nicht mehr mit der nöthigen Unbefangenheit hingeben könnte, so bald er zur Ueberzeugung gelangt wäre, daß er nicht liebe, wie er lieben sollte [1].

Es liegt in dem Gange unserer Betrachtung, welche uns die verschiedenen Gattungen und Formen nach und nach vor die Augen führen sollte, in denen sich Klopstock versucht hatte, daß das Bild, welches wir zuerst von ihm entworfen hatten, nach und nach an Glanz verlieren mußte. Es wäre aber mehr als ungerecht, wenn wir uns von dem letzten Eindruck wollten beherrschen lassen; denn die zuletzt geschilderte schwächere Seite des Dichters ist eben nur Eine Seite, und außerdem nicht so sehr sein Eigenthum, als die andre; denn diese sentimentale Richtung war ein Fehler seiner Zeit; die vaterländische aber hat in ihm allein ihre Quelle. Und wenn jene krankhafte Ausartung nach und nach sich verlor, so haben gerade die andern Bestrebungen Klopstocks wesentlich dazu beigetragen; sie waren das Gegengift, das die Sentimentalität tödtete, als sie in Folge der Zeit zur vollen Reife und Kraft gekommen war. Ueberhaupt beruht Klopstocks Größe, wie wir schon oben bemerkt haben, bei weitem nicht so sehr in dem, was er that, als in dem Samen, den er ausstreute, und der erst lange nach ihm die herrlichsten Früchte trug; denn er hat nicht allein eine freie, selbstständige Entwickelung der Poesie begründet, nicht allein der Sprache Adel und Größe verliehen, er hat auch auf die Gesinnung des ganzen Volkes gewirkt, und nicht bloß vorübergehend, nicht bloß in seiner Zeit, sondern dauernd, bis auf die heutige Stunde herab, so daß der größte Freiheitssänger unserer Tage von Klopstocks Grabe singen konnte:

„Wohl hat, als dumpfer Brodem
Der Knechtschaft uns umgab,
Ein leiser Freiheitsodem
Geweht von diesem Grab.“

Und so können wir überhaupt diesen Abschnitt nicht besser schließen, als wenn wir auf das ganze Gedicht des trefflichen Rückert verweisen („Die Gräber zu Ottensen, drittes Grab“ II. 560), das uns ein umfassendes Bild von dem Wesen und Wirken des unsterblichen Sängers gibt, was schon vor ihm Voß in Klopstockischer Sprache zu thun versucht hatte (An Klopstock I. 465).

2. Drama. — Lessing.

Es ist bekannt genug, daß das moderne, und somit auch das deutsche Drama sich auf eine ähnliche Weise entwickelt hat, wie das antike. Die ersten Anfänge waren natürlich roh und von aller Kunst entblößt; die Hauptsache bestand in Erzählung, erst allmählig und nur langsam gewann der anfangs dazu tretende Dialog mehr Leben und Bedeutung. Von großem Einfluß auf die innere Ausbildung des deutschen Dramas war der Umstand, daß seine ersten Anfänge und seine Erweiterung in die Zeit fallen, in welcher die Poesie sich zu den unteren und mittleren Ständen des Volkes geflüchtet hatte; denn wenn auch Einwirkungen von Außen oft genug sich zeigen, so mußte sich das fremde Element doch bald mit den Forderungen des Volksgeistes verschmelzen, der sich in den unteren Ständen thatkräftiger äußert, als in den höheren, welche fremden Einflüssen weit eher zugänglich sind. Dieser Umstand, daß die Poesie in den Händen des Volkes lag, hatte aber noch die Folge, daß sich das Drama nach dessen Bedürfnissen und Wünschen ausbildete, daher vorzugsweise zum Komischen, Burlesken sich neigte. So sind denn auch unter den frühesten dramatischen Versuchen in Deutschland die Fastnachtsspiele, Possen u. s. w. bei weitem das Beste, was geleistet wurde. — Anfänglich waren diese Spiele wohl nur dialogisirte Anekdoten aus dem wirklichen Leben, ohne Kunstanlage, ohne Intrigue und Verwickelung; der Dichter stellte die einfache komische Begebenheit dar, wie er sie selbst erlebt haben mochte. Er trug sie auch wohl in seiner gemüthlichen Naivetät auf Personen über, die aus der Bibel oder aus der Geschichte allgemein bekannt waren, ohne deshalb das Gepräge seiner Zeit zu ändern, gerade wie in den alten Gemälden die biblischen Personen im Gewande der Zeit erscheinen, welcher der Maler angehörte. — Erst als die römischen Dramatiker durch Uebersetzungen allgemeiner bekannt wurden, erwachte das Bestreben, ihnen auch in Kunstanlage gleich zu thun; man fing an zu begreifen, was Intrigue und Charakterzeichnung sei, und bemühte sich, diese Erkenntniß zu benutzen, ohne sich aber in blinde Nachahmung zu verirren. Am bedeutendsten wurde das Drama durch Hans Sachs und einen andern Nürnberger, Jakob Ayrer, gefördert. Beide verbanden mit fruchtbarem Erfindungsgeist ein nicht gewöhnliches Talent

---

Theils kann das Wort Verbannung auch auf den älteren Schlegel sehr gut passen, weil er außer dem Vaterlande lebte, andern Theils bezieht sich das Epitheton „der erfindende“ gewiß eher auf den dramatischen Dichter, als auf den Lyriker. — 45. Schmid, S. oben S. 29.

1) Abgesehen von der sentimentalen Stimmung, die wir in dieser Klopstockschen Elegie finden, erfreut sie uns durch die durchdachte Entwickelung, durch die Lebhaftigkeit der Darstellung, die besonders aus der dramatischen Form des Gedichts hervorgeht, so wie endlich auch in der immer glücklichen Wahl des Ausdrucks, worin Klopstock überhaupt ein Meister ist.

dramatischer Composition; und Hans Sachs beurkundete auch in seinen zahlreichen dramatischen Arbeiten seinen ächt poetischen Geist, dessen Umfang und Bedeutung uns Göthe in Sinn und Form der ehrlichen Meistersänger so trefflich geschildert hat. (Erklärung eines alten Holzschnittes u. s. w. I. 550.) —

Hätte sich das deutsche Drama auf diesem Wege weiter ausgebildet, so wäre es wohl allmählig zu einer nationellen Kunstgestaltung gelangt; aber leider trat die Zeit des 30jährigen Kriegs mit ihren verderblichen Richtungen, mit ihrer, das volksthümliche Element vernichtenden Nachahmungssucht dazwischen. Man blickte nunmehr nach den fremden Erscheinungen hin, nicht um sie verständig zu benutzen, sondern um sie sklavisch nachzubilden. Die verschiedensten Bildungsstufen wurden zugleich herbeigezogen und nach italienischen, englischen und holländischen Meistern ein abenteuerliches Gemenge geschaffen, das sich immer mehr von der einfachen, nationellen Weise entfernte. Diese Abirrung griff so gewaltig um sich, daß selbst bessere Talente ihr nicht zu widerstehen vermochten, wie denn Andreas Gryphius nur in seinen Lustspielen noch das kernhafte, deutsche Wesen der früheren Possen zeigt. In ihm sehen wir auch das letzte Aufflackern des nationellen Dramas; denn nunmehr versank auch dieser Zweig der Literatur in die absurde Geschmacklosigkeit und allegorische Ziererei, welche wir in allen Produktionen der zweiten schlesischen Schule finden. — Gottsched, der es sich zur Aufgabe gemacht hatte, die deutsche Poesie von diesem unsauberen Wesen zu reinigen, richtete sein Augenmerk ganz besonders auf das Theater. Wie in den übrigen Gattungen der Poesie, suchte er auch im Drama die geschmacklose Uebertreibung und Unnatur zu verdrängen; aber leider hielt er Alles für geschmacklos und unnatürlich, was sich mit der zierlichen Freiheit des französischen Theaters nicht vereinigen ließ, daher er auch die ächt deutsche Ausbildung, die sich noch einigermaßen im Lustspiele zeigte, mit eben so viel Eifer und Bitterkeit verfolgte, als jene fremdartigen Auswüchse; daher er auch der trefflichen Charaktermaske des Hanswurstes den Untergang bereitete. Durch ihn war nun das Drama auf eine neue Bahn gebracht, auf eine bessere allerdings, wenn man die Productionen der Dichter ins Auge faßt, die er vorzugsweise bekämpfte, aber doch nicht auf eine gute, weil auch sie auf Nachahmung beruhte, und weil sodann gerade das französische Drama am allerwenigsten der Nachahmung fähig ist.

Das französische Theater ist eine in ihrer Art ganz eigenthümliche Erscheinung, welcher übermäßiges Lob und übermäßiger Tadel zu Theil geworden ist, Beides gleich unverdient. Will man sie aber begreifen, so muß man sich auf dieselbe Höhe der Betrachtung stellen, von welcher wir die dramatischen Erzeugnisse anderer Völker zu prüfen gewohnt sind, welche wir aber gewöhnlich verlassen, wenn es sich um das französische Theater handelt. Zwei Punkte sind es vorzüglich, die wir an den französischen Dramatikern tadeln. Der erste ist, daß sie das Drama in zu enge Gränzen schnüren und durch Anwendung der sogenannten drei Einheiten das dramatische Leben nicht zu freier Entwickelung gelangen lassen. Dieß ist allerdings wahr; aber es ist nicht minder wahr, daß trotz dieser Beschränkung Großes geleistet wurde, und wir am Ende den dramatischen Geist der französischen Dichter gerade deshalb bewundern müssen, die bei den engen Gränzen, die sie sich selbst zeichneten, doch so mannigfaltige und reife Gebilde voll Leben und fortschreitender Handlung geschaffen haben. Man kann wohl wünschen, daß man dem Drama einen weiteren Spielraum öffne; aber ungerecht ist es, einem Dichter vorwerfen zu wollen, daß er einen engern Kreis gewählt habe, wenn er in demselben Bedeutendes hervorbringt. Noch Niemanden ist es beigefallen, Göthe wegen seiner Iphigenie tadeln zu wollen, ob er gleich in derselben in den nämlichen Schranken sich hält, die man den Franzosen als Fehler anrechnet. — Wichtiger ist der zweite Punkt, der den Tadel der deutschen Kritiker erregt hat. Man wirft nämlich den französischen Dramatikern vor, daß sie, in ihrer Nationalität befangen, sich über dieselbe nicht hinausbewegen können, und uns daher in ihren Tragödien immer nur französische Sitten und Charaktere, französische Ideen und Empfindungen darstellen, statt sich in die Anschauungsweise der Personen und Zeiten zu versetzen, welche uns ihre Dramen vorführen. Nichts ist begründeter, als dieser Tadel, und doch ist er nicht weniger ungerecht, als der erste; ja er ist es vielleicht noch mehr, weil wir, während wir ihn aussprechen, gerade in den Fehler verfallen, welchen wir doch für so unverzeihlich halten: wir verlangen, daß sich die französischen Dichter zur fremdartigen Anschauungsweise erheben sollen und wir selbst thun es nicht in Bezug auf sie.

Ich erkläre mich. Das französische Drama ist durchaus nationell in seiner Entwickelung und seiner Ausbildung. Wenn auch die Griechen auf seine äußere Gestaltung nicht ohne sichtbaren Einfluß geblieben sind, so haben sie doch auf sein inneres Leben wenig gewirkt; es stellt sich ungefähr das nämliche Verhältniß heraus, das wir weiter oben beim deutschen Drama bemerkt haben, das zwar durch das römische zu einer früher unbekannten Kunstgestaltung angeregt wurde, deshalb seine nationelle Natur aber nicht einbüßte. Diese nationelle Entwickelung des französischen Theaters ist aber ein Vorzug, der entschiedene Anerkennung verdient. Man würde sie ihm wahrscheinlich auch nicht versagen, wenn es auf der breiten Basis des Volkslebens geblieben wäre, oder vielmehr wenn dieses Volksleben selbst eine breitere Basis bewahrt hätte. Die Blüthe des französischen Dramas fällt in die Zeiten Ludwigs XIV., und auch die spätern Dramatiker, welche, wie Voltaire, Bedeutung errungen haben, sind durchaus aus jenen Zeiten hervorgegangen. Ludwig XIV. hatte aber das ganze Leben seines Volkes in sich concentrirt; Frankreich war nur an seinem Hofe, in seiner Nähe, und wiederum war sein Hof in ganz Frankreich; alles Leben, selbst in den entferntesten Provinzen, selbst im ärmlichsten Dorfe war ein mehr oder weniger schwaches Abbild des Versailler Hoflebens. Denn so wie sich alle Elemente des nationellen Lebens in Ludwig XIV. vereinigt, ja gleichsam personificirt hatten, so strömten sie wieder von ihm aus, aber mit dem Stempel seiner Persönlichkeit ausgeprägt über das ganze Land und Volk zurück.

Und so passen denn die in seiner Jugend ausgesprochenen Worte: l'état c'est moi gar trefflich auf das gegenseitige Verhältniß zwischen ihm und seinem Volke, und man muß den prophetischen Geist bewundern, der in ihnen liegt. So hatte denn das nationale Leben ein ganz eigenthümliches Gepräge erhalten, und dieses Gepräge finden wir eben so gut in der Poesie der damaligen Zeit als in den übrigen Aeußerungen des Volksgeistes; und wenn wir einen römischen Kaiser, einen türkischen Sultan, oder einen Heros aus der griechischen Fabelwelt im Gewande und mit dem Anstande eines französischen Hofmannes auftreten sehen, so ist dies allerdings der Befangenheit des Dichters zuzuschreiben, der keine andere äußere Welt kannte, als die seines bewunderten Königs, aber diese Befangenheit ist eben so verzeihlich, und beruht auf derselben Naivetät, wie die des großen Shakspeare, wenn er uns im Julius Cäsar Londoner Pflastertreter als römische Bürger vorführt.

Um die französischen Dramatiker gerecht zu beurtheilen, muß man daher unbedingt Alles bei Seite setzen, was nicht aus ihnen, sondern aus ihrer Zeit hervorging, das ihnen durch die Gewalt der Umstände aufgedrungen war, und man muß gegen sie in der Beurtheilung ihrer Werke nicht weniger billig sein, als man es gegen Andere ist. Ich gestehe, daß es allerdings schwieriger sein mag, sich rücksichtlich der französischen Dramatiker zu dieser unparteiischen Anschauungsweise zu erheben, weil wir den Begriff der Naivetät mit der hohen Bildungsstufe, auf welcher jene Dichter standen, nicht wohl vereinigen können, und wir deshalb glauben, von ihnen eine allseitigere Weltanschauung verlangen zu dürfen. Aber so schwer es auch sein mag, so müssen wir es doch thun, wenn wir anders nicht mit Wissen ungerecht sein wollen, weil, wie wir schon gesehen haben, ihre beschränkte Auffassung der äußeren und historischen Verhältnisse eine Folge der ganz eigenthümlichen Entwickelung des Volkslebens in Frankreich war, die ihnen eine höhere Weltanschauung schlechterdings unmöglich machte.

Diese Auseinandersetzung hatte weniger zum Zwecke, den Standpunkt zu bezeichnen, von welchem aus das französische Drama betrachtet werden müsse, als vielmehr die weiter oben ausgesprochene Ansicht zu begründen, daß das französische Drama nicht nachgeahmt werden könne. Es beruht, wie gezeigt wurde, durchaus auf der Nationalität des französischen Volkes und zwar auf der eigenthümlichen Richtung, welche dieselbe zur Zeit Ludwigs XIV. genommen hatte; es beruht auf der Eleganz, auf der leichten und feinen Beweglichkeit, auf dem gehaltenen und in seiner Art edlen Hofton, den Ludwig XIV. geschaffen hatte. Wäre Gottsched tiefer eingedrungen in das Wesen der französischen Dramatiker, hätte er ihr dramatisches Leben, ihre Compositionskunst, ihre Meisterschaft im Dialog studirt und ergriffen, mit Einem Worte Alles, was sie als Dichter hochstellt, statt die äußere, von den Zeitverhältnissen abhängige Gestaltung allein aufzugreifen, so hätte er sich gewiß nicht so weit verirren können, als es geschehen ist, und unsere dramatische Literatur wäre früher zu bedeutendem Aufschwunge gekommen. Denn bald nach ihm und noch während seines Lebens und Wirkens traten einige Dichter auf, die unbestreitbares dramatisches Talent hatten, die aber, von der engen Ansicht Gottscheds fest gehalten, sich nicht zur Höhe schwingen konnten, die ihrem Talente wohl erreichbar gewesen wäre. Beinahe ohne Ausnahme sind die deutschen Dramen eines J. A. Schlegel, Cronegk, Brawe u. s. w. nur fleißige Kopien französischer Muster; Form, Intrigue, Entwickelung, Alles ist den Franzosen entlehnt, und selbst die Charaktere sind Abgüsse, die aller Selbstständigkeit und Originalität ermangeln. So erscheinen uns alle dramatischen Productionen jener Zeit; J. A. Schlegel, Cronegk, Brawe u. A. m. haben bei allem angebornen Talent nichts Höheres geschaffen; und selbst **Lessing**[1]) erscheint in seinen ersten Versuchen durchaus auf dieser untergeordneten Stufe der Nachahmung. Dazu kommt noch, daß die didaktische Richtung der Zeit sich auch im Drama geltend machte, die meisten Tragödien, noch mehr aber die Lustspiele eine ausgesprochene moralische Tendenz hatten. Daher sind die meisten Dramen sogenannte Charakterstücke, in welchen die Handlung, die dramatische Entwickelung nur als untergeordnet, als ein Mittel erscheint, irgend eine fehlerhafte Richtung der Zeit, des Volkes oder überhaupt des menschlichen Geistes an einer bestimmten, vom Dichter zu diesem Zwecke geschaffenen Persönlichkeit zur Anschauung zu bringen.

Aber ein Geist, wie Lessing, konnte die ihm überlieferten Fesseln nicht lange ertragen. Von Shakspeare angeregt, der gerade damals anfing, in Deutschland bekannt zu werden, wendete er seinen gewaltigen, das Höchste wie das Kleinste umfassenden Forscherblick auf das Drama, und er bemerkte bald, wie beschränkt und irrig die bisherige Ansicht gewesen war. Durch seine eigenen Schöpfungen, so wie durch seine kritischen Bemühungen (Hamburgische Dramaturgie) hat er zuerst in Deutschland das Wesen und die Natur der dramatischen Poesie festgestellt, und es ist nicht zu läugnen, daß, wenn dieselbe zur hohen Blüthe gedieh, dies zunächst seinen Forschungen und seinem Vorgange zu verdanken ist. Denn selbst Göthe hat die französische Anschauungsweise erst verlassen und in seinem Göß von Berlichingen eine freiere Bahn eingeschlagen, als Lessing mit seinen Forschungen hervorgetreten war.

Klopstocks Größe konnte, so bedeutend sie auch ist, leichter ergriffen werden, da sie auf Einen Punkt sich vereinigte; nicht so verhält es sich mit Lessing, der, ein wahrer Proteus, in den mannigfaltigsten Gestaltungen erscheint, in den verschiedensten Bestrebungen sich bewegt und in allen zur höchsten Höhe gelangt. Lessing ist Einer von den wenigen Menschen, die Jedem Bewunderung und Liebe abzwingen, weil ihrer Größe sittliche

---

1) Gotthold Ephraim Lessing, geb. 22. Jan. 1729 zu Kamenz in der Lausitz. Im 12. Jahre auf der Fürstenschule in Meissen, geht 1746 nach Leipzig, um Theologie zu studieren, beschäftigt sich aber vorzugsweise mit dem Theater. Hält sich nach und nach in Berlin, Wittenberg, Leipzig, Breslau und Hamburg auf. 1770 wird er Bibliothekar in Wolfenbüttel, wo er den 15. Febr. 1781 stirbt.

Schönheit zu Grunde liegt. Er war ein vollendeter, großer Mensch, eine von den seltenen Erscheinungen, in welchen sich die Großartigkeit des Charakters mit der Großartigkeit des Geistes in hoher Vollkommenheit vereinigt finden. Daher war er groß in Allem, was er unternahm, er wäre in Allem groß geworden, was er auch hätte unternehmen wollen; denn die Größe seines Geistes bestand eben darin, daß er sich selbst diejenigen besondern Talente dienstbar machen konnte, die nicht ursprünglich in ihm lagen. Er hat selbst behauptet, er sei kein Dichter; man hat gesucht, dieses Bekenntniß als die Wirkung einer melancholischen Stimmung darzustellen, in welcher er das Geleistete mit dem Ideale seiner Bestrebungen verglichen, und gefunden habe, daß er in seinen Leistungen unter demselben geblieben sei. Aber Lessing war nicht der Mann, sich von melancholischen Stimmungen hinreißen zu lassen; er war aber ganz der Mann zu wissen, was ein Dichter sei, ganz der Mann, sich selbst zu verstehen. Als er jenes Wort aussprach, hatte er vollkommen recht: er war kein Dichter, mit der eingebornen „lebendigen Quelle, die durch eigne Kraft sich emporarbeitet, durch eigene Kraft in so reichen, so frischen, so reinen Strahlen aufschießt“[1]). Und dennoch hat er Meisterstücke in mehreren Gattungen der Poesie geschaffen. So hatte er wahrscheinlich auch kein angebornes Talent zur Malerei, ein solches Talent, wie Raphael es besaß, von dem man geistreich sagt, er wäre der größte Maler geworden, auch wenn er ohne Hände geboren wäre; aber Lessing hätte auch als Maler Meisterstücke hervorgebracht, wenn er gewollt hätte. Es ist schwer, eine so eigenthümliche Größe zu definiren, schon deshalb, weil sie höchst seltener Art ist, ja vielleicht bis heute nur noch in Lessing vorgekommen sein mag. Ich glaube, sie liegt in der Freiheit des Geistes, zu der sich Lessing emporgeschwungen hatte, und die ihm nicht bloß erlaubte, alles Material, das sich ihm entgegenstellte, so massenhaft es auch sein mochte, mit Leichtigkeit zu bewältigen, sondern auch die geheimnißvollsten Kräfte der menschlichen Seele mit Sicherheit aus ihren Wirkungen zu erkennen und sie sich anzueignen, wenn er sie einmal erkannt hatte. Schillers dichterischer Genius zeigt sich in seiner ganzen, gewaltigen Größe in den Räubern eben so gut als im Tell; Lessings erste Lustspiele enthalten auch nicht die leiseste Ahnung von dem, was er später im Dramatischen leistete; denn das dramatische Talent lag nicht von Natur in ihm, aber er verstand es, sich es selbst zu bilden, und die Natur zu bezwingen, die es ihm versagt hatte.

Diese freie Beweglichkeit, diese Elasticität des Geistes machte es ihm möglich, Alles zu werden, Alles zu schaffen, was er wollte; aber während das geborne Talent gleichsam unwillkührlich und sich selbst unbewußt die in ihm liegende Welt zur Anschauung bringt, mußte Lessing auf dem Wege der Forschung den Punkt zu gewinnen suchen, den das geborne Talent von Natur einnimmt. Aus dieser Eigenthümlichkeit seiner geistigen Stellung wird uns auch sein ganzes Wirken klar; er war auf Erforschung der Wahrheit hingewiesen, und diese Bestimmung hat er auch mit der seltensten Treue erfüllt. Ueberall wo Irrthum oder Lüge sich seinem Wege entgegenstellte, deckte er sie mit der unwiderstehlichen Kraft seines scharfsinnigen Forschergeistes auf, sie mochte im Gewande der Gelehrsamkeit erscheinen oder mit dem Mantel religiöser Gleißnerei sich bedecken. Alles, was Lessing geschrieben hat — selbst seine ersten jugendlichen Versuche — hat den hohen Zweck, die Wahrheit zu finden, oder die schon gefundene zu predigen. Und wenn es ihm in besondern Fällen nicht gelingt, zur Klarheit zu gelangen, so verläßt ihn die Ueberzeugung nicht, daß die Wahrheit doch gefunden werden könne, wenn auch erst in Folge der Anstrengung vieler Menschengeschlechter. In diesem Sinne verkündigt er auch die Zeit eines **neuen Evangeliums**[2]) das den Menschen endlich aller Irrthum über sich und ihre Bestimmung nehmen würde. (Fr. Schlegel „Lessings Worte“ II. 308.)

Die Sprache, die Lessing vorfand, war nichts weniger, als geeignet, seinen Bedürfnissen zu entsprechen. Klopstock hatte zwar die poetische Sprache umgeschaffen, ihr Kraft und Kürze gegeben; aber die Prosa war von seinem Einflusse unberührt geblieben; sie bewegte sich noch immer in der kraftlosen Sucht nach Korrektheit, welche in den weitschweifigsten Phrasen das einzige Mittel der Deutlichkeit erblickte. Was Klopstock für die poetische Sprache geworden war, wurde Lessing für die Prosa; er wurde sogar mehr. Denn Klopstocks Sprache ist längst vergessen, weil er von neuen Meistern des Styls überholt wurde, aber noch hat Niemand Lessings Prosa erreicht, geschweige übertroffen. Er schuf sie nach seinem Bilde; wir erkennen in ihr die ganze Klarheit und liebenswürdige Anmuth seines Geistes, aber auch die Schärfe und gewaltige Kraft seines Charakters. Alle Eigenschaften eines kunstvollendeten Styls finden sich in seiner Prosa vereinigt; sie ist rasch und lebendig, die Perioden entwickeln sich in leichter Beweglichkeit; jeder Ausdruck ist klar, bestimmt und gewählt, ohne jedoch im Entferntesten prunken zu wollen. Wenn wir bei manchen Schriftstellern erst die Darstellung überwinden müssen, um durch sie hindurch zum Gedanken dringen zu können, den sie nebelartig umhüllt; so ist dagegen bei Lessing die Darstellung so anschaulich klar, und der Gedanke springt beim ersten Anblick schon so kräftig, so rein und ungetrübt hervor, daß es beinahe scheint, er sei unmittelbar aus dem Geiste des Denkers in den unsrigen gedrungen, ohne sich erst in ein äußeres Gewand zu kleiden.

Es liegt außer dem Bereiche unserer Aufgabe, die mannigfaltigen Verdienste näher zu bezeichnen, die sich Lessing in den verschiedensten Beziehungen erworben hat; wir beschränken uns daher auf die obigen allgemeinen Betrachtungen und gehen auf den Punkt zurück, von dem wir ausgegangen waren.

Die ersten dramatischen Versuche Lessings lassen, wie schon gesagt, die große Kunstvollendung nicht ahnen, die er später erreichte; in einigen

1) Hamburgische Dramaturgie Nro. CI. bis CIV.

2) Siehe die Erziehung des Menschengeschlechts §. 86.

aber, besonders in den „Juden“ zeigen sich doch schon Spuren seiner geistigen Höhe und Unabhängigkeit, in allen tritt das Streben nach fortschreitender Vollkommenheit lebendig hervor. Höher steht schon die „Miß Sara Sampson,“ die als erstes bürgerliches Trauerspiel Aufsehen und Epoche machte; im „Philotas“ riß er sich zuerst von den Einwirkungen des französischen Geschmacks los; „Maria von Barnhelm“ wirkte bedeutend, als der erste Versuch, deutsche Charaktere und Zustände auf die Bühne zu bringen, wodurch auch erst die Möglichkeit gegeben war, sich der französischen Fesseln bleibend zu entledigen. Die dramatische Kunst steht in seiner „Emilia Galotti“ am höchsten, die immer ein bewundernswürdiges Muster trefflicher Exposition, durchdachter Anlage und consequenter Entwickelung sein wird. Alle diese Dramen waren in Prosa geschrieben; „Nathan der Weise“ ist in fünffüßigen Jamben gedichtet, und obgleich diese Form schon früher von Weisse u. A. versucht worden war, so hat sie doch erst durch Lessing die Weihe erhalten. Sie ist auch gewiß die passendste für das höhere Drama. Denn einerseits ist sie die einfachste Gestaltung der gebundenen Rede ohne vordringenden lyrischen oder epischen Charakter — sie nähert sich vielmehr durch ihre ruhige Beweglichkeit dem leichten Ton der Conversationssprache und ist daher für den Dialog durchaus passend — andererseits aber entfernt sie sich doch so sehr von der prosaischen Darstellung, und sie erscheint so sehr als Kunstform, daß sie ein zu bedeutendes Herabsinken der Darstellung nicht zuläßt, den Dichter vielmehr zwingt, die Höhe zu bewahren, die einem Kunstwerke unerläßlich ist. —

Alle dramatischen Arbeiten Lessings haben eine sittliche Unterlage; doch tritt das rein didaktische Element nur in den früheren Versuchen hervor. Den spätern Dramen, die auf Handlung und fortschreitender Entwickelung der Begebenheiten beruhen, somit keine Charakterstücke mit belehrender Tendenz sind, liegt freilich auch eine höhere Idee zu Grunde; durch die kunstgemäße Behandlung erscheint sie jedoch als Resultat der Dichtung, nicht aber als absichtlicher Grund derselben. So ist es im Philotas die Idee der Vaterlandsliebe, welche das Ganze bewegt und zusammenhält; in Minna von Barnhelm sucht der Dichter den Provinzialhaß zwischen den einzelnen deutschen Stämmen, der sich in Folge des siebenjährigen Krieges besonders zwischen Sachsen und Preußen bis zur leidenschaftlichsten Erbitterung gesteigert hatte, zu untergraben, um die Deutschen für die höhere Idee eines gemeinschaftlichen Vaterlandes empfänglich zu machen. Die Emilia Galotti hatte noch einen mehr ausgesprochenen politischen Zweck. „Den entschiedensten Schritt gegen die Großen, sagt Göthe, that Lessing in der Emilia Galotti, wo die Leidenschaften und ränkevollen Verhältnisse der höheren Regionen schneidend und bitter geschildert sind.“ Durch seinen Nathan endlich wollte Lessing darthun, daß nicht die äußern Verhältnisse, und sollten sie selbst in heiliger Form erscheinen, den Werth des Menschen bestimmen, sondern der Adel der Seele, die Reinheit des Herzens, die wahre, für jede Tugend empfängliche Menschlichkeit, die in jeder Religionsform sich offenbaren könne, weil sie, wie jede Religionsform, auf Erkenntniß der Gottheit beruhe.

„Nathan der Weise“ (II. 65), der uns mit Lessing als Dramatiker bekannt machen soll, wurde vom Dichter unter dem bescheidenen Namen eines „dramatischen Gedichts“ herausgegeben; jetzt zählt man es gewöhnlich zu den Schauspielen oder Dramen im engeren Sinne. Wir möchten es eine Tragödie nennen, und wir glauben, nicht mit Unrecht.

Das Drama in der weitern Bedeutung des Wortes ist die Darstellung einer Handlung, d. h. einer Reihenfolge von Begebenheiten, von denen die frühern als die Ursachen der spätern, diese demnach als die Wirkungen der ersten erscheinen, und welche sämmtlich nach Einem und demselben Ziele hinstreben. Diese Handlung wird im Drama als gegenwärtig dargestellt, und entwickelt sich im Gespräche der verschiedenen Personen, welche als die Träger der einzelnen Begebenheiten erscheinen. Jede Dichtung, welche auf eine solche Vergegenwärtigung einer Handlung beruht, kann ein dramatisches Gedicht genannt werden, und in so ferne ist es unser Nathan auch. Aber er ist noch mehr; denn er besitzt auch die Kunstform, welche das eigentliche Drama erst bildet. Diese beruht aber zunächst darin, daß das Drama auch vorgestellt werden könne. Dies wird aber immer der Fall sein, sobald das Drama keine Nebenabsichten verfolgt, und den nächsten Zweck, d. h. die Vergegenwärtigung einer Handlung, die durch Personen ausgeführt wird, streng im Auge behält. Jede Ausbildung des dramatischen Gedichts, welche die mimische Darstellung unmöglich macht, entfernt sich daher von dem nächsten Zwecke des eigentlichen Drama's, und kann schon deswegen auf den Namen eines Kunstwerkes keinen Anspruch machen, wenn es außerdem noch so viele und bedeutende Schönheiten darböte.

Das Drama zerfällt, je nachdem die Handlung, welche es darstellt, auf einer ernsten oder heiteren Auffassung des menschlichen Lebens beruht, in Tragödie oder Komödie. Diese Verschiedenheit der Auffassung begründet den Unterschied zwischen den zwei dramatischen Hauptgattungen so tief, daß durch sie schon die Wahl des Stoffes, die Handlung, der Gang und die Entwickelung derselben, bis auf die Zeichnung der einzelnen Charaktere herab, bedingt wird. Freilich tritt der Ernst des Lebens am kräftigsten hervor, wenn wir einen großen Menschen im Kampfe mit feindlichen Gewalten erblicken, wenn er in diesem Kampfe sogar untergeht; aber da ein solches Entgegenstreben jedenfalls einen großen Charakter, eine ungewöhnliche geistige Kraft voraussetzt, so wird einerseits der Held nur physisch, nicht aber auch moralisch unterliegen, er wird vielmehr selbst im Untergange groß bleiben, ja vielleicht in demselben erst seine volle Größe beurkunden, wie Wallenstein, der Räuber Moor u. s. w.; anderseits ist die Möglichkeit gegeben, daß die geistige Kraft des Helden die ihm feindlich entgegentretenden Gewalten bezwinge, wenn diese ihrer Natur nach nicht geradezu unüberwindlich sind. Aber dadurch, daß der große Mensch die ihm entgegenstehenden feindlichen Verhältnisse besiegt, wird der Kampf und somit der Ernst des Lebens nicht aufgehoben. Der deutsche

Ausdruck „*Trauerspiel*" hat unläugbar dazu beigetragen, daß man einen unglücklichen Ausgang des Kampfes voraussetzt; aber diese Ansicht ist offenbar unbegründet. Jedes Drama, welches uns das Leben von seiner ernsten Seite, den Helden im Conflikte mit großen, ihm widerstrebenden Verhältnissen darstellt, ist eine Tragödie, wenn auch kein Trauerspiel [1]). Daher sind Göthe's Iphigenia, Schillers Tell und so auch Nathan der Weise offenbar als Tragödien in der wahren Bedeutung des Wortes anzusehen (*Platen „Lessings Nathan* II. 703).

Das Drama ist, wie schon bemerkt, die Darstellung einer durch Personen ausgeführten Handlung. Diese Handlung stellt sich dar als eine Reihe von Vorgängen, die, wenn auch im Einzelnen einander widerstrebend, sich scheinbar sogar gegenseitig auflösend, dennoch in solchem Verbande stehen, daß sie in ihrer Gesammtheit die Handlung bilden und zum Schlusse derselben beitragen. Alle diese einzelnen Vorgänge müssen daher zu einander in sichtbarer Wechselwirkung stehen. Irgend eine Begebenheit, welche nicht als Grund oder Wirkung einer andern erscheint und zum Ziele der Gesammthandlung nicht unbedingt nothwendig ist, wird demnach als überflüssig von dem Dichter streng ausgeschieden werden müssen. Dieser äußere Gang der Handlung, die Entwickelung der einzelnen Begebenheiten bildet die eigentliche Basis eines dramatischen Gedichts und erscheint als *Plan* oder *Anlage*. Der Dichter muß uns zunächst mit den Verhältnissen bekannt machen, in welchen sich die handelnden Personen befinden, mit den Personen, von welchen die Handlung ausgeführt wird, mit den Motiven oder wirkenden Ursachen, welche die eigentliche Handlung bedingen und herbeiführen; aber alle diese Auseinandersetzungen, welche man unter dem Namen *Exposition* begreift, dürfen nicht außerhalb der Handlung stehen, weil ja nur diese der Zweck und das Ziel des Drama's ist; sie müssen vielmehr die eigentliche Handlung beginnen und als nothwendiger Theil derselben in sie eingreifen. Weil die Exposition die eigentliche Basis des Drama's ist, muß in ihr schon der Gang und die allmählige Entwickelung des Gedichts enthalten sein; das heißt, es darf keine Begebenheit herbeigeführt werden, die nicht schon in der Exposition motivirt wäre. Aber sie darf auf der andern Seite auch nicht zu ausführlich und umständlich sein, weil sie sonst das Interesse am Nachfolgenden schwächen und vielleicht sogar schon in die *Entwickelung* eingreifen würde.

Aus allem dem geht hervor, daß eine gute Exposition schwierig ist; ja sie mag wohl der schwierigste Theil des ganzen Gedichts sein. Denn ist sie mit Sicherheit und Glück durchgeführt, so wird sich die eigentliche Handlung leicht anschließen. Man bezeichnet diese mit dem Namen *Verwickelung*, und begreift darunter die Darstellung aller einzelnen Begebenheiten, welche scheinbar oder in der That einander widerstreiten, aber in ihrer Mannigfaltigkeit doch nach Einem und demselben Ziele streben, d. h. nach der *Auflösung*, in welcher die einzelnen Vorgänge der Handlung sich vereinigen, und ihre Erklärung finden, so wie sie selbst als Motive der Auflösung erscheinen müssen.

Lessings Meisterschaft zeigt sich zunächst darin, daß er, wie im Nathan, einem Stoffe, der an und für sich, wenn auch interessant, doch nicht gerade besonders bedeutend ist [2]), durch die kunst-

1) Während wir Deutsche die dramatischen Gedichte mit ernster Auffassung des Lebens, aber ohne unglücklichen Ausgang als Zwittergestalten unter der Benennung Dramen oder Schauspiele zwischen Trauer- und Lustspielen hingestellt haben, sind die Franzosen der ursprünglich griechischen Trennung des Dramas in Tragödie und Komödie treu geblieben. Jedoch haben sie bei der Tragödie ebenfalls den unglücklichen Ausgang als nothwendig angenommen, und diejenigen dramatischen Gedichte, welche wir Schauspiele nennen, zur Komödie gezogen, sie aber als baute comédie von dem eigentlichen Lustspiele geschieden.

2) Den Stoff zum Nathan hat Lessing bekanntlich aus dem Decamerone des Boccaccio entnommen. (Dritte Novelle des ersten Buchs.) Wir theilen diese Novelle in deutscher Uebersetzung mit, weil man daraus ersehen kann, mit welcher Kunst der Dichter aus einem so höchst einfachen Stoffe, der an und für sich wenig dramatisches Leben darbietet, ein so schönes dramatisches Gebäude zu bilden verstand.

„Da Saladin, dessen Tapferkeit so groß war, daß er durch sie nicht bloß aus einem unbedeutenden Menschen König von Babilon wurde, sondern auch noch viele Siege über die Sarazenischen und Christlichen Könige davon trug, in verschiedenen Kriegen und durch seine überaus große Prachtliebe seinen ganzen Schatz geleert hatte, und er wegen eines Zufalls, der ihn betroffen, einer beträchtlichen Summe Geldes bedurfte, und er nicht absehen konnte, woher er sie so schnell, als er sie nöthig hatte, bekommen könne; kam ihm ein reicher Jude in den Sinn, dessen Name Melchisedeck war, welcher in Alexandrien auf Wucher lieh; und er glaubte, daß dieser ihm wohl helfen könne, wenn er wolle; aber derselbe war so geizig, daß er es aus freien Stücken nie gethan haben würde, und doch wollte er ihm auch keine Gewalt anthun. Da ihn aber die Noth drängte, und er Alles überlegte, wie er wohl den Juden bewegen könne, ihm zu helfen, gerieth er auf den Gedanken, ihm unter dem Scheine eines Grundes Gewalt anzuthun. Nachdem er ihn hatte herbeirufen lassen, und er ihn freundlich empfangen, ließ er ihn neben sich setzen, und sagte ihm dann: „Vortrefflicher Mann, ich habe von mehreren Personen gehört, daß Du sehr weise bist und in den göttlichen Dingen außerordentliche Einsichten hast; und deshalb möchte ich gern von Dir wissen, welches von den drei Gesetzen Du für das wahre hältst, das jüdische, das sarazenische oder das christliche?" — Der Jude, der in der That ein reicher Mann war, sah nur zu gut ein, daß Saladin die Absicht habe, ihn in seinen Reden zu fangen, weil er ihm eine solche Frage lösen solle, und bedachte, daß er keines von den dreien mehr loben könne, als das andere, ohne daß Saladin irgend eine Absicht dabei habe. Da es ihm nun schien, daß er eine Antwort geben müsse, durch welche er nicht gefangen werden könne, fiel ihm nach einiger Ueberlegung schnell ein, was er sagen solle, und er sprach: „O Herr, die Frage, die Ihr an mich richtet, ist schön, und da ich Euch sagen möchte, was ich davon denke, scheint es mir zweckmäßig, ein Geschichtchen zu erzählen, das Ihr nun hören sollt. Wenn ich mich nicht irre, erinnere ich mich, vielmals gehört zu haben, daß einst ein vornehmer und reicher Mann lebte, welcher unter andern sehr kostbaren Kleinodien, die er in seinem Schatze bewahrte, einen sehr schönen und köstlichen Ring hatte. Da er diesem wegen seines Werths

volle Behandlung und Verarbeitung dramatisches Leben zu geben versteht. Am entschiedensten zeigt sich aber seine Kunst in der Anlage und Durchführung des Plans, und ganz besonders zeigt sie sich in der immer gelungenen Exposition, in welcher er mit der weisesten Ueberlegung alle Motive oft durch bloße leise Andeutungen einzuflechten weiß, welche den nachherigen Gang der Handlung bestimmen. — So in dem vorliegenden Drama. — Während sich der Jude Nathan auf einer langen Geschäftsreise befindet, bricht in seinem Hause Feuer aus; seine Pflegetochter Recha wird durch den kühnen Edelmuth eines jungen Tempelherrn gerettet. Dieser war kurze Zeit vorher gefangen und nach Jerusalem gebracht worden, wo ihn der Tod erwartete, denn Saladin hatte allen Templern den Untergang geschworen. Doch als er diesen erblickte, fiel ihm dessen wunderbare Aehnlichkeit mit einem innigst geliebten, längst verstorbenen Bruder auf, und er schenkte ihm das Leben. Recha hatte sich bemüht, ihren Retter kennen zu lernen; dieser aber, der im Sinne seiner Zeit die größte Verachtung gegen die Juden hegte, entzog sich ihren Forschungen, und so bildete sich in dem edeln, zur Schwärmerei geneigten Mädchen der Glaube aus, ihr Retter sei ein vom Himmel zu ihrer Hülfe herabgestiegener Engel.

Dieß ist die Lage der Dinge beim Beginne des Drama's: wir erfahren diese Verhältnisse, so wie auch den Umstand, daß Recha nicht Nathans wirkliche Tochter ist, und daß er Gründe hat, das wahre Verhältniß geheim zu halten, aus den Gesprächen, welche der heimkehrende Nathan zuerst mit Daja, einer Christin, Recha's Gesellschafterin, und dann mit Recha selbst hat. Nathan sucht nun den Tempelherrn auf, um ihm seine Dankbarkeit zu beweisen. Er findet ihn, aber mißgestimmt und voll jugendlichen Hasses gegen das Schlechte. Denn es hatte ihm eben ein Klosterbruder im Namen des Patriarchen von Jerusalem den Antrag gemacht, seine günstige Stellung bei Saladin zu benutzen, um denselben zu verrathen oder gar meuchlerisch zu ermorden. Der edeln Seele des Juden gelingt es, die Eisrinde von dem Herzen des Jünglings zu schmelzen, und dieser, in dem Juden den trefflichen Menschen erkennend, verspricht, sich Recha's

und seiner Schönheit eine Ehre erzeigen, und ihn auf immer bei seinen Nachkommen erhalten wollte, so verordnete er, daß der von seinen Söhnen, dem er jenen Ring hinterließe und bei welchem er gefunden würde, sich für seinen Erben halten und von allen andern als der älteste geachtet und verehrt werden solle. Der aber, welchem der Ring von jenem hinterlassen worden war, verordnete das Nämliche für seine Nachkommen und er that wie sein Vorfahr gethan hatte. Und mit einem Wort, es ging jener Ring von Hand zu Hand zu vielen Nachkommen, und endlich kam er in die Hände eines von ihnen, der drei schöne, tugendhafte, ihrem Vater sehr gehorsame Söhne hatte, weshalb er sie alle drei gleich sehr liebte. Und da die Jünglinge die Sitte mit dem Ringe wußten, und Jeder begierig war, der geehrteste unter den Seinigen zu sein, so bat ein Jeder für sich, so gut er es konnte, den Vater, der schon alt war, er möchte, wenn er zu sterben käme, ihm jenen Ring hinterlassen. Der vortreffliche Mann, der alle auf gleiche Weise liebte, wußte selbst nicht zu entscheiden, welchem von ihnen er ihn lieber hinterlassen wolle, und so dachte er, da er ihn Jedem versprochen hatte, er wolle sie alle drei zufrieden stellen. Und er ließ heimlich von einem geschickten Meister zwei andere Ringe machen, welche dem ersten so sehr ähnlich waren, daß er selbst, der sie doch hatte machen lassen, kaum erkannte, welcher der wahre sei Und als er zu sterben kam, gab er heimlich jedem von seinen Söhnen den seinigen. Als nun nach dem Tode des Vaters jeder die Erbschaft und die Ehre in Anspruch nehmen wollte, und Einer sie dem Andern verweigerte, so zeigte Jeder seinen Ring zum Beweise, daß er es mit Recht thun dürfe. Und da sich die Ringe einander so ähnlich fanden, daß man nicht erkennen konnte, welcher der rechte sei, so blieb die Frage, welcher der wahre Erbe des Vaters sein solle, unentschieden, und ist es jetzt noch. Und so sage ich Euch, o Herr, von den drei Gesetzen, die Gott Vater den drei Völkern gegeben hat, über welche Ihr mich befragt habt. Jeder hält sein Erbtheil, sein Gesetz für das wahre, und glaubt, seine Gebote befolgen zu müssen. Aber wer es in der That hat, das ist, so wie von den Ringen, noch unentschieden." — Saladin erkannte, daß Jener sehr gut verstanden habe, sich aus dem Netze zu ziehen, das er ihm gelegt hatte, und deshalb entschloß er sich, ihm seine Noth zu eröffnen und zu sehen, ob er ihm helfen wolle, indem er ihm mittheilte, was er im Sinne gehabt habe zu thun, wenn Jener ihm nicht so verständig geantwortet hätte, als er gethan habe. Der Jude gab dem Saladin mit großer Freigebigkeit von allen Dingen, die er verlangte. Und Saladin gab ihm Alles wieder zurück, machte ihm außerdem sehr große Geschenke, blieb immer sein Freund und behielt ihn in einer hohen und ehrenvollen Stelle in seiner Nähe."

Diese Geschichte hatte übrigens Boccaccio aus einer alten Novellensammlung (Cento Novelle) entnommen, und sie nach seiner Weise behandelt, indem er sie theils weiter ausführte, theils besser motivirte. Man wird es hoffentlich nicht unzweckmäßig finden, daß wir auch diese alte Novelle in deutscher Uebersetzung hier mittheilen, da Lessing sie ebenfalls gekannt und benutzt zu haben scheint.

„Da der Sultan Mangel an Geld hatte, gab man ihm den Rath, mit einem reichen Juden, der in seinem Lande wohnte, Händel anzufangen, und ihm dann sein Hab und Gut weg zu nehmen, das übermäßig groß war. Der Sultan schickte nach jenem Juden und frug ihn, welcher der beste Glaube sei, und er dachte: Wenn er sagt, der jüdische, so will ich ihm sagen, daß er sich gegen den Meinen verfehle; und wenn er sagt, der sarazenische, so will ich sagen: Warum bewahrst Du denn Deinen jüdischen? — Als der Jude die Frage des Herrn hörte, antwortete er so: „Gnädiger Herr, es war einmal ein Vater, der drei Söhne hatte, und er hatte einen Ring mit dem kostbarsten Stein von der Welt; ein Jeder von ihnen bat den Vater, er möchte ihm bei seinem Tode jenen Ring hinterlassen. Da der Vater sah, daß Jeder ihn wolle, schickte er nach einem tüchtigen Goldschmied und sprach: „Meister, macht mir zwei Ringe so ganz wie diesen, und setzt in jeden einen Stein der diesem gleiche." Der Meister machte die Ringe so ähnlich, daß Niemand anders als der Vater den ächten erkannte. Er ließ seine Söhne einen nach dem andern zu sich kommen, und gab jedem heimlich den seinigen, und Jeder glaubte, den ächten zu haben, und keiner kannte den wahren, als ihr Vater. Und so sage ich Euch, o Herr, daß ich es ebenfalls nicht weiß, und es Euch daher nicht sagen kann." — Und als Jener hörte, daß er sich also entschuldigte, wußte er nicht, was er weiter sagen sollte, um Händel mit ihm anzufangen, und er ließ ihn gehen." —

Dankbezeugungen nicht länger zu entziehen. Auf Nathans Bitten nennt sich der Tempelherr; sein Name (Curd von Stauffen) weckt bei Nathan die Erinnerung an einen längst verstorbenen Freund auf, dessen Züge er in dem Jüngling zu erkennen glaubt. Unterdessen hatte Saladin, von Geldverlegenheit gedrückt, beschlossen, bei Nathan Hülfe zu suchen. Al=Hafi, ein Derwisch, des Sultans Schatzmeister und Nathans Freund, hatte zwar Saladin davon abzubringen gesucht, aber ohne Erfolg, so wie es ihm auch nicht glückte, den Nathan davon abzuhalten, dem Rufe Saladins zu folgen. Mit sich und seiner Stellung unzufrieden, entschließt er sich daher, in die Wüste zu entfliehen.

Dieß ist die Exposition und der Inhalt der zwei ersten Aufzüge. Wie meisterhaft dadurch Alles vorbereitet und sicher motivirt ist, braucht nur angedeutet zu werden; es wird sich aus dem Folgenden klar genug entwickeln.

Im dritten Aufzug sehen wir Recha, die den Tempelherrn erwartet, im Gespräche mit Daja. Diese, welche das Geheimniß, Recha's Herkunft betreffend, kennt, spielt auf dasselbe an, und wird nur durch des Tempelherrn Dazwischenkunft gehindert, es mitzutheilen. Der Jüngling, von Recha's Schönheit und Geist entzückt, verläßt sie bald wieder, um sich von dem Eindrucke, den sie auf ihn gemacht, nicht hinreißen zu lassen. Auch in ihr regt sich Liebe für den schönen, heldenmüthigen Jüngling. — Inzwischen hatte sich Saladin mit seiner Schwester berathen, wie er den Nathan fangen solle, um ihm Geld zu entlocken. Nathan kommt. Der Sultan legt ihm, um ihn in Verlegenheit zu bringen, die Frage vor, welchen Glauben er für den besten halte. Nathan erkennt die Falle, und antwortet mit einem Mährchen, dessen hoher Sinn des Juden edle Seele abspiegelt. Saladin fühlt sich durch den Juden besiegt, noch mehr, als dieser ihm auf feine Weise Geld anbietet. Endlich erzählt Nathan von dem jungen Tempelherrn und seiner That; Saladin befiehlt ihm, denselben herbei zu holen. Nathan findet den Jüngling in der größten Aufregung; er hatte sich mit dem Gedanken vertraut gemacht, trotz seines Gelübdes als Tempelherr die Recha zu heirathen. Als Nathan zu ihm kommt, bittet er ihn mit jugendlichem Ungestüm um dessen Einwilligung. Nathan sucht, einer entscheidenden Antwort auszuweichen; man ahnt, daß er tiefere Gründe haben muß, aber der Tempelherr fühlt sich durch die ausweichenden Antworten beleidigt. In dieser erbitterten Stimmung findet ihn Daja; sie lockt ihm das Geständniß seiner Liebe zu Recha heraus, und eröffnet ihm dann das Geheimniß, das sie schon öfters angedeutet hat, daß Recha nämlich eine geborne Christin sei, Nathan sie aber als seine Tochter und als Jüdin erziehe.

Vierter Aufzug. Der Tempelherr, durch seine Erbitterung gegen Nathan verleitet, glaubt, daß derselbe nur aus gemeinem Bekehrungseifer Recha als Jüdin erzogen habe, und will sie ihm entreißen. Er geht zum Patriarchen, und legt ihm die Sache vor, ohne ihm jedoch die Namen zu nennen. Der Patriarch zeigt eine solche finstere, blutdürstige Seele, daß dem Tempelherrn vor ihm graut und er das Geheimniß bei sich behält. Er eilt zu Saladin, der ihn unterdessen erwartete, und mit seiner Schwester von dem verstorbenen Bruder spricht, dessen Erinnerung durch ein aufgefundenes Bild noch mehr erfrischt wird. Der Tempelherr spricht seinen Zorn gegen Nathan aus, der seine Bewerbung verächtlich zurückgewiesen, weil er in seinem Judenthume befangen sei. Er theilt das ihm eröffnete Geheimniß hinsichtlich Recha's Geburt mit. Saladins männliche Seele, die Nathans Vortrefflichkeit ganz erkannt hat, läßt sich auch dadurch nicht irre machen und empfiehlt dem Jüngling Vorsicht, versichert ihn aber, ihm in seiner Liebe zu Recha beistehen zu wollen. Als sich der Tempelherr entfernt, beschließen Saladin und seine Schwester, die schöne Recha herbeiholen zu lassen. Während dieser Unterredung kommt der Klosterbruder zu Nathan, und erinnert ihn daran, daß er ihm vor achtzehn Jahren ein kleines Kind gebracht habe, die Tochter eines Herrn von Filneck, dessen Reitknecht er gewesen sei. Nathan wird an die damaligen Verhältnisse erinnert, und Thränen erfüllen sein Auge. Drei Tage, bevor der Reitknecht gekommen sei, erzählt er, hätten die Christen alle Juden in seiner Heimath ermordet; sein Weib sei mit sieben Söhnen von ihnen verbrannt worden. Da habe er der Christenheit unversöhnlichen Haß geschworen; aber bald habe der bessere Glaube wieder die Herrschaft gewonnen, und als der Reitknecht mit dem Kinde gekommen sei, habe er es als eine gütige Schenkung Gottes angesehen, der ihm für die verlornen Kinder einen Ersatz geben wolle. — Der Klosterbruder hatte dem Nathan schon mitgetheilt, daß dem Patriarchen eröffnet worden sei, ein Jude habe eine Christin als seine Tochter erzogen; der Patriarch habe diesem blutige Rache geschworen; er sei daher gekommen, ihn zu warnen. Nathan erklärt sich bereit, seine geliebte Recha Jedem, der Ansprüche auf sie habe, abtreten zu wollen. Der Klosterbruder erinnert sich, daß er ein Gebetbuch von seinem ehemaligen Herrn besitze, in welches dieser die Namen der Seinigen eigenhändig eingeschrieben habe. Als er sich entfernt, um das Buch zu holen, kommt Daja, dem Nathan zu melden, daß des Sultans Schwester die Recha zu sich holen lasse.

Fünfter Aufzug. Nachdem uns der Dichter in den zwei ersten Auftritten einen Blick in die politische Lage Saladins hat werfen lassen, und im dritten den Tempelherrn gezeigt hat, voll Liebe und Argwohn, aber auch von den Vorwürfen gefoltert, die er sich wegen seiner Handlungsweise gegen Nathan machen muß, finden wir diesen wieder mit dem Klosterbruder, welcher ihm das versprochene Buch gebracht hat. Nathan ist glücklich, darin die gewünschten Aufschlüsse erhalten zu haben; dagegen betrübt ihn die Nachricht, daß es der Tempelherr war, der dem Patriarchen von dem Juden und dem Christenmädchen gesprochen. Der Tempelherr, der den Nathan mit dem Klosterbruder im Gespräch gesehen, kommt herbei, als er diesen weggehen sieht. Er entdeckt ihm, was er beim Patriarchen gewollt, und daß er dadurch ihn (den Nathan) habe zwingen wollen, ihm die Recha abzutreten. Nathan, der ihm gerne verzeiht, sagt ihm, als er seine Bewerbung um Recha wieder beginnt, daß diese ihren Verwandten, einen Bruder, gefunden habe, bei welchem er seine Bitte anbringen müsse. Sie

gehen mit einander zu Saladin. — Recha, im Gespräche mit Saladins Schwester Sittah, läßt ihrem Schmerze freien Lauf; Daja hat ihr eröffnet, daß Nathan nicht ihr Vater sei; sie fühlt, wie schrecklich es sein müsse, einen solchen Vater zu verlieren, von dem sie nur Gutes und Edles gelernt habe. Saladin kommt dazu; Recha bittet ihn, seine Macht zu gebrauchen, daß man ihr ihren Vater lasse. Nathan und der Tempelherr kommen. Saladin, der Recha's und des Tempelherrn gegenseitige Liebe erkannt hat, will sie einander zuführen. Nathan tritt dazwischen mit Erklärungen, die er aus dem Buche des Klosterbruders geschöpft. Der Tempelherr heiße nicht Stauffen, sondern Filnek; seine Mutter sei eine Stauffen gewesen; sein Vater habe sich Wolf von Filnek genannt, habe eine Deutsche geheirathet und sei ihr auf kurze Zeit nach Deutschland gefolgt. Aus dieser Ehe sei Recha entsprossen, Blanca von Filnek, und somit des Tempelherrn Schwester. — Nachdem sich die Beiden von der Ueberraschung erholt, und der Tempelherr sich in die unabwendbare Nothwendigkeit gefügt, in der Geliebten die Schwester zu erkennen, wird durch Nathan auch Saladins Ahnung zur Gewißheit gebracht. Des Tempelherrn Vater war Assad, Saladins Bruder, und so findet dieser im Tempelherrn und Recha theure Anverwandte [1]).

Aus der bloßen Zusammenstellung der Begebenheiten, welche in ihrer Vereinigung die Gesammthandlung, die Fabel des Dramas bilden, haben wir schon den Charakter der einzelnen Personen erkannt, und auch darin hat sich Lessings Meisterschaft bewährt. Denn da die Personen in einem Drama die Begebenheiten hervorrufen oder ausführen, so müssen diese mit dem Charakter der handelnden Personen in der innigsten Verbindung stehen; der Charakter einer Person muß von vornen herein schon als Motiv der Handlung erscheinen, welche von ihr ausgeführt wird. Wie im Leben, so erscheinen auch im Drama die Menschen von Verhältnissen umgeben, die nicht von ihnen herbeigeführt, die ihnen vielleicht sogar aufgedrungen sind; aber diesen Verhältnissen tritt der freie Wille des Menschen entgegen, durch welchen er in den Stand gesetzt ist, dem äußeren Einflusse entgegen zu wirken, und den gegebenen Verhältnissen diejenige Richtung und Umgestaltung zu geben, die seinen Bedürfnissen und seinem Charakter entsprechen. Dies ist aber eine Hauptaufgabe des dramatischen Dichters, der uns ja ein vollkommenes Bild des menschlichen Lebens geben soll, zu zeigen, wie der Mensch selbst in den Stürmen, die seine physische Persönlichkeit untergraben, die Freiheit des Geistes bewahrt, wie er selbst den feindlichen Verhältnissen das Gepräge seines Willens aufdrücken kann.

Wir wollen hier nicht nachweisen, wie Lessing diese Aufgabe so trefflich gelöst hat, sie wird Jedem klar, der den Nathan, ja nur den mitgetheilten Plan des Gedichts mit Rücksicht auf diese Forderung aufmerksam durchliest; wir wollen nur noch zu zeigen suchen, wie der Dichter die Charaktere seiner Personen auch in der Ausführung, im Dialog festhält, und die in den Begebenheiten liegende Skizze derselben mit Sicherheit ausführt.

In allen seinen Reden wie in seinen Handlungen erscheint uns Nathan als der weise, edle Mensch, der mit so vollem Recht die Bewunderung und Hingebung aller derer verdient, die ihn näher kennen. Der Dichter zeichnet ihn in den verschiedensten Verhältnissen, aber alle einzelnen Züge verschwimmen zuletzt zu einem vortrefflichen Gesammtbild. Schon im ersten Auftr. des 1. Aufz. erkennen wir ihn als tieffühlend und von dankbarem Herzen. Aber auch die berauschendste Freude kann ihm ein sicheres Urtheil nicht rauben; seine tiefe Menschenkenntniß offenbart ihm die Schwärmerei seiner Tochter, ehe er davon berichtet ist (Seite 67 am Ende); seiner Klugheit gelingt es, diese Schwärmerei, wenn nicht zu besiegen, doch zu entkräften, indem er das Mitleid und das tiefe weibliche Gefühl seiner Tochter aufzuregen weiß. Denn so fromm er ist, so kann er sich mit erschlaffender, alle Thatkraft fesselnder Schwärmerei und deren verborgenen Triebfedern, Stolz und Gleichgültigkeit gegen die Menschheit nicht befreunden. Sein Blick ist scharf und durchdringend; er erkennt des Tempelherrn edle Seele in der rauhen Form, in die sie sich zu verbergen sucht. Er muß diese herbe Schale durchbrechen; Bitten, das weiß er, helfen nichts; und so greift er die Seele selbst an, er zwingt sie zur Rührung, er zwingt den Tempelherrn, auch im Juden den hohen Adel des Gemüths anzuerkennen, dessen geistige Freiheit zu bewundern. Jetzt ist der Tempelherr sein, er hat ihn durch seinen höhern Geist an sich gefesselt. Nathan ist nicht allein von Natur groß, er ist es auch durch seine geistige Bildung, die uns der Dichter durch den Gegensatz mit der edlen, kräftigen, aber rauhen Natur seines Freundes Al-Hafi recht anschaulich macht, dem er an Welt- und Menschenkenntniß, an Tiefe des Blicks so unendlich überlegen ist, daß er sich nicht enthalten kann, dem Freunde diese Ueberlegenheit zu zeigen, nicht aber in stolzer, selbstgenügender Form, sondern mit einem liebenswürdigen Humor, der den Freund nicht beleidigen kann, ihn vielmehr zur Heiterkeit stimmt. — Natürliche Hoheit und Bildung geben dem Nathan eine so feste und breite Basis, daß er sich in den schwierigsten Verhältnissen leicht zu bewegen weiß. Saladin hat ihn berufen, der Gewaltige, und Bewunderte; er hat es darauf abgesehen, ihn in Verlegenheit zu bringen; aber ohne die Ehrfurcht, die dem Sultan gebührt, aus den Augen zu lassen, weiß Nathan allen Schlingen klug zu entgehen, und als endlich Saladin ihn auffordert, eine Frage zu beantworten, die allem Anscheine nach den Juden in unauflösliche Schwierigkeiten verstricken soll, zeigt er die ganze wunderbare Größe seines Geistes. Denn

---

1) Erklärungen oriental. Wörter (aus der neuesten Ausgabe der sämmtlichen Werke Lessings): Defterdar, Großschatzmeister. Delk, Kittel eines Derwisch. Derwisch, ein türkischer Mönch. Dig, eine Fee. Emir, arabischer Fürst. Gimnistan, Feenland. Harem, Weiberwohnung. Jamerlonk, das weite Oberkleid der Araber. Karavane, reisende Gesellschaft von Kaufleuten, Pilgern u. s. w. Mameluk, Sklav und Leibwächter des Sultans. Turban oder Tulband, türkischer Kopfbund.

indem er mit der scharfsinnigsten Klugheit die direkte Beantwortung der Frage ablehnt, und die Waffen, die der Sultan gegen ihn gebrauchen wollte, unter dem Scheine der tiefsten Ehrfurcht kühn gegen diesen selbst wendet, läßt er in der Erzählung des Mährchens vom Ringe doch seine wahre Ansicht klar genug durchblicken, so daß er nicht bloß die vom Sultan gestellte Frage, sondern auch alle diejenigen beantwortet, welche dieser noch hätte an ihn richten können, und die er offenbar auch der ersten noch wollte nachfolgen lassen. — Nathan tritt uns in seiner ganzen Größe entgegen, als er dem Klosterbruder die Geschichte seiner früheren Jahre erzählt (S. 127). Wenn ein Mensch von der schrecklichsten Gewaltthat aufgeschreckt, mit Rachegedanken gegen die Mörder seines Weibes und seiner Kinder erfüllt wird, und er noch im ersten Wahnsinn seines gränzenlosen Elends der Stimme der Menschlichkeit, der Stimme Gottes gehorcht, dem darf man wohl mit dem Klosterbruder zurufen: „Nathan, Nathan, Ihr seid ein Christ! Bei Gott, Ihr seid ein Christ! Ein besserer Christ war nie!" (S. 127 am Ende.) Was ihn aber am höchsten stellt, ist, daß er nicht aus bloßer religiöser Schwärmerei, nicht aus frommer Schwäche edel und gut ist, sondern mit dem festesten Bewußtsein, mit dem entschiedensten Willen, gut und edel sein zu wollen. Und dieser sein Wille ist so stark, daß er sich sogar dem größten Opfer, sich von einer geliebten Recha zu trennen, ohne Murren unterwirft, sobald er es als ein Glück für sie betrachtet. — Was wir oben von Lessing sagten, möchten wir auch von Nathan, nur in anderer Beziehung aussprechen. Wie es Lessing ohne die Stütze eines angebornen Talents durch die Kraft und Klarheit seines Geistes, durch die Energie seines Willens möglich ward, Meisterwerke der Poesie zu schaffen, so ward auch Nathan durch die nämliche Kraft und Klarheit, durch die nämliche Energie des Geistes einer Thatkraft und frommen Selbstverläugnung fähig, die man sonst nur als Wirkungen einer von Schwärmerei gehobenen Seele findet.

Mit gleicher Meisterschaft wie Nathan sind auch die übrigen Charaktere gezeichnet; wir finden in ihrer Entwickelung nur Einen Unterschied. Nathan ist ein schon bei seinem ersten Auftreten vollendeter Charakter; er ist durch Alter und Weisheit gleich fest ausgebildet; und so sehen wir ihn überall mit entschiedener Sicherheit auftreten; was er ist, was er schon vor langer Zeit. Dasselbe gilt von Daja; auch sie mit ihrer gutmüthigen Schwatzhaftigkeit, ihrer ächt weiblichen Eitelkeit, ihrer frommen Beschränktheit, die über der Form das Wesen der Religion so leicht und gern vergißt, ist schon geworden, was sie werden sollte oder konnte. Eben so Alhafi mit seiner cynischen Großartigkeit; der Patriarch, dessen blutdürstige Grausamkeit sich so gern mit dem Gewand der Religion bedeckt, um die Ränke seiner boshaften Seele desto sicherer und ungestörter spielen zu lassen, vor der selbst die ungeheuchelte fromme Einfalt des guten Klosterbruders erschaudert. Auf alle Diese kann das Leben nicht mehr wirken, denn entweder können sie es sich in seinen mannigfaltigsten Erscheinungen unterwerfen, weil sie Hoheit und Stärke des Geistes oder auch nur Kraft des Charakters besitzen, oder sie müssen sich von den äußern Verhältnissen beherrschen lassen, weil sie ihnen weder festen Willen, noch hinlängliche geistige Bildung entgegen stellen können. In der Mitte zwischen diesen erscheinen diejenigen Charaktere, die sich noch nicht vollständig entwickelt haben, und die erst in den durch das Drama dargestellten Begebenheiten zur Reife geführt werden. So erscheint der Tempelherr im Nathan, so Recha; der erste besonders, dessen jugendliche Keckheit, die nicht selten in Uebermuth ausartet, und ihn zu falschen, ja selbst unedlen Schritten verleitet, durch die Wendung seines Schicksals gemäßigt wird. Es war nothwendig, daß eine seiner schönsten Hoffnungen unrettbar zerstört werde, damit er zum sicheren Halt eines männlichen Geistes gelange; aber er mußte, von der sittlichen Kraft seines Charakters unterstützt, ja genöthigt, dieser Hoffnung freiwillig entsagen, um die Seelenruhe zu finden, ohne welche Großes nimmermehr gedeihen kann. — Was sich im Jüngling als Keckheit ausspricht, wird in der Jungfrau zur Schwärmerei; Beides sind überspannte Zustände, die aus der inneren Kraft des Gemüthes, aus Ueberschätzung des eigenen Werths im Vergleich zur äußeren Welt entspringen. Diese überreizten Zustände aber müssen im Leben untergehen, weil sie sonst, wie jede Ueberspannung, zur Abspannung, zur Schlaffheit und Schwäche führen. So hatte Recha sich durch ihre Schwärmerei den Weg zu allen großen, edlen Gefühlen geebnet, aber damit diese Gefühle ihr wahres Eigenthum würden, damit sie zur Selbstständigkeit und Ruhe des Herzens gelange, mußte sie solcher Schwärmerei entsagen, sobald diese ihren Zweck erreicht hatte.

3. Epische Poesie.

Wieland und seine Nachfolger. — Thümmel. — Nicolay. — Alxinger.

Wie die Lyrik durch Klopstock, das Drama durch Lessing fortgeführt, oder vielmehr gänzlich umgestaltet wurde, so wurde der epischen Poesie durch **Wieland** [1]) eine neue Bahn geöffnet. Zwar hatte das Epos schon vielfache, talentvolle Bearbeiter gefunden; aber theils hatten sich dieselben über die engen Gränzen des komischen Heldengedichts nicht erheben können, wie Zachariä, theils hatten sie Stoffe gewählt, die der epischen Auffassung, ja überhaupt der dichterischen Behandlung widerstrebten, wie Klopstock und Bodmer. In Nachahmung derselben hatte auch Wieland bei seinem ersten Auftreten das Epos im religiösen Sinne aufgefaßt (der geprüfte Abra-

1) Christoph Martin Wieland, geb. 5. Sept. 1733 zu Oberholzheim bei Biberach. 1747 in die Erziehungs- und Lehranstalt Kloster Bergen an der Elbe. Bezieht 1750 die Universität Tübingen. Wird von Bodmer nach Zürich eingeladen, bleibt dort bis 1760, wo er Canzleidirektor in Biberach wird. 1769 Prof. in Erfurt. 1772 Prinzenerzieher in Weimar, wo er auch nach vollendeter Erziehung bleibt. Lebt eine Zeitlang auf seinem Gute Osmanstädt, kehrt aber nach dem Tode seiner Gattin wieder nach Weimar zurück, wo er den 20. Jan. 1813 stirbt.

ham); aber seine ächt poetische Natur konnte diese Verirrung nicht lange ertragen, die doch nur eine Folge seines längeren Zusammenlebens mit Bodmer gewesen war. Mit aller jugendlichen Schwärmerei, deren sein poetisches Naturell fähig war, hatte er damals seines älteren Freundes finstere Religiosität in sich aufgenommen, und sie sogar mit Uebermuth Anderen aufzudringen gesucht; aber als eine freiere Lebensanschauung ihm die Nichtigkeit jener orthodoxen Bestrebungen entdeckte, riß er sich nicht allein von denselben los; er trat ihnen sogar feindlich entgegen, und gerieth durch diese Opposition nicht selten in das entgegengesetzte Extrem. Daher schloß er sich zunächst wieder an die Franzosen an, deren lebensfrohe und lebensgewandte Darstellungen seiner neuen Richtung mehr zusagten. Es ist nicht zu läugnen, daß Wieland dem Studium der besseren französischen Schriftsteller einen großen Theil der Feinheit, der Anmuth und Lieblichkeit verdankt, die wir in allen seinen Werken bewundern; es ist ferner eben so gewiß, daß er seine Muster mit der größten Freiheit und Unabhängigkeit benutzte, und daß er, von jener pedantischen Nachahmung Gottscheds und seiner Nachfolger entfernt, die fremden Eigenthümlichkeiten mit vollendeter Kunst in unsere Sprache und Poesie zu übertragen verstand; es ist endlich nicht zu verkennen, daß durch die genaue Bekanntschaft mit dem griechischen Alterthum sein Geist eine reiche, vielseitige Bildung erhielt: aber eben so wenig darf verschwiegen werden, daß er mit jenen Vorzügen französischer Darstellung auch jene lockere, oft üppige Frivolität in die deutsche Literatur verpflanzte, die dem deutschen Geiste so wenig zusagt, weshalb denn auch Wielands trefflichste Schöpfungen zum großen Theil schon jetzt mit jedem Jahr mehr in Vergessenheit gerathen. Nur seinem bedeutenden Talente, seinem langen Leben und der großen Menge seiner Arbeiten mag es zuzuschreiben sein, daß es ihm nicht jetzt schon ergangen ist, wie seinem Vorgänger Rost. (S. oben S. 26.) Uebrigens sind Wielands Verdienste um die deutsche Poesie überaus groß. Zunächst verdankt ihm die Sprache, die durch Klopstock und seine Nachahmer zur gezierten Steifheit sich neigte, Beweglichkeit und Anmuth; er hat den Reim, den man zu verachten anfing, wieder zu verdienten Ehren gebracht, indem er durch die kunstvolle Handhabung desselben zeigte, wie viel Reiz er enthalte; die unendliche Mannigfaltigkeit, die er ihm gab, der Reichthum, den er aufschloß, bewies deutlich genug die Falschheit jener Ansicht, daß die deutsche Sprache arm an Reimen sei. So anmuthig und beweglich, wie seine Sprache, war auch seine poetische Welt. Er setzte die Phantasie wieder in ihre Rechte ein, so wie er Heiterkeit, Witz, Humor, selbst muthwillige Laune, die vor Klopstocks strengem Ernste hatte flüchten müssen, der deutschen Poesie rettete. — Endlich dürfen wir nicht vergessen, daß Wieland zuerst wieder wahrhaft epische Stoffe einführte. Während die früheren Epiker, wenigstens die Dichter der komischen Epopöen, wie wir schon gesehen haben, ihren Stoff aus der sie umgebenden Welt und Gegenwart nahmen; ging Wieland ins Mittelalter zurück, dessen reiche Sagenwelt und Geschichte unerschöpflichen Reichthum an wahrhaft epischen Stoffen darboten, zugleich der schöpferischen Phantasie des Dichters den freiesten Spielraum gewährten, und diesem insbesondere gestatteten, das Reich des Wunderbaren in seine Dichtungen einzuführen, ohne mit sich selbst in Widerspruch zu gerathen. Zwar konnte sich Wieland nicht ganz über seine Zeit emporheben: denn so nahe es ihm auch lag, besonders durch Klopstocks Vorgang, dem Epos eine ernste Gestaltung zu geben, blieb er doch bei der einmal angenommenen komischen Bearbeitung desselben stehen, die bei ihm sogar in die ironische Behandlung überging, was aber wohl zum Theil die Folge seiner oppositionellen Richtung gegen die mystischen Bestrebungen, denen er früher selbst huldigte, gewesen sein mag. Jedenfalls tritt er in seinen Gedichten gerade vermöge der Ironie nicht selten polemisch auf. Wenn aber Wieland auch das romantische Mittelalter in seiner höheren poetischen Bedeutung nicht aufgriff, so hat er doch ohne Zweifel sehr viel dazu beigetragen, auf dasselbe aufmerksam zu machen und eine Bahn mit eröffnen helfen, die später zu so trefflichen Ergebnissen führen sollte.

Am bewundernswürdigsten erscheint Wieland durch den Reichthum seiner Phantasie und seiner epischen Schöpfungskraft. Die Stoffe, die er wählte, waren oft an und für sich unbedeutend, jeder poetischen Auffassung oder Behandlung widerstrebend; aber entweder wußte er die Mangelhaftigkeit des Stoffes, die unglückliche Grundlage des Ganzen durch lebendige und anmuthige Ausführung so geschickt zu verdecken, daß man, wie im Oberon, von der überraschend schönen Darstellung hingerissen, das Fehlerhafte der Anlage gar nicht bemerkt; oder, was immer der Fall ist, er hatte einen so unerschöpflichen Reichthum der Erfindung, daß er der unbedeutendsten, kahlsten Begebenheit das regste poetische Leben verleihen konnte. Wir sehen diesen Reichthum der Erfindung, der dem epischen Dichter mehr Noth thut, als jedem andern, selbst mehr als dem dramatischen Dichter, in jedem Werke Wielands, in seinen größeren Heldengedichten (dem neuen Amadis, Idris und Zenide, Oberon) wie in seinen Erzählungen und Mährchen und in seinen Romanen (Agathon, Geschichte der Abderiten, Aristipp), welche zu den besten Leistungen der Deutschen in dieser Gattung gehören, und welche überhaupt als Muster derselben würden gelten können, wenn das epische Element nicht zu oft durch didaktische Zugaben, philosophische Raisonnements u. s. w. verkümmert wäre, was übrigens ein allgemeiner Fehler unserer deutschen Romane (selbst die besten nicht ausgenommen) zu sein scheint.

Die epische Schöpfungskraft Wielands zeigt sich selbst in den kleineren Erzählungen, von denen wir zwei mitgetheilt haben, welche von der eben erwähnten leichtfertigen Frivolität am reinsten geblieben sind.

„Der Vogelgesang oder die drei Lehren" (I. 161) hat eine Erzählung zur Grundlage, welche uns Nicolay („der Mann und das Vögelein" II. 180) in ihrer einfachsten Fassung mitgetheilt hat, so daß sie bei ihm eigentlich nur als Fabel erscheint. Es war diesem Dichter vor Allem um die Moral zu thun; er theilt uns daher von der Begebenheit nur so viel, als unumgänglich nöthig ist, mit, um den Erfahrungssatz durch die Erzählung einer passenden Thatsache anschaulich zu machen. Ja, er geht

diesem Ziele so schnell entgegen, daß er darüber vergißt, die unangenehme Wirkung zu bemerken und zu vertilgen, welche das undankbare Betragen des befreiten Vögeleins gegen den braven Vogler nothwendig im Leser rege machen muß.

Bei Wieland hat das Ganze dagegen eine epische Gestaltung angenommen dadurch, daß jede einzelne Thatsache der Erzählung in den vorausgeschickten Schilderungen motivirt und vorbereitet ist. Zwar tritt auch bei ihm die Moral hervor; aber sie erscheint nicht als der Zweck des Gedichtes, sondern nur als eine nothwendige, durchaus ungesuchte Folge desselben, wie denn in jeder Begebenheit, sie mag historisch wahr oder auch nur erdichtet sein, nothwendig ein sittliches Resultat, eine Belehrung zu finden ist.

Nicolay beginnt seine Fabel also: „Ein Vogler fing ein Vögelein, — Das sprach zum Vogler rc. rc.“ Dieser Anfang ist für eine Fabel ganz geeignet, würde aber für eine Erzählung höchst unpassend sein. Denn es erscheint erstens die den Thieren zugeschriebene Fähigkeit zu sprechen und vernünftig zu denken in der Fabel nicht als etwas Wunderbares, sondern der Leser faßt sie sogleich als das auf, was sie sein soll, nämlich als eine allgemein angenommene Form, den abstrakten Sätzen Anschaulichkeit zu verleihen. Daher hat der Dichter nicht nöthig, weitere Aufklärung zu geben. In einer Erzählung dagegen erscheint diese Fähigkeit, zu sprechen, als etwas Uebernatürliches, Wunderbares, und der Dichter muß dieß erklären oder wenigstens begründen. Deßhalb ist bei Wieland das Vögelein von den Feen mit mancherlei wunderbaren Zaubern begabt: es kann singen; es kann durch seinen Gesang die wunderbarsten Wirkungen auf das menschliche Gemüth hervorbringen. Ja, seine Gegenwart selbst ist ein Zauber, denn so bald er seinen Aufenthalt verläßt, wird die schöne Gegend zur unwirthlichen Wüste (Vers 91—123). So durfte dann der Dichter auch die Herrlichkeiten des Schlosses und des Gartens mit allen Farben der Phantasie ausmalen; er durfte die Gegend mit allen Reizen des Wunderbaren schmücken, weil sie ja durch das Vögelein und dessen Gegenwart überhaupt nur vorhanden war. — Ferner konnte es der Fabel genügen, den Vogler als solchen zu bezeichnen; denn die Fabel will ja nicht Individuen mit besondern, nur ihnen zukommenden Eigenthümlichkeiten darstellen; es sind ihre Personen vielmehr Repräsentanten einer ganzen Menschenklasse, oder besser einer vielen Menschen gemeinschaftlichen Charakterentwickelung. Die epische Erzählung dagegen hat es mit Individuen zu thun, und so mußte Wieland einen Menschen mit allem Gepräge der Individualität darstellen, und zwar einer solchen Individualität, die mit dem Gange der erzählten Begebenheiten im genauesten Zusammenhange stehe. Daher ist sein Hans ein reicher Mensch, dem das schöne Schloß mit dem paradiesischen Garten gehört, ohne daß man weiß, wie er zu diesem herrlichen Besitze gekommen ist (S. 1 ff.). Dabei ist er roh, ohne alles Gefühl für das Schöne und Edle, unfähig, die ihn umgebenden Wunder zu begreifen; er hat nicht einmal eine Ahnung davon, wie denn seine ganze Thätigkeit sich auf Essen, Trinken und Schlafen beschränkt, oder auf kindische Unterhaltungen und Spiele, um die oft drückende Langeweile zu vertreiben. — Wie die handelnde Person, mußte der Dichter auch die Zeit, in der sie lebte, individualisiren. In der ersten Ausgabe hieß es (V. 1): „Vor langer Zeit, wohl hundert Jahren und drüber lebte rc.“ Es hatte der Dichter schon damals offenbar die Absicht, die Begebenheit als längst verflossen darzustellen, sie in eine dunkle, mystische Zeit zu versetzen, und der Ausdruck: „wohl hundert Jahren“, sollte überhaupt einen großen Zeitabschnitt bezeichnen. Doch veränderte er später diesen ersten Vers, um seine Absicht noch kräftiger hervortreten zu lassen. „Vor etwa siebenhundert Jahren und drüber“ lebte also unser Hans, d. h. in einer Zeit, die von uns, unsern Sitten und Anschauungen so entfernt ist, daß das Eintreten des Wunderbaren nicht in Widerspruch mit uns selbst gerathen kann.

Der Fabeldichter hatte endlich nicht nöthig, irgend Motive anzugeben, warum der Vogler das Vögelein fing, noch wie er dieß bewerkstelligte; für seinen Zweck bedurfte er dieser Ausführung nicht; sie hätte nur den schnellen Gang, der der Fabel zukommt, aufgehalten. Wieland hingegen erzählt mit epischer Ausführlichkeit, daß Hans eines Tags von dem herrlichen Gesang des Vögeleins mehr als jemals betroffen wurde, so daß in seiner rohen Seele, die für alles Höhere unempfänglich war und von dem schönen Liede ungerührt blieb, der Gedanke erwachte, sich des Vogels zu bemächtigen, um ihn an Andere zu verkaufen. Der Vogel, dem vermöge seiner Zauberkraft selbst die nicht ausgesprochenen Gedanken kund wurden, bricht in Klagen aus, daß er sammt dem herrlichen Garten einem so rohen Menschen zugehöre; aber seine Klagen können des Bauern rohes Gemüth nicht rühren; er wird nur noch versteckter, und mit einer Schlauheit, die man so oft mit der Dummheit und Rohheit gepaart findet, gelingt es ihm, den Vogel zu fangen (146—240). — Diese Motivirung war aber aus mehreren Gründen nothwendig. Es war erzählt worden, daß Hans schon lange im Besitze des Wundervogels gewesen sei, und er bis dahin noch nicht daran gedacht hatte, ihn zu fangen, ob es gleich ein Theil seiner täglichen Beschäftigung gewesen sei, dessen Gesängen zuzuhören. Deßhalb mußte der Dichter einen Grund vorfinden, aus dem klar würde, warum Hans auf einmal auf den Gedanken kam, sich des Vögeleins zu bemächtigen. Die Motive, die den Hans bewogen, den Sänger zu fangen, dienten außerdem noch dazu, den Charakter des Bauern schärfer zu zeichnen, so wie sie endlich auch den Grund zur Schlußentwickelung legten.

So sehr aber dieser ganze Abschnitt (1—240)

1) Erklärungen: Vers 34. 35. Kaiser Joseph II. machte gerade zu der Zeit, in welcher Wieland seinen Vogelfang dichtete (in den Jahren 1777 und 1778) größere Reisen durch Deutschland, auf welchen er sich die allgemeine Liebe und Achtung des Volks erwarb. — 262. „Laur“ nach Wielands Bemerkung, ein altes Wort, das einen fühllosen, ungesitteten Grobian bedeutet.

nichts anders ist, als die Exposition der Erzählung, so ist er doch mit solcher Kunst behandelt, daß er zugleich einen nothwendigen Theil derselben bildet, da in ihm zugleich der Anfang der eigentlichen Begebenheit liegt.

Die fernere Entwickelung ist in dem Vorhergehenden begründet; sie bietet daher weniger Stoff zu Bemerkungen dar. Doch darf man nicht unbeobachtet lassen, daß bei Wieland der Vogel seine Sprüche erst nach erhaltener Freiheit mittheilt; denn sonst würde ihn Hans nicht losgelassen haben, wie er sich denn nur durch die Aussicht auf großes Glück, vorzüglich aber dadurch bewegen läßt, ihm seine Freiheit zu schenken, weil er hofft, ihn wieder einfangen zu können. Die ganze Scene zwischen dem Vogel und Hans hat dramatische Lebendigkeit; Alles geht im Wechselgespräche zwischen den Beiden vor, und erhält dadurch eine Anschaulichkeit, die durch bloße Erzählung, wäre sie noch so gelungen und noch so lebendig, niemals hätte erreicht werden können. — Die rohe, bösartige Natur, welche Hans nur zu sehr offenbart hatte, mußte bestraft werden; das Vögelein mußte sich für die Zukunft vor seinen schlauen Angriffen sichern. Diese nothwendige Entwickelung weiß der Dichter glücklich aus dem Ganzen herzuleiten. Der Wundervogel hatte sein Versprechen gehalten, und dem Hans die drei Dinge mitgetheilt, von denen dieser plötzliches, wunderbares Glück erwartete. Ihre praktische Weisheit dünkt ihm Albernheit, und er glaubt sich betrogen. Der Vogel beweist ihm, daß sie im Leben wohl zu gebrauchen seien; und hier beginnt die Strafe des Rohen, die damit schließt, daß der Wundervogel davon fliegt, und mit ihm alle Herrlichkeiten, Schloß und Garten auf immer verschwinden.

So ist Wielands Erzählung ein vollkommenes, abgerundetes Ganzes, das weder in der Anlage noch in der Ausführung Etwas zu wünschen übrig läßt. Der Dichter hat durch die glückliche Erfindung und die eben so glückliche Composition aus dem so einfachen Stoffe ein vortreffliches episches Gedicht geschaffen. Was die Composition insbesondere betrifft, so zeugt jeder Zug der Erzählung, wie tief der Dichter Alles durchdachte, und Nichts vergaß, was den Eindruck des Ganzen vermehren konnte. Zu den schon mitgetheilten Einzelnheiten möchten wir noch folgende Bemerkung hinzufügen: Der Dichter gibt uns im Anfange nur allgemeine Andeutungen über Hans und dessen Charakter; die weitere Ausführung weiß er geschickt erst später anzubringen, nachdem er die Wunder, welche Schloß und Garten enthalten, geschildert hat; denn erst dann wird es recht möglich, den Gegensatz zwischen dem Bauern und seinem Glücke lebendig aufzufassen.

Wielands Erzählung führt, wie Nicolay's Fabel, allerdings zu dem Satze, daß gerade die offenbarsten Wahrheiten, eben weil sie so offenbar und allgemein richtig sind, von den Menschen am wenigsten verstanden oder angewendet werden. Doch liegt im Wielandischen Gedichte wohl noch eine tiefere Bedeutung, die die Fabel nicht hat, nämlich die, daß nur eine schöne, der Liebe fähige Seele die Herrlichkeiten der Natur zu fühlen vermag, daß alle ihre Reize, alle ihre Wunder dem rohen Sinne unverstanden bleiben und daher vor ihm in ewiges Nichts verschwinden. (V. 150—177 und 206—217.)

Die andere in unserm Handbuch mitgetheilte Erzählung Wielands: „Schach Lolo" (I. 145), beginnt mit einer langen, beinahe zu gedehnten Einleitung, in welcher der Dichter das Schicksal der Fürsten beklagt, welche ihrer Stellung wegen nie zur Erkenntniß der Wahrheit gelangen können, was sie denn oft genug in unermeßliches Unglück stürzt. Zugleich beweist der Dichter aber auch, daß absolute Gewalt der Fürsten weder ihnen, noch viel weniger dem Volke dienen könne. Diese vorausgeschickten Betrachtungen werden durch die Erzählung selbst zur Anschaulichkeit gebracht. Es ist wohl überflüssig, sie nach ihrer Anlage und Composition näher zu entwickeln; der aufmerksame Leser wird, durch die Analyse des Vogelsangs geleitet, die Schönheiten des Gedichts leicht selbst auffinden können. Wir begnügen uns daher mit folgenden kurzen Bemerkungen. — Der Gegenstand des Schach Lolo ist aus Tausend und Einer Nacht geschöpft; aber nur die allgemeine Idee liegt im arabischen Original; die ganze Entwickelung ist Eigenthum des deutschen Dichters. Wie im Vogelsang entwickelt er eine reiche Fülle von Erfindungskraft, besonders aber von geistreichen Einfällen, denen er episches Leben zu verleihen weiß; nicht weniger ist die Lebhaftigkeit seiner Sprache mit ihren glücklichen Bildern und ihren geschmeidigen, oft glänzenden Wendungen zu bewundern, so wie er durch seinen unerschöpflichen Witz und seine sprudelnde Laune, hinter welcher sich die tiefste Menschenkenntniß verbirgt, den Leser in fortgesetzter heitern Stimmung erhält. — Es ist schon bemerkt worden, daß Wieland reich an mannigfaltigen Einfällen ist. Leider weiß er dem Zuflusse derselben nicht immer gehörige Schranken zu setzen, und so arten sie denn oft in Geschwätzigkeit aus, die freilich immer geistreich und anmuthig ist, aber dem fortschreitenden Gange des Epos widerstrebt. Dieß ist besonders in den größeren Gedichten der Fall, deren einzelne Gesänge meistentheils mit moralischen Betrachtungen beginnen, die sich allerdings auf die Begebenheiten selbst beziehen, die fortschreitende Bewegung aber stören. So ist gewiß auch die Einleitung zum Schach Lolo (1—196), ob sie gleich die Erzählung selbst nicht unterbricht, dennoch störend, weil sie ihr eine didaktische Bedeutung gibt, die sie an und für sich nicht hat. Wie gerne Wieland überhaupt seine Erzählungen unterbricht, um subjektive Meinungen, Ansichten oder Gefühle auszusprechen, haben wir schon im „Vogelsang" sehen können (58—66), wo er plötzlich die Schilderung des Gartens verläßt und von seiner Liebe zur Natur spricht. Dadurch wird er aber, um auf den eigentlichen Punkt zurückzukommen, zu oft gesuchten Wendungen gezwungen, oder er wiederholt sich in der einmal beliebten, wie gerade im Vogelsang (68—71), eine Wendung, die wir in seinen verschiedenen Gedichten öfters wiederfinden (z. B. im Oberon I. Ges. Str. 7, wo sie übrigens geistreicher angewendet ist, als irgendwo sonst).

Wielands außerordentliches Talent erregte die Aufmerksamkeit in so hohem Grade, seine Dichtungen wurden mit so viel Beifall aufgenommen,

daß eine zahlreiche Schar von Nachahmern ihm nicht fehlen konnte, unter welchen mehrere wirklich Bedeutendes leisteten. Zwar gehören sie zum größeren Theil einer spätern Zeit an; aber da sie nicht im Geiste derselben dichteten, da sie vielmehr als reine Fortsetzung Wielands zu betrachten sind, so wird es wohl am geeignetesten sein, sie unmittelbar an diesen anzuschließen.

Zunächst tritt uns **Thümmel** [1]) entgegen, der zugleich auch als der talentvollste Nachfolger Wielands schon deßhalb erscheint, weil er sich unter allen am freiesten und selbständigsten entwickelte. Denn so wenig auch Wielands Einfluß zu verkennen ist, besonders in Sprache und heiterer Lebensansicht, so zeigt sich doch in allen seinen Dichtungen ein vorwaltendes lyrisches Element, das von der rein epischen Natur Wielands kräftig genug absticht. Da es nicht möglich war, in unserm Handbuche ein größeres Ganzes von Thümmel mitzutheilen (die „Reise in die mittäglichen Provinzen Frankreichs", so wie die „Wilhelmine" sind übrigens in Prosa geschrieben, so daß sie schon deßwegen ausgeschlossen bleiben mußten), so haben wir gesucht, gerade die lyrische Bedeutung des Dichters hervorzuheben, die, so viel uns bekannt, noch nicht bemerkt worden ist. Ein solches Versehen ist aber um so leichter zu begreifen, als Thümmels Gedichte, wenigstens die besseren, nur als Zugaben zu seiner „Reise" in derselben zerstreut sind [2]).

So heiter und lebensfroh Thümmel auch in seinen Dichtungen erscheint, so mischt sich in seine Heiterkeit doch immer ein Zug von Wehmuth, der ihn der tiefsten Empfindung fähig macht. So persiflirt er sich und seine Bestrebungen im Leben sehr glücklich und mit jugendlicher Heiterkeit in den „Lehren der Zeit" (I. 315); er ergreift selbst jede Gelegenheit, lächerliche Erscheinungen witzig zu verspotten, wie den pedantischen Gelehrten (Str. 3) oder den bedeutungslosen und geistleeren Hofadel (Str. 5). Aber in dieser Ironie liegt das tiefe Gefühl der Nichtigkeit menschlicher Bestrebungen, und er hat, scheint es, nur zur Ironie gegriffen, um sich durch dieses Gefühl nicht niederbeugen zu lassen. Und wie der Wahnsinn am Ende nur eine gesteigerte Ironie des Lebens ist, die sich festgesetzt hat, und zur reinen Anschauung nicht willkührlich mehr zurück gehen kann: so wird es nicht auffallen, diese Selbstironisirung auch in den einzelnen Gestalten „des Irrenhauses" (I. 316) zu finden, die bei ihnen nur unbewußt und ohne Gegensatz auftritt. Uebrigens beruht, wie jede Ironie, so auch diese, auf Wahrheit, und wir erkennen in den Aeußerungen der Narren gar manche brauchbare Lebens- und Klugheitsregel, die wir in ernster Form auch bei andern Dichtern wiederfinden (z. B. Seume's „Abschiedsschreiben rc." II. 211) [3]). Jede Ironie aber erfordert eine gewisse Ruhe, leidenschaftslose Stimmung des Gemüths, weil sie ja auf der Anschauung des Gegensatzes, auf Objektivirung (selbst des eigenen Ichs) beruht, zu welcher die im subjektiven Gefühle befangene Leidenschaft nicht gelangen kann. Und diese Ruhe setzt wiederum Heiterkeit oder wenigstens Gemüthlichkeit und Herzensgüte voraus, weil ja der Mensch gerade durch die Ironie die schwarze Seite des Lebens verdecken will, weßhalb denn Jeder, der fähig ist, sich selbst zu verspotten, gewiß ein gutes Naturell besitzt (Vgl. Göthe: „Meine Wahl", I. 566). Daher wird sich dann aber auch nur der stille, ruhige Wahnsinn, der in den allmähligen Täuschungen des Lebens seinen Grund hat, als Ironie aussprechen. Wenn hingegen plötzlicher, zerreißender Schmerz, blutiges Unglück den Menschen ereilt und seinen Geist festhält, so wird sich die leidenschaftliche Aufregung, die das Entsetzliche in ihm hervorruft, mit unauflöslichen Widerhacken in seiner Brust ansetzen und zur ewigen Gegenwart werden; sein ganzes Leben ist eine unaufhörliche Wiederholung, nicht bloß ein schwacher Nachhall, des erlebten Elends. Und während der ruhige Wahnsinn Vergangenheit und Gegenwart vergißt und nur in der Zukunft lebt, so ist jenen Unglücklichen alle Zukunft, mit ihr alle Hoffnung, aller Trost geraubt, und sie leben nur ewig in der entsetzlichen, gräßlichen Vergangenheit, an die Alles sie erinnert.

Durch diese Bemerkungen ist der Standpunkt gegeben, von welchem aus das vierte Gedicht des Irrenhauses: „Die Wittwe" (I. 318), aufgefaßt werden muß. Wir sehen die Unglückliche mit dem Bild des sterbenden Heilandes; Jeder, der sie besucht, ist ein Pilger, der von dem heiligen Grabe kommt, wo alle Sünden vergeben, alle Thränen getrocknet, alle unglücklichen Seelen getröstet werden. Aber ihr Schmerz ist so gewaltig, daß selbst der Heiland ihn nicht zu mildern vermag, daß selbst die Unglücklichen, die sie umgeben, ihr eigenes Elend darob vergessen. Denn sie hat Alles — Alles verloren! Ein Strahl glücklicher Wehmuth dringt in ihre Brust; sie denkt an das Glück, das sie im Leben gehabt. Aber der erste Tag ihres Glücks trug ja schon den Keim ihres künftigen Elends. Da tritt der Mond hinter den Wolken hervor. So schön und sanft hat er geschienen in der Nacht, die ihr das grenzenlose Elend brachte; er beleuchtet auch das Grab des Geliebten. Jetzt erwacht das Bewußtsein ihres Unglücks mit aller Gewalt, und wird zum Fluche gegen den, der ihren Gemahl ermordet.

---

1) Moritz August von Thümmel, geb 27. Mai 1738 zu Schönfeld bei Leipzig; besucht die dortige Universität, wo ihm Gellert, Rabener und besonders Weisse ihre Freundschaft schenken. 1768 ernennt ihn der Herzog von Sachsen-Coburg zu seinem Geheimen Rath und Minister. Reist 1775—1777 nach Frankreich. 1783 legt er seine Stelle nieder. Gestorben am 16. October 1817 in Koburg.

2) Auch die von uns mitgetheilten Gedichte sind sämmtlich aus der „Reise in das mittägliche Frankreich" entnommen, und zwar steht (nach der neuesten Ausg. von Thümmels sämmtlichen Werken in 8 Bänden. Leipzig 1839. 12) I. in Bd. 4. S. 117; — II. 1. Bd. 6. S. 14. — II. 2. Ebend. S. 17; — II. 3. Ebend. S. 20; — II. 4. Ebend. S. 297; — III. Bd. 7. S. 35; und IV. Bd. 5. S. 7. —

3) Erklärungen II. 3. Der Physiognom Str. **3.** „Bernard" einer der lieblichsten Dichter fröhlichen Lebensgenusses, geb. 1710 zu Grenoble, verlor durch einen Schlagfluß im J. 1770 Gedächtniß und Ideenverbindung. Er blieb in diesem Zustande bis an seinen Tod. Er starb in Paris im J. 1775. — „Der Löwenritter" d. i. Don Quixotte.

Und nun erhebt sich die von Schmerz zerrissene Seele zur gewaltigsten Anstrengung; sie sucht ihren eigenen unendlichen Schmerz durch den schrecklichsten Fluch zu betäuben, den sie auf das Haupt des Mörders herbei ruft. Mit der gräßlichsten Verwünschung schließt das Gedicht, und zwar mit Recht. Die Unglückliche kann unmöglich noch mehr sagen; die ungeheure leidenschaftliche Anstrengung mußte die völligste Erschöpfung nach sich ziehen; aber auch der Leser ist nicht fähig, etwas Anderes zu denken, und selbst die einfache Erzählung, daß die Unglückliche ohnmächtig niedergesunken sei, würde den Eindruck schwächen und stören. — Dieses Gedicht ist gewiß eines der schönsten in seiner Art, und würde allein hinreichen, dem Dichter eine bedeutende Stelle unter unsern Lyrikern anzuweisen. Denn nicht bloß die Sprache ist meisterhaft, die bald sanft und schmelzend, bald kühn und gewaltig, immer ergreifend und wohllautend ist, sondern auch die Composition des Ganzen, das in schnellen Uebergängen, wie es im Wesen des Wahnsinns liegt, alle Phasen der Empfindung zeichnet, von dem sanften, wehmüthigen Gefühl bis zur Raserei des Fluchs.

Die „Morgenphantasie vor Toulouse“ (I. 319) bedarf bei ihrer ruhigen Entwickelung keiner weiteren Erklärung; nur das sei zu bemerken erlaubt, daß wohl noch niemals menschlicher und christlicher über Voltaire gesprochen worden ist, der wegen seiner edlen Theilnahme für die unterdrückte Menschheit eines milden Urtheils wohl werth ist[1]).

So leicht und fließend Thümmels Verse sind, und wie aus Einem Guſſe geschaffen zu sein scheinen, so sind sie doch meistentheils das Resultat der sorgfältigsten Bearbeitung und Verbesserung. Seine Gedichte legte er meistens denen unter seinen Freunden, welchen er Geschmack und Einsicht zutraute, zur Prüfung und Beurtheilung vor, und benutzte deren Bemerkungen, sobald er ihre Richtigkeit einsah. „Von der „Hymne' an die Sonne“ (I. 321) — erzählt sein Biograph[2]) — fanden sich unter Thümmels Papieren acht eigenhändige Abschriften mit Abänderungen, und sicherlich ist darunter noch nicht einmal der erste Entwurf. Zuerst theilte er sie seinem Freunde Garve mit; und als zu jener Zeit Jean Paul Fr. Richter sich in Gotha befand, der die damals fertigen neun Bogen des sechsten Theils der „Reise“ in der Handschrift zu lesen wünschte, so befriedigte er diesen Wunsch nicht nur sehr gern, sondern ertheilte ihm auch eine Abschrift von dieser Hymne unter der Bedingung mit, daß Jean Paul ihm darüber seine Kritik mittheilen möchte. Endlich sendete Thümmel Alles an Weiße, damit er auch des alten Freundes Meinung über das Ganze vernehmen möchte. „Ich will mir alsdann, sagte Thümmel in dem Briefe an Weiße, alle Mühe geben, es zu verbessern, und wenn es möglich sein will, es meinen Kritikern zu Dank machen“[3]). —

1) Man vergleiche den Traum Franz Moor's in den Räubern (5. Aufzug 1. Scene).

2) Leben Aug. Mor. von Thümmels, von Joh. Ernst von Gruner. Lpz. 1819. S. 372 ff.

3) Wir theilen die von den drei Freunden gemachten Bemerkungen mit, die sich auf die dem Text beigegebenen älteren Lesarten beziehen. Sie dienen zugleich als Erklärung der oft schwierigen Hymne.

Zu **1.** Str. 1. Lesart. „Indeß um seinen Bogen.“ Es ist zuerst zweideutig, auf wen das Wort: sein sich bezieht, ob auf den Staub, d. h. auf die Sonne, oder auf Gott. Das erstere scheint das richtigere: denn daß sich um die Sonne andere Weltkörper im Kreise drehen, wissen wir: aber Gott gleichsam in der Mitte des Weltgebäudes anzunehmen, um welchen das Heer der Welten schwimmt, dazu berechtigt uns Nichts. — Zum Andern: Bogen steht anstatt Kreis; aber diese beiden Sachen sind zu sehr unterschieden, um durch dasselbe Wort bezeichnet werden zu können. (Garve.)

2. Lesart. Der Dichter hat von mehreren Kritiken auf einmal weiter Nichts, als daß seine eigene irre wird. Und doch merk' ich Folgendes an: „Thätigkeiten“ scheint, besonders für den Anfang und in Verbindung mit „Quelle“ und „leiten“ zu abstrakt. (Jean Paul.) — Was J. P. sagt, daß der Dichter sehr oft durch fremde Kritiken irre wird, ist sehr wahr, und die ersten Lesarten sind meistens der erste Erguß des poetischen Geistes. Was den Ausdruck Thätigkeiten betrifft, so mag er abstrakt sein; ich weiß aber schlechterdings kein Wort, das die Idee anders ausdrücken könnte. Die Kritik über den Quell, der das Heer leiten und ihm die Richtung geben soll, ist eher gegründet. (Weiſſe.)

Zu **2.** Man würde freilich Mühe haben, die Hypothese zu beweisen, daß unsere Sonne schon viele andere Sonnen während ihrer Dauer habe verlöschen sehen. (G.) — Garve irrt, denn selber unsere Astronomie, die doch um ein Jahrtausend jünger zu sein scheint, als die Sonne, sah Sterne verschwinden. (J. P.) — Richtig. (W.)

Zu **3.** „Al-s e-s au-s Nicht-s“: Einsilbe „S“ Härten. „Aus Nichts gestaltes“ — gestaltet, setzt Stoff voraus. (J. P.) — Hier bin ich nicht J. P.'s Meinung. Freilich nimmt im strengen Sinn das Nichts keine Gestalt an; aber das Chaos ist ein poetisches Nichts — selbst nach dem Ausdruck der heiligen Schrift. (W.)

Zu **3.** 6. „Bei jedem Schwung der Horen Genuß und Freuden.“ Nicht solarisch-poetisch genug. (J. P.) — Allerdings prosaisch; vielleicht besser: „wirfst Du — — der Freuden Füllhorn zu.“ (W.)

Zu **4.** Es ist nur halb deutlich und wenigstens nicht vollkommen gut ausgedrückt, wenn es heißt: „daß die Sonne den Palmen der Alpen, wie den Halmen des tiefgebückten Thales winke.“ (G.) — Ich finde gegen Garve Alles klar; nur wollen die Palmen wärmere Berge. (J. P.) — Richtig! denn das eigentliche Vaterland der Palmen ist doch Ostindien, wenn es auch im südlichen Europa welche gibt: ich würde eine Lokalbestimmung anzubringen suchen, z. B. auf Horeb — wie die Halme des (hier wäre zu setzen ein seiner Fruchtbarkeit wegen bekanntes) Thals. Es fällt mir aber gleich keines bei. (W.)

(Strophe 5 des neuen Textes ist in der Handschrift die 4. Strophe. Siehe die Bemerkungen zu **3.** 6.)

Zu **6.** Am nothwendigsten wird vielleicht hier eine Aenderung. Der Kranz der Blumen seines Haupts bietet kein klares und verständliches Bild dar. Und ein Rosenschmuck in diesem Kranze kann eben so wenig bestehen, da der Kranz selbst der Rosenschmuck ist. Aber schön sind die beiden letzten Zeilen dieser und die beiden folgenden Strophen. (G.)

Zu **7.** „entquillen“ statt: entquellen. (J. P.) — Richtig! die ganze Strophe klingt prosaisch. Es ist nur schwer den Gedanken poetisch auszudrücken. Könnte er aber nicht

Wie wenig aber diese allmöhlichen Verbesserungen das Ganze beeinträchtigten, wie sehr vielmehr gerade durch diese Kunst seine Poesien als das Werk des Augenblickes erscheinen, zeigt uns wohl am besten folgende Aeußerung Lichtenbergs, der wohl nicht wissen konnte, wie fleißig Thümmel an seinen Versen feilte: „Haben Sie schon Thümmels Reise gelesen? Ich müßte mich sehr irren, oder Einiges im Buche, zumal unter den Versen, läßt sich schlechterdings nicht besser machen. — — Ich habe manche Verse sechs-, siebenmal gelesen, bloß die Applikatur zu bewundern, mit der er sich gleichsam vorsätzlich durch Parenthesen den Weg zu versetzen scheint, um hernach wie die glätteste Schlange durchzuglitschen, ohne auch nur die kleinste Faser von Sinn und Reim hinter sich zu lassen. Man sagt, Boileau habe seinen zweiten Vers immer zuletzt gemacht; Thümmel ist weiter gegangen. Er machte erst den dritten, dann den zweiten und dann den fünften, oder er hat sie, welches mir wahrscheinlicher ist, wie ein Schöpfer, alle zugleich gemacht." — Und bei einer andern Gelegenheit sagt derselbe: „Ein großer Griff in der Versifikation ist es, verwickelte Construktionen, dergleichen man in Prosa macht, auch im Vers anzubringen, und doch sich herauszuwickeln, ohne weder dem Sinn noch dem Reim Gewalt anzuthun. Thümmel in seiner Reise hat sich in dem, was ich meine, hauptsächlich als einen großen Meister bewiesen." (Man vergl. die „Lehren der Zeit, Str. 3—6.)

Weniger selbstständig, als Thümmel, haben Nicolay, Alxinger und Fr. A. Müller die von Wieland eingeschlagene Bahn betreten. Nicolay [1]) haben wir schon oben als Fabeldichter kennen gelernt; wir werden noch an einem andern Orte von ihm zu sprechen Gelegenheit haben; wir wollen hier nur in Bezug auf seine größeren epischen Gedichte bemerken, daß sie den Wielandischen auf keine Weise an die Seite zu setzen sind, weder in Sprache und Darstellung, noch viel weniger aber in Erfindung und Composition. Dasselbe gilt auch von Alxinger [2]), und zwar in einem noch höheren Grade, wie wir schon an dem „Feenmährchen" (II. 181) leicht bemerken können, das uns doch in Einer Beziehung an Wielands „Vogelsang" erinnert. Denn wie in diesem ausgesprochen wird, daß nur die Liebe und das edlere Gemüth die Herrlichkeit der Natur begreifen könne, weßhalb der Zaubergarten vor dem rohen Sinne verschwindet, so liegt dieser Gedanke auch dem „Feenmährchen" zum Grunde; nur ist er hier positiv aufgefaßt, und so wird die Wüste dem liebenden, edeln Menschen zum Paradies.

III. Vorwalten der Form. Versuche in den verschiedensten Gattungen der Poesie. Die preußischen Dichter.

Der Vorgang der drei großen Männer, deren Bedeutung wir im vorigen Abschnitte zu ent-

---

durch ein Beispiel versinnlicht werden? z. B. durch eine Frage: Kannst Du nur Etwas, wodurch sich der freie Wille äußert? (W.)

Zu 8. „Selbst seine Sonn'" — dann kommt das harte Selbst noch zweimal hinter einander. (J. P. — Im ältern Text in den zwei folgenden Strophen) — Sich selber Sonn' und Welt. (W.)

Zu 9. (in d. Hdschr. 10.) „Wohl der Staaten und Saaten." Hier ist das Eigenthümliche und Uneigenthümliche zu hart hinter einander, und statt „Wohl" müßte auch eine Metapher gesetzt werden. „Eine die Saaten umfassende Last" gibt kein Bild. (J. P.)

Zu 10. (im alten Text 9.) Ein kleiner Fehler liegt in den Zeilen: „weder Thron noch Hürde entreißen dem Geiste die angestammte Würde des Schaffenden." Man versteht es. Aber man ist nur dann deutlich, sagt Quintilian, wenn es unmöglich ist, uns nicht zu verstehen. (G.)

Zu 10. 6. (welche Strophe im neuen Text ganz weggefallen ist.) Diese Strophe scheint zumal mit der zweiten Zeile außer dem Fokus des Sonnenbrennspiegelfeuers des Vorigen zu fallen. (J. P.) — Nur zu prosaisch! sonst der Gedanke vortrefflich. (W.)

Zu 11. Die schöne Idee von der höhern, in der Vernunft liegenden Würde des Menschen ist recht gut ausgeführt. Nur „Stoben — verstoben" haben sich augenscheinlich herbeigeführt. Es muß wenigstens heißen: „Wo nur mein Leib verstiebt." (G.) — „Ein Flug, der einen andern erhoben über Etwas schwingt." (J. P.)

Zu 13. Die Idee in der letzten Strophe „der Fruchtstaub meiner Aehren weht um meinen Grabhügel" um zu sagen: „Das Andenken meiner guten Thaten bleibt auf der Erde zurück," ist allerliebst; aber sie ist auch nur mehr angedeutet, als vollkommen ausgedrückt. (G.) —

In dieser schönsten Strophe find' ich trotz Garve nicht die kleinste Dunkelheit; und ihre schönen Schwestern sind die Brautführerinnen zu diesem letzten Altar des Menschen. — Ungeachtet dieser Erinnerungen hat Apollo unter dem Incognito der Sonne dieses Selbstlob soufflirt. (J. P.) — Die letzte Strophe ist vortrefflich. Garvens Kritik scheint sich hauptsächlich darauf zu beziehen, daß der Ausdruck „weht" active gebraucht ist, und man fragen kann, wie weht der Fruchtstaub? Er wird wohl geweht. (W.) —

„Die scharfen Kritiken, fügt der Biograph hinzu, die diese Hymne von drei Kennern hat erdulden müssen, sind nicht ohne den Ertrag der reichsten und schönsten Früchte geblieben. Der Dichter hat seinen Gesang ganz umgearbeitet; die großen Schönheiten, die er seinem Werke zu geben vermochte, hat er wohl nicht so unmittelbar aus den Urtheilen seiner Freunde nehmen können; aber doch treffliche Veranlassungen sind sie ihm geworden, über das Ganze und über das Einzelne nachzudenken, und aufs Neue seinen Flug zur Gottheit und zu ihrem glänzenden und zu ihrem denkenden und wollenden Geschöpf zu nehmen."

1) Ludwig Heinrich von Nicolay. Geb. den 29. Dezemb. 1737 zu Straßburg, wo er nach vollendeten Studien Professor der Logik wird. 1770 geht er als Cabinetssekretär des Großfürsten nach Petersburg, wird darauf, 1772, geadelt, tritt später in den Staatsdienst über, wird 1796 Staatsrath, 1801 Geheimer Rath. Zieht sich dann in das Privatleben zurück und stirbt im Jahre 1820 auf seinem Gute bei Wiburg in Finland.

1) Joh. Baptist von Alxinger. Geb. den 24. Jan. 1755 zu Wien, studirt die Rechte, wird nach glücklich bestandenen Prüfungen k. k. Hofagent, und 1794 Sekretär bei der Direktion des k. k. Hoftheaters. Gest. den 1. Mai 1797.

wickeln suchten, hatte zunächst die Folge, daß man die Sprache, die man bis dahin mehr oder weniger immer als ein Hinderniß größerer poetischer Ausbildung angesehen hatte, schätzen, ja bewundern lernte. Sie hatte unter den Händen jener großen Meister eine so ganz andere Gestalt gewonnen, sie war so kräftig und zugleich so biegsam geworden, sie hatte mit Einem Worte so viele bis dahin unbekannte Reize entwickelt, daß nicht nur Alles darob in Bewunderung ausbrach, sondern Jeder selbst sein Glück in der Behandlung der liebgewordenen Muttersprache versuchen wollte. Es war zum großen Theil nicht ein innerer poetischer Drang, der den Dichtern jener Zeit Poesien entlockte, sondern vielmehr nur die jugendliche Freude, in der Sprache Klopstocks oder Lessings schreiben zu können. Und da man vorzüglich die geschmeidige Biegsamkeit, mit welcher die Sprache jedem Bedürfnisse der Darstellung entgegen kam, bewunderte, so suchte man diese Eigenthümlichkeit in ihrem ganzen Glanze zu zeigen; man bestrebte sich, durch die That nachzuweisen, daß die Deutschen mit ihrer unvergleichlichen Sprache alle Dichtungsformen der alten und modernen Literatur nachbilden, ja sich aneignen konnten. Und da durch die gediegeneren klassischen Studien die griechische und römische Literatur in ihrer Größe und Schönheit immer mehr erkannt wurde, so wurden zunächst diejenigen poetischen Formen nachgebildet, welche Griechen und Römer darboten. Man hatte an Klopstock schon einen Homer (nicht selten ging der blinde Enthusiasmus sogar so weit, ihn dem großen Griechen voranzusetzen); es war daher nicht mehr nöthig, sich dem Epos zuzuwenden; aber man wollte auch einen Horaz, Theokrit, Anakreon, Tyrtäus u. s. w. haben, oder wo möglich selbst ein solcher sein. Dieses ganze Bestreben hat allerdings etwas Kindisches, aber es stand ja auch die wieder aufwachende Literatur wirklich in ihrer ersten Kindheit; und übrigens ist nicht zu verkennen, daß diese Spiele unendlich viel dazu beitrugen, die geistige Regsamkeit immer mehr zu erhöhen, die Sehnsucht nach dem Guten, nach dem Vollkommenen immer lebendiger zu machen, so wie sie endlich gewiß das glückliche Resultat hatten, der Sprache eine immer größere Ausbildung und Vollendung zu geben.

Wenn dieß allerdings der vorwaltende Charakter der Zeit war, wenn er sich auch in größerem oder geringerem Maße in allen damaligen Dichtern ausspricht, so folgt daraus nicht, daß es an wirklichen poetischen Talenten gefehlt hätte; wir werden sehen, daß die Zeit einige herrliche Dichternaturen aufzuweisen hat, deren Erzeugnisse in der Literatur immer einen ehrenvollen Platz einnehmen werden, den sie übrigens auch schon deßwegen behaupten, weil jenes auf die weitere Ausbildung der Sprache und Poesie so einflußreiche Streben nach allseitiger Form zunächst von ihnen ausgegangen ist. Es sind dieß die Dichter, welche man gewöhnlich unter der Benennung der hallischen oder preußischen Dichterschule zusammenfaßt. Sie hatten sich zum größten Theile als studirende Jünglinge in Halle gefunden, und dort im freundschaftlichen Vereine durch das tiefere Studium der griechischen und römischen Klassiker, so wie auch der bessern französischen Dichter die Grundlage zu ihrer künftigen Ausbildung gelegt. Auch waren viele von ihnen Preußen von Geburt und Alle waren durch die gemeinschaftliche Bewunderung des großen Friedrich verbunden.

Wir wollen sie nach den besondern Formen, die von ihnen vorzugsweise bearbeitet und zum Theile auch wirklich gefördert wurden, näher betrachten, zugleich aber auch diejenigen anderen Dichter anschließen, die zwar nicht zu ihnen als Gesammtheit gehören, aber ihre Zeitgenossen waren, oder wenigstens in ihrem Sinne wirkten.

1. Das anakreontische und leichte französische Lied.

Gleim. — Götz. — Uz — Weiße. — Jacobi. — Kl. Schmidt. — Gerstenberg.

Noch ehe Klopstock in die deutsche Poesie einen so gewaltigen Umschwung gebracht hatte, fanden sich auf der Universität Halle drei Jünglinge vereinigt, Gleim [1], Götz [2] und Uz [3], welche, von gleicher Liebe zur vaterländischen Literatur beseelt, einen bis zu ihrem Tode dauernden Freundschaftsbund schlossen. Durch anhaltendes und verständiges Studium griechischer Dichter gebildet, erkannten sie bald die hohle Geschmacklosigkeit der Gottschedischen Schule, weßhalb sie sich immer mehr von ihr entfernten und einen eigenen Weg einschlugen. Anakreon [4], den sie mit einander lasen und den zwei von ihnen (Götz und Uz) gemeinschaftlich übersetzten, ward ihr Muster. **Gleim** war der erste, welcher eigene Dichtungen im Geiste des griechischen Vorbildes bearbeitete. Diese Versuche („Scherzhafte Lieder"; „Lieder nach dem Anakreon" rc.) waren freilich von der Einfalt und Lieblichkeit des anakreontischen Liedes weit entfernt; sie sind weniger der Ausdruck

---

1) Johann Wilhelm Ludwig Gleim, geb. den 2. April 1719 zu Ermsleben, im ehemal. Fürstenthum Halberstadt. Studirte 1738—1740 in Halle die Rechte, wo er sich an Uz und Götz anschloß. 1747 wurde er Sekretär des Domkapitels zu Halberstadt, später auch Kanonikus. Gest. den 18. Febr. 1803.

2) Johann Nikolaus Götz, geb. 9. Juli 1721 zu Worms, geht 1739 nach Halle, um Theologie zu studiren, wird 1742 Hauslehrer in Emden in Ostfriesland, kehrt aber des rauhen Klimas wegen bald in seine Vaterstadt zurück. 1744 Hofmeister und Hofprediger in Forbach (Lothringen), 1747 Feldprediger bei einem franz. Regiment. Während seines langen Aufenthaltes in Frankreich lernte er die franz. Literatur kennen und liebgewinnen. Nach Deutschland zurückgekehrt, erhielt er nach und nach verschiedene Pfarreien und ward zuletzt Baden-Durlachischer Superintendent in Kirchberg. Gest. den 4. Nov. 1781.

3) Johann Peter Uz, geb. 3. Okt. 1720 in Ansbach, geht 1739 nach Halle, studirt die Rechte, wird 1748 Sekretär beim Landgericht in Ansbach, 1763 Rath, dann Direktor des Landgerichts und Consistoriums. Der Markgraf von Ansbach erfährt in Rom, daß Uz ein ausgezeichneter Dichter sei und ernennt ihn zum Geh. Rathe; diese Ernennung erfährt er auf seinem Sterbebette, den 12. Mai 1796.

4) Anakreon, ein griechischer Dichter aus dem sechsten Jahrhundert vor Christi Geburt. Er hat lyrische Gedichte geschrieben, deren Inhalt Liebe und Lebensgenuß war.

fröhlicher Laune und heitern Lebensgenusses, als tändelnde Spiele des Witzes. Man sieht ihnen nur zu sehr an, daß die in ihnen dargestellten Empfindungen nicht freie und unwillkührliche Ergießungen der Lust und Lebensfreude sind; man bemerkt vielmehr beim ersten Blicke, daß der Dichter Zustände darstellt, die ihm unbekannt, Empfindungen schildert, zu denen er sich erst hinaufschrauben mußte. Ueberhaupt hatte Gleim kein eigentliches Dichtertalent; dagegen erwarb er sich durch vielfältige Uebungen eine große Leichtigkeit der Darstellung, so daß seine Poesien immer fließend und korrekt, auch nicht ohne Wohllaut sind. Wegen dieser Fertigkeit in der Behandlung der Sprache erhebt sich Gleim immer über das Gewöhnliche und Mittelmäßige, besonders wenn er Gefühle und Empfindungen besingt, die nicht außer ihm liegen. So oft er daher zu heiterer und reiner Lebensfreude auffordert, ohne dabei eine ideelle Schäferwelt zu affektiren, wie in der „Einladung zum Tanz“ (I. 179), deren dritte und vierte Strophe lange in Aller Mund und Stammbüchern zu finden waren [1]), wenn er mit behaglicher Laune zum sorgenfreien, fröhlichen Genuß des Lebens ermuntert („Vorsatz“, „An den gelehrten Duns“), wird man dem liebenswürdigen Dichter gerne zuhören. Am meisten wird er aber erfreuen, wenn er (in seinen spätern Liedern) die ganze Tiefe seines liebreichen Gemüths eröffnet; wenn er im „Hüttchen“ (I. 181) an den Vater denkt, der ihn zur Tugend erzogen, und er ihm nachzustreben gelobt; wenn er beim Anblick des früh verwelkten Veilchens („An das Veilchen neben dem Hüttchen“ I. 181), das in ihm ähnliche Gefühl erweckt, wie das Frühlingswürmchen in Klopstock (Vergl. oben S. 49, Anmerkung), sein volles lebendiges Vertrauen auf Gott ausspricht; wenn er endlich in dem tiefgefühlten Liedchen: „An die Schwalbe“ (I. 182) mit inniger Liebe und Herzlichkeit der abwesenden Freunde gedenkt. — Eines seiner gelungensten Gedichte ist unstreitig dasjenige, welches „Gottes Güte“ überschrieben ist (I. 182). Der Allgütige hat die Natur mit allen ihren Reizen für die Menschen geschaffen; denn ihnen hat er ja das Vermögen gegeben, die Schönheit derselben zu verstehen. Der Anblick der Natur soll daher zur Dankbarkeit gegen den Schöpfer stimmen, der den Menschen ein fühlend Herz gegeben, damit diese Erde ein Vorhof jenes bessern Lebens werde.

In allen Dichtungen Gleims, in seinen Liedern, wie in seinen Fabeln und in seinem größern didaktischen Gedichte „Hallabat“ spricht sich die reinste Herzlichkeit, die liebenswürdigste Gemüthlichkeit mit der vollsten Kraft der Wahrheit aus; denn in allen seinen Dichtungen spiegelt sich seine schöne Seele getreulich ab. Man würde Gleims Lieder nur halb verstehen, wenn man nicht wüßte, daß er im Leben den trefflichsten Charakter entwickelte, dessen Schönheit sich besonders nach zwei Seiten hin zeigt. Er war der wärmste Menschenfreund, und sein ganzes Leben war eine Reihe der zartesten Wohlthaten, die er besonders auf diejenigen reichlich ausschüttete, deren emporstrebende Talente ihm Hoffnungen für die Zukunft einflößten: es sind nur wenige bedeutende Männer seiner Zeit, denen er nicht Freund wurde, wenige, die er nicht unterstützte, wenn ihre äußern Verhältnisse ungünstig sich gestalteten (man denke nur an Wilh. Heinse, J. G. Jacobi, Heß, Michaelis, Kl. Schmidt und viele Andere). Ferner hat es nicht leicht einen Menschen gegeben, der für alles Schöne und Gute so empfänglich gewesen wäre, wie Gleim. Bis in sein spätestes Alter anerkannte er die Bestrebungen der jüngern Dichter, und er konnte in seinem achtzigsten Jahre Göthe's Meisterwerke mit der nämlichen jugendlichen Begeisterung aufnehmen, mit welcher er in seinem dreißigsten Klopstocks Messiade bewundert hatte, während bedeutendere Talente, wie Klopstock selbst und Wieland, nach und nach sich verknöcherten, und unfähig wurden, neue Richtungen mit Liebe, ja nur mit Unparteilichkeit anzuerkennen.

Als der eigentliche Repräsentant jener anakreontischen tändelnden Zeit kann wohl ohne Widerspruch **Götz** betrachtet werden, einmal weil beinahe alle seine Gedichte in dieser Weise geschrieben sind und dann, weil er auch in der leichten, tändelnden Manier die größte Vollkommenheit erreicht hat. Da diese Manier nicht auf der eigentlichen, tiefern Empfindung beruht, da sie vielmehr aus dem Streben hervorgeht, sich in fremdartige Zustände, in eine Welt zu versetzen, die aller Realität ermangelt; so werden die Dichtungen dieser Art immer ein gewisses Mißbehagen zurücklassen, wie überhaupt Alles, was nicht auf innerer Wahrheit beruht. Dieses Mißbehagen mußte sich aber schon damals aufdringen, und nach dem Vorgange der Franzosen suchten die deutschen Dichter es durch geistreiche Spiele des Witzes zu mildern oder zu verdecken. Götz, der die französische Literatur gründlich studirt hatte, wurde hierin ihr glücklichster Nachahmer. Seine meisten Gedichte sind epigrammatisch, d. h. sie gehen mehr oder weniger auf ein geistreiches Wortspiel, eine witzige Wendung hinaus, wie in „Serenens Unbestand“, „Von der Freude“, „Abschied von Frankreich“ (I. 185). Er bestrebt sich, die gesellschaftliche Anmuth und Feinheit zu erreichen, die in den französischen Liedern so gefällt, und es gelingt ihm beinahe immer. Ein solches Bestreben setzt aber weniger angebornes Talent voraus, als vielmehr eine gewisse Kunstfertigkeit, die das Resultat fortgesetzter Ueberlegung ist. Und diese Kunstfertigkeit besitzt Götz im höchsten Maße. Selbst seine kleinsten Gedichte sind Werke des Nachdenkens und einer nicht zu verkennenden Compositionskunst; der Eindruck, den sie hervorbringen, liegt ganz in der Anordnung. So ist im Gedichte „An eine Romanenleserin“ (I. 185) die Spitze des Ganzen, wie sie sich in den letzten Zeilen ausspricht, zwar unvorhergesehen, aber doch durchaus vorbereitet. Außerdem gefällt dasselbe durch die schalkhafte Laune, die in ihm vorherrscht, ohne daß sie beleidigend wäre, wie denn selbst die Getroffene wohl darüber lächeln müßte. Des Dichters große Kunst in Anlage und Plan beurkundet unter andern ganz besonders das „Hochzeitgedicht“ (I. 186), das überhaupt

1) Strophe 5. „Nymphen“ statt Mädchen. — „schimpfen“ heißt hier so viel als scherzen, wie man es noch in der Redensart: „in Schimpf und Ernst“ findet.

als Muster eines Gelegenheitsgedichts gelten kann. Glücklich ist die Idee, daß Wünsche und Lob nicht vom Dichter selbst ertheilt, sondern ihm gleichsam von der Muse eingegeben werden, wodurch sie allerdings eine höhere Bedeutung gewinnen. Und so verbreitet sich über das Ganze ein Hauch von Zartheit, der sich in der feinen und geschickt angebrachten Anspielung auf die Kunst des Besungenen besonders recht glücklich kund gibt. — Daß geistreiche Wendung das eigentliche Element des Dichters war, zeigt sich vielleicht am deutlichsten in der kleinen Elegie: „Auf den Tod der Laura“ (I. 188), wo sich der Schmerz über den Verlust der Geliebten zur Eifersucht gegen diejenigen gestaltet, die ihr ins Grab folgen können.

Diese auf geistreiches Spiel des Witzes beruhende Richtung hatte sich in Frankreich eigenthümliche Formen geschaffen, unter welchen das **Triolet** lange Zeit eine der beliebtesten war, weil sie wirklich mannigfaltige Schwierigkeiten darbietet. Das Triolet ist nämlich ein achtzeiliges Gedicht mit nur zwei Reimen, dessen erste Zeile auch zugleich die vierte und letzte sein muß. Oft werden auch die beiden ersten Zeilen am Ende wiederholt, wie sich auch andere Abweichungen von der ursprünglichen Form wiederfinden, welche auf der dreimaligen Wiederholung der ersten Zeile beruht. Diese Wiederholung bringt aber allerdings eine gewisse Schwierigkeit hervor, wenn zugleich auch eine unvermuthete Wendung erscheinen soll, so daß Götz Recht hat, wenn er im „Triolet“ (I. 188) behauptet, es gehöre nicht zu den leichten Dingen, ein solches zu machen. Diese Form ist früher vielfältig gebraucht worden, da sie sich auch wohl dazu eignet, einzelne poetische Ideen darzustellen, welche durch die nothwendige Wiederholung eine gewisse Wichtigkeit erhalten, wie z. B. in der „Empfindung des Frühlings“ von Hagedorn (I. 19), und noch besser in der „Sehnsucht nach Ruhe“ von Tiedge (II. 200). — Nebst dem Triolet wurde auch das **Madrigal** bearbeitet, eine ebenfalls französische Form, welche ursprünglich zur Darstellung ländlicher und einfacher Empfindungen gebraucht ward und aus sechs bis fünfzehn (meistentheils) eilfsylbigen Versen bestand. (Das Wort selbst ist provenzalischen Ursprungs; es kommt von Mandra, Heerde, weßhalb es auch öfters die Form Mandriale hat.) — Da sich eine feste metrische Form desselben nicht ausbildete, so nennt man jedes kleinere Gedicht mit einem überraschenden, geistreichen Gedanken, derselbe möge nun im Spiele des Witzes oder in einem tiefern Gefühle seinen Grund haben, ein Madrigal, und so gehören nicht nur die vier ersten Gedichte von Götz zu dieser Form, sondern überhaupt alle kleinern lyrischen Gedichte mit epigrammatischer Wendung, wozu wir besonders die zwei „Nachtlieder des Wanderers“ (I. 499), „Gleich und gleich“, „Beherzigung“, „Blumengruß“ u. s. w. (I. 529. 530) von Göthe, ferner „Die Welle“ von Tiedge (II. 200) und endlich mit Rücksicht auf die epigrammatische Schilderung des Naturlebens und der durch die Naturanschauung hervorgerufenen Gefühle sämmtliche Gedichte Karl Meyers (II. 657) und Tanners (II. 659) rechnen können.

In demselben Geiste, wie Gleim und Götz, begann auch **Uz** seine poetische Laufbahn, d. h. mit dem leichten, anakreontischen Liede; aber sein nach dem Ernsten und Würdigen von Natur gerichteter Geist erhob ihn bald über diese tändelnde Manier; er wandte sich schon früh zum höhern Schwung der Ode, in welcher, wie wir in einem spätern Abschnitte sehen werden, seine höchste Bedeutung liegt. Für jetzt genügt die Bemerkung, daß selbst in denjenigen von seinen spätern Liedern, in welchen er Lebenslust besingt, ein Hauch des Ernstes und tiefen Gefühls verbreitet ist, der sich zu Lehren der Weisheit und der Frömmigkeit gestaltet, wie in der „Ermunterung zum Vergnügen“ und im „Mai“ (I. 199). Oft gibt ihm die Betrachtung der Natur, für welche er tief empfänglichen Sinn hatte, die Gelegenheit, seine erhabenen Lehren auszusprechen, wie in der „Grotte der Nacht“ (I. 200) und in den „Empfindungen an einem Frühlingsmorgen“ (I. 201). Daß seine innige Frömmigkeit sich auch in religiösen Liedern aussprach, haben wir schon oben (S. 30) gesehen; wir fügen nur noch hinzu, daß sich in ihnen, wie in den meisten seiner lyrischen Gedichte überhaupt, die edelste Begeisterung mit reicher Gedankenfülle vereinigt findet.

Das leichte Lied wurde in jener Zeit noch von vielen Dichtern bearbeitet, die zwar äußerlich nicht zur sogenannten hallischen Dichterschule gehörten, aber doch in freundschaftlichen, oft eng vertrauten Verhältnissen zu jenen Männern standen, so wie sie auch ganz in ihrem Sinne dichteten.

Unter diesen ist **Weiße** [1]) unstreitig Einer der bedeutendsten, schon deßwegen, weil er sich mit lebendiger Theilnahme an die bessern Bestrebungen anschloß, und durch seine eigenen Schöpfungen, so wie ganz besonders durch seine kritischen Arbeiten Wirksames und Bleibendes leistete. So erwarb er sich durch seine Bemühungen um das deutsche Theater große Verdienste, da er mit und neben Lessing gegen den französischen Geschmack ankämpfte. Den größten Einfluß aber gewann er durch die Herausgabe der Bibliothek der schönen Wissenschaften (12 Bde. 1760 bis 1765) und der Neuen Bibliothek (72 Bde. 1765—1806, die er bis ungefähr 1800 redigirte), da diese Zeitschriften, an welche sich die bedeutendsten Männer jener Zeit, unter ihnen sogar Lessing, anschlossen, mit eben so viel Kenntniß als Geschmack tiefere Einsichten in das Wesen der Kunst zu verbreiten sich bemühten. — Zwar ist Weiße kein schöpferisches Genie; aber er war klaren und umfassenden Geistes und nicht ohne dichterisches Talent, das sich zwar in seinen dramatischen Arbeiten am größten zeigt, aber auch in seinen lyrischen Dichtungen bemerkbar ist. Die Lieder, welche in seinen komischen Opern eingeflochten waren, erhielten zu ihrer Zeit den größten Beifall, so daß sie, wie der „Erntege-

1) Christian Felix Weiße, geb. 28. Januar 1726 zu Annaberg, studirt in Leipzig, wo er 1761 Obersteuersekretär wurde. Er stand mit Lessing, Rabener, Gellert, Thümmel, Garve und vielen andern bedeutenden Männern in den freundschaftlichsten Beziehungen. Gest. 16. Dez. 1804.

sang" (I. 220), der aus der Oper: „Der Erntekranz" entnommen ist, allgemein gesungen wurden, wozu freilich die lieblichen Hillerschen Compositionen viel beitragen mochten. Oft erhebt sich Weiße zu wirklich poetischen Ideen, wie in den „Gedanken einer Geliebten bei Annäherung des Frühlings" (I. 219), dem wenige Gedichte jener Zeit an Tiefe und Innigkeit des Gefühls, an Anschaulichkeit und Wahrheit der Situation gleich kommen [1]. Ein bleibendes Verdienst um die Jugend hat sich Weiße endlich noch durch seine Kinderlieder, von denen viele, z. B. die „An den Schlaf", „Das Schneeglöckchen", „Das Veilchen", „Der Fisch an der Angel" (I. 221. 222), noch jetzt Werth haben, weil sie ganz im Sinne und Geiste des jugendlichen Lebens gedacht sind, und das kindliche Gemüth zu ernstern Betrachtungen leiten, ohne daß es diese Absicht gewahr wird.

Unter allen Dichtern jener Richtung, welche man nach ihrem freilich oft mißverstandenen, niemals erreichten Vorbilde die anakreontischen nennt, hat wohl Keiner das Süßliche, Tändelnde, Unmännliche und Unwahre, das in den Dichtungen der damaligen Zeit liegt, mehr auf die Spitze getrieben, als **Jacobi** [2], vielleicht gerade weil er Einer der begabtesten unter jenen Dichtern war, und seine jugendliche Phantasie, die noch eines innern Halts ermangelte, sich leicht zu Uebertreibungen verleiten ließ [3]. Solches tändelnde Spiel mit dem Gefühle konnte ihm aber nicht lange behagen; er schloß sich daher zunächst an die französische Darstellungsweise an, die allerdings gehaltvoller war, weil sie ja auf witziger Auffassung der poetischen Welt beruhte und durch die große Anmuth der Form gefallen mußte. Nächst Götz steht Jacobi in dieser Gattung am höchsten; seine hieher gehörigen Gedichte sind leicht, gefällig und voll zarter Anmuth, und streben nach unerwarteter, geistreicher Wendung, wie das „Lied" (I. 22), welches übrigens auch einem französischen bekannten Gedichte [4] nachgebildet ist. In Jacobi lebte aber eine poetische Welt, die zu jener französischen Weise den entschiedensten Gegensatz bildete, weil sie auf Tiefe und Innigkeit des Gefühls beruhte. Als daher die deutsche Lyrik, vornämlich von Göthe angeregt, einen höhern Schwung nahm; erwachte auch Jacobi's besserer Genius, und er beschenkte uns mit einer Reihe von Dichtungen, welche bei der anmuthigen Beweglichkeit, der wohllautenden, gefälligen Darstellung, die er immer bewahrte, einen ernsten, männlichen Charakter entwickeln, und durch die frische, lebendige Wahrheit der Empfindungen um so mehr gefallen, als sie die frühere Sentimentalität durchaus abgestreift haben. Schon in dem Lobgesang „An die Rose" (I. 223) tritt dieser Fortschritt deutlich hervor, in welchem der Dichter die anmuthige Sitte des Alterthums glücklich benutzt hat, um der schönen Blume eine tiefere Bedeutung zu geben. Noch reicher an wahrer Empfindung ist „die Heimat" (I. 224); nur erinnert die letzte Zeile noch zu sehr an die frühere sentimentale Periode, wogegen alles Uebrige, wenn auch gefühlvoll, doch nicht im geringsten krankhaft ist. Der Gedanke, daß vor der Liebe selbst das angeborne Gefühl für das theure Vaterland in den Hintergrund tritt, und daß der Liebende überall, selbst in der Wüstenei, mehr als das Vaterland findet, wenn er mit dem Gegenstande seiner Neigung verbunden ist, dieser Gedanke ist zwar nicht weniger als neu („Darum wird ein Mann Vater und Mutter verlassen und an seinem Weibe hangen." 1. Mos. 2. V. 24); aber doch hat ihm der Dichter durch die Ausführung den Reiz der Neuheit zu geben verstanden [5]. — Der zarten, gefühlvollen Seele des Dichters ist es überhaupt besonders gelungen, die Verhältnisse des Familienlebens von ihrer poetischen Seite aufzufassen und sie mit gewinnender Innigkeit darzustellen. Der Brautstand ist ihm der Beginn der schönen Kette, die bis an das Sterbelager reicht; „der Ring" (I. 225) erscheint ihm als Symbol alles künftigen Glücks, das der Mensch nur in der unauflöslichen Vereinigung mit dem geliebten Gegenstande erreicht, weßhalb der Dichter im „Hochzeitlied" (I. 225), das in seinem muntern, gemüthlich frohen Tone die auf Gott vertrauende Sorglosigkeit gar schön zur Anschauung bringt, ausruft: „Wie die Vöglein haben wir Unsern Vater droben; Laß ein treues Weib mit Dir Lieben ihn und loben!" Das Familienglück erreicht in der Liebe der Aeltern zu ihren Kindern seine schönste Blüthe; in der vollsten Innigkeit und Kraft erscheint es in der liebenden Mutterbrust, schon deßhalb, weil die Mutter als Vermittlerin zwischen dem Kinde und dem ewigen Gotte sich darstellt („Wiegenlied für ein Mädchen" I. 226), während sie wiederum im Kinde selbst den Abglanz der ewigen Unschuld erblickt und sich dadurch selbst gehoben fühlt („Lied einer Mutter" I. 227). Und so hat uns Jacobi in diesen beiden Liedern gleichsam auf epische Weise die heiligen Tiefen des Mutterherzens eröffnet, dessen unendliche Innigkeit uns ein

---

1) Man vergleiche damit Béranger's Lied: „Maudit printemps!" das den nämlichen Gedanken behandelt, aber weit glücklicher in der Ausführung ist.

2) Johann Georg Jacobi, geb. 2. Sept. 1740 zu Düsseldorf, studirte von 1758—1765 in Göttingen, Helmstädt und Halle zuerst Theologie, dann die Rechte, und zuletzt vorzugsweise Sprachen und Literatur, wie er sich denn auf Klotzens Anrathen ganz der Kunstkritik widmen wollte, bis ihn Gleim auf sein Dichtertalent hinwies und ihn der Poesie erhielt. Er ward 1765 außerordentl. Prof. der Philos. in Halle, 1769 Kanonikus in Halberstadt, 1784 Prof. der Philologie in Freiburg, wo er den 4. Jan. 1814 starb.

3) Jene süßlich tändelnde Periode charakterisirt sich am schärfsten in dem „Briefwechsel zwischen Gleim und Jacobi" (Berlin 1778), der eben deswegen merkwürdig genug ist, aber sonst nur wenig oder gar nichts Bedeutendes darbietet. Denn Alles beschränkt sich darin auf gegenseitige Versicherungen inniger Liebe, aber in einem Tone der Uebertreibung und gezierten Sentimentalität, den man heut zu Tage kaum bei einem verschrobenen, affektirten Mädchen finden würde.

4) Que ne suis-je la fougère?

5) Man vergleiche die Romanze „Der Arme und die Liebe von Tieck (II. 339), wo die nämliche Idee nur in umgekehrtem Verhältnisse und im Gewande einer Erzählung dargestellt wird. —

anderer Dichter (Schubart: „das Mutterherz II. 169) in mythischer Anschauung als besondere Schöpfung Gottes frommbegeistert darstellt. Eben weil die Liebe der Mutter ein heiliges Gefühl ist, dringt sie auch so tief in das Herz des Kindes und begleitet es auf allen seinen Wegen; sie ist ihm auch als Mann die sicherste Gewähr, daß Gott die Welt durch Liebe leitet, und so wird ihm der Anblick der mütterlichen Treue oder die Erinnerung an dieselbe zur kräftigsten Aufforderung, in seinem Busen Liebe und Treue zu bewahren („Die Mutter“ I. 228). Die Mutterliebe aber ist nur der schönste Abglanz der göttlichen; so tief der Dichter jene fühlte, so ganz war er auch von dieser durchdrungen. Die ganze Welt mit allen ihren Erscheinungen ist ihm der Abdruck der göttlichen Liebe, durch welche allein die Natur Leben und Freude hat und Freude verbreitet („Lied“ I. 227). Der Mensch selbst ist ja nur ein Werk jener göttlichen Liebe („Vertrauen“ I. 230); sie hat ihn ins Leben gerufen; sie hat für ihn das Mutterherz geschaffen, dessen Treue ihn groß zog. Und so wird Gottes Liebe den Menschen auch in das Grab begleiten und ihn zu neuem Dasein beleben. In allen diesen Liedern zeigt sich die kindlich vertrauensvolle Seele des Dichters in ihrer ganzen liebenswürdigen Naivetät; aus allen leuchtet eine gewisse wehmüthige Stimmung, die von gesuchter Empfindelei weit entfernt ist und daher auch das Gemüth des Lesers wohlthätig berührt. Darin liegt überhaupt die Eigenthümlichkeit Jacobi's; aber er kann auch zu höherm Schwunge sich heben, wie in dem Gedichte „Liebe“ (I. 231), das in kräftigen Zügen alle Gedanken zusammen faßt, die sich in den vorangehenden Liedern mit ruhiger Behaglichkeit ausgesprochen finden. Unglücklich, sagt der Dichter, ist der Mensch ohne Liebe: denn liebende Neigung zur Natur, zum Freund, zur Verlobten oder Gattin macht erst das Leben schön. Aber unglücklich auch ist, wer sich der Liebe hingibt; denn er muß sehen, wie nach und nach Alles ihm abstirbt. Alles hienieden ist vergänglich; in Liebe strahlt die Sonne, aber sie strahlt auf Gräber herab: es vergeht Alles, selbst das Gedächtniß der Verstorbenen. Aus diesem Meere des Widerspruchs löst nur die Erhebung zu Gott, dem Quell aller Liebe und alles Lebens, der allein unvergänglich ist, in dem Alles sich versenkt, Alles neu belebt sich wieder findet [1]). Diesen Glauben an die Ewigkeit des Seelenlebens, im Gegensatze zur Vergänglichkeit alles Irdischen, spricht der Dichter mit allem Recht freudiger Zuversicht auf den Allgütigen in einem andern Gedichte („Aschermittwoch“ I. 231) aus, das sein Entstehen dem bedeutungsvollen Gebrauche der Katholiken verdankt, nach den Faschingslustbarkeiten einen Tag demüthiger Buße zu feiern und sich durch die im Tempel aufgehängten Todtenkränze und ein auf die Stirne gezeichnetes Kreuz von Asche an die Sterblichkeit zu erinnern. Der Gang des Gedichts ist bei seiner Einfachheit höchst wirksam. In den sechs ersten Strophen wird der Gedanke ausgesprochen, daß alles Irdische vergehen müsse. Schauerlich ergreifend tönt dieser Ausspruch, der den Inhalt der ersten Strophe bildet; und doch weiß ihn der Dichter zur furchtbaren Wahrheit zu steigern, indem er uns in den folgenden Strophen zeigt, wie Alles, selbst das, was in äußerer Lebensfülle und Herrlichkeit prangend, der Vergänglichkeit Trotz zu bieten scheint, doch dem unwandelbaren Gesetze der Vernichtung unterliegt. Aber nicht Alles im Menschen fällt dem Tode anheim; was ewig ist in ihm, wird aus der Verwesung neu belebt emporsteigen. Und so sind die Todtenkränze, die Asche nicht Sinnbilder der Vernichtung, sondern des neuen, ewigen Lebens, das den Menschen erwartet.

Einer andern schönen, glaubenstiefen Sitte der Katholiken, der nämlich, einen Tag im Jahre (den 2. November) dem Andenken an die geliebten Verstorbenen zu widmen, verdanken wir das schöne Lied: „Litanei auf das Fest aller Seelen“ (I. 229), das selbst von der seligen Ruhe durchdrungen zu sein scheint, die er den Abgeschiedenen wünscht. In der „Linde auf dem Kirchhofe“ (I. 231) spricht der Dichter nochmals seine Zuversicht auf ein künftiges Leben aus, die nicht auf leere Hoffnung sich gründet, sondern auf der Anschauung der Natur, die selbst ein ewiges Auferstehen aus dem Tode ist.

Wir wenden uns nun zu einem Gedichte Jacobi's: „Die Tempel“ (I. 233), welches von allen übrigen sich wesentlich dadurch unterscheidet, daß es sich über die wehmüthige, elegische Stimmung erhebt, die beinahe allen andern zum Grunde liegt. Die ächt poetische Idee, die der Dichter in dieser schwungreichen Ode durchführt, ist folgende: Viele glauben, es sei Gottes unwürdig, ihn in vergänglichen, von Menschenhänden erbauten Tempeln zu verehren, da ja die ganze Natur Ein Tempel des Allmächtigen sei. Dieser in ihrer Anwendung falschen Ansicht, welche in den zwei ersten Strophen ausgesprochen ist, tritt der Dichter entgegen. Die menschliche Natur ist zu beschränkt, sagt er, als daß sie Gottes Größe in den Wundern der Natur auffassen könnte; seinem Blicke entschwindet der innere Zusammenhang zwischen den mannigfaltigen Erscheinungen; er ahnt aber diese Harmonie, welche die Welt beherrscht und in welcher gerade Gottes Majestät verborgen liegt. Deßhalb strebt er, diese Ahnung durch den von Gott selbst in ihn gelegten Sinn für Ebenmaß und Ordnung zur Wirklichkeit zu erheben, indem er Kunstwerke schafft, die in ihrer vollendeten Form die Harmonie des Weltalls nachzubilden versuchen. In diesen Tempeln, die somit aus dem Streben, Gott tiefer zu erkennen, hervorgegangen sind,

1) Die deutschen Dichter haben die göttliche Liebe oft zum Gegenstande ihrer Poesien gemacht. Man vergleiche mit dem Liede von Jacobi: Gleim: „Gottes Güte“ (I. 182), Lavater: „Gott die Liebe“ (I. 236), Herder: „Der liebende Schöpfer“ (I. 333), Voß: „Gott die Liebe“ (I. 463) und diejenigen geistlichen Lieder, welche das Vertrauen des Menschen auf die Liebe Gottes besingen.

Erklärung: Strophe 1. V. 1. „aber,“ s. v. als abermals, nochmals, wiederum. In diesem Sinne wurde „aber“ früher sehr häufig gebraucht, ist aber bei der heutigen Sprache selten geworden, wogegen die Mundarten es noch oft in dieser Bedeutung gebrauchen. — Es findet sich unter andern noch bei Uhland: „Die drei Lieder“ (II. 527).

an diesen vergänglichen, aber aus der Ahnung nach der Ewigkeit entstandenen Altären bereitet sich die Seele zur ewig großen Harmonie der bessern Welt auf eine würdige Weise vor.

Wenn wir einen Blick auf Jacobis Dichtungen zurückwerfen, wird sich uns zunächst die Bemerkung aufdringen, daß er sich in einem beschränkten Kreise bewegt, und daß die meisten, jedenfalls die vorzüglichsten seiner Gedichte immer die nämlichen oder wenigstens verwandte Ideen wiederholen. Aber er versteht es in hohem Grade, dieselben immer von einer neuen Seite aufzufassen, und ihnen den ganzen Reiz seiner liebevollen Seele einzuhauchen.

An die bis jetzt genannten Dichter schließt sich **Klamer Schmidt** an [1]). Ohne bedeutendes Talent, aber voll Sinn und Liebe für die Poesie, hat er durch fortgesetztes Studium der bedeutendsten Dichter eine gewisse Vollendung in der Darstellung erreicht, die durch ihren Wohllaut wenn auch nicht fesselt, doch angenehm berührt. Aus der Schule Gleims hervorgegangen, machte er zuerst wieder auf Petrarca [2]) aufmerksam, dessen Dichtungen er in ihrem Geiste nachzubilden strebte. Die von uns mitgetheilten Gedichte sind sämmtlich aus den „Phantasien nach Petrarcas Manier," die oft voll Innigkeit, aber auch häufig gesucht und nicht selten zu süßlich sind. Sein Streben nach geistreichen Wendungen, die meistentheils das Gelungenste an seinen Gedichten sind, beweisen, daß er die Franzosen dabei oft mehr im Auge hatte, als den zart- und innigfühlenden Italiener. Sein bestes Gedicht ist ohne Zweifel „Lieb' um Liebe" (I. 246), wo er schon oft ausgesprochene Gedanken (z. B. Str. 5 u. 7) so glücklich einzukleiden wußte, daß sie in seiner Darstellung Lieblingssprüche seiner Zeitgenossen wurden. Nicht weniger glücklich ist er, wenn er seine Ideen durch schöngewählte Gleichnisse anschaulich macht, wie in „Liebhaberlaune" und „Dank für Thränen" (I. 245), so wie er auch im Gelegenheitsgedicht Talent entwickelte, und den besondern Fall oft recht glücklich auf eine allgemeine Betrachtung zurückzuführen verstand, wovon im lieblichen Gedichte „An eine welkende Rose" (I. 245) ein schönes Beispiel vorliegt.

Endlich haben wir noch **Gerstenberg's** [3]) zu erwähnen, der auch im leichten Liede sich versuchte, worin er alle seine Vorgänger bei weitem übertraf, besonders dadurch, daß er seinen Gedichten einen realen Grund unterlegte, so daß sie nicht als bloße Fiktionen erschienen. Wenn er auch die Sammlung seiner Poesien „Tändeleien" nannte, so ist er doch viel weniger spielend als die meisten sogenannten anakreontischen Dichter; seine Empfindungen erheben sich sogar oft zur leidenschaftlichsten Bewegung, die nur von der wohllautenden Sprache gemildert wird. Man fühlt bei diesen kleinen Liedern „Phyllis an dem Klavier" (I. 303), „die Schlummernde" (I. 304), daß Gerstenberg auch als dramatischer Dichter bedeutend sein mußte.

2. Das tyrtäische Kriegs- und Siegeslied.

Gerade wie man den Anakreon und seine liebliche Liedergattung in die deutsche Poesie verpflanzen wollte, um eben einen Anakreon zu haben, so wollte man auch Schlachtgesänge besitzen, wie die Griechen. **Gleim,** derselbe, der von der spielenden und übertreibenden Kritik seiner Zeit den Beinamen des deutschen Anakreon erhalten hatte, wurde auch mit dem eines deutschen Tyrtäus [4]) beehrt. Zwar ist er von diesem eben so weit entfernt, als von jenem, aber er steht doch in seinen „Preußischen Kriegsliedern eines Grenadiers" viel höher, als in seinen Nachahmungen des Anakreon, schon aus dem Grunde, weil sie mehr auf der Wirklichkeit beruhten. Friedrich II. hatte durch seine Feldzüge, in denen er sein so großartiges Feldherrntalent entwickelte, das ganze deutsche Volk mit einer Begeisterung erfüllt, wie sie lange nicht mehr erlebt worden war; seine herrlichen Siege wiederhallten in jeder Brust und erweckten das Nationalgefühl, das so viele Jahre geschlummert hatte. Besonders erregten die Schlachten, in denen er die Franzosen schlug, diese Erbfeinde des deutschen Reichs, deren Uebermuth man so lange hatte ertragen müssen, den allgemeinsten und begeistertsten Jubel. Es war daher ein trefflicher Gedanke Gleims, der selbst vom lebendigsten Enthusiasmus für den großen König erfüllt war, seine und seiner tapfern Krieger Heldenthaten zu besingen. Dadurch nun, daß diese Kriegslieder (um mit Göthe zu reden) in und mit der That entsprungen sind, und weil die vom Dichter gewählte Form, als hätte sie ein Mitstreitender in den höchsten Augenblicken des Kampfs oder Siegs gedichtet, die größte Wirkung hervorbringt, erhalten sie einen großen Werth. Leider aber entspricht die Ausführung dem ursprünglichen Gedanken nicht; die meisten dieser Kriegslieder sind zu gedehnt; die Begeisterung geht oft in Weitschweifigkeit unter. Und obgleich Gleim für das Volk, ja im Namen desselben singen wollte, und die Sprache deswegen oft ins Platte und Unpoetische hinüber spielt, sind seine Lieder doch niemals in das Volk gedrungen, weil sie zum größten Theil mit gelehrten

1) Klamer Eberhard Karl Schmidt, geb. im Jahre 1746 zu Halberstadt, wo er auch in verschiedenen Anstellungen sein ganzes Leben zubrachte. Gest. im Jahre 1824.

2) Petrarca, geb. 1304 zu Arezzo in Toskana, berühmt durch seine vortrefflichen Sonette und Canzonen, in denen er seine Liebe zur schönen Laura besang. Gest. 1374 zu Arqua bei Padua.

3) Hans Wilhelm von Gerstenberg, geb. den 3. Jan. 1737 zu Tondern im Herzogthum Schleswig, studirte in Jena, betrat dann die militärische Laufbahn, die er aber später mit der juristischen vertauschte. 1771 wurde er Geheimer Konferenzsekretär in Kopenhagen, 1775 Dänischer Resident und Konsul in Lübeck, 1785 Justizdirektor des königl. Lottos in Altona, wo er sich von nun an, seit 1812 privatisirend, bis zu seinem Tode, den 1. November 1823 aufhielt.

4) Tyrtäus, ein griechischer Dichter (aus Athen oder Milet), welcher um 650 vor Chr. Geb. lebte. Durch seine vortrefflichen Kriegslieder wußte er den Muth der von den Messenern besiegten Spartaner wieder zu beleben, so daß sie die Feinde bald gänzlich unterwarfen.

Anspielungen überhäuft sind, die ihnen alle Wirksamkeit bei den untern Ständen nehmen mußte, z. B. „Bei Eröffnung des Feldzugs" (I. 183). Nur in wenigen, z. B. im „Siegeslied nach der Schlacht bei Prag" (I. 184) hat er sich dem treuherzigen, verständlichen Volkston genähert, der sich mit schwungreicherer Rede gar wohl verbinden läßt; (Str. 2. 8. 12 u. s. w.) aber selbst in diesem besten seiner Kriegslieder ist er von platten, unschönen Redensarten nicht frei (Str. 9. 10).

Von Gleims Kriegsliedern veranlaßt, die bei den Gebildeten großen Anklang gefunden hatten, trat **Weisse** mit seinen „Amazonenliedern" hervor, die jenen aber schon darum bedeutend nachstehen müssen, weil sie nicht aus der Wirklichkeit hervorgegangen sind; es geht ihnen also gerade das ab, was den Werth der Gleim'schen Lieder begründet. Dagegen übertrifft Weisse seinen Vorgänger durch größere Haltung des Styls, so wie wir allerdings gestehen müssen, daß er den verschiedenen Situationen, in denen er seine Amazone darstellt, dramatische Lebendigkeit zu verleihen weiß, wie uns die „Klagen einer Geliebten" (I. 217) überzeugen, dessen letzte Strophen überhaupt Talent beurkunden.

Wir müssen endlich noch der „Schweizerlieder" Erwähnung thun, in denen **Lavater**[1]) die Heldenzeiten seines Vaterlandes zu besingen versuchte, die aber, wie wir aus den zwei mitgetheilten Liedern „der Schweizer" und „die Schlacht bei Granson" (I. 235) ersehen können, die poetische Kraft und die glühende Begeisterung nicht ahnen lassen, die Lavater sonst so eigenthümlich sind. Er selbst gestand übrigens, daß sie bloß durch Gleims Kriegslieder, deren Ton er durchgängig nachahmte, hervorgerufen worden waren, daher er ihnen folgendes Motto vorangehen ließ, welches wohl die beste Kritik derselben enthält:

„Wenn, Leser, Dir mein Reim gefällt,
Dank's dem Tyrtäus Gleim!
Der sang von Helden, wie ein Held,
Und dessen ist mein Reim."

Wir schließen diesen Abschnitt mit der Hinweisung auf ein Kriegslied, das alle bisher genannten bei weitem übertrifft, ob es gleich nicht, wie die von Gleim oder Lavater, auf der Wirklichkeit beruht. Es ist das „Schlachtlied" von **Gerstenberg** (I. 305), das im Sinne und Geiste des schlachtbegierigen alten nordischen Heldenthumes gedichtet ist. Der geisterhafte Hauch, der sich über das ganze Lied hinzieht, und einen unwiderstehlichen Schauder verbreitet, ist von der ergreifendsten Wirkung.

3. Der Bardiet.

Kretschmann. — Gerstenberg. — Denis.

Die Hinweisungen Klopstocks auf eine frühe Poesie der Deutschen, seine begeisterten Schilderungen der hohen, einfachen Sänger in den Urwäldern Germaniens, vereinigt mit der schon oben besprochenen Neigung, sich in allen möglichen Formen zu versuchen, rief auch die Dichtungsart hervor, welche von ihren Bearbeitern **Bardiete** genannt wurden. Klopstock, der selbst dramatische Bardiete dichtete („Hermanns Schlacht", „Hermann und die Fürsten", „Hermanns Tod"), definirt sie mit folgenden Worten: „Es sind Gedichte, deren Inhalt aus der Zeit der Barden, und deren Bildung so sein muß, als wenn sie es wären. Der Bardiet nimmt die Charaktere und die vornehmsten Theile des Plans aus der Geschichte unserer Vorfahren; in den hinzugekommenen Dichtungen muß er jener Geschichte nicht widersprechen, dem alten Kostüm überall gemäß und nie ganz ohne Gesang sein." (Klopstocks Werke in 9 Bänden. Leipzig 1839. Bd. 6, S. 356.) — **Kretschmann**[2]) faßte diese Idee des Bardengesangs mit glühender Begeisterung auf, so daß er nicht nur mehrere Gedichte in dieser Weise verfaßte, sondern auch in besondern Abhandlungen nachzuweisen sich bemühte, daß der Bardengesang vorzugsweise von allen ächt deutschen Dichtern gepflegt werden müsse. Es ist jedoch klar, daß der Bardiet, selbst wenn er sich auf vorhandene Denkmäler hätte stützen können, eben so wenig gedeihen konnte, als jede andere Dichtung, die auf Nachahmung beruht, oder bei welcher der Dichter in einen Zustand sich versetzen muß, der ihm nicht natürlich ist. Auch ist unsere Kenntniß von den Verhältnissen und der Geschichte der alten Deutschen so beschränkt, im Ganzen so unbedeutend, daß der Dichter nur wenige einzelne Punkte hat, an welche er seine Dichtungen anschließen, auf die er sie stützen kann. Aus diesen Gründen konnte der sogenannte Bardengesang, der aus einem eben so leicht zu erklärenden als zu entschuldigenden Irrthum der nach nationaler Ausbildung strebenden Zeit hervorgegangen war, nicht lange die allgemeine Anerkennung behalten, die er zuerst erlangt hatte, eine Anerkennung, die übrigens gewiß zum großen Theil dem Talente der Dichter, die ihn bearbeiteten, zugeschrieben werden muß, unter welchen, wie schon gesagt, Kretschmann besonders hervorglänzt. Im „Gesang Rhyngulphs, des Barden, als Varus geschlagen war," (I. 255) entfaltet er, wie in allen seinen Bardenliedern überhaupt, eine reiche Einbildungskraft, die sich sowohl in der Composition als auch in der Ausführung des Ganzen zeigt. Es spricht aus diesem Gedichte eine Begeisterung, die nicht bloß gemacht ist; der Dichter war offenbar von seinem Gegenstande ergriffen; es war ihm gelungen, sich so lebendig, als nur irgend möglich, in jene Zeiten, die er darstellte, zu versetzen, und seinen Personen die glühende Vaterlandsliebe einzuhauchen, die ihn selbst begeisterte. Klopstocks großartige Sprache war von ihm mit Glück aufgefaßt worden; ja er übertrifft ihn sogar an Kühnheit und Kraft des

1) Johann Kaspar Lavater, geb. den 15. Nov. 1741 zu Zürich, studirte Theologie, und versah auch verschiedene geistliche Aemter in seiner Vaterstadt. Schon früh zeichnete er sich durch sittlichen Muth aus; so daß er, erst 19 Jahre alt, den ungerechten harten Landvogt Grebel öffentlich verklagte. Gest. den 2. Jan. 1801.

2) Karl Friedrich Kretschmann, geb. den 4. Dez. 1738 zu Zittau, bezieht 1757 die Universität Wittenberg, um die Rechte zu studiren. 1764 wurde er Oberamtsadvokat in seiner Vaterstadt, 1774 Gerichtsaktuar, und 1797 wurde er in den Ruhestand versetzt. Er starb in Zittau den 16. Jan. 1809.

Ausdrucks. Sehr glücklich ist er in der Wahl und Ausführung seiner Gleichnisse und Bilder, wie er auch seinen Schilderungen anschauliche Lebendigkeit zu verleihen versteht. Daß er nicht bloß Nachahmer Klopstocks war, geht schon daraus hervor, daß er, von ihm abweichend, den Reim gebrauchte, den er übrigens auch mit vielem Glück behandelte. Kretschmann ist jetzt beinahe vergessen, aber mit Unrecht; denn seine Dichtungen tragen alle das Gepräge eines nicht gewöhnlichen Talents [1]).

Schon vor Kretschmann hatte **Gerstenberg** das „Gedicht eines Skalden“ (I. 305) herausgegeben, das in demselben Geiste und Sinne gedichtet ist, und offenbar zum Theil durch die Lieder Ossians hervorgerufen wurde, welche damals anfingen, in Deutschland allgemein bekannt zu werden. Wie in den früher berührten Liedern Gerstenbergs, beurkundet sich auch hier ein schönes Talent sowohl in der kunstvollen Anlage, als in der Durchführung des Einzelnen. Das Gedicht eines Skalden erhält dadurch einen besondern Reiz, daß der Dichter nicht in die alten Zeiten zurückgeht, sondern einen alten Skalden (so hießen die Sänger bei den nordischen Völkern) aus dem Grabe steigen und ihn die Vergangenheit mit der Gegenwart vergleichen läßt, was er mit großer Kunst benützt, um zuerst den König Friedrich V. von Dänemark, dann aber, und dieses scheint überhaupt die eigentliche Absicht des Dichters zu sein, um seinen Freund Cramer und dessen poetisches Talent zu preisen. Sehr geschickt weiß er eine Stelle aus dessen Gedichten, aus der Ode „David“, mit welcher er seine Uebersetzung der Psalmen eröffnete, einzuflechten, und Cramer's begeistertem Gesang das feinste Lob zu ertheilen, indem er den alten Barden durch seines Freundes religiöse Gesänge aus dem Todesschlummer erwachen läßt. Eben so glücklich ist der Preis des alleinigen Gottes und des Christenthums daran angeschlossen, mit welchem überhaupt das ganze Gedicht endigt, so daß es die Wirkung eines Lobgesanges auf Gott zurückläßt. — Wir brauchen nicht auf die mannigfaltigen Schönheiten des Gedichts aufmerksam zu machen, unter welchen sich besonders die schönen, lebendigen Schilderungen auszeichnen, die mit großer Kunst und doch wie absichtslos in das Ganze eingeflochten sind. Nur wird man das Haschen nach der nordischen Mythologie immer bedauern müssen, weil das Gedicht dadurch den meisten Lesern unverständlich, sogar allen denen ungenießbar wird, die sich nicht die Mühe geben, diese äußere Schwierigkeit zu besiegen [2]).

Wir können nicht umhin, hier auf ein Gedicht

---

1) Kretschmann nannte sich selbst den Barden Rhyngulph, wie er dem geistesverwandten Denis den Namen des Barden Sined gab, den dieser auch dann annahm und gebrauchte. —

Entwickelung und Plan des Gedichts. Erstes Lied: Der Barde freut sich über die Trophäen des errungenen Siegs, den er mit hat erkämpfen helfen, weshalb er würdig ist, ihn zu besingen. Er war im geheiligten Haine der Göttin Freya erzogen worden — Schilderung seines dortigen Lebens — mit ihm Godschalk, der sein Freund wird. Rhyngulph lernt Irmgard kennen; er liebt sie und sie ihn; ihr Glück wird nun durch die Treulosigkeit Godschalks getrübt, der bei anbrechender Gefahr zu den Römern übergeht. Rhyngulph zieht gegen die Feinde seines Vaterlandes, von Irmgards Segenswünschen und hochherzigen Ermahnungen begleitet. — Zweites Lied. — Schilderung der auf Tapferkeit und Frömmigkeit beruhenden schlichten Sitten der Deutschen im Gegensatz zur Ueppigkeit der Römer, die der Barde bei Gelegenheit einer mit Gilbrich, Hermanns Bruder, unternommenen Reise nach Rom hatte kennen lernen. Den Schwelgereien der Römer werden die Gelage der deutschen Fürsten entgegengesetzt; selbst diese sind dem Wohl des Vaterlandes geweiht. Bei einem solchen Gelage wurde ja die Verschwörung gegen die Römer angesponnen. Schilderung dieses Gelages. Die Verschworenen gehen zur Wahrsagerin Velleda, die ihnen Sieg verspricht, zugleich aber auch Siegmars Tod verkündigt. — Drittes Lied. Der Barde erzählt, wie die Römer nach und nach in Deutschland eindrangen, und auf ihre Macht trotzend, die Deutschen mit Hohn behandelten, die Jünglinge verführten, die Jungfrauen raubten. So hatte einst ein Tribun Irmgard im Bade überraschen wollen, aber Rhyngulph hatte ihn erschlagen, worauf er die Deutschen zu Kampf und Rache aufgefordert hatte. Aber schon war die allgemeine Empörung ausgebrochen. Es fallen einzelne Gefechte vor; Siegmar fällt. Die Götter sehen den Kämpfen zu; sie verheißen glorreichen Sieg den Deutschen, welche nun dem Feinde entgegenziehen. Rhyngulph singt den Schlachtgesang — Viertes Lied. Die Deutschen stehen den Römern gegenüber; Schilderung der beiden Heere. Schilderung der Schlacht. Eine römische Legion wird vernichtet; zwei andere drohen, die Deutschen einzuschließen; Hermann stürzt sich mit seinen Tapfern auf den Feind. Handgemenge. Rhyngulph ist Einer der Vordersten; da erblickt er Godschalk; von Wuth ergriffen, erschlägt ihn Rhyngulph. Seine schnelle That bereuend, stürzt er sich in die Reihen der Römer, welche bald der Tapferkeit und dem Zorn der Deutschen erliegen. Varus entleibt sich aus Verzweiflung; die Legionen fliehen aufgelöst dem Rheine zu und Deutschland ist befreit. Die gefangenen Feinde sollen geopfert werden. Fünftes Lied. Die Freiheit ist gerettet; Siegesjubel, der sich im Dank gegen die Götter und Hermann auflöst. Preis der deutschen Völkerschaften, welche dem Kampfe beigewohnt. Den Verräthern Schmach. In der Begeisterung des Siegsgesangs sieht der Barde Roms Untergang und schmählichen Fall.

2) Gang des Gedichts. Erster Gesang. Thorlaug, ein alter Skalde und Krieger, erwacht aus seinem Todesschlummer durch die Harmonie eines himmlischen Gesangs, dessen Urheber er erst im vierten Gesange erkennt. Er glaubt, in den Wohnungen der Unsterblichen zu sein. Während er um sich blickt, wird er in einem Haine eine hehre Gestalt (den König Friedrich V. von Dänemark) gewahr, die er für den allmächtigen Vater hält. — Zweiter Gesang. Nun erblickt er das Grab seines Freundes Halvard, mit welchem er im Leben den großen Todesbund beschworen hatte, sich einander nicht überleben zu wollen, einen Bund, der selbst von den seligen Göttern war begünstigt worden. Schilderung des Bundesschwurs und der Theilnahme der Götter an demselben. — Dritter Gesang. Halvard war nach Britanien gezogen. Als Thorlaug einst voll Sehnsucht nach dem abwesenden Freunde am Meeresufer irrte, tritt ein fremder Mann zu ihm, und will ihm die Goldharfe, Halvards Geschenk, entreißen, von dem er glaubt, daß sie ihrem Besitzer die Dichtergabe verleihe. Da Thorlaug sie ihm nicht geben will, fordert ihn der Fremde zu einem Zweikampf. Dieser findet in Gegenwart der Richter Statt.

eines neuern Dichters aufmerksam zu machen, das mit Gerstenbergs „Skaldenlied" eine Aehnlichkeit der Erfindung darbietet. Wilhelm Müller läßt in dem „Hünengrab" (II. 629) ebenfalls einen alten nordischen Helden wieder auferstehen, und die Vergangenheit mit der Gegenwart vergleichen, aber nicht um diese zu erheben, sondern um die verschwundene schöne Heldenzeit zu besingen. Im „Geistesgruß" von Göthe (I. 538) finden wir zwar auch den Gegensatz zwischen der verschwundenen Herrlichkeit und der schwächeren Gegenwart, aber ohne Hohn und Verachtung. Des Helden Geist blickt theilnehmend auf das Treiben der jetzigen Menschen herab und begleitet sie mit seinem Segen. —

Der nationale Aufschwung blieb nicht auf den Norden von Deutschland beschränkt, wo er sich zuerst entwickelt und fortschreitend ausgebildet hatte; er war so tief im Wesen des deutschen Volkes begründet, daß er auch in den Süden drang und dort kräftige Wurzeln schlug, und zwar nicht im Gegensatze zur Erhebung des Nordens, obgleich dieß wohl hätte erwartet werden können, da die Kriege Friedrichs beide Theile Deutschlands in Conflikt gebracht hatten; es ergriff vielmehr der Süden, besonders Oesterreich, die neue Idee in ihrer ganzen Allgemeinheit, und die bessern Geister suchten gerade dadurch, daß sie auf das alte Germanien zurückwiesen, den Zwiespalt zwischen Nord und Süd zu vernichten oder doch wenigstens zu mildern. Daher finden wir auch in Oesterreich den Bardengesang ausgebildet und vielfach bearbeitet, vornämlich aber durch Einen Dichter, der wegen seiner genauen Bekanntschaft mit Ossian, den er in deutsche Hexameter übertrug, allerdings am meisten dazu berufen zu sein schien. **Denis** [1]) hat sich überhaupt die vielfachsten Verdienste erworben; er war Einer der er-

---

Thorlaug verwundet seinen Feind; im Blute des tödtlich Verwundeten gleitend, stürzt er hin; der Feind über ihn. Von Wuth und Schrecken betäubt, lag er längere Zeit, ohne sich erheben zu können. Da kommt Halvard; wähnend, sein Freund sei gestorben, stößt er sich, dem Todesbunde getreu, das Schwert in die Brust. Thorlaug ergreift Verzweiflung, als er den todten Freund erblickt. Nachdem er sich erholt, erbaut er seinem Freunde ein Grabmal und einen Brandaltar, worauf er auch sein Herz durchstach. Er ward neben seinen Freund begraben. — Vierter Gesang. Nunmehr betrachtet der aus dem Todesschlummer Erwachte die ganze Gegend; sie hat sich seit seinem Tode mächtig verändert. Er erinnert sich ihrer frühern Gestaltung und vergleicht sie mit der jetzigen. Auch die Menschen haben sich verändert. Sonst schritten selbst die Frauen und Mädchen in blutigen Rüstungen umher; jetzt stellt sich ihm ein anmuthigeres Bild dar. Er erblickt eine Mutter, von acht geliebten Kindern begleitet. Der frohe Vater (der Dichter J. A. Cramer) erwartet sie, während er die mächt'ge Feuerharfe schlägt, deren Schall Erd' und Himmel bewegt, ja selbst die Todten aus ihrem Schlummer weckt. Es war der Gesang, der auch Thorlaug aus dem Todesschlafe geweckt und den er zuerst einem Gotte zugeschrieben hatte. Da ruft Thorlaug, von Entzücken hingerissen: „Wer ist der Gott, den Deine Saite singt? Wer, dessen Schauer mich Bebenden durchdringt?" Da verkündigt ihm der Sänger den wahren, ihm noch unbekannten Gott. — Fünfter Gesang. Alle altnordischen Götter sind gefallen, sind vor dem Allmächtigen, Ewigen gefallen. Die Finsterniß des falschen Glaubens verschwindet in Thorlaugs Seele, dem sich die Wahrheit strahlend offenbart; er ahnt den ewigen Gott, dessen Preis er in wenigen, aber bedeutungsvollen Worten singt.

Die folgenden Erklärungen der nordischen Mythologie hat Gerstenberg seinem Gedichte selbst beigefügt.

Erster Ges. V. **1.** Braga oder Bragur, der Gott der Dichtkunst. — **2.** Dvals oder Dvalens Töchter, Parzen, die die Geburt der Kinder weihten. — **5.** Thor oder Hlodin, der Donnergott. — **21.** Njord, ein Riese oder Halbgott, den die Edda als einen Dichter anführt. — **27.** Mimers Haupt, eine Quelle, die Odin um Rath fragt. — **28.** Sigtuna, die Residenz des Odin — Valholl oder Valhalla, der Himmel des alten Nordens. — **29.** Glasur, ein geheiligter Wald, der die Vorhöfe des Himmels umgab, und dessen goldene Zweige von dem Vorhofe Sigtur an bis auf den mit goldnen Schilden bedeckten Götterpalast (Glitner) reichten. — **33.** Fansal, Palast der Mutter der Götter (Hirschholm, ein Lustschloß der dänischen Könige). — Gladheim, Palast der Freude, der durch seine goldnen Säle bekannt ist (Friedrichsburg). — **40.** Vingolf, Palast der Freundschaft und des Friedens (Friedensburg, der Sommeraufenthalt K. Friedrichs V.) — **46.** Alfadur, der allgemeine Vater, die erhabenste Vorstellung, die man sich von einem gütigen Wesen macht. — **47.** Asgaard, die Residenz der Götter oder Asen. — Valaskialf, der Palast dieser Residenz. — **48.** Disen, rächerische Gottheiten, die auch unter dem Namen der Nornen (2ter Gesang V. **11.**), Parzen und Valkyriur (2ter Ges. **82.**) vorkommen. Die Namen der letztern, wie fern sie den Halbgöttern in Valholl aufwarten, sind im Liede des zweiten Gesangs angeführt. — Alfen, Schutzgeister. — **49.** Hlidskialfs Zepter, der Zepter des obersten Throns. — — Zweiter Ges. V. **19.** Gotland, der alte Name Dänemarks. — **32.** Vidri, der Sohn des Odin. — **41.** Blakullur, eine Wassergottheit. — **36.** Hrist u. s. w. S. die Erklärung zu I. 48. — **83.** Einherium, Helden, die das Schwert einer Stelle in Vallholl würdig gemacht. — Einherium Oll, das Getränk dieser Helden. — — Dritter Ges. V. **16.** Goldharfe, ein musikalisches Instrument, das unter diesem Namen in dem Kiampa-Viser vorkommt, eigentlich aber Mundharp heißt. — **36.** Fro, eine Gottheit, die oft mit Frotho verwechselt wird. — **44.** Heliars Palast, der Ort, wo die irdischen Hähne krähen. Das Gallicinium (Hahnengeschrei) war sowohl in Valholl als auf der Erde eine Aufforderung zum Kampfe. — **53.** Geier, ein kurzer Speer. — **55.** Endil, ein blutdürstiger Wassergott. Seine Wölfe, die Ungeheuer des Meeres. — — Fünfter Ges. V. **4.** Hrymur, ein Riese oder Halbgott. — **7.** Jormungandur, eine Schlange, welche die Erde umgibt. — **11.** Naglfar, ein Schiff, das beim Untergang der alten Welt zerschmettert wird. — **16.** Zwerge, Bewohner des Himmels. — **22.** Hlin, eine Göttin, welche die Freunde der Frigga, Gemahlin des Odin, beschützt. — **28.** Zwillingswolf, Bruder der Jormungandur. — Midgardische Schlange, eine Feindin der Götter. — — Der Altar, dessen in diesem Gedichte erwähnt wird, liegt nebst den beiden Grabhügeln in der Gegend von Sandholm. Sandholm, die Scene des Gedichts, ein Landsitz des Dichters Joh. Andr. Cramer.—

1) Michael Denis, geb. den 27. Sept. 1729 zu Schärding in Oberöstreich, studirte bei den Jesuiten in Passau und trat selbst 1747 in den Jesuitenorden. 1759

sten, die sich im katholischen Deutschland die Reinigung der Muttersprache und die Verbreitung eines bessern Geschmacks angelegen sein ließen, und seinen Bemühungen ist es insbesondere zu verdanken, daß die bessern protestantischen Dichter seiner Zeit in Oesterreich bekannt wurden, wodurch eine geistige Annäherung zwischen den politisch, selbst durch blutige Kriege getrennten Haupttheilen des Gesammtvaterlandes vorbereitet, zum Theile schon herbeigeführt wurde. Wie tief er den Werth jener Männer fühlte, die im Norden den Anbruch einer neuen schönern Zeit verkündeten, sehen wir aus seiner „Klage über Gellerts Tod“ (I. 251), in welcher er die großen Verdienste des Verstorbenen als Dichter und als Mensch begeistert vorträgt und die allgemeine Trauer über den Verlust des Edeln voll Gefühl schildert. Mit Feuer ergriff Denis die Idee des Bardengesangs, den er auch erweiterte, indem er zwar die Darstellungsweise, die rauhe Kürze, den dithyrambischen Schwung, das Erhabene und Feierliche im Ausdruck bewahrte, aber den Stoff nicht bloß aus den ältesten Zeiten der deutschen Geschichte, sondern auch aus neuern Epochen nahm. Besonders gern wählte er solche Begebenheiten, in denen Oesterreich im Verein mit andern deutschen Stämmen einem gemeinschaftlichen Feinde entgegen stand, wie dieß in den Türkenkriegen der Fall war. („Wiens Befreiung“ I. 249.)

Die Bardenpoesie war, um noch Ein Wort zu ihrer genauern Schilderung zu sagen, allerdings in ihrer ersten Anschauung zu beschränkt, und sie mußte, da sie nicht auf der lebendigen Wirklichkeit beruhte, selbst in den talentvollen Dichtern, die sie vorzugsweise pflegten, zu einer gewissen Affektation führen, die immer unangenehm berührte; aber wenn man diese Mängel auch lebhaft anerkennt, wenn man selbst gestehen muß, daß ihr diese Mängel wegen innerer Halt und Lebensfülle abgeht; so darf man auf der andern Seite nicht vergessen, daß sie zur Erhöhung der Vaterlandsliebe und gerade durch ihre Hinweisung auf die schlichte, unschuldige Einfachheit des germanischen Alterthums zur Verbesserung der Sitten wesentlich beigetragen hat.

4. Die horazische Ode.

(Cronegk.) — Uz. — Ramler. — Karschin. — Denis. — Mastalier. — (Conz.)

Man hatte schon in den ersten Zeiten des neuen Aufschwungs der deutschen Poesie Versuche im höhern lyrischen Gedichte gemacht; aber selbst bei den bessern Dichtern trugen sie immer das Gepräge der didaktischen Richtung: so bei Haller, Drollinger, J. E. Schlegel, Giseke, Withof, Zachariä, **Cronegk**[1] u. a. m. Dieser letztere hat zwar vorzugsweise durch seine dramatischen Arbeiten Bedeutung gewonnen; aber wir haben doch eine seiner Oden: „Die Ruhe“ (I. 677), mitgetheilt, theils um in ihr ein Beispiel der damaligen Oden zu geben, theils aber auch, weil sie durch die Hinweisung auf den Horaz (dessen sechszehnte Ode des zweiten Buchs zu Grunde liegt) die neue Richtung ankündigt, welche in dieser Dichtungsform bald darauf verfolgt wird.

Uz war der erste, welcher die Ode im Geiste des römischen Dichters auffaßte; aber hiebei war er von bloßer Nachahmung weit entfernt. Seine Oden tragen alle den Stempel seiner Eigenthümlichkeit; sie sind der treueste Abdruck seines ernsten, nach Wahrheit und hoher Sittlichkeit strebenden Geistes; in allen zeigt sich eine Größe der Gesinnung, eine Begeisterung für die edelsten Verhältnisse des Lebens, die uns den Dichter lieb und theuer macht. Am höchsten steht er, wenn das Vaterland den Gegenstand seiner Oden bildet, besonders aber, wenn er, wie im „bedrängten Deutschland“ (I. 203), vom tiefsten Schmerz ergriffen, auf die politische Richtigkeit blickt, zu welcher das feurig geliebte Vaterland theils durch die eben so unglückseligen als schmachvollen, von den eigenen Fürsten entzündeten Bürgerkriege, theils durch die daraus folgende innere Entartung des Volkes verurtheilt ist. Im Sinne seiner Zeit, die in sich selbst und bei der immer größern Auflösung des Reiches keinen Halt und keine Hoffnung für bessere Zukunft finden konnte, sucht er sein Volk durch Hinweisung auf die schöne Vergangenheit aus dem politischen Todesschlafe zu wecken. Schon im ebengenannten Gedichte hat er, wenn auch nur vorübergehend, doch mit kräftigen Zügen der verschwundenen Vaterlands- und Freiheitsliebe gedacht (Str. 7 ff.). Eine andere Ode: „An die Deutschen“ (I. 206), ist ganz der Ausführung dieser Idee gewidmet. Wenn die Deutschen aus dem Nichts, in das sie versunken, sagt er, sich wieder emporschwingen wollen, so müssen sie ihren Vätern gleich zu werden streben. Und wie wenn er die merkwürdige Abirrung einer spätern Zeit vorausgesehen hätte, fügt er hinzu: „Nicht die alte Rauhigkeit hat die alten Deutschen groß gemacht, sondern ihre Redlichkeit, ihr Muth, ihre Vaterlands- und Freiheitsliebe. Aber die Deutschen sind nicht mehr die frühern; sie zittern schon bei dem Gedanken an die Herrlichkeit ihrer Väter, weil sie zu Sklaven erzogen werden.“ Die Schilderung, welche der Dichter von den Sitten und Verhältnissen seiner Zeit gibt, ist kräftig und ergreifend, und gerne flüchtet er sich wieder zur Betrachtung der Vergangenheit, in welcher das deutsche Volk der Welt gebot und sie umgestaltete. In der letzten Strophe erhebt sich der Dichter zur allgemeinen Betrachtung, die das Resultat des ganzen Gedichtes enthält: „Edler Muth ist das Leben der Völker, Ueppigkeit ihr Tod.“ — Uzens freier Geist ließ sich nicht einmal durch die glänzenden Kriegsthaten des großen Friedrich blenden; er ist von Trauer durchdrungen über das Unglück, das der Fürsten Ehrgeiz über die Völker bringt. Wenn wir die Zeit bedenken, in welcher Uz das Gedicht „An Herrn Kanonikus Gleim“ (I. 208) schrieb, so müssen wir eben so wohl seine Unabhängigkeit als seinen Muth bewundern, mit dem er den Fürsten seiner Zeit so viele treffende,

ward er Professor am Collegium Theresianum zu Wien, 1784 zweiter, 1791 erster Kustos an der Hofbibliothek. Gest. den 29. Sept. 1800.

[1] Johann Friedrich Freiherr von Cronegk, geb. den 2. Sept. 1731 zu Ansbach, studirt 1749 in Halle, 1750 in Leipzig, 1752 Ansbachischer Hof- Regierungs- und

aber eben deßwegen auch bittere Wahrheiten sagte [1]). — Wie sehr er die Segnungen des Friedens zu schätzen wußte, geht noch aus einem andern Gedichte, aus der Elegie „Auf den Tod des Majors von Kleist“ (I. 211) hervor, welchen er nicht höher preisen zu können glaubte, als wenn er ihn, den Helden, der den Tod für das Vaterland gestorben, darstellte, wie er, an Gottes Thron stehend, zu dem Allmächtigen fleht, seinem von den Kriegsfurien zerrütteten Vaterlande den Frieden zu schenken. Nicht der Kriegsheld also erfüllt unsern Dichter mit Bewunderung, überhaupt nicht der Mann, der durch falschen Glanz trügt; seine Begeisterung gilt den edleren Seelen („Die wahre Größe I. 204), die für das Vaterland und dessen Unabhängigkeit kämpfen, die nach Wahrheit streben, besonders aber denen, die, wie Timoleon, die Tyrannei stürzen, unter der das Vaterland seufzt, und voll edler Selbstverläugnung Andern die Früchte ihrer glorreichen Unternehmung überlassen, dadurch glücklich, ihren Mitbürgern die Freiheit errungen zu haben. — Dieselbe Idee drückt sich noch entschiedener in der Ode „Der Patriot“ (I. 210) aus, in welcher der Dichter den wahren Vaterlandsfreund dem Ehrgeizigen entgegen stellt, der nur sein Ich im Auge hat. Begeistert stellt er uns das Beispiel Roms vor Augen, das nur so lange groß blieb, als seine Bürger für das allgemeine Wohl zu sterben bereit waren, das aber unterging, als allen Bürgerrotten ein patriotisch Herz gebrach. Der wahre Patriotismus aber kann nur da erblühen, wo Freiheit lebt und die Liebe zur Freiheit alle Herzen durchströmt. Die Freiheit ist die Quelle aller Tugenden, wie alles Glücks („An die Freiheit“ I. 209); wogegen sklavischer Sinn alle hochherzige Gesinnung, alles Edle im Menschen ertödtet; denn das Volk, das in seinem Innern Fesseln trägt, kann nicht einmal von äußern Feinden sich bewahren, wie Deutschlands Beispiel nur allzu deutlich beweist. — In allen diesen Dichtungen haben wir des Dichters männlich große Seele erkannt; im „Erdbeben“ (I. 207) zeigt sie sich in ihrer ganzen Größe. Er fühlt sich unbesiegbar in seiner Tugend, in seinem aufrichtigen Bestreben nach Wahrheit; daher kann ihn selbst das größte Unglück mit allen seinen Schrecken nicht erreichen [2]).

Wir haben bis jetzt die Ideen näher betrachtet, die in Uzens Gedichten vorzüglich hervortreten; wir müssen noch einige Worte über deren Darstellung sagen. Dem Inhalt seiner Dichtungen entspricht auch ihre Sprache, die einen für jene Zeiten seltenen Schwung darbietet. Nur Klopstock mag ihn an Kraft und glücklicher Wahl des Ausdrucks übertreffen, aber nicht in der Natürlichkeit und Ungezwungenheit der Darstellung. So männlich die Gedanken sind, die Uz entwickelt, so männlich ist auch die Sprache, und ihm, sagt ein früherer Kritiker eben so wahr als schön, stehen selbst einige Härten des Ausdrucks und der Sprachfügung nicht minder gut, als eine Narbe dem braunen Antlitz eines Körpers.

Die eigentliche Nachahmung des Horaz beginnt mit **Ramler** [3]), der den römischen Dichter auch zuerst nicht ohne Glück übersetzte. Seine Nachahmungen sind aber so frei und selbstständig, als eine Nachahmung überhaupt nur sein kann; denn Ramler war es nicht sowohl darum zu thun, die poetischen Ideen wieder zu geben, die er bei seinem Vorbilde fand, oder die äußere Gestalt der römischen Oden nachzubilden, als vielmehr die kunstvollendete Schönheit derselben seinen eigenen Gedichten aufzuprägen. Zunächst war es also die geistreiche Composition der Horazischen Oden, die er zu erreichen strebte, so wie dann auch die poetische Schönheit der Ausführung mit ihren edlen und wirksamen Bildern, mit ihren feinen und geistvollen Wendungen, mit der überlegten Wahl des Ausdrucks. Beinahe alle Oden Ramlers sind nach dem Muster irgend einer Horazischen gedichtet, und sie stellen sich in so fern allerdings als Copien dar; aber es sind Copien eines Kunstkenners, der eben so leicht, ja vielleicht noch leichter, eigene Schöpfungen hätte hervorbringen können. Weil aber bei Ramler Alles durchdacht und überlegt, weil der ganze Plan seiner Gedichte wie das geringste Detail in demselben das Ergebniß eines rastlosen, ernsten Studiums der Kunst ist, weil in seinen Oden somit eine ganze Theorie derselben verborgen liegt, so ist kaum ein älterer Dichter geeigneter, die Aufmerksamkeit der Kunstjünger auf sich zu ziehen, als er. Freilich gibt es viele Dichter, die ihn an Talent, Erfindungskraft, an schöpferischer Fülle übertreffen; aber viele Dichter, denen die Natur ein reicheres Talent schenkte, haben doch die Kunstvollendung nicht erreicht, die man an Ramler immer schätzen wird, weil sie — und dieser Vorwurf trifft besonders unsere neuern Dichter — dem falschen Wahne sich hingeben, das Talent sei hinreichend, einen Dichter zu bilden, nicht bedenkend oder nicht wissend, daß gerade die größten Dichter, wie die größten Maler, nur durch ernstes, unablässiges Studium die Höhe der Kunst errangen. „Ich habe es mir sauer werden lassen“, sagt Göthe zu Eckermann, und gerade deßwegen hat er die Höhe der Vollendung erreicht, die Alle, selbst seine Gegner, an ihm bewundern. Uebrigens sind Ramlers Gedichte nicht bloß ihrer äußern Form wegen bedeutend, sie sind es auch wegen ihres Inhalts. Sie sind alle gehaltvoll, und beschäftigen sich mit großen, herzerhebenden Gedanken. Besonders glücklich ist er, wenn er die Thaten seines großen Königs besingt, was er freilich auf eine ganz an-

Justizrath, macht dann Reisen, gest. den 31. Dez. 1758 in Nürnberg.

1) Vergleiche Ramler's Ode: „An die Könige“ (I. 192.)

2) In Kleist's Ode: „Der Vorsatz“ finden wir die schönsten Gedanken der Uzischen Gedichte glücklich und mit aller Liebe eines verehrenden Freundes zusammengestellt.

3) Karl Wilhelm Ramler, geb. den 25. Febr. 1725 zu Kolberg, studirte in Halle, wo er, wie auch später, als er in seine Vaterstadt zurückgekehrt war, die Alten und vorzüglich den Horaz gründlich studirte. 1746 kam er nach Berlin, wo er mit den bedeutendsten Männern jener Zeit vertraut wurde (mit Gleim, Kleist, Lessing, Sulzer u. a. m.) 1748 ward er Prof. der Logik und der schönen Wissenschaften am Kadettencorps. Erst nach dem Tode Friedrichs II., der ihn nicht kannte, ward er Mitglied der Akademie der Wissenschaften. 1787 erhielt er mit Engel die Direktion des Theaters. Gest. den 11. April 1790.

dere Weise thut, als Gleim; denn wenn dieser den populären Ton nachzubilden sich bemühte, so wollte Ramler dagegen das Lob des Einzigen in schwungreicher, des Helden würdiger Sprache ertönen lassen. Es ist nicht zu läugnen, daß Ramlers Gedichte auf uns die Wirkung nicht mehr machen, die sie zu ihrer Zeit hervorbrachten; sie tragen die Spur einer gewissen Unbeholfenheit, ja Steifheit in Gedanken und Ausdruck, die von der leichtern Beweglichkeit unserer jetzigen Dichter zu sehr absticht. Aber man sei hierin gerecht, und rechne dem Dichter nicht an, was weniger in ihm als in der ganzen Zeit liegt. Diese Unbeholfenheit finden wir mehr oder weniger in allen Poesien der damaligen Dichter; wir dürfen aber nicht vergessen, daß sie eben eine neue Zeit begannen, und sie nur nach und nach die unglücklichen Elemente besiegen konnten, auf welchen vor ihnen die Poesie gegründet war.

Nach diesen allgemeinen Bemerkungen gehen wir zur Betrachtung der einzelnen im Texte mitgetheilten Oden Ramlers über. — In der „Sehnsucht nach dem Winter“ (I. 187) will der Dichter nicht eigentlich eine Vorliebe zu dieser Jahreszeit als solcher darstellen; der Winter ist ihm lieb, weil er dem Kriegsgetümmel ein Ende macht und ihn mit seinem geliebten Kleist wieder vereinigt. Die zweite Ode: „Uraniens Lob Berlins“ bei Gelegenheit eines Granatapfels, der daselbst zur Reife gekommen war (I. 189), ist ein schönes Muster, wie der Dichter, von einem äußern besondern Gegenstand angeregt, denselben benutzen kann, um sich zu den allgemeinsten Ideen zu erheben. Ein Granatapfel kommt in Berlin zur Reife; der hohe Norden erzeugt Früchte des Südens. Ueberhaupt hat sich die Gegend ganz verändert; der dürre märkische Boden prangt in Blüthen, Früchten und Gewächsen des wärmern Südens; herrliche Gebäude erheben sich aus den Ruinen, und Berlin ist der Zufluchtsort der Künste und Wissenschaften geworden. Diese schöpferische Umgestaltung ist das Werk Friedrichs, dessen Lob der Muse selbst in den Mund gelegt wird [1]. — Die be-

---

1) Dieses Gedicht, das von Ramler zweimal ganz umgearbeitet wurde, kann uns am besten mit der Eigenthümlichkeit des Dichters, mit seinem fortgesetzten Streben nach Vollendung bekannt machen. Wir wollen es daher nach seinen allmähligen Umgestaltungen betrachten und dabei länger verweilen, weil es dann Jedem, dem es daran gelegen ist, leicht sein wird, die übrigen Oden des Dichters auf die nämliche Weise zu vergleichen und zu erklären. — Wir wollen zuerst die früheste Bearbeitung mit der zweiten, und dann diese mit der dritten zusammenstellen. Sehr zu wünschen wäre es, wenn der Leser sich die Mühe gäbe, die verschiedenen Bearbeitungen nach den im Texte mitgetheilten Lesarten aufzuschreiben, weil nur auf diese Weise die nothwendige Anschaulichkeit gewonnen werden kann.

Str. 1. Erste und zweite Ausgabe. Der Hauptgedanke dieser Strophe ist das Erstaunen des Dichters, in Berlin einen Granatapfel zur Reife kommen zu sehen. Dieses Erstaunen war in der 1. A. matt ausgedrückt, und wurde kaum bemerkt, da es mitten in die Strophe geschoben war, und auf einem an sich bedeutungslosen und zweideutigen Worte beruhte. (An welchem Sonnenlichte?) Besser hat der Dichter daher in der 2. Ausg. dieses Erstaunen an die Spitze des Satzes gestellt, wodurch das nachfolgende: „An dieser Sonn'?“ größere Bedeutung gewann. — Die zwei ersten Verse der 1. Ausg. waren überhaupt matt, weil sie doch nicht erreichten, was sie bezweckten, nämlich das Lob des Granatapfels. „Aurorens Kind“ d. h. des Morgenlandes-war undeutlich und stand auch mit dem nachfolgenden: „an welchem Sonnenlichte?“ in Widerspruch. — Die vier letzten Verse waren in der 1. Ausg. hart, und beinahe unverständlich; besonders matt war das „Und machte“. Ueberhaupt ist die ganze Anschauung in der 2. Ausg. lebendiger, weil Proserpina selbstthätig auftritt, während sie früher mehr als leidend dargestellt wurde. Nicht weniger glücklich ist die Aenderung der zwei letzten Zeilen; die Wirksamkeit des Genusses tritt lebendiger vor, wenn es heißt, daß die Göttin darüber Nektar und Olymp vergaß, als wenn bloß gesagt wird, daß sie ferner in Plutons Armen blieb.

Zweite und dritte Ausg. Das Erstaunen ist noch kräftiger ausgedrückt, weil es sich in kurzen, rasch auf einander folgenden Fragen darstellt. Die 2. Bearbeitung hatte ferner manchen Mißlaut, der vermieden werden mußte, z. B. die vielen, unmittelbar auf einander folgenden scharfen „i“ in der 1. Zeile (Find' ich Dich hier in) die gleichartigen Konsonanten (ich Dich), das oft wiederkehrende „d“ beinahe in der ganzen Strophe. Statt „an dieser Sonn'?“ das immer noch nicht anschaulich genug ist, sagt der Dichter klarer: „in dieser kalten Zone.“ — V. 2. „Oeffnest“ zarter als „zerspaltest“ dessen Wiederkehr in 3. 3. vielleicht auch den Dichter zur Aenderung bestimmt haben mag. — V. 3. Die „grüne Krone“ hat der Dichter in „goldne Krone“ verwandelt. Die grünen Blätter färben sich gelb, wenn die Frucht reift, und von einem reifen Granatapfel ist ja die Rede. — Mit Recht ist die „Pomona“ der zwei ersten Ausg. weggelassen, da die Hinweisung auf diese Göttin zwecklos ist und durch die Häufung von Nebenideen der Hauptgedanke zu sehr in den Hintergrund trat. Uebrigens wird Pomona in der 2. Str. wieder vorgebracht, wo sie auch mehr Bedeutung hat. — Durch die Veränderung des „mit Lust Und Wollust“ in „Lust Und ohne Reue“ (V. 4. 5), wurde Wiederholung und Mißlaut entfernt. — Die frühere Lesart des 6. Verses: „Im Reich des Höllengottes“ gab dem Gedanken eine trübe, unheimliche Färbung, die der Dichter nicht beabsichtigen konnte, daher er sie in der letzten Ausg. recht gut mit: „Selbst in des Orkus Gärten“ vertauschte.

Str. 2. Erste und zweite Ausg. So wahr auch die Worte: „Und deckt uns Wunder auf“ sein mögen, so waren sie hier doch unpassend; denn von den verborgenen Wundern war ja nicht die Rede, sondern vom Fortschreiten der Civilisation, vor der das Meer selbst weicht. Daher die Veränderung in „Und macht dem Pfluge Raum“ die durchaus rechte ist. — Die Lesart: „Und Flora muß auf Dein Begehren 2c.“ drückte Etwas aus, was der Dichter nicht sagen wollte. Denn in diesen Worten lag der Sinn, daß die Umgestaltung vom Willen der Stadt Berlin abhange, während sie der Dichter dem Könige zuschreiben wollte; dieser Sinn liegt auch in der Veränderung: „In Dir (Berlin) kann Flora nach Begehren“ 2c. — V. 6. „Aus allen Blumen Kränze drehn“ bezeichnet, daß alle Blumen aller Zonen in Berlin zu finden seien. Dieser Sinn liegt auch in der 2. Lesart: „Sich tausendfache Kränze drehn“, denn das Epitheton „tausendfach“ drückt schon die Mannigfaltigkeit aus. Aber es bezeichnet zugleich die Menge, den Ueberfluß, die am Ende mehr Bedeutung hat, als die bloße Mannigfaltigkeit. — V. 7. „Und mit gesunknen Aehren“ drückt allerdings vorzugs-

geisterte Liebe für den großen König, den selbst die unsterblichen Götter beschützen, ist der Inhalt der folgenden Ode: „An die Stadt Berlin“ (I. 191), in welcher der Dichter seinen Worten dadurch größere Bedeutsamkeit zu verleihen sucht, daß er sie durch die Nymphe der Spree aussprechen läßt. — In keinem Gedichte Ramlers ist die Nachahmung des Horaz so entschieden und zugleich so glücklich durchgeführt, als in der Ode „An ein Geschütz“ (I. 19), die in Anlage und Form an die bekannte Ode: „An einen Baum“ (Horaz, II. 13) erinnert. Doch ist die Ausführung ganz das Eigenthum des deutschen Dichters, namentlich die glückliche Herbeiziehung seines Helden, dem er bei dieser Gelegenheit das schönste und gefühlteste Lob singt. (So glücklich Ramler gewöhnlich mit den Veränderungen war, die er an seinen Gedichten vornahm, so hat ihn in dieser Ode sein besseres Gefühl verlassen, als er in der dritten und den folgenden Strophen die anschaulichere Wirklichkeit mit der Bedingung vertauschte, welche die frühere Wirkung des Gedichts gänzlich zerstört.) — Der Ode „An die Könige“ (I. 192) ist schon oben bei Gelegenheit einer ähnlichen von Uz vorübergehend gedacht worden. Die Ramlerische hat vor jener vielleicht den Vorzug, daß sie den Gedanken anschaulicher darstellt; wenigstens ist dieß am Ende der Fall, wo Ramler das Lob des Friedens und der friedlichgesinnten Fürsten durch ein schön gewähltes Beispiel veranschaulicht. — Die zwei folgenden Oden haben wiederum den Preis des großen Friedrichs zum Gegenstande. In der ersten („Auf die Wiederkunft des Königs vom Feldzuge“ I. 193) fordert der Dichter seine Mitbürger auf, dem sieggekrönten, friedenbringenden Helden feierlich entgegen zu ziehen; in der zweiten: „Der Triumph“ (I. 194), die in einem freien Versmaße (abwechselnd in Jamben, Trochäen und Daktylen) gedichtet ist, besingt er, wie Friedrich, größer als alle Römerhelden, dem vorbereiteten Triumphe sich entzog, ob er gleich größere Thaten verrichtet, als jene hochgepriesenen Krieger Roms. Ehrenvoll ist es für den Dichter, daß er

---

weise die Güte des Getreides aus, wogegen die zweite Lesart „Und ganz verdeckt in Aehren“ mehr den Reichthum, die Ueberfülle bezeichnet; und somit würde die unmittelbar vorangehende Bemerkung auch hier sich anwenden lassen. Aber doch möchte die erste Lesart vorzuziehen sein; denn sie schließt den Begriff des Ueberflusses nicht aus; und dann ist das Bild edler, als in der zweiten Lesart.

Zweite und dritte Ausg. Der Dichter wollte die Veränderungen schildern, welchen die Erde unterworfen ist; die Worte: „Und macht dem Pfluge Raum“ enthalten jedoch einen Gedanken, der in den zwei ersten Versen nur als ein untergeordneter erscheint. Weil er aber der Hauptgedanke der nachfolgenden Zeilen ist, so verloren diese an Kraft, und der Dichter hat daher wohlgethan, den Gedanken der zwei ersten Verse ganz allgemein zu halten und die Nebenidee zu entfernen. — V. 3. und 4. sind in der 3. Ausg. kräftiger, wegen des Bildes (Tempe) anschaulicher. — In V. 6. kehrt Ramler, aber offenbar mit Unrecht, zur alten Lesart zurück. — V. 7. „versteckt“ lebhafter als „verdeckt.“

Str. 3. Erste und zweite Ausg. V. 1. in der 2. Ausg. bestimmter und reicher an Vorstellungen. — V. 3. „Selbstirrend“ in der 1. Ausg. unpassend, weil der Gott sich doch nicht im Labyrinthe verirren konnte, das er ja selber erst bildet. — V. 5. „Federn“ hart, daher besser in der 2. Ausg. „Flügeln.“ Auch sind die Werkzeuge besser gewählt, die doch für den Flug zu schwer waren.

Zweite und dritte Ausg. bieten wenig Verschiedenheiten dar. Zu bemerken ist, daß V. 4. in der 2. Ausg. („Die mir und allen Künsten“) matt und schleppend war, welcher Fehler in der 3. vermieden ist. Nur muß man „klug“ in der damals geltenden Bedeutung von „sinnreich, erfinderisch“ verstehen.

Str. 4. Erste und zweite Ausg. V. 1. ist in der zweiten Ausg. lebendiger, weil die prachtvollen Bauten sich als Folge der Gegenwart der Künste darstellen. — V. 3. „Kinder“ malerischer und anschaulicher als das „Wunder“ der ersten Ausg.

Zweite und dritte Ausg. V. 1. In der 3. Ausg. noch lebendiger, weil der Dichter selbst die neuen Wunder anschaut. — V. 2. „Ausonischer Paläste“ der 3. Ausg. erweckt die Idee einer schönen, edlen Bauart, was in der 2. nicht der Fall war. — V. 3. war beinahe unverständlich, weil „die“ als Subjekt genommen werden konnte, da es doch Objekt ist. Diese Zweideutigkeit fällt jetzt weg. — V. 4. in der dritten Ausg. lebhafter und mit größerer Fülle der Vorstellungen. — V. 5. u. 6. drückt jetzt den eigentlichen Gedanken des Dichters weit bestimmter aus; denn er wollte nicht von allen Göttern und dem ihnen gewidmeten Tempel sprechen, sondern von den Künsten allein, die jetzt in der Pallas viel besser personificirt erscheinen. Das hinzugekommene Epitheton: „entwichene“ bei Pallas erinnert an die früheren kunst- und wissenschaftstodten Zeiten.

Str. 5. Erste und zweite Ausg. V. 2. Die Verbesserung des „tollen“ in „wilden“ ist deutlich genug. Eben so die in V. 6—8, weil in der 2. Ausg. Zeus als selbstthätig dargestellt wird. Außerdem ist der undeutsche Genitiv „Jovis“ vermieden.

Zweite und dritte Ausg. V. 1—3 bestimmter und lebendiger in der 3. Ausg. — In V. 6—8 scheint die Veränderung der 3. Ausg. durchaus mißlungen zu sein. Erstens tritt Zeus nicht mehr als selbstthätig und die Welt bestimmend auf, was gerade bedeutend war und die Anschaulichkeit vermehrte. „Allerhöchster Ring“ gibt keine deutlichere Vorstellung, als das einfache „höchster Ring“ und jenes ist außerdem noch matt und schleppend, sogar beinahe lächerlich. V. 8. endlich bringt eine Idee, die an sich wohl unnöthig ist, ja mit dem Vorhergehenden im Widerspruch steht, dasselbe aufhebt; denn die Worte „hängt, hängen wird und hing“ bezeichnen doch wohl das Unerforschliche des Wesens der Dinge, und doch sollen, wie in den vorhergehenden Zeilen gesagt wurde, die Denker darnach forschen. Somit scheint die Lesart der zweiten Ausgabe, welche nur auf Gott, als den Urheber aller Dinge hinweist, vorgezogen werden zu müssen. —

Nach der 5. Strophe folgte in der 1. Ausg. 1 Strophe, die wir mit **5 b** bezeichnen wollen, eine zweite welche auch in der 2. Ausg. vorkam, bezeichnen wir mit **5. c.**

Str. 5. b. wurde schon in der 2. Ausg. weggelassen, und zwar mit Recht, denn es wurde durch dieselbe, welche einen Seitenblick auf die Gerechtigkeitsliebe Friedrichs II. warf, der eigentliche Gedanke des Gedichts unterbrochen.

Str. 5. c. Erste und zweite Ausg. V. 2 war zweideutig; man konnte das „an Künsten reich“ am Ende auch auf Sparta beziehen. In der 2. Ausg. fällt diese Zweideutigkeit weg, und dann ist Spartas Größe nicht

niden“ (II. 251) kann sich zwar in keiner Beziehung dem herrlichen Rachegesang der Erinnen in den „Kranichen des Ibykus“ von Schiller an die Seite stellen; aber doch hat das Gedicht als allegorische Darstellung des Gewissens einen eigenthümlichen Werth, der durch die klare, anschauliche Sprache erhöht wird. Bedeutender ist „Die Abendphantasie nach einem schwülen Sommertage“ (II. 251), deren edler, sittlich reiner Geist auf das Gemüth erfreulich einwirkt. Auch hier finden wir allegorische Auffassung, die der Dichter überhaupt sehr liebte; aber sie zeigt sich gleichsam nur verstohlen, und gerade dadurch gefällt die Ode. Der Dichter schildert einzelne Naturscenen, die er mit tiefem Gefühl auffaßt, und reiht die Empfindungen an, welche bei der Betrachtung jener Scenen in ihm entstehen. Aber ob diese gleich die eigentliche Basis des Gedichts bilden, so sind sie doch nur in wenigen, aber umfassenden Zügen dargestellt, so daß die Einheit der Schilderung dadurch nicht gestört, die Wirkung derselben aber erhöht wird.

5. Die Dithyrambe.

Willamov. — Voß.

Es ist schon erwähnt worden, daß die Zeit, von der wir sprechen, einen eigenen Drang hatte, alle möglichen Formen in die deutsche Literatur zu verpflanzen, und daß dann ganz besonders das klassische Alterthum, dessen Studium gründlicher und geschmackvoller betrieben wurde, die vielfältigsten Nachahmungen erregte. So haben wir schon gesehen, wie man Lieder nach dem Anakreon, Kriegsgesänge nach dem Tyrtäus, Oden nach dem Horaz dichtete. Doch waren diese Nachahmungen zum Theil mit einer gewissen Freiheit der Anschauung gebildet, zum Theil auch durch äußere oder innere Verhältnisse herbeigeführt. Das Streben, die vaterländische Literatur nach allen Seiten zu bereichern, verleitete aber, selbst solche Dichtungsformen nachzubilden, die an und für sich jeder Nachahmung unfähig sind, weil sie, aus besondern Verhältnissen hervorgegangen, auch auf diesen beruhen, und augenscheinlich allen Lebensgrund verlieren müssen, wenn diese Verhältnisse nicht mehr vorhanden sind. Von solcher Art sind die **Dithyramben**, mit welchem Namen man in Griechenland diejenigen Lobgesänge bezeichnete, die bei den Opfern und Festen des Bacchus gesungen wurden. Da keine derselben auf uns gekommen sind, so wissen wir freilich nicht viel davon; doch ist so viel gewiß, daß sie sich durch kühne, oft verwegene Sprache, durch eine an trunkene Raserei sich nähernde Begeisterung auszeichneten, und sich zu den Hymnen auf die andern Götter ungefähr verhielten, wie diese zu den Oden. Es ist an und für sich schon gewagt, eine Form nachbilden zu wollen, von der wir so wenig wissen; noch ungeeigneter erscheint ein solcher Versuch, da unsere Sitten und unsere Anschauungsweise mit dem Inhalte und dem Gang der Dithyrambenpoesie auch nicht im mindesten mehr übereinstimmen. Trotz dem wagte **Willamov** diesen Versuch, und zwar bloß aus dem schon angegebenen Grunde, damit die deutsche Literatur auch Dithyramben aufzuweisen habe. Wenn wir nun weiter bedenken, daß Willamov kein bedeutendes Talent hatte, so müssen wir gestehen, daß er bei allen diesen ungünstigen Umständen, die jeden andern vielleicht niedergedrückt hätten, alles nur Mögliche leistete. Doch können nur wenige von denen Gedichten, die er unter dem Namen Dithyramben zusammenfaßte, auf diese Benennung wirklich Anspruch machen; die meisten haben nicht das Lob des Bacchus, sondern sogar Helden der neuen Zeit zum Gegenstande. Unter den eigentlichen Dithyramben schien uns die, welche „Die Himmelsstürmer“ (I. 281) betitelt ist, den Vorzug vor allen übrigen zu verdienen. Sie besingt die Thaten des Bacchus in dem Kriege der Götter gegen die Giganten in einer kräftigen, oft wilden Sprache. Doch sieht man auch ihr an, daß die Begeisterung des Dichters, wie zu erwarten stand, eine gemachte, gezwungene ist. Mit so großem, beinahe stürmischem Beifall Willamovs Dithyramben bei ihrem ersten Erscheinen auch aufgenommen wurden, sanken sie doch bald in Vergessenheit, aus der sie sich wohl niemals wieder heben werden. Doch sind sie für die besondere Richtung ihrer Zeit von großem historischem Interesse.

Ueber die Dithyramben von **Voß** werden wir später Einiges zu sagen Gelegenheit haben; hier wollen wir nur noch die Bemerkung hinzufügen, daß man später, wie billig, gänzlich davon abkam, eigentliche Dithyramben zu dichten, daß man aber lyrische Gedichte, welche einer außergewöhnlichen Begeisterung entströmt sind und sich zugleich in einem freien Rhythmus bewegen, wohl auch Dithyramben zu nennen pflegt. — Auf diese Weise könnte man schon Klopstocks „Frühlingsfeier“ (I 47), Tiecks „Gruß dem Frühling“ (II. 326) und andere ähnliche Dichtungen zu den Dithyramben zählen.

6. Die Kantate (Oratorium).

Ramler. — Gerstenberg. — Herder.

Die **Kantate** hat sich ursprünglich aus dem Madrigal entwickelt, der sich wegen seiner freiern Bewegung am leichtesten zu musikalischen Kompositionen eignete. Als aber in Italien das musikalische Leben immer reger wurde, konnte auch der Madrigal in seiner ersten Einfachheit nicht mehr genügen; man bildete es daher nach den musikalischen Bedürfnissen weiter aus, und so entstand diejenige Form, welche wahrscheinlich erst seit dem siebenzehnten Jahrhundert allgemein den Namen Kantate erhielt. Diese ist ursprünglich lyrischer Natur; denn es werden in ihr ja Gefühle und Empfindungen dargestellt, die um so mehr von aller objektiven Anschauung frei sein müssen, als sie sich mit der Welt der Töne vermählen sollen. Da aber dem Tonkünstler Gelegenheit gegeben werden soll, die mannigfaltigsten Tonverbindungen anzubringen, so konnte die Kantate nicht dabei stehen bleiben, wie das Lied, ein einziges Gefühl darzustellen, da auf diese Weise nur eine einzige, immer wiederkehrende Melodie möglich gewesen wäre; man mußte vielmehr darnach streben, in dem Einen Gedichte eine größere Mannigfaltigkeit von Empfindungen zu verbinden. Dadurch war aber schon ein gewisses, der Lyrik unbekanntes Fortschreiten noth-

wendig gemacht, welches unmittelbar zur dramatischen Entwickelung führen mußte. Auf diese Weise wurde die Kantate die Darstellung einer Reihe von Empfindungen, welche irgend eine Person vermöge der wechselnden Situationen, in denen sie sich nach und nach befand, bald schwächer, bald stärker bewegten; oder sie wurde der Ausdruck der verschiedenen Gefühle verschiedener Personen, die durch ein, dieselben mehr oder weniger betreffendes äußeres Ereigniß hervorgerufen wurden; d. h. die Kantate bildete sich aus entweder als Monolog oder als Dialog. Daraus folgt allerdings, daß der Kantate eine Handlung zum Grunde liegt, daß sich in ihr eine Reihe von Vorgängen entwickelt, die sämmtlich nach Einem und demselben Ziele streben. Aber die Handlung in einer Kantate muß höchst einfach sein; die Vorgänge müssen mehr aus den dargestellten, durch sie hervorgerufenen Gefühlen hervorgehen, als von den Personen erzählt oder gehandelt werden; denn die Kantate darf ihren lyrischen Charakter auf keine Weise verlieren. Doch war es unvermeidlich, daß nicht in einigen Stellen das dramatische Element lebendiger hervor trat, als in andern. Denjenigen Theil der Kantate nun, dessen Inhalt erzählend oder beschreibend ist, nennt man das Rezitativ. Es bildet den wesentlichsten Theil der Kantate, und wird auf eine eigene Weise, die das Mittel zwischen Gesang und Deklamation hält, vorgetragen. Daraus geht schon hervor, daß der Ton im Rezitativ ruhiger ist, als in den übrigen Theilen der Kantate; das Sylbenmaß ist ungleich und nach den Bedürfnissen wechselnd; so auch der Reim, der übrigens auch gänzlich fehlen kann. In denjenigen Stellen aber, die rein lyrischer Natur sind, sucht die Sprache, sich den musikalischen Bedürfnissen möglichst anzunähern; sie strebt nach Wohllaut und schöner Gestaltung; daher tritt, wie im Liede, der Reim und mit ihm wohl auch eine wiederkehrende Strophenform ein. Diesen Theil der Kantate nennt man Arie. Ist die Arie aber ein Gespräch zwischen zwei oder mehrern Personen, so nennt man sie Duett, Terzett, Quartett, Quintett rc. Wenn endlich Ein Gefühl viele oder gar alle in der Kantate vorkommenden Personen durchdringt, und sie sich vereinigen, dasselbe auszusprechen, so nennt man dieß den Chor.

Obgleich schon früher einzelne Versuche gemacht worden waren, diese Form zu bearbeiten, z. B. von J. E. Schlegel, so ist es doch erst **Ramler** gelungen, sie nach ihrem wahren Wesen zu ergreifen, wie man denn geneigt sein möchte, seinen Kantaten den Vorrang vor allen seinen andern Poesien zu geben. Gewiß ist es, daß er in denselben eine große Gewandtheit in der Darstellung, eine reiche, wohllautende Sprache und ein wahrhaft lyrisches Talent entwickelt hat, wobei nicht zu vergessen ist, daß er auch in der Wahl des Stoffes immer sehr glücklich war.

Die Kantate „Ino“ (I. 196) ist unstreitig Ramlers gelungenste Dichtung in dieser Form.

Ino, eine Tochter des thebanischen Königs Kadmus, hatte den jungen Bacchus, den Sohn Jupiters und ihrer Schwester Semele, aufgenommen und gesäugt und dadurch den unversöhnlichsten Zorn der Juno auf sich geladen. Auf deren Anstiften machten die Furien Inos Gemahl Athamas rasend, so daß er seinen und Inos ältesten Sohn Learchus an einem Felsen zerschmetterte. Da sie sich nun und ihren jüngsten Sohn Melicertes mit dem nämlichen Schicksal bedroht sah, floh sie mit demselben an das Meer, wohin sie der Rasende verfolgte. Da stürzte sich Ino mit ihrem Sohn ins Meer; die Wellen aber trugen sie und beide wurden von Neptun unter die Meergötter aufgenommen, Ino unter dem Namen Leukothea, ihr Sohn unter dem Namen Palämon. — Aeußerst glücklich hat uns der Dichter in einer wohllautenden, überall passenden Sprache die verschiedenen Zustände der verfolgten und geretteten Ino dargestellt. Die Angst vor dem rasenden Gemahl, die Verwünschung der feindlich gesinnten Göttin, der Rückblick auf das frühere Glück, — Alles dieß steigert sich zum Nothruf der Verzweiflung, als die Unglückliche dicht hinter sich den blutigen Verfolger erblickt. Sie stürzt sich mit dem geliebten Sohn ins Meer — aber die Wellen heben sie freundlich empor. Dieser Uebergang von der schrecklichsten Todesangst zum Gefühl der Rettung ist meisterhaft und voll der ergreifendsten Wirkung. Der Dichter entwickelt hier in der That einen unerwarteten Reichthum der Erfindung. Ino ist gerettet; aber kaum ist sie sich des erhabenen Lebens bewußt, so erwacht das mütterliche Gefühl. Sie erblickt ihren Sohn nicht mehr, und die Freude über die eigene Rettung weicht dem tiefen Jammer des Mutterherzens. Doch auch Melicertes ist gerettet; sie erblickt ihn von Göttern umgeben. Es erwartet sie noch höheres Glück. Sie wird mit ihrem Sohn unter die Götter aufgenommen, und Neptun selbst kommt, ihr es anzusagen. Und so schließt das Gedicht mit einem Lobgesange, der zugleich den gewaltigen Meergott und die neuen Gottheiten preist.

Eine andere Kantate, die nächst der Ino zu den schönsten in der deutschen Literatur gezählt werden muß, ist die „Ariadne auf Naxos“ von **Gerstenberg** (I. 311), welche in so fern als Gegensatz zur Ino angesehen werden kann, als das Fortschreiten der Gefühle in umgekehrtem Verhältnisse Statt findet. Während in der Ino die Angst und die Verzweiflung in Freude, ja selbst in Seligkeit sich auflöst, beginnt die Ariadne mit dem Ausdruck des freudigen, glückbewußten Gefühls, das nach und nach zum Zweifel wird und endlich in Trauer, Reue und Verzweiflung übergeht. Der allmälige Uebergang dieser verschiedenen Empfindungen ist glücklich herbeigeführt, so wie die einzelnen Situationen des Dichters Sprachmeisterschaft beurkunden, die sich in dem Ausdruck des leidenschaftlichen Gefühls der Unglücklichen, Verlassenen am glänzendsten zeigt. — Wir machen noch auf die Veränderungen aufmerksam, welche der Dichter in den neuern Ausgaben seiner Dichtung machte; sie sind sämmtlich glückliche Verbesserungen, die zwar meistentheils den Ausdruck, doch auch an einigen Orten die Komposition betreffen. Unter den letztern ist die veränderte Gestalt des letzten Chors (Vers 172 bis 182) und die Auslassung der Schlußzeilen der ersten Ausgaben vorzüglich bemerkenswerth. Abgesehen davon, daß der letzte Chor in seiner neuen Fassung wegen der glücklichen Wortwiederholungen bedeutend größern Eindruck hervorbringt, erscheint die Oreade offenbar viel edler. Während

sie früher über das Verderben der Unglücklichen beinahe erfreut zu sein schien, und sie den Tod derselben kaum erwarten konnte, ja sie selbst zum Selbstmorde drängte, tritt sie jetzt mehr als theilnehmende Verkündigerin des unerbittlichen Schicksals auf, das die Verzweifelnde erwartet.

Die Kantate wird auch **Oratorium** genannt, wenn sie religiösen Inhalts ist. Ein solches ist die „Osterkantate" von **Herder**, in welcher der Dichter die biblische Sprache und Auffassungsweise mit seinen eigenthümlichen Ansichten — von denen erst später die Rede sein wird — glücklich verschmolzen hat.

7. Idylle.

(Geßner.) — Bronner. — Kleist.

Die einzige epische Form, welche von den sogenannten preußischen Dichtern und ihren Zeitgenossen behandelt wurde, ist die **Idylle**. Und dieß ist ganz begreiflich; denn erstens konnte sich ihre vorzugsweise lyrische Richtung am leichtesten in der Idylle geltend machen, und dann bot auch diese die beste Gelegenheit dar, die vorherrschende Sentimentalität weiter auszubilden. Wie kaum anders zu erwarten, wurde die Idylle, wie beinahe alle übrigen dem Alterthum nachgebildeten Dichtungsformen, schief genug aufgefaßt. Der bedeutendste Fehler, den die „Hirten- und Schäfergedichte" jener Zeit an sich tragen, liegt in der Zeit selbst; es ist der Mangel an Wahrheit, es ist jenes Hinaufschrauben zu falschen, überreizten Empfindungen, die weder im Dichter selbst lagen, noch in den von ihm dargestellten Personen liegen konnten. Allerdings soll die Idylle die Erzählung irgend einer, wenn auch nicht wichtigen, doch zur Theilnahme anregenden Begebenheit aus dem einfachen, ungekünstelten Naturleben sein; allerdings wird der Dichter seine Personen aus solchen Zeiten oder solchen Ständen der Gesellschaft wählen, in denen ein ungekünsteltes, naives Naturleben noch gefunden werden mag; allerdings muß der Dichter endlich, wie überall, so auch hier, seinen Personen und den erzählten Begebenheiten eine ideale Färbung geben; aber er darf das Idealisiren nicht bis zur Unwahrheit steigern. Und das thaten die Idyllendichter jener Zeiten, unter denen **Geßner**[1]) den ersten Rang einnimmt. Statt das wirkliche Naturleben zu schildern, statt es, wie dem Dichter zukommt, von seinen unschönen Seiten zu befreien, den poetischen dagegen einen höhern Glanz zu geben, verläßt er den Boden der Wirklichkeit ganz und gar, und führt uns in eine Natur und zu Personen, die nur Erzeugnisse seiner empfindelnden Phantasie sind. So wird sein Bestreben nach Natürlichkeit zur süßlichen Affektation; die Empfindungen der dargestellten Personen erscheinen als Ausflüsse einer gesuchten, mattherzigen Sentimentalität, welche die dem Naturzustande eigene Thatkraft rettungslos untergräbt; alle erzählten Begebenheiten sind darauf gerichtet, eine weinerliche, marklose Rührung hervorzubringen, die gerade das Kennzeichen einer überbildeten, aller jugendlichen Energie entfremdeten Welt ist. — Es konnte keine Geßnerische Idylle in das „Handbuch" aufgenommen werden, da sie sämmtlich in prosaischer Sprache abgefaßt sind. Doch durfte diese Auffassung der Idylle, welche eben so sehr eine Geburt jener Zeit war, als z. B. das anakreontische Lied, nicht unberührt bleiben, daher von Geßners bedeutendstem Nachfolger und Schüler, **Bronner**[2]), eines von den wenigen Stücken aufgenommen wurde, die in Versen geschrieben sind. (Freilich sollte Bronner im Texte früher stehen; man wird aber dieses Versehen hoffentlich verzeihen.) „Die Erinnerungszeichen" (II. 217) reichen ganz hin, uns jene Bearbeitungsart der Idylle zu veranschaulichen; denn wie in allen übrigen Idyllen des nämlichen Verfassers, so wie in den sämmtlichen seines Vorgängers, ist auch in dieser kein episches Leben; den Personen und Zuständen fehlt es an anschaulicher Verkörperung, so daß dem Leser kaum ein Bild bleibt. Dagegen hat die erwähnte Idylle den Vorzug, den man den Bronnerschen Gedichten gewiß nicht streitig machen kann, nämlich die gelungene Ausmalung des Einzelnen, worin er freilich oft bis ins Kleinliche geht.

Weit glücklicher wurde die Idylle von **Kleist**[3]) behandelt. Er suchte den Zustand der Natürlichkeit und der Einfachheit nicht außerhalb der Wirklichkeit, sondern fand in dieser besser, als die oben genannten Dichter in ihrer bodenlosen Erfindung, alle Elemente einer schönen, einfachen und naiven Welt, deren Personen einer wahren und innigen Rührung fähig sind, ohne sich zur Weinerlichkeit hinaufzuschrauben. Wir haben Kleist schon als erzählenden Dichter kennen und schätzen lernen (s. oben S. 24). Die nämliche Sicherheit und Wahrheit, die wir dort fanden, tritt uns auch in seinen Idyllen entgegen, von denen wir die gelungenste und eigenthümlichste mitgetheilt haben. „Irin" (I. 177) führt uns Menschen voll treuherziger Einfachheit und natürlicher Unschuld des Herzens vor; aber der Dichter versetzt uns deßhalb nicht in vorgeschichtliche Zeiten, in ein sogenanntes goldenes Zeitalter, das aller Realität entbehrt; seine Personen sind so ganz aus der Wirklichkeit entnommen, daß wir tagtäglich ähnliche antreffen und wiedererkennen können, wenn wir die ideale Färbung uns wegdenken, die der Dichter seinen Gestalten nothwendig geben mußte. Ein Fischer fährt mit seinem Sohne aufs Meer zu seiner gewohnten Beschäftigung. Der Knabe bewundert die Schönheiten der ihn umgebenden Natur; denn — wie der Dichter mit

1) Salomon Geßner, geb. den 1. April 1730 zu Zürich. Glücklicher Landschaftsmaler und Kupferstecher. Gest. in Zürich den 2. März 1787.

2) Franz Xaver Bronner, geb. 23. Dez. 1758 zu Höchstädt. War früher Mönch, flüchtete sich in die Schweiz, wo er nach und nach verschiedene Stellen bekleidete. Jetzt lebt er in Aarau als Archivar und Bibliothekar.

3) Ewald Christian von Kleist, geboren den 7. März 1715 zu Zeblin bei Köslin, studirt 1731 die Rechte in Königsberg, wird 1736 dänischer Offizier, tritt 1740 in preußische Dienste, wird 1756 Major. In der Schlacht bei Kunersdorf tödtlich verwundet, stirbt er den 24. August 1759 in Frankfurt a. d. Oder.

Recht motivirt — Irin hatte ihn gelehrt, auf jede Schönheit der Natur zu merken (V. 11). Die glückliche Stimmung des Sohnes, die ihn für höhere Gedanken empfänglich macht, benutzt der Vater, dem Geliebten Ermahnungen zur Weisheit und Frömmigkeit zu geben, da er sein herannahendes Ende fühlt. Sie sind in schlichter, einfacher Sprache abgefaßt, wie es einem Fischer wohl ziemt, aber zeugen von einem Adel des Herzens, einer Höhe der Gesinnung, wie sie in jeder unverdorbenen, menschlichen Brust heimathlich ist. Die Wahrheit seiner Lehren beweist der greise Fischer aus seinem eigenen Leben; trotz so mancher Unglücksfälle, trotz so vieler Stürme, die sein Leben bedrohten, ist er bis in sein spätestes Alter glücklich und zufrieden geblieben, weil er stets fromm und tugendhaft war. — Die Hinweisung des geliebten Vaters auf seinen baldigen Tod mußte das liebende Gemüth des Knaben lebhaft ergreifen. Er klammert sich weinend an den Greis; er kann den Gedanken an den unersetzlichen Verlust nicht fassen. Als ihm aber der Tod den Geliebten wirklich entrissen hatte, schwebte ihm die Erinnerung an den schönen Abend immer vor der Seele, und er ward, wie sein Vater, fromm und tugendhaft.

In diesem lieblichen Gedichte ist Alles Natur, Alles auf Wahrheit gegründet; daher es denn auch nachhaltende Wirkung hat, wie sie keine unter allen Idyllen Geßners oder Bronners gewährt.

Kleist's Ruhm ward zuerst durch ein beschreibendes Gedicht: „Der Frühling", gegründet. Er hat darin allerdings eine ächt poetische Naturanschauung, eine überaus gemüthliche Liebe zum Naturleben entwickelt; allein es mangelte ihm doch ein epischer Halt, ohne welchen jedes beschreibende Gedicht zu einer losen Zusammenstellung einzelner Schilderungen wird, die zu keiner sie vereinigenden Einheit gelangen und sich deßhalb niemals zu einem abgeschlossenen Ganzen erheben, somit auch nicht auf den Namen eines Kunstwerks Anspruch machen können, so trefflich auch die einzelnen Stellen sein mögen. — Diese Liebe zur Natur und zur Einsamkeit, aus der „der Frühling" zunächst hervorging, war ein charakteristischer Zug des Dichters, der sich in den besten seiner Gedichte immer wiederholt und der mit dem thatenreichen Leben Kleists in merkwürdigem Widerspruch steht. Wir begegnen ihm in der Ode: „Der Vorsatz" (I. 167), die uns an Hagedorns „Landlust" erinnert. Nicht der Ehrgeiz des Kriegers, sagt er, nicht die Habsucht des Reichen, nicht die Pracht der Großen kann ihn erfreuen, sondern das edlere Leben des Dichters, der von seiner Höhe die ganze Nichtigkeit des menschlichen Lebens erblickt. — Noch kräftiger spricht sich diese Liebe zur Abgeschiedenheit vom Getümmel des menschlichen Lebens in der „Sehnsucht nach Ruhe" aus (I. 172), eine Elegie, die er im Feldzuge 1774 unter den Kanonen von Prag dichtete. Der Anblick der Schrecken des Krieges, die er uns mit allen Farben der Wahrheit schildert (Str. 5—13), der Gedanke an die menschlichen Thorheiten und Laster, die oft eben so verderblich wirken, als der blutigste Krieg, und manchen guten Menschen um Glück und Ruhe bringen (Str. 14—18), entreißen ihm den Ausruf, daß die Welt des wahren Lebens Grab sei und man nur fern von Menschen ein wahrer Mensch sein könne (Str. 19). Nachdem er endlich noch die Nichtigkeit aller menschlichen Bemühungen nach Ruhm, Ehre, Glanz und Reichthum erwähnt (20—23), drückt er in den letzten Strophen (24—26) seine heiße Sehnsucht nach ländlicher Ruhe und Abgeschiedenheit aus, deren Glück er in den ersten (1—4) begeistert besungen hatte.

Kleists Naturschilderungen sind immer glücklich; wir sehen, daß sie auf Anschauung und tiefem Gefühl beruhen. Es sind zwar beinahe immer dieselben Bilder, die er uns malt, aber immer weiß er ihnen eine neue Seite abzugewinnen; sie sind, wie die Natur selbst, immer dieselben und doch immer neu. Dieß bestätigt sich, wenn wir die Schilderung in den ersten Strophen des eben erwähnten Gedichts mit dem Anfange der Elegie „An Doris" (I. 175) zusammenhalten, in welcher der Dichter alle Reize der Frühlingsnatur und des Landlebens mit um so größerer Lebendigkeit schildert, als er den tiefen Kummer seiner Seele gerade dadurch recht kräftig hervortreten läßt, daß er zeigt, wie wenig ihn das, was sonst sein Herz am meisten erfreute, nun zu fesseln vermöge. — In den beiden zuletzt erwähnten Gedichten finden wir allerdings auch Wehmuth und Rührung in hohem Grade ausgesprochen; aber sie ist von jener falschen, gesuchten Sentimentalität der Anakreontiker und der Schäfergedichte weit entfernt; sie beruht auf Wirklichkeit und ist durch die Anschauung des Lebens nothwendig hervorgerufen.

So sehr Kleists Stimmung zum Elegischen sich neigte, so ließ er sich doch, wie aus dem bisher Gesagten auch schon hervorgeht, durch dieselbe nicht besiegen. In manchen seiner Gedichte spricht sich ein thatenkräftiges Gefühl aus, wie wir es vom Kriegshelden wohl erwarten können. Am lebendigsten findet es sich wohl in der Ode: „An die preußische Armee" (I. 170), ausgesprochen, die ein schöner Lobgesang auf die Tapferkeit des preußischen Heeres und auf den großen Feldherrngeist des geliebten Königs ist, und zugleich die Freudigkeit des Dichters ausspricht, einst im Kampfe für das Vaterland den schönen Tod des Helden zu sterben.

In allen Dichtungen Kleists zeigt sich ein ächter religiöser Sinn voll der innigsten und wahrsten Frömmigkeit, so wie eines unbegrenzten Vertrauens auf die göttlichen Rathschlüsse. Seine Ergebung in den Willen Gottes hat er in einigen schönen Hymnen besungen, von denen wir Eine mitgetheilt haben (I. 171). Es ist ihrer schon oben (Seite 47) in ihrem Zusammenhange mit ähnlichen Dichtungen jener Zeit gedacht worden. Der Gang dieser Hymne ist bei einer erhabenen, oft an die Propheten des Alten Testaments erinnernden Sprache sehr einfach und eben dadurch voll Wirkung. Groß ist der Herr; Alle die herrlichsten Naturerscheinungen sind nur ein schwacher Abglanz seiner Größe. Er zeigt sich überall als Herrn seiner Schöpfung, daher ihn diese preisen und verherrlichen soll, am meisten der Mensch; denn ihm hat Gott das Herrlichste gegeben, einen unsterblichen Geist, so wie er unablässig für das Glück des menschlichen Geschlechts sorgt. Auch für mich, schließt der Dichter, ist Gott ein gütiger Gott; denn er hat mir Alles verliehen, was ich zum Glücke bedarf — nicht

zwar Gold und Ruhm, aber das Vermögen, die Wahrheit einzusehen, und Freunde und die Gabe der Dichtkunst. Daher soll ihm mein Lobgesang in allen Lagen des Lebens erschallen.

IV. Uebergang der Didaktik in die Allegorie. — Herder.

Wenn wir einen Rückblick auf die bisherige Entwickelung der deutschen Poesie werfen, so kann uns nicht entgehen, daß alles fortschreitende Leben besonders auf zwei Männern beruhte, deren höherer Geist alle ihre Zeitgenossen nach sich zog. Eben so wenig kann uns aber auch entgehen, daß es Eine Seite ihrer umfangreichen Wirksamkeit war, welche vorzugsweise anerkannt und zum Theil fortgebildet wurde. Sie hatten auf die Bedeutung der schönen Form in der Poesie hingewiesen, und theils durch Beispiel, theils durch ihre kritischen Arbeiten das Gefühl für kunstvollendende Gestaltung rege gemacht. Wir haben gesehen, wie dieses Gefühl zum Bestreben sich ausbildete, die vaterländische Poesie mit allen schönen Formen des klassischen Alterthums zu beschenken, wie dieses Bestreben aber oft genug ans Kindische und Abgeschmackte gränzte. Diese einseitige, bloß auf die äußere Form gerichtete Auffassung der Poesie hätte endlich, so wohlthätig sie Anfangs auch war, die deutsche Dichtkunst wieder zur geschmacklosen Nachahmung führen müssen, wenn sie nicht auf eine andere Weise neu belebt worden wäre. Zwar hatte Klopstock der Poesie auch einen lebendigen Gehalt gegeben; er hatte auf das Volk und dessen Geschichte hingewiesen und in der begeisterten Liebe für das Vaterland einen eben so poetischen als tiefwurzelnden Stoff gefunden. Aber er sowohl als seine Nachahmer hatten diesem Stoff selbst wieder alle Fruchtbarkeit genommen, dadurch, daß sie ihn aus der Gegenwart entrückten und in eine längst entschwundene, oft nur sagenhafte Vergangenheit versetzten, oder gar nach unhaltbaren, häufig abenteuerlichen Ansichten modelten, wodurch dann jene Bardenpoesie entstanden war, die so bald wieder in Vergessenheit gerathen mußte. — Betrachtet man überhaupt die ganze Poesie jener Zeiten, so wird man selbst in den besten Dichtungen eine gewisse Leere empfinden; es wird auch denjenigen Gedichten, die uns sonst in jeder Rücksicht genügen, in Plan, Ausführung, in schönen und tiefgefühlten Empfindungen oder Ideen, in Sprache und Versbau, doch Etwas fehlen, das man nicht leicht erklären kann, ob es gleich eben die Seele aller Poesie ist. Doch kann man es wohl andeuten, und durch Umschreibungen, wenn auch nicht zur Anschauung, doch zum Gefühle bringen. Ich meine jene unbeschreibliche Eigenthümlichkeit, die aus jedem Gedanken, ja aus jedem Worte der ächten Poesie hervorstrahlt und dennoch selbst nicht zur Verkörperung gelangt; jenes wunderbare Colorit, das sich über alle Dichtungen verbreitet, die unmittelbar aus dem poetischen Gemüth quellen, und das bei allen vermißt wird, welchen eine unpoetische Reflexion zu Grunde liegt; jenen unsichtbaren und doch so wirkungsvollen Hauch, der dem poetischen Stoff ewige Frische, unverwelkliche Jugend verleiht; jenen Zauber endlich, der für den bedeutungslosesten Gegenstand gefühlvolle, liebende Theilnahme erregt (Rückert, „Kleine Stoffe“ II. 563).

Dieser Zauber nun fehlte damals der deutschen Poesie; weßhalb selbst die gelungensten Dichtungen jener Zeit mit wenigen Ausnahmen uns kalt lassen, so schön und vollendet sie im Einzelnen oder der Gestaltung nach auch erscheinen mögen.

Die Sage erzählt uns von einem Riesen, der seine Mutter, die Erde, immer wieder umarmen mußte, um die im Kampf verlornen Kräfte wieder zu gewinnen. So verhält es sich auch mit der Poesie. Sie muß von Zeit zu Zeit wieder zur Mutter zurückkehren, um bei ihr neue Jugend, neue Lebenskraft zu suchen, ohne die sie ermatten, altern und zuletzt absterben würde. Diese Mutter ist aber die Volkspoesie, die, unsterblich, wie die Menschheit selbst, in ewiger Frische und Fülle lebt; denn sie ist (da wir doch keine bessere Erklärung als durch ein Bild geben können) wie die Quelle der Verjüngung, von der eine andere Sage spricht, aus der man schöpfen muß, um neue Lebenskraft zu gewinnen.

Herder [1]) hat diese unerschöpfliche Quelle wieder eröffnet und dadurch neues Leben in die gesammte deutsche Poesie gegossen, ein Leben, von dem sie bis auf die letzten Zeiten gelebt hat. Doch müssen wir sogleich in Herder zweierlei Personen unterscheiden, den Kritiker und den Dichter. Bei weitem seine größte Wirksamkeit und Bedeutung hat er in der ersten Beziehung gehabt, nicht zwar, weil er, wie Lessing, mit der Schärfe des Verstandes in die Tiefen der Kunst und Poesie gedrungen wäre und dieselbe offenbart hätte, sondern weil er die verborgensten Kräfte des poetischen Lebens überall fand, wohin er seine Blicke lenkte, und die überraschendste Gewandtheit besaß, Andere für die Herrlichkeiten empfänglich zu machen, die sich seinem begeisterten Gemüthe erschlossen hatten. Durch die Hinweisung auf die jugendliche Poesie des Orients, auf die glühende Dichtung des Südens, ganz besonders aber durch die Herausgabe der vortrefflichen „Stimmen der Völker“ streute Herder einen Samen aus, der erst später aufging, aber desto kräftigere und schönere Früchte trug. So vollendete er, was Klopstock und Lessing begonnen hatten, und er erscheint in vielfacher Be-

---

1) Johann Gottfried von Herder, geb. den 25. August 1744 zu Mohrungen in Ostpreußen, will sich zuerst der Chirurgie widmen, folgt deshalb 1762 einem Wundarzt nach Petersburg, verändert aber in Königsberg seinen Entschluß, weßhalb er dort bleibt und Theologie studirt. Im J. 1765 wird er Lehrer in Riga, 1768 Reiseprediger des Prinzen von Holstein-Eutin, kommt in Straßburg mit Göthe in Verbindung. 1771 Hofprediger in Bückeburg, 1775 Hofprediger und Generalsuperintendent in Weimar, 1779 Vicepräsident des Oberconsistoriums, 1801 in den Adelstand erhoben. Gest. den 18. Dezember 1803.

ziehung als Fortsetzung dieser zwei Männer, ganz besonders aber Lessings. Wie dieser in das Wesen der Kunst, so war Herder in das Wesen der Poesie gedrungen; aber er war eben so wenig Dichter, als Lessing; seine Poesien sind das sprechendste Zeugniß davon; es tritt bei ihm noch bestimmter hervor, weil er nicht die Geheimnisse der Kunst erforscht hatte, wie Lessing, und daher nicht durch äußere Kunstvollendung den Mangel an Schöpferkraft verbergen konnte. Doch fand auch Herder in der Eigenthümlichkeit seines Geistes, so wie in der Erkenntniß des wahren poetischen Lebens, das ihm so schön aufgegangen war, ein Surrogat, das er trefflich zu benutzen verstand. Er fühlte, daß ihm nicht jene Unmittelbarkeit der Anschauung und Erfindung zu Gebote stand, „die dem dichterischen Gemüth in so reichen Strömen entquillt"; er fühlte aber auch, daß ein Gedicht, das sein Entstehen der bloßen Reflexion verdanke, nie auf das Gemüth, auf die Einbildungskraft wirken, daß es somit den Leser auch nimmermehr in eine poetische Stimmung versetzen könne. Daher suchte er die poetische Anschauung, die nicht in ihm lag, von Außen her zu gewinnen und mit der in ihm wurzelnden Reflexion zu verbinden. Bei seinem offenen und empfänglichen Sinn für das ächt Poetische, griff er nach den poetischen Seiten, welche ihm die Natur oder das Leben darbot; er bestrebte sich, den tiefern Sinn zu erfassen, der in diesen äußern Erscheinungen verborgen liegt, oder er suchte sie mit der Ideenwelt zu beseelen, die in seinem umfassenden, thätigen Geiste lebte. So kam Herder zur Allegorie, durch diese zur Parabel und Paramythie und selbst zur Legende. Auf diese Weise ward er auch der Vermittler zwischen der didaktischen und einer auf Unmittelbarkeit der Empfindung beruhenden Auffassung der Poesie. Wie bis zu ihm alle Poesie auf Reflexion beruhte, so trennte sie sich nach ihm entschieden von derselben. Er selbst bildet den Uebergangspunkt, indem er beide Zeiten in sich vereinigt. Zur ältern gehört er, weil beinahe alle seine Dichtungen irgend einen Zweck der Belehrung haben; zur neuern aber, weil er seinen Ideen oft eine solche Einkleidung gab, daß man sie für Ergießungen einer unmittelbaren Naturanschauung halten konnte und die Absichtlichkeit verborgen blieb.

Es ist nun noch nöthig, einige Worte über die Ideen mitzutheilen, welche Herders Dichtungen zu Grunde liegen; diese Bemerkungen können um so allgemeiner und gedrängter gehalten werden, als die Betrachtung der einzelnen Gedichte hinlänglich Gelegenheit darbieten wird, ins Einzelne und Besondere einzugehen.

In Herders Leben und schriftstellerischer Thätigkeit spricht sich Ein großer Gedanke aus, der ihn schon als Jüngling begeisterte, den er nach allen Beziehungen und Richtungen hin unablässig verfolgte, und der, um mich eines oft gebrauchten Bildes zu bedienen, der rothe Faden ist, welcher sich durch seine ganze Wirksamkeit hindurchzieht. Es war der Gedanke, daß die Menschheit einer unendlichen Veredelung fähig sei, weil in ihr der Geist der Gottheit lebe. Es sei daher die Aufgabe der ganzen Menschheit, besonders aber der bevorzugten Geister, nach immer höherer Vollendung zu streben, die er mit dem Namen Humanität bezeichnete. Daher bezog er Alles auf diese erhabene Idee; Kunst, Wissenschaft, Religion, Philosophie, Geschichte, mit Einem Worte, alle Aeußerungen der fortschreitenden menschlichen Seele waren ihm Beglaubigungen seines unerschütterlichen Glaubens an die künftige Vollkommenheit der Menschenwelt, zugleich aber auch Mittel, dieselbe zu erreichen. So sah er in der Poesie der gesammten Völker den Abdruck des göttlichen Geistes, daher seine Ehrfurcht vor derselben; er erblickte in ihr aber auch den sichersten Weg, die Menschen für ein höheres Leben empfänglich zu machen. Daher werden wir in seinen Dichtungen immer die Hinweisung auf eine künftige Vollendung und gottähnliche Veredlung der Menschheit finden, oder er wird uns die Mittel zeigen, dahin zu gelangen, welche nach ihm darin liegen, daß der Mensch den in ihm schlummernden göttlichen Funken zur Flamme erwecke, nach Wahrheit strebe und sein besseres Wesen vom Schlamme der Gemeinheit und der Lüge reinige.

1. Allegorie. (Lied. — Elegie. — Hymne.)

Alle Erscheinungen des innern wie des äußern Lebens lassen sich mit andern ihnen ähnlichen vergleichen. Wenn nun der Dichter nicht diejenige Erscheinung darstellt, von welcher er eigentlich sprechen will, sondern eine andere, welche mit jener mehr oder weniger Aehnlichkeiten darbietet, die Darstellung aber so durchführt, daß man leicht bemerkt, er meine nicht diese, sondern wohl jene Erscheinung, so entsteht eine **Allegorie**. Diese Darstellungsweise, richtig angewendet, ist allerdings von großer Wichtigkeit; denn da alles Abstrakte, Uebersinnliche der poetischen Darstellung widersteht, die nach sinnlicher Anschauung strebt, so wird man das Reich der Ideen in das Gebiet der Poesie bringen können, wenn man ihnen eine äußere Erscheinung verleiht. Es gibt nun zweierlei Wege, dieses zu bewerkstelligen. Entweder begnügt sich der Dichter, die abstrakte Idee zu verkörpern, d. h. sie als eine wirkliche Person mit allen der Idee zukommenden Attributen darzustellen; oder er sucht in der Wirklichkeit einen Gegenstand, welcher ihm die Idee auszudrücken, ein Bild derselben zu sein scheint. Die erste Art der Allegorie war früher sehr beliebt, ist aber nichts desto weniger im Allgemeinen zu verwerfen, weil durch sie doch das nicht erreicht wird, was erreicht werden soll. Man will durch die Allegorie etwas Unkörperliches, Uebersinnliches zur Anschauung bringen; so muß man diesem Uebersinnlichen auch einen wirklichen, einen anschaulichen Körper geben, denn ohne diesen wird der Geist doch nimmermehr aus der Abstraktion gehoben werden. Ob man z. B. vom Ruhme als einem abstrakten Begriffe spreche, oder ihn als einen nur in der Einbildung des Dichters vorhandenen Körper mit Flügeln, Trompete u. s. w. darstelle, so wird der Eindruck auf den Leser immer ungefähr der nämliche bleiben; denn er wird im zweiten Fall die Personifikation unwillkürlich wieder aufheben und zum reinen Begriffe zurückkehren, so daß die Allegorie ohne allen Eindruck bleibt. Nur in wenigen Fällen wird die Allegorie dieser Art nachhaltig sein, wenn sie nämlich eine schon allgemein angenom-

mene ist und sie durch den langen Gebrauch Verkörperung und Anschaulichkeit erhalten hat. — Weit glücklicher und wirksamer ist die allegorische Darstellung, wenn sie darin beruht, daß der Dichter der abstrakten Idee einen wirklichen Gegenstand unterlegt, der den Leser sogleich ins Gebiet der sinnlichen Anschauung führt, und ihn oft so stark in dieser festhält, daß er die Allegorie nicht für eine solche zu erkennen vermag, und die ideelle Beziehung mehr fühlt, als mit dem Verstande scharf aufgreift. Denn gerade dadurch ist das poetische Leben gerettet, und die Allegorien, welche am wenigsten das Gepräge ihres Ursprungs tragen, nähern sich der Unmittelbarkeit der poetischen Auffassung am meisten [1].

Diese Art der Allegorie ist es auch, welche Herders richtiges Gefühl für die Darstellung seiner Ideen vorzugsweise wählte. Seine Bilder nahm er meistentheils aus der Natur und ihren Erscheinungen, und zwar ganz folgerichtig. Denn da ihm einerseits die höhern Ideen, deren der Mensch fähig ist, die Funken des im Menschen schlummernden göttlichen Geistes waren, und ihm anderseits auch die Natur in ihrem Ganzen wie in ihren einzelnen Erscheinungen als Offenbarungen der Gottheit erschienen, so mußten jene Ideen mit diesen Erscheinungen nothwendig übereinstimmen, und es kam nur darauf an, die letztern zu verstehen, um die erstern wieder darin zu finden.

Dieß ist auch der Inhalt des Gedichts: „Allegorie der Natur“ (I. 350), welches die Grundzüge der Herderschen Weltanschauung und poetischen Auffassung am klarsten ausspricht. Der Mensch soll das Weltall in seiner Gesammtheit, wie in seinen einzelnen Erscheinungen begreifen können, denn in allen lebt und webt der Weltgeist. Wenn er ihre Bedeutung erfaßt, so ist er nicht bloß Ausleger der Natur, er wird dadurch gleichsam ihr zweiter Schöpfer [2]. Diese Kraft liegt aber schon im Menschen tief eingeprägt; sein Herz ist „der Pulsschlag der Natur“; daher soll er sich selbst erkennen, um die Natur zu verstehen, um das zu erfüllen, was sie verhieß, um das fortzubilden, was sie nur begonnen [3]. Alle Vollendung beruht im Geist der Liebe, in dem Einklang der Wesen, in der allgemeinen Harmonie. — Wenn diese aber die Vollendung ist, so spricht sich in ihr nothwendig der Weltgeist, die Seele der Vollkommenheit selbst aus, und so ist die Musik mehr als jede andere Erscheinung das Abbild der ewigen Harmonie selbst („das Saitenspiel“ I. 324). Sie rückt uns dem Weltgeist näher, da er ja die Quelle und der Urgrund der Harmonie ist; deßhalb spricht sie so mächtig ans Herz; deßhalb stimmt sie den Menschen zu den höchsten Gefühlen [4]. Daher soll die Harmonie der Töne die Menschen ermahnen, sich liebend an einander zu schließen („An die Aeolsharfe“ I. 135). Denn „einzeln ist der Mensch ein schwaches Wesen; aber stark in Verbindung mit andern. Einsam mühet er sich oft umsonst. Ein Blick des Freundes in sein Herz, Ein Wort seines Rathes, seines Trostes weitet und hebt ihm den niedrigen Himmel, rückt ihm die Decke des Trauerns hinweg.“ (Herder, Adrastea IV. 299.) Diese ewige Harmonie heißt ihm auch die Liebe („Am Meer bei Neapel“ I. 330). „Die Harmonie, nach der die Wesen brennen, Wie willt du anders es, als Liebe nennen?“ (Str. 6). Sie ist es, welche die Natur alldurchwallend bewegt; sie nur ist Schöpferin der Wesen, ihr Herz und Geist, ihre Lehrerin und Lehre. Die ganze Natur beruht auf der Liebe; nur der Mensch hat sich ihrer Leitung entrissen, und bringt, von der Göttin verlassen, ein trauriges, kummervolles Leben dahin [5].

---

1) Wenigen wird vielleicht z. B. Göthe's „Fischer“ (I. 540) als Allegorie erschienen sein, und dennoch ist er nichts Anderes, wenn wir Eckermanns Mittheilungen Glauben beimessen. „Da malen sie meinen Fischer, sagte Göthe, und bedenken nicht, daß sich das gar nicht malen lasse. Es ist ja in dieser Ballade bloß das Gefühl des Wassers ausgedrückt, das Anmuthige, was uns im Sommer lockt, uns zu baden. Weiter liegt Nichts darin, und wie läßt sich das malen!“ (Eckermanns Gespräche mit Göthe. I. Bd. S. 79) Vgl. unten die hieher gehörigen Bemerkungen bei Göthe's Balladen IV. 2.

2) Man vergleiche mit den zwei letzten Strophen dieses Gedichts Rückerts „Frühlingswürmchen“ (II. 565), und dann, was oben S. 49 über dasselbe gesagt worden ist. — „Die Natur in ihren schönen Formen, sagt F. H. Jacobi, redet figürlich zu uns, und die Auslegungsgabe ihrer Chiffernschrift ist uns im moralischen Gefühl verliehen. Schon der bloße Reiz in Tönen und Farben nimmt gleichsam eine Sprache an, die einen hohen Sinn zu enthalten scheint und die Natur näher zu uns führt.“ (Allwyls Briefsammlung.) — Und früher schon äußerte sich Jakob Böhme: „Des Himmels Kräfte arbeiten stets in Bildnissen, Gewächsen und Farben, zu offenbaren den heiligen Gott, auf daß er erkannt werde in allen Dingen.“ (Theosophisches Sendschreiben.)

3) In diesem Sinne weist uns das schöne Lied „Friede“ (I. 333) an unser eigenes Herz. Nicht in der Einsamkeit der Klostermauern wohnt der Friede, nicht in geheimen Gesellschaften, selbst wenn sie religiöse Tendenz haben, nicht bei ruhmbegierigen, zanksüchtigen Gelehrten; in seinem eigenen Herzen allein kann und muß ihn der Mensch finden.

4) Mit diesem Liede, das an Klarheit des Plans und begeisterter Auffassung die meisten Gedichte Herders weit übertrifft, vergleiche man den „Tanz“ (II. 34) und „die Macht des Gesangs“ (II. 9) von Schiller. Der „Tanz“ spricht den nämlichen Gedanken aus; nur ist darin nicht sowohl die Harmonie der Töne, sondern die der Bewegung, des Rhythmus als das höchste Gesetz des Weltalls bezeichnet. In der „Macht des Gesangs“ schildert der Dichter die gewaltigen Einwirkungen der Tonwelt auf das menschliche Gemüth, während Herder im „Saitenspiel“ den Grund dieser Einwirkung zu erforschen strebt.

5) Dieses Gedicht ist eines von den wenigen, mit welchen Herder — so viel uns bekannt — Veränderungen vornahm. Dieselben sind ohne Ausnahme gelungen, besonders in so ferne sie die Composition betreffen. In der ersten Ausgabe hieß das Gedicht: „Parthenope, ein Seegemälde bei Neapel.“ Parthenope war nämlich ein früherer Name der Stadt Neapel, welchen sie von der Sirene Parthenope, die dort begraben sein soll, erhalten hatte. Herder hatte diese frühere Benennung benutzt und die Nymphe Neapels unter dem Namen Parthenope redend eingeführt. Diese war es also, welche dem Dichter die hohen Ideen über die Welt und das große Gesetz, das dieselbe bewege, mittheilte. Diese Ideen standen aber mit der Persönlichkeit einer aus der alten Mythologie

In allen den bis jetzt erwähnten Gedichten ist die allgemeine allegorische Auffassung der Natur und des Menschenlebens begründet; in andern werden wir einzelne Erscheinungen des Seelenlebens durch einzelne Naturbilder erklärt finden. Ich sage erklärt, denn Herdern war es vorzüglich darum zu thun, daß die allegorische Beziehung verstanden werde. Daher haben seine Allegorien ein eigenthümliches Gepräge. Er hat nämlich nicht bloß ein äußeres Bild gegeben und poetisch ausgeführt, sondern auch die in demselben liegende Idee dem Verständniß klar zu machen gesucht, wodurch er sich allerdings von der poetischen Gestaltung entfernt und die didaktische Absicht offenbart. Die meisten seiner lyrischen Gedichte sind solche, ich möchte sagen, halbe Allegorien; nur wenige unter ihnen, besonders die politischen, haben eine ganz lyrische Haltung, wogegen wiederum in mehrern andern das didaktische Element ganz offen da liegt.

Wir wenden uns zunächst zu den allegorisirenden, sinnbildlichen Gedichten.

Die Lerche (im Gedicht gleichen Namens I. 323) ist das Symbol der Andacht, der Freude, des Fleißes. Wie der Lerche ein längerer Frühling gewährt ist, als selbst der Nachtigall, der Sängerin süßer Klagen, so soll sie den Menschen erinnern, daß er auch nur durch diese Dreiheit zu innerm Glück und fortdauernder Wirksamkeit gelangen kann. — Die Hoffnungen des Menschen sind den Farben des Regenbogens zu vergleichen („Der Regenbogen“ I. 324). Nachdem der Mensch lange sich an ihnen gestärkt, in ihnen Muth und Trost gefunden hat, verschwinden sie; es zerfällt das geträumte Glück. Aber man traure nicht! Wie der Regenbogen mit seiner Farbenpracht dem höhern Glanz der allbelebenden Sonne weicht, so schwindet die Hoffnung nur vor der Wahrheit, dieser Sonne des geistigen Lebens. So ist denn aber die Hoffnung nicht bloße Täuschung, und der Mensch soll an ihr fest halten, weil sie in Tagen des Elends eine sichere Gewähr des künftigen Glücks, wenigstens ein kräftiger Schirm gegen die Uebermacht des Unglücks ist. („Zage nicht!“ I. 335.)

Herder kommt oft auf die Vergänglichkeit alles Irdischen zu sprechen, da diese mit seiner Weltansicht im Widerspruch zu stehen scheint. Er sucht daher immer Beides zu versöhnen. Edler Lebensgenuß erscheint ihm als das Nächste, dieser unvermeidlichen Vergänglichkeit zu trotzen („Lied des Lebens I. 325, zu vergl. mit Hölty's „Lebenspflichten“ I. 416). Man soll den beglückenden Augenblick erfassen, den Tropfen der Göttlichkeit einsaugen, der Jedem geschenkt ward; darin liegt die Seligkeit, zu der sich der Mensch hienieden erheben kann. („Das Flüchtigste“ I. 323.) Die Freude am Leben, wenn es ein schönes, edles Leben ist, kann den Menschen glücklich machen, wie die farbige Libelle, die, des baldigen Todes unbewußt, ihres heitern Daseins sich erfreut („Die Wassernymphe“ I. 327); wie den bunten Schmetterling, dessen Wandelung von dem gedrückten Raupenstand in einen luftigen Körper den Menschen auf ein höheres Seelenleben hinweist („Das Lied vom Schmetterlinge“ I. 328). Ueberhaupt traure der Mensch nicht über die harte Nothwendigkeit, die ihn zu erdrücken scheint, denn das Schicksal ist nicht Zufall und Laune; es ist eine unwandelbare, von Gott bestimmte Ordnung, die zum Wohl des Ganzen berechnet ist; es ist die Harmonie, die sich im ganzen Weltall offenbart. („Die Schwestern des Schicksals“ I. 327).

Wir sehen in diesen letzten zwei Liedern eine Hindeutung auf ein zukünftiges Leben. Der unerschütterliche Glaube an ein solches war bei Herder eine nothwendige Folge seiner ganzen Weltansicht, die ja, wie wir schon gesehen haben, auf der Befähigung der Menschheit zu einer immer größern Vollendung beruhte, einer Vollendung, die aber im „Raupenzustande unserer Erde“ nicht erreicht werden konnte. Am schönsten hat der Dichter diesen Glauben in der trefflichen Elegie: „Der Tod (I. 347), auf seine Weise ausgesprochen. Lessing hatte nämlich eine Abhandlung geschrieben: „Wie die Alten den Tod gebildet.“ Die in dieser Abhandlung enthaltenen Ansichten werden hier von Herder poetisch dargestellt, und er benutzt sie zugleich, dem großen Manne ein würdiges Denkmal zu setzen. Uebrigens liegt der Glaube an eine höhere Vollendung tief in der menschlichen Seele; es ist die Ahnung, die allen Menschen inwohnt, und die sich am lebendigsten in der Traumwelt ausspricht, wo die Seele freier über den fesselnden Körper sich erhebt, zur reinen Anschauung des Geisterlebens sich emporschwingt. („Der Traum“ I. 347.) Diese Elegie und die begeisterte Hymne: „Die Nacht“ (I. 343), können als die Schlußsteine der Herderschen Weltansicht gelten. In ihnen erhebt sich der Dichter wieder zur Allgemeinheit der Anschauung, die wir in der „Allegorie der Natur“ gefunden hatten; aber diese Allgemeinheit hat sich durch die Betrachtung des Besondern gleichsam gekräftigt, und so ist es nicht mehr Allegorie, die er uns in diesen beiden Gedichten vorführt; er bedarf dieses Kleides nicht mehr, er führt uns in das Reich des Uebersinnlichen selbst ein. Wie zart aber und geistig seine Allegorien sind, das geht aus den zuletzt erwähn-

hergenommenen Meergöttin in keiner Beziehung; daher führte der Dichter an ihrer Statt in der spätern Ausgabe ganz passend die als Göttin personificirte Natur ein, die allerdings mehr Beruf hat, die im Gedichte mitgetheilte Weltansicht auszusprechen. — Ferner waren früher die drei letzten Strophen als Aeußerungen des Dichters dargestellt, worauf die Nymphe in einer jetzt ausgelassenen Strophe ihn zu trösten suchte und ihn auf sein eigenes Gemüth hinwies, in welchem die Liebe des Weltalls wiederklinge. Auch dies ist mit Fug und Recht verändert worden. Die Anschauungen und Gedanken der drei letzten Strophen sind von zu ätherischer Art, als daß sie dem Dichter zugeschrieben werden könnten, wogegen sie sich an die vorausgegangenen Aeußerungen der Göttin vollkommen anschließen. Auch ist der Schluß jetzt weit angemessener, als früher. Das Ganze soll die Sehnsucht nach der glücklichen Zeit erwecken, in welcher die Liebe noch auf Erden wandelte; diese Wirkung mußte früher ganz verloren gehen, da die letzte Bemerkung der Nymphe den Inhalt der 12. Strophe aufhob.

ten Gedichten (besonders aus dem „Traum") hervor, die beinahe selbst als Allegorien erscheinen könnten.

Auch die andere Gattung der Allegorie wurde von Herder bearbeitet, und zwar mit entschiedenem Glücke, weil er seinen allegorischen Personifikationen die nothwendige Anschaulichkeit und Realität zu geben wußte, so daß ein ächt poetisches Leben in ihnen aufgeht. Einige unter ihnen grenzen an die zuerst erwähnte Art der Allegorie, und bilden gleichsam den Uebergang zur andern. So z. B. „Das menschliche Herz" (I. 329), eines der trefflichsten Herderschen Gedichte, dessen tiefe poetische Schönheit noch kräftiger hervortritt, wenn man es mit einem andern ähnlichen („Das Mutterherz", von Schubart, II. 169) zusammenstellt, das kaum mehr genügen kann, sobald man es mit dem Herderischen vergleicht, so sehr es auch vorher durch den schönen, seelenvollen Sinn erfreuen mußte. Denn es fehlt ihm gerade das, wodurch das andere bedeutend wird, nämlich die feste Verkörperung, zu welcher die Allegorie gelangt. Der Gedanke, welchen Herder poetisch darstellen wollte, ist leicht zu erfassen; es ist derselbe, dem wir schon so oft begegnet sind: Ueberall in der ganzen Natur ist die Liebe die schöpferische und erhaltende Gewalt; sie ist es auch, welche den Menschen fähig macht, das Leben zu ertragen, durch welche ihm selbst der Schmerz als Glück und Freude erscheint.

Wie in diesem Gedichte, so benutzte Herder überhaupt gern die altgriechische Mythologie, welche so reichen Stoff zu allegorischen Erklärungen darbietet; er gebrauchte diese Mythen um so lieber, als sie ihm Gelegenheit gaben, die Spur des Göttlichen im Menschen und somit dessen Fähigkeit zu höherer Vollendung anzudeuten.

„Die Dämmerung" (I. 351) zeigt uns den Menschen als ein Gewebe aus Licht und Schatten, weßhalb die Dämmerung auch sein eigentlichstes Lebenselement sei, sein vollkommenstes Glück nur in ihr beruhe; daher ihm die Hoffnung und die Sehnsucht zu Begleiterinnen gegeben seien. Aber von der göttlichen Liebe habe er einst ein helleres Licht zu erwarten. — „Das Kind der Sorge" (I. 351) erklärt uns die doppelte Natur und Bestimmung des Menschen. Sein Körper gehöre der Erde, weil er aus ihr gebildet sei; sein Leben der Sorge, denn sie habe ihn geformt; sein Geist aber, den er von Gott erhalten, solle einst auch wieder zu ihm emporsteigen. Dieses Gedicht drückt eigentlich ganz denselben Gedanken aus, wie „das menschliche Herz." In beiden erblicken wir den Menschen, von verschiedenen Gewalten hin und her geworfen, bis endlich eine höhere, versöhnende Macht erscheint, jene neutralisirt und dem Menschen festes Glück verheißt und verleiht. — Hier ist es Gott, dort die Liebe, diese herrlichste Offenbarung der Gottheit.

Wie im Menschen selbst, so erscheint auch in seinen höhern Fähigkeiten eine doppelte Natur, eine edlere, geistige, und eine andere, irdische. Deßhalb läßt Herder die Kunst (I. 352) von der göttlichen Freude und dem menschlichen Fleiß abstammen. Aber wie der Mensch selbst bei höherer Vollendung alles Irdische endlich abwirft und zur Unsterblichkeit sich schwingt, so hat auch die Kunst, durch Tugend und Unschuld veredelt, die Göttlichkeit gewonnen. Diese Allegorie ist übrigens unter allen am wenigsten gelungen, weil ihr die Anschaulichkeit und Verkörperung fehlt, welche, wie schon oben bemerkt wurde, der Allegorie allein Wahrheit und Sicherheit geben. (Vergleiche Göthe's „Nektartropfen" I. 532.)

2. Geistliches Lied.

Die Sehnsucht nach dem Unendlichen, die tief begeisterte Anschauung des Göttlichen, welche in den allegorisirenden Gedichten Herders sich ausspricht, ist die Grundlage aller Frömmigkeit und Religiosität; sie ist auch die Seele des reinen, von allem Aeußerlichen entblößten Christenthums. Deßhalb werden wir die nämlichen Ideen auch in denjenigen Gedichten wieder finden, welche einen kirchlichen Charakter tragen. Außerdem legte Herder in das Christenthum gern eine allegorische Bedeutung; dasselbe war ihm eine Offenbarung der Gottheit, wie die ganze Natur; in Christus erblickte er das Bild jener Vollendung, jener Humanität, nach der seine innigste und tiefste Sehnsucht gerichtet war, wie er in ihm das Vorbild der Hingebung und Duldung („Am stillen Freitag" I. 335), der Liebe und Wahrheit („Lobgesang" I. 336) erblickte. Darum war er auch stets bemüht, in den Geist des Christenthums einzudringen, und es von den Aeußerlichkeiten zu befreien, die man nur zu oft für das Christenthum selbst ansieht. Die lebendige Quelle aller Frömmigkeit war ihm die Liebe, die er mit ächt christlichem Sinn in einem erhebenden Liede besang („Liebe" I. 338), dessen Inhalt einer der schönsten Stellen des Neuen Testaments entnommen ist (1. Brief Pauli an die Korinther, Kap. 13). Es zeigt uns dasselbe am kräftigsten, wie auch die übrigen Gedichte Herders den lautersten christlichen Geist athmen; denn auch ohne das Wort Gott oder Christenthum auszusprechen, führen sie uns ja, wie wir oben gesehen haben, immer wieder auf diese Quelle der Wahrheit und des Lichts, auf die Liebe, auf Gott und seine Herrlichkeit zurück. Daher war er auch von so lebendigem Dankgefühle durchdrungen, wenn er das Verhältniß Gottes zu seinen Menschen betrachtete („Danklied" I. 337). Und wie er in einem oben schon erwähnten Gedichte gesagt, daß der Weltgeist die Bedeutung der Natur dem Menschen ins Herz gelegt, so spricht er uns im Liede: „Das Gewissen" (I. 339), von der göttlichen Stimme, die in unserm Busen lebt, um uns vor Thorheit und Laster zu warnen. Wenn aber diese Stimme erst nach vollbrachter Unthat kräftig uns mahnt, so bringt sie auch zugleich Balsam für das Herz, das von dem Vergehen gebeugt ist; es ist die Reue (I. 334), die den gefallenen Menschen wieder zum Bessern erhebt, ihn mit sich selbst und dem Allgütigen wieder versöhnt.

Wie Herder in der deutschen Poesie überhaupt eine neue Zeit verkündigt und gleichsam den Vermittler macht zwischen ihr und der alten, vorangehenden; so auch im geistlichen Liede. In den

bis jetzt erwähnten religiösen Gedichten sehen wir schon Spuren der mystischen Auffassung, die sich später so kräftig entwickelt; aber sie erinnern auch vielfältig an die frühere, oben (S. 30) dargestellte Richtung des geistlichen Liedes. Ganz in diesem dort berührten Geiste des Vertrauens und der demüthigen Hingebung an die Gottheit ist das Lied: „Der liebende Schöpfer" (I. 333), gedichtet, das denen von Gellert, Uz u. A. ganz an die Seite tritt.

3. Parabel und Paramythie.

(Nicolay. — Chamisso. — Krummacher.)

Die **Parabel** ist eigentlich Nichts Anderes, als eine Fabel; sie ist, wie diese, die Veranschaulichung eines allgemeinen Satzes durch einen zu diesem Zwecke besonders erdichteten Fall. Nur unterscheidet sie sich von der Fabel darin, daß der ihr zu Grunde liegende allgemeine Satz nicht eine bloße Lebens- und Klugheitsregel ausspricht, sondern vielmehr eine höhere Wahrheit aus dem geistigen oder Seelenleben des Menschen. Aus diesem Grundunterschiede gehen auch die übrigen Verschiedenheiten hervor. Weil die Parabel die Darstellung einer höhern Wahrheit beabsichtigt, ja selbst oft genug ins Gebiet der Religion hinüber streift, so können Thiere oder leblose Gegenstände nicht füglich als Repräsentanten gebraucht werden, und somit wählt die Parabel mit seltenen Ausnahmen vorzugsweise Menschen zu ihren Personen. Und da nun ferner der Charakter des einzelnen Menschen nicht schon offen vorliegt, wie der des einzelnen Thieres, so muß der Parabeldichter auf die Zeichnung desselben die nothwendige Rücksicht nehmen, was bei dem Fabeldichter nicht der Fall ist. Deßhalb und weil die Verhältnisse, in welchen sich die Menschen bewegen, nicht so leicht überschaulich sind, als die Handlungen, welche den Thieren zugeschrieben werden, kann die Parabel an die Kürze und Gedrungenheit der Erzählung nicht gebunden sein, welche das Wesen der Fabel ausmacht. Auch verlangt die größere Würde der Parabel eine gehaltnere, edlere Sprache, als jene. — Ein fernerer Unterschied der Parabel von der Fabel liegt darin, daß diese den einzelnen erdichteten Fall als einen wirklichen, die Parabel hingegen nur als einen möglichen darstellt, der nur zur Vergleichung mit dem allgemeinen Fall dienen, ihn beleuchten und beweisen soll, weßhalb man die Parabel auch ein Gleichniß nennt. Dadurch spielt sie aber offenbar ins Gebiet der Allegorie, und manche Gedichte können eben so wohl zu dieser, als zu jener Gattung gerechnet werden. Und so tritt auch die didaktische Absicht der Parabel offener hervor, als sogar bei der Fabel, und man rechnet sie auch nur deßhalb zur epischen Poesie, weil sie auf der Darstellung einer Begebenheit beruht.

Wie die Parabel ganz auf dem Gleichnisse gegründet ist und daher zur Allegorie wird, zeigt sich uns sogleich in dem trefflichen Gedichte: „Das Lied vom Bache" (I. 328), das uns die oft gebrauchte und mißbrauchte Vergleichung eines Stromes mit dem menschlichen Leben in, wenn auch nicht neuer, doch tiefer Auffassung vorüberführt, und vorzüglich im schönen, herzerhebenden Schlußgedanken (Str. 14—16) seinen Höhepunkt erreicht. Wohl ist Alles vergänglich in der Welt; die schönsten Blüthen unsers Lebens verwelken auf immer; aber das Leben selbst gibt uns mit dem Leide auch der Wonne genug, und es erwartet uns eine Zukunft, in der aller Schmerz auf ewig verschwindet. — Andere Parabeln erscheinen noch bei weitem mehr als bloße Bilder (z. B. „der Himmel" I. 354), selbst dann, wenn das Bild episch dargestellt ist, wie in „Wozu es wird" und „Verschiedener Umgang" (I. 356), „Freundschaft" (I. 380), wozu auch noch „Der Mensch und sein Schatte" (I. 353) gezählt werden kann.

Der Ton und die eigenthümliche Haltung der Parabel wird dagegen in den „Feldheimen" (I. 353) mehr gehalten, worin wir, was bei Herder sonst sehr selten der Fall ist, eine Beziehung auf die besondern Lebensverhältnisse unserer Zeit bemerken, da er gewöhnlich die allgemeinen und ewig sich gleich bleibenden Verhältnisse des menschlichen Daseins zum Gegenstande seiner Dichtungen macht. — An die Fabel streifend ist „Die Raupe und der Schmetterling" (I. 354), welches nur wegen der höhern, bedeutungsvollern Moral zur Parabel wird. In diesem Gedichte ist übrigens nicht zu verkennen, daß die Moral, wie sie in der Schlußstrophe ausgesprochen wird, nicht eigentlich aus der Erzählung hervorgeht. Man würde offenbar eher eine Hinweisung auf ein künftiges Leben erwartet haben, und eben deßhalb scheinen auch die letzten Zeilen der Erzählung (Str. 4) nicht vollkommen zum Anfange derselben zu passen.

Obgleich das Gedicht „Der Säugling" (I. 355) seiner Form nach nicht hieher gehört, da es vielmehr als lyrische Rhapsodie angesehen werden kann, wollen wir es doch hier erwähnen, weil es seinem Inhalte nach einigermaßen mit einigen der genannten Gedichte überein stimmt. Auch hier bemerkt man einen Mangel an innerer Einheit, indem die letzten Strophen wiederum nicht nothwendige Ergebnisse des Vorangegangenen sind. Vielleicht darf man aber auch vermuthen, daß der einigende Gedanke im Dichter lebendig war, ihm jedoch die lichte Darstellung nicht gelungen ist. Ein Säugling, der nach ehemaliger Sitte mit Windeln und Binden zusammengeschnürt ist, führt den Dichter auf den Gedanken, daß der Mensch überhaupt dazu bestimmt sei, sein Leben lang Fesseln zu tragen. Wenn auch sein Geist nach Höherem strebt, so zieht ihn der schwere Erdenkörper wieder in die Tiefe hinab. Und so ist es ein Glück für ihn, daß er nicht in größerm Lichte lebt. (Vgl. „die Dämmerung.") Doch sei ihm, damit er den Kampf mit den Thoren leichter kämpfe, die Unschuld und die Bescheidenheit als Hülfe und Schutz beigegeben.

Eine Nebenart der Parabel ist die **Paramythie,** welche sich von jener nur darin unterscheidet, daß sie meistentheils ihre Begebenheiten aus der griechischen Sagenwelt nimmt, aus denen sie sittliche oder religiöse Wahrheiten zur Anschauung bringt. Doch darf der Dichter diese Begebenheiten nach seinen Zwecken verarbeiten,

ändern und verschönern, da es ihm nicht sowohl an der Erzählung einer bestimmten Mythe gelegen ist, als an der Veranschaulichung einer höhern Wahrheit, welche sich an dieselbe anknüpfen läßt. Natürlich steht es auch dem Dichter frei, Begebenheiten zu erfinden, welche er bekannten Gottheiten ꝛc. unterlegt. Im Wesen der Paramythie liegt es, daß überhaupt höhere Wesen als Personen gebraucht werden; man ist daher keineswegs an die Götter der griechischen Fabel gebunden, der Dichter kann vielmehr auch andere Sagenkreise zu Grunde legen, ja selbst Engel einführen; doch wird die griechische Sagenwelt ohne allen Zweifel immer den reichsten Stoff darbieten, weil ihre Gestalten mehr, als die anderer Mythen, das Gepräge einer tief poetischen und kunstvollendeten Allegorie an sich tragen. In allen übrigen Stücken ist die Paramythie von der Parabel nicht unterschieden, wie man sich aus dem mitgetheilten Beispiele: „Flora und die Blumen“ (I. 352) leicht überzeugen kann. — Der Name der Paramythie (eigentlich Erholung, daher Erzählung) ist — wie die Gattung selbst — von Herder in die deutsche Literatur eingeführt worden. Auch sind seine Paramythien, wenn auch oft nachgeahmt, doch gewiß niemals übertreffen worden. Uebrigens sind mit Ausnahme von zweien oder dreien die Herderischen Paramythien sämmtlich in Prosa geschrieben; in der von Herder veranstalteten Sammlung derselben ist eine einzige: „Der Traum (s. oben), in Versen abgefaßt.

Die Parabel und Paramythie wurden nach Herders Vorgang von vielen deutschen Dichtern bearbeitet. Wir werden dieselben im Verlaufe unserer Darstellung näher kennen lernen; nur sei es uns vergönnt, zweier hier zu erwähnen, die sonst nicht leicht an einem andern Orte berührt werden könnten. Der erste, **Nicolay**, ist uns schon als Fabeldichter bekannt (s. oben S. 74); er hat auch einige Parabeln geschrieben, unter denen „Die Säcke des Schicksals“ (II. 179) bei weitem die vorzüglichste ist. Doch finden wir in ihr auch jenen komischen Beisatz, welcher zu jener Zeit, besonders bei den Nachahmern Wielands, zur allgemeinen Mode geworden war, welchem wir aber um so weniger Geschmack abgewinnen können, als er sich, wie gerade in dem vorliegenden Beispiele, selbst da eindrängte, wo er doch durchaus nicht hingehörte, so daß der erhabenste Gedanke oft durch die komische Darstellung allen Eindruck verlor. — Die nämliche Idee, welche den „Säcken des Schicksals“ zu Grunde liegt, nämlich die, daß der Mensch mit seinem Schicksale zufrieden sein solle und deßhalb nicht mit Gott rechten dürfe, weil er in seiner Allweisheit Jedem das Beste und Geeignetste zugemessen habe, wurde von einem neuern Dichter (Chamisso in der „Kreuzschau“) mit der dem Gegenstande zukommenden Würde behandelt. Schon die ganze Anlage ist edler, als bei Nicolay, dessen Timon ein vorwitziger, charakterloser Mensch ist, von dem kaum erwartet werden kann, daß er die ihm gegebene Belehrung mit Ergebung werde angenommen haben; während Chamisso's Pilger ein edler, nur von einem leicht verzeihlichen menschlichen Irrthum befangener Mann ist, dessen bessere Seele sich der Wahrheit gerne öffnet. (Vergl. „Die Bürde des Lebens“ von Herder I. 377.)

Der andere Parabeldichter, dessen wir hier noch erwähnen wollen, ist **Krummacher**[1]. Er hat in seinen Dichtungen vorzugsweise Herdern zum Muster genommen, ohne ihn jedoch sklavisch nachzuahmen. Seine Parabeln zeichnen sich durch eine schöne, anmuthige Sprache aus, wie sie auch das treffliche, reine, ächt kindliche Gemüth des Dichters beurkunden, dessen Beruf als Jugenddichter längst allgemein und mit Dank anerkannt worden ist. — „Flora, Pomona und Zeus“ (II. 474) führt den nämlichen Gedanken durch, welchen derselbe Dichter in einem schönen lyrischen Gedichte darstellt. Wir können uns nicht enthalten, dasselbe hier einzurücken, da es nur durch Zufall nicht in die Sammlung aufgenommen worden ist.

Das Lied vom Samenkorn.

1. Der Sämann streut aus voller Hand
Den Samen auf das weiche Land,
Und wundersam, was er gesät,
Das Körnlein wieder aufersteht.

2. Die Erde nimmt es in den Schooß,
Und wickelt es im Stillen los;
Ein zartes Keimlein kommt hervor
Und hebt sein röthlich Haupt empor.

3. Es steht und frieret, nackt und klein,
Und fleht um Thau und Sonnenschein;
Die Sonne schaut von hoher Bahn
Der Erde Kindlein freundlich an.

4. Bald aber nahet Frost und Sturm,
Und schon verbirgt sich Mensch und Wurm;
Das Körnlein kann ihm nicht entgehn
Und muß in Wind und Wetter stehn.

5. Doch schadet ihm kein Leid, noch Weh;
Der Himmel deckt mit weißem Schnee
Voll Lieb' der Erde Kindlein zu;
Dann schlummert es in stiller Ruh'.

6. Bald fleucht des Winters trübe Nacht;
Die Lerche singt, das Korn erwacht;
Der Lenz heißt Bäum' und Wiesen blühn
Und schmückt das Thal mit frischem Grün.

7. Voll krauser Aehren schlank und schön
Muß nun die Halmensaat erstehn,
Und wie ein grünes, stilles Meer,
Im Winde wogt sie hin und her.

8. Dann schaut vom hohen Himmelszelt
Die Sonne auf das Aehrenfeld;
Die Erde ruht in stillem Glanz,
Geschmückt mit goldnem Erntekranz.

9. Die Ernte naht, die Sichel klingt,
Die Garbe rauscht, gen Himmel dringt
Der Freude lauter Jubelsang,
Des Herzens stiller Preis und Dank.

---

1) Friedrich Adolf Krummacher. Geboren den 13. Juli 1768 zu Tecklenburg in Westphalen, zuerst Professor in Duisburg, dann Consistorialrath und Hofprediger in Bernburg, seit 1824 Pastor in Bremen, wo er in der neuesten Zeit durch übertriebenen Pietismus mancherlei Aergerniß gibt.

Die Idee der schönen Parabel: „Der Sturmvogel und die Schiffenden“ (II. 475), finden wir auch in dem tiefernsten Gedichte Chamisso's: „Der alte Sänger“ (II. 670), ausgesprochen; beide Dichtungen erklären sich einander so ganz, daß es überflüssig wäre, Näheres zu sagen. — „Die Blumenknospen“ (II, 476), ein liebliches Gedicht, das seinem Inhalte nach mit der schon erwähnten Parabel „Flora ꝛc.“ und dem „Lied vom Samenkorn“ nahe verwandt ist, möchte wohl, wie auch „die Schwalben“ (II. 476), als Fabel angesehen werden, eine Gattung, welche Krummacher ebenfalls mit großem Glück bearbeitet hat. „Der Löwe und der Esel in der Gefangenschaft“ (II. 473) enthält eine Wahrheit, welche, so unläugbar sie auch ist, doch so selten erkannt und noch seltener angewandt wird. Die Fabel „Zeus und das Schaf“ (II. 473) endlich erinnert uns an eine andere mit gleicher Ueberschrift von Lessing, welche wir in einer Note mittheilen, erstens, weil Lessing einen hohen Rang unter unsern Fabeldichtern einnimmt, und nur aus dem Grunde, daß bei weitem die meisten und besten seiner Fabeln in Prosa geschrieben sind, keine von ihnen in den Text aufgenommen werden konnte, und zweitens, weil die Vergleichung zweier einen und den nämlichen Gegenstand behandelnder Fabeln für den Leser Interesse und mannigfachen Nutzen darbieten kann [1]).

4. Legende.

(Kosegarten. — Schubart. — Uhland. — Rückert. — Schäfer. — Göthe.)

Wir kehren wieder zu Herder zurück. — Dieselbe Geistesrichtung, die ihn zur Allegorie und Parabel führte, leitete ihn auch zur **Legende**, deren Wiedererweckung aus einer Jahrhunderte langen Vergessenheit wir ihm zu verdanken haben. Unter Legende verstand man ursprünglich das Buch, welches „die Summe dessen umfaßte, was nicht nur durchs ganze Jahr hin dem Volk öffentlich vorgelesen, sondern auch zu seiner häuslichen Erbauung fast einzig in die Hand gegeben ward (daher der Name Legende von legenda, was gelesen werden soll). Und da dieß insonderheit Lebensbeschreibungen der Heiligen waren, auch Allem, was man damals schrieb, der Ton der Andacht und des Wunderbaren anhing, so ist der Name Legende vorzüglich der wunderbar-frommen Erzählung, d. i. Lebensbeschreibungen und Geschichten, die durch daswas Andacht vermöge, zur Nachfolge reizen sollten, geblieben“ [2]). Allerdings schlichen sich nach und nach in diese Legenden mancherlei Erzählungen ein, die gegen Wahrheit, Geschmack, gesunden Menschenverstand nur zu stark verstießen, und dabei auch nicht im mindesten auf poetische Auffassung Anspruch machen konnten, wodurch besonders seit der Reformation ihr Ansehen so tief herab sank, daß man sie „in einem frostigen Wortspiel (Lügende) der Lüge für gleichlautend hielt“ [3]). Aber nicht alle Legenden waren so; viele, sehr viele von ihnen hatten hohen poetischen Werth, und waren dadurch von großer sittlicher und religiöser Bedeutung, daß sie uns in schlichter und treuherziger Weise edle und für ihren Glauben begeisterte Männer im Kampfe für die Wahrheit und gegen das Schlechte zeigten, uns zeigten, wie der Mensch, wenn ihn seine Ueberzeugung begeistert, wenn ihn rege Sehnsucht nach dem Ewigen, Göttlichen durchdringt, selbst mit den beschränktesten Mitteln, durch die bloße Kraft des Willens und des Glaubens, Großes und Bleibendes zu erringen im Stande sei. Die Heiligen der Legende sind dem christlichen Mittelalter das, was den Griechen ihre Heroen waren.

Als Dichtungsform betrachtet, ist die Legende eigentlich nur eine Nebenart der poetischen Erzählung, mit einem besondern Zwecke und einer besondern Richtung, ungefähr wie die Idylle. Es soll in ihr nämlich irgend eine fromme Handlung oder eine auf Religion und Glauben sich beziehende Begebenheit dargestellt werden, die sich wunderbar entwickelt und endet. Ihrem Ursprunge nach wird ihr Stoff meistens aus der christlichen Religionsgeschichte oder Sage entnommen; doch können auch Bearbeitungen anderer Sagen sich zur Legende gestalten, wenn sie nur den Zweck der Legende, fromme Andacht und feurige Begeisterung für religiöses Leben, damit vereinigen. Denn nicht der Stoff an und für sich, sondern die besondere Erregung des Gemüths, die aus ihm hervorgeht, macht die poetische Erzählung zur Legende. — Dem Stoff und dem Zwecke muß auch die Darstellung entsprechen; sie muß daher schlicht, fromm und erhebend sein. Eben diese Einfachheit der Sprache muß sich auch in der Gestaltung der Legende zeigen; der Dichter wird weniger darnach streben, durch kunstreiche Komposition ergreifenden Eindruck hervorzubringen, als vielmehr diesen dadurch zu errei-

1) „Zeus und das Schaf.“ — Das Schaf mußte von allen Thieren Vieles leiden. Da trat es vor den Zeus und bat, sein Elend zu mildern. — Zeus schien willig und sprach zu dem Schafe: „Ich sehe wohl, mein frommes Geschöpf, ich habe Dich zu wehrlos erschaffen. Nun wähle, wie ich diesem Fehler am besten abhelfen soll. Soll ich Deinen Mund mit schrecklichen Zähnen und Deine Füße mit Krallen rüsten?“ — „O nein! sagte das Schaf, ich will Nichts mit den reißenden Thieren gemein haben.“ — „Oder, fuhr Zeus fort, soll ich Gift in Deinen Speichel legen?“ — „Ach, versetzte das Schaf, die giftigen Schlangen werden ja so sehr gehaßt.“ — „Nun was soll ich denn? Ich will Hörner auf Deine Stirne pflanzen, und Stärke Deinem Nacken geben.“ — „Auch nicht, gütiger Vater, ich könnte leicht so stößig werden, als der Bock.“ — „Und gleichwohl, sprach Zeus, mußt Du selbst schaden können, wenn sich Andere Dir zu schaden hüten sollen.“ — „Müßt' ich das! seufzte das Schaf. O, so laß mich, gütiger Vater, wie ich bin. Denn das Vermögen, schaden zu können, erweckt, fürchte ich, die Lust, schaden zu wollen; und es ist besser, Unrecht leiden, als Unrecht thun.“ — Zeus segnete das fromme Schaf, und es vergaß von Stund an, zu klagen.

2) Herder, in der Einleitung zu seinen Legenden.

3) Ebendaselbst.

chen sich bemühen, daß er die Wichtigkeit der einzelnen Handlungen und Reden durch sich selbst hervortreten lasse.

Aus dem Gesagten ergibt sich, daß der Stoff der Legende nicht eigentlich vom Dichter erfunden werden kann, sondern sich auf Ueberlieferung oder Sage gründen muß. Selbstständige Erfindung kann zwar dem Dichter nicht gänzlich versagt werden, nur muß sie dem Wesen und Geist der Tradition in allen Punkten entsprechen, überhaupt in ihrer gesammten Auffassung, wie in den einzelnen Beziehungen, so beschaffen sein, daß man sie für eine aus älterer Zeit überlieferte Erzählung halten kann. Da übrigens der Stoff so unendlich reich vorliegt, wird der Fall selten eintreten, daß sich der Dichter gezwungen sähe, seines besondern Zweckes wegen eine legendenartige Begebenheit erst zu erfinden. Dagegen ist es Hauptaufgabe des Dichters, nur ächt poetische, das sittliche Gefühl nicht verletzende Geschichten oder Sagen zu wählen, in denen sich ein höheres Leben beurkundet; denn leider finden sich in den Legendensammlungen nicht wenige Erzählungen, welche bloße Ausgeburten finstern Aberglaubens sind, zum Theil das bessere Gefühl empören, ja selbst Ekel erregen und daher eben so wenig poetisch als wahrhaft fromm und zu höherer Thatkraft begeisternd sind. — Der Dichter kann natürlich den Stoff, wie er in der Tradition vorliegt, seinem Zwecke gemäß verarbeiten, ja er muß es thun, wenn er nicht bloß Stoffartiges, Gestaltloses geben, seine Legende nicht zur bloßen Versifikation machen will.

In allen diesen Beziehungen gebührt Herdern die vollste Anerkennung. Alle seine Legenden zeigen uns edle, von inniger Frömmigkeit durchdrungene Menschen; sie erzählen uns Handlungen, die uns mit Bewunderung und Ehrfurcht erfüllen, die uns zur möglichsten Nacheiferung anspornen. Auch ist das den Begebenheiten beigesellte Element des Wunderbaren weder störend, noch thut es dem wahren Werthe der handelnden Personen Eintrag; denn sie würden auch ohne dieses Wunderbare als großherzige, gottbegeisterte, thatkräftige Menschen erscheinen. Daher ist jede seiner Legenden auch die Trägerin einer schönen, oft erhabenen Idee, was nicht der Fall sein könnte, wenn das Wunder die Hauptsache wäre, die Person und die Handlung dagegen nur als unbedeutende Folie sich darstellte. — So spricht sich in der Einen („Der gerettete Jüngling“ I. 357) der Gedanke aus, daß fester Glaube und unerschütterliche Liebe zur Wahrheit selbst das verdorbenste Gemüth zur Besserung zwingen können. (Vergl. „Johannes Kant“ von Gustav Schwab II. 646.) — In einer andern („Der Tapfere“ I. 358) führt uns der Dichter das Bild des wahrhaft hohen Muthes vor, der selbst vor dem schrecklichsten Flammentode nicht erschaudert, weil das Bewußtsein, nur die Wahrheit gewollt und erstrebt zu haben, in seiner Seele lebt und sie vor Kleinmuth oder Verzweiflung bewahrt. — Die Sage, daß einem Künstler einst die Himmelskönigin selbst erschienen sei, benutzt der Dichter in dem „Bild der Andacht“ (I. 359) mit viel Geschick, um darzuthun, daß Talent ohne höhere Weihe, ohne Begeisterung, ohne fromme Andacht das Höchste nie erreichen könne. (Vergl. „Begeisterung“ von Zedlitz II. 725.) — „Das Paradies in der Wüste“ (I. 360) zeigt uns, wie der feste Wille des Edlen Großes zu erschaffen fähig sei, und wie dieses auch nach seinem Tode fortlebe. Trefflich ist diese Legende vorzüglich dadurch, daß sie in kräftigen Zügen gegen die abgöttische Verehrung großer Männer warnt, so wie die folgende („Die Ameise“ I. 361) das sich selbst genügende, thaten- und wirkungslose Mönchsleben als eine Ausgeburt des Müßigganges darstellt. Der Mensch aber soll sein wie die Ameisen, rüstig und thätig, sein Leben dem allgemeinen Wohl widmend, nöthigenfalls auch opfernd. — In großartigem Bilde erscheinen uns in den „Fremdlingen“ (I. 362) die hehren Männer, welche einst, das Christenthum verkündend, durch die Kraft ihres Glaubens selbst die Natur bewältigten und sich dienstbar machten. Wir erblicken sie im Kampfe mit der Schlechtigkeit ihrer Zeit, mit der thierischen Rohheit wilder Völker, und sie gehen siegreich hervor aus diesem Kampfe, weil die Wahrheit auf ihrer Seite war, weil sie jeden Augenblick bereit waren, für diese Wahrheit das Leben hinzugeben, wie sie früher Reichthum, Ansehen und ein ruhiges, glückliches Leben dafür geopfert hatten [1]. — Die folgende Legende: „Christenfreude“ (I. 365), ist gleichsam ein Kommentar zur ebengenannten, denn nie hätten jene herrlichen Männer das Große ausführen können, das bis auf uns herab wirkt und ewig wirken wird, wenn die ächt christliche Demuth und Selbstverläugnung, welche der treffliche Leo seinem Franciscus so eindringlich ans Herz redet, nicht mächtig in ihrer Brust gelebt hätte. — Obgleich die Begebenheit, welche im „Schiffbruch“ (I. 370) erzählt wird, nicht in jene altchristlichen Zeiten gehört, aus denen die meisten Legenden zu uns herübertönen, und welche als die eigentliche Epoche derselben angesehen werden; so schließt sie sich doch wegen der ächt christ-

1) Erklärungen: Vers **5—7**. Beatus 2c Bekehrer Deutschlands in der Schweiz, in Schwaben und am Rhein. — **31**. Der Brienzer- und Thunersee. Beatus hat in der Volkssprache den Namen St. Batt. — **35**. Lucius, der Sage nach ein Britischer Königssohn, Bekehrer der Graubündtner. — **37**. Fridolin, Bekehrer derer von Glarus und der Rheinanwohner. Zu Seckingen auf einer Insel des Rheins begraben. — **56**. ff. Attila, der Hunnen König. Pabst Leo III. ging ihm in der Lombardei entgegen. Giselaar, Gibich 2c. sind Könige der Allemannen und Burgunder. — **91**. Gallus heißt ein Gale. Columban und seine Gefährten waren nicht von Fingals Stamme, aber edle Schotten (Scoten) aus Erin (Nord-Irland) gebürtig. Der erste Zug Columbans war in die Hebriden (die westlichen Inseln bei Schottland.) Auf Hy oder Jona war ein Chorherrnstift errichtet nach einer morgenländischen Regel. Von da begaben sich viele nach Bangor, einem berühmten Kloster in Wales; von da in die mittäglichen Länder. — S. Joh. v. Müller, Gesch. der Schweiz, Th. I. S. 158, 205 u. ff. — **192**. Fingal und Ossian. (Alle diese Erklärungen sind von Herder.)

lichen Größe des edeln Mannes schön an die übrigen Legenden an. Ja sie ist nur noch wirkungsreicher, weil sie uns zeigt, daß hochherzige Aufopferung für die Pflicht nicht ein ausschließliches Vorrecht der Vergangenheit ist. An diese reiht sich noch eine andere an („Die wiedergefundenen Söhne“ I. 368), in welcher die fromme Ergebung in den Willen Gottes, die ächt christliche Duldung des Unabänderlichen — welche von der mahomedanischen Apathie gegen das Schicksal eben so weit entfernt ist, als überhaupt das Christenthum vom Islam — in rührenden Zügen dargestellt wird. — In „Tödten und Lebendigmachen“ (I. 366) erblicken wir den Gegensatz des falschen Glaubens zum wahren, der Afterreligion zur göttlichen Offenbarung, welche nie und nimmermehr das Schlechte will, selbst nicht zum guten Zwecke. Denn der Gifthauch des Bösen ertödtet das Gute, wenn dieses sich zu schwach dünkt, allein zum Ziele zu gelangen. — Wenn wir in den bis jetzt genannten Legenden Herders eine tiefe Begeisterung des edeln Menschen für die dargestellten hohen Ideen erblickten, so tritt uns in der letzten, die wir noch zu berühren haben („Die Orgel I. 367), die ächt dichterische Begeisterung des Dichters für einen poetischen Gegenstand entgegen, und von diesem Standpunkte aus mag diese Legende als die vorzüglichste und gelungenste unter allen Herderschen gelten. Schon die Einleitung ist trefflich und mit dichterischer Kraft ausgeführt; die Wirkung des herrlichen Baues kann kaum malerischer, ergreifender dargestellt werden. Daß dem Dichter dabei die gelungene Aufführung des jüngsten Gerichts vorgeschwebt haben mag, ist wohl nicht zu bezweifeln; aber weit entfernt, daß dieses dem Werthe seines Gedichts Eintrag thäte, bezeugt es vielmehr, daß er das poetische Talent in hohem Grade besaß, Objektives dichterisch aufzufassen. Diese Legende beweist uns überhaupt seinen Beruf zum Dichter, wie wenige andere seiner Poesien. Er hat sich den Stoff ganz zu seinem Eigenthume gemacht und ihm durch eigene Ausbildung eine vollendete innere und äußere Gestaltung gegeben. Denn während die Sage nur im Allgemeinen berichtet, daß die heilige Cäcilia die Orgel erfunden habe, eine besondere Veranlassung dazu aber nicht angibt, erfindet der Dichter diese besondere Veranlassung und motivirt somit die nachfolgende Erzählung. Und diese Motivirung ist so glücklich, daß sie zugleich begründet, warum die Orgel ein so großartiges, umfassendes Instrument geworden ist. Cäcilia, erzählt der Dichter, habe weichen Saitenklang, die wollustathmende Musik ihres Volkes und ihrer Zeit, verschmäht; es habe in ihr die Ahnung einer edlern Kunst gelebt; und so habe sie in frommer Andacht zu Gott gebetet, er möge sie würdigen, den Lobgesang zu hören, den die drei Männer im feurigen Ofen gesungen. (Vergl. Daniel Kap. 3, V. 23 ff.) Da berührt ihr Ohr ein Engel, und nicht bloß der Lobgesang der Knaben dringt in ihr entzücktes Ohr, sie hört das ewige Lied der Schöpfung; sie hört, wie alle Gestirne, und Licht und Finsterniß und die Elemente, wie die ganze Natur, die lebendige und die leblose, sich vereinigt, den Herrn zu lobpreisen. Und sie flehet weiter zu Gott, daß ihr ein Nachhall dieses Liedes bleiben möge; und der Engel schwebt zum Künstler, und von ihm begeistert, baut der Meister den Wunderbau, um welchen sich von nun an die ganze Christenheit zur frommen Andacht vereinigte. Und der Engel gab dem herrlichen Bau den Namen, den er noch trägt; denn er ist das Organ des Geistes, der in Allem schläft, er ist der Andacht Organum [1]. — —

Wie Krummacher die Parabel, so bearbeitete **Kosegarten** [2] die Legende nach Herders Vorbild, aber mit weit weniger Talent und Glück. Zuerst muß man ihm vorwerfen, daß er in der Wahl seines Stoffes meistens sehr unglücklich war, und weniger auf die Bedeutung der Begebenheit oder die Würde und Erhabenheit der Personen Rücksicht nahm, als auf die wunderbare Entwickelung, welche doch, wie wir oben gesehen haben, nur Nebensache ist und bleiben soll. So dreht sich „das Amen der Steine“ (II. 425) nur um das Wunder, daß die Steine in Ermangelung von Menschen das Amen des Gebetes gesprochen. Der Dichter sucht zwar, diesem Wunder eine tiefere Bedeutung zu geben; aber weil es in der That keine hat — wenigstens nicht, so wie er es darstellt — so kann es ihm nicht gelingen; und der angeführte Bibelspruch (Lucas 19, 40) findet sich ohne alle wahre Beziehung zur Begebenheit, so wie auch die Schlußrede des Greises nichtsbedeutend ist, weil sie den Tadel, den sie mit Recht gegen den leichtsinnigen Knaben ausspricht, mit dem Wunder in Verbindung bringen will. — Eben so wenig kann „Margaretha und der Drache“ (I. 423) befriedigen, weil der Dichter offenbar den vorliegenden Stoff nicht verarbeitet, sondern nur roh, wie er ihn fand, wieder gegeben hat; es müßte denn die ins Widrige fallende Ausmalung des Drachen für Poesie und poetische Schöpfung gehalten werden. Gewiß wird jedem Leser die Frage einfallen, warum die Jungfrau denn den Teufel, welchen sie ja in ihrer unumschränkten Gewalt hatte, nicht für alle Menschen und auf immer unschädlich machte, statt selbstsüchtig nur an sich zu denken? Ist eine solche

1) Erklärungen. Vers **49**. „Bezaleel“ vergl. 2. Mos. Kap. 31, V. 2. — Vers **73**. Es scheint beinahe, als ob Herder hier Haydn's „Schöpfung“ im Sinne gehabt hätte. Dies scheint mir ganz besonders daraus hervorzugehen, daß er das „anstimmen“ als zukünftig darstellt. Auch wird der Zusatz „dem reichsten Labyrinth die volleste Vereinigung“ durch diese Annahme verständlicher und passender, indem er als bedeutsame Apposition zu „der Schöpfung Lied“ sich darstellt. Doch lassen sich auch Gegengründe gegen diese Erklärungsweise anführen, und es wird wohl schwierig sein, sie oder eine andere als unumstößlich nachzuweisen.

2) Ludwig Gotthard (Theobul) Kosegarten, geb. 1. Febr. 1758 zu Grevismühlen im Meklenburgischen, Prediger in Altenkirchen auf der Insel Rügen, zuletzt Prof. der Geschichte in Greifswalde, wo er den 26. Okt. 1818 starb.

Frage aber nur möglich, so hat der Dichter von vornen herein auf allen poetischen Eindruck verzichtet. Besser ist unstreitig „Das Brod des heiligen Jodokus“ (II. 424); aber ich vermuthe, daß hier der Stoff dem Dichter in die Hände gearbeitet hat, so wie es wohl auch bei dem „Gesicht des Arsenius“ (II. 426) der Fall sein mag, welches übrigens eher eine Parabel genannt werden kann, wenn Kosegarten es gleich in die Sammlung seiner Legenden als solche aufgenommen hat. — Das hier gefällte Urtheil über Kosegarten wird gewiß nicht als zu hart erscheinen, wenn wir die weitere Bemerkung hinzufügen, daß die vier mitgetheilten Stücke gewiß die besten unter so vielen Legenden sind, die er herausgegeben hat. Die meisten andern sind noch roher und gestaltloser; ihre Sprache ist noch greller und schwülstiger. — —

Weit befriedigender, als die Legenden Krummachers, ist „Der ewige Jude“ von **Schubart** (II. 178), obgleich es die einzige ist, welche wir von diesem Dichter besitzen. Zwar mag wohl die Darstellung an jene Sturm- und Drangperiode der deutschen Poesie erinnern, wo die Dichter glaubten, nicht genug Kern- und Kraftausdrücke aufbieten zu können, wenn sie etwas bedeutend Eindringliches zu sagen hatten; aber bei all dieser Kraftanstrengung, ja Ueberspannung der Sprache ist sie deßhalb doch nicht schwülstig, noch viel weniger aber roh. Und so erreicht der Dichter seinen Zweck, uns ein ergreifendes Bild des von Gewissensangst gepeinigten Sünders zu geben, der keine andere Rettung vor sich sieht, als den Tod, der ihn zu seiner größten Strafe zu ereilen zögert. Obgleich die Auflösung des Gedichts in wenigen Zeilen zusammengedrängt ist, so ist sie doch die belebende Seele des Ganzen. Denn erstens konnte nur auf diese Weise die Erzählung zu einem wahrhaft befriedigenden Ende geführt werden, und dann tritt der christlich milde Sinn der Versöhnung in so kräftigen Gegensatz zum Vorhergehenden, daß dieses selbst davon berührt und gemildert erscheint. — Ganz dem Charakter der Legende angemessen ist die eben so einfache als würdige Darstellung, die wir in „St. Georgs Ritter“ von **Uhland** wahrnehmen. Es scheint beim ersten Anblicke, als ob der Dichter den gegebenen Stoff nur ganz einfach wieder erzählt hätte; aber es scheint auch nur so, denn bei näherer Betrachtung zeigt sich bald, daß die ganze Ausführung, auf welcher doch die Schönheit des Gedichts beruht, weil es durch sie allein Leben und Gestalt erhält, dem erfindenden Geiste des Dichters zu verdanken ist. — „Des fremden Kindes heil'ger Christ“ von Rückert (II. 620) stellt uns eine der schönsten Sagen dar, in welcher sich je christlicher Liebessinn verkörpert ausgesprochen hat. Die Kinder stehen unter dem unmittelbaren Schutze des Menschensohnes, der selbst einst Kind gewesen, und noch jetzt, da er an der Rechten des Höchsten sitzt, voll Liebe hernieder schaut zu den armen Hülflosen und Verlassenen. — —

Die Legende ist das Ergebniß schlichter Einfalt und treuherzigen Glaubens; nur so aufgefaßt, kann sie auf poetische Bedeutung Anspruch machen. Diese Einfalt kann sich auch schon in der äußern Form, in der Darstellung kund geben, wenn der Dichter eine solche Sprache wählt, die an und für sich schon das Gepräge der treuherzigen Naivetät hat. Diesen Charakter trägt nun mehr als jede andere Gestaltung unserer Muttersprache die des fünfzehnten und sechszehnten Jahrhunderts, namentlich wie sie der treffliche Hans Sachs behandelt hat, welche die innere Poesie des Gedankens um so lebendiger hervortreten läßt, als sie die Begebenheiten, ohne nach äußerm Schmuck zu streben, schlicht und einfach darstellt. Es ist die Nachahmung dieser alterthümlichen Sprache für die Legende daher durchaus angemessen, und sie wird von ergreifender Wirkung sein, wenn sich der Dichter dieselbe vollkommen aneignet und auch die ihr zu Grunde liegende Einfalt des Gemüthes zu erringen weiß. Wir haben zwar nur wenige Gedichte aufzuweisen, in welchen diese Sprachform und die ihr entsprechende Anschauungsweise mit entschiedenem Glücke behandelt worden ist, denn es gehört allerdings überwiegendes Talent dazu, sich vollkommen in den Geist und die äußere Form einer fernliegenden Zeit zu versetzen; aber die wenigen Beispiele, die wir besitzen, sind durchaus vollendete Muster. Wenn wir nicht irren, ist Göthe der erste gewesen, welcher die Sprache des trefflichen Hans Sachs mit Würde nachahmte und behandelte, — denn von den inhalt- und formlosen Reimereien in sogenannten Knittelversen kann hier natürlich die Rede nicht sein.

Nach seinem Vorgange hat Schefer eine nach jeder Beziehung hin vortreffliche, besonders aber durch die gemüthreiche Haltung ausgezeichnete Legende: „Der Gast“ (II. 738), in dieser alterthümlichen, naiven Sprache gedichtet. Die Legende, welche Göthe selbst in dieser Form verfaßt hat („Legende“ I. 543), ist übrigens noch in anderer Beziehung von Wichtigkeit. Wir ersehen nämlich aus derselben, daß der Dichter die Legende auch ins Bereich des Komischen ziehen kann, ohne der Würde des Heiligen zu nahe zu treten. Es versteht sich wohl von selbst, daß das Komische nicht in das Niedrige, Possenhafte herabsinken darf — was bei unbedeutenden Dichtern, z. B. Langbein, nur zu oft der Fall ist — es muß vielmehr in einer gewissen treuherzigen Heiterkeit bestehen, die uns wohl ein Lächeln abgewinnen mag, aber ein Lächeln, das zugleich das sicherste Zeichen liebender Hingebung und Ehrfurcht ist. So hat Göthe den heiligen Petrus zum Gegenstande des Tadels, ja selbst gemüthlichen Spottes gemacht, ohne daß derselbe dadurch in seiner Würde beeinträchtigt erschiene. Uebrigens ist auch der Fehler des heiligen Petrus, welcher der Legende zu Grunde liegt, dem Charakter des Apostels, wie er im Neuen Testament durchgeführt ist, ganz angemessen. Auch rücksichtlich der Komposition ist diese Göthe'sche Legende ein vollendetes Muster. Die Erzählung ist vom Anfange bis zum Ende rasch, ohne daß jedoch die gemüthliche Beschaulichkeit darüber verloren ginge; alle Thatsachen sind ganz einfach an einander gereiht, und doch steigt das Interesse bei jeder Zeile. Die Charaktere sind trefflich gezeichnet, und wie Christus die Hauptperson des Gedichts ist, so weht der Hauch christlicher Liebe durch das Ganze.

5. Lehrgedicht.

Man wird sich nicht verwundern, daß Herder uns auch als didaktischer Dichter im engern Sinne entgegen tritt. Wir haben gesehen, daß es ihm bei weitem weniger daran lag, kunstvollendete Gebilde zu schaffen, als vielmehr die Kunst als Mittel zu seinem großen Zwecke zu gebrauchen, die Fortbildung der Menschheit zu fördern. In so ferne war er auch in allen seinen Poesien didaktischer Dichter. Um aber diesen seinen Zweck zu erreichen, wandte er sich nicht an den sondernden Verstand, sondern lieber an das empfänglichere Gemüth, und eben deßhalb wählte er solche Formen, durch die er mit größerer Sicherheit und größerer Kraft auf das Gemüth zu wirken hoffen konnte. In einigen Dichtungen hat er seine Ansichten nicht in das allegorische Gewand gehüllt, sondern dieselben offener dargelegt. Wenn uns aber diese Poesien eben deßhalb als reine Lehrgedichte erscheinen, so dürfen wir sie doch mit den Lehrgedichten früherer Dichter nicht zusammen stellen, denn sie sind wesentlich darin von jenen unterschieden, daß in denen Herders der Gedanke selbst poetische Bedeutung hat, wogegen die sächsischen Dichter zum Beispiel den Mangel an poetischen Anschauungen durch die äußern Formen der Poesie zu verdecken suchten. Herders Lehrgedichte sind für uns vorzüglich von großem Werth, weil sie uns seine großartigen Ideen über Welt, Menschheit und Leben in einer Darstellung vortragen, welche ohne Zweifel klarer und faßlicher ist, als die seiner prosaischen Werke, und uns daher einen richtigern Blick in seine Ansichten werfen lassen. Sie sind der sicherste Wegweiser durch die oft dunkeln Gänge seiner übrigen Dichtungen, welche in jenen ihre gründlichste Erklärung finden.

Des Menschen ärgste Feindin, sagt er in dem „Ich“ (I. 370) ist die Persönlichkeit. Sie beruht auf Irrthum und Traum; denn der Mensch ist, wie das Leben selbst, ewig wechselnd, vom Kind zum Jüngling, von diesem zum Manne und endlich zum Greis, nie ein und dasselbe Ich bewahrend. (Vgl. Herder: „Die fortwährende Täuschung“ I. 378.) Selbstständige Persönlichkeit aber ohne Beständigkeit ist ein Widerspruch (Vers 1—54). Der Mensch gehört nicht sich, er gehört dem großen guten All, durch das allein er überhaupt ist, das auch in ihm sich offenbart. Denn Nichts, selbst nicht das, was in ihm lebt und wirkt, ist sein Eigenthum; es ist ihm verliehen, damit er es gebrauche zum Wohle des Ganzen, wie die Blume blüht, damit die Frucht kräftig sich entfalte. Das Ich erstirbt, damit das Ganze sei (V. 55—100). Ja selbst die That gehört nicht ihrem Vollbringer; und nicht dessen Ich gelangt fortwirkend auf die Nachwelt, sondern das, was er gethan (100—109). Denn Niemand wird Großes thun, wenn er seine Persönlichkeit seinen Werken einprägt; nur der allgemeine ewige Genius verleiht ihnen das große Leben der Unsterblichkeit (110 bis 118). Daher soll sich Jeder bestreben, sein selber zu vergessen, denn nur so wird er zum Höchsten gelangen (119—147) — (Vgl. „den Nachruhm“ I. 326, „die Allegorie der Natur I. 350, ferner Göthe's Distichon: „Immer-strebe zum Ganzen“ I. 563, und „den philosophischen Egoisten“ v. Schiller II. 40). — Diesem äußern, vergänglichen Ich setzt er die wahre, unvergängliche Persönlichkeit entgegen im Gedicht „Das Selbst“ (I. 372). Da es den fortgehenden Gegensatz zum „Ich“ bildet, findet es in diesem seine vollständigste Erklärung. — In „Arist am Felsen“ (I. 374) entwickelt uns der Dichter seine Ansichten in Form einer idyllischen Erzählung, und verleiht ihnen allerdings dadurch eine Anschaulichkeit, die sie in rein didaktischer Form nicht erhalten hätten. — Arist betrachtet in düsterer Stimmung die ihn umgebende Natur. Alles erscheint ihm leblos und sinnenleer. Nur wenig Leben ist in der Schöpfung, sagt er, und nur der geringste Theil dessen, was da lebt, hat Verstand und Herz. Stumm ist die ganze Natur, und so verstummt auch des Menschen Herz, sein Wohl und sein Weh vor dem Menschen, bis es endlich in Nichts hinabsinkt (1—30). In solchen Gedanken vertieft, hört er nicht das Leben der Schöpfung um sich her (31—37), bis ihr Genius, ihm unsichtbar, ihn anredet: „Die Schöpfung ist nicht ohne Leben und Geist, denn Deine Gedanken selbst sind ja nur Abbildungen dessen, was Du von Außen her vernimmst. Es ist der Weltgeist, der in Dir denkt. Und nicht bloß in Dir denkt er; Alles, was ist, jedes Element, wie die kleinste Blume, ist ein Gedanke, den Er denkt. Selbst das, was Du für Zerstörung hältst, ist Leben, ist Verjüngung des Alten, Absterbenden“ (38—85). Arist erkennt, daß ein hoher Geist in der Schöpfung lebe, die unvergänglich von den frühesten Zeiten bis auf die neuesten fortwirke, aus Seele sich zu Seele ziehe. Die Natur, fährt er fort, sei allerdings ein großes Ganzes; aber dem Menschen sei es nicht vergönnt, den Sinn dieses Ganzen zu erfassen, dem Urgeist ins Angesicht zu schauen (86—109). — Da kommt Arists treuer Hund herbeigesprungen, der ihn lange gesucht; er wedelt ihm Freude zu. „Und wähnst Du Dich allein? fragt ihn der Genius. Wem verdankst Du Dein Dasein, Deine Erhaltung, als Du noch unbehülfliches Kind warst? wem Deine Bildung?“ Und weiter erinnert er ihn an sein früheres Leben, wo er so oft Glück, Rettung aus dem Verderben, Befriedigung der schönsten Wünsche bei liebenden Herzen gefunden hatte; denn der Mensch ist für den Menschen geschaffen, und nur in der Vereinigung der Einzelnen zur Gesammtheit erblüht das wahre Glück (110—140). Und Aristens Herz fühlt sich besiegt. Er erkennt die Vorsehung, welche Alles leitet; er erkennt das große Gesetz des allgemeinen Einklangs in der Natur (141—156). Da erscheint sein Freund, dem er seinen Kummer nie geklagt, den er so lange gepeinigt, und bringt unaufgefordert ihm Hülfe und Trost.

6. Epigramm. — Spruch oder Gnome.

(Kästner. — Lessing. — Bürger. — Göckingk. — Haug. — Herder.)

Wir haben Herdern endlich noch als Epigrammendichter zu betrachten, als welcher er wiederum in doppelter Beziehung von hoher Wichtigkeit ist, indem er nicht nur Muster des Epigramms dichtete, sondern auch durch Kritik und Beispiel die

ganze Gattung erweiterte. Wir hätten zwar schon früher Gelegenheit gehabt, des Epigrammes zu erwähnen; denn schon lange vor Herdern war es vielfältig und oft mit Glück bearbeitet worden, z. B. von Hagedorn, Kästner, Lessing, Kleist, Gleim, Götz, Michaelis, Kretschmann u. a. m.; aber alle diese Dichter hatten es mehr oder weniger einseitig aufgefaßt, wie aus der nachfolgenden Entwickelung ersichtlich sein wird, in welcher wir Lessings und Herders Forschungen und Ansichten zusammen zu fassen gesucht haben [1].

Das **Epigramm** ist, wie sein Name schon andeutet, offenbar zuerst Nichts Anderes gewesen, als eine Inschrift, eine Auf- oder Ueberschrift auf irgend ein Denkmal, dessen Bedeutung Allen in kurzen, aber scharf eindringenden Worten durch dieselbe eröffnet werden sollte. Solcher Art waren insbesondere die Grabschriften, die Inschriften an den Weihgeschenken für die Götter, auf Siegesdenkmäler u. s. w. In einer solchen einfachen Inschrift konnte sich allerdings schon poetisches Talent darthun; es kam darauf an, den tiefen Sinn des Denkmals scharf aufzufassen und ihn mit poetischer Anschaulichkeit darzustellen. Weil manche unter den vorhandenen Inschriften auf bekannten und wichtigen Denkmälern nicht gelungen sein mochten, konnte es leicht als Aufgabe des schöpferischen Dichtergeistes erscheinen, andere aus freier Selbstthätigkeit zu erschaffen, welche tiefer und anschaulicher seien. Und so war denn das Epigramm zur poetischen Form geworden, welche darin bestand, irgend ein bedeutendes Faktum von seiner poetischen Seite aufzufassen und es in gedrängter, den Sinn scharf ausprägender und wirkungsvoller Sprache darzustellen. Diese einfachste Art des Epigramms wurde namentlich angewendet, um die historische Bedeutung bedeutender Denkmäler poetisch zu versinnlichen, dann aber auch, um ihren Kunstwerth zur Anschauung zu bringen, indem der Dichter den Gesichtspunkt hervorhob, welchen der Künstler in seinem Gebilde hatte darstellen wollen. Je mehr aber das Kunstwerk als allgemein bekannt vorausgesetzt werden konnte, desto weniger hatte der Dichter nöthig, dasselbe zu schildern, und er konnte sich darauf beschränken, den Gesammteindruck zu veranschaulichen, auf welchen der Künstler hingearbeitet hatte. (Solcher Art ist z. B. Schillers „Peterskirche“ II. 99).

Sobald das Epigramm auf diesem Wege zur freien, selbstständigen Form geworden war, breitete es sich über alle Verhältnisse des Lebens und der Natur aus; alle äußern Erscheinungen konnten gleichsam als Denkmäler betrachtet werden, welche einen tiefern Sinn hatten, der sich dem Dichter erschloß, und den er auf die nämliche prägnante Weise darstellen konnte, wie die historische oder künstlerische Bedeutung eines Kunstwerkes. In diesem Sinne sind „Das Kind in der Wiege“, „Der epische Hexameter“, „Das Distichon“, die „Achtzeilige Stanze“ von Schiller (II. 99) u. a. m. aufzufassen, welche Epigramme der einfachsten Art sind und dem ursprünglichen Wesen derselben als eigentlicher Inschriften am nächsten stehen.

Nur bekannte Gegenstände, oder solche, die als allgemein bekannt vorausgesetzt werden durften, konnten in Epigrammen dieser einfachen Art dargestellt werden. Sobald die Objekte, welche der Dichter epigrammatisch auffassen wollte, außerhalb des allgemeinen Gesichtskreises lagen, mußte er das Gedicht selbst in so fern erweitern, als er nothwendig die Schilderung des Gegenstandes vorausschicken mußte, weil das eigentliche Epigramm sonst nicht hätte verstanden werden können. Nun war das Gedicht keine einfache Inschrift mehr, sondern es bestand aus zwei von einander leicht zu unterscheidenden Theilen: aus der Darstellung irgend eines Objektes, welches die Aufmerksamkeit erregt, und dann aus der Darstellung des Gedankens, welcher durch das Objekt hervorgerufen wurde. Den ersten Theil nennt Lessing Erwartung, den zweiten Aufschluß; mit mehr Recht nennt sie Herder Exposition und Anwendung. Solche Epigramme sind unter Andern „Die fortwährende Täuschung“, „An die Bäume im Winter“, „Das Kameel und das Kind“ von Herder (I. 378 und 379), „Der Säemann“, „Der Kaufmann“, „Kolumbus“ von Schiller (II. 95 und 96).

Das Epigramm fordert die größtmöglichste Kürze, weil sein Zweck vorzugsweise darin liegt, wie Herder ganz richtig sagt, einen Gegenstand zu einem einzigen Punkte der Wirkung vorzuzeigen, und eine größere Ausdehnung gewiß der schnellen, überraschenden Wirkung nachtheilig sein, sie sogar ganz unmöglich machen würde. Die Exposition darf namentlich Nichts enthalten, was einen schnellen Ueberblick hindern könnte, sie muß nur das Nöthigste mittheilen, aber dieses bei der nöthigen Kürze doch in hinreichender Vollständigkeit. Noch mehr muß sich der Aufschluß oder die Anwendung der strengsten Kürze bedienen, weil in ihm die ganze Wirkung zusammengedrängt werden muß.

Weil nur ein seltener, sinnreicher Gedanke wirklich eine erregende Wirkung haben kann, wie das Epigramm sie will, und weil ferner unter allen sinnreichen Gedanken der witzige am leichtesten sich darbietet, wie er auch von den Meisten am leichtesten aufgefaßt wird, so würde man schon daraus sich erklären können, warum die frühern Epigrammendichter vorzugsweise durch witzige, komische oder ironische Wendungen Wirkung hervorzubringen suchten. Dazu kam aber noch, daß sie sich zunächst nach den Franzosen bildeten, bei welchen das witzige Epigramm einen hohen Grad der Vollkommenheit erreicht hatte. So gehören mit wenigen Ausnahmen alle Epigramme von **Kästner** [2]) und selbst von **Lessing**

---

1) Lessing: Zerstreute Anmerkungen über das Epigramm und einige der vornehmsten Epigrammatisten. (Ausg. von Lachmann Bd. 8, Seite 425 ff.) Herder: Anmerkungen über die Anthologie der Griechen, besonders über das griechische Epigramm. (Zur schönen Lit. u. Kunst. Stuttg. u. Tüb. 1828. Theil 10, S. 137 ff.)

2) Abraham Gotthelf Kästner. Geboren den 27. September 1719 zu Leipzig. Im Jahre 1731 besuchte er, 12 Jahre alt, die Universität seiner Vaterstadt, in seinem 18. Jahre erhielt er (1737) die Magisterwürde, 1746 ward er Professor der Mathematik in Leipzig (nachdem er schon seit 1739 öffentliche Vorlesungen gehalten hatte) 1756

zu dieser witzigen Gattung, obgleich der letztere recht gut wußte, wie er es ja auch aussprach, daß die witzige Wendung nicht ein charakteristisches Zeichen des Epigramms sei. Kästner (I. 33) ist in seinen Epigrammen übrigens nicht sowohl witzig als scharf und schneidend. Die Ausfälle auf die Personen, gegen welche er seine Epigramme richtet, könnten wegen ihrer Bitterkeit wohl oft boshaft genannt werden, wogegen Lessing in den seinigen (I. 63), so oft er auch spottet, dabei doch eine gewisse heitere Gemüthlichkeit bewahrt, die uns wohlthätig berührt. — Auch neuere Dichter haben diese Gattung des Epigramms behandelt, unter welchen wir **Bürger** (I. 412), **Göckingk** (I. 492) und noch später **Haug** (II. 469) nennen. Dieser letztere[1]) ist ohne allen Vergleich der fruchtbarste Epigrammendichter der neuern Zeit; keiner hat, wie er, jedem Gegenstande, welcher Art er auch sein mochte, eine epigrammatische Bedeutung abzugewinnen gewußt; keiner hat einen einzelnen Gegenstand mit so entschiedenem Glück so mannigfaltig drehen und wenden können, daß er immer wieder neu erschien, wie dieß z. B. in den „zweihundert Hyperbeln auf Herrn Wahls ungeheure Nase“, wovon wir einige Beispiele mitgetheilt haben (II. 471), der Fall ist. — Wie schon Lessing bemerkt hat, liegt bei vielen Epigrammen dieser Art die Wirkung nicht so wohl in dem sinnreichen Einfall oder dem witzigen Gedanken, als vielmehr in dem Kunstgriff, die Aufmerksamkeit auf einen Gedanken zu spannen, den man nicht sagen will, weßhalb daher das Epigramm auf überraschende Weise mit einem Gedanken schließt, den der Leser nicht erwartet hatte, z. B. „Die Höflichkeit“ und „Auf einen Trauerspieldichter“ von Kästner (I. 36), — „Auf einen Lügner“, „Grabschrift des Nitulus“ u. a. von Lessing (I. 63), — „Auf das Fräulein von **“, „Auf Aretin“, „Lob des Frühlings“ von Göckingk (I. 492), — „Wortspiel im Ernst“ und ganz vorzüglich „Abbitte an Herrn Wahl“ von Haug (II. 469 und 474). Daß ein weiterer, sehr häufig angewandter Kunstgriff der nach komischer Wirkung strebenden Epigrammendichter in der Uebertreibung (Hyperbel) liege, geht aus den mitgetheilten Epigrammen, besonders aus denen von Haug, von selbst hervor.

Herder hat, wie schon gesagt, dem Epigramm, welches bis zu ihm herab mit wenigen Ausnahmen auf witziger Wendung beruhte, eine Erweiterung gegeben, indem er nach dem Muster der Griechen jeden sinnreichen Gedanken, der durch seine Wichtigkeit augenblickliche Wirkung hervorbringen konnte, epigrammatisch darstellte. Aber auch hier zeigte sich seine Liebe zur Allegorie, denn viele von seinen Epigrammen beruhen ganz auf derselben, indem sie irgend ein Objekt, besonders einen Gegenstand aus der sichtbaren Natur, mit einem Gedanken in Verbindung bringen, der nicht geradezu darin liegt, sondern erst von dem Dichter hineingelegt wird, z. B. „Der Strom des Lebens“, „Die fortwährende Täuschung“, „An die Bäume im Winter“, „Der Spiegel im Dunkeln“ u. a. m. (I. 378 ff.). Diese Gattung des Epigramms, die man füglich die allegorische nennen könnte, ist ohne Zweifel eine der schönsten, weil sie dem Dichter unermeßlichen Stoff darbietet und zugleich den auszusprechenden Gedanken sinnlich veranschaulicht. Auch finden wir sie bei den besten Epigrammendichtern, die auf Herder folgten, oft angewandt, z. B. von Göthe in den „Epigrammen aus Venedig“ (No. 4, 6, 20), — in „dem Ackermann“, „dem Chinesen in Rom“ (I. 559 ff.): von Schiller in „dem Säemann“, „Würden“ u. a. m. (II. 95 ff.). An diese allegorische Gattung schließt sich unmittelbar und ist mit ihr verwandt die Art des Epigramms, in welcher der äußere Gegenstand irgend einen bedeutenden Gedanken hervorruft, ohne daß er gerade in ihm verborgen liege. Es kann der Gedanke sogar als mit dem Objekt innig verknüpft erscheinen, dabei muß der Dichter ihm aber den Reiz der Neuheit und somit Wirkung verleihen. Solche Epigramme, deren es eine große Anzahl und viele vortreffliche gibt, sind z. B. „England und Deutschland“ von Herder (I. 378), „Der Kaufmann“, „Das Kind in der Wiege“ u. m. a. von Schiller (II. 95, 97).

Welcher Art aber das Epigramm sein mag, so muß der Gegenstand, das historische Faktum, auf das es sich bezieht, als gegenwärtig gedacht werden; denn wenn der einzelne Fall, der zu Grunde liegt, als vergangen dargestellt würde, so wäre das Gedicht kein Epigramm mehr, es wäre alsdann eine Fabel, was ferner ebenfalls eintreten würde, wenn die Anwendung aus der Exposition nothwendig hervorginge, so daß man sie nicht erst auszusprechen brauchte. Geschähe dieß, so würde ja die Wirkung, die Ueberraschung, welche ein charakteristisches Kennzeichen des Epigramms ist, nothwendig wegfallen und somit das Gedicht aufhören, ein Epigramm zu sein.

Endlich ist noch zu bemerken, daß das Epigramm sich durchaus auf einen einzelnen Fall, auf ein Objekt beziehen muß, das den sinnreichen Gedanken, in welchem die Wirkung des Epigramms liegt, hervorruft; denn würde dieser Gedanke an und für sich und ohne Rücksicht auf einen äußern Gegenstand ausgesprochen, so wäre das Gedicht wiederum kein Epigramm mehr, sondern es wäre ein **Sinnspruch** oder eine **Gnome**, wie z. B. „Wissenschaft und Tugend“, „Die Sache der Menschheit“, „Wasser des Lebens“ von Herder (I. 380); die meisten mitgetheilten „Distichen von Göthe (I. 563) und dessen „Gnomen und Sprüche“ (I. 565); „Der Schlüssel“, „Weisheit und Klugheit“, „Freund und Feind“ u. a. m. von Schiller (II. 97).

Wenn diese Gnomen oder Lehrsprüche aus zwei

Professor der Mathematik in Göttingen, wo er den 20. Juni 1800 starb.

1) Johann Christoph Friedrich Haug, geboren den 9. März 1761 zu Niederstotzingen im Königreich Würtemberg, studirte die Rechte auf der Karlsschule in Stuttgart. 1783 wurde er Sekretär bei dem herzoglichen geheimen Cabinette, 1817 Hofrath und Bibliothekar. Gest. in Stuttgart den 30. Januar 1829.

Versen bestehen, besonders aber aus Hexameter und Pentameter, so nennt man sie Distichen, z. B. von Göthe (I. 564); Vierzeilen, wenn sie vier Verse haben, wie die von Rückert (II. 563).

Nicht alle Gedichte aber, welche einen sinnreichen Gedanken ohne nähere Beziehung auf ein Objekt aussprechen, sind Gnomen oder Sinnsprüche; nur solche können dafür gelten, welche einen allgemeinen, absolut ausgesprochenen Gedanken enthalten, wie gerade die bei Göthe (I. 565) angeführten Gnomen. Erscheint aber der Gedanke als individualisirt, als auf eine einzelne Situation des Lebens passend, so ist das Gedicht ein wahres Epigramm, bei welchem das Objekt nur mehr oder weniger in den Hintergrund getreten ist; z. B. „Gottes und der Könige Furcht", „Zwei Blüthen", „Die Sache der Menschheit" von Herder (I. 379, 380); „Der Meister", „Die Philosophien" u. a. m. von Schiller (II. 99).

Und so können wir diesen Abschnitt mit dem trefflichen Epigramm von Klopstock schließen:

„Bald ist das Epigramm ein Pfeil,
Trifft mit der Spitze;
Ist bald ein Schwert,
Trifft mit der Schärfe;
Ist manchmal — die Griechen liebten's so —
Ein klein Gemäld', ein Strahl, gesandt
Zum Brennen nicht, nur zum Erleuchten."

V. Entschiedenes Streben nach volksthümlichem Gehalt und daher theilweise Vernachlässigung der Form. Der Hainbund.

Wie einst in Leipzig und Halle, so fanden sich später in Göttingen mehrere junge Männer von poetischem Talent vereinigt: Hölty, Miller, die beiden Stolberg und Voß; Bürger war schon älter und Claudius kam erst später mit ihnen in nähere Verbindung. Diese eröffneten zwar nicht neue Bahnen, aber sie führten die schon eröffneten zum Theil weiter fort, und wurden die Träger der Ideen, welche von den ihnen vorangegangenen höhern Geistern ins Leben gerufen worden waren. Wir haben gesehen, daß bei den hallischen Dichtern vorzugsweise das Bestreben zu Grunde lag, die heimathliche Poesie durch die Aneignung der mannigfaltigsten Formen des Auslandes zu bereichern, daß aber diese Richtung, so wohlthätig sie auch im Ganzen auf die allseitige Ausbildung der Muttersprache wirken mußte, doch endlich auf Abwege führte, und die deutsche Dichtkunst wieder in die Fesseln der Nachahmung zu schlagen drohte, aus der sie sich kaum gerissen hatte. Wenn dieß nicht geschah, so haben wir es nächst Herder und Göthe zum großen Theil den Göttinger Dichtern zu verdanken, die, im engen Bunde vereinigt — sie nannten ihn selbst den Hainbund — zunächst Klopstock zu ihrem leitenden Stern wählten, dessen Vaterlandsliebe und nationelle Richtung in ihren jugendlichen Herzen feurigen und begeisterten Anklang fanden. In diesem Sinne bestrebten sie sich auch zu wirken, dieser Idee ihr aufblühendes Talent zu widmen. Ja sie gingen in jugendlichem Uebermuth so weit, daß sie Alles verdammten, was an französische Nachahmung erinnern konnte, weßhalb sie auch Wielands Dichtungen in feierlichem Auto-da-Fe verbrannten. Da ihnen hauptsächlich an der Idee lag, welche sich in der Poesie verkörpert darstellt, so vernachlässigten sie — wenigstens zum Theil — die äußere Kunstform, so daß sie in dieser Beziehung als der Gegensatz der preußischen Dichterschule gelten können. Die wahre Poesie, behaupteten sie, beruhe auf der Schönheit oder der Erhabenheit der Idee; die Form sei nur der leider nicht entbehrliche Körper; wenn sich in ihr die Idee nur kräftig und klar ausspreche, wie sie der Dichter sich gedacht habe, so sei sie gut; auf einige Härten, Ungewöhnlichkeiten des Ausdrucks, mangelhafter Vers- und Reimbildung komme es dabei nicht an. Wie falsch diese Ansicht ist, erhellt zur Genüge aus dem, was schon in dieser Beziehung gesagt worden ist und wird durch spätere Bemerkungen noch deutlicher werden; wir wollen uns daher begnügen, hier im Allgemeinen auf ihre Unrichtigkeit aufmerksam zu machen. Den Dichtern des Hainbundes erschien aber dieß ihre Meinung von so unumstößlicher Wahrheit, daß selbst das Studium des griechischen Alterthums, das sie mit regem Eifer betrieben, sie nicht bekehren konnte, und sie auch dort, wo die Kunstvollendung so glänzend hervorstrahlt, nur vom poetischen Gedanken begeistert wurden, während die schöne Gestaltung sie ganz unberührt ließ.

Diese Nichtachtung der schönen Form gilt aber nicht von Allen, welche zum Göttingischen Dichterkreise gehören; wir werden in Bürger namentlich ein reges und tiefgedachtes Bestreben nach schöner Gestaltung des poetischen Gedankens erblicken, und auch bei Andern, z. B. bei Hölty, dasselbe finden, überhaupt bei denjenigen, auf welche Herders eben aufgehende Sonne schon ihre befruchtende Kraft, zum Theil ihnen selbst unbewußt, zu äußern begann. In wie fern Herder auf die genannten Dichter wirkte, werden wir sogleich sehen, wenn wir von den einzelnen Bestrebungen derselben sprechen werden. Für jetzt mag es genügen, überhaupt auszusprechen, daß der Hainbund als die Fortsetzung der Klopstockischen und Herderschen Lebens- und Kunstansichten, bei theilweiser Einwirkung des griechischen Alterthums, angesehen werden muß, weßhalb wir sie auch von diesem Standpunkte aus näher betrachten wollen.

1. Vaterlandsgesang.

(Herder.) — Fr. Stollberg. — Bürger. — Miller. — (Schubart. — Blumauer.) — Christian Stolberg.

Die vaterländischen Ideen, welche Klopstock angeregt hatte, wurden, wie überhaupt alles Große, von **Herder** mit Feuer aufgenommen und mit Liebe gepflegt; ja man kann sagen, daß er ihnen einen neuen Schwung gab, ihnen erst kräftiges, dauerndes Leben einhauchte. Denn während Klopstock den Patriotismus durch Hinweisung auf die verschwundenen Heldenzeiten wieder zu erwecken suchte, begriff Herder, daß zur Kräftigung des

Nationalgefühls das bloße, wenn auch begeisterte Zurückschauen auf die Vergangenheit nicht genüge; er begriff, daß das deutsche Volk nur dann zu der seiner würdigen Größe und Bedeutung gelangen könne, wenn es auch zur äußern Einheit gelangt sei. Diese Sehnsucht nach Nationaleinheit, nach einem „deutschen Vaterlande“, die wir später immer kräftiger werden auftauchen sehen, erscheint uns in Herder zum erstenmal; aber sie tritt uns schon in aller Kraft und Sicherheit entgegen; so in dem kernhaften Gedichte „An den Kaiser“ (I. 340), noch entschiedener in der herrlichen Ode „Germanien“ (I. 342), die uns in den kräftigsten Zügen das Unglück eines in sich selbst uneinigen, zerrissenen Volkes schildert. Voll Schmerz blickt der Dichter auf das zertretene Polen, das kurz vorher von Rußland, Preußen und Oesterreich getheilt worden war. Sein zahlreicher Adel habe es vor dem Untergange nicht bewahren können, und so könne sich auch Deutschland nicht auf seinen Adel stützen, denn wie dessen Burgen, die vormaligen Sitze der Freiheit, so sei auch er selbst in Nichtigkeit versunken. Und nun macht der Dichter aufmerksam auf die Gefahren, welche das deutsche Volk von allen Seiten umschlingen. Im Osten erhebe sich das riesige Rußland, im Westen drohe Frankreich. Nur kräftige Einheit könne das Vaterland vor fremdem Joche, das Volk vor Schmach, die Muttersprache vor Untergang schützen. Das Heil beruhe aber nicht auf thatenlosem Geschwätze von deutschem Wesen und deutscher Art, sondern allein auf fester Vereinigung zu Einem Germanien [1]. — Aecht poetischer Schmerz über das Unglück des zerrissenen Vaterlandes spricht sich im tiefgefühlten Gedichte „Italien“ (I. 342) aus. Zwar ist dasselbe nicht eine Originaldichtung, sondern aus dem Italienischen des Filicaja übersetzt [2]; aber die darin berührten Verhältnisse, besonders der wahrhaft tragische Schluß, finden auch auf Deutschland ihre vollste Anwendung. (Vgl. Herders Epigramm: „England und Deutschland“ I. 378.) — In der Ode: „Deutschlands Ehre“ (I. 341), sucht der Dichter gleichsam seinen Schmerz zu betäuben, indem er die Helden und die trefflichen Männer besingt, deren sich sein Vaterland rühmen kann, von dem Befreier Hermann an bis zu dem „Lebenden, der am Belt den Rand maß aller Gedanken“ (Kant); aber ihm schwebt ein höherer Held vor, und er schweigt, den künftigen Retter hoffnungsvoll erwartend. (Vgl. Platen „Der künftige Held“ (II. 692).

Herdern mußte jede Schranke, die sich der fortschreitenden Veredlung der Menschheit entgegen stellte, als ein Verbrechen erscheinen, und man könnte daher erwarten, daß er sich mit Verachtung und Bitterkeit gegen die aussprechen würde, welche das edelste Gut des Menschen verkümmern; aber kräftiger, als sein Haß, war seine Ueberzeugung, daß die Wahrheit endlich alle Schranken durchbrechen würde („Gedankenfreiheit“ I. 341). Nur gegen die Heuchelei ist er unerbittlich. Er tadelt die, welche die Freiheit offen bekämpfen; die Wahrheit und Mannlichkeit ihres Charakters muß er achtend anerkennen; aber Verachtung trifft die, welche die Freiheit lügen, um sie desto sicherer vernichten zu können („Die gepriesene Freiheit“ I. 378).

Unter den Göttingern waren es die Brüder **Christian** [3] und **Friedrich Leopold, Grafen zu Stolberg** [4], welche die Idee der Vaterlandsliebe und der politischen Unabhängigkeit am feurigsten auffaßten. Der jüngere besonders nahm sie mit einer Keckheit, mit einer glühenden Begeisterung auf, die seine Zeitgenossen beinahe unbewußt mit sich fortriß. Wir finden bei ihm zwar die klare politische Anschauung nicht, welche wir an Herdern bewundern mußten; wenn er von der Freiheit spricht, so sieht man es ihm bald an, daß er nur eine dunkle Ahnung hat, was darunter zu verstehen sei; aber man geht am Ende leicht darüber hinweg, ohne von dieser Unklarheit unangenehm berührt zu werden, weil uns die begeisterten Worte doch fesseln. Diese Bemerkung gilt ganz hauptsächlich von der Ode „Die Freiheit“ (I. 440), deren feurige Kraft uns mit sich dahinreißt, uns zur gleichen Begeisterung stimmt, wenn auch der Gedanke noch so sehr in Nebel verschwimmt. Daß er übrigens wohl unter Freiheit die Ungebundenheit des Naturzustandes sich dachte, und dabei, wie sein

---

1) Herder fügte dieser Ode die letzte (zwölfte) Strophe erst später bei; aber abgesehen davon, daß sie künstlerisch den Eindruck des ganzen Gedichts stört, beruht die darin ausgesprochene Hoffnung leider nur auf einer Täuschung des Dichters. Die französischen Revolutionskriege haben nur zu deutlich bewiesen, daß für Deutschland als solches in einem Bunde der größern Mächte keine Gewähr liege.

2) Man wird das Original wohl nicht ungern hier finden. Es lautet:

Italia, Italia, o tu cui feo la sorte
Dono infelice di bellezza ond' hai
Funesta dote d'infiniti guai,
Che in fronte scritti per gran doglia porte;
Deh! fossi tu men bella, o almen più forte,
Onde assai più ti paventasse, o assai
T'amasse men, chi del tuo bello ai rai
Par che si strugga, e pur ti sfida a morte.
Ch'or giù dall' Alpi io non vedrei torrenti
Scender d'armati, nè di sangue tinta
Bever l'onda del Po Gallici armenti;
Nè te vedrei del non tuo ferro cinta
Pugnar col braccio di straniere genti
Per servir sempre o vincitrice, o vinta.

3) Christian Graf zu Stolberg. Geboren den 15. Oktober 1748 zu Hamburg, studirte 1769 bis 1774 in Göttingen, wurde 1777 Amtmann zu Tremsbüttel im Holsteinischen, legte 1800 sein Amt nieder und lebte seitdem von allen Geschäften zurückgezogen auf seinem Gute Windebye in Holstein, wo er den 18. Januar 1821 starb

4) Friedrich Leopold Graf zu Stolberg, geb. den 7. November 1750 im holsteinischen Flecken Bramstädt, studirte mit seinem Bruder in Göttingen, wo er zur Stiftung des Hainbunds viel beitrug. 1777 Fürstbischöflich lübeckischer bevollmächtigter Minister in Kopenhagen, 1789 dänischer Gesandter in Berlin, 1791 Präsident der fürstbischöflichen Regierung in Eutin, legte 1800 seine Aemter nieder und ging nach Münster, wo er mit seiner Familie (die älteste Tochter ausgenommen) zur katholischen Kirche übertrat. Gestorben auf seinem Gute Sondermühlen bei Osnabrück den 6. Dezember 1819.

Vorbild Klopstock, an die frühesten Zeiten des germanischen Heldenlebens sich erinnerte, können wir aus der vortrefflichen Hymne „Der Felsenstrom“ (I. 441) vermuthen, welche selbst wie ein brausender Gießbach dahinstürmt. Obgleich bekanntlich dieses Gedicht die Schilderung eines in den Wallenstädtersee (Kanton St. Gallen) sich stürzenden Felsenbachs enthält, so ist das Ganze doch offenbar eine Allegorie, in welcher er das freie, sich selbst genügende, aber unruhige Leben im Naturzustande der gleichmäßigen Ruhe der civilisirten Zustände entgegen stellt, in welcher alle Kraft, alle Eigenthümlichkeit untergeht. — Doch war Stollbergs großes Herz auch für die edle Sache der Humanität empfänglich; davon zeugt seine schöne Ode „An den Kronprinzen von Dänemark“ (I. 439). Dieser Fürst war der erste, welcher, menschlich und groß zugleich, in seinen Staaten die Leibeigenschaft mit ihren Gräueln abschaffte, schädliche Vorrechte — und welche Privilegien wären nicht schädlich und unvernünftig? — aufhob und dadurch den Benachtheiligten Handelsfreiheit gewährte, endlich den scheußlichen Menschenhandel untersagte. Diese großartigen Verdienste um die Menschheit besingt der Dichter in der genannten Ode voll begeisterter Bewunderung, ohne zur nichtssagenden Schmeichelei herabzusinken. Was bedurfte es aber auch der Schmeichelei, wo so Herrliches für den edeln Fürsten sprach? [1]). — In der „Elegie an den Grafen von Reventlow ꝛc.“ (I. 444) blickt diese entschiedenere Ansicht ebenfalls durch (besonders Vers 60 u. 61), und die darin ausgesprochenen Ideen sind um so bemerkenswerther, als die Elegie schon 1784 gedichtet wurde. Dieselbe ist übrigens eine der schönsten Dichtungen, die wir von Friedrich Stolberg besitzen; in ihr tritt mehr als irgendwo sonst der glückliche Einfluß hervor, den das rege Studium der griechischen Poesie auf den Dichter hatte. Sich selbst unbewußt vielleicht, hat er den wahren Ton der Elegie getroffen, die, von einem außer dem Dichter liegenden Objekte ausgehend, höhere Gefühle schildert, welche durch die fortgesetzte Beziehung auf die äußern Gegenstände zur lebendigsten Anschauung gebracht werden. Voll Wirksamkeit erscheinen daher die gelungenen Naturbeschreibungen (Vers 17 ff., 35 ff., 63 ff.), die besprochenen Persönlichkeiten (27 ff.), und endlich die historischen Beziehungen, welche der Idee des Ganzen einen festen Anhaltspunkt gewähren (45 ff.). Dabei ist der Ton des Gedichts ächt elegisch, aus der Tiefe des Herzens strömend und zum Herzen dringend. Auch die Anlage ist durchaus gelungen. Da der Dichter die Schilderung des Landes zur Trägerin des Gedankens machen wollte, und zwar mit vollem Recht, so mußte er auch bis zum Ende daran festhalten. Und so ist der gegebene Schluß der allein passende, da er uns mit Einem Pinselstrich alle einzelnen Schilderungen wieder vorführt, dabei aber, wie es auch am Anfange schon geschehen war, auch die Idee des Ganzen vergegenwärtigt: denn die Ruhe, die sich über das glückliche Land verbreitet, ist nicht bloß die physische, abendliche Ruhe, der Dichter hat ohne allen Zweifel auch die höhere Ruhe damit bezeichnen wollen, welche allein bei einem freien Volke anzutreffen ist.

Wir würden dieses und andere, die nämliche Idee darstellenden Gedichte aber durchaus mißverstehen, wenn wir im entferntesten glauben wollten, daß die Dichter die bürgerliche und politische Freiheit in dem Sinne auffaßten, wie wir sie in unsern Tagen begreifen. Wenn sie ihnen auch im Hintergrunde vorschweben mochte, so gestaltete sie sich ihnen — mit Ausnahme Herders — höchstens als Ahnung einer großartigern Zukunft; ihrer Zeit lag eine andere Bestrebung näher. Damals konnte es sich noch nicht um politische Freiheit handeln, da die heiligsten Menschenrechte im Leben wie im Staate noch keine Anerkennung fanden. Der Mensch war als solcher noch zu keiner Geltung gekommen; der Einzelne wurde in seinem Leben und Eigenthum nur in so fern geachtet, als er zum Adel oder zur Geistlichkeit gehörte, nicht weil er ein Mensch war; denn wer bloß dieses war, hatte in keiner Hinsicht menschliche Behandlung zu erwarten. Die blutdürstigen Gesetze und deren grausame Anwendung war nicht das Schrecklichste, das der Nichtbevorrechtete zu dulden hatte; er war der schnödesten Willkür großer und kleiner Tyrannen Preis gegeben. Als nun Herder die Sache der Humanität in begeisterten Worten predigte, wurden alle edlern Seelen von seinem schönen Enthusiasmus ergriffen, und die Dichter wetteiferten, ihr Talent der mißkannten Menschheit zu widmen. In diesem Sinne haben wir schon Stolbergs Ode „An den Kronprinzen von Dänemark“ aufgefaßt, in diesem Sinne muß auch die „Elegie“, insbesondere die schon oben bezeichnete Stelle derselben (Vers 61 u. 62), in diesem Sinne endlich müssen alle Gedichte jener Zeit aufgefaßt werden, welche uns bei der ersten Betrachtung als politische Gedichte erscheinen könnten. Denn sie wollen nicht die politischen Rechte des Bürgers im Staate, sie wollen die Rechte der Menschen im Leben vertheidigen oder erobern. Je schrecklicher aber der Zustand der unterdrückten Menschheit war, in desto schärfern Worten mußten sich die Dichter aussprechen; es sind nicht Worte der Wehmuth über ein unglückliches Verhältniß, nicht Worte der Sehnsucht nach bessern Zuständen; es sind Ausbrüche des Zorns über schändliches Treiben grausamer Wüthriche, es ist oft der Schrei der Verzweiflung über das Unerträgliche. So „Der Bauer an seinen durchlauchtigsten Tyrannen“ von **Bürger** (I. 138),

1) Erklärungen. Str. 5. Des Dichters Vater war der Erste in Holstein, der den Bauern seines Guts Freiheit und Eigenthum gab. Die Königin Sophia Magdalena gab den Bauern des Amtes Hirschholm auf seinen Rath und nach der Einrichtung, die er trotz aller in den Weg gelegten Schwierigkeiten mit Muth durchsetzte, Freiheit und Eigenthum. — Str. 7. Den Norwegen ist die Ueberfahrt nach Westindien leichter als den Dänen, deren Schiffe der Kattegat oft aufhält. Jene dieses Vortheils zu berauben, verpflichtete man die Schiffer, vor der Fahrt nach Westindien erst in Kopenhagen einzulaufen. Man nannte das sich präsentiren. (Anmerkungen des Dichters.)

„Der Todesengel am Lager eines Tyrannen“ von **Miller** (I. 486) und am gewaltigsten **Schubart** in der „Fürstengruft“ (II. 174), welche alle uns Bilder vorführen, deren nur allzu wahre Gräßlichkeit wir, Gott sei Dank, kaum mehr zu fassen vermögen.

Wir können nicht umhin, bei dem letztgenannten Dichter hier zu verweilen, da er schon durch seine traurigen Schicksale der unglückliche Repräsentant jener unheilvollen Zustände ist und seine Dichtungen beinahe sämmtlich sich um dieselben drehen [1]). Schon das „Kaplied“ (II. 170) läßt uns einen Blick in die Verruchtheit jener Zeiten werfen, wo der Landesherr seine Unterthanen wie Schlachtvieh an den Meistbietenden verkaufte. Doch wissen wir es dem Dichter Dank, daß er das Schändliche nur ahnen läßt. Mit Recht hat er die Veranlassung des Abschieds von dem Vaterlande mit allen Theuern, die es umschließt, in den Hintergrund treten lassen, um uns diesen Abschied selbst zu schildern, der an und für sich schon reich genug ist an Wehmuth und Trauer. Vortrefflich ist der Schluß, der die Unglücklichen damit tröstet, daß sie ja auch im heissen Afrika wie brave Deutsche leben, daß sie auch dort an ihre Lieben denken können. — Andere Lieder beziehen sich mehr auf des Dichters eigenes Schicksal; alle sind von einer ergreifenden Wahrheit. Einige zeigen sich in so schmuckloser, einfacher Sprache und reden so unmittelbar an das Herz, daß man sie zu den schönsten Erzeugnissen unserer Poesie rechnen kann, z. B. „Der Gefangene“ (II. 169), das gewiß kein fühlender Mensch ohne die tiefste Rührung lesen wird, und ohne die ganze Verzweiflung mitzufühlen, welcher sich der Dichter endlich hingeben muß (Str. 9 und 10). In der „Linde“ (II. 172) spricht sich der nämliche Gedanke aus, aber schon ist die Kraft des Unglücklichen gebrochen; er wagt schon nicht mehr, nach Rettung und Erlösung zu flehen. Nur die dichterische Kraft lebt noch in ihm, die in der Anlage des Gedichts wie in der Ausführung glänzend hervor tritt; ja sie lebte sogar dann noch in ihm — wie gewaltig mußte sie sein! — als die Hoffnungslosigkeit, wie sie in der „Linde“ nicht zu verkennen ist, bis zur harten Selbstanklage sich gesteigert hatte („Der Frühling“ II. 173). — — Gerne wenden wir uns zu mehr heitern Erscheinungen, indem wir zu den beiden Stolberg zurück gehen. Ganz im Klopstock'schen Geiste ist die kräftig schöne Ode „Der Harz“ (I. 436) gedichtet; dieses schöne Gebirgsland ist dem Dichter nicht bloß wegen seiner Herrlichkeiten und Naturschönheiten, die es in so reicher Mannigfaltigkeit enthält, lieb und theuer, sondern auch, weil das Volk, das es bewohnt, noch in ungeschwächter Kraft dasteht, wie jene Helden, die einst das Vaterland vom fremden Joche befreiten. Wir machen auf den einfachen, aber mustervollen Uebergang vom ersten zum zweiten Theile des Gedichts (Str. 8) aufmerksam, so wie auf die schöne Verherrlichung Klopstocks, die so ungezwungen eingewebt ist. — — Zu den schönsten Dichtungen Stolbergs gehören unstreitig das „Lied eines deutschen Knaben“, so wie das „Lied eines schwäbischen Ritters an seinen Sohn“ (I. 446), in welchen beiden er das kampffreudige Geschlecht des Mittelalters mit eben so viel Kraft als Einfachheit darstellt. Jeder Zug ist lebendig, anschaulich und wahr, die ganze Haltung an das Volkslied erinnernd. Obgleich schon deßhalb zu einer andern Gattung der Poesie gehörig, als die uns jetzt beschäftigt, schließen sich diese beiden Gedichte doch auch hier an, da die Grundidee derselben, wenn auch nur hie und da wiederklingend, die Liebe zum Vaterland ist. — Eben so verhält es sich auch mit dem „Rüsthaus in Bern“ (I. 448); denn obgleich der wehmüthige Rückblick auf die vergangene Heldenzeit des Volks und die Vergleichung der unkräftigen Gegenwart mit jener kraftvollen und mannhaften Vergangenheit den Grundgedanken des Liedes bildete, so beruht diese Vergleichung doch eben auf der immer durchbrechenden Idee der Vaterlandsliebe.

Ganz im Geiste Stolbergs und beinahe in seiner Sprache ist das schöne Lied: „An die Donau“ von **Blumauer** (II. 183), das ich ohne Bedenken für die gelungenste Schöpfung dieses Dichters halte, selbst ohne seine burlesken Gedichte und Travestien auszunehmen, für welche er doch bei weitem mehr Talent hatte, als für ernste Lyrik [2]).

Einer spätern Zeit angehörend ist Fr. Stolbergs Ode: „Die Gränze“ (I. 437), in welcher der Patriotismus sich zum Fremdenhaß gestaltet [3]); eben so „Der 18. Oktober 1814“ von Christian Stolberg (I. 429), dessen Bitterkeit zu sehr die Aufregung des Augenblicks an sich trägt, als daß er noch gefallen könnte. Denn der Dichter darf wohl Zorn, ja selbst Haß fühlen und aussprechen, aber sobald dieser persönlich wird und die Höhe der Idee verläßt, hört er auf, poetisch zu sein [4]).

---

1) Christian Friedrich Daniel Schubart, geb. den 26. März 1739 zu Obersontheim in der ehemaligen Grafschaft Limburg, studirte 1758 in Erlangen, wo sein verwildertes Leben ihn bald in Schulden stürzte; 1768 Organist und Musikdirektor in Ludwigsburg, ward aber seines zügellosen Lebens und seiner Satiren wegen wieder abgesetzt und des Landes verwiesen. Geht nach vielfachem Herumirren nach Augsburg, wo er die deutsche Chronik herausgibt, muß sich später nach Ulm zurückziehen, wo er 1779 auf eine verrätherische Weise aufgehoben und auf die Festung Hohenasberg gebracht wird. Nach zehnjähriger Gefangenschaft befreit, wurde er zum Direktor der herzoglichen Musik und des Theaters in Stuttgart ernannt. Gestorben den 10. Oktober 1791.

2) Aloys Blumauer, geb. 21. Dezember in Steyer, tritt 1772 in den Jesuitenorden, nach dessen Aufhebung er zum k. k. Censor in Wien ernannt wurde. Gestorben den 16. März 1798.

3) Strophe **6—8** vergl. mit Klopstocks „Rheinwein.“ Str. 6. (I. 46.) Str. **10**. Vers 4. „Die Sprache, die an der Empfindung hinstreift“ d. h. die tiefere Empfindung nicht vollkommen ausdrücken kann, nur obenhin andeutet. — Dieser und andere Ausdrücke in Stolbergs Oden erinnern an Klopstocks Sprache.

4) Str. **6**. Anspielung auf die Fabel von der Schlange, welche den Bauer stach, der sie an seinem Busen gewärmt und vor der Erstarrung gerettet hatte.

2. Ode und Hymne. — Hinneigen zum Gräcismus.

Fr. L. Stolberg. — (Knebel. — Neubeck). — Voß.

Der Einfluß Klopstocks auf die Göttinger ist nicht bloß in den Ideen sichtlich, welche sie von ihm aufnahmen und zum Theil weiter führten, sondern auch in der kräftigen und kernhaften Sprache, nach der die bedeutendsten unter ihnen (mit Ausnahme Bürgers) augenscheinlich strebten, so wie endlich in der äußern Gestaltung, die sie ihren Poesien gaben. Zwar wurde der Reim von ihnen nicht so ganz in den Hintergrund gestellt, wie es von Klopstock geschehen war — dieß konnte schon deßwegen nicht der Fall sein, da unterdessen auch Wieland vorgetreten war und den Reim wieder zu Ehren gebracht hatte —; ja wir werden sogar bald sehen, daß einige der bedeutendsten unter den Dichtern des Hainbundes durch ihre kunstvolle Behandlung des Reims sich auszeichneten; aber demungeachtet wurden die altgriechischen Versmaße von einem großen Theile derselben mit besonderer Vorliebe gebraucht, namentlich wenn es sich um Darstellung höherer Ideen oder Gesinnungen handelte. So haben wir schon gesehen, daß die meisten vaterländischen Gedichte in altgriechischer Odenform abgefaßt waren; aber auch andere poetische Gedanken wurden in derselben vorgetragen, sobald ihnen der Dichter höhere Kraft verleihen wollte. Selbst bei dem sanftern Hölty ist dieses bemerklich, und er könnte daher füglich schon hier erwähnt werden; aber da alle seine Dichtungen und mithin auch seine Oden einer besondern Richtung angehören, der wir einen eigenen Abschnitt widmen müssen, wird es am geeignetsten sein, die nähere Betrachtung derselben bis dahin zu verschieben, so wie wir auch aus demselben Grunde die hieher gehörigen Dichtungen Christian Stolbergs erst später erwähnen wollen.

Hieher gehört aber ganz vorzugsweise Friedrich **Stolberg**, in welchem die Ideen- und Sprachkraft Klopstocks gleichsam verjüngt erscheint, so daß man wohl geneigt sein könnte, manche seiner Oden für Schöpfungen seines großen Vorgängers zu halten, wenn wir nicht überall statt der gesetzteren, männlich reifern Begeisterung Klopstocks einer von Feuer sprudelnden Jugendkraft, einer beinahe übermüthigen Keckheit begegneten, welche das eigenthümlichste Kennzeichen Stolbergischer Dichtungen ist. Dieses jugendkräftige Selbstgefühl zeigt sich uns schon im „Genius“ (I. 436), in welchem der Dichter seinen innersten Beruf zur Poesie mit beinahe allzu glühenden Farben schildert. Selbst in der Ode „Die Natur“ (I. 437) taucht dieser Uebermuth empor; ja er ist eigentlich die Quelle, aus welcher das Gedicht hervorgeht; nur wird er später durch ein tieferes Gefühl gemildert, aber doch ohne sich ganz zu verlieren. Vielleicht schimmert sogar dieser Glaube an den eigenen Werth durch die elegisch gestimmte Ode „An meinen Freund Tobias Mumsen“ (I. 440) durch, deren ganze Anschauungsweise sonst an den sanftern Hölty erinnert. Dieses Gedicht zeichnet sich übrigens dadurch vor den meisten übrigen Stolbergs aus, daß die Begeisterung, die in ihm nicht zu verkennen ist, das rechte Maß hält, weßhalb sich denn auch der Gedanke in größerer Klarheit entwickelt, als bei ihm gewöhnlich der Fall ist. Diese mildere Stimmung finden wir noch in einigen der gelungensten Lieder Stolbergs, weßhalb wir wohl voraussetzen dürfen, daß er sich noch eine höhere Stelle unter den deutschen Dichtern erworben haben würde, wenn er im Stande gewesen wäre, die überkräftige Jugendbegeisterung zu mildern, oder zu innerer Klarheit zu gelangen. Davon zeugt „Der Mond“ (I. 433) und „An die Natur“ (I. 435), zwei Gedichte, in denen Stolberg kaum mehr zu erkennen ist, so klar, ruhig und anspruchslos sind sie beide gehalten; sie wärmen, ohne zu versengen; sie rühren, ohne sentimental zu sein; mit Einem Worte, sie sind ächte Töne eines tiefen lyrischen Gefühls und erinnern durch ihre Einfachheit an das edlere Volkslied. Auch „Das Lied auf dem Wasser zu singen“ (I. 435) schließt sich an die ebengenannten an; es ist außerdem noch von eigenthümlichem Interesse, da es an die erst viel später aufgenommene Gaselenform erinnert. Der in diesem Liede ausgesprochene Gedanke, die Vergänglichkeit des menschlichen Lebens verglichen mit einem dahinfließenden Strom, der so nahe liegt und eben deßhalb auch so oft poetisch dargestellt wurde (vgl. Herder's „Lied vom Bach“ I. 328; Salis „Lied zu singen bei einer Wasserfahrt“ II. 196), erhält unverkennbar den Reiz der Neuheit durch die seltene Form, und so sehen wir auch hier wieder den Einfluß derselben in der Poesie. — Von dem Geiste der fröhlichsten Innigkeit ist das „Winterlied“ (I. 433) beseelt, dessen Naturmalerei durch das, ich möchte sagen, epische Fortschreiten Leben und Anschaulichkeit gewinnt [1]. Dasselbe ist auch an dem „Badelied“ (I. 433) zu rühmen, dem jedoch die ruhige Klarheit der vorigen Gedichte mangelt.

Der Hymne sich annähernd ist das schöne Gedicht „An das Meer“ (I. 434), in welchem der Dichter mit kühner Sicherheit, nachdem er die Herrlichkeit des Meers besungen und in der siebenten Strophe dessen poetische Bedeutung in wahrhaft großartiger Sprache dargestellt hat, zum Lobe Homers übergeht und dasselbe glücklich durchführt. Diesem seinem Lieblinge unter den griechischen Dichtern, den er auch zuerst in Hexametern zu übersetzen versuchte, widmete Stolberg mehrere Gedichte, von denen wir eines, und zwar, wenn wir uns nicht sehr täuschen, das beste aufgenommen haben („Homer“ I. 442). Von demselben sagt ein früherer Kritiker: „Unzählig oft hat man, bald in ausgeführten Gemälden, bald in wenigen Hauptzügen Homers Charakter zu schildern versucht; aber so meisterhaft, wie es in Stolbergs Ode geschehen ist, konnte ihn nur ein Dichter entwerfen, der, ganz mit dem hohen Geiste seines Urbilds erfüllt, von der Begeisterung noch glühte, mit welcher er es so ungemein glücklich für seine Nation kopirte.“ Und in der That kann wohl die erhabene Größe des griechischen Dichters und sein schöpferischer

1) Str. 7. Das Pferd wird Atalante genannt, mit Anspielung auf die durch ihre Schnelligkeit berühmte Jungfrau dieses Namens, Tochter des arkadischen Fürsten Schöneus.

Genius nicht besser poetisch dargestellt werden, als in dieser Hymne — denn dieser Gattung gehört das Gedicht doch eher an, als der Ode — wenn sie uns den Herrlichen als von der Göttin Natur selbst gepflegt und gebildet darstellt. Nur scheint es, als wenn die Zeilen, welche unmittelbar auf die Anrufung folgen (V. 7—17), nicht an ihrem Platze stehen, da durch sie eine doppelte Anschauungsweise herbeigeführt wird, die sich gegenseitig stört, indem nämlich zuerst der Gesang und dann die Person Homers selbst als eine Bildung der Göttin erscheint. Wären diese Zeilen mit den nöthigen Veränderungen an das Ende des Ganzen verlegt, denn einige Ideen dürften nicht wegfallen (z. B. V. 14—17), so würde die Zweiheit der Anschauung leicht zur Einheit gelangen können.

Aus den beiden zuletzt genannten Gedichten geht schon deutlich hervor, daß das Studium der griechischen Literatur nicht ohne großen Einfluß auf Stolberg geblieben ist; andere Dichtungen beweisen dieses noch mehr, und unter allen am meisten vielleicht die „Hymne an die Sonne“ (I. 442), nicht zwar in Beziehung auf die Auffassung, die durchaus modern ist, aber doch rücksichtlich der Sprache, wie wir besonders aus den schmückenden Beiwörtern ersehen, welche gar oft rein Homerisch sind (z. B. V. 2, 9, 10 u. s. w.). Ueberhaupt hat das Studium der Griechen den häufigen Gebrauch der sogenannten Epitheta herbeigeführt, und es war wirklich eine Zeit, wo Mancher wähnte, es beruhe alle poetische Kunst und Kraft auf der Anhäufung malerischer Beiwörter. Diese Ansicht ist aber eben so falsch, als die andere entgegengesetzte, welche in den jetzigen Tagen aufzukommen scheint, die nämlich, daß die ächte Poesie durchaus keiner Epitheta bedürfe; die Darstellung müsse an sich schon anschaulich und wirksam sein; habe sie diese Eigenschaften ohne Beiwörter nicht, so würden sie ihr durch dieselben nimmermehr gegeben; habe sie aber an sich schon Anschaulichkeit, so bedürfe sie des weitern Schmuckes nicht. Allerdings beruht die wahre Poesie nicht auf dem Schmucke, den die Epitheta gewähren können, und eine Dichtung, die durch sie allein zu glänzen und zu wirken sucht, wird nur von vorübergehender Wirkung sein; sie kann vielleicht für den Augenblick blenden, aber sie hält eine nähere Betrachtung gewiß nicht aus. Allein damit ist noch keineswegs bewiesen, daß Epitheta überhaupt in der Poesie nicht angewendet werden dürfen und nicht angewendet werden können, ohne der nothwendigen Einfachheit zu schaden. Einer Gattung Epitheta wird Niemand die Unentbehrlichkeit abstreiten, denjenigen nämlich, welche dem Begriff des Substantivs erst seine wahre Bedeutung geben, so zwar, daß dasselbe entweder gar nicht oder wenigstens nicht richtig verstanden würde, wenn es des Beiworts entbehrte. Wenn z. B. Göthe sagt: „Stürzt der rüstigste Läufer der Bahn, so lacht man am Ufer“ („Der Winter“ I. 554, V. 23), so ist das Epitheton zu „Läufer“ durchaus unentbehrlich, weil dieses Wort ohne Beiwort ganz unverständlich sein würde. Aber nicht bloß solche Epitheta sind unentbehrlich, welche, wie im angeführten Beispiele, den vollständigen Begriff eines Substantivs erst herstellen. Die Poesie will nämlich vor Allem das, was sie uns mittheilt, zur sinnlichen Anschauung bringen; sie will auf die Phantasie des Lesers so wirken, daß die dargestellten Gegenstände diesem eben so lebendig vor die Seele treten, als der Dichter selbst sie angeschaut hatte. Um dieses aber zu erreichen, muß er nicht bloß skizziren, er muß seinen Gestalten auch Licht und Schatten, er muß ihnen Farben geben, und dieses Farbengeben wird in der Poesie durch die versinnlichenden Beiwörter erreicht, wenn es sich darum handelt, einen äußern Gegenstand anschaulicher darzustellen, da sie ja die Eigenschaften der Gegenstände bezeichnen. So oft nun das Epitheton die sinnliche Anschaulichkeit erhöht, dem Bilde Lebhaftigkeit gibt, so oft es daher eine neue Vorstellung in der Seele des Lesers erregt, welche an sich zwar nicht absolut nothwendig ist — da das Ganze auch außerdem verstanden werden könnte —, welche aber auf die Phantasie einwirkt; so oft ist auch der Gebrauch der Epitheta nicht bloß zu rechtfertigen, sondern er ist poetisch nothwendig. In Göthe's „Erlkönig“ heißt es z. B. (I. 539, Str. 4): „In dürren Blättern säuselt der Wind.“ Hier ist das Beiwort „dürr“ nicht absolut nothwendig, weil der Gedanke auch ohne dasselbe ausgesprochen wäre; aber man lasse es aus, und es verschwindet die so bedeutsame, die Anschaulichkeit so sehr erhöhende Nebenvorstellung des Spätherbstes, eine Vorstellung, welche die Schauerlichkeit, die über das ganze Gedicht verbreitet ist, in hohem Maße steigert.

Weil aber die Beiwörter, richtig angewendet, von so großer Wirksamkeit sein können, so muß man nicht glauben, daß sie überall und bei allen Gelegenheiten angewendet werden dürfen. Denn nicht alle Eigenschaften eines Objektes sind für die Anschaulichkeit gleichbedeutend. Einige sind mit dem Gegenstande gleichsam schon so sehr verwachsen, daß der Leser sich dieselben vorstellt, auch ohne daß er auf sie aufmerksam gemacht wird. Es würde daher ihre Erwähnung auch nicht im Mindesten zur Anschaulichkeit oder zur Lebendigkeit beitragen, weßhalb der Dichter Epitheta dieser Art streng vermeiden muß, wenn sie nicht durch andere Gründe nöthig gemacht werden (z. B. die grüne Wiese, das rothe Blut. Vgl. Uhland: „Die drei Lieder“ II. 527, Str. 5, wo das Beiwort „roth“ bei „Blut“ von erschütternder Wirkung ist, weil es uns die Menge des vergossenen Bluts versinnlicht). — Andere Eigenschaften liegen nicht so nahe, und können, wenn sie erwähnt werden, die Anschaulichkeit erhöhen; aber da es dem Dichter nicht daran liegen kann, jeden Gegenstand hervorzuheben, so kann das schönste, anschaulichste Beiwort fehlerhaft sein, wenn es bei einem solchen Substantive steht, das an und für sich schon hinlänglich bezeichnend ist, oder dessen Begriff an dem Orte, wo es steht, keiner lebendigern Färbung bedarf. Auch kann durch ein Epitheton eine Eigenschaft hervorgehoben werden, die an und für sich von Bedeutung ist, aber gerade da, wo sie erwähnt wird, keine Wichtigkeit hat, oder vielleicht gar dem Bilde ein ganz falsches Colorit gibt. Endlich ist die Ueberhäufung der Epitheta tadelnswerth, weil dadurch zu viele Nebenvorstellungen erregt werden und so die Einheit des Bildes verloren geht. (Man vergl. Matthissons Gedichte II. 133 ff.)

Wenn man nun diese Bemerkungen auf Stol-

bergs Hymne an die Sonne anwendet, so wird man bald bemerken, daß sie an der Anhäufung unnöthiger Beiwörter kränkelt, welche oft als bloße Flickwörter zur Vervollständigung des Verses eingeschoben sind (z. B. Vers 4, 6, 7, 13 u. s. w.). Manche sind durchaus schlecht (z. B. V. 16 herunterschmelzende Gipfel; V. 22 krümmende Tropfen; V. 27 gürtendem Schlauch), indem sie falsche Nebenvorstellungen erregen.

Aber diese Schwäche ist nicht die einzige, die man dem Gedichte vorwerfen kann; es hat noch einen andern Fehler, der zwar nicht so schnell erkannt wird, der aber doch so bedeutend ist, daß er schon nach dem ersten Lesen ein unbehagliches Gefühl erregen muß. Es hat nämlich der Dichter zwei verschiedene, ja entgegengesetzte Anschauungsweisen verbunden und nach einander durchgeführt, welche sich gegenseitig auflösen und dem Gedichte dadurch alle Einheit rauben. Schon dieß ist störend, daß der Dichter dem „Tag" die Attribute der Sonne beilegt, im Verlauf der Darstellung dieses aber wieder vergißt, und dann der Sonne Alles Dasjenige zuschreibt, was er zuerst vom Tag gesagt hatte. Mit einigem Zwang könnte man diesen Widerspruch lösen, wenn man zum Beispiele erklärte, der Dichter habe unter Sonne und Tag Eines und Dasselbe verstanden; aber selbst bei so gezwungener Erklärung würde noch ein bedeutender Widerspruch bleiben, der auf keine Weise aufgelöst werden kann. Im ersten Theile wird nämlich die Sonne (oder der Tag) personificirt im Sinne der griechischen Mythologie; im zweiten Theile hingegen hört diese Personifikation auf, und der Dichter geht zur hebräischen Anschauungsweise über, nach welcher die Sonnen von dem Allmächtigen erschaffene Weltkörper sind, welchen bei ihrer Schöpfung der Auftrag ward, auf die dürftigen Erden Leben zu verbreiten. Zwar schimmert auch hier eine Art von Persönlichkeit durch; aber es ist, wenn ich mich so ausdrücken darf, keine organische, wie wir sie im ersten Theile des Gedichts finden; sie beruht vielmehr nur auf der Möglichkeit, dem göttlichen Gesetz ungehorsam zu werden. So besteht die Hymne aus zwei ganz heterogenen Theilen, deren jeder, für sich betrachtet, vollendet ist — jeder wäre als abgeschlossenes Ganzes ein vortreffliches Gedicht — aber ihre Verschmelzung erzeugt, wie gesagt, einen nie aufzulösenden Widerspruch.

Wir haben noch von einem andern Dichter einen „Hymnus auf die Sonne" (II. 425) mitgetheilt, nämlich von **Knebel**[1]), und es ist dieses Gedicht besonders wegen der Vergleichung mit dem Stolbergischen gewählt worden, weil wir dadurch den wahren Werth der beiden Dichter am schärfsten fassen können. Knebels Hymnus hat keinen einzigen von den Fehlern, die bei Stolberg gerügt werden mußten. Die Komposition bietet eine vollständige Einheit der Idee und der Anschauung dar, eine Einheit, welche nirgends gestört wird, ob sich gleich die Darstellung nach den verschiedensten Seiten hin bewegt. Alles ist durch den Hauptgedanken zusammen gehalten, ja innig verschmolzen, und selbst der elegische Schluß, in welchem der Dichter mit seiner Persönlichkeit vortritt, fügt sich an das Ganze sicher und wahr an. Die Sprache hat nicht nur die Mängel nicht, welche wir bei Stolbergs Hymne bemerken mußten; sie ist auch im Ganzen reiner, anmuthiger; sie fließt in ruhiger Klarheit dahin, wie es die Haltung des Gedichts verlangt. Eben so ist auch der Versbau bei weitem vollendeter, und es werden sich in dieser Hinsicht bei genauerer Betrachtung nur wenige Schwächen zeigen. Aber bei allen diesen Vorzügen, zu welchen vielleicht noch andere aufgefunden werden könnten, steht Knebel als Dichter doch tief unter Stolberg. Knebel erscheint in seiner Hymne, wie überhaupt in allen seinen Poesien, als ein talentvoller Mann mit einer nicht gewöhnlichen Sprachgewandtheit und einem seltenen Reichthum an Gedanken und Anschauungen. Aber er ist kein schöpferischer Geist; die von ihm dargestellten Ideen sind entweder schon vor ihm ausgesprochen worden, oder sie sind von der Art, daß jeder Begabtere sie alle Tage finden und aussprechen könnte. Und wenn sie auch noch so anmuthig dargestellt sind, so fehlt ihnen doch der Reiz der Neuheit, den der schaffende Dichter auch veralteten Gedanken zu verleihen weiß. Bei Stolbergs Gedicht hingegen erkennen wir den wahren Dichtergenius, der sich neue Bahnen bricht, der die außer ihm liegende Welt nicht bloß kopirt, sondern ihr in seinen Poesien ein neues, eigenthümliches Leben gibt. Beide benutzen die griechische Vorstellungsweise von der Sonne: aber Knebel gibt uns nicht mehr und nicht weniger, als diese, während Stolberg sie kühn gebraucht, um sein eigenes poetisches Gefühl zu veranschaulichen. Die so wirkungsreiche Anrede an den Tag ist seine Schöpfung; sie bliebe es durch die Art der Darstellung, wenn sie auch ein früherer Dichter schon gebraucht haben sollte. Eben so glänzend beurkundet sich sein höheres Talent im zweiten Theile der Hymne, in welcher er althebräische Vorstellungsweisen benutzt; denn so wie er sie gebraucht, durchdrungen wie sie sind von seinem schaffenden Geiste, werden sie sein alleiniges Werk.

Wir können hier füglich noch einer Hymne erwähnen, die im Texte des Handbuchs (II. 465) mitgetheilt ist, nämlich des „Hymnus an Hygiea" von **Neubeck**[2]); denn es läßt sich auch auf dieses Gedicht genau Alles das anwenden, was von Knebels Hymne gesagt wurde. Nur in Einer Beziehung möchte es diese übertreffen. Es ist nämlich von einer Begeisterung beseelt, die wir bei Knebel umsonst suchen würden; dadurch erhält es aber einen Glanz, der nicht selten blen-

1) Karl Ludwig von Knebel, geboren den 30. November 1744 zu Wallerstein in Franken, in Ansbach mit Uz vertraut, der auf seine Bildung segensreichen Einfluß übte. 1774 Erzieher eines weimarischen Prinzen, steht mit Göthe, Herder und Wieland in genauen, selbst freundschaftlichen Verhältnissen; gestorben in Jena, wo er zuletzt lebte, den 23. Februar 1834.

2) Valerius Wilhelm Neubeck, geboren den 21. Januar 1765 zu Arnstadt (im Fürstenthum Schwarzburg-Sondershausen), studirt in Göttingen und dann in Jena Medizin, wird 1793 Kreisarzt in Steinau in Schlesien; 1821 erhielt er den Titel eines Königl. Preußischen Hofraths.

bend ist; es erhebt sich die Darstellung zu einer Höhe, die uns ganz dahin reißt. Bei einer nähern Prüfung aber wird es uns doch endlich klar, daß diese Begeisterung nicht eigentlich in der poetischen Anschauung beruht, sondern vielmehr der Wiederschein des allerdings höchst ehrenwerthen Enthusiasmus ist, den der Arzt für seinen hohen Beruf hat.

Nächst Fr. Stolberg hat unter den Göttingern namentlich **Voß** [1]) die Ode zunächst im Sinne Klopstocks behandelt, dann aber in Folge seines eifrigen Studiums der griechischen Literatur bedeutend erweitert. Voß hat sich unsterbliche Verdienste um die Sprache erworben, und wenn wir uns heut zu Tage auch nicht mehr durch den Glanz, die Kühnheit und reizende Neuheit seiner Diktion verleiten lassen, ihn, wie es zur Zeit seines ersten Auftretens geschah, für einen hochbegabten Dichter zu halten, so wollen wir doch mit vollem Danke anerkennen, daß er zuerst durch seine eigenen Poesien sowohl als auch und ganz vorzüglich durch seine treffliche Uebersetzung Homers enthüllt hat, wie sehr unsere Muttersprache geeignet ist, die Eigenthümlichkeiten anderer Sprachen, selbst die originellsten und fremdartigsten, aufzufassen. Es ist allerdings wahr, daß er und seine Nachahmer in diesem Bestreben, sich das Fremde anzueignen, oft der Sprache Gewalt angethan haben; aber es ist wiederum eben so wahr, daß unsere Sprache ohne diese Bemühungen die wunderbare Biegsamkeit nicht erhalten hätte, in welcher sie sich jetzt bewegt, und man dürfte vielleicht sogar behaupten, daß Rückert nimmermehr zu seiner Meisterschaft des Styls hätte gelangen können, wenn ihm Voß nicht vorangegangen wäre. Uebrigens liegt Vossens Verdienst nicht bloß darin, daß er die Gewandtheit und Allseitigkeit des griechischen Wort- und Periodenbaus nachzubilden trachtete; er hat sich ein größeres dadurch erworben, daß er unsere Sprache selbst studirte, in ihre Tiefen eindrang, und sie durch alte vergessene Wörter und Wendungen, so wie durch glückliche Einführung bedeutsamer Provinzialismen vielfältig bereicherte. Ferner hat auch die deutsche Prosodie durch ihn zuerst Sicherheit und feste Basis erhalten, und überhaupt hat er für Vervollkommnung des Versbaus, der durch ihn auch Wohllaut und Bewegung erhielt, unendlich viel gethan. — Man würde Voß höchst Unrecht thun, wenn man ihn bloß von Seite des poetischen Lebens oder auch der künstlerischen Bemühung betrachten wollte; man muß bei ihm, vielleicht mehr als bei jedem andern Dichter, die Gesinnung ins Auge fassen, weil diese, wie die Grundlage, so auch die belebende Kraft aller seiner Dichtungen ist. Und diese Gesinnung ist in jeder Beziehung höchst verehrungswürdig. Voß war von seiner ersten Jugend an mit begeisterter Liebe für alles Schöne und Edle, mit feurigem Haß gegen alles Gemeine und Schlechte erfüllt; und diese Liebe, so wie dieser Haß bilden den Grundton, der sich durch alle seine Gedichte, selbst durch seine spätesten, hindurch zieht; denn er war zugleich von ernstem, festem Charakter, der mit männlicher Beharrlichkeit überall und gegen Alle, und wären es seine theuersten Freunde, das bekämpfte, was er für schlecht erachtete. Eines der schönsten Lieder von Voß: „Entschlossenheit“ (I. 459), gibt uns ein treues Bild dieser seiner edeln, mannhaften Gesinnung, so wie es uns auch beweist, daß sie auf religiöser und innig frommer Grundlage beruhte; am liebenswürdigsten ist er aber im „Empfang des neuen Jahres“ (I. 455), das wegen seiner Milde unter allen Voßischen Gedichten beinahe allein da steht.

Da es vor Allem Klopstock war, der die Liebe zur Dichtkunst in ihm erweckte, der durch Beispiel und Umgang die edle Gesinnung des anstrebenden Jünglings kräftigte, so ist es leicht erklärlich, daß Voß dem Altmeister — so nannten ihn die für ihn begeisterten Göttinger — manches Lied des Danks und der Anerkennung sang, unter welchen wohl die mitgetheilte Ode „An Klopstock“ (I. 465) den ersten Platz verdient, obgleich die kräftige, volltönende Sprache besonders in den Anfangsstrophen beinahe undeutsch und dunkel ist [2]). Der Gedanke des Gedichts ist Nichts weniger als neu, aber doch mit Eigenthümlichkeit vorgetragen. Der Dichter schaut, vom Genius erleuchtet, in die Tempischen Fluren; Klopstock, „aus Greisesrunzeln enthüllt“, wird bei seinem Eintritt in die Wohnung der Seligen zunächst von den geistes- und stammverwandten Sängern Milton und Ossian begrüßt; dann geht auch Pindar ihm entgegen, und mit Glück läßt unser Dichter den griechischen Sänger Klopstocks Lob verkündigen; jedes Wort ist da voll Bedeutung und Wahrheit. Auch die folgende Darstellung, wie die größten Sänger aller Zeiten und Völker sich zum neuen Ankömmling hindrängen, ist bedeutsam; denn gerade dadurch erhält der Dichter Gelegenheit, die vielseitige Größe Klopstocks zu berühren, der allen großen Dichtern eine verwandte Erscheinung ist. Nicht ohne Zartheit ist die Andeutung, daß Klopstock seine hienieden geliebte Cidli als blühende Braut wieder findet. Die zwei ersten Strophen und die letzte bilden den Rahmen, in welchen der Dichter dieses prophetische Gemälde einfaßt. Er beginnt nämlich mit dem Ausruf, daß die Seligen den deutschen Sänger schon erwarten, worauf er die Erscheinung, die er gehabt, ausführt, und dann mit dem Wunsche schließt, der jugendliche Greis möge noch lange seine Erdenfreunde erfreuen, und, wenn er sie einst verlasse, auch dort noch

---

1) Johann Heinrich Voß, geboren den 20. Februar 1751 zu Sommersdorf im Meklenburgischen, geht 1772 nach Göttingen, wo er Mitglied des Hainbunds wird und für denselben thätig wirkt; 1775 nach Wandsbeck, wo er privatisirt, wird 1778 Rektor in Otterndorf (im Lande Hadeln), 1782 Rektor in Eutin, legt 1802 sein Amt nieder, geht nach Jena und später nach Heidelberg, wo er den 29. März 1826 stirbt.

2) Erläuterungen. Str. **1** und **2**. Schon harret im Elysium auf Dich, o Klopstock, der Festreihn der Sänger, welche einst das Urlicht der Menschlichkeit besangen, sie mochten es hier Jehovah oder dort Zeus nennen; die Sänger, welche in der dämmernden Frühe der Menschheit, oder auch in helleren, späteren Zeiten, den künftigen Mittag schon ahnten und diese ihre Vorahnung ihrem vielfachhallenden Saitenspiel einathmeten, so daß ringsum die Völker schauerten, trunken von der Kraft und Schönheit, (die ihren Gesängen entströmte).

ihrer gedenken und seiner, des Dichters, harren. — Wie wir bei Neubeck zu bemerken Gelegenheit hatten, daß der Enthusiasmus für den gewählten Beruf die Stelle der poetischen Begeisterung vertrete, so kann man mit eben so viel Recht behaupten, daß die Begeisterung, welche in Vossens Gedichten, namentlich in seinen Oden, unverkennbar herrscht, weniger aus der poetischen Kraft des Dichters kommt, als aus der glühenden Liebe, von der er für die dargestellten hohen Ideen beseelt war. Da er außerdem den großen Dichtern alter und neuer Zeiten die Kompositionskunst bis zu einem gewissen Grade abgelauscht hatte, und er die Sprache mit Gewandtheit zu behandeln wußte; da ihm insbesondere eine reiche Fülle von kräftig tönenden und durch ihre Neuheit blendenden Wörtern und Wendungen zu Gebote stand, so erreichen Vossens Gedichte oft eine wahrhaft bewundernswürdige Vollendung, wie z. B. die kräftig einherschreitende Ode: „Die erneuerte Menschheit“ (I. 463), in welcher wir Herders seelenvolle Liebe zur Menschheit wiederfinden, aber von einem, ich möchte sagen, kunstfertigen und kampflustigen Geiste ausgesprochen. — Ganz eigenthümlich ist der Versuch, welchen Voß machte, die rhythmische Bewegung der altklassischen Sylbenmaße mit dem musikalischen Reim zu verbinden. Wir können diese Verschmelzung so ganz entgegengesetzter Gebilde in keiner Beziehung billigen, da jedes das andere bekämpft, und auf diese Weise ein Widerspruch entsteht, der zu keiner Auflösung gelangt; aber doch muß man dem Dichter tiefe Einsicht in das Wesen der rhythmischen Bewegung zugestehen, indem seine Vers- und Strophenbildung dem auszudrückenden Gedanken trefflich angepaßt sind, so wie man nicht läugnen kann, daß diese Formen wenigstens beim ersten Lesen einen ganz eigenen, beinahe reizenden Eindruck hervorbringen. Solcher Art sind „Der Friedensreigen“ (I. 450) und dann der „Dithyrambus“ (I. 466), deren höchster Werth wohl im Rhythmus liegen mag. Mehr Bedeutung hat die gereimte Ode: „Die Sterne“ (I. 457), da ihr ein poetisches Motiv zu Grunde liegt, das nämlich, den Ruhm Gottes durch die Sterne des Himmels selbst lobpreisen zu lassen. Aber Voß hat sich auf der Höhe nicht erhalten können, die ein solches Motiv voraussetzt. Auch ist der Gedanke, welcher sich später als Grundgedanke erweist (Str. 5 ff.), durchaus ohne alle Beziehung zum Vorhergehenden. Viel bedeutender ist „Die Bewegung“ (I. 460), weil der Dichter von seinem Gegenstande tief durchdrungen war und dieß bei ihm den Mangel des poetischen Genius am sichersten ersetzt. Er tröstet darin seine Zeitgenossen, welche von den Stürmen der französischen Revolution geängstigt waren, indem er auf deren Nothwendigkeit hinweist, um die versunkene Menschheit wieder emporzuheben. — Die Schlußstrophe mit dem Bild eines seine Dämme durchbrechenden Sees ist vielleicht, was poetische Auffassung betrifft, das beste, was Voß je geschrieben hat.

Ehe wir Voß verlassen — wir werden aber in einem der nächsten Abschnitte auf ihn zurück kommen, da er auch in anderer Beziehung von Wichtigkeit ist — erwähnen wir nur noch das Lied „Vaterlandsliebe“ (I. 461), in welchem den Klopstockischen Ideen gegenüber kosmopolitische Ansichten ausgesprochen werden, die trotz der religiösen Basis, welche der Dichter ihnen gibt, doch noch ziemlich hohl erscheinen.

3. Klopstock'sche Elegie. — Sentimentales Lied.

Hölty. — Fr. Stolberg. — Miller. — Boje.

Während Friedrich Stolberg die vaterländischen Ideen Klopstocks vorzugsweise auffaßte und zum Theil weiter führte, während Voß in der kühnen Behandlung der Sprache sein Nachfolger wurde, ergriff **Hölty**[1]) vorzugsweise dessen sentimentale Richtung, welche wir in den meisten Elegien, wie auch in einigen Oden desselben, so stark hervortreten sahen. Und allerdings war im ganzen Hainbunde wohl Keiner geeigneter, diese Seite des großen Meisters fortzubilden, als Hölty, der, schon von seiner frühesten Jugend an kränklich, gleichsam von Natur dazu bestimmt zu sein schien, das Leben mit Wehmuth anzuschauen. Wenn aber auch seine fortwährende Kränklichkeit nicht ohne Einfluß auf seine Dichtungen bleiben konnte, so sind dieselben doch keineswegs selbst kränklich, und nur wenige bieten uns Beispiele jener falschen, sich selbst täuschenden Sentimentalität dar, die wir bei Klopstock näher beleuchtet haben. Ein einziges Gedicht scheint mehr als alle andern daran zu leiden; es ist die Elegie „An Miller“ (I. 421), welche überdieß nach dem Vorbild der Klopstockischen: „An Ebert“ (I. 59) gedichtet zu sein scheint, wie selbst die Sprache mehr, als in den übrigen Gedichten Hölty's, der Klopstockischen sich annähert. Selbst der Schluß (Vers 35 ff.) ist nicht eigenthümlich, wie die Vergleichung mit der erwähnten Elegie „An Ebert“ deutlich zeigt; und wie bei dieser, ist auch hier der Schluß die eigentliche Seele des ganzen Gedichts. Die Todesahnung, die sich in demselben ausspricht, ist ein bei Hölty oft wiederkehrender Gedanke, den er aber immer glücklich und in neuem Gewande darzustellen weiß. Selbst da, wo er sich ihr ganz hingibt, erscheint der Dichter nichts weniger, als kleinmüthig und verzagend; er sieht dem Tode muthig ins Auge, und er gefällt sich beinahe in der Vorstellung, wie sein Gedächtniß auch nach seinem Tode noch fortleben werde; z. B. in der rührenden Ode: „Auftrag“ (I. 420). Diese Ahnung spricht sich sogar als Sehnsucht nach dem Tode aus; denn er bringt ihm ja Vereinigung mit den Theuern, die ihm schon vorangegangen sind; er führt ihn in ein besseres Leben, an den Thron des Gottversöhners; nur bittet er den Allgütigen, ihm die Todesstunde sanft und leicht zu machen („Der Tod“ I. 419). Das Hinscheiden seines geliebten Vaters mußte diese Sehnsucht nur noch

1) Ludwig Heinrich Christoph Hölty, geb. den 21. Dezember 1748 zu Mariensee in Hannover; schon in früher Kindheit kränklich, geht 1769 nach Göttingen, um Theologie zu studiren; Mitstifter des Hainbundes. Gestorben den 1. September 1776.

reger machen; in der „Elegie bei dem Grabe meines Vaters“ (I. 422) spricht er sie beinahe ganz in derselben Weise aus, wie im vorhergehenden Gedicht; sie unterscheidet sich von diesem eigentlich nur durch die Umkehrung des Gedankenganges, und dadurch, daß die einzelnen Ideen schärfer ausgeprägt sind; beide Gedichte sind aber an Tiefe und Innigkeit des Gefühls gleich ausgezeichnet. — Von ergreifender Rührung ist die „Elegie an ein Landmädchen“ (I. 420), welche um so lebendiger wirkt, als Tod und Jugendblüthe einander entgegengesetzt sind und dadurch die Idee der Vergänglichkeit alles Irdischen kräftiger sich ausspricht. Auch dieß ist ein Vorzug derselben, daß sie epische Bewegung hat, die besonders gegen das Ende (Str. 7) lebendig hervortritt, dann aber in der letzten Strophe recht glücklich in einer beruhigtern Stimmung sich auflöst.

Die gelungensten Lieder Hölty's sind aber gewiß diejenigen, in welchen die ihn immer begleitende Todesahnung mit der Lebenslust und fröhlichen Heiterkeit sich verschmilzt, der er sich so gern und mit ganzer Seele hingab. Es lebt in diesen Gedichten eine so anspruchslose Natürlichkeit, sie sind so voll wahren Gefühls, daß sie bald Lieblingslieder des ganzen Volkes geworden sind. Und dieß allein würde hinreichen, ihren hohen poetischen Werth darzustellen; denn das Volk wird sich immer nur entweder solche Lieder aneignen, die sich auf besondere Verhältnisse beziehen, von welchen es gerade mächtig berührt wird (Kriegs- und Siegeslieder) — seltener werden Gedichte, welche die täglichen Beschäftigungen behandeln, z. B. Erntelieder, vom Volke aufgenommen — oder solche, welche allgemein menschliche Empfindungen mit Tiefe, Innigkeit und natürlicher Einfachheit besingen. Und dieß ist auch der Charakter, welchen die erwähnten Gedichte Hölty's in hohem Maße besitzen, von denen wir zwei besonders herausgehoben haben: die „Lebenspflichten“ (I. 416) und die noch weit schönere „Aufmunterung zur Freude“ (I. 415), in welcher der Gedanke an den bevorstehenden Tod — es war Hölty's letztes Lied — nur leise durchschimmert (Str. 4 und 6), aber gerade deßhalb von tiefer, ergreifender Wirkung ist. Denn, wie schon ein neuerer Beurtheiler mit vollem Recht bemerkte, hat der schneidende Gegensatz, der in den „Lebenspflichten“ durchgeführt ist, der Uebergang von dem Gedanken an Tod und Grab zur ausgelassensten Lustigkeit etwas Grelles, ja Grausenhaftes. Ein solcher Gegensatz erscheint zwar auch in der Ode: „Der rechte Gebrauch des Lebens“ (I. 418), aber in einer bei weitem mildern Form, die schon darin liegt, daß nicht eigentlich der Tod dem Leben, sondern dieses dem Nachruhm entgegengesetzt wird. — In allen den bisher besprochenen Gedichten erscheint außer den schon bezeichneten Empfindungen auch eine tiefe Empfänglichkeit für die Natur und ihre Herrlichkeiten; Hölty's Lebensfreudigkeit beruht vor Allem auf der entschiedenen Liebe für die Schönheiten der ihn umgebenden Welt mit ihrem Frühling und ihren Blüthen; und wenn er, von Todesahnung ergriffen, auf das Leben zurück schaut, so wirft er auf die Natur allein einen wehmüthigen Blick. Mehrere Gedichte, die sich durch Zartheit der Empfindungen und durch Wohllaut auszeichnen, schildern seine Liebe für die Natur. Wir nennen zuerst die Ode: „Das Landleben“ (I. 416), weil sie mit den vorher erwähnten Gedichten in nähern Zusammenhang steht. Wie nämlich dort die Todesahnung der Hauptgedanke, der Blick auf die Natur nur die Einfassung ist, so ist hier umgekehrt die Schilderung des Landlebens und seines Glücks im Gegensatze zum Aufenthalt in den Städten die leitende Idee, mit welcher sich der Hinblick auf den Tod ungezwungen verbindet. Ich sage ungezwungen, denn auch die frühern Strophen sind im elegischen Tone gehalten; überall bricht die Schwermuth durch, die den Dichter umfaßt hielt, wie denn seine Sehnsucht nach dem Landleben als eine Sehnsucht nach Entfernung von der menschlichen Gesellschaft überhaupt erscheint. So spricht auch die Ode „An die Ruhe“ (I. 417) nichts Anderes aus, als die im Gemüthe des Dichters oft mit großer Stärke erwachende Sehnsucht nach Einsamkeit. — Oefters jedoch überließ sich Hölty seiner Lust am Frühling und dem ländlichen Glück mit der vollsten Seelenheiterkeit, die nur im Verein mit lebensfrohen Menschen ganz auftauchen kann; so in dem lieblichen, durch Wohllaut ausgezeichneten „Mailied“ (I. 411), oder in der mit fröhlicher Laune und mit heiterm Spott geschriebenen Ode: „Die Beschäftigungen“ (I. 419), welche gegen das Ende hin einen höhern Schwung nimmt und beinahe dithyrambisch schließt, ohne daß übrigens dem Ganzen Einheit der Anschauung und der Idee fehlte. — Dieses Gedicht führt uns zu einer Reihe von andern, in welchen Hölty das Glück der Liebe besang; denn so sehr sein ganzes Streben nach Ruhe und Einsamkeit gerichtet war, so war er doch weit entfernt, menschenscheu zu sein, und seine Schwermuth ging nie oder nur selten in eigentliche Melancholie über. Er, der für die Schönheiten der Frühlingsnatur so empfänglich war, mußte wohl auch für die sanften Gefühle der Liebe ein offenes Herz besitzen; für ihn mußte die Hoffnung auf einfache und ruhige Häuslichkeit einen hohen Reiz haben. Auch konnte er das Gefühl warmer und beglückender Liebe nie von der Sehnsucht nach ländlicher Einsamkeit trennen. Wir haben in den bis jetzt erwähnten Gedichten sehen können, wie er diese seine beiden innigsten Wünsche stets verschmilzt. Wenn aber das Glück, das er im Schoße der freien Natur zu finden hoffte, immer abhängig war von der Vereinigung mit dem geliebten Gegenstande, und er jenes ohne dieses sich kaum denken konnte; so hatte er dagegen eine zu hohe Meinung von dem Wesen der Liebe, als daß er das Glück derselben von äußern Verhältnissen hätte abhängig machen können. Wo diese der Hauptgegenstand seiner poetischen Betrachtung wird, bleibt daher das Gefühl ungetheilt bei ihr, wie in der schön gebildeten Ode: „Die Liebe“ (I. 418); oder wenn er doch auf ein einfaches Landleben hinweist, wie in der „Seligkeit der Liebenden“ (I. 414), so geschieht es nur wegen des Gegensatzes zu reicheren Verhältnissen, um dadurch die Bedeutung des Liebesglücks zu erhöhen. In beiden Gedichten spricht sich übrigens eine solche Wärme des Gefühls, eine so schöne jugendliche Begeisterung mit so keuschem Sinne aus, daß der Dichter jedem unverbor-

benen Gemüthe gewiß lieb und theuer werden muß.

Wenn wir auf die bisherigen Bemerkungen zurückblicken und sie in Einen Brennpunkt zusammenfassen, so wird sich ergeben, daß Hölty sich besonders auszeichnet durch Wärme und Zartheit des Gefühls, durch hohen Wohllaut der Sprache, der sich mit einer zu seiner Zeit seltenen Korrektheit der Form und des Versbaues verbindet; es wird sich aber auch ergeben, daß der Kreis seiner Ideen und poetischen Anschauungen sehr eng gezogen war und sich eigentlich auf das Drei: Todesahnung, Freude an der Natur und Hochgefühl der Liebe, beschränkt, und daß er nicht allein immer wieder auf diese zurück kam, sondern sie auch beinahe immer wieder auf dieselbe Weise behandelte. Wir haben schon bei einem frühern Dichter, bei Jacobi nämlich, eine ähnliche Erscheinung wahrgenommen; aber wenn dieser auch nur wenige Gegenstände oder Empfindungen in den Kreis seines poetischen Lebens zog, so hatte er doch vor Hölty den großen Vorzug, daß er sie immer von einer neuen Seite aufzufassen und zu behandeln wußte. — Hölty hat sich zwar auch in der poetischen Bearbeitung anderer Gegenstände und selbst anderer Formen, als der lyrischen versucht, aber ohne Glück. Die Balladen, die wir von ihm haben, sind seiner nicht werth, da schon der von ihm gewählte Balladenton, wie wir später sehen werden, ein durchaus verfehlter war. Von den lyrischen Gedichten, welche andere Gegenstände behandeln, als jene oben erwähnte Trias, sind vielleicht nur zwei gelungen, die freilich zu dem Besten gehören, was er überhaupt gedichtet hat, und die uns ahnen lassen, welche lyrische Höhe er erreicht hätte, wenn ihm ein längeres Leben beschieden gewesen wäre. Das eine von diesen Gedichten: „Der alte Landmann an seinen Sohn“ (I. 413), zeigt uns einen alten, schlichten Bauer, der, selbst treu und redlich, seinem Sohne Lehren der Tugend gibt. Der Dichter hat sich ganz in die Stellung und den Geist eines solchen ehrlichen Landmanns hineingedacht, der, von abergläubischen Meinungen erfüllt, dieselben zur Begründung seiner Lehren benutzt. Wie in diesem, so zeigt sich auch im andern: „Der befreite Sklave“ (I. 415), eine Kraft der objektiven Anschauung, die gegen die übrigen ganz subjektiv gehaltenen Gedichte Hölty's stark, aber gewiß sehr zu ihrem Vortheile absticht. Dieses letztere Gedicht könnte man beinahe für ein Schubartisches halten, so kraftvoll ist die Sprache, so mächtig wirkend ist der Gedanke. — —

Wie Hölty, so hat auch der ältere **Stolberg** die elegisch-sentimentale Seite Klopstocks aufgefaßt, die seinem sanften, mildgestimmten Herzen am besten zusagte. Mit seinem Bruder verglichen, besitzt er weder dessen feurige Phantasie, noch dessen ewig bewegliche Thatkraft, weßhalb er denn auch weit weniger eigene Gedichte geschaffen hat, als jener, und außerdem waren die meisten derselben durch äußere, sein Gemüth bewegende Verhältnisse hervorgerufen worden. Man erkennt ohne Mühe in seinen Gedichten ein schönes, obgleich nicht umfassendes Talent, so wie eine lebendige Quelle wahrer Innigkeit und tiefen Gefühls, weßhalb er denn auch nie in jene falsche Sentimentalität verfiel, die nach Thränen hascht, wo eigentlich keine zu finden sind. Statt seine Phantasie in gesuchte und überreizte Situationen hinaufzuschrauben, hat er als wahrer Dichter die Verhältnisse aufgegriffen, wie sie ihm das Leben darbot, und die Empfindungen, die er in seinem weichen Herzen tief und lebendig fühlte, in ruhiger und anspruchsloser, aber edler und ergreifender Darstellung ausgesprochen. Unter seinen Dichtungen haben wir die elegische Ode: „An meine sterbende Schwester“ (I. 429) und die Elegie: „Auf Wasserschlebens Tod“ (I. 430) herausgehoben. In dem ersten dieser Gedichte ist die Vergleichung der innig geliebten Schwester mit einer eben aufblühenden, aber verwelkenden Rose mit Sicherheit und Wahrheit durchgeführt; auch ist die oft gebrauchte Idee mit solcher Eigenthümlichkeit aufgefaßt, daß sie mit dem ganzen Reize der Neuheit erscheint. Der große Werth dieser Elegie liegt hauptsächlich darin, daß die Empfindungen eine reale Basis haben. Dadurch werden sie gehindert, in das Nebelhafte, Unsichere zu streifen, und weil sie immer auf Einen Punkt zusammengehalten sind, treten sie desto wirksamer hervor. Aus diesen beiden Gedichten können wir übrigens auch entnehmen, daß Chr. Stolberg, wie sein Bruder, für Freundschaft und Natur, überhaupt für alle edeln Gefühle der Menschen begeistert war.

Als der eigentlichste Repräsentant der Empfindsamkeit wird, und zwar nicht mit Unrecht, **Miller** [1]) angesehen, dessen einst allgemein verbreiteter Ruhm sich übrigens mehr auf seine Romane, den vielgelesenen und vielbeweinten „Siegwart“ an der Spitze, gründet, als auf seine Gedichte, von denen die besten übrigens in seine Romane eingeflochten sind. Jedoch würde man ihm großes Unrecht thun, wenn man die von ihm zunächst ausgehende Empfindsamkeit mit der schon öfters berührten falschen Sentimentalität verwechseln wollte, die auf Unwahrheit der Gefühle und auf Selbsttäuschung beruht, die sich in phantastischen Möglichkeiten oder sentimentalen Spitzfindigkeiten gefällt und den Boden der Realität ganz und gar verläßt und verliert. Miller war durchaus gefühlvoll und er fühlte mit der Innigkeit und Lebendigkeit eines Dichters; man kann ihm Unwahrheit der Empfindung mit Recht nicht vorwerfen. Aber dabei ist er zu weich und zerfließend; es fehlt ihm männliche Haltung und Würde, die sich wohl der Thräne nicht scheut, ihr aber nicht alle Thatkraft aufopfert, sich nicht von ihr unbedingt beherrschen läßt. Was man ihm vorwerfen kann, ist nicht, daß er sanfter Rührung fähig war, sondern daß er diese Rührung liebte, sie hegte und pflegte, wie sein Schoßkind, und über ihr wohl ihre Ursache vergaß, wie ein Kind noch lange fortweint, nachdem ihm der Grund

1) Johann Martin Miller, geboren in Ulm den 3. Dezember 1750, geht 1770 nach Göttingen, wo er ein thätiges Mitglied des Hainbundes ist. 1775 nach Ulm zurückgekehrt, wird er 1780 Pfarrer in Jungingen, 1781 Prof. in Ulm, 1783 Pfarrer am Münster, 1797 Prof. der katechetischen Theologie am Gymnasium, 1810 Dekan und geistlicher Rath. Gestorben den 21. Juni 1814.

seiner Thränen längst aus dem Gedächtniß verschwunden ist, bloß aus einer eigenen Lust zu weinen. Wo Miller dieser mädchenhaften Rührungsliebe sich nicht hingibt, werden wir ihn gewiß als begabten Dichter anerkennen und seine gefühlvolle Seele lieben müssen, wie im „Frühlingslied“ (I. 485) und im schönern „Nachtlied“ (Ebend.), das bei überwallender Empfindung doch ohne zerfließende Weichheit und auflösende Schwäche ist. — Aber selbst da, wo er nur in Thränen und Rührung lebt, wie in der Ballade „Der Gärtner“ (I. 487) — die aus dem „Siegwart“ entnommen ist —, spricht sich sein Dichtergeist in gelungener Komposition und in zarter, wohllautender Sprache aus. — Daß übrigens Miller auch mannhafter Gefühle und kräftiger Sprache fähig war, haben wir schon oben (S. 156) gesehen.

Ehe wir zu einem andern Abschnitte übergehen, müssen wir noch eines Genossen des Hainbundes erwähnen, der zwar als Dichter nicht große Bedeutung gewonnen hat — ob er gleich vielleicht zu wenig bekannt oder zu bald vergessen worden sein mag — der aber für die Geschichte der Literatur nicht ohne Wichtigkeit ist. Denn wie früher bei den sächsischen Dichtern Gärtner, so hatte bei den Göttingern **Boje**[1]) durch seine geschmackvolle und durchdachte Kritik, welcher seine Freunde immer den vollsten Glauben schenkten, großen Einfluß auf deren Ausbildung erlangt. Er selbst hat nicht viel gedichtet, und die meisten seiner Poesien sind noch jetzt in verschiedenen Almanachen und Zeitschriften zerstreut, da Voß die einst versprochene Sammlung derselben nicht herausgegeben hat. Als Lyriker schließt sich Boje hauptsächlich an Hölty an, dessen Innigkeit ihm aber abzugehen scheint; denn so leicht und wohllautend auch z. B. seine „Schäferlehren“ (I. 426) abgefaßt sind, so können sie doch Hölty's Gedichten nicht gleichgestellt werden. — Viel gelungener ist das Sonett: „Das Mühlenwäldchen“ (I. 427), das durch Anmuth der Gedanken, geistreiche Wendungen, wohllautende Sprache und schöne Behandlung des Reims gleich gefällt. Noch weit bedeutender ist die Ballade: „Zwei Seestücke“ (I. 428). Freilich ist sie dem Englischen nachgeahmt, oder vielleicht gar übersetzt; aber selbst wenn dieß der Fall wäre, würde Boje unsern Dank verdienen, denn es bliebe ihm dann immer noch das Verdienst, eine meisterhafte Uebersetzung geliefert zu haben, und wir müßten nur bedauern, daß er sein großes Talent als Uebersetzer nicht häufiger in Anspruch genommen hat.

4. Populäre Dichtungen. Besseres Volkslied. Bearbeitung der Dialekte.

Bürger. — Voß. — Claudius. — (Overbeck. — Usteri. — Hebel. — Grübel. — [Langbein].)

Es ist schon oben (S. 152) aufmerksam gemacht worden, daß Herder nicht ohne Einfluß auf die Dichter des Hainbundes blieb; diese Bemerkung muß jetzt etwas näher begründet werden. Wir haben, als wir von Herders Bestrebungen sprachen, vorzügliches Gewicht darauf gelegt, daß er der deutschen Dichtkunst durch die Hinweisung auf die ewig jugendliche Volkspoesie neues Leben einhauchte; es wurde zugleich aber ferner auch bemerkt, daß er in dieser Beziehung weniger durch eigene Schöpfungen wirkte, als dadurch, daß er größere Dichtertalente für seine Ansichten zu begeistern wußte. Es ließe sich vielleicht nachweisen, daß er auf die bisher erwähnten Genossen des Hainbundes, welche vorzugsweise als Fortsetzung Klopstocks aufgefaßt werden mußten, nicht ohne folgenreichen Einfluß geblieben sei und daß namentlich Hölty mannigfaltige Anregung von ihm erhalten habe; aber mit vollständiger Bestimmtheit läßt sich dieser Einfluß doch nur hinsichtlich Bürgers behaupten, welcher selbst in einem Briefe an seinen Freund Boje darauf aufmerksam gemacht hat. „Hier, liebster Boje, schreibt er ihm, kommt die „Nachtfeier“ wieder zurück. Mit dem Umschmelzen, wenigstens wenn es von einigem Belang sein soll, will's so nicht mehr recht gehen. Der Ton dieses Stücks ist mir schon so fremd geworden, kömmt mir schon so weit hinten in der Ferne und so dunkel, daß ich kaum noch darüber urtheilen und entscheiden kann. Der, den Herder auferweckt hat, der schon lange auch in meiner Seele auftönte, hat nun dieselbe ganz erfüllt, und ich muß entweder Nichts von mir selbst wissen, oder ich bin in meinem Elemente. O Boje, Boje, welche Wonne, als ich fand, daß ein Mann, wie Herder, eben das von der Lyrik des Volkes und mithin der Natur deutlicher und bestimmter lehrte, was ich dunkel schon längst davon gedacht und empfunden hatte!“ (Morgenbl. Jahrg. 1809, S. 966.)

Leider hielt sich **Bürger**[2]) nicht lange auf der Höhe, die er, von Herder begeistert, erreicht hatte und die so viel Großartiges erwarten ließ. Von den unglücklichsten Verhältnissen gedrängt, innerlich zerrissen und niedergebeugt, verlor er nur zu früh jene herrliche Geisteskraft, die ganz Deutschland mit Bewunderung erfüllt hatte, und wenn auch die Quelle des poetischen Lebens nicht plötzlich und ganz versiegte — sie war zu mächtig und reich, als daß sie ganz hätte verschwinden können —, so erschien sie doch nur zu bald nicht mehr in ihrer ursprünglichen Kraft und Klarheit. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß, wenn Bürger eine andere Gattung der Poesie bearbeitet hätte, seine Dichtungen den Stoß, den er erlitten, nicht so tief empfunden hätten, weil er vielleicht durch die umfassendere Kunstform einigermaßen hätte verdecken können, wie sehr seine Lebenskraft gebrochen sei, wie jene gewaltigen Bäume, die noch Jahre lang fröhlich grünen, während doch ihr Stamm schon abgestorben ist. Aber da ihn sein höheres Talent gerade auf diejenige Gattung angewiesen hatte, welche vor Allem Freiheit des Geistes, ungetrübte Reinheit

---

1) Heinrich Christian Boje, geb. den 19. Juli 1744 zu Meldorp in Holstein, studirt in Göttingen, wird 1775 Stabssekretär in Hannover, 1781 Dänischer Justizrath, 1790 Etatsrath in Meldorp, wo er den 3. März 1806 stirbt.

2) Gottfried August Bürger, geboren den

der Seele und ungebeugte Schöpfungskraft verlangt, weil sie mehr als jede andere Dichtungsart auf Unmittelbarkeit der Anschauung beruht: so mußte sich seine innere Zerrissenheit in seinen Poesien nur desto greller und auffallender kund geben, wie der leiseste Hauch den klaren Spiegel trübt, wie der kleinste Mackel die schönste Perle werthlos macht.

Das erste Zeichen seiner abnehmenden Kraft lag darin, daß sein Talent mit seinem Verstand in Zwiespalt gerieth, und dieser, vom Unglück getrübt, jenes besiegte. Er hatte das wahre Wesen der Volkspoesie erkannt, als sein Dichtergeist noch in voller Kraft blühte; er verlor diese Erkenntniß, als diese Blüthe verwelkte. Von falschem Räsonnement irre geleitet, suchte er nunmehr das Wesen der Volkspoesie zunächst in populärer Darstellung und dann sogar in populärer Auffassung. Weil er aber nicht mehr fähig war, die tief verborgene Quelle des poetischen Lebens im Volke zu erkennen; weil er übersah, daß das Volk nur in seiner Masse, in seiner gesammten Erscheinung poetisch ist; so kam er auf den falschen Gedanken, daß jeder Einzelne im Volke eine Fülle poetischen Lebens in sich trage; daß Alles, was der Einzelne fühle und thue, Poesie sei; daß die Art und Weise, wie er diese Gefühle ausspreche, auch als die einzig wahre Darstellungsform angesehen werden müsse. Und so kam er bald dahin, alle Aeußerungen des Volkslebens für Aeußerungen eines wahren poetischen Lebens zu halten; daher zog er endlich selbst die rohesten und gemeinsten Auswüchse, welche nur Folgen eines entsittlichten und halbverwilderten, halbcivilisirten Zustandes sind, in das Bereich seiner Dichtungen, die denn auch endlich allen poetischen, wie allen moralischen Werth verloren.

Aber wenn es wahr ist, daß Bürger in Folge unglücklicher Verhältnisse seines poetischen Talents beraubt wurde; wenn es nicht zu läugnen ist, daß er seine spätern Verse und Reime in einem Zustande schrieb, der mit dem frühern in keinem innern Zusammenhange steht; so verlangt es die Billigkeit, daß wir von der letztern Zeit durchaus abstrahiren; wir haben es nur mit dem Dichter Bürger zu thun, und dieser war längst gestorben, als noch der Reimer Bürger vegetirte. Man erzählt, daß der unglückliche Hölderlin noch jetzt Gedichte schreibt; aber es kommt Niemanden in den Sinn, dieselben zu sammeln oder sein Urtheil über ihn als Dichter nach denselben zu bestimmen. Mit eben so viel Recht kann Bürger darauf Anspruch machen, daß man nur diejenigen unter seinen Dichtungen, welche er bei voller Geistes- und Dichterkraft schuf, allein als die seinigen anerkenne. Daher halte ich es für ein schreiendes Unrecht, ja für eine Sünde, die man an ihm begeht, wenn man ihn nach den krankhaften Erzeugnissen seiner letztern Jahre beurtheilt, und es wäre gewiß zu wünschen, daß sie nicht mehr in die Sammlungen seiner Werke aufgenommen würden.

Wenn wir aber den Dichter Bürger näher ins Auge fassen, so werden wir ihm eine hohe Stelle in unserer poetischen Literatur anweisen müssen. Zunächst müssen wir an ihm eine Pracht und Fülle der poetischen Sprache bewundern, in der ihm keiner seiner Zeitgenossen gleich kommt. Seine Darstellung verbindet die vollendetste Sicherheit mit der lebendigsten Beweglichkeit; es scheint Alles wie aus Einem Gusse hervorgeströmt zu sein, und doch ist jede Zeile, jedes Wort durchdacht und nur eine Folge reiflicher Ueberlegung, künstlerischer Vollendung. Wir wissen, daß er mit der größten Beharrlichkeit seinen Dichtungen die möglichste Vollkommenheit des Ausdrucks zu geben immer bemüht war, und dieß nicht allein in spätern Ausgaben, sondern auch schon bei den ersten Bearbeitungen. Was die Veränderungen betrifft, die er in den letzten Jahren seines Lebens mit seinen Gedichten vornahm, so müssen wir sie zum allergrößten Theil eben so streng verwerfen, als die spätern Gedichte selbst, denn sie sind, wie diese, ein Zeugniß, daß sein Talent abgestorben war; dagegen sind die frühern Umgestaltungen von höchstem Interesse, weil sie uns den schaffenden und denkenden Künstler zeigen. Deßhalb ist es an den Ausgaben seiner Gedichte, und selbst an der neuesten, sehr zu tadeln, daß wir mit einer Fluth von spätern Varianten überschwemmt werden, während die frühern Lesarten beinahe gänzlich mangeln, und namentlich die von ihm selbst besorgten Ausgaben oder die ersten Gestaltungen seiner Poesien, wie wir sie zum Theil in den Musenalmanachen finden, nicht berücksichtigt worden sind. — —

Bürger ist unstreitig als Balladendichter am größten; aber er ist auch als Lyriker bedeutend, ob er gleich in seinen Liedern den Ton der wahren Volkspoesie seltener traf, als in seinen epischen Dichtungen, und selbst in den besten nach populärer Darstellung und Auffassung strebte. Doch lebt in allen ein reiches Gefühl, eine lebenswarme Innigkeit, welche Jeden lebhaft ansprechen müßten, auch wenn sie nicht in einer so vollendet schönen, dem Gedanken wie angegossenen Sprache voll hinreißenden Wohllauts geschrieben wären. Zu den Liedern, welche sich am meisten dem Ton der Volkspoesie nähern, gehören „Der Liebeszauber“ (I. 381) und „An den lieben Mond“ (I. 383). Das erste verbirgt unter der Hülle eines fröhlichen Humors einen großen Reichthum von Innigkeit und wahrem Gefühl, indem durch den in der Darstellung liegenden Gegensatz die Macht der Liebe recht lebendig hervorgehoben wird. Dasselbe gilt in vielleicht noch höherm Maße von dem Liede „An den Mond.“ Es erscheint, wie schon, wenn ich nicht irre, Schlegel bemerkte, bei seiner Schalkheit und seiner drolligen Laune voll heitern Muthwillens, als eine Satyre auf die übertriebene Empfindelei und die Dichterlinge, welche dieser huldigten, und doch wagt es der Dichter, voll sichern Bewußtseins seiner eigenen Kraft, denselben Weg

---

1. Januar 1748 zu Wolmerswende im Fürstenthum Halberstadt, besucht zuerst das Pädagogium, dann die Universität in Halle, geht 1768 nach Göttingen, wo er sich der Rechtswissenschaft widmet; wird 1772 Justizbeamter zu Altengleichen bei Göttingen. Legt 1784 sein Amt nieder, wird Docent in Göttingen, 1789 außerordentlicher Professor. Seine letzten Jahre in jeder Beziehung, besonders aber in Rücksicht auf seine Familienverhältnisse höchst unglücklich. Gestorben den 8. Juni 1794.

zu gehen, wie die, welche er verspottet: und unmittelbar nachdem er das falsche Gefühl mit komischer Laune gegeißelt, zeigt er, wie die wahre Empfindung sich aussprechen könne und müsse. — Das vollkommenste Gedicht dieser Art ist aber wohl „Das Blümchen Wunderhold“ (I. 384). Es ist von einer überaus milden Ruhe und einer besonnenen Klarheit durchdrungen, wie wir sie bei Bürger selten finden, und dabei hat es alle Vorzüge, die seinen übrigen Gedichten so hohen Werth verleihen. Als Allegorie betrachtet, ist dieses Gedicht vielleicht die gelungenste, die wir in unserer Literatur besitzen. Obgleich der Dichter die schwierigste und undankbarste Gattung der Allegorie gewählt hat, welche in der Personifikation des Abstrakten besteht (s. oben S. 122), so ist ihm doch das Wagniß in hohem Grade gelungen. Die ganze Darstellung hat bei ihrer einfachen Lieblichkeit so viel Leben und Anschaulichkeit, die Entwickelung hat so viel, ich möchte sagen, epischen Charakter, der Dichter weiß dabei so mächtig auf das Gefühl zu wirken (besonders durch die glückliche Hinweisung auf seine geliebte Gattin, Str. 9 ff.), daß wir nicht eher an eine Allegorie denken, als bis wir das letzte Wort des Gedichts gelesen haben. — In erhabener Hymnenweise dagegen tönt das vortreffliche Gedicht „Männerkeuschheit“ (I. 382), von dem Wieland einst sagte: „Durch dieses einzige Lied ist Bürger ein größerer Wohlthäter unserer Söhne und Enkel geworden, als wenn er ein dickes Buch voll der schönsten moralischen Dissertationen und Deklamationen geschrieben hätte.“ — Wir hätten die schöne Ode „An die Hoffnung“ (I. 386) wohl sogleich nach dem Blümchen Wunderhold erwähnen können, weil sie, wie dieses, der Allegorie sich hinneigt. Auch hier erkennen wir den schaffenden Dichter, welcher der Idee Gestalt und Körper zu verleihen weiß; es werden nicht bloße abstrakte Attribute aufgezählt, welche der Hoffnung gewöhnlich zugetheilt werden, sondern der Dichter führt uns mitten in das Leben hinein, und zeigt uns an anschaulichen Beispielen, wie segensreich die Göttin wirke, wie der Mensch durch sie allein gestärkt werde, auch das schrecklichste Unglück mit Kraft zu ertragen und der vernichtenden Verzweiflung entgegen zu kämpfen. Durch einen glücklichen Uebergang geht er auf seine eigenen Erfahrungen über und motivirt dadurch auch zugleich, warum er diesen Lobgesang anstimmt. — Die Hoffnung wurde von mehrern deutschen Dichtern besungen; schon bei Herder haben wir zwei ihr gewidmete Gedichte (s. oben S. 129) kennen lernen; unter den übrigen wollen wir hier nur zwei besonders hervorheben. Das epigrammatische Gedicht „Hoffnung“ von Göthe (I. 530) ist die Frucht einer ganz individuellen Situation, in welcher sich der Dichter selbst Muth zuspricht, ein angefangenes Werk zu vollenden; nur die eigenthümliche Kunst des Dichters, auch dem individuellsten Gefühle Allgemeinheit, der augenblicklichen Empfindung eine breite Grundlage zu geben, verleiht diesem Gedichtchen eine höhere, umfangreichere Bedeutung. Es bildet übrigens einen schönen Uebergang von den oben erwähnten Gedichten an die Hoffnung zu dem, welches wir noch zu betrachten haben. Während nämlich bei Herder die Hoffnung als Kind der Thräne und des Unglücks erscheint und ihr die Wahrheit entgegen gestellt wird („Der Regenbogen“ I. 324); oder wenn sie bei demselben Dichter („Zage nicht“ I. 335) und bei Bürger als tröstende Gottheit sich darstellt, die den Menschen im Unglücke hebt und kräftigt: wird sie bei Göthe zur ermuthigenden Führerin, deren Versprechungen zum Ziele leiten. Noch ideeller hat sie Schiller („Die Hoffnung“ II. 10) aufgefaßt; sie ist ihm das im menschlichen Herzen wurzelnde Evangelium eines bessern Lebens, das uns nach dem irdischen erwartet.

Von Bürgers Ode „An die Nymphe des Regenborns“ (I. 388) bemerken wir bloß, daß die dritte Strophe das sonst gelungene Gedicht verunstaltet, da sie nur extravagante Ausführung eines schon ausgesprochenen Gedankens ist. Und weil es geeigneter sein wird, von Bürgers Verdiensten um das Sonett später zu sprechen, so wollen wir sogleich auf diejenigen Dichter übergehen, welche sich, wie er, der Volkspoesie widmeten.

Unter allen diesen hat **Voß** offenbar das wenigste Talent, und weil ihm in den populären Dichtungen die edle und männliche Gesinnung nicht zu Hülfe kommt, in welcher, wie wir oben gesehen haben, der größte Werth seiner Oden und höher gehaltenen Lieder liegt; so werden die popularisirenden Gedichte wenig mehr darbieten, als eine schöne, gewandte und geübte Sprache, ein Vorzug, der sich jedoch nicht einmal überall kund gibt; denn nicht selten ist die Darstellung geschraubt, gerade weil sie nach Volksfaßlichkeit hascht. — Weil es Voß an wahrem poetischem Talente mangelte, so konnte er leicht die von Bürger ausgegangene falsche Ansicht vom Wesen des Volksliedes aufnehmen: nur bewahrte ihn sein reiner Sinn vor dem Gemeinen, ob er gleich auch nicht selten in einige Rohheit verfiel. Der wahre Charakter seiner Lieder im Volkston liegt aber in einer gränzenlosen Plattheit, welche, von ihm begünstigt, eine Zeit lang in Deutschland jubelnden Anklang fand und von einer unzählbaren Menge Reimschmiede nachgeahmt wurde, so daß selbst Göthe in seiner vortrefflichen Satyre „Die Musen und Grazien in der Mark“ (I. 557) dagegen aufzutreten sich bewogen fand. Diese Satyre charakterisirt die falsche Volkspoesie, die aller schaffenden Kraft und künstlerischen Bildung so ganz ermangelte, so vollkommen, daß wir uns begnügen können, darauf hinzuweisen; sie ist auch insbesondere der beste Commentar zu den hieher gehörigen Gedichten von Voß „Heureigen“ (I. 456) und „Chorgesang beim Rheinwein“ (I. 458). Obgleich auch im Ganzen hieher gehörig, ist das „Trinklied“ (I. 462) doch wegen der in ihm sich aussprechenden muthwilligen Laune von mehr Werth; nur würde das Gedicht sicherlich gewinnen, wenn die ganz bedeutungslose dritte Strophe fehlte, deren Schlußzeile, statt wie in den andern Strophen Ueberraschung hervorzubringen, dieselbe vielmehr ganz zerstört.

Durch seine Vorliebe zur Darstellung des einfachen, schlichten Naturlebens wurde Voß zur **Idylle** geführt, und wenn wir auch in den hieher gehörigen Poesien den wahren Dichter vermissen, so können wir doch nicht läugnen, daß er — obgleich wohl sich selbst unbewußt und nur

durch äußere Zufälligkeiten geleitet — die Idee der Idylle bestimmter und wahrer aufgefaßt hat, als es bis dahin geschehen war, wenn wir den einzigen Ew. v. Kleist ausnehmen. Man kann die ganze Eigenthümlichkeit der Idylle und ihr wahres Wesen nicht besser darstellen, als durch folgende Worte Jean Pauls aus der Vorrede zu seinem „Quintus Fixlein": „Ich konnte, sagt er, nie mehr als drei Wege, glücklicher (nicht glücklich) zu werden, auskundschaften. Der erste, der in die Höhe geht, ist: so weit über das Gewölke des Lebens hinauszudringen, daß man die ganze äußere Welt mit ihren Wolfsgruben, Beinhäusern und Gewitterableitern von weitem unter seinen Füßen nur wie ein eingeschrumpftes Kindergärtchen liegen sieht. Der zweite ist: gerade herabzufallen ins Gärtchen und da sich so einheimisch in eine Furche einzunisten, daß wenn man aus seinem warmen Lerchennest heraussieht, man ebenfalls keine Wolfsgruben, Beinhäuser und Stangen, sondern nur Aehren erblickt, deren jede für den Nestvogel ein Baum und ein Sonnen- und Regenschirm ist. Der dritte endlich — ist der, mit den beiden andern zu wechseln. — — Das will ich jetzt den Menschen recht gut erklären. — Der Held, der Reformator, Brutus, Howard, der Republikaner, den bürgerliche Stürme, das Genie, das artistische bewegen, kurz jeder Mensch mit einem großen Einfluß, oder auch nur mit einer perennirenden Leidenschaft (und wäre es die, den größten Folianten zu schreiben), alle diese bauen sich mit ihrer innern Welt gegen die Kälte und Glut der äußern ein, wie der Wahnsinnige im schlimmern Sinne: jede fixe Idee, die jedes Genie und jeden Enthusiasten wenigstens periodisch regiert, scheidet den Menschen erhaben von Tisch und Bett der Erde, von ihren Hundsgrotten und Stechdornen und Teufelsmauern — — gleich dem Paradiesvogel schläft er fliegend, und auf den ausgebreiteten Flügeln verschlummert er blind in seiner Höhe die untern Erdstöße und Brandungen des Lebens im langen, schönen Traume von seinem idealischen Mutterland..... Ach! Wenigen ist dieser Traum bescheert, und diese Wenigen werden so oft von fliegenden Hunden geweckt! — — Diese Himmelfahrt ist aber nur für den geflügelten Theil des Menschengeschlechts, für den kleinsten. Was kann sie die armen Kanzleiverwandten angehen, deren Seele oft nicht einmal Flügeldecken hat, geschweige Etwas darunter — oder die gebundnen Menschen mit den besten Bauch-, Rücken- und Ohrenflossfedern, die im Fischkasten des Staates stille stehen und nicht schwimmen sollen, weil schon der ans Ufer lang gekettete Kasten oder Staat im Namen der Fische schwimmt? Was soll ich dem stehenden und schreibenden Heere beladener Staatshausknechte, Kornschreiber, Kanzellisten aller Departements, und allen im Krebskober der Staatsschreibstube auf einander gesetzten Krebsen, die zur Labung mit einigen Brennesseln überlegt sind, was soll ich solchen für einen Weg, hier selig zu werden, zeigen? — — Bloß meinen zweiten, und das ist der: ein zusammengesetztes Mikroskop zu nehmen, und damit zu ersehen, daß ihr Tropfe Burgunder eigentlich ein rothes Meer, der Schmetterlingsstaub Pfauengefieder, der Schimmel ein blühendes Feld und der Sand ein Juwelenhaufe ist. Diese mikroskopischen Belustigungen sind dauerhafter, als alle theuern Brunnenbelustigungen. Ich muß aber diese Metaphern erklären durch neue. Die Absicht, warum ich Fixleins Leben in die Lübeckische Buchhandlung geschickt, ist eben, in diesem Leben der ganzen Welt zu entdecken, daß man kleine, sinnliche Freuden höher achten müsse, als große, den Schlafrock höher als den Bratenrock, daß man Pluto's Quinterne seinen Auszügen nachstehen lassen müsse, einen NNd'or dem Rothpfennig, und daß nicht große, sondern nur kleine Glückszufälle beglücken." — — Was nun Jean Paul in dieser Vorrede ausspricht, was er in seinem Quintus Fixlein, in seinem Schulmeisterlein Wuz und andern Werken ausführt, was den Grundgedanken des „Hänflings" von Lichtwer (I. 276), der „Einschränkung" (I. 529) und des „Schatzgräbers" v. Göthe (I. 541), des „Niedern Looses" von Fröhlich (II. 716) bildet, das ist auch die Idee der Idylle. Sie ist nämlich — und wir lassen hier nochmals unsern Jean Paul sprechen, der tief, wie Keiner sonst, diese Dichtungsart ergründet hat — „epische Darstellung des Vollglücks in der Beschränkung. Diese Beschränkung kann sich bald auf die der Güter, bald der Einsichten, bald des Standes, bald aller zugleich beziehen" (nicht aber, fügen wir hinzu, auf die Beschränkung des Gefühls und des Gemüths, weil nur in dessen Kraft und Lebendigkeit das wahre Glück bestehen kann). — „So wie übrigens, fährt Jean Paul fort, für die Idylle der Schauplatz gleichgültig ist, ob Alpe, Trift, Otaheiti, ob Pfarrstube oder Fischerkahn — denn die Idylle ist ein blauer Himmel, und es bauet sich derselbe Himmel über die Felsenspitze und über das Gartenbeet, und über die schwedische Winter- und über die italienische Sommernacht herüber; — eben so steht die Wahl des Standes der Mitspieler frei, sobald sich nur dadurch nicht die Bedingung des Vollglücks in Beschränkung verliert. Folglich unrichtig oder unnütz ist in den Definitionen der Zusatz, daß sie ihre Blumen außerhalb der bürgerlichen Gesellschaft anbauen. Ist denn eine kleine Gesellschaft, wie die der Hirten, Jäger, Fischer, keine bürgerliche? oder gar die in Vossens Idyllen? Höchstens dieß kann man verstehen, daß die Idylle, als ein Vollglück in der Beschränkung, die Menge der Mitspieler und die Gewalt der großen Staatsräder ausschließe; und daß nur ein umzäuntes Gartenleben für die Idyllen-Seligen passe, die sich aus dem Buche der Seligen ein Blatt gerissen; für frohe Liliputer, denen ein Blumenbeet ein Wald ist, und welche eine Leiter an ein abzuerntendes Zwergbäumchen legen." (Vorschule der Aesthetik, dritte Abtheilung, S. 73.)

Wenn wir die eben ausgesprochenen Ansichten auf **Voß** anwenden, so finden wir, daß er die Idee der Idylle richtig genug aufgefaßt hat; denn er zeigt uns überall ein festes, heiteres Glück in der Beschränkung. Aber kaum möchte dieß seinem poetischen Geiste zu Gute gerechnet werden können; es will mich vielmehr bedünken, als ob er hier nur sein eigenes Leben kopirt habe, das selbst ganz der gegebenen Definition der Idylle entsprach. Hätte Voß in andern, weniger beschränkten Verhältnissen gelebt, er hätte gewiß keine Idyllen geschrieben, weil es ihm an

poetischer Schöpfungskraft mangelte, und er nur das sah und begriff, was unmittelbar vor seinen Augen stand. Und so liegt der Werth seiner Idyllen ebenfalls nicht in der poetischen Auffassung, sondern, wie bei seinen Liedern, in der *Gesinnung*. Er liebte das einfache, beschränkte Leben; er fand darin sein schönstes Glück; und dieses Glück sucht er denn auf seine Weise darzustellen, indem er die einzelnen Erscheinungen eines solchen beschränkten Lebens zusammen stellt und sie mit Behaglichkeit bis ins kleinste Detail ausmalt, ohne sich viel darum zu bekümmern, ob die einzelne Erscheinung auch zum Ganzen nothwendig sei. Wenn sich die Idylle auch in der gemüthlichen Schilderung einzelner Zustände gefallen mag, so muß ihr doch eine *Handlung* zu Grunde liegen, welche den Mittelpunkt bildet, auf die selbst das kleinste Detail nothwendigen Bezug haben muß; denn dieses soll am Ende doch nur dazu dienen, der Handlung das nöthige Relief zu geben. In den Vossischen Idyllen, und selbst in seiner besten, dem „*siebenzigsten Geburtstag*“ (I. 466), erscheint aber die Handlung durchaus als Nebensache, und vom Dichter nur deßhalb eingeflochten, um die einzelnen Schilderungen zusammen zu halten. Wie sehr aber Voß die ausführliche Zeichnung des Einzelnen für den Hauptbestandtheil seiner Idyllen hielt, sehen wir aus der Art und Weise, wie er dieselben nach und nach umgestaltete. Die erste Bearbeitung des „siebenzigsten Geburtstags“ ist um die Hälfte kürzer, als die letzte, und doch enthält diese auch nicht eine einzige Begebenheit mehr, als jene; alle Zusätze bestehen in neuen Schilderungen oder in größerer Ausführlichkeit der schon bestehenden, weßhalb denn die letzte Bearbeitung noch viel weniger Einheit darbietet, als die erste, und sie an poetischem Werth bedeutend hinter dieser zurück steht. Auch hinsichtlich der Sprache ist die erste Bearbeitung der letzten vorzuziehen, die oft gekünstelt und eben dadurch hart und unnatürlich ist [1]).

Eine ähnliche Auffassung der Volkspoesie, wie bei Voß, finden wir auch bei **Claudius** [2]); auch er suchte das Wesen derselben in populärer Darstellung und in einem gewissen idyllischen Gepräge, woraus zu erklären ist, daß in seinen Dichtungen meistentheils das Glück des beschränkten Lebens dargestellt wird. Aber Claudius hatte wirkliches poetisches Talent, das wir um so mehr anerkennen müssen, als es mit seiner Ansicht von der Poesie und daher mit vielen unter seinen Dichtungen im Widerspruche steht. Denn da er durch die einmal herrschend gewordene Ansicht verleitet war, die populäre Form für das Wesen der Volkspoesie zu halten, so haschte er nach derselben, gleichsam seinem bessern Talente zum Trotz, und es verbreitete sich über seine Lieder eine gewisse Unnatürlichkeit, ja eine nicht zu verkennende Affektation, die eigentlich doch nicht in ihm lag. Sobald man sich aber über diese Aeusserlichkeit hinwegsetzt, die dem Dichter von seiner Zeit doch im Ganzen aufgezwungen war, sobald man ihn tiefer auffaßt, wird man ihm Beides, Bewunderung und Liebe, nicht versagen können. In allen seinen Gedichten lebt eine tiefe Innigkeit, warme und lebensvolle Frömmigkeit, die kräftig ans Herz dringt, und bei ihrer liebenswürdigen Einfalt voll Gutmüthigkeit und Laune unser Gemüth zu ähnlichen Gefühlen stimmt, es in die kindlich-frohe Heiterkeit versetzt, die der Dichter selbst in so hohem Grade besaß. Claudius führt uns, wie Voß, vorzugsweise das schlichte Landleben vor die Augen; aber es sind nicht die zufälligen, kleinlichen Erscheinungen desselben, die ihn begeistern, sondern es ist das tiefe Gefühl für die Natur, die er mit poetischer Seele auffaßt, er mag sie voll überwallender Begeisterung besingen, wie im „*Frühling*“ (I. 480), oder in der ihm eigenen naiven und gemüthlichen Weise, wie im Lied „*vom Reisen*“ (I. 482), in welchem der Dichter die poetische Idee der Engel gar schön und glücklich benutzt hat; oder es mag ihn die Anschauung der Natur zu frommgläubigen Empfindungen leiten, wie im „*Abendlied*“ (I. 483). Auch in der „*Sternseherin*“ (I. 484), welches ich unbedingt für das gelungenste und ächteste Volkslied unsers Claudius halte, weil es uns bei der einfachsten und anspruchlosesten Darstellung in die tiefsten Tiefen des von Sehnsucht nach dem Höhern ergriffenen menschlichen Gemüths blicken läßt, ist es wiederum die Anschauung der Natur, die den Dichter beseelt, weil sich ihm ihre Bedeutung eröffnet hat (Herders „*Allegorie der Natur*“ I. 350). Dieses Lied und der schon erwähnte „Frühling“ sind ohne Zweifel die schönsten Blüthen, die uns Claudius erschlossen hat, und beide zeigen, wie fähig er war, sowohl das Gebiet der Kunstlyrik als das der Volkspoesie zu betreten. Leider stehen sie ziemlich vereinzelt da; denn in den meisten übrigen hat er, wie schon gesagt, sein Talent einer falschen Popularität untergeordnet, wie in den Gedichten „*Zufriedenheit*“ (I. 479) und „*Täglich zu singen*“ (I. 481), in welchen er populäre Lebensweisheit besingt. Uebrigens steht er auch in diesen Liedern höher, als Voß in den seinigen, da sie doch wenigstens

---

1) *Worterklärungen*: Vers **12.** „*Kalmank*“ ein früher häufig getragener wollner Stoff. — **48.** „*geuhlt*“ „Uhlen heißt bei uns, mit der Uhle, dem borstigen Wandbesen, Staub und Spinngewebe abfegen.“ (Voß.) — **55.** „*Feuerkieke*“, ein blechernes Feuerstübchen (Wärmgefäß) für die Füße.“ (Voß.) — **57.** „*Der Desem*“ oder *Besamer* ist eine Art Wage in den Haushaltungen, die durch eine mit Blei ausgegossene Kolbe, auf einem Seile schwebend, die Last gegenüber bestimmt.“ (Voß.) — **99.** „Aus „*Posen*“, Federspulen, macht man gefärbte Aufsätze der Pfeifen.“ (Voß.) — **130.** „*Diele*“ Hausflur. (Voß.) — **143.** „*Hälter*“ Fischkiste. (Voß.) — **164.** „*Pußten*“ blasen; davon *Puster*, ein Blasebalg; die breitere Aussprache ist paustern.“ (Voß.) — **193.** „*Tuschen*“, zum Schweigen vermahnen, eigentlich durch ein leises: *Tusch!* dann auch durch andere Worte und Geberden.“ (Voß.)

1) *Mathias Claudius*, geboren den 15. August 1740 zu Reinfeld in Holstein, lebte lange Zeit ohne öffentliche Anstellung in Wandsbeck bei Hamburg (daher er sich selbst den Wandsbecker Boten nannte), wurde 1776 als Oberlandcommissär nach Darmstadt berufen, ging aber schon 1777 nach Wandsbeck zurück, wurde 1788 zum Revisor bei der holsteinischen Bank in Altona ernannt, fuhr aber fort in Wandsbeck zu wohnen, wo er den 12. Januar 1815 starb.

in einer naiven, ungekünstelten Sprache geschrieben sind. Das bekannteste von allen Gedichten des Claudius, das „Rheinweinlied“ (I. 481), ist ebenfalls in diesem populären Ton abgefaßt; aber man kann ihm doch eine gewisse belebende Kraft nicht absprechen, die sich in dem tief menschlichen Gefühle voll Milde und Liebe der Schlußstrophe erfreulich auflöst. — Claudius hat auch einige Erzählungen und Fabeln geschrieben. Von diesen letztern ist schon früher (S. 19) gesprochen worden; unter seinen Erzählungen ist „Der Mann im Lehnstuhl“ (I. 484) wohl die beste. Sie ist zugleich die schönste Satyre auf diejenigen Erzieher, welche das Kind aus seiner Sphäre herausreißen und es in eine ihm fremde Welt führen wollen.

Wir reihen den beinahe vergessenen **Overbeck**[1]) an die ebengenannten Dichter an, weil auch in ihm die Ahnung des bessern Volksliedes lebte und seine Dichtungen das Streben nach demselben klar genug beurkunden. Eine gewisse Sentimentalität, die sich über mehrere seiner Gedichte verbreitet, erinnert an Hölty und dessen Richtung, so wie auch die leichte, ungezwungene, harmonische Sprache mit jenes Dichters lieblicher Darstellung Aehnlichkeit hat. „Die Schifffahrt“ (II. 205) ist vorzüglich der rhythmischen Vollendung wegen bemerkenswerth, was übrigens auch vom „Fischerlied“ (II. 206) gelten mag, das man beinahe dem „Fischerlied“ von Salis (II. 193) vorziehen möchte, weil es größere Einheit gewährt, als dieses, und gewiß mit Recht sich auf das Treiben der Fischer auf ihrem Elemente beschränkt, während Salis auch das häusliche Leben herbeizieht, das aber das Fischerleben als solches nicht eigentlich berührt, und somit nicht dazu beiträgt, ein vollkommenes Bild desselben zu geben. Offenbar hat sich Salis durch seine Liebe zu poetischen Schilderungen verleiten lassen, die an sich schönen Strophen 2—5 einzuschieben. Ohne diese aber wäre die Einheit bewahrt und beide Gedichte würden sich vortrefflich an einander reihen; das von Salis würde uns den ernsten, männlichen, frommen Sinn, das von Overbeck das heitere, lebensfrohe Gemüth des Fischers in gleicher Vollendung vergegenwärtigen. Wenn oben gesagt wurde, daß Overbeck beinahe vergessen sei, so gilt dieß von einem seiner Lieder nicht, das noch oft gelesen und gesungen wird, ohne daß man vielleicht weiß, von wem es gedichtet wurde. Der „Trost in mancherlei Thränen“ (II. 207) hat gewiß schon manches von Kummer gebeugtes Herz durch seinen sanften und doch belebenden Zuspruch mit neuer Kraft, mit neuem Muth, mit neuer Zuversicht auf den allgütigen Schöpfer erfüllt und die Thräne des Unglücks durch die Thräne der Ergebung gegen Gott und der Dankbarkeit gegen den Dichter verdrängt. — —

Das Bestreben, populäre Dichtungen zu schaffen, mußte bald einen Schritt weiter führen, nämlich zur Bearbeitung der Dialekte, welche seit der Reformation und der Ausbildung des Neuhochdeutschen beinahe gänzlich zurückgedrängt worden waren. Denn wenn auch seither manche meistentheils kleinere Gedichte in dieser oder jener Mundart, namentlich in der niederdeutschen, geschrieben worden sein mögen, so waren sie doch ohne alle poetische Bedeutung, und die Behandlung der Dialekte erschien nur als Scherz oder höchstens als Studium der Sprache. **Voß** war der erste, welcher sie und vorzugsweise die ihm zunächst liegende niederdeutsche Mundart wieder zu poetischen Darstellungen zu benutzen suchte. Und wenn die spätern Bearbeitungen der Dialekte durch seinen Vorgang hervorgerufen worden sein sollten, so hätte er sich auch in dieser Hinsicht ein nicht genug zu rühmendes Verdienst um die deutsche Literatur erworben, nicht bloß in sprachlicher, sondern auch in poetischer Hinsicht. Denn was er mit Beziehung auf seine in niederdeutscher Mundart geschriebenen Versuche sagt, gilt gewiß von allen in irgend einem Dialekte geschriebnen Poesien. „Bei dergleichen Sittengemälden niedersächsischer Landleute schien der Gebrauch ihrer Muttersprache desto zulässiger, da viele Ausdrücke den Sitten so völlig gemäß sind, daß sie das Hochdeutsche nur geschwächt und in fremdem Tone wieder zu geben vermag.“ (Anmerkungen zu seinen plattdeutschen Idyllen.) Aber nicht bloß bei ähnlichen Sittengemälden und idyllischen Bildern wird der Gebrauch der Dialekte zu rechtfertigen, ja selbst zu loben sein, sondern sie sind gewiß auch in lyrischen Gedichten an ihrer Stelle, sobald sie im Sinne und Geiste irgend eines besondern Volksstammes, mit dessen ihm eigenthümlicher poetischen Individualität aufgefaßt sind. Die kindlich frohe Heiterkeit, die gemüthliche Naivetät, das launig muthwillige Spiel mit den Gefühlen liegt nicht bloß im Gedanken, sondern auch in der Sprache des Volks; diese ist die Färbung, ohne welche die Zeichnung unwirksam bleiben würde. Wenn die Dialekte bis jetzt so wenig bearbeitet wurden, so ist es gewiß bloß dem Umstande zuzuschreiben, daß wir eben noch wenige ächte Volksdichter gehabt haben, welche fähig waren, die im Volke schlummernde Poesie zu erwecken. Wenn aber der besondere Dialekt dem Wesen der besondern Volkspoesie ganz entspricht und sie nur in ihm ihr wahres Colorit erhält, so ist es gewiß höchst unpoetisch und beruht auf gänzlichem Mißverständniß, wenn man sich bemüht, mundartische Dichtungen in das Hochdeutsche zu übertragen; denn mit einer solchen Uebersetzung geht mit der Form auch ein Haupttheil der Schönheit, jedenfalls viel von dem eigenthümlichen Reize verloren. Die Form ist aber, wie überall, so auch hier, von höchster Wichtigkeit, und gewiß hat Göthe, der große Meister in der Form, sein liebliches Schweizerlied nur deßhalb in schweizerischer Mundart geschrieben, weil er nur auf diese Weise die lokale Färbung ganz bewahren konnte [2]).

---

1) Christian Adolf Overbeck, geboren im Jahr 1755 zu Lübeck, gestorben im Jahre 1821 als Senator seiner Vaterstadt.

2) Wir theilen dasselbe hier mit, da wir so viel als möglich vermeiden wollen, auf Gedichte hinzuweisen, welche nicht in unserm Handbuche stehen.

Uf'm Bergli
Bin i gesäße,
Ha de Vögle

Voß hat sich in den Idyllen, die er in niederdeutscher Sprache geschrieben und von denen wir „De Winterawend“ (I. 475) aufgenommen haben, nicht einer besondern niederdeutschen Mundart bedient, sondern die frühere niedersächsische Buchsprache wieder zu beleben gesucht, in so weit es nämlich mit Rücksicht auf seine Zeit möglich war. Er drückt sich darüber (in den schon erwähnten Anmerkungen) folgendermaßen aus: „In dieser und der zehnten Idylle habe ich versucht, die reiche und wohllautende Sassensprache nach den Regeln, wie sie bis zu unsern Aeltervätern vor Gericht, auf der Kanzel und in gebildetem Umgange gehört und in geistlichen und weltlichen Büchern gelesen ward, richtig und mit Auswahl zu behandeln. Man erwarte also kein verwahrlosetes Plattdeutsch, aus dem niedrigen Leben aufgerafft, noch weniger ein Plattdeutsch der besondern Mundart in Holstein, in Mecklenburg, in Westphalen, oder wo sonst unsere Sprache zu eigenthümlicher Sprechung ausartete. Denn wer würde dem Hochdeutschen verstatten, für Luthers altmeißnische, aber von allen geistvollen Deutschen fortgebildete Sprache die Mundart des heutigen Meißens oder eine andere, und diese noch mit den Sprachfehlern der Unwissenheit zu schreiben? Mein Wunsch war, mit Vermeidung zu alter Worte und Fügungen, einen schüchternen Nachhall der sassischen Buchsprache zu wagen, die von allen Niederdeutschen zum öffentlichen Vortrage gebraucht wurde und neben der hochdeutschen als sanftere Schwester fortzublühen verdient hätte.“ — Was die Idylle „De Winterawend“ selbst betrifft, so gilt von ihr, als poetisches Werk betrachtet, durchaus dasselbe, was oben von dem „siebenzigsten Geburtstage“ gesagt wurde [1]).

Wie Voß die plattdeutsche Mundart, so be-

Zugeschaut;
Hänt gesunge,
Hänt gesprunge,
Hänt's Nästli
Gebaut.

In ä Garte
Bin i gestande
Ha de Imbli
Zugeschaut;
Hänt gebrummet,
Hänt gesummet,
Hänt Zelli
Gebaut.

Uf d' Wiese
Bin i gange,
Lugt' i Summer-
Vögle a;
Hänt gefoge,
Hänt gefloge,
Gar z' schön hänt's
Gethan.

Und da kummt nu
Der Hansel,
Und da zeig i
Em froh,
Wie sie's mache,
Und mer lache
Und mache's
Au so.

1) Worterklärungen (nach Voß). Vers **1.** „Straken“ streicheln. — **2.** „Nu to!“ ein Ausruf der Befremdung. „Kerl un keen Ende!“ sagt man von einem, der unendliche Kraft und Verwegenheit zeigt. Das ee in keen, twee, beezen, schwebt zwischen e und ei. „Wat släpst Du voer Tügs“, was schleppst Du für Zeug. Das ö bezeichnet oft den Mittellaut zwischen ö (dem es näher ist) und ä. — **3.** „Draake“ Drache: aa neigt sich zum o. — **4.** „Unnode“ oder node, ungern, mit Noth. Die Silbe un, wie miß, ist oft nur tadelnd: Unmensch, Unkosten, Ungethüm (böses Wesen); und Unmöie, Unmühe, welches dem unnode entspricht. „Satrian“ der Satan, dessen Namen man aus Scheu entstellt. (So in Mittel- und Süddeutschland Pfui Deichsel, statt Pfui Teufel; französisch parbleu, statt par Dieu!) — **5.** „Fluckern“ in Flamme auffahren. „Aawen“ Ofen. — **6.** „Wo“ wie. — **7.** „Bleustern“ leuchten, glühn; von blaß oder Blüse, helle Flamme; engl. blaze oder blush, Röthe. „Man“ nur, aber: auch men; verwandt mit min, engl. mean minder, Mangel. Verminderung und Ableugnung wird oft als Ausschließung gebraucht; nicht arm, nein reich; eben so die Vermehrung: vielmehr reich; Altsassisch mer; Holl. mar, Franz. mais, verwandt mit meist; siehe meist im Brem. Wörterbuch. — „Melk un Gemak“ gute Kost (denn Milch ist die Hauptspeise), und Gemächlichkeit. — „Waddik un Wehdage“ Hunger und Kummer; eigentlich Molken und anhaltender Schmerz. — **10.** „Schüppe“ Schaufel. — „Sleef“ (Mehrh. Sleeve), eine hölzerne Kelle. — „Dönse“ aus Dörnse, ein heizbares Zimmer, Stube; von daren, dörren. — „Klütern“ allerhand kleine Arbeit machen. — „Maser“ Holz mit kraus verschlungenen Adern. — **11.** „Schier Haböiken“ ebenes hagebüchenes Holz ohne Knorren und Aeste (vergl. schier V. 39): öi schwebt zwischen ö und oi oder eu. — **12.** „Schrapen“ schaben. — „Smuke Lüde“ angesehene ehrbare Leute. — **13** „Nürig“ nett, zierlich. — „Achter“ hinten. — **15.** „Knuust“ Knorren. — „Aapen“ mit hohlem a, offen. — **16.** „Dahl“ nieder. — „To Passe“ oder to Mate, gelegen. — „Indrusen“ einschlummern. — **17.** „Tralleren“ tralladen, lustig singen. — **18.** „Däger“ gänzlich; verwandt mit dögen, taugen, und dijen, gedeihen, wovon Däge, das Gedeihn. — „Verklaamen“ erstarren. — „Ik meide dar Isreed“ ich mähte da Eisrohr. — **19.** „Knick“ Hecke, Buschwall. — „Nuttholt“ Nutzholz zum Verarbeiten. — **20.** „Buten is daakig de Lucht“ draußen ist neblicht die Luft. — „Freesen“ und freren, frieren. — „Wied“ weit. — **21.** „Blöitenmaand (zwischen ö und eu), Blütenmond. — „Ruhriep“ Rugeriep, rauher Reif an den Gewächsen. — **22.** „As“ so wie. — „Stappen“ stark niedertreten. — „Bungen“ hohl tönen, davon Bunge, Trommel. — „Gnistern“ verstärkt gnastern, knirren und knarren. — **23.** „Küseln“ wirbeln. — „Fluddern“ und fladdern, flattern. — **24.** „Updaun“ aufthauen. — „Fleeten“ fließen. — **25.** „Oewerhafteu“ übereilen. — „Häwig“ heftig. — „Fresen“ frieren, schaudern.“ — **26.** „Puzig“ spaßhaft. — „Dröwe“ bedröwt, betrübt. — „Maz Pump“ ein vornehmer prunkender Geck; von den ehemaligen spanischen Pumphosen. — **27.** „Murren“ verdrießlich murren. — „Jachtern“ sich muthwillig durch einan-

nutzte **Usteri** [1]) den schweizerischen Dialekt, ohne sich an eine bestimmte Gestaltung desselben zu fesseln, wahrscheinlich aus demselben Grunde, der schon Voß bewogen hatte, sich nicht durch eine Form des Niederdeutschen binden zu lassen. Und dieser Grund ist gewiß entscheidend. Denn es kann dem Dichter, welcher seine Poesien in einem besondern Dialekt abfaßt, nicht daran liegen,

---

der jagen. — **28.** „Ketteln" kizeln. — „Högen" (ö wie ä), belustigen, daher behagen. — **30.** „Süster" Schwester. — „Du kreegst" du bekamst; von kriegen. — „Verläden" vergangen; vom alten liden, jetzt gliden, Engl. slide, gleiten. — **31.** „Wallnöte" (von Wallnut) Wallnüsse. — **32.** „Blix" alt Blixem, Blitz; von blicken, hervorscheinen, blinken. — **33.** „Beschuppen" betriegen; schuppen ist verstärkt aus schuwen, schieben, enen Schuv gäwen, betrecken, prellen, anführen, anlaufen lassen; alles Bilder altväterischer Grobheiten. — **34.** „Döhnken" Liedlein. — „He dögt" (von dögen) er taugt. — „Väl" viel. — **35.** „Mall" unklug, toll. — „Henfummeln" durch unordentliche Handgriffe hervorbringen. — „Et klingt nich un klappt nich" die Verse haben weder Wohlklang, noch gemessenen Fall. — **36.** „Nötlos" ruchlos. — **37.** „Tämen" ziemen. — „Limp" Glimpf. — **38.** „Miemern" verwirrt sein, tiefsinnig nachdenken; miemerhaftig, etwas wahnsinnig. Sollte dies Wort von Miemer, dem Begeisterungsquell der altdeutschen Fabel abstammen? **39.** „Snater" Klappermaul. — „Rap" rasch. — „Dörschieren" durchmustern; von schier, klar, lauter, unvermischt; schieren, die Lauterkeit prüfen, läutern. — **41.** „Spiet" Hohn, Aergerniß. — „Verdreet" Verdruß. — „Blöten" bluten, für herunter gemacht werden. — **42.** „Of" ob. — „Söt" süß. — „Kuhle" Grube. — **43.** „Wanne!" ein Ausruf sanfter Bedrohung. — **44.** „Körisch" wählerisch, ekel; von kören, wählen. Man sagt auch krüdisch, der gewürzte (gekrüdete) Kost verlangt. — **47.** „Wokerer" Wucherer. — **50.** „Gnäterswart" granatenschwarz. — **51.** „Knökern" knöchern, von Knaaken. — **53.** „Grön" frisch, wie Aale, Lachse, Heringe, Schinken; dann roh, unausgebildet. — „Bäwern" aus bäwen, leise beben. — **54.** „Wanken" gehn. — „Knickbenig" der immer in die Knie zu sinken scheint. — „Huddel" ängstlich, bestürzt; mi huddelt, mir ist angst. — „Benaut" beengt, beklommen. — **57.** „Plutzig" dick, aufgedunsen. — **59.** „Kieken" blicken. — „Glau" heiter, von Augen und Luft. — „Gissen" muthmaßen. — „Nooq" genug. — **60.** „Top!" ein Ausruf der Einwilligung, wobei die Verhandelnden vor Alters die Daumen zusammen hielten; von tippen, toppen, berühren: daher Top holden, den Vertrag halten. — „Bubbern, zittern; omnia corusca fabulor, sagt Plautus. — „Adebar" Storch. — **61.** „Raken" scharren. — „Köle" Kohle. — „Tohoop" zuhauf, zusammen. — „Böten" anzünden. — „Püster" Blasebalg. — **62.** „Kantern" mit Gekräusel singen. — **63.** „Hojanen" gähnen. — „Karkenklepperſche" eine scheinheilige Kirchenläuferin. — „Hibbel" ein Taufname, Hibelia wird zur Bezeichnung einer Albernen gebraucht. — **64.** „Swaltern" den Morgen- und Abendsegen (Des walte Gott) abbeten. — „Jaueln" widerlich wehklagen. Von Teufeln, die in der Dunkelheit fressen wollen, und von Engeln, die schaarenweise um das Bette der Gläubigen Schildwache stehn, wird noch jetzo gebetet und gesungen. — **65.** „Spönkorf" der Korb für die Späne des Holzarbeiters. — **66.** „Glöinig" glühend. — „Haling" Zugwind des Ofens. — **67.** „Bören" aufheben. — „Fircheln" schmeicheln. — „Leidig" überlistend, schlau. — **68.** „Lochem" Löchen, Löchnis, Lohe, lodernde Flamme. — **70.** „Brathem" Athem; Engl. breath. — „Snute" Schnauze, für Nase und Mund. — „Inkacheln" stark in den Kachelofen einheizen. — **71.** „Wriewen" reiben. — **73.** „Nipp" genau. — **74.** „Grölen" unordentlich rufen oder singen. — **75.** Dies Lied ist nach einem meklenburgischen Volksliede gemacht. — „Quad" gnadig, böse. — **81.** „Rou" Ruhe; ein Mittellaut zwischen au und o, diesem näher. — **88.** „Pütjenkiekers" die in jeden Topf kucken. — **89.** „De Slötels —, die Schlüssel gar zum Speiseschrank verschließen sie, die Schleicher. — **92.** „Jümmer" immer. — **94.** „Verkladdern" verschleudern. — **95.** „Ut nawern gahn" oder bloß nawern, die Nachbarn besuchen. — **96.** „Lumbern" Lomber spielen. — „Sladdern" klatschen. — **97.** „Se straken —" sie streicheln ihr liebes Männchen bloß oder arm. — **99.** „Wipsen" herumflattern. — „Utschrapen" einen Kratzfuß machen. — **101.** „Dammelbrud" ein Mädchen, womit man nur tändelt. — **104.** „So satt dar ene Uhl" so saß da eine Unglückseule, die Hoffnung wird vereitelt. — **105.** „Stramm un stief" in straffem und steifem Anzuge sich brüstend. — **106.** „Süften" seufzen. — „Hiemen" keichen. — **107.** „Dat lütje Lief" den kleinen schmächtigen Leib. — **108.** „Beswiemen" ohnmächtig werden. — **111.** „Tucht" Gezücht! — **121.** „Wenn ick smacke —" wenn ich schmatzend einen Kuß fordere, so neigt sie sich zu mir, und lacht so lieblich, und nennt mich tändelnd: Mein Trauter! — **123.** „Nömen" nennen. — „Deftig" trefflich. — **124.** „Kören" wählen. — **125.** „Smöken" schmauchen. — **126.** „Gniesen" schelmisch lachen. — **127.** „Spendeerbüxe" Spendierhose. — **128.** „Verbaast" verwirrt, vor Scham, Verwunderung, Schrecken. — „Sik lumpen laten" sich für einen lumpigen Filz ansehen lassen. — **129.** „Heel to swied!" Das geht all zu weit aus den Schranken! „Heel" ganz, „Swied" mächtig, übermäßig: verwandt mit wied, swind, geschwind, überwinden, überwältigen. — „Sik enen Staat tämen" ihn an sich verwenden, ihn sich gemäß, geziemend (betämend) achten. — **130.** „Töf" von töwen, warten. — **131.** „Sik vernijen, sich durch etwas neues vergnügen. — **132.** „Kroos" Krug; κρωσσος. — „Lid" Gelenk, und Deckel; daher Augenlied. — **133.** „Brösig" stark, geistig, trotzig. Auch kriemig gilt von geistiger Schärfe der Getränke. — „Buddel" Buttel, Flasche; Engl. Bottle; Franz. Bouteille, welches dem Deutschen vornehmer klang. — **131.** „Buddelbeer kribbelt" es sprudelt auf und kitzelt in der Nase. — „Drög" trocken. — „Den Heiden" (so nennt man alle Unchristen) wird jede Untugend Schuld gegeben.

1) Johann Martin Usteri, geboren zu Zürich im April 1763, besuchte die Schulen seiner Vaterstadt, machte 1783 eine Reise durch Deutschland, die Niederlande und Frankreich, auf welcher er sein Talent als Künstler bedeutend entwickelte. Nach Hause zurückgekehrt, trat er in die Handlung seines Vaters, entsagte derselben aber im Jahre 1804, worauf er sich der Kunst und Wissenschaft, wie auch den öffentlichen Geschäften widmete. 1815 Mitglied der Regierung. Gestorben den 29. Juli 1827.

eine einzelne beschränkte Erscheinung desselben aufzunehmen, die sich von andern verwandten nur in unbedeutenden Aeußerlichkeiten, nicht aber im Wesen unterscheidet, da er ja eben nur des Wesens und der allgemeinen Eigenthümlichkeit wegen, die seinen poetischen Gedanken und Anschauungen besser zusagt, als das Hochdeutsche, die mundartische Form wählt. Dadurch aber, daß er den Dialekt, dessen er sich bedient, in seiner Gesammterscheinung auffaßt, gibt er ihm offenbar einen Reichthum an Ausdrücken und Wendungen, dessen die beschränktere landschaftliche oder gar nur örtliche Mundart nicht fähig wäre. — Usteri's Gedichte entsprechen ihrem Inhalte nach auf das beste der gewählten Form; sie sind von einer bezaubernden Natürlichkeit, wie man sie nur in der vom Getümmel des Lebens abgeschiedenen Alpenwelt finden kann. In den meisten, besonders aber in „So wirds choh“ (II. 202) und „De verliebt Rechenmeister“ (II. 204), herrscht eine so liebenswürdige Laune voll gutherziger Schalkheit, daß sie uns ein heiteres Lächeln wohl abgewinnen kann, so oft wir sie auch lesen. Eben so freundlich tritt uns „s Gretelis Geheimnuß“ (II. 203) mit seiner naiven Schwatzhaftigkeit entgegen. Usteri zeigt sich auch in seinen Dichtungen als bildenden Künstler; alle Charaktere und Situationen sind (oft nur mit leisen, aber immer mit sprechenden Zügen) so trefflich gezeichnet, daß uns sogleich die lebendigste Anschaulichkeit zu Theil wird. Dieß ist aber hauptsächlich der Fall in dem episch fortschreitenden „Was i gern möcht“ (II. 202), wo ein Bild nach dem andern auftaucht, jedes aber zum Gesammteindruck gleich wichtig ist. — Die Welt der Idylle hat auch ihr Unglück, das den Menschen desto schrecklicher ergreift, weil er nur ein einziges Glück kennt, das Glück des Gemüths, das Glück der unvergänglichen Anhänglichkeit an den geliebten Gegenstand. Von der ergreifendsten Wirkung ist „s arm Elseli uf der Ysefluh“ (II. 204), das unbestreitbar zu den schönsten Balladen gehört, welche die deutsche Poesie aufzuweisen hat. Alles darin ist vortrefflich, besonders die einfache, aber künstlerisch durchdachte Anordnung und Entwickelung. Schon beim Beginn des Gedichts werden wir in die ernste, ahnungsvolle Stimmung versetzt, die nothwendig ist, wenn wir die erschütternde Auflösung mit ganzer Seele fassen wollen; die Endzeilen der ersten Strophe, welche mit ihren dumpfen, klagenden Lauten durch das ganze Gedicht hindurchtönen, erhalten das Gemüth in fortwährender Spannung, die von der fortschreitenden Handlung immer mehr gesteigert wird und auch mit dem Ende des Gedichts nicht aufhört. Wir brauchen nicht erst auf die hohe Anschaulichkeit und malerische Kraft dieser Ballade aufmerksam zu machen; sie wird sich Jedem unwillkürlich zum festen Gemälde gestalten [1]). — Wenn uns der Dichter hier das Bild eines von ihrem Unglücke zerschmetterten Mädchens vorgeführt hat, zeigt er uns in „Der armen Frow Zwinglin Klag“ (II. 200) das Bild einer ihren geliebten und verehrten Gatten beweinenden Wittwe. Mit dessen Tod ist ihr alle Lebensfreude, aller Lebensmuth entschwunden; sie sieht sich mit ihren theuern Kindern so einsam, so verlassen, ja von ihren Mitbürgern verhöhnt und bedroht, daß man befürchten möchte, sie in Verzweiflung und Wahnsinn stürzen zu sehen. Aber nachdem sie ihr ganzes furchtbares Elend überschaut, und die Erinnerung an den schrecklichen Tag, der ihr den treuen Lebensgefährten entrissen, ihren Schmerz aufs Höchste gesteigert hat, da taucht der Gedanke an die geliebten Kinder in ihrem Herzen auf, und dieser Gedanke kettet sie wieder ans Leben. Und der Geist der Frömmigkeit und Gottergebung, der den geliebten Todten beseelt, der ihn in das Schlachtgetümmel geführt hatte, senkt sich in ihre Brust, und sie endigt ihre Klage mit einem Gebet zum Erlöser, er möge ihr Muth und Kraft verleihen, das Werk, das ihr Gatte begonnen, durch ihre Kinder fortführen zu lassen. — Dieses elegische Gedicht, welches wohl in jeder Beziehung das beste ist, das Usteri jemals verfaßt, ist in der Sprache des sechszehnten Jahrhunderts geschrieben, die der Dichter meisterhaft behandelt hat. Die „Klagt“ wäre auch dann noch vortrefflich, wenn sie in der heutigen Sprache abgefaßt wäre; aber es ist nicht zu läugnen, daß sie durch die vom Dichter gewählte Form unendlich gewonnen hat. — — Die Gedichte, welche Usteri in hochdeutscher Sprache geschrieben, stehen den in schweizerischer Mundart bedeutend nach; wir haben nur Eines von jenen aufgenommen, den „Rundgesang“ (II. 199), der noch jetzt mit Liebe gesungen wird, und wie kein anderes Lied die Runde um die Welt gemacht hat.

Die höchste Blüthe der mundartischen Poesie finden wir unstreitig in den vortrefflichen allemannischen Gedichten von **Hebel** [2]), welcher Alles in sich vereinigte, was den wahren Volksdichter bildet. Die Naivetät und kindliche Gemüthlichkeit, die Innigkeit des Gefühls, die wir bei Usteri lieben lernten, besitzt auch er in hohem Grade; aber außerdem besitzt er noch eine Fülle von dichterischen Gedanken und Anschauungen, die jenem kaum zugesprochen werden kann.

Wenn man von dem Porträtmaler verlangt, er müsse seine Personen zwar ähnlich und mit allen ihren charakteristischen Zügen darstellen, dabei aber doch das Unschöne vermeiden, vielmehr nach absoluter Schönheit streben; er müsse, mit Einem Worte, seine Personen, ohne der täuschendsten Aehnlichkeit Abbruch zu thun, idealisiren, — so gilt dieß auch vom Dichter. Denn er soll nicht bloß die äußern Erscheinungen, wie sie sich ihm eben darbieten, einfach kopiren — dieß hat Voß gethan, und eben dadurch bewiesen, daß es ihm an wahrem Talente mangle —, er soll nicht bloß auf Aehnlichkeit bedacht sein; sondern seine Aufgabe ist, die äußere Erscheinung so zu idealisiren, daß sie einerseits allen Reiz der

1) Wir geben keine Worterklärungen zu den Gedichten von Usteri und Hebel, weil wir voraussetzen dürfen, daß die allemannische Mundart ziemlich allgemein verstanden wird, da Hebels Gedichte in ganz Deutschland mit Liebe gelesen werden.

2) Johann Peter Hebel, geboren den 11. Mai 1760 in Basel, Consistorialrath und Professor zu Karlsruhe, wurde 1819 zum protestantischen Prälaten ernannt, als welcher er in die erste Kammer der badischen Ständeversammlung trat. Gestorben den 22. September 1826.

Wahrheit habe, andrerseits aber nicht auch das Unschöne, das Unvollkommene mit erscheinen lasse, welches mehr oder weniger allen äußern Erscheinungen anklebt, weil jede, einzeln und für sich betrachtet, unvollkommen ist. Ich erlaube mir ein zwar triviales, aber hoffentlich beweisendes Beispiel. Der Landmann, der sich den ganzen Tag mit Pflügen und ähnlichen Dingen beschäftigt, wird wohl kaum in saubern Kleidern erscheinen; aber diese unsaubern Kleider machen nicht das Wesen des Landmanns aus; sie sind etwas ganz Zufälliges, ja viel zufälliger, als der Schnitt oder die Farbe des Rocks, weil sich hierin Zeit und Lokalität, ja selbst der Geschmack des Individuums aussprechen kann. Der Dichter, der uns nun einen Bauer darstellt, und der schmutzigen Kleider insbesondere erwähnen wollte, würde uns allerdings Wahrheit geben, aber keine poetische, weil diese nicht Alles, sondern nur das Nothwendige darstellt. Ferner ist der Bauer in der Wirklichkeit leider oft genug von rohen Sitten; diese Rohheit der Sitte ist aber eben so wenig eine absolute Nothwendigkeit, als das schmutzige Kleid; der Mensch, der in und mit der Natur lebt, wird dadurch nicht unbedingt zur Rohheit gezwungen; diese ist vielmehr ganz andern Verhältnissen zuzuschreiben. Der Dichter, der uns aber den Bauern als solchen im Gewande der Rohheit zeigen wollte, würde die beschränkte Wirklichkeit für die wahre, ächte Natur nehmen; er würde uns also diese nicht in ihrer Wahrheit erscheinen lassen, er würde uns im Gegentheil einen Auswuchs für die Sache selbst geben. Wie mit den Erscheinungen der Menschen, so verhält es sich auch mit ihren Handlungen. Der Dichter kann nicht alle gleich gut brauchen, sondern nur diejenigen, die dem Charakter des dargestellten Individuums wirklich entsprechen und mit den übrigen Handlungen desselben Individuums in nothwendigem Zusammenhange stehen. Und in so ferne kann eine vom Dichter erdachte Handlung (poetisch) wahrer sein, als eine, welche wirklich vorgefallen ist.

Wenn wir nun diese Bemerkungen auf Hebel anwenden, so werden wir finden, daß er, von diesem Standpunkte betrachtet, ein ächter Dichter ist; er gibt uns nämlich nicht die Natur und das Leben in ihrer rohen, unvollkommenen Erscheinung, sondern dem Geiste und Wesen gemäß idealisirt, ohne, wie Geßner, in den entgegengesetzten Fehler zu verfallen, d. h. Menschen darzustellen, wie sie überhaupt nicht existirt haben und nicht existiren können. — Hebels poetische Natur zeigt sich ferner in der vortrefflichen Behandlung des Stoffs, dem er immer epische Anschaulichkeit zu geben versteht, so widerstrebend er auch oft zu sein scheint. Will er z. B. die zarte, innige Mutterliebe besingen, so führt er uns in der „Mutter am Christabend" (II. 435) eine Mutter vor, welche den Schlaf ihres Lieblings benutzt, um ihm die Christbescherung zu ordnen. Wir sehen sie von dem Bettchen mit leisem Tritt sich entfernen; wir sehen, wie sie nach und nach alle Herrlichkeiten zusammen stellt. Aber es war dem Dichter nicht darum zu thun, uns diese zu schildern, sondern die Gefühle, welche das Herz der liebenden Mutter durchströmen, während sie sich mit dem theuern Kinde beschäftigt. Und indem er uns nun das Selbstgespräch der Mutter bei dieser Beschäftigung mittheilt, eröffnet er uns die ganze herrliche Welt voll Liebe und Zärtlichkeit, die im Mutterherzen lebt. — Die eben erwähnte Kraft der Anschaulichkeit finden wir auch im „Winter" (II. 437), in welchem uns ein äußeres lebendiges Bild des winterlichen Lebens mit allen Einzelnheiten vorgeführt wird. Aber auch hier ist die Beschreibung, so vortrefflich sie ist, nicht der Zweck; sie ist nur der Weg, auf welchem der Dichter uns zu höhern Ideen leitet, die er in den Str. 4—7 so schön und kräftig andeutet, ohne sie geradezu auszusprechen. Ueberhaupt neigt sich Hebel zur allegorischen Auffassung; aber er weiß sie so glücklich und so künstlerisch zu behandeln, daß man sie kaum gewahr wird. Dieß erreicht er hauptsächlich durch äußerst kräftige und anschauliche Personifikation, wie in „Sonntagsfrühe" (II. 438), wo er den Sonnabend und den Sonntag auf die naivste Weise zu Personen umgestaltet, wobei er sich nicht begnügt, ihnen einen Körper und Sprache zu geben, er stattet sie auch mit Allem aus, was nur zu einer vollständigen, persönlichen Existenz gehört, als da sind: Bedürfnisse, Absichten, Leidenschaften und mannigfaltige Empfindungen. Auch die Thier- und Pflanzenwelt weiß er zu benutzen, um durch ihre poetische Anschauung Liebe zur Natur und edle Gesinnungen zu erwecken, wie in dem „Spinnlein" (II. 439), das in Anlage und Ausführung gleich vortrefflich ist, und in dem „Habermus" (II. 444), das alle Vossischen Idyllen an Wahrheit und Lieblichkeit weit übertrifft. Nicht weniger vortrefflich ist „Das Gewitter" (II. 440), welches deßhalb von so großer Wirkung ist, weil es uns diese Naturerscheinung im Verhältniß zu einem gefühlvollen Menschen in seiner einfachen Häuslichkeit darstellt und dadurch der Beschreibung dramatische Lebendigkeit gibt. Wie unser Dichter selbst die bedeutungslosesten Gegenstände zum Rahmen seiner poetischen Ideen gebrauchen kann, zeigt sich schön im „Wegweiser" (II. 441), der eine ganze Lebensphilosophie zum Behufe seiner einfachen Landleute — aber auch sonst wohl brauchbar — enthält. Auch die Sage, oder wenn man will, den Aberglauben benutzt Hebel recht glücklich, um seine Lehren einzukleiden. „Das Gespenst an der Kandererstraße" (II. 442) gibt uns zugleich den Schlüssel mancher Mährchen, Sagen und Volksmeinungen. Ihr Zweck war, eine Lehre darzustellen, die, also verkörpert, auf das Gemüth mehr Eindruck hervorbringen mußte, als wenn sie in abstrakten Sätzen gegeben worden wäre. — Hebel ist endlich auch dann vortrefflich, wenn er uns Lebensverhältnisse ohne besondere moralische oder allegorische Beziehung darstellt, wie im „Bettler" (II. 443), das uns an die vortreffliche Ballade Goldsmiths in seinem „Vicar" erinnert, mit welcher wir Hebels Gedicht gern zusammenstellen würden, wenn es uns nicht zu weit abführen müßte. Aber wir bitten Jeden, dem die englische Ballade zugänglich ist, es zu thun, weil man daraus ersehen kann, wie glücklich und selbstständig unser Hebel den Stoff bearbeitet hat, wie schön er auch das romantische Element in seine einfache Bauerwelt eingeführt und wie viel glücklicher er den gegebenen Stoff behandelt hat, als Bürger in „Graurock

und Pilgerin" (I. 486). Nicht weniger würde eine Vergleichung mit Göthe's Oper: „Erwin und Elmire", von Interesse sein, da in dieser die Ballade von Goldsmith dramatisch bearbeitet ist. — — Wir schließen — denn die ächt komische Naivetät im „Schreinergesell" (II. 437) empfiehlt und erklärt sich selbst — unsere Bemerkungen über Hebel mit der Charakteristik, die sein Freund J. G. Jacobi von ihm gegeben hat: „In allen Gedichten Hebels finden wir Neuheit der Ideen und eine ganz eigene Naivetät; unschuldigen Scherz abwechselnd mit wohlthätigem Ernst, dessen Erhabenheit durch den einfältigen Ausdruck noch auffallender wird; tröstliche Wahrheiten, überall Leben und Wärme, und ein herzliches, inniges Verlangen, den niedern Arbeiter aufzurichten bei seinem Tagwerk, die gemeine Seele zu veredeln, ohne sie aus dem Kreise, worin sie wirken soll, wegzurücken und den Menschen festzuhalten an dem, was sein Heiligstes sein und bleiben muß. In Absicht der Unbefangenheit, des naiven Tons, des kindlichen Glaubens und der moralischen Tendenz hat Hebel die meiste Aehnlichkeit mit dem ehrlichen Claudius. Vorzüglich haben beide als Volksdichter das mit einander gemein, daß sie nicht, um etwas Neues hervorzubringen, die Ansichten und Gefühle des Landbewohners bloß nachahmen, sondern dasjenige darstellen, wobei ihnen selber wohl ist. Immer hören wir den Sänger der Natur, und der Artist verräth sich nirgends." (Iris 1804, S. 132.) — —

Wenn wir oben gesagt haben, daß der Dichter die äußere Erscheinung idealisiren soll, und wenn wir namentlich Voß den Vorwurf machen mußten, daß er es nicht gethan, so scheint es, als ob wir diesen Vorwurf auch auf den Dichter ausdehnen müßten, zu welchem wir uns deßwegen jetzt wenden wollen, weil er den Kreis derjenigen abschließt, welche ihre Poesien in mundartischen Formen abgefaßt haben. Aber so offenbar es ist, daß **Grübel** [1]) nichts weniger als idealisirt, da er vielmehr das Leben in seiner baarsten Wirklichkeit darstellt, so kann ihm der gedachte Vorwurf doch mit Recht nicht gemacht werden. Denn Grübel will nicht besondere Lebensverhältnisse von ihrer höhern, reinmenschlichen Seite auffassen, wie Voß es beabsichtigte und Hebel es durchführte; er will uns nicht unter der Hülle des Landmanns, des Bürgers, des Gelehrten oder des Kriegers den Menschen darstellen, — sondern seine Absicht geht dahin, uns den Bürger und den Bauern als solchen, uns den Menschen als Produkt des gesellschaftlichen, des bürgerlichen Lebens zu zeigen; er will uns ihn nicht zeigen, wie er von Natur ist mit seinen Tugenden und Lastern, sondern wie er durch die äußern Verhältnisse geworden ist. Weil aber diese Verhältnisse nach Zeit und Lokalität verschieden sind, so muß er sich auch durchaus an Zeit und Lokalität binden. Allerdings ist jeder Dichter daran gebunden, selbst derjenige, welcher seine Gestalten noch so sehr idealisirt, weil sie nur durch die Festhaltung an Zeit und Lokalität Wirklichkeit und Anschaulichkeit erhalten. Aber bei dem idealisirenden Dichter ist die Zeit und Lokalität nur der Körper, den er seinen ideellen Personen gibt, ja nur die Färbung, die er ihnen ertheilt, um ihre Eigenthümlichkeit desto lebendiger hervortreten zu lassen; und so kann uns der idealisirende Dichter willkürlich in diese oder jene Epoche der Menschengeschichte, in dieses oder jenes Land der Welt führen; denn überall wird er die nämlichen Menschen mit den nämlichen Tugenden, Lastern, Leidenschaften und Wünschen finden. Es hat uns zum Beispiel Hebel allerdings bestimmte Landleute vorgeführt; aber man denke sich, daß er uns statt der Schwarzwälder vielleicht schwedische Bauern hätte darstellen wollen, — wie wenig hätte er im Ganzen an seinen Dichtungen ändern müssen! Alles Ideelle in seinen Darstellungen, alles rein Menschliche in seinen Personen, alle jene schönen Aeußerungen der Gefühls- und Gemüthswelt, Alles dieses wäre auch dann wahr und schön gewesen; nur die Sprache, die Landschaft, die Sitten, überhaupt nur das Colorit hätte einem andern Platz machen müssen. — Nicht so ist es bei Grübel! Man nehme diesem das Lokale weg, und so fällt auch der ganze Bau zusammen, weil alle seine Gedichte keinen andern Zweck haben, als eben dieses Lokale anschaulich darzustellen. Seine Personen sind allerdings auch Menschen, aber nicht Menschen, wie man sie überall findet, sondern wie sie nur in und um Nürnberg anzutreffen sind, weßhalb er denn auch nicht die fränkische Mundart in ihrer allgemeinen Erscheinung, sondern nur in der Nürnberger Form aufgreifen konnte und durfte. — Wenn aber Grübel die Eine Seite der künstlerischen Gestaltung nicht hervortreten lassen konnte, so wird man ihm deßhalb die Anerkennung seines wahren Dichtertalents doch nicht versagen dürfen, das sich sonst in jeder Beziehung glänzend genug zeigt. Zunächst ist er in der Wahl seines Stoffs durchaus glücklich, weil er einen festen und sichern Beobachtungsgeist und tiefe Menschenkenntniß besitzt. Und den glücklich gewählten Stoff weiß er wiederum eben so glücklich zu bearbeiten, er mag uns in lyrischer Weise die Wünsche, Leidenschaften oder auch nur die Bedürfnisse seiner Personen schildern, wie im „Rauchtabak" (II. 447), oder uns besondere Charakterzüge in erzählender Form darstellen, wie im „Schlosser und sein Gesell" (II. 450). Ueberhaupt steht er als Erzähler am höchsten, und ganz besonders, wo er uns den Menschen im Contraste mit den bürgerlichen Zuständen, die bäurische Einfalt im Gegensatze zu den Bedürfnissen des städtischen Lebens zeigt, wie in den heitern Erzählungen: „Der Bauer und der Doktor" (II. 447), „Die Krebse" (II. 449) und „Der Buchhalter" (II. 451), welche sich sowohl durch dramatische Lebendigkeit als durch den vollkommen passenden Ausdruck und eine ganz eigene Naivetät und behagliche Laune auszeichnen. Um Grübels Verdienst als erzählender Dichter ganz zu würdigen, darf man ihn nur mit einem Dichter zusammenstellen, der lange Zeit ein Liebling des größern Publikums gewesen ist, und der wenigstens in Einer Beziehung den-

1) Johann Konrad Grübel, geb. den 3. Juli 1736 zu Nürnberg, widmete sich dem Berufe seines Vaters, welcher ein Flaschner war. Nach einem thätigen und lobenswerthen Leben, das ihm die Liebe aller seiner Bekannten, unter ihnen viele Gebildete, ja selbst Gelehrte erwarb, starb er den 8. März 1809.

selben Weg ging, wie Grübel; ich meine nämlich den allbekannten und vielgelesenen **Langbein**[1]. Dieser hat, wie jener, vorzugsweise komische Begebenheiten aufgegriffen und dargestellt; aber wie tief steht er unter Grübel, selbst wenn man außer Beachtung lassen will, daß er die komische Kraft gar oft in Frivolität, ja selbst in Unzüchtigkeit suchte, was sich Grübel niemals erlaubte. Langbein geht in seinen Erzählungen durchaus nur auf den Effekt aus, welchen er meistens durch die Darstellung und die Sprache selbst herbeizuführen sucht. Selbst in den Gedichten, deren Stoff schon an sich komisch ist, wie in „den Abenteuern des Pfarrers Schmolke und des Schulmeisters Bakel" (II. 433), weiß er das Komische nur durch Uebertreibung und Ueberladung, durch geschmackloses Haschen nach lächerlichen Ausdrücken hervorzubringen. Der schöne Stoff geht unter seiner Hand ganz verloren; denn von einer Zeichnung der Charaktere, von der Anordnung des Stoffes und dergleichen hat er so zu sagen keinen Begriff. Ja sein Mangel an Talent wird gegen das Ende des Gedichts recht offenbar; denn nachdem er die Sache hin- und hergewendet und bei den unbedeutendsten Kleinigkeiten übermäßig lang sich aufgehalten, und er endlich durch allerlei Umschweife zu derjenigen Situation gelangt ist, welche am meisten komische Kraft gewähren mußte, weil sich alle Personen der Erzählung vereinigen, bricht er auf einmal ab und weiß Nichts mehr zu sagen. Wie ganz anders entwickelt sich Alles bei Grübel. Auch er gefällt sich in breiter Erzählung der Einzelnheiten; aber keine ist ohne Bedeutung für das Ganze, keine ohne wohlberechnete Wirkung. Und dann sind es nicht die Worte, welche den komischen Effekt hervorbringen, sondern die Handlung selbst, die Begebenheit oder die im Gespräche sich darstellenden Gedanken der Personen. Und so befriedigen seine Erzählungen vollkommen, während die Langbeinischen immer eine gewisse Leere zurück lassen, so sehr man vielleicht im Einzelnen von den komischen Situationen ergriffen war.

5. Ballade.

Bürger. — Friedr. und Chr. Stolberg.

Unserm Vorsatze gemäß, den Stoff so wenig als möglich zu zersplittern, und die verwandten Erscheinungen der Literatur ohne Rücksicht auf Zeit, so oft es sich nur durchführen läßt, zusammenzufassen, was um so geeigneter erscheint, wenn die neuern Dichter nicht selbst eine neue Epoche bilden, sondern sich nur als Fortsetzung oder Ausbildung an die frühern anschließen, — haben wir im vorigen Abschnitt die Entwickelung der populären oder volksmäßigen Poesie bis auf die neuern Zeiten herabgeführt. Wir müssen jetzt aber wieder zum Hainbunde zurückkehren, und zwar zunächst zu Bürger, von welchem die bessere Behandlung der Ballade ausging. Schon vor ihm hatte man zwar versucht, das lyrisch-epische Gedicht zu behandeln, d. h. diejenige Dichtungsart, in welchem ein epischer Stoff in lyrischer Form und mit lyrischer Haltung vorgetragen wird; aber man hatte die zwei Grundbedingungen, welche dieser poetischen Gattung eigenthümlich sind, ganz mißverstanden. Denn einerseits hatte man das Element der unmittelbaren Volkspoesie herabgewürdigt zur populärsten Bänkelsängerei, und anderseits war nach dem Vorgange Wielands das Reich des Romantischen und Wunderbaren nur ironisch dargestellt worden. Diese verfehlte Auffassung des lyrisch-epischen Gedichts war eine geraume Zeit sehr beliebt, und wir besitzen eine beinahe unzählige Menge von solchen Romanzen — denn so nannte man damals diese Bänkelsängereien. Gleim war der erste, welcher sie nach dem Vorbilde der Franzosen einführte; nach ihm bearbeiteten sie Joh. Friedr. Löwen, Dan. Schiebeler, J. A. Weppen, Geißler u. v. a.; ja selbst Hölty und Bürger ließen sich vom allgemeinen Strom mit fortreißen. Diesem letztern war es jedoch vorbehalten (nachdem er, wie schon oben gezeigt wurde, durch Herder auf die wahre Natur des Volkslieds aufmerksam gemacht worden war), das lyrisch-epische Gedicht zu regeneriren, und der deutschen Poesie eine neue Bahn zu eröffnen, nach welcher sie so Vortreffliches leisten sollte. Bürger nannte seine lyrisch-epischen Gedichte **Balladen**, und mit Recht, ob er gleich selbst keinen überzeugenden Grund dafür anzuführen wußte. Wie uns sein Briefwechsel mit Boje berichtet, stand er lange an, ob er Ballade die scherzhafte und Romanze die rührende Erzählung des Volkslieds nennen sollte, oder umgekehrt; endlich entschloß er sich, auf Boje's Rath, zu Letzterm, hauptsächlich wohl auch darum, weil er seine Dichtungen schon durch den Namen von den oben besprochenen Bänkelsängereien unterscheiden wollte. Ueberhaupt ist es erst in der neuesten Zeit (durch den geistreichen Echtermayer in Halle) gelungen, die Begriffe Ballade und Romanze festzustellen; bis zu ihm fand eine vollkommene Begriffsverwirrung Statt. Die ursprüngliche Bedeutung der Wörter gab keinen sichern Anhaltspunkt, denn Ballade bezeichnete ursprünglich ein bloß zur Musik, oft auch zum Singen beim Tanz bestimmtes, nicht immer erzählendes Lied, und Romanze hieß zunächst ein erzählendes Volkslied, das in romanischer Sprache abgefaßt war. Als die englischen erzählenden Volkslieder in Deutschland näher bekannt und immer häufiger nachgeahmt wurden, nannte man die lyrisch-epischen Gedichte mit tragischem und düsterm Inhalt nach den englischen Vorbildern vorzugsweise Balladen; die ohne tragischen Ausgang, die mehr heitern Darstellungen dagegen hießen Romanzen. Wieder Andere behaupteten, die kleinern, gedrängt zusammengefaßten lyrisch-epischen Gedichte sollten Balladen, die ausführlichern Romanzen genannt werden. Am häufigsten endlich wurden beide Benennungen für ganz identisch, für zwei Bezeichnungen Eines und desselben Begriffs gehalten. Die Dichter selbst haben ihre hieher gehörigen Dichtungen gewöhnlich unter der Doppelbenennung Balladen und Romanzen zusammengefaßt, ohne die einzelnen

[1] Aug. Friedr. Ernst Langbein, zu Radeberg bei Dresden 1751 geboren; studirte zu Leipzig Jurisprudenz, wird 1785 in Dresden Advokat und 1786 Kanzellist des geheimen Archivs; geht 1800 nach Berlin, wo er königl. Censor wird; stirbt daselbst 1835.

Gedichte zu unterscheiden. — Es kann unsere Absicht nicht sein, in die ausführliche Entwickelung einzugehen, welche der oben genannte Forscher mit eben so viel wissenschaftlichem Geiste als philosophischem Scharfsinn gegeben hat; wir begnügen uns, die Resultate seiner Forschung kurz anzudeuten. Unter Ballade versteht er dasjenige lyrisch-epische Gedicht, welches den epischen Stoff vom Standpunkt der unmittelbaren Volksanschauung darstellt, wogegen die Romanze ihn vom Standpunkt des idealen Selbstbewußtseins auffaßt. In der Ballade stellt der Dichter die Begebenheit dar als außerhalb dem Menschen liegend, mit ihm und dessen Sein im Kampf, ihn erdrückend und bewältigend; denn der Mensch erscheint selbst gleichsam als Naturkraft, die aber andern gewaltigeren Kräften unterliegen muß. In der Romanze dagegen ist der Mensch das Produkt der Gesittung; er hat sich zum freien Selbstbewußtsein erhoben; er erscheint nicht mehr als bloße Naturkraft, sondern als Träger der die Natur und ihre riesigsten Kräfte beherrschenden Gedanken. In der Ballade herrscht das unabwendbare Fatum, in der Romanze die im Innern waltende Macht der freien Sittlichkeit, die alle Widersprüche des äußern Lebens ertödtet, niemals unterliegt, immer siegreich aus dem Kampfe hervorgeht, weil sie nicht an die einzelne äußere Erscheinung gebunden ist. Die Ballade beruht auf dem heidnischen Prinzip des alles zermalmenden Schicksals, die Romanze auf dem christlichen Grundpfeiler der Humanität. Deßhalb wird die Ballade vorzugsweise solchen Stoff wählen, in welchem der Mensch als schwächere Naturkraft im Gegensatz zu gewaltigeren Kräften steht; sie geht daher auf die Mythe oder Sage zurück, wo „die Natur und ihre elementarischen Kräfte, die sich dem heidnischen Bewußtsein verkörperten und in dem Volksaberglauben zum Theil noch fortleben als Nixen, Elfen ꝛc.“, dem Menschen als feindliche Gewalten erschienen, wo das Dämonische und Wunderbare den schwachen Erdbewohner erfaßte und ihn zum willenlosen Spielball gebrauchte. Doch ist die Ballade auf diese düstere Sagenwelt nicht beschränkt; alle Begebenheiten gehören zu ihrem Gebiet, in welchen bloß die engere Gemüthswelt der Menschen, nicht aber die umfangsreichere Welt der Idee dem äußern Leben entgegen tritt, und dieses selbst mit Abstreifung alles Wunderbaren und Dämonischen das Gemüth mit zermalmender Gewalt ergreift, dem Menschen daher als vernichtendes Schicksal, als feindliche Naturkraft erscheint, wie im „Suschen“ von Boje (I. 428) oder im „Arm Elseli“ von Usteri (II. 204), wo die Macht der Verzweiflung auf das sich selbst aufgebende Herz, oder im „Reiter und der Bodensee“ von G. Schwab“ (II. 642), wo die vernichtende Gewalt des plötzlichen Schreckens als dämonische Kräfte auftreten und den Leser in die nämliche ahnungsvolle Stimmung versetzen, als wenn er mitten ins Reich des Uebernatürlichen und Wunderbaren eingeführt worden wäre. — Der Eigenthümlichkeit und engen Begränzung des Stoffs, welcher der Ballade vorzugsweise zukommt, muß auch, wie sich wohl von selbst versteht, die Form derselben entsprechen. Wie dieselbe beschaffen sein müsse, hat Göthe am einfachsten und sichersten ausgesprochen. „Der Ballade, sagt er, kommt eine mysteriöse Behandlung zu, durch welche das Gemüth und die Phantasie des Lesers in diejenige ahnungsvolle Stimmung versetzt wird, wie sie sich, der Welt des Wunderbaren und den gewaltigen Naturkräften gegenüber, im schwächern Menschen nothwendig entfalten muß.“ Zunächst wird daher der Dichter die Begebenheiten in ihrer Gesammterscheinung und Gesammtwirkung darstellen müssen, ohne in die einzelnen Punkte derselben näher einzugehen, weil, wenn dieses geschähe, erstens das Große und Erschütternde und dann auch die Gewalt des Geheimnißvollen, Mysteriösen verschwinden würde; Beides hingegen wird bewahrt, wenn der Dichter die mysteriöse Welt, in die er uns führt, nur andeutet und ahnen läßt. Ferner soll der Leser von der dargestellten Begebenheit erfaßt und erschüttert werden; der Dichter muß ihm dieselbe daher so nahe als möglich rücken, und ihn, wenn auch nicht zum Mithandelnden, doch zum theilnahmsvollen Zuschauer machen; er muß die Begebenheit dramatisch behandeln, und nur so viel erzählen, als unumgänglich nöthig ist, wie z. B. im „Erlkönig“ von Göthe (I. 539) nur die erste und letzte Strophe erzählend sind und den Rahmen zum Drama bilden, das sich in den übrigen vor unsern Augen entfaltet. Bei ihrer Aufgabe, unmittelbar auf das Gemüth zu wirken, wird die Ballade diejenige Form wählen, welche das Gemüth am unmittelbarsten ergreift, d. h. die lyrische; sie wird sich derjenigen Kunst am engsten anschließen, welche sich ausschließlich an das Gemüth wendet, nämlich der Musik. Die Ballade muß daher der musikalischen Behandlung fähig sein, wie sie denn auch nur im Gesange und mit musikalischer Begleitung ihre vollkommenste Wirkung erreicht. Deßhalb wird sie aber einen einfachen, der Musik entsprechenden Strophenbau wählen, den Reim und überhaupt alle musikalischen Aeußerungen der Sprache lebendig und kräftig hervortreten lassen; sie wird „durch ein glückliches Ergreifen der Naturelemente der Sprache und der Metrik, durch bildliche Worte, frappanten Rhythmus, wirksame Laut- und Tonverbindungen die wunderbare, unserm Bewußtsein entfremdete Welt in der Anschauung schnell entstehen lassen, und das Sensorium des Geistes in eine momentane Mitleidenschaft, in einen unmittelbaren Antheil an ihren Zuständen, Erscheinungen und Vorgängen versetzen.“ So bedient sich dann die Ballade mehr als jede andere Dichtungsform aller derjenigen Figuren, welche der Darstellung sinnliche Lebendigkeit verleihen; darunter sind vorzüglich begriffen: die Annomination, d. h. die Anhäufung stammverwandter Wörter und deßhalb gleichlautender Wörter (Erlkönig von Göthe I. 540, Str. 3); die damit verwandte Wiederholung eines Worts, statt es durch Fürwörter zu ersetzen oder gar auszulassen (Erlkönig v. Göthe, Str. 1; der Fischer von Göthe, Str. 1); die Alliteration, d. h. die Anhäufung von Wörtern, welche mit demselben Consonanten beginnen (der Fischer, Str. 2; Erlkönig Str. 3; durch das ganze Gedicht durchgeführt im „Roland zu Bremen“ von Rückert II. 570); der zusammengesetzte Reim (die wandelnde Glocke von Göthe I. 534, Str. 3; Hochzeitslied von Göthe I. 533, Str. 6), und ganz vorzüglich

die Onomatopöie, d. h. die Nachahmung des äußern Tons durch die Laute der Wörter (Lenore von Bürger, Str. 13 u. 26 und in andern Gedichten desselben; Göthe's Hochzeitslied Str. 6), wozu noch die damit verwandte Anhäufung der nämlichen Vokallaute gerechnet werden kann, welche zwar nicht den äußern Schall nachahmen, aber auf das Gemüth eine ähnliche Wirkung hervorbringen (z. B. die Anhäufung des i in Bürgers Lenore, Str. 25).

Die nähere Darstellung der Romanze wird füglicher an einem andern Orte stehen (s. unten VII. §. 3); deßhalb können wir jetzt sogleich zur Betrachtung der Bürgerschen Balladen übergehen. Im Allgemeinen und mit Rücksicht auf die bessern Stücke darf man wohl behaupten, daß Bürger den meisten Anforderungen entspricht, die an einen Balladendichter gemacht werden können, und daß er sowohl durch die glückliche Wahl des Stoffes, als durch dessen kunstgemäße Behandlung ausgezeichnet ist, daß er von Keinem an dramatischer Lebendigkeit übertroffen wird, und selten ein Dichter die „Naturelemente der Sprache" so sicher und wirksam aufgreift, wie er. Unter seinen Balladen nennen wir, wie billig, seine „Lenore" (I. 400) zuerst. Es ist viel darüber geschrieben und gesprochen worden, ob Bürger den Stoff dieses seines Meisterwerks aus andern ältern Gedichten entnommen, ob er solchen auch manchen bedeutenden Zug zu verdanken habe. Sein Freund A. W. Schlegel hat die Unrichtigkeit dieser Ansicht schlagend genug nachgewiesen; aber selbst wenn sie auf Wahrheit beruhte, würde Bürger nichts dabei verlieren, denn Composition und Ausführung, überhaupt das, was die „Lenore" zum unübertrefflichen Meisterwerke macht, ist doch des Dichters vollstes Eigenthum. Die Gestalt, in welcher wir die „Lenore" besitzen, ist nicht die ursprüngliche; wie Bürger überhaupt alle seine Schöpfungen künstlerisch aus- und durchbildete, so ist die „Lenore" auch erst nach halbjähriger Bemühung das geworden, was sie jetzt ist. Es wäre sehr zu wünschen, daß wir noch die erste Anlage und die allmälige Umgestaltung besäßen; man würde das künstlerische Bestreben des Dichters am sichersten daraus würdigen und einen bedeutenden Blick in die Tiefen des schaffenden Dichtergeistes werfen können [1]. — Was die Composition betrifft, so ist sie in jeder Beziehung meisterhaft zu nennen. Bei der Ausdehnung des Gedichts ist die Einfachheit und Einheit des Stoffs dennoch bewahrt, und die Erzählung schreitet bis zu ihrem Ende unaufhaltsam vorwärts. In wenigen, aber treffenden Zügen versetzt uns der Dichter mitten in die Begebenheit selbst; die Exposition in den einleitenden Strophen gewinnt dadurch an Bedeutung, daß sie zugleich, als Gegensatz zu dem Nachfolgenden, den Jubel und das Glück derjenigen darstellt, welche die Ihrigen wieder finden. Der Dichter hält sich nicht mit Personenbeschreibungen auf, welche doch immer die beabsichtigte Wirkung verfehlen (s. unten VIII. Einleitende Bemerkungen); aber er weiß im Verlauf der Darstellung einzelne bedeutungsvolle Züge so geschickt anzubringen, daß die erregte Phantasie des Lesers unwillkürlich ein vollständiges Bild der Personen selbst bildet (Str. 4 „Rabenhaar"; Str. 19 „Schön Liebchen", „Lilienhände"). Nachdem Lenore die Heimkehrenden umsonst befragt und sie sich ihres Unglücks bewußt worden war, überläßt sie sich der trostlosesten Verzweif-

1) Einige Andeutungen finden wir im Briefwechsel Bürgers mit Boje (Morgenblatt 1809 S. 960), aus welchem auch die Lesarten der ursprünglichen Gestalt, so oft es möglich war, wiederhergestellt wurden. Wir lassen hier die vorzüglichsten Stellen aus diesen Briefen folgen: Str. **4**. V. 7. Die ursprüngliche Lesart wurde verändert, weil das Werfen mehr eine eigenmächtige Handlung bezeichnet, die hier auch Statt findet, wogegen das Taumeln ein unwillkührliches Sinken, Ohnmächtigwerden ausdrückt, das mit der Verzweiflung in gradem Widerspruche steht. — **9**. 7, 8. Die ursprüngliche Lesart lautete anders, von denen aber nur 2 Worte: „Kein Oel" im Briefwechsel mitgetheilt sind. Bürger sagt darüber: „Diese Verse haben nicht gefallen wollen. Sie sind wohl zu spitzfindig und witzig; allein die hohe Verzweiflung ist allerdings witzig. Meinethalben können sie wegbleiben. Ich weiß keine andern. Man kann allenfalls die „Bei Gott ist rc." wiedernehmen, denn die Verzweiflung und jeder hohe Affekt ist arm an Ausdrücken und wiederholt ein und dasselbe öfters." — Str. **12**. Boje und die Verbündeten wollten zwischen 12 und 13 eine Strophe einschieben, in welcher Lenore in ihre Kammer gebracht werden sollte. Bürger erwiederte: „Ich finde es unnütz. Es würde weiter Nichts als eine langgedehnte Kauerei und Erzählung sein, die nichts Interessantes hätte. Immerhin mag man die Scene, wo die Worte der Verzweiflung ausgestoßen werden, nicht wissen. Was liegt daran zu wissen, ob die Scene in der Kammer oder unter freiem Himmel ist? Dies macht Nichts zur Sache. Auch ist Lenore unstreitig, da es nun Nacht, schlafende Zeit ist, in ihrer Schlafkammer, und warum soll man dem Leser den Transport hieher sagen?" — **16**. 3. „Klirrt der Sporn" ist nicht des Reims wegen, wie Ihr glaubt. Man muß sich in den Sporen eines Gespenstes eine magische Kraft vorstellen. Alles erinnert ihn zu eilen: der Rappe scharrt, der Sporn fängt von selbst an zu klirren, als wäre er begierig, bald wieder zu stacheln." — **17**. 6. „Das Wir und die Todten tadeln Sie, däucht mir, mit Unrecht. Denn es soll eine Zweideutigkeit sein. Das Mädchen muß denken, daß Wir und die Todten zweierlei sind. Sie versteht es so: „Wir reiten schnell, wie die Todten." Zugleich liegt mystisch in dem: „Wir und die Todten," daß der, welcher es sagt, ein Todter selbst mit ist. — **19**. 5. Wurde auf Bojes Rath geändert, dem das „Haho" zu sehr als Fuhrmannsruf klang. — **22**. 6. „Statt „gurgle" ist „singe" zu schwach. Der Geist muß eine eigene, gräßliche Sprache haben, und das „gurgeln" klingt mir gräßlich. Eben weil kein andrer lebendiger Mensch so spricht, muß ein Gespenst so sprechen. Auch muß der Küster, der ein Gespenst ist, nicht singen, sondern gurgeln." — **24**. „Wenn diese 3. Zeile nicht populär genug wäre, so wiederholen Sie die erste noch einmal: Wir flogen rc." — **26**. 2. „Rasseln habe ich nur aus Noth genommen; die Blätter rasseln nicht." — **27**. 3—4. „Ist diese Stelle nicht stark und groß? Bei einem menschlichen Ritte wäre sie wohl übertrieben; aber bei einem Geisterritte, wo in Einer Stunde hundert Meilen zurückgelegt werden, ist sie vortrefflich."

Aus diesen Bemerkungen Bürgers wird anschaulich, wie viel Mühe und Ueberlegung er auf die Darstellung verwendet habe; die Vergleichung des Einzelnen bestätigt es noch mehr

lung. Dieser Zustand ist aber nicht unerwartet; der Dichter hat ihn schon beim Beginn der ersten Strophe ahnen lassen, indem er darstellt, wie Lenore selbst in ihren Träumen von der tiefsten Sehnsucht nach dem Geliebten erfüllt ist. Wie Bürger nur das erzählt, was auf andere Weise nicht dargestellt werden kann, dagegen alle Handlungen und Zustände dramatisch versinnlicht, so auch die Verzweiflung des unglücklichen Mädchens. Als Trägerin des Dialogs läßt er Lenorens Mutter erscheinen, ein einfaches Weib voll Mutterliebe, aber auch voll Frömmigkeit und Gottergebung, so daß die in sündliche Vermessenheit und Gotteslästerung ausartende Verzweiflung der Tochter ihren Gegensatz und durch denselben Hebung und Kolorit erhält. Lenore hat mit den frommen Tröstungen ihrer Mutter auch den göttlichen Beistand von sich gestoßen; sie ist der feindlichen Gewalt anheim gefallen, die in der gespensterhaften Gestalt ihres Wilhelm ihr erscheint. Zwar überfällt sie ein unheimliches Grauen bei den geheimnißvollen Reden des Reiters; aber schon ist sie ihres Willens nicht mehr mächtig; sie folgt seinem Rufe; die nächtliche Reise beginnt. Der Dichter zeichnet diese Reise meisterhaft, indem er auch hier Alles dramatisch vergegenwärtigt und die ganze Gespensterwelt mit allen ihren abenteuerlichen und grauenhaften Erscheinungen herbeizieht, bis endlich am Ziele des Rittes aller täuschende Schein verschwindet, und Lenore die Ahnung, die immer beängstigender in ihrer Seele aufgestiegen war, verwirklicht sieht. Sie befindet sich mitten in der Geisterwelt, und während sie den letzten Lebensfunken aushaucht, verkündigen ihr die nächtlichen Begleiter die Strafgerichte Gottes. — Wie die Composition, ist auch die Ausführung meisterhaft, und es wird immer Bewunderung erregen müssen, daß Bürger dem so einfachen Stoff eine so große Ausdehnung hat geben können, ohne die Einheit zu verletzen oder das Interesse zu schwächen, welches vielmehr von Strophe zu Strophe steigt und auch am Ende nicht schwächer wird, weil der Dichter zuletzt Alles in ein geheimnißvolles Dunkel hüllt, das im Leser eine Welt von Ahnungen zurück läßt, die bedeutsam auf die Phantasie wirken, so daß diese in selbstschaffende Thätigkeit versetzt wird.

Die übrigen Balladen Bürgers stehen der „Lenore“ bedeutend nach; wir können sie daher schneller überschauen, und zwar schon deßhalb, weil ihre Vorzüge und Schönheiten denen entsprechen, welche wir bei der „Lenore“ genauer haben kennen lernen. Dieser am nächsten steht in Stoff und Composition „Der wilde Jäger“ (I. 410), in welchem die Personifikation des guten und bösen Prinzips, die sich um die Gewalt im menschlichen Herzen streiten, mit Glück durchgeführt wird, wodurch der Dichter dem Ganzen dramatisches Leben verleiht. Unübertrefflich ist die Darstellung des göttlichen Gerichts, das den Ruchlosen ereilt. Wie vor einem Gewitter alles Leben aus der Natur zu verschwinden scheint und eine dumpfe, lautlose Stille sich über die ganze Welt verbreitet, so bricht hier das Jagdgetümmel plötzlich ab; mit unsichtbaren Banden ergreift die geisterhafteste Regungslosigkeit den Grafen und seine Begleiter; alles Leben stockt, und der Leser wird mit den Jägern von der unheimlichsten Bangigkeit ergriffen, bis endlich der Sturm ausbricht und den Gottlosen in sein Verderben dahinreißt. (Man vergl. „Frau Hitt“ von K. E. Ebert II. 749, eine Ballade, die in mehrfacher Beziehung als Gegenstück des wilden Jägers gelten kann, und selbst noch neben diesem als ein werthvolles Gedicht erscheint, wenn es auch dessen Größe in Komposition und Darstellung nicht erreicht.) — Im „Raubgraf“ (I. 389) bemerken wir schon die Sucht nach populärer Darstellung, welche allein den Dichter veranlassen konnte, die Begebenheit als eine längst vergangene erzählen zu lassen, statt sie, wie in der „Lenore“ und dem „wilden Jäger“, unmittelbar darzustellen. Diesem Bestreben ist es auch wohl anzurechnen, daß das romantische und wunderbare Element der Sage in der ironischen Auffassung aufgelöst und verflüchtigt wird. „Der Graurock und die Pilgerin“ (I. 406) ist die beinahe wörtliche Uebersetzung einer altenglischen Ballade und bietet weder in Composition noch in Darstellung Bedeutendes dar, wie Bürger denn gerade in den Gedichten, welche er fremden Vorbildern nachahmte, am unglücklichsten ist. Nur der Ton des Volksliedes, der durch die ganze Ballade glücklich gehalten ist, gibt ihr einen eigenthümlichen Reiz. In „Des armen Suschens Traum“ (I. 405) ist, wie A. W. Schlegel richtig bemerkt, „der so natürliche und volksmäßige Glaube an sinnbildliche Deutung der Träume rührend benutzt; die Folge und Verknüpfung der Bilder ist wirklich träumerisch und das Pathetische anspruchlos.“ Mehr in das rein Lyrische übergreifend ist „Schön Suschen“ (I. 404), in welchem die Gefühlswelt als solche, aber an einem Objekte sich veranschaulichend, dargestellt wird. Diese Auffassungsweise, die wir in vielen trefflichen Gedichten wiederfinden, wie in dem „Lied eines deutschen Knaben“ und dem „Lied eines alten schwäbischen Ritters“ von Friedr. Stolberg (I. 446), hat sich vorzugsweise in Frankreich ausgebildet, wo sie Romanze genannt wird. Offenbar sind solche Gedichte keine Balladen oder Romanzen in dem Sinne, wie sich diese in Deutschland ausgebildet haben; aber rein lyrische Gedichte sind es auch nicht, weil das epische Element dem lyrischen zur Basis dient. Die meisten Volkslieder haben diesen Grundton, weßhalb es wohl nicht ungeeignet wäre, diese eigenthümliche Dichtungsform mit dem besondern Namen Sang von den rein lyrischen Gedichten zu unterscheiden. — Bei dem höchst unbedeutenden Stoffe ist „Die Kuh“ (I. 395) durch die glückliche Composition zu einem der schönsten Gedichte Bürgers geworden, wie es denn auch durch die Composition allein das Gepräge der Ballade erhalten hat, da wir ja das Gemüthsleben des Menschen, im Gegensatz zur äußern, sein Dasein bedingenden Welt, erblicken. Wie bei Usteri's „Elseli“ der Schmerz, bei G. Schwabs „Reiter“ der plötzliche Schrecken, so ist es hier der von Außen hereinbrechende Kummer und dann die Freude über das unverhoffte Glück, welches an die Stelle der dämonischen Kräfte tritt und als Schicksal erscheint. Von überraschender Wirkung ist das Herbeiziehen des Wunderbaren und Geisterhaften, das zwar nur in der furchtsamen Seele des einfachen Weibes lebt, aber für dasselbe doch mit allen Schrecken der Wirklichkeit vorhanden ist. — Während in

der „Kuh“ die Darstellung des Einzelnen von der Composition allein gehalten und gehoben wird, ist es umgekehrt die Ausführung des Details, welche im „Lied vom braven Mann“ (I. 392) den gänzlichen Mangel an kunstreicher Anordnung des Stoffs verdeckt. Der Dichter ist von der Begebenheit, die er darstellen will, so stark ergriffen, daß er die eigene Schöpfungskraft darüber verliert, und die Thatsache weniger aus sich heraus poetisch gestaltet, als wie in einem Guckkasten vor unsern Augen vorüber führt, wie er dann als Erklärer hinter dem gezeigten Bilde steht und selbst in Verwunderung ausbricht. Die Sprache ist dagegen meisterhaft; die Beschreibungen am Anfange sind vollendet und von einem unübertrefflichen Wohllaut, so daß es sich wohl erklären läßt, warum dieses Gedicht, trotz der verfehlten poetischen Anschauung, eine so ungeheure Wirkung hervorbringen kann, obgleich die erzählte Begebenheit allerdings das ihrige dazu beiträgt. — Auch in der Legende „St. Stephan“ (I. 394) hat Bürger den Stoff nicht bewältigt, der sonst wohl dankbar genug gewesen wäre. Dagegen ist wieder der mit ächter Volkslaune vorgetragene Schwank: „Der Kaiser und der Abt“ (I. 397), den er übrigens ebenfalls nach englischem Vorbilde bearbeitete, sowohl in der Anordnung der ganzen Theile, als im Detail der Ausführung höchst gelungen, und es wäre zu wünschen, daß Bürger den kernhaften Witz, die so neckische und doch gemüthliche Laune in alle Dichtungen übergetragen hätte, in welchen er das Volksleben von seiner heitern und scherzenden Seite zeigen wollte. — —

Bürgers Vorgang rief eine unzählige Menge von Balladen hervor, oder vielmehr eine Menge von solchen Gedichten, welche den von ihm angeschlagenen Ton nachbilden wollten; aber den meisten Dichtern, die sich in der Balladenform versuchten, fehlte es entweder an epischem Geist oder doch wenigstens an dem poetischen Sinn, der dem Stoff die Unmittelbarkeit der Volksanschauung zu geben versteht. Es wäre allerdings unbillig, wenn wir an den größten Theil dieser Gedichte die Anforderungen stellen wollten, welche man an eine Ballade oder eine Romanze machen kann und soll; denn wenn ihnen auch die Dichter selbst diese Namen gegeben haben, so sind sie doch durchaus nicht dazu zu rechnen, da sie vielmehr zu den Rhapsodien zu rechnen sind, einer Dichtungsform, von der wir später ausführlicher reden werden (s. unten XI. §. 3). Für jetzt mag die Bemerkung genügen, daß die hieher gehörenden Gedichte der beiden Stolberg, nämlich „Kaiser Albrecht vor Zürich“ (I. 432) und „Ida“ (I. 448), auch als Rhapsodien betrachtet, höchst unbedeutend sind, so sehr der Stoff anziehend und poetisch brauchbar ist. Die „Romanze“ des jüngern Stolberg (I. 447) nähert sich ihrem Inhalte nach allerdings der Ballade, aber wir vermissen alle künstlerische Behandlung des Gegenstandes, und so kann denn dieses Gedicht am besten praktisch darthun, wie die selbst gute Erzählung eines passenden und poetischen Stoffs alle Wirkung verfehlt, wenn dem Dichter das Talent der schöpferischen Gestaltung und Durchbildung abgeht.

VI. Vollendete Form. Höchste Blüthe der künstlerischen Gestaltung. Göthe.

Alle Bestrebungen und dichterischen Erscheinungen von Haller bis auf Göthe lassen sich dahin zusammen fassen, daß sie sämmtlich die deutsche Kunst von dem Zwange des Fremden zu befreien und sie auf ihre nationelle Eigenthümlichkeit in Sprache und Anschauung zurückzuführen suchten. Bis auf wenige sind die meisten Dichtungen nicht sowohl ihretwegen selbst da, als vielmehr durch irgend eine Nebenrücksicht hervorgerufen, und sie haben eben deßhalb alle eine gewisse polemische Richtung und Färbung, auch dann, wenn der Dichter sich dieser nicht bewußt war. So eröffnete Haller der Frivolität seiner Vorgänger gegenüber eine ernstere Gedankenwelt, welche durch die sächsische Schule verbreitet, aber auch oft verwässert wurde; Klopstock begründete eine nationale Sprache und Gesinnung; Lessing brach tiefern Kunstansichten eine erfreuliche Bahn, und Wieland bemühte sich, der Sprache die gefährdete Rührigkeit und Geschmeidigkeit zu retten. Die preußischen Dichter faßten diese Bestrebungen zusammen und stellten sie durch allseitige Bemühungen fest. Nun konnte Herder in die Tiefen der poetischen Anschauung selbst dringen, und der schon geübten und gestärkten Sprache und Kunstbildung die eigentlichste Welt der Poesie eröffnen, die sich als Volkspoesie zum Theil im Hainbund abspiegelte, dessen steter Rückblick auf Klopstock die erworbene Nationalität der Sprache und Gesinnung für immer wahren und sichern mußte. Nun war es dem dichterischen Geist erst möglich, sich frei und allseitig zu bewegen. Die Sprache war kräftig, biegsam, umfassend geworden; sie konnte allen poetischen Anforderungen Genüge leisten; die Kunstansichten hatten Sicherheit, größere Bestimmtheit und fortschreitendes Leben erhalten, das jeder Erweiterung zugänglich, jeder naturgemäßen Entfaltung fähig war; es hatte sich endlich das Reich der poetischen Anschauung in seiner unerschöpflichen Tiefe erschlossen, und schien nur auf den Meister zu harren, der es zum Leben erwecke. Es braucht wohl nicht erst nachgewiesen zu werden, daß selbst der größte Dichtergenius von den beengenden Zuständen, in welchen sich die deutsche Poesie am Anfang des achtzehnten Jahrhunderts zu höherer Kraft mühselig durcharbeiten mußte, erdrückt worden wäre, daß also die Verhältnisse erst eine günstigere Gestaltung annehmen mußten, wenn die deutsche Kunst zur Vollendung heranreifen sollte; es wird aber gewiß eben so wenig nöthig sein, nachzuweisen, daß nur ein hohes Talent fähig war, die so günstig gewordenen Verhältnisse in ihrer Allseitigkeit zu benutzen und mit Hülfe der allmälig gewonnenen Materialien den salomonischen Tempel der deutschen Poesie aufzubauen: nur ein Genius, der sich dieser Materialien in ihrer Gesammtheit bemächtigen konnte, der mithin die Sprache vollkommen beherrschte, so daß ihm ihre verborgensten und geheimnißvollsten Kräfte dienstbar waren, dessen reiche Seele, dem Zauberstab mächtiger Feen vergleichbar, das poetische Element überall erkannte, im äußern wie im innern Leben, in der Natur wie in der Menschenwelt, im

Volke wie im Individuum, in Geschichte, Religion, Kunst und Wissenschaft, in der Leidenschaft wie in der Ruhe des menschlichen Gemüths; ein Genius endlich, der, mit nie ermüdender, immer neuer und jugendkräftiger Schöpfungskraft begabt, aus dem unerschöpflichen Reichthum an poetischen Stoffen, der vor ihm wie ein Weltmeer ausgebreitet da lag, die vollendetsten Gestalten bildete und, ein neuer Prometheus, zu selbstständigem Leben erweckte. Und ein solcher Genius erschien — es war **Göthe**[1]), dessen Größe vorzüglich darin liegt, daß er alle Eigenschaften des Dichters in hohem Grade besaß und zu einem harmonischen Ganzen in sich vereinigte, wie Wenige vor ihm und nach ihm Keiner. Eben diese vollendete Harmonie, die in ihm lebte, verbreitete sich auch über seine Dichtungen, so daß sie alle in Sprache, poetischer Auffassung und künstlerischer Gestaltung gleich vollkommen erscheinen. Wenn demungeachtet bei Göthe vorzugsweise die vollendete Form als Hauptmerkmal seines Talents hervorgehoben worden ist, so liegt dieß weniger darin, daß er mit größerer oder geringerer Zurücksetzung anderer Erfordernisse die künstlerische Gestaltung übermäßig hätte hervortreten lassen, als vielmehr darin, daß erstens die wahre Höhe der Poesie eben in der schöpferischen Aus- und Durchbildung des poetischen Stoffes liegt, und dann, daß diese Seite des dichterischen Lebens erst durch ihn zur Vollkommenheit gebracht wurde. So wird ja, wenn von Raphael die Rede ist, immer zunächst von der Größe seiner Compositionen gesprochen, und seine Zeichnung, sein Colorit kaum erwähnt, so vortrefflich er auch in diesen Beziehungen ist. — Es ist freilich unmöglich, die Unermeßlichkeit des Götheschen Genius in wenigen Sätzen zusammen zu fassen; auch ist es für unsern Zweck weniger nöthig, da wir ihn nach den verschiedenartigsten Beziehungen hin gleichsam praktisch kennen lernen wollen, und aus der Betrachtung des Einzelnen ein Gesammtbild wohl in jedem aufmerksamen Leser sich entwickeln wird; nur müssen wir noch Eine Seite des Götheschen Dichtergeistes hervorheben, ob sie gleich im Obigen schon angedeutet liegt, weil sie — nicht mit Unrecht — gewöhnlich als die bedeutendste unter seinen Eigenthümlichkeiten dargestellt wird. Man rühmt nämlich vor Allem an Göthe, daß er ein objektiver Dichter sei. In wie ferne dieß wahr ist, und was darunter verstanden werden muß, hat er selbst am deutlichsten ausgesprochen: „Die Welt ist so groß und das Reich des Lebens so mannigfaltig, daß es an Anlässen zu Gedichten nie fehlen wird. Aber es müssen Alles Gelegenheitsgedichte sein, d. h. die Wirklichkeit muß die Veranlassung und den Stoff dazu hergeben. Allgemein und poetisch wird ein spezieller Fall eben dadurch, daß ihn der Dichter behandelt. Alle meine Gedichte sind Gelegenheitsgedichte; sie sind durch die Wirklichkeit angeregt und haben darin Grund und Boden"[2]).

1. Lyrische Poesie.

Lied. — Madrigal. — Hymne. — Elegie.

In unserer Auswahl aus den Götheschen Dichtungen haben wir nicht sowohl darauf Rücksicht genommen, durch dieselbe die allmälige Entwickelung des Dichters nachzuweisen — dazu hätten wir eines viel größern Raums bedurft, als uns vergönnt sein konnte —; es war vielmehr unsere Absicht, so viel möglich die schönsten Blüthen seines Talents zusammen zu fassen und so ein Bild seiner höchsten Vollendung zu geben. Nur bei den lyrischen Gedichten, und namentlich bei den Liedern, war es möglich, auch jene Rücksicht ins Auge zu fassen. So begegnen wir zuerst der sentimentalen Stimmung, welche damals Deutschland gefesselt hielt und von der auch Göthe ergriffen war. Aber schon in diesen Gedichten bricht eine Kraft und Gesundheit der Seele durch, welche ein Herabsinken in kränkliche Empfindelei ganz unmöglich machten; daher strebt der Dichter selbst nach Befreiung von diesen beengenden Fesseln („Neue Liebe, neues Leben" I. 496; „Rastlose Liebe" I. 497); ja er läßt es nicht bei dem Wunsche bleiben, sondern reißt sich, obwohl mit blutender Seele, los („Willkommen und Abschied" I. 497). Doch wollte der Dichter nur krankhafter Empfindelei entsagen, nicht aber lebenskräftiger Liebe, nicht der Liebe, welche ihn zum „Mailied" (I. 496) begeisterte, dem herrlichsten Jubelgesang eines von reiner Liebe durchdrungenen jugendlichen Gemüths, welches seine Liebe in der ganzen schönen Frühlingsnatur wiederfindet, die ihm sogar erst durch die Liebe in ihrem wahren Glanze erscheint („Frühzeitiger Frühling" I. 497). — In den folgenden Liedern klingt schon der Herdersche Einfluß an; der Dichter hat sich zur Einfachheit und Natürlichkeit der Volkspoesie gewendet, die mit so unerklärlichem Reize in die tiefsten Tiefen des menschlichen Herzens dringt. Was kann wohl mehr ergreifen, als des „Schäfers Klagelied" (I. 498) oder der „Trost in Thränen" (Ebend.)? Und doch ist in beiden der Gegenstand des tief empfundenen Schmerzens nicht genannt, kaum angedeutet; aber eben weil er von einem gewissen mystischen Dunkel umgeben ist, gewinnt er an Bedeutung; er erhält auch für den Leser die Heiligkeit, die er für das von ihm erfüllte Herz hat. In beiden ist die Form meisterhaft, Alles so ungesucht und naiv wahr, wie nur der ächte Dichter es geben kann. Voll Wirkung ist die dialogische Form des Trostliedes. — An diese eben genannten schließt sich das gleichgefühlte und gleichgehaltene: „Jägers Abendlied" (I. 500), wie auch die lieblichen Gedichtchen „Gleich und Gleich" und „Blumengruß" (I. 529), ächte Naturlaute des Volksgefühls sind. Durch die Form ausgezeichnet ist „Der Nachtgesang" (I. 499), dessen immer sich wiederholende Melodie mit dem Refrain das Wiegen und Einschläfern äußerst glück-

---

1) Johann Wolfgang von Göthe, geboren den 28. August 1749 zu Frankfurt am Main, geht 1765 nach Leipzig, um die Rechte zu studiren, 1770 nach Strasburg, wo er Herder kennen lernt, 1776 nach Weimar als Legationsrath, wird 1779 wirklicher Geheimer Rath, 1782 Kammerpräsident und geadelt, reist 1786 nach Italien und wird nach seiner Rückkehr Premierminister. Gestorben am 22. März 1832.

2) Eckermanns Gespräche Bd. I. S. 54.

lich veranschaulicht. Endlich gehört zu diesen Liedern, und bildet gleichsam den Uebergang zu den folgenden, das herrliche Gedicht „An den Mond" (I. 500), ein fortschreitendes Gemälde voll Gefühl und Leben, wo die innern Zustände an den äußern Gegenständen eine feste, reale Basis besitzen, so daß der Dichter in ihrem Anschauen von der unbefriedigten Sehnsucht des Herzens zur seligsten Ruhe des Gemüths geführt wird, und uns auf diejenigen Lieder vorbereitet, welche die heitere, seelenkräftige Lebenslust besingen. — In allen den bis jetzt erwähnten Gedichten herrscht eine reiche Fülle tiefer Empfindung, „die im Gefühl ihrer Würde um keinen Sprachschmuck buhlt", eine Klarheit und Durchschaulichkeit des Gefühls, das um so lebendiger anspricht, als es unmittelbar aus der Seele quillt. Es ist die ungekünstelte Sprache des Herzens, von keiner Reflexion getrübt, und auch da, wo der Gedanke des Lieds eine Folge der Ueberlegung und Betrachtung ist, wie in den beiden „Nachtliedern des Wanderers" (I. 499), weiß ihm der Dichter die Unmittelbarkeit der Gefühlsanschauung zu verleihen; ebenso in den drei Gedichten mit der Ueberschrift „Harfenspieler" (I. 504), die mit herzzerreißender Wahrheit und doch poetisch wohlthätig die geheimsten Tiefen des menschlichen Elends entfalten. In ihrer Gesammtheit überschaut, erscheinen sie als vollkommene Tragödie, in welcher das unerbittliche Schicksal den Menschen zermalmt. — Den praktischen Beweis von dem, was oben hinsichtlich der Objektivität der Götheschen Gedichte mit seinen eigenen Worten gesagt worden ist (S. 205), liefert uns das „Bundeslied" (I. 501), welches ursprünglich ein für eine besondere Veranlassung gedichteter Hochzeitsgesang, mithin im eigentlichsten Sinne des Worts ein Gelegenheitsgedicht war. Aber schon in der ersten Anlage hatte der Dichter dem speziellen Fall einen so allgemeinen Gesichtspunkt abgewonnen, daß er mit wenigen Veränderungen die Spezialität ganz abstreifen und es zum allgemeinsten Gesellschaftslied umgestalten konnte, wobei die Selbstbeherrschung des Dichters zu bewundern ist, der es über sich vermochte, die letzte Strophe der ersten Bearbeitung, in welcher die beiden Schlußzeilen so mächtig und beruhigend an das Herz greifen, abzuschneiden, um der neuen Gestaltung Rundung und Abgeschlossenheit zu geben. — Wie im Bundeslied, so spricht sich auch in „Dauer im Wechsel" (I. 501) die Lebens- und Weltanschauung des Dichters offen und unverschleiert aus. Freilich ist diese oft angefochten, ja bitter getadelt worden, aber aus keinem andern Grunde, als ihn der Zwerg haben mag, wenn er unmuthig die Kleider des Riesen als unbrauchbar wegwirft, weil sie ihm nicht passen. Allerdings haben diese Lebensansichten manchen kleinen und beschränkten Geist, der sie seiner bedeutungslosen Personalität zurecht legen wollte, in die Irre, vielleicht ins Verderben geführt; aber wer als Lehrling den Meister spielen will, muß es sich eben gefallen lassen, daß die Geister ihn höhnen und erdrücken (s. den „Zauberlehrling" I. 536); der Meister ist an seinem Verderben unschuldig. — Das „Tischlied" (I. 502) ist ein musterhafter Gesellschaftsgesang; alle bedeutenden und gemüthlichen Lebensverhältnisse werden in heiterer Sprache unsern Augen vorübergeführt, und das Lied schließt mit dem muntersten Gefühl allgemeiner Behaglichkeit; im Ganzen herrscht der Ausdruck der fröhlichsten, aber durch gesellschaftlichen Anstand gebundenen Weinlaune. — Die beinahe übermüthigen und rauhen Worte in den „Kophtischen Liedern" (I. 503, 504) thun freilich wehe; aber ist nicht die ganze Geschichte der Menschheit darin enthalten? und ist es dem Dichter zuzuschreiben, daß seine Worte unsern gesellschaftlichen Zustand schildern, der doch immer nur auf dem Recht der Gewalt beruht? Viel eher könnte man dem wegwerfenden Ton der „Beherzigung" (I. 529) zürnen, wie denn auch Uhland in den „Nachtschwärmern" (II. 518) die Engherzigkeit, die gewiß darin liegt, unvergleichlich schön parodirt hat. — Erfreulicher sind die folgenden Gedichte, die uns das Wirken und Treiben des schaffenden Künstlers so lebendig vergegenwärtigen und das Wesen aller Kunst so klar aussprechen. Wir begreifen, daß der Dichter deßhalb immer auf die Natur zurückkommen muß, weil in ihr die unerschöpfliche, immer wirkende Schöpfungskraft lebt, die im Dichter zur Offenbarung gelangt („Künstlers Abendlied" I. 504), so daß er mit Fug und Recht ausrufen kann: „Allah braucht nicht mehr zu schaffen; Wir erschaffen seine Welt" („Wiederfinden" I. 505, Str. 5). Das Schaffen des Dichters ist aber nichts Anderes, als ein Bilden und Gestalten; der Stoff ist ihm in reicher Fülle gegeben („Elemente" I. 504): an ihm liegt es, denselben zu kunstvollendeten Gebilden auszuprägen. Auch ist dieß der heilige Beruf, zu welchem er von der Gottheit ausersehen ist, wie es uns der Dichter selbst in dem allegorisirenden Gedichte: „Zueignung" (I. 493), so trefflich verkündigt. Die ächte Poesie ist die Wahrheit selbst im Gewande der schönsten Menschlichkeit, da sie den Sterblichen in ihrer überirdischen Herrlichkeit nicht erscheinen kann. (Vergl. Schiller: „Die Künstler" II. 71, besonders Vers 425 ff.) Wie es aber Pflicht ist, die erkannte Wahrheit zu verkünden, so sei es auch Pflicht des Dichters, das ihm von der Gottheit anvertraute Gut seinen Brüdern aufzuschließen; er habe dieses Gut nicht seinetwegen erhalten; es sei ihm gegeben, damit er seine Mitmenschen erfreue und beglücke; denn vor der Poesie verschwinde aller Schmerz des gebeugten Lebens, alle Leidenschaft, und selbst der Tod erscheine mild und schön. — Die hohe Vortrefflichkeit dieses Gedichts, mit welchem Göthe die Gesammtausgabe seiner Werke vom Jahr 1787 so überaus passend eröffnete, ist schon bei seinem ersten Erscheinen anerkannt und bewundert worden, und in der That werden wenige Dichtungen aufzuweisen sein, welche in jeder Beziehung so vollendet sind, als dieses, das bei unerreichbarem Wohllaut der Sprache und hoher Zartheit der Gedanken eine solche Klarheit und Lebendigkeit der Auffassung verbindet, die um so mehr zu bewundern ist, als das Gedicht durchaus allegorisch gehalten ist. Der Dichter hat aber die Allegorie so fest gehalten und so sicher durchgeführt, er hat ihr so viel Realität und Anschaulichkeit gegeben, daß wir gerne bei derselben verweilen, ja gerne zu ihr zurückkommen, auch wenn wir den tiefern Sinn, die Wahrheit erkannt haben, die unter

der Dichtung Schleier verborgen liegt. — Ganz einzig und unübertroffen in ihrer Art sind die Hymnen Göthe's, welche an die herrlichsten Dichtungen des Alterthums erinnern. Man weiß nicht, soll man mehr die glückliche Auffassung des griechischen Geistes, oder die Freiheit und Selbstständigkeit bewundern, mit welcher der Dichter sich bewegt. Ueber die Form, in der diese Hymnen gedichtet sind, ist das Nöthige schon bei einer andern Gelegenheit gesagt worden (S. 48); es bleibt uns daher nur noch übrig, ihren Inhalt und ihre poetische Bedeutung zu betrachten. Bei der Höhe des Schwungs und der tiefen Gedankenwelt, die sich in diesen Hymnen entfaltet, sind sie doch so klar, so durchschaulich, daß eine Erklärung derselben auf nichts Anders, als auf eine breite Paraphrase hinauslaufen würde, mit der wir die Leser billigerweise verschonen wollen. „Meine Göttin“ (I. 508) besingt das Lob der schöpferischen Phantasie, dieser herrlichsten Tochter Jupiters, der sie, sein Schooßkind, dem Menschen zur treuen Gefährtin gesellt und ihn eben dadurch über alle andern Geschlechter dieser Erde gehoben hat. Es ist dieß Gedicht ein erhabener Hymnus, ganz im Geiste des klassischen Alterthums, gleich ausgezeichnet durch die Tiefe der Gedanken, wie durch die erhabene Einfachheit des Ausdrucks. Man sieht an jedem Worte, daß der Dichter das vollste Recht hat, die ewig jugendliche Tochter Jovis seine Göttin zu nennen. — In keiner Sage des Alterthums spricht sich der Gegensatz zum Christenthum lebendiger aus, als in der vom Prometheus. Während in der christlichen Glaubensansicht Gott seinen Sohn zu den Menschen herabsendet, um ihnen das ewige Licht zu bringen, ist Zeus eifersüchtig auf die Menschen und entzieht ihnen das belebende Feuer. Während Christus, von den Menschen verkannt und getödtet, die Menschlichkeit abstreift und in den Himmel erhoben wird, wo er, selbst Gott, an der Seite des Ewigen thront, wird Prometheus von dem zürnenden Zeus für seine Menschenliebe grausam gestraft. Wenn aber Christus von der tiefsten Ergebung in den Willen Gottes erfüllt war, mußte Prometheus dagegen den lebendigsten Haß gegen die Götter fühlen; er mußte sich, ihnen gegenüber, heiliger, göttlicher erscheinen, und dieses Bewußtsein gab ihm den Muth und die Kraft, ihrer Gewalt zu widerstreben. Mit diesem stolzen Gefühl des bessern Seins erscheint er uns in der Hymne: „Prometheus“ (I. 512), deren Sprache erhaben und kühn ist, wie der Titane selbst, in welchem der Dichter uns die Idee bildlich vergegenwärtigt, daß der Mensch das einmal erkannte Gute mit unbeugsamem Muthe verfolgen und, auch wenn er in seinen Hoffnungen getäuscht, von äußerer Gewalt erdrückt würde, auf seiner Bahn beharren solle. — In den „Gränzen der Menschheit“ (I. 513) spricht der Dichter das Gefühl der menschlichen Nichtigkeit den Göttern gegenüber ächt poetisch aus, indem jeder Gedanke verkörpert anschaulich der Phantasie des Lesers entgegen tritt. Mit diesem Hymnus vergleiche man das „Lied der Parzen“ in der Iphigenia (I. 663), worin derselbe Gedanke dargestellt wird, wo aber der Dichter die Nichtigkeit des Menschen dadurch zur Anschauung bringt, daß er ihr die Allgewalt und Ewigkeit der Götter gegenüber stellt, so wie „Hyperions Schicksalslied“ von Hölderlin (II. 459), das freilich durchaus Nachahmung der Götheschen Gedichte zu sein scheint. — Wenn in den bisher erwähnten Hymnen die Anschauung durchaus antik war, so streift sie in dem Gedichte: „Das Göttliche“ (I. 514) — obgleich die Darstellung auch hier das klassische Gepräge plastischer Ruhe hat — schon an die christliche Glaubensansicht. Daher erscheint der Mensch nicht mehr als unterdrückt und nichtig, nicht mehr als Gegensatz des Göttlichen, sondern als Abglanz der Gottheit selbst. — Wie eine Parabel lautet der „Gesang der Geister über den Wassern“ (I. 507), dessen Bedeutung in den vier letzten Zeilen klar ausgesprochen liegt; aber die Haltung ist von einer solchen Erhabenheit und Würde, daß man einen Davidischen Psalm daherrauschen zu hören glaubt. „Mahomets Gesang“ (I. 506) hat Aehnlichkeit mit Stolbergs „Felsenstrom“ (s. oben S. 154), übertrifft ihn aber unendlich an Klarheit und Anschaulichkeit. Göthe hat uns in diesem Gedichte die Bedeutung eines großen, welthistorischen Geistes, des schaffenden Genie's, versinnlichen wollen; aber er läßt es nur ahnen, wie er denn überhaupt ganz nach Art der antiken, besonders aber der plastischen Kunst die Idee, welche er darstellen will, nicht mit abstrakten Worten ausspricht, sondern zur äußern Erscheinung gestaltet, und diese dann so wirken läßt, daß sie im Lesen uns die Idee hervorruft oder wenigstens zur Ahnung bringt. Denn selbst dann, wenn nur ein dunkles, nicht zum klaren Bewußtsein durchdringendes Gefühl in der Seele des Beschauenden — denn auch der Leser ist ein solcher — entstehen sollte, so bietet ihm die äußere Erscheinung allein eine so reiche Welt voll Anmuth und Wahrheit, daß das angeschaute Kunstwerk die vollste und innigste Befriedigung in seine Seele gießt. Diese Hymne war ursprünglich bestimmt, in einem Trauerspiele: „Mahomet“, das der Dichter in seiner Jugend entworfen hatte, seine Stelle zu finden. Ali (Mahomets treuester Anhänger) sollte „zu Ehren seines Meisters auf dem höchsten Punkte des Gelingens diesen Gesang vortragen“ (Wahrheit und Dichtung, Buch XIV am Ende), weßhalb ihm Göthe auch die Ueberschrift gelassen hat, welche allerdings räthselhaft klingen möchte, wenn man diesen Umstand nicht wüßte. — — Wir haben noch zwei Hymnen zu betrachten, die „Harzreise im Winter“ (I. 509) und „Wandrers Sturmlied“ (I. 510), welche aber von einem ganz andern Standpunkte aufgefaßt werden müssen, als die bisher erwähnten. Es sind nämlich beide Gelegenheitsgedichte im eigentlichsten Sinne des Worts, das heißt, der specielle Fall, der ihnen zu Grunde liegt, ist nicht zur Allgemeinheit der poetischen Anschauung erhoben worden, weßhalb sie denn der unmittelbaren Verständlichkeit ermangeln, und man sie nur dann begreifen kann, wenn das historische Faktum, dem sie ihren Ursprung verdanken, klar vor uns liegt. Es ist daher ein wahres Glück, daß uns der Dichter selbst die nöthigen Aufklärungen gibt. „Was von meinen Arbeiten durchaus, sagt er in einem eigenen Aufsatze über dieses Gedicht (Bd. 45, S. 316 ff.), und so auch von den kleinern Gedichten gilt, ist,

daß sie alle, durch mehr oder minder bedeutende Gelegenheit aufgeregt, im unmittelbaren Anschauen irgend eines Gegenstandes verfaßt worden, deßhalb sie sich nicht gleichen, darin jedoch übereinkommen, daß bei besondern äußern, oft gewöhnlichen Umständen ein Allgemeines, Inneres, Höheres dem Dichter vorschwebte. — Das Gedicht: „Die Harzreise“, ist sehr schwer zu entwickeln, weil es sich auf die allerbesondersten Umstände bezieht. — Die Reise ward Ende Novembers 1776 gewagt. Ganz allein, zu Pferde, im drohenden Schnee, unternahm der Dichter ein Abenteuer, das man bizarr nennen könnte, von welchem jedoch die Motive im Gedicht selbst leise angedeutet sind [1]). — V. 1—5 verläßt der Dichter am frühesten Wintermorgen seinen, im Augenblick gastfreundlichen thüringischen Wohnsitz, wo ihn später eine zweite Vaterstadt beglückte; er reitet nordwärts bergauf; ein schwerer, schneedrohender Himmel wälzt sich ihm entgegen. (Im düstern und von Norden her sich heranwälzenden Schneegewölke schwebte hoch ein Geier über mir, Bd. 30, S. 219). — V. 6—11 Begonnene Ausführung eines bedenklichen und beschwerlichen Unternehmens stählt den Muth und erheitert den Geist. Der Dichter gedenkt seines bisherigen Lebensganges, den er glücklich nennen, dem er den schönsten Erfolg versprechen darf. — 12—18 Aber sogleich gedenkt er eines Unglücklichen, Mißmuthigen, um dessentwillen er eigentlich die Fahrt unternommen. Als der Dichter den Werther geschrieben, um sich wenigstens persönlich von der damals herrschenden Empfindsamkeitskrankheit zu befreien, mußte er die große Unbequemlichkeit erleben, daß man ihn gerade diesen Gesinnungen günstig hielt. Er mußte manchen schriftlichen Andrang erdulden, worin besonders ein junger Mann auffiel, welcher schreibselig, beredt und dabei so ernstlich durchdrungen von Mißbehagen und selbstischer Qual sich zeigte, daß es unmöglich war, nur irgend eine Persönlichkeit zu denken, wozu diese Seelenthüllungen passen möchten. Alle seine wiederholten zudringlichen Aeußerungen waren anziehend und abstoßend zugleich, daß endlich bei einer immer aufgeforderten und wieder gedämpften Theilnahme die Neugier reger ward, welchen Körper sich ein so wunderlicher Geist gebildet habe. Ich wollte den Jüngling sehen, aber unerkannt, und deßhalb hatte ich mich eigentlich auf den Weg begeben. — 19, 20 Der Reisende gelangt auf die nächsten Bergeshöhen; immer winterhafter zeigt sich die Landschaft; einsam und öde starrt Alles umher; nur flüchtiges Wild deutet auf kümmerlichen Zustand. Nun blickt er über gefrorne Teiche, Seen; auch eine Stadt kommt ihm zu Gesichte. — 21—23 Wer seine Bequemlichkeiten aufopfert, verachtet gern diejenigen, die sich darin behagen. Jäger, Soldaten, mühsam Reisende bedürfen gutes Muthes, der sich leicht zu Uebermuth steigert. Unser Reisende hat alle Bequemlichkeiten zurückgelassen, und verachtet die Städter, deren Zustand er gleichnißweise schmählich herabsetzt. — 24—28 Der Dichter kehrt wieder zu seiner eigenen Lebensepoche zurück, ohne sich irgend ein Verdienst anzumessen; ja er spricht von den augenblicklichen Glücksvortheilen beinahe mit Geringschätzung. — 29—34 Das Bild des einsamen, lebens- und menschenfeindlichen Jünglings kommt ihm wieder in den Sinn; er malt sich's aus. — 35—42 Er fährt fort, ihn zu beklagen. — 43—50 Seine herzliche Theilnahme ergießt sich im Gebet. — 51—59 Der Dichter wendet seine Gedanken zu Leben und That hin, erinnert sich seiner engverbundenen Freunde, welche gerade in dieser Jahreszeit und Witterung eine bedeutende Jagd unternehmen, um das in gewisser Gegend sich mehrende Schwarzwildpret zu bekämpfen. Eben diese Lustpartie war es, welche jene vertraute Gesellschaft aus der Stadt zog, dem Dichter Raum und Gelegenheit zu seiner Wanderung darbietend. Er trennte sich, mit dem Versprechen, bald wieder unter ihnen zu sein. — 60—65 Nun aber kehrt er zu sich selbst zurück, betrachtet seinen bedenklichen Zustand, und ruft der Liebe, ihm zur Seite zu bleiben. Hier ist der Ort, zu bemerken, daß man sich bei Auslegung von Dichtern immer zwischen dem Wirklichen und Idellen zu halten habe. In der sechsten Strophe (Vers 38) heißt Liebe das unbefriedigte, dem Menschen zwar inwohnende, aber von Außen zurückgewiesene Bedürfniß; in der siebenten Strophe (V. 44) ist unter Vater der Liebe das Wesen gemeint, welchem alle übrigen die wechselseitige Neigung zu danken haben; hier (V. 66) ist unter Liebe das edelste Bedürfniß geistiger, vielleicht auch körperlicher Vereinigung gedacht, welches die Einzelnen in Bewegung setzt, und auf die schönste Weise in Freundschaft, Gattentreue, Kinderpietät und außerdem noch auf hundert zarte Weisen befriedigt und lebendig erhält. — 66—76 Er schildert einige Beschwerlichkeiten des Augenblicks, die ihn peinlich anfechten, aber in Gedanken an die entfernten Geliebten frohmüthig überstanden werden. — 77—81 Ein wichtiger, völlig ideell, ja phantastisch erscheinender Punkt, über dessen Realität der Dichter schon manchen Zweifel erleben mußte, wovon aber ein sehr erfreuliches Dokument noch in seinen Händen ist. Ich stand wirklich am siebenten December in der Mittagsstunde, gränzenlosen Schnee überschauend, auf dem Gipfel des Brockens, zwischen jenen ahnungsvollen Granitklippen, über mir den vollkommen klarsten Himmel, von welchem herab die Sonne gewaltsam brannte, so daß in der Wolle des Ueberrocks der bekannte brenzlige Geruch erregt ward. Unter mir sah ich ein unbewegliches Wogenmeer nach allen Seiten die Gegend überdecken und nur durch höhere und tiefere Lage der Wolkenschichten die darunter befindlichen Berge und Thäler andeuten. — 82—88 Hier ist leise auf den Bergbau gedeutet. Der unerforschte Busen des Hauptgipfels wird den Adern seiner Brüder entgegengesetzt. Die Metalladern sind gemeint, aus welchen die Reiche der Welt und ihre Herrlichkeit gewässert werden. Eine vorläufige Anschauung dieser wichtigen Geschäftsthätigkeit sich zu verschaffen, welches ihm auch gelang, veranlaßte zum Theil das seltsame Unternehmen, wovon das gegenwärtige Gedicht

1) Die nähern Umstände dieser Reise kann man bei Göthe im dreißigsten Band der Duodezausgabe, Seite 216 ff. (Stuttgart und Tübingen, bei J. G. Cotta), selbst nachlesen.

allerdings mysteriöse, schwer zu deutende Spuren enthält. Das Thema desselben wäre also wohl folgendermaßen auszusprechen: Der Dichter, in doppelter Absicht, ein unmittelbares Anschauen des Bergbaues zu gewinnen und einen jungen, äußerst hypochondrischen Selbstquäler zu besuchen und aufzurichten, bedient sich der Gelegenheit, daß engverbundene Freunde zur Winterjagdlust ausziehen, um sich von ihnen auf kurze Zeit zu trennen. So wie sie die rauhe Witterung nicht achten, unternimmt er nach seiner Seite hin jenen einsamen, wunderlichen Ritt. Es glückt ihm nicht nur, seine Wünsche erfüllt zu sehen, sondern auch durch eine ganz eigene Reihe von Anlässen, Wanderungen und Zufälligkeiten auf den beschneiten Brockengipfel zu gelangen. Von dem, was ihm während dieser Zeit durch den Sinn gezogen, schreibt er zuletzt kurz, fragmentarisch, geheimnißvoll, im Sinne und Ton des ganzen Unternehmens, kaum geregelte rhythmische Zeilen. Durch einen ziemlichen Umweg schließt er sich wieder an die Brüder der Jagd, theilt ihre tagtäglichen heroischen Freuden, um Nachts in Gegenwart einer prasselnden Kaminflamme sie durch Erzählung seiner wunderlichen Abenteuer zu ergötzen und zu nähren." — — Wie das Harzlied, so ist auch des „Wanderers Sturmlied" (I. 510) ganz eine Schöpfung des Augenblicks; auch hier wird der Gedankengang des Dichters von den auf ihn eindringenden äußern Erscheinungen bestimmt oder modifizirt, obgleich weniger Gegensätze erscheinen, keine einander widerstrebenden Absichten den Dichter leiten, und auch das Lokale, in welchem sich der Dichter bewegt, nicht so rasch wechselt. Aus diesem Grundunterschiede, den wir zwischen diesem Gedicht und dem Harzliede bemerken, erklärt sich auch, warum es im Ganzen viel leichter aufzufassen ist und man zu einem sichern Verständniß desselben gelangen kann, wenn schon keine historischen Punkte bekannt sind, die als Leitfaden dienen könnten. — Vers 1—38 Der Dichter wird in einsamer, vielleicht wilder Gegend, während er einen Berg besteigt (V. 31, 32), von heftigem Sturme überfallen; aber der Kampf mit den Elementen drängt seine ganze Lebenskraft in Einen Punkt zusammen, die sich, durch den feindlichen Andrang des Sturms zur Gegenwehr gestärkt und bis auf den höchsten Punkt gesteigert, im begeisterten Lobgesang ausspricht. Denn diese, die Seele des Dichters durchdringende Lebenskraft, die ihn durch alle Stürme des Lebens schützend geleitet und ihm den kühnen, frohen Muth bewahrt, das ist der Genius der Dichtkunst, der in ihm lebt, das sind die Musen, die ihn umschweben, unter deren Schutz er dahin wandelt über Erde und Wasser, göttergleich. — V. 39—51 Der Sturm braust immer stärker, dringt immer heftiger auf den Wanderer ein, der endlich körperlich zu unterliegen befürchtet. Da erblickt er einen Bauern, der muthig dem Sturme Trotz bietet. Da zürnt der Dichter über sich und den Kleinmuth, der ihn zu erfassen drohte. Soll der, dessen Genius Bacchus und dessen Glut das Kaminfeuer ist, muthig zur Heimath kehren und er, der Dichter, soll muthlos zagen? — 52—58 Der Zorn wird zum Hohn. Ja, ruft er aus, Bacchus ist der wahre Genius, der Genius des Jahrhunderts, er ist, was einst innere Glut dem Pindar, was die Sonne der Welt ist. — 59—70 Aber das höhere Gefühl bricht bald wieder durch, und er fleht um die Seelenwärme, die den Menschen kräftigen muß, wenn er für den Strahl des Sonnengottes empfänglich sein soll. — 71 bis 83 Daher steigt sein Gebet zur sturmathmenden Gottheit; denn sie allein erweckt den höhern Geist, während die Ruhe nur den sterblich Glücklichen winkt. — 84—100 Sie hat nicht den blumenglücklichen Anakreon am friedlichen Ulmenbaum, den blumensingenden Theokrit nicht im Pappelwalde besucht; — 101—110 sondern im Staubgewölke des Wogenkampfes erglühte Pindars muthige Seele. — 111—116 Aber soll er sich mit diesem messen? Ach! sein Muth schwindet, seine Kraft verläßt ihn, und er fleht nur um so viel Wärme, seine Hütte, die schon seinen Augen sich darbietet, zu erreichen. — —

Bis auf Göthe herab hatte man die **Elegie** immer unter dem eingeschränkten Begriff eines Klageliedes aufgefaßt, welches die Wehmuth, die Trauer oder den Schmerz über ein verlorenes oder nicht errungenes Gut darstellen sollte. Göthe hat durch seinen Vorgang den Kreis der Elegie bedeutend erweitert, indem er, dem Beispiele der Griechen folgend, weniger den Inhalt als die Form zum unterscheidenden Kennzeichen dieser Dichtungsart annahm, und daher alle lyrischen Dichtungen im sogenannten elegischen Versmaß, das in der Abwechselung von Hexameter und Pentameter besteht, unter dem Namen Elegie begriff. Doch eben diese Form bedingt auch zunächst die poetische Anschauungsweise der dargestellten lyrischen Gedanken und durch diese einigermaßen den Inhalt der Elegie. Denn der weiche, schmelzende, immer wieder herabsinkende Ton des elegischen Metrums, die Gleichförmigkeit, die ein ganz charakteristisches Zeichen desselben ist (vergl. „Das Distichon" von Schiller II. 99), zwingt sicherlich den Dichter, seinen Gefühlen den nämlichen weichen Ton, die nämliche Gleichförmigkeit zu geben — wenn es nicht schon in seiner Absicht läge, es zu thun. Deßwegen wird die Elegie, welchen Stoff sie auch behandeln möge, als der Ausdruck eines beschaulichen, gemäßigten Gefühls erscheinen; sie wird selbst den Schmerz mit einer gewissen Liebe betrachten. Denn wie das elegische Versmaß immer wieder zu sich zurückkehrt und sich in dieser hin- und herwogenden Bewegung gefällt (weßhalb man wohl sagen könnte, daß das elegische Versmaß für die Alten, wenigstens zum Theil, das war, was den neuern Völkern, namentlich aber den Deutschen, der Reim ist), so kehrt auch der Dichter gern wieder zu dem Gegenstande zurück, der ihn erfüllt; daher sich die Elegie denn auch meistens einer behaglichen Breite gerne überläßt. Weil endlich die Wiederholung an und für sich, als dem kräftigen Vorwärtsstreben entgegengesetzt, etwas Weiches und Wehmüthiges hat — das Echo beweist's —, weil somit das elegische Metrum, das in der anhaltenden Wiederholung einer und derselben Tonart besteht, einen wehmüthigen (nicht sentimentalen) Charakter hat, so wird auch die Elegie selbst dieses Charakters theilhaftig werden müssen, selbst wenn sie Freudiges und Heiteres mittheilt. So ist offenbar in der „Römischen Elegie" (I. 514) der Hauch milder Wehmuth verbreitet, obgleich der Dichter

sich über das hohe Glück freut, wieder unter italischem Himmel zu sein, so daß er am Schlusse selbst von den ernsthaftesten Gedanken ergriffen wird. In „Alexis und Dora“ (I. 415) ist der Grundton durchaus elegisch (im engern Sinn); sehnsüchtiges Verlangen, wehmüthige Erinnerung, bebendes Hoffen sind die Ideen, welche immer wiederkehren, in immer neuer Form auftreten; denn der Dichter wollte uns ja darin schildern, „wie sich Jammer und Glück wechseln in liebender Brust“ (Vers 156). So groß das Gedicht auch ist, so ist es doch durchaus überschaulich; denn der Dichter weiß jeden neuen Gedanken, jede neue Anschauung lebendig und sicher an die vorhergehenden zu knüpfen, und das Talent Göthe's, allen seinen Darstellungen reales Leben und körperliche Wirklichkeit zu verleihen, erscheint hier in seiner ganzen Größe. Die erzählten Begebenheiten, die Schilderungen von Zuständen und Objekten sind plastisch anschaulich, so daß Alles bei dem ersten, flüchtigsten Lesen klar und scharf, Jedes in seiner eigenthümlichen Form heraustritt. Aber auch das innere Leben der Personen entwickelt sich durchaus rein und wahr, so eigenthümlich und — mit Rücksicht auf das wirkliche Leben — so selten die Situationen und die Gefühlsregungen sind, die uns der Dichter schildert. Es ist eine Klage, die oft und häufig genug mit vollem Recht wiederholt wird, daß die Charaktere, die Handlungen in dieser oder jener Dichtung unwahrscheinlich sind. Gegen Göthe wird sich eine solche Klage niemals mit Recht erheben können, weil bei ihm selbst solche Zustände und Begebenheiten, die im wirklichen Leben selten oder vielleicht niemals vorkommen, nicht willkürlich abenteuerlich ersonnen, sondern vielmehr in der Natur des Menschen begründet sind. Von dieser Art sind in der vorliegenden Elegie das plötzliche Bewußtwerden der schlummernden Liebe und das Aufflammen der Eifersucht. Beide Erscheinungen sind aber genügend motivirt; die erste dadurch, daß Alexis zunächst und dann auch Dora in aufgeregter Gemüthsstimmung sich befanden, und diese Stimmung, so wie dann die stürmische Eile, mit welcher Alexis in das Schiff gerufen wurde, alle ihre Gefühle gleichsam in Einen Brennpunkt zusammendrängten und zum gewaltsamen Ausbruch zwangen. Und gerade diese gewaltsame Erschütterung mußte Alexis auch zur Eifersucht stimmen, welche durch den Anblick des Fremden im Garten Dora's zur Flamme angefacht wurde. Der starke, leidenschaftliche Schluß war übrigens wohl nöthig, da nur durch einen solchen dem Gedanken- und Gefühlsstrom, dem sich Alexis hingegeben hatte, ein passendes Ziel gesetzt werden konnte; denn da seine Empfindungen angefangen hatten, in der Unendlichkeit der Zukunft und Hoffnung zu schweifen, konnten sie nur durch einen Sturm der Seele unterbrochen werden. Außerdem bringt die Leidenschaftlichkeit am Ende des Gedichts den lebendigsten Contrast mit der frühern, idyllisch ruhigen Haltung hervor, wodurch diese denn offenbar gehoben wird. — „Alexis und Dora“ könnte übrigens auch zu den Idyllen gerechnet werden, wie es wohl auch häufig geschehen ist. Doch schien es angemessener, es als Elegie anzusehen, da es sich der Form nach durchaus zu dieser Dichtungsart hinneigt, und der Dichter offenbar die Absicht hatte, das lyrische Element vorwalten zu lassen. In Berücksichtigung der ganzen Einkleidung, besonders aber der Schlußzeilen, dürfte man das Gedicht wohl zu den Heroiden rechnen.

2. Epische Poesie.

Fabel. — Parabel und Paramythie. — Ballade. — Idylle. — Epos.

Zwar hat Göthe die Fabel und Parabel nur wenig bearbeitet, da seinem großartig schaffenden Geiste die umfassendern Formen mehr zusagen mußten. Es wurden aber doch einige Beispiele in die Sammlung aufgenommen, um zu zeigen, wie leicht und sicher sich Göthe in jeder Form bewegte, und wie er selbst in solchen, die, um mit seinen eigenen Worten zu sprechen, „abseits von ihm“ lagen, die Meisterschaft errang. Die Fabel „Adler und Taube“ (I. 530) können wir nicht besser, als mit den Worten eines neuern Aesthetikers erklären: „In diesem Gedichte zeigt der Dichter an dem Bilde des Adlers und der Taube, wie ein Mensch den andern nicht begreifen kann, weil die Natur ihm einen ganz andern Naturcharakter gegeben hat. Wer von Natur sanft und genügsam, im engen Kreise glücklich ist, kann den mächtigen Drang eines reichbegabten und hochstrebenden Jünglings nicht fassen, der sich nach Thaten sehnt, die seinen Fähigkeiten angemessen sind, und hat keine Ahnung von dem tiefen Schmerze desselben, wenn er sich durch das Unglück (vorgestellt durch des Jägers Pfeil) mit allem heißen Trieb und Verlangen in einen kleinen Wirkungskreis verbannt sieht. Die guten Lehren jener genügsamen Taubennaturen sind an sich richtig und gut; aber auf den Adlerjüngling lassen sie sich nicht anwenden, denn es paßt nicht Ein Maßstab für alle Charaktere. Diese Lebenswahrheit hat der Dichter in einem passenden Bilde, also in einer schönen Form dargestellt, die zunächst unsere Phantasie beschäftigt und durch ihre Anwendbarkeit aufs Leben auch auf unser Gemüth wirkt.“ So stellt diese Fabel höchst anschaulich den Gegensatz zwischen dem heroischen, nach äußerer Wirksamkeit strebenden und dem idyllischen, nach dem Innern gewendeten Leben dar (vgl. oben S. 179). — In „Fuchs und Kranich“ (I. 531) scheint der Gedanke ausgesprochen zu sein, daß der Dichter, wie die schaffende Natur selbst, für alle Eigenthümlichkeiten gleichmäßig sorgt, indem jede in seinen Werken das ihr Behagende findet. — „Die Fröschlein“ (ebend.) persifliren wohl diejenigen, welche in Göthe bloß das Glück bewunderten, und diesem alles Große zuschrieben, das er hervorgebracht, sein hohes Talent aber wenig oder gar nicht in Rechnung brachten. — In der „Freude“ (ebend.) endlich zeigt uns der Dichter, daß das wahre Glück nur im naiven, frohgemuthen Genusse des Kindersinns liege, der sich des Schönen freut, eben weil es schön ist und sein Gemüth ergreift. Auch wollte der Dichter wohl davor warnen, die zarte Schönheit der Poesie nicht mit rohen Händen und rohem Sinne aufzufassen, denn oft verträgt ihre geistige Natur das Messer des Anatomen nicht.

Die beiden „Parabeln“ (I. 532 f.) mögen wohl auf besondere literarische Erscheinungen zie-

len; aber es läßt sich ihnen auch eine allgemeine Seite abgewinnen, die sich im Volke als Sprichwort (auf einen groben Klotz gehört ein grober Keil) ausspricht. — Vortrefflich und durch das überaus passende Bild höchst anschaulich, entwickelt sich in der Parabel „Gedichte" (I. 532) der Gedanke, daß ein tieferes Eindringen in die Poesie unerläßlich sei, um alle ihre Herrlichkeiten zu verstehen und von ihnen ergriffen zu werden. Daß übrigens dieser Gedanke mit dem, welcher dem Gedicht: „die Freude", zu Grunde liegt, nicht im Widerspruch steht, ist klar genug, da in dem Einen das gefühllose Zergliedern des untheilbaren Schönen, in dem Andern das gefühlvolle Eindringen in das Wesen des Schönen gemeint ist. — Die Paramythie: „Die Nektartropfen" (I. 532), stellt die Göttlichkeit der Kunst in einem so einfachen als anschaulichen Bilde dar.

Auf die schon besprochene Natur der Ballade verweisend (S. 195 ff.), wird es genügen, hier im Allgemeinen auszusprechen, daß kein Dichter sie so tief erfaßt hat, als Göthe, und daß er eben deßhalb seinen Balladen meistentheils einen beschränkten Umfang gegeben hat. Denn da die Ballade der Wiederklang der Volkspoesie und ihrer unmittelbaren Anschauung, diese aber durchaus synthetisch, zusammenfassend ist, indem die äußern Erscheinungen als ein Ganzes, Untheilbares vor das Gemüth und die Phantasie treten, so muß die Ballade alle Begebenheiten, die sie schildern will, weniger durch die Darlegung der auf einander folgenden Zustände, als vielmehr so viel als thunlich durch die Zusammenfassung derselben zu einem Gesammtbild darzustellen suchen.

Unter den Balladen Göthe's haben wir zunächst diejenigen herauszuheben, welche unmittelbar aus dem Munde des Volkes genommen sind und vom Dichter nur zu höherem poetischen Leben gehoben wurden; sie stellen in lieblichen, sinnigen Bildern, welche aus der nächsten Umgebung, besonders aus der aufblühenden Frühlingsnatur entnommen sind, die einfache, aber seelentiefe Gemüthswelt des Volkes dar, die sich in dem Einen Gefühl der Liebe concentrirt, dieses Gefühl aber im vielfarbigen Regenbogenglanz der mannigfaltigsten Zustände abspiegelt. Das „Heidenröslein" (I. 537) ist das zarte Sinnbild der Jungfrau, deren Bestimmung es ist, des Mannes Eigenthum zu werden; je schöner und reizender sie emporblüht, desto mehr erregt sie den Wunsch nach ihrem Besitz in der Seele des Jünglings, dem sie endlich, wenn auch widerstrebend, zu eigen werden muß. Herder theilt das ursprüngliche Gedicht, wie es ihm aus der mündlichen Sage überliefert worden war, in seinen „Stimmen der Völker" mit [1]); Göthe hat einige Veränderungen daran vorgenommen, welche den Werth desselben bedeutend erhöhen, da es dadurch erst Einheit des Gedankens und der Anschauung gewinnt. In der dritten Strophe (V. 4, 5) springt nämlich das Volkslied plötzlich zu einem andern Gedanken über, der allerdings durch den unmittelbar vorhergehenden (V. 3) angeregt wurde, aber die Einheit verletzt, weil nunmehr der Knabe als Hauptgestalt der Dichtung erscheint, während in den ersten Strophen das Röslein den Mittelpunkt bildet. Eben deßhalb kommt die dem Gedichte zu Grunde liegende Idee nicht zur Klarheit, während sie in der Götheschen Umbildung klar und vollkommen anschaulich hervortritt. — Der wilden, leidenschaftlichen Begierde im „Heidenröslein" gegenüber erfreut uns die innige Liebe voll Aufmerksamkeit und zartem Sinn im „Gefunden" (I. 537); die Jungfrau blüht im Hause des Mannes zu neuem Leben auf, von seiner beschützenden Liebe gepflegt. — Im „Veilchen" (I. 539) erblicken wir das Loos der bescheidenen Liebe, welche selbst in dem Schmerz, den ihr der geliebte Gegenstand bereitet, eine Quelle des reinsten, des vollkommensten Glückes findet. — Man könnte sich leicht bestimmen lassen, diese drei Balladen für Allegorien zu halten, weil sie allerdings Zustände des menschlichen Lebens in sinnbildlicher Form darstellen; aber so wenig sich der allegorische Sinn verkennen läßt, so sind diese Gedichte deßhalb noch keine Allegorien, weil sie ein selbstständiges Leben haben, das auch ohne die allegorische Beziehung und Deutung bestehen kann, während die eigentliche Allegorie nur in dieser Beziehung und Deutung ihr vollkommenes Dasein findet. So enthält auch jede Sage einen tiefern Sinn, der ihre Gestaltung hervorgerufen haben mag; aber es hat sich die ihr zu Grunde liegende Idee so verkörpert, sie hat sich so ganz in der Welt des Realen eingebürgert, daß sie in dieser, wie jede äußere Erscheinung, fortwuchert und ihre reelle Existenz geltend macht. Es ist z. B. nicht unwahrscheinlich, daß in der Sage vom Erlkönig die tödtende Kraft feuchter Nachtluft, in der vom Fischer die verlockende Kraft des verschlingenden Elements, das die Menschen gern hinabzieht (s. oben S. 127 Anm.), im „König von Thule" (I. 540) endlich das tiefe Gefühl von Liebe und Treue bis über das Grab hinaus versinnlicht ist, wie das Leben der Jungfrau im „Heidenröslein" und „Gefunden" oder das Loos bescheidener Liebe im „Veilchen" ꝛc. Der einzige Unterschied besteht darin, daß in jenen die Idee durch geistige Wesen, in diesen aber durch Blumen dargestellt ist, ein Unterschied, der übrigens nur für den Zustand der Civilisation besteht, nicht aber für das poetische Gemüth des Volkes, für welches alle Natur selbstständiges Leben hat.

---

1) Es sah ein Knab' ein Röslein stehn,
Röslein auf der Heiden;
Sah, es war so frisch und schön,
Und blieb stehn, es anzusehn:
Röslein, Röslein, Röslein roth,
Röslein auf der Heiden.

Der Knabe sprach: ich breche Dich,
Röslein auf der Heiden!
Röslein sprach: ich steche Dich,
Daß Du ewig denkst an mich,
Daß ich's nicht will leiden
Röslein, Röslein ꝛc. ꝛc.

Doch der wilde Knabe brach
Das Röslein auf der Heiden;
Röslein wehrte sich und stach,
Aber er vergaß darnach,
Beim Genuß das Leiden.
Röslein, Röslein ꝛc. ꝛc.

(Vergl. die Bemerkungen über die Allegorie, S. 126 ff.)

Unter den Balladen, welche die eigentliche Sagenwelt zum Gegenstande haben, nehmen der „Erlkönig“ (I. 539) und der „Fischer“ (I. 540) bei weitem den ersten Rang ein. Ueber das Technische der Darstellung ist das Nöthige schon früher gesagt worden (S. 198 f.); nur können wir nicht umhin, nochmals auf die Meisterschaft der Darstellung und kunstreichen Sprache aufmerksam zu machen. Vielleicht tritt die Macht des Tons an und für sich; abgesehen von dem Inhalte des Gedichts, nirgends entschiedener und herrlicher hervor, als in diesen zwei Balladen. Im „Erlkönig“ spricht jeder Laut das Düstere, Unheimliche aus, das im Gedichte liegt; man bemerke nur die dumpfen, hohlen Klänge, die geisterhafte Gleichförmigkeit des Tons in den Reden des Erlkönigs — durch die Verschmelzung der Alliteration und der Assonanz auf das Glücklichste hervorgebracht (Str. 3). — Im „Fischer“ dagegen herrscht der einschmeichelndste Wohllaut, die reizendste Mannigfaltigkeit der Töne, die nur dann in Alliteration und Assonanz sich auflöst, wenn die Klänge durch ihre Lieblichkeit recht ins Herz dringen und es der lockenden Verführung eröffnen sollen (Str. 3), oder wenn Klage und Hohn sich erhebt (Str. 2, V. 3). Die beinahe geheimnißvolle Wirkung des Wohllauts in diesem Gedichte ist dem Schreiber dieses einst recht klar geworden, als er Gelegenheit hatte, es einigen der deutschen Sprache unkundigen Ausländern vorzulesen, die bei ihren eingewurzelten Vorurtheilen gegen dieselbe eben aus dem unendlichen Reichthum an Wohlklang, den ihnen dieses Gedicht darbot, den Schluß zogen, es sei in italienischer Sprache abgefaßt, und selbst dann noch zweifelnd und im halben Unglauben den Kopf schüttelten, als ihnen der Beweis seiner Nationalität geliefert worden war. — Auch die vollendete Meisterschaft in der Composition tritt in den angeführten Gedichten recht lebendig hervor. Im „Erlkönig“ wird die ganze Begebenheit im Wechselgespräch zwischen den drei handelnden Personen dargestellt; nur die Exposition und die Katastrophe (Str. 1 und 8) sind erzählend, weil sie nicht unmittelbar Theile der erzählten Begebenheit sind. Str. 1 zeigt uns die Scene in wenigen, meisterhaften Zügen, so wie in den folgenden der Charakter der handelnden Personen trefflich gezeichnet ist: der liebende, besorgte Vater; der furchtsame und doch neugierige Knabe; der geisterhafte und doch einschmeichelnde Erlkönig, der erst dann Gewalt braucht, nachdem er Schmeicheleien und Versprechungen umsonst verschwendet hat. — Im „Fischer“ tritt nur das Wasserweib handelnd und sprechend auf, weil ja der Fischer schon bei dem ersten Erscheinen der lockenden Gestalt von ihrer Schönheit mächtig ergriffen und er durch ihren Gesang endlich hingerissen wird, sich ihr willenlos hinzugeben. Die keusche Zartheit dieses Gedichts springt recht lebendig in die Augen, wenn man es mit Heine's „Wasserfee“ (II. 710) zusammenhält, wo nur das Brausen unreiner Leidenschaft, die alles sittliche Gefühl mit Füßen tritt, sich in unsaubern, widerwärtigen Tönen vernehmen läßt. Man vergleiche endlich das Lied des „Fischerknaben“ in Schillers „Wilhelm Tell“ (II. 101), das bei aller rhytmischen Schönheit und bedeutungsvollen Einfachheit des Ausdrucks der dramatischen Lebendigkeit ermangelt, die in Göthe's „Fischer“ so tiefe und bleibende Wirkung hervorbringt. — Der „Todtentanz“ (I. 541) drückt allen unheimlichen Schauer der gespensterhaften Mitternachtstunde auf die lebendigste Weise aus; zur Erhöhung des Effekts trägt gewiß der Umstand unendlich viel bei, daß im ganzen Gedichte kein Wort gesprochen wird. Die lautloseste Stille ist über die Scene verbreitet; die Schattenwelt bedarf der Sprache nicht, ihre Sprache ist der Tanz; der Thürmer ist vom Entsetzen gebannt, so daß selbst seine Verzweiflung, seine Todesangst keine Worte finden kann. Nur ein einziger Ton ist hörbar, das Klappern der Beine, das der Dichter durch Onomatopöie schauerlich hervorhebt (Str. 3, 5), bis endlich der mächtige Glockenschlag dem unheimlichen Wesen ein Ende macht. — Das „Hochzeitlied“ (I. 533) zeigt uns dagegen die Mährchen- und Sagenwelt von ihrer heitern Seite, in der die Geister in ihren eigenen Handlungen die Zukunft wie in einem Zauberspiegel zeigen. Die dargestellte Begebenheit gründet sich auf eine Familiensage, als welche sie uns auch der Dichter darstellt, indem er sie bei Gelegenheit einer Vermählung erzählen läßt. Weil der Dichter aber die Begebenheit nicht unmittelbar zur Anschauung bringt, wie im „Erlkönig“ und „Fischer“, konnte er ihr auch die dramatische Lebendigkeit nicht geben, die wir an den andern Balladen bewundern; jedoch sind wir durch die epische Anschaulichkeit und behagliche Ausführlichkeit vollkommen entschädigt, so wie auch der Reichthum des Reims und die malerische Sprache gar anmuthig wirkt. — Das Kindermährchen: „Die wandelnde Glocke“ (I. 534), ist als solches unübertrefflich erzählt; die Phantasie des Kindes, welche allem Leblosen, weil es eine Gestalt hat, so gern und leicht auch Leben und Selbstthätigkeit gibt, wird in diesem Gedicht gewiß allen Reiz des Mährchens und bleibende Belehrung finden. — In demselben Geiste ist „Der getreue Eckart“ (I. 535) gedichtet, in welchem der Dichter den Gedanken veranschaulichen will, daß die Welt des Wunderbaren im Glauben aufgeht und durch den Zweifel (hier als Ungehorsam versinnlicht) vernichtet wird. — Der „Zauberlehrling“ (I. 536) hat schon früher seine Deutung gefunden (S. 207); hinsichtlich der Form genügt die Bemerkung, daß uns kein episches Gedicht bekannt ist, in welchem die Erzählung so ganz in dramatisches Gewand gekleidet ist, wie hier, wo Alles, selbst die unbedeutendste Thatsache, als unmittelbar geschehende Handlung erscheint. — Der „Schatzgräber“ (I. 541), von dem schon früher gesprochen wurde (S. 180), macht den Uebergang zur Romanze, die im „Sänger“ (I. 538) repräsentirt ist, welchen wir aber erst später näher betrachten können, wenn von der Romanze ausführlicher gehandelt worden sein wird.

Uns an die oben gegebene Erklärung der Idylle erinnernd, finden wir den Charakter derselben in den hieher gehörigen Gedichten auf das Vollständigste bewährt. „Der neue Pausias und sein Blumenmädchen“ (I. 543) stellt uns das Glück der unschuldigen, aber mit aller Kraft der Neigung sich hingebenden Liebe

bar, welche gerade in der Abgeschlossenheit, in der Entfernung vom Getümmel des Lebens ihre größte Seligkeit findet. Die zarte Beschäftigung des Mädchens, an welcher der Geliebte freudigen Antheil nimmt, gibt zu den geistreichsten Bemerkungen, wie zu anmuthigem Kosen den erwünschten Anlaß. Das beglückende Bewußtsein der gegenseitigen Neigung führt die Liebenden in die Zeiten ihrer ersten Begegnung zurück; sie gedenken der Tage, in denen ihre Seele dem himmlischen Gefühl sich öffnete, in welchen beide zugleich, und doch einander unbewußt, von unvergänglicher Liebe ergriffen wurden. Sie verweilen gern bei diesen Erinnerungen, und malen jede Begebenheit, jeden Gedanken liebend aus, an dem sich ihre keimende Neigung kräftigte, und so verfolgen sie die Entwickelung derselben bis zu dem Tage, der sie auf immer vereinigte. So einfach und, ich möchte sagen, gewöhnlich der Grundgedanke dieses Gedichts auch ist, so hat ihm die Meisterhand des Dichters doch einen unwiderstehlichen Reiz eingehaucht, der in Nichts Anderm liegen kann, als in der Kunst, mit welcher Göthe den allgemeinsten, täglich sich wiederholenden Erscheinungen des Lebens eine ganz spezielle Grundlage gegeben, in ein ganz eigenthümliches Gewand eingekleidet hat. Und so werden wir zu der Bemerkung geleitet, daß wenn der Dichter — wie Göthe's Ausspruch lautet — den speziellen, ihm vorliegenden Fall aus der Besonderheit zur Allgemeinheit der Anschauung emporheben, den Stoff durch die Idee besiegen muß, er im Gegentheil auch den allgemeinen, in seinem Geiste wirkenden Gedanken zur Besonderheit der Erscheinung gestalten muß, wenn er ihm poetisches, künstlerisches Leben verleihen will. Man denke sich die in dem vorliegenden Gedichte ausgesprochenen Gedanken und Gefühle ohne objektive Grundlage, von aller Verkörperung abgestreift, und es wird alle künstlerische Wirkung verschwinden, selbst wenn die Empfindungen in der schönsten, ergreifendsten Sprache mit allem Reize des Wohllauts dargestellt wären. Wie schöpferisch Göthe in seinen Bildungen ist, zeigt sich auch im vorliegenden Falle auf das Glänzendste; er hat nämlich die Idee der Einkleidung aus folgender Erzählung des Plinius entnommen: „Pausias von Sicyon, der Maler, war als Jüngling in Glyceren, seine Mitbürgerin, verliebt, welche Blumenkränze zu winden einen sehr erfinderischen Geist hatte. Sie wetteiferten mit einander, und er brachte die Nachahmung der Blumen zur größten Mannigfaltigkeit. Endlich malte er seine Geliebte sitzend, mit einem Kranze beschäftigt. Dieses Bild wurde für eines seiner besten gehalten und die Kranzwinderin oder Kranzflechterin genannt, weil Glycere sich auf diese Weise als ein armes Mädchen ernährt hatte. Lucius Lucullus kaufte eine Copie in Athen für zwei Talente" (Plinius 25, 40). Es ist gewiß bewundernswürdig, wie Göthe aus diesen ganz unbedeutenden Andeutungen, die kaum als Samenkorn der herrlichen Frucht erscheinen, ein so treffliches, lebenvolles Gemälde herausbilden konnte, und doch hat er aus ihnen die besondere Erscheinung seiner allgemeinen Idee entwickelt, wie denn die Hinweisung auf den Maler Pausias im Gedichte selbst (Vers 31 und 34) von tiefer Bedeutung ist.

Der „Wanderer" (I. 547) kann mit um so mehr Recht als Idylle angesehen werden, als in demselben der Sieg des idyllischen Lebens und der Natur über die Kunst dargestellt wird. Ein Wanderer, wahrscheinlich ein Künstler, wirft sich, von der Reise ermüdet, in den Schatten einer Ulme, wo eine junge Frau ihrem Säugling die Brust bietet. Durch die Fragen, welche sie an den Fremdling richtet, erscheint sie sogleich in ihrer einfachen Natürlichkeit; wir erkennen, daß sie in ihrer Abgeschiedenheit von der Welt das unruhige, bewegliche Treiben des Lebens nicht ahnt. Freundlich zeigt sie ihm den Pfad zu ihrem Brunnen; denselben verfolgend, wird er von Spuren antiker Kunstwerke überrascht; sein freudiges Erstaunen erreicht den höchsten Gipfel, als er in der Hütte der Frau die Trümmer eines Tempels erkennt. Bei diesem Anblicke wird er von Wehmuth über die Vergänglichkeit des Schönen ergriffen; er kann sich nicht enthalten, leise Vorwürfe gegen die Natur auszusprechen, welche „ihres Meisterstücks Meisterstück" (V. 79), d. h. die kunstvollen Gebilde des Menschen unempfindlich zertrümmert. Die Frau legt ihm jetzt den schlafenden Säugling in die Arme, um ihm Wasser herbeiholen zu können. Der Anblick des schlummernden Knaben zieht ihn in eine neue Welt von Empfindungen, die ihm allmälig ein neues, noch nie geahntes Lebensglück eröffnen. Noch von der Anschauung der Kunstwerke erfüllt, ruft er den Genius der Kunst segnend auf den Knaben hernieder; und als die Frau wieder kommt mit Speise und Trank und er immer mehr in die Gegenwart gebannt wird, schließen sich seine Sinne für die üppig um ihn her blühende Natur auf; sie erscheint ihm nicht mehr als die zerstörende Kraft, gegen die er sich früher empörte. Und als die Frau in ihrer heitern, lebensfrohen Naivetät ihm die Geschichte ihres einfachen Lebens erzählt; als sie ihm erzählt, wie ihr Vater aus dem zerstörten Tempel seine Hütte gebaut; als die Mutterliebe sich in dem Anschauen des Knaben mächtig und rührend ausspricht, — da wird er von der Idee erfaßt, wie die Natur auch aus der Zerstörung neue Gebilde schaffe, aus dem Tode neues Leben erwecke. Das Glück des ruhigen, in sich abgeschlossenen Lebens ist ihm aufgegangen, und er verläßt, von diesen Gefühlen ergriffen, die junge Frau mit solcher Eiligkeit, daß er sogar nach dem Wege zu fragen vergißt. In seinen letzten Aeußerungen spricht sich das Resultat und der Sinn des ganzen Gedichts aus [1].

Während die kleinern epischen Dichtungen sich auf die Darstellung einzelner, in sich abgeschlossener Begebenheiten beschränken und dieselben auch

---

1) Erklärungen: Vers **31**. „Architrav" ist der unterste Theil eines Hauptgesimses, welches der Breite nach auf den Säulen zu liegen kommt und gleich auf dem Kapital der Säulen ruht. — **148**. „Cuma" war die größte und vornehmste unter allen äolischen Städten. Diese Bezeichnung ist nicht unwichtig, weil dadurch das Lokal scharf gezeichnet wird, und die Phantasie des Lesers einen Haltpunkt gewinnt, an welchem sie die Scene nach ihren Bedürfnissen mit Sicherheit ausmalen kann.

das Motiv so wie der Mittelpunkt der Dichtung selbst sind, so daß die handelnden Personen gleichsam nur als die nothwendigen Träger der Begebenheiten erscheinen, sind dagegen im **Epos** die Personen Motiv und Mittelpunkt, und das Interesse knüpft sich an die Begebenheiten als solche nur in so fern an, als die Personen eben in ihnen zur Anschauung und zum Leben gelangen. Hierin stimmt das Epos mit dem Drama überein, so wie auch darin, daß es nicht eine einzelne, in sich abgeschlossene Begebenheit darstellt, sondern eine Reihe von Begebenheiten zu Einem Ganzen verknüpft und in ihnen die besondern Eigenthümlichkeiten der Personen entwickelt, ihr Gesammtleben und Gesammtsein entfaltet. Weil aber die einzelnen Vorgänge als die Träger der handelnden Personen erscheinen sollen, müssen diese Vorgänge mit ihnen in der engsten Wechselbeziehung stehen, d. h. sie müssen aus den Charakteren der Personen selbst gefolgert sein; es muß sich an ihnen die Wahrheit des Satzes bewähren, daß Jeder seines eignen Schicksales Schmied sei! Weil das Epos ein Kunstwerk sein soll, so wird es auch alle diejenigen Erfordernisse haben müssen, die man an ein Kunstwerk überhaupt zu stellen berechtigt ist. Daher muß das Epos zunächst als eine Einheit erscheinen, welche ihren Mittelpunkt im Helden, d. h. in der Hauptperson des Stückes findet und bewahrt. Diese Einheit wird aber dadurch erreicht, daß alle dargestellten Vorgänge in irgend einer Beziehung zum Helden des Epos stehen, sei es unmittelbar oder auch nur entfernt und durch vielfache Mittelglieder verbunden. Doch nicht bloß Einheit der Person, sondern auch Einheit der Handlung ist nothwendig. Das Epos wird eben so wenig als das Drama das ganze Leben eines Menschen darstellen, sondern nur eine wichtige oder die wichtigste Epoche desselben, einen Zeitabschnitt, welcher auf die weitere Gestaltung seines Schicksals von hohem Einflusse ist. Ob diese Epoche, dieser Zeitabschnitt kürzer oder länger dauert, dieß ist dem epischen Dichter gleichgültig, wenn dieser Zeitabschnitt nur als ein Ganzes sich darstellt, und wenn er nur aus einer Reihe von mannigfaltigen Vorgängen besteht, weil sonst die Erzählung zu einer Ballade u. dgl. zusammenschmelzen würde. Wie das Drama, so stellt ferner auch das Epos das Leben und Schicksal eines bedeutenden Menschen nicht als solches und ohne weitere Beziehung dar, sondern es hat, wie jenes, den höhern Zweck, an dem besondern Fall den Kampf der menschlichen, von dem freien Willen bestimmten Kraft mit äußern Verhältnissen darzustellen und dadurch die sittliche Bedeutung des Menschen zu beurkunden. Daher muß der Dichter, wie im Drama, so auch im Epos, ja in diesem in noch weit höherm Maße, die mannigfaltigsten Beziehungen und Verhältnisse erfinden, in denen sich der Held bewegen kann, und somit auch eine reiche Zahl von Personen an den Handlungen Theil nehmen lassen, die zwar an und für sich als selbstständig auftreten, aber im Gedicht doch nur durch ihre Beziehung zum Helden Bedeutung erlangen.

In allen den bis jetzt berührten Gesichtspunkten stimmt das Epos mit dem Drama überein; darin ist es aber von diesem wesentlich unterschieden, daß es die Begebenheiten als vollkommen vergangen darstellt, während sie uns das Drama als vollkommen gegenwärtig vorüber führt. Auf diesem formellen Unterschied beruht die ganze Entfaltung der beiden Dichtungsarten. Das Drama ist für Zuschauer berechnet, das Epos für Zuhörer. Da dem Zuschauer die dargestellte Begebenheit als unmittelbar vor seinen Augen geschehend sich zeigt, der Zuhörer sie hingegen nur aus den Mittheilungen eines Dritten vernimmt, so ist der erste gleichsam unmittelbar selbst in das verflochten, was vor ihm geschieht, während für den bloßen Zuhörer die erzählten Begebenheiten entfernter liegen; jener wird Theilnahme, dieser nur Interesse empfinden, das, so lebendig und gesteigeet es auch sein mag, doch nimmermehr die Unmittelbarkeit erreicht, welche in der persönlichen Theilnahme des Zuschauers liegt. In dieser ist aber auch der Grund enthalten, warum der Dramatiker nur solche Begebenheiten und Vorgänge darstellen kann, welche mit der eigentlichen Handlung im engsten Zusammenhange stehen, auf sie einwirken oder durch sie bedingt werden, dagegen aber alle sogenannten Episoden auf das Strengste ausschließen muß. Denn der mit persönlicher, möglicherweise leidenschaftlicher Theilnahme erfüllte Zuschauer würde durch unnöthiges Verziehen der Auflösung nur unangenehm berührt werden. Zwar wird die Auflösung durch die sogenannten retardirenden Motive ebenfalls verzögert; aber diese Motive stehen mit der Handlung selbst in der strengsten Verbindung; sie tragen sogar nicht wenig dazu bei, den Zuschauer mit Angst, Furcht zc. zu erfüllen, seine Theilnahme somit zu vergrößern, wogegen reine Episoden ihn ruhig, ja vielleicht selbst gleichgültig lassen würden, wodurch aber der erste Zweck des Gedichts, die Theilnahme zu erregen, vollkommen verfehlt würde.

Der Zuhörer einer ihm von einem Dritten mitgetheilten Begebenheit steht mit derselben dagegen in keiner unmittelbaren Beziehung; er hat für sie wohl Interesse, aber keine persönliche Theilnahme; er verlangt nicht sowohl Erregung seiner Leidenschaften, als vielmehr besonnene, anmuthige Unterhaltung; er wird daher nicht darauf dringen, daß die Handlung ihrem Ende rasch entgegen geführt werde; er wird im Gegentheil wünschen, daß sich die angenehme Unterhaltung, der er ohne Anstrengung seiner geistigen Kräfte leicht folgen kann, so lange als möglich ausdehne. Die Raschheit der Darstellung im Drama und dagegen der ruhige Gang derselben im Epos ist noch durch ein anderes Verhältniß bedingt, das übrigens ebenfalls aus dem oben angegebenen Grundunterschiede der beiden Dichtungsarten herrührt. Da die dramatische Handlung als vollkommen gegenwärtig dargestellt wird, so tritt der Dichter durchaus zurück; das Drama erscheint gleichsam selbstständig vor uns; seine Personen reden und handeln ohne irgend eine Mittelsperson unmittelbar vor dem Zuschauer; im Epos dagegen vernimmt der Zuhörer Reden und Handlungen nur aus dem Munde des Erzählers. Und wenn dieser auch die Reden mit den nämlichen Worten wieder gibt, mit welchen sie wirklich gesprochen wurden, und wenn er sich auch bemüht, seiner mündlichen Darstellung die größtmöglichste Lebendigkeit und Wahrheit zu geben, so wird

Alles doch in einem viel mildern Lichte erscheinen, als wenn Alles unmittelbar vor uns sich ereignete. Denn der Erzähler, und somit der epische Dichter, steht mit den dargestellten Begebenheiten eben so wenig in persönlicher Beziehung, als der Zuhörer, und wenn dieser nur Unterhaltung wünscht, so wird jener auch nur dahin streben, ihm solche zu bieten. Uebrigens ist es nicht ganz wahr, wenn man sagt, daß im Epos der Dichter eben so sehr zurücktreten soll, als im Drama. Dieß ist schon deßhalb nicht möglich, weil ja der Dichter als solcher uns die Begebenheiten mittheilt, die Vorgänge schildert u. s. w., und er daher als Vermittler zwischen der Handlung und dem Zuhörer erscheint. Aber etwas Anderes ist es, wenn man behauptet, daß der Dichter keine persönliche, sondern nur eine künstlerische Theilnahme an den erzählten Thatsachen, an den geschilderten Personen und Zuständen zeigen soll. Weil er uns nur Verhältnisse darzustellen hat, die vollkommen außer ihm liegen, seine Individualität nicht berühren, so muß er diese auch durchaus verbergen und überhaupt nur den Künstler durchblicken lassen.

Da dem epischen Dichter behagliche Ausführlichkeit nicht bloß erlaubt, sondern vielmehr geboten ist (auch aus dem Grunde, weil nur in solcher Ausführlichkeit ein Equivalent für die wirkungsvolle Vergegenwärtigung im Drama liegt), so wird er nicht nur alle einzelnen Vorgänge und Zustände mit der größten künstlerischen Genauigkeit darstellen, sondern auch die Erzählung solcher Begebenheiten einflechten, welche nicht unmittelbar zur Haupthandlung gehören, aber mit ihr oder den Personen in irgend einer wichtigen Beziehung stehen (Episoden).

Was nun die Wahl des Stoffes für das Epos betrifft, so will es mich bedünken, als ob diejenigen Unrecht hätten, welche deshalb irgend eine bestimmte Forderung an den Dichter stellen; es scheint mir vielmehr, als ob jeder Stoff, der dem Dichter die Möglichkeit gibt, ein vielgestaltiges Bild des Lebens zu entfalten, ein passender sei, möge derselbe nun national sein oder nicht, möge er auf Sage oder auf historischer Wahrheit beruhen, möge er einer frühern oder einer spätern Zeit angehören. Jeder Stoff ist gut, wenn er nur dem Zwecke des Epos entspricht, und insbesondere, wenn er dem Dichter eine freie, allseitige Behandlung erlaubt.

Man theilt das Epos gewöhnlich in das heroische oder das romantische ein; ja man hat sogar ein idyllisches hinzugefügt; aber da diese Unterscheidungen nur auf der Verschiedenheit des Stoffes beruhen, die Form und die Darstellung dagegen nur in so fern berühren, als diese vom Stoffe nothwendig abhängt, so scheint eine solche Eintheilung ungeeignet. Daß man dagegen das Volksepos von dem Kunstepos unterscheidet, ist vollkommen begründet, da jenes aus der Unmittelbarkeit der poetischen Anschauung hervorgegangen ist, dieses dagegen aus dem reflektirenden Selbstbewußtsein. Eben so wichtig ist es, das ernsthafte und das komische Epos zu trennen, da das letztere, als ironischer Gegensatz des ersten, materiell von ihm unterschieden ist.

Die neuere deutsche Literatur ist an epischen Gedichten sehr arm; es sind nur wenige, die auf Klassizität Anspruch machen können. Daß es den Deutschen nicht an epischem Talente fehlt, haben wir schon öfters zu bemerken Gelegenheit gehabt; es ist auch schon dadurch offenbar, daß die ältern Zeiten an epischen Gesängen reich waren, daß früher sowohl das Volksepos als das Kunstepos in herrlicher Mannigfaltigkeit blühte. Die Armuth der neuern Literatur muß daher in andern Verhältnissen liegen. Wenn ich mich nicht sehr täusche, so sind es vorzüglich zwei Ursachen, welche der Entfaltung des epischen Geistes hinderlich entgegen treten. Die Eine ist, daß wir keine der deutschen Sprache und den Bedürfnissen des Epos angemessene epische Form besitzen. So wie das Drama erst dann zu höherm Leben gelangte, als man die der Sprache und dem Drama gleich zusagende Form des ungereimten fünffüßigen Jambus gefunden hatte und kunstgemäß anwendete, so wird das Epos auch nur dann zur Blüthe heran reifen, wenn auch ihm eine zweckmäßige Form gefunden worden ist. Da das Epos die ruhige, besonnene Darstellung des vielseitigen, bewegten Lebens ist, so muß es auch eine diesem Charakter entsprechende Form haben, die daher einerseits immer in gleichmäßiger Ruhe vorwärts schreitet, anderseits aber auch der mannigfaltigsten Bewegungen fähig ist. Man hat den Hexameter der Alten auch bei uns als epische Form einzuführen versucht; aber so viele epische Gedichte auch in Hexametern geschrieben worden sind, so ist diese Form doch nie volksthümlich geworden; sie hat ihre fremde Natur nie verloren, so wie sie als episches Maß nie zur nothwendigen Schönheit und Vollendung hat gelangen können; denn selbst Göthe, der große Meister in der Form, hat in dieser Beziehung nur Ungenügendes geleistet (Platen: „Hermann und Dorothea“ II. 704). Aber selbst wenn der Hexameter vollkommen gut behandelt würde, könnte er unmöglich zum epischen Maße werden, weil er, auf die deutsche Sprache angewendet, sowohl die ruhige Gleichmäßigkeit als die bewegliche Mannigfaltigkeit verliert, die ihn im Griechischen zur epischen Form stempelte (Platen: „Gebrauch des Hexameters“ II. 704). Die Romantiker haben später die italienische Stanze als epische Form gebraucht; aber auch diese verliert im Deutschen ihre ursprüngliche Natur und wird ganz lyrisch beschaulich (Platen: „Rhythmische Metamorphose“ II. 704). Endlich hat man zum Nibelungenversmaß seine Zuflucht genommen. Wenn dieses auch gegen die eben erwähnten Formen den großen Vorzug hat, daß es ursprünglich deutsch ist und daher dem Gedichte kein fremdartiges Gepräge aufdrückt, so ist doch nicht zu verkennen, daß, wie mit jenen, so auch mit diesem eine „rhythmische Metamorphose“ vorgegangen ist, welche seine Natur vollkommen umgestaltet hat. Der Umstand, daß die ältere deutsche Verskunst nicht, wie die unsrige, nach Versfüßen, sondern nach Hebungen maß, verlieh dem Nibelungenverse eine Mannigfaltigkeit, welche ihm jetzt durchaus abgeht, und die auch dann nicht errungen wird, wenn man ihn mit der Freiheit behandelt, die ihm zuerst Uhland zu geben wußte. In unserer heutigen Sprache wird das Nibelungenversmaß immer mehr oder weniger monoton klingen; es wird diese Einförmigkeit vorzüglich dann offenbaren, wenn es in größern Gedichten angewendet wird. Endlich hat

auch Rückert den Versuch gemacht, den Alexandriner wieder einzuführen; aber so vortrefflich man diesen auch behandeln mag, wird er doch immer eben dieselben Hindernisse in den Weg legen, die wir an den andern Formen bemerkt haben.[1]) Wenn übrigens der Mangel an einer der Sprache und dem Epos gleichmäßig zusagenden Form der lebendigen Entfaltung dieser Dichtungsart hemmend entgegen tritt, so kann dieses Hemmniß jeden Augenblick verschwinden, sobald das Epos im poetischen Leben des Volkes zur Nothwendigkeit wird; da wird auch ein neuer Columbus die Form finden, ohne die es nicht ins Leben treten kann.

Eine andere Ursache, welche der Entwickelung des Epos sich entgegen stellt, liegt im Volke selbst, oder vielmehr in dessen bürgerlichen und politischen Verhältnissen. Das Epos soll das gesammte Leben darstellen, und zwar durchaus objektiv. Daher muß der Dichter einen offenen, freien Blick ins Leben werfen können; es muß sich ihm dasselbe in allen seinen Beziehungen und Verhältnissen enthüllen. Dieß ist aber nicht möglich, wenn das Leben eines Volkes nur Individuen, aber keine Gesammtheit zeigt; wenn kein äußeres Band vorhanden ist, das alle einzelnen Persönlichkeiten, alle Stände, Klassen u. s. w. zusammenhält, sie als Theile eines großen, Alle gleich berührenden Ganzen erscheinen läßt. Mit Einem Worte, nur in einem Staate mit einem großartigen Volksleben wird das Epos — und dasselbe gilt auch vom Drama — zur Blüthe gelangen können. Daher finden wir Epopöen bei den Griechen und den freiern Italienern des Mittelalters; daher Romane und Dramen bei den Spaniern und Engländern. Wo aber ein solches großartiges Volksleben fehlt, wo jeder Einzelne auf sich und seine Individualität beschränkt ist, wo er sich höchstens mit dem gewöhnlichen gesellschaftlichen Leben bewegen kann, da wird der dichterische Geist unwiderstehlich zur Lyrik geführt, deren Gränzen er kaum zu überschreiten vermag. So ist denn auch in Deutschland die Lyrik vorzugsweise zur Ausbildung und Blüthe gelangt, die freilich um so reicher sein mußte, als das vorhandene poetische Talent bedeutend und umfassend war. Zwar besitzen wir Dramen, die wir in künstlerischer Beziehung den trefflichsten aller Zeiten und Völker an die Seite stellen können, und namentlich hat uns Göthe hierin mit vollendeten Kunstwerken beschenkt; aber es fehlt allen, und ganz insbesondere den besten unter ihnen, das eigentliche Lebenselement, wodurch sie zum Allgemeingut des Volks hätten werden können. Bei weitem der größte Theil des deutschen Publikums wird bei Iphigenien kalt bleiben, während ein Shakspearisches Drama alle Herzen ohne Ausnahme ergreifen wird. Allerdings läßt sich von Schiller behaupten, daß er der Dichter des Volkes ist; aber dieß beweist nicht gegen die eben ausgesprochene Ansicht, sondern vielmehr für dieselbe; denn er ist es nur dadurch geworden, daß er mit seltenem Glücke die Meinungen und Ansichten ergriff und in Dramen vergegenwärtigte, welche zu seiner Zeit und bis auf den heutigen Tag sein Volk bewegten. Was ihn aber zum Lieblingsschriftsteller des Volkes machte, das ist seiner künstlerischen Vollendung zum Theil hemmend entgegen getreten, weßhalb ihm so oft und mit so viel Recht vorgeworfen wird, daß er zu wenig objektiver Dichter sei.

Vielleicht möchte Göthe's „Hermann und Dorothea" (I. 566) als Beweis von der wenigstens theilweisen Unrichtigkeit des Behaupteten angeführt werden, da es allerdings nicht bloß ein vollendetes Kunstwerk ist, sondern auch auf dem Volksleben beruht und aus dessen Anschauung hervorgegangen ist. Aber gerade dieß spricht für die aufgestellte Ansicht, und wir haben uns nur zu freuen, daß Göthe mit seinem sichern poetischen Gefühl Zeiten und Zustände gewählt hat, in welchen sich, wie sonst selten der Fall, das ganze deutsche Volk, oder wenigstens ein großer Theil desselben, durch ein ungeheures Schicksal gleichsam zu Einer Gesammtheit verbunden sah. Und doch fühlte der Dichter die Nothwendigkeit, seinem Epos eine eigenthümliche idyllische Haltung zu geben, und die große Begebenheit, auf die er sein Gedicht baute, nur im Hintergrunde erscheinen zu lassen, weil das Volksleben doch nicht kräftig genug gewesen wäre, das ganze Epos zu tragen.

Eben weil Göthe der Fabel seines Gedichts eine beschränktere idyllische Haltung geben mußte, konnte er es auch nicht zu dem reichen Umfang ausdehnen, den wir sonst im Epos finden; insbesondere durfte er den einfachen Gang der Handlung nicht durch wiederholte Episoden unterbrechen, weil solche, auch wenn sie noch so geschickt in das Ganze eingeflochten werden wären, die einfache Begebenheit leicht zu sehr verdunkelt hätten. Uebrigens ist die Composition des Gedichts bei ihrer Einfachheit durchaus vortrefflich.

Erster Gesang. Vers 1—50. In einem Landstädtchen, in der Nähe des Rheinstromes, ist Alles, Alt und Jung, ausgezogen, um einen Zug von Auswanderern zu sehen, welche vor den hereinbrechenden Scharen französischer Republikaner aus ihrer Heimath geflüchtet waren. Der Wirth zum goldenen Löwen ist zu Hause geblieben, er mochte den Anblick des Elends nicht ertragen; doch war sein Sohn Hermann hinausgefahren, um den Armen Hülfe und Stärkung zu bringen. Unterdessen sitzt er vor dem Hause und bespricht mit seiner Hausfrau die Angelegenheiten des Tags. — 51—150. Nach und nach kehren die Bewohner des Städtchens zurück, unter andern auch der Prediger und der Apotheker, welche sich zu den Freunden setzen und ihnen das Gesehene und Erlebte in ausführlicher Erzählung mittheilen. — 151—164. Der Wirth fordert nun seine Freunde auf, in das Haus zu kommen und mit ihm ein Glas Wein zu trinken, um sich nicht von Furcht und Sorge bezwingen zu lassen. — 165—213. Zwar kehrt das Gespräch unwillkürlich wieder zu den Scenen des Elends; doch spricht der Wirth seine Hoffnung auf baldigen Frieden aus. „Möchte nur mein Sohn, schließt er seine Rede, das Friedensfest auch zu einem häuslichen Feste machen

1) Neben Rückert hat vorzüglich Freiligrath den Alexandriner mit ausgezeichnetem Glücke behandelt; in seinem vortrefflichen Gedichte „der Alexandriner" (II. 755) hat er gezeigt, daß man diesem Versmaße Kraft, Bewegung und bedeutsame Mannigfaltigkeit verleihen könne; aber auch bei allen diesen Vorzügen wird er zu größern Dichtungen doch nicht leicht verwendet werden können.

und die Braut heimführen. Leider aber scheint es, als ob er der Mädchen Gesellschaft fliehe, statt sie aufzusuchen.“ Bei diesen Worten kommt Hermann angefahren.

Zweiter Gesang. V. 1—81. Als er in das Zimmer tritt, fällt es dem Prediger auf, wie ganz verändert er aussehe; so fröhlich und heiter habe er ihn nie noch erblickt. Hermann erzählt nun, was ihm begegnet. Er sei zu spät gekommen; als er dem Zug habe nacheilen wollen, habe er einen Wagen, von zwei Ochsen gezogen, angetroffen, auf welchem sich eine Frau mit ihrem neugebornen Kinde befunden habe. Ein Mädchen, welches das Gespann geleitet, habe ihn um Leinwand und Kleider für die Wöchnerin gebeten; die habe er gegeben, worauf die Unglücklichen weiter gezogen seien. Nach einigem Bedenken aber sei er ihnen nachgeeilt, und habe dem Mädchen auch die Lebensmittel gegeben, die er mitgebracht, mit dem Auftrage, sie unter die Bedürftigsten zu vertheilen, wenn sie den Zug wieder erreicht habe. Hierauf sei er nach Hause zurückgefahren. — 82—104. Der Apotheker bemerkt, daß er sich glücklich schätze, in diesen traurigen Zeiten unverheirathet zu sein; Hermann tadelt ihn: gerade jetzt, wo so manches Mädchen des Schutzes bedürfe, würde er sich am leichtesten entschließen, zu heirathen. — 105—157. Diese Aeußerung gefällt dem Vater und wird auch von der Mutter gebilligt, welche sich daran erinnert, daß auch sie in Tagen des Elends ihren Ehebund geschlossen habe. — 158—196. Aber der Vater wünscht seinem Sohne einen glücklichern Anfang; er soll eine reiche Braut heimführen; er möge sich daher bald eine von den Töchtern des Kaufmanns im schönen Hause gegenüber auswählen. — 197—244. Hermann aber fühlt keine Neigung zu den Mädchen; er erzählt, wie sie ihn immer verspottet, wenn er zu ihnen gegangen sei, und dieß habe er nie vergessen können. — 245—273. Ueber diese Rede wird der Vater böse; er schilt auf den Sohn, der sich bescheiden entfernt.

Dritter Gesang. Vers 1—60. Der Vater fährt fort, zu sprechen; er fürchtet, daß Hermann ihm nicht ähnlich werde, der immer thätig gewesen und für das Wohl seiner Mitbürger gearbeitet habe. Die Mutter nimmt den Liebling in Schutz und eilt ihm nach. — 61—110. Der Apotheker aber nimmt Partei für den Wirth, und setzt weitläufig aus einander, wie theuer Alles sei, und wie man auf Geld bedacht sein müsse, wenn man nur bestehen wolle.

Vierter Gesang. Vers 1—64. Die Mutter sucht ihren Sohn und findet ihn endlich auf einem Hügel, unter einem Baume sitzend. — 65—110. Er hatte geweint. Die Mutter fragt ihn um die Ursache. Er könne, sagt er, dem Unglück nicht länger gleichgültig zusehen, das seine Mitbürger bedränge; er wolle in den Krieg ziehen und für das Vaterland kämpfen. — 111 bis 226. Aber die Mutter erkennt, daß er sie täuschen will, und von ihr nochmals aufgefordert, ihr die Wahrheit zu sagen, gesteht er ihr seine Liebe zu dem fremden Mädchen. Diese wolle er als Braut heimführen oder keine. Aber der Vater werde es nie zugeben und darum wolle er die Heimath verlassen. — 227—251. Die Mutter verspricht ihm ihren Beistand; sie hofft, den Vater erweichen zu können, und nun gehen sie beide ins Haus zurück.

Fünfter Gesang. Vers 1—38. Die drei Freunde saßen noch bei einander; der Prediger hatte die selbstsüchtigen Ansichten des Apothekers bestritten und sich Hermanns lebhaft angenommen. — 39—55. Jetzt tritt die Mutter mit dem Sohne in das Zimmer; sie theilt dem Vater Hermanns Entschluß mit; aber weder ihre eben so sanfte als eindringliche Rede, noch des Sohnes herzliche Bitte kann den Vater bewegen. — 56—78. Er schweigt. Da nimmt auch der Geistliche das Wort und sucht den Vater mit überredenden Worten zu gewinnen. — 79—145. Der Apotheker macht den Vorschlag, er wolle hingehen, das Mädchen prüfen, und die Gemeinde befragen, in der sie lebe und bekannt sei. Hermann tritt diesem Vorschlage freudig bei, überzeugt, daß man nur Treffliches von der Geliebten vernehmen werde. Der Vater gibt, obgleich ungern, seine Einwilligung, und Hermann eilt hinaus, den Wagen anzuspannen, den er dann sogleich mit den Freunden besteigt. — 146—182. Als sie aber in die Nähe des Dorfes gelangt waren, in welchem die Ausgewanderten rasteten, hielt Hermann bei den Linden auf dem Anger an. Er läßt die Freunde aussteigen, und beschreibt ihnen das Mädchen, damit sie es erkennen möchten, worauf die Beiden in das Dorf gehen. — 183—244. Dort treffen sie ein entsetzliches Gedränge, dem ein Greis, der Richter der Gemeinde, zu steuern sucht. Der Pfarrer knüpft ein Gespräch mit diesem an; der Apotheker aber entfernt sich bald, um das Mädchen aufzusuchen.

Sechster Gesang. V. 1—122. Der Richter erzählt dem Pfarrer auf dessen Wunsch sein und der Seinigen Schicksal. Nach der Schilderung des mannigfachen Elends, das die Unglücklichen heimgesucht, kommt er, vom Pfarrer durch eine glückliche Wendung angeregt, auf die Heldenthat einer Jungfrau aus seiner Gemeinde zu sprechen, die sich und einige andere Mädchen durch ihren Muth aus drohender Gefahr gerettet hatte. — 123—169. Als sich der Pfarrer, von froher Ahnung ergriffen, nach der heldenmüthigen Jungfrau näher erkundigen will, kommt der Apotheker, dem Freunde mitzutheilen, daß er das Mädchen gefunden habe. Er zeigt sie ihm; den Pfarrer erfreut die freundliche Erscheinung, die ihm Gutes weissagt. Doch entschließen sich die Beiden, nur mit kluger Vorsicht zu Werke zu gehen. — 170—190. Sie eilen deßhalb, den Richter aufzusuchen, der inzwischen abberufen worden war. Sie treffen ihn und fragen ihn nach dem Mädchen. Es ist dasselbe, von dessen Heldenthat der Richter erzählt hatte. Sie ist aber eben so gut, als muthig, fügt er hinzu; sie hat ihren alten Verwandten bis zum Tode verpflegt, und starken Gemüths die Schmerzen über des Bräutigams Tod ertragen, der in Paris den schrecklichen Tod gefunden, weil er Willkür und Ränke bestritten. — 191—216. Nun scheiden sie von dem Richter, nachdem sie ihm für die Dürftigen, der Pfarrer ein Goldstück, der Apotheker einige Pfeifen guten Tabaks gegeben hatten. — 217—250. Hierauf kehrten sie zu Hermann zurück, der ihrer unter den Linden wartet. Dieser nimmt ihre Mittheilungen ohne Zeichen der Freude auf; denn er befürchtet, die Jungfrau, die für ein höheres Geschick bestimmt zu sein scheine, möchte ihn mit seiner Bewerbung zurückweisen. — 251—274. Der Apotheker rühmt die alten

Zeiten, wo ein Freund des Hauses als Brautwerber die Gesinnungen der Erkornen und der Ihrigen erforscht habe, um dem jungen Manne eine mögliche Demüthigung zu ersparen. — 275 bis 316. Aber Hermann beachtet den verblümt gegebenen Rath nicht; er entschließt sich, selbst mit der Jungfrau zu sprechen, weßhalb er seine Freunde bittet, mit dem Wagen zu den Aeltern zurückzukehren, damit diese erfahren, daß sich ihr Sohn nicht getäuscht habe. Er selbst wolle auf dem Fußwege zurückgehen Die Freunde steigen in den Wagen und entfernen sich.

Siebenter Gesang. V. 1—36. Während Hermann dem rollenden Wagen nachschaut, kommt die Jungfrau mit zwei Krügen, um im Brunnen unter den Linden Wasser zu schöpfen. Sie erwiedert Hermanns Gruß mit edler Freundlichkeit, denn sie hat ihn wieder erkannt. — 37—72. Beide setzen sich auf die Mauer, die den Quell umgibt; sie fragt ihn, wie es komme, daß sie ihn dort finde. Er sei, erwiedert er, ihretwegen gekommen. Schon lange habe sich die Mutter ein Mädchen im Hause gewünscht, das ihr nicht allein mit der Hand, sondern auch an der Stelle der verstorbenen Tochter mit dem Herzen hülfe. Als er sie heute in ihrer gewandten Thätigkeit gesehen und ihre verständigen Reden vernommen habe, sei er nach Hause geeilt, den Aeltern die Fremde rühmend; nun komme er, ihr ihren und seinen Wunsch mitzutheilen. Gern hätte er noch mehr gesagt; allein er bemerkte einen goldenen Ring am Finger des Mädchens, und so hielt er es für das Beste, sich nicht weiter zu erklären. — 73—102. Sie aber glaubt, daß er sie als Magd dingen wolle; doch statt darüber zu zürnen, nimmt sie den Antrag willig an, weil sie ihre Pflichten gegen die Wöchnerin, die nunmehr bei den Ihrigen sei, erfüllt habe, und weil sie lieber dienen wolle, als ein streifendes Leben zu führen. — 103—204. Sie gehen in das Dorf zurück, wo sie von den Gefährten Abschied nimmt, die alle ihren Entschluß billigen, aber nur unter Thränen sie entlassen.

Achter Gesang. V. 1—51. Die Beiden aber wandeln dem Städtchen zu. Dorothea ersucht ihren Begleiter, ihm von seinen Aeltern zu sagen, damit sie mit deren Wünschen bekannt werde und sie ihnen leichter genug thun könne. Hermann schildert ihr der Aeltern, besonders aber des Vaters Gemüthsart, damit sie auch diesen, auf seine Wünsche klug achtend, befriedigen könne. — 52—82. Unter diesen Gesprächen gelangen sie zum Birnbaum, unter welchen sie sich setzen, ein wenig zu ruhen. Der Mond war am Himmel aufgegangen und beleuchtete die Gegend rings; doch stieg auch ein Gewitter drohend empor, weßhalb Hermann bald zum Aufbruch mahnte. — 83—104. Als sie, im Weinberg angelangt, die Stufen herabstiegen, tritt Dorothea fehl und verrenkt sich den Fuß; Hermann nimmt die Sinkende in die Arme auf; aber er wagt es nicht, sie näher an die Brust zu schließen.

Neunter Gesang. V. 1—53. Im Hause harrten indessen die Aeltern und die Freunde, und schon begann die Mutter ungeduldig zu werden, als die Beiden hereintraten. — 54—73. Nachdem Hermann seine Begleiterin den Aeltern vorgestellt, eilt er zum Pfarrer, ihm leise vertrauend, daß er das Mädchen nicht als Braut geworben; sie glaube vielmehr, als Magd in das Haus zu treten. Der Pfarrer solle nunmehr den Irrthum klug lösen, damit sie nicht über die List zürne. — 74—104. Schon hatte sie aber der Vater als Braut begrüßt, was Dorothea für Spott halten mußte; sie spricht ihren Schmerz hierüber in würdigen Worten aus. — 105—180. Der Pfarrer tritt eilig hinzu; aber statt die Verwirrung zu lösen, ergreift er die Gelegenheit, des Mädchens Gemüth zu prüfen. Er legt ihr ans Herz, was es heiße, einem Herrn zu dienen; es sei nicht genug, daß man fleißig und unverdrossen arbeite; man müsse auch des Herrn Laune geduldig ertragen. Dorothea fühlt die Wahrheit dieser Worte; sie spricht ihren Entschluß aus, ihre Unglücksgefährten wieder aufzusuchen, nicht zwar, weil sie über des Vaters Spott empfindlich sei, sondern weil sie die Gefahr einsehe, in der Nähe des Jünglings zu leben, der ihr Herz gewonnen habe. — 181—220. Die Mutter hält sie auf, der Vater wird unmuthig; aber Hermann sucht ihn zu besänftigen, wie er auch Dorothea den wahren Zweck seiner Wanderung zum Brunnen mittheilt. — 221—237. Dorothea erwiedert Hermanns Umarmung; dann aber eilt sie zum Vater, den sie durch verständige Rede bald gewinnt. — 238—254. Als der Pfarrer nun die Beiden feierlich verlobt und Dorothea den Brautring an den Finger stecken will, bemerkt er den Ring, welcher schon Hermann aufgefallen war. Er fragt sie um dessen Bedeutung. — 255—317. Sie erzählt von ihrem frühern Bräutigam und dessen unglücklichem Ende; sie erzählt, wie er zum letzten Male von ihr Abschied genommen und was er ihr in diesem feierlichen Augenblick gesagt habe. Durch die Erzählung tief bewegt, ergreift Hermann das Wort, spricht in edler, fester Rede aus, was des Mannes Pflicht sei in sturmvollen Tagen, wie die ihrigen. — —

So einfach diese Komposition auch erscheint, so ist sie doch durchaus das Resultat künstlerischer Ueberlegung. Es beruht nicht nur die Entwickelung der Begebenheiten auf dem Charakter der handelnden Personen; es hat auch der Dichter kein Mittel aus den Augen gelassen, wodurch er in das Ganze den nöthigen Effekt bringen konnte. Ich will hier nicht von der Darstellung im Einzelnen sprechen, nicht von den immer zur schicklichsten Zeit eingestreuten Schilderungen voll Leben und Wahrheit, sondern nur auf einige Kunstgriffe des Dichters aufmerksam machen, welche die Komposition selbst betreffen. In dieser Beziehung haben wir zunächst zu bemerken, daß der Dichter die Eine Hauptperson des Epos, Dorothea, erst gegen das Ende des Gedichts auftreten läßt. Dieß geschah wohl hauptsächlich aus zwei Gründen. Erstens konnte durch die fortwährende Hinweisung auf Dorothea das Interesse für dieselbe mehr gesteigert werden, als wenn sie schon gleich Anfangs handelnd aufgetreten wäre, weil die Einfachheit des Stoffes nicht erlaubte, sie in mannigfache Beziehungen und Verwickelungen zu bringen, ihr früheres Auftreten daher die Theilnahme nothwendig hätte schwächen müssen. So aber konnte der Dichter hinreichende Mittel finden, die Phantasie des Lesers zu beschäftigen, ohne sie jedoch übermäßig zu reizen, so daß sie bei der endlichen Einführung Dorotheens immer noch vollständige Befriedigung gewinnen konnte. Zweitens erhielt der Dichter durch das späte Auftreten Dorotheens den großen

Vortheil, Hermann mit um so größerer Lebendigkeit hervortreten und ihn eine bedeutende Stellung gewinnen zu lassen, was nimmermehr erreicht worden wäre, wenn Dorothea schon früher das größte Interesse auf sich gezogen hätte. Auf diese Weise aber war es möglich, die beiden Hauptpersonen mit der gehörigen Lebendigkeit hervortreten zu lassen, so daß keine die andere an Bedeutung überwiegt, daß sie vielmehr beide als Repräsentanten der edeln Menschlichkeit — jede in ihrem besondern Wirkungskreise — erscheinen. Und in dieser Idee liegt auch die Einheit des ganzen Epos, dessen zwei Hauptgestalten so ganz zusammen gehören, daß ihre Vereinigung nicht als Zufall, nicht als besondere Beglückung des Einen Theils, sondern als durchaus nothwendig und die Idee schöner Menschlichkeit realisirend erscheint.

Aeußerst glücklich ist ferner der Umstand in der Komposition, daß Hermann die Gefundene nicht mit den Freunden im Wagen heimführt. Denn einestheils hätten die Aeltern auf ihre Erscheinung nicht vorbereitet werden können, anderntheils aber — und dieß ist wohl der Hauptgrund — hätte die bedeutungsvolle Zusammenkunft der beiden Liebenden am Brunnen nicht oder wenigstens nicht in der schönen Form Statt finden können, die uns so sehr anspricht. Man denke sich nur z. B., daß die Freunde auf Hermann warten, und es wäre die ganze Freiheit seiner Besprechung und mit ihr alle Poesie derselben unrettbar verloren gegangen. Außerdem konnte die idyllische Haltung des Gedichts nur dadurch gesichert werden, daß Hermann mit Dorothea zu Fuß nach Hause geht.

Werfen wir nun noch einen Blick auf die Personen unsers Gedichts, so finden wir, daß der Dichter mit weiser Mäßigung die Zahl derselben so sehr beschränkt hat, als möglich, daß daher nicht eine einzige störende oder auch nur müßige Gestalt vorkommt. Alle sind entweder für die Entwickelung der Begebenheit nothwendig, oder sie dienen dazu, die Hauptpersonen kräftiger und lebendiger hervortreten zu lassen, wie z. B. der Apotheker und der Richter. Alle aber, und selbst die untergeordnetsten, sind mit der größten Wahrheit, wie mit der größten Kunst gezeichnet, sei es durch ihre Handlungen und Reden, oder in den Bemerkungen, welche die Einen im Laufe des Gesprächs über die Andern zu machen veranlaßt werden. Es ist schon angedeutet worden, daß alle einzelnen Begebenheiten sich aus den Charakteren der Personen in vollständiger Nothwendigkeit entwickeln; wir wollen diese Behauptung durch einige Beispiele begründen. Hermann ist ein edler Jüngling von tiefem Gefühl und offenem Geiste, mit allen den Vorzügen des Herzens ausgestattet, die einen Jüngling zieren können. Bei aller Offenheit des Charakters ist er doch im Ganzen still und in sich zurückgezogen, so daß man sich seine ausgesprochene Neigung zu den Beschäftigungen des Landlebens wohl erklären kann. In dieser Tiefe und Ruhe des Gemüths sind alle seine Handlungen begründet. Nur ein solcher Jüngling konnte auf den ersten Blick die ganze Trefflichkeit Dorotheens erkennen, mit solcher Entschiedenheit ihren Besitz zu erstreben suchen, mit solcher Sicherheit (bei dem Mangel an aller eigentlichen Lebensgewandtheit) das ersehnte Ziel erreichen. Hermann liebte seinen Vater auf das Herzlichste, und verehrte ihn auch dann, wann der gemüthliche, aber oft rasche Alte ihn durch sein hart scheinendes Benehmen schmerzlich berührte. In solchen Fällen entfernte er sich, um dem Vater Zeit zu geben, von seinem Unmuth zurückzukommen. So auch, als dieser so entschieden verlangt hatte, daß Hermann um eine Tochter des Nachbarn sich bewerben solle. Des Vaters harte Rede hatte ihm alle Hoffnung geraubt, und er faßte den Entschluß, die Heimath zu verlassen. Aber die Mutter war ihm nachgeeilt, denn sie befürchtete einen zu raschen Entschluß des Sohnes, dessen aufkeimende Liebe sie schon ahnte. Hierin, wie überall, zeigt sich dieselbe als eine besorgte, ihren Sohn beinahe bis zur Verzärtelung liebende Mutter, so wie sie auch als vortreffliche Ehegattin, als besorgte und scharfsichtige Hausfrau erscheint. Das milde, versöhnende Prinzip des Weibes ist in ihr vollkommen repräsentirt, besonders in den Schlußworten ihrer Unterhaltung mit Hermann (IV. 226 ff.). Diese Stelle ist auch darum bedeutend, weil sie das Charakterbild des Vaters in so schönen, präcisen und umfassenden Zügen darstellt, daß wir den Leser darauf verweisen können. — In Dorothea wollte der Dichter ein Bild edler, ja vollkommener Weiblichkeit geben, wie in Hermann das des schlichten, aber edeln und festen Mannes. Sie ist von schöner Körperbildung (V. 166 ff. VI. 149 ff.), und dem schönen Körper entspricht auch die reinkräftige Seele. Mit Vorliebe hat der Dichter die Entschlossenheit des Geistes hervortreten lassen, welche ihrem ganzen Wesen eine so eigenthümliche Färbung gibt, ohne jedoch der zartesten Weiblichkeit den mindesten Abbruch zu thun; denn ihre muthige Gegenwehr gegen die frevelhaft eindringenden Feinde (VI. 104 ff.) war durch die höchste Noth hervorgerufen; sie hatte die Gefahr nicht unweiblich absichtlich selbst aufgesucht. Wäre sie solcher Entschlossenheit im Augenblicke der Gefahr nicht fähig gewesen, so hätte sie wohl auch kaum die ruhige Ergebung zeigen können, als ihr Hermann den Antrag machte, den sie so ganz mißverstand (VII. 73 ff.) In diesem Zuge spricht sich die geistige Hoheit ihres ganzen Wesens am schönsten aus; sie fühlt, daß sie sich auch dienend nicht herabwürdigen werde, weil angeborne Würde durch äußere Verhältnisse nicht geschmälert werden kann, und weil sie sich bewußt ist, ihre Pflicht als Weib zu erfüllen (VII. 114 ff. 160 f.). So entschlossen sie sich aber in ihr Schicksal zu fügen weiß, so wenig kann sie den Hohn ertragen, den sie in des Vaters Anrede zu finden glaubt. Da erwacht das stolze Bewußtsein ihres höhern Werths mit aller Macht; sie spricht es mit Entschlossenheit, aber auch mit Mäßigung aus (IX. 77 ff.). Diese Situation ist äußerst glücklich; denn einmal überzeugt sie uns auf das Vollkommenste, daß Dorothea nicht nur entschlossenen, festen Geistes ist, sondern auch das höchste Kleinod des weiblichen Gemüths, Sittsamkeit und Zartgefühl, besitzt; und dann gibt sie dem Dichter die passendste Gelegenheit, sie zum Geständniß ihrer Liebe zu bringen, wodurch denn die Lösung des Knotens geschickt herbeigeführt wird (IX. 148 ff.). Es liegt gewiß eine seltene Größe darin, daß Dorothea in so ungünstigen Verhältnissen die geheimsten Falten ihres Herzens öffnet;

man sieht, sie will sich selbst genügen; sie thut es nicht, um die Andern zu gewinnen, denn wie hätte dieser Gedanke nur im Entferntesten in ihrem Herzen aufkeimen können? Diese nämliche Hoheit der Gesinnung findet sich endlich auch in dem offenen, mit tiefer Rührung ausgesprochenen Bekenntniß ihres frühern Verhältnisses; im Bewußtsein, rein und edel dazustehen, befürchtet sie auch nicht, von dem neuen Freunde verkannt zu werden: durch dieses Bekenntniß aber ehrt sie sich selbst und zugleich auch ihren Freund.

Der Prediger zeigt sich überall in dem schönsten Lichte; es ist ein Geistlicher, wie man ihm oft im Leben zu begegnen wünschte, voll der edelsten, christlichsten Theilnahme, zur hingebenden Aufopferung bereit, ohne sich damit zu brüsten; dabei von gediegener Bildung und reicher Menschenkenntniß (I. 79 ff.). Immer willkommen, wo er sich zeigt, weiß er seinen Einfluß immer zum Besten der Freunde geltend zu machen, weil er bei seiner tiefen Einsicht in die Verhältnisse stets voll Milde und Mäßigung, aber auch klug und vorsichtig ist.

Der Apotheker endlich ist mit seiner beschränkten Anschauung des Lebens, durch welche er gerade zum Repräsentanten einer so großen Anzahl unserer Landsleute vortrefflich sich eignet, zwar eine nur sehr untergeordnete Person des Gedichts, aber dennoch vom Dichter mehr als die übrigen Nebencharaktere hervorgehoben, weil er als Gegensatz zu den Uebrigen von desto größerer Wirkung ist. Der Dichter hat im Apotheker das gewiß schwierige Problem gelöst, eine sehr bedeutungslose Persönlichkeit, mit deren Ansichten sich der Leser keineswegs befreunden kann, so darzustellen, daß sie, wenn auch nicht Interesse und Theilnahme, doch jedenfalls ein behagliches Gefühl erregt. Uebrigens scheint Göthe diese Person vorzüglich deßwegen eingeführt zu haben, um durch sie alle untergeordneten Handlungen vollziehen zu lassen, welche sonst durch Diener hätten gemacht werden müssen, was aber offenbar die einfach idyllische Haltung des Ganzen gestört hätte. Deßhalb hat ihn der Dichter auch vorzugsweise als einen freundlichen, thätigen Mann gezeichnet, der sich gerne in die Angelegenheiten seiner Freunde mengt und in der Besorgung unbedeutender Geschäfte ein eigenes Glück findet.

3. Dramatische Poesie.

Durch Lessing war die französische Auffassung des Drama's auf immer beseitigt worden; einzelne Versuche, französische Formen wieder einzuführen, wie die von Gotter, mußten mißlingen, weil alle bedeutenden Talente entschieden nach größerer Freiheit der dramatischen Behandlung sich neigten, welche man aus Shakespeare hatte kennen nnd lieben lernen. Während Lessing aber diese größere Freiheit der dramatischen Formen mit Weisheit und Mäßigung benutzt hatte, artete sie bald in schrankenlose Willkür aus, so daß statt des Zwangs, dem man sich früher unterworfen hatte, eine übertriebene Formlosigkeit affektirt wurde, welche von dem wahren Wesen des Drama's eben so weit, ja noch weiter entfernte. Göthe hatte durch seinen „Götz von Berlichingen" zuerst zu jener Formlosigkeit geführt; ihm folgten **Lenz** [1]), **Klinger** [2]), **Leisewitz** [3]) u. A. m., denen sich auch später Schiller anschloß (Die Räuber, Fiesco, Kabale und Liebe). So nöthig aber eine solche Bewegung sein mochte, damit sich die deutsche Poesie von allen hergebrachten Fesseln entschieden befreie; so sehr diese neue Richtung auch eine kräftigere Entfaltung des dramatischen Talents fördern mochte, — so mußten ihr endlich doch Gränzen gesetzt werden, wenn anders das Drama nicht auf alle künstlerische Entwickelung verzichten sollte. Derselbe hohe Geist, der den Strom entfesselt hatte, verstand auch, ihn wieder einzudämmen, als er mit seinen befruchtenden Wellen neues Leben erzeugt hatte. Göthe, der nicht bloß Dichter, sondern auch Künstler im höchsten Sinne des Wortes war, und mit tiefer Gründlichkeit die Kunstwerke aller Zeiten, besonders des Alterthums, studirte und auffaßte, verließ zuerst jene ausschweifende Formlosigkeit, und zeigte durch die vortrefflichsten Werke, daß wahre Kunst nur in der Beschränkung zu finden sei, daß nur das Gesetz wahre Freiheit geben könne („Natur und Kunst" I. 528). — Unter diesen Schöpfungen der vollendeten Meisterschaft glänzt vor Allen „Iphigenia auf Tauris" (I. 627) hervor. Schon die Wahl des Stoffs muß Bewunderung erregen. Derselbe war nämlich schon vielfältig und mit entschiedenem Glück behandelt worden; unter Andern hatte auch Euripides [4]) eine „Iphigenia unter den Tauriern" geschrieben, die bei allen Kennern des Alterthums und Freunden ächter Poesie hoher Anerkennung sich erfreute. Weil aber nicht bloß der schöne poetische Stoff, sondern auch eine gelungene dramatische Behandlung desselben vorlag, so konnte nur ein überlegener, seiner eigenen Fülle und Fruchtbarkeit sich bewußter Geist es wagen, mit dem großen griechischen Dichter in die Schranken zu treten und einem von diesem glücklich durchgeführten Gegenstande neue Seiten abzugewinnen. Da dem deutschen Dichter nicht nur dieses in hohem Maße gelungen ist, da er vielmehr seinen Vorgänger gar oft übertroffen hat, so hat er durch sein Beispiel der Kunst gerade da neue Bahnen eröffnet und ihr Gebiet erweitert, wo man es am wenigsten hoffen und erwarten durfte. Göthe hat bewiesen, daß die glückliche Behandlung eines Stoffs diesen noch nicht einer weitern Bearbeitung entzieht, daß es weniger auf Neuheit des Gegenstandes, als vielmehr auf künstlerische Durchbildung und schöpferische Gestaltung

1) Jakob Michael Reinhold Lenz, geboren den 12. Januar 1750 zu Seßwegen in Liefland, lernte in Straßburg, wo er studirte, Göthe kennen. Gest. 1792 in Moskau.

2) Friedrich Maximilian von Klinger, geb. 1753 in Frankfurt am Main. General in russischen Diensten. Gest. 25. Februar 1831.

3) Johann Anton Leisewitz, geboren 9. Mai 1752 zu Hannover, studirt in Göttingen, wirkl. geheimer Justizrath. Gest. den 10. Sept. 1806.

4) Euripides. Geboren in Salamis von athenischen Eltern im Jahr 480 vor Chr. Geb. Gestorben im Jahr 406.

desselben ankomme. Wie die Maler stets wieder solche Gegenstände wählen, die ihrer Kunst entsprechen; wie sie noch heute Madonnen mit dem Jesuskinde malen, wenn auch schon Raphael das Höchste darin erreicht hat, und wie man doch nicht müde wird, den schönen Stoff immer wieder von Neuem und in eigenthümlicher Art behandelt zu sehen, — so mag wohl auch der Dichter den schon vorhandenen, schon bearbeiteten poetischen Stoff wählen, wenn er ihn nur mit Freiheit und Selbstständigkeit zu behandeln, ihm neue Seiten abzugewinnen versteht. Müßte der Dichter vorzugsweise auf Neuheit des Gegenstandes Rücksicht nehmen, so wäre nicht nur jeder schon behandelte Stoff aus dem Kreise seiner Wahl entrückt, sondern er dürfte am Ende auch nicht einmal historische Begebenheiten und Personen wählen, weil diese mehr oder weniger schon bekannt sind, eine die Neugier reizende Neuheit somit auf diese Weise nicht erreicht werden könnte. Aber der Dichter soll nicht nach solcher untergeordneter Rücksicht jagen; ihm muß Höheres vorschweben. Das Wesen aller Kunst ist, wie schon an einem andern Orte gesagt worden ist, schöpferische Nachahmung der Natur, des Welt- und Menschenlebens. Es ist dieß aber ganz vorzüglich die Aufgabe der dramatischen Poesie, welche eben deßhalb schon darauf hingewiesen ist, ihren Stoff aus der Geschichte oder der im Munde des Volks lebenden Sage zu entnehmen; denn nur diese kann dem Dichter die nothwendige Basis der Realität geben, während sie in einem selbst erfundenen Stoffe, wie an manchen Beispielen nachgewiesen werden könnte, nur gar zu leicht verschwimmt. Der Dichter ist übrigens nicht gebunden, den Stoff, d. h. die Begebenheiten und die Personen, durchaus so wiederzugeben, wie er sie vorfindet, denn in diesem Falle würde er zum Historiker werden, und sein Werk wäre nicht mehr eine freie, selbstthätige und schöpferische Gestaltung, sondern eine bloße Nacherzählung. Er muß vielmehr den gegebenen Stoff nach seinen Bedürfnissen und seinen Zwecken verändern, aus dem wirklichen Leben ein ideales bilden. Und dazu hat er das vollkommenste Recht; denn darin liegt ja eben sein Beruf, seine Aufgabe. Nichts ist wahr, als die Natur, und auch nur sie ist schön und vollkommen. Aber was von ihr als Gesammtheit gilt, das gilt nicht auch von den einzelnen Erscheinungen; vielmehr sind diese meistentheils nicht bis zur höchstmöglichen Vollkommenheit gelangt. Diesem Mangel der Erscheinung soll nun der Künstler mit seinem schöpferischen Genie nachhelfen, und im Kunstwerke das zur Vollendung bringen, was in der Wirklichkeit als unvollkommen erscheint. Eine Anwendung auf die bildende Kunst wird dieß zur Genüge erklären. Der menschliche Körper ist der Inbegriff der höchsten Schönheit; aber in der Wirklichkeit vereinigt kein Individuum alle die Eigenschaften, alle die Merkmale und Einzelnheiten, in deren glücklichen, harmonischen Vereinigung allein das vollkommen Schöne besteht. So steht die Wirklichkeit mit dem Ideale im Widerspruch; sie leistet nicht, was dieses fordert; aber doch ist sie die einzige Basis, auf der sich das Ideal bilden kann; denn ohne die mangelhafte äußere Erscheinung würde sich die Idee des vollkommenen Schönen nimmermehr entfalten können. Auf dieser Basis muß der Künstler weiter bauen; er muß die Wirklichkeit zu Grunde legen, sie aber über die wirkliche Erscheinung hinaus zu der Vollkommenheit führen, die in ihr liegt. Der Maler, der Bildhauer wird daher, wenn er einen vollendet schönen Menschen darstellen will, ein wirkliches Individuum abbilden, nicht aber mit den Mängeln, die an jeder äußern Erscheinung haften, sondern mit den Vollkommenheiten, die in ihm liegen, aber nicht zur sichtbaren Entwickelung gelangt sind. Mit dem Dichter verhält es sich nicht anders; er ist eben so nothwendig auf die Wirklichkeit hingewiesen, als der bildende Künstler; nur muß er sie mit der Freiheit und schöpferischen Selbstthätigkeit behandeln, wie dieser. Es wird somit der dramatische Dichter die gegebene Welt, das wirkliche Leben darstellen; aber er wird die mangelhafte Erscheinung desselben, sie möge in den Begebenheiten oder den Personen liegen, tilgen, und sie zur ideellen Wahrheit, zur harmonischen Vereinigung erheben.

Ein schon behandelter Stoff ist für den Dichter Nichts anders, als was ihm die Ueberlieferung der Geschichte sein muß; wie diese, so kann er auch jenen aufnehmen und ihn von Neuem bearbeiten und umgestalten, überhaupt nach seinen Bedürfnissen so mit ihm verfahren, als ob ihm ein gewöhnlicher, noch nicht behandelter Gegenstand vorläge. Nur wird es unendlich schwerer sein, die Freiheit zu bewahren, die allein zu einem glücklichen Resultate führen kann.

Da Göthe's Meisterschaft ganz vorzüglich auch darin sich bewährt, daß er seinen Vorgänger Euripides in den wesentlichsten Stücken, in der Anlage sowohl, als in der Durchführung der Charaktere, übertraf, so müssen wir, um auch diese Seite herauszuheben, eine kurze Entwickelung der Iphigenia des Euripides mittheilen, ohne jedoch in eine eigentliche Vergleichung und Abwägung eingehen zu wollen, da dieß dem Leser füglich überlassen werden kann, und überdies die bedeutendsten Punkte schon aus der nachfolgenden Beurtheilung des Götheschen Drama's von selbst hervortreten werden.

Vorher wird es aber nöthig sein, den Stoff, wie ihn die griechische Sage überliefert, näher zu betrachten, da er gleichmäßig der griechischen und deutschen Bearbeitung zu Grunde liegt.

Der Ahnherr der Iphigenia war Tantalus, König von Sipylos in Lydien, und mit ihm schon beginnt der Fluch, der auf dem ganzen Geschlechte lastete. Durch die Liebe Jupiters, der ihn sogar an die Tafel der Götter zog, übermüthig geworden, vergaß er die Ehrfurcht gegen diese so weit, daß er sich erdreistete, sie in Versuchung zu führen. Er wurde zur Strafe in den Tartarus geworfen, und sein ganzes Geschlecht mußte für des Ahnherrn Frevelthat büßen. Sein Sohn Pelops kam nach Griechenland zu Oenomaos, König von Elis, dessen schöne Tochter Hippodamia zahlreiche Werber herbei zog. Allein dem König war verkündigt worden, daß er durch seinen Eidam umkommen solle; daher hatte er erklärt, er würde seine Tochter nur dem zur Gemahlin geben, der ihn im Wagenrennen besiegen könne; jeden Ueberwundenen tödtete er mit dem Schwert. Pelops bestach des Königs Wagenlenker Myrtilos, der an dessen Wagen die

Räder unbemerkt locker machte, so daß der Wagen mitten im Rennen brach und der König im Sturz sein Leben verlor. Als Myrtilos nun von Pelops die versprochene Belohnung forderte, tödtete ihn dieser, da er seine Zusage nicht erfüllen wollte. Myrtilos fluchte sterbend ihm und seinem ganzen Geschlechte. — Hippodamia gebar dem Pelops zwei Söhne, Atreus und Thyestes, welche, als sie größer geworden waren, auf der Mutter Anstiften einen Nebensohn ihres Vaters, Chrysippos, ermordeten, weil dieser des Vaters ganze Liebe besaß. Die beiden Söhne flüchteten, um sich der Rache des erzürnten Vaters zu entziehen; Hippodamia brachte sich selbst ums Leben. Atreus war nach Mycene zum Euristheus geflohen, der ihm seine Tochter vermählte. Später kam auch Thyestes dahin, der bald des Bruders Gattin verführte und mit ihr zwei Söhne erzeugte. Als Atreus die Frevelthat erfuhr, verjagte er den Thyestes mit den zwei Knaben. Thyestes aber hatte einen Sohn des Atreus mit sich genommen. Er erzog ihn als den seinigen und erfüllte dessen Seele mit dem glühendsten Haß gegen seinen Vater. Sobald er groß genug war, schickte er ihn nach Mycene, mit dem Auftrage, den Atreus zu ermorden. Doch gelang die That nicht, und Atreus ließ den Jüngling unter den grausamsten Martern hinrichten. Als Thyestes dieß vernahm, entdeckte er dem Bruder, daß der Jüngling sein eigener Sohn gewesen. Da sann Atreus auf entsetzliche Rache. Versöhnung heuchelnd, lud er den Bruder zu sich. Als dieser mit seinen beiden Söhnen gekommen, schlachtete Atreus die Knaben und tischte sie dem Thyestes auf, welchem er nach genossenem Mahle Haupt und Hände entgegen warf. Thyestes entfloh. Er erzeugte mit seiner eigenen Tochter Pelopia den Aegisthus, der, als er erwachsen, den Atreus tödtete und dessen Söhne Agamemnon und Menelaos aus ihrem Erbe verjagte. Doch rächten diese bald des Vaters Tod; sie trieben den Thyestes aus Mycenä, das dem Agamemnon zu Theil ward. Diesem hatte seine Gemahlin Klytemnestra zwei Töchter, Iphigenia und Elektra, und einen Sohn, Orestes, geboren. Als der Zug gegen Troja unternommen ward, hatten die Griechen den Agamemnon zum obersten Heerführer ernannt. Die Schiffe waren in Aulis versammelt, konnten aber wegen andauerndem, ungünstigem Winde nicht absegeln. Diana zürnte auf Agamemnon, weil er einen ihr geweihten Hirschen getödtet hatte, und der Oberpriester Kalchas erklärte, sie könne nur dadurch versöhnt werden, daß ihr der König seine Tochter Iphigenia zum Opfer bringe. Unter dem Vorwande, sie mit Achilles zu vermählen, wurde sie nach Aulis berufen, wohin ihre Mutter Klytemnestra sie begleitete. Iphigenia wurde an den Altar geführt, und schon war der Opferstahl gezückt, als sie von Diana, welche Mitleid mit der unschuldigen Jungfrau fühlte, in einer Wolke nach Tauris entrückt wurde. An ihrer Stelle stand ein Reh vor dem Altar, welches man nun der Göttin opferte. Diese war versöhnt, der Wind wurde günstig und die Griechen konnten nach Troja absegeln. Aber Klytemnestra konnte ihrem Gemahl Agamemnon nicht vergeben, daß er die geliebte Tochter geopfert habe. Sie gab den unzüchtigen Werbungen Aegisths Gehör, welchen Agamemnon wieder aufgenommen, dem er sogar während seiner Abwesenheit Reich und Weib anvertraut hatte. Als er aber nach der Eroberung von Troja wieder zurück kam, wurde er von dem treulosen Aegisthus mit Beihülfe seiner Gattin ermordet, und diese vermählte sich mit dem Mörder. Orestes, Agamemnons und Klytemnestra's einziger Sohn, wurde von seiner Schwester Elektra heimlich zum König Strophius in Phocis gesandt, weil sie mit Recht für des Knaben Leben zitterte. Dort ward er mit des Königs Sohn Pylades erzogen, mit welchem er den innigsten Freundschaftsbund schloß. Als Orestes zum Manne herangewachsen war, kehrte er in die Heimath zurück; von seiner Schwester Elektra, welche unterdessen im väterlichen Hause den ärgsten Mißhandlungen ausgesetzt war, gereizt, des Vaters Tod zu rächen, erschlug er seine Mutter und deren Mordgehülfen Aegisthus. Solche Frevelthat konnte nicht ungestraft bleiben; Orestes ward von den Furien verfolgt, Wahnsinn ergriff seine Seele, nirgends konnte er vor den rächenden Gottheiten Ruhe finden. Als er den delphischen Apoll befragte, wie er die Zürnenden versöhnen könne, beschied ihn das Orakel, er würde nur dann von seiner Qual erlöst werden, wenn er nach Tauris gehe, die Bildsäule Diana's aus ihrem dortigen Tempel entführe und nach Griechenland bringe. In Tauris herrschte von den frühesten Zeiten her die barbarische Sitte, alle Fremden, die dorthin verschlagen wurden, der Landesgöttin Diana vor ihrem heiligen, nach der Sage vom Himmel herabgefallenen Bilde zu opfern. Als nun Orestes mit seinem getreuen Freunde Pylades hinkam, wurden sie beide von den Einwohnern gefangen, und sie sollten der Sitte gemäß geopfert werden. Die Priesterin Iphigenia zuckte schon den Stahl gegen den Bruder, als sich dieser ihr durch einige auf sein Schicksal und sein Geschlecht bezügliche Worte, die er in der Erwartung des Todes aussprach, zu erkennen gab. Iphigenia faßte nun den Entschluß, ihren Bruder und seinen Freund zu retten; sie fand Mittel, die Bildsäule der Diana auf das Schiff des Orestes zu bringen und mit ihm und Pylades nach Griechenland zu entfliehen. So war Apollos Spruch erfüllt; Orestes wurde von den Furien befreit und er herrschte ruhig und glücklich über das väterliche Reich Mycene. — (Die Geschichte des Tantalischen Hauses hat Göthe, so weit es für seine Zwecke nöthig war, in der Iphigenia bei verschiedenen Gelegenheiten erzählt, und zwar I. Aufz. 3. Auftr. V. 87—212, II. Aufz. 2. Auftr. V. 80—120, III. Aufz. 1. Auftr. V. 84—168.)

Es behandelt aber begreiflicher Weise weder die griechische noch die deutsche Tragödie die ganze Geschichte des Tantalischen Geschlechts, sondern nur die Zeit von der Ankunft des Orestes in Tauris bis zu dem Moment, wo die Geschwister nach Griechenland zurückkehren.

Diesen Stoff hat nun Euripides auf folgende Weise zu seinem Drama gestaltet:

1. Scene: Iphigenia erzählt die Geschichte ihres Hauses und ihre eigene; sie war durch einen Traum in der vergangenen Nacht wieder lebendig an die Ihrigen erinnert worden. In der Ueberzeugung, daß dieser Traum den Tod des Bruders bedeute, will sie mit den helleni-

schen Frauen, welche den Chor bilden, dem Bruder ein Todtenopfer bringen; sie entfernt sich, um die nöthigen Vorbereitungen zu treffen. — 2. Scene: Orestes und Pylades kommen; aus ihrem Gespräch erfährt man den Zweck ihrer Reise; sie besprechen sich über die Mittel, ihn zu erreichen. Orest, von den Verfolgungen der Furien ermattet, gibt die Hoffnung auf; Pylades spricht ihm Trost und Muth ein. Er schlägt ihm vor, die Nacht zu erwarten und unter deren Schutz das Bild zu entwenden. Nachdem sie sich entfernt, tritt in der 3. Scene Iphigenia auf, in einem Monologe andeutend, daß das Todtenopfer vorbereitet sei. — 4. Scene: Der Chor kommt, von Iphigenien herbeschieden, die ihn zur Theilnahme am Todtenopfer auffordert. Es wird das unglückliche Geschick des Hauses der Atriden beklagt; insbesondere jammert Iphigenia über ihr eigenes Schicksal: in der frühesten Jugend von Heimath und Aeltern gerissen, mußte sie hier Unmenschliches üben. — 5. Scene: Ein Hirt unterbricht die Klagenden; er berichtet, daß man zwei griechische Jünglinge gefangen habe, von denen der Eine Pylades heiße, der Andere aber wahnsinnig und von den Furien verfolgt sei. Man habe sie erst nach langer muthiger Gegenwehr überwältigen können; der König habe befohlen, sie der Göttin nach altem Brauche zu opfern. Iphigenia gebietet, sie herbeizuführen. Das eigene Unglück hat ihre Seele zur Härte gestimmt und sie scheint sich des Opfers zu freuen. Aber bald siegt das menschliche Gefühl in ihrer Brust; sie drückt ihren Abscheu gegen ihr blutiges Amt aus; sie kann nicht glauben, daß die Göttin an solchen barbarischen Opfern Wohlgefallen haben könne. Nachdem hierauf der Chor einige Betrachtungen über der Fremden Heimath, Absicht u. s. w. angestellt, werden sie herbeigeführt. — 6. Scene: Iphigenia befiehlt, daß man ihnen die Fesseln abnehme, weil sie nunmehr der Göttin geweiht seien. Sie forscht die Gefangenen über ihr Vaterland und die Ihrigen aus; und so erfährt sie das traurige Geschick ihres Vaters, die Ermordung ihrer Mutter, so wie, daß Orestes noch lebe. Sie gibt sich nun als Griechin zu erkennen, und verheißt, den Einen von ihnen zu retten, wenn er ihr einen Brief nach Mycene besorgen wolle. Nun entsteht ein Wettstreit zwischen den beiden Freunden, wer sterben solle, und Iphigenia entscheidet, daß Orestes geopfert werde, da sein Freund nur seinetwegen sich in die Gefahr begeben habe. Sie geht in den Tempel, um den Brief zu schreiben. — 7. Scene: Neuer Wettstreit zwischen Orestes und Pylades. Dieser gibt den Gründen des Orestes nach, weil er, auf der Götter Ausspruch vertrauend, noch Hoffnung für einen glücklichen Ausgang hat. — 8. Scene: Iphigenia kommt mit dem Briefe zurück; sie schwört, den Pylades zu retten, wogegen er den Brief zu besorgen schwört, wenn nicht Schiffbruch und Verlust des Briefes es unmöglich mache. Um dieser Möglichkeit zu begegnen, theilt sie ihm den Inhalt des Briefes mit, der an ihren Bruder Orestes gerichtet ist. Orestes gibt sich nun zu erkennen, und beweist die Wahrheit seiner Aussage durch Mittheilung mehrerer, nur den Gliedern des Agamemnonschen Hauses bekannten Verhältnisse. Hierauf erzählen sich die Geschwister ihr bisheriges Schicksal, wodurch sie wieder auf ihre gegenwärtige Lage aufmerksam gemacht werden. Sie berathen sich, wie sie sich aus derselben heraus winden sollen. Iphigenia will selbst sterben, um den Bruder zu retten; Orestes lehnt dieses ab; er will dagegen den König ermorden, was Iphigenia entschieden zurückweist. Sie schlägt vielmehr folgende List vor: sie wolle dem König vorgeben, Orest müsse vor dem Opfer, seiner Blutschuld wegen, entfesselt und das durch des Mörders Nähe entweihte Bild wieder geheiligt und zu diesem Zwecke im Meere gebadet werden. Auf diese Weise hofft sie sich und die Ihrigen sammt dem Bilde unbemerkt in das Schiff flüchten zu können. Der Chor verheißt Verschwiegenheit; allein gelassen, spricht er in der 9. Scene seine Sehnsucht nach der Heimath aus, und preist das Loos der Priesterin, die hoffen dürfe, dem Vaterland zurückgegeben zu werden. — 10. Scene: Der König Thoas kommt, sich nach den Gefangenen erkundigend. Bald darauf erscheint Iphigenia mit dem Bilde; sie weiß ihn durch den von ihr ersonnenen Vorwand zu täuschen, so daß er ihr selbst behülflich ist und das Volk entfernt. Thoas geht in den Tempel, denselben zu reinigen, Iphigenia mit dem Bilde und den Gefangenen an das Meer. — In der 11. Scene stimmt der Chor einen Lobgesang auf den Apollo, den delphischen Gott, an. Hierauf kommt in der 12. Scene ein Bote, um dem König zu melden, daß Iphigenia mit dem Bilde und den Gefangenen habe entfliehen wollen. Der Chor will den Boten abhalten, mit dem König zusammen zu kommen, aber umsonst; der König hört den dadurch verursachten Lärm und kommt aus dem Tempel hervor. — 12. Scene: Der Bote wiederholt seine Erzählung, die Einzelnheiten ausführend. Er berichtet, daß die Diener des Tempels die Flucht haben verhindern wollen, sie jedoch übermannt worden seien, daß aber ein sich plötzlich erhebender Wind das Schiff an das Ufer zurückgeworfen habe. Thoas bietet sein Volk auf, die Fremden zu fangen. — 14. Scene: Da erscheint Pallas und verbietet dem König, die Abreise der Griechen zu hindern, denn sie hätten den Willen der Götter ausgeführt; auch die griechischen Frauen (den Chor) solle er ziehen lassen. Thoas ergibt sich in den Willen der Göttin, und der Chor schließt, seine Freude über die glückliche Wendung der Dinge aussprechend. — —

Indem wir nun zur Darlegung der Götheschen Iphigenia übergehen, müssen wir die Bemerkung vorausschicken, daß der deutsche Dichter die Sage, an welcher der Grieche festhielt und festhalten mußte, in einigen Punkten verlassen hat, was er um so leichter thun konnte, als die Sage für sein Publikum nicht die Heiligkeit und Unwandelbarkeit besaß, die sie für die Griechen haben mußte. So nimmt Göthe an, daß seit Iphigeniens Auftreten in Tauris keine Fremden mehr geopfert worden waren; sie hatte die unmenschliche Sitte durch ihren segensreichen Einfluß auf König und Volk, wenn nicht ganz abzuschaffen, doch aufzuhalten vermocht (I. Aufz. 2. Auftr. V. 69 ff.). Noch bedeutender ist die Abweichung, nach welcher Orest das heilige Bild der Diana nicht entführt, sondern in Tauris läßt, weßhalb der deutsche Dichter den Orakel-

spruch in unbestimmtern Ausdrücken, als es in der Sage der Fall war, abfassen mußte (V. Aufz. 6. Auftr. V. 81 ff.). Es wird sich aus der nachfolgenden Entwickelung des Ganzen zeigen, wie glücklich diese Abweichungen und einige andere, die von selbst deutlich werden, von dem Dichter erfunden worden sind.

I. Aufz. 1. Auftr. Iphigenia beklagt ihr trauriges Loos, von den Ihrigen und der Heimath getrennt, in einem fremden Lande leben zu müssen. Sie fühlt sich um so unglücklicher, als sie sich vorwerfen muß, der Göttin, die sie vom Tode errettet, nur mit Widerwillen zu dienen. Doch hofft sie, daß Diana sie einst noch den Ihrigen wieder geben werde. — 2. Auftr. Arkas, ein Feldherr und Vertrauter des Königs, kommt und verkündet dessen bevorstehende Ankunft; zugleich ist er bevollmächtigt, die Priesterin auf des Königs Antrag vorzubereiten, der sich mit ihr zu vermählen wünscht. Die Priesterin weicht dem Antrag aus, den sie als Fremde, Vertriebene, nicht annehmen könne. Arkas sucht sie zu überreden, indem er auf die Segnungen hinweist, die man ihr verdanke und die sie als Gemahlin des Königs in noch höherm Maße über das Land würde verbreiten können, so wie er auf der andern Seite andeutet, es könnte sich der König zu harten Maßregeln verleiten lassen, wenn sie seinem Wunsche nicht entspräche. — 3. Auftritt. Thoas kommt; Iphigenia empfängt ihn mit Segenswünschen, welche der König mit bestimmter Werbung um Iphigeniens Hand beantwortet. Sie sucht sich in das Geheimniß ihrer Abkunft zu verhüllen, deutet sodann auf den Fluch an, der auf ihrem Haupte ruhe. Der König glaubt nicht, daß sie, die Edle, von den Göttern gehaßt sein könne, und als er ihr verspricht, ihrer Rückkehr nicht entgegenwirken zu wollen, wenn sich Möglichkeit zu derselben zeige, so sieht sich Iphigenia genöthigt, das Geheimniß ihrer Abkunft, das sie so lange verborgen, dem König zu entdecken. Doch läßt sich dieser durch die Mittheilungen Iphigeniens nicht abwendig machen, und als diese auf ihrer Weigerung beharrt, erblickt Thoas in derselben nur unbegründeten Eigensinn. Von Zorn hingerissen, erklärt er, daß er nun auch nicht länger mehr von ihr sich wolle leiten lassen; er spricht seinen Entschluß aus, der Göttin die ihr gebührenden Menschenopfer nicht länger vorzuenthalten. Zwei Fremde sind eben am Ufer gefunden und gefangen worden; er will sie der Priesterin zuschicken, damit sie ihren Dienst verrichte. Als nun Thoas zürnend sich entfernt, erhebt Iphigenia im 4. Auftritt ihre Seele flehend zur Göttin; sie bittet, Diana möge ihrer Priesterin Hände vom Blute rein erhalten.

II. Aufz. 1. Auftr. Orest und Pylades, die zwei gefangenen Fremden, treten auf, beide, wie aus den folgenden Auftritten erhellt, gefesselt. Sie sind schon von dem Loos unterrichtet, das ihrer harrt. Orest ist entmuthigt; er erblickt in dem Spruche des Gottes, der ihm in Tauris Erlösung von den verfolgenden Erinnen zugesagt, nur bittere Täuschung. Pylades sucht ihn zu trösten; er ist noch von Hoffnung erfüllt, daß des Gottes Weisung sich in allem Glanze bewähren würde; er vertraut insbesondere auf die Priesterin, von deren edler Menschlichkeit er schon vernommen habe. — Iphigenia zeigt sich in der Ferne; Pylades entfernt seinen unglücklichen Freund, damit er allein mit ihr reden könne. — 2. Auftr. Iphigenia kommt; sie löst des Pylades Fesseln, der sie sogleich als eine Griechin erkennt. Seinen Fragen nach ihrer Herkunft ausweichend, verlangt sie dagegen zu wissen, wer er sei. Pylades täuscht sie mit einer Erdichtung. Er gibt sich und Orest für Cretenser und Brüder aus. Orest habe einen andern Bruder erschlagen und werde deßhalb von den Furien verfolgt; der delphische Apoll habe ihnen verheißen, daß sie in Tauris Hülfe finden würden. Er fleht die Priesterin um Hülfe und Rettung an; diese aber forscht nach den Schicksalen der Ihrigen, und so vernimmt sie das unglückliche Geschick ihres Vaters. Erschüttert verläßt sie ihn.

III. Aufz. 1. Auftr. Iphigenia löst auch Orestens Bande; sie drückt ihren Wunsch aus, ihn zu retten; aber ihre Hoffnung ist schwach. Nun befragt sie ihn um das, was nach Agamemnons Tode geschehen sei, und sie erfährt die Ermordung Klytemnestrens durch ihren eigenen Sohn, der wegen dieser That von den Rachegöttinnen unerbittlich verfolgt werde. Orest schildert seinen Zustand mit glühenden Farben und der hinreißendsten Wahrheit; Iphigenia glaubt, daß die Aehnlichkeit seines Schicksals mit dem Schicksal Orests den Unglücklichen in diese Bewegung setze; dieß veranlaßt den Orest, sich der Priesterin zu entdecken; er kann nicht leiden, daß ihre große Seele betrogen werde. Auf diese Weise erfährt Iphigenia, daß der Unglückliche selbst ihr Bruder ist. Nachdem sie sich von dem Uebermaß der Freude erholt hat, gibt auch sie sich zu erkennen; aber er glaubt ihr nicht. Die Erzählung seiner Leiden hat ihn so tief erschüttert, daß der Wahnsinn nach und nach sich wieder seiner bemächtigt. Als er endlich den Betheurungen Iphigeniens, daß sie seine Schwester sei, Glauben schenken muß, so sieht er in ihr seine künftige Mörderin; sein Wahnsinn steigert sich immer mehr, bis er endlich ermattet zusammensinkt. Iphigenia eilt davon, den Pylades herbeizuholen. — 2. Auftr. Unterdessen erwacht Orestes aus seiner Betäubung. Er glaubt, in der Unterwelt zu sein und seine Ahnen zu sehen, die in friedlicher Eintracht, alles Hasses vergessend, ihm entgegen kommen. — 3. Auftr. Sein Wahn verschwindet nicht, als Iphigenia mit Pylades zurückkehrt; auch sie hält er für Abgeschiedene. Iphigenia wendet sich in gläubigem Gebete zur Göttin; Orestes kommt nach und nach zur Besinnung; er überläßt sich endlich der Freude, seine Schwester wieder gefunden zu haben; er fühlt, daß die Zusage des Gottes in Erfüllung geht, daß die Eumeniden den lange Verfolgten endlich in Ruhe lassen. Pylades ermahnt die Glücklichen, auf ihre Sicherheit zu denken.

IV. Aufz. 1. Auftr. Iphigenia hat von Pylades den Rath erhalten, den König zu täuschen, um dadurch die Flucht möglich zu machen. Aber das Bewußtsein, den König, ihren Wohlthäter, täuschen zu müssen, erdrückt sie; sie, die bisher immer rein und wahr gewesen, kann mit der Lüge sich nicht befreunden. Während sie also mit sich selbst kämpft, kommt im 2. Auftritt Arkas, mit dem Befehl des Königs, das

Opfer zu beschleunigen. Iphigenia erklärt ihm, des Pylades Rath befolgend, daß das Bild der Göttin durch die Nähe des schuldbeladenen Griechen entweiht worden sei und daher erst am Meeresufer entsühnt werden müsse. Arkas will dieses neue Hinderniß erst dem Thoas melden; er ergreift die Gelegenheit, sie nochmals zu ermahnen, sich in den Willen des Königs zu ergeben; auf diese Weise könne sie die Fremden am sichersten retten. — 3. Auftr. Diese Unterredung hat Iphigenien erschüttert; die Erinnerung an das Glück, das sie in Tauris genossen, macht ihr den Betrug doppelt verhaßt. — 4. Auftr. Pylades meldet ihr, Orest sei vollkommen geheilt; auch hätten sie die Gefährten mit dem Schiffe wieder gefunden; Alles begünstige ihr Unternehmen. Er will in den Tempel eilen, das Bild der Göttin herbeizuholen. Iphigenia eröffnet ihm, daß sie erst des Königs Entscheidung abwarten müsse, worauf Pylades sie belehrt, wie sie dieser neuen Gefahr ausweichen soll; Iphigenia aber kann sich, so lebhaft sie die Nothwendigkeit einsieht, den König täuschen zu müssen, doch zum Betrug nicht entschließen. Pylades dringt in sie; er stellt ihr vor, daß von ihr des Bruders Leben abhänge. — 5. Auftr. Iphigenia fühlt sich von dem Gedanken, ihren Wohlthäter täuschen zu müssen, immer mehr gepeinigt; sie erblickt darin die fortgesetzte Wirkung des Fluchs, der auf dem Tantalischen Hause ruhe, den sie durch ein gottgeweihtes, reines Leben zu entkräften gehofft habe. Vor ihren Ohren tönt das alte furchtbare Lied der Parzen, in welchem sich der Glaube ausspricht, daß der Fluch von den Ahnen auf die Nachkommen übergehe.

V. Aufz. 1. Auftr. Arkas theilt dem Thoas den Argwohn mit, den der Priesterin räthselhaftes Benehmen in ihm erregt habe; es gehe das Gerücht, daß das Schiff der Fremden irgendwo verborgen sei. Auf des Königs Befehl eilt er weg, Iphigenien herbeizuholen und andere zweckmäßige Anstalten zu treffen, um eine etwa beabsichtigte Flucht zu hindern. — 2. Auftr. Thoas macht sich selbst Vorwürfe über seine Iphigenien bewiesene Güte, welche, wie er glaubt, mit Undank belohnt werde. — 3. Auftr. Iphigenia kommt. Thoas wiederholt seinen Befehl, dem sich Iphigenia mit Festigkeit widersetzt. Da sie mit Wärme für die Fremden spricht, wächst des Königs Verdacht, daß sie selbst den Gefangenen zur Flucht behülflich sein wolle. Nach langem Kampfe mit sich selbst, siegt in Iphigenien endlich die Liebe zur Wahrheit; sie entdeckt dem König den Stand der Dinge, und legt, auf seinen Edelmuth vertrauend, ihr und ihres Bruders Geschick in seine Hände. Thoas glaubt, die Fremden hätten Iphigenien getäuscht; sie aber ist von der Wahrheit ihrer Aussagen überzeugt. Sie erinnert den König an sein Versprechen (I. Aufz. 3. Auftr. V. 74, 75). Thoas kämpft mit sich selbst; Milde und Großmuth beginnen in ihm die Oberhand zu gewinnen. — 4. Auftr. Da erscheint Orest bewaffnet, bald darauf, 5. Auftr., auch Pylades; sie sind von Arkas an der Spitze der Taurier verfolgt. Thoas gebietet Waffenstillstand. Arkas und Pylades entfernen sich, ihre Krieger vom weiterm Kampfe abzuhalten. — 6. Auftr. Orest, um dem König zu beweisen, daß er wirklich Agemennons Sohn sei, schlägt ihm einen Zweikampf vor, den Thoas, auf seines Volkes Sitte sich berufend, zuerst ausschlägt, dann aber, von dem edeln Muth des Jünglings gewonnen, annimmt. Iphigenia widersetzt sich dem Kampfe; sie spricht nochmals ihre Ueberzeugung aus, daß Orestes wirklich ihr Bruder sei; sie habe sich durch mehrere Merkmale auf das vollständigste davon überzeugt. Thoas kann diesen Beweisen nicht länger widerstehen; aber doch sieht er keinen andern Ausweg, als den der Waffen, da Orest gekommen sei, das heilige Bild der Göttin zu rauben. Da erklärt Orest, er verstehe nun den Ausspruch des Orakels; der Gott habe nicht das Bild Dianens, sondern die Schwester Iphigenia gemeint. Der Geschwister rührende Bitten erweichen das Herz des Königs; er willigt in ihre Abreise; sie trennen sich in gegenseitiger Freundschaft. — —

Nach dieser kurzen Darlegung des Inhalts und des Gangs des Götheschen Drama's werden sich die nothwendigen Bemerkungen über die künstlerische Entwickelung desselben gedrängt zusammen fassen lassen.

Die erste und zugleich schwierigste Aufgabe des Dramatikers liegt in der Exposition (s. oben S. 63). Wie Göthe überhaupt alle Anforderungen, die man an einen Künstler zu stellen berechtigt ist, immer in hohem Grade erfüllte, so bemühte er sich ganz besonders, in seinen Dramen allen künstlerischen Bedingungen zu entsprechen, auf welche er mit Recht großes Gewicht legte. So ist denn auch die Exposition in den meisten seiner dramatischen Werke, ganz besonders aber in der Iphigenia, durchaus vollendet. Während er die Handlung, man könnte sagen, mit dem ersten Worte beginnt und sie unaufhaltsam fortführt, weiß er mit der größten Meisterschaft solche Situationen zu erfinden, an welche sich die Darstellung der Lage der Dinge vor und bei dem Beginne der eigentlichen Handlung eben so ungesucht als kunstvoll anreiht, so daß wir alle Verhältnisse der einzelnen Personen auf das Genaueste kennen, wenn die Handlung ihren Höhepunkt erreicht hat. In den beiden ersten Auftritten des ersten Aufzugs erfahren wir, in welchen Verhältnissen sich Iphigenia in Tauris befindet, besonders aber, welchen segensreichen Einfluß sie sich dort gewonnen hat; im dritten Auftritt werden wir mit Iphigeniens Ahnen und frühern Schicksalen bekannt; im zweiten Aufzuge endlich, so wie im ersten Auftritte des dritten vernehmen wir Orests unglückliches Schicksal bis zu seiner Ankunft in Tauris. Und dieß Alles entwickelt sich eben so natürlich als nothwendig. Wenn Iphigenia, um der Werbung des Königs auszuweichen, in ihrer Unterredung mit Arkas (I. 2.) von sich selbst mit Bescheidenheit, ja sogar mit tiefem Schmerze spricht, da sucht sie Arkas dadurch wieder aufzurichten, daß er ihr ein glänzendes Bild von dem entwirft, was sie seit ihrer Ankunft in Tauris gethan und gewirkt habe (V. 64 ff.). Und als im folgenden Auftritt Thoas ihr seine Wünsche selbst eröffnet und Iphigeniens Gegengründe keinen Eingang finden, glaubt sie ihn endlich dadurch auf andere Gedanken bringen zu können, daß sie ihm ihre Abkunft und ihr Schicksal entdeckt (I. 3. 87 ff.). Denn da auf ihrem ganzen Hause der Fluch der Götter liegt; da Jeder, der sich diesem Hause verbindet,

den alten Fluch auch auf sich herbeizieht, — so hofft sie, ihn durch die gräßlichen Mittheilungen mit Schrecken zu erfüllen, daß er von seiner Werbung abstehe. Auf eben so einfache Weise erfahren wir Orests frühere Schicksale. Orest ist mit seinem Freunde Pylades gefangen; beiden ist der Opfertod schon verkündigt; Orest hat allen Lebensmuth verloren, Pylades dagegen hofft noch auf Rettung. Aber um diese zu erringen, ist Klarheit des Geistes und ungebeugter Muth nothwendig; deßhalb bemüht sich Pylades, seinen Freund wieder aufzurichten; er führt ihn daher in die schönen Zeiten zurück, in denen sein Geist noch ungeschwächt und kräftig der Zukunft und dem Leben entgegen sah. Während wir aber in dieser Unterredung der beiden Freunde (II. 1.) nur Fragmentarisches, nur Allgemeines erfahren, werden in den folgenden Auftritten (II. 2. und III. 1.) die Mittheilungen vollständiger. Iphigenia, erfreut, in den Gefangenen Landsleute gefunden zu haben, befragt sie um das Schicksal der Ihrigen, und mit ihr wird auch der Zuhörer von Allem unterrichtet, was von Einfluß auf den Gang der Handlung und von Interesse für die Personen des Stückes sein kann. So ist denn die Darstellung der Lage der Dinge vor und bei dem Beginn der Handlung vollständig, und sie ist zugleich mit solcher Kunst in die Handlung selbst eingeflochten, daß sie als ein integrirender Theil derselben erscheint.

Die Entwickelung der Handlung beurkundet eine eben so hohe künstlerische Vollendung. Jeder einzelne Vorgang des Drama's erscheint entweder als nothwendige Folge eines andern vorausgehenden, oder er ist das bewegende Motiv, welches einen spätern herbeiführt. Einige Kritiker haben zwar behauptet, es sei der Anfangsmonolog (I. 1.) deßhalb zu tadeln, weil Iphigenia ohne irgend einen Grund aus dem Tempel in den heiligen Hain trete und eben so ohne Veranlassung von sich und ihrem Schicksale zu sprechen beginne. Ich glaube dagegen, daß der Eröffnungsmonolog sich durchaus rechtfertigen lasse. Der Dichter hat zwar keinen Umstand speziell angegeben, welcher die Priesterin bewogen habe, in den Hain zu kommen und daselbst ihre Wünsche, Gefühle und Hoffnungen auszusprechen; aber er hatte auch nicht nöthig, einen solchen bewegenden Umstand zu erfinden. Das Motiv liegt schon in ihren Worten selbst. Iphigeniens Sehnsucht nach Heimath und Aeltern ist so mächtig, daß sie gern die Einsamkeit aufsucht, um sich ihren Gedanken ungestört zu überlassen, sie ungestört aussprechen zu können. Alle Tage, müssen wir uns denken, ja so oft, als es nur geschehen kann, entzieht sich Iphigenia der ihr lästigen Gesellschaft, um in der geliebten Einsamkeit mit dem Vaterland und den Geliebten sich beschäftigen zu können; und so hat sie es auch an dem Tage gethan, an welchem die Handlung des Drama's beginnt. Der Eröffnungsmonolog ist gleichsam das Gebet, das sie bei jedem neuen Tage zu Diana sendet, in welchem sie die Göttin anfleht, sie aus den heiligen Banden zu befreien. Im Eröffnungsmonolog ist ferner schon ein Motiv niedergelegt, welches auf die Entwickelung des Ganzen von der größten Bedeutsamkeit ist; dieses Motiv ist Iphigeniens Sehnsucht nach dem Vaterlande; sie wünscht nach der Heimath zurückzukehren, mit den Geliebten wieder vereinigt zu werden. Diesem Wunsche tritt aber sogleich ein bedeutendes Hinderniß entgegen: Thoas ist von den Vorzügen der Priesterin so tief durchdrungen, er ist so ganz überzeugt, daß sie auf ihre Umgebung den reichsten Segen verbreite, daß er sie sich auf das Engste verbinden will. Deßhalb sendet er seinen Vertrauten Arkas an sie ab, um sie mit seinen Wünschen bekannt zu machen (I. 2.); ja er kommt selbst zu ihr, um seine Werbung persönlich anzubringen (I. 3.). So ist schon hier der Same zum Kampfe gelegt, den Iphigenia zu bestehen hat und der erst mit der vollständigen Entwickelung der Handlung sein Ende findet. Iphigenia weist des Königs Werbung entschieden zurück; dieser wird dadurch erzürnt, er will alle Bande zerreißen, die ihn an die Priesterin knüpfen, weßhalb er die alte Sitte der Menschenopfer, welche durch Iphigeniens Einfluß, wenn auch nicht gesetzlich abgeschafft worden, doch in Vergessenheit gerathen waren, in ihrer ganzen Strenge wieder zu beobachten befiehlt. Durch diesen Befehl aber werden der Priesterin neue Kämpfe bereitet. Sie kann sich nicht entschließen, zum grausamen Geschäfte die Hände zu bieten (I. 3.), und so ist eine bedeutende Verwickelung unausweichlich; wir sehen einem Kampfe zwischen der Königsgewalt und der Priesterin entgegen. Noch folgereicher wird aber des Königs Befehl dadurch, daß gerade vorher zwei Fremde gefangen worden, und daß, wie sich später ergibt, diese zwei Fremden mit Iphigenien in den engsten Beziehungen stehen.

Die Erkennung zwischen den beiden Geschwistern mußte als der Mittelpunkt des Ganzen, als der Umstand, welcher allen Verhältnissen einen bedeutsamen Umschwung geben und die wichtigsten Folgen nach sich ziehen mußte, vom Dichter mit vorzüglicher Umsicht behandelt werden; es war dieses aber um so nothwendiger, als schon Euripides dieselbe mit entschiedenem Glücke behandelt hatte, und der neuere Dichter offenbar gerade hier selbstständig erfinden mußte, um seinem Gedichte eine vom griechischen Drama durchaus verschiedene Färbung zu geben. Euripides hatte die Erkennung der Geschwister als Folge von äußern Umständen dargestellt, und seine Größe als Dramatiker dadurch beurkundet, daß diese Umstände eben so leicht und ungezwungen herbeigeführt wurden, als die Folge derselben durchaus nothwendig und unvermeidlich war. Es wäre am Ende nicht so schwer gewesen, ähnliche Thatsachen und äußere Umstände zu erfinden, welche das nämliche Resultat gegeben hätten; aber Göthe verschmähte diese Nachahmung; er betrat vielmehr einen eigenthümlichen Weg, der seine Erfindungs- und Produktionskraft im glänzendsten Lichte zeigt. Statt nämlich die Erkennung der Geschwister auf äußern Verhältnissen aufzubauen, entwickelt er sie aus dem Charakter der handelnden Personen. Um dieß in der nöthigen Klarheit darzuthun, müssen wir die Entwickelung da aufnehmen, wo Iphigenia zum erstenmale mit Pylades zusammen kommt. Dieser hatte, als er die Priesterin herbeikommen sah, seinen Freund veranlaßt, sich zu entfernen. Denn wenn er auch hofft, sich diese, von der er schon so viel Treffliches vernommen, durch kluges Benehmen geneigt zu machen, so befürchtet er doch

mit Recht, Orestes würde jede klug angelegte Unterhaltung durch sein allzu offenherziges Wesen leicht verwirren und vielleicht sogar Unglück stiften. Pylades hält es für gewagt, sich der Priesterin ohne Rückhalt anzuvertrauen (II. 1. V. 235 ff.), denn leicht könnte sie ja mit den Feinden des Tantalischen Hauses nahe verbunden sein, so daß alsdann keine Rettung von ihr zu hoffen wäre; aber er weiß auch, daß eine kluge Zurückhaltung vom freien, offenen Wesen Orests nicht zu erwarten sei. Als Iphigenia kommt und den Pylades um seinen und seines Genossen Namen und Schicksale befragt, erzählt er ihr eine klug ausgedachte Geschichte, in welcher nur der Umstand der Wahrheit gemäß ist, daß sein Begleiter, wegen einer Blutschuld von den Furien umhergetrieben, nach Tauris gekommen sei, um daselbst im Tempel der Diana Hülfe zu suchen, die ihm vom delphischen Apoll zugesagt worden. Iphigenia sucht nunmehr von Pylades, den sie als Griechen erkennt, Näheres über ihrer Aeltern und Geschwister Schicksal zu erfahren; die Nachricht von des Vaters Ermordung erschüttert sie so tief, daß sie sich entfernt, um sich in der Einsamkeit von dem ungeheuern Schlage wieder zu erholen, und damit der Fremde nicht merke, wie nahe sie dem großen Könige verwandt sei (II. 2.). Sobald sie wieder Fassung gewonnen, sucht sie den Orestes auf, den sie nun um weitere Auskunft befragt. Im Laufe des Gesprächs bemerkt dieser, daß sein Freund der Priesterin die Wahrheit vorenthalten habe; er kann nicht dulden, daß sie betrogen werde; seine offene, redliche Seele verschmäht es, die zu täuschen, die so großen Antheil an seinem Unglücke nimmt, so wie er seine Rettung keiner Lüge verdanken will. Daher entdeckt er ihr, daß er selbst jener Orest sei, von dem er so eben erzählt hatte. — Die Erkennung ist bei Euripides nicht weniger ungezwungen herbeigeführt, als bei Göthe; sie ist eben so sehr nothwendiges Resultat der vorangehenden Umstände; aber doch ist die Erfindung des deutschen Dichters bei weitem genialer und befriedigender, als die des griechischen. Sobald sich nämlich bei Göthe Orest als den Sohn des Agamemnon zu erkennen gibt (III. 1. V. 151 ff.), so muß Iphigenia von der Wahrheit seiner Aussage sogleich auf das Vollständigste überzeugt sein; denn er konnte ja keinen einzigen Grund haben, sich fälschlicher Weise für Orest auszugeben. Nach Allem, was er von der Priesterin erfahren hatte, mußte es dieser in seiner Meinung ganz gleichgültig sein, ob der gefangene Grieche der Sohn des Agamemnon oder irgend ein Anderer sei. Iphigenia mußte vollkommen überzeugt sein, daß nur der edle Wunsch, ihr die ganze Wahrheit mitzutheilen, die Entdeckung veranlaßt habe. Bei Euripides verhält es sich anders. Als Orest sich der Schwester zu erkennen gibt, konnte diese glauben, daß er es thue, um sie für seine Rettung zu interessiren; denn aus dem Briefe hatte der Fremde ja schon erfahren, daß sie Iphigenia sei. Daher kann sie seiner Aussage nicht sogleich und unbedingten Glauben beimessen; sie muß sich auch noch auf andere Weise von der Wahrheit der Behauptung überzeugen, weßhalb sie ihn um nähere Umstände aus ihrer Familie befragt, aus deren Beantwortung sie mit Sicherheit ermessen kann, ob sie getäuscht werde oder nicht. Zwar wird auch bei Göthe später angegeben, daß Iphigenia die Fremden genau befragt, daß sie sich nach jedem Umstande erkundigt habe, um nicht einem schmählichen Betruge zum Opfer zu fallen (V. 6. V. 50 ff.); aber dieß hebt die vorige Bemerkung nicht auf, daß sie dennoch sogleich, als sich Orest genannt habe, von der Wahrheit seiner Aussage überzeugt gewesen sei. Erst später, als die immer ungünstiger sich gestaltenden Verhältnisse sie zu ruhiger Ueberlegung zwangen, stieg, wenn auch nicht ein Zweifel, doch der Gedanke in ihrer Seele auf, daß sie sich selbst und ihren Freunden in Tauris schuldig sei, vollgültige Beweise von der Identität Orests zu besitzen.

Als die beiden Geschwister einander erkannt hatten, da mußte ihre erste Sorge dahin gerichtet sein, wie sie das unwirthliche Tauris verlassen und mit dem Bilde der Göttin nach der Heimath zurückkehren könnten. Die Zustimmung des Königs durften sie nicht erwarten, da dieser unter keiner Bedingung zugeben konnte und durfte, daß das Bild der Göttin, das allverehrte Schutzheiligthum des Landes, entfernt werde, und da außerdem die Abreise Iphigeniens seinen Wünschen und Hoffnungen geradezu entgegen stand. Die Geschwister sehen sich daher genöthigt, zur List ihre Zuflucht zu nehmen, wie bei Euripides, so auch bei Göthe. Nur weicht der deutsche Dichter darin von dem griechischen ab, daß er die Erfindung der List nicht Iphigenien, sondern den beiden Freunden, insbesondere dem Pylades, zuschreibt (IV. 4. V. 27 ff.), was allerdings geschehen mußte, wenn Iphigenia nicht mit sich selbst und ihrem edeln Charakter in einen unauflöslichen Widerspruch gerathen sollte. Schon dieß, daß sie in die List einging, und sich verleiten ließ, zur Täuschung des Königs, ihres Wohlthäters, beizutragen, mußte einen Zweifel in ihrer Seele hervorbringen, welchen Göthe meisterhaft benutzt, um sowohl die Persönlichkeit Iphigeniens recht glänzend hervortreten zu lassen, als auch um dem Fortschreiten der Handlung Hindernisse in den Weg zu legen, welche später die schöne und glückliche Auflösung herbeiführen helfen. So ist es bei Göthe nicht der Zufall, der, wie bei Euripides, die List scheitern macht, sondern die Kraft der Wahrheit, die so mächtig in Iphigeniens Seele lebt. Nur ungerne hatte sie sich bewegen lassen, an dem Beginnen ihres Bruders Theil zu nehmen; kaum hat sie ihm Hülfe zugesagt, als sie schon von Zweifel und innern Vorwürfen gequält wird (IV. 1.), so daß sie den Forderungen des Arkas keine genügenden Gründe entgegensetzen kann und deßhalb dessen Argwohn rege macht (IV. 2.). Die ungeheuchelte Theilnahme, welche ihr dieser beweist, die Liebe und Ehrfurcht, die aus jedem seiner Worte hervorgehen, erschüttern sie so tief, daß sie alle Entschlossenheit verliert (IV. 3.) und die klugen Reden des Pylades sie nur auf Einen Augenblick zu beruhigen vermögen (IV. 4.). Kaum hat sich dieser wieder entfernt, so erwacht in ihr das bessere Bewußtsein mit aller Stärke, so daß sie, als der König selbst erscheint, dem Zuge des Herzens nicht länger widerstehen kann: sie eröffnet ihm das ganze Gewebe, das angesponnen worden, um ihn zu täuschen (V. 3.). Gerade das aber, was den Geschwistern Unglück zu drohen schien,

gereicht zu ihrem Heil; was neue, unauflösliche Verwickelungen zu bringen drohte, führt die glücklichste Auflösung herbei. Dadurch, daß Iphigenia Alles von sich wirft, was ihrem bessern Sein widerstrebt, gewinnt sie die verlorne Kraft ihrer Seele wieder; sie ist wieder die edle, heilige Priesterin, an der kein Makel klebt; sie hat wieder den ganzen, unwiderstehlichen Einfluß gewonnen, den jede reine, fromme Seele auf ihre Umgebungen übt. Der König kann ihr nicht mehr zürnen; sein Herz neigt sich zur Milde (V. 3.). Nur Ein Umstand stellt sich noch feindlich zwischen ihn und die Geschwister; als aber auch dieser auf eine glückliche Weise gehoben wird (V. 6. V. 81 ff.), kann Thoas den vereinigten Bitten der verehrten Priesterin und ihres Bruders, dessen edles und offnes Benehmen ihn schon gewonnen hatte, nicht länger widerstehen: er läßt die Geschwister in Frieden ziehen.

Ehe wir diese Darstellung verlassen, müssen wir einen Umstand nachholen, den wir früher nicht füglich erwähnen konnten, der aber nicht übersehen werden darf. Als Iphigenia ihren Bruder erkannt hatte, verfällt dieser wieder in den Wahnsinn, der ihn seit seiner Ankunft in Tauris verlassen zu haben schien. Es ist begreiflich, daß der Dichter, dem alle Tiefen der Sprache zu Gebote standen, seine vollendete Meisterschaft durch die Darstellung einer solchen erschütternden Situation um so lieber zu zeigen suchte, als er sich bewußt war, auch hierin seinen Vorgänger Euripides übertreffen zu können. Aber es ist gewiß eben so wahr, daß Göthe diese Scenen entweder gar nicht gedichtet, oder sie, falls er sich durch das Anziehende des Gegenstandes doch hätte verleiten lassen, sie zu komponiren, jedenfalls nicht in das Drama aufgenommen hätte, wenn sie nicht auf irgend eine Weise als nothwendig und wohlbegründet erschienen wären. Aber sie sind in der That vollkommen gut motivirt. Orest war von Iphigenien aufgefordert worden, ihr das Schicksal der Glieder des Agamemnonischen Hauses zu erzählen; er hatte ihr daher sein eigenes, gräßliches Unglück mittheilen müssen, und hatte dieß mit einer solchen furchtbaren Wahrheit gethan, daß Iphigenia davon bis ins innerste Mark erschüttert ward. Schon dieß hätte hingereicht, den Wahnsinn, der ihn bis dahin verlassen hatte, wieder herauf zu beschwören; aber noch mehr mußte es der Fall sein, als er sein eigener Ankläger werden mußte und seine unglückliche That in ihrer ungeheuern Gräßlichkeit wieder vor seiner erschütterten Seele stand. Die freundliche Zusprache Iphigeniens kann ihn nicht beruhigen; vielmehr erwacht in ihm der Gedanke, daß er auch diese Heilige ins Verderben ziehen würde, wenn sie sich seiner annähme. Ja, als er endlich erfährt, daß die Priesterin seine todt geglaubte Schwester Iphigenia sei, erblickt er in diesem glücklichen Zusammentreffen nur eine Folge des gräßlichen Fluchs, der auf dem gesammten Hause des Tantalus ruht: er, der die Mutter ermordet, ist überzeugt, daß er nun auch von der Hand der Schwester sterben müsse. Nunmehr hat aber auch sein Wahnsinn den höchsten Grad erreicht; er fällt erschöpft in eine tiefe Ohnmacht, in welcher liebliche, friedenverkündende Traumbilder seine Seele dem gräßlichen Schmerze entreißen und ihn milder stimmen, so daß er, erwacht, den Tröstungen und Liebkosungen der Schwester und des Freundes wieder zugänglich ist. Diese Heilung des Wahnsinns nach einem plötzlichen und ergreifenden Ausbruch ist durchaus natürlich und der Wahrheit gemäß, so daß sie als vollkommen begründet erscheint; aber doch läßt der Dichter ahnen, daß sie eine Folge unmittelbarer Einwirkung von Seite der Götter sei, indem sie sich unmittelbar nach dem Gebete kund gibt, das Iphigenia an Apoll und Diana richtet (III. 3. V. 8 ff.). — —

So ist die in der Iphigenia durchgeführte Handlung eine Reihe von Vorgängen, von denen jeder vorhergehende als das Motiv und die bewirkende Ursache des nachfolgenden und dieser hinwiederum die konsequente Folge des vorhergehenden ist. Keine einzige Begebenheit ist unmotivirt, jede ist nothwendig und für den Gang des Ganzen unentbehrlich; keine ist überflüssig, so wie keine nothwendige ausgelassen ist.

Dieser vortrefflichen Komposition entspricht auch die Zeichnung und Haltung der Charaktere; alle Personen sind bis auf den kleinsten Zug immer das, was sie sein sollen, ohne der geringsten innern Widerspruch. Alles, was sie thun, so wie das kleinste Wort, das ihnen der Dichter in den Mund legt, ist ihrem Charakter vollkommen angemessen und nothwendige Folge desselben. Wir wenden, wie billig, unsere Aufmerksamkeit zunächst auf Iphigenien, welche in jeder Beziehung den Mittelpunkt des Ganzen bildet. Der Dichter hat uns selbst in seiner „Italienischen Reise“ gesagt, wie er sie auffassen wolle. „Ich habe eine heilige Agathe gefunden“, schreibt er aus Bologna; „der Künstler hat ihr eine gesunde, sichere Jungfräulichkeit gegeben, doch ohne Kälte und Roheit. Ich habe mir die Gestalt wohl gemerkt, und werde ihr im Geiste meine Iphigenia vorlesen, und meine Heldin Nichts sagen lassen, was diese Heilige nicht aussprechen möchte“ [1]). — Iphigenia ist „ein Muster des vollkommnen“ Weibs, zwar nicht von menschlicher Schwäche befreit, aber von einem Adel der Seele und von einem angebornen Gefühl für Kraft und Tugend, das sie stets wieder über die augenblickliche Schwäche emporzieht, und ihr, der Unerfahrnen, in der Einsamkeit des Tempels Gereiften, selbst in den schwierigsten Verhältnissen den rechten Weg zeigt. Iphigenia vereinigt in sich alle Tugenden einer vollendeten Weiblichkeit: sie ist fromm und voll Ergebung in den Willen der Götter, wie sie denn voll Hoffnung auf sie hinblickt, wenn sie Besserung ihres Schicksals wünscht (I. 38 ff.), wie sie voll Vertrauen ihre Seele zu ihnen erhebt, wenn das Unglück sie zu erdrücken droht (III. 3. V. 8 ff.), oder wenn sie mit sich selbst im Kampfe steht (III. 5. V. 28). So unheimlich sie sich in ihrem Verhältnisse als Priesterin fühlt (I. 1. V. 35), so erfüllt sie doch alle Pflichten ihres heiligen Berufs mit Treue und Gewissenhaftigkeit (IV. 4. V. 51); sie hat ihre hohe Stellung begriffen und sie dazu benutzt, Segnungen zu verbreiten, die wilden, blutdürstigen Sitten des Volks, bei dem

1) Göthe's sämmtliche Werke. Stuttgart und Tübingen 1828 ff. 12. Bd. XXVII. Seite 169.

sie weilt, zu mildern (I. 2. V. 67 ff.). Ihre Frömmigkeit ist voll Milde und Menschlichkeit; sie kann die Götter nicht für grausam und blutgierig halten (I. 3. V. 304 ff. I. 4. V. 17 ff.). Mit dieser Frömmigkeit verbindet sie die edelste Wahrhaftigkeit; ihre Seele kann die Lüge und den Betrug nicht erdulden (IV. 1. V. 35 ff. IV. 3. V. 23. IV. 4. V. 109 ff. IV. 5. V. 11 ff.), und ob sie gleich fürchten muß, daß die Entdeckung der Wahrheit ihr und ihrem geliebten Bruder zum Verderben gereichen werde, so kann sie doch nicht bei der Lüge beharren, und sie wirft sich vertrauensvoll den Göttern in die Arme (V. 3. V. 113 ff.). Im schönsten Einklange mit dieser milden Frömmigkeit steht ihre Liebe zu den Aeltern und Geschwistern, die nach jahrelanger Trennung noch ihre ganze Seele erfüllt (I. 1. V. 15. I. 3. V. 182 ff. 235 ff. II. 2. V. 70 ff. III. 1. V. 169 ff. u. s. w.), so wie die tiefe, lebendige Dankbarkeit, die sie gegen ihre Wohlthäter, seien es Götter oder Menschen, in dem innersten Herzen trägt. Ja, ihre zarte Seele macht sich schon Vorwürfe, daß sie aus den Verhältnissen sich herauswünscht, in welche sie der Götter Wille gebracht hat (I. 1. V. 35 ff.). Ihr Dank gegen Thoas spricht sich in ihren Reden kräftig aus; man sieht, daß er aus ihrer Seele quillt (IV. 4. V. 109 ff. V. 4. V. 11). Der Dichter hat seiner Heldin nicht bloß die Tugenden des Weibes gegeben, wie sie sich mehr oder weniger vorfinden können, er hat ihr auch die der edeln Griechin verliehen, welche von glühender Liebe zu ihrem schönen Vaterlande erfüllt ist (I. 1. V. 10 ff.). Mit Einem Worte, überall und in allen Verhältnissen zeigt sich Iphigenia als eine klare, milde und fromme Seele, die sich ihres eigenen hohen Werths bewußt ist, ohne die jungfräuliche Bescheidenheit einzubüßen, die ihr die schönste Würde verleiht.

Orest hat als Bruder Iphigeniens bedeutsame innere Verwandtschaft mit derselben; wie sie, ist er fromm und ergeben, wenn er auch oft, von dem Bewußtsein schwerer That gebeugt, an der Gnade der Götter verzweifelt (II. 1. V. 142 ff. III. 1. V. 296 ff.). Darin steht er aber seiner Schwester am nächsten, daß er, wie sie, List und Betrug haßt; er gleicht ihr an Charakter und Sinnesart, an Offenheit und Wahrheitsliebe (II. 1. V. 209), die er auch dann an den Tag legt, wenn sie ihm Unheil bringen kann (III. 1. V. 151 ff.). Eine der schönsten Seiten seines Charakters ist die unwandelbare, nie geschwächte Treue, die er gegen seinen Freund Pylades hegt und die er so oft und so bestimmt ausspricht (II. 1. V. 31 ff. III. 1. V. 161 ff. u. s. w.) Ueberhaupt ist seine Seele den schönen Regungen, die den Menschen erst zum Menschen machen, offen und zugänglich, und wenn wir ihn auch mit ungeheurer Blutschuld beladen sehen, so stehen wir kaum an, seine That für eine Folge der unglücklichsten Verwickelungen zu erklären, die ihn gleichsam gegen seinen Willen zum Schrecklichsten verleiteten (III. 1. V. 98 ff.). Auch darf man zum Verständniß und zur mildern Beurtheilung Orests nicht vergessen, daß es die unendliche Liebe zum „hohen Vater" war, die ihm den Dolch in die Hände gab (II. 1. V. 65. III. 1. V. 9 ff.), um dessen Tod an der trotz ihrer Ruchlosigkeit „doch verehrten Mutter" (II. 1. V. 149) zu rächen. Es kann nicht verkannt werden, daß der Dichter den Orest, den er nehmen mußte, wie ihn die Sage überlieferte, den er namentlich als Muttermörder darzustellen gezwungen war, mit außerordentlicher Kunst behandelt hat, wodurch es ihm möglich wurde, den Muttermörder Orest von dem frommen, liebevollen und treuen Orest gleichsam zu trennen und uns diesen im schönsten Lichte zu zeigen. Offenbar wäre dieß nicht ganz erreicht worden, wenn Orest nicht auch als Held im Sinne des griechischen Alterthums dargestellt worden wäre; unser Dichter hat auch diesen Zug meisterhaft in seine Charakterzeichnung eingeflochten (II. 1. V. 106 ff. V. 4. V. 1 ff. V. 6. V. 9 ff.). Unter allen Personen des Drama's erscheint Orest als der beweglichste Charakter; doch ist er in der That eben so fest und sich selbst gleich, als die übrigen; nur werfen die mannigfaltigen, sein innerstes Wesen ergreifenden Situationen, in denen er sich befindet, eine eigene Färbung auf seine Persönlichkeit und scheinen dieselbe zu bestimmen, ob es gleich in der That durchaus nicht der Fall ist.

Wie Orest durch seine Offenheit und Wahrheitsliebe mit Iphigenien verwandt ist, so ist es Pylades mit Orest durch seine Treue und aufopfernde Freundschaft, die sich keinen Augenblick verläugnet. Darin aber unterscheidet er sich von jenem, ja von allen übrigen Personen des Drama's (Arkas etwa ausgenommen), daß der Zweck seines Lebens als ein beschränkter, auf eine einzige Person gerichteter erscheint. Während Orest nach großen Thaten dürstet (II. 1. V. 106 ff.), während Iphigenia ihre Segnungen auf alle ihre Umgebungen zu verbreiten strebt, während Thoas endlich nur für sein Volk denkt und handelt, hat Pylades seinen Freund Orest zum Ziele aller seiner Bestrebungen gemacht; er erkennt in ihm die höhere Natur, der er sich gern und liebend unterordnet, der er sein ganzes Leben widmet (II. 1. V. 80 ff.). Uebrigens ist er deßhalb selbst in keiner Beziehung als beschränkte Natur aufzufassen; er würde bedeutend sein, wenn er allein stünde; er ist es selbst in seiner Verbindung mit Orest. Der Dichter hat vorzüglich Einen Zug seines Charakters hervorgehoben: die Klugheit und Ueberlegung (II. 1. V. 199 ff. IV. 1. V. 16 ff.), die er in allen Lebensverhältnissen zeigt. Dadurch erscheint Orests und Iphigeniens Offenheit und aufrichtige Wahrheitsliebe in ihrem vollen Glanze, da sie sich nicht einmal mit des Freundes klugem und verständigem Benehmen versöhnen können, ob dieses gleich niemals unedel oder nur von Weitem tadelnswürdig ist. Endlich darf man nicht übersehen, daß gerade Pylades, vermöge seiner Gewandtheit und klugen Ueberlegung der Verhältnisse, zum mächtigen Hebel der Handlung wird, ohne daß jedoch Iphigenia auch nur Einen Augenblick aufhöre, der Mittelpunkt derselben zu sein. Wollte und dürfte man annehmen, daß Göthe in seiner Iphigenia eine moralische Lehre habe anschaulich machen wollen, so wäre es gewiß die, daß selbst der beste Zweck die Mittel nicht heilige, daß diese sogar dann noch tadelnswürdig sind, wenn sie auch nicht geradezu gegen Sittlichkeit und Tugend sich verfehlen, und daß endlich in allen Verhältnissen der geradeste Weg immer am sichersten zum Ziele führt. Wenn die eben berührten Ei-

genschaften auch die Grundelemente im Charakter des Pylades bilden, so bietet derselbe doch noch manche andere Seiten, welche der Dichter mit der ihm eigenthümlichen Kunst herausgehoben und mit jenen zu einem harmonischen Ganzen vereinigt hat. Pylades Klugheit artet niemals in zaghafte Furchtsamkeit aus; er ist bereit, selbst Gewalt anzuwenden, wenn die List nicht mehr ausreicht. Seine Aufopferungsfähigkeit für den Freund, seine innige und thatkräftige Theilnahme für den Unglücklichen ist schon erwähnt worden, und tritt aus Allem, was er spricht oder thut, mächtig hervor.

Den Griechen gegenüber stehen die beiden Taurier (I. 2. V. 111 ff.), deren ursprüngliche Rauhigkeit übrigens schon durch Iphigeniens segensreichen Einfluß gemildert erscheint, so daß wir darüber nur aus den Mittheilungen der Handelnden Näheres entnehmen können, was insbesondere von Thoas gilt, von dem der Dichter erzählen läßt, daß er seit Iphigeniens Ankunft in Tauris gänzlich umgestaltet worden sei (I. 2. V. 80 ff.), was sich schon darin bewährt, daß Thoas dem Gedanken, die Menschenopfer wieder einzuführen, endlich doch wieder entsagt, so sehr er Ursache hatte, mit der Wendung der Dinge unzufrieden zu sein, die seine schönsten Hoffnungen für immer vernichtete. Thoas Charakter ist vom Anfang bis zum Ende höchst glücklich durchgeführt. Ueberall erblicken wir den seiner Gewalt sich bewußten König, überall aber auch den edeln, allen bessern Gefühlen zugänglichen Mann, der zwar nicht ohne Leidenschaftlichkeit ist, die er aber immer zu beherrschen vermag. Sehr glücklich ist der Gedanke des Dichters, den Thoas als von liebender Neigung zu Iphigenien erfüllt darzustellen; denn es wird nicht bloß dadurch die Bedeutsamkeit der herrlichen Jungfrau mächtig gehoben, deren treffliche Eigenschaften selbst das Herz des ältern, stolzen Mannes rühren mußten, es wird diese Liebe des Königs, wie wir gesehen haben, auch von entschiedenem Einflusse auf die Entwickelung der Handlung. Diese Liebe ist das Motiv, die den König bewegt, die Sitte der Menschenopfer wieder herzustellen; in Folge dieses Entschlusses kommt Iphigenia mit den Gefangenen zusammen, und so ist die Möglichkeit zur Erkennung der Geschwister gegeben.

Ueberhaupt ist dieß eine der herrlichsten Seiten des Dichters, daß er alle Begebenheiten aus dem Charakter der Personen entwickelt, so daß sie als durchaus nothwendig und unabänderlich erscheinen. Iphigeniens Sehnsucht nach der Heimath begründet ihre Weigerung auf die Anträge des Königs; dieser wird dadurch bewogen, die gefangenen Fremden in ihre Hände zu geben. Pylades erzählt der Priesterin in Folge der in seinem Charakter liegenden Klugheit eine erdichtete Geschichte, und diese Fabel, so wie Orests Geradsinn führt die Erkennung herbei, so wie Iphigeniens Wahrheitsliebe die endliche Auflösung aller Verwickelungen.

Die Person des Arkas verhält sich zum Thoas, wie Pylades zum Orestes; er ist der Vertraute, der Freund des Königs, ihm mit der unwandelbarsten Ergebenheit zugethan, in seinem Glücke das eigene suchend und findend. Seine Anhänglichkeit, die zum Theil auf angestammter Unterthanentreue beruht, ist so entschieden, man möchte sagen, so rücksichtslos, daß er auch dann den Willen des Königs vollziehen hilft, wenn er seiner bessern Ueberzeugung oder seinen Wünschen widerstrebt. Arkas ist noch in einer andern Beziehung mit Pylades zusammen zu stellen. Wie dieser, so ist auch er oft der Hebel der Handlung (IV. 2. V. 1.). Obgleich im Ganzen untergeordnet, hat ihn der Dichter doch mit Liebe behandelt und uns in ihm einen eben so kräftigen als liebenswürdigen Charakter dargestellt.

Wenden wir nunmehr unsern Blick auf die äußere Gestaltung des vorliegenden Dramas, so muß uns zunächst die Vortrefflichkeit des Dialogs ins Auge fallen, der an Natürlichkeit, Wahrheit und raschem Fortgange gleich ausgezeichnet ist. Wie wir bei der nähern Betrachtung der Komposition gesehen haben, daß jeder Vorgang sich als nothwendiges Ergebniß einer vorangehenden, bewegenden Ursache darstellt, so läßt sich mit eben dem Rechte behaupten, daß jede Rede die logische Folge der unmittelbar vorangehenden ist. Alle Aeußerungen entwickeln sich mit der vollendetsten Sicherheit und Nothwendigkeit; jede erscheint so ganz an ihrer Stelle, daß man vergeblich versuchen würde, die eine oder die andere zu streichen, ohne den ganzen herrlichen Bau zu zerstören. Bemerkenswerth ist ferner noch das schöne Ebenmaß, daß sich überall im Dialog beurkundet. Nicht selten finden wir selbst bei guten Dramatikern, daß die Hauptpersonen auch im Umfange ihrer Reden schon als solche sich darstellen und die untergeordneten Gestalten kaum zum Worte kommen lassen. Abgesehen davon, daß ein solches Verfahren sowohl gegen die Natur als die Kunst verstößt, folgt nothwendig daraus, daß die Nebenpersonen gänzlich verschwinden und nur von Zeit zu Zeit als Lückenbüßer hervorblicken. Göthe hat die Nebenpersonen zwar seltener auftreten lassen, als diejenigen, welche die Trägerinnen der Handlung sein sollen; aber wo sie auftreten, nehmen sie eine bedeutende Stellung ein; sie sind für die weitere Entwickelung der Handlung nothwendig, die von ihnen sogar zum Theil bestimmt wird, und deßhalb erscheinen sie auch in ihren Reden bedeutend; ja sie stellen sich oft sogar als Leiter des ganzen Gesprächs dar, an dem sie Theil nehmen (I. 2. II. 1. IV. 2. IV. 4.). So oft der Sprechende rasch, kräftig und sicher auf das Gemüth oder den Verstand der Person wirken will, mit welcher er spricht, so faßt er seinen Gedanken in scharfen, eindringlichen und deßhalb kurzen Sätzen zusammen, welchen dieser aus dem nämlichen Grunde ähnliche entgegen setzt, so daß der Dialog sich in Sentenzen aufzulösen scheint, mit denen sich die Sprechenden gegenseitig bekämpfen. Göthe hat von dieser Form des Gesprächs häufig Gebrauch gemacht (I. 2. V 21 ff. 91 ff. 119 ff. I. 3. V. 273 ff. II. 1. V. 158 ff. IV. 2. V. 24 ff. 35 ff. 63 ff. IV. 4. V. 112 ff. V. 3. V. 70 ff. 183 ff. u. a. m.), aber, wie die angeführten Beispiele deutlich genug zeigen, nur wo der Zustand des Gesprächs solche Raschheit erforderte. Die nämliche Form des Dialogs findet sich auch an solchen Stellen, wo die eine Person die andere mit Fragen drängt und schnell befriedigt sein möchte (z. B. II. 2. V. 104 ff.), so wie auch dann, wenn das Gespräch sein Ende erreicht zu haben scheint, oder

die Redenden von ihren Gefühlen so überwältigt sind, daß die Unterredung nur langsam fortschreiten kann (III. 1. V. 67 ff.).

Nach dem Vorgange Lessings schrieb Göthe seine Iphigenia in fünffüßigen Jamben, einem Versmaß, das sich allerdings wegen seiner Beweglichkeit, und dann, weil es sich am engsten an die Sprache der Prosa anschließt, vollkommen für das Drama eignet. Daß der Reim im Drama füglich nicht gebraucht werden könne, haben wir schon früher gesehen; eben so gewiß ist es aber auch, daß das Drama, eben weil es ein Kunstwerk ist und sein soll, in der Sprache der Kunst, in einer rhythmischen Form geschrieben sein muß. Göthe und Schiller haben Alles, was hierüber gesagt werden kann, in ihrem Briefwechsel scharf und kurz zusammengefaßt; wir theilen daher die hieher gehörigen Stellen mit. „Ich habe noch nie so augenscheinlich mich überzeugt", schreibt Schiller an Göthe, „als bei meinem jetzigen Geschäft [1]), wie genau in der Poesie Stoff und Form, selbst äußere, zusammenhängen. Seitdem ich meine prosaische Sprache in eine rhythmische verwandle, befinde ich mich unter einer ganz andern Gerichtsbarkeit, als vorher; selbst viele Motive, die in der prosaischen Ausführung recht gut am Platz zu stehen schienen, kann ich jetzt nicht mehr brauchen; sie waren bloß gut für den gewöhnlichen Hausverstand, dessen Organ die Prosa zu sein scheint; aber der Vers fordert schlechterdings Beziehungen auf die Einbildungskraft, und so mußte ich auch in mehrern meiner Motive poetischer werden. Man sollte wirklich Alles, was sich über das Gemeine erheben muß, in Versen, wenigstens anfänglich, concipiren, denn das Platte kommt nirgends so ins Licht, als wenn es in gebundener Schreibart ausgesprochen wird. — — Bei meinen gegenwärtigen Arbeiten hat sich mir eine Bemerkung angeboten, die Sie vielleicht auch schon gemacht haben. Es scheint, daß ein Theil des poetischen Interesse in dem Antagonism zwischen dem Inhalt und der Darstellung liegt. Ist der Inhalt sehr poetisch bedeutend, so kann eine magere Darstellung und eine bis zum Gemeinen gehende Einfalt des Ausdrucks ihm recht wohl anstehen, da im Gegentheil ein unpoetischer, gemeiner Inhalt, wie er in einem größern Ganzen oft nöthig wird, durch den belebten und reichen Ausdruck poetische Dignität erhält. Dieß ist auch meines Erachtens der Fall, wo der Schmuck, den Aristoteles fordert, eintreten muß, denn in einem poetischen Werke soll nichts Gemeines sein. — — Der Rhythmus leistet bei einer dramatischen Produktion noch dieses Große und Bedeutende, daß er, indem er alle Charaktere und alle Situationen nach Einem Gesetz behandelt und sie, trotz ihres innern Unterschiedes, in Einer Form ausführt, dadurch den Dichter und seinen Leser nöthigt, von allem noch so charakterisch Verschiedenen noch etwas Allgemeines, Reinmenschliches zu verlangen. Alles soll sich in dem Geschlechtsbegriff des Poetischen vereinigen, und diesem Gesetz dient der Rhythmus sowohl zum Repräsentanten, als zum Werkzeug, da er Alles unter seinem Gesetze begreift. Er bildet auf diese Weise die Atmosphäre für die poetische Schöpfung; das Gröbere bleibt zurück; nur das Geistige kann von diesem dünnen Elemente getragen werden" [2]). — — In seiner Antwort auf diesen Brief versicherte Göthe, daß er nicht nur Schillers Meinung theile, sondern sogar noch viel weiter gehe. „Alles Poetische", schreibt er seinem Freunde, „sollte rhythmisch behandelt werden! Das ist meine Ueberzeugung; und daß man nach und nach eine poetische Prosa einführen konnte, zeigt nur, daß man den Unterschied zwischen Prosa und Poesie gänzlich aus den Augen verlor. Es ist nicht besser, als wenn sich Jemand in seinem Park einen trockenen See bestellte, und der Gartenkünstler diese Aufgabe dadurch zu lösen suchte, daß er einen Sumpf anlegte. Diese Mittelgeschlechter sind nur für Liebhaber und Pfuscher, so wie die Sümpfe nur für Amphibien. Indessen ist das Uebel in Deutschland so groß geworden, daß es kein Mensch mehr sieht, ja daß sie vielmehr, wie jenes kröpfige Volk, den gesunden Bau des Halses für eine Strafe Gottes halten. Alle dramatischen Arbeiten (und vielleicht Lustspiel und Farce überhaupt) sollten rhythmisch sein, und man würde alsdann eher sehen, wer was machen kann. Jetzt aber bleibt dem Theaterdichter weiter Nichts übrig, als sich zu accommodiren, und in diesem Sinne könnte man Ihnen nicht verargen, wenn Sie Ihren Wallenstein in Prosa schreiben wollten; sehen Sie ihn aber als ein **selbstständiges Werk** an, so **muß er nothwendig rhythmisch** werden" [3]). Diese Ueberzeugung war aber in Göthen nicht erst durch Schillers Brief erweckt oder lebendig geworden; sie hatte ihn ja schon viele Jahre vorher bewogen, seine Dramen in poetischer Sprache zu schreiben, ja sogar die ursprünglich in Prosa abgefaßte Iphigenia in rhythmische Sprache umzudichten.

Während **Schiller** in seinen Tragödien häufig zum Reime seine Zuflucht nimmt, um irgend einen bedeutenden Gedanken auch in der Form hervorzuheben, wenn er namentlich den Reim gebraucht, so oft er das überwallende Gefühl durch eine lyrische Tönung gleichsam malerisch darstellen will [4]), hat Göthe in der Iphigenia aus den nämlichen Gründen das **jambische Versmaß verlassen und bald dieses, bald jenes andere Metrum gewählt.** Als Iphigenia nach ihrer ersten Unterredung mit Thoas befürchten muß, durch ihre Weigerung schreckliches Unglück über die gefangenen Fremden herbeigezogen zu haben, und sie sich in ihrem Schmerze an die Göttin wendet, ertönt ihr Gebet in freiem, anapästischem Rhythmus, der durch seine Raschheit das überwallende Gefühl der betenden Priesterin vortrefflich ausdrückt (I. 4.). Von der größten Wirksamkeit ist ferner die Veränderung des Versmaßes in der Erzählung des Orests, als er die Worte anführt, mit welchen

1) Er bearbeitete damals gerade den Wallenstein.

2) Briefwechsel zwischen Schiller und Göthe. Dritter Theil, S. 327 ff.

3) Ebendaselbst, S. 332 ff.

4) Z. B. im „Wilhelm Tell" (II. 100) I. Aufz. 4. Auftr. S. 116. II. 2. S. 130. III. 2. S. 134, 135. IV. 2. S. 149, 150, 152, 153. IV. 3. S. 153, 154, 159. V. 1. S. 161, 163, 164. V. 3. S. 168.

der Geist der erschlagenen Mutter die Furien aufgefordert habe, den Muttermörder zu verfolgen (III. 1. V. 130 f.); das Gräßliche, Dringende des Gedankens konnte gewiß nicht besser dargestellt werden, als durch diesen frei sich bewegenden, beinahe stürmisch klingenden Rhythmus. So spricht derselbe Orest in seiner Vision die beseligende Freude, die sein Herz durchdringt, in Anapästen aus (III. 2. V. 24—52 und 2. V. 1—7), und nur, wo der Sturm des Gefühls gleichsam ausruht, erscheint ein jambischer Vers (III. 2. V. 28 u. 41). Der Monolog Iphigeniens, mit welchem der vierte Aufzug beginnt, nimmt in den ersten Versen (1—13) ganz die Form der Hymne an, wie wir sie schon oben haben kennen lernen, weil ihre Worte Ergießungen des von Dankbarkeit und Freude durchdrungenen Gefühls sind und sich zur Höhe des Gebets schwingen. Daß auch das Lied der Parzen (IV. 5. V. 36 ff.) in dieser Hymnenform gedichtet ist, bedarf keiner weitern Erklärung.

Dem Grunde und Zwecke nach mit der Veränderung des Metrums verwandt, ist das Abbrechen einzelner Verse. Göthe bedient sich dieses Mittels öfters, um irgend einen Gedanken mit der größtmöglichsten Kraft hervorzuheben. Denn die Pause, welche nach dem abgebrochenen Verse entsteht, ist bedeutend länger, als jede andere, sogar als die nach einem Punkte, weil ja mehrere Verstheile ausgelassen sind, diese aber, um den Rhythmus nicht zu stören, in der Pause ergänzt werden müssen, und diese ihre verhältnißmäßig große Zeitdauer gibt dem unmittelbar vorher ausgesprochenen Gedanken ein außerordentliches Gewicht. So in der Erzählung des Orest (III. 1. V. 128), wo der abgebrochene Vers mit seiner Pause von drei Takten den innern Seelenschauder kräftig malt, der sich des Unglücklichen bemächtigt, als er das Gräßliche mittheilen mußte. Die Pause in der Rede Orests (III. 1. V. 156), als er Iphigenien den wahren Sachverhalt entdeckt, drückt seinen festen Willen, nur die Wahrheit zu sprechen, kräftiger aus, als die wiederholte Versicherung es hätte thun können. Wo der Dichter den im abgebrochenen Vers ausgesprochenen Gedanken nicht so entschieden hervorheben will, da ist die Pause kleiner (I. 3. V. 168. II. 1. V. 130. V. 3. V. 33); es fehlen dann nur zwei oder gar nur Ein Takt des Verses [1]).

Wie schon angedeutet worden, so war die Iphigenia ursprünglich in Prosa geschrieben; die Gründe, welche den Dichter bewogen, sein Drama, bevor er es bekannt machte, in eine rhythmische Form umzugießen, ergeben sich aus den obigen Bemerkungen über die Nothwendigkeit, dem poetischen Werke auch eine angemessene Kunstgestaltung zu geben. Uebrigens mag Göthe wohl auch durch den Umstand dazu bewogen worden sein, daß nicht wenige Stellen seiner prosaischen Bearbeitung an das Rhythmische sich hinneigten, ja mehrere sogar schon entschieden rhythmische Form angenommen hatten (z. B. I. 1. V. 1—14. I. 2. V. 1—25. II. 1. V. 36—45. IV. 2. V. 24 bis 29 u. a. m.); denn das eingeborne Genie trieb ihn zum Wahren, noch ehe er sich dessen bewußt geworden. Die herrschende Ansicht hatte ihn verleitet, sich der Prosa zu bedienen; das bessere Gefühl in ihm drängte ihn, selbst gegen seinen Willen, zur rhythmischen Form.

Jedoch bestand die Umarbeitung, welche der Dichter vornahm, nicht in der bloßen Umgießung der Sprache; er hat sich dabei bemüht, Alles zu tilgen, was auf irgend eine Weise tadelnswerth erscheinen konnte, so wie er auch manche Zusätze und Erweiterungen hinzufügte, welche dem Ganzen mehr Rundung und abgeschlossene Vollendung verleihen konnten. Am wenigsten hat er an der eigentlichen Komposition verändert, da er nach seiner Weise den Plan schon vollkommen durchdacht hatte, ehe er zur Bearbeitung des Einzelnen geschritten war. Wir finden nämlich in der Komposition der metrischen Bearbeitung nur eine einzige Abweichung von der prosaischen, die zwar an und für sich unerheblich erscheinen mag, aber eben deßhalb ein vollgültiges Zeugniß für des Dichters tiefes und sicheres Kunstgefühl ist. Der fünfte Aufzug bestand in der prosaischen Bearbeitung aus sieben Auftritten, während er in der zweiten deren nur sechs hat. Doch ist diese Reduktion nicht durch Auslassung einer Scene entstanden, sondern sie hat lediglich ihren Grund darin, daß der jetzige letzte Auftritt früher in zwei zerfiel. Die ganze Verschiedenheit ist die, daß der Dichter in der ersten Bearbeitung den Pylades und Arkas wieder erscheinen ließ, wogegen jetzt diese beiden nicht mehr auftreten. Es hat gewiß Manches für sich, daß der Dichter in der letzten Scene alle Personen vereinigte und insbesondere die beiden Vertrauten, welche für die Entwickelung der Handlung so entschieden mitgewirkt hatten, an der schönen für Alle gleichbefriedigenden Auflösung Theil nehmen ließ; es lag darin so zu sagen eine Belohnung für ihre Treue und Anhänglichkeit, die sie ihren Freunden und Herren immer in so hohem Maße bewiesen hatten. Aber der Dichter hatte doch die höhere Rücksicht zu beobachten, nach welcher eine Person niemals auf der Bühne erscheinen soll, wenn sie für die weitere Entwickelung der Handlung nicht unbedingt nothwendig ist. Pylades und Arkas hatten aber bei den weitern Berathungen offenbar Nichts mehr zu thun. Sie hatten als Mittelglieder ihre vollste Bedeutung, nunmehr aber, da die Hauptpersonen einander gegenüberstanden, da alle Verhältnisse ihnen klar vorlagen, und eine fremde Einwirkung unmöglich geworden war, mußten die beiden Vertrauten zu stummen Figuren herabsinken, was gewiß nur höchst unangenehm berühren konnte, da man bisher gewohnt war, sie als thätige und einflußreiche Theilnehmer an der Handlung zu sehen. Wenn es gerecht gewesen wäre, sie an der allgemeinen Freude und Versöhnung Theil nehmen zu lassen, so hätte es dagegen auch wieder als höchst ungerecht erscheinen müssen, ihnen eine solche untergeordnete, bedeutungslose Stellung anzuweisen, der sie doch nimmermehr hätten entgehen können. Da aber

1) Wir finden noch Einen Vers, welcher nicht alle Takte enthält (I. 3. V. 122); aber dieser scheint ein ohne künstlerische Absicht verkümmerter zu sein, so wie ein anderer (III. 1. V. 192) wohl auch nur aus Versehen zum Alexandriner sich verlängert hat.

der Dichter hier nun zwischen zwei Möglichkeiten zu wählen hatte, so mußte er unbedingt die aufgeben, welche zu augenscheinlicher Verletzung der Schönheit und Wahrheit geführt hätte.

So gering die Veränderungen in der Komposition sind, so bedeutend sind sie dagegen in der Ausführung des Einzelnen, wie der bloße Anblick der mitgetheilten Varianten zur Genüge schon darthut, obgleich bei weitem nicht alle, sondern nur die wichtigsten derselben im Handbuche aufgenommen worden sind. So interessant auch eine fortgesetzte Vergleichung der beiden Bearbeitungen sein möchte, so verbietet uns doch der Raum, hier ins Einzelne zu gehen, wir müssen uns nur mit einigen in der Anmerkung [1]) mitgetheilten Nachweisungen begnügen, es den Lesern überlassend, die Resultate der gegebenen Zusammenstellungen sich selbst zu bilden.[2])

VII. Ideelle Poesie. Schiller.

Es ist oben (S. 204) behauptet worden, daß in Göthe die Bestrebungen aller seiner Vorgänger zusammengefaßt und zur höchstmöglichen Vollendung gesteigert erscheinen, daß er gleichsam als die Rekapitulation und somit auch als der Schlußstein alles früheren poetischen Lebens anzusehen ist. Wenn diese Behauptung aber nicht ungegründet ist, wenn Göthe wirklich Alles erreicht hat, was sich auf der einmal betretenen Bahn erreichen ließ, so ist es klar, daß entweder die Entwickelung des poetischen Lebens in Deutschland in ihm ihren vollständigen Abschluß gefunden haben mußte, und die weitern Produktionen nichts Anderes sein konnten, als ein mehr oder weniger kräftiger Nachhall Götheſcher Vollkommenheit; oder es mußte ein anderer Genius erstehen, der mit schöpferischem Geiste neue Bahnen zu eröffnen, neue Länder im Gebiete der Poesie zu entdecken vermochte. Die unerschöpfliche Kraft des poetischen Lebens in unserm Vaterlande bewahrte es vor jenem ersten Wechselfalle; sie trieb vielmehr so gewaltig, daß der neue poetische Heiland noch während Göthes Leben erstand, damit er sich an diesen Meister der Kunst anlehnen und von ihm gepflegt und unterstützt das neue Evangelium verkündigen könne.

Während Göthe die Natur und das Leben mit poetischem Geiste auffaßte, und die Welt der äußern Erscheinung schaffend zu selbstthätigen Dichtungen bildete, ging **Schiller**[3]) von der Idee aus und suchte ihr in seinen Poesien eine äußere, auch dem sinnlichen Vermögen faßbare Gestaltung zu geben. Diesen Grundunterschied der beiden größten Dichter Deutschlands hat Schiller selbst in der „Uebereinstimmung“ (II. 98) entwickelt, einem Epigramm, welches schon deßhalb von hohem Werthe ist, weil es zugleich den Standpunkt genau bezeichnet, von dem aus Schiller beurtheilt werden muß, um ihn ganz würdigen zu können. Der Weg, den er einschlug, war offenbar nicht der, welcher unmittelbar zur Kunst führt, ja er scheint vielmehr von jeder künstlerischen Gestaltung abzuleiten. Denn, da die Kunst in der selbstständigen, schöpferischen Nachahmung der schönen Natur besteht, so muß der Dichter von dieser, von der äußern Erscheinung ausgehen, gerade wie der bildende Künstler, weil nur in der Natur die Wahrheit, so wie die höchste Schönheit zu finden ist. Wenn der Dichter dagegen von der Idee ausgeht, d. h. von der in seinem Innern lebenden Welt, so setzt er sich der Gefahr aus, mit der Wirklichkeit in Widerspruch zu gerathen, und daher solche Gedichte hervorzubringen, welchen das erste und unbedingt nothwendige Erforderniß zum selbstständigen Leben fehlt, nämlich die Wahrheit. Aber auch in dem seltenen Fall, daß durch ein glückliches Zusammentreffen von günstigen Um-

---

1) Die Veränderungen, welche wir in der rhythmischen Iphigenie bemerken, sind entweder Erweiterungen und Zusätze (z. B. I. 3. V. 13. 20. ff. 28. 127. 132. 182 ff. 206 ff. I. 4. V. 9 ff. 31 ff. 116. II. 1. V. 65. II. 2. V. 103 ff. IV. 4. V. 15. 35. IV. 5. V. 4—10. 23—29. V. 6. V. 24. ff.) oder Auslassungen und Zusammenziehungen (z. B. I. 1. V. 29—32. I. 3. V. 87. III. 1. V. 188. 277. IV. 2. V. 20. 40. IV. 4. V. 1—14. 133. 149—157), oder auch Verbesserungen des unpoetischen, oft schwülstigen Ausdrucks (z. B. I. 1. V. 19—22, wie überhaupt in diesem ganzen Auftritt; I. 2. V. 80 ff. 143 ff. I. 3. V. 235 ff. II. 1. V. 48—50. 149—157. 199. 220—225. IV. 3. V. 1—3 IV. 4. V. 1—14. V. 3. V. 155. V. 6. V. 50 ff.).

2) Erläuterungen. In seiner Unterredung mit Iphigenien sagt Thoas (I. 3. V. 36): „Daß Du in das Geheimniß Deiner Abkunft“ u. s. w. Die prosaische Bearbeitung hat dafür „Ankunft“, was auch spätere Ausgaben wieder aufgenommen haben. Wenn auch viel dafür zu sprechen scheint, daß „Ankunft“ die richtige Lesart sei, und daß Thoas darunter die geheimnißvolle Erscheinung Iphigeniens im Tempel zu Tauris verstehe, so gibt doch die ganze Antwort Iphigeniens (V. 46 ff.) offenbar den Ausschlag, da diese nur von ihren Eltern und ihrem Vaterlande spricht, und der Tod des Thoas sich gerade so gut auch darauf beziehen kann.

Zweimal läßt der Dichter Iphigenien die Götter anreden, ohne daß sie genannt werden (III. 1. V. 289 ff. u. V. 3. V. 113 ff.). Es kann wohl kein Zweifel darüber obwalten, daß wirklich die Götter gemeint seien, aber doch wird man den wahren Sinn erst nach nochmaligem Durchlesen erfassen können. Dieß gilt besonders von der zweiten Stelle, da man das „Euch“ auf das vorangehende Männer zu beziehen veranlaßt sein möchte. Im Allgemeinen wäre dieser Schimmer von Undeutlichkeit allerdings tadelnswerth; allein man muß bedenken, daß der dramatische Dichter nicht für Leser, sondern für Zuhörer schreibt, und daß diese wegen der eintretenden Bewegungen u. s. w. des Schauspielers keinen Augenblick in Zweifel gelassen wird, was Iphigenia eigentlich sagen will.

3) Johann Christoph Friedrich von Schiller, geb. am 10. Nov. 1759 zu Marbach in Würtemberg; 1773 auf der Militärakademie in Stuttgart (hohe Karlsschule), wo er sich der Medizin widmete. Militärarzt geworden, gibt er 1782 seine Entlassung, wird 1783 Theaterdichter in Mannheim, geht dann nach Dresden und Leipzig (Gohlis), 1787 nach Weimar, wird 1789 außerordentlicher, 1796 ordentlicher Professor der Geschichte in Jena, (1802 geadelt), zieht aber 1803 nach Weimar, wo er den 9. Mai 1805 stirbt.

ständen seine Dichtungen der Realität nicht widersprechen, steht er doch dem objektiv auffassenden Dichter gegenüber in dem großen Nachtheil, daß er in einen weit engeren Kreis gebannt ist, als jener, da ihm nicht die ganze unermeßliche Welt der äußern Erscheinung geöffnet, er vielmehr nur auf seine im Vergleich zu jener doch immer höchst beschränkte Subjektivität angewiesen ist. Diese doppelte Gefahr kann der subjektive Dichter nur in einem einzigen Falle besiegen, nur dann nämlich, wenn die Idee, die sein Inneres erfüllt, die seinen Poesien zur fortgesetzten Basis dient, den ewigen Gesetzen des menschlichen und Naturlebens entspricht, wenn sie so allumfassend ist, daß alle äußere Erscheinung sich unterordnen muß. Solcher Art ist aber die Idee, welche den Schiller'schen Dichtungen zu Grunde liegt; es ist die Idee der Freiheit oder was am Ende dasselbe ist — wie Schiller selbst es ausspricht — der sittlichen Nothwendigkeit. Diese Idee aber führt zunächst zum Kampf gegen Alles, was ihr entgegensteht oder widerstrebt, wie denn auch die frühern Dichtungen Schillers beinahe ohne Ausnahme eben so viele Schlachten sind, die er gegen die Unwahrheit, gegen das Gemeine und Unfreie lieferte. Erst später, als ihm die Welt der äußern Erscheinung nicht mehr als unbedingt feindlicher Gegensatz der ideellen Welt erschien, als er auch in ihr die Wahrheit fand, nach welcher er unablässig forschte und strebte, athmen seine Poesien die Ruhe des Friedens und drücken die innigste Versöhnung zwischen dem Realen und der Idee aus. Nur eine große, ich möchte sagen, heilige Natur konnte diesen Weg gehen, ohne sich und die Wahrheit zu verlieren, nur eine hohe geistige Kraft vermochte den riesigen Kampf gegen die äußere Welt durchzuführen, nur eine Seele voll Milde konnte im Sieg den Frieden mit der Welt finden. Daher müssen wir in Schiller nicht bloß den poetischen Genius bewundern, sondern auch den herrlichen Menschen verehren, dessen „reines Herz die Welt spiegeln konnte“ (vgl. die „Uebereinstimmung“), hinter dem „in wesenlosem Scheine lag, was uns Alle bändigt, das Gemeine.“ („Epilog zu Schillers Glocke“ von Göthe I. 521. Str. 4).

Wenn oben gesagt wurde, daß in und durch Göthe das poetische Leben, wie es sich bis zu ihm herab entwickelt hatte, als abgeschlossen erscheint, so ist dieß freilich nicht so zu verstehen, als ob die neuern von Schiller ausgehenden Bestrebungen in der Poesie ohne alle Beziehung zu den frühern stünden, als ob diese ohne alle fernere Wirksamkeit, ohne allen weitern Einfluß auf die neueste Zeit in sich selbst beschränkt geblieben wären; vielmehr läßt sich leicht darthun, daß Schiller und seine Zeit, daß die jüngsten Erscheinungen in der Poesie undenkbar wären, wenn ihnen jene ältern nicht vorangegangen wären. Insbesondere sind es aber zwei Männer, die von mächtigem Einfluß auf Schillers Entwickelung waren, Klopstock und Göthe. Es ist bekannt, wie sehr Schiller in seiner Jugend vorzugsweise von Klopstock angeregt und gefördert, wie er in spätern Jahren von Göthe zu höherm Kunstbewußtsein geleitet wurde. In Klopstocks nationaler Poesie lag, wenn auch noch ganz unentwickelt, der erste Keim zur Schillerschen Idee der höhern, allgemeinen Freiheit, wie schon daraus hervorgeht, daß diese Idee, allerdings zum großen Theil durch die Zeitverhältnisse bedingt, schon in Schiller, später aber noch in höherem Maße eine ausgesprochene nationale Färbung annahm, so daß die neueste Poesie gleichsam als die Summe der Klopstockschen und Schillerschen Idee erscheint. Daß aber letztere in dieser Verschmelzung bei weitem das Uebergewicht hat, kann nicht befremden, da sie die allgemeinere und höhere ist, jene dagegen theils beschränkter ist, theils erst durch die andere zu reicherem Leben befruchtet wurde. Noch augenscheinlicher ist Göthes Einfluß auf Schiller. Wir werden später sehen, daß er durch Göthen vorzüglich zu höherer Kunstvollendung gelangte und daß überhaupt die Versöhnung zwischen dem Realen und der Idee, die, wie wir oben gesehen haben, ein wesentliches Kennzeichen der spätern Dichtungen Schillers ist, vorzugsweise dem belebenden Einflusse Göthes zugeschrieben werden muß. Und wenn auch Schiller in künstlerischer Beziehung dem großen Meister nicht gleichzustellen ist, so hat er doch hierin ebenfalls Großes geleistet; wir werden in den folgenden Betrachtungen oft genug zu bemerken Gelegenheit haben, daß er die Macht der Darstellung in hohem Grade besaß, daß seine Dichtungen — besonders die spätern — in Composition und Sprache, deren musikalische Bedeutsamkeit und rhythmische Meisterschaft kaum übertroffen werden kann, gleich ausgezeichnet sind. — Wie auf Schiller selbst, so mußte sich natürlich der Einfluß Göthes auch auf die spätern Dichter geltend machen, und wir sehen überall das sichtbarste Bestreben nach schöner Kunstform hervorleuchten, aber wo dieses Bestreben ganz allein sich zeigt, wo es nicht auf diese oder jene Weise gehoben und gekräftigt wird, da sinkt es zur kraftlosen Buhlerei herab — denn einen bessern Namen kann man den frivolen Bestrebungen Heines und seiner Nachbeter kaum ertheilen. — Ueberall aber, wo die neuere Literatur eine kräftigere, sittlich höhere Richtung gewinnt, da lehnt sie sich, mehr oder weniger ausgesprochen, an Schillers erhabene Gestalt an, und wir müssen es als eine äußerst glückliche Bewegung unserer Tage ansehen, daß unsere jungen Dichter mit erneuter Liebe zu Schiller zurückkehren; diese Erscheinung ist uns die sicherste Gewähr, daß sowohl dem Volke als der Literatur eine schöne reiche Zukunft bevorsteht, weil weder das Eine noch die andere untergehen kann, so lange der Geist der Freiheit, der da ist das Leben und die Wahrheit, ungeschwächt wirkt und schafft. Um diese liebende Rückkehr zu Schiller zu konstatiren, haben wir Becks Gedicht: „Schillers Haus zu Gohlis“ (II. 763) aufgenommen, das die Sehnsucht nach Schillerscher Kraft und Hoheit lebendig und ergreifend ausspricht. — Und so können wir denen freudig bekennen, daß das Wort, welches Schiller über seine eigenen Dichtungen in dem „Abschied vom Leser“ (II. 17.) aussprach, glücklicher Weise nicht zur Wahrheit geworden ist; denn seine Gedichte werden „zur fernen Nachwelt schweben,“ und nicht „in der Zeit verhallen“ (Str. 2. V. 4. 5), wie der Treffliche mit liebenswürdiger Bescheidenheit selbst glaubte. Er war glücklicher, als der Lenz (Str. 3), mit dem

er sich und seine Dichtungen verglich, denn die Blumen, die er hervorrief, blühen noch und werden ewig blühen (Vgl. Rückert „Frühling und Dichter“ II. 579). Dieses Gedicht aber, das schon wegen seiner überaus schönen Form und der „unnachahmlichen Zartheit und Anmuth“, die darin herrscht, ausgezeichnet zu werden verdient, hat noch dadurch einen viel höhern Werth, daß es uns die ganze Seele der Schillerschen Poesie enthüllt. „Meine Lieder, sagt er in der zweiten Strophe, mögen vergehen, wenn sie ein fühlend Herz erfreut, Mit schönern Phantasien es umgeben, zu höheren Gefühlen es geweiht“ haben[1]).

1. Lyrische Poesie.

Lied. — Ode. — Hymne. — Dithyrambe. — Elegie.

Das älteste von uns aufgenommene Gedicht Schillers ist das “Lied an die Freude“ (II. 1.), welches wir nicht allein mitgetheilt haben, um ein Beispiel der frühern Weise des Dichters zu geben, sondern auch aus dem Grunde, weil es, wie nicht leicht ein anderes Gesellschaftslied, Eigenthum des Volkes geworden ist, was den tiefen zum Edlen und Ernsten gewandten Sinn des deutschen Volkes beurkundet, welches auch im Taumel der Fröhlichkeit das Herz höhern Gefühlen gern öffnet. Die tief aufgeregte Empfindung, die sich im ganzen Gedicht ausspricht, stört in ihren überkräftigen Ausbrüchen, welche oft ganz dithyrambisch klingen, die besonnene Wahl und Wendung des Ausdrucks; und selbst der spätern Verbesserung ist es nicht gelungen, diesen Mangel ganz zu tilgen, vielmehr hat die ältere Lesart mancherlei Vorzüge vor der neuern. Namentlich ist die Weglassung der früheren Schlußstrophe in keiner Beziehung zu rechtfertigen, da sich in derselben die in den ersten Strophen dargestellten Empfindungen zu Einem Gefühl concentriren, und die Hinweisung auf das künftige Leben dem Ganzen einen Schimmer von Heiligkeit verleiht, die allein das aufgeregte Gemüth wieder zum Frieden stimmen kann.

Außer diesem Gedichte hat Schiller noch einige der gesellschaftlichen Vereinigung gewidmete Lieder gedichtet; in allen spricht sich ein höherer, nach dem Idealen gerichteter Sinn aus, denn bei seinem nie rastenden Streben nach dem Ewigen und Wahren wollte er auch in den für gesellige Heiterkeit bestimmten Stunden unablässig für das Höhere wirken; am wenigsten sollten die glücklichen Augenblicke verloren gehen, in denen das Gemüth offen und für das Bessere empfänglich ist, wie der Dichter es selbst in der „Gunst des Augenblicks“ (II. 6), so wie in der letzten Strophe des „Punschlieds“ (II. 7) ausspricht, in welchem letzteren die Stoffe, aus denen der Punsch bereitet wird, als Sinnbilder des menschlichen Lebens dargestellt werden. Im „Punschlied im Norden zu singen“ (II. 8.) wird das Getränk des Nordens (als Erzeugniß der Kunst) dem Wein (als dem Erzeugniß der Natur) entgegengestellt (man vergleiche die vier ersten Strophen mit Hardenbergs schönem „Weinlied“ II. 341) und in der Schlußstrophe die Lehre ausgesprochen, daß der Mensch mit der Kraft des Willens das Höchste erreichen könne. Den in eben erwähntem Gedichte durchgeführten Gedanken finden wir in dem Lied „An die Freunde“ (II. 9) wieder, nur sprechen sich in diesem die Gegensätze kräftiger und entschiedener aus. Thatkräftige Völker haben gelebt, es gibt glücklichere Länder, als das unsrige, an der Themse vereinigen sich alle Schätze der Welt, in Rom endlich wohnt selbst der Bettler prächtiger, als wir in unserm Norden; aber das wahre Glück beruht nicht in diesen Vorzügen, deren andere Zeiten, andere Völker und Länder sich erfreuen; wie viel uns auch die Natur und das blinde Geschick versagt, wir finden dafür volle Entschädigung in der Kunst; denn die Phantasie allein ist ewig jung und unvergänglich. Die beste Erklärung dieses Gedichts liegt in dem „Antritt des neuen Jahrhunderts“ (II. 15). Das Leben mit allen seinen Wirren und Bestrebungen gewährt so wenig Frieden, als Freiheit; nur in des Herzens stillen Räumen haben sie ihren ewigen Wohnsitz aufgeschlagen; die Poesie allein vermag uns aus dem Drange und dem ewig unbefriedigten Treiben dieses Lebens in ein höheres, freieres Dasein emporzuheben. So sehen wir in diesen Gedichten Schillers schon den Gegensatz zwischen dem Realen und dem Idealen, zwischen der prosaischen Wirklichkeit und der poetischen Freiheit, zu welcher sich der Mensch flüchten muß, will er anders sein besseres Selbst in den Stürmen der Welt bewahren. Diese Sehnsucht des Dichters nach einem höheren Glück spricht sich am vollständigsten im „Pilgrim“ (II. 5) aus; aber sie bleibt unbefriedigt, denn noch sucht er es in diesem Leben und seinen Erscheinungen. Bald jedoch erwacht die bessere Erkenntniß, das wahre Glück winkt aus einem schönern Lande herüber („Sehnsucht“ II. 4), aber nur ein Wunder kann den Sterblichen hinübertragen ins wunderbare Reich, und dieses Wunder ist die Poesie. So kann denn der höhere Mensch nur Ein Bestreben haben, das nämlich, sich von den Fesseln frei zu machen, die ihm das Leben bereitet, aber es ist ihm nur ein einziges Mittel gegeben, sich zu befreien und dieses Mittel ist die Kunst, die Poesie. Diese Idee hat Schiller oft und immer mit neuem Reize ausgesprochen, zunächst in der Ode die „Macht des Gesangs“ (II. 9), deren Schönheit W. v. Humboldt vortrefflich entwickelt hat. „Die Macht der Dichtkunst, vorzüglich das Unbegreifliche, mit einer bessern Natur Verwandte derselben, ist auf eine erhabene Art geschildert. Das große und schauervolle Bild am Eingange bereitet die Seele prächtig zu der ernsten und feierlichen Stimmung vor, die das Ganze hervorbringen muß, und die gleich Anfangs durch die edle Einfachheit des Bildes in den beiden Versen: „So strömen rc.“ so sehr befestigt wird. Die gleich darauf folgenden Verse eröffnen dem Geiste auf einmal eine unabsehliche Tiefe. Der Dichter steht mit den Schicksalsgöttinnen im Bündniß, und sie theilen ihre Macht mit ihm. Das geheime Leben und

1) Ueber Schiller und dessen Charakter als Dichter vergleiche man noch den schon angeführten „Epilog zur Glocke“ von Göthe (I. 521) und den „Riesen von Marbach“ von G. Schwab (II. 636.)

die innere Kraft jedes Wesens, von welcher seine sichtbaren Veränderungen nur unvollkommene und vorübergehende Erscheinungen sind und auf deren unmittelbarem und insoferne unerkanntem Wirken dasjenige beruht, was wir Schicksal nennen — diese Kraft ist es, welche die Kunst des Dichters in Bewegung zu setzen, und auf die er zu wirken versteht. Aus ihr quillet im Menschen die Schönheit, die sein Gebiet ausmacht, und da jene Kraft zugleich die erste Ursache aller Bewegung, mithin der einzige Sitz der Freiheit ist, so eignet er sich nun, gleichsam durch ein Einverständniß mit ihr, jenes wunderbare Vermögen an, der Phantasie das Gesetz zu geben, ohne ihre Freiheit zu verletzen. Denn daß er das Letztere nicht thut, sagt der Rest der Strophe so schön. Seine Macht ist ein Zauber, er beherrscht das bewegte Herz also durch die eigne Kraft desselben und steht zwischen Ernst und Spiel in der Mitte. Die beiden letzten Verse „Und wiegt es" ꝛc. sind unglaublich schön und malerisch. Die Leichtigkeit, welche vorzüglich in dem Ende dieser Strophe herrscht und die Furchtbarkeit einer unwiderstehlichen Macht mildert, hilft den schauervollen Eindruck vermehren, welchen die beiden folgenden Strophen machen. Man fühlt sich ganz von dem ergriffen, was Sie schildern, und jede Zeile, jeder Ausdruck verstärkt die Wirkung. In der letzten Strophe ruht die bewegte Phantasie wieder schön aus. Die Macht des Dichters ist nicht wild und eigensinnig; sie ist eine milde Größe und hebt den Menschen nur zu den Göttern empor, um ihm eine höhere Menschlichkeit zu geben.[1])

In eigenthümlicher Behandlung sprechen „die vier Weltalter" (II. 6) die nämliche Idee aus. Nachdem uns der Dichter ein schönes und bedeutendes Bild des Sängers gegeben, läßt er diesen die Entwickelung der Menschengeschichte nach ihren vier ersten Perioden vorüberführen. Alle Herrlichkeit der früheren Zeiten ist verschwunden, fügt er dann hinzu, aber Liebe und Poesie und mit ihnen das Höchste ist uns geblieben. Denn „Gesang und Liebe in schönem Verein, Sie erhalten dem Leben den Jugendschein." Wir werden in andern Gedichten des Verfassers diesen Gedanken, in welchem seine ganze poetische Richtung ausgesprochen ist, noch oft wiederkehren sehen, wir machen für jetzt nur auf die „Kraniche des Ibykus" (II. 51) und den „Grafen von Habsburg" (II. 68. Str. 4. 5) aufmerksam; dagegen wird die „Dithyrambe" (II. 40) wohl hier am füglichsten erwähnt, da sie gleichsam eine Begründung der in der „Macht des Gesangs" ꝛc. ausgeführten Ideen enthält. Nicht bloß die Poesie ist göttlichen Ursprungs (Vgl. „das Mädchen aus der Fremde" II. 43), sondern es steht auch der Dichter in der nächsten Beziehung zu den Göttern; ihrer unmittelbaren Theilnahme und Liebe verdankt er das höhere Leben, das seinen Busen erfüllt und sein Auge erhellt. Er vor allen Sterblichen erkennt die Götter, und eben deshalb heben sie ihn in ihren Olymp, wo er ihrer himmlischen Seligkeit theilhaftig wird (Vgl. „Die Theilung der Erde" II. 42). Dieses Gedicht war zuerst „Der Besuch" betitelt; diese Ueberschrift war allerdings nicht ganz geeignet, da sie nur auf die erste Strophe paßte. Dagegen bot sich dem Dichter die neue Benennung von selbst dar, da in dem Gedichte das Verhältniß der Götter zu dem Dichter in überwallender Begeisterung besungen wird.

Wenn in allen den bisher erwähnten Dichtungen Schiller sich durchaus als subjektiver Dichter zeigt, indem er von der in ihm lebenden Idee ausgeht und ihr äußere Gestaltung und körperliches Leben zu verleihen sucht, was er, wie sein trefflicher Erklärer Hoffmeister und vor ihm schon W. von Humboldt so richtig bemerkt, vorzüglich durch Vergleichungen mit realen Erscheinungen zu erreichen sich bestrebt; so haben doch nicht alle seine Gedichte die nämliche Entstehungsweise. In einigen und gerade den schönsten geht er von der äußern Erscheinung aus, die er uns ins Reich des Idealen erhebt. So in der „Erwartung" (II. 3), einem Gedichte, aus dem die süße Fülle und Zartheit einer südlichen Liebe zu athmen scheint, und das durch die meisterhafte Behandlung des Verses und die schöne Abwechslung des Rhythmus an das Schönste sich reiht, das die deutsche Literatur aufzuweisen hat. „Im daktylischen Maße findet die frohe, rasche Erwartung der Harrenden, daß jetzt, jetzt die Geliebte nahe, einen Ausdruck; in Trochäen sinkt der Hoffende immer wieder von seinem geträumten Glück herab und löst sich seine Täuschung auf, und in der Stanze, der zärtlich schmachtenden, die dreimal schamhaft fliehet und dreimal verlangend zurückkehrt (II. 99. N⁰. 30) ist dann die innigste, weichste Sehnsucht des in Liebe schmelzenden Herzens ausgegossen. Die süßen, inbrünstigen Liebesträume haben dem Bewußtsein des Verlangenden endlich die Außenwelt weggespült, er entschlummert, und in das Leben tritt der hohle Traum" [2]). „Des Mädchens Klage" (II. 4) stellt uns ebenfalls einen individuellen Zustand dar, und beruht somit auf objektiver Anschauung, obgleich die auftretende Persönlichkeit selbst nicht als individuelle, fest gezeichnete Gestalt erscheint. „Thekla" (II. 11) ist seinem Ursprunge nach ein Gelegenheitsgedicht, indem es als Antwort auf die vielerlei Fragen, was das endliche Schicksal der Thekla im Wallenstein gewesen, abgefaßt wurde. Am kräftigsten auf der Realität fußend, ist das „Reiterlied" (II. 16), mit welchem Wallensteins Lager schließt. Es ist in demselben das Soldatenleben in allen seinen Beziehungen, besonders aber im Gegensatze zum engen bürgerlichen Leben dargestellt, so daß die Freiheit recht als das Element des ungebundenen Kriegers erscheint. — Wie die zuletzt genannten Gedichte an den Wallenstein, so schließt sich das „Mädchen von Orleans" (II. 11) an das Trauerspiel die Jungfrau von Orleans an, und scheint aus Unmuth gegen engherzige Bekrittelungen dieses Dramas entstanden zu sein; offenbar bezieht sich aber der darin ausgespro-

1) Briefwechsel zwischen Schiller und Wilhelm von Humboldt. Stuttg. und Tübingen 1830. S. 136.

2) Hoffmeister, Schillers Leben, Geistesentwickelung der Werke im Zusammenhang dargestellt. Stuttg. 1837 ff. Bd. 3. S. 265.

chene Gedanke nicht allein auf die Lästerungen, mit welchen man sich nur allzuoft bemühte, die strahlende Erscheinung der gottbegeisterten Johanna zu begeifern. — —

Den Gegensatz zwischen der realen und der idealen Welt hat Schiller nirgends so entschieden, aber auch nirgends so polemisch ausgesprochen, als in den „Göttern Griechenlands“ (II. 18), welche bei ihrem ersten Erscheinen ungeheures Aufsehen erregten und dem Dichter mancherlei Angriffe besonders von Seiten der Frömmler zuzogen. Will man an einzelnen Stellen und Ausdrücken Anstoß nehmen, so könnte man allerdings sagen, daß der Dichter den höhern Geist des Christenthums nicht aufgefaßt habe; aber man würde ihm dann höchst Unrecht thun, weil er offenbar nicht sowohl dieses, als das prosaische, alles poetischen Elements beraubte Leben der Gegenwart, der schönen Vergangenheit entgegensetzen wollte; nicht dem Monotheismus an sich erklärte er den Krieg, sondern der auf bloße Verstandsabstraktion gegründeten Gottesverehrung, welche der Phantasie allen Spielraum entzieht, ohne den Menschen wesentlich zu veredeln, weil dessen Vernunft doch nicht hinreicht, den Einzigen zu begreifen. Es kann unsere Absicht nicht sein, den Dichter gegen ungerechte Verdächtigungen zu vertheidigen, die bei näherer Prüfung in ihr Nichts zerfallen; uns liegt hier nur daran, das Gedicht als solches zu betrachten. Und in dieser Beziehung muß uns dasselbe als trefflich erscheinen. Die zu Grunde liegende Idee ist mit der vollendetsten Klarheit und mit allen Reizen der poetischen Kunst dargestellt; die griechische Mythologie und das Verhältniß der Götter zu den Sterblichen ist auf unnachahmliche Weise entwickelt; das poetische Leben, das nach altgriechischer Auffassungsweise das ganze Weltall durchdrang, ist zur höchsten Anschaulichkeit gebracht, wozu freilich die von Zeit zu Zeit hervorgehobenen Gegensätze mit den prosaischen Anschauungen der Gegenwart mächtig beitragen. Die Angriffe, welche dieses Gedicht erfahren mußte, bewogen den Dichter, merkliche Veränderungen mit ihm vorzunehmen, welche allerdings beinahe ohne Ausnahme zu seinem Vortheil gereichen. Denn es sind vornämlich die polemischen Strophen ausgelassen worden, welche in künstlerischer Beziehung von keiner Bedeutung sind und bei der vortrefflichen Haltung und Anschaulichkeit des Grundgedankens auch füglich entbehrt werden konnten. Endlich spricht die neue Schlußstrophe gleichsam die Versöhnung zwischen den streitenden Anschauungen aus; die poetische Wirklichkeit ist zwar aus der Welt entschwunden, so schließt der Dichter; aber die Poesie selbst ist uns geblieben, und mit ihr vermag der Mensch die prosaische Realität zu überwinden. Dieser Gedanke, der dem Dichter oft vorschwebte, spricht sich auf eigenthümliche Weise in der Elegie: „Der Genius“ (II. 38) aus. Von einem Freunde befragt, ob nur die Wissenschaft zum wahren Leben führen könne, antwortet der Dichter mit der Hinweisung auf jene goldene Zeit, wo das Heilige noch im Leben wandelte, und das große Weltgesetz von den Menschen verstanden und befolgt ward. Diese glückliche Zeit ist dahin, fährt der Dichter fort, und nur die Wissenschaft kann zur verlornen Natur zurückführen. Doch nicht für Alle ist der schützende Engel, das stille Bewußtsein des Höchsten verloren; wer ihn noch in seinem Herzen bewahrt, wer die Sonne der Wahrheit noch rein und unmittelbar vernimmt, wessen Gemüth von dem Zweifel noch nicht zerrissen wurde, der besitzt schon das wahre Leben; der kann von der Wissenschaft Nichts empfangen (Vgl. „Die Worte des Glaubens“ II. 12. Str. 3). — „Die Ideale“ (II. 20) sind aus dem individuellsten Gefühle entstanden; der Dichter drückt seine schmerzliche Empfindung über die entflohene jugendliche Ansicht des Lebens, über den Verlust der schönen, idealen Welt aus, die in seiner jugendlichen Brust lebte. Eben weil dieses Gedicht so ganz aus dem Leben des Dichters selbst hervorgegangen ist, und weil es sich aus der Individualität zum Allgemeinen emporgehoben hat, gab ihm Göthe einen entschiedenen Vorzug vor den übrigen gleichzeitigen Erzeugnissen des Dichters. Nur der Schluß tritt störend ein; denn offenbar liegt in der Befriedigung, die der Dichter an der Hand der Freundschaft und durch Beschäftigung findet, Etwas, das unendlich mehr niederbeugt, als wenn er noch von dem Schmerze, das Herrliche verloren zu haben, ergriffen wird. Der Schmerz ist immer eine poetische Stimmung, in ihm drückt sich je der Kampf mit der feindlichen Gewalt aus; und wenn wir den Menschen auch erliegen sehen, so verliert er doch Nichts von seiner poetischen Würde. In dem Schluß des Gedichts liegt aber eine Seelenschwäche, die höchst unwohlthätig berührt, weil der Dichter sich selbst aufgibt und von allem Hohen und Edlen auf immer Abschied nimmt. Aus diesem Grunde wird man kaum anstehen, die „Ideale“, so vortrefflich sie auch im Einzelnen sind, so anschaulich besonders der begeisterte Rückblick auf die entflohene Jugendzeit dargestellt ist, dem „Pilgrim“ (II. 5), in welchem der nämliche Gedanke ausgesprochen ist, als Kunstwerk nachzusetzen (Vgl. „Klage“ von Hermes I. 295). — In Form einer Elegie enthält die „Klage der Ceres“ (II. 22) eine allegorische Darstellung der Unsterblichkeit, wozu freilich der schöne griechische Mythus, dem diese Idee augenscheinlich schon zu Grunde liegt, freundlich die Hand bot. „Das Gedicht ist gar schön gerathen“, schreibt Göthe an den Dichter, „die Gegenwart und die Allegorie, die Einbildungskraft und die Empfindung, das Bedeutende und die Deutung schlingen sich gar schön in einander“[1]. Was früher in Bezug auf Mahomets Gesang von Göthe (s. oben S. 210) gesagt wurde, daß die äußere Einkleidung und Erscheinung des Gedichts, auch abgesehen von der es beseelenden Idee, ein für sich bestehendes, von aller idealen Beziehung unabhängiges Ganze biete, welches schon als Vorstellung des äußern Objektes gefalle, dies gilt auch in hohem Grade von der vorliegenden Elegie. — Die Mythe der Ceres benutzte Schiller nochmals in dem „Eleusischen Fest“ (II. 79), einem Gedichte, das in Form einer Hymne den Einfluß des Ackerbaues auf die Civilisation des Menschengeschlechtes besingt. Das zur Feier der

1) Briefwechsel zwischen Schiller und Göthe. Band II. Seite 44.

Eleusinien, einem zur Verherrlichung der Ceres eingesetzten Feste, versammelte Volk eröffnet den Gesang mit der ersten Strophe, worauf der Priester den rohen Zustand der ersten Menschen schildert und erzählt, wie Ceres sie durch die Mittheilung des Ackerbaues zu einem gesitteten, menschlichen Leben geführt habe. In der 14. Str. spricht das Volk das dankbare Gefühl der Menschen gegen die hohe Wohlthäterin aus; worauf der Priester seinen Gesang wieder aufnimmt und die weitere Entwickelung des bürgerlichen Lebens darstellt. In der letzten Strophe endlich fällt das Volk wieder ein, indem es das Lob der Göttin als Bildnerin der Menschheit in begeisterten Worten ausspricht. — Zu dem Vortrefflichsten, was Schiller je geschaffen hat, gehört unstreitig „Der Spaziergang“ (II. 24), der auch formell alle Anforderungen, die man an ein Kunstwerk nur stellen kann, in reichem Maße befriedigt. Es gibt kaum ein andres Gedicht, aus welchem so klar hervorginge, wie am Ende Alles auf der poetischen Behandlung beruht, und wie diese selbst den widerstrebendsten Gegenstand zu bewältigen vermag. Im Spaziergang entwickelt der Dichter seine Ideen über die allmählige Entwickelung des Menschengeschlechts; er zeigt uns den Menschen nach den verschiedenen Perioden seines Kulturlebens, wie zum Theil schon in den „vier Weltaltern“ (II. 6). So mannigfaltig und umfassend diese Ideen auch sind, so sehr sie auch in Zeit und Raum aus einander stehen, so weiß sie der Dichter doch zur vollkommensten Einheit zu verknüpfen, indem er sie als eine Reihe von Gedanken darstellt, die sich ihm bei der Betrachtung der verschiedenen Punkte einer von ihm durchwanderten Landschaft gleichsam von selbst aufdringen. — „Des Zimmers Gefängniß und dem engen Gespräch“ entfliehend, eilt der Dichter in die freie Natur. Eine schöne in allen Reizen der Mannigfaltigkeit prangende Landschaft nimmt ihn auf; er durchwandert die blühenden Auen, den schattigen Wald, durch welchen ihn der schlängelnde Pfad steigend emporleitet. Und so findet er sich im Geiste in die Zeiten versetzt, in denen die Natur noch unberührt war vom Einflusse der Menschen 1—54. — Jetzt aber führt ihn ein geländerter Steig aus der einsamen Wildniß zu den Menschen zurück. Doch ist die Natur von der Menschenwelt noch nicht geschieden; der Mensch wohnt noch „nachbarlich mit dem Acker zusammen“, und er findet in seiner Genügsamkeit Glück und Seelenfrieden. 36—58. — Aber dieser ruhige idyllische Zustand muß bald einem geschäftigeren Leben weichen. Der Mensch tritt in die engern Verhältnisse der bürgerlichen Gesellschaft; er baut Städte und gründet Staaten; die Liebe zum Vaterlande durchströmt seine Brust und er zieht aus in blutigen Kampf gegen dessen Feinde. Gewerbe und Handel, Künste und Wissenschaften erblühen, und es scheint der Mensch dem Höchsten sich zu nähern. „Die Gebilde der Nacht weichen dem tagenden Licht“ 59—139. — Eben diese Höhe der Civilisation entfernt ihn aber immer mehr von der Natur und ihrer Wahrheit; die Heuchelei bringt ins Leben. Der Staat selbst sucht in ihr seine Stützen, und so bleibt nichts übrig als gewaltsamer Umsturz der bestehenden Formen, um zur Natur und Freiheit zurückkehren zu können 140—172. — Unter diesen Betrachtungen war der Dichter in eine wilde Gegend gelangt, noch öder als die, welche die ersten Ideen hervorgerufen hatten. Den ersten schauerlichen Eindruck verwischt bald der Gedanke, daß er doch in den Armen der Natur sei, und so schließt er mit dem Ausruf, daß die Natur ewig Eine und dieselbe und unbeweglich fest sei, daß sie den Menschen immer wieder aufnehme, wenn er von seinen Verirrungen erwache, in welche ihn die Abtrünnigkeit von ihren ewigen Gesetzen gestürzt habe 173—200. — An den Spaziergang schließt sich das „Lied von der Glocke“ (II. 85) an, in welchem der Dichter ein fortschreitendes Bild des häuslichen und öffentlichen Lebens entwickelt. Wie in jenem Gedichte die mannigfaltige Abwechselung der Landschaft, so ist in diesem der Guß einer Glocke vom ersten Anfange bis zur Vollendung der Punkt, an welchen der Dichter die einzelnen Lebensgemälde knüpft, so daß die Glocke fortwährend als Symbol der menschlichen Schicksale und Thätigkeiten erscheint. So lange das Werk noch im Werden begriffen ist und unter der weisen Leitung des Meisters seiner Vollendung entgegenreift, zeigt uns der Dichter den Menschen im engeren häuslichen Leben; zuerst das Kind in seinen fröhlichen Spielen, dann den muntern, nach Thätigkeit sich sehnenden Jüngling, neben ihm die sittsame Jungfrau; den rastlosen Hausvater, die liebende, sorgsame Mutter. Wie aber das glühende Metall in die Form sich ergießt, da treten furchtbare Bilder, besonders die Beschreibung eines verheerenden Brandes, an die Stelle der heitren. Am Schlusse desselben wird die aufgeregte Einbildungskraft durch einen Zug von häuslichem Glück mitten unter Schrecknissen beruhigt. Endlich ist die Form gefüllt, aber den Meister ergreift die Besorgniß, ob der Guß auch gelungen sei. So wird auch der Mensch von Hoffnung und Besorgniß erfüllt, wenn er seine Lieben dem Schooße der Erde anvertraut. Nun entläßt der Meister seine Gesellen, bis die Glocke sich verkühlet, und der Dichter knüpft daran die Darstellung des mannigfaltigsten Lebens, welches unter dem Schutze der Ordnung und des Gesetzes nach allen Seiten hin sich verbreitet. Aber wie das glühende Metall, das die Form durchbricht, Verderben zündend ausspeit, so verbreitet sich das entsetzlichste Unglück über die Völker, wenn sie die Bande der Ordnung und des Gesetzes zerreißen und zur Eigenhülfe schreiten. Unter diesen Betrachtungen ist die Glocke von der Form befreit worden; der Meister versammelt die Arbeiter, um nach alter Sitte die Glocke durch die Taufe zu weihen; er gibt ihr mit Rücksicht auf die vorangegangene Schilderung des Bürgerkriegs den Namen Concordia, Eintracht, und mit dem Segen, den er über sie ausspricht, sie möge nur heiligen Dingen geweiht sein, schließt das schöne zweifache Drama, das der Dichter in schöner Verbindung vor unsern Augen entwickelt. — Es würde uns zu weit führen, auch die einzelnen Schönheiten dieser zwei letzten Gedichte hervorzuheben, wir beschränken uns nur im Allgemeinen, auf die äußerst vollendete Darstellung aufmerksam zu machen, in welcher alle metrischen und rhythmischen Künste der Sprache ver-

einigt sind, ohne gesucht zu sein, und den einzelnen Schilderungen die lebendigste Anschaulichkeit verleihen. (So der äußerst kunstvolle Wechsel des Metrums in der Glocke, die Polysandesie, ebend. Vers 116—132, die Onomatopöie und Alliteration V. 174—210 u. s. w.) —

Die übrigen Elegien Schillers sind beinahe durchgängig Ausführungen bedeutender Ideen, welche in den bis daher erwähnten Gedichten bei Gelegenheit ausgesprochen wurden, oder sie schließen sich als Fortsetzung an sie an. Dieser letztern Art sind namentlich „die Sänger der Vorwelt“ (II. 33), welche als Ergänzung der Götter Griechenlands betrachtet werden könnten. Während der Dichter in diesen seine Sehnsucht nach der verschwundenen Götterwelt der Griechen und deren poetischem Leben ausspricht, ruft er in den Sängern der Vorwelt das schöne Verhältniß zwischen Dichter und Volk zurück, und preist den entschwundenen Volkssinn für Schönheit und Kunst, indem er die einsame Stellung der modernen Dichter und ihre Abgetrenntheit vom Volksleben beklagt. Wenn er in den letztgenannten Gedichten die Herrlichkeit des Alterthums dadurch besonders hervorhebt, daß er es mit den modernen Zuständen zusammenstellt, gibt er uns in „Pompeji und Herkulanum“ (II. 31) ein selbstständiges Bild des entschwundenen Lebens, das auch ohne Gegensatz zur lebendigsten Anschauung gelangt. In dieser Elegie tritt das Talent des Dichters in mehrfacher Weise glänzend hervor. Denn erstens ist die Kunst bemerkenswerth, mit welcher ein so reiches, volles Gemälde — er stellt uns ja das öffentliche und häusliche Leben des Alterthums in allen seinen Beziehungen und Verhältnissen dar — in so wenigen Zügen zeichnet, so daß die Phantasie, ohne überladen zu werden, eine Fülle von Anschauungen gewinnt; und wenn wir uns dann Rechenschaft zu geben suchen, wie er dieß bewerkstelligen konnte, so wird es uns klar, daß dieses Ergebniß nur durch die meisterhafte Anordnung des Ganzen gewonnen wurde, indem der Dichter Anfangs ein allgemeines Bild der wunderbaren Erscheinung entwirft, hierauf die Höhepunkte desselben feststellt und erst dann auch in die Einzelnheiten eingeht. — „Der spielende Knabe“ (II. 34) endlich schließt sich an die entsprechende Stelle der Glocke an (Vers 53 ff. Vgl. „Das Kind in der Wiege“ II. 97). — „Der Tanz“ (II. 34), welches nach seinem metrischen Bau vor den meisten übrigen im elegischen Versmaße verfaßten Gedichten Schillers ausgezeichnet zu werden verdient — wie denn die Vergleichung der frühern Lesarten reichen Stoff zu Betrachtungen über Sprache und Diktion darbietet —, erinnert an Herders Dichtungen verwandten Inhalts (S. oben S. 127 ff.), doch tritt auch hier der durchgreifende Unterschied in der Auffassungsweise dieser beiden Dichter recht klar hervor. Während Herder in den äußern Erscheinungen ein Symbol, eine Bedeutung des innern Lebens erblickt, gebraucht sie Schiller bloß als Gleichniß, durch welches er seine Ideen veranschaulicht. Der diesem Gedichte zu Grunde liegende Gedanke ist in der Schlußzeile klar genug ausgedrückt. Die Harmonie, die Uebereinstimmung der einzelnen Theile, das „Maß“ ist das ewige Gesetz aller schönen und organischen Erscheinungen; der Mensch kann auch nur durch dasselbe zu höherer Vollendung gelangen. — An die begeisterte Höhe des Hymnus gränzend ist das „Glück“ (II. 35). Das Höchste, sagt der Dichter, kann sich der Mensch nicht selbst geben, es muß ihm von einem freundlichen Gotte verliehen werden. Aber wenn die Götter ihre Geschenke nicht auf Jeden herabgießen, so wird doch Jeder derselben theilhaftig (Vgl. Göthes „Zueignung“ I. 493. Strophe 9 ff.); deshalb soll auch Niemand den beneiden, den die Götter zu „ihrem Gefäße“ auserwählten und durch den sie sich den übrigen Menschen in ihrer Herrlichkeit gleichsam offenbaren. — —

2. Didaktische Poesie.

Wir gehen nun zu den eigentlichen Lehrgedichten Schillers über, und zwar zunächst zu den „Künstlern“ (II. 71.), in welchen der Dichter die Erziehung des Menschengeschlechts durch die Kunst darstellt. Die größere Schwierigkeit dieses Gedichts macht es nothwendig, dasselbe genauer zu zergliedern. Einleitung. V. 1—12. Der Dichter betrachtet den Höhepunkt, auf welchem seine Zeit steht, und freut sich desselben; 13 bis 33. aber der Mensch soll nicht vergessen, daß er nur durch die Kunst zu dieser Höhe gehoben wurde. — 34—65 Das Schöne war das Thor, durch welches er zur Erkenntniß des Wahren gelangte; im Schönen lag schon das im Voraus dem kindischen Verstand der Menschheit symbolisch geoffenbart, was Jahrtausende später die Vernunft entdeckte. Denn Schönheit und Wahrheit sind Eins. — 66—90. Als der Mensch auf die Erde verwiesen wurde, da blieb von allen Göttern die Kunst allein bei den Sterblichen und erheiterte ihnen das beschränkte Dasein; unter ihrer Leitung gestaltete sich das Leben freundlich und fröhlich, und das Herz der Menschen blieb frei von allen niedern Trieben. — 91—102. Mit diesen Zeilen schließt der Dichter die Einleitung, indem er zugleich den Gedanken ausspricht, den er eigentlich darstellen will, die Künstler haben die Menschheit in die erhabene Geisterwelt eingeführt. I. 103—115. Denn ehe die Kunst auf der Erde erschien, da war der Mensch der Sklave seiner Begierden und die Schöpfung trat ihm überall feindlich entgegen. — 116—138. Die Natur selbst führte den Menschen zur Kunst, die Bildungskraft ward in seinem Busen rege und er ahmte zuerst die nächsten Erscheinungen nach. — 139—150. Bald aber entdeckte er den Grund seines Wohlgefallens an den ihn umgebenden Gestalten; und mit diesem Talisman entwickelte sich auch die eigene Schöpfungskraft. Er bildete nunmehr nicht bloß nach, er schuf auch eigene Gebilde, 151—164 die allmählig zu größerem Umfange und höherer Vollendung gediehen. — 165—196. Die Wirkung, welche die Kunst schon in ihren ersten Anfängen auf die Menschen hervorbrachte, war unermeßlich; die befreite Seele erwachte aus ihrem Sinnenschlafe; der Mensch ward ganz Mensch, er begann das Höchste, die Gottheit zu ehren; — 197—209. Der sinnliche Trieb ward zur edleren Liebe. — 210—219. Alles Schöne und Erhabene vereinigte die Kunst zu Einem Bilde, und die Herrlichsten unter den Menschen entbrannten, diesem Urbild alles Schö-

nen gleich zu sein. Blüthe der bildenden Kunst — 220 — 253. Auch die Poesie entwickelt sich; Schilderung ihres Einflusses. Sie zeigt die Welt als ein zusammenhängendes, organisches Ganzes; wirkt sittlich und religiös; ja die Idee der Unsterblichkeit und der Fortdauer nach dem Tode entfaltete sich zuerst in der Poesie. — 254 — 265. Die Kunst schwingt sich zu immer höherer Vollendung; was bis dahin Zweck und Ziel gewesen, wird jetzt Mittel, Höheres zu erringen; die verschiedenen Künste greifen in einander und unterstützen sich gegenseitig. — 266 — 287. Wie der Gesichtskreis der Menschen durch die Kunst sich erweitert, wird auch diese gefördert, in neue Welten geführt; des Wissens Schranken fallen vor dem geübteren Geist, der in die geheimnißvollen Tiefen der Natur dringt; er mißt sie mit Maßen, die sie (die Natur) ihm selbst gegeben, er begreift sie, weil er sie als Ausdruck der vollkommensten Schönheit anschaut. — 288 — 315. Der Einfluß der Kunst verbreitet sich auch über das ganze innere Leben des Menschen, er wird durch sie zur sittlichen Würde gehoben. — 316 bis 356. Der Dichter schließt diesen ersten Abschnitt, indem er in einer Anrede an die Künstler die hohe Wirksamkeit derselben auf das Menschengeschlecht zusammenfaßt. Zugleich wird der folgende Abschnitt vorbereitet. Der Künstler ahmt dem großen Weltenschöpfer nach (Vgl. Jacobis „Tempel“ I. 233); daher ist das Menschengeschlecht glücklich, wo die Kunst weilet, versinkt dagegen in Elend, wo sie flieht. — II. 351 bis 396. Es war eine schreckliche Zeit der Rohheit und Barbarei eingetreten; die Kunst floh aus dem Orient in das Abendland und brachte Freiheit und Anerkennung der Menschenrechte. Nicht der Wissenschaft, sondern der Kunst ist die edlere Gestaltung unsers europäischen Lebens zu verdanken. — 397 — 442. Denn die Kunst umschließt des Geistes unermeßnes Reich; und was der Denker nur irgend in des Wissens Land erforscht, das wird durch die Kunst erst zum Allgemeingut der Menschheit (Vgl. das Epigramm „Der gelehrte Arbeiter“ II. 98). Und so wird einst der Mensch das Höchste erreichen und er wird erkennen, daß die Schönheit auch die Wahrheit sei. — Schluß 443 — 481. Der Dichter wendet sich wiederum an die Künstler. In Eure Hand, sagt er, ist der Menschheit Würde gegeben; daher bewahret sie, sie sinkt und hebt sich mit Euch. Die verfolgte Wahrheit flüchte sich zum Gedichte; bei den Musen wird sie Schutz finden und sich am feigen Verfolger furchtbar rächen. Erhebt Euch über Eure Zeit und laßt in Eurem Spiegel die bessere aufdämmern. Ermahnung an die Künstler, zusammenzustehen für die hohe Aufgabe, die ihnen zu Theil geworden ist, für die Veredlung des Menschengeschlechts[1].

„Das Ideal und das Leben“ (II. 82) hatte bei seinem ersten Erscheinen die Ueberschrift: „Das Reich der Schatten“; in der zweiten Ausgabe hieß es das „Reich der Formen“; und endlich gab ihm der Dichter die jetzige Ueberschrift. Daß beide frühern Titel ganz passend waren, wird sich aus der nähern Beleuchtung des Gedichtes selbst ergeben; Schiller änderte sie, weil sie doch zu Mißverständnissen Anlaß geben konnten oder den Inhalt und den durch das ganze Gedicht verbreiteten Gegensatz nicht so kräftig aussprachen, als die zuletzt gewählte Ueberschrift. Str. 1. Das Leben der Götter ist ein vollkommenes und vollendet glückliches, denn sie verbinden das äußere, das Sinnenglück mit dem innern, dem Seelenfrieden. Der Mensch kann in seiner Beschränktheit nur das Eine oder das Andre erringen; er muß sich zu dem Einen oder dem Andern entschließen[2]) Str. 2. Will der Mensch auf Erden schon des seligen Zustandes der Götter theilhaftig werden, so muß er sich von dem Einfluß dieses Lebens frei zu erhalten suchen, er darf kein sinnliches, sondern nur ein höheres geistiges Interesse an den Dingen dieser Welt nehmen. — Str. 3. Denn nur das Körperliche ist der Vergänglichkeit unterworfen; aber die Gestalt, die Form, das Ideal ist ewig und unvergänglich; nach diesem soll daher der Mensch rastlos streben[3]) — Str. 4. Im Reich des Ideals erscheint der Mensch, von allem Irdischen befreit, in der höchsten Vollendung, deren die abgeschiedenen Seelen in der andern Welt theilhaftig sind und die der Mensch besaß, ehe er auf die Erde verwiesen worden. Denn wenn in der Wirklichkeit der Kampf zwischen der äußern Nothwendigkeit und der geistigen Freiheit ewig unentschieden bleibt, so ist im Reiche des Ideals der Sieg schon entschieden. — Str. 5. Im Leben bietet der Sieg nur vorübergehende Ruhe, bald muß der gewaltigste Held zum neuen Kampfe

---

1) „Die Musen“ von Conz (II. 253) eine Elegie, welche zu den schönsten Produktionen dieses Dichters gehört, drückt die Idee von dem sittlichen Einflusse der Künste auf die Entwickelung der Menschheit auf eine eigenthümliche Weise aus. Die Musen kommen weinend vor Jupiters Thron, bittere Klagen gegen die Menschen erhebend, welche in ihrer großen Mehrheit die wohlthätige Erscheinung der Göttinnen nicht nur nicht anerkennen, sondern diese vielmehr mit Verleumdungen überhäufen. Jupiter sucht sie zu beruhigen; er fordert sie auf, zur Erde zurückzukehren, und mit den Verirrungen der Menschen Geduld zu haben, da ihr Wirken doch einst würde vom schönsten Erfolg gekrönt und von den Menschen lebhaft und dankbar anerkannt werden.

2) Vgl. Die „Gränzen der Menschheit“ von Göthe. I. 513. —

Nach der ersten Strophe des oben erwähnten Gedichts folgte in der ersten Ausgabe eine andere, welche in der zweiten und den folgenden weggelassen wurde. Allerdings ist der Gedanke, welcher ihr zu Grunde liegt, nichts weniger als glücklich ausgedrückt, indem die Bilder auf keine Weise der darzustellenden Idee entsprechen; aber die Strophe war als Uebergang zum Nachfolgenden doch wesentlich. Denn es war in ihr die ganz passende Frage aufgeworfen, ob denn keine Möglichkeit für den Menschen da sei, das höhere Glück der Götter zu erreichen, und diese Frage war im Allgemeinen bejaht, wodurch denn die nachfolgende weitere Ausführung dieser Bejahung schön vorbereitet wurde.

3) Die in der ersten Ausgabe folgenden zwei Strophen entfernte der Dichter in der zweiten Bearbeitung, und zwar mit vollem Recht, weil sie doch nur allzubreite Ausführungen des unmittelber vorher ausgedrückten Gedankens enthielten. Als Erläuterungen des Gedichts sind sie dagegen von großem Werth.

eilen; nur im Ideal erringt er das Ziel. — Die folgenden Strophen stellen den Gegensatz zwischen der Wirklichkeit und dem Idealen, den einzelnen Lebensverhältnissen und Situationen anschaulich dar, indem je zwei Strophen, deren erste das reale Leben, die zweite das ideale schildert, zu einer Periode verbunden werden. Str. 6. 7. In der Wirklichkeit findet ein unaufhörliches Ringen feindlicher Kräfte Statt; der Schwache muß dem Starken unterliegen. Im Reiche des Idealen, „in der Schönheit Schattenlanden“ sind alle feindlichen Kräfte versöhnt, es herrscht Ruhe und Friede. — Str. 8. 9. In der Wirklichkeit muß der Künstler wie der Denker mit dem Stoffe ringen, der nur durch rastlose Thätigkeit bezwungen werden kann; im Reich des Idealen steigt das Bild vollendet und ohne Mühe aus dem Gemüthe hervor (Vgl. „Die Gunst des Augenblicks“ II. 6. Str. 6. 7. und „das Glück“ II. 35. Vers 59—66). — Str. 10. 11. In der Wirklichkeit verschwindet auch die kräftigste Tugend vor den strengen Anforderungen der höheren Sittlichkeit; im Reich des Idealen erhebt sich der Mensch über die Nothwendigkeit und den Zwang des Gesetzes, indem er dasselbe freiwillig in sich aufnimmt, und eben dadurch verschwindet auch der Abstand, der ihn im realen Leben niederbeugt. — Str. 12. 13. In der Wirklichkeit muß der Mensch dem Leiden unterliegen; im Reich des Idealen wird auch der Schmerz Gegenstand höhern Genusses. — In den beiden letzten Str. (14 und 15) concentrirt sich alles bis dahin Ausgesprochene in dem schönen Bilde des im Leben kämpfenden Herkules, der endlich, von allem Irdischen entkleidet, zur Göttlichkeit emporsteigt. —

Wir haben noch der kleineren didaktischen Gedichte zu erwähnen, welche sich auch eng an einander schließen. „Die Sprüche des Confucius“ (II. 91) enthalten Lebensregeln. Im ersten ermahnt der Dichter zur weisen Benutzung der Zeit; im zweiten ist die dreifache Ausdehnung des Raums als Sinnbild menschlichen Strebens dargestellt. „Licht und Wärme“ (II. 13) verlangt, daß sich der Lebenserfahrung die Gemüthsinnigkeit beigeselle (Hoffmeister); in „Breite und Tiefe“ (II. 13.) spricht der Dichter aus, daß das Große nur durch ernstes Sammeln aller Kräfte zu Einem Ziele erreicht werden könne, was durch das schöne Bild in der letzten Strophe trefflich veranschaulicht wird. — Die edle Gesinnung des trefflichen Dichters, die sich nie verläugnete, finden wir in den „Worten des Glaubens“ (II. 12) mit eben so viel Herzlichkeit als Klarheit ausgesprochen. Freiheit, Tugend und Gott, das sind die Ideen, welche den Menschen zum Menschen stempeln; so lang er den Glauben an dieselben in seinem Herzen bewahrt, wird er nie seine Würde verlieren, nie von der ihm angewiesenen Höhe herabsinken. Eine Ergänzung oder Fortsetzung dieses Gedichtes hat Schiller in der „Worten des Wahns“ (II. 12) gegeben, in denen er gegen falsche und beschränkte Auffassung des Lebens warnt. Man soll nicht erwarten, daß hienieden das Gute aus dem Kampf mit dem Bösen siegreich hervorgehen, man soll nicht glauben, daß das äußere Lebensglück sich jemals mit dem Edeln vereinigen werde; man soll endlich nicht hoffen, daß die Wahrheit sich dem schwachen Auge der Sterblichen enthüllen könne. Wer solchen trügerischen Hoffnungen sich überläßt, muß zuletzt alle Lebenskraft und allen Lebensmuth verlieren, weil er sich immer wieder in seinen Erwartungen getäuscht finden wird, und er endlich den Glauben an das Gute und Wahre selbst aufgibt. Diesen Glauben sollen wir bewahren, denn das Gute lebt immer in uns selbst, wenn es auch im äußern Leben nicht zum Sieg gelangt. — —

Als Epigrammendichter nimmt Schiller eine hohe Stellung ein; seine hiehergehörigen Dichtungen gehören sowohl wegen der durchaus gelungenen Form als wegen der in ihnen ausgesprochenen Ideen voll Tiefe und sittlicher wie poetischer Bedeutung zu dem Vollkommensten, was wir in dieser Dichtungsart besitzen. Die wichtigsten derselben sind bei Gelegenheit entweder erläutert oder angeführt worden, weshalb wir sogleich zu einem andern Abschnitte übergehen können.

3. Epische Poesie.

Parabel. — Allegorie. — Räthsel. — Romanze.

Wir wenden uns zunächst zu den Parabeln und Allegorien, weil diese ihrem Inhalte nach an die lyrischen und didaktischen Gedichte sich anschließen; der Dichter wollte in ihnen und durch sie die Ideen über Poesie und Kunst, über das Verhältniß des Idealen zum Realen, die ihn so ausschließlich beschäftigten, zur künstlerischen Anschauung bringen. — „Das Mädchen aus der Fremde“ (II. 43) schildert die Poesie und ihre Wirkungen auf das menschliche Gemüth; göttlichen und geheimnißvollen Ursprungs, beglückt sie die Menschen durch ihre mannigfaltigen Gaben; reicher, als selbst der Frühling, theilt sie Blumen und Früchte zugleich aus (Vgl. Rückert, „Frühling und Dichter“ II. 579), und Niemand wird von ihr übergangen, Alle erfreuen sich ihres segensreichen Einflusses. Vorzugsweise aber werden die Liebenden von ihr bedacht, wie sie denn auch am meisten dem prosaischen Treiben entfremdet sind[1]. — „Die Theilung der Erde (II. 42) und „Pegasus im Joche“ (II. 44), schildern das Mißverhältniß des Dichters zum Leben und den Trost, den ihm dagegen seine höhere Natur gewährt. Im letztern findet ein Biograph Schillers eine fortgesetzte Anspielung auf das Schicksal, mit dem er selbst zu kämpfen hatte, bis es sich endlich durch die Bekanntschaft mit Göthe zum Bessern gestaltete. Im „Verschleierten Bild zu Sais“ (II. 41) erkennen wir die Idee, welche der Mythe vom Sündenfall und dem Göthe'schen Faust zu Grunde liegt. Der Mensch soll nach Wahrheit streben, höher als die Wahrheit steht aber die Sittlichkeit; daher soll man nicht auf Kosten derselben zu jener zu

---

1) Eine andere Erklärung dieser Allegorie siehe in „Schillers Haus von Gohlis“ von Beck (II. 763. Str. 10.) Obgleich die daselbst gegebene Deutung gewiß nicht die richtige ist, so kann man doch nicht läugnen, daß der Dichter die Schillerische Parabel recht geistreich zu seinem Zwecke gebraucht hat.

gelangen suchen (Vers 84. 85). — An die eben genannten Gedichte schließen sich diejenigen an, welche Schiller unter der gemeinschaftlichen Ueberschrift „Parabeln und Räthsel“ zusammengefaßt hat. Warum wir diese Gedichte hier erwähnen, wird aus dem folgenden klar werden; denn an und für sich möchte das **Räthsel** doch wohl am füglichsten zur didaktischen Poesie gerechnet werden können, gerade wie das Epigramm, mit dem es überhaupt viele Aehnlichkeit hat. Denn das Räthsel ist, recht betrachtet, doch nichts Anderes als eine Inschrift auf irgend einen Gegenstand, es stimmt mit der Art von Epigramm zusammen, in welchem ein bedeutendes Objekt durch Angabe seiner wesentlichsten Eigenschaften geschildert wird. Nur darin ist es vom Epigramm verschieden, daß dieses dahin strebt, den Gegenstand zur schnellsten Anschauung zu bringen, während das Räthsel ihn so darzustellen sucht, daß er dem Leser nicht sogleich, sondern erst nach größerer oder geringerer Bemühung anschaulich wird. Aus dieser Verwandtschaft ist es erklärlich, warum gar manche Epigramme als Räthsel gelten könnten, wenn man ihnen die Ueberschrift nimmt (z. B. „Kolumbus“ von Schiller II. 96), oder wenn nur einzelne Bezeichnungen verwischt oder verändert werden (z. B. „Odysseus“ II. 95), während wiederum Räthsel zu vollkommenen Epigrammen werden könnten, sobald nur das ganz Formelle der Räthsel, z. B. die Aufforderung zu errathen, getilgt würde (wie das siebente Räthsel von Schiller). — Das Räthsel hat also die Aufgabe, irgend einen Gegenstand anschaulich darzustellen; es müssen daher, wie bei jeder Schilderung die wesentlichsten Eigenschaften und Merkmale desselben hervorgehoben und zusammengestellt werden, so daß aus ihrer Vereinigung ein vollständiges, anschauliches Bild des geschilderten Objektes entstehe. Das Räthsel hat aber auch die fernere Aufgabe, daß der geschilderte Gegenstand nicht sogleich zur Anschauung gelange, nicht mit Einemmale erkannt werde. Daher muß der Dichter unter den Merkmalen vorzugsweise solche wählen, welche einander zu widersprechen scheinen (wie in Nro. 2), oder welche auch einzeln — nicht aber in ihrer Vereinigung — andern Gegenständen und zwar solchen, die allgemein bekannt sind, auf die man leicht und schnell verfällt, beigelegt werden könnten, so daß der Leser unmerklich von dem eigentlichen Objekte abgeführt wird. Diese letztere Eigenschaft des Räthsels entrückt es so ziemlich aus der Sphäre der Poesie, es wird dadurch zu einem bloßen Spiele des Witzes; durch die erste allein kann es eine poetische Gestaltung erhalten [1]). Diese hat denn auch Schiller vorzugsweise hervorgehoben, ja er hat die zweite beinahe in allen seinen Räthseln außer Acht gelassen. Statt nämlich solche Merkmale anzugeben, die auch andern Gegenständen zukommen könnten, hat er das geschilderte Objekt überhaupt durch ein anderes angedeutet, und so hat er eigentlich Parabeln im engsten Sinne gedichtet, d. h. zwei Gegenstände zusammengestellt und verglichen. Es sind Gleichnisse, die er uns gibt, welchen er aber mehr oder weniger die äußere Form des Räthsels mitgetheilt hat; es zeigt sich eine glückliche Vereinigung von Gleichniß und Räthsel, weshalb denn Göthe von ihnen ganz richtig bemerkt: „Ihre Räthsel haben den schönen Fehler, daß sie entzückte Anschauungen des Gegenstandes enthalten, worauf man fast eine neue Dichtungsart gründen könnte“ [2]).

Ueber die einzelnen im Texte mitgetheilten Räthsel werden folgende Bemerkungen genügen. Das erste ist der Regenbogen, dessen schöne Erscheinung Schiller oft glücklich benutzt hat (vgl. „die Gunst des Augenblicks“ II. 6. Str. 8. den „Spaziergang“ II. 24. V. 127. 128); das zweite ist das Auge; es ist, wie gesagt, unter allen dasjenige, welches am meisten dem eigentlichen Räthsel sich annähert. — Die Vergleichung des Mondes und der Sterne mit einem Hirten und seiner Heerde (im dritten Räthsel) ist äußerst lieblich durchgeführt. Der Hund und der Widder mögen wohl der Morgen- und Abendstern sein; wenigstens widerstrebt dem Gefühle, anzunehmen, daß es die unter jenem Namen bekannten Sternbilder seien, da der Dichter dadurch die allegorische Beziehung ganz verlassen hätte. Das vierte ist die Welt, das fünfte ohne Zweifel Tag und Nacht; beide sind übrigens weniger gelungen, als die übrigen. Das sechste war zuerst in der „Turandot“, wie dieses Drama überhaupt die Gelegenheit zur Räthseldichtung gegeben haben mag. Die Auflösung wird daselbst in folgender Weise gegeben:

„Dies zarte Bild, das in den kleinsten Rahmen
Gefaßt, das Unermeßliche uns zeigt,
Und der Krystall, in dem dies Bild sich malt,
Und der noch Schön'res von sich strahlt:
Es ist das Aug', in das die Welt sich drückt,
Dein Auge ist's, wenn es mir Liebe blickt.“

Daß das siebente — die chinesische Mauer — an das Epigramm erinnert, ist schon erwähnt worden. Zu den besten endlich gehört das achte — der Blitz —, „dessen besonderes Verdienst in der sinnreichen Darstellung liegt, nach welcher die besondern Eigenschaften der elektrischen Kräfte räthselhaft erscheinen, wie in den Worten „Der Harnisch lockt sie an — Es stirbt im eignen Feuer“ [3]).

In allen lyrischen und didaktischen Gedichten Schillers herrscht die Idee so mächtig vor, daß auch da, wo es dem Dichter gelingt, dieselbe in eine schöne und ansprechende objektive Welt und Form zu kleiden, der Geist doch immer unwillkürlich von dieser abgezogen und zur Betrach-

---

1) Vergleiche die poetische Darstellung des Räthsels in Göthes „Alexis und Dora“ (I. 515. V. 25 ff.)

2) Briefwechsel zwischen Schiller und Göthe. Bd. 6. S. 85.

3) Aus einer Abhandlung über „Schillers Parabeln und Räthsel“ im „Neuen Teutschen Merkur“ Jahrg. 1809. Bd. III. S. 231 ff., welche, wenn ich nicht sehr irre, von Ad. Gottl. Lange ist, und in dessen „Vermischten Schriften“ Lpz. 1832 wieder abgedruckt wurde. — Dieser nämlichen Abhandlung zufolge ist im achten Räthsel ein Druckfehler, der sich durch alle Ausgaben hindurch fortgepflanzt hat; Str. 5. Zeile 2. muß es heißen „nie gedroht“, statt „nur“. Daß „nie“ einen weit bessern Sinn gibt, leuchtet von selbst ein.

tung des Gedankens gezwungen wird. Dieser bietet aber oft so viele Schwierigkeiten dar und erfordert ein so scharfes Nachdenken, daß man kaum dazu gelangt, an die heitere Beschauung der Kunstform zu denken. Die Verschiedenheit der Schillerschen und Götheschen Dichtungen geht schon daraus hervor, daß der Leser in einer ganz verschiedenen Stellung zu ihnen steht, auf einem andern verschiedenen Wege zu ihrem vollkommenen Verständniß gelangt. Die Götheschen Gedichte gewähren ihm sogleich ein in sich vollendetes und abgeschlossenes Gemälde des Lebens, das an und für sich die höchste Befriedigung gewährt, auch wenn man die höhere, in ihnen liegende Idee nicht begreift (S. oben S. 210); die Befriedigung wird bei jeder neuen Betrachtung gesteigert, weil sich immer neue Reize entfalten, weil sie, wie das Bild des Pygmalion, zum höchsten Leben gelangen, wenn man sie mit warmer Liebe umfaßt. Bei Schiller hingegen tritt uns beim ersten Anblick der kalte abstrakte Gedanke entgegen, den wir erst mit Anstrengung bezwingen müssen, ehe wir die Schönheit der Form mit Ruhe betrachten, und uns an ihr erfreuen können. Nicht selten zwar reißt er uns durch die edle Begeisterung seiner erhabenen Seele mit sich fort; aber eben gerade deshalb verlieren wir uns selbst, und am Ende bleibt uns nur ein leeres Gefühl, nur eine dunkle Ahnung von dem, was der Dichter darstellen wollte. Mit einem Worte, in den lyrischen und didaktischen Gedichten Schillers finden wir eine große poetische Natur, aber wir vermissen den eigentlichen Künstler, „der den großen Künstler nachahmt" (die Künstler. II. 76. V. 335), welcher sich in den äußern Erscheinungen des Lebens und der Natur offenbart. Dieser Mangel an künstlerischer Gestaltung beruhte bei Schiller auf dem Gegensatze des Realen und Idealen, den er so oft und so mannigfaltig aussprach; denn weil nach ihm das Ideale der Wirklichkeit widerstrebte, so konnte es sich auch nicht in eine äußere Erscheinung einzwängen lassen; höchstens konnte diese als Bild zur Erklärung gebraucht werden (wie in der Macht des Gesanges) oder als Anhaltpunkt, von dem aus man zur Idee gelangen konnte (wie im Spaziergang). Allmählig aber trat dieser schneidende Gegensatz zurück, besonders als Schiller, durch Göthe geleitet, in die Natur und das Leben tiefer blicken lernte — denn bis dahin war ihm Beides eigentlich ganz unbekannt geblieben. Er sah nun ein, daß auch in der äußern Erscheinung, in der ihm früher verhaßten Realität die Welt des Idealen verborgen liege, und es nur darauf ankomme, sie aufzufassen; er begriff, daß es eben Sache und Aufgabe des Künstlers, insbesondere aber des Dichters sei, die mangelhafte Erscheinung des Realen zu besiegen und durch seine Schöpfungskraft eine neue reale Welt zu bilden, welche der Welt des Idealen entspreche, und diese besser offenbare, als es der Abstraktion jemals gelingen könne, selbst wenn sie in poetisches Gewand sich einhülle. Als Schiller endlich zu dieser bessern Anschauung gekommen war, gelangte sein hohes Talent zur höchsten Blüthe; die ersten Früchte waren seine kleinen epischen Dichtungen, welchen bald seine großen dramatischen Schöpfungen folgten. Wie sehr Göthe bemüht war, seinen Freund auf den richtigen künstlerischen Standpunkt zu heben, ersehen wir aus seinem Gedichte „die Metamorphose der Pflanzen" (I. 554), welches zunächst die Bestimmung hatte, die Identität des Realen und Idealen zur klaren Anschaulichkeit zu bringen.

Indem aber Schiller zur objektiven Poesie überging, mußte er, durch den Gang seiner Entwickelung gebunden, vorzugsweise und zuerst diejenige Form ergreifen, welche selbst aus der Idee hervorgegangen ist. Wir haben oben (S. 197) gesehen, daß die **Romanze**, der Ballade gegenüber, den epischen Stoff vom Standpunkt des freien Selbstbewußtseins auffaßt, daß ihre Personen daher als Träger einer höhern, die Natur und das Leben beherrschenden Idee erscheinen. Indem nun die Romanze das Leben und dessen Erscheinungen als Resultate und Offenbarungen einer höheren im Menschen liegenden Idee darstellt, hat sie sich recht eigentlich die Versöhnung des Idealen mit der Wirklichkeit zur Aufgabe gemacht, und da wir gesehen haben, daß diese Versöhnung im poetischen Leben unsers Schillers sich aussprechen wollte, so war keine Form dazu geeigneter, als gerade die Romanze. Während die Ballade an einen bestimmten Stoff und an eine bestimmte Form der Darstellung gebunden ist, so hat dagegen die Romanze einen unendlichen Spielraum. Alle Zustände und Begebenheiten des menschlichen Lebens, in so ferne sie nur als Ergebnisse einer leitenden Idee erscheinen, können in ihren Kreis gezogen werden; somit beherrscht sie nicht nur das ganze geschichtliche Leben aller Völker und aller Zeiten, sie kann auch in die Sagenwelt zurückgehen, so bald sie in der Sage die Idee zu bannen und klar auszusprechen weiß, welche das Volkslied und mit ihm die Ballade nur ahnt und auch nur als Ahnung vorüberschweben läßt. Aus dieser Bedeutung der Romanze ergibt sich ferner, daß der Dichter den epischen Stoff nicht in der Einfachheit wiedergeben darf, wie er ihm überliefert worden ist; er kann sich nicht damit begnügen, die äußere Welt getreu und künstlerisch abzuspiegeln; die Unmittelbarkeit der Anschauung, auf welcher die Ballade beruht, ist bei der Romanze rein unmöglich. Denn der Dichter will ja die irgend einer Begebenheit zu Grunde liegende Idee verherrlichen, er will sie zur vollständigsten Klarheit erheben, nicht bloß fühlen oder ahnen lassen. Er muß daher den überlieferten Stoff neu schaffen, ihn so gestalten, daß der in ihm lebende Gedanke die größtmöglichste Verkörperung und Anschaulichkeit gewinne. Der Dichter muß durchaus ein mit dem freiesten Selbstbewußtsein gestaltender Künstler sein. In der Ballade bildet die That den Mittelpunkt des Gedichts; der Dichter hat somit vorzüglich darauf zu wirken, daß diese in ihrer ganzen Gewalt und Größe sich herausstelle; die Motive, aus denen sie hervorgegangen, die Wirkungen, welche sie hervorgebracht, Alles dies kommt bei der Ballade nicht in Betrachtung, es liegt außerhalb ihres Bereichs. — Bei der Romanze hingegen ist gerade dieses das Wesentliche, weil in den Motiven und den Wirkungen das Eingreifen und Walten der Idee sich herausstelle. Somit wird der Dichter vorzugsweise auf die künstlerische Anordnung des Stoffs, auf die Compo-

sition sein Augenmerk richten müssen, damit schon durch die wechselseitige Stellung und Beziehung der einzelnen Begebenheiten die Idee klar und lebendig hervortrete. Aus demselben Grunde muß er ferner diejenigen Thatsachen und Erscheinungen, welche für die Entwickelung des Ganzen von einflußreicher Bedeutung sind, durch eine anziehende und wirksame Darstellung in den Vordergrund stellen; er muß suchen, durch schönen und dem Gegenstande anpassenden Strophenbau, durch Lebhaftigkeit, Reichthum und Wohllaut der Sprache die unendliche Mannigfaltigkeit des regsamen Lebens, das er uns vorüberführen will, zur höchsten Anschaulichkeit zu bringen.

Betrachten wir die Schillerschen Romanzen mit Rücksicht auf die oben mitgetheilten Bemerkungen, so ist es klar, daß sie im höchsten Grade alle die Bedingungen erfüllen, die man an solche Dichtungen machen kann. Wie sie die ersten sind der Zeit nach, so sind sie auch bis jetzt unübertroffen, und werden es so lange bleiben, als nicht ein anderer Dichter den nämlichen Entwickelungsgang durchmacht, d. h. aus dem langen Kampfe der Idee mit der Wirklichkeit siegreich hervorgeht und beide Welten in sich zur schönsten Versöhnung bringt.

„Der Taucher“ (II. 56) ist die erste Romanze, welche Schiller dichtete, und zugleich eine der vortrefflichsten. Wir heben zuerst die meisterhafte Composition hervor. Der König steht, von seinem Hofe umgeben, auf einer Klippe, von der aus er den furchtbaren Strudel überblicken kann. Von Neugierde gereizt, zu wissen, wie es in der Tiefe aussehen möge, wirft er einen goldnen Becher hinab, und verspricht ihn dem als Belohnung, der ihn wiederzubringen wage. Doch erst als er die Aufforderung zum drittenmale wiederholt, tritt ein Edelknabe, von Ehrbegierde angetrieben, aus dem Kreise hervor. Erst jetzt, als er an des Felsen Hang hintritt, beschreibt der Dichter den Strudel; hätte er es früher gethan, würde die Schilderung nicht die halbe Wirkung hervorgebracht haben, die jetzt in ihr liegt, da die ungeheuere Naturerscheinung nicht mehr als abgeschlossen für sich dasteht, sondern in die engste Beziehung zum Helden des Stücks gebracht ist, so daß wir dieselbe nunmehr auch mit Rücksicht auf die Empfindungen und Gefühle betrachten, von denen der Edelknabe bei dem Hinabblicken ergriffen worden sein muß. Endlich stürzt sich der Edelknabe in den Strudel und geheimnißvoll schließt sich der Rachen über dem kühnen Schwimmer. Die Lücke, welche bis zum Wiedererscheinen des Muthigen in der Erzählung entstehen muß, weiß der Dichter vortrefflich auszufüllen, indem er die Gefühle ausspricht, welche die herumstehende harrende Menge bewegten; dadurch wird zugleich das Ungeheure des Unternehmens noch anschaulicher dargestellt, und die Angst und Erwartung des Lesers gesteigert. Das wiederkehrende Getöse zieht die Aufmerksamkeit der Zuschauer wieder auf den Strudel; der Jüngling kommt wieder zum Vorschein; er hält den Becher in der Linken. Unter dem Jubel der Menge wendet er sich zum König, zu dessen Füßen er sinkt. Dieser winkt der Tochter zu, dem Erschöpften den Becher mit stärkendem Weine zu füllen. Und so hat der Dichter durch das einfachste Mittel eine Person in den Vordergrund gestellt, welche auf die fernere Entwickelung der Begebenheit von dem größten Einflusse ist. Der Jüngling erzählt das Ungeheuere, das er gesehen; die Neugierde des Königs wird dadurch noch mehr gesteigert; er sucht den Jüngling durch weitere Versprechungen zu bewegen, das Gräßliche noch einmal zu wagen. Dieser aber hatte sich nicht der Belohnung wegen in den Rachen des Strudels gestürzt; der Wunsch, unsterbliche Ehre zu erwerben, hatte ihn allein dazu bestimmen können. Dieser Beweggrund konnte ihn nicht mehr reizen, daher mußte der Dichter ein neues Motiv hervorsuchen, das den Edelknaben bewegen konnte, sich zum zweiten Male der Gefahr Preis zu geben; dieses Motiv mußte das frühere an Macht noch überbieten, weil der Jüngling das Wagniß in seiner ganzen Furchtbarkeit hatte kennen lernen. Die Tochter des Königs bittet den Vater, von seinem Vorhaben abzustehen; sie thut es auf eine Weise, daß sie ihre Liebe zum muthigen Jüngling verräth. Der König bemerkt es, und er verheißt ihm die liebliche Jungfrau zur Gemahlin, wenn er den Becher zum zweitenmale heraufhole. Da ergreift es ihm die Seele mit Himmelsgewalt, von der Hoffnung getrieben, „den köstlichen Preis zu erwerben, stürzt er hinunter auf Leben und Sterben.“ Aber wenn auch die Brandung wiederkehrt, der Jüngling erscheint nicht wieder. Tröstend ist es, daß der Muthige, wenn auch im Tode erst, doch belohnt wurde, was der Dichter auf eine zarte, dem Charakter der Jungfrau entsprechende Weise zu verstehen giebt: „Da bückt sichs hinunter mit liebendem Blick.“ — Wie die Composition, so ist auch die Darstellung im höchsten Grade vollendet. Besonders hervorzuheben sind in dieser Beziehung die Schilderung des Strudels, wo jedes einzelne Wort von Bedeutung ist (man bemerke die fortgesetzte Onomatopöie, besonders in der 4. Zeile, wo das unaufhörliche Herumwälzen der Wogen äußerst glücklich dargestellt ist); auch die Satzbildung (das polysyndetische „und“) trägt zur Wirkung unendlich viel bei. Str. 13 ist die bange Erwartung und der freudige Jubel meisterhaft ausgedrückt. Nicht weniger glücklich ist die Erzählung des Jünglings in den einzelnen Momenten, besonders wo er das Grausen schildert, das ihn in der gräßlichen Einsamkeit (Str. 21) so mächtig ergriff. — Wenn der Begriff der Romanze hier in seiner ganzen Ausdehnung angewendet werden soll, so müssen wir noch eine höhere Idee finden, welche der Dichter durch seine Erzählung veranschaulichen wollte. Wie ganz objektiv der Dichter verfahren ist, sehen wir daraus, daß die Romanze ein vollendetes Kunstwerk, voll der ergreifendsten Wirksamkeit ist und in jeder Beziehung das höchste Wohlgefallen des Lesers erregt, selbst wenn er sich der Idee nicht bewußt wird, welche dem Ganzen zu Grunde liegt; noch mehr aber steigt die Bewunderung, wenn man diese Idee erkennt und sie nicht nur das gewonnene Wohlgefallen nicht zerstört, sondern dasselbe noch in bedeutendem Maße erhöht. Diese Idee ist aber von dem Dichter selbst angedeutet: „Der Mensch versuche die Götter nicht, Und begehre nimmer und nimmer zu schauen, Was sie gnädig bedecken mit Nacht und Grauen.“ Der Jüngling, der diese Warnung selbst aus-

spricht (Str. 16), vergißt sie, von der Macht der Liebe hingerissen, und eben dieses Vergessen bringt ihm den Untergang. —

Man soll die Menschen eben so wenig versuchen als die Götter. Dies ist die Idee, welche dem „Handschuh“ (II. 70) zu Grunde liegt. Weil Kunigunde die Liebe ihres Ritters auf eine frevelhafte Weise auf die Probe setzt, verliert sie ihn auf immer. Wie im Taucher ist es das Gefühl der Ehre, welches den Ritter in den Kampf mit der furchtbaren Naturkraft treibt; aber hier gehorcht der Held einer unabweisbaren, ihm durch seine Stellung im Leben gebotenen Nothwendigkeit, und als er dieser genug gethan, zieht er sich aus der Gefahr zurück; da nicht er der Versucher ist, durfte ihn der Dichter auch nicht untergehen lassen. — Der „Handschuh“ unterscheidet sich von Schillers übrigen Romanzen dadurch, daß er nicht in wiederkehrender Strophenform abgefaßt ist; aber wenn auch eine solche Form der Romanze vorzugsweise angemessen sein mag, so ist sie doch nicht unbedingt nothwendig, wenn nur der Dichter die übrigen Bedingungen erfüllt. Und dieß ist im höchsten Maße der Fall. Wie vollendet die Composition und die Ausführung des Einzelnen ist, zeigt wohl am schlagendsten die Vergleichung mit einem andern Gedichte, welches die nämliche Begebenheit darstellt, ich meine „Die Liebesprobe“ von Langbein (II. 433). Die Handlung des Ritters wird bei Schiller insbesondere dadurch als bedeutend und großartig dargestellt, daß zuerst eine ausführliche Schilderung der ungeheuern Thiere gegeben wird, so daß bei der lebendigen Anschauung, welche man von diesen gewaltigen Geschöpfen erhält, die Phantasie in die lebendigste Thätigkeit versetzt wird und das Gemüth des Lesers in Spannung und bange Erwartung geräth, noch ehe er weiß, in welche Beziehung die blutlechzenden Thiere zum Menschen kommen sollen. Langbein spricht ohne weitere Ausführung von einem Thiergefecht, und erwähnt nur ganz beiläufig den Löwen und den Tiger. Bei ihm ist das ferner zufällig, daß der Handschuh auf den Kampfplatz herunter fällt; die Aufforderung an den Ritter erscheint nur als ein muthwilliger Einfall des Augenblicks, welchem die Dame selbst keine weitere Wichtigkeit beilegt. Zwar sagt Schiller ebenfalls nicht ausdrücklich, daß der Handschuh mit Absicht heruntergeworfen worden sei, aber die Rede Kunigundens gibt auch dem Zufälligen die Bedeutung einer absichtlichen Handlung, und der Ritter muß, um seine Ehre zu sichern, das gräßliche Wagniß unternehmen. In der Langbeinischen Erzählung spricht sich diese moralische Nothwendigkeit nicht aus. Eben deshalb erscheint die Strafe auch als zu hart und unverdient; bei Schiller ist sie durchaus begründet. Daß Langbein von der Idee, welche Schillern bei der Bearbeitung leitete, keine Ahnung hatte, braucht nicht erst nachgewiesen zu werden. So erscheint bei Langbein Alles vom ersten Augenblick an bis zum Schluß als eine Reihe bedeutungsloser Zufälligkeiten ohne innern Zusammenhang, während bei Schiller Alles tief begründet ist. Der „Handschuh“ läßt auch darin die „Liebesprobe“ weit hinter sich, daß in jenem die handelnden Personen als bestimmt und fest gezeichnete Individuen erscheinen — in so ferne dieß nöthig war — was bei dieser nicht der Fall ist. Auch daß Schiller eine bestimmte Veranlassung des Thiergefechtes angibt, trägt zur Versinnlichung des Ganzen bedeutend viel bei, während der Mangel an solcher Bestimmung im Langbein'schen Stücke über die ganze Erzählung eine Unbestimmtheit verbreitet, die der epische Dichter vor Allem vermeiden sollte. Diese Vergleichung auch auf die Sprache auszudehnen, ist kaum nöthig; die kräftige, anschauliche Darstellung, die Fülle des Wohllauts und die meisterhafte Behandlung des Reims im „Handschuh“ sticht von der Unbeholfenheit des Ausdrucks und dem schwerfälligen, gesuchten Reim in der „Liebesprobe“ gar zu sehr ab.

Die altgriechische Ansicht, daß die Götter das übermäßige Glück des Menschen mit Neid ansehen, und dieser seinem Untergange um so näher steht, als das Glück ihn mit seinen Gaben zu überhäufen scheint, bildet den Grundgedanken im „Ringe des Polykrates“ (II. 49), welchen Schiller nach einer Erzählung des Herodot (Buch III. 39 ff.) gedichtet hat. Die Meisterschaft des Dichters, die einzelnen, abgerissenen Begebenheiten durch kunstvolle Verknüpfung zu Einem Ganzen abzurunden, und vermöge der dramatischen Behandlung der Darstellung die lebendigste Anschaulichkeit zu verleihen, beurkundet sich auch hier wiederum in hohem Grade. Die Vortrefflichkeit der Composition liegt besonders darin, daß Alles vor unsern Augen geschieht, daß ferner alle Begebenheiten, so weit es nur irgend thunlich war, d. h. bis zur 14. Str. auf Einen Zeitpunkt und Einen Raum zusammengedrängt sind, wodurch denn die größte Einheit und Klarheit gewonnen wird, und daß endlich das Schicksal des vom Glück verfolgten Polykrates nicht weiter erzählt, sondern nur geheimnißvoll angedeutet ist, was wie beim „Taucher“ eine nur desto größere Wirkung auf das mit Ahnung erfüllte Gemüth des Lesers hervorbringt. — — Indem wir zu den „Kranichen des Ibykus“ (II. 51), einer der vortrefflichsten Schöpfungen unsers Dichters, übergehen, müssen wir bedauern, daß die ursprüngliche Gestalt dieses Gedichts nicht auf uns gekommen ist, weil man durch Vergleichung derselben mit der uns bekannten Form die wichtigsten Resultate über die schaffende und erfindende Thätigkeit des Dichters rücksichtlich eines vorliegenden, aber zur poetischen Bearbeitung noch ungeeigneten Stoffs ziehen könnte. Zwar sind uns gerade in dieser Beziehung gar manche und wichtige Punkte im Briefwechsel zwischen Schiller und Göthe (Bd. 3 S. 217 ff.) angedeutet, aber diese Andeutungen betreffen, wie leicht zu begreifen, nur gerade das Hervorstechendste, und lassen uns über die Ausführung des Einzelnen beinahe ganz im Dunkeln. Wir wollen die Romanze in ihrer jetzigen Gestalt betrachten und so weit es möglich ist, die ursprüngliche Bearbeitung damit vergleichen. — Während die andern bis jetzt erwähnten Romanzen Einheit der Zeit und des Orts bewahrten (nur beim Ring des Polykrates ist sie nicht ganz durchgeführt), zerfällt die vorliegende in drei durch Zeit und Raum getrennte Abschnitte. Dies war nicht zu vermeiden, wollte der Dichter nicht gerade die bedeutendsten Motive aufopfern und so dem Gedichte die wirksamsten Schönheiten rauben. Uebrigens sind diese drei Abschnitte so

vortrefflich verknüpft, daß der Leser, beinahe ohne es zu ahnen, von dem einen in den andern hinübergeführt wird, und er insbesondere kaum Gelegenheit hat, zu bemerken, daß ein größerer oder kleinerer Zeitabschnitt zwischen ihnen liegt. Der erste Theil (Str. 1—6) macht uns mit Ibykus, seinem Vorhaben und seinem Tode bekannt; im zweiten (Str. 7—10) wird die Auffindung des Leichnams erzählt, und die Wirkung mitgetheilt, welche die Nachricht von dem Tode des allbeliebten Sängers auf das versammelte Volk der Griechen macht; der dritte endlich (Str. 11—23) stellt uns dar, auf welche Weise der Mord entdeckt und bestraft wird. Besonders auszuzeichnen ist der Uebergang zum dritten Abschnitte, der sich durchaus ungesucht und kunstvoll an den zweiten anknüpft. In der ersten Gestalt fehlten die Str. 2 und 3; sie sind auf Göthes Anrathen hinzugefügt worden, und allerdings hat das Ganze dadurch bedeutend gewonnen. Denn einerseits wird uns die Person des Ibykus selbst mehr veranschaulicht; wir werden durch die vortreffliche Darstellung der lautlosen Einsamkeit, in der sich der Sänger befindet, mit Ahnung des ihn ereilenden Schicksals erfüllt und endlich erhalten die jetzt schon erwähnten Kraniche eine höhere Bedeutung, da sie als mit dem Sänger gleichsam auf geheimnißvolle Weise eng verbündet dargestellt werden, so daß ihr späteres Erscheinen jetzt schon glücklich vorbereitet ist. Die äußerst gelungene Darstellung des Eindrucks, welchen die Nachricht von dem Tode des Ibykus auf das versammelte Volk macht, ist durchaus nothwendig, um das Interesse für den Ermordeten zu steigern. Wie im „Taucher" wird die Schilderung der Gefühle, welche im Volke rege werden, äußerst glücklich benutzt, um die Lücke in der Erzählung auszufüllen und zu einer neuen Scene vorzubereiten. Von der größten Anschaulichkeit ist die Ausmalung des überfüllten Theaters, so wie die Einführung des Chores von der größten Kunst zeugt. Die Schilderung der Eumeniden und deren Gesanges ist unübertrefflich schön; mit Recht sagt der Dichter von ihm, daß er „schalle, des Hörers Mark verzehrend."[1] Ebenfalls auf Göthes Anregung wurde die Str. 19, welche der ersten Bearbeitung fehlte, eingeschaltet. Die Wirkung des Chores wird dadurch anhaltender, wirksamer. Nun wird es recht deutlich, wie das plötzliche Erscheinen der Kraniche den Mördern alle Besonnenheit rauben mußte, so daß sie sich selbst der rächenden Gerechtigkeit in die Hände liefern, so wie gerade auch die fürchterliche Stille und Bangigkeit, die sich über das ganze Theater verbreitet hatte, dem, wenn auch nur leisen, Ausruf des Mörders die allgemeine Aufmerksamkeit zuziehen mußte. Der plötzliche Uebergang aus der ungeheueren Stille zur allgemeinsten Aufregung, der wie ein Sturm immer lauter und lauter brauste, ist von der größten Schönheit und Wirkung. — Die Idee, welche der Dichter in den Kranichen des Ibykus veranschaulichen wollte, ist offenbar die Macht des Gesangs auf das menschliche Gemüth, eine Idee, welche Schiller schon viele Jahre, ehe er diese Romanze dichtete, in den „Künstlern" (II. 11 V. 229 bis 231) und später in der „Macht des Gesanges" (II. 9. Str. 3) ausgesprochen hat. Ganz der Erfahrung und der Natur des menschlichen Herzens entsprechend hat der Dichter diese Macht der Kunst nicht als eine unmittelbare, das Gemüth des Verbrechers selbst ergreifende dargestellt, sondern als eine geheimnißvolle aufgefaßt, welche den Lasterhaften, ihm unbewußt und gegen seinen Willen, zur Enthüllung seiner verbrecherischen That zwingt. Conz hat in dem Gedichte „Gesanges Macht" (II. 255) die nämliche Idee darzustellen gesucht, aber die oberflächlichste Vergleichung zeigt, wie sehr diese Romanze hinter den „Kranichen des Ibykus" steht, auch wenn Sprache und Darstellung unberücksichtigt bleibt. Die unmittelbare Wirkung der Dichtkunst auf das verhärtete Gemüth des Räubers ist unwahr und abenteuerlich, und zwar um so mehr, als das mitgetheilte oder angedeutete Lied des Sängers selbst aller Wirksamkeit entbehrt. Wollte man aber auch die Möglichkeit eines unmittelbaren Einflusses des Gesanges auf die Seele annehmen, so müßte diese jedenfalls in einer dazu vorbereiteten Stimmung sein, der Verbrecher müßte sich in einer ungewöhnlichen Aufregung und Reizbarkeit befinden. Diese ist bei Schiller nicht bloß durch das ergreifende Auftreten der Rachegöttinnen vortrefflich motivirt, sie ist es vorzüglich auch dadurch, daß die That schon geschehen ist, und der Verbrecher, von dem eigenen Gewissen geängstigt, für jeden äußern Einfluß im höchsten Grade empfänglich ist. Alle diese Motive fehlen aber im Conzischen Gedichte, und offenbar nicht zu seinem Vortheil[2]. Die Romanze „Der Sänger im Palast" von K. E. Ebert (II. 750) steht ohne allen Zweifel viel höher, als die eben genannte von Conz, ob sie gleich, wie diese, die unmittelbare Wirkung des Gesangs auf das menschliche Gemüth darstellt. Denn erstens hat die Erscheinung des Sängers an und für sich schon etwas Bedeutendes, ja selbst Geheimnißvolles, so daß der König schon dadurch in eine gewisse Aufregung, und, ich möchte sagen, Bestimmbarkeit versetzt wird. Dann läßt uns der Dichter nur leise ahnen, was der Sänger gesungen haben mag. Indem er den Gesang verschweigt, der eine so gänzliche Veränderung im Sinne des Königs hervorbringen konnte, vermeidet er den Fehler, der oben bei Conz gerügt werden mußte; so bleibt es dem Leser selbst überlassen, das Geheimniß zu erforschen. Wenn dadurch eine vollständige Befriedi-

1) Vergleiche mit dieser ganzen Stelle den „Hain der Eumeniden" von Conz (II. 251. III. 114 f.).

2) Gustav Schwab hat in der vortrefflichen Erzählung „Johannes Kant" (II. 646) die unmittelbare Einwirkung eines edeln, gottbegeisterten Gemüths auf das verderbte Herz roher Menschen dargestellt. Dies konnte auch füglich geschehen; denn einmal war das Verbrechen vollendet, und es wurde bei den Räubern daher auch das schlummernde Gewissen leichter aus seinem Schlafe geweckt; und dann war es nicht etwas außer oder über ihrem Gesichtskreise Liegendes, das sie aus ihrer lasterhaften Ruhe aufschreckte sondern der unmittelbare Anblick eines von seinem zarten Gewissen gepeinigten Menschen, der ihnen gegenüber doch ein Heiliger war (Vgl. Herder, „Der gerettete Jüngling" I. 375).

gung allerdings nicht erreicht wird, wie es z. B. in den „Kranichen des Ibykus“ der Fall ist, so wird doch auch kein Mißfallen erregt, wie im Conzischen Gedichte. Diese Verschweigung ist freilich nur ein Kunstgriff; aber wir haben alle Ursache mit demselben zufrieden zu sein, weil er unsere Phantasie beschäftigt und dem unangenehmen Eindruck glücklich vorbeugt. — Einige andere Gedichte verwandten Inhalts („Arion“ von A. W. Schlegel II. 290 „Arion“ von Tieck II. 338 und „Des Sängers Fluch“ von Uhland II. 532) werden wir später näher betrachten; wir kehren jetzt zu Schiller zurück. „Der Graf von Habsburg“ (II. 68) schließt sich in so ferne an die „Kraniche des Ibykus“ und die andern bei Gelegenheit erwähnten Gedichte an, als auch hier die Macht des Gesanges veranschaulicht wird. Während aber in den Kranichen die Dichtkunst als rächende Gewalt erscheint, wird sie hier als belohnende Göttin dargestellt; wie sie dort den im Verborgenen verübten Mord an das Tageslicht zieht, damit er der verdienten Strafe verfalle, verkündigt sie hier die fromme Handlung, welche bei der Bescheidenheit des Kaisers unbekannt geblieben war. Daß dies wirklich des Dichters Absicht war und daß er nicht etwa bloß die Begebenheit an und für sich darstellen oder vielleicht die Idee aussprechen wollte, es finde jede schöne That auch hienieden ihren Lohn, das geht vorzugsweise aus den einleitenden Strophen hervor, welche die Macht der Dichtkunst mit großer Ausführlichkeit und entschiedener Absichtlichkeit besingen [1]). — In der Romanze „Der Sänger“ von Göthe (I. 538) spricht sich ungefähr der nämliche Gedanke aus, wie in den zuletzt erwähnten Schillerschen Gedichten: es soll die Bedeutsamkeit des Sängers und sein Verhältniß zum Leben dargestellt werden. Aber während Schiller die Ideen, welche seinen Romanzen zu Grunde liegen, durch Entwickelung einer Begebenheit veranschaulicht, während die Schicksale der dargestellten Personen den Leser in eine solche Gemüthsstimmung versetzen, daß die Idee, deren Träger das Gedicht ist, in seinem Innern lebendig und er sich ihrer mehr oder weniger bewußt wird; stellt uns Göthe nur einzelne Situationen dar, einzelne Gemälde, welche die Idee des Gedichts mehr andeuten, als wirklich veranschaulichen. Ich möchte den „Sänger“ mit einer Reihe von dramatischen Tableaux vergleichen, von denen jedes ein für sich bestehendes Ganzes ist, die aber doch nur in ihrer Vereinigung zu einem Ergebnisse gelangen. Dieses Ergebniß muß sich der Zuschauer endlich doch selbst in Worten aussprechen, um desselben mit Sicherheit bewußt zu werden; und so hat auch Göthe die Idee, welche er durch seine Gemälde veranschaulichen wollte, durch den Sänger selbst müssen aussprechen lassen, weil er nicht darauf rechnen durfte, daß sie außerdem zum vollständigen Bewußtsein gelangen würde. Das Gedicht ist daher der ganzen Anlage nach zwar zur Romanze zu zählen, aber in der Ausführung ist es verschieden und könnte wohl als Repräsentant einer eigenen Gattung gelten [2]). — In der „Bürgschaft“ (II. 54) mußte der Dichter, wie in den „Kranichen“ und aus den nämlichen Gründen, auf die Zusammendrängung der dargestellten Begebenheiten in einen einzigen Zeitpunkt und auf eine einzige Scene verzichten; aber auch hier ist ihm die ungesuchte und doch kunstvolle Verknüpfung der drei Theile des Gedichts vollständig gelungen, so daß es doch als ein einziges wohlgefügtes Ganzes erscheint. Der erste Theil der Romanze (Str. 1—5) enthält die Exposition; sie macht uns mit allen den Begebenheiten bekannt, welche die eigentliche Handlung herbeigeführt haben. Aber so inhaltreich diese Exposition auch ist, so schreitet sie doch äußerst schnell vorwärts, um nicht durch zu große Ausführlichkeit den wesentlichen Momenten zu schaden. Insbesondere ist die Kunst zu bemerken, mit welcher der Dichter in wenigen Zügen den Charakter der Hauptpersonen schon in den ersten Strophen gezeichnet hat. Die ganze Kraft des Gedichts concentrirt sich im zweiten Abschnitt (Str. 6—17). Denn da der Dichter in dieser Romanze die Freundestreue veranschaulichen wollte, so konnte es ihm nicht genügen, den Möros einfach in die Arme des ihn erwartenden Freundes zu führen; die Seelengröße seines Helden wäre dann nicht in ihrer ganzen Macht erschienen. Der Dichter mußte deshalb Hindernisse erfinden, welche, obgleich dem gewöhnlichen Menschen unbesiegbar oder ihn einschüchternd, den Möros nicht nur nicht zurückschrecken, sondern vielmehr seine Thatkraft aufs Höchste spannen; er mußte uns zeigen, daß Möros nicht blos bereit war, das gegebene Versprechen zu halten, sondern auch fähig, gegen das Schicksal selbst anzukämpfen, um den bürgenden Freund zu retten. Die Hindernisse, welche der Dichter zu diesem Zwecke erfunden hat, sind bis auf Eins durchaus glücklich gewählt. Möros sinkt nämlich, vor Ermattung und Durst verschmachtend, nieder; eine Quelle, die der Gott auf sein Flehen in seiner Nähe hervorsprudeln läßt (denn so muß die Stelle doch wohl verstanden werden), gibt ihm Erfrischung und neue Lebenskraft. Dieses Hinderniß scheint deshalb nicht gut erfunden, weil Möros es nicht durch eigne Kraft besiegen konnte, wie es bei allen übrigen der Fall ist und weil die Begebenheit ins Gebiet des Wunderbaren geführt wird, von dem sie im Uebrigen so ganz entfernt ist. Auch möchte die Frage aufgeworfen werden können, warum hat der Gott wohl dieses Mal, nicht aber auch früher, in einer eben so bedrängten Lage, des Jünglings Gebet erhört? Vortrefflich dagegen

1) Vergleiche die Reden des Kaisers und des Sängers mit den „vier Weltaltern“ (II. 6 Str. 1 ff.), und mit der „Macht des Gesanges“ (II. 9 Str. 1 u. 2).

2) Der „Sänger“ erschien zuerst im „Wilhelm Meister“, wo er aber einige Abweichungen darbietet, die aus Versehen im Texte nicht mitgetheilt sind, weshalb sie hier nachgetragen werden sollen.

1. 3. zu unserm Ohr — 7. Bring' ihn herein — **2.** 1. seid Ihr hohen Herrn — **3.** 2. Die vollen Töne — 3. Der Ritter schaute — 4 Die Schöne — 6. Ließ ihm, zum Lohne für sein Spiel, — 7. Kette holen. — **5.** 6. Laß einen Trunk des besten Weins — 7. In einem Glase bringen. — **6.** 1. Er setzt' es an, er trank es aus — 2. Der süßen Gabe! — 3. O dreimal hochbeglücktes Haus —

ist das letzte Hinderniß erfunden, durch welches des Möros Seelengröße beinahe noch anschaulicher hervortritt, als bei den frühern. Er widersteht den Bitten des ihm begegnenden Hausverwalters; selbst die Nachricht, daß der Freund schon für ihn geblutet habe, kann ihn nicht abhalten, dem Tyrannen entgegenzutreten. Zwar dürfte man sagen, daß er ja nach der Uebereinkunft Nichts mehr zu fürchten habe; aber erstens hat er in der ungeheuren Aufregung seiner Seele, die nur den Einen Gedanken fassen konnte, den Freund zu retten oder mit ihm zu sterben, gewiß an die Bedingungen des Tyrannen nicht gedacht, und dann darf man erwarten, daß er diesen, vielleicht durch einen neuen Angriff auf dessen Leben, gezwungen hätte, ihn mit seinem Freunde im Tode zu vereinigen. Die Str. 14, 15 sind außer den eben angegebenen Gründen noch aus dem weitern bemerkenswerth, daß der Dichter in ihnen die Vorgänge in Syrakus berühren konnte, ohne den Möros zu verlassen, welcher vielmehr in diesen Mittheilungen (die ihn übrigens in seiner Eile nicht aufhalten) neue Ursache findet, seine Anstrengungen zu verdoppeln. Der letzte Theil enthält die Katastrophe: Möros erreicht die Stadt, gerade wie der Freund an das Kreuz geschlagen werden soll. Die Nachricht seiner unvermutheten Ankunft dringt bis zum Tyrannen, der, die Kraft der wahren Freundschaft zum erstenmal ahnend, die beiden Freunde entläßt, mit der Bitte, ihn in ihren Bund aufzunehmen. Die Darstellung der Bürgschaft ist in jeder Beziehung vollendet. Wir machen vorzugsweise auf die dramatische Behandlung aufmerksam; Nichts ist erzählt, Alles tritt klar und lebendig vor unsere Augen. Die Sprache ist vortrefflich. Die bedeutungsvolle Kürze der ersten Strophen ist schon erwähnt; unübertrefflich ist die malerische Kraft der Schilderungen (z. B. Str. 6. zu vergl. mit Bürgers Lied „vom braven Manne"; Str. 13); ausgezeichnet endlich, wie in den eingewebten Reden des Möros die Angst, den Freund nicht mehr retten zu können, in jedem Worte, in jedem Laut, ja selbst im Satzbau ausgedrückt ist (Str. 8. 11, wo die That dem Worte, wie der Schlag dem Blitze folgt). Das Metrum ist überaus glücklich gewählt und eben so glücklich durchgeführt. — — Das elegische Gedicht „Deutsche Treue" (II. 31) kann als Seitenstück zur Bürgschaft hier erwähnt werden. In demselben wird, wie in der Romanze, die moralische Macht des gegebenen Worts auf das Gemüth des edlen Menschen veranschaulicht, welcher lieber auf äußere Ruhe und äußeres Glück verzichtet, als daß er seinem Versprechen untreu würde. Wie in der Bürgschaft Dionys, so tritt in der Deutschen Treue der Papst als Gegensatz auf; beide können die Seelenhoheit nicht begreifen, und eben dadurch tritt diese nur um desto glänzender hervor. — — Eine der großartigsten Schöpfungen Schillers ist der „Kampf mit dem Drachen" (II. 60), dessen kunstvolle Composition zunächst unsere Aufmerksamkeit auf sich zieht. Wie beim „Taucher", ja in einem noch höheren Grade sind hier die mannigfaltigsten in Zeit und Raum auseinander stehenden Begebenheiten zu einem einzigen Gemälde vereinigt worden. Der Dichter mußte zwar, um dazu gelangen zu können, der Erzählung sich bedienen; aber es wird bei näherer Prüfung bald klar, daß er nur diesen einzigen Weg hatte, um alle seine Zwecke zu erreichen. Hätte er die Romanze mit der Erzählung von dem Kampfe des Ritters begonnen, so wäre es immer schwierig gewesen, die spätere Begebenheit so anzuknüpfen, daß in der Darstellung keine Lücke entstanden wäre, weil der zwischen beiden Handlungen liegende Raum der Zeit und des Ortes zu groß ist. Aber wäre es dem großen Talente auch gelungen, diese Schwierigkeit zu besiegen, so hätte doch die wesentlichste Einheit, die Einheit der Idee, nicht erreicht werden können. Des Dichters Absicht ging offenbar nicht dahin, den gewaltigen Kampf als solchen und für sich darzustellen, er wollte vielmehr die Idee versinnlichen, daß es noch etwas Höheres gäbe, als den persönlichen Heldenmuth. Dieses Höhere aber, den wahrhaft christlichen Sinn, der in der freiwilligen und demüthigen Unterordnung der Persönlichkeit unter das höhere Gesetz besteht, in dem freudigen Gehorsam des Christen, auch da, wo seine Ansicht mit der der höheren Gebote nicht übereinstimmt, diese Idee, auf welcher der ganze Bestand der sittlichen Welt gegründet ist, hat der Dichter eben dadurch zur höchsten Anschaulichkeit gebracht, daß er die beiden Handlungen des Gedichts auf das Engste an einander schließt; die Grundidee tritt desto glänzender hervor, weil sie sogar den kühnen Heldenmuth überstrahlt, der, für sich betrachtet, unsere ganze Bewunderung und Liebe gewonnen hatte. Auch ist der Erzählung des kühnen Kampfes dadurch die größtmöglichste Lebendigkeit und dramatische Anschaulichkeit bewahrt, daß sie dem Jüngling selbst in den Mund gelegt ist. So erscheint sie nicht als eine äußere, dem Darsteller fremde Begebenheit, sie wird vielmehr zur unmittelbaren, vor unsern Augen sich entwickelnden Handlung. Auf dieselbe Weise erhielt die Erzählung des Edelknaben im Taucher größere Wirksamkeit, als wenn uns der Dichter dessen Abenteuer dargestellt hätte, weil wir diese in der engsten Verbindung mit der handelnden Person erblickten. Die Erzählung des Ritters in der vorliegenden Romanze ist von großer epischer Ausführlichkeit; alle Einzelnheiten sind umständlich, ja mit einer gewissen Breite erzählt, was sonst in den Schillerschen Romanzen nicht eben der Fall ist. Dies hat seinen nothwendigen Grund darin, daß es dem Jüngling daran liegen mußte, die ganze Größe und Bedeutung seines Unternehmens recht fühlbar zu machen, um die Schuld, deren er sich bewußt war, so viel als möglich in einem milderen Lichte darzustellen, weshalb er denn auch die Beweggründe ausführlich mittheilt, die ihn zur That gespornt hatten (Str. 7 und 8). Er legt namentlich besondern Werth auf die Vorbereitungen zum Kampfe, weil er glaubte, durch eine kluge Ausführung den Sinn des Gesetzes zu erfüllen (Str. 5). Doch können alle diese Motive den Meister nicht erschüttern; er sieht im Jüngling nicht den Wohlthäter und Retter, den das gesammte Volk in ihm preist; er erblickt in ihm nur den Feind des Ordens, der von eitler Ruhmsucht geleitet, den widerspänstigen Geist offenbart hat, „Der gegen Zucht sich frech empört, Der Ordnung heilig Band zerreißt", und in seiner Anmaßlichkeit „die Welt zerstört" (Str. 23). Die Wahrheit dieser Be-

merkungen erschüttert den Jüngling; seine glänzende Heldenthat verschwindet vor seinen eigenen Augen; sie erscheint ihm selbst als Frevel: gehorsam unterwirft er sich dem Ausspruche des Meisters; aber eben dadurch hat er den schönsten Sieg über sich selbst erkämpft; durch diese Selbstverläugnung ist er des Kreuzes wieder würdig geworden; denn es „ist der Lohn der Demuth, die sich selbst bezwungen." — — „Der Gang nach dem Eisenhammer" (II. 64) unterscheidet sich von allen übrigen Romanzen Schillers wesentlich schon dadurch, daß die Exposition nicht in den Gang der Begebenheit eingreift, sondern eine vorausgeschickte Zeichnung des Hauptcharakters, so wie dann die ruhige Darstellung der Verhältnisse vor dem Beginn der eigentlichen Handlung enthält. Dadurch tritt allerdings das Gedicht aus dem Gebiete der auf kunstvoller Composition gegründeten Romanze, und nähert sich mehr der einfachen Erzählung, welche die Begebenheiten schlicht und ohne höheren Zweck an einander reiht. Auch die übrigen Theile sind nur chronologisch geordnet. Doch paßt gerade diese Anordnung recht gut zum Inhalt und zur Absicht des Gedichts, welches die Idee darstellen will, daß Pflichttreue und Frömmigkeit den unmittelbaren Schutz Gottes genießt, so daß der Reine und Unschuldige selbst ohne sein Zuthun den größten Gefahren glücklich entgeht, während der Lasterhafte gar oft selbst in das Verderben stürzt, das er Andern bereiten möchte. Dieses Gedicht bestand in seiner ersten Anlage aus 24 Strophen[1]); doch ist nicht bekannt, welche erst später eingeschoben wurden; ich vermuthe, daß es diejenigen sind, welche die Beschreibung der Messe enthalten. Im ganzen Gedicht herrscht, wie schon erwähnt, eine fortlaufende Erzählung der auf einander folgenden Begebenheiten; in diesen Strophen allein wird die Erzählung unterbrochen. Nun darf man wohl voraussetzen, daß diese Schilderung erst später bei ruhigerer Prüfung eingeschaltet wurde, um die Zeit auszufüllen, welche der Jäger zu seiner Wanderung nach dem Ofen nöthig hatte. Zugleich wird dadurch der weitere Zweck erreicht, die Frömmigkeit des Jünglings recht glänzend erscheinen zu lassen. Vortrefflich ist die Beschreibung des Eisenhammers (Str. 11 und 12); von tiefem Kunstgefühl zeugt der Umstand, daß der Dichter Roberts Tod nicht vergegenwärtigt; endlich ist es dem Zwecke des Gedichts ganz angemessen, daß Fridolin in seiner hohen Unschuld Nichts von allen den Begebenheiten ahnt, deren Mittelpunkt er doch ist. Wir müssen uns sogar denken, daß er das gräßliche Ende seines Feindes, wie dessen Verleumdung, nie oder doch wenigstens nicht eher erfahren hat, als bis sein Geist schon zu männlicher Reife gediehen war; denn auf das zarte Gemüth des Jünglings hätten diese furchtbaren Geheimnisse zerstörend wirken müssen; er wäre unfehlbar aus seiner schönen, kindlichen Heiterkeit, aus seinem schönsten Glück unwiderbringlich gerissen worden. — — Die nämliche einfache Darstellung finden wir im „Ritter Toggenburg" (II. 59), der aber wie vom Eisenhammer und überhaupt von allen andern Romanzen darin wesentlich verschieden ist, daß nicht sowohl Begebenheiten als Zustände, weniger Handlungen als Gefühle geschildert werden. In diesem Gedichte ist offenbar eine Rückkehr zur subjektiven Poesie sichtlich. Auch ist es eben deshalb von Vielen allen übrigen Romanzen Schillers vorgezogen worden, weil sie die schöne Natur des Dichters darin wieder innig und tief ausgesprochen finden. Aber seine edle Seele spiegelt sich eben so auch in den ganz objektiv gehaltenen „Kranichen des Ibykus" oder im „Taucher", und dies kann wesentlich kein Grund sein, den „Ritter Toggenburg" andern vorzuziehen. Wieder Andere geben diesem Gedichte deshalb einen Vorzug, weil es einfacher sei als die andern, durch zu viele Vorbereitungen und Machinerien beschwerten Schillerschen Romanzen. Hoffentlich ist auch dieser Grund durch die Entwickelung jener Gedichte, deren hohe Schönheit zum großen Theil eben in der künstlerischen Erfindung und Anordnung des Stoffes besteht, als unstatthaft zurückgewiesen. Wenn übrigens der „Ritter Toggenburg" als Romanze den andern nachgesetzt werden muß, so ist ihm damit sein Werth als Gedicht überhaupt nicht im Mindesten abgesprochen; man könnte vielleicht sagen, daß es eine ganz eigene Gattung schaffe. Es vereinigen sich in ihm offenbar die äußersten Grenzen der lyrischen und der epischen Anschauungsweise, wie meines Bedünkens dies bei keinem andern Gedicht Statt findet. Die lyrische Grundlage hat ein äußeres Gewand genommen, aber dieses ist durchsichtig, so ganz, ich möchte sagen, ätherisch, daß es unmittelbar auf das Gefühl wirkt, die Anschauung dagegen wenig oder oder gar nicht in Anspruch nimmt. — — „Der Alpenjäger" (II. 45) ist seinem Stoffe nach durchaus als Ballade zu betrachten, nicht aber in Bezug auf Darstellung und Composition. In diesem Gedichte ist Schiller in einen Fehler verfallen, der ihm nicht eigenthümlich ist, da er vielmehr oft gerade den ganz entgegengesetzten begeht. Er hat nämlich zu viel motiviren wollen; daher die drei ersten Strophen, welche sonst in keiner Beziehung zum Gedichte und der Hauptbegebenheit stehen. Er wollte dadurch die übermäßige Jagdlust des Knaben recht anschaulich machen, aber dies wird schon, so viel als es nöthig ist, durch die folgenden Strophen erreicht und zwar um so bedeutsamer, als sich die Jagdlust durch die Handlung selbst ausspricht. So schön die Anfangsstrophen auch sind, so vortrefflich sich auch das ruhige idyllische Leben im Gegensatz zum wilden Herumtreiben auf den Bergen entfaltet, so sind sie doch mit Rücksicht auf das Ganze offenbar störend. — — Zu der Dichtungsart, welche wir oben unter dem Namen Sang zu bestimmen wagten (S. 202), gehört die „Nadowessische Todtenklage" (II. 46), ein Gedicht, das schon aus dem Grunde von Bedeutung ist, weil es ohne Zweifel unter allen Schillerischen Dichtungen am meisten objektiv gehalten ist, weshalb ihm auch Göthe eine hohe Stelle einräumte[2]). — Endlich haben wir noch eines Ge-

---

1) Briefwechsel zwischen Schiller und Göthe. Bd. 3. S. 272.

2) Briefwechsel zwischen Schiller und Göthe. Bd. 3. S. 136, und Eckermanns Gespräche rc. Bd. 2. S. 89.

dichts zu erwähnen, das in Form und Darstellung die merkwürdigsten Eigenthümlichkeiten darbietet. „Das Siegesfest" (II. 47) ist kein rein episches Gedicht, weil in ihm die lyrische Bedeutung noch mehr, noch ungekleideter hervortritt, als selbst im Ritter Toggenburg; aber auch ein rein lyrisches ist es nicht, da alle ausgesprochenen Gefühle auf den dargestellten Zuständen beruhen, aus ihnen sich entwickeln. Es ist gleichsam eine Reihe von Gemälden, welche nur lose an einander gebunden sind, aber in so ferne zusammengehören, und ein Ganzes bilden, als sie alle ohne Ausnahme eine und dieselbe Idee versinnlichen. Die griechischen Helden sind im Begriffe nach der Heimat zurückzukehren. Am Strande versammelt, von den gefangenen Trojanerinnen umgeben, wollen sie den schwer errungenen Sieg feiern, und in Dankgebeten ihre Freude über die endliche Rückkehr in das geliebte Vaterland aussprechen. Aber ihre Freude, schon Anfangs durch die Klage der gefangenen Frauen getrübt, kann nicht recht gedeihen; der Gedanke, daß sie so viele Treffliche zurücklassen müssen, und die Ahnung, daß den Uebriggebliebenen noch manches schwere Schicksal drohe, erfüllt Aller Gemüth mit unbesiegbarer Bangigkeit und erdrückt jedes Aufflackern der Freude. Es zieht ein ungeheurer Schmerz durch das ganze Gedicht, der sich endlich in der Rede Kassandras als Verzweiflung ausprägt.

4. Dramatische Poesie.

Die ersten dramatischen Dichtungen Schillers reihen sich an diejenigen Dramen von Göthe, Leisewitz u. a. m. an, von denen oben (S. 169) gesprochen wurde; und wie jene Dichter vorzugsweise durch das lebendige Studium Shakspeares geleitet und gebildet worden waren, so hatte auch Schiller schon frühe diesen großen Meister in der dramatischen Kunst mit begeisterter Liebe zu seinem Vorbilde gewählt, wobei er jedoch die neuern vaterländischen Dramatiker nicht übersah, wie wir denn wissen, daß „Götz von Berlichingen" von Göthe und ganz besonders „Julius von Tarent" von Leisewitz von ihm hoch geachtet und vielfältig benutzt wurden. So einflußreich jedoch die genannten Dichter auf die Entwickelung seines dramatischen Talents auch waren, so sank er doch nie, auch nicht einmal in seinen frühesten Versuchen, zur bloßen Nachahmung herab; wir müssen schon in diesen die Unabhängigkeit anerkennen, die er sich immer zu bewahren wußte. Wie in allen seinen andern Dichtungen, so hat Schiller auch in seinen Dramen die Idee der Freiheit, die ja Ziel und Zweck seines ganzen Lebens und Wirkens war, zur poetischen Wahrheit zu gestalten gestrebt; und wie in seinen lyrischen und didaktischen Dichtungen, so hat er auch in den dramatischen zuerst die höhere Idee der gemeinen Wirklichkeit entgegengesetzt und beide als in einem unauflöslichen Kampfe befindlich dargestellt, in seinen letzten Dramen aber — wie in seinen spätern lyrischen und epischen Gedichten — gezeigt, daß das Ideale und das Reale in der Poesie ihre eben so nothwendige als schöne Versöhnung finden. „Die Räuber" sind ein Nothruf der Verzweiflung gegen die früheren politischen und bürgerlichen Zustände, deren Abscheulichkeit eben darin lag, daß, wer ihnen entgegenstreben wollte oder sie umzugestalten suchte, auch mit dem besten Willen nothgedrungen zum Verbrecher werden mußte[1]). In „Kabale und Liebe" ist die Idee, die den Räubern zu Grunde liegt, mehr individualisirt; der Dichter klagt die höhern Stände der Gesellschaft ausdrücklich an, deren Verdorbenheit als der höchste und letzte Grund alles menschlichen Elends dargestellt wird, weil sie zugleich die Macht besitzen, die ihnen weder von Seiten der Moralität, noch von Seiten des Geistes zukömmt. Im „Fiesko" führt der Dichter die nämlichen Gegensätze durch, aber es sind die Staatsformen, die er zur Grundlage derselben macht. „Don Carlos" erhebt sich zu der höchsten Anschauung politischer und religiöser Freiheit, in der allein die Lebensquelle des Völkerglücks liegt, während der blinde selbstsüchtige Despotismus ganze Völker wie den Einzelnen vernichtet. — Daß überhaupt in der Selbstsucht der Todeskeim alles Großen, selbst des Genialen liege, entwickelt der Dichter im „Wallenstein", der, berufen, der Schöpfer einer neuen kräftigern Gestaltung des deutschen Reichs zu werden, den bedeutungslosesten Kräften und Werkzeugen unterliegen muß, weil er sich von der höheren Idee getrennt hatte, deren Verkündiger er sein sollte. In der „Jungfrau von Orleans" vindizirt der Dichter die Freiheit der Völker andern Nationen gegenüber; im „Wilhelm Tell" endlich erblicken wir die Versöhnung der Gegensätze, welche in den Räubern als ewig unauflösbar sich darstellten. Während dort das Ideal der rauhen Wirklichkeit unterliegen mußte, wird sie hier von der Idee besiegt, so daß diese ins Leben treten kann und sie selbst zur Wirklichkeit und Wahrheit wird.

Als Kunstwerk betrachtet, gehört „Wilhelm Tell" (II. 100) zu dem Besten, was Schiller als Dramatiker hervorgebracht; ja es sind nicht wenige gewichtige Stimmen vorhanden, welche dieses sein letztes Drama auch für das vollendetste halten, wogegen allerdings Andere mancherlei Tadel, insbesondere gegen den Plan des Stücks, ausgesprochen haben. Wir werden in der nach-

---

1) Um die Räuber recht zu verstehen, muß man an Italien und die dortigen Zustände, besonders vor der französischen Revolution, denken. Das italienische Volk ist vor vielen andern geistreich, feurig, thatendurstig: aber politisch vernichtet, wie es ist, von religiösem und politischem Despotismus geknebelt, kann es zu keiner Aeußerung seines reichen innern Lebens gelangen. Je bedeutender aber die innere Kraft ist, desto weniger kann sie die unnatürliche Beschränkung dulden, je stärker der Druck, desto gewaltiger die Gegenwirkung, so daß, wenn die gefesselte Lebensthätigkeit einmal die Schranken durchbricht, die sich entgegenstellen, sie da verheerend sich ausbreitet, wo sie Großes und Segensreiches hätte wirken können. Die meisten furchtbaren Räuber Italiens waren Produkte der verabscheuungswürdigen politischen und bürgerlichen Zustände des schönen Landes; gerade die gefürchtetsten waren auch diejenigen, welche in glücklicheren Verhältnissen bei ihren unverkennbar großen Talenten und ihrer Thatkraft Heil und Segen verbreitet hätten, während auf ihrem Namen jetzt der Fluch der Welt liegt.

folgenden Entwickelung sehen, in wie fern dieser Tadel begründet sein mag.

I. Aufzug, 1. Scene. Am Ufer des Vierwaldstättersees finden sich ein Fischer, ein Jäger und ein Hirt, ihre nächsten Angelegenheiten besprechend. Zu ihnen kommt Baumgarten, vor den verfolgenden Reitern des Landvogts fliehend; er hatte den Burgvogt Wolfenschießen wegen seines frevelhaften Benehmens erschlagen. Er fleht den Fischer an, ihn ans andere Ufer zu bringen; dieser wagt es nicht aus Furcht vor dem Sturme, der immer drohender herannaht. Tell, der inzwischen hinzugekommen war, unternimmt das Wagniß. Kaum ist er mit dem Flüchtling vom Ufer abgestoßen, als die Reiter erscheinen; erzürnt, daß ihnen der Verfolgte entgangen, plündern und schädigen sie das Eigenthum der Landleute. — 2. Scene (zu Steinen in Schwyz). Pfeiffer von Luzern verläßt seinen Gastfreund Werner Stauffacher, den er besucht hatte; beim Abschied ermahnt er diesen, am Reich festzuhalten, und Alles aufzubieten, um nicht in Oestreichs Gewalt zu gerathen. Gertrud, Werners Gattin, ermuthigt ihn, für des Landes Freiheit das Aeußerste zu wagen. Tell kommt mit dem geretteten Baumgarten. — 3. Scene (in Altorf). Handwerker aller Art sind bei dem Bau der neuen Feste Zwing Uri beschäftigt; alle und auch Stauffacher und Tell, die hinzukommen, drücken ihren Unmuth gegen des Vogts Tyrannei aus. — 4. Scene (Walther Fürst's Wohnung). Walther Fürst und Melchthal besprechen sich über das Unglück des gedrückten Landes, von dem jeder Einzelne ergriffen zu werden droht. So hatte auch Melchthal flüchten müssen, weil er einen Knecht des Landvogts von Unterwalden verwundet hatte, der ihm die Ochsen hatte wegnehmen wollen. Sie werden von Stauffacher unterbrochen, welcher dem Freunde von den neuen Gräuelthaten des Landvogts erzählt; dieser hatte dem alten Vater Melchthals die Augen ausreißen lassen. Da wird den drei Männern klar, daß man der Gewalt entgegentreten müsse; sie beschließen, des Volkes Stimmung auszuforschen, und mit Gleichgesinnten Weiteres zu berathen.

II. Aufzug, 1. Scene (Edelhof des Attinghausen). Der alte Attinghausen ermahnt seinen Neffen, Ulrich von Rudenz, von seiner Verbindung mit den Bedrängern des Landes abzulassen und sich den Freunden der Freiheit anzuschließen. Rudenz aber hört nicht auf des weisen Oheims Reden; seine Liebe zu Bertha von Bruneck macht ihn blind gegen die frechen Anmaßungen der Unterdrücker und zieht ihn unwiderstehlich nach deren Seite. — 2. Scene (auf dem Rütli). Stauffacher, Walther Fürst und Melchthal kommen mit dreißig Gleichgesinnten zusammen; sie berathen des Landes Angelegenheiten, erneuern den uralten Bund der drei Länder und beschließen, die Vögte mit Gewalt zu vertreiben.

III. Aufzug, 1. Scene (Hof vor Tell's Hause). Tell will nach Altorf zu seinem Schwiegervater Walther Fürst. Hedwig, seine Gattin, sucht vergeblich ihn davon abzuhalten, indem sie ihn an Geßlers bekannten Haß erinnert; er geht, von seinem ältern Knaben begleitet. — 2. Scene (Wald). Rudenz und Bertha, welche beide den Landvogt auf die Jagd begleitet hatten, haben sich von den Uebrigen entfernt. Rudenz benutzt diese Gelegenheit, seine Liebe zu erklären; Bertha aber verweist ihm sein Benehmen gegen die Seinigen und sein Land; er wird von ihrer Rede mächtig ergriffen und für die Sache der Freiheit gewonnen. — 3. Scene (Altorf). Geßler hatte auf dem öffentlichen Platze den östreichischen Herzogshut auf eine Stange stecken lassen und befohlen, daß Jeder vor demselben die Knie beugen solle. Tell geht mit dem Knaben vorüber, ohne dem Befehl nachzukommen; er wird deshalb von der Wache festgehalten. Inzwischen kommt Geßler herbei. Als er von der Sache unterrichtet worden, befiehlt er dem Tell, einen Apfel von seines Knaben Kopf herabzuschießen. Weder Tells noch der Landleute Bitten können den Wüthrich rühren; da legt sich Rudenz ins Mittel, aber auch seine Theilnahme ist vergeblich. Unterdessen drückt Tell den Pfeil ab, der Apfel fällt. Alles, selbst Geßler, bewundern des Schützen Meisterschaft. Als sich dieser aber entfernen will, ruft ihn Geßler zurück, ihn fragend, warum er noch einen zweiten Pfeil zu sich gesteckt habe. „Mit diesem zweiten Pfeil durchschoß ich Euch", versetzt Tell, „wenn ich mein liebes Kind getroffen hätte." Der Landvogt, dieses Geständniß benutzend, läßt den Tell binden und gefangen abführen.

IV. Aufzug, 1. Scene (Ufer des Sees). Während eines Sturmes ist der Fischer mit dem Fischerknaben am Ufer; Kunz von Gersau erzählt ihnen, was zu Altorf geschehen. Als er sich wieder entfernt hatte, bemerken die Beiden das Schiff des Landvogts vom Sturme hin und hergeworfen. Bald darauf kommt Tell; als jene ihn erkannt, theilt er ihnen mit, wie er sich aus der drohenden Gefahr befreit habe. Dann bittet er den Fischer, den Seinigen seine Rettung zu melden; er selbst aber läßt sich vom Knaben auf einem heimlichen Wege nach Küßnacht führen. — 2. Scene (Attinghausen). Der alte Freiherr liegt sterbend; die Landleute, die sein Lager umgeben, erzählen ihm, was sie zur Rettung der Freiheit unternommen, und daß Rudenz sich zu ihnen gewendet habe. Diese Mittheilungen versüßen ihm die Todesstunde, er stirbt, die Landleute mahnend, einig zu sein. Bald darauf kommt Rudenz, aber zu spät, um des verehrten Greises Segen und Verzeihung zu erhalten; die Landleute trösten ihn. Er ermahnt diese zu schnellem Handeln; Geßler habe Bertha ihm entrissen. — 3. Scene (hohle Gasse bei Küßnacht). Tell wartet auf den Vogt und entfernt sich, als sich dieser naht. Geßler wird von einer armen Frau angehalten, die ihn um Gerechtigkeit für ihren gefangenen Mann bittet; er weist sie schnöde zurück; da sinkt er, von Tells Pfeil durchbohrt, nieder.

V. Aufzug, 1. Scene (Altorf). Die Landleute freuen sich ihrer Befreiung, denn die Vögte sind verjagt, ihre Burgen zerstört, Geßler erschlagen, Bertha befreit. Der Pfarrer kommt und berichtet, daß der Kaiser von seinem Neffen, dem Herzog von Schwaben, dem er sein Erbe vorenthalten habe, ermordet worden sei. Ein Reichsvogt tritt hinzu und verlangt im Namen der Kaiserin, daß die Landleute den Mord rächen sollen; sie weisen diese Zumuthung ab. — 2. Scene (Tells Haus). Johann von Schwaben

kommt, als Mönch verkleidet, und sucht bei Tell Hülfe und Schutz; dieser aber verflucht dessen That, als die eines gemeinen Mörders, während er aus Nothwehr gehandelt habe, um sich und die Seinigen, das Vaterland und die Freiheit vor dem Unterdrücker zu sichern. Doch erbarmt er sich des Unglücklichen, er weist ihn nach Rom, um dort Verzeihung seiner Sünden zu erflehen. — 3. Scene. Alle Landleute erscheinen, Tell wegen seiner That zu danken; Bertha reicht dem Rudenz ihre Hand [1]).

Aus dieser kurzen Entwickelung ist es klar, daß das Drama den Zweck hat, die Befreiung der Schweiz zu veranschaulichen. Ist dies aber der Fall, so wird der Vorwurf, als ob das Drama eine doppelte Handlung habe, von selbst verschwinden. Denn wenn es allerdings wahr ist, daß die Verschwornen einerseits und Tell andererseits von einander abgesondert handeln, so ist es doch wieder nicht zu verkennen, daß ihre Bestrebungen nach Einem Ziele gerichtet sind, Einen und den nämlichen Zweck haben; und dieses Ziel, dieser Zweck — die Befreiung des Vaterlandes, ist der alle einzelnen und abgesonderten Handlungen zu Einem Ganzen einigende Gedanke. Weil aber insbesondere die von Wilhelm Tell ausgeführte That vor allen übrigen von Wichtigkeit ist, weil aus ihr unmittelbar die Freiheit hervorgeht, so gewinnt dadurch Wilhelm Tell nothwendig eine Bedeutung, die ihm an und für sich nicht geworden wäre; er wird nothwendig zur Hauptperson, nicht weil er, wie z. B. Wallenstein, als höherer Geist alle anderen Personen, die zu ihm in irgend eine Beziehung treten, unbedingt sich unterordnet, sondern weil er, von den Verhältnissen begünstigt, diejenige That ausführt, die allein zum glücklichen Ende führen konnte. Tell nimmt schon in der Ueberlieferung diese aus den Verhältnissen hervorgegangene bedeutendere Stellung unter den Befreiern ein; aber sie konnte dem Dichter nicht genügen, da er Nichts den Verhältnissen, dem Zufall anheimgeben darf, sondern alle Thatsachen, die er vorführt, als nothwendige Folgen vorangegangener Ursachen, als Ergebnisse des freien Willens der handelnden Personen darstellen muß. Die Erscheinung Tells ist (der Ueberlieferung nach) durchaus ungenügend, unvollkommen, daher unpoetisch; aber wie in Allem liegt auch in ihr der Keim der Vollkommenheit. Es war daher die Aufgabe des Dichters, diesen Keim zu finden und ihn schöpferisch zu selbstständigem Leben zu gestalten. (S. oben S. 237 u. a. a. O.) Dies hat er gethan, indem er den Mann, der den zufälligen Umständen nach als die Hauptperson der Begebenheit erschien, auch in der That dazu machte, indem er alles Zufällige, Unzusammenhängende, das in der Ueberlieferung liegt, aus seinem Drama entfernte, so daß die Ermordung Geßlers nun sich nicht mehr als eine abgerissene, durch die Noth des Augenblicks hervorgerufene That, sondern als eine consequente Folge vorausgegangener Begebenheiten herausstellt, so wie ferner auch Wilhelm Tell nicht mehr als ein durch die Macht der Begebenheiten, ja durch zufällige, außer ihm und seinem Willen liegende Umstände zu einer ihn weit überragenden Bedeutung und Größe gehobener Mensch erscheint, da vielmehr seine That durch seinen Charakter, durch seine ganze Persönlichkeit bedingt ist. Wir müssen die Kunst, durch welche der Dichter zu diesem Resultate gelangt, um so mehr bewundern, als er dabei die Individualität Tells, wie sie durch die Ueberlieferung theils festgestellt, theils bedingt ist, in ihrer reinsten Eigenthümlichkeit zu bewahren verstand. Der Dichter hatte vorzugsweise dreierlei zu berücksichtigen: Er mußte erstens von vornenherein dem Tell eine Wichtigkeit beilegen, die mit seiner That und deren Folgen in Uebereinstimmung sei, so wie er auch motiviren mußte, warum Tell im ganzen Verlauf der Handlung allein für sich da steht, und sich von den Bestrebungen der übrigen Landleute mehr oder weniger absondert. Wie glücklich ihm dieses gelungen ist, wird sich aus der Zusammenstellung der hieher gehörigen Motive ergeben. Schon beim Beginn der Handlung wird Tell als ein edler, muthvoller Mann gezeichnet, der keine Gefahr scheut, wo es sich darum handelt, einen Menschen, einen Mitbürger von dem drohenden Verderben zu retten. Seine Hochherzigkeit wird durch den Umstand noch bedeutend erhöht, daß selbst der geübte Fährmann, so groß und wahr seine Theilnahme für den Verfolgten auch ist, doch vor dem

---

1) Durch Versehen sind die Verse im „Wilhelm Tell" nicht numerirt worden; da aber die nähere Bezeichnung einzelner Stellen bei der nachfolgenden Erklärung oft unvermeidlich ist, so ist es nöthig, diesem Versehen abzuhelfen. — I. Aufz. 1. Scene. S. 101 V. 1—36, S. 102 V. 37—78, S. 103 V. 79—123, S. 104 V. 123—168, S. 105 V. 169—181. 2. Scene. S. 105 V. 1—22, S. 106 V. 23—87, S. 107 V. 88—145, S. 108 V. 146—170. 3. Scene. S. 108 V. 1—16, S. 109 V. 17—57, S. 110 V. 58—98, S. 111 V. 99—105. 4. Scene. S. 111 V. 1—41, S. 112 V. 42—94, S. 113 V. 95—138, S. 114 V. 139—196, S. 115 V. 197—256, S. 116 V. 257—294. — II. Aufz. 1. Scene. S. 116 V. 1—2, S. 117 V. 3—55, S. 118 V. 56—117, S. 119 V. 118—180, S. 120 V. 181—207. 2. Scene. S. 120 V. 1—8, S. 121 V. 9—54, S. 122 V. 55—115, S. 123 V. 116—163, S. 124 V. 164—211, S. 125 V. 212—274, S. 126 V. 275—335, S. 127 V. 336—388, S. 128 V. 389—438, S. 129 V. 439—493, S. 130 V. 494—507. — III. Aufz. 1. Scene. S. 130 V. 1—28, S. 131 V. 29—69, S. 132 V. 70—114. 2. Scene. S. 133 V. 1—53, S. 134 V. 54—113, S. 135 V. 114—147. 3. Scene. S. 135 V. 1—20, S. 136 V. 21—70, S. 137 V. 71—108, S. 138 V. 109—148, S. 139 V. 149—198, S. 140 V. 199—248, S. 141 V. 249—291, S. 142 V. 292—326, S. 143 V. 327—366. — IV. Aufzug. 1. Scene. S. 144 V. 1—53, S. 145 V. 54—104, S. 146 V. 105—154, S. 147 V. 155—204, S. 148 V. 205. 206. 2. Scene. S. 148 V. 1—35, S. 149 V. 36—87, S. 150 V. 88—144, S. 151 V. 145—189, S. 152 V. 190—247, S. 153 V. 248—258. 3. Scene. S. 153 V. 1—44, S. 154 V. 45—100, S. 155 V. 101—142, S. 156 V. 143—189, S. 157 V. 190—234, S. 158 V. 235—271, S. 159 V. 272—279. — V. Aufz. 1. Scene. S. 159 V. 1—26, S. 160 V. 27—75, S. 161 V. 76—114, S. 162 V. 115—174, S. 163 V. 175—228, S. 164 V. 229—247. 2. Scene. S. 164 V. 1—24, S. 165 V. 25—63, S. 166 V. 64—110, S. 167 V. 111—163, S. 168 V. 164—192. 3. Scene. S. 169 V. 1—10.

kühnen Unternehmen zurückbebt (I. 1. S. 104). Und bedeutsam läßt der Dichter durch den Fischer Tells Lob aussprechen, das uns als Ausspruch der öffentlichen Meinung über den Trefflichen entgegentönt (I. 1. V. 162. 163.), so daß seine eigenen Worte (I. 1. V. 138. 139. 147. 159) dadurch die vollste Gewähr erhalten. Auch die Aeußerungen Hedwigs, der Gattin Tells (III. 1. V. 52 ff. IV. 2. V. 64 ff.) sind gewichtvoll, da auch in diesen die allgemeine Anerkennung von Tells Bedeutsamkeit ausgesprochen liegt. Durch die glückliche Einführung Tells, der schon beim Beginne der Handlung als ein vaterlandsliebender, der größten Aufopferung fähiger Mann vor seinen Mitbürgern hervorragend dargestellt wird, war es dem Dichter möglich, ihn von den übrigen Landleuten abgesondert zu halten, ohne daß er dabei an Bedeutung verlor oder sein Charakter irgend einen Makel oder eine Schwäche zeigte. Um aber hierüber auch nicht den geringsten Zweifel zu lassen, läßt ihn der Dichter seine eigenthümliche Stellung, die auf seinem ganzen Wesen gegründet ist, selbst und mit klaren Worten aussprechen. Er sei nicht geeignet, sagt er, an langwierigen Berathschlagungen Theil zu nehmen, aber wenn die That nöthig sei, da würden ihn die Freunde nicht vergeblich rufen (I. 3. V. 65—93. Vergl. III. 1. V. 50. 51). —

Der Dichter mußte **zweitens** die Nothwendigkeit begründen, daß Geßler getödtet werde; er mußte es recht klar herausstellen, daß nur mit dessen Tode die Freiheit errungen und gesichert werden könne, damit Tells That bei dem unblutigen Verlaufe aller übrigen Begebenheiten nicht als ein überflüssiges, unfruchtbares Blutvergießen, oder Tell nicht als von bloßer persönlicher Rache getrieben erscheine. Schon im Gespräch Stauffachers mit seiner Gattin wird vorzugsweise auf Geßler hingewiesen, als auf denjenigen, der persönliche Freude an der Unterdrückung habe; er ist ein Tyrann im wahren Sinne des Worts. Während die andern Vögte sich Gewaltthaten erlauben, um dieses oder jenes Gelüsten zu befriedigen, oder irgend eine besondere Beleidigung zu rächen (I. 1. V. 75 ff. I. 4. V. 102 ff.), bekämpft er die Freiheit selbst; daher der Burgbau in Altorf, daher sein Befehl, dem herzoglichen Hut von Oestreich Verehrung zu erweisen. Wie systematisch er das Tyrannenhandwerk betrieb, zeigt sich ferner aus der ganzen Scene des Apfelschusses (III. 3. V. 124 ff.), so wie endlich seine letzten Thaten und Reden (IV. 3. V. 150 ff.) tiefe Blicke in seinen Charakter eröffnen. Die Landleute hatten auch schon früher erkannt, wie viel furchtbarer er der Freiheit sei, als die übrigen Landvögte, und Stauffacher hatte schon bei der Versammlung auf dem Rütli darauf hingedeutet, daß man die Freiheit kaum erringen könne, wenn man Geßler nicht tödte (III. 2. V. 470 ff.). —

Endlich mußte der Dichter Tell und Geßler in solche gegenseitige Verhältnisse bringen, daß der Eine neben dem Andern nicht mehr bestehen konnte, daß Jeder auf das Verderben des Andern sinnen mußte, um nicht selbst dem Feinde unterliegen zu müssen. Natürlich mußte die Gestaltung dieses Verhältnisses von Geßler, als dem mächtigeren, ausgehen. So wie viele Andere, hatte der Landvogt auch Tell „um kleiner Ursach willen schwer gebüßt". Da traf es sich, daß dieser einst dem Tyrannen in einsamer Wildniß begegnete, beide allein, „bloß Mensch zu Mensch". Als der Landvogt ihn ansichtig ward und erkannte, da erblaßt' er, und vor Furcht zitternd wäre er an die Felswand hingesunken, wenn sich Tell auf seinen Wink nicht schnell entfernt hätte. Durch dieses Zusammentreffen mußte sich der herrschsüchtige Mann gedemüthigt fühlen; Tell hatte ihn schwach gesehen; dieß konnte er ihm nie vergeben (III. 1. V. 70 ff.). Daher ergreift er die erste Gelegenheit, den Gefürchteten zu vernichten; er läßt sie um so weniger unbenützt vorübergehen, als sich Tell inzwischen durch die Rettung Baumgartens den Haß der Unterdrücker im höchsten Maße zugezogen hatte (III. 3. V. 256 ff.), und Geßler zur Ueberzeugung gekommen war, daß er in Tell einen gefährlichen, nach Umständen furchtbaren Gegner vernichte, so wie er auch hoffen durfte, durch einen kühnen Schritt den aufkeimenden Geist der Empörung mit Einem Schlage zu ertödten. Daher suchte er neuen Anlaß, sich Tells zu versichern, als dieser die Probe des Apfelschusses glücklich bestanden hatte; daher läßt er ihn binden und nach Küßnacht abführen, um ihn dort in ewiger Gefangenschaft verschmachten zu lassen (III. 3. V. 332 ff.). Es gelang Tell zwar bald, sich aus den Händen des Feindes zu befreien, aber jetzt war es ihm klar geworden, daß der Landvogt sein Verderben beabsichtige; er hatte die Ueberzeugung gewinnen müssen, daß zwischen ihm und dem Tyrannen ein Kampf bestehe, der nur mit dem Tode des Einen endigen könne, und so sah er sich durch den Feind selbst gezwungen, nach den äußersten Mitteln zu greifen, um sich und die Seinigen vor dem drohenden Verderben zu bewahren. Es war die Ermordung Geßlers eine unabweisbare Nothwendigkeit geworden, der er sich nicht entziehen konnte, ohne sich selbst, seine Kinder, seine Gattin, ja alle seine Mitbürger der schrecklichsten Rache Preis zu geben (IV. 3. V. 1 ff.). Der Tod des gefürchteten Tyrannen aber brachte die Verschwörung zum Ausbruch; wie die Landleute dadurch zu neuem Muthe belebt wurden, so war auf der andern Seite die Macht des Feindes gebrochen und das große Werk gelang schnell und ohne daß der „neue Sieg mit Blut geschändet" worden wäre. — Von diesem Gesichtspunkte aus muß die vielbesprochene Scene zwischen Tell und Johannes Parricida (V. 2) betrachtet werden, wenn man ihre wahre Bedeutung recht erfassen will. Allerdings wollte der Dichter seinen Helden vor möglichen Anschuldigungen dadurch sicherstellen, daß er dessen That im Gegensatze zu dem am Kaiser verübten Morde erscheinen ließ; aber dies hat ihn gewiß nicht allein bewogen, die erwähnte Scene einzuschalten, am wenigsten aber sicherlich die Rücksicht, daß unserem Zeitalter und dessen christlicheren Ansichten der Mord als solcher widerstrebe, und Geßlers Ermordung somit ausdrücklich gerechtfertigt werden müsse. Denn es brauchte der Dichter durchaus keine Rücksicht auf die jetzt herrschenden geläuterten Ansichten zu nehmen, da er uns ja ein längst vergangenes Leben darstellen wollte. Wäre es aber in der That seine Absicht gewesen, so müßte man unbedingt den Ausspruch thun, daß er sie auf

keine Weise erreicht habe, weil sich eben der Mord unter keiner Bedingung rechtfertigen läßt. Es wäre dieser Versuch ein um so größerer Fehler, als wir gerade durch des Dichters Bemühung recht eigentlich darauf hingewiesen worden wären, Tells That nach höheren, als bloß dramatischen Grundsätzen zu beurtheilen, was für den Helden durchaus nachtheilig sein müßte. Wir dürfen aber nicht vermuthen, daß Schiller solch einen bedeutenden Fehler begangen habe; wir müssen vielmehr voraussetzen, daß ihn ein anderes Motiv bewogen, die erwähnte Scene aufzunehmen. Dieses Motiv ist aber sicherlich kein anderes, als das Bestreben, die unabänderliche Nothwendigkeit der That noch anschaulicher hinzustellen, was besonders aus Tells Aeußerungen hervorgeht (V. 2. V. 88 ff.). Da aber diese Nothwendigkeit schon hinlänglich begründet ist, so hat der Dichter offenbar zu viel gethan, und auch dieser Ueberfluß ist ein Fehler, der dem Drama zum großen Nachtheil gereicht.

So ist denn in der That keine doppelte Handlung vorhanden; alle einzelnen Vorgänge haben Ein und das nämliche Ziel, die Befreiung des Landes. Die Ermordung Geßlers ist nur ein einziger Moment, wie die Versammlung auf dem Rütli, wie die Erstürmung der Burgen; aber sie ist der Punkt, der vor Allem zum glücklichen Ausgang des Unternehmens beiträgt. Daß der Dichter sein Drama von diesem Standpunkt aus betrachtet wissen wollte, sehen wir am deutlichsten aus dem fünften Aufzuge. Hätte er wirklich nur das einseitige Verhältniß Tells und Geßlers darstellen wollen, so hätte er das Drama offenbar mit dem Tode des Tyrannen schließen müssen. Weit entfernt aber dieses zu thun, hat er vielmehr im fünften Aufzug das Ergebniß der Verschwörung mitgetheilt; er läßt uns selbst sehen, wie der kaum begonnene Bau des Zwinghofes in Altorf von dem Volke wieder niedergerissen wird, er läßt uns erzählen, auf welche Weise die Burgen, insbesondere Roßberg erstürmt wurden. Ja, damit dem Zuhörer auch kein Zweifel mehr übrig bleibe, damit er recht lebendig überzeugt werde, daß die Freiheit auf ewige Zeiten erobert und gegründet sei, läßt er uns in weitläufiger Erzählung mittheilen, daß der Kaiser, dieser furchtbarste Feind der drei Länder, umgekommen sei, daß man daher auch von dieser Seite Nichts mehr zu fürchten habe, wie denn die versammelten Landleute offen von Oestreich sich lossagen und dem Reiche sich zuwenden (V. 1. V. 177 ff.). Wenn dies eines weiteren Beweises bedürfte, so könnte man sich füglich auf den Dichter selbst berufen, welcher in der Zueignung seines Dramas an den Churfürsten Erzkanzler („Wilhelm Tell" II. 15) auf das Deutlichste ausspricht, daß er des Volkes Befreiung habe veranschaulichen wollen.

Man hat verschiedentlich behauptet, daß Schiller, um seinem Werk mehr dramatisches Leben zu verleihen, die Begebenheiten, welche auf Geßlers Tod unmittelbar folgten, nicht bloß hätte sollen erzählen lassen, daß es vielmehr am Ort gewesen wäre, sie als bedeutsame Thatsachen auf die Scene zu bringen. Allein hätte es der Dichter wirklich gethan, so wäre dadurch die Bedeutsamkeit der vorangegangenen Begebenheiten herabgedrückt worden; und wenn einerseits die Einheit der Handlung — wenigstens äußerlich und scheinbar — mehr herausgetreten wäre, so wäre dagegen der Mittelpunkt derselben verloren gegangen, und insbesondere hätte Tell durchaus seine Wichtigkeit verloren; er wäre nicht mehr der Held des Stücks gewesen, und selbst Geßlers Ermordung wäre nicht mehr als unumgänglich nothwendig zur Befreiung des Landes erschienen.

Ist es nun aber der Zweck des Dramas, die Befreiung der drei Länder zu veranschaulichen, so mußte uns der Dichter zunächst in die Verhältnisse einführen, welche diese Begebenheit motiviren konnten; er mußte uns zeigen, daß die Waldstädte unter hartem Drucke schmachteten, und daß die Landvögte oder der Herzog von Oestreich auch keine Spur von Recht hatten, der Länder Unterwerfung zu verlangen. Dies hat der Dichter mit außerordentlichem Glücke in der Exposition durchgeführt, welche den ganzen ersten Aufzug, und die erste Scene des zweiten einnimmt, ja zum Theil noch in die zweite Scene dieses Aufzugs hinüberreicht. Mit dem Beginn der Handlung schon werden wir mit dem verruchten Treiben der Vögte bekannt gemacht. Der Burgvogt von Sarnen hatte die Ehre Baumgartens auf das Schändlichste gekränkt; dieser hatte ihn erschlagen, mußte aber vor den verfolgenden Reitern fliehen. Als diese ans Ufer kommen, und den Flüchtling geborgen sehen, begehen sie die schnödesten Gewaltthätigkeiten. Aus dem Gespräche Stauffachers mit dem Luzerner und mit seinem Weibe erfahren wir, daß der Uebermuth der Vögte Alles erdrückt, und besonders gegen die Besseren im Lande wüthet. Die dritte Scene veranschaulicht uns das Bestreben der Unterdrücker, welche der Gewaltthat auch den schnödesten Hohn beifügen, der sich im Namen der neuen, im Bau begriffenen Feste kund gibt, und der durch den Befehl, dem Hut von Oestreich Ehre zu erweisen, den höchsten Gipfel erreicht. Alles dieses wird aber noch überboten durch den gräßlichen, an Melchthals Vater begangenen Frevel. Und wenn schon Stauffacher früher entschlossen war, für des Landes Freiheit das Aeußerste zu wagen, so muß ihn diese neue Schändlichkeit zur That anspornen, wie auch Melchthal und Walther Fürst den Entschluß fassen, Gewalt der Gewalt entgegenzusetzen. Weil aber die Befreiung ein Werk der Landleute war, und der Adel theils theilnahmlos blieb, theils sogar in den Reihen der Feinde sich befand, so mußte uns der Dichter auch dieses Verhältniß veranschaulichen, was die Absicht der ersten Scene des zweiten Aufzugs ist, in welcher er uns zugleich mit der Tüchtigkeit und dem Heldenmuthe des Hirtenvolkes, wie mit dessen glühender Vaterlandsliebe, bekannt macht. Es sollte die Abschüttelung des Jochs in jeder Beziehung gerechtfertigt erscheinen, weshalb der Dichter die uralten Verhältnisse des Landes und seine Beziehungen zu Kaiser und Reich in ausführlicher Mittheilung darstellt und endlich zeigt, wie kein anderes Mittel mehr übrig bleibt, als die Gewalt, weil alle Klagen ungehört geblieben seien, und der Kaiser sogar der alten Freiheitsbriefe Bestätigung versage. Die Scene, in welcher dies ausgeführt ist (II. 2), gehört in so ferne noch zur Exposition; doch ist sie zugleich der Beginn der eigentlichen Handlung, da in ihr der erste Schritt zur

Befreiung geschieht. Der dritte Aufzug enthält die Verwickelung; der Vogt häuft Gewaltthat auf Gewaltthat; seine Macht scheint auf dem höchsten Gipfel zu stehen, wie hingegen das Volk in Wilhelm Tell seinen thatkräftigsten Mann verliert, und eben deshalb alle Energie verloren zu haben scheint. Zwar hat sich Rudenz offen für des Volkes Freiheit ausgesprochen, aber so muthig er sich auch benommen hat, so fühlen wir doch tief, daß er nicht der Mann ist, von dem Befreiung zu hoffen und zu erwarten ist. Im vierten Akt tritt die Katastrophe ein: Wilhelm Tell hat sich aus den Händen des Feindes befreit, und dieser stirbt, von des Rächers Pfeil durchbohrt. Aber noch ist die Freiheit nicht errungen, nicht befestigt, den vollständigen Sieg zu veranschaulichen ist die Aufgabe des fünften Aufzugs.

So haben wir denn gesehen, wie Alles, was vor unsern Augen vorübergeht, glücklich motivirt ist, und wie der Dichter den spröden Stoff mit dramatischer Kunst bezwungen hat; wir haben mit Einem Worte Plan und Anlage des Dramas nach den wichtigsten Beziehungen hin kennen lernen, und es bleibt uns demnach nur noch übrig, einige Blicke auf die Ausführung des Einzelnen zu werfen. In dieser Hinsicht müssen wir zunächst bemerken, daß dem Dichter die Haltung des Costüms — in der weitesten Bedeutung des Wortes — vortrefflich gelungen ist. Aus dem ganzen Gedicht weht uns die reine Luft der Alpenwelt entgegen, die jedes Wort durchdringt, auf jedes, selbst das unbedeutendste Verhältniß mächtig wirkt. Der Dichter war mit dem Lande und seinen Bewohnern, mit deren Sitten und Gebräuchen, mit ihren politischen und religiösen Ansichten so genau vertraut, daß die Illusion nie gestört, sehr oft dagegen bis auf den höchsten Punkt gesteigert wird. Schon der Anfang des Dramas ist in dieser Beziehung durchaus glücklich. Die Lieder des Fischerknaben, des Hirten, und des Alpenjägers (I. 1.) geben uns ein vollständiges Bild des Lebens in jenen schönen Alpengegenden zu der Zeit, in welcher die dargestellte Begebenheit vorfällt — wir werden durch die einleitenden Gesänge mitten in das Land und das Volk getragen, von dem uns der Dichter erzählen will, und noch ehe die eigentliche Handlung beginnt, sind wir mit den allgemeinen Verhältnissen der Alpenwelt und der Alpenbewohner, mit den poetischen Reizen der Natur und des Lebens vertraut. Vortrefflich reiht sich an diese Lieder das Gespräch zwischen den drei Repräsentanten der Sitten und Gebräuche des Volkes an, welches gleichsam eine Erweiterung und Begründung der Gesänge ist. Ueberall weiß der Dichter die Bilder oder Beispiele, die er seinen Personen in den Mund legt, aus dem Lande und dessen Verhältnissen selbst zu nehmen, und dadurch die Illusion vollkommen zu machen (z. B. I. 4. V. 169 f. 189 ff. II. 1. V. 35. ff. 124 f. 146 ff. III. 1. V. 26 ff. III. 3. V. 20 ff. IV. 3. V. 50 ff. 76 ff.), und wo er einzelne Gegenden beschreibt, geschieht es bei großer poetischer Schönheit mit solcher Wahrheit, daß uns die lebendigste Anschaulichkeit zu Theil wird (z. B. II. 2. V. 39. ff. IV. 1. V. 89 ff. 158 ff. V. 1. V. 26 ff. und ganz vorzüglich V. 2. V. 155. 183). Selbst in der Sprache bewahrt der Dichter eine äußerst glückliche lokale Färbung, was er hauptsächlich durch Benutzung der alten Chroniken erreicht hat [1]). Sehr verständig hat er Wörter und Ausdrücke, ja ganze Redensarten, die ein besonderes Eigenthum jener Alpenvölker sind, in seine Darstellung eingewebt, und den Reden der Landleute ein Colorit voll Wahrheit und anspruchsloser Naivetät verliehen [2]), ohne doch jemals in das Gesuchte oder Unnatürliche zu verfallen. So sind auch alle Charaktere, und selbst die unbedeutendsten durchaus dem Volke und der Zeit gemäß gehalten, ohne daß sie jedoch der nöthigen Individualität ermangelten. Obgleich alle vorkommenden Landleute ohne Ausnahme in jeder Hinsicht den Stempel der Nationalität aufs Vollkommenste an sich tragen, obgleich alle von Einem und demselben Gedanken beseelt sind, alle nach Einem Ziele streben, sind sie doch alle wiederum innerlich und äußerlich vollkommen selbstständige, in Charakter, Bildung und Sprache verschiedene und in sich abgeschlossene Gestalten.

Wilhelm Tell theilt mit den übrigen Landleuten die Gesinnungen, aus denen allein die Freiheit hervorgehen konnte, er ist, wie jene, ein einfacher, schlichter, aber muthiger und freiheitliebender Mann; aber er ist dies Alles auf be-

---

1) Schiller hat vor Allem den trefflichen Chronisten Egidius Tschudi, Landammann von Glarus, vielfältig und mit Glück benutzt; nächst diesem hat Johannes von Müller oft Stoff und Ansichten gewährt, wie er denn seine Dankbarkeit gegen den großen Historiker der Schweiz auf eine beider würdige Weise dadurch beurkundet hat, daß er in passender Stelle an ihn erinnerte (V. 1. V. 109 u. 110). Die wichtigsten Stellen, in welchen Schiller die Mittheilungen seiner Gewährsmänner vorzugsweise benutzt, ja oft beinahe wörtlich aufgenommen hat, sind I. 2. V. 93 ff. (nach Melchior Rüß) II. 2. V. 209 ff. (nach Petermann Etterlyn) ebend. 286 ff. (nach Müller) ebend. 395 ff. (bei Müller) III. 3. V. 141 (Etterlyn) IV. 1. V. 166 f.

2) Z. B. I. 1. V. 13. 15. 17. 37. Naue, s. v. a. Nachen. 38. Thalvogt, d. i. der Wettergeist. 109. Föhn, heißt in der Schweiz der schwüle Südwind, der in den engen Thälern und Bergschluchten, besonders aber auf dem Vierwaldstättersee oft mit großer Heftigkeit wüthet. — I. 4. V. 138. Firnen, die beschneiten und mit Eis bedeckten Bergspitzen. 243 Obmann, Schiedsrichter. — II. 1. V. 27 Uly, Ulrich. 134 Saumroß, Lastroß, von Saum, ital. soma, die Last. II. 2. V. 158 tagen, einen Tag, d. h. eine berathende Versammlung halten. 167 Weibel, die Diener der Obrigkeiten. 250 Sassen, Eingesessene, Niedergelassene, den Bürgern entgegengesetzt. 497 Genossame, Genossenschaft, Gemeinde. — III. 1. V. 69 Aehni, Ahn, Großvater. 111 Wälty, Walter. — IV. 1. V. 49 Kulm, höchste Spitze eines Berges. 96 Fluh, steile und nackte Felswand. 97 jähstotzig, schroff abgerissen, von jäh und stoßen. 130 Grams, Spitze, Ende. — IV. 2. V. 254 Botensegel, Postschiff. — IV. 3. V. 82 Gratthier, ein Thier, das sich auf dem Grat, d. h. Rücken der Berge aufhält. (Vergl. Schillers „Alpenjäger" II. 45 Str. 6.) — 92 Klostermeier, Schaffner, Verwalter des Klosters. 93 Brautlauf, Brautfahrt. 94 Sente, Sennhütte. 105 Ruffi, Bergsturz. 179 Wildheuer, Einer, der das Heu auf den unzugänglichsten Stellen, in der Wildniß abmäht.

sondere, ihm ganz eigenthümliche Weise, was zum Theil Folge seines Berufs ist. Er ist ein Jäger, gewohnt, allein zu stehen, der Gefahr allein, ohne Beistand ins Auge zu schauen, daher rasch (III. 1. V. 62) und doch besonnen in dem, was er unternimmt, wenn er auch gleich selbst das Gegentheil von sich behauptet (III. 3. V. 139–141). Aber diese Besonnenheit geht nicht so weit, daß er die Gefahr vermeiden, ihr ausweichen möchte, vielmehr sucht er sie muthig auf, ihm behagt nur das Leben, das er sich „jeden Tag aufs neu erbeutet" (III. 1. V. 24 f.) So ist er denn mit dem lebendigsten Selbstvertrauen erfüllt, das ihn die größten Gefahren kaltblütig anschauen, kräftig besiegen läßt; mit diesem verbindet er das lebendigste Vertrauen auf Gott und dessen allgütige Vorsehung, das seinen Muth bis zur Kühnheit steigert (III. 1. V. 44 ff. III. 3. 115 ff.). Dieses unbedingte Vertrauen auf Gott und die eigene Kraft muß es mit sich bringen, daß er gern für sich selbst lebt und handelt, alles Wortgepränge vermeidet, daher auch nicht leicht an allgemeinen Berathungen Theil nimmt (I. 3. V. 66 ff.). Diese Liebe zur Einsamkeit, zum Alleinhandeln hat sein Herz nicht verhärtet, er fühlt des Mitmenschen Unglück tief, und ist bereit, wo es gilt, mit der That und schnell zu helfen (I. 1. V. 138 f. I. 3. V. 87 ff.). Sein tiefes, reines Gefühl beurkundet sich namentlich in der zarten, innigen Liebe zu Weib und Kindern, an die seine Seele in den Stunden der größten Gefahr denkt (I. 1. V. 157 ff.); diese unbegränzte Liebe ist es sogar, die ihn zu kühnen Thaten dahinreißt (III. 1. V. 58. 59), oft seine Handlungen bestimmt (IV. 3. V. 72 ff. V. 2. V. 89 ff.). In dieser Liebe liegt auch der Grund seines Benehmens gegen Geßler, als dieser ihn wegen der unterlassenen Kniebeugung zur Rede stellt (III. 3. V. 139 ff.). Man hat dem Dichter vorgeworfen, daß er in dieser Scene den Charakter seines Tell durchaus vergessen, ihn entwürdigt habe. Aber dem ist nicht also; Schiller hat vielmehr gerade hier eine neue, schöne Seite im Charakter Tells entwickelt, die, weit entfernt mit seinem übrigen Wesen in Widerspruch zu stehen, ihm vielmehr eine höhere Weihe gibt. Tell stand damals nicht allein dem Feinde gegenüber; es handelte sich nicht darum, sein Leben zu retten, sondern es stand auch das Leben seines Sohnes auf dem Spiele. Dieses sicher zu stellen, durfte er eine Unterwürfigkeit zeigen, die sonst nicht zu entschuldigen gewesen wäre. In dieser Rede hören wir das geängstigte Vaterherz, das, alles Andere vergessend, nur daran denkt, wie es das liebe Kind aus der drohenden Gefahr retten könne. Höchstens könnte man sagen, daß die Worte, um welche es sich handelt, später an mehr geeigneter Stelle gestanden hätten; allein auch hierauf läßt sich entgegnen, daß Tell, dem des Landvogts tyrannisches Wesen wohl bekannt war, Ursache hatte, für sein Kind besorgt zu sein, noch ehe ihm Geßler das Ungeheuere angesonnen. Uebrigens finden sich Tells Worte, gerade wie sie der Dichter anführt, in den Chronikenschreibern, und dies mag ihn hauptsächlich bewogen haben, sie in seine Dichtung aufzunehmen. — Bei dieser Gelegenheit wollen wir noch bemerken, wie glücklich der Dichter die Aufmerksamkeit der Zuschauer von dem zielenden Vater auf andere Personen zu leiten verstand. Während Rudenz in muthigen Worten dem grausamen Landvogt entgegentritt, und dieser ob der Kühnheit des jungen Mannes staunt und zürnend seinen Reisigen winkt, den Verwegenen zu ergreifen, und dadurch das Interesse unwillkührlich von Tell auf diese Gruppe sich wendet, fällt der Apfel, so daß die ganze Situation von den Zuschauern unbemerkt, gleichsam hinter den Kulissen Statt findet, und der Zuschauer von einem Anblick befreit wird, der zu gräßlich wäre, als daß er nicht alles poetische Vergnügen stören sollte. — Aus diesen und den weiter oben (S. 300 f.) gemachten Bemerkungen über Tells Charakter ergibt sich auf das Unzweideutigste, daß der Dichter ihn mit eben so viel Weisheit als Kunst behandelt und entwickelt hat. Ueberall erblicken wir in ihm den einfachen, schlichten Landmann, den das Bewußtsein des eigenen Werths über das Gewöhnliche erhebt, ohne daß sich jedoch der Dichter jemals verleiten ließe, die Gränzen der Wahrheit zu überschreiten. Und wo es scheinen möchte, als ob der Dichter seinem Helden — oder auch den übrigen Landleuten — mehr Bedeutung, insbesondere mehr Lebensbildung und Erfahrung, mehr innere Kraft und äußere Behäbigkeit gegeben hat, als man an Bauersleuten zu sehen gewohnt ist, muß man nicht übersehen, daß er Republikaner schilderte und schildern wollte, in welchen ein tiefes, weitreichendes Gefühl angeborner Freiheit lebte, Männer, welche von Jugend auf gewohnt waren, an den wichtigsten Verhältnissen des Gemeinde- und Staatslebens den innigsten und folgereichsten Antheil zu nehmen. Dieses Gefühl aber, ein freier Bürger eines freien Staates zu sein, verleiht selbst dem beschränkteren Verstande — wie viel mehr einem von der Natur begünstigten Geiste — eine sichere Haltung, einen Scharfblick im Leben und für das Leben, den man anderswo vergeblich suchen würde.

An Wilhelm Tell reihen sich als die nach ihm bedeutendsten Charaktere die drei Männer, von denen der Gedanke zu einer allgemeinen Verbindung gegen die Tyrannei ausging. Alle drei sind von Einem Gedanken bewegt, alle drei haben Ein Ziel vor Augen; alle drei erscheinen als vorzugsweise auf die Entwickelung des Ganzen einwirkend; aber so ähnlich auch die Verhältnisse sind, in welchen sie auftreten, so hat der Dichter doch jeden von ihnen auf eigenthümliche Weise aufgefaßt. In Walther Fürst erkennen wir bald den liebenswürdigen Greis, der noch im hohen Alter frische Rüstigkeit bewahrt, wenn er sich auch von der langjährigen Lebenserfahrung Ruhe und Mäßigung, Klugheit und bedachtsame Vorsicht angeeignet hat. — Stauffacher ist dagegen der schönste Typus eines gereiften Mannes. Er unternimmt Nichts, ohne es vorher nach allen Beziehungen hin überlegt zu haben, aber mit dieser Besonnenheit verbindet er eine seltene Energie und Thatkraft, die zwar weit entfernt ist von dem sprudelnden Feuer jugendlicher Begeisterung, aber ihr an Kühnheit und Entschlossenheit nicht nachsteht. Melchthal endlich ist der Repräsentant der Jugend, wie Walther Fürst des Greisenalters, Stauffacher des Mannes. Bei ihm ist Alles noch überwallendes, begeistertes Gefühl, das keinen andern Grund als sich selbst hat, das keine Rücksichten auf Leben und Verhältnisse

nimmt, weil es zugleich wahr und kräftig ist. —

Es würde zu weit führen, wenn wir auch von den mehr untergeordneten Personen ausführlicher sprechen wollten; es wird hinlänglich sein, zu bemerken, daß sie sämmtlich mit großer Sicherheit und Wahrheit gehalten sind und eben so sehr den allgemeinen schweizerischen Charakter als eine tief ausgeprägte Individualität bewahren. Nur in Bezug auf den Fischer mag bemerkt werden — was den meisten Beurtheilern schon aufgefallen ist — daß seine Worte während des Sturmes (IV. 1. V. 32 ff.) kaum gerechtfertigt werden können, weil sie durchaus weder seinem Wesen noch der Situation entsprechen, in welcher er sich befindet [1]).

Dem Dichter lag es nicht bloß daran, in seinem Drama die Befreiung der drei Länder zu veranschaulichen, er wollte auch zugleich die historische Erscheinung begründen, daß die ganze Staatsgewalt in die Hände der Landleute überging. Der edle Attinghausen ist der Repräsentant des würdigen Adels, der aus dem Volke hervorgegangen und, mit ihm lebend, kein höheres Glück kannte, als für dessen Wohl zu leben, keine größere Ehre anstrebte, als „das Haupt zu heißen eines freien Volks“ (II. 1. V. 166), es anzuführen in den Schlachten, und mit ihm das Vaterland gegen fremde Gewaltthat zu vertheidigen. Mit ihm ging aber diese glückliche und ehrenvolle Stellung des Adels zu Grabe; er ist nicht bloß „der Letzte seines Stamms“ (II. 1. V. 110), er ist überhaupt der letzte Edle im Volke, denn die Jüngeren, wie selbst sein Neffe Rudenz, haben sich vom Volke abgewendet, sie haben ihren höheren Beruf verkannt und sich an die Feinde des Vaterlands angeschlossen. Dieß fühlt der sterbende Greis, und mit prophetischer Stimme spricht er es aus, daß die Zeit des Adels vorüber sei; „durch andre Kräfte will das Herrliche der Menschheit sich erhalten“ (IV. 2. V. 120. 121). Eben weil Attinghausen seine Stellung verstanden, eben weil er den Adel nicht dem Volke entgegenstellte, sondern von der Ueberzeugung durchdrungen war, daß er nur des Volkes wegen da war, sah er die neue Zeit getrost aufblühen, in welcher der Adel als selbstständige Macht verschwinden, sich in der Gesammtheit verlieren sollte. Freudig begrüßt er daher das junge Leben, das aus den Ruinen des stürzenden alten emporblüht, denn es bringt ja seinem Volke Freiheit und Glück. Und was der edle Greis verkündigt hatte, das wurde bald zur Wahrheit; der Dichter benutzte, um dies zu veranschaulichen, mit vielem Glück eben diesen Rudenz, der, von falschem Ehrgefühl verleitet, zum Theil auch durch die Liebe zu Bertha von Bruneck angeregt, mit seinen Standes- und Altersgenossen an die Tyrannen seines Vaterlandes sich angeschlossen hatte. Zwar erwachte bald wieder das bessere Gefühl in ihm — ein Wort der tieferblickenden Bertha hatte ihm den furchtbaren Abgrund gezeigt, in den er sich und das Vaterland zu stürzen bereit war (III. 2) — zwar zeigte er sich in der Scene des Apfelschußes seiner Ahnen und seines edlen Oheims würdig: aber Nichts vermochte, die verscherzte Herrlichkeit wiederzugewinnen; statt, wie es früher den Edeln zukam, an der Spitze des Volkes zu stehen, muß er sich in die Arme der Landleute werfen, und er, der Erbe der Schutz- und Schirmherren, muß von dem noch vor Kurzem verachteten Volke Hülfe und Schutz erflehen. Es ist daher nicht bedeutungslos, vielmehr nothwendiger Abschluß des Ganzen, daß Rudenz und Bertha, die Repräsentanten des Adels, in der letzten Scene (S. 168) ihre Herrlichkeit abstreifen und in den Schooß des Volkes niederlegen, dessen Tapferkeit sie ihr Glück verdanken.

Ueber Geßler ist schon oben (S. 300 ff.) das Nöthige gesagt worden. Rudolph der Harras, Geßlers Stallmeister, zeigt sich überall als eine edle Persönlichkeit, der wir unsere Achtung nicht versagen können, wenn er auch auf Seiten der Unterdrücker steht. Denn er ist kein Schweizer, und seiner Stellung gemäß muß er dem Landvogt, der seines Kaisers Vertrauen besitzt, in Allem gehorchen. Ueberall aber, wo sein edles Gemüth versöhnend eintreten kann, verfehlt er nicht, zum Besten der Unterdrückten seine Stimme zu erheben (III. 3. V. 188 f. IV. 3. V. 183 ff. 240).

Oft hat man Schiller den Vorwurf gemacht, daß er die Frauen nicht zu zeichnen verstehe, daß keine von seinen weiblichen Personen in eigenthümlicher, individueller Gestaltung erscheine, daß sie vielmehr sämmtlich die Wiederholung eines und desselben Ideals seien, das aller realen Basis ermangle. Dieser Vorwurf ist allerdings zum Theil wahr; es läßt sich nicht läugnen, daß die Frauen in den Schillerschen Dramen, insbesondere aber die Heldinnen bis zu einem gewissen Grade eine unverkennbare Familienähnlichkeit besitzen, die jede präcisere Individualisirung ziemlich unmöglich macht. Dies scheint jedoch weniger ein Fehler des Dichters zu sein, als vielmehr

---

1) Es ist ebenfalls schon von Andern bemerkt worden, daß Schiller in dieser Stelle Shakspeare nachgeahmt hat, in dessen König Lear (Akt IV Scene 2) eine ähnliche Situation vorkommt. Aber diese Nachahmung ist keineswegs glücklich. Lear, von seinen entarteten Töchtern seiner ganzen Macht und Hoheit beraubt, dem größten Elend Preis gegeben, so daß er nicht einmal vor dem fürchterlichsten Sturm sich schützen kann, bricht, vor dem Gräßlichen seiner Lage erschaudernd und empört, in folgende Worte aus:

„Blaset, Ihr Winde, sprenget Eure Wangen!
Tost, blast! Ihr Himmelsfluthen und Orkane
Strömt, bis Ihr Thürm' und Wetterhähn' ersäuft!
Ihr schweflichten, gedankenschnellen Blitze,
Vortrab der eisenspaltenden Donnerkeile,
Versengt mein graues Haupt! Kommt, Wetterstrahle
Und schlagt des Weltbaus dicke Rundung flach!
Zerkracht die Formen der Natur, verwüstet
Auf einmal jeden Keim, woraus der Mensch
Entspringt, der undankbare!“

Charakter und Situation rechtfertigen diesen Ausbruch des empörten Herzens um so mehr, als sich darin schon der Hauch des Wahnsinns zeigt, der bald darauf das Gemüth des unglücklichen Königs umnachtet. Beim Fischer liegt dagegen kein Grund, weder ein äußerer, noch ein innerer vor, der ihn bewegen könnte, seinem, wenn auch tief bewegten Gefühle einen solchen Ausdruck zu geben.

eine nothwendige Folge des weiblichen Charakters überhaupt. Das Allgemeine ist im Weibe schärfer ausgeprägt als im Manne, weil es engere Gränzen hat; eben deshalb kann sich die besondere Individualität auch weniger hervorthun. Dann ist die Stellung der Frauen im Leben, es ist ihr Wirkungskreis, so wie das Reich ihrer Wünsche und Bestrebungen viel beschränkter, als bei dem Manne, und so kann sich auch aus diesem Grunde eine eigenthümliche Gestaltung nur schwer, überhaupt nur dann entwickeln, wenn die äußern Verhältnisse dazu drängen. Daß Schiller dies tief erkannt hatte, sehen wir an den weiblichen Gestalten im Wilhelm Tell, in welchen sich beinahe ohne Ausnahme eine stark ausgeprägte Individualität beurkundet. Gertrud, Stauffachers Gattin, ist ein Heldenweib, ohne dabei die Gränzen edler Weiblichkeit jemals zu überschreiten. Sie kennt ihr Land und ihr Volk; in früher Jugend schon hat sie den Gesprächen der Häupter des Volkes aufmerksam zugehört, und aus ihnen den sicheren Blick in die Verhältnisse gewonnen (I. 2. V. 56 ff.). Mit diesem verständigen Geist verbindet sie den ächt weiblichen Muth, der sich vorzugsweise als Fähigkeit zur Aufopferung kund gibt. Ob sie gleich nur in einer einzigen Scene auftritt, die verhältnißmäßig noch sehr kurz ist, gewinnt sie doch durch die feste Zeichnung des Dichters eine Bedeutsamkeit, die bis zum Ende nachwirkt.

Wenn der besonnene Stauffacher eines anregenden Wesens bedurfte, das er in seiner Gattin fand, so mußte dagegen dem kühnen, wagemuthigen Tell eine versöhnende, mildernde Natur zur Seite stehen. Es ist daher wieder ein Beweis von dem tiefen Kunstgefühl des Dichters, daß er Tells Frau vorzugsweise als die liebende Gattin und besorgte Mutter darstellte. Hedwig lebt ganz in ihrem Manne und ihren Kindern; sie geht niemals über den Wirkungskreis hinaus, der ihr angewiesen war; aber sie erfüllt diesen im reichsten Maße. Alles in ihren Handlungen wie in ihren Reden bezieht sich auf ihr häusliches Leben, aber dabei entfaltet sie einen sichern festen Takt, der ihr auch die fremdesten Verhältnisse klar erkennen läßt (III. 1. V. 75. 101. 102). Wie ihr Wesen ganz auf der Liebe beruht, zeigt sich am schönsten in der trefflichen Scene, wo sie ihren Knaben wiedersieht. Da fühlt sie alle Schrecken und alle Gefahren durch, die dem geliebten Kinde gedroht haben: sie steigert ihre Glückseligkeit, ihren Sohn wieder in die Arme drücken zu können, durch das lebendigste Ausmalen des Schrecklichen, das hätte begegnen können. Ja im Uebermaß ihres Glücks wird sie selbst ungerecht gegen ihren Gatten. Aber als sie durch die Freunde an dessen Geschick erinnert wird, da bricht die ganze Liebe zu dem Muthigen stürmisch hervor; jedes Wort, das sie aus der gepreßten Brust hervordrängt, legt Zeugniß ab von der Unendlichkeit und Macht ihrer Liebe zu ihrem Gatten, den sie der ganzen Welt unentbehrlich glaubt, weil sie ohne ihn nicht zu leben vermag (IV. 2. V. 35 ff.).

Endlich ist auch Bertha von Bruneck eine durchaus kräftige und sichere Zeichnung; von ihrem ersten Auftreten bei dem Burgbau (I. 3. V. 95 ff.) bis zur letzten Scene bewahrt sie den schönen, weiblich milden und doch entschlossenen Charakter, der sich zur Versöhnung der Gegensätze vollkommen eignete.

VIII. Wiederauftauchen der Sentimentalität. Beschreibende Poesie.

Es treten uns nun mehrere Dichter entgegen, die zwar keineswegs eine eigene Epoche begründen, wie es beinahe bei allen denen der Fall gewesen ist, denen bisher ein eigener Abschnitt gewidmet wurde, aber wir müssen sie dennoch hier zwischen dem vorhergehenden und dem unmittelbar nachfolgenden Abschnitt zusammenfaßen, wenn ihnen überhaupt eine Stelle angewiesen werden soll, die man ihnen doch nicht absprechen kann. Uebrigens läßt es sich auch wohl rechtfertigen, daß sie gerade hier und in einem eigenen Abschnitte erwähnt werden. Die bedeutendsten derselben waren Zeitgenossen Göthe's und Schiller's, und obwohl sie zum Theil die sentimentale Richtung Hölty's und Anderer fortsetzten und ausbildeten — weshalb sie auch an diese hätten angeschlossen werden können — so ist doch nicht zu läugnen, daß sie auch schon von dem mächtigen Einfluß ergriffen waren, welcher, von Göthe und Schiller ausgehend, die gesammte Literatur so mannigfaltig bewegte. Auch möchte man wohl behaupten, daß sich gerade die äußeren, in die Sinne fallenden Eigenthümlichkeiten jener beiden Dichter in ihnen zu vereinigen strebten. Denn einerseits ist die Vortrefflichkeit, die Glätte und Rundung der Sprache, die gerade ihren Hauptwerth ausmacht, gewiß eine Folge von dem Vorgange Göthe's, und andererseits hat ihre ausgesprochene Vorliebe für die sentimentale Auffassung, wenn sie dieselbe auch von den früheren Göttingern geerbt haben mochten, durch frühere Schiller'sche Dichtungen reichliche Nahrung erhalten. Endlich spricht sich in ihnen eine entschiedene Neigung zur beschreibenden Poesie aus, eine Dichtungsart, welche seit den Zeiten der sächsischen und preußischen Schule von den Dichtern nur vorübergehend bearbeitet worden war. Dieser Umstand allein würde hinreichen, die Zusammenfassung und abgesonderte Behandlung jener Dichter zu begründen, da sie allerdings als Repräsentanten einer eigenen poetischen Richtung erscheinen, so wenig sie auch im Allgemeinen Einfluß auf die Entwickelung der gesammten Literatur haben mochten.

1. Matthisson.

Wenn die Erscheinung, daß ein Dichter, der bei seinem ersten Auftreten mit Beifall aufgenommen wurde, allmählig mehr oder weniger in Vergessenheit gerieth, nicht gerade neu ist, so ist sie doch wohl nirgends auffallender, als bei **Matthisson**[1]), dessen Poesien bei ihrem

---

1) Friedrich von Matthisson, geboren den 23. Januar 1761 zu Hohendodeleben bei Magdeburg, war eine Zeit lang Privatlehrer in Dessau, dann Vorleser und Gefährte der Fürstin von Dessau durch das südliche

ersten Erscheinen das allgemeinste Lob vereinigten, ja selbst von bedeutenden Dichtern mit der größten Auszeichnung aufgenommen wurden, jetzt aber immer mehr verschallen, so daß nur einzelne wenige der gänzlichen Vergessenheit widerstehen. Wie eine so ganz entgegengesetzte Ansicht möglich ist, und welches Urtheil als begründet erscheinen mag, das seiner Zeitgenossen, oder das der Nachwelt, wird sich hoffentlich aus den nachfolgenden Bemerkungen ergeben.

Betrachten wir die Gedichte Matthissons, so wird uns ein großer Vorzug derselben sogleich in die Augen fallen. Dieser besteht in der vollendet schönen Sprache, welcher eine seltene Lieblichkeit nicht abgesprochen werden kann. Es herrscht in seinen Dichtungen der bezauberndste Wohllaut, der nicht bloß in der vortrefflichen Behandlung und Reinheit des Reimes besteht, oder in der schönen, rhythmischen Bewegung, in dem meisterhaft gegliederten Versbau, oder in der glücklichen Wahl der immer tonreichen Worte, sondern in allem diesem zusammengenommen. Ferner ist Matthisson durch die große Fülle von Anschauungen und Bildern ausgezeichnet, die selten einem Dichter so unerschöpflich zufließen, wie ihm. Und trotz dieser großen Vorzüge, welche allerdings nur zu leicht bestechen, wie sie denn auch selbst einen Schiller bestechen konnten, können wir Matthisson nicht für einen wahren Dichter, für einen Künstler halten. — Seine Dichtungen gehören ganz vorzüglich der **beschreibenden Gattung** an, d. h. derjenigen Dichtungsart, welche zum Zwecke hat, äußere, sinnlich wahrnehmbare Gegenstände oder Erscheinungen darzustellen. Es ist schon von Lessing (in seinem Laokoon) gezeigt worden, daß die Darstellung sinnlicher Objekte mehr ins Gebiet der bildenden Kunst gehört, als in das der Poesie. Denn da das Mittel derselben, die Sprache, selbst beweglich und fortschreitend ist, so kann sie auch unmöglich solche Erscheinungen festhalten, die auf Unbeweglichkeit, auf steter Gleichförmigkeit beruhen. Ferner muß jeder äußere Gegenstand in seiner Gesammtheit aufgefaßt werden, wenn wir nicht ein falsches Bild erhalten sollen; alle einzelnen Theile müssen sich zugleich der Anschauung darbieten, weil außerdem das Gemälde nicht mehr vollkommen, nicht mehr wahr wäre. Wenn aber die bildende Kunst vermöge ihrer Mittel jede Erscheinung in ihrer Gesammtheit darstellen kann, so ist diese Möglichkeit der Poesie nicht gegeben; sie kann keinen Gegenstand gleichzeitig darstellen, sondern nur als einen in Zeit und Raum fortschreitenden, weil die Sprache selbst in Zeit und Raum sich bewegt. Will der Dichter dennoch äußere Erscheinungen anschaulich darstellen, so muß er entweder solche wählen, welche selbst ihrem Wesen nach beweglich und fortschreitend sind, die also nicht in ihrer Gesammtheit sondern in ihrer allmähligen Entwickelung dargestellt werden müssen, wie das „Donnerwetter“ von Denis (I. 252), wie die „Bilder Neapels“ von Platen (II. 699), oder der „Löwenritt“ von Freiligrath (II. 758); oder er muß die gleichzeitig erscheinenden Gegenstände so auffassen und darstellen, daß sie dennoch als in der Zeit fortschreitend erscheinen, wie Göthe in „Hans Sachsens poetischer Sendung“ (I. 550), Schiller im „Spaziergang“ (II. 24), Fr. Stolberg in „Hellebeck“ (I. 449). Diesen Dichtern ist die anschauliche Darstellung eines äußeren, unbeweglichen, an und für sich nicht fortschreitenden Gegenstandes deswegen so vortrefflich gelungen, weil sie die leblose Natur mit lebenden Wesen in die genaueste Verbindung gebracht und das Unbewegliche der Erscheinung an die Beweglichkeit und Thätigkeit der handelnden Personen geknüpft haben. Auf diese Weise haben sie, wenn ich mich so ausdrücken darf, dasselbe Phänomen hervorgebracht, welches man beim schnellen Fahren bemerkt; die äußern Gegenstände scheinen sich zu bewegen, während in der That doch die anschauende Person sich von ihnen entfernt. Auf diese Weise scheint der Dichter ein gleichzeitiges Gesammtbild überhaupt nicht geben zu wollen, der Leser fühlt kein Bedürfniß nach einem solchen, und am Ende gestalten sich die einzelnen nach einander dargestellten Theile in der Seele des Lesers doch unwillkührlich zu einer allgemeinen Anschauung, so daß der Dichter zu seinem Zwecke gelangt, ohne scheinbar nach demselben zu streben. Ein anderer Kunstgriff der Dichter bei Darstellungen äußerer Gegenstände, welche in ihrer Gesammterscheinung aufgefaßt werden sollen, besteht darin, daß nicht sowohl die Erscheinung selbst, als vielmehr der Eindruck geschildert wird, den sie auf das Gemüth des Anschauenden macht. Indem der Leser nun dieses Eindrucks theilhaftig wird, er also in den Zustand versetzt ist, in welchem er sein würde, wenn er den Gegenstand selbst betrachtete, wird seine Einbildungskraft lebendig und selbstschaffend, so daß sie mit Hülfe einiger Andeutungen, welche der Dichter geschickt in seine Darstellung einzuflechten weiß, sich selbst ein Gemälde des Gegenstandes bildet, und der Leser auf diese Weise zu einer lebendigen Anschauung desselben gelangt. Solcher Art ist „der Rheinfall von Lavater (I. 241), ein Gedicht, das von dem eben erklärten Standpunkte betrachtet, ein vollendetes Kunstwerk ist. —

Matthisson ist in seinen beschreibenden Gedichten der Phantasie des Lesers weder auf die eine noch die andere Art zu Hülfe gekommen, er häuft Bild auf Bild, Anschauung auf Anschauung, meistentheils noch ohne eine in sich selbst begründete Anordnung, so daß der Leser endlich unter der Masse von einzelnen, unzusammenhängenden Vorstellungen, die sich auf keine Weise zu einem Gesammtbilde fügen lassen, erliegt. Die schöne Diction, insbesondere der unübertreffliche Wohllaut der Sprache erfreut uns wohl eine Zeitlang, aber endlich fühlen wir doch Ermüdung und Langeweile, weil die höheren Geistesthätigkeiten keine Nahrung finden, ja nicht einmal die Phantasie in Anspruch genommen wird. Die beiden mitgetheilten Gedichte „Abendlandschaft“ (II. 188) und „Mondscheingemälde“ (II. 189) gehören gewiß zu den besten des Dichters; sie haben außerdem noch den Vortheil der Kürze —

Deutschland, die Schweiz, Italien, 1809 vom König von Würtemberg geadelt, 1812 in Stuttgart als Oberbibliothekar, seit 1829 mit dem Titel eines Geheimen Legazionsraths in Wörlitz, wo er den 12. März 1831 starb.

während sich andere durch eine Unzahl von Strophen und Bildern mühsam durcharbeiten — und dennoch wird sich auch an ihnen die ausgesprochene Ansicht bewähren. Wie bedeutungslos diese Schildereien sind, geht auch daraus hervor, daß sie der Dichter willkührlich aus einem Gedicht in das andere versetzen konnte; sie passen überall, weil sie nirgends an ihrer Stelle sind[1]). Die „Beruhigung" (II. 183) würde bei ihrem einfachen und doch ergreifenden Gedanken gewiß gefallen, wenn nicht die Sucht, Bilder zu häufen, die ersten Strophen verunstaltete. Erfreulicher ist die „Geisternähe" (II. 187) weil die Beschreibungen sich an Handlungen und Gefühlsäußerungen anschließen; auch ist die Sentimentalität, die im Gedichte herrscht, nicht so überreich, wie man sie bei Matthisson nur zu oft findet. „Die Elfenkönigin" und der „Feenreigen" (II. 184. 185), die wohl aus dem Studium Shakspeares (Sommernachtstraum) hervorgegangen sein mögen, — was ihnen übrigens nicht im Mindesten von ihrem Werthe raubt — gehören zu dem Vollendetsten, was Matthisson je geschaffen hat. Sie sind voll Leben und Bewegung, und besitzen alle Anschaulichkeit, welche den dargestellten Wesen und Handlungen nur immer gegeben werden konnte; auch sind sie von einem Wohllaut, der selbst bei Matthisson überrascht, weil er nicht auf der dem Dichter immer zu Gebote stehenden musikalischen Wirkung beruht, sondern eine noch schönere Quelle hat; er schmiegt die Tonwelt mit solchem Glücke an die dargestellten Gegenstände, daß sie durch den bloßen Laut schon versinnlicht erscheinen. — Von jeher und von allen Kritikern wurde „Elysium" (II. 186) für Matthissons bestes Gedicht anerkannt; und in der That verdient es die größte Auszeichnung, weil es die oben nachgewiesenen Mängel durchaus vermeidet. Der Dichter beschreibt uns den Aufenthalt der Abgeschiedenen, aber nicht durch Anhäufung der einzelnen Bilder, sondern dadurch, daß er eine Gestalt, Psyche (die Seele) in das Elysium einführt, welches auf diese Weise belebt wird. Alle einzelnen Erscheinungen stehen in der nächsten Beziehung zur hoffenden Psyche, sie gewinnen auch für uns an Bedeutung und Anschaulichkeit. Endlich sucht der Dichter sein Gemälde dadurch zu vervollständigen, daß er unsere Phantasie mit Bildern beschäftigt (St. 6 und 8), die zwar außerhalb seines Gegenstandes liegen, aber denselben doch mannigfaltig hervorheben. — Die hohe Schönheit des Gedichts wird sich noch deutlicher darstellen, wenn man es mit den „Inseln der Seligen" von Manso[2]) vergleicht, welche, obgleich viel länger, dennoch keine Klarheit und Sicherheit der Anschauung gewähren, denn am Ende wissen wir doch nicht recht, was unter diesen Inseln zu verstehen ist, es müßte denn das Selbstvergessen darunter gemeint sein, was allerdings eine gewisse Wahrscheinlichkeit für sich hat, wenn man die Elegie, „der Einzelne und die Gattung" (II. 258) damit zusammenhält.

2. Salis.

Es läßt sich nicht bezweifeln, daß Matthisson bedeutenden Einfluß auf **Salis**[3]) ausgeübt habe, aber leider war es eben nicht der günstigste, da Salis, theilweise wenigstens, in seiner freien, selbstständigen Entwickelung gehemmt wurde. Glücklicher Weise war sein Talent so bedeutend, daß es wohl getrübt, aber nicht zerstört werden konnte. Daher müssen wir in seinen Dichtungen immer die nachgeahmte Manier seines Freundes von der ihm eigenthümlich angehörenden poetischen Welt unterscheiden, die uns in ihrer Tiefe und Wahrheit immer lebhaft anspricht, wohlthätig auf unser Gemüth wirkt. Selbst in den Gedichten, die in der beschreibenden Weise Matthissons abgefaßt sind, ist immer noch Etwas zu finden, wodurch sie sich vor denen seines Vorbilds auszeichnen, so sehr er auch in Anmuth und Wohllaut der Sprache, in Leichtigkeit der Darstellung und schöner Behandlung des Metrums und des Reims hinter Matthisson zurücksteht. So entwickelt sich im „Herbstlied" (II. 189) ein Bild des Lebens in der geschilderten Jahreszeit, und im „Märzlied" (II. 190) sind alle geschilderten Einzelnheiten, so wenig sie auch eine klare Gesammtanschauung gewähren, durch die Idee zusammengehalten, die in der letzten Strophe nicht ohne tiefes Gefühl ausgesprochen ist. In dem „Lied eines Landmanns aus der Fremde" (II. 191) begegnen wir allerdings auch einer Reihe von einzelnen Bildern, aber der Dichter wollte hier auch nicht ein Gemälde im engeren Sinne des Wortes geben, er hatte nicht die Absicht, eine gleichzeitige Anschauung einer ganzen Landschaft vor das Auge seines Lesers zu führen, eben so wenig als der von der geliebten Heimat entfernte Landmann in seiner Erinnerung alle Einzelnheiten zu einem Gesammtbilde vereinigte. Uebrigens wäre auch die Ueberladung möglich gewesen, weshalb der Dichter bei der späteren Bearbeitung vier Strophen der ersten Ausgabe wegließ, die allerdings den Eindruck des Ganzen nur schwächten. Es ist kaum nöthig, zu bemerken, daß die einzelnen Bilder weit entfernt sind, bloße Schilderungen äußerer Gegenstände zu sein, sie erscheinen vielmehr nur als Punkte, auf welchen sich ein mannigfaltiges Leben entwickelt. — Salis war nicht ohne einen Anflug von Sentimentalität, aber sie ist nirgends von der übertriebenen Art, die weder innen noch außen einen Haltpunkt hat, sie ist durchaus wahr und von

1) Vergleiche die Lesarten zum „Mondscheingemälde" (II. 189). In andern nicht mitgetheilten Gedichten ist dies in noch höherem Maße geschehen, wie er umgekehrt mehrere Gedichte zu einem einzigen verschmelzen konnte. So ist der Genfersee aus der Verschmelzung dreier andern (Elegie am Genfersee, der Genfersee, Fragment) entstanden.

2) Johann Kaspar Friedrich Manso, geboren den 26. Mai 1759 zu Zella im Herzogthum Gotha. 1783 Collaborator und dann Professor am Gymnasium zu Gotha, 1793 Rektor des Gymnasiums in Breslau. Gestorben den 9. Juni 1826.

3) Johann Gaudenz von Salis-Seewis, geb. den 26. Dezember 1762 zu Seewis in Graubünden, war bis 1789 Hauptmann der Schweizergarde in Versailles. In seine Heimath zurückgekehrt, bekleidete er bis zu seinem Tode wichtige Militärstellen. Gestorben in Malans den 28. Januar 1834.

jeder überreizten Schwärmerei weit entfernt. Er war nämlich durchaus ein innerlicher Mensch, der am liebsten in der Einsamkeit, in seiner großartigen Alpenwelt leben mochte. Da ihn aber seine Verhältnisse nöthigten, in der großen, in der verdorbenen Hofwelt zu leben, so ward die heiße Sehnsucht nach Abgeschiedenheit, nach dem Leben in der freien Natur zur sanften Wehmuth, wohl auch zur Klage, ohne daß er jedoch die Heiterkeit der Seele, oder gar die männliche Haltung verloren hätte. Selbst da, wo seine Wehmuth den höchsten Grad erreicht, wie im „Grab" (II. 192), spricht er nicht eigentlich eine Sehnsucht nach dem Tode aus; die ersten Strophen zeigen vielmehr, daß er seine Seele gegen Todesfurcht kräftigen wollte. — Wie im Märzlied hat der Dichter im „Gottesacker im Vorfrühling" (II. 196) die junge Frühlingsnatur, wie sie aus dem winterlichen Tode zu neuem Leben emporblüht, als Sinnbild eines künftigen, unvergänglichen Daseins dargestellt; nur hat das Bild an reichen Beziehungen dadurch gewonnen, daß uns der Dichter hier zugleich auf einen Kirchhof, den Ruheplatz der Verstorbenen führt. Aber die Ausführung ist nicht gelungen zu nennen. Zwar ist der Gegensatz zwischen Tod und neuem Leben in den zwei ersten Strophen recht gut dargestellt; aber die Matthisson'sche Manier, Bild auf Bild zu häufen, verführt den Dichter zu Malereien, von diesen zu Betrachtungen, die ohne innern und nothwendigen Zusammenhang sind und dem Gedichte alle Einheit rauben (Vgl. „die Linde auf dem Kirchhof" von Jacobi I. 234. III. 94, in welcher die nämliche Idee meisterhaft dargestellt ist). — Eben so wenig ist es dem Dichter gelungen, im „Morgenpsalm" (II. 195) das religiöse Gefühl zur poetischen Anschaulichkeit zu bringen; dieses Gedicht kann außerdem als Muster von Härte und Mißlaut gelten. — Daß weichliche Sentimentalität nicht Sache unseres Dichters war, zeigt sich klar genug in der „Ermunterung" (II. 192), die so eindringlich zur Thatkraft und zum edlen Genusse des Lebens ermahnt. Zwar hat das Lied nicht gerade einen höheren poetischen Werth; aber die darin ausgesprochenen Gedanken sind so wahr, und zeugen von so tüchtiger Gesinnung, sie sind mit so kräftiger Begeisterung vorgetragen, daß es, von diesem Standpunkte betrachtet, die vollste Anerkennung verdient, wie es denn auch von jeher der allgemeinsten Liebe sich erfreute, wozu allerdings auch die kräftige, vom schönen Rhythmus gehobene Sprache beigetragen haben mag. — Ohne von solcher äußeren Schönheit unterstützt zu werden, spricht das treffliche Gedicht: „An die edeln Unterdrückten" (II. 194) mächtig zum Herzen eines Jeden, der Gefühl hat für das Wahre und Gute. Unter dem Scheine, die von der Gewalt verkannten und mißverstandenen Verkündiger der Wahrheit zu trösten, erhebt sich der Dichter zu den höchsten Ideen, die er nur aus unbefangener Anschauung der Weltgeschichte gewinnen konnte. Man könnte dieses Lied für das Resultat tief philosophischer Forschung halten, wenn nicht die Ansicht näher läge, daß es unmittelbar aus der reinen, ächt christlichen Seele des Dichters hervorgeströmt ist. Sehr glücklich ist es, daß Salis nicht eine besondere Art von Märtyrern, nicht eine besondere Epoche, nicht ein besonderes Volk im Auge gehabt hat; denn in der That paßt Alles, was er mit so tiefem Gefühl ausspricht, auf alle Zeiten und Völker, wie auf alle verfolgten Zeugen der Wahrheit; es ist in dem Gedichte die Erklärung niedergelegt, warum das Christenthum siegreich aus allen Kämpfen hervorgegangen ist, es liegt in ihm auch die Gewähr, daß jede Wahrheit, für welche Märtyrer geduldet, einst allgemeine Anerkennung finden werde und müsse.

3. Tiedge. — Luise Brachmann. — Mahlmann. — Seume.

Da wir von den beiden Hauptdichtern dieses Abschnittes mit größerer Ausführlichkeit gesprochen haben, können wir die übrigen, die sich an sie anschließen, in kürzerer Darstellung behandeln. Die nämlichen Vorzüge, die wir bei Matthisson bemerken konnten, so wie dessen Mängel, finden wir auch bei **Tiedge**[1]), nur treten weder die Einen noch die Andern so kräftig hervor. Seine Sprache ist weich und nicht ohne Wohllaut, der Vers fließend, aber es fehlt ihm an Tiefe und poetischer Wahrheit. Die mitgetheilten Gedichte „Blumen auf das Grab eines Kindes" und „An die Natur" (II. 197. 198) sind nicht ohne Werth der Darstellung, aber sie erinnern doch zu sehr an die Matthisson'sche Manier, besonders das zweite, das man leicht nach Strophen und Versbau, so wie wegen der Schilderungen für ein Werk jenes Dichters halten möchte. —

Auch **Luise Brachmann**[2]), die bedeutendste unter den neueren deutschen Dichterinnen, gehört so wie **Mahlmann**[3]), hieher, obwohl die romantische Schule nicht ohne Einwirkung auf sie geblieben ist. Des Letztern geistliche Lieder sind schon weiter oben (S. 31) erwähnt worden; das mitgetheilte Gedicht: „Frage und Antwort" (II. 427) drückt den Gedanken, daß der Mensch muthig in das Leben greifen solle, um mitten aus den verwundenden Dornen die Rose des Wahren und Guten zu nehmen, recht artig aus. — Luise Brachmann hat die sentimentale Richtung vorzüglich ausgebildet, was sich aus dem doppelten Umstande erklären läßt, daß sie als Weib besonders zur Empfindsamkeit geneigt war, und daß sie sich mit ihrer stets unbefriedigten Sehnsucht nach häuslichem Leben, wo allein ihr liebeglühendes Herz Nahrung gefunden hätte, gern in das Reich der Poesie flüchtete, wo sie allein Trost finden konnte. Die beiden Gedichte:

1) Christoph August Tiedge, geboren den 13. Dezember 1752 zu Gardelegen in der Altmark. Lebte in Magdeburg, Halle, Berlin, seit 1819 in Dresden, wo er auch 1840 starb.

2) Luise Brachmann, geboren am 9. Februar 1777 in Dresden, lebte zu Weißenfels an der Saale, in welcher sie am 17. September 1822 ihrem Leben selbst ein Ende machte.

3) Siegfried August Mahlmann, geboren den 13. Mai 1771, lebte in Leipzig, wo er zuerst die Zeitung für die elegante Welt und dann die Leipziger politische Zeitung redigirte. Gestorben daselbst im Jahre 1826.

„Schlummerlied für mein Herz“ und „Elwira“ (II. 429. 430), so wie das recht gelungene Epigramm „Unverwundbarkeit“ (II. 432) lassen tiefe Blicke in ihren Gemüthszustand werfen. Sie gehören zu ihren besten Gedichten, wie sie denn überhaupt am glücklichsten ist, wenn sie den Schmerz ihres zerrissenen Lebens in elegischen Tönen darstellt, dem irdischen Glück entsagt und vertrauensvoll auf ein schöneres Dasein hinübersieht. Mit „Elwira“ vergleiche man Rückert's „Liedlein vom Glücke“ (II. 622); in beiden Gedichten wird ungefähr die nämliche Idee veranschaulicht, aber auf eine so verschiedene Art, daß der Gegensatz zwischen Mann und Weib recht lebhaft sich darstellt. Der Mann kann das Unglück durch eigne Kraft besiegen, er kann sich sein Schicksal selbst schaffen, während das Weib sich und der Welt abstirbt, wenn die Zeit verschwunden ist, in der sich ihr Geschick hätte fest gestalten sollen. — „Columbus“ (II. 431) wird der Dichterin Andenken noch lange erhalten; denn wenn diese Romanze sich auch in keiner Beziehung mit den Schiller'schen vergleichen läßt — wie es denn auch höchst unbillig wäre, solchen Maßstab anzulegen — so ist sie doch hinsichtlich der recht gelungenen Composition und der dramatisch lebendigen Behandlung durchaus lobenswerth. Die Sprache läßt dagegen Manches zu wünschen übrig; insbesondere ist die Häufung der schmückenden Beiwörter, welche die Anschaulichkeit selten fördern, zu tadeln. —

Endlich muß der kräftige **Seume**[1]) hier erwähnt werden, weil auch in ihm eine Hinneigung zum Sentimentalen durchblickt, welche in dem Zwiespalt des äußeren Lebens mit seiner nach Freiheit ringenden Seele ihren Grund und ihre Nahrung fand. Auf die früheren Bemerkungen über ihn verweisend, gedenken wir hier noch der schönen Erzählung „der Wilde“ (II. 215), welche als Muster einer einfachen und doch poetisch gehaltenen Darstellung einer wahren Begebenheit aufgestellt werden darf. Die sichere und doch ungekünstelte Zeichnung der Charaktere ist gewiß einer ihrer größten Vorzüge.

IX. Die romantische Schule.

Zwei Umstände wirkten vereinigt dahin, der deutschen Poesie eine neue Richtung zu geben, die eine geraume Zeit hindurch alle andern Bestrebungen verdunkelte. Der erste dieser Umstände lag in der Entwickelung der Poesie selbst. Wir haben oben gesehen, daß die weiche, mattherzige Sentimentalität Matthissons zu großen Ehren gelangt war, daß sie durch ihre ganz äußerliche Politur Alles, selbst die besten unter den Dichtern geblendet hatte. Als der erste Rausch vorüber war, mußte sich eine um desto kräftigere Opposition dagegen heranbilden, je stärkere Wurzeln sie geschlagen hatte. Um dieselbe Zeit hatten Kotzebue[2]) und Iffland[3]) die Alleinherrschaft des Theaters an sich gerissen, und bei großem Talent doch nur wenig Gutes, wohl aber viel Schlechtes producirt, das um so nachtheiliger wirken mußte, als es sich die Neigung des großen Publikums zu erwerben verstand. Wie das Theater von seiner kaum errungenen Höhe herabsank, wie es gemißbraucht wurde, um die gemeinsten Lebensverhältnisse darzustellen, zeigt uns die treffliche Satyre „Shakspears Schatten“ (II. 98) von Schiller. Bei dem großen Einfluß, den das Theater auf die poetische und sittliche Entwickelung eines Volkes hat, galt es, diesem Treiben kräftig entgegenzuwirken, es that um so mehr Noth, als jenen Theaterdichtern, namentlich aber dem Kotzebue, ein bedeutendes dramatisches Talent nicht abgesprochen werden konnte. Da nun die Kotzebue'sche Poesie auf der Darstellung des flachen, alltäglichen Lebens beruhte, da seine Dramen mehr oder weniger die höhere Sittlichkeit, den Glauben an das Wahre, die Liebe für das Edle und Gute untergruben, so mußte die ihm entgegentretende Opposition nothwendig an das innere Leben, an die Tiefe des Gemüths appelliren, sie mußte für Religion und Glauben, für Wahrheit und Liebe in die Schranken treten. Und weil Matthisson in seinen Schilderungen, so oft er sich auch mit der Natur beschäftigte, derselben doch niemals eine höhere Anschauung abgewinnen konnte, da sie ihm vielmehr immer als eine Masse von zwar schönen, aber leblosen, und alles innern Zusammenhangs entbehrenden Erscheinungen sich darstellte, so suchte man im Gegensatz in die geheimnißvollen Tiefen derselben zu dringen und ihren Geist zu erfassen. Diese Bestrebungen wurden freilich durch die damals sich entwickelnde Naturphilosophie (Schelling) mächtig unterstützt.

Der zweite Umstand, welcher zur Ausbildung der romantischen Poesie wesentlich beitrug, liegt in den politischen Verhältnissen der damaligen Zeit. Deutschland war von der französischen Uebermacht erdrückt. In den bessern und kräftigeren Naturen weckte die Trauer über das Unglück des Vaterlandes zugleich auch die Sehnsucht nach glücklicheren Zuständen; aber bei der Zerrissenheit des Landes, bei der Unmacht der einzelnen Völkerschaften und der immer mehr steigenden Macht des Feindes konnte die Hoffnung auf eine bessere Zukunft kaum erstehen. Da blieb kein anderes Mittel, als aus dem erdrückenden Leben zu flüchten und ein anderes aufzusuchen, das dem nach Freiheit und Nationalität sich sehnenden Herzen Befriedigung gewähren konnte. Schon vor und durch Lessing war man auf die Herrlichkeit des deutschen Mittelalters

---

1) Johann Gottfried Seume, geboren den 29. Januar 1763 zu Poserna bei Weißenfels, studirt in Leipzig, muß als hessischer Soldat nach Amerika gehen, wird nach seiner Rückkehr 1792 in Leipzig Magister, 1793 Sekretär des Generals Igelström in Warschau, dann russischer Offizier, 1801 geht er zu Fuß nach Syrakus, 1805 nach Petersburg, Moskau und Schweden. Gestorben 1810 in Töplitz.

2) August Friedrich Ferdinand von Kotzebue, geb. 3. Mai 1761 in Weimar, lebte lange Zeit in Rußland, wird den 23. März 1819 von einem Schwärmer, K. L. Sand, ermordet.

3) August Wilhelm Iffland, geb. den 19. April 1759 zu Hannover, wird Schauspieler, 1796 Direktor des Nationaltheaters in Berlin, 1811 Generaldirektor der königl. Schauspiele, gest. daselbst den 22. Sept. 1814.

aufmerksam geworden, wo Staat, Kirche und Poesie, wie später nie wieder, segensreich emporblühten. Man hatte diese große Zeit in der Folge zwar nie ganz aus den Augen verloren, öfters hatten bedeutende Männer, wie Herder, den Blick wieder dahin gelenkt, aber ohne großen oder bleibenden Erfolg. Was die begeisterte Mahnung Herders nicht hatte vollbringen können, das gelang der von Außen her eindringenden Noth. Man flüchtete sich zur ehemaligen Herrlichkeit des deutschen Volkes, um in ihr Trost und Stärkung gegen den Druck der Gegenwart zu finden, Hoffnung auf eine bessere Zukunft zu schöpfen[1]). Nichts war aber geeigneter, die sinkende Poesie zu verjüngen, sie mit neuer Lebenskraft zu erfüllen, als der Rückblick in eine Zeit, die in jeder Beziehung so reich an poetischem Leben und die zugleich das Bild selbstständiger und vollkommener Nationalentwickelung gewährte. Klopstock hatte, um die Volksthümlichkeit der heimathlichen Kunst zu retten, auf die älteste Geschichte des Volkes zurückgewiesen; da jedoch weder in historischer, noch viel weniger aber in poetischer Beziehung ein fester Standpunkt gewonnen werden konnte, so konnte auch das Resultat den Erwartungen nicht entsprechen. Im Mittelalter dagegen fand man eine unerschöpfliche Fülle von historischem und poetischem Leben, das, in die Gegenwart ausgesäet, die reichsten Früchte tragen mußte. So richtig die Idee der Romantiker aber auch war, so irrten sie doch darin, daß sie das Wesen von der äußern Erscheinung nicht trennten. Statt die poetischen Elemente, die sich in jener herrlichen Zeit so reichlich darbieten, auf die Gegenwart zu übertragen, und diese eben dadurch zu beleben, oder auch nur zu erfrischen, gaben sie die Gegenwart ganz auf und wollten, in die fortschreitende Entwickelung des Lebens verwegen eingreifend, die längst abgestorbene Zeit wieder ins Dasein zurückrufen. Allerdings hatte sich im Mittelalter ein überaus poetisches Leben entwickelt, das, auf Nationalität, Vaterlandsliebe, Religion, Natur und Liebe beruhend, als Ritterthum, Mönchswesen, Herrschaft des Adels und der Geistlichkeit u. s. w. zur Erscheinung gelangt war. Aber die Ideen waren nicht an diese äußeren Erscheinungen gebunden, das poetische Leben nicht an diese vergänglichen Formen gefesselt, wie die Romantiker wähnten; das Höhere, das Geistige allein mußte gerettet, mußte aufgenommen, in die Gegenwart und ihre Erscheinungen übergetragen werden. Da die Romantiker dies nicht thaten, da sie ihre Zeit und deren gerechte Anforderung verkannten, konnten sie auch nicht volksthümlich werden, eben so wenig, ja noch weniger, als Klopstock es jemals werden konnte, welchen übrigens die meisten Dichter der romantischen Schule an poetischem Genie weit übertrafen. Nur so lange Deutschland unter dem fremden Joche schmachtete, so lange die Gegenwart beengend und drückend auf dem Volke lastete, konnten die Romantiker ihren Irrthum vergessen machen. Als aber das Volk die Fesseln des Eroberers zerbrochen hatte, als es in sich die Gewähr einer schöneren Zukunft fand, da verlor die Schule, die immer nur in der abgestorbenen Vergangenheit das Heil der Zukunft erblickte, allen Boden. Denn der Dichter soll wohl über seiner Zeit stehen, aber er darf nimmermehr hinter ihr und ihren begründeten Anforderungen, hinter ihren Fortschritten zurückbleiben.

1. Erste Hinweisung auf das romantische Element. – A. W. v. Schlegel.

Wir haben schon einige Male bemerkt, daß die neuen Richtungen, welche der Poesie gegeben wurden, nicht von Männern ausgingen, die durch eigenes Dichtertalent glänzten und wirkten, sondern vielmehr von solchen, welche vermöge ihrer tieferen Einsicht in das Wesen der Poesie und der Kunst die Mängel ihrer Entwickelung scharf aufgreifen und den Weg zeigen konnten, den man einzuschlagen habe, um Besseres hervorzubringen. Diese Erscheinung wiederholt sich auch hier. Denn **A. W. v. Schlegel**[2]), welchen die romantische Schule wohl als ihren Stifter und Begründer ansehen kann, war eben so wenig ein Dichter in der höheren Bedeutung des Worts, als Lessing oder Herder. Daß er von Vielen, namentlich von seinen Freunden überschätzt wurde (vergl. Bürger „An A. W. Schlegel" I. 389), ist leicht zu erklären, weshalb man es auch verzeihlich finden wird, wenn er selbst eine zu hohe Meinung von seinem Talente hatte („Dichtersinn" II. 276). Wenn nämlich in Schlegel die schöpferische Kraft zwar nicht lebte, welche allein den Dichter bildet, so besaß er dagegen eine außerordentliche Kenntniß der Sprache und ihrer poetischen Mittel. Vermöge dieser durch tiefes Studium erworbenen Kenntniß beherrschte er die Sprache mit vollendeter Meisterschaft, so wie er denn in der Behandlung des Metrums, des Reims u. s. w. selten übertroffen worden ist. Weil er sich dieser Meisterschaft bewußt war, suchte er sie auch so viel und so oft als irgend möglich leuchten zu lassen, weshalb er die mannigfaltigsten Formen behandelte und — was seinen Ruhm auf immer sichert — den Shakspeare übersetzte.

Die Begründung des Ausspruchs, daß er zuerst auf das romantische Element in der Poesie hingewiesen, liegt in seinen eigenen dichterischen Erzeugnissen, so wie sie den Beweis liefern, daß er die Idee des Romantischen klar gedacht hatte. Er faßte nämlich die Romantik nicht als ausschließlichen Gegensatz zum Leben und zur Gegen-

1) Diese Hinneigung zur Vergangenheit, dieses Zurücktreten aus der Gegenwart und dem Leben war so sehr eine Folge der Zeitumstände, daß es sich bei günstigeren politischen Verhältnissen wohl kaum so energisch ausgesprochen hätte, wenn auch Kotzebue noch zu so großer Bedeutung gelangt wäre — aber freilich konnte Kotzebue nur in so bedrängter Lage aufblühen, nur bei so tiefem Falle des Volks dessen Liebling werden.

2) August Wilhelm von Schlegel, geboren den 5. September 1797 zu Hannover, studirt in Göttingen, wird Hauslehrer in Amsterdam, Professor in Jena, reist 1805 mit Frau von Stael durch Italien, Frankreich, Deutschland und Schweden, lebt nach den Befreiungskriegen bei seiner Freundin am Genfersee bis zu ihrem Tode, seit 1818 Prof. der indischen Sprachen in Bonn.

wart, sondern als eine ewig fließende Quelle, aus der sich das alternde Leben verjüngen könne. „Das ächte Neue keimt nur aus dem Alten, Vergangenheit muß unsre Zukunft gründen," sagt er in den schönen Octaven „An die südlichen Dichter," (II. 261. Str. 4). Und in eben demselben Gedicht wies er auf die poetische Welt hin, die aus der Vergangenheit in unsere Zeit herüberleuchten müsse; jene sei so groß gewesen, weil sie gelebt habe im Glauben, in der Liebe und im Vaterlandsgefühl (Str. 2). Im „Bund der Kirche mit den Künsten" (II. 280) zeigt er den Einfluß, den das Christenthum auf die Entwickelung der Kunst gehabt hat, oder vielmehr, wie die wahre Kunst nur im tiefinnigen Glauben wurzeln kann. Die christliche Kunst soll nicht auf Anschauung der äußeren Welt beruhen, sie soll in die tiefsten Tiefen des Heiligen und Unerforschlichen dringen und dasselbe bildlich darzustellen suchen. Und so stellt auch dieses Gedicht, dessen Gedankengang so klar und einfach ist, daß er nicht erörtert zu werden braucht, bildlich dar, was unter romantischer Poesie zu verstehen, was ihre Aufgabe sei; aber es wird auch deutlich, wie sie nach und nach in den entschiedensten Mysticismus übergehen konnte[1]). Die vollendete Form dieses Gedichts, die glückliche Behandlung des Metrums und des Reims, so wie die unendliche Biegsamkeit der Sprache, und die reiche Fülle des Ausdrucks ist durchaus bemerkenswerth[2]). Eben so trefflich ist die Form in den beiden der Liebe gewidmeten Liedern „Abendlied für die Entfernte" und „Die verfehlte Stunde" (II. 259 und 260), welches letztere an Schillers „Erwartung" erinnert, ohne sich mit ihr an Tiefe und Innigkeit messen zu können.

Wenn aber Schlegel auch das romantische Element in der Poesie vorzugsweise liebgewonnen hatte, so hielt ihn sein tieferes Eindringen in das Wesen der Kunst von einseitiger Auffassung ab. Daher bearbeitete er nebst den südlichen Formen, an deren Einführung er wesentlichen Antheil hatte, auch die sogenannten klassischen Dichtungsarten, wobei sich seine schon gerühmte Meisterschaft in der Behandlung der Sprache nicht weniger bewährte. Die „Silbenmaße" (II. 209) sind unübertreffliche Muster der rhythmischen Vollendung; sie zeigen in zusammengedrängtem Bilde, wie die deutsche Sprache durchaus fähig ist, sich jene altgriechischen Versmaße anzueignen. (Mit dem „Hexameter" vergleiche Platens „Gebrauch des Hexameters" II. 704). Seine genaue Bekanntschaft mit dem griechischen Alterthum in künstlerischer Hinsicht entwickelte er in der Elegie „Die Kunst der Griechen" (II. 264), welche für uns auch in literarisch-historischer Beziehung von Bedeutung ist, weil sie einen tiefen Blick in Göthes Bestrebungen, griechischen Geist und griechische Kunst auf deutschen Boden zu verpflanzen, werfen läßt. Die Elegie hat folgenden Gang: V. 1—6 Die Zeit bedroht die Werke alter Kunst mit neuer Zerstörung; sie werden, wie einst von den Römern, jetzt von den Franzosen geraubt. 7—24 Indessen dringt Göthe in das Wesen der griechischen Kunst; er versteht ihre verborgensten Schönheiten, und indem er den Gestalten sein bildendes Wort leiht, spiegelt sich die Kunst der Alten in seiner Kunst ab, und er rettet, was mit Untergang bedroht wird. 25—36 So hat die Erde die Zeugen der Vorwelt sorgsam im Schoße verwahrt; sie hat sie wieder ins Leben gefördert, als die herangereifte Bildung sie begreifen konnte. 37—80 Indem der Dichter nun die in Pompeji gefundenen Kunstwerke erwähnt, reißt ihn die Begeisterung für die Meisterwerke dahin; er denkt sich in die schönen Zeiten des griechischen Alterthums zurück, von denen er ein lebensvolles Bild entwirft. 81—90 Doch bald kehrt er zur Gegenwart zurück. Das Leben ist entflohen, aber der Geist desselben umhaucht uns noch, den wir selbst in den Trümmern noch wahrnehmen können. Denn die griechische Kunst gelangte durch allmähliches und festes Ausbilden zur Vollendung. 91—96 Darstellung der Architektur in ihrer allmählichen Ausbildung; 97—116 der Malerei; 117—144 der Bildhauerkunst; 145 — 198 der Poesie. 199—204 Aber die meisten dieser trefflichen Kunstwerke sind verloren gegangen; sie leben nur noch in der Erinnerung oder in schwachen Nachbildungen, doch sollen selbst diese Traumbilder und Schattengestalten uns Genien sein, uns zu neuen Welten der Kunst geleiten. 205—208 Denn ist unsere Sprache der hellenischen auch nicht vergleichbar, kann sie sich auch nicht, leicht wie jene, zu Kunstgebilden gestalten, so lebt in uns doch der Trieb nach dem Höheren. 209—216 Dir, o Göthe, hat der Gott vor Allen der Künstlerweihe Geheimniß anvertraut; so lehre denn dichtend und führe uns den Weg zum alten Parnassus. Doch nein, unterbricht sich der Dichter; Dein Flug geht höher, Du schwebst zum Olymp selbst empor, wo die Muse Dich liebend aufnimmt, die, über Deine Werke schwebend, einen neuen Tag verkündigt. —

Nebst der Elegie wurde auch die **Heroide** von A. W. Schlegel eingeführt, eine ebenfalls dem Alterthum nachgebildete Dichtungsart, die zwar schon vor ihm (z. B. von Hoffmannswaldau und Wieland) bearbeitet worden war, ohne daß sie jedoch vielen Anklang gefunden hätte. Die Heroide ist eigentlich eine lyrische Epistel, in welcher der Dichter nicht in seinem eigenen Namen spricht, sondern eine andere Person (sie sei historisch oder auch nur erdacht) ihre Empfindungen mittheilen läßt. Meistentheils erscheint die Heroide als Epistel eines Verstorbenen an einen

---

1) Str. 1. Z. 1 lies „Vom Himmel" statt: „Wie vom Himmel";

2) Der Reim besteht in dem Gleichklang des Reimvokals und aller ihm folgenden Laute oder Silben, dagegen müssen die dem Reimvokale vorangehenden Laute verschiedenartig sein. Daher ist die Wiederholung des nämlichen Wortes durchaus unerlaubt. In seltenen Fällen kann dennoch die Wiederholung des ganz gleichen Wortes von großer Wirkung sein, wenn dasselbe bedeutungsvoll genug ist. So hat Schlegel im vorliegenden Gedicht die Wörter „Kreuz" und „Maria" (Str. 10 und 17) dreimal wiederholt, wodurch die Bedeutsamkeit derselben sehr erhöht wird. Vergl. Rückert „Sicilianen" (II. 581 II, III, IV, V, XIII, XVII und XX) und Fr. Stollberg „Lied auf dem Wasser zu singen" (I. 435).

Lebenden, wodurch dem Dichter möglich wird, seine Darstellung in das Gebiet des Uebersinnlichen, Prophetischen u. s. w. zu führen. — In der mitgetheilten Heroide „Neoptolemus an Diokles" (II. 270) wollte Schlegel seinen verstorbenen Bruder verherrlichen[1]), was ihm allerdings im hohen Grade gelungen ist. — —

Schlegel hat sich auch in epischen Dichtungen versucht. Doch sind es gerade diese, welche am deutlichsten offenbaren, daß er kein schaffendes Dichtertalent besaß, während in den lyrischen Poesien der Mangel desselben bei der Fülle von Gedanken, die ihm zu Gebote standen, und bei der vortrefflichen Sprache leichter verborgen bleiben konnte. Zwar sind zwei von den mitgetheilten Romanzen, nämlich „Die Erhörung" und „Aus dem Gefängniß" (II 285) durchaus vortrefflich, insbesondere ist das erstere sowohl in Bezug auf Darstellung, dramatische Lebendigkeit und schöne Zeichnung der Charaktere höchst lobenswerth; aber diese beiden Gedichte sind entweder aus dem Spanischen übersetzt, was ich besonders von dem zweiten vermuthe, oder sie sind wenigstens dem Spanischen nachgebildet, so daß sie wieder als Beleg dafür erscheinen, wie leicht sich Schlegel in jeder Form und Anschauungsweise bewegen konnte. — Ganz des Dichters Eigenthum ist dagegen „Pygmalion" (II. 286), denn wenn auch der Einfluß der Griechen und Römer, ja selbst Schillers nicht zu verkennen ist, so ist doch Auffassung und Composition durchaus selbstständig. Der größte Fehler des Gedichts scheint darin zu liegen, daß es keinen wahrhaft epischen Gang hat; es werden uns nicht Thatsachen, nicht Handlungen vorübergeführt, es werden keine Begebenheiten erzählt oder gar durch dramatische Behandlung zur höchsten Anschaulichkeit gebracht, sondern in den meisten Strophen nur Empfindungen in lyrischer Weise dargestellt; oder wo auch wirkliche Erzählung vorhanden ist, so erscheint diese nicht als poetische Darstellung der Handlung, sondern vielmehr als Reflexion des Dichters. Man vergleiche in dieser Hinsicht nur die zwei ersten Strophen, in denen die Erzählung ganz zur Schilderung herabsinkt. Es wird uns ein durchaus bewegtes Leben vorübergeführt, und doch macht es auch nicht die geringste Wirkung auf unsere Einbildungskraft. Man sollte meinen, eine Matthisson'sche Beschreibung zu lesen; noch mehr ist dies in den folgenden Strophen der Fall. Der Epiker darf nur dann zur Schilderung greifen, wenn das, was er beschreiben will, sinnlich wahrnehmbar ist, wenn der Leser sich davon mit Hülfe des Dichters ein lebendiges, seine Phantasie erfüllendes Gemälde bilden kann. Die Gemüthswelt dagegen trotzt als solche jeder Schilderung; entweder muß sie sich in das Gebiet des rein Lyrischen zurückziehen, oder sie muß verkörpert als Handlung erscheinen, wenn der Dichter sie in epischen Dichtungen darstellen will. Diese Bemerkungen beziehen sich besonders auf die Strophen 4 bis 6, deren Inhalt, als Selbstgespräch aufgefaßt, zu größerer Lebendigkeit sich gestaltet hätte. Zwar wird nunmehr Pygmalion sprechend eingeführt, aber die lyrische Wirkung des Vorhergehenden bleibt, und das Selbstgespräch verliert um so mehr an Reiz und Interesse, als es doch nur die Wiederholung des schon Gesagten ist. In Strophe 11 wird die Scene, in der sich die Erzählung bis dahin bewegte, verlassen. Wir hatten uns den Pygmalion in einer besondern, sein Gemüth ergreifenden Veranlassung gedacht; die Scene war durchaus gut gewählt; plötzlich wird sie aufgegeben, ohne daß eine andere an ihre Stelle träte; die Begebenheit rückt weiter, aber sie lehnt sich nicht mehr an die unerläßlichen Bedingungen der Zeit und des Raums an. Alles wird schwankend, nirgends findet man einen sichern Halt. So kehrt der Dichter in der 13. Strophe und den folgenden zur Charakteristik Pygmalions zurück, und theilt uns die Geschichte seiner künstlerischen Entwickelung mit; er erzählt, daß Pygmalion, nachdem er lange Zeit, von Unmuth gequält, die kunstbegabten Hände hatte ruhen lassen, von neuer Hoffnung belebt, in seine Werkstatt zurückkehrt. Wann ist dies geschehen? am Tage des Festes, mit dessen Beschreibung das Gedicht beginnt? Kaum; denn da zeigt ihn der Dichter in dem Zustande der innern Entzweiung, die beim Eintritt in die Werkstatt ja überwunden sein mußte. Also findet dieses später Statt. Aber warum dann die ganze Einleitung? warum insbesondere der Gegensatz zum fröhlichen Leben der Menge? Nun kommen wieder Beschreibungen, die allerdings nicht ohne Wichtigkeit sind, weil sie auf Pygmalion besondern Bezug haben — es sind seine Werke, die dargestellt werden, es sind seine Werke, die er selbst mit liebender Seele anschaut. Aber man sieht doch nicht recht ein, was diese Schilderungen hier thun sollen. Und nun wird man wiederum aus der Anschauung mit Gewalt fortgerissen; die Urania, die wir so eben gesehen und mit dem Künstler bewundert hatten, ist ja noch nicht geschaffen; sie soll erst erstehen aus dem rohen Marmor. Und so beginnt der Dichter eine neue Erzählung, und zwar die eigentliche. Er zeigt uns, wie Pygmalion sein schönstes Werk beginnt und vollendet, wie er von der göttlichen Gestalt bezaubert wird, wie endlich die Göttin sein Flehen erhört, wie Zeus, von ihr bewogen, der Bildsäule Leben gibt, und er in ihren Armen des längst ersehnten Glücks theilhaftig wird. — Nicht viel besser ist „Arion" (II. 290). Wenn auch die Anordnung nicht so ganz verwirrt ist, wie beim „Pygmalion," so ist dies mehr dem Stoffe, als dem Dichter zuzuschreiben, denn wo der vorliegende Stoff sich nicht ganz von selbst gestaltet, wie in den ersten Strophen, herrscht auch da Verwirrung; der Leser wird ohne Noth vom Schiffe nach Korinth und von dort wieder ins Schiff transportirt. Die später eingeschobenen Strophen (16—18) schaden der Klarheit der Auffassung, dem Fortschreiten der Handlung, ohne sich durch irgend einen bedeutenden Grund rechtfertigen zu lassen. Außerdem ist die dem Mythus zu Grunde liegende Idee von der Macht des Gesanges, ob sie gleich dem Dichter gewiß vorschwebte, ob er gleich eigentlich diese darzu-

---

2) Karl August Schlegel ging 1782 mit einem hannöverschen Regiment nach Indien. Er starb, 28 Jahre alt, zu Madras den 9 Sept. 1789. Er hatte im Jahr 1786 eine große Reise in das Innere des Landes gemacht.

stellen suchte, durchaus nicht zur Anschauung gebracht worden; es scheint vielmehr, als ob das ganze Gedicht da hinaus liefe, zu zeigen, wie das Verbrechen endlich doch von der Strafe ereilt werde. Der Gesang Arions ist höchst unbedeutend; die Vorbereitungen ließen etwas viel Größeres erwarten, und so findet man sich nur desto mehr getäuscht [1]. — So wenig die beiden zuletzt genannten Romanzen den Anforderungen entsprechen, die man an Gedichte dieser Art machen, so wenig man insbesondere mit der Composition zufrieden sein kann, welche, weit entfernt die einzelnen bedeutsamen Begebenheiten und Zustände durch eine kunstvolle Anordnung hervorzuheben, vielmehr aller anschaulichen Klarheit ermangelt; so läßt sich doch nicht verkennen, daß die beiden Gedichte, und insbesondere Arion, eine große Wirkung hervorbringen, aus welcher sich die große Vorliebe erklären läßt, deren sich dieses Gedicht immer zu erfreuen hatte und noch jetzt in großem Umfange erfreut. Diese Wirkung wird durch den reichen Wohllaut hervorgebracht, der in beiden Gedichten herrscht; volltönende Reime, Mannichfaltigkeit und schöner Wechsel der Laute, glückliche Anwendung der Alliteration und Assonanz, kräftige Tönung der einzelnen Sylben, Alles vereinigt sich, um über die Gedichte den Zauber des höchsten Wohlklangs zu verbreiten. Es scheint, als ob der Dichter, mit Hintansetzung alles Uebrigen, seine ganze Kraft und seine ganze Kunst auf diesen Einen Punkt habe wenden wollen. Auch hat er seinen Zweck so vollkommen erreicht, daß man unwillkührlich hingerissen und nur durch einige Verstöße gegen den Sprachgebrauch, wenige falsche Reime und Härten aus der Behaglichkeit, aus der angenehmen Betäubung aufgestört wird. Mit Einem Worte, diese Gedichte sind in Beziehung auf den Wohllaut Meisterwerke seltner Art, und man kann aus ihnen und durch sie verstehen, wie es möglich ist, daß Italiener und andere südliche Völker durch die Kraft des schönen Klangs in einem Gedichte sich hinreißen lassen, dasselbe bewundernd anzustaunen, auch wenn der Inhalt nichts Besonderes darbieten sollte. —

„Die Warnung“ (II. 293) ist unseres Bedünkens das gelungenste epische Gedicht Schlegels. Hier ist die Einheit der Handlung vollkommen gehalten, die Charaktere haben sämmtlich plastische Anschaulichkeit, und die Begebenheit entwickelt sich lebendig und ergreifend durch dramatische Behandlung des Stoffs. Als besonders gelungen muß das allmählige Hervortreten des ewigen Juden hervorgehoben werden, was gewiß von viel größerer Wirkung ist, als wenn er sogleich und entscheidend eingegriffen hätte. Es wird sein geisterhaftes Wesen durch den starren, erschütternden Blick vortrefflich gezeichnet; der Leser wird von grauenvoller Ahnung ergriffen, die den nachfolgenden Worten des Wanderers höchst bedeutendes Gewicht gibt. Dagegen sind die Strophen, in welchen die Lästerer ihre frechen Thaten erzählen, wohl zu grell gehalten. Der Dichter hätte uns ihre Gottlosigkeit wohl auch darstellen können, ohne gerade zum trivialsten Ausdruck seine Zuflucht nehmen zu müssen, der immer verletzt, auch da, wo er dem geschilderten Charakter entspricht. Eben so wenig kann gelobt werden, daß die Rede des Wandrers ohne alle Wirkung auf die Gottlosen blieb, da sie erst durch den Anblick des blutrothen Kreuzes aus ihrer Verstocktheit gerissen wurden, denn so erscheinen diese Reden als überflüssig. Auch hatte der Dichter früher schon ein allmähliches Erwachen des Gewissens angedeutet (Str. 9); diese Andeutung hätte wohl weiter entwickelt werden, er hätte uns zeigen sollen, wie die Frechen immer mehr von Seelenangst und endlich von der schrecklichsten Verzweiflung ergriffen wurden, welche wohl auch in größerem Maße hätte geschildert werden müssen [2].

Die „Sybille“ (II. 284), die wir von den epischen Dichtungen Schlegels noch anzuführen haben, ist, als Allegorie betrachtet, nicht ohne Werth; ihre Deutung liegt in der letzten Strophe, eine weitere Ausführung, wie sie in der ersten Gestalt des Gedichts gegeben war, hielt der Dichter mit Recht für überflüssig. — —

A. W. Schlegels großes Verdienst liegt darin, daß er eines Theils eine ganz neue umfangreiche

---

1) Der schöne Mythus von Arion, der sich von selbst der poetischen Behandlung darbietet, ist auch von Tieck („Arion“ II. 338) bearbeitet worden. Offenbar besitzt das Tieck'sche Gedicht vor dem Schlegel'schen den großen Vorzug, daß in ihm die Idee des Mythus klarer aufgefaßt ist. Die Macht des Gesanges auf die Thierwelt bildet, wie es nicht anders sein darf, den Mittelpunkt der Romanze; der Dichter ist von der Idee so durchdrungen, daß er sogar den Gang der Sage, wie sie uns überliefert worden ist, verläßt, und die Schiffer nur gleichsam vorübergehend erwähnt. Sie stoßen den Sänger ins Meer, und erst in den Wogen läßt er, „statt mit ihnen wild zu streiten,“ seinen Gesang ertönen. Die Worte, die er singt, sind viel bedeutungsvoller, als bei Schlegel; ihre Wirkung auf die den Sänger umgebende Meerwelt tritt viel anschaulicher hervor — nicht bloß Delphine, nicht bloß die lebenden Geschöpfe werden vom Zauber seines Gesangs bewegt, selbst die Wogen des Meeres fühlen die Macht der Töne. — So vollkommen aber auch Tieck den Mythus aufgefaßt hat, so wenig ist die Ausführung des Ganzen zu loben. In den sechs ersten Strophen wird eine zu große Masse von Thatsachen auf einen zu kleinen Raum zusammengedrängt, so daß keine einzige zur lebhaften Anschaulichkeit gelangt. Gewiß würde eine breitere Entwickelung der in der dritten Strophe nur angedeuteten Thatsachen, mit dramatischer Lebendigkeit hervorgehoben, von großer Wirkung gewesen sein. Dann hätte sich der Dichter wohl auch bewogen gefunden, den Gang der Mythe beizubehalten; es wäre dadurch Gelegenheit gegeben worden, die Persönlichkeit Arions kräftiger zu zeichnen, wie denn auch die Macht der Töne auf die Thierwelt und die leblose Natur gegenüber der gefühllosen Rohheit der Schiffer in ein desto glänzenderes Licht gesetzt worden wäre.

2) Mit Schlegels Warnung vergleiche man „Die vier wahnsinnigen Brüder“ von Kerner (II. 654), welche die nämliche Idee darstellen, daß nämlich ein entsetzliches Gericht die Lästerer und Spötter ereile. Der Gedanke des Dichters, die Strafe der Ruchlosen, ihren wahnsinnigen, von wilder Verzweiflung unterbrochenen Zustand zur Basis der Erzählung zu machen, ist vortrefflich. Nur wäre wohl zu wünschen, daß die Wirkung des Gesanges nicht bloß angedeutet, sondern kräftiger entwickelt und gründlicher motivirt wäre.

poetische Welt erschloß, und andern Theils die eben so unkünstlerischen als sittlich und nationell entwürdigenden Bestrebungen, die leider nur zu viel Anklang gefunden hatten, mit den Waffen der Kritik und des Spottes angriff. Die **Satyren**, welche er gegen literarische Feinde geschrieben hat, werden immer große historische Wichtigkeit behalten, auch wenn sie weniger selbstständigen Werth hätten, als sie zum Theil wirklich besitzen. Uebrigens haben sie einen Fehler mit den meisten Satyren, welche die neuere deutsche Literatur aufzuweisen hat, gemein, welcher darin besteht, daß der Dichter sich nicht genugsam über die zu strafenden Thorheiten oder Mängel erhebt, seine persönliche Theilnahme an den gegeißelten Zuständen oder Personen allzu lebhaft hervortreten läßt. Dadurch wird aber der Werth und die Wirkung der Satyre nicht wenig verkümmert, weil sie als Aeußerung eines individuellen Gefühls, einer durchaus subjektiven Meinung, als Ausbruch persönlicher Gereiztheit erscheint, während sie über den verspotteten Verhältnissen und Individuen stehen und sich lediglich darauf beschränken sollte, sie als Gegensatz des Wahren und Guten erscheinen zu lassen. Daher sind auch die früheren Satyrendichter von Haller an, besonders aber Rabener[1]) und der treffliche Liscow[2]) den neueren bedeutend vorzuziehen, weil sie ihre Persönlichkeit auch dann in der gehörigen Entfernung zu halten wußten, wenn sie die schärfsten Waffen des Spottes und der Verhöhnung gebrauchten. Diese nothwendige Enthaltsamkeit finden wir in den „Musen und Grazien in der Mark“ von Göthe (I. 557) so wie in „Shakspeares Schatten“ von Schiller (II. 93), weshalb diese Gedichte schon in dieser Beziehung als Muster der Gattung genannt zu werden verdienen. Dagegen ist „Die Warnung“ von Fr. Stolberg (I. 454) durchaus verfehlt; wir sehen überall nur den leidenschaftlich erzürnten, persönlich erbitterten Mann, niemals den mit Würde und ruhigem Selbstgefühl das Unedle bekämpfenden Dichter. — „Kotzebues Reisebeschreibung“ von Schlegel (II. 295) ist zwar scharf verwundend, sie strotzt von Bitterkeit und Haß, aber der Dichter wußte sich doch glücklich selbst in den Hintergrund zu stellen: nur selten, z. B. Strophe 37, verläßt er die Gränzen des Anstandes, den der Dichter auch in seiner größten Entrüstung immer beobachten sollte. Die Reise Kotzebues nach Sibirien, welche bekanntlich nicht eben eine freiwillige war, benutzte Schlegel mit Geschick, um dessen Unwesen als Dramatiker, seinen entsittlichenden Einfluß, seine Vielschreiberei, seinen gänzlichen Mangel an höherem Leben ꝛc. zu geißeln[3]). Noch mehr auszuzeichnen ist die „Parabel vom Eulenspiegel und den Schneidern“ (II. 297). Die zu Grunde liegende Erzählung ist ganz im Sinne des Schalksnarren gehalten, dessen ganze Erscheinung, wie auch hier, den Sieg des gemeinen Menschenverstandes über die unpraktische, in die Irre schweifende Gelehrsamkeit darstellt.

2. Höchste Blüthe der romantischen Poesie. Naturpoesie. — Tieck.

Alle Erscheinungen der äußeren Welt sind Ausdrücke des überall wirkenden und regsam poetischen Lebens; je selbstständiger dieses sich äußern kann, je weniger es von dem prosaischen Verstande, von der alltäglichen und flachen Realität, diesem entschiedenen Gegensatze aller Poesie, verkümmert wird, desto reiner gelangt diese selbst zur Erscheinung, oder vielmehr desto ungetrübter kann sie von dem poetischen Menschengeiste erfaßt und reproducirt werden. Da aber unsere Zeit in den Fesseln des Verstandes gefangen liegt, so muß sich der Dichter aus der Gegenwart in eine schönere Vergangenheit flüchten, in welcher noch der ganze Zauber der poetischen Anschauung ungebunden und ungehemmt über das gesammte Leben sich verbreitete, wo man sich frei und fessellos an den Spielen der jugendlichen Phantasie ergötzen durfte. Nur in diesen Spielen erblüht die wahre Poesie, wie das wahre Glück des Menschen; denn die Poesie ist das irdische Himmelreich und von diesem gilt auch das, was der Erlöser von dem göttlichen Reiche sagt: „Wenn Ihr nicht werdet wie die Kinder, so werdet Ihr nicht in das Himmelreich kommen“ (Ev. Matth. 18, 2.). Dieß ist der Gedanke, den **Tieck**[4]) in der schönen allegorischen Erzählung „Phantasie“ (II. 329) durchgeführt hat, und der auch als der Grundgedanke seiner gesammten poetischen Anschauung angesehen werden muß. Die verschwundene wundervolle Mährchenwelt ist der reinste Ausdruck des poetischen Geistes, der sich in ihr über allen materiellen Stoff erhebt, ja denselben mit aller Freiheit der schaffenden Kraft nach seinen Bedürfnissen gestaltet, zu selbstständiger Erscheinung heranbildet. Daher muß der Dichter diese Mährchen- und

1) Gottlieb Wilhelm Rabener, geboren den 17. September 1714 zu Wachau bei Leipzig, gestorben als Steuerrath 1771.

2) Christian Ludwig Liscow, geboren 1701 zu Wittenburg in Meklenburg-Schwerin, gestorben in Eilenburg 1760.

3) Zur Erklärung des oben erwähnten Gedichts hat Schlegel folgende Anmerkung hinzugefügt: „Da sich der Verfasser des obigen Gedichts, ich weiß nicht aus welchem Grunde erlaubt hat, die Orthographie vieler Namen von Oertern und Völkern willführlich zu verändern, woraus in der Folge geographische Irrungen entstehen könnten, so wird es dienlich sein, die richtigeren Benennungen hier hinzuzufügen. Str. **20.** V. 1 Werkeltägischen Gefilden, Werchoturischen; **20.** 2 naturalischen Klotzaken, uralischen Kosaken; **21.** 1 Zotiaken, Ostiaken; **21**, 3. Schmutzken, Tschutschken; **22**, 1. Zähregissen, Tscheremissen; **23**, 1. Tugendusen, Tungusen; **24**, 1. Quergisen, Kirgisen; Plattkiren, Baschkiren; **28**, 1. Dummojeden, Samojeden; **28**, 3. Wischwaschen, Tschuwaschen; **29**, 1. Lahmschädalen, Kamtschadalen; **32**, 1. J-a-kutzkoi, Jakutzkoi; **33**, 1. Moduinen, Morduinen; **33**, 3. Irwischfluß, der Fluß Irtisch; **34**, 1. Bücharei, Bucharei; **34**, 3. Sündarei, Sungarei; **36**, 2. Klatschpack, Kaptschack; die Stadt Kotzbutzkoi (**32**, 3.) finden wir auf den neuesten Charten noch nicht angezeigt.“

4) Ludwig Tieck, geboren den 31. Mai 1773 in Berlin, studirt in Halle, lebt dann ohne öffentliche Anstellung in Berlin, Hamburg, Dresden und München, reist 1805 nach Italien, 1808 nach London, lebt seit 1825 in Dresden.

Sagenwelt in all ihrer kindlichen Reinheit wieder ins Leben zurückzurufen sich bemühen. — Aber nicht bloß die heiteren Gebilde der jugendlich spielenden Phantasie sind der Ab- und Ausdruck des wahren poetischen Lebens; es offenbart sich dieses auch in der Natur wie in den innigeren Gefühlen der Menschenbrust; ja es offenbart sich darin noch glänzender, weil Natur, Glaube und Liebe die Poesie selbst sind. Allein wie die Poesie durchaus geistig, übersinnlich ist, so wird man sie nicht erkennen, wenn man an den äußeren Erscheinungen kleben bleibt, man muß in die geheimnißvollen Tiefen der Natur dringen, man muß ihre mysteriösen Beziehungen zum Menschen begreifen, man muß ihre Sprache verstehen lernen. Denn jede Erscheinung in der Natur ist die Verkörperung einer poetischen Idee; nur wer diese aufgreift, versteht auch jene. Die Welt der Erscheinungen ist nicht bloß Sinnbild des Höheren, sie ist das Höhere selbst; nicht der Mensch legt die Bedeutung hinein (wie Herder sagt, „Allegorie der Natur“ I. 350), sondern diese Bedeutung ist ursprünglich in ihr, der Mensch muß sie nur zu begreifen suchen; und wer sie begreift, und wer die geheimnißvolle Sprache der Natur in die Menschensprache zu übersetzen versteht, der ist ein Seher, ein Prophet, der ist ein Dichter („Der Dichter“ und „An Novalis“ II. 327). — Und so ist denn Tieck vorzugsweise ein Naturdichter, nicht zwar in der gewöhnlichen Bedeutung des Wortes, nicht einer, der die Erscheinungen der Natur plastisch, anschaulich künstlerisch darzustellen sucht; sondern ein Naturdichter im höheren Sinne. Nicht die schöne äußere Erscheinung zieht ihn an, sondern die poetische Idee, die sich in der Erscheinung offenbart, oder vielmehr Beides zusammen, denn Beides, Idee und Erscheinung, sind Eins, untrennbar, nur in und mit einander bestehend. Daher ist bei Tieck Alles belebt und selbstständig, der Wald und die Quelle, die Blumen und Gebüsche, der Strom und der Himmel, ja selbst der Sturm, Alles hat ein unabhängiges, sich selbst genügendes Leben, wie der Mensch. Aber Alles ist durch ein geheimnißvolles Band an den Menschen gefesselt, Nichts kann ohne ihn bestehen; daher dieses Streben, sich mit dem Menschen zu vereinigen, für ihn und mit ihm zu leben, worauf schon die uralten Sagen der Wasserjungfrauen (Göthes Fischer ꝛc.) hinweisen. Dieses selbstständige und doch nach dem Menschen gewendete Leben der Natur hat Tieck in dem überaus phantasie- und sinnreichen Gedicht „Wald, Garten und Berg“ (II. 321), so wie auch in den „Blumen“ (II. 320) unübertrefflich schön dargestellt. Er hat darin wahr gemacht, was uns die Mährchen berichten, daß es bevorzugte Geister gäbe, welche die Sprache der Vögel, Bäume und Blumen verstehen und belauschen könnten, er hat die schöne Zeit der allgemeinen Poesie wieder hervorgerufen, welche Rückert, über ihren Verlust klagend, so herrlich schildert („Zum Schlusse“ II. 546). Auch dem Menschen lebt die Ahnung, daß zwischen ihm und der Natur ein geheimnißvolles Band bestehe; diese Ahnung wird in höheren Seelen, in dem Dichter, zur unendlichen Sehnsucht, die aber nicht zur Befriedigung, ja nicht einmal zum klaren Erkennen des Gegenstandes gelangt. Daher spricht sie sich so oft als Sehnsucht nach unbekannten, fremden Ländern („Sehnsucht“ II. 313), ja selbst nach der Sternenwelt („Nacht“ II. 316) aus, daher die Wanderlust, welche den Dichter ergreift, daher sein fester Glaube, in der Ferne die heißen Wünsche seines Herzens befriedigt zu sehen („Frühlingsreise“ II. 313. „Zuversicht“ II. 325). Die „Frühlingsreise“ ist eine wunderbar schöne Composition, in welcher der Dichter seine tiefe Beobachtung der Natur in reicher Fülle entwickelt hat. Zu bemerken ist insbesondere, wie er so glücklich auf die Schilderung der Frühlingswelt übergeht. Der Mensch, sagt er, muß hinaus in die freie Gottesnatur, denn er wird auch Menschen und liebende Herzen dort finden. Wem auch die erste Liebe entschwunden, der verzage nicht, denn die Wiederkehr des Frühlings ist ihm Gewähr, daß alles Schöne, also auch die Liebe, ihm neu erblühen wird. Nun schildert er den Frühling in seiner ganzen Herrlichkeit; nicht aber auf Matthisson'sche Weise durch Zusammenstellen der verschiedenartigsten Erscheinungen, die unter einander nur nothdürftig zusammenhängen. Der Frühling ist ihm ein schönes Götterkind, das, aus dem Winterschlaf erwachend, seine lieblichen Spiele wieder hervorsucht. Seine Spiele sind aber die mannigfaltigsten Erscheinungen der neuen Jahreszeit, und so entfaltet sich nach und nach ein lebensvolles Gemälde vor unsern Augen, deren Schlußpunkt die Liebe bildet, durch welche der Götterknabe sich in den Herzen der Menschen verewigt, wenn er auch auf längere Zeit von der Erde scheiden muß; denn „ist die Liebe nur da, so bleibt Euch der Frühling ewiglich nah!“ oder wie das schöne „Herbstlied“ (II. 316) schließt: „Die Liebe wintert nicht, Nein, nein! Ist und bleibt Frühlingsschein.“ — Ja, die Liebe zaubert den verschwundenen Frühling im Gemüth des Menschen wieder hervor, daß er die Leiden vergißt, oder den Schmerz durch Gesang verschönern kann („Heimat“ II. 317). — Wenn uns der Dichter in den bisher erwähnten Poesien die Sehnsucht nach dem Leben in und mit der Natur darstellte, wenn er uns in der engen Vereinigung des Menschen mit der heitern Frühlingswelt das reinste Glück verhieß, so zeigt er uns in den beiden Gedichten „Jagdlied“ (II. 319) und „Im Walde“ (II. 326) Menschen, welche jenes verheißenen Glücks sich entschieden erfreuen. Die Darstellung dieses letztern Gedichts ist bei seiner anspruchslosen Einfachheit von wunderbarer Kraft, die nicht bloß in der glücklichen, harmoniereichen Tönung zu finden ist, obgleich diese allerdings an und für sich schon mächtig ergreift, wie denn Tieck im Reim, im Strophen- und Versbau seltene Kunst entfaltet, die er wohl zum Theil seinem fleißigen Studium der altdeutschen Poesie verdankt. — Die Freude am Frühlingsleben steigert sich zur überwallenden Begeisterung in der schönen Hymne „Gruß dem Frühling“ (II. 326), welches Gedicht übrigens unter allen übrigen Poesien Tiecks beinahe ganz allein da steht. Denn wenn die Sehnsucht nach einem höheren, nur geahnten Leben das Wesen der romantischen Poesie bildet, so ist diese Hymne nicht dazu zu rechnen, da sie ja der Ausdruck der vollsten Befriedigung, diese aber das unterscheidende Kennzeichen der antiken Poesie ist, weshalb denn der Dichter hier nicht den seiner Natur nach ganz

romantischen Reim, sondern einen reimlosen Versbau gewählt hat (S. oben S. 33 f.). – Die übrigen Gedichte gehören dagegen ganz der romantischen Anschauung und Weise; selbst die schwungreiche „Andacht“ (II. 315), die, mit andern Gedichten ähnlichen Inhalts verglichen (z. B. mit „Gottes Güte“ von Gleim I. 182), das innerste Wesen der romantischen Naturanschauung recht lebhaft zeigt. – Die „Nacht“ (II. 316) weist uns wieder auf das Sehnen des Dichters hin, so wie auf den innigen Zusammenhang der Natur mit dem Menschen; sogar die Sterne des nächtlichen Himmels verstehen ihn, wenn er sich an sie wendet, sie verheißen ihm eine künftige Vereinigung und in dieser eine vollkommene Befriedigung seines Sehnens. Von großer Wirkung ist die schöne Strophencomposition, weil sie sich so ganz den ausgedrückten Gedanken anschmiegt; so auch die treffliche Reimverbindung, denn die unendliche Sehnsucht, die innige Liebe hat schon durch den reichen, am Ende der Strophen viermal wiederkehrenden Reim und die glückliche Wiederholung der bedeutungsvollen Worte den schönsten Ausdruck erhalten. So ist auch der Reim im Liede „Der Trostlose“ (II. 317) durchaus bedeutend, da die Wiederkehr desselben durch alle drei Strophen auch dem äußeren Sinne schon zeigt, wie der Klagende an seinen Schmerz gebannt ist, was auch die theilweise Wiederholung der ersten Strophe so eindringlich darthut. Ueberhaupt hatte Tieck ein tiefes Gefühl für die hohe Bedeutung der Tonwelt, die ihm als die Versinnlichung der geheimnißvollen Empfindungen des menschlichen Gemüths galt, welche die Sprache auszusprechen, der Gedanke zu denken unfähig sei („Liebe“ II. 320). –

Wir haben schon Gelegenheit gehabt, zwei von den epischen Dichtungen Tiecks zu erwähnen (S. S. 92 u. 327 Anm.); es bleibt uns nur noch übrig, von der Romanze „Die Zeichen im Walde“ (II. 331) zu sprechen, welche übrigens vorzugsweise aus dem Grunde aufgenommen worden ist, um ein bedeutendes Beispiel der durch ein längeres Gedicht glücklich durchgeführten Assonanz zu geben, wie es denn auch beinahe scheint, als ob Tieck diese Romanze mehr um der von ihm gewählten Form willen, als aus einem höheren dichterischen Zwecke gedichtet habe. Denn sonst hätte er ihr kaum eine so übermäßige Ausdehnung gegeben, welche um so mehr ermüden muß, als das Ganze sich äußerst monoton bewegt. Die Erfindung ist sehr glücklich, man. könnte kaum einen Stoff finden, der eine so reiche Fülle von Situationen darbietet, als dieser, in welchem die Leidenschaften des menschlichen Herzens in so mannigfaltiger Abwechselung erscheinen, eine so entschiedene Höhe erreichen. Auch ist die Composition durchaus lobenswerth; der Dichter hat die verschiedenartigsten Begebenheiten glücklich in Einen Punkt zusammengefaßt und dadurch seinem Gedichte die schönste Einheit gegeben. Dagegen ist die Ausführung nichts weniger als befriedigend, was zum großen Theile gewiß der Form zuzuschreiben ist, welche den Dichter zu einer Eintönigkeit der Darstellung zwang, die mit dem reichen Wechsel des Inhalts sehr kontrastirt. Endlich ist jeder einzelne Theil des Gedichts, jede Rede, jede Erzählung bis zur Weitschweifigkeit ausgedehnt, diese hat sich überhaupt des Dichters so ganz bemeistert, daß er, statt kräftig und bedeutend abzuschließen, von einer Strophe zur andern schleicht und endlich, ganz ermattet, das längst gewünschte Ende findet.

3. Hinneigen zur Mystik. — Fr. von Schlegel. – Hardenberg. – Fouqué. – Arnim. – Brentano.

Tieck hatte unzweifelbar den rechten Ton wie das rechte Maß in der Einführung des romantischen Elements getroffen; die Sehnsucht nach dem Höheren, Uebersinnlichen hatte sich in ihm als Sehnsucht nach innigster Vereinigung mit der Natur, als der lautersten Gottesoffenbarung ausgesprochen; er suchte, in die geheimnißvollen Tiefen der Natur zu bringen und sie dem Menschen zu enthüllen. Aber ob er gleich nicht die äußeren Erscheinungen als solche darstellte, sondern vielmehr die in ihnen liegende Gottessprache verkündigte, so mußte er doch jene zur Basis seiner Poesien machen; und so konnte er denn nicht aller Realität entsagen, sie war vielmehr die unentbehrliche Brücke, über die er zu seinen poetischen Ideen führte, sie war der magische Spiegel, durch welchen er seine reiche Gedankenwelt zur Anschauung brachte. Nun gingen aber seine Freunde und Nachfolger noch einen Schritt weiter; sie suchten alles Reale abzustreifen und sich ohne Mittelglied, ohne realen Anhaltepunkt unmittelbar an das Uebersinnliche anzuschmiegen; sie wollten dieses in seiner unkörperlichen, durchaus geistigen Natur zur poetischen Anschauung bringen. Freilich lag hierin ein unauflöslicher Widerspruch, welcher sie bald zwang, einen andern Weg einzuschlagen. Nothgedrungen warfen sie sich wieder auf das Reale, ja sie gingen sogar weiter als Tieck, der sich immer an die Natur gehalten hatte; sie zogen die historische Welt ins Bereich der Poesie, wobei sie aber, wie Tieck, nicht sowohl die Erscheinung selbst, als vielmehr die ihr zu Grunde liegende Idee im Auge hatten; sie betrachteten die Erscheinungen als Symbole eines höheren Gedankens, die in jenen zur Verkörperung gelangt sei. Endlich genügte ihnen auch dies nicht mehr, die äußeren Erscheinungen erschienen ihnen nicht mehr als bloße Symbole übersinnlicher Ideen, sondern als diese Ideen selbst; sie wagten die christliche Glaubensansicht, nach welcher Gott sich in menschlicher Gestalt den Menschen geoffenbaret habe, auf rein historische Erscheinungen, auf menschliche, vergängliche Einrichtungen überzutragen, diese als Offenbarungen Gottes zu verkünden. Und da sie, wie überhaupt Alles, von der trostlosen Gegenwart zurückgedrängt waren, so waren es Erscheinungen und Einrichtungen der Vergangenheit, denen sie ihre Liebe zuwandten, welche sie auf die angegebene Weise vergötterten. So erhielt die mystische Neigung der Romantiker eine feste Gestalt, sie sprach sich aus als Sehnsucht nach dem verblichenen Glanze der Hierarchie und des Ritterthums, welches beide sie mit allen ihnen zu Gebote stehenden Mitteln, oft mit großem Talent, als ein neues Evangelium verkündigten.

Diese Neigung zum Mystischen erblicken wir

zuerst in **Friedrich v. Schlegel**[1]), denn ob er gleich später, da sein Ruf als Dichter bereits fest gegründet war, in die Irrbahn des entschiedensten Mysticismus sich verirrte, so sind doch auch schon seine frühesten Gedichte zum Theil Zeugen davon, daß es ihm an klarer Auffassung des Lebens mangelte. Man betrachte nur die in altklassischer Form gedichtete Elegie: „Herkules Musagetes" (II. 304), deren oft bedeutende Unklarheit die großen Vorzüge, die ihr nicht abgesprochen werden können, gar sehr verdunkelt. Es ist kaum möglich, den Hauptgedanken, den der Dichter durchführen wollte, heraus zu finden, eben so wenig begreift man die Uebergänge von einer Idee zur andern. Das Ganze zerfällt in zwei Theile. Der erste von V. 1 – 80 erscheint als Einleitung zum folgenden bis ans Ende reichenden Theile. Diese Einleitung berührt aber die mannigfaltigsten Gegenstände; nur der Gedanke, daß die Poesie in Verfall gerathe, obgleich treffliche Männer das Höchste gezeigt und errungen hätten, und daß er, der Dichter, eine Ahnung des Besseren in sich trage, muß wohl als die Grundidee dieser achtzig Verse angesehen werden, an welche sich dann der zweite Theil anschließt, der die Ansichten des Dichters über Poesie und Kunst entwickelt. Wer der Kunst leben wolle, müsse dem Leben entsagen, ja sich selbst aufopfern können; er müsse in Allem und überall nur die Kunst im Auge haben, auf sie Alles beziehen, selbst das Kleinste nicht übersehen, aber auch das Größte dem höheren Zweck unterordnen. Die Kunst besteht in der geheimnißvollen Vereinigung des Stoffs, der Form und des poetischen Geistes. Die Ausführung dieses Gedankens streift durchaus ins Mystische, und erst wenn der Dichter die lebensvolle Entfaltung eines künstlerischen Gebildes ausführt und von dem hohen Standpunkte des Dichters spricht, erhebt er sich wieder zur Klarheit, wie denn auch gerade dieser letzte Abschnitt bei weitem der schönste und erfreulichste im ganzen Gedicht ist. Die hohe Bedeutung des Dichters hat Schlegel auch in dem schönen Sonett „An Viele" (II. 308) ganz vortrefflich ausgesprochen. — Ein großer Theil der lyrischen Gedichte Schlegels schließt sich an die Naturpoesien Tiecks an, nur ist bei ihm die Auffassung des Naturlebens schon bedeutend unklarer, ja mystischer als bei Tieck, wie das Lied „Im Walde" (II. 299) darthut. Selbst das andere „Im Speßhart" (II. 302) bietet manche Dunkelheiten, ja schwülstige Ausdrücke dar, aber es ist doch viel verständlicher, als jenes, ohne weniger begeistert und tief gefühlt zu sein. Bedeutend ist die letzte Strophe, in welcher sich des Dichters Schmerz über die Unterjochung des Vaterlandes so lebendig ausspricht, ob er ihn gleich nur andeuten will.

Wie Tieck, so war auch Fr. Schlegel zu sehr dem Lyrischen zugewendet, als daß er den wahren epischen Geist hätte fesseln können; wo er es versuchte, gestaltete sich der epische Stoff zur lyrischen Darstellung, wie in dem Gedichte „Das versunkene Schloß" (II. 310), das eben deshalb auch keiner Gattung entschieden zugeschrieben werden kann, ob es sich gleich dem Stoffe nach ganz zur Ballade neigte. Was die Composition betrifft, so möchte das auszusetzen sein, daß die erzählte Sage nicht lebendig vor unsere Phantasie tritt; ja es wird ihre Bedeutung dadurch verwischt, daß mehrere Erklärungen gegeben werden, und die letzte, welche der Dichter offenbar als die einzig richtige darstellen will, doch nur als Muthmaßung erscheint. Die Erscheinung des Geistes ist an und für sich bedeutungslos; weil sie der Dichter aber als den Schlußpunkt des Ganzen darstellt, ja seine ganze poetische Kraft darauf concentrirt, so verliert die Darstellung der eigentlichen Sache noch mehr an Bedeutung. —

Hardenberg[2]), bekannter unter dem Dichternamen Novalis, war ohne Zweifel ein tiefer, ja genialer Geist; aber schon von früher Jugend dem Leben entfremdet, bewegte er sich unausgesetzt in einer Welt von Ahnungen, die, so großartig und bedeutend sie auch sein mochten, doch nimmermehr zur Sicherheit und Ruhe, zur Klarheit der Anschauung führen konnten, ohne welche selbst das begabteste Talent nie zur Kunstvollendung wird gelangen können. Nur selten ist es ihm gelungen, das Leben gesund und frisch zu betrachten, aber dann hat er auch höchst Erfreuliches geschaffen. Die wenigen weltlichen Lieder, die er gedichtet, sind das glänzendste Zeugniß seines ächt poetischen Geistes, weil er sich in ihnen mit klarem Bewußtsein und heiterem, von Schwärmerei befreitem Sinne bewegt. So ist das „Bergmannslied" (II. 339) von einer Klarheit, die Nichts zu wünschen übrig läßt; es gibt ein recht heiteres und wahres Bild des Lebens, dem sich der Dichter selbst mit Neigung gewidmet hatte. Das „Weinlied" (II. 341) ist durchaus erfreulich; die Personifikation des Weins ist mit wahrhaft poetischer Kraft und Kunst durchgeführt und endigt vortrefflich mit einer beinahe schalkhaften Wendung. „Der Frühling (II. 342) endlich, ein Gedicht, das in Gang, Darstellung und Auffassung gleich vortrefflich ist, entwickelt den liebenswürdigsten Humor, welchen der Dichter unter der Hülle anmuthiger Naivetät gar schön zu verbergen weiß. — Aeußerst merkwürdig ist das Epigramm „Der Stein der Weisen" (II. 346), weil es dem mystischen, nach dem Geheimnißvollen strebenden Wesen des Dichters so ganz widerspricht; es scheint, als ob er darin seinen bisherigen Bestrebungen vollständig entsage. Auffallend ist es jedenfalls, daß die Herausgeber seiner Schriften (Tieck und Fr. Schlegel) dieses Gedicht nicht aufgenommen haben, welches übrigens eines seiner spätesten zu sein scheint.

1) Friedrich von Schlegel, geboren den 10. März 1772, studirt in Göttingen, lebt dann in Jena, Berlin und Dresden, wird 1808 in Köln katholisch, geht dann nach Wien, wo er zuerst verschiedene Stellen bekleidete, seit 1819 aber privatisirte. Gestorben auf einer Reise, in Dresden den 11. Januar 1829.

2) Friedrich Georg von Hardenberg, unter dem Namen Novalis — von einem Gute seiner Familie — bekannt, ward den 2. Mai 1772 zu Weißenfels geboren, studirte in Jena, Leipzig und Wittenberg die Rechte, besuchte 1797 die Bergakademie in Freiberg, ward 1799 Assessor beim Direktorium der Salinen in Weißenfels, gest. den 25. März 1801.

Obgleich **Achim von Arnim**[1]) unter allen Romantikern nächst Tieck bei weitem das großartigste Talent besaß, ward er doch wenig bekannt; hoffentlich wird die neue, von W. Grimm besorgte Ausgabe seiner Werke dazu beitragen, den trefflichen Dichter aus der unverdienten Vergessenheit zu reißen. Arnim gehört zwar der mystischen Richtung ganz an; aber sie hat sich bei ihm nie so einseitig, noch so unduldsam ausgesprochen, als bei den meisten andern Romantikern, und wenn er auch eine entschiedene Neigung zum Mittelalter und seiner Größe kund gibt, so hat er sich doch nie mit den verständigen Forderungen der Gegenwart, nie mit den Hoffnungen einer bessern Zukunft in Widerspruch gesetzt. Daher war seine poetische Anschauung freier, lebensfrischer, als man sie bei den andern, in trostloser Sehnsucht nach dem unwiederbringlich Verlornen sich abhärmenden Romantikern findet. Allerdings hat auch er die poetische Bedeutung der römischen Kirche so wie des thatkräftigen Ritterthums tief anerkannt, aber er hat sich diesen Erscheinungen nicht unbedingt mit Leib und Seele hingegeben, nicht das alleinige Heil von ihrem Wiedererstehen erwartet. Arnim ist der genialste und zugleich der reifste Nachfolger Tiecks, dem er auch in vielfacher Beziehung gleich zu setzen ist. Wie jener, bemüht er sich, die geheimnißvolle Bedeutung der Erscheinungen zu ergründen und sie dem Menschen näher zu bringen, daher er denn gerne mit der Mährchenwelt umging. — Die lyrischen Gedichte, die wir von ihm besitzen, sind meistentheils seinen größeren Werken eingewebt, sie sind demnach einigermaßen Gelegenheitsgedichte, daher sie auch auf einer gewissen Realität fußen, was ihnen nicht wenig zu Gute kommt. Die meisten derselben stellen die äußere Erscheinung als Symbol des innern Lebens dar; z. B. „Kalte Hände, warmes Herz“ „Hohes“ (II. 405), „Ermunterung“ (II. 408), und man muß gestehen, daß ihm dies vortrefflich gelingt. Ueberaus schön ist das „Frühlingslied“ (II. 410), das uns den schönen Lenz auf eine höchst anmuthige Weise personificirt, und eine kräftige, lebensmuthige Natur verkündet. Das tiefe Gefühl der Allgegenwart Gottes, der innige Glaube an seine Macht und Güte spricht sich mit vollendeter Herzlichkeit in dem harmoniereichen Gedicht „Gottes Nähe“ (II. 406) aus. Ueberhaupt zeigte Arnim, wie man von dem lebendigsten Glauben, von dem lautersten religiösen Gefühl durchdrungen sein, wie man sich selbst in die Tiefen geheimnißvoller Mystik versenken kann, ohne deshalb auch dem Leben zu entsagen, oder an abgestorbenen Formen zu hangen. Der Sieg des Glaubens über die irdische Noth ist rührend dargestellt im „Blinden“ (II. 408); das „Lied vor einem Gefängnisse“ (II. 409) erscheint als der reinste Ausdruck des von Zuversicht auf Gottes Güte erfüllten Herzens. — Zu seinen besten Liedern endlich gehören die, welche der Liebe gewidmet sind. „Der Liebe Lust und Weh“ (II. 436) ist ein ächter Naturlaut, voll Innigkeit und Wahrheit, man möchte es für ein unmittelbares Volkslied halten. Der Schmerz unglücklicher Liebe, die Trostlosigkeit der Zukunft kann kaum wahrer und eindringlicher dargestellt werden, als in „Des Verschmähten Klage“ (II. 406) und dann in „Der Angst des Scheidenden“ (II. 407), bei welchen die Hervorhebung der Gegensätze eine großartige Wirkung hervorbringen. Höchst genial hat Arnim im „Wort“ (II. 407), wie auch in dem „Trost des Scheidenden“ (II. 408) Schiller'sche Ideen in das Gebiet der romantischen Anschauung geführt.

Mit Arnim hat sich **Brentano**[2]) durch die Hinweisung auf das deutsche Volkslied unsterbliches Verdienst erworben. Das dafür nöthige Studium blieb nicht ohne glücklichen Einfluß auf seine eigenen Poesien, in denen nicht selten der Hauch der unmittelbaren Volksdichtung weht, wie in „Der Spinnerin Nachtlied“ (II. 401); ja selbst in den Gedichten, in welchen er das poetische Leben des Süden nachzubilden strebte, wie in dem „Sehnen“ (ebend.), das ich für das vollendetste unter allen seinen Liedern halte, ist es ihm auf höchst bewundernswürdige Weise gelungen, sich das fremde Element vollständig anzueignen. Wie reich sein poetisches Talent war, wie er alle Formen mit gleicher Sicherheit und Meisterschaft behandelte, zeigt uns die schöne Romanze „Die Gottesmauer“ (II. 401), deren Vortrefflichkeit erst recht zum Bewußtsein tritt, wenn man sie mit dem gleichnamigen Gedichte Rückert's (II. 593) vergleicht, welchem der nämliche Stoff zu Grunde liegt. Die Idee, daß Gott die Frommen in seinen unmittelbaren Schutz nehme, bildet in beiden den Mittelpunkt; aber sie tritt im Rückertschen Gedichte offenbar nicht so kräftig und wirksam hervor, vielleicht gerade weil der Dichter zu sehr auf den Effekt hinarbeitete. Bei Brentano steht der Grundgedanke am Ende des Gedichts in größter Klarheit da, ob er ihn gleich kaum ausspricht. Der schöne Sinn der frommen Sage wird in Brentano's Bearbeitung durch Nichts gestört, während bei Rückert das Ende mit seiner satyrisch-komischen Wendung unangenehm berührt, und den wohlthätigen Eindruck der eigentlichen Erzählung beinahe ganz verwischt. — Leider müssen wir diesen Bemerkungen über Brentano's Poesien noch die hinzufügen, daß er durch einseitiges, unschönes Vertiefen in die Abgründe der Mystik, durch sein entschiedenes Widerstreben gegen alles zeitgemäße Fortschreiten in Kirche und Staat nach und nach allen Grund verlor, und sich endlich in die schrankenloseste Unklarheit verirrte, in welcher er und sein Talent vollkommen unterging.

Eine ähnliche Bemerkung müssen wir über

---

1) Ludwig Achim von Arnim, geboren den 26. Januar 1781 zu Berlin, studirt in Göttingen, lebt längere Zeit in Heidelberg mit Brentano, dann theils in Berlin, theils auf seinem Gute Wiepersdorf, wo er den 21. Januar 1831 stirbt.

2) Clemens Brentano, geboren in Frankfurt a. M. im Jahre 1777, studirte in Jena, lebte dann in Heidelberg, wo er mit Arnim die erste große Sammlung deutscher Volkslieder herausgab. Im Jahre 1818 trat er zur katholischen Kirche über, ging dann zuerst ins Kloster Dulmen, hierauf nach Rom, hält sich jetzt theils in Frankfurt, theils in München auf.

Fouqué [1]) machen, der sein nicht unbedeutendes Talent ebenfalls seinen unklaren Neigungen zum Opfer brachte. Wie Fr. Schlegel und Brentano alle Poesie auf die römische Kirche bezogen, so wollte sie Fouqué einzig auf das mittelalterliche Ritterwesen gründen, das in seiner historischen Erscheinung allerdings großartig ist, aber den Anforderungen einer höheren Kultur in keiner Hinsicht genügt, ja selbst den Bedingungen eines humanen, christlichen Lebens geradezu widerspricht. Wie jener nach dem Rom der vergangenen Jahrhunderte zurückschaute, so blickte dieser nicht etwa nach dem Kaiserthum, wie Arnim, sondern nach der verblichenen Adelsherrlichkeit zurück, die ihn stets mit Lust und Begeisterung erfüllte, selbst wenn sie ihm im Gewande grauenhafter Barbarei erschien. Fouqué wäre in diesen Bemühungen schon viel früher untergegangen, wenn ihn nicht ein tiefes Gefühl für Vaterland und Glauben an das wirkliche Leben gebunden hätte. Seine Vaterlandsliebe ließ ihn Theil an den Befreiungskriegen gegen Frankreich nehmen, wie sie seinem poetischen Geiste auch eine reale Basis verlieh; daher sind auch die Gedichte aus jener Zeit die besten, die wir von ihm besitzen. Im „Klagelied des kranken Ritters“ (II. 349) spricht sich der tiefe Schmerz des Heldenmüthigen aus, an dem edlen Kampfe für des Vaterlandes Unabhängigkeit nicht Theil nehmen zu können. Von noch größerer Wirkung ist die Ballade „Der kranke Ritter“ (II. 353), weil sie uns den Schmerz des kampfbegierigen Helden unmittelbar vor die Augen führt. — Unter den Gedichten, welche das altnordische Leben darstellen, ist die Romanze „Die Stimme des Grabs“ (II. 351) wohl eines der gelungensten. Der Glaube der nordischen Völker, im künftigen Leben eine Fortsetzung des irdischen mit seiner Sang- und Kampflust wiederzufinden, ist in der einfachen Sage schön versinnlicht. Doch blickt das Haschen nach veralteten Wörtern und Ausdrücken, nach sonderbaren Wendungen schon hier durch. Die Glaubensfülle des Dichters hat ihn zu schönen Liedern begeistert, die um so wohlthätiger berühren, wenn das tief religiöse Gefühl rein und kräftig sich ausspricht, ohne in mystisches Dunkel sich zu verlieren. Ueberaus schön ist der „Lebensmuth“ (II. 350), dessen Gedanke sich so wahr und ungesucht an die gut gewählten Bilder anschmiegt. Der „Trost“ (II. 349) enthält die herrlichste Lebensweisheit; so auch die ihm nahverwandte „Beruhigung“ (II. 354); der „Pilgerseufzer“ (II. 354) stellt den schönen Glauben an die den Menschen umgebende Engelwelt in höchst kindlicher Weise dar; „Die Greisin“ (II. 350) endlich spricht die Zuversicht auf ein höheres Dasein mit Gemüthlichkeit und überzeugender Kraft aus. — —

4. Geistliches Lied.

(Lavater. — Zinzendorf.) — Hardenberg. — Albertini. — (Falk. — Knapp.)

Es wurde schon früher die Bemerkung gemacht, daß die mystische Richtung des geistlichen Lieds lange vor der romantischen Schule ihre Repräsentanten hatte, daß diese aber nur vereinzelt dastanden, weshalb es zweckmäßiger schien, die nähere Betrachtung derselben bis zu der Zeit zu verschieben, in welcher die mystische Richtung vorherrschte (S. 32). Doch stehen die früheren Erscheinungen mit den späteren in keiner äußerlichen Beziehung, und es läßt sich keine direkte Einwirkung jener auf diese nachweisen, wie auch die einzelnen Dichter der früheren Zeiten unter sich in keinem offenbaren Zusammenhange stehen, jede vielmehr als eine eigenthümliche, in sich abgeschlossene Erscheinung anzusehen ist.

Lavater ist eine von den merkwürdigen Naturen, welche durch und durch poetisch sind, aber wegen des in ihnen strömenden überwallenden Feuers niemals zur künstlerischen Ruhe gelangen können, daher auch unfähig sind, irgend ein vollendetes Kunstwerk hervorzubringen. Er war durch seine außerordentliche Regsamkeit immer auf den Augenblick hingewiesen; so sind denn auch alle seine Werke, selbst seine größten, Schöpfungen des Augenblicks, und dürfen daher auch nur als solche beurtheilt werden. Eben deshalb sind seine kleineren Dichtungen gerade diejenigen, aus welchen seine poetische Bedeutsamkeit am sichersten erkannt werden mag, besonders aber diejenigen, in welchen seine religiöse Begeisterung, die oft an Schwärmerei gränzte, einen Ausdruck sucht. Es herrscht in ihnen eine für seine Zeit auffallende Kraft und Stärke des Gedankens, eine bei großer Kühnheit des Ausdrucks doch lichtvolle Darstellung voll Wärme und Innigkeit. Liebe ist der Grundgedanke aller seiner Dichtungen wie seines Lebens; Liebe, die in Selbstaufopferung ihren höchsten Punkt erreicht, wie ja Gott selbst aus Liebe zur Menschheit auf die Erde herabkam und für sie den Opfertod starb („Gott die Liebe“, „Das Licht“ I. 236). Und wie Gott einst Mensch geworden war, so soll der Mensch nach der innigsten Verschmelzung mit der Gottheit streben; zu dieser führt das Gebet, das, in seiner wahren Bedeutung erfaßt, die tiefsten Tiefen des göttlichen Wesens enthüllt, oder vielmehr den Menschen selbst in dieselben versenkt („Der Beter“ I. 328), so daß er daraus den unstillbaren Durst nach dem Ewigen schöpft („Verlangen nach Freiheit und Licht“ I. 237), aber zugleich sich selbst als einen Abglanz des Höchsten fühlt und erkennt („Die Menschenherrlichkeit“ I. 240). —

Obgleich **Zinzendorf** [2]) wie Lavater von der

---

1) Friedrich Baron de la Motte Fouqué, geboren den 12. Februar 1777 zu Neubrandenburg, in den Revolutionskriegen und später im Befreiungskriege durch Muth und Besonnenheit ausgezeichnet. Lebte dann bald in Berlin, bald auf seinem Gute Nennhausen im Meklenburgischen, jetzt in Halle, wo er bei der Universität angestellt ist. Seine ersten Dichtungen gab er unter dem Namen Pellegrin heraus.

2) Nicolaus Ludwig Graf von Zinzendorf und Pottendorf, geboren in Dresden den 26. Mai 1700, von seiner Großmutter zur Frömmigkeit erzogen, kam im zehnten Jahre in das Pädagogium zu Halle, 1716 auf die Universität in Wittenberg, bereist 1719 Holland, England und Frankreich, ward 1721 Hof- und Justizrath in Dresden, gründet 1722 die Brüdergemeinde in Herrnhut, tritt 1734 in den geistlichen Stand, wird 1736—1747 aus seinem Vaterlande vertrieben, geht als Missionär 1739 nach Westindien, 1741 nach Nordamerika, 1743 nach Liefland, dann nach England, wo er sich lange Zeit aufhält. Gestorben zu Herrnhut den 9. Mai 1760.

Idee ausging, daß die Gottheit sich in der Liebe den Menschen offenbare, und daß hinwiederum die Menschen nur in der Liebe die Gottheit erfassen könnten, so fand doch in der Anwendung dieser Idee zwischen ihnen ein bedeutender Unterschied Statt. Während nämlich Lavater mit seiner feurigen Phantasie alle Beschränkung, wo und wie sie sich entgegenstellen wollte, kühn niederriß und am liebsten im Unbegrenzten sich bewegte; suchte dagegen Zinzendorf das ganze religiöse Leben auf Einen Punkt zusammenzudrängen, und das Unbegreifliche begreiflich, ja sogar faßbar zu machen. Lavater erblickte die Liebe in Christus, Zinzendorf Christus in der Liebe, wie ihm denn Christus die Personifikation alles Höchsten und Ewigen war. Daher ist die Liebe zum Heiland das Alpha und Omega alles religiösen Lebens, sie allein kann den Menschen sicher durchs Leben geleiten („Christusliebe" I. 299), daher wir ihn, den König, bitten sollen, daß er uns „seines Geistes Regung, seiner Gnade Liebsbewegung geben möge", damit wir „in sein Herz voll süßer Liebe" dringen können („Die Gemeinschaft der Heiligen" I. 300). Mit Einem Worte, es erscheint das religiöse Gefühl bei Zinzendorf als eine Versenkung des Menschen in die Persönlichkeit Christi, den er selbst sprechend genug oft den Seelenbräutigam nennt; je inniger diese Versenkung ist, desto näher steht der Mensch dem ewigen Leben („Glückseligkeit der Kinder Gottes" I. 300).

So sehr die mystische Richtung der romantischen Schule nach dem geistlichen Liede zu drängen schien, so haben im Ganzen doch nur wenige Dichter eigentliche Kirchenlieder gedichtet. Dies scheint hauptsächlich seinen Grund darin zu haben, daß die meisten, und insbesondere die bedeutendsten Romantiker der Kirche, wie sie sich ihnen darbot, mehr oder weniger entfremdet waren, wie denn viele von ihnen die Confession, in der sie geboren waren, verließen, und sich in eine andere, ihren Bestrebungen näher verwandte, flüchteten. Ferner mochte dazu beitragen, daß sie das religiöse Leben in alle Beziehungen hinübertrugen, und das religiöse Lied daher sehr oft die Gestalt des weltlichen annahm, wie wir in den frühern Abschnitten gesehen haben.

Hardenberg ist beinahe der einzige unter den Romantikern, der das geistliche Lied als solches bearbeitet hat. Zwar hat er im Ganzen nur eine geringe Anzahl gedichtet, aber sie gehören beinahe ohne Ausnahme zu dem Trefflichsten, was die deutsche Literatur in dieser Beziehung aufzuweisen hat. In allen spricht sich die fruchtbarste Glaubenstiefe und wahrhaft christliche Freudigkeit aus, die auch im Unglück nicht verzagt, weil sie auf Gottes wunderbare Hülfe traut („Die Nähe des Herrn" II. 345). Obgleich Hardenberg nicht zur Brüdergemeinde gehörte, erkennen wir in seinen Liedern doch nicht selten die derselben eigenthümliche Färbung und Anschauungsweise („Das Kreuz Christi" II. 344. „Trost" II. 343); seine Vorliebe zur Vergangenheit, dieses Kennzeichen der romantischen Schule, bricht selbst in der Sehnsucht nach einem künftigen Leben durch („Sehnsucht nach dem Tode" II. 342).

Ohne mit den Romantikern äußerlich verbunden zu sein, schließt sich **Albertini** [1]) in mehrfacher Beziehung an dieselben an, ja er repräsentirt sie im Kirchenliede in so fern besser, als selbst Hardenberg, weil er die mannigfaltigen Beziehungen des Lebens in das religiöse Gebiet zu ziehen sich bestrebte, statt, wie jener, ganz der Realität zu entsagen. Ueberhaupt besteht Albertini's schönste Eigenthümlichkeit darin, daß er stets die Wirklichkeit des irdischen Lebens mit einem höhern Dasein zu verknüpfen trachtet („Wallfahrt", „Lebensreise" II. 348), was auch im gemüthreichen **Knapp** [2]) zu schätzen ist, dessen geistliche Gedichte (II. 717) ohne allen Zweifel zum Besten gehören, was die neueste Zeit in dieser Art hervorgebracht hat.

In allen diesen Erscheinungen ist jedoch nicht zu verkennen, daß das religiöse Gefühl oft in eine gewisse Ueberschwänglichkeit, durch diese in eine selbstgenügsame Abgeschlossenheit übergeht, die allem thatkräftigen und regsam wirkenden Leben mächtig hindernd entgegentritt, so daß nur zu oft wahr wird, was der tüchtige Seume ausgesprochen hat: „Der Himmel hat uns die Erde verdorben" (vgl. Uhland „Bitte" II. 508). Wir wenden uns daher beim Schlusse gerne zu einem andern Dichter, dessen Seele von der innigsten Frömmigkeit erfüllt war, der aber über dem Gebet die That nicht verabsäumte. **Falk** [3]) ist zwar nicht so begabt, als die meisten vor ihm Genannten, aber die klare Innigkeit des Gefühls, wie es in den „drei Festen" (II. 467) vor uns liegt, das hingebende und doch nicht sich selbst aufgebende Vertrauen auf die allgütige Weisheit, wie es sich in den „drei Werken im Walde" (II. 46) ausspricht, konnte und kann am Ende mehr Wunder wirken, als das überwallende unklare Versenken in das ewig Unbegreifliche.

5. Dramatische Poesie.

Es ist in den einleitenden Bemerkungen zu diesem Abschnitte (S. 320) gesagt worden, daß die romantische Schule zum großen Theile und insbesondere in den ersten Zeiten ihres Erscheinens gegen die falschen Bestrebungen ankämpfte, welche sich der dramatischen Poesie bemächtigt und beim großen Publikum eine solche Bedeutung gewonnen hatten, daß selbst Göthe und Schiller in den Hintergrund getreten waren, wie sie sich denn auch gezwungen sahen, ihre Stimme gegen die mächtige Verirrung zu erheben, die allem wahren poetischen Leben den vollständigsten Untergang zu bereiten drohte. Ihre Talente mißbrauchend hatten Iffland und Kotzebue, namentlich aber der letztere, die Gunst des Publikums in einem hohen

1) Johann Baptist von Albertini, geboren 1749 zu Neuwied, Schleiermachers Studiengenosse, zuletzt Bischof der Brüdergemeinde in Herrnhut; gestorben Ende 1831 zu Berthelsdorf bei Herrnhut.

2) Albert Knapp, geboren in Tübingen den 25. Juli 1798, Diakonus an der Hospitalkirche in Stuttgart.

3) Johannes Daniel Falk, geboren 1770 in Danzig, von armen Aeltern, bezieht 1798 die Universität Halle, lebt dann in Weimar, widmet sich seit 1813 wohlthätigen Zwecken, zuletzt Vorsteher eines Vereins für verlassene Kinder. Gestorben den 14. Februar 1826.

Grade gewonnen, weil sie eben nur auf den Effekt hinarbeiteten und kein Mittel, auch das roheste, nicht unbenützt ließen, die Neugierde oder die Sinnlichkeit zu kitzeln. Um wieder auf eine bessere Ansicht des Dramas zu leiten, hatte Göthe den Mahomet, später auch den Tankred von Voltaire übersetzt und auf die Bühne gebracht; er wollte der ausschweifenden Rohheit, der Vernachlässigung alles höhern Kunstgefühls eine zwar beschränkte, oft in rednerisches Gepränge ausartende, aber auf Anerkennung der Kunst und ihrer Forderungen beruhende Darstellung entgegensetzen. Dieses Zurückgehen auf die längst und allgemein aufgegebenen französischen Vorbilder konnte aber nicht von bleibender, ja nicht einmal von vorübergehender Wirkung sein; Göthes gute Absicht wurde und blieb mißverstanden, selbst dann noch, als Schiller durch seine schönen Stanzen „An Göthe" (II. 13) über sie die nöthige Aufklärung gegeben hatte. Auch die Bemühungen der Romantiker blieben im Ganzen ohne wesentlichen Erfolg, weil ihnen vor Allem das populäre Element fehlte. Man hätte den Feind mit gleichen Waffen und auf seinem eigenen Schlachtfelde angreifen sollen; aber es lag nicht im Wesen der Romantiker, sich durch die Gränzen, welche die dramatische Kunst nothwendig erheischt, fesseln zu lassen. So trefflich in ihrer Art die dramatischen Poesien Tieck's auch sind, so sind sie doch durchaus untheatralisch, und sie konnten eben deshalb der theatralischen Macht Kotzebue's keinen Abbruch thun. Noch weniger gelang dies, als man sich einer falsch verstandenen Nachahmung Shakspeare's oder Calderon's hingab, welcher letztere der auftauchenden Neigung zur Mystik nur zu viel Nahrung gab, so daß sich nach und nach die Idee der Schicksalstragödie entwickelte, welche eine zwar glänzende, aber glücklicher Weise nur kurze Periode hatte, weil das kräftig sich ermannende Leben in Kunst und Politik ihr bald allen Boden entriß, den sie so schnell gewonnen hatte.

Viel früher hatte A. W. Schlegel versucht, die rein griechische Form einzuführen, und darin Nachahmer gefunden (Fr. Schlegel, Apel); aber es fehlte diesen Versuchen eben so sehr die innere Nothwendigkeit, als den spätern Kopirungen Calderon's, weshalb sie bald wieder in Vergessenheit gerathen mußten. Am wenigsten konnte man an der Verschmelzung des Klassischen und Romantischen, wie Fr. Schlegel es (in seinem Alarkos) versuchte, Behagen finden.

Ein einziger Dichter, der durch Ansichten und Entwickelung mehr als durch äußeren Verband mit der romantischen Schule zusammenhängt, **Friedrich Müller** [1], hat auf diesem Wege Ausgezeichnetes geleistet. In seiner „Niobe" (II. 219) erkennen wir den genialen Künstler, der, mit dem sprödesten Stoffe ringend, demselben Alles abzugewinnen vermag, was er zu seinem poetischen Zwecke bedarf. Niobe ist nicht nur in griechischem Geiste gedacht und ausgeführt, man kann vielleicht sagen, daß sie selbst das griechische Drama in allem, was dessen Eigenthümlichkeiten ausmacht, überbietet. Der Dichter hat in diesem Werke die poetische Kunst bis zu ihren äußersten Gränzen geführt, so daß man oft beim Lesen desselben ein antikes Werk der Bildhauerei anzuschauen wähnt, und die Worte des Dichters wie Erläuterungen des Kunstgebildes tönen. Jedenfalls bringt Müllers Niobe auf den Beschauer ganz die nämliche Wirkung hervor, wie die Betrachtung eines Meisterstückes der Sculptur. Zuerst erscheint Alles kalt und regungslos, aber allmählich scheint der Stein zu erwarmen und aus dem Todesschlaf zu erwachen, in den er gebannt war; immer rühriger und kräftiger wird das Leben, bis wir endlich vergessen, daß es nur der Meisterschaft des Künstlers entsprungen ist. — Auch mag Fr. Müller wohl durch die berühmte Gruppe zu Florenz zu seiner Dichtung begeistert worden sein, und es ließe sich schön auf ihn anwenden, was das griechische Epigramm von der Statue des Praxiteles sagt:

„Lebend war ich, da wandelten mich die Götter zum Stein um;
Aber Praxiteles schuf wieder zum Leben den Stein." [2]

Auch ist das Drama in seiner ganzen eigenthümlichen Haltung nicht sowohl eine Reihe von Thatsachen und Vorgängen, als vielmehr eine Reihe von Situationen, von selbstständigen Gruppen, die in ihrer künstlerischen Anordnung ein vollendetes Gemälde bilden, dessen Mittel- und Schlußpunkt in Niobe selbst liegt. — Der Dichter hat die Sage mit außerordentlichem Glücke benutzt, und ihr mit schöpferischem Geiste manchen trefflichen Zug eingewebt; im Ganzen ist er aber ihr durchaus treu geblieben. Niobe, die Tochter des Tantalus (also aus demselben Geschlechte, das wir schon bei einer andern Gelegenheit als ein gottwiderstrebendes haben kennen lernen, s. oben S. 238) und der Diana, einer Tochter des Atlas, hatte ihrem Gemahle Amphion, König von Theben (er war ein Sohn des Zeus), sieben Söhne und sieben Töchter geboren, welche an Schönheit alle Sterblichen überstrahlten. Durch diesen reichen Segen stolz geworden, lästerte sie die Latona, weil diese nur zwei Kinder (den Appollo und die Diana) hatte, sie wollte sich sogar an deren Statt göttliche Verehrung erweisen lassen. Darüber erzürnt, tödtete Apollo ihre sieben Söhne, und Diana ihre sieben Töchter, worauf sie selber in einen Stein verwandelt wurde.

Es ist unnöthig, eine Entwickelung des Stückes zu geben, wie es bei den andern dramatischen Kompositionen geschehen ist, weil, wie schon erwähnt ist, die Niobe nur aus der Anreihung verschiedener Situationen besteht, die von selbst schon beim ersten Lesen in die Augen fallen, so wie sich auch Exposition, Verwickelung und Auflösung in den drei Aufzügen leicht erkennen lassen. Die auffallende Einfachheit der Komposition mußte bei dem Mangel an Man-

---

1) Friedrich Müller, gewöhnlich Maler Müller genannt, geboren 1750 zu Kreuznach, berühmt als Maler, Kupferstecher und Dichter; geht 1776 nach Rom, wo er den 23. April 1825 stirbt.

2) Herder, Blumen aus der griechischen Anthologie gesammelt. VIII. Buch.

nigfaltigkeit der Handlung, ja selbst an fortschreitender Bewegung, dem Dichter unermeßliche Schwierigkeiten in den Weg legen; er hat sie dadurch glücklich überwunden, daß er die Charaktere, selbst die untergeordneten, mit fester Hand zeichnete und ihnen ein beinahe plastisches Gepräge aufdrückte. Unter allen ragt billigerweise Niobe selbst hervor. Sie ist nicht blos die auf ihre und ihrer Kinder Schönheit stolze Mutter; der Dichter hat in ihr überhaupt die Mutter darstellen wollen, die aus Liebe zu ihren Kindern selbst das Ungeheuere unternimmt, selbst den ungleichen Kampf mit den unsterblichen Göttern wagt. Mutterliebe ist der Grundzug ihres Charakters, den der Dichter in den verschiedensten Situationen durchleuchten läßt, sie mag im Glanze ihres Glückes, vom anbetenden Volke umgeben, in den Tempel der Latone ziehen (I. 34 ff.), oder, von dem Zorne der Götter ereilt, ihr letztes Kind verläugnen (III. 664 ff.), oder zu den Unerbittlichen flehen um das Leben der noch Verschonten (III. 576 ff.). Doch wäre die Mutterliebe allein nicht hinreichend, ihr kühnes Unternehmen zu motiviren; der Dichter hat ganz im Geiste der alten Sage der Niobe eine höhere Bedeutung gegeben; sie will dem Uebermuthe der Götter entgegentreten und in ihrem Geschlechte eine Stütze geben den geschwächten Menschen gegen den Zorn der Götter (I. 389 ff.). Ist sie ja selbst von den Göttern entsprossen, deren hohen Sinn sie im Busen trägt (I. 350 ff.).

Auch Niobens Kinder und deren Verlobte sind trefflich gehalten; alle sind durchdrungen von der innigsten Liebe zu ihrer Mutter, nach der sie hinaufschauen mit Herzen voll Ergebung und kindlicher Verehrung. Aber als der Zorn der Götter über sie hereinbricht, und sie mitten in den ungeheuern Kampf geführt werden, der mit ihrem Untergange endigt, wie schön stufen sich die einzelnen Charaktere ab, da sie nun auf sich selbst hingewiesen sind, von dem kräftigstolzen und kampfmuthigen Achor bis zur zarten Laide!

Die Sprache ist körnig, immer edel, oft erhaben; nicht ohne Härten, obgleich einige Stellen durch Wohllaut ausgezeichnet zu werden verdienen. Ganz musikalisch wird sie in Niobes letzter Rede, welche alle Eigenschaften einer vollkommenen Kantate in sich vereinigt. Eben so ist der Chor (I. 299 ff.) zu erwähnen, in welchem die glückliche Nachahmung und Anwendung des Tons christlicher Litanei ergreifende Wirkung hervorbringt.

Unter den Dramatikern, welche zur romantischen Schule gehören, ragt vor Allem **Heinrich von Kleist** [1]) hervor, dessen dramatisches Talent vielleicht dadurch am schönsten sich bewährt, daß wir ihm, dem Unglücklichen, der nie im Leben Ruhe und Zufriedenheit, geschweige Heiterkeit des Geistes, finden konnte, der vom traurigen Schicksal seines Vaterlandes bis zum Selbstmord niedergebeugt wurde, daß wir diesem das beste und originellste Lustspiel verdanken, welches nach meinem Urtheil die deutsche Literatur besitzt. Schon aus diesem Grunde, wenn Kleist nicht auch andere Meisterwerke geschaffen hätte (Prinz von Homburg, Käthchen von Heilbronn), würde er eine hohe Stelle in der Geschichte unserer Literatur einnehmen, welche in dieser Gattung des Guten nur wenig, des Vortrefflichen beinahe Nichts aufzuweisen hat, was dem Umstande zum großen Theil zuzuschreiben ist, daß die volksthümlichen Anfänge des deutschen Lustspiels, wie sie in Hans Sachs u. A. m. gegeben waren, nicht zur organischen Entwickelung gelangten (vgl. oben S. 54 f.). Später aber, als die dramatische Kunst sich wieder zu entwickeln begann, fand das Lustspiel die Pflege nicht, deren sich das ernste Drama erfreute. Ich möchte freilich denen nicht beistimmen, welche da behaupten, es sei der Deutsche überhaupt zur glücklichen Behandlung der Komödie nicht geeignet; sein ernster Geist, der sich entschieden zum Tragischen neige, sei unfähig, das Leben als einen Stoff des Scherzes oder gar des Lachens aufzufassen; unser Jean Paul hat wohl hinlänglich dargethan, erstens daß das Komische eine höhere Bedeutung habe, als ihm Jene zugestehen wollen, und dann, daß der Deutsche eben so fähig sei, das komische Element zu beherrschen, als irgend ein anderes Volk. Wenn aber unsere Literatur wenige oder keine Meisterwerke in dieser Gattung des Dramas aufzuweisen hat, so möchte es wohl richtiger dem doppelten Umstande zugeschrieben werden, daß man sich noch nicht vom französischen Lustspiele hat frei machen können, wie es in Bezug auf französische Tragödie geschehen ist, und dann, daß die Zeit und die politischen Verhältnisse der lebendigen Entfaltung des komischen Elements eben so sehr, ja noch in höherem Maße widerstreben, als der Entwickelung des epischen Geists (vgl. oben S. 226). Was demungeachtet geleistet worden ist, das mußte diesen mächtigen Hindernissen abgetrotzt werden, daher jede, auch noch so beschränkte Leistung als ein Sieg des poetischen Lebens angesehen werden muß. Hätte freilich Kotzebue sein schönes Talent nicht gemißbraucht, so würde die deutsche Literatur an guten Lustspielen nicht so arm sein, als sie es wirklich ist; aber da er beinahe immer nur falschen Götzen diente, die Poesie ihm nur zu schnöden, oft unwürdigen Zwecken diente, er im besten Falle nur die Unterhaltung des schaulustigen Publikums vor Augen hatte, so werden seine Komödien, so sehr sie in Hinsicht auf Erfindung, Dialog und Witz zu loben sind, doch gewiß unsere Zeit nicht überleben.

Während in der Tragödie der Mensch im Kampf mit höheren Gewalten dargestellt wird, und er sich eben durch diesen Kampf als Bürger einer höhern Welt beurkundet und bewährt, während eben deshalb die Tragödie ihrem innersten Wesen gemäß zum höchsten Ideale leitet, oder auf dasselbe hinweist; bewegt sich das **Lustspiel** nur im Leben selbst, ohne irgend eine Beziehung zu einem höhern Dasein, sondern nur mit Rücksicht auf das Leben, wie es

1) Heinrich von Kleist, geboren den 10. Oktober 1776 zu Frankfurt an der Oder, macht den Revolutionskrieg als preußischer Offizier, geht 1799 nach seiner Vaterstadt, um die Rechte zu studiren, wird dann in Berlin angestellt, 1806 gefangen nach Frankreich abgeführt, lebt zuletzt in Berlin, wo er am 21. November 1811 seinem Leben ein Ende macht.

durch die Verhältnisse bedingt und gestaltet ist. Dieses auf sich beschränkte Leben ist jedoch in der Erscheinung eben so wenig vollkommen, als jenes, welches höhere Beziehungen anerkennt; es entsteht daher auch in diesem ein Streben nach Vollkommenheit, es finden auch hier Widersprüche Statt, die einer Auflösung bedürfen. Die Vollkommenheit des in sich beschränkten Lebens zeigt sich als Gesittung, beruht auf deren umfangreichsten Anerkennung; der Widerspruch mit dieser, nicht unwandelbaren, sondern meistens an Ort und Zeit gebundenen Gesittung offenbart sich als Schwäche, Thorheit, eigenthümliche oder auch falsche Auffassung der Lebensverhältnisse. Es wird das Lustspiel daher solche Handlungen und solche Charaktere darstellen, in welchen irgend ein Widerspruch mit der Gesittung liegt; und wie der tragische Dichter, indem er den Menschen nach höherm Dasein ringend, oft sogar dasselbe bekämpfend darstellt, eben dadurch jenes höhere Dasein vindicirt, so wird der Lustspieler, wenn er den Menschen im Widerspruch mit der Gesittung zeigt, auf die Anerkennung derselben hinwirken, auch wenn er es nicht ausspricht, oder wenn es nicht einmal in seiner Absicht liegt, es zu thun. Der Kampf mit höhern Gewalten regt im Zuschauer selbst die gewaltigen Leidenschaften auf, die sich vor ihm veranschaulicht entwickeln; er wird von Mitleid, Wehmuth, Furcht u. s. w. bewegt; der Widerspruch mit der Gesittung dagegen wird in ihm nach den besondern Umständen Laune, Heiterkeit, höchstens Spott erregen, da es sich nicht, wie bei der Tragödie, um die höchsten Interessen der Menschheit, sondern nur um unbedeutende, oft sogar nur vorübergehende Verhältnisse handelt, die wohl auf die Behaglichkeit, vielleicht sogar auf das irdische Lebensglück der dargestellten Personen mehr oder weniger von Einfluß sein können, die Menschheit oder den Menschen als geistiges Wesen betrachtet dagegen nicht berühren.

Da das Lustspiel ein dramatisches Kunstwerk sein soll, so gelten von ihm natürlich auch alle diejenigen Grundsätze, welche bei dem Drama überhaupt beachtet werden müssen (s. oben S. 62 ff.); nur in Bezug auf den Stoff wird noch eine Bemerkung gemacht werden müssen. Während die Tragödie ihren Stoff vorzugsweise in der Vergangenheit sucht, weil in dieser allein das tragische Element in seiner Vollständigkeit erkannt werden, weil der Dichter daher tragische Charaktere nur in der Vorzeit auffinden kann, so ist dagegen das Lustspiel an die Gegenwart gebunden, weil der Widerspruch mit der Gesittung nur in dieser sich anschaulich darstellt. Wenn daher der tragische Dichter seine Personen und Handlungen überall- nehmen kann und darf, ohne in Zeit und Raum beschränkt zu sein, so muß sich der Lustspieldichter dagegen an die ihm vor Augen liegenden Verhältnisse halten und sich sowohl auf seine Zeit als auf sein Volk beschränken. Die Mißachtung dieser Nothwendigkeit hat uns so viele Lustspiele gegeben, die von vornen herein aller Lebensfähigkeit beraubt waren, weil sie jeder festen Basis ermangelten, weil sie eigentlich nur Nachahmungen fremder Muster waren. Heinrich von Kleist hat sich daher schon hierin als denkender Künstler gezeigt, daß er in seinem „zerbrochenen Krug" (II. 353) dieser Nothwendigkeit Rechnung trug, und die Handlung in Deutschland spielen ließ; — denn wenn auch politisch getrennt, so gehören die Niederlande doch in Sprache und Sitte eben so gut zu Deutschland, als Luxemburg und Holstein oder Elsaß, wie denn der Dichter in seinen Personen durchaus deutsche Charaktere dargestellt hat. Der „zerbrochene Krug" ist ein in jeder Beziehung vortreffliches Werk, durch Neuheit der Auffassung und Entwickelung ausgezeichnet, und je mehr man es liest, desto mehr muß man bewundern, wie der Dichter einen Stoff, dem alles Leben, alle Handlung und Bewegung abgeht, so bewältigen konnte, daß sich das Interesse von Scene zu Scene steigert, und die Entwickelung die vollständigste Befriedigung gewährt. Den Mangel an fortschreitender Handlung zu verdecken, theilte Kleist das Lustspiel nicht in mehrere Aufzüge, ob es gleich beinahe so groß ist, als Göthes Iphigenie (mit der Variante zählt es sogar gegen zweihundert Verse mehr), und wenn man den Fehler nicht begeht — wie es schon geschehen ist — das Stück bei der Aufführung in Akte zu zerschneiden, so wird gewiß auch dem Zuschauer der Mangel an fortschreitender Handlung verborgen bleiben, er wird nicht Zeit haben, sich dessen bewußt zu werden.

Das ganze Lustspiel beruht auf dem höchst komischen Umstande, daß ein Dorfrichter in Gegenwart eines von der Oberbehörde abgesandten Kommissärs über einen Fall aburtheilen soll, in welchem er, allen Andern unbewußt, die Hauptrolle spielt. Dadurch werden nun die merkwürdigsten Kollisionen und Verwickelungen hervorgebracht, die ein schönes Zeugniß von der reichen Erfindungskraft des Dichters ablegen, um so mehr als Nichts auf Zufall oder Willkühr beruht, Alles vielmehr als durchaus nothwendig sich ergibt; denn gerade durch die Bemühungen des Richters, die Aufmerksamkeit von sich auf Andere abzulenken, werden die Andern immer mehr auf ihn hingewiesen, seine Anstrengungen führen nur dazu, Alles hervorzurufen, was zum Beweise gegen ihn dienen kann. Wenn in Müllers Niobe jeder Akt, ja jeder einzelne Theil eines solchen als in sich abgeschlossene Gruppe erscheint, so sind hier dagegen die einzelnen Scenen so vollständig in einander verflochten, sie greifen so lebendig und sicher in einander ein, daß es rein unthunlich wäre, irgend einen Theil herauszunehmen und selbstständig hinzustellen. Der Plan ist höchst einfach und klar, die Ausführung voll Leben und Beweglichkeit, die Charaktere höchst individuell gehalten und kräftig gezeichnet. Der Gerichtsrath Walter, ein ernster und gerader Mann, der zwar sich selbst keine Schwäche erlaubt, aber mild und nachsichtig gegen die Schwächen seiner Mitmenschen ist, und nur wo die Nothwendigkeit ihn drängt, Strenge eintreten läßt. Im Dorfrichter Adam, dem Helden des Stücks, hat der Dichter eben so viel Schöpfungskraft als Darstellungskunst entfaltet; lebendiger, sicherer und wahrer hat kaum ein Dichter jemals gezeichnet. Dieser Adam ist nach allen Beziehungen hin vollendet, es wird auch nicht der leiseste Zug vermißt. Er ist eine Art von Mephistopheles, nur in niederländischer Manier, und der Dichter hat ihm gewiß nicht ohne Absicht einen Klumpfuß gegeben: er wäre ohne

diesen nicht mehr der ganze Adam, so gut paßt er zu seinen Kniffen und Schlichen, zu seinem übermüthigen Betragen gegen Untergebene, zu seiner winselnden Demuth gegen die Vorgesetzten, zu dem ganz eigenthümlichen Humor, der in Reden und Handlungen durchbricht, und sich besonders in den Entschuldigungen zeigt, die er so oft an den Mann zu bringen genöthigt wird. Seine Unerschöpflichkeit an Einfällen und Ausflüchten jeder Art, seine Keckheit bei großer Unwissenheit und dem Bewußtsein seiner Schuld geben dem Stück vor Allem Leben und Bewegung. — Der Schreiber Licht ist eine ächte Kanzleiseele, voll Gelüsten nach einer bessern Stellung, ohne den Muth zu haben, kräftige Schritte dafür zu thun. So sehr er den Richter in Allem überschaut, was in die Geschäfte einschlägt, so sehr er von dessen Schuld von Anbeginn überzeugt ist, wagt er erst dann ihm entgegenzutreten, als dessen Sturz entschieden ist; er fürchtet den Adam, und mit Recht, denn dieser ist ihm, wenn auch nicht an Kenntnissen, doch an Verschlagenheit, Witz, Verstand, mit Einem Worte, an Allem überlegen, was der Mensch nöthig hat, um durchs Leben zu kommen. — Ganz vortrefflich ist die alte Frau Martha Rull! Da ist Leben und Wahrheit; dieses breite, behagliche und dabei doch zungenfertige Erzählen, das Nichts, auch nicht die geringfügigste Kleinigkeit ausläßt, ohne doch jemals in eigentliche Wiederholung zu verfallen; dieses hartnäckige Bestehen auf die einmal gefaßte Meinung, ohne sich durch irgend eine Einrede irren zu lassen; diese ehrenfeste Gesinnung, die keinen Makel am guten Rufe der Tochter dulden will — ist das nicht der leibhaftige Typus der deutschen Bäuerin mit ihrer Gemüthlichkeit, mit ihrem offenen Blick für das sie umgebende Leben, wo ihr Nichts unbemerkt, Nichts unberücksichtigt bleibt? Ihre Tochter Eva hat schon alle Anlagen, ihrer Mutter ähnlich zu werden, oder vielmehr, wir sehen in ihr die alte Frau Martha, wie sie vor 30 Jahren gewesen sein mag. Auch sie ist ein kernhafter Charakter, fest und kräftig, ohne roh zu sein, jungfräulich sittsam ohne Ziererei, am Anfange gedrückt durch die schwierige Lage, in der sie sich ihrer Mutter und ihrem Ruprecht gegenüber befindet, aber doch entschieden, aus Liebe zu diesem selbst das Höchste, das sie besitzt, ihren guten Ruf, zum Opfer zu bringen. — Die übrigen Charaktere, der ehrliche Veit Tümpel, nebst seinem wackeren Sohne Ruprecht, und die geschwätzige, leichtgläubige Frau Brigitte sind, wenn auch untergeordnet, doch nicht weniger glücklich gezeichnet; selbst die beiden Mägde, die doch kaum recht sichtbar werden, treten individuell hervor.

Der Dialog ist rasch und lebendig, selbst dann noch, wenn größere Erzählungen und Schilderungen eingeflochten sind, die selbst in Haltung und Ausführung meisterhaft sind. Störend aber ist die Manier des Dichters, die sprechende Person, noch ehe irgend ein Sinn in ihren Worten liegen kann, unterbrechen zu lassen und dadurch ein Hin- und Widerreden herbeizuführen, das, mit Maß und zur rechten Zeit angebracht, von komischer Kraft sein könnte, aber bei der öfteren Wiederholung alle Wirkung verliert. Die Sprache ist durchgängig vollendet und den Zuständen wie den Personen vollkommen angemessen. Nicht selten begegnen wir den glücklichsten Wortspielen; leider kommen sie meistens bei jener manierirten Form des Dialogs vor, wodurch sie an Werth und Eindruck verlieren. Im freien, oft sogar kecken Gebrauch des Jambus zeigt der Dichter eine wahre Meisterschaft.

Der zwölfte Auftritt ist vom Dichter zweimal bearbeitet worden, einmal in kürzerer Fassung, wie es in den Text aufgenommen ist, und dann in ausführlicherer Entwickelung, die als Variante beigegeben wurde. Da mir die erste Ausgabe nicht zu Gesicht gekommen ist, so kann ich nicht bestimmen, welche von den beiden Bearbeitungen die ursprüngliche sein mag. Wie dem aber auch sei, so scheint die kürzere Fassung der längeren vorgezogen werden zu müssen, ob diese gleich an innerem Gehalt reich genug ist und mancher neue Zug sich darin entwickelt. Aber der Mangel an fortschreitender Handlung und an Thätigkeit der Personen wird natürlich um so fühlbarer, je mehr das Gewebe sich ausdehnt, und wenn schon die theatralische Darstellung nach der kürzeren Fassung Schwierigkeiten genug zu überwinden hat, so muß dies mit der Variante noch in höherem Maße der Fall sein.

Ehe wir diesen Abschnitt schließen, müssen wir noch einen Dramatiker erwähnen, **Oehlenschläger** [1]), dessen romantische Schauspiele eine geraume Zeit gefielen, weil ihre äußere Lieblichkeit, ihr romantischer Duft, theilweise auch der glücklich gewählte Stoff die schwache, oft gestaltlose Ausführung vergessen lassen. Ueberhaupt scheint es ihm an eigentlicher Schöpfungskraft zu fehlen, die den Stoff bewältigt und ihn zu neuem, schönerem Leben heranreifen läßt; wie wir an der von ihm aufgenommenen Romanze „die Rosenbüsche" (II. 477) bemerken können, die sich weder in der Komposition noch in der Ausführung über das Mittelmäßige erhebt.

6. Einführung südlicher Formen.

Die Sehnsucht nach einer schönern, thatkräftigen Zeit hatte zur Poesie des deutschen Mittelalters geführt; die Bekanntschaft mit derselben leitete zur Poesie der südlichen Völker, in welcher das romantische Element sich gleichmäßig, ja noch früher als in Deutschland, ausgebildet und festgesetzt hatte. Man versenkte sich bald in das Studium der südlichen Dichter, (A. W. Schlegel „An die südlichen Dichter" II. 261 und „Die Nebenbuhlerinnen" II. 277), bei denen man zunächst die Schönheit und Regelmäßigkeit der Form bewunderte. Wie denn aber der Deutsche sich niemals begnügt, das Fremde kennen zu lernen, sondern sich auch bemüht, sich dasselbe ganz anzueignen, so wurden bald Versuche gemacht, die südlichen Formen nachzubilden,

---

1) Adam Gottlob Oehlenschläger, geboren 1779 in Koppenhagen, ward daselbst 1811 Professor der Aesthetik, 1815 Doktor der Philosophie, 1827 ordentlicher Professor und dann Ritter des Danebrog- und des Nordsternordens.

ihnen auch in Deutschland vollgültiges Bürgerrecht zu geben. Zunächst war man auf die hohe Bedeutung des **Reims**, auf seine mannigfaltige Wirkung, wie auch auf eine durchgreifendere Behandlung desselben aufmerksam gemacht worden. Denn obschon Göthe in dieser Beziehung Vollkommenes geleistet hatte, so war es kaum zum Bewußtsein gekommen, weil man die Vortrefflichkeit seiner Dichtungen mehr ihrem Inhalte als ihrer Form zuschrieb. Bei den südlichen Völkern hingegen ward es oft genug offenbar, daß aller Reiz dieser oder jener Dichtung auf der geschickten Behandlung des Reims beruhe, weil ihr Gehalt mehr oder weniger bedeutungslos war. Man suchte daher diese Eigenthümlichkeit ebenfalls nachzuahmen, und es ist wohl kein Zweifel, daß das Bestreben der Romantiker nach schöner und geschickter Behandlung des Reims unendlich viel dazu beigetragen hat, demselben die Bedeutung zu geben, die er in unsern Tagen erlangt hat, so wie man anerkennen muß, daß ihre desfallsigen Bemühungen auf das schönste gekrönt wurden; die meisten Dichter dieser Schule zeichnen sich in der oft wunderbar glücklichen Behandlung des Reims aus. — Die tonvollen, vokalreichen Sprachen des Südens könnten sogar des eigentlichen Reims entbehren: die **Assonanz**, d. h. die bloße Wiederholung des gleichen Vokals am Ende der Verszeilen kann ihnen schon genügen, weil die Vokale durch ihre Fülle das Ohr schon hinlänglich fesseln. Dies ist nun freilich bei der deutschen Sprache keineswegs der Fall, aber demungeachtet bemühte man sich, ebenfalls die Assonanz einzuführen; und man muß gestehen, daß unter den vielen assonirenden Gedichten, mit denen die poetische Literatur überschwemmt wurde, viele zu finden sind, welche die so ganz fremdartige Form mit großem Glücke durchgeführt haben. Wir haben als Beispiele „**Die Zeichen im Walde**“ von **Tieck** (II. 331) und „**St. Georgs Ritter**“ von **Uhland** (II. 536) gegeben. Zwar wird selbst die gelungenste Behandlung der Assonanz wegen des Mangels an tonreichen Vokalen oder vielmehr wegen der Ueberfülle an schwachen, tonlosen Lauten in der deutschen Sprache niemals eine vollkommene Wirkung hervorbringen, das Ohr des Lesers niemals fesseln; doch muß man den Dichtern, welche sich in dieser Form versuchten, dafür Dank wissen, weil ihre Bemühungen wenigstens die gute Folge gehabt haben, daß man sich der Möglichkeit bewußt ward, die Masse der schwachen und tonlosen Laute einigermaßen besiegen zu können, was dann für den Versbau überhaupt, insbesondere aber für den Reim, von einflußreicher Wirkung wurde. Vermuthlich wurde man durch die Assonanz zu ihrem Gegensatze geführt, d. h. zur **Alliteration**, welche in der Wiederholung der gleichen Anfangsconsonanten der Worte besteht, und die dem alten Norden so eigenthümlich war, wie die Assonanz dem Süden. Besonders war es **Fouqué**, der die Alliteration in seinen Dichtungen durchzuführen suchte, aber man findet auch außer ihm vielfache Behandlung dieser Form, wobei man sich freilich oft begnügte, den gleichen Konsonanten zu wiederholen, wenn es auch nicht gerade der Anfangsconsonant war. Von der durch ganze Gedichte durchgeführten Alliteration sind als Beispiele aufgenommen worden das Sonett „**Deutung**“ von **A. W. Schlegel** (II. 278) und „**Roland zu Bremen**“ von **Rückert** (II. 570). — Es will uns bedünken, als ob weder die Assonanz noch die Alliteration mit dem Geiste oder vielmehr der Tonbildung der deutschen Sprache zusammenstimmte, so daß assonirende oder alliterirende Dichtungen ihren Zweck, das Ohr des Lesers angenehm zu berühren, immer verfehlen werden, dagegen wird die Anwendung dieser Formen als Figur, wie wir schon Gelegenheit gehabt haben zu bemerken, oft von der entschiedensten und glücklichsten Wirkung sein.

Unter den im Süden gepflegten Dichtungsformen, welche durch die Romantiker in Deutschland einheimisch gemacht wurden, ist zuerst das **Sonett** zu erwähnen. Zwar war dieses schon früher bearbeitet worden; die ersten Versuche — die nicht selten äußerst glücklich ausfielen — wurden von Opitz und seinen Nachfolgern gemacht; die zweite schlesische Schule (Hoffmanns, Waldau u. A.) hatte sich zum Uebermaße dieser Form bedient, weshalb sie denn von den puritanischen Dichtern der nachfolgenden Periode als ein bloßes Spiel und der höhern Zwecke der Poesie unwürdig entschieden verworfen wurde. In neuerer Zeit machte zuerst **Bürger** wieder auf die Schönheit des Sonetts aufmerksam, dessen Behandlung ihm so vortrefflich gerieth, daß selbst Schiller von ihnen sagte, sie seien Muster ihrer Art, die sich auf den Lippen des Deklamators in Gesang verwandelten. Wie wahr dieser Ausspruch sei, zeigen die von uns aufgenommenen Sonette Bürgers (I. 389), unter welchen sich die beiden „**Auf die Morgenröthe**“ und „**An das Herz**“ durch geistreiche Anwendung des Mythus von Tithon und Aurora, durch die Innigkeit und Tiefe des Gefühls auszeichnen. Nächst ihm versuchten sich auch andere Göttinger, besonders glücklich Voße („**Das Mühlenwäldchen**“ I. 427) im Sonette. Aber die wahre Bedeutung der Form wurde erst von den Romantikern aufgefaßt, welche sich auch am entschiedensten für die Wiedereinführung derselben bemüht haben. — — Das Sonett, dessen Form A. W. Schlegel im „**Sonett**“ (II. 277) poetisch dargestellt hat, ist ein Gedicht von vierzehn eilfsylbigen Zeilen in jambischem Versmaß, deren Reime eigentlich durchaus weiblich sein sollen, von welchem Gesetze die deutschen Dichter sehr oft und mit Recht abgehen, weil unsere Sprache an kräftig tönenden weiblichen Reimen verhältnißmäßig arm ist, während sie einen großen Reichthum von volllautenden männlichen Tönen besitzt. Das Sonett zerfällt in zwei Haupttheile, von denen der erste acht, der zweite sechs Zeilen enthält. Jeder dieser beiden Haupttheile hat wiederum zwei Unterabtheilungen, der erste von je vier, der zweite von je drei Zeilen, so daß das Ganze somit aus vier Stanzen, zwei vierzeiligen und zwei dreizeiligen besteht. Die zwei vierzeiligen Stanzen sind durch den Reim nothwendig mit einander verbunden; sie dürfen nämlich nur zwei Reime haben, welche sich in einer bestimmten Ordnung, von welcher abzugehen durchaus unerlaubt ist, an einander reihen müssen, und zwar müssen die erste, vierte, fünfte und achte, und dann die zweite, dritte, sechste und siebente Zeile mit einander reimen (a b b a,

abba). Die zwei dreizeiligen Stanzen haben dagegen willkührlich zwei oder drei Reime, die an keine bestimmte Reihenfolge gebunden sind [1]). Diese Form ist übrigens nichts weniger als willkührlich, sondern dem Wesen des Sonetts durchaus entsprechend, von welchem man sich vielleicht den deutlichsten Begriff machen kann, wenn man es als ein lyrisches Epigramm auffaßt. Es hat in der That unverkennbare Aehnlichkeit mit dem Epigramm, insbesondere aber in der Anlage. Wir finden in ihm die zwei Haupttheile, die wir oben (S. 148) Exposition und Anwendung nannten, und die sich zu einander verhalten, wie Bild und Gegenbild, wie Satz und Gegensatz. Beide drücken einen und denselben Hauptgedanken aus, aber nach zwei verschiedenen, oft sogar entgegengesetzten Seiten, weshalb sie nicht selten in antithetischer Wechselbeziehung erscheinen. Deshalb könnte man auch sagen, daß sich die beiden Theile wie Vordersatz und Nachsatz zu einander verhalten, und das Sonett wäre somit in der poetischen Darstellung, was eine vollkommen abgerundete, in sich abgeschlossene Periode in der Prosa ist; nur hat das Sonett den Vorzug, daß es zugleich die größte Unabhängigkeit, die vollkommenste Selbstständigkeit bewahrt, daß es keiner weiteren Hülfe bedarf, während die prosaische Periode nur als Theil eines größeren Ganzen erscheint. Wie die beiden Hauptabschnitte, so verhalten sich auch ihre Unterabtheilungen zu einander; nur daß sie den Gedanken nicht in der Form eines Gegensatzes — obwohl auch dieß Statt finden kann — sondern als koordinirte, sich gegenseitig ergänzende Theile eines Ganzen darstellen. Eine Anwendung wird diese Bemerkungen noch klarer machen. „Das Sonett“ von A. W. Schlegel (II. 277) enthält einen Hauptgedanken, es führt nämlich aus, was ein Sonett ist.

I. Haupttheil: Form des Sonetts.
 1. Unterabtheil.: Zwei vierzeilige Stanzen.
 2. „ Zwei dreizeilige Stanzen.
II. Haupttheil: Wesen des Sonetts.
 1. Unterabtheil.: Seine Gesetze sind nicht willkührlich.
 2. Unterabtheil.: Es beruhet vielmehr auf dem Ebenmaß der Gegensätze, auf Hoheit und Fülle des Gedankens in engen Gränzen.

Ein Sonett, das allen diesen Anforderungen entspricht, die vollkommene Schönheit der Form mit Tiefe und Fülle des Gedankens verbindet, darf mit allem Recht Anspruch auf den Namen eines vollendeten Kunstwerks machen; aber freilich ist die Schwierigkeit, ein solches hervorzubringen, unendlich groß, weshalb denn selbst Göthe lange Zeit anstand, sich in dieser Form zu versuchen („Das Sonett“ I. 528). Ja, als er später endlich doch eine Reihe trefflicher Sonette gedichtet hatte, geißelte er sich selbst, daß er sich von dem Strudel habe fortreißen lassen, in einem Sonett, das „Nemesis“ überschrieben ist.

Wenn durch das Volk die grimme Seuche wüthet,
 Soll man vorsichtig die Gesellschaft lassen.
 Auch hab' ich oft mit Zaudern und Verpassen
 Vor manchen Influenzen mich gehütet.

Und obgleich Amor öfters mich begütet,
 Mocht' ich zuletzt mich nicht mit ihm befassen;
 So ging mir's auch zuletzt mit jenen Lacrimassen,
 Als vier- und dreifach reimend sie gebrütet.

Nun aber folgt die Strafe dem Verächter,
 Als wenn die Schlangenfackel der Erinnen
 Von Berg zu Thal, von Land zu Meer ihn triebe.

Ich höre wohl der Genien Gelächter;
 Doch trennet mich von jeglichem Besinnen
 Sonettenwuth und Raserei der Liebe.

Wenn er sich aber hier deshalb persiflirt, weil er dem allgemeinen Andrange, Sonette zu schreiben, nachgegeben habe, so hat er dagegen in „Natur und Kunst“ (I. 528) auf das Trefflichste sich und die schöne, kunstgemäße Form gerechtfertigt, deren Bedeutung er eben so sinnreich als mit poetischer Kraft darstellt [2]). Aeußerst glücklich mit Beziehung auf Göthe's eigene So-

---

1) Beispiele: cdd, cee (A. W. Schlegel „Dichtersinn“ II. 276) cdc, dee („Auf Flemming“); cde, cde („Die Nebenbuhlerinnen“); cde, dce („Das Sonett“) u. a. m.

2) Wir theilen noch zwei Sonette von Göthe mit, in welchen er sich über das Sonett ausspricht, um die Literatur dieser Form so viel als möglich vollständig zu geben:

I. Die Zweifelnden und die Liebenden.

Die Zweifelnden.

Ihr liebt, und schreibt Sonette! weiche Grille!
 Die Kraft des Herzens, sich zu offenbaren,
 Soll Reime suchen, sie zusammenpaaren;
 Ihr Kinder, glaubt, ohnmächtig bleibt der Wille.
Ganz ungebunden spricht des Herzens Fülle
 Sich kaum noch aus; sie mag sich gern bewahren;
 Dann Stürmen gleich durch alle Seiten fahren,
 Dann wieder senken sich durch Nacht und Stille.
Was quält Ihr Euch und uns, auf jähem Stege
 Nur Schritt vor Schritt den läst'gen Stein zu wälzen,
 Der rückwärts lastet, immer neu zu mühen?

Die Liebenden.

Im Gegentheil, wir sind auf rechtem Wege!
 Das Allerstarrste freudig aufzuschmelzen,
 Muß Liebesfeuer allgewaltig glühen.

II. Mädchen und Dichter.

Mädchen.

Ich zweifle doch am Ernst verschränkter Zeilen!
 Zwar lausch' ich gern bei Deinen Sylbenspielen;
 Allein mir scheint, was Herzen redlich fühlen,
 Mein süßer Freund, das soll man nicht befeilen.
Der Dichter pflegt, um nicht zu langeweilen,
 Sein Innerstes von Grund aus umzuwühlen;
 Doch seine Wunden weiß er auszukühlen,
 Mit Zauberwort die tiefsten auszuheilen.

Dichter.

Schau, Liebchen, hin! Wie geht's dem Feuerwerker?
 Drauf ausgelernt, wie man nach Massen wettert,
 Irrgänglich-klug minirt er seine Grüfte.
Allein die Macht des Elements ist stärker,
 Und eh' er sich's versieht, geht er zerschmettert
 Mit allen seinen Künsten in die Lüfte.

nette hat Platen die Veränderung in des Meisters Ansicht gefeiert („Das Sonett an Göthe“ II. 695).

So löblich die Bemühungen immer waren, die schöne südliche Form bei uns einheimisch zu machen, so fehlte es doch auch nicht an ungeschickten Uebertreibungen. Manche Unberufene glaubten, in die tiefsten Geheimnisse der Poesie eingeweiht zu sein, wenn sie irgend einen alltäglichen Gedanken in Sonettform daherleiern konnten; ja sie wähnten das Höchste erreicht zu haben, wenn es ihnen gelungen war, eine Menge von fremdklingenden, abenteuerlichen Worten zusammen zu reimen. Diesem Unfug trat bald Voß entgegen, der mit **Baggesen**[1]) den „Karfunkel- oder Klingklingel-Almanach“ herausgab, dessen Aufgabe sein sollte, den Romantikern entgegenzutreten. So wenig Voß auch geeignet war, das, was in der romantischen Poesie Großes und Gutes lag, zu begreifen, hat er durch seine oft bittern Satyren doch mächtig dazu beigetragen, den oben angedeuteten und andern vielfachen Uebertreibungen der Romantiker, oder vielmehr ihrer Nachbeter, ein Ende zu machen. Freilich bekämpfte er nicht bloß den Unfug, wie in der „Klingsonate“ (I. 479), er bekämpfte überhaupt Alles, was in südlichen Formen gedichtet war, mochte es auch noch so vortrefflich sein. So konnte er es Göthe nicht verzeihen, daß er sich zur verhaßten Form gewendet habe; er ließ seinem Unmuthe in folgendem Sonett „An Göthe“ freien Lauf.

Auch Du, der, sinnreich durch Athene's Schenkung,
Sein Flügelroß, wenn's unfügsam sich bäumet
Und Funken schnaubt, mit Kunst und Milde zäumet,
Zum Hemmen niemals, nur zu freier Lenkung:

Du hast, nicht abhold künstelnder Beschränkung,
Zwei Vierling' und zwei Dreiling' uns gereimet?
Wiewohl man hier Kernholz verhaut, hier leimet,
Den Geist mit Stümmlung lähmend und Verrenkung?

Laß, Freund, die Unform alter Truvaduren,
Die einst vor Barbarn, halb galant, halb mystisch,
Ableierten ihr klingendes Sonetto;

Und lächle mit, wo äffische Naturen
Mit rohem Sang und Klingklang afterchristlich
Als Lumpenpilgrimm' wallen nach Loretto.

Einen andern Gegner der Sonettenform, den ich übrigens nicht zu nennen wüßte, hat Uhland in der „Bekehrung zum Sonett“ (II. 517) mit vielem Humor persiflirt.

Da die künstlerische Schönheit des Sonetts einmal anerkannt war, erhielt sich diese Form; sie wurde sogar später mit noch entschiedenerem Glücke bearbeitet, als von den Romantikern selbst. Unter den neuern Dichtern, welche Sonette geschrieben haben, ist vor Allem **Rückert** zu nennen, der in seinen „Geharnischten Sonetten“ (II. 574) wohl das Höchste erreicht hat, was je in dieser Form geleistet werden kann. Gewiß hat man vor ihm nie geahnt, daß man im Sonett eine so wunderbare Kraft der Sprache mit solcher Gedankenfülle vereinigen könnte. Nächst ihm ist **Platen** wohl der ausgezeichnetste, ob er gleich mit ehrenwerther Bescheidenheit sich den großen Meistern (Petrarca, Camoens und Rückert) nicht anzuschließen wagt („Die Sonettendichter“ II. 695, eine überaus schöne Geschichte des Sonetts).

Die **Canzone**, welche vorzüglich von den Italienern, am glücklichsten von Petrarca, behandelt wurde, und meistentheils zum Ausdruck sanfterer elegischer Gefühle gebraucht wird, bildet nicht, wie das Sonett, ein in sich abgeschlossenes Gedicht; sie ist vielmehr eine besondere Strophenform, welche in einem Gedichte öfters wiederholt wird. Der Bau dieser Strophen ist sehr verschieden, doch ist eine Art derselben in Deutschland vorzugsweise bearbeitet worden. Sie besteht aus dreizehn jambischen Verszeilen, und zerfällt in zwei Hälften, deren erste, aus zwei Terzetten mit drei Reimen (a b c, b a c) bestehend, mit der zweiten durch eine Zeile verbunden wird, welche dem Reime nach zur ersten Hälfte gehört (also c), dem Inhalt nach aber zur zweiten. Diese zweite Hälfte hat sechs Zeilen, welche sich als verschränktes Quartett und Doppelreim darstellen (d e e d, f f). Die Reime müssen alle weiblich, die siebente oder Verbindungszeile und die zehnte Zeile siebensylbig sein, während die übrigen alle eilfsylbig sind, wodurch eine schöne, das Ohr angenehm berührende Abwechselung im Rhythmus entsteht. Wenn das aus solchen Strophen gebildete Gedicht nicht gar zu groß ist, schließt man es mit einer halben Canzone, und zwar mit der zweiten Hälfte nebst der Verbindungszeile, die daher ohne Reim bleibt. Diesen Schluß, welcher oft den Hauptgedanken des Ganzen zusammenfaßt, nennt man den Abschied; das ganze Gedicht heißt Canzone, wie die einzelnen Strophen. Ist das Gedicht von größerem Umfange, fehlt der Abschied.

A. W. Schlegel war der erste, welcher die Canzone zuerst und mit Glück bearbeitete, wobei ihn seine Meisterschaft in der Behandlung der Sprache mächtig unterstützte, da diese Form vorzugsweise Weichheit und Wohllaut verlangt. Die Canzone „An Novalis“ (II. 262) dichtete er, als ihm seine Stieftochter durch frühen Tod entrissen worden war; nicht lange vorher hatte sein Freund Hardenberg seine geliebte Braut verloren.

---

1) Jens Baggesen, geboren den 15. Februar 1764 zu Korvör in Dänemark, wird nach großen Reisen 1796 Professor in Kopenhagen, später Justizrath, entsagt 1814 seinen Aemtern, lebt dann abwechselnd in Paris und Kopenhagen. Gestorben auf einer Reise zu Hamburg den 3. Oktober 1826. In vielfacher Beziehung mit Voß geistesverwandt, schloß er sich vorzugsweise an dessen Bestrebungen an, und ahmte seine Sprache oft und mit Glück nach. Am bedeutendsten ist er in seinen oft herben Satyren, von denen wir eine, welche gegen die Fichte'sche Philosophie gerichtet ist, aufgenommen haben. („Trinklied“ II. 413.)

Da dieser in der Erhebung seines Herzens zu Gott den schönsten Trost über seinen Verlust gefunden hatte, bittet ihn der Dichter, er möge auch ihn mit seiner höheren Weihe laben. — Nächst Schlegel hat **Zedlitz**[1]) in neuerer Zeit Canzonen gedichtet, die ein größeres Gedicht (Todtenkränze") bilden, aus welchem wir sieben, ein unabhängiges Ganze bildende Strophen entnommen haben („Begeisterung" II. 725).

Obgleich erst später eingeführt, erwähnen wir doch die **Siciliane** schon hier, weil sie, wie die bisher genannten, aus Italien zu uns gekommen ist. Wie der Name schon zeigt, ist sie eine in Sicilien einheimische Form, welche in einer jambischen achtzeiligen Strophe besteht, in der nur zwei Reime, jeder also viermal und zwar abwechselnd vorkommen (a b a b a b a b). Die Reime sind ursprünglich durchgehends weiblich, doch hat Rückert, der diese Form zuerst und auch am vollendetsten behandelt hat („Sicilianen" II. 581), sehr oft männliche eingeflochten (z. B. No. I. II. IV. VII. u. s. w.) manchmal sogar durchgehends männliche gebraucht (No. VI). Jede Siciliane bildet ein für sich abgeschlossenes Ganzes, wie das Sonett, doch werden auch wohl mehrere vereinigt, in denen ein und derselbe Gedanke durchgeführt wird. Aber auch in diesem Fall muß jede für sich ein Ganzes bilden. Man bedient sich der Siciliane vorzugsweise, um einen sinnreichen Gedanken auszudrücken, der doch nicht bedeutend genug ist, um zu einem Sonett ausgeprägt zu werden; die Kunst des Dichters besteht dann vorzüglich darin, daß er solche Reime wähle, welche vermöge ihres Klangs und ihrer Bedeutung das Ganze tragen und heben. Rückert ist in dieser Hinsicht äußerst glücklich gewesen; vielleicht hat er sein Talent, den Reim zu beherrschen, nie glänzender gezeigt, als in diesen lieblichen Gedichtchen.

Die **Sestine** stammt ebenfalls aus Italien; sie hat ihren Namen von der Strophen- und Verszahl, da sie nämlich aus sechs Strophen, und jede Strophe aus sechs jambischen zehn- oder eilfsylbigen Verszeilen besteht. Das Eigenthümliche der Sestine liegt darin, daß erstens die sechs Worte der ersten Strophe, welche nicht reimen dürfen, auch die Endworte der fünf andern Strophen sein, jedoch jedesmal in anderer Ordnung wiederkehren müssen. Diese Ordnung ist übrigens festgesetzt. Es muß nämlich die erste Zeile der folgenden Strophe mit dem nämlichen Worte schließen, mit welchem die letzte Zeile der ersten Strophe endigt. Hierauf kommt das Endwort der ersten, fünften, zweiten, vierten und dritten Zeile. Den sechs Strophen folgt endlich eine Halbstrophe, welche wiederum alle sechs Endwörter enthalten muß, drei in der Mitte und die drei übrigen am Ende der Verszeilen, und zwar in der nämlichen Ordnung, wie sie in der ersten Strophe auf einander folgten. Doch werden öfters auch nur drei Worte am Ende der drei Zeilen wiederholt. Das Schema wird sich also folgendermaßen darstellen:

	I	II	III	IV	V	VI	VII
1	a	f	c	e	d	b	a—b
2	b	a	f	c	e	d	c—d
3	c	e	d	b	a	f	e—f
4	d	b	a	f	c	e	
5	e	d	b	a	f	c	
6	f	c	e	d	b	a	

Die Sestine bietet nicht geringe Schwierigkeit dar, welche namentlich in der gebotenen siebenmaligen Wiederholung der Endwörter liegt; die Aufgabe des Dichters ist, bei der Aehnlichkeit der Wörter eine große Mannigfaltigkeit von Gedanken zu entfalten, und diese leicht und gewandt in der vorgeschriebenen Form auszudrücken. Die mitgetheilte „Sestine" von Rückert (II. 581) ist wohl das vollendetste, was die deutsche Literatur in dieser nicht sehr häufig bearbeiteten Dichtungsart aufzuweisen hat.

Eben so wenig ist das **Ritornell** angebaut worden, welches, wie die vorhergehenden Formen, italienischen Ursprungs ist. Man versteht darunter eine jambische dreizeilige Strophe, deren erste und dritte Zeile mit einander reimen, während die mittlere reimlos bleibt. Die zwei letzten Zeilen sind eilfsylbig, die erste kann aber auch bloß aus zwei oder drei Versfüßen bestehen, die nicht nothwendig an das jambische Maß gebunden sind. Gewöhnlich enthält diese erste Zeile den Namen einer Blume, an welche sich in den folgenden Versen ein passender Gedanke anknüpft, welcher jedoch nur in leiser, oft wohl unmerklicher Verbindung mit der genannten Blume steht. Jede Strophe bildet für sich ein durchaus unabhängiges Ganze, wenn schon, wie bei der Siciliane, oft mehrere aneinander gereiht werden, um eine Reihe ähnlicher oder verwandter Gedanken auszudrücken. Diese Dichtungsform ist in Deutschland nicht sehr häufig bearbeitet worden, am besten wohl von Rückert (II. 585); in Italien ist sie dagegen namentlich im Volksliede äußerst beliebt. So fremdartig das Ritornell übrigens beim ersten Anblick auch scheinen mag, so hat es doch mit der Form des süddeutschen Volksliedes die auffallendste Aehnlichkeit. Denn dasselbe, insbesondere wie es sich in den Tyroler Bergen ausgebildet und von dort weiter verzweigt hat, stimmt in den zwei hauptsächlichsten Punkten mit dem italienischen Ritornell überein. Es besteht nämlich aus kurzen, vierzeiligen Strophen, welche in keinem andern Zusammenhange mit einander stehen, als daß sie ähnliche oder verwandte Gedanken aussprechen; und jede Strophe beginnt mit der Erwähnung eines meistentheils aus der Natur genommenen Bildes, an welches sich der in der Strophe auszudrückende Gedanke mehr oder weniger anschließt. Daß die Italiener sich vorzugsweise an die Blumenwelt halten, ist eben so leicht begreiflich, als daß die Tyroler häufig Bilder aus der Gebirgswelt nehmen. Uebrigens erscheint diese naive Form des Volksliedes nicht bloß bei den Deutschen und Italienern; bei den Provenzalen und spätern Franzosen hat sie sich als Madrigal eigenthümlich und freier ent-

1) Joseph Christian Freiherr von Zedlitz, geboren im Jahre 1790 zu Johannesberg in Oestreichisch-Schlesien, machte den Befreiungskrieg als östreichischer Offizier; lebt jetzt in Wien.

wickelt (S. oben S. 89); sie findet sich selbst bei asiatischen Nationen[1]); ja es ist wahrscheinlich, daß sie, mehr oder weniger ausgebildet, den Volksliedern aller Völker zu Grunde liegt, weil sie durchaus naturgemäß ist. Wenn die Gefühle eines poetischen Volkes noch so tief und lebendig sind, so kann es dieselben doch nicht unmittelbar aussprechen, dazu gehört eine größere Freiheit des Geistes, als das Volk gewöhnlich hat. Da es aber doch den mächtigsten Drang in sich fühlt, seine reichen Empfindungen auszusprechen, so sucht es einen Anhaltepunkt, an den es sich gleichsam befestigen kann, seine Phantasie sucht ein Bild, das den Gefühlen seines Innern entspricht. Dieses Bild findet sie am nächsten in der Natur, deren Sprache dem unverdorbenen Sinne noch vernehmlich ist. Deshalb tönen diese Volkslieder auch wie die reinsten Naturlaute, deshalb dringen sie so mächtig an das empfängliche Herz. —

Neben diesen italiänischen Formen wurden auch einige spanische von den Romantikern eingeführt; sie unterscheiden sich schon im Versmaß von den italienischen, welche durchgängig jambisch sind, während die spanischen sich ausschließlich im trochäischen Metrum bewegen, weshalb denn die schon oben erwähnte Assonanz (S. 351), welche dem Spanischen nachgebildet wurde, immer in trochäischen Versen erscheint.

Unter den spanischen Formen ist die **Glosse** am häufigsten von deutschen Dichtern nachgebildet worden, weil sie, wie keine andere, zu geistreichen Spielen der Phantasie und des Witzes gar vorzüglich sich eignet. Sie besteht nämlich darin, daß der Dichter irgend ein bedeutendes, meistentheils vierzeiliges Thema, welches aus einem anderen bekannten Gedicht entlehnt ist, vorausschickt, und dasselbe commentirt, wobei jedoch die freieste Auffassung vorwalten darf, oder vielmehr vorwalten muß. Diese Erklärung ist aber an eine bestimmte Form gebunden; es muß nämlich die Glosse aus so vielen zehnzeiligen Strophen bestehen, als das zu Grunde liegende Thema Verszeilen hat, und zwar so, daß jede Strophe mit einer Zeile des Themas schließt, die Endzeilen sämmtlicher Strophen mithin das vollständige Thema enthalten. Nach der fünften Zeile einer jeden Strophe muß ein Ruhepunkt Statt finden, wodurch dieselbe in zwei gleichartige Hälften zerfällt, deren jede nur zwei (männliche oder weibliche) Reime haben darf, so daß also der eine zwei- der andere dreimal wiederkehren muß. Die Ordnung der Reime ist willkührlich, doch findet man häufigsten diese Reihenfolge: a b a b a, c c d c d. Der Dichter muß sich vorzugsweise bestreben, die einzelnen Zeilen des Themas in eine leichte und natürliche Verbindung mit den vorhergehenden Zeilen der Strophe zu bringen; die Glosse wird um desto vollkommener sein, je weniger die Rücksicht auf das Thema hervortritt. — Wir haben der Vergleichung wegen einige Glossen über ein und dasselbe Thema mitgetheilt, welches sich im Gedichte: „Liebe“ von Tieck (II. 320) findet. Die Glossen sind: „Die Sprache der Liebe“ von A. W. Schlegel in zwei Bearbeitungen (II. 278); „Lied“ von Fr. Schlegel (II. 309); „Glosse“ von Tieck (II. 328); „Der Recensent von Uhland (II. 517) und „Die Sprache der Liebe“ von Platen (II. 697). Wie die Glosse sich ganz vorzüglich zur Satyre eignet, hat Uhland glänzend gezeigt („Der Recensent“ — „Der Romantiker und der Recensent“ vgl. mit Tieck's „Wunder der Liebe“ II. 328 und „Die Nachtschwärmer“ II. 517. 518). —

Die **Tenzone** (oder vielleicht richtiger das Tenzon) ist eine der Glosse verwandte spanische, ursprünglich provenzalische Form, der ebenfalls ein meistentheils vierzeiliges Thema zu Grunde liegt, welches aber gewöhnlich nicht aus einem andern Gedichte entnommen, sondern frei gewählt ist und eine Frage über irgend einen beliebigen Gegenstand aufwirft, die doppelter Beantwortung fähig ist. Wenn sich zwei Dichter vereinigen, diese Frage jeder nach seiner, von der des Andern abweichenden Ansicht zu beantworten, und dies in einer vorgeschriebenen Form thun, so entsteht eine Tenzone, d. h. ein Streitgedicht. Diese Form besteht aber in Folgendem: Das Gedicht muß so viel zehnzeilige Strophen in trochäischem Metrum haben, als das Thema Zeilen hat. Jede Strophe muß mit einem Reimworte des Themas endigen, und zwar erscheinen diese Reimworte im ersten Gedichte in der nämlichen Reihefolge, wie sie im Thema auf einander kommen, im zweiten Gedichte hingegen in umgekehrter Ordnung, so daß also die erste Strophe des ersten Gedichts mit dem ersten Reimworte, die erste Strophe des zweiten Gedichts aber mit dem letzten Reimworte schließt. Die Strophen zerfallen in zwei ungleiche Hälften von vier und sechs Zeilen, indem nach der vierten Zeile ein Ruhepunkt eintreten muß. Diese zwei Hälften sind aber durch den Reim mit einander verbunden; die erste Zeile der zweiten Hälfte schließt sich nämlich durch ihren Reim an die erste Hälfte an, so daß die Strophe dem Reim nach in zwei gleiche Hälften, von je fünf Zeilen zerfällt. In jeder Hälfte kommen zwei (männliche oder weibliche) Reime vor, der eine drei-, der andere zweimal. Das Schema ist nach dem Reime: a b b a a, c c d d c; nach dem Inhalt: a b b a, a c c d d c. Die Dichter müssen in ihrer Bearbeitung nicht bloß ihre Ansicht über das Thema zu entwickeln, sondern auch die des Gegners zu bekämpfen suchen, was übrigens schon im Namen der Dichtungsart liegt. Ein Beispiel derselben ist „Der Sängerstreit“ von Uhland und Rückert (II. 542 und 543). — —

Mit den beiden oben genannten Formen ist auch das ebenfalls aus Spanien stammende **Cancion** verwandt. Man versteht darunter ein kleines lyrisches, meistentheils zwölfzeiliges Gedicht im trochäischen Versmaß, welches zwei Strophen hat, von denen die erste aus vier, die zweite aus acht Zeilen besteht. Der in der ersten Strophe ausgedrückte Gedanke wird in der zweiten erläutert oder weiter ausgeführt. Die zweite Strophe zerfällt in zwei gleichartige, also vierzeilige Hälften, deren letzte gewöhnlich die bloße Wiederholung der ersten Strophe ist, oft aber auch von dieser nur die Reimklänge bewahrt. Uebrigens gibt es noch andere Ausbildungen dieser Form, welche im Ganzen von deutschen

1) Unter andern bei den Chinesen. Vergl. das von mir übersetzte „Blumenblatt, eine epische Dichtung der Chinesen.“ St. Gallen 1836. (Seite XII.)

Dichtern selten bearbeitet worden ist. Wir haben als Beispiel „Das Mädchen von Fr. Schlegel (II. 309) aufgenommen. —

Spanischen Ursprungs ist endlich noch die Strophe, in welcher Göthe seinen „Schatzgräber“ (I. 541) gedichtet hat. Sie besteht aus acht vierfüßigen Zeilen in trochäischem Versmaß; jede Strophe zerfällt in zwei durch den Reim verbundene Hälften nach folgendem Schema: a b b c, a d d c. — Noch ist zu erwähnen, daß alle zehnzeiligen Strophen Decimen heißen, doch tragen diejenigen Strophen, welche wie die Strophe der Kenzone gebildet sind, vorzugsweise diesen Namen. — —

Die bis jetzt berührten südlichen Formen kommen ausschließlich in lyrischen Gedichten vor, es sind aber auch solche aus dem Italiänischen eingeführt worden, die ursprünglich epischer Natur sind, nämlich die Stanze und die Terzine.

Zwar heißt im weitern Sinne jede Strophe eines Gedichts Stanze, im engern Sinne versteht man aber darunter diejenige Strophenform, welche wegen der Zahl ihrer Verszeilen auch Oktave (ottava rima) heißt. Die **Stanze** besteht aus acht jambischen Verszeilen mit drei Reimen, indem nämlich die erste, dritte und fünfte, dann die zweite, vierte und sechste, und endlich die siebente und achte Zeile mit einander reimen, also: a b a b a b c c. (Vergl. Schiller's Epigramm „Die achtzeilige Stanze“ II. 99.) Die einzelnen Verszeilen müssen, um vollkommen gebildet zu sein, einen Abschnitt haben, der gewöhnlich nach dem zweiten Fuß eintritt, aber nach Bedürfniß auch nach dem ersten oder dritten vorkommen kann. Nach dem Vorbilde der Italiäner sollten alle Reime weiblich sein (z. B. „An die südlichen Dichter“ von A. W. Schlegel II. 261); doch haben die deutschen Dichter, ganz dem Geiste der Sprache angemessen, auch männliche Reime gebraucht (z. B. „Am Meer bei Neapel“ von Herder I. 330; „An Göthe“ von Schiller und „Wilhelm Tell“ von Schiller II. 13 und 15; „Ermuthigung zur Uebersetzung der Hamasa“ von Rückert II. 542). Oft hat man sogar die einmal begonnene Reihefolge der männlichen und weiblichen Reime nicht durchgeführt, sondern die Strophen in dem nämlichen Gedichte bald mit männlichen, bald mit weiblichen Reimen begonnen (z. B. in der „Zueignung“ und im „Epilog zu Schiller's Glocke“ von Göthe I. 493. 521, in dem „Bund der Kirche mit den Künsten von A. W. Schlegel II. 280); dies ist aber eine Freiheit, welche die Harmonie des Ganzen mehr oder weniger stört, daher nicht eben zu empfehlen ist. Außerdem haben sich deutsche Dichter, zuerst Wieland, in der Behandlung der Oktave vielfache Freiheiten genommen; man hat sich erlaubt, größere und kürzere Zeilen einzumischen (vier- und sechsfüßige, während die regelmäßige Stanze durchgehends fünffüßige verlangt), ferner wurde die bestimmte Zahl und Ordnung des Reims verletzt, indem man sich die willkührlichsten Verschlingungen derselben gestattete; es ist aber offenbar, daß der auf wohlberechnete Regelmäßigkeit gegründete schöne Bau der Stanze dadurch gänzlich verloren geht, welche insbesondere in ihrem wohllautenden Schluß, der mit seinen gepaarten Reimen den drei alternirenden so kräftig entgegentritt, einen außerordentlichen Reiz besitzt. — Wie schon gesagt, ist die Stanze eine Strophe, in welcher die meisten Epopöen der Italiener und Portugiesen gedichtet sind. Man hat sie zwar auch in Deutschland zu epischen Gedichten gebraucht, insbesondere wurde sie von **Schulze**[1]) in seiner „Bezauberten Rose“ mit ausgezeichnetem Glück behandelt, aber nichts desto weniger ist die Meinung Platen's vollständig gegründet, daß die Stanze im Deutschen durchaus lyrischen Ton athmet („Rhythmische Metamorphose“ II. 704), was in dem Wesen des Reims liegt, welcher im Deutschen mehr als in jeder andern Sprache durchaus lyrischer Natur ist (Vergl. oben S. 33 u. a. a. O.). —

Die zweite, dem Italienischen nachgebildete epische Form ist die **Terzine**. Eigentlich heißt jede dreizeilige Strophe Terzine; im engern Sinne versteht man jedoch darunter diejenige Strophe, deren erste und zweite Zeile mit einander, und mit der mittleren Zeile der vorhergehenden Strophe reimen, so daß also jeder Reim drei mal vorkommt und alle Strophen durch diese Reimverschlingung mit einander verbunden sind. Der Reim der ersten Strophe kommt natürlich nur zweimal vor, weil ihr keine andere vorangeht, eben so würde die mittlere Zeile der letzten Strophe eigentlich ohne Reim bleiben, weil ihr keine andere nachfolgt; um sie aber nicht ganz reimlos zu lassen, was die schöne Harmonie durchaus vernichten müßte, wird der letzten Strophe eine Zeile hinzugefügt, welche mit deren mittlerer Zeile reimt, so daß also die letzte Strophe nicht mehr eine Terzine, sondern ein Quartett ist. Das Schema der Terzine ist demnach: a b a, b c b, c d c, d e d, e f e, f g f, g h g, h i h i. Besteht ein größeres Gedicht aus mehreren Gesängen, so wird jeder Gesang mit dem Quartett geschlossen, und der folgende beginnt mit einer neuen, unabhängigen Terzine. — Die Verszeilen sind zehn- oder eilfsylbige Jamben, mit einem Abschnitt, welcher am häufigsten nach dem zweiten Fuß eintritt, doch nach Bedürfniß auch nach dem ersten oder dritten erscheinen kann. — Die Terzine ist von deutschen Dichtern ziemlich häufig nachgebildet worden, doch eignet sie sich wohl eben so wenig, als die achtzeilige Stanze zu größeren epischen Gedichten, da ihr der dreimalige Reim, wie jener, zu viel Lyrisches verleiht. Dagegen wurde sie in kleineren erzählenden Gedichten, z. B. in „Kotzebue's Reisebeschreibung“ von A. W. Schlegel (II. 295) mit viel Glück angewendet. Am besten eignet sie sich zu solchen Gedichten, welche ihrem Inhalte nach an das Elegische oder Contemplative gränzen, wie „Die Kreuzschau“ und „Der Geist der Mutter“ von Chamisso (II. 673 und 681), oder wie „Wein

1) Ernst Konrad Ludwig Schulze, geboren den 22. März 1789 zu Celle, studirt 1806 die Theologie in Tübingen, tritt 1813 in die Reihen der Vaterlandsvertheidiger, geht hierauf nach Göttingen zurück. Gestorben 1817 in Celle.

und Weinen“ von Rückert (II. 586). — Auch bei der Terzine haben sich die Dichter Freiheiten erlaubt, die den schönen Bau mehr oder weniger zerstören; so hat man die mittlere Zeile stets reimlos gelassen, wie Julius Mosen im Ritter Wahn (a b a, c d c, e f e u. s. w.) oder man hat je zwei Terzinen durch den Reim mit einander verbunden, so daß also eigentlich eine sechszeilige Strophe entsteht (a b b, a c c, d e e, d f f u. s. w. In diesen beiden Fällen braucht die Schlußstrophe natürlich nicht zu einem Quartett erweitert zu werden. — —

Es wurden auch asiatische Formen nachgebildet; ob sie gleich nicht von den Romantikern eingeführt wurden, wollen wir sie doch hier sogleich erwähnen, um die Darstellung der von den deutschen Dichtern aufgenommenen fremden Formen zusammenzufassen.

Das oder der **Ghasel,** oder auch die Ghasele ist persischen Ursprungs, und besteht aus zweizeiligen Strophen, deren Zahl nicht weniger als sieben, und nicht mehr als siebenzehn betragen darf. Die erste Strophe bestimmt den Reim, der in allen übrigen wiederkehren muß, doch nur in der zweiten Zeile (die erste bleibt immer reimlos), während die beiden Zeilen der ersten Strophe den Reim haben. Der Reim ist entweder ganz einfach (z. B. „Der Schmuck der Mutter“, „Weltmutter“, „Klage nicht“ und „Vom künftigen Alter“ von Rückert II. 586 ff.); oder es folgt dem Reime immer ein und dasselbe Wort (z. B. „Das Eine“ von Rückert“ II. 587; „Kinderspiele der Natur“, Weltordnung“, „Lebensmuth“ und „Lebensweisheit“ von Platen II. 689 f.); oder es folgen dem Reime mehrere Wörter, und zwar immer dieselben (z. B. „Der Liebesruf“ von Rückert II. 586) oder gar eine halbe Zeile (wie im „Opfer“ von Platen II. 698). — Die Zeilen sind an keine bestimmte Länge gebunden, sie können bald länger, bald kürzer sein. — Die Behandlung des Ghasels ist mit vielen Schwierigkeiten verbunden; sie erfordert eine außerordentliche Gewandtheit, besonders wenn den Reimklängen mehrere Wörter folgen, da diese vorgeschriebene Wiederholung desselben Begriffs oder Gedankens den Dichter zu zwingen scheint, sich immer in einem und demselben Ideenkreise zu bewegen, was aber vor Allem zu vermeiden ist; er muß gerade in dieser beengenden Form einen größtmöglichen Reichthum an Gedanken entwickeln, oder vielmehr, er muß den Einen dem Gedichte zu Grunde liegenden Gedanken nach den verschiedensten Richtungen hin anschauen und ihm auf geistreiche Weise mannigfaltige, wohl auch unerwartete Seiten abzugewinnen suchen, wie es in den angeführten Beispielen von Rückert und Platen der Fall ist. — Das Wesen des Ghasels, den innigen Zusammenhang der Form mit dem Inhalt bei scheinbarem Widerspruch der beiden hat Platen im „Ghasel“ (II. 697) unübertrefflich schön und richtig veranschaulicht. — So sehr sich das Ghasel zu Darstellungen tiefer Empfindungen der Liebe und des Genusses eignet, weil die Eine Empfindung der Form wegen durch das ganze Gedicht zieht, und immer wieder auftaucht; so verfällt es doch leicht in bloße Spielerei, wenn der Dichter die Form nicht mit vollendeter Meisterschaft behandeln kann, oder wenn man der Form den Inhalt aufopfert. Deshalb haben auch nur Meister, wie Rückert und Platen, welche bei ächt poetischem Leben auch große Sprachkünstler waren, hierin Bedeutendes geleistet. —

Neben dem Ghasel ist die **persische Vierzeile** zu erwähnen, welche, dem nämlichen Vaterland entstammend, auch eine ähnliche Form hat. Sie besteht nämlich aus vier Zeilen, deren zwei ersten und letzte auf die nämliche Weise reimen, wie das Ghasel, wogegen die dritte Zeile reimlos bleibt. Man könnte sie daher ein zweistrophiges Ghasel nennen. Sie ist die persische Form für das Epigramm oder den Spruch. Beispiele sind aufgenommen von Rückert (II. 626) und von Platen („Das Ghasel“ II. 697). — —

Endlich haben wir noch von einer durch Chamisso eingeführten **malaischen Form** zu sprechen, welche zu Gedichten jeder Art, besonders aber zu lyrischen gebraucht werden kann. Sie besteht aus vierzeiligen Strophen, welche durch wörtliche Wiederholung zweier Zeilen auf das innigste verkettet sind. Es muß nämlich die erste und dritte Zeile der folgenden Strophe die genaue Wiederholung der zweiten und vierten Zeile aus der unmittelbar vorhergehenden Strophe sein, so daß jede Strophe, mit Ausnahme der ersten und letzten, aus zwei Zeilen der vorhergehenden und zwei der nachfolgenden besteht (a b c d, b e d f, e g f h, g i h k, i l k m u. s. w.). Diese Wiederholung gibt dem Gedichte eine ganz eigene elegische Färbung, die an das Düstere, Unheimliche gränzt (Chamisso, „Todtenklage“ II. 674).

X. Vaterlandsgesang.

Die Bedrängniß, in welcher das deutsche Volk und Land schmachtete, hatte das Gemüth der Besseren von der Gegenwart abgezogen; sie hatten sich mit ihren Wünschen und Hoffnungen der Vergangenheit zugewendet, ja zum großen Theil in die Irrgänge des Mysticismus verloren. Doch behielt, besonders in den ersten Zeiten, als die romantische Schule sich entwickelte, die Gegenwart auch noch ihre Rechte; sie ließ sich selbst durch das schönste poetische Leben nicht vergessen; sie ließ sich eben so wenig abschütteln, als der Druck, unter welchem das deutsche Volk seufzte. So gestaltete sich die Betrachtung der dumpfen, niederbeugenden Gegenwart oft zum tiefgefühlten Klagliede über des Vaterlandes Unglück, das Anfangs schwächer, dann immer in stärkeren Tönen auch die Sehnsucht und Hoffnung nach besseren Verhältnissen aussprach, bis es endlich, als das Volk mit erwachendem Selbstgefühle sich erhob, den fremden Eroberer aus dem geliebten Vaterlande zu drängen, in das kräftige Kriegs- und jubelnde Siegslied überging.

1. Lieder der Klage und Sehnsucht.

A. W. Schlegel. — Fr. Schlegel. — Sonnenberg. — Hölderlin.

Das gedrückte, keiner Hoffnung mehr fähige Gefühl, welches zu keinem andern Wunsch mehr sich erheben kann, als zu dem, das Unglück der Brüder theilen zu können, das keine andere Sehn-

sucht kennt, als die, in vaterländischer Erde zu ruhen, dieses Gefühl, das zu jener Zeit alle Besseren erfaßt hatte, finden wir in dem Liede „Auf der Reise“ von A. W. Schlegel (II. 262) ausgesprochen. Wenn dieser Gedanke an und für sich schon ergreifend und rührend ist, so wird er es noch mehr dadurch, daß der Dichter troß den unglücklichen Verhältnissen, in denen sein Vaterland schmachtete, und das auch ihm nur Trübsal und Elend verkünden, dennoch von der lebendigsten Sehnsucht nach der Heimath ergriffen ist, daß ihm ein glücklicheres Land die Liebe zum Vaterlande nicht entreißen konnte. —

Je größer die Bedrückung war, desto heftiger mußte die Sehnsucht nach Erlösung werden; aber die Macht des Fremden war so groß, die Kraft des Volkes war so sehr gebrochen, daß bald die Ueberzeugung rege werden mußte, es sei Rettung nur bei Gott zu finden. Hat aber diese Ueberzeugung lebendige Wurzel gefaßt im Herzen des Unglücklichen, dann wird sie zum festen Glauben, daß Gott ihn nicht verlassen, daß er früher oder später Rettung aus den Stürmen der wilden Zeiten finden wird („Gebet“ von Fr. Schlegel II. 301). Denn der Glaube an Gott geleitet ihn in die Arme der Natur, und diese, das Werk und Abbild der Gottheit, läßt die Ahnung der Freiheit in seinem Herzen auftauchen („Freiheit“ II. 302). Wer aber von der Sehnsucht nach Freiheit durchdrungen ist, der ist auch bereit, den blutigsten Kampf für sie zu wagen, der Gefahr kühn entgegenzutreten, Blut und Gut ihr aufzuopfern („Gelübde“ II. 303). —

Unter den Dichtern dieser Zeit haben wir vorzüglich zwei zu erwähnen, welche, aus ihrer Zeit hervorgegangen, deren unglückliche Opfer wurden, als sie endlich alle Hoffnung verloren hatten, das theure Vaterland frei zu sehen: Sonnenberg und Hölderlin.

Sonnenberg[1]), dessen ganze Geistesrichtung lebhaft an Klopstock erinnert, besaß ein nicht gewöhnliches Talent, welches aber bei seiner wilden, ungezügelten Phantasie nicht zur Reife gedeihen konnte. Am größten ist er in seinen, dem Vaterlande gewidmeten Oden, die sowohl durch kräftige Sprache und Gedankenreichthum, als durch glückliche Composition sich auszeichnen. Die Idee, die sich in „Frankreich und Deutschland“ (II. 417) entwickelt, ist kühn gedacht und glücklich ausgeführt. Deutschland ist zwar tief gesunken — dies ist der kurze Inhalt des Gedichts — aber nicht auf immer, es wird einst aus der Schmach sich erheben und selbst das jetzt siegtrunkene, auf seine blutig erfochtenen Schlachten stolze Frankreich wird vor Deutschlands Höhe erbeben. Diese Höhe aber ist in der neu sich gestaltenden Einheit des zerrissenen Vaterlands bedingt[2]). — Noch glänzender und bestimmter geht dem Dichter in der Ode „Deutschlands Auferstehungstag“ (II. 418) die Zukunft des Vaterlands auf. Der Dichter erblickt Deutschland in der Sklaverei, die Vorwelt entrüstet sich über ihre Nachkommenschaft. Aber das Volk ist nicht ertödtet, seines Schweigens Stille verkündet große Thaten. Frankreich versteht diese Stille nicht; es bricht in Hohn gegen das unterdrückte Volk aus (St. 1—12). Da erscheint Hermann's Geist, die entzweiten Völker Deutschlands versöhnen sich; doch Frankreich ist verblendet, es begreift den neuen Morgen nicht, der über Deutschland freiheitverkündend aufgeht (13—15). Aber nun erwacht das Volk; Schlachtenruf schallt durch alle Gauen des Landes; die Fremden müssen das Land räumen; und ob sie schon mit neuer Heeresgewalt heranstürmen, und ob schon noch deutsche Heere ihnen beistehen; die Vaterlandsvertheidiger stehen in blutiger Schlacht ihnen kühn entgegen (16—40). Schilderung der Schlacht; die deutschen Jünglinge stürzen in den Heldentod und erkämpfen den Sieg (41—51), der durch edle Menschlichkeit geehrt wird; Deutschland hat nicht blos Unabhängigkeit erfochten, es geht ihm auch die Morgenröthe der Freiheit auf (52—58), in welcher beide Nationen Frieden und Eintracht finden, denn auch Frankreich erfreut sich des Segens (59—61). Die Schlußstrophe erklärt der Dichter selbst: „Ich wollte, sagt er, vollenden mit einem göttlichen Opfer dem Vaterlande, mit dem Bekenntnisse seines ewigen Daseins.“[3]) —

Wie Sonnenberg unterlag auch **Hölderlin**[4]) der unglücklichen Zeit. Zwar hatte er selbst im

---

1) Franz Anton Joseph Ignaz Maria Freiherr von Sonnenberg, geboren am 5. September 1779 zu Münster in Westphalen, studirte die Rechte, machte, 19 Jahre alt, eine Reise durch Deutschland, die Schweiz und Frankreich. Nach seiner Heimath zurückgekehrt, ekelten ihn die dortigen Verhältnisse an; er begann neue Reisen durch Deutschland, bis er sich endlich in der Gegend von Jena bleibend niederließ, wo er sein großes Epos Donatoa bearbeitete. Er endigte sein Leben durch Selbstmord den 22. November 1805.

2) Erklärungen. Str. **11.** V. 1 „ein Satyr“ — Es ist gewiß bekannt, wie man im Wiener Hofkriegsrath sich über die herannahende Papierarmee — so nannte man sie — von Dijon lustig machte (Sonnenberg). — Str. **16.** V. 4. „Aleas“ eine Zwillingsgottheit unserer Väterwelt, worin der Römer seinen Castor und Pollux wiederfand. — Da keine Stimme ihrer Thaten auf die Nachwelt gekommen ist, so scheint mir der Deutsche der Vorwelt darin vielleicht auch nur die Einigkeit oder den Brudergeist einer kleineren von der größeren Gesellschaft, eines Volkes, einer Nation, als Gottheit personificirt zu haben. Brudergeist ist eine Erscheinung, die nicht am isolirten Individuo, sondern nur aus einer Mehrheit durch Zusammentretung hervorgeht; deshalb mußt' er, sollt' er unter die Anschauung der Sinne fallen, auch durch eine zusammentretende Mehrheit dargestellt werden. Diese sollte aber gleichsam zu einer großen Einheit werden; und welche Form, welche Versinnbildlichung dieses Hervorgehens, dieses Einswerdens einer Mehrheit scheint hiefür besser zu passen, als eine Zwillingsgestalt; hier der Schutzgott Deutschlands. (S.) — Str. **23.** V. 3. „Cheruska“, hier die heroische Vorwelt, die Jugendschöne Deutschlands; da die Cherusker die erste deutsche Heldennation unserer Väte welt waren. (S.) — Str. **33.** V. 2. Statt: „die junge“ lies: „dies junge.“ —

3) Erklärungen: Str. **2.** V. 1. „Enherion“ die Heldenversammlung im Himmel der altdeutschen Mythologie. (S.) — Str. **22.** V. 3. „Hela“ wurde von der Riesin Angerbode mit andern Ungeheuern geboren und thronte in den Oeden, wo Alle, die nicht für das Vaterland starben, nach dem Tode hinkamen. (S.) —

4) Johann Christoph Friedrich Hölderlin,

Gefühle seines besseren Seins nach Kampf sich gesehnt, weil nur der Noth jede Lust entsprossen sei („Das Schicksal“ II. 453); er hatte gehofft, daß von Kampf und Schmerz die Blüthe reifen würde; aber wenn der Schmerz in das innerste Mark dringt, wenn er die Quelle des geistigen Lebens selbst ergreift, dann kann ihm auch die kräftigste Seele nicht widerstehen, dann muß auch selbst der heitere, lebensfrohe Geist, wie er sich in unserm Dichter gezeigt hatte („Der Gott der Jugend“ II. 455), dem Geschick unterliegen. — Hölderlin war eine durchaus edle Natur, die allem Großen mit leidenschaftlicher Liebe sich anschloß, und eben in dieser überwallenden Liebe, in der Sehnsucht nach dem Höchsten unterging. Seine Dichtungen sind alle von dem Geiste der Wahrheit und des innigen Glaubens an das, was er sagte, durchdrungen, weshalb sie denn auch zugleich voll Klarheit und Begeisterung sind. Die meisten derselben sind in antiken Versmaßen geschrieben, in welchen er sich mit bewundernswürdiger Gewandtheit bewegt; auch hätte sich kaum irgend ein anderes Metrum zu den ernsten, würdigen Gedanken des Dichters geeignet; in keinem Falle wäre es möglich gewesen, sie in einer andern Form so einfach, präcis, und dabei mit solcher poetischen Kraft auszudrücken. Gern gefällt er sich darin, irgend eine Idee durch ein glücklich gewähltes Bild zur Anschauung zu bringen, z. B. in „An unsre Dichter“, „Stimme des Volks“ und „An die Deutschen“ (II. 455 ff.) oder den Gedanken in einer kraftvollen Sentenz zusammenzufassen, wie im „Menschenbeifall“ (II. 456). Sein Herz war von der glühendsten Liebe für das Vaterland durchdrungen, für das er so gerne in den Tod gegangen wäre, wenn das Schicksal ihm diesen Trost bereitet hätte („Der Tod fürs Vaterland“ II. 457); die Freude, die Heimat wieder zu sehen, mildert den Schmerz, sie unter den Fesseln des Fremden zu finden („Rückkehr in die Heimath“ II. 458), verleiht ihm den Muth, auch die Schmerzen der Liebe zu dulden („Die Heimath“ II. 458). Das Glück, nach langer Abwesenheit und mannigfachen Wechselfällen des Lebens endlich doch wieder das geliebte Vaterland zu sehen, spricht sich lebendig begeistert in der schönen Elegie „Der Wanderer“ (II. 460) aus, in welcher die Darstellung des Lebens in der glücklichen Heimath durch die Schilderung der eisigen Nordwelt und des brennenden Südens glücklich gehoben wird. Hölderlin's höherer Geist strebte nicht bloß nach äußerer Unabhängigkeit, er wollte auch innere Freiheit für sein geliebtes Volk; es ist erfreulich, in jener Zeit Spuren tieferer politischen Bildung zu sehen, wie der Dichter sie in der „Stimme des Volks“ und im „Zeitgeist“ (II. 446) ausspricht. (Vergl. „Unsere Zeit“ von Auersberg II. 734.) — Nebst der Liebe zum Vaterland und zur Freiheit war Hölderlin auch von inniger Liebe zur Natur beseelt, die ihm um so heiliger war, als er in ihr die im Leben verlorne Freiheit wiederfand („Die Eichbäume“ II. 463.). —

2. Kriegs- und Siegslieder.

Collin. — Schenkendorf. — Körner. — Arndt. — Rückert.

Wie der erste, wenn auch unglückliche Versuch, die Macht des Feindes zu brechen und die Unabhängigkeit des Vaterlandes zu erkämpfen, von Oestreich ausging, so stammen auch die ersten Kriegs- und Schlachtgesänge von dort her, die zwar die späteren an Kraft und Feuer nicht erreichen, aber als Verkündiger einer schönen Zukunft, sowohl in poetischer als in historischer Hinsicht von Wichtigkeit sind. Der bedeutendste unter den damaligen Kriegsdichtern Oestreichs ist ohne Zweifel **Collin**[1]), der auch als Dramatiker Gutes geleistet. Seine Wehrmannslieder, von denen wir ein Beispiel „Wachfeuer“ (II. 479) aufgenommen haben, sind, wie alle Kriegsgesänge jener Zeit (1805—1809) von einer gewissen trüben Ahnung erfüllt, welche die rechte Schlachtfreude nicht aufkommen läßt; man sieht es dem Dichter an, daß er überzeugt ist, es sei die Zeit der Freiheit noch nicht erschienen. — In Collin war die Sehnsucht zur Unabhängigkeit mit der Liebe zum Kaiserhaus innig verbunden, daher er auch viele Gedichte zur Verherrlichung desselben schrieb. Das gelungenste unter denselben ist die Romanze „Kaiser Max auf der Martinswand“ (II. 479), die durch Composition, dramatisch lebendige Darstellung, richtige Zeichnung der Charaktere und Situationen, und glücklichen, dem Inhalt angemessenen Strophenbau gleich ausgezeichnet ist, so daß einzelne Schwächen in Sprache und Rhythmus wohl übersehen werden dürfen. Vortrefflich ist die Stelle, in welcher der Kaiser die Sakramente empfängt; es sind die zwei von einander getrennten Gruppen, Max auf der Höhe, das Volk im Thal, durch das Gebet und die heilige Handlung vollkommen zur Einheit gebracht. —

Höchst eigenthümlich sind die hiehergehörigen Dichtungen **Schenkendorfs**[2]), weil sich in ihnen der Patriotismus der Gegenwart mit dem romantischen Element zu verbinden strebt, das heißt mit der politisch-religiösen Sehnsucht nach der Vergangenheit. Dadurch erhalten Schenkendorfs Gedichte eine ganz wunderbare Färbung; so sehr er auch von der Gegenwart und ihren Forderungen erfüllt sein mag, sieht er sie doch nur mit getheilter Seele an; man sieht überall, daß seine innigste Liebe der Vergangenheit und ihren Zuständen gewidmet ist. Dadurch entsteht aber ein Zwiespalt in der Seele des Dichters, der sich als Wehmuth offenbart, und diese ist auch

---

geboren den 29. März 1770 zu Laufen im Würtembergischen, hat sein ganzes Leben lang mit Unglück zu kämpfen, verfällt zuerst in unheilbaren Wahnsinn, lebt jetzt in Tübingen.

1) Heinrich Joseph Edler von Collin, geboren den 26. Dezember 1772 zu Wien, studirt mit ausgezeichnetem Eifer die alten Sprachen und die klassischen Dichter, darauf die Rechte, wird 1809 kaiserlicher Hofrath. Gestorben im Jahre 1812.

2) Friedrich Max Schenk von Schenkendorf, geboren den 11. Dezember zu Tilsit in Preußen, studirt in Königsberg die Rechte, nimmt 1813 Theil am Befreiungskriege, wird 1816 Regierungsrath in Koblenz, wo er den 11. Dezember 1817 stirbt.

das charakteristische Kennzeichen seiner Lieder, welche dadurch nicht wenig an Lebenskraft verlieren, die in der Lieblichkeit und Zartheit der Gesinnung und der Sprache keinen hinreichenden Ersatz findet. Den Zusammenhang Schenkendorfs mit der Romantik erkennt man am deutlichsten in dem schönen Liede „Freiheit“ (II. 483), welches diese ganz aus der Gegenwart hervorgegangene Idee durch den Hinblick auf Gott und Natur zu begründen sucht. Den meisten Kriegsliedern Schenkendorfs liegen, wie z. B. dem „Soldatenmorgenlied,“ dem „Landsturm“ (II. 485 f.) religiöse Gefühle zu Grunde, doch in einer Weise, wie man sie kaum erwarten sollte. Es wird nämlich das Verhältniß der Deutschen zu ihren Feinden nicht als ein rein politisches Verhältniß dargestellt, der Kampf erscheint nicht als ein Kampf eines nach Unabhängigkeit strebenden Volkes gegen seinen fremden Unterdrücker, sondern als ein Kampf der religiösen Ueberzeugung gegen den Unglauben. Solcher Art war aber die muthige Erhebung des deutschen Volkes keineswegs; somit beruht die Anschauung des Dichters auf einer, wenn auch unbewußten Täuschung, welche wohl eine Zeit lang, als alle Leidenschaften erregt waren, Glauben finden konnte, endlich aber verschwinden mußte. Die unausbleibliche Folge davon war aber die, daß die schönsten Gesänge des Dichtrrs, eben weil sie nicht auf Wahrheit beruhten, nach und nach aus dem Gesichtskreise des Volkes schwanden, während andere Lieder aus derselben Zeit noch der allgemeinen Theilnahme und Liebe sich erfreuen. — Das Gedicht „Scharnhorst“ (II. 486) ist ein des Helden würdiges Todtenopfer; doch ist es leider auch zu sehr der Realität entrückt, als daß es bleibende Neigung hätte finden können. Die Charakteristik des großen Feldherrn (Str. 8) ist durchaus wahr; Keiner unter den Helden jener Zeit verdient so vollkommene Anerkennung von Seiten des Volkes, und doch ist keiner so sehr vergessen, als er. Diejenigen Gedichte, in welchen die ehemalige Herrlichkeit des deutschen Kaiserthums den Dichter zu dem Wunsche begeistert, dieselbe wieder aus ihrem Todesschlafe erwacht zu sehen, gehören unstreitig zu seinen besten, weil er in ihnen sein reiches, sehnsuchtsvolles Gemüth ganz erschließen kann, wie im „Straßburger Münster“ und im „Bild zu Gelnhausen“ (II. 487 f.) und noch bedeutender in dem durch wohllautende Sprache ausgezeichneten „Frühlingsgruß an das Vaterland“ (II. 488). (Vergl. Fouqué „An den verewigten Max von Schenkendorf“ II. 351.)

Unter allen Vaterlandsdichtern, die ausschließlich dem Unabhängigkeitskriege angehören, steht unstreitig **Körner**[1]) am höchsten, nicht zwar, weil er der talentvollste gewesen wäre — Schenkendorf überragt ihn weit an poetischem Geiste — sondern weil er, wie kein Anderer, unmittelbar aus dem Leben und der That hervorgegangen ist. Er gehört ganz seiner Zeit an, die sich denn auch am lebendigsten und ungetrübtesten in ihm abspiegelt. Alle seine Gedichte sind von tiefem und wahrem Gefühl durchdrungen, in allen lebt eine begeisterte Schlachtenlust, ein freudiges Ringen nach Freiheit, ein auf richtige Anschauung der Verhältnisse beruhender Haß gegen die Feinde des Vaterlandes. Man sieht es allen Kriegs- und Schlachtliedern Körners an, daß sie mitten im Kampfgetümmel gedichtet worden sind, in den Augenblicken der schönsten und vollsten Begeisterung. Daher sprechen sie so mächtig an das Herz, daher sind sie auch jetzt noch die Lieblingslieder der schlachtmuthigen Jugend. — Die mitgetheilten Lieder enthalten die ganze Geschichte jener wenigen, aber thatenreichen Jahre, in denen der Deutsche das lebendige Selbstgefühl der Nationalkraft wieder errang, das so lange Jahre geschlummert hatte, ja beinahe ertödtet zu sein schien. In den „Eichen“ (II. 489) erblicken wir das erste Erwachen des vaterländischen Geistes; die Klage um die verschwundene Herrlichkeit läßt die Sehnsucht durchblicken, sie wieder zu erringen. In den Liedern „Trost“ und „Unsere Zuversicht“ (II. 491 und 495) spricht sich der feste Wille aus, den Kampf für Freiheit zu wagen; noch ist die Macht des Feindes gewaltig; aber Gott ist der Beschützer des Unterdrückten, der, auf ihn vertrauend, den Opfertod nicht scheut. Der „Aufruf“ (II. 492), ein kräftiges und vollständiges Manifest, entwickelt die Verhältnisse mit der größten Treue und Klarheit, während es zugleich von der lebendigsten Begeisterung zeugt. Im „Bundeslied vor der Schlacht“ (II. 493) erblicken wir die Heldenjugend, wie sie, zum erstenmale dem kriegsgeübten Feinde gegenüber stehend, die ganze Gefahr ihres Beginnens erkennend, muthig dem Opfertod entgegengeht; denn in ihr lebt die heilige Ueberzeugung, daß die Freiheit über ihren Gräbern emporwachsen werde. — Der erste Sieg ist erkämpft, Gott hat die Braven beschützt, neben der Begeisterung für Freiheit und Vaterland regt sich schon die Lust am Schlachtgetümmel. Diese Lust spricht sich kräftig schon im „Reiterlied“ (vergl. Arndt, „Reiterlied“ II. 499), noch gewaltiger im „Schwertlied“ aus. Am vollendetsten ist unter allen aber „Lützow's wilde Jagd“ (II. 494), die uns in dramatischer Bewegung und Lebendigkeit das kriegerische Leben der Rächer des unterdrückten Vaterlandes, von ihrem ersten Erscheinen an bis zu dem durch ihren Heldentod errungenen Sieg anschaulich vorführt. Von großer, hinreißender Wirkung ist der kräftige Refrain, der die einzelnen Scenen zu einem Ganzen verbindet. —

Neben Körner wirkte **Arndt**[2]) am gewaltig-

---

1) Karl Theodor Körner, geboren den 23. September 1791 zu Dresden, besucht zuerst die Bergakademie in Freiberg, dann die Universität Leipzig, wird 1812 Theaterdichter in Wien, tritt 1813 als freiwilliger Jäger in Lützow's Freischaar, fällt am 26. August 1813 bei Gadebusch in Meklenburg.

2) Ernst Moritz Arndt, geboren den 26. Dezember 1769 zu Schoritz auf Rügen, macht große Reisen durch Schweden, Deutschland, Italien, Frankreich und Ungarn, 1806 Professor in Greifswalde, muß vor den Franzosen flüchten, 1808 in Stockholm, kommt 1813 nach Deutschland zurück, wo er durch That und Schrift sehr viel zur Entwickelung und Bekräftigung des Nationalgeistes beiträgt. 1818 Prof. der Geschichte in Bonn, muß aber bald darauf seine Vorlesungen einstellen, welches Verbot erst 1840 wieder aufgehoben wurde.

sten, nicht zwar durch höheren poetischen Geist, sondern durch kräftige Begeisterung für die Unabhängigkeit des Vaterlandes, dem er schon frühe bedeutende Opfer brachte. Arndt besaß ein mächtiges Talent der Darstellung, seine kühne, glänzend beredte Sprache riß Alles unwiderstehlich hin, sie mochte in höherem Schwunge sich bewegen, wie in dem Lied „Auf Scharnhorsts Tod“ (II. 499) oder zum Ausdruck des gewöhnlichsten Volkstons herabsteigen, wie in dem „Lied vom Feldmarschall“ (II. 500). Ueberhaupt verstand Arndt die seltene Kunst, die Leidenschaften der Menge aufzuregen, und sie für die Idee zu begeistern, von denen er selbst tief durchdrungen war. Von glühendem Franzosenhaß erfüllt, dem er, wie die meisten seiner Zeitgenossen, auch dann noch nicht entsagen konnte, als die Zeit desselben verschwunden war, trug er denselben in alle seine prosaischen und poetischen Darstellungen hinein; er bildet beinahe überall den Mittelpunkt, von dem alle übrigen Gedanken ausgehen; selbst wenn Arndt das deutsche Volk besingt, erscheint der Gegensatz zum wälschen Wesen als die Basis und der eigentliche Hebepunkt seines Gesanges. So im „Deutschen Trost“ (II. 498) und in „Des Deutschen Vaterland“ (II. 497), welche zwei Lieder in ihrer anspruchlosen Einfachheit lebhaft zum vaterländisch gesinnten Gemüth sprechen, wie denn das letztgenannte noch immer ein Lieblingslied der für Vaterland und Freiheit begeisterten Jugend ist. —

Wenn mehr die Begeisterung oder die klare Erschauung der Verhältnisse als eigentliches poetisches Talent den Liedern der bisher genannten Dichter so mächtigen Reiz und belebende Wirksamkeit verschaffte, so erkennen wir in **Rückert** auch den hohen poetischen Geist, dessen hieher gehörige Gedichte eben deshalb auch bei durchaus umgestalteten Verhältnissen ihren ganzen Werth beibehalten haben. Sie sind, wie die Lieder der Uebrigen, aus der Zeit und ihren Bedrängnissen hervorgegangen, sie sind ebenfalls reine Gelegenheitsgedichte; aber überall erhebt sich der besondere Fall zum höchsten Allgemeinen, während die meisten übrigen an jenem kleben bleiben. Vor Allen ausgezeichnet sind die meisterhaften „Vorklänge zu den geharnischten Sonetten“ und die „Geharnischten Sonette“ selbst (II. 574 ff.), die bei einer unübertrefflich schönen Sprache und höchst vollendeten Form (S. oben S. 356) einen seltenen Gedankenreichthum entfalten. Sie sind gleich vortrefflich, ob sie den Schmerz über die Schmach und Schande des Vaterlandes ausdrücken, oder das Volk aus seiner dumpfen Ruhe aufzuschrecken suchen, oder in Zorn ausbrechen über die Gefühllosigkeit der Unterdrückten; oder ob sie die freudige Ahnung einer glücklicheren Zukunft aussprechen, oder wenn sie endlich von der Siegesfreude jubelnd ertönen. Zwar sind seine übrigen Kriegs- und Sieglieder den genannten Sonetten nicht an die Seite zu setzen, aber sie sind doch durch Kraft und Begeisterung höchst bedeutend, wie die ihnen zu Grunde liegenden Gedanken immer geistreich sind. So das in Idee und Sprache gewaltige Lied „Das ruft so laut“ (II. 566), noch mehr der vortreffliche Lobgesang auf die Tyroler „Die neuen Schweizer“ (II. 567. — Vergl. Strehlenau's „Vision“ II. 748) und endlich das wegen seiner allitrirenden Form schon erwähnte „Roland zu Bremen“ (II. 570).

Gleichsam als Abschluß jener ganzen Zeit erscheint das schön gebildete Gedicht: „Cäcilie“ von **Schulze** (II. 501), welches, auf die Heldentage zurückblickend, in ihnen die Gewähr einer schönen, in Eintracht und Freiheit dahinfließenden Zeit erblickt, weil das deutsche Volk in den Stürmen des Kampfes habe einsehen lernen, worauf sein künftiges Glück beruhe. —

XI. Anschließen der Romantik an die Gegenwart; Versöhnung der Poesie und des Lebens. Neueste Zeit.

Die Erhebung des deutschen Volkes gegen das fremde Joch hatte eine so gewaltige Lebenskraft in ihm hervorgerufen, daß es sich mit den unklaren, zur ohnmächtigen Schwäche gesunkenen Bestrebungen der späteren, mystischen Romantik nicht länger befreunden konnte. Was sollte auch die in Thränen zerfließende, sich selbst aufgebende und verzehrende Sehnsucht nach der Vergangenheit, was sollte das Versenken in dunkle, nebelhafte Ahnungen einem Volke, das, aus riesigem Kampfe siegreich hervorgehend, seine unvergängliche Thatkraft so glänzend bewährt hatte? Dagegen war das romantische Element zu tief im Wesen des deutschen Volkes begründet, als daß es aus der Poesie hätte verschwinden können; nur mußte in der Auffassung und Anwendung ein Umschwung Statt finden. Es hatte seine Lebenskraft verloren, weil es sich dem Leben und der Gegenwart entfremdet hatte; es mußte zum Leben und zur Gegenwart zurückkehren, sich an die geistige Regsamkeit derselben anschließen, um neuverjüngt und lebenskräftig wieder zu erstehen. Auch war ja der Grund verschwunden, der es in die Vergangenheit und in die geheimnißvolle Welt der Ahnungen zurückgedrängt hatte; das Volk hatte sich selbst und seine Unabhängigkeit wieder erobert, die Tage des neuen Ruhms glänzten in so vollendeter Herrlichkeit wie die des alten; ja es wurden diese durch die Sonnenstrahlen einer geistigen Regsamkeit verdunkelt, welche sich bald als Streben nach allseitiger Freiheit kund gab, ein Streben, das auch in den schönsten Zeiten des Mittelalters unbekannt geblieben war. Und wie die alte Romantik, die Gegenwart abstreifend, sich als Sehnsucht nach der verschwundenen Herrlichkeit des alten deutschen Reichs ausgeprägt hatte, so bildete sich die neue als Sehnsucht nach Freiheit aus, gestützt auf kräftig emporstrebender Nationalität. Man hatte nicht mehr nöthig, nach der uralten Pracht des Kaiserthums und seiner großartigen Macht, vor der das Ausland gezittert hatte, zurückzuschauen — hatte man ja erst auch ohne dieses den Erbfeind gedemüthigt, sich selbst gerettet; eben so wenig konnte man nach Wiederkehr des Ritterthums und geistlicher Macht sich sehnen, denn Tapferkeit, Heldenmuth und Gelehrsamkeit war, wie einst die Poesie und die Bildung, nunmehr

aus den Reihen des Adels und der Priesterschaft in die des Bürgerstandes gezogen — es blieb Nichts zu wünschen übrig, als daß dieser Stand auch anerkannt und von der bisherigen Zurücksetzung emancipirt werde, daß er in eine Stellung gelange, in welcher er, sich selbst genügend, in freier Selbstständigkeit die ewigen Menschenrechte verwirklichen könne („Die versunkene Krone" von Uhland II. 534). Und so ist denn die Poesie dieser Zeit vorzugsweise eine Poesie der Freiheit mit vaterländisch-nationeller Basis, ja sie ist es so entschieden, daß sie sogar polemisch wird und gegen alles Retrograde den Kampf aufnimmt und aufsucht.

Weil sie aber vorzugsweise eine Poesie der Freiheit ist, entwickelt sie sich durchaus allseitig und ohne alle Beschränkung; sie ist nicht bloß auf einige herrschende Ideen hingewiesen, sie bewegt sich nicht in einzelnen bevorzugten Anschauungen, sondern sie umfaßt das ganze unermeßliche Reich des poetischen Lebens. In der That hat die neueste Zeit einen Reichthum an poetischen Gedanken entfaltet, wie keine frühere, und wie kein anderes Volk sich dessen rühmen kann. Es gibt beinahe keine Erscheinung der innern oder der äußern Welt, die nicht ihre poetische Darstellung gefunden hätte, und dazu offenbart sich in den einzelnen oft eine unerschöpfliche Mannigfaltigkeit der Anschauung.

Bei weitem die meisten Poesien der neuesten Zeit sind lyrisch; die Gründe, welche, wie weiter oben dargethan wurde (S. 226 ff.), der selbstständigen Entfaltung der andern Dichtungsformen hindernd entgegentraten, bestehen auch jetzt noch. Zwar sind viele und mannigfaltige Versuche, besonders im Drama gemacht worden, und einige Dichter, wie Immermann, und besonders Grabbe, haben verdiente Auszeichnung gewonnen, aber ihre Werke erreichen doch keineswegs die Höhe der Vollendung. Mehr ist im Epischen gethan worden, nicht zwar im größeren Epos, sondern in kleineren epischen Dichtungen, unter welchen, wie wir sehen werden, besonders Eine mit seltenem Glücke behandelt worden ist.

1. Uhland und die schwäbische Dichterschule. — Verwandte Dichter.

Uhland[1]) war der erste, welcher das romantische Element in der Poesie verjüngte, ihm neue Lebenskraft einhauchte, indem er ihm einen realen Boden gab, und die zum Theil aus einander gehenden Bestrebungen der früheren Romantiker vereinigte. Tieck hatte vorzugsweise die deutsche Poesie durch eine tiefe, gemüthvolle Naturanschauung bereichert; aber ob er gleich das Naturleben mit dem Menschen in Beziehung zu setzen trachtete, so hatte er doch oft dieses Ziel verfehlt; er hatte sich so ganz in das eigenthümliche Sein der Natur und ihrer Erscheinungen verloren, daß er über dem Anblick ihrer Wunder, in die er sich mit ganzer Seele versenkte, die Rückkehr zu den Menschen vergaß. Daher tönen seine Lieder oft so geheimnißvoll, so märchenhaft, daß man sie kaum in Beziehung zum Leben zu bringen vermag. Noch weniger ist dies bei den meisten Naturliedern der späteren Romantiker möglich, welche sich in die dunkeln Irrgänge der Mystik verloren, statt wie Tieck in den sonnenhellen oder im Sternenglanz funkelnden Gärten der Märchenwelt zu wandeln. In Uhland finden wir ebenfalls dieses innigste Verständniß der Natur und ihrer Wunder, wie bei Tieck, aber so sehr er sich auch in ihre Anschauung versenkt, so sehr auch in ihre geheimnißvollsten Tiefen dringt, so bleibt er doch immer des Angeschauten Meister; weit entfernt, sich in jenen Wundern zu verlieren, zieht er sie ins Leben herauf, so daß sie Allen offenbar und verständlich werden. In allen seinen Gedichten, welche die Natur besingen, sehen wir die innigste Wechselbeziehung derselben zum Dichter. Frühling und Winter sprechen gleich mächtig an sein Herz, jener mit seinen Blumen, dieser mit seiner Ruhe erheben ihn zu heiligen Empfindungen („Die sanften Tage" II. 505). Der Frühlingshauch weckt ihm Lieder, wie er die Veilchen zu Blüthen ruft („Frühlingsahnung" II. 506); die linden Lüfte wehen ihm Hoffnung in das trostbedürftige Herz, wie sie Blüthen über die ganze Erde verbreiten („Frühlingsglaube" II. 506); warum sollte es auch verzagen in der herrlichen Frühlingszeit, da selbst aus den Dornen Rosen emporblühen? („Frühlingstrost" II. 507) ist sie ihm ja trostvolle Gewähr, daß nach diesem Winterleben ihm droben ein schönerer, ewiger Frühling beschieden ist („Künftiger Frühling" II. 507), weshalb ihm der goldne Frühlingstag mit seinen Entzückungen ein hohes Fest ist, an dem er gerne betet („Frühlingsfeier" II. 506), in Gras und Blumen liegend, nach den hellen Wolken schauend („Frühlingsruhe" II. 507). Das ist keine Zeit zur Arbeit, nicht einmal zum Dichten; soll er aber doch den Frühling besingen, was bedarfs dann anderer Kunst, als eben das zu nennen, was rings die Natur belebt und erquickt? („Lob des Frühlings" II. 507.) Wer die Sprache der Natur so versteht, wie unser Dichter, wem in ihren Armen so heimisch wohl ist, wie ihm, daß er im Apfelbaum den freundlichen Wirth erkennt, den Gott selbst den Reisenden bestellt („Einkehr" II. 510), der darf wohl über Diejenigen lächeln, deren Herz allen diesen Herrlichkeiten verschlossen ist, die sich in der freien Natur bloß ergehen, um sie mit philologischer Genauigkeit an den Darstellungen der Schriftsteller zu halten („Frühlingslied des Recensenten" II. 507), oder um sich, wie ein anderer, Uhland verwandter Dichter sagt, Gesundheitskräuter zu holen (Kerner „Spindelmanns Recension der Gegend" II. 651). — An die Frühlingslieder schließen sich die „Wanderlieder" (II. 509) an, in welchen der Dichter ein ganzes Drama voll Bewegung und Mannigfaltigkeit, von der Trennung an („Lebewohl" „Scheiden und Meiden")

---

1) Ludwig Uhland, geboren den 26. April 1787 in Tübingen, studirt in seiner Vaterstadt die Rechte, wo er auch 1808 als Doctor promovirt; dann Advokat in Stuttgart, später Professor der deutschen Literatur in Tübingen, legt aber seine Stelle nieder, als ihm die Regierung den Urlaub zum Eintritt in die Ständeversammlung versagt.

bis zur glücklichen Rückkunft („Heimkehr") vor unsern Augen vorüberführt. In diesen Liedern, wie auch in den oben erwähnten, ist das Talent Uhland's recht sichtbar, in wenigen glücklich dargestellten und eben so glücklich verbundenen Bildern oder Gedanken ein umfangreiches Gemälde zu entfalten oder einen reichen Strom von Gefühlen hervorquellen zu lassen. Oft sind es nur Andeutungen, die er gibt, aber diese sind so lebendig, daß die Phantasie und das Gefühl des Lesers reichliche Nahrung finden. Diese Eigenthümlichkeit Uhland's, in einen beschränkten Rahmen so Viel und so Mannigfaltiges zu legen, hat viele Nachahmer gefunden, aber sie ist bei einigen jüngeren Dichtern, unter Andern selbst öfters bei Heine, zur bedeutungslosen Manier ausgeartet, so daß man die Absicht der Dichter bemerkt, etwas Geistreiches oder Gefühlvolles ahnen zu lassen, dieses aber gar zu wenig verborgen bleibt. Bei Uhland hingegen ist diese Eigenthümlichkeit aus dem tiefsten lyrischen Gefühl hervorgegangen, wie denn diese Gedichte oft an die wunderbaren Naturlaute des Volksliedes, mit ihrer schlichten, bedeutsamen Einfalt („Winterreise" „Abreise" „Heimkehr" II. 510) erinnern. Auch das menschliche Leben mit seiner Lust und mit seinem Weh faßt der Dichter oft in dieser Weise auf, so in der „Kapelle" (II. 503), und noch entschiedener in „Mönch und Schäfer" (II. 505), das mit seinem trostlosen Schmerz mächtig ans Herz dringt.

Wenn Uhland schon in seinen Naturliedern ein kräftiges Ergreifen des Lebens beurkundet, so findet dies in seinen, dem Vaterlande gewidmeten Gedichten in noch viel höherem Grade Statt. Auch er ist zwar, wie die Romantiker, von der Gegenwart nicht befriedigt, aber statt sie, wie jene, ganz aufzugeben und sich in die Vergangenheit zu flüchten, sucht er, die in unserer Zeit liegenden Lebenskeime anerkennend, diese durch die Wunderkraft der Poesie zu voller Entfaltung zu bringen. Seine ersten Vaterlandslieder stammen aus den Tagen der Unabhängigkeitskriege. Ob sie gleich weder die lebendige Kampflust der Körner'schen, noch die hohe Kraft der Rückert'schen erreichen, so lebt in ihnen doch ein tiefes Gefühl für das Vaterland, dessen Sieg zu besingen dem Dichter als der höchste Ruhm erscheint („Lied eines deutschen Sängers" II. 511). Der Heldentod für das Vaterland ist ihm so ganz das Höchste, daß er schüchtern nur auf seine Lieder blickt, die er so gerne dem freien Vaterlande widmen möchte („An das Vaterland" II. 511), ob er gleich auch der für das Vaterland begeisternden Poesie ihr Recht zu wahren weiß („Gesang und Krieg" II. 515). Bedeutender wird Uhland aber als Sänger der Freiheit, die er zu seiner Fee, und des Rechts, das er zu seinem Ritter auserkoren hat („Das neue Märchen" II. 512). Dann läßt er „den ernsten, scharfen Laut" erschallen, dem „das Feld des heitern Schönen weichen muß", bis die Wälder gelichtet, die Sümpfe abgeführt sind („Aussicht" II. 512), wie in dem Gedicht „Am 18. October 1816" (II. 512), das in erschütternden Tönen von des Volkes Aufopferungen im heiligen Kriege singt, von seinen Hoffnungen und Wünschen, von den Verheißungen, die ihm gegeben und nicht gehalten wurden; oder er erhebt sich zu einer Kraft der Ironie, welche wohl noch zermalmender ist, als sein Zürnen, wie in der „Wanderung" (II. 513). —

Es ist schon öfters bemerkt worden, daß Uhland im Ganzen nur einen beschränkten Kreis von poetischen Gedanken hat, daß er sich meistens nur in Natur- und vaterländischen Dichtungen bewegt; aber ob er gleich deshalb wohl nicht vertheidigt zu werden braucht, da er eben in den von ihm vorzugsweise gewählten poetischen Anschauungen unübertreffliche Meisterschaft beurkundet, so würde man ihm doch höchlich Unrecht thun, wenn man diese Beschränkung seiner Gegenstände für eine Beschränkung seines Dichtertalents halten wollte. Denn außerdem, daß er, wie wir sogleich sehen werden, ein reiches episches Talent entfaltet hat; so hat er doch auch öfters andre Beziehungen des lyrischen Lebens mit großem Glücke poetisch dargestellt und insbesondere in allegorischen Gedichten Bedeutendes geleistet. Was kann wohl lieblicher gedacht und anmuthiger gesagt werden, als das schöne Bild des Mohns mit dessen vortrefflicher Anwendung auf des Dichters Beruf zur Poesie? („Der Mohn" II. 508) oder als die zarte Deutung der Blumen im „Blumenstrauß?" (II. 516) oder was kann die wahre, innige Frömmigkeit, die tiefe Sehnsucht nach dem Göttlichen anschaulicher darstellen, als „Die verlorne Kirche" (II. 521), in der wir das reine, von allem äußern Flitter, von allem Dogmenwust befreite Christenthum erkennen, wie es einst war und wie es einst sein wird? Weniger gelungen zwar, weil die Allegorie keine innere Nothwendigkeit hat, ist das „Märchen" (II. 522); aber wer möchte trotz dem auf die schöne Darstellung deutscher Poesie verzichten[1]? In jeder Beziehung vortrefflich ist dagegen die „Freie Kunst" (II. 507), in welcher der Dichter die freie, selbstständige und lebenskräftige Gestaltung der vaterländischen Poesie in so begeisterten Tönen vorträgt; oder „Die deutsche Sprachgesellschaft" (II. 511), in der sich eine so innige Verehrung der frommen, züchtigen deutschen Sprache beurkundet. — Wir haben schon die humoristische Kraft des Dichters kennen lernen, wir finden sie, mit tiefer Gemüthlichkeit verbunden, auch im „Unstern" (II. 528) wieder, ein Gedicht, das den verwandten Liedern Rückerts („Unglück" II. 564) und Cha-

1) Den Gegensatz der romantischen und der Stubenpoesie hat Uhland auch in der schönen Glosse „Der Romantiker und der Recensent" (II. 518) mit heiterer Laune, welcher sich allerdings auch einige Bitterkeit beimischt, dargestellt. Die in dieser Glosse erwähnten Personen sind aus Tieck's „Kaiser Oktavianus." — Wer der „Königssohn" und die „Jäger" im Märchen sind, läßt sich wohl nicht entschieden bestimmen. Entweder, und dies ist wohl das Wahrscheinlichste, hat Uhland unter dem Königssohn Göthe gemeint — die Jäger wären dann wohl Schiller, Herder und Wieland — oder er hat vorzugsweise die romantische Poesie und ihr neues Aufleben im Sinne gehabt, und dann wäre Tieck unter dem Königssohn zu verstehen, und die Jäger wären die beiden Schlegel und Novalis.

missos („Pech“ II. 660) billig vorgezogen werden muß, weil diesen eben das gemüthliche Element abgeht, das bei Uhland so versöhnend und mildernd eingreift. Eben so liebenswürdige Zeugen von der Gemüthlichkeit des Dichters sind die Erzählungen „Von den sieben Zechbrüdern“ (II. 519) und die „Schwäbische Kunde“ (II. 520). In dem ersteren wird die Bestrafung undankbarer Wasserverächter im Tone der komischen Legende überaus heiter dargestellt; im zweiten benutzt der Dichter eine alte Anekdote sehr glücklich und mit treuherziger Laune, um einen oft wiederkehrenden Witz gegen seine geliebte Heimat Schwaben zu ihren Gunsten zu wenden. Die Form ist eben so glücklich gewählt als gehalten. —

Uhland hat, wie schon oben angedeutet, nicht bloß im Lyrischen eine neue Epoche gegründet, er hat auch in der epischen Poesie Großes geleistet, ja selbst eine eigenthümliche Form derselben, wenn auch nicht gerade geschaffen, doch gewiß erst zum Bewußtsein, wie zur künstlerischen Vollendung gebracht. Wir haben in einem früheren Abschnitte gesehen, daß die kleineren epischen Dichtungen, welche man als Balladen oder Romanzen bezeichnet, eben so wohl durch ihren Inhalt, als durch ihre Form bedingt (Siehe oben S. 115 ff. und S. 282 ff.), daß sie auf bestimmte, scharf bezeichnete Stoffe hingewiesen seien. Diese beiden Formen erschöpfen aber den epischen Stoff keineswegs; zwischen der Sage und der idealen Anschauung der Begebenheiten liegt noch die unermeßliche historische Welt mit ihrer Tapferkeit und ihrem Heldenmuth, „ihren kühnen Thaten und energischen Charakteren“, eine Welt, die sich entschieden von dem Gebiete der Sage trennt, weil sie den Menschen nur in Beziehung zu sich selbst, nicht aber zu andern Kräften erscheinen läßt; eine Welt, die sich selbst genügt, ihre Herrlichkeit im schönsten Sonnenglanze erscheinen läßt, daher der idealen Anschauung nicht bedarf. Will sie aber der Dichter künstlerisch darstellen, so darf er weder die Balladenform, noch die der Romanze dazu wählen, weil er gerade dadurch das eigenthümliche Leben seines Stoffes zerstören würde. Er muß vielmehr die zu erzählende Thatsache in ruhiger und klarer Sprache darstellen, und keinen andern Zweck haben, als eben diese zur höchstmöglichen Anschaulichkeit zu bringen, ihr Festigkeit und plastisches Leben zu verleihen. Daher muß er nicht nur die gewählte Begebenheit selbst in allen ihren Verumständungen, in allen ihren Theilen mit künstlerischer Ruhe und historischer Kunst entwickeln, welche das Bedeutende vom Unbedeutenden zu sondern weiß, er muß sie überhaupt zur vollständigsten Wirklichkeit heranbilden, und eines Theils alles Einzelne künstlerisch motiviren, andern Theils die Charaktere mit voller Sicherheit gestalten und individualisiren. Die in solcher Weise aufgefaßte und dargestellte historische Welt nennen wir (mit Echtermayer) Mähre oder **Rhapsodie**. Daß der Stoff dieser epischen Form unermeßlich ist, leuchtet von selbst ein, denn ihr gehört ja das gesammte Heldenleben aller Völker an; aber weil das Heldenleben des eigenen Volkes dem Dichter immerhin am kräftigsten und klarsten entgegentritt, weil er in diesem die Quelle der wahrsten Begeisterung finden wird, so wird sich die Rhapsodie auch vorzugsweise an die Geschichte des eigenen Volkes anschließen; sie wird es um so eher thun, wenn sich im Volke ein entschiedenes Nationalgefühl entfaltet, wie es denn auch in Deutschland während der Freiheitskriege und nach denselben der Fall war. Das allgemein im Volke lebende Nationalgefühl ist so sehr die Grundbedingung der Rhapsodie, daß sie ohne ein solches nicht zur Entwickelung kommen konnte, wie denn alle Versuche der Romantiker oder anderer früherer Dichter, das Heldenleben der deutschen Vorzeit poetisch darzustellen, durchaus scheiterten. Zum Theil mag aber auch dazu beigetragen haben, daß sie die eigenthümliche Auffassung und Form der Rhapsodie nicht erkannt hatten, wie denn diese Versuche mehr oder weniger in den Balladenton übergehen. Die Rhapsodie aber, in welcher ja eine Begebenheit nur ihretwegen, ohne alle Nebenrücksicht und Beziehung vorgetragen werden soll, erheischt eine durchaus einfache, schlichte Darstellung; die rhythmische Sprache ist nur in so fern nothwendig, als sie überhaupt Sprache der Poesie ist; dagegen wird die Rhapsodie alle Kunstmittel, welche der Ballade oder Romanze so ganz unentbehrlich sind, eher vermeiden, als aufsuchen, denn es soll alle Wirkung in der dargestellten Begebenheit selbst und in ihrer poetischen Auffassung oder in der Composition des Ganzen liegen. Gerade deswegen aber verlangt die Rhapsodie ein überwiegendes poetisches Talent, dessen innerer Reichthum alle äußeren Kunstmittel entbehrlich machen kann.

Ein solches Talent finden wir in Uhland, der die Rhapsodie zuerst mit Glück bearbeitete und sie zur Kunstform hob, während schon seine Nachahmer, von der Nothwendigkeit einer einfachen Darstellung verleitet, oft bis zur nüchternsten Reimerei herabsanken. Leider ist diese so bedeutende Seite des Dichters im „Handbuch“ durch Versehen nicht hinlänglich hervorgehoben worden; es wäre aber ein unverzeihlicher Mangel des Buchs, wenn sie nicht gebührend repräsentirt würde. Wir fügen daher noch folgende Dichtungen bei:

I. König Karls Meerfahrt.

1. Der König Karl fuhr über Meer
Mit seinen zwölf Genossen,
Zum heil'gen Lande steuert' er
Und ward vom Sturm verstoßen.

2. Da sprach der kühne Held Roland:
„Ich kann wohl fechten und schirmen,
Doch hält mir diese Kunst nicht Stand
Vor Wellen und vor Stürmen!“

3. Da sprach Herr Holger aus Dänemark:
„Ich kann die Harfe schlagen;
Was hilft mir das, wenn also stark
Die Wind' und Wellen jagen?“

4. Herr Oliver war auch nicht froh,
Er sah auf seine Wehre:
„Es ist mir um mich selbst nicht so,
Wie um die Alteklare.“ [1])

---

1) Alteklare, französisch haute claire (d. h. hohe Klarheit), ist der Name, der in den alten Sagen dem Schwerte Olivers gegeben wird.

5. Dann sprach der schlimme Ganelon,
Er sprach es nur verstohlen:
„Wär' ich mit guter Art davon,
Möcht' Euch der Teufel holen!"
6. Erzbischof Turpin seufzte sehr:
„Wir sind die Gotteesstreiter!
Komm', liebster Heiland, über das Meer
Und führ' uns gnädig weiter!"
7. Graf Richard Ohnefurcht hub an:
„Ihr Geister aus der Hölle!
Ich hab' Euch manchen Dienst gethan,
Jetzt helft mir von der Stelle!"
8. Herr Naimis diesen Ausspruch that:
„Schon Vielen rieth ich heuer;
Doch süßes Wasser und guter Rath
Sind oft zu Schiffe theuer."
9. Da sprach der graue Herr Riol:
„Ich bin ein alter Degen,
Und möchte meinen Leichnam wohl
Dereinst in's Trockne legen!"
10. Es war Herr Gui, ein Ritter fein,
Der fing wohl an zu singen:
„Ich wollt', ich wär ein Vögelein,
Wollt' mich zum Liebchen schwingen!"
11. Da sprach der edle Graf Garein:
„Gott helf' uns aus der Schwere!
Ich trink' viel lieber rothen Wein,
Als Wasser aus dem Meere!"
12. Herr Lambert sprach, ein Jüngling frisch:
„Gott woll' uns nicht vergessen!
Aeß lieber selbst 'nen guten Fisch,
Statt daß mich Fische fressen."
13. Da sprach Herr Gottfried lobesan:
„Ich laß' mir's halt gefallen,
Man richtet mir nicht anders an,
Als meinen Brüdern allen."
14. Der König Karl am Steuer saß,
Der hat kein Wort gesprochen,
Er lenkt' das Schiff mit festem Maß,
Bis sich der Sturm gebrochen.

II. Graf Eberhard, der Rauschebart.

1. Ist denn im Schwabenlande verschollen aller Sang,
Wo einst so hell vom Staufen die Ritterharfe klang?
Und wenn er nicht verschollen, warum vergißt er ganz
Der tapfern Väter Thaten, der alten Waffen Glanz?
2. Man lispelt leichte Liedchen, man spitzt manch Sinngedicht,
Man höhnt die holden Frauen, des alten Liedes Licht;
Wo rüstig Heldenleben längst auf Beschwörung lauscht,
Da trippelt man vorüber, und schauert, wenn es rauscht.
3. Brich denn aus Deinem Sarge, steig' aus dem düstern Chor
Mit Deinem Heldensohne, Du Rauschebart, hervor!
Du schlugst Dich unverwüstlich noch greise Jahr' entlang:
Brich auch durch unsre Zeiten mit hellem Schwertesklang!

1. Der Ueberfall im Wildbad.

4. In schönen Sommertagen, wann lau die Lüfte wehn,
Die Wälder lustig grünen, die Gärten blühend stehn,
Da ritt aus Stuttgarts Thoren ein Held von stolzer Art,
Graf Eberhard der Greiner, der alte Rauschebart.
5. Mit wenig Edelknechten zieht er ins Land hinaus;
Er trägt nicht Helm, noch Panzer, nicht gehts auf blut'gen Strauß:
Ins Wildbad will er reiten, wo heiß ein Quell entspringt,
Der Sieche heilt und kräftigt, der Greise wieder jüngt.
6. Zu Hirsau bei dem Abte, da kehrt der Ritter ein,
Und trinkt bei Orgelschalle den kühlen Klosterwein.
Dann gehts durch Tannenwälder ins grüne Thal gesprengt,
Wo durch ihr Felsenbette die Enz sich rauschend drängt.
7. Zu Wildbad an dem Markte, da steht ein stattlich Haus;
Es hängt daran zum Zeichen ein blanker Spieß heraus:
Dort steigt der Graf vom Rosse, dort hält er gute Rast;
Den Quell besucht er täglich, der ritterliche Gast.
8. Wann er sich dann entkleidet und wenig ausgeruht
Und sein Gebet gesprochen, so steigt er in die Flut;
Er setzt sich stets zur Stelle, wo aus dem Felsenspalt
Am heißesten und vollsten der edle Sprudel wallt.
9. Ein angeschoßner Eber, der sich die Wunde wusch,
Verrieth voreinst den Jägern den Quell in Kluft und Busch:
Nun ist's dem alten Recken ein lieber Zeitvertreib,
Zu waschen und zu strecken den narbenvollen Leib.
10. Da kommt einsmals gesprungen sein jüngster Edelknab:
„Herr Graf, es zieht ein Haufe das obre Thal herab:
Sie tragen schwere Kolben; der Hauptmann führt im Schild
Ein Röslein roth von Golde und einen Eber wild."
11. „Mein Sohn, das sind die Schlegler: die schlagen kräftig drein;
Gib mir den Leibrock, Junge! — das ist der Eberstein.
Ich kenne wohl den Eber: er hat so grimmen Zorn;
Ich kenne wohl die Rose: sie führt so scharfen Dorn."
12. Da kommt ein armer Hirte in athemlosem Lauf:
„Herr Graf, es zieht 'ne Rotte das untre Thal herauf:
Der Hauptmann führt drei Beile; sein Rüstzeug glänzt und gleißt,
Daß mirs wie Wetterleuchten noch in den Augen beißt."
13. „Das ist der Wunnensteiner, der gleißend Wolf genannt: —
Gib mir den Mantel, Knabe! — der Glanz ist mir bekannt:

Er bringt mir wenig Wonne; die Beile hauen gut; —
Bind mir das Schwert zur Seite! — der Wolf der lechzt nach Blut."
14. Da spricht der arme Hirte: „Deß mag noch werden Rath:
Ich weiß geheime Wege, die noch kein Mensch betrat;
Kein Roß mag sie ersteigen; nur Geißen klettern dort;
Wollt Ihr sogleich mir folgen, ich bring' Euch sicher fort."
15. Sie klimmen durch das Dickicht den steilsten Berg hinan;
Mit seinem guten Schwerte haut oft der Graf sich Bahn.
Wie herb das Fliehen schmecke, noch hatt' ers nie vermerkt;
Viel lieber möcht' er fechten: das Bad hat ihn gestärkt.
16. In heißer Mittagsstunde bergunter und bergauf!
Schon muß der Graf sich lehnen auf seines Schwertes Knauf.
Darob erbarmts den Hirten des alten hohen Herrn:
Er nimmt ihn auf den Rücken: „Ich thus von Herzen gern."
17. Da denkt der alte Greiner: „Es thut doch wahrlich gut,
So sänftlich sein getragen von einem treuen Blut.
In Fährden und in Nöthen zeigt erst das Volk sich echt:
Drum soll man nie zertreten sein altes gutes Recht."
18. Als drauf der Graf gerettet zu Stuttgart sitzt im Saal,
Heißt er 'ne Münze prägen als ein Gedächtnißmal:
Er gibt dem treuen Hirten manch blankes Stück davon;
Auch manchem Herrn von Schlegel verehrt er eins zum Hohn.
19. Dann schickt er tücht'ge Maurer in's Wildbad alsofort:
Die sollen Mauern führen rings um den offnen Ort,
Damit in künft'gen Sommern sich jeder greise Mann,
Von Feinden ungefährdet, im Bade jüngen kann.

2. Die drei Könige zu Heimsen.

20. Drei Könige zu Heimsen, wer hätt' es je gedacht!
Mit Rittern und mit Rossen, in Herrlichkeit und Pracht!
Es sind die hohen Häupter der Schlegel-Brüderschaft:
Sich Könige zu nennen, das gibt der Sache Kraft.
21. Da thronen sie beisammen und halten eifrig Rath,
Bedenken und besprechen gewalt'ge Waffenthat,
Wie man den stolzen Greiner mit Kriegsheer überfällt,
Und besser als im Bade ihm jeden Schlich verstellt;
22. Wie man ihn dann verwahret und seine Burgen bricht,
Bis er von allem Zwange die Edeln ledig spricht.
Dann fahre wohl, Landfriede! dann, Lehndienst, gute Nacht!
Dann ist's der freie Ritter, der alle Welt verlacht.
23. Schon sank die Nacht hernieder, die Kön'ge sind zur Ruh;
Schon krähen jetzt die Hähne dem nahen Morgen zu:
Da schallt mit scharfem Stoße das Wächterhorn vom Thurm:
Wohlauf, wohlauf, ihr Schläfer! das Horn verkündet Sturm.
24. In Nacht und Nebel draußen, da wogt es wie ein Meer,
Und zieht von allen Seiten sich um das Städtlein her;
Verhaltne Männerstimmen, verworrner Gang und Drang,
Hufschlag und Rosses-Schnauben und dumpfer Waffenklang!
25. Und als das Frühroth leuchtet, und als der Nebel sinkt,
Hei! wie es da von Speeren, von Morgensternen blinkt!
Des ganzen Gaues Bauern stehn um den Ort geschaart,
Und mitten hält zu Rosse der alte Rauschebart.
26. Die Schlegler möchten schirmen das Städtlein und das Schloß:
Sie werfen von den Thürmen mit Steinen und Geschoß.
„Nur sachte!" ruft der Greiner; „Euch wird das Bad geheizt:
Aufdampfen solls und qualmen, daß Euch's die Augen beizt."
27. Rings um die alten Mauern ist Holz und Stroh gehäuft,
In dunkler Nacht geschichtet und wohl mit Theer beträuft:
Drein schießt man glühn'de Pfeile: wie raschelts da im Stroh!
Drein wirft man feur'ge Kränze: wie flackerts lichterloh!
28. Und noch von allen Enden wird Vorrath zugeführt,
Von all den rüst'gen Bauern wird emsig nachnachgeschürt,
Bis höher, immer höher die Flamme leckt und schweift,
Und schon mit lust'gem Prasseln der Thürme Dach ergreift.
29. Ein Thor ist frei gelassen: so hat's der Graf beliebt:
Dort hört man, wie der Riegel sich leise, lose schiebt.
Dort stürzen wohl verzweifelnd die Schlegler jetzt heraus?
Nein! friedlich ziehts herüber, als wie ins Gotteshaus.
30. Voran drei Schlegelkön'ge, zu Fuß, demüthiglich,
Mit unbedecktem Haupte, die Augen unter sich;
Dann viele Herrn und Knechte, gemachsam, Mann für Mann,
Daß man sie alle zählen und wohl betrachten kann.

31. „Willkomm!“ so ruft der Greiner, „willkomm in meiner Haft!
Ich traf Euch gut beisammen, geehrte Brüderschaft!
So konnt' ich wieder dienen für den Besuch im Bad.
Nur Einen miss' ich, Freunde! den Wunnenstein: 's ist Schad!“

32. Ein Bäuerlein, das treulich am Feuer mitgefacht,
Lehnt dort an seinem Spieße, nimmt Alles wohl in Acht:
„Drei Könige zu Heimsen“, so schmollt es, „das ist viel!
Erwischt man noch den vierten, so ists ein Kartenspiel.“

3. Die Schlacht bei Reutlingen.

33. Zu Achalm auf dem Felsen, da haust manch kühner Aar,
Graf Ulrich, Sohn des Greiners, mit seiner Ritterschaar;
Wild rauschen ihre Flüge um Reutlingen die Stadt:
Bald scheint sie zu erliegen, vom heißen Drange matt.

34. Doch plötzlich einst erheben die Städter sich zur Nacht;
Ins Urachthal hinüber sind sie mit großer Macht:
Bald steigt von Dorf und Mühle die Flamme blutig roth;
Die Heerden weggetrieben, die Hirten liegen todt.

35. Herr Ulrich hats vernommen: er ruft im grimmen Zorn:
„In Eure Stadt soll kommen kein Huf und auch kein Horn!“
Da sputen sich die Ritter: sie wappnen sich in Stahl,
Sie heischen ihre Rosse, sie reiten stracks zuthal.

36. Ein Kirchlein stehet drunten, Sanct Leonhard geweiht;
Dabei ein grüner Anger: der scheint bequem zum Streit.
Sie springen von den Pferden, sie ziehen stolze Reihn,
Die langen Spieße starren: wohlauf! wer wagt sich drein?

37. Schon ziehn vom Urachthale die Städter fern herbei:
Man hört der Männer Jauchzen, der Heerden wild Geschrei;
Man sieht sie färber schreiten, ein wohl gerüstet Heer:
Wie flattern stolz die Banner! wie blitzen Schwert und Speer!

38. Nun schließ dich fest zusammen, du ritterliche Schaar!
Wohl hast du nicht geahnet so dräuende Gefahr.
Die übermächt'gen Rotten, sie stürmen an mit Schwall:
Die Ritter stehn und starren wie Fels und Mauerwall.

39. Zu Reutlingen am Zwinger, da ist ein altes Thor:
Längst wob mit dichten Ranken der Epheu sich davor;
Man hat es schier vergessen: nun krachts mit einmal auf,
Und aus dem Zwinger stürzet gedrängt ein Bürgerhauf.

40. Den Rittern in den Rücken fällt er mit grauser Wuth:
Heut will der Städter baden im heißen Ritterblut.
Wie haben da die Gerber so meisterlich gegerbt!
Wie haben da die Färber so purpurroth gefärbt!

41. Heut nimmt man nicht gefangen: heut geht es auf den Tod;
Heut spritzt das Blut wie Regen: der Anger blümt sich roth.
Stets drängender umschlossen und wüthender bestürmt,
Ist rings von Bruderleichen die Ritterschaar umthürmt.

42. Das Fähnlein ist verloren, Herr Ulrich blutet stark;
Die noch am Leben blieben, sind müde bis in's Mark.
Da haschen sie nach Rossen, und schwingen sich darauf,
Sie hauen durch, sie kommen zur festen Burg hinauf.

43. „Ach Allm—“ stöhnt' einst ein Ritter: ihn traf des Mörders Stoß;
„Allmächt'ger!“ wollt' er rufen: man hieß davon das Schloß.
Herr Ulrich sinkt vom Sattel, halbtodt, voll Blut und Qualm:
Hätt' nicht das Schloß den Namen, man hieß' es jetzt Achalm.

44. Wohl kommt am andern Morgen zu Reutlingen an's Thor
Manch trauervoller Knappe, der seinen Herrn verlor.
Dort auf dem Rathhaus liegen die Todten all' gereiht:
Man führt dahin die Knechte mit sicherem Geleit.

45. Dort liegen mehr denn sechzig, so blutig und so bleich:
Nicht jeder Knapp' erkennet den todten Herrn sogleich.
Dann wird ein jeder Leichnam von treuen Dieners Hand
Gewaschen und gekleidet in weißes Grabgewand.

46. Auf Bahren und auf Wagen getragen und geführt,
Mit Eichenlaub bekränzet, wie's Helden wohl gebührt:
So geht es nach dem Thore, die alte Stadt entlang;
Dumpf tönet von den Thürmen der Todtenglocken Klang.

47. Götz Weißenheim eröffnet den langen Leichenzug:
Er war es, der im Streite des Grafen Banner trug;
Er hatt' es nicht gelassen, bis er erschlagen war:
Drum mag er würdig führen auch noch die todte Schaar.

48. Drei edle Grafen folgen, bewährt in Schildesamt,
Von Tübingen, von Zollern, von Schwarzenberg entstammt.
O Zollern, Deine Leiche umschwebt ein lichter Kranz:
Sahst Du vielleicht noch sterbend Dein Haus im künft'gen Glanz?

49. Von Sachsenheim zween Ritter, der Vater und der Sohn,
Die liegen still beisammen in Lilien und in Mohn:
Auf ihrer Stammburg wandelt von Alters her ein Geist,
Der längst mit Klaggebehrden auf schweres Unheil weist.

50. Einst war ein Herr von Lustnau vom Scheintod auferwacht:
Er kehrt' im Leichentuche zu seiner Frau bei Nacht;
Davon man sein Geschlechte die Todten hieß zum Scherz.
Hier bringt man ihrer Einen: den traf der Tod in's Herz.

51. Das Lied, es folgt nicht weiter: des Jammers ist genug.
Will Jemand Alle wissen, die man von dannen trug,
Dort auf den Rathhausfenstern in Farben bunt und klar
Stellt jeden Ritters Name und Wappenschild sich dar.

52. Als nun von seinen Wunden Graf Ulrich ausgeheilt,
Da reitet er nach Stuttgart: er hat nicht sehr geeilt.
Er trifft den alten Vater allein am Mittagsmahl:
Ein frostiger Willkommen! kein Wort ertönt im Saal.

53. Dem Vater gegenüber sitzt Ulrich an dem Tisch:
Er schlägt die Augen nieder; man bringt ihm Wein und Fisch:
Da faßt der Greis ein Messer, und spricht kein Wort dabei,
Und schneidet zwischen Beiden das Tafeltuch entzwei.

4. Die Döffinger Schlacht.

54. Am Ruheplatz der Todten, da pflegt es still zu sein:
Man hört nur leises Beten bei Kreuz und Leichenstein.
Zu Döffingen war's anders: dort scholl den ganzen Tag
Der feste Kirchhof wieder von Kampfruf, Stoß und Schlag.

55. Die Städter sind gekommen: der Bauer hat sein Gut
Zum festen Ort geflüchtet, und hälts in tapfrer Hut;
Mit Spieß und Karst und Sense treibt er den Angriff ab:
Wer todt zu Boden sinkt, hat hier nicht weit in's Grab.

56. Graf Eberhard der Greiner vernahm der Seinen Noth:
Schon kommt er angezogen mit starkem Aufgebot;
Schon ist um ihn versammelt der besten Ritter Kern,
Vom edlen Löwenbunde die Grafen und die Herrn.

57. Da kommt ein reis'ger Bote vom Wolf von Wunnenstein:
„Mein Herr mit seinem Banner will Euch zu Dienste sein."
Der stolze Graf entgegnet: „Ich hab sein nicht begehrt:
Er hat umsonst die Münze, die ich ihm einst verehrt."

58. Bald sieht Herr Ulrich drüben der Städte Schaaren stehn;
Von Reutlingen, von Augsburg, von Ulm die Banner wehn:
Da brennt ihn seine Narbe, da gährt der alte Groll:
„Ich weiß, Ihr Uebermüth'gen, wovon der Kamm Euch schwoll."

59. Er sprengt zu seinem Vater: „Heut zahl' ich alte Schuld;
Will's Gott, erwerb' ich wieder die väterliche Huld.
Nicht darf ich mit Dir speisen auf Einem Tuch, Du Held:
Doch darf ich mit Dir schlagen auf Einem blut'gen Feld."

60. Sie steigen von den Gaulen, die Herrn vom Löwenbund;
Sie stürzen auf die Feinde, thun sich als Löwen kund.
Hei! wie der Löwe Ulrich so grimmig tobt und würgt!
Er will die Schuld bezahlen: er hat sein Wort verbürgt.

61. Wen trägt man aus dem Kampfe dort auf dem Eichenstumpf?
„Gott sei mir Sünder gnädig!" er stöhnts, er röchelts dumpf.
O königliche Eiche, Dich hat der Blitz zerspellt!
O Ulrich, tapfer Ritter, Dich hat das Schwert gefällt!

62. Da ruft der alte Recke, den nichts erschüttern kann:
„Erschreckt nicht! der gefallen, ist wie ein andrer Mann.
Schlagt drein! die Feinde fliehen!" Er rufts mit Donnerlaut;
Wie rauscht sein Bart im Winde! hei wie der Eber haut!

63. Die Städter han vernommen das seltsam list'ge Wort.
„Wer flieht?" so fragen Alle; schon wankt es hier und dort.
Das Wort hat sie ergriffen gleich einem Zauberlied:
Der Graf und seine Ritter durchbrechen Glied auf Glied.

64. Was gleißt und glänzt da droben und zuckt wie Wetterschein?
Das ist mit seinen Rittern der Wolf von Wunnenstein.
Er wirft sich auf die Städter, er sprengt sich weite Bucht:
Da ist der Sieg entschieden, der Feind in wilder Flucht.

65. Im Erndtemond geschah es: bei Gott, ein heißer Tag!
Was da der edeln Garben auf allen Feldern lag!
Wie auch so mancher Schnitter die Arme sinken läßt!
Wohl halten diese Ritter ein blutig Sichelfest.

66. Noch lange traf der Bauer, der hinterm Pfluge ging,
Auf rost'ge Degenklingen, Speereisen, Panzerring;

Und als man eine Linde zersägt und niederstreckt,
Zeigt sich darin ein Harnisch und ein Geripp versteckt.

67. Als nun die Schlacht geschlagen und Sieg geblasen war,
Da reicht der alte Greiner dem Wolf die Rechte dar:
„Hab Dank, Du tapfrer Degen, und reit' mit mir nach Haus,
Daß wir uns gütlich pflegen nach diesem harten Strauß.“

68. „Hei!“ sprach der Wolf mit Lachen, gefiel Euch dieser Schwank?
Ich stritt aus Haß der Städte, und nicht um Euern Dank.
Gut' Nacht und Glück zur Reise! Es steht im alten Recht.“
Er sprichts, und jagt von dannen mit Ritter und mit Knecht.

69. Zu Döffingen im Dorfe, da hat der Graf die Nacht
Bei seines Ulrichs Leiche, des einz'gen Sohns, verbracht.
Er kniet zur Bahre nieder, verhüllet sein Gesicht:
Ob er vielleicht im Stillen geweint, man weiß es nicht.

70. Des Morgens mit dem Frühsten steigt Eberhard zu Roß;
Gen Stuttgart steigt er wieder mit seinem reis'gen Troß:
Da kommt des Wegs gelaufen der Zuffenhauser Hirt:
„Dem Mann ists trüb zu Muthe: was der uns bringen wird?“

71. „Ich bring' Euch böse Kunde! nächt ist in unsern Trieb
Der gleißend Wolf gefallen: er nahm so viel ihm lieb.“
Da lacht der alte Greiner in seinen grauen Bart:
„Das Wölflein holt sich Kochfleisch: das ist des Wölfleins Art.“

72. Sie reiten rüstig fürder; sie sehn aus grünem Thal
Das Schloß von Stuttgart ragen: es glänzt im Morgenstral;
Da kommt des Wegs geritten ein schmucker Edelknecht:
„Der Knab will mich bedünken, als ob er Gutes brächt.“

73. „Ich bring' Euch frohe Märe: Glück zum Urenkelein!
Antonia hat geboren ein Knäblein hold und fein.“
Da hebt er hoch die Hände, der ritterliche Greis:
„Der Fink hat wieder Samen: dem Herrn sei Dank und Preis!“

III. Der Schenk von Limburg.

1. Zu Limburg auf der Feste,
Da wohnt' ein edler Graf,
Den keiner seiner Gäste
Jemals zu Hause traf.
Er trieb sich allerwegen
Gebirg und Wald entlang,
Kein Sturm und auch kein Regen
Verleidet' ihm den Gang.

2. Er trug ein Wams von Leder
Und einen Jägerhut
Mit mancher wilden Feder,
Das steht den Jägern gut;
Es hing ihm an der Seiten
Ein Trinkgefäß von Buchs;
Gewaltig konnt' er schreiten
Und war von hohem Wuchs.

3. Wohl hatt' er Knecht' und Mannen
Und hatt' ein tüchtig Roß,
Ging doch zu Fuß von dannen
Und ließ daheim den Troß.
Es war sein ganz Geleite
Ein Jagdspieß, stark und lang,
An dem er über breite
Waldströme kühn sich schwang.

4. Nun hielt auf Hohenstaufen
Der deutsche Kaiser Haus,
Der zog mit hellen Haufen
Einsmal zu jagen aus.
Er rannt' auf eine Hinde
So heiß und hastig vor,
Daß ihn sein Jagdgesinde
Im wilden Forst verlor.

5. Bei einer kühlen Quelle,
Da macht' er endlich Halt;
Gezieret war die Stelle
Mit Blumen mannigfalt.
Hier dacht' er sich zu legen
Zu einem Mittagschlaf:
Da rauscht' es in den Hägen
Und stand vor ihm der Graf.

6. Da hub er an zu schelten;
„Treff' ich den Nachbar hie?
Zu Hause weilt er selten,
Zu Hofe kömmt er nie:
Man muß im Walde streifen,
Wenn man ihn sehen will,
Man muß ihn tapfer greifen,
Sonst hält er nirgends still.“

7. Als drauf ohn' alle Fährde,
Der Graf sich niederließ,
Und neben in die Erde
Die Jägerstange stieß,
Da griff mit beiden Händen
Der Kaiser nach dem Schaft:
„Den Spieß muß ich mir pfänden,
Ich nehm' ihn mir zu Haft.

8. Der Spieß ist mir verfangen,
Deß ich so lang begehrt,
Du sollst dafür empfangen
Hier dieß mein bestes Pferd.
Nicht schweifen im Gewälde
Darf mir ein solcher Mann,
Der mir zu Hof und Felde
Viel besser dienen kann.“

9. „Herr Kaiser, wollt vergeben!
Ihr macht das Herz mir schwer.
Laßt mir mein freies Leben,
Und laßt mir meinen Speer!
Ein Pferd hab' ich schon eigen,
Für Eures sag' ich Dank;
Zu Rosse will ich steigen,
Bin ich 'mal alt und krank.“

10. „Mit Dir ist nicht zu streiten,
Du bist mir allzu stolz.
Doch führst Du an der Seiten
Ein Trinkgefäß von Holz:
Nun macht die Jagd mich dürsten,
Drum thu mir das, Gesell,
Und gieb mir Eins zu bürsten
Aus diesem Wasserquell!“

11. Der Graf hat sich erhoben,
Er schwenkt den Becher klar,
Er füllt ihn an bis oben,
Hält ihn dem Kaiser dar.
Der schlürft mit vollen Zügen
Den kühlen Trank hinein
Und zeigt ein solch Vergnügen,
Als wär's der beste Wein.

12. Dann faßt der schlaue Zecher
Den Grafen bei der Hand:
„Du schwenktest mir den Becher
Und fülltest ihn zum Rand,
Du hieltest mir zum Munde
Das labende Getränk:
Du bist von dieser Stunde
Des deutschen Reiches Schenk!"

Das vollendetste Muster einer Rhapsodie haben wir ohne Zweifel im „Grafen Eberhard"[1]), aus dessen Leben der Dichter einige hervorragende Züge zu einem Gesammtbilde verbunden hat, das uns die lebendigste Anschauung der kräftigen Persönlichkeit des alten Helden gewährt. Es weht darin der ungetrübteste Hauch der alten Heldendichtung, wie wir sie im Nibelungenliede oder im Homer bewundern. Wie in diesen Meisterwerken der epischen Kunst lebt auch hier die vollendetste Objektivität; der Dichter ist zum treuen Spiegel der Geschichte geworden, seine eigene Persönlichkeit tritt ganz zurück; nur da, wo die dargestellten Empfindungen auch die seinigen sind, brechen sie in kunstloser Naivetät hervor, z. B. wenn er seine eigene Freudigkeit am Kampfgetümmel nicht bemeistern kann (Str. 41. 61 u. a. m.) Aber auch dann ist es nicht störend, der Dichter erscheint vielmehr als begeisterter Zuschauer, ja beinahe als Theilnehmer der dargestellten Begebenheit, so daß im Gegentheil die Anschauung nur noch lebendiger wird. — Das ganze Gedicht schließt sich treu an die historischen Thatsachen an; keine ist von dem Dichter erfunden, aber er weiß sie mit solcher Kunst zusammenzustellen, zu motiviren und zu entfalten, er weiß überall das poetische Leben derselben so sicher hervortreten zu lassen, daß wir demungeachtet keine bloße Erzählung, sondern in der That ein poetisches Kunstwerk vor uns haben. Darstellung und Versbau sind gleich meisterhaft. Die Sprache zeichnet sich durch edle Einfachheit und reiche Mannigfaltigkeit aus; die oft wiederkehrende Alliteration (Str. 8. 11. 24. 27 u. a. m.) schließt sich durchaus naturgemäß an die dargestellten Situationen oder Empfindungen an, so daß sie als Nothwendigkeit, nicht als eine absichtlich zur Hebung des poetischen Colorits gewählte Form erscheint. — Wenn im „Schenk von Limburg" auch kein so großartiges Heldenleben veranschaulicht wird, und die mitgetheilte Begebenheit an und für sich kein poetisches Interesse gewährt, so hat der Dichter eben deshalb sein ausgezeichnetes Talent darin vielleicht noch mehr beurkundet, weil er aus der Anekdote, die er mit ganz schlichten Worten zu erzählen scheint, ein wirkliches Gedicht geschaffen hat, dessen Schönheit vornämlich in der vollendeten und sicheren Charakteristik des Kaisers und des Grafen liegt. Eben diesen Vorzug der plastischen Charakterzeichnung finden wir auch im „Klein Roland" (II. 520); aber außerdem tritt uns in demselben eine Tüchtigkeit, ich möchte beinahe sagen, eine Keckheit der Behandlung entgegen, die ihres Gleichen wenig hat. Die drei verschiedenen Punkte der Erzählung sind ganz leise, die beiden ersten sogar ohne ausdrücklichen Uebergang an einander gereiht; aber was jedem Andern zum Verderben gereicht haben würde, wird bei Uhland zur weitern Schönheit; denn gerade dadurch wird es erst recht klar, wie kräftig die innere poetische Einheit des Gedichts ist, die alles Einzelne, auch ohne sichtbaren Verband so sicher zusammenhält. — Wie kunstreich endlich ist „König Karls Meerfahrt." Der Dichter zeichnet uns in wenigen Zügen die zwölf Genossen des großen Frankenkönigs durch die Worte, welche sie im Augenblicke der drohenden Gefahr aussprechen; aber so vortrefflich sie auch charakterisirt sind, so hat sie der Dichter doch nicht um ihrer selbst willen dargestellt, sondern nur, um die großartige Heldengestalt König Karls desto glänzender hervortreten zu lassen, dessen Ruhe und Thatkraft gegen den Jammer seiner Paladine einen wunderbaren Contrast bildet.

Uhland's Talent zur Rhapsodie ist so entschieden, daß er selbst solche Stoffe in dieser Form behandelt hat, welche sich eher zur Romanze eignen, wie in dem unübertrefflich schönen Gedicht „Des Sängers Fluch" (II. 532). Statt daß er die zu Grunde liegende Begebenheit in Einen Punkt zusammenfaßt und alle nothwendigen Erläuterungen oder Schildereien in Einen und denselben Rahmen drängt, wie es z. B. Schiller im „Taucher" gethan hat, so läßt er die Thatsachen in ruhiger, epischer Folge vor unsern Augen entrollen; er vermeidet alle Künstlichkeit der Composition, welche ein Haupterforderniß der Romanze ist, und sucht nur durch die glückliche Wahl der einzelnen Momente und deren geschickte Behandlung zu wirken. Wie überall, so zeigt sich auch hier des Dichters Kunst, seinen Darstellungen die größte Anschaulichkeit zu geben; es treten nicht nur die einzelnen Personen in sicherer Individualität hervor, auch die Scenerie ist zu einem sichern und festen Bilde gestaltet, ob gleich im Verhältniß nur wenige Worte oder Zeilen dazu verwendet sind. Dies ist ihm hauptsächlich durch die überaus glückliche Anwendung des Contrastes, und durch geschickte Zusammenstellung verschiedenartiger Erscheinungen gelungen, z. B. in Str. 1. 3. 5. 6. 7. u. a. m.[2]). Uebrigens dürfen wir uns nicht verbergen, daß nur das großartige Talent Uhland's die

---

1) Graf Eberhard II. von Würtemberg, genannt der Greiner oder auch der Rauschebart (gest. 1392) und sein Sohn Ulrich (gest. 1388) sind im Chor der Stiftskirche von Stuttgart beigesetzt. (Anm. d. Dichters.)

2) Ein vortreffliches Gegenstück zu „Des Sängers Fluch" hat der nämliche Dichter im Liede „Des Sängers Wiederkehr" (II. 515) gegeben. Beiden Gedichten liegt derselbe Gedanke zum Grunde; beide stellen die wunderbare Macht des Sängers dar, welcher, Göttern gleich, über Vernichtung und Unsterblichkeit zu gebieten hat. So wie er die Elemente bezwingt („Arion" von Schlegel und Tieck), oder die edle That aus der Verborgenheit zieht (Schiller's „Graf von Habsburg"), wie sein Fluch den Unwürdigen in ewige Vergessenheit

Schwierigkeit besiegen konnte, einen solchen Stoff in solcher Form darzustellen, und vielleicht würde es selbst ihm nicht zum zweitenmale gelingen; jedenfalls sind alle Nachahmungen, so zahlreich sie auch waren, an der Größe der Aufgabe gescheitert.

So sehr des Dichters Talent nach dieser eigenthümlichen Dichtungsform strebt, so hat er sich doch nicht darauf beschränkt, sondern auch eine Anzahl Balladen gedichtet, welche durchaus gelungen sind. Auszuzeichnen sind unter diesen insbesondere „Das Glück von Edenhall“ (II. 531), dessen tragischer Grundgedanke, daß frevelhafter Uebermuth in unvermeidliches Verderben führe, in lebendiger Anschaulichkeit hervortritt; dann „Die drei Lieder“ (II. 527), in welchen das in der Vorzeit so lebendige Gefühl für Blutrache die zerstörende Gewalt ist, welcher der König unterliegen muß. Von großem Effekt ist in diesem Gedichte die Wiederholung der Reden des Jünglings; in dieser Einfachheit liegt unendlich mehr Kraft und Wirkung, als wenn er seinen Schmerz oder seinen Siegsjubel in pathetischer Rede ausgesprochen hätte. „Der blinde König“ (II. 526) zeichnet sich sowohl durch die gelungene Composition aus, durch welche der Dichter alle einzelnen Begebenheiten zu einem schönen Gesammtbild verbunden hat, als durch die glückliche Ausführung, deren hohe Schönheit vorzüglich darin beruht, daß uns der Dichter eine Welt von zarten Gefühlen eröffnet, die in dem großartigen Heldenleben ein kräftiges Relief findet. —

Die Romanze hat Uhland nur selten bearbeitet; die wenigen, die er gedichtet, lehnen sich meistens, wie „Der Student“ (II. 527) mit seiner sehnsuchtsvollen Klage an die spanische Behandlungsweise an, deren Eigenthümlichkeit er auch im „St. Georgs Ritter“ (II. 536) so glücklich aufgefaßt hat. —

Nächst Uhland hat sich **Gustav Schwab**[1]) in der Bearbeitung der Rhapsodie am meisten ausgezeichnet; doch darf nicht verschwiegen werden, daß er, wie viele andre Minderbegabte, die höhere Anschauungsweise oft verschmäht hat, und daß seine Darstellungen alter Geschichten oft so sehr aller poetischen Grundlage, aller schöpferischen Gestaltung ermangeln, daß sie bis zur bedeutungslosen Reimerei herabsinken, was ihm sogar bei einigen an sich sehr tüchtigen Stoffen begegnet. Es wurden aber billiger Weise dergleichen mangelhafte oder ganz verfehlte Stücke nicht aufgenommen — ob sie gleich vielleicht zur Vergleichung, und um die Natur der Rhapsodie recht anschaulich zu machen, Nutzen gewähren möchten — weil G. Schwab an ächt poetischen Werken nichts weniger als arm ist. Merkwürdig ist es aber, daß er gerade in der Rhapsodie, zu welcher Gattung wohl die meisten seiner epischen Dichtungen gehören, vergleichungsweise am wenigsten geleistet hat; denn außer dem vortrefflichen „Appenzeller Krieg“, der wegen seines zu großen Umfangs leider nicht aufgenommen werden konnte, und den drei von uns mitgetheilten werden nur noch wenige Gedichte dieser Gattung auf ungetheiltes Lob Anspruch machen können, während seine Balladen beinahe ohne Ausnahme von ächter Poesie zeugen. „Das Mahl zu Heidelberg“ (II. 635) verdient die nämliche Auszeichnung wie Uhland's Schenk von Limburg. Auch hier ist eine an sich ganz gewöhnliche Anekdote zu poetischem Leben geschaffen, das im kräftigen und doch so milden Charakter des Pfälzers seinen schönen Mittelpunkt findet. In „Elsbeth von Calw“ (II. 638), einer der trefflichen Dichtungen Schwab's, hat er uns ein Gemälde voll Wahrheit und Innigkeit gegeben, dessen ahnungsreicher Schluß die tiefe Wirkung des Ganzen noch erhöht. Der Dichter hat sich gerade hier als Meister gezeigt, denn so nahe ihm auch lag, die Verzweiflung des rückkehrenden Vaters darzustellen, so reizend es für sein Talent auch sein mochte, eine solche bedeutsame, ergreifende Situation zu benützen, so fühlte er doch, daß der Mittel- und Schlußpunkt im Tode der beiden Geliebten liege, daß der Leser von den schöneren Gefühlen nicht abgezogen werden dürfe, welche der erhabene Charakter der Jungfrau in ihm erwecken mußte. — Von tiefer Begeisterung, würdig der Helden, die es besingt, zeugt das Gedicht „Die Engelskirche auf Anatoliken“ (II. 644), dessen Composition und Sprache so fest und reich ist, daß sie sogar die unglücklich gewählte Strophenform mit ihren schwachen Reimen zu überwinden vermag. „Die Schöpfung des Bodensees“ (II. 640), dessen mittlere Strophen mit Herder's „Fremdlingen (I. 362) verglichen werden mögen, stellt in recht klaren und anschaulichen Bildern das schöne, gehaltvolle Leben dar, das sich zu verschiedenen Zeiten an den Ufern des „blauen Sees“ entfaltet hat, und dient als bedeutsame Einleitung zu den schönen Balladen, welchen der nämliche See zum Stützpunkt dient. „Der Reiter und der Bodensee“ (II. 642) ist schon oben (S. 197) berührt; der andern „Des Fischers Haus“ (II. 643), liegt eine Thatsache zum Grunde, die er in seiner Beschreibung des Bodensees mit folgenden Worten erzählt: „Im Jahre 1692 versank zu Gottlieben (einem Dorfe des Kantons Thurgau, am Bodensee) bei einem starken Winde und einer fast unmerklichen Erderschütterung innerhalb drei Stunden das Ufer mit vier Häusern in den Untersee. Man glaubte, daß es von Karpfen und Forellen unterfressen worden sei.“ Diese Thatsache und die ihr von der allgemeinen Meinung gegebene Ursache hat der Dichter mit seltenem Glücke zu einer Ballade bearbeitet, indem er die Fische als eine den Uebergriffen des auf seine Macht stolzen Menschen sich widersetzende Naturkraft dargestellt hat. Das Untergraben des Ufers erscheint dem Dichter nicht als eine nur

---

stürzt („Des Sängers Fluch“), so ist Fortdauer nach dem Tode nur in ihm und durch ihn möglich, wie er selbst durch seine Lieder unsterblich wird, so verleiht er auch den besungenen Thaten und Menschen Fortdauer nach dem Tode und Unsterblichkeit. (Vergl. „Zwei Särge“ von Kerner II. 656.)

[1]) Gustav Schwab, geboren den 19. Juni 1792 in Stuttgart, wo er das Gymnasium besuchte, studirte 1809—1814 Theologie in Tübingen, wird 1815 Repetent am theologischen Seminar daselbst, 1817 Prof. am Gymnasium in Stuttgart, 1836 Pfarrer in Gomaringen.

im Instinkte der Karpfen liegende Thätigkeit, sondern als eine Aeußerung ihres freien Willens, als ein Kampf der Einen Kraft gegen die andere; in dieser poetischen Anschauung liegt aber, wie wir oben gesehen haben, das Wesen der Ballade. — „Das Gewitter“ (II. 639) gehört zu dem Wirkungsreichsten, was wir von G. Schwab besitzen, und es ist dieses Gedicht um so mehr hervorzuheben, als der Effekt ganz ungesucht ist, er vielmehr nur in der schönen Composition und in der einfachen Darstellung liegt. Es war ein überaus glücklicher Gedanke, die vier menschlichen Lebensalter nach ihren verschiedenen Eigenthümlichkeiten, nach ihren Beschäftigungen, ihren Freuden und Leiden, ihren Gefühlen und Hoffnungen einander entgegenzusetzen, und sie doch dadurch zu Einem Gesammtbild zu vereinigen, daß sie alle das gleiche vernichtende Schicksal ereilt [1]). —

Mehr dem Lyrischen zugewandt, hat auch **Kerner** [2]) Uhland zu seinem Vorbilde genommen, dabei aber eine ausgesprochene Originalität an den Tag gelegt. Wie seinem großen Meister, so ist auch ihm das Naturleben in reicher Fülle aufgegangen; aber der tiefe Blick in diese unermeßliche Welt hat sein Gemüth nicht mit Kraft und Lebenslust erfüllt, wie jenen, er hat daraus nur trübe Ahnungen geschöpft, die ihm alle Heiterkeit der Seele rauben, sie in Schmerz auflösen. Es ist oft etwas Krankhaftes in Kerner's ganzer Erscheinung, weshalb er die Natur nicht um ihrer selbst willen liebt und aufsucht, sondern nur um sich von der Gemeinschaft der Menschen zu befreien („Waldleben“, „Rath im Mai“, „Sehnsucht“ II. 649 ff.). Doch liegt diese krankhafte Stimmung ursprünglich nicht in ihm, man kann vielmehr vielen seiner hiehergehörigen Lieder ansehen, daß sie einigermaßen gesucht ist; freilich hat er sich so ganz in sie versenkt, daß sie ihm nach und nach zur andern Natur geworden sein mag. Erfreulicher sind seine Dichtungen, wenn er die wehmüthige Stimmung nicht in die Objekte hineinträgt, wenn sie ihm vielmehr aus denselben entgegentritt und er sie mit poetischem Sinne auffaßt, wie in den „Stillen Thränen“ und der „Todesprobe“ (II. 647. 649), oder in den schönen Dichtungen „Preis der Tanne“ und „Der Wanderer in der Sägemühle“ (II. 653. 654), welche im Gewande der Fabel und Parabel, doch mit eigenthümlicher Haltung den Tod, als das Ziel und den Ruhepunkt des menschlichen Lebens darstellen. Manchmal wird die krankhafte Regung seines Herzens von der tiefer liegenden Lebensfreudigkeit besiegt, wie schon im „Frühlingsmorgen“ (II. 649), wo der Anblick der jungaufblühenden Natur ihn zur Lust bewegt und den Gram des Herzens verscheucht; entschieden aber im „Wanderlied“ (II. 650), das von der gesundesten Heiterkeit durchglüht ist, und, wie Tieck's „Zuversicht“ (II. 325), mit der es auch in den Gedanken und im Ausdruck einige Verwandtschaft hat, unwiderstehliche Sehnsucht im jugendlichen Herzen erregen mag. Auch das „Trinklied zum neuen Wein“ (II. 651) ertönt in lebensfroher Gemüthlichkeit, die in dem theilnahmsvollen Blicke auf so manche unterdrückte Völker eine höhere Weihe empfängt. Ganz im Sinne und in der Weise Uhland's treten uns die politischen Lieder „Vorwärts“ und „Der Bürgerwall“ (II. 647. 650) entgegen, welche beide, das Eine mit männlicher Entschiedenheit, das andre in trefflicher Ironie das Bürgerthum und seine heiligen Ansprüche auf Anerkennung im Staate wahren. Auch im Epischen hat Kerner Uhland zu seinem Vorbild genommen, aber auch hier, wie im Lyrischen, mit Bewahrung seiner Eigenthümlichkeit, die ihn vorzugsweise dem Trüben, Ahnungsvollen entgegenführt, wie schon die Wahl der Stoffe beweist. In „Kaiser Rudolfs Ritt zum Grabe“ (II. 655), das als Rhapsodie durchaus gelungen ist, ist das Ende jenes großen Mannes ächt poetisch geschildert; und in den „zwei Särgen“ (II. 656) hat er den Segen und die Ewigkeit der Poesie im Gegensatz zu den vergänglichen Bemühungen eines im Leben mächtigen Königs mit großem Glücke dargestellt, so daß dieses Gedicht ein würdiges Seitenstück zu Uhland's „Sängers Fluch“ ist. — —

Das Naturlied wurde von zwei, dem Geiste nach verwandten, obgleich in Leben und Bildung durchaus unabhängigen Dichtern, **Mayer** [3]) und **Tanner** [4]), auf eigenthümliche Weise bearbeitet. Beide flüchten sich gern in die schöne Frühlingsnatur und ihre Einsamkeit, wie Kerner, nicht aber aus krankhafter Menschenscheu und um sich einem wahren oder eingebildeten Schmerz zu überlassen, sondern weil das rege Naturleben ihr Gemüth erst recht poetisch stimmt, und wie der Lerche ihren Gesang, so ihnen Lieder entlocken („Naturgeschäftigkeit“ II. 657). Das gol-

---

1) G. Schwab hat diesem Gedichte folgende Anmerkung beigefügt: „Am 30. Juni 1828 schlug der Blitz in ein von zwei armen Familien bewohntes Haus der würtembergischen Stadt Tutlingen und tödtete von zehn Bewohnern desselben vier Personen weiblichen Geschlechts, Großmutter, Mutter, Tochter und Enkelin, die erste 71, die letzte 8 Jahre alt. Siehe Schwäbischen Merkur, 8. Juli 1828. No. 63.“ — Wir haben diese Bemerkung mitgetheilt, weil sie ein vollständiges Zeugniß von des Dichters poetischer Schöpfungskraft gibt, dem es gelingen konnte, aus einer so unbedeutenden Zeitungsnotiz ein so reiches poetisches Gemälde zu schaffen. Hätte er sich doch immer in diesem Kreise bewegt, statt in Nachahmung Uhland's, dessen eigenthümliches Talent ihm nicht zu Theil geworden ist, zur bloßen Reimdichterei herab zu sinken!

2) Christian Justinus Kerner, geboren den 18. Februar 1786 zu Ludwigsburg (Würtemberg), studirte 1804 in Tübingen die Medicin, wo er mit Uhland in freundschaftlicher Beziehung stand. Er machte 1809 und folgende Jahre wissenschaftliche Reisen, wird 1809 Oberamtsarzt in Weinsberg.

3) Karl Mayer, geboren im Jahre 1786 zu Neckarbischofsheim (Würtemberg), lebt in Waiblingen.

4) Karl Rudolf Tanner, geboren den 24. Juni 1794 in Aarau, studirt 1814 bis 1817 in Heidelberg und Göttingen, wo er als Doctor der Rechte promovirt, läßt sich dann in seiner Heimath als Advokat nieder, wird 1831 Mitglied, 1833 Präsident des Obergerichts.

denschillernde Insekt („Aufbruch“ II. 658), der Wald („Trostesfunken“, „Umsonst“ II. 658. 659), die nächtliche Stille („Nachtgang“ II. 661), der Wellenzug („Das Gerede der Wellen“ II. 661), der Flug der Tauben („Heimzug“), die Sternenwelt („Aufschwung“ II. 662) oder das Gewitter („Im Gewitter“ II. 662), mit Einem Worte, jede Naturerscheinung hat für sie eine tiefere Bedeutung, die ihnen bei der Anschauung aufgeht, und als Gedicht wiederklingt, das meistens von einem wehmüthigen Hauch durchzogen ist, weil die Freude am Naturleben sich eben als Wehmuth im Herzen niedersetzt. Alle diese Dichtungen sind gleichsam unbewußte Volkslieder, deren Form sie auch haben, da sie von der Betrachtung eines Naturbildes ausgehen, an welches der Dichter die Darstellung seiner Empfindung oder Anschauung anreiht (Siehe oben S. 358). Oft versenken sie sich, namentlich aber Mayer, so ganz in die Anschauung des Naturlebens, daß ihr Gemüth ganz davon erfaßt, und in heiliges Schweigen gebannt wird („Im Verziehen“ II. 657). Dann ist aber nicht auch ihre Schöpferkraft gehemmt, sondern sie schaffen Gemälde, die bei ihrer Einfachheit und Präcision die lebendigste Anschauung gewähren („Wechselweise Labung“, „Im Thalesgrund“ II. 657. 659). Von Mayer ist endlich noch zu erwähnen, daß auch in ihm die Liebe zur Freiheit und zu seinem Volke poetische Gestaltung gewinnt („Schlaflos in der Nachtherberge“, „Des Windes Klage“ II. 658. 660). Beide Dichter zeichnen sich durch reiche Sprache und glückliche Behandlung des Reims aus, der insbesondere bei Tanner, immer rein und voll ist, wie denn auch anerkannt werden muß, daß er stets rastlos bemüht ist, seinen Liedern die höchst mögliche Vollkommenheit in Form und Inhalt zu geben. —

An diese beiden Dichter schließt sich **Fröhlich**[1]) an, der sich durch eigenthümliche Auffassung und Behandlung der Fabel ausgezeichnet hat. Er verdient schon darum große Anerkennung, daß die seinen Fabeln zu Grunde liegenden Erfindungen, vielleicht mit wenigen Ausnahmen, durchaus neu und selbstständig sind. Denn während die früheren Fabeldichter sich meistentheils damit begnügten, den ihren Vorgängern aus allen Nationen und Zeiten entlehnten Stoff neu zu gestalten, hat Fröhlich denselben der Natur selbst entnommen, deren Betrachtung ihn zur Fabeldichtung führte, wie sie die ihm geistesverwandten Mayer und Tanner zu lyrischen Bildern begeisterte. Dadurch haben aber seine Fabeln eine seltene Frische und Wahrheit erhalten, es sind keine gekünstelten Verbindungen der Thier- oder Pflanzenwelt mit einer schon im Voraus beabsichtigten Moral, sondern man sieht ihnen vielmehr auf den ersten Anblick an, daß die Moral eine nothwendige Folge der Naturbeobachtung ist. Und weil der Dichter in der Natur doch immer sein eigenes Leben wiederfindet, so wird es begreiflich, warum Fröhlich's Fabeln, wenigstens die vorzüglichsten, an die Ideen sich anlehnen, welche er damals mit Feuer ergriffen hatte, ohne daß er jedoch in Einseitigkeit verfallen wäre, oder seine poetische Anschauung in zu enge Schranken gebannt hätte. Auch wußte er jene Ideen auf die mannigfaltigste Weise aufzugreifen, und sie nach allen ihren Beziehungen hin poetisch zu gestalten. Meistentheils hat er jedoch weniger seine eigenen Ansichten entwickelt, als die ihnen entgegengesetzten, oder er hat solche Lebensverhältnisse, die er für verderblich hielt, zu bekämpfen oder in ihrer Nichtigkeit darzustellen gesucht, wobei er nicht selten eine bis zur Bitterkeit gesteigerte Ironie an den Tag legte. So verspottet er den Adel in „Ellengröße“ wegen seiner langen Stammbäume ohne Frucht, in „Herablassung“ (II. 714. 716) wegen der nur allzu oft erscheinenden Mißachtung des Anstandes oder der sittlichen Pflichten. Die „Streichelhände“, die „Diplomatik“ und die „Versöhnungsgefahr“ (II. 713) warnen vor Falschheit und Heuchelei im politischen Leben; in „Freiheitspresse“ und in den „Volksvertretern“ (II. 714. 715) hat er vorzugsweise monarchische Verhältnisse im Auge. Auch über das religiöse Leben hat er einige sehr gelungene Fabeln gedichtet. Die Kraft des Glaubens und die begründete Sehnsucht nach einer höheren Zukunft ist im „Glauben“ (II. 718); in den „Lebensworten“ (II. 711) der unerschütterliche Glaube an ein ewiges Leben (vergl. Jacobi „Die Linde auf dem Kirchhofe“ I. 234), vortrefflich zur Anschauung gebracht (vgl. Tanner „Heimzug“ II. 662); die „strenge Barmherzigkeit“ (II. 716) stellt die Wohlthat harter Prüfungen dar; in den „Strömen des Heils“ (II. 716) liegt der Gedanke, den wir Lessings „Nathan“ verdanken; die „Zionsnachtwächter“ (II. 715) vertheidigen die Glaubensfreiheit, und in den „Bürgern“ (II. 714) endlich zeigt er, daß das höchste, Alles in sich begreifende Leben im Christenthum liege, denn während die Wissenschaft, die Kunst, die Staatsweisheit, die Philanthropie, der Patriotismus, der Heldenmuth in Einseitigkeit sich verlieren, schließt das in seiner hohen Bedeutsamkeit aufgefaßte Christenthum jedwede, also auch diese Tugenden und Kräfte in sich. — Fröhlich's Fabeln haben auch in der äußern Haltung etwas Eigenthümliches, da sie in Ton und Rhythmus an das Lyrische gränzen; aber es wäre unrecht, Dies an ihnen tadeln zu wollen, da sie ja aus der, ich möchte sagen, lyrischen Anschauung der Natur entsprungen sind, und der Dichter diese ursprüngliche Auffassung zu bewahren das vollkommenste Recht hatte. —

Der Einfluß Uhland's beschränkte sich nicht auf seine engere Heimat, er verbreitete sich bald über das gesammte deutsche Vaterland, so daß auch im Norden uns manche Dichter begegnen, die von seinem Geiste groß gezogen wurden; unter ihnen hat sich besonders **Wilhelm Müller**[2]) einen eben so großen als wohlver-

1) Abraham Emanuel Fröhlich, geboren 1796 in Brugg (Kanton Aargau), studirt Theologie, seit 1835 Hülfsprediger und Lehrer an der Bezirksschule in Aarau.

2) Wilhelm Müller, geboren in Dessau den 7. Oktober 1795, studirt 1812 in Berlin Philologie, tritt 1813 als Freiwilliger in die preußische Armee, nimmt an

dienten Ruf erworben. Seine sämmtlichen Dichtungen zeugen von einer seltenen productiven Kraft und einer tiefgemüthlichen Innigkeit, so wie von großem Reichthum an poetischen Gedanken. Insbesondere sind seine Naturlieder von unendlicher Frische und Anmuth; das „Frühlingsmal" und das „Morgenlied" (II. 627) erschallen wie der Jubelgesang der Lerche im blauen, wolkenlosen Himmel. Die in diesen Gedichten herrschende Personifikation der Natur erinnert an Tiecks ähnliche Lieder, in welchen man jedoch die kindlich frohe, mit ihrem Jubel fortreißende Begeisterung Müllers vermißt. An diese reiht sich „die Forelle" (II. 628) würdig an, ein Gedicht, das bei dem so einfachen und an sich beschränkten Stoff eine wunderbare Beweglichkeit und ein reiches poetisches Leben voll liebenswürdiger Naivetät und kindlicher Einfalt entwickelt, welchem durch die letzte Strophe eine anmuthige Bedeutsamkeit gegeben wird. Wie alle Gedichte Müllers, so ist auch dieses Lied durch die schöne, wohllautende Sprache und die glückliche Behandlung des Reims ausgezeichnet. Die Lebensbilder aus dem deutschen Norden („Bräutigamswahl" und „die Braut" II. 628, 629) haben ganz die Haltung und sichere Objektivität des unmittelbaren Volksliedes; der so ganz wahre, tiefe Schmerz unglücklicher Liebe, der sich in ihnen ausspricht, dringt in die innerste Tiefe der Seele, wie er selbst in ihr seine geheimnißvolle Quelle hat („Gefrorne Thränen" II. 627) — — Nicht geringes Aufsehen erregten bei ihrem Erscheinen Müllers „Griechenlieder," die sich durch feurige Begeisterung, edle Gesinnung und ein tiefes Gefühl, so wie durch ihre vollendete Objektivität auszeichnen. „Der kleine Hydriot" (II. 630) stellt die Erziehung der jungen Griechen zum Kampf für Freiheit und Vaterland in einer Reihe von schön verbundenen Bildern dar; im „Mainotten" (II. 631) führt er uns in die Reihen jener heldenmüthigen Krieger, die in ihren Bergen und in ihren Herzen der Freiheit eine unbezwingliche Burg erbauten. Großartig und ergreifend spricht sich in „den letzten Griechen" (II. 632) der Schmerz über die schmähliche Theilnahmlosigkeit europäischer Fürsten und Völker an den ungeheuren Leiden ihrer christlichen Mitbrüder aus, so daß ihnen mit Recht der Vorwurf gemacht werden konnte, daß ihnen, die sich griechischer Bildung rühmten, das erste Element derselben, die Freiheit, unverstanden und verborgen geblieben sei. Daß Müller mit seinem warmen Herzen für die Leiden anderer Völker auch den Schmerz seines eigenen Vaterlandes tief fühlte, sehen wir in dem schönen Liede „der Adler auf Arkona" (II. 630), in welchem die Sehnsucht nach Wiedervereinigung des zerrissenen Reiches so mächtig durchbricht. — — Endlich müssen wir noch Eine Seite des Dichters hervorheben, die heitere Fröhlichkeit nämlich und die gemüthliche Lebenslust, die ihn zu manchem schönen Weinliede begeisterte, aus denen wir „die Arche Noäh" und „Est Est!" (II. 633) mitgetheilt haben, welches letztere insbesondere wegen seiner höchstgelungenen Darstellung voll Treuherzigkeit auszuzeichnen ist. —

Aus der romantischen Schule hervorgegangen, hat sich **Chamisso** [1]) allmählich von der Nebelhaftigkeit derselben entfernt. Dabei mag wohl Uhland bedeutenden Einfluß auf seine weitere Entwickelung gehabt haben, aber ohne daß er jemals aufgehört hätte, selbstständig und eigenthümlich zu sein. Durch die französische Revolution aus der Heimat vertrieben und frühe schon nach Deutschland geführt, hat er sich deutsche Bildung und Gesinnung in seltenem Grade angeeignet; doch dachte er immer mit Freude und Liebe an sein erstes Vaterland zurück, und als sich Deutschland gegen die französische Uebermacht erhob, konnte er sich nicht entschließen, die Waffen gegen seine alte Heimat zu tragen. So viel er auch von der Revolution zu dulden hatte, machten ihn seine eigenen Leiden gegen die glücklichen Resultate derselben nicht blind; er ergriff vielmehr ihre Lehren mit Feuer und Beharrlichkeit, so daß er, der so gern auf die schönen Tage seiner Kindheit zurückblickte, mit so tiefem Gefühl an die Größe seiner Ahnen dachte, doch Den freudigen Herzens segnete, welcher den Pflug über den Acker führte, wo einst die Burg seiner Väter gestanden hatte („das Schloß Boncourt" II. 668). Wenn auch nach Luther gedichtet, ist das „Gebet der Wittwe" (II. 669) doch für die Beurtheilung Chamissos höchst bedeutend, weil sich darin tief ausspricht, wie sehr die alte Zeit, die Zeit der Adelsherrschaft, seinem edlen Herzen verhaßt war, jene Zeit, in welcher das Volk so gränzenlos unglücklich war, daß es nicht mehr auf eine bessere Zukunft zu hoffen wagte und aus Verzweiflung sogar für das Leben des gegenwärtigen Tyrannen betete, weil es aus Erfahrung wußte, daß der Nachfolgende den Vorgänger immer an Abscheulichkeit übertraf. — So entschieden er der alten Zeit mit mit ihren Gräueln abgesagt hatte, so fest hing er an den Blüthen der Gegenwart, von denen er für die Zukunft die schönsten Früchte vertrauungsvoll hoffte. Denn er trug, wie „der alte Sänger" (II. 670), in seiner Brust die festeste Ueberzeugung, daß die Zeit allgewaltig, unaufhaltsam dränge und den in sie gelegten Keim zur Reife bringen würde. Möge man den Geist der Zeit noch so sehr verbannen, mögen Heuchelei und Falschheit ihn verläumden, das Bessere werde sich doch endlich Bahn brechen, es werde, sagt er, „die Frucht der Zeit zu ihrer Zeit geboren und das, was an der Zeit ist, doch geschehen;" die öffentliche Meinung, durch die jene

---

den Schlachten bei Lützen, Bautzen und Kulm Theil, kehrt 1814 nach Berlin zurück, wo er seine Studien mit Eifer fortsetzt, reist 1817 nach Italien, wird 1819 Professor in Dessau, später Bibliothekar und Hofrath. Gestorben daselbst den 1. Oktober 1827.

1) Adalbert von Chamisso, eigentlich Louis Charles Adelaide de Chamisso de Boncourt, geb. den 27. Januar 1781 auf dem Schlosse Boucourt (Champagne), verläßt mit seinen Aeltern Frankreich im Laufe der Revolution, tritt 1798 in preußische Kriegsdienste, wird 1810 als Professor nach Napoleonville berufen, kehrt 1812 nach Berlin zurück, macht 1815 bis 1818 als Naturforscher eine Reise um die Welt, wird dann zum Mitglied der Akademie und zum Custos des botanischen Gartens ernannt. Gest. den 21. August 1838.

Feinde der Freiheit zur Größe gelangt, werde auch sie, die Abtrünnigen, mit ihrer Gewalt zerschmettern („An die Apostolischen" II. 672). Diese feste Ueberzeugung, die ihn auf die Zukunft hinwies, ließ ihn selten zu Klagen kommen oder auf die Vergangenheit zurückblicken; wenn es aber doch geschah, entfaltete er eine Kraft der Bitterkeit, die sich oft zu glühendem, verzehrendem Haß steigert, wie in dem erschütternden Lied „Der Invalid im Irrenhaus" (II. 669), oder in der Ballade „der Bettler und sein Hund" (II. 669), welche scheinbar die treue Anhänglichkeit eines Hundes an seinen Herrn schildert, in der That aber das Elend darstellt, welches auch in unsern Tagen noch die sogenannten untern Regionen des Volkes bis zur Verzweiflung und zum Selbstmord bringt. Es ist eine eigenthümliche Erscheinung, daß Chamisso, der doch so sanften und milden, liebenswürdigen Gemüths war, so gern das Gräßliche darstellte, in dieser Vorliebe sogar oft die weitesten Gränzen der Poesie überschritt. Wir haben billigerweise solche Dichtungen nicht mit aufgenommen, in welchen die Wahl des Stoffes wie dessen Ausführung für durchaus verfehlt erachtet werden muß, aber auch in andern, welche den gerügten Fehler nicht haben, weht ein seltsam finsterer Geist, der das innerste Mark erbeben macht. Diese Eigenthümlichkeit ist schon in der „Löwenbraut" (II. 679) bemerkbar, wo nur die Aeußerung der Jungfrau, daß sie gegen ihren Willen dem fremden Manne gefreit worden sei, der gräßlichen Katastrophe eine höhere Bedeutsamkeit gibt und sie dadurch in einem milderen, beinahe beruhigenden Lichte erscheinen läßt, was bei dem „Geiste der Mutter" (II. 681) nicht der Fall ist, eine Dichtung, die von Schrecken zu Schrecken führt, bis endlich das Gemüth vom gräßlichsten Entsetzen erfaßt wird, ohne die geringste Beruhigung zu finden. Das Gedicht macht eine um so größere Wirkung, als die Darstellung selbst bei der heftigsten Bewegung in großer epischer Ruhe sich bewegt, welche der Dichter insbesondere durch die äußerst glückliche Behandlung der Terzine erreicht hat. — Man könnte Chamisso wohl mit allem Recht einen vorzugsweise psychologischen Dichter nennen; denn sein Talent beruht ganz vorzüglich auf der tiefen Erkenntniß der menschlichen Seele und ihrer Leidenschaften, die er mit unübertrefflicher Wahrheit zur poetischen Anschauung zu bringen verstand. Insbesondere zeigt sich dies in seinen epischen Gedichten, selbst in solchen, wo der Stoff mehr zu einer humoristischen oder sogar komischen Behandlung aufzufordern schien, z. B. in „Abballah" (II. 674), einer Erzählung, die sich nicht nur wegen ihrer einfachen Composition und ruhigen, schlichten Darstellung, sondern insbesondere auch durch die Gewandtheit auszeichnet, mit welcher er den Charakter des geizigen und undankbaren Derwisches episch zu entfalten verstand. — —

Obschon die tief gemüthliche Richtung Chamissos schon in den bis jetzt berührten Gedichten deutlich genug sich offenbart, so mußte dieselbe, da sie die Basis seines ganzen Lebens wie seiner Poesieen bildet, ganz besonders hervorgehoben werden. Wir finden sie mit aller Liebenswürdigkeit seiner edlen Seele im „Frühling" (II. 667) ausgesprochen, wo sich der Dichter selbst seines jugendlichen Herzens erfreut, das er sich durch alle Stürme des Lebens hindurch bewahrte, so daß er selbst an die grauen Locken nicht glaubt, die sein Haupt bedecken. Denn noch kann ihn ja der junge Frühling mit seinen Blüthen zu Liedern begeistern. (Vgl. Uhland „Frühlingsahnung" II. 505; Mayer „Naturgeschäftigkeit" II. 657). Und wie schön ist die gemüthliche Aufforderung, die Klagen des Lebens durch den Gesang zu beschwichtigen in „Frisch gesungen" (II. 668)! Denn immer hat ja der fröhliche Gesang Kummer und selbst den Zorn ihm verscheucht! (Vergl. Kerner „Frühlingsmorgen" II. 649). Wir wollen mit dem schönen Gedichte „Nachhall" (II. 671) von ihm Abschied nehmen, mit welchem er selbst dem Leser und seiner poetischen Laufbahn ein so rührendes und inhaltreiches Lebewohl sagt.

Ja, Dein Name, herrlicher Mann, ist guten Klangs und wird nicht verschallen, so lange die deutsche Jugend für alles Große und Edle ein offenes Herz bewahrt; möchten nur alle jüngeren Dichter Dir nachfolgen und den Gott in sich ehren, ihre Zeit und ihr Vaterland lieben, wie Du es gethan; möchte ihr Lied, „von keinem Ludwig ausgesäet" (Schiller „An Göthe" II. 14) frei erschallen für Wahrheit und Freiheit; möchte jeder singen; „wem Gesang gegeben ward im deutschen Dichterwald" (Uhland „Freie Kunst" II. 508), doch nie „den Gesang entwürdigen" (Uhland „Die deutsche Sprachgesellschaft" II. 511); möchten sie alle und immer der Worte des edlen Greises gedenken: „das Reich der Dichtung ist das Reich der Wahrheit (Vergl. Göthe „Zueignung" I. 493), Schließt auf das Heiligthum, es werde Licht!" —

Wie Chamisso, so ist auch **Eichendorff** [1]) der romantischen Schule entsprungen, von deren Anschauungsweise er sich zwar auch in späteren Jahren weniger entfernte als jener, die aber durch das mächtig erwachte Bedürfniß nach einer realen Basis des poetischen Lebens in ihm oft zur kräftigeren Gestaltung gelangte, und zwar ganz zum Vortheile des Dichters, denn wo dies nicht der Fall ist, wie in seinen meisten Dramen, verliert er sich in lyrische Ueberspanntheit und Gestaltlosigkeit, so daß an Durchführung einer bestimmten, in sich abgeschlossenen Handlung oder an fester Haltung und Zeichnung der Charaktere nicht zu denken ist. Auch bei seinen lyrischen Gedichten ist solche Zerflossenheit nicht selten zu finden; wenn sie sich aber an die Wirklichkeit anlehnen, oder aus klarem Gefühl und sicherer Anschauung entspringen, gewinnen sie Festigkeit

---

1) Joseph Freiherr von Eichendorff, geboren den 10. März 1788 in Lubowitz bei Ratibor (Oberschlesien), studirt 1805 bis 1808 die Rechte in Halle und Heidelberg, macht dann größere Reisen, tritt 1813 als freiwilliger Jäger in die preußisch. Armee und nimmt an den Feldzügen nach Frankreich Theil, kehrt 1816 nach Deutschland zurück und wird Referendarius in Breslau, 1821 Regierungsrath in Danzig, 1824 Oberpräsidialrath in Königsberg, lebt jetzt in Berlin. Seine ersten Dichtungen ließ er unter dem Namen Florens erscheinen.

und wirksame Haltung. Dann tritt auch die ihm so eigenthümliche Liebenswürdigkeit und gemüthliche Hingebung in ihrem ganzen Reize hervor, es lebt in seinen Liedern dann bei all' ihrer anspruchslosen Einfachheit eine solche Kraft und Innigkeit, eine so anziehende Wahrheit des Gefühls, daß es begreiflich wird, wie manche von ihnen, z. B. „Der frohe Wandersmann“, „Der wandernde Musikant“ und „Das zerbrochene Ringlein (II. 663, 667), zu viel verbreiteten Volksliedern wurden. Beinahe durch alle seine Gedichte zieht sich ein eigenthümlicher Hauch von Wehmuth, der ihn auch bei dem Ausdrucke der frischesten Lebensluft nicht verläßt, und andererseits die Schmerzen mildert, die sein Gemüth durchziehen, so daß sie sich im Liede auflösen können („Wehmuth“ II. 663), wie in dem vortrefflichen Gedichte „Auf den Tod meines Kindes“ (II. 664 ff.) In einigen Liedern, z. B. in „Gute Nacht“ und „Ostern“ (II. 664, 666), neigt er sich zu der eigentlichen Naturbetrachtung, von der oben bei Mayer (S. 394 ff.) gesprochen wurde.

Mit Eichendorff hat **Heinrich Hoffmann**[1]) große Aehnlichkeit, dessen Talent jedoch viel mannigfaltiger und beweglicher ist; denn er kann sich nicht nur in das engste, in sich abgeschlossene Gefühlsleben zurückziehen, und sich darin so einheimisch, sicher und zufrieden bewegen, als ob er von andern Weltbeziehungen Nichts wisse, ja kaum ahne, wie in den gemüthlich tiefen, kindlich naiven Kinderliedern (II. 721), die so glücklich an Natur- und Mährchenwelt sich anlehnen; er kann auch der muntersten, beinahe ausgelassenen Fröhlichkeit sich hingeben, wie in den „Trink- und Weinliedern“ (II. 722 f.), und dabei heitern Humor und sprudelnde Laune, ja selbst kräftige Ironie entfalten, die manchmal sogar zur derben und rücksichtslosen, dabei ächt komischen Aeußerung des Zorns über die Mangelhaftigkeit des Lebens und die Zeitverhältnisse wird, wie in dem „Lied vom Knüppel aus dem Sack“ (II. 723). Beides, humoristische Kraft und männliche Entschiedenheit auch in politischer Beziehung, hat er in seiner neuesten Produktion, den „Unpolitischen Liedern“, mit seltenem Glücke dargethan. In allen seinen Dichtungen hat sich Hoffmann als einen Meister in der Behandlung der Sprache beurkundet, wie er in Reim- und Strophenbildungen immer neu und gewandt ist. Als Beweis mag insbesondere die inhaltreiche „Frühlingsfeier“ (II. 724) dienen, in welcher Strophenbau, schöne Reimverschlingung und glückliche, durchaus ungesuchte Anwendung der Alliteration gleichmäßig zum schönen Effekt beitragen.

2. Neue Bestrebungen in der Form.

Heine. — Rückert. — Platen.

Die Romantiker hatten sich, wie schon bemerkt worden ist, in oft gelungenen, oft aber auch zur Spielerei ausartenden Bemühungen um die Form verloren, weil diese ihnen allerdings in ihrem mystischen und unklaren Treiben als die einzige reale Basis erschien, an welche sie sich noch festhalten konnten. So hatte aber zum Nachtheile der Poesie das Formelle ein bedeutendes Uebergewicht erhalten, und es war eine Zeit eingetreten, wo weit weniger auf den Inhalt der Dichtungen, als auf ihre künstlerische, oder eigentlich ihre in Künstelei ausartende Gestaltung Rücksicht genommen wurde. So sehr auch diese Ausartung der deutschen Dichtkunst durch Uhland in ihrem weiteren Umsichgreifen gehemmt wurde, so hatte sich doch eine bessere Erkenntniß nicht festsetzen können, weil die einfache Form, zu welcher er zurückgekehrt war, nicht als absichtlich gewählt, sondern nur als eine nothwendige, vielleicht ihm selbst unbewußte Folge seiner poetischen Anschauung war. Erst in und mit **Heine**[2]) geht das Bestreben nach möglichster Einfachheit der Form aus künstlerischem Selbstbewußtsein hervor, welches aber ohne Zweifel erst durch Uhland's Vorgang in ihm erweckt, durch das Studium Göthe's gekräftigt worden war. Er sprach nur aus, was Uhland gefunden hatte, daß die Poesie auch mit den geringsten Mitteln die höchste Wirkung erreichen könne, oder mit andern Worten, daß sie auch in unserem Zeitalter noch so viel Jugendkraft besitze, um zur Einfachheit und Unmittelbarkeit des Volksliedes zurückgehen zu können. Diese Ansicht ist, wie wir wissen, nicht neu; sie stammt von Herder (S. Seite 124), dessen Einfluß auf die deutsche Kunst vorzüglich dadurch begründet wurde; aber sie war seither wieder in den Hintergrund getreten, und es ist daher ein großes Verdienst, daß Heine sie durch sein Beispiel wieder zum Bewußtsein brachte.

Und dieses Verdienst ist gewiß auch das bedeutendste, welches sich Heine um die vaterländische Poesie erworben; ohne dasselbe würde er trotz seines reichen Talents nimmermehr zu seinem Einfluß gelangt sein, der geraume Zeit hindurch mächtig war und bis auf die neuesten Erscheinungen gewirkt hat. Denn wenn man seine Dichtungen, auch die schönsten und besten, und selbst diejenigen, welche ganz aus Gefühl und tiefer Empfindung gebaut zu sein scheinen, genau betrachtet, so wird man doch bald zu dem Resultate gelangen müssen, daß es ihm an Wahrheit, an Glauben, an Ueberzeugung fehlt. Heine ist der umgekehrte Voß; wie dieser nur Charakter ist, so ist Heine nur Talent; aber wenn Voß durch die Tüchtigkeit seiner Gesinnung oft vergessen lassen konnte, daß er kein Dichter sei, so drängt sich bei Heine immer der Gedanke auf, daß es ihm auch bei dem Ergreifendsten, was er sagt, kein rechter Ernst damit sein möchte. Man befürchtet bei jedem Gedichte, es könnte sich so entwickeln, wie das „Seegespenst“ (II. 708), wo er uns zuerst mit bewunderswürdiger Kunst in die Märchenwelt, in das Reich des Phanta-

---

1) Heinrich August Hoffmann, nach seiner Vaterstadt von Fallersleben genannt, geboren den 2. April 1798, bezieht 1806 die Universität Göttingen, 1819 die in Bonn, 1820 Custos an der Universitätsbibliothek in Breslau, 1830 außerordentlicher, 1835 ordentlicher Professor der deutschen Sprache und Literatur daselbst.

2) Heinrich Heine, geboren im Jahre 1797 in Düsseldorf, studirt in Bonn, Berlin und Göttingen, wo er als Doctor der Rechte promovirt, und hält sich abwechselnd in Hamburg, Berlin und München, seit 1831 beständig in Paris auf.

stischen führt, um uns dann plötzlich zu sagen, er habe uns zum Besten gehabt, er habe nur versuchen wollen, wie weit seine Kunst gehe, und ob es ihm wohl möglich sei, unsere Erwartung zu spannen, unsere Gefühle aufzuregen und zu steigern. Diese Verspottung der wahren Empfindung ist aber nicht die ächte Ironie, durch welche ja gerade die Wahrheit recht lebendig hervortreten soll. So vollendet daher die meisten Gedichte Heine's sind, so fehlt ihnen doch die ächte Weihe des Genius, die Wahrheit, und diese kann weder die vollendete Form, noch der Reichthum und die Mannigfaltigkeit des poetischen Lebens ersetzen. Heine glaubt an Nichts, nicht einmal an sich selbst, nicht einmal an seine Kunst, an sein Talent; dieser Mangel an Glauben tritt daher auch da hervor, wo er recht gläubig, recht wahr scheinen möchte; so z. B. in der „Wallfahrt nach Kevlaar“ (II. 710). Dieses Gedicht ist in jeder Beziehung vortrefflich, namentlich ist der Ton durchaus angemessen, man könnte beinahe zu der Vermuthung geführt werden, daß die Ballade ein unmittelbares Volkslied sei, so glücklich ist der kindlich gläubige Sinn des Volks darin ausgedrückt, der an dem prächtigen Schmuck der von ihm verehrten Bilder eine recht innige Freude hat — und doch wird man bei näherer Betrachtung allmählig kalt werden, und es wird sich die Ueberzeugung aufdringen, daß es dem Dichter um alles dieses nicht recht Ernst war, ohne sich recht klar machen zu können, wo diese Kälte und diese Ueberzeugung ihren Grund hat. Vielleicht liegt er darin, daß sich der Dichter mehr als billig bemüht hat, das Kindlichgläubige recht anschaulich zu machen, was gerade das Gegentheil herbeiführen mußte.

Nur die Dichtungen, in welchen er seinem Witze, dem Spott und der Ironie freien Lauf läßt, lassen kein unangenehmes Gefühl in uns aufsteigen, weil Witz, Spott und Ironie die Wahrheit in Heine's Natur sind. Auch dann nimmt er zwar eine unschuldige Miene an, und stellt sich sanft und fromm, aber er thut es nicht, um zu täuschen, denn der Schalk schaut gleich daneben heraus, und zeigt uns, was wir von ihm denken sollen („Sentimentalität“ „Kinderspiele“ II. 705. 706). Am größten ist er aber, wenn er ganz aus sich selber heraustritt, wenn er sich zu einer Objektivität schwingt, die wir sonst nur noch bei Göthe finden; dann entfaltet er die ganze Macht seines Talents, wie in der schönen Hymne „Sonnenuntergang“ (II. 707), welche in Anschauung, Composition und Darstellung gleich vortrefflich ist, oder in der „Lotosblume“ (II. 705), wo die Anschauung der Natur äußerst glücklich benutzt ist, um poetisch darzustellen, daß das liebende Herz nur in der innigen Verbindung mit dem Gleichgesinnten sein Glück und sein Leben findet, nicht aber in äußerer Pracht und blendendem Glanz; oder im „Heimweh“ (II. 705) „wo die dunkle Sehnsucht eines von seinen Umgebungen nicht verstandenen Herzens nach Befriedigung innersten Verlangens, und die Ahnung der Möglichkeit solcher Befriedigung unter andern Verhältnissen sinnbildlich ausgesprochen ist.“ — —

Sobald durch Uhland, und nach ihm durch Heine, die Poesie auf ihr wahrstes Verständniß zurückgeführt worden war, sobald die Ansicht festen Grund und fruchtbare Entfaltung gefunden hatte, daß sie auch in der einfachsten Form die höchste Wirkung erreichen könne, durfte man sich wieder den Bestrebungen nach kunstreicher und mannigfaltiger Form hingeben, ohne befürchten zu müssen, das höhere Wesen der Poesie selbst darin zu verlieren; vielmehr zeigte sich bald, daß die Form, weit entfernt, dem poetischen Leben Eintrag zu thun, dasselbe nur noch steigere. Unter den Dichtern, welche den neuen Aufschwung begründeten, glänzt zunächst und vor Allen **Rückert**[1]) hervor. Zwar hätte dieser schon lange vor Heine und selbst vor Uhland Großes geleistet, aber dennoch wurde er erst später berühmt und mächtig, als jene, weil sich, wenn sich anders die deutsche Kunst fortschreitend entwickeln sollte, zuerst die durch die genannten Dichter vertretene Ansicht geltend machen mußte.

Rückert ist in zwei Beziehungen bedeutend und einflußreich geworden: er hat nämlich nicht bloß die dichterische Sprache erweitert und zur höchsten Vollkommenheit gebracht, er hat auch die Gränzen der poetischen Welt erweitert, und eine unübersehbare Menge und Mannigfaltigkeit von poetischen Gedanken und Anschauungen der Poesie vindicirt, welche vor ihm weit aus dem Bereiche derselben zu liegen schienen. Ist dies aber wirklich der Charakter der Rückert'schen Muse — und ich glaube kaum, daß sich irgend ein begründeter Zweifel dagegen erheben läßt — so ist auch der Herausgeber des Handbuchs gerechtfertigt, daß er eine verhältnißmäßig so große Anzahl von Poesien dieses Dichters aufgenommen hat. Man kann die größten Dichter, selbst Göthe, am Ende durch einzelne Stücke charakterisiren; bei Rückert kann man es nur durch die Menge, da seine erste und hauptsächlichste Bedeutung im Reichthum seines Talents liegt.

Wenden wir unsere Blicke zunächst auf das Formelle seiner Erscheinung, so muß uns sogleich die noch unerreichte Mannigfaltigkeit derselben auffallen. Er hat nicht bloß beinahe alle poetischen Formen, selbst die entlegensten, bearbeitet (S. 350 ff.), es ist ihm auch die Behandlung derselben überall und immer mit ausgezeichnetem Glücke gelungen; man kann ohne Uebertreibung von ihm sagen, daß er sich und der deutschen Kunst diese fremden Formen angeeignet hat, während andere, auch bedeutende Dichter gegen ihn nur als glückliche Nachbildner erscheinen. Diese Aneignung ist ihm aber deshalb gelungen, weil er für die neue Form auch eine neue Sprache erschuf, nicht zwar, daß er, wie Voß, die vaterländische Sprache der fremden untergeordnet und ihr die eigenthümlichen Wendungen der andern aufgedrungen hätte, sondern er suchte und fand in der deutschen Sprache selbst eine Universalität,

---

1) Friedrich Rückert, geboren 1788 in Schweinfurt, wird 1811 Privatdocent in Jena, geht 1815 nach Stuttgart, wo er an der Herausgabe des Morgenblattes Theil nimmt, reist 1818 nach Italien, lebt dann in Koburg, wird 1826 Prof. der orientalischen Sprachen in Erlangen, 1841 in Berlin. Seine ersten Dichtungen erschienen unter dem Namen Freimund Reimar.

welche bis dahin nicht gekannt, kaum geahnt war. Deswegen erscheint er von Allen als der gewandteste Sprachkünstler, aber er ist es nur deswegen geworden, weil er die Sprache immer als Dichter, als schaffender Künstler behandelte. Während Voß die Sprache und den Gedanken foltert, um diese oder jene Form nachzubilden, schmiegt sich bei Rückert die Sprache auch seinen kühnsten Forderungen und Wünschen, weil es Forderungen und Wünsche des Dichters sind. Deshalb behandelt er jede Form mit so unnachahmlicher Leichtigkeit, deshalb gelingen ihm die verwickeltsten Strophencompositionen, die schwierigsten Reimverschlingungen; es ist immer, wie wenn die von ihm gewählte Form erst aus dem dargestellten Gedanken selbst entsprungen, wie wenn erst ein Ausdruck desselben geschaffen worden wäre. Seiner Macht sich bewußt, geht er freilich oft bis an die Gränze des Unmöglichen, noch Einen Schritt weiter, und er würde in sich selbst zerfallen, aber er geht eben diesen Schritt nicht; — er ist vielmehr gerade in den entgegengesetzten Fehler verfallen, den man am wenigsten bei ihm hätte erwarten sollen, d. h. er vernachlässigt die Form oft mehr, als billig oder auch nur zu entschuldigen ist. Daß es nicht aus Mangel an hinlänglicher Anerkennung der Form und ihrer Wichtigkeit geschieht, braucht nach den obigen Bemerkungen nicht erst gesagt zu werden — auch hat er selbst ausgesprochen, wie hohen Werth er auf die schöne Form lege („An die Dichter" II. 557) — es scheint vielmehr aus dem Bewußtsein der Dichterkraft hervorgegangen zu sein, die sich gern einmal behaglicher Ruhe hingibt, wie auch der Löwe zuweilen mit sich spielen läßt.

Es ist schon in einem früheren Abschnitte (S. 356) und bei noch andern Gelegenheiten auf die Meisterschaft hingewiesen worden, mit welcher sich Rückert in den mannigfaltigsten Formen bewegt; wir wollen hier nur noch auf einzelne Gedichte aufmerksam machen, in welchen sich diese Meisterschaft auf eigenthümliche Weise kund gibt. In „Sonne, Meer und Rose" (II. 550) finden wir die keckste Strophencomposition, welche nur durch die Macht des kräftigen und tönenden Reims und den glücklichen Refrain getragen werden konnte. Das „Sommerlied" (II. 552) ist durch die Häufung des Reims merkwürdig, da beinahe jedes Wort auch zugleich ein Reim ist; bei der seltenen Fülle von Klang ist es, als ob man ein volltöniges Geläute hörte. Beinahe den Gegensatz bildet das sinnreiche Lied „Drei Paare und Einer" (III. 564), das durch alle Strophen den nämlichen Reim, ja das nämliche Wort wiederholt, und außerdem die kunstvolle Sicherheit des Dichters noch dadurch bewährt, daß er das allerunbedeutendste Wort der Sprache zu seinem Reime wählt, ihm aber durch den Gedanken und die nothwendig eintretende Pause die hinreichendste Geltung verleiht. Eben so kühn endlich ist das Gedicht „Aus der Jugendzeit" (II. 552) gebildet, in welchem der Dichter es gewagt hat, seinen Gedanken, Anschauungen und Bildern Bedeutung und Relief durch die unmittelbare Wiederholung zu geben, eine Wendung, die doch so sehr an das Matte und Prosaische gränzt; sie ist aber zur Schönheit geworden, weil der Dichter dem wiederholten Satze oder Begriffe immer eine tief eingreifende, von der nachfolgenden Verszeile unterstützte Bedeutsamkeit zu geben wußte.

So unerschöpflich Rückert in formeller Hinsicht erscheint, so reich ist auch seine poetische Welt: er hat nicht bloß die uralten poetischen Gedanken und Anschauungen, Liebe, Natur, Vaterland und Freiheit mit neuem Leben verjüngt, ihnen neue Seiten abgewonnen, er hat auch solche Ideen und Objekte ins Bereich der Poesie gezogen, die bis zu ihm herab als der baarste Gegensatz der Poesie galten. Wie jener von dem die Sage erzählt, verwandelt Rückert Alles, was ihm unter die Hände kommt, in reines, lauteres Gold. Freilich müssen wir auch hier die obige Bemerkung wiederholen, daß er, seiner Macht sich bewußt, überall das schlummernde oder unerkannte poetische Leben zu wecken, über Alles den Zauber seiner poetischen Anschauung zu verbreiten, oft sich hingehen läßt und ganz zur schalsten Prosa herabsinkt oder in leere Reimerei ausartet. Aber man darf sich nicht fürchten, daß er sich darin verirre, denn seine poetische Kraft ist so groß, daß er immer wieder mit neuer Energie hervorbricht, wenn man ihn für erschöpft hält.

Der Reichthum und die Mannigfaltigkeit seiner poetischen Welt ist so groß, daß es kaum möglich ist, sie zu Einem Gesammtbild zusammenzufassen, wie es bei den meisten andern Dichtern versucht wurde; wir begnügen uns daher, die einzelnen Gedanken an einander zu reihen, wie sie sich am einfachsten darbieten. Rückerts früheste Dichtungen fallen, wie wir schon gesehen haben, in die Zeit der Unabhängigkeitskriege; Vaterland und Freiheit waren die ersten Ideen, die sein Talent zur That heranbildeten. In jene Zeit gehört auch das elegische Gedicht „Die Gräber zu Ottensen" (II. 558). In drei Abtheilungen zerfallend, von welchen die erste uns an das Grab der aus Hamburg von den Franzosen Vertriebenen, die zweite an das Grab des heldenmüthigen Herzogs von Braunschweig, die dritte endlich an das Grab Klopstock's führt. Diese letzte Abtheilung bildet auch den Schluß des Ganzen; während die Gräber der Vertriebenen und des im Kampfe für das Vaterland gefallenen Helden die schreckliche Zeit vergegenwärtigen, die auf Deutschland lastete, gibt uns das Grab des Vaterlandssängers, an welchem jene Zeit vorüberging, ohne es zu entweihen, die trostvolle Gewähr, daß die Freiheit eine „Saat ist, von Gott gesät, dem Tage der Garben zu reifen!" Das „allgemeine Grablied" (II. 561), unmittelbar nach dem Kampfe und Sieg geschrieben, beurkundet nicht bloß des Dichters hohen, menschlichen Sinn, es liegt auch eine Anerkennung des deutschen Volkes darin, welchem der Dichter solche Worte des Friedens singen durfte, als es noch vom Blut der Schlacht triefte. — Rückert ist Einer von den Wenigen, welchen jene Zeiten des Unglücks und der Schmach nicht spurlos vorübergegangen sind; er hat aus ihnen die Ueberzeugung gewonnen, daß die Kraft Deutschlands in seiner Einheit liegt, daß seine Unabhängigkeit nur täuschend und vorübergehend ist, wenn sie nicht auf der Vereinigung aller Stämme und Länder zu Einer Gesammtheit beruht; er hat die Ueberzeugung gewonnen, daß wir weder Preußen, noch Oestreicher sein dürfen, sondern Deutsche, wenn wir das Höchste im

Volks- und Staatsleben erringen wollen („Die drei Gesellen“ II. 568). Deshalb kommt er immer wieder auf diesen Gedanken zurück und sucht ihm durch immer neue Auffassung und Darstellung Eingang zu verschaffen. So zeigt er uns in „Deutschlands Heldenleib“ (II. 568), wie mächtig das Vaterland sein könnte, wenn ihm nicht das mächtige, vereinigende Haupt fehlte, wenn nicht die Glieder selber Leiber sein wollten, „statt Ein Leib zu sein vereint“; in „Deutschlands Feierkleid“ (II. 568) zürnt er, daß man nicht das ganze Vaterland aus der Gewalt des Feindes befreit habe, und daß sogar das befreite von den eigenen Kindern zersplittert werde. Aber mag sein Herz von diesem Anblick noch so sehr zerrissen sein, er weiß, daß das „in sich gespaltene Vaterland von einem tieferen Lebensband doch zusammengehalten ist, daß es einst den Kern wiederfinden wird, den es jetzt verloren hat. („Die hohle Weide“ II. 569.)

Wenn auch Rückert es nicht selbst ausgesprochen hätte, daß die Natur vernehmlich zu ihm rede („Der Beruf“ II. 554), es würde beinahe jedes Gedicht davon zeugen. Auch er flüchtet sich gerne in die heilige Stille der Frühlingswelt, deren jugendlich schöpferische Pracht er in den frischesten Farben zu malen weiß, um sich ganz dem Entzücken seines Herzens hinzugeben („Frühlingslied“ II. 545). Aber die Natur mit ihren herrlichsten Erscheinungen ist ihm nicht das Höchste; sie ist ihm nur ein Spiegel, in dem die göttliche Liebe sich kund gibt („Die Natur ein Spiegel“ II. 551); die Sonnen, wie die Blumen, die Perle, wie der Edelstein, Alles erhält erst sein Leben durch den Menschen und dessen in Liebe aufgehendes Herz (Vergl. „Das Frühlingswürmchen“ II. 565, Herder's „Allegorie der Natur“ I. 350 und III. S. 127). Der Dichter haucht ihr sein eigenes Leben ein, er gibt dem Frühling seinen Glanz und sein Blütheleben („Nachklang“ II. 554), seine Seele allein erwärmt der Erde starre Glieder und sein Geist füllt alle Räume mit Leben aus, alle Erscheinungen der Natur drängen sich zu ihm heran, um zum Gleichniß ihm zu dienen, seine Gefühle, sein Lieben zu schildern („Die Natur ein Bild“ II. 551). So sind ihm die Rose, das Meer und die Sonne ein Bild seiner Liebsten („Rose, Meer und Sonne“, „Sonne, Meer und Rose“ II. 549. 550), das Wasser ein Bild des menschlichen Herzens („Am See“ II. 566), die Zipresse ein Sinnbild der Freiheit („Die Zipresse“ Ebend.), und die Blume, die mit ihrer Pracht zugleich vernichtet wird, aus deren Staub aber hundert neue erblühen, wenn der Frühling wiederkehrt; sie lehrt ihn, daß nur das Ganze ewig sei, das Einzelne aber, wenn es auch geschwind und für immer vergehe, doch nothwendig sei zum Ganzen, und in seinem kurzen Leben der Freuden genug habe („Die sterbende Blume“ II. 540). — — Die Freude an der Natur wird auch bei Rückert zur Wanderlust; es treibt ihn die Sehnsucht nach der Ferne so mächtig, daß er allen Lockungen des friedlichen, selbstgenügsamen Lebens widersteht („Die Bäume und der Wanderer“ II. 561) und hinaus eilt in die Welt, die mit ihren Feldern und Wiesen, ihren Bäumen und Bächen für ihn geschaffen ist („Wanderlied“ II. 562. — Vergl. den „Schmuck der Mutter“ II. 586).

Die Natur ist, wie wir gesehen haben, dem Dichter nicht das Höchste, aber sie ist das Bild des Höchsten, sein Abglanz. Das Höchste aber ist die Liebe, die alles Leben hervorgerufen hat, die der Welten goldenen Saum wirkt, die mit seligem Behagen die ganze Schöpfung füllt („Vier Gesichte“ II. 556), die der Strahl ist, welcher Gott und die Menschen versöhnt („Das Licht“ II. 571); „die Liebe ist des Lebens Kern,“ daher „wer die Lieb' hat ausgesungen, der hat die Ewigkeit errungen“ („Frühlingslied“ II. 545. Str. 18). Ihr Zwillingsbruder ist der Tod, der den Menschen einst höheren Fluges, allen Sonnen vorüber, der höchsten Sonne entgegenträgt („Adler und Lerche“ II. 570), zu Gott selbst emporträgt, der ja selbst die Liebe ist („Der Himmel“ II. 579).

Diese erhabene Ansicht der Liebe verläugnet sich auch dann nicht, wenn der Dichter sie auf besondere Verhältnisse anwendet. Durch der Geliebten Blick ist ihm das eigene Herz wie die Welt durchsichtig geworden („Weltseele“ II. 548); in der Geliebten wird er sich bewußt, daß das goldene Alter der Welt noch nicht entschwunden sei („Die goldene Zeit“ II. 557); die Liebe hat ihn, wie er in dem durch schöne Strophencomposition und reichen Wohlklang ausgezeichneten „Abschied“ (II. 554) sagt, das fremde Land zur Heimat gemacht, so daß er nur mit Schmerz der Trennung gedenkt. — — Es würde uns aber viel zu weit führen, wenn wir dem Dichter durch alle seine Lieder folgen wollten, in welchen er die Liebe oder seine Geliebte preist; es genügt auch, auf diese Gedichte aufmerksam zu machen, von denen wir eine hinreichende Anzahl aufgenommen haben, und unter welchen insbesondere die „Sicilianen“ (II. 581) eine bedeutende Stelle einnehmen. Man wird beim Durchlesen dieser Dichtungen das, was schon oben ausgesprochen wurde, bewährt finden, daß Rückert einen unermeßlichen Reichthum von poetischen Gedanken hat, daß jede Anschauung sich ihm poetisch gestaltet, daß keine Erscheinung vor ihm vorübergeht, die nicht von ihm poetisches Leben und poetische Bedeutung erhielte.

Ob wir gleich von Uebersetzungen Rückert's Nichts aufnehmen konnten, so dürfen wir hier doch seine Meisterschaft als Uebersetzer nicht unerwähnt lassen, da er auch als solcher eine hohe Stelle einnimmt, ja selbst dem in dieser Beziehung so bedeutenden A. W. v. Schlegel voransteht, weil er nicht bloß, wie dieser, die höchste Vollendung in Nachbildung der fremden Formen erreicht, sondern auch in noch höherem Maße als Schlegel den Geist der fremden Poesie aufgefaßt und sich angeeignet hat. Denn wenn Schlegel allerdings tief in das Wesen und die Natur der von ihm übersetzten Dichter eindrang, so waren sie ihm doch nur einzelne, in sich abgeschlossene Erscheinungen, die ohne weitere Verbindung zu einander standen; oder wenn er auch nach einem höheren Bande sich umsah, so fand er dies nur in dem romantischen Element, welches er zum Theil erst in die fremden Dichtungen hinübertrug. Rückert ist dagegen viel universeller; „die Poesie, sagt er, in allen ihren Zungen Ist dem Geweihten Eine Sprache nur, Die Sprache, die im Paradies

erklungen, Eh' sie verwildert auf der wilden Flur." („Ermuthigung zur Uebersetzung der Hamasah" II. 542.) Wo sie daher auch hervordringe, trage sie noch die Spur ihres Ursprungs, ob in den Wüsten Arabiens, oder am gelben Flusse oder am blauen Strome. Ueberall ist es der Geist des Herrn, der in verschiedenen Zungen redet. Die Poesie ist der Geist der Welt („Das Paradies" II. 544), sie läßt sich aber als solcher nur in ihrer Gesammtanschauung erkennen: „Weltpoesie allein ist Weltversöhnung" („Der Geist der Lieder" II. 543).

Uebrigens hat Rückert nicht bloß in Uebersetzungen, sondern auch in eigenen Schöpfungen dargethan, wie tief er die Poesien der verschiedensten Zeiten und Völker aufgefaßt hat; mag er die hellenische Fabelwelt, wie in den „Griechischen Tageszeiten" (II. 588), oder das altnordische Heldenleben, wie im „Kind Horn" (II. 595), oder die orientalische Weisheit, wie in seinen Parabeln (II. 618 ff.) darstellen, immer erkennt man den wahrhaft schöpferischen Dichter, der „Herrscher ist in der Fantasien Himmelsräumen", und alle Wunder aller Zeiten zu seinem Dienste bannt („Dichterselbstlob" II. 539). — Platen hat irgendwo von den „Griechischen Tageszeiten" gesagt, es sei Rückerts gelungenstes Gedicht. Wenn eine solche Behauptung bei einer so großen Anzahl meisterhafter Dichtungen, wie sie uns Rückert gegeben, auch schwer zu beweisen sein möchte, so unterliegt es doch keinem Zweifel, daß das besagte Gedicht jedenfalls zu den vollendetsten gehört, die wir besitzen. Es ist gewiß ein überaus glücklicher und an poetischen Folgen reicher Gedanke, die schönen Mythen der Griechen, welche sich auf die verschiedenen Tageszeiten beziehen, zu Einem Ganzen zusammenzufassen und sie als Verkörperungen eines und desselben Gedankens darzustellen. Die Griechischen Tageszeiten sind das Gegenstück zu den „Göttern Griechenlands" von Schiller (II. 17). Wie in diesen der Mensch um die schöne Vergangenheit trauert, in welcher Alles eine höhere Beziehung zum Göttlichen hatte, jede irdische Erscheinung auch zugleich ein göttliches Leben dem Menschen näher rückte, so sehen wir in Rückerts Gedicht die Götter selbst um das verlorne Glück trauern, das sie einst mit geliebten Menschen genossen. Unsterblich, wie sie sind, zeigen sie sich jeden Tag am hohen Himmel, aber jeder Blick, den sie auf die Erde herabsenden, erinnert sie an den herben Verlust, den sie erlitten, und so kehren sie trostlos in die ewigen Wohnungen zurück, ihrem Schmerz sich zu überlassen, den Nichts, auch die sonst heilende Zeit nicht vertilgen, ja auch nur mildern kann. — Die Darstellung des Gedichts ist unbeschreiblich schön; es ist in demselben ein unendlicher Reichthum von poetischen Farben entfaltet, die sich zum vollendetsten Gesammteindruck verbinden; und bei dem unerreichbaren Zauber der Sprache und des Reims — der von Anfang bis zu Ende des Gedichts wiedertönende O Reim mit seinem dumpfen Klange würde allein über das Ganze schon einen Hauch klagender Sehnsucht verbreiten — herrscht eine außerordentliche Anschaulichkeit der einzelnen Darstellungen, welche durch die Einfachheit der Composition sehr glücklich gehoben wird.

Im „Kind Horn" entfaltet uns Rückert ein eben so schönes und lebensvolles, wenn auch durchaus verschiedenes Gemälde; wie dort die reizende Sagenwelt der Griechen, so tritt uns hier das altnordische Heldenleben entgegen, welches der Dichter in seinen mannigfaltigsten Beziehungen darstellt, so daß das Gedicht, obgleich ziemlich bedeutend an Umfang, bei der Fülle der Begebenheiten, die es nach und nach vorüberführt, verhältnißmäßig klein erscheinen muß. Es ist auch keine Seite jenes Heldenlebens, wie sie uns die alten Gedichte überliefern, unberührt geblieben, und in dem beinahe engen Rahmen drängt sich That an That, so daß das Ganze eine seltene Beweglichkeit darbietet; aus dem hier gegebenen Stoffe hätten die Ritterdichter des vorigen Jahrhunderts die weitschichtigsten Epopöen gebildet, ohne das ritterliche Heldenleben so sicher und wahr darzustellen, als es Rückert gelungen ist. Die Composition ist durchaus großartig; der Dichter übergeht alles Unbedeutende und Zufällige, um sich nur bei dem Wichtigen und Einflußreichen aufzuhalten, und auch dieses weiß er in wenigen kräftigen Zügen so meisterhaft darzustellen, daß uns immer ein festes, anschauliches Bild entgegentritt. Freilich hat gerade durch diesen schnellen Gang das ganze Gedicht etwas Episodenartiges, aber der Dichter wollte auch nichts Anderes geben, wie die einleitenden und abschließenden Strophen zur Genüge darthun. In der einfachen Darstellung hat Rückert gezeigt, wie ein ächter Dichtergeist die schöne, naive, und doch so heldenkühne Sprache der Nibelungen wieder erwecken könne, ohne in bloße Nachahmung zu verfallen.

Wie in der mythischen Erzählung und in der Rhapsodie, so hat sich Rückert auch in der Ballade als Meister bewährt, besonders aber in „Barbarossa" (II. 622). Der Dichter hat die schöne Sage von der einstigen Wiederkehr des großen Hohenstaufen Friedrich Rothbart, in welcher sich ein so tiefer Glaube des Volkes an die künftige Wiedergeburt des deutschen Reichs und seiner Herrlichkeit ausspricht, im Sinne und Geiste des Volksliedes aufgefaßt, wie denn auch die Darstellung mit ihrem einfachen Strophenbau, ihrem volltönenden Reim, der sich bisweilen in Assonanz auflöst (St. 1, 2, 8), ganz an das zum Gesange bestimmte Volkslied erinnert. Der Dichter hat sich ganz an die Sage gehalten, und darin eben den ächten Dichtergeist beurkundet, der nur dann umgestaltet, wo der gegebene Stoff mangelhaft oder unpoetisch ist. Die größte Schönheit der Sage liegt aber in dem Ahnungsvollen, das der Dichter in seine Bearbeitung mit großem Glücke übergetragen hat, so wie in der majestätischen Ruhe, die den großartigen Charakter des alten Helden so meisterhaft zeichnet. Wie das Volk auf ihn hofft und vertraut, so vertraut und hofft auch er auf das Volk; zwar fliegen die alten Raben noch um den Berg, die ihn gebannt und sein Reich zerfleischt haben, aber es kommt eine Zeit, wo auch sie einem mächtigeren Zauber werden weichen müssen. Ein schöner Zug der Sage, den der Dichter mit seinem wahren Gefühl auch beibehalten hat, ist, daß der alte Kaiser nicht auf die Vergangenheit zurückschaut, sondern nur an die Zukunft denkt; und darin hat meines Bedünkens dieses Gedicht einen großen Vorzug vor der „nächtlichen Heerschau" von Zedlitz

(II. 726), da sich in dieser Alles nur um den Feldherrn und seine eigene verschwundene Herrlichkeit dreht.

In der neuesten Zeit hat sich Rückert vorzugsweise dem Didaktischen zugewendet, und auch in dieser Beziehung Großes erreicht, ob er gleich nicht selten die Form zu sehr vernachlässigt, was sich aber gerade der didaktische Dichter am wenigsten erlauben sollte. Schon in seinen Parabeln, welche übrigens der Form nach durchaus gelungen sind, macht sich sein Bestreben kund, die Poesie als Belehrungsmittel zu gebrauchen. Die vom „Leben und Tod“ (II. 619) ist sowohl durch den schönen, ergreifenden Inhalt, als durch die klare, durchaus anschauliche Darstellung ausgezeichnet; in den „vier Thüren“ (II. 621) hat er den oft und schon durch Lessing in seinem Nathan ausgesprochenen Gedanken, daß jede Religion, wenn sie auf dem frommen Glauben an Gott und seine Vaterliebe beruhe, auch zu Gott führe, in neuer, überraschender Weise dargestellt. In den epigrammatischen Gedichten endlich, den „Angereihten Perlen“, den „Vierzeilen“ und den „Persischen Vierzeilen“ (II. 624 ff.) offenbart der Dichter eine eben so große Tiefe des Gemüths als fruchtbaren Gedankenreichthum.

Der Vorgang Rückerts hat auch andere Dichter zur didaktischen Poesie geleitet. Unter den vielen Versuchen, ihn nachzuahmen und Lebensweisheit in schöner, dichterischer Sprache zu lehren, sind aber wohl nur die von **Schefer**[1]) von wirklicher Bedeutung, dessen kleinere didaktische Gedichte (II. 735) sich sowohl durch liebenswürdigen Ernst und Innigkeit, als durch einfach schöne Sprache auszeichnen. —

Es ist kein unbedeutendes Zeichen des immer schöner sich entfaltenden poetischen Lebens, daß neben Rückert, der vorzüglich durch die größte Mannigfaltigkeit und durch allseitige Entfaltung mächtig ward, ein anderer Dichter die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich ziehen konnte, der im Gegentheil die Poesie in formeller, wie in materieller Hinsicht auf Einen Punkt zusammenzudrängen suchte, weil er in den Jahren seiner Bildung erfahren hatte, auf welche unheilbringende Abwege die Sucht nach Allseitigkeit führen könne. Die Auflösung, in welche die deutsche Kunst durch die späteren Romantiker gebracht worden war, hatte **Platen**[2]) zu der Ueberzeugung geführt, daß dieser Auflösung kräftig entgegengearbeitet werden müsse, wenn sie nicht unheilbar werden solle; und er hielt es um so mehr für seine Aufgabe, für das Bessere kämpfend in die Schranken zu treten, als damals weder Uhland noch Rückert mächtig waren, und man nicht erwarten konnte, daß sie auf ihrem Wege dasselbe Ziel verfolgten. Weil sich diese Auflösung als Verachtung alles streng künstlerischen Bestrebens, aller Form kund gab, weil sich insbesondere der Glaube geltend gemacht hatte, als ob die wahre Poesie außerhalb der Natur und der Wirklichkeit gesucht werden müsse, so daß die Schicksalstragödie mit ihrem Gefolge als die höchste Potenz der Poesie angesehen wurde; so suchte Platen diesem Unwesen durch Werke zu steuern, in denen er die falschen Ansichten der Dichter und Kritiker bekämpfte oder persiflirte, wobei er sich bestrebte, diesen seinen Dichtungen eine möglichst vollendete Form zu geben. Auch in dieser Beziehung trat er den spätern Romantikern entgegen. Denn wenn diese allerdings auch der Form Rechnung getragen hatten, so waren sie dabei doch in den Fehler verfallen, als ob alle Schönheit der Darstellung nur im Klang bestehe, weshalb sie dem Reim und der Assonanz einen übertriebenen Werth, ja sogar mystische Bedeutsamkeit beigelegt hatten. Ohne, wie Klopstock, den Reim selbst zu befeinden, weil sein höherer Sinn ihn vor diesem Extreme bewahrte, griff Platen nach den beinahe vergessenen antiken Versmaßen, denen er die höhere Lyrik vindicirte. Diese Versmaße, deren tiefe Kenntniß er dem angestrengtesten Studium der Alten verdankte, behandelte er mit einer vollendeten Meisterschaft; er entwickelte in seinen Oden eine so lebendige Mannigfaltigkeit und Kraft des Rhythmus, wie sie vor ihm durchaus unerreichbar schien, er hauchte den antiken Maßen eine so unendliche Fülle von Wohllaut ein, daß man durch seinen Vorgang wohl begreifen lernte, wie dieser nicht nothwendig auf dem Reim beruhe. Neben der schönen Form mußte aber auch der kernhafte, strenge Gehalt seiner Dichtungen um so mehr auffallen, als er den kräftigsten Gegensatz zur Zerflossenheit der Romantiker bildete. Da war kein nebelhaftes Dunkel, kein Versenken in mystische Ahnungen; sondern es trat der Gedanke klar, ja beinahe streng und gepanzert hervor. Dieser „bloß geistige Reiz“, ohne „des Liebchens leichten Takt, der den umschwärmten Putztisch ziert“ („Loos des Lyrikers“ II. 690) fand zwar bald Bewunderer, allein ohne tiefere Spuren zu hinterlassen. Allerdings war Platen zum Theil selbst daran Schuld, der sein großes Talent und seine schönsten Kräfte der Polemik widmete. Er fühlte es übrigens selbst so tief, wie wenig er auf diesem Wege das hohe Urbild erreichen könne, das ihm stets vorschwebte, daß er das Vaterland verließ, um sich jenen literarischen Fehden gänzlich zu entziehen. Seinem Aufenthalte in Italien verdanken wir auch die schönsten Früchte seines dichterischen Talents, und wahrscheinlich würden dieselben noch viel reicher ausgefallen sein, wenn er zu der Erkenntniß gekommen wäre, daß er vorzugsweise zum lyrischen Dichter bestimmt sei, wogegen er stets nach dramatischen und epischen Stoffen suchte. Erst in seinen letzten Lebensjahren siegte sein Talent gegen seine irrenden Bemühungen. Der Ruf der Völker nach Freiheit hatte

1) Leopold Schefer, geboren den 30. Juli 1784 zu Muskau in der Niederlausitz, besuchte das Gymnasium in Bautzen, kehrt nach dem Tode seiner Mutter in die Heimat zurück, wo er bis nach den Befreiungskriegen lebte. Seitdem widmete er sich vorzugsweise der Musik, und machte, um sich in dieser Kunst zu bilden, Reisen nach England, Wien u. a. O.

2) Karl August Georg Max Graf von Platen-Hallermünde, geboren den 24. Oktober 1795 in Ansbach, wurde zuerst im Kadettencorps, dann in der Pagenanstalt in München erzogen, nimmt 1815 als Lieutenant am Feldzuge nach Frankreich Theil, bezieht nach dem Frieden die Universität Würzburg und dann Erlangen, ging später nach Italien, wo er mit kurzen Unterbrechungen bis zu seinem Tode, den 5. Dezember 1835 lebte.

in seiner schönen Seele ein Echo gefunden, und er ward der Dichter seiner Zeit, wie kein Anderer, weil er, wie kein anderer, die Forderungen der Gegenwart erkannt hatte, weil er wie kein Anderer, den großen Gefühlen auch muthige, oft zermalmende Worte zu leihen wagte. Die Gefahren, welche nordische Barbarei auf Europa zu wälzen drohte, und die ihm bei dem unglücklichen Ende des polnischen Kampfes in ihrem ganzen Umfange klar vor der Seele schwebte, begeisterten ihn zu einer Reihe von lyrischen Gedichten, die an Energie des Ausdrucks, an Kühnheit der Gedanken Alles überbieten, was die deutsche Poesie in politischer Hinsicht jemals hervorgebracht hat. Doch auch wenn er seinen tiefsten Abscheu gegen Meineid und Verbrechen an den Tag legt, wie in der „Ode“ (II. 692), oder wenn er, in die Zukunft blickend, das gräßliche Verhängniß schaut, das über die europäische Menschheit herabhängt, und kaum Rettung zu hoffen wagt („Kassandra“ II. 693), oder wenn er, zu größerem Vertrauen seine Seele erhebend, den endlichen Sieg der Bildung über Barbarei, und die Ankunft eines Befreiers verkündigt, der einst die mordenden Scharen mit strafendem Geißelhiebe in ihre Wüsten zurückjagt („Der künftige Held“ II. 692), oder wenn er endlich das Bild eines Tyrannen entwirft, in welchem wir viele Züge aus der neuesten Zeit erkennen, wenn er die Todesstunde eines Zwingherrn mit allen ihren Schrecken malt („Herrscher und Volk“ II. 690, vergl. Miller, „Der Todesengel am Lager eines Tyrannen“ I. 486 und Schubart, „Die Fürstengruft“ II. 174); immer weiß er den Ausbruch seines Zorns, seines Schmerzes, seiner Hoffnung in das Gewand schöner Darstellung zu kleiden. All das Unglück, welches der tiefblickende Dichter voraussah, mußte vorzugsweise sein geliebtes Vaterland bedrohen, in welchem er so gerne den politischen Erlöser der Völker erblickte („Opfer“ II. 698), auch ließ er es nicht an Mahnungen fehlen, dem Verderben entgegenzutreten („An einen deutschen Staat“ II. 687); in der kräftigen Einheit des gesammten Vaterlands erkannte er das einzige, aber auch hinreichende Mittel, Deutschland vor dem Entsetzlichen zu bewahren, das seine Zerstückelung nothwendig herbeiführen müsse; daher er seine Stimme selbst bis zu den Thronen erhob, von denen er schnelle, mächtige Hülfe erwarten konnte („An Franz den Zweiten“ II. 691). Aber seine Stimme wurde dort nicht gehört, denn nebst der Einheit verkündigte er auch Freiheit, wie die Gegenwart sie verstand und forderte. Die Geschichte hatte ihn belehrt, daß Freiheit das Leben der Völker ist, daß sie allein den Genius weckt, selbst wenn sie stürmisch und wild sich zeige („Privilegien der Freiheit“ II. 702), sie hatte ihn belehrt, daß die Freiheit das Volk über den Pöbel hebt, daß Pöbel und Zwingherrschaft dagegen innig verschwistert sind („Die wahre Pöbelherrschaft“ II. 702). Ueberhaupt beruhte Platen's Begeisterung auf tiefer Erkenntniß der Verhältnisse, wie wir in der schönen Ode „An Karl den Zehnten“ (II. 689) in dem mächtig ertönenden Lied „An einen Ultra“ (II. 686) wahrnehmen, die bei ihrer poetischen Kraft zugleich als vortreffliche Entwickelungen politischer Ansichten auszuzeichnen sind. Wie kunstvoll er politische Ideen zu behandeln verstand, wie sehr es ihm gelang, sie ins Bereich der erhabensten Poesie zu ziehen, hat Platen namentlich in seiner unübertrefflichen Hymne „Der Herzogin von Leuchtenberg“ (II. 693) dargethan, in welcher er sich zu den höchsten Anschauungen, zu den erhabensten Gedanken schwingt. Noch niemals hatte ein Dichter dem Gelegenheitsgedichte eine so glänzende Bedeutung gegeben, noch niemals spezielle Verhältnisse zu solcher Allgemeinheit der Anschauung gehoben, ohne sie selbst aus dem Auge zu verlieren, noch niemals endlich eine so große Vollendung der Form erreicht, weshalb einer der größten Kenner Pindars nicht anstand, diese Hymne den Schöpfungen des unsterblichen Griechen an die Seite zu stellen, und in der That kann Nichts mehr empfohlen werden, als das Studium dieses, in Form, Composition und Ausführung gleich meisterhaften, durch Reichthum und Hoheit der Gedanken ausgezeichneten Kunstwerks. —

Auch diejenigen Oden, in welchen kein politischer Gedanke zu Grunde liegt, zeichnen sich durch Gedankentiefe wie durch schöne Form aus. Die edle Lebensweisheit, welche sich, auf Kenntniß der Welt und des Herzens beruhend, in dem schönen Gedicht „Der bessere Theil“ (II. 698) ausspricht, kann wohl allen gerühmten Oden des Römers um so mehr an die Seite gestellt werden, als auch er die Kunst versteht, von großen, allgemein ergreifenden Ideen ausgehend, bis zum kleinsten Detail des Gedankens herabzusteigen, und ihm eben dadurch den Stempel vollgültiger Wahrheit aufzudrücken. — „Der Vesuv im Dezember 1830“ zeigt, daß selbst Naturschilderungen nicht außer dem Bereiche der Ode liegen, wenn der Dichter nur das Objektive seinem Subjekte zu unterwerfen weiß.

Die Lieder Platen's stammen, wenn wir nicht sehr irren, zum größten Theil aus früheren Zeiten her, als die meisten seiner Oden; auch sie zeichnen sich durch Tiefe und Kühnheit der Gedanken aus, so wie durch einen klaren Blick in das Leben und dessen Verhältnisse; in den meisten ahnt man schon den höher strebenden Odendichter („Lebensfurcht“, „Antwort“, „Entsagung“ II. 684 f.) —

Platen's Sonette (II. 695 ff) gehören zu den vollendetsten, welche die deutsche Literatur besitzt; sie vereinigen mit der höchsten Rundung und Lieblichkeit der Form eine seltene Beweglichkeit, und eine solche Fülle von Gedanken und Anschauungen, daß man immer erstaunt, sie in einem so engen Rahmen so vollständig ausgebildet zu sehen. Wie auch die schwierigste Form von ihm mit Leichtigkeit und Glück überwunden wurde, zeigt sich am offenbarsten in den Gaselen (II. 698 ff.), in welchen der reiche Gedanke und dessen mannigfaltige Anschauung den eintönigen Gang des Gedichts mit seinem stets wiederkehrenden gleichen Reim auf das Glücklichste besiegt.

Werfen wir noch einen Blick auf Platen's gesammte Erscheinung, so stellt sich uns als Resultat dar, daß er ein Talent erster Größe war; daß er eine reiche Phantasie, einen seltenen und durchgebildeten Geist besaß, der von einem kräftigen, männlichen Charakter gehoben wurde.

Und wenn er sich vorzugsweise durch die Vollendung schöner Form seiner Dichtungen ausgezeichnet hat, gegen welche der poetische Gehalt allerdings oft zurücktreten muß, so ist dieß bloß eine Folge seiner polemischen Richtung, welche seine schönsten Kräfte aufzehrte. Ohne dieselbe wäre er sicherlich zu höhern Schöpfungen berufen gewesen.

Wir reihen hier den geschmackvollen Dichter und Maler **Kopisch**[1] um so eher an, als derselbe ein vieljähriger Freund Platens war und, wie dieser, vorzugsweise nach kunstvoller Darstellung strebte. Außer einer Anzahl antiker Oden hat er Lieder und Märchen gedichtet, welche Meisterwerke in ihrer Art sind. Besonders glücklich ist er in der Nachbildung der naiven und gemüthlichen Sprache und Anschauungsweise der ältern Dichter, wie in „Vater Noah" (II. 741), das bald ein wahres Volkslied wurde. Die Heinzelmännchen (II. 742) sind durch kecken Strophenbau und lebendige, an Reim und Alliteration reiche Sprache ausgezeichnet. Auch die heitere, ächt komische Auffassung, die von einem schönen Vortrag unterstützt, große Wirkung hervorbringt, ist der größten Anerkennung werth. —

Endlich müssen wir hier noch einen Dichter erwähnen, der sich, obgleich in vielfältiger Beziehung allein stehend, doch am füglichsten an die besprochene Gruppe anschließt, weil er vorzugsweise durch das Formelle seiner Dichtungen bedeutend geworden ist. In **Freiligrath**[2] erblicken wir nämlich das Bestreben, sich die Form unbedingt zu unterwerfen, um sie durch eine kühne Behandlung zu Allem, auch dem scheinbar Unmöglichen zu zwingen. Während Rückert, Platen u. A. sich darin gefallen, die schwierigsten Formen zu beherrschen, dabei aber immer Gedanken und Darstellung in die vollständigste Harmonie zu bringen, daher immer solche Formen wählen oder selbst schaffen, welche dem darzustellenden Gedanken von Natur entsprechen; sucht Freiligrath umgekehrt solche Formen auf, welche den Gedanken an und für sich widerstreben. Freilich hält er sich dann nicht an der althergebrachten Behandlungsweise der von ihm gewählten Form; er giebt ihr vielmehr einen ganz neuen, ungeahnten Schwung; er reißt sie aus ihrer pedantischen Behaglichkeit zu den kecksten Bewegungen, aber dadurch entsteht ein zweiter Gegensatz der Form selbst, der den ersten zum Theil aufhebt, ihm aber auch oft noch größeres Gewicht giebt. Er selbst hat diese seine eigenthümliche Richtung in dem schönen Gedichte der „Alexandriner" (II. 755) vortrefflich gezeichnet; es wäre unmöglich, eine bessere Vergleichung zu treffen, als die er selbst giebt; denn er ist allerdings wie das Flammenthier aus Alexandria, das Springriemen und Gebiß zerbricht, über die Abgründe wiehernd setzt, mag auch darob das Hufhaar bluten. Denn vor Allem gefällt ihm das Kecke, Gewagte, in Ausdruck, Satzbau, Reim, Composition oder Stoff, und oft hat es beinahe den Anschein, als ob er nur nach Effekt jagte. Daher wählt er auch mit besonderer Vorliebe solche Stoffe, die sich zur Schilderung eignen, weil seine Phantasie darin den freiesten Spielraum findet, wie in dem Gedichte „**Anno Domini . . . ?**" (II. 757), das eigentlich nur aus Bild und Gegenbild besteht, oder in dem „Reiter" (II. 769), wo er die Erklärung dessen, was er unter Poesie versteht, durch eine Reihe von glücklich gewählten und eben so glücklich ausgeführten Bildern giebt. Freilich fehlt es diesem Gedichte an der nöthigen Einheit; denn von der Darstellung der Schmerzen, welche das dichterische Feuer in ihm anfacht, geht er plötzlich, ohne motivirten Uebergang zu der Beschreibung dessen, was die Poesie ist. Viel glücklicher, was die Composition betrifft, ist der „Löwenritt" (II. 759), das sich bei der vollständigsten Einheit durch den Reichthum und die Wahrheit der Anschauungen auszeichnet. (Siehe oben S. 19).

3. Die Oestreicher.

Wenden wir nun unsern Blick auf die Gegenwart, so muß sich uns die Bemerkung aufdringen, daß das poetische Leben noch zu keiner Zeit so rege und allgemein verbreitet war, als eben jetzt, wo beinahe jeder Theil des Gesammtvaterlandes würdig repräsentirt ist. Und wenn sich auch keine großartigen Erscheinungen darbieten, wenn größere Dichtungen nur spärlich auftauchen, und auch diese wenigen die Höhe früherer Meisterwerke lange nicht erreichen, wenn Epos und Drama namentlich beinahe brach da liegen, so bietet dagegen die Lyrik einen noch bei keinem Volke und zu keiner Zeit erlebten Reichthum dar. Beinahe jeden Tag sieht man einen neuen Lyriker auftauchen, der wieder eine neue Seite des Lebens oder des Herzens auffaßt. Zwar läßt sich nicht verkennen, daß die neuesten Dichter zum größten Theil die Bahn einschlagen und verfolgen, welche Uhland vorangegangen ist, daß eine nicht unbedeutende Anzahl an Heine sich anschließen, aber dabei entfalten sie beinahe doch durchgehends hinlängliche Selbstständigkeit. Was in den einleitenden Bemerkungen von der neuern deutschen Poesie gesagt ist (S. 372 f.), das gilt vorzugsweise von den neuesten Erscheinungen; bei aller Mannigfaltigkeit, bei der vielseitigsten Entfaltung des poetischen Lebens ist die Freiheit doch der Grundgedanke, der sich bald kühner und bald milder, bald in prophetischem Donnerwort, bald in klagendem Tone durch die ganze Poesie der Gegenwart zieht. Wenn aber diese Sehnsucht wirklich der Mittelpunkt des poetischen Lebens ist, wenn sie sich nach allen Seiten hin verbreitet, wenn sie allen oder doch den bedeutendsten Erscheinungen Färbung und Tönung giebt, so müssen wir auch diejenigen Dichter, in welchen sich diese Sehnsucht vorzugsweise ausspricht, in welchen sie als bedingendes Element erscheint, als die eigentlichsten

1) August Kopisch, geboren in Breslau den 26. Mai 1799, besucht das Gymnasium seiner Vaterstadt, widmet sich dann der Malerei, bezieht 1815 die Akademie in Prag, geht dann nach Wien, 1819 nach Dresden und 1822 nach Italien, wo er mit Platen enge Freundschaft schließt, lebt seit 1828 in Berlin.

2) Ferdinand Freiligrath, geboren 1810 in Detmold, widmete sich zuerst dem Kaufmannsstande, lebt eine Zeit lang in Amsterdam, seit einigen Jahren wieder in Deutschland.

Träger derselben erkennen, von ihnen somit behaupten daß sie mehr als die übrigen die wahren Repräsentanten der gegenwärtigen Richtung sind, daß sie mehr als alle andern in den Entwickelungsgang der deutschen Poesie eingreifen oder ihn bestimmen. Dieß wird sich mit um so größerer Wahrheit herausstellen, wenn diese Dichter, oder wenigstens Einzelne derselben, durch ihr Talent ein entschiedenes Uebergewicht haben, in ihren Leistungen sich ein wahrhaft poetisches Leben beurkundet.

Alle diese Bedingungen finden wir nun ohne Zweifel im höchsten Maße bei den jüngern **östreichischen Dichtern** erfüllt, und wir nehmen daher keinen Anstand, in diesen entweder die Träger einer schon im Werden begriffenen oder als Verkündiger einer zwar spätern, aber deßhalb nur schönern und reicheren Epoche anzuerkennen. Wir begrüßen diese neue Erscheinung mit um so größerer Liebe und Freude, als sie neu und unerwartet ist. Oestreich ist zwar an großen Talenten nie arm gewesen, die blühendste Zeit unserer frühern Literatur weist uns sogar oft an die schönen Donaugegenden; aber die kirchliche und politische Abgeschlossenheit, in welcher es seit Jahrhunderten erhalten wurde, ließ das reiche Leben nicht zur Entfaltung kommen. Die neueste Zeit hat offenbar einen bedeutenden Umschwung hervorgebracht; von Tag zu Tag sehen wir neue Talente aufkeimen, welche die nie untergangene Lebenskraft ihres schönen, heitern Vaterlandes glänzend beurkunden, und dasselbe durch das schönste und kräftigste der Bande an das Gesammtvaterland knüpfen. In Oestreich erglänzte das Morgenroth der deutschen Unabhängigkeit, in Oestreich geht jetzt das Morgenroth einer neuen deutschen Poesie auf, die, auf Wahrheit und Unmittelbarkeit des Gefühls beruhend, an das heitere, regsame und muthig kräftige Volk sich anschließend, dasselbe von Stufe zu Stufe einer höhern Entwickelung entgegenführen, und ihre segensreichen Früchte über ganz Deutschland verbreiten wird. — —

Wir schließen mit einigen Bemerkungen über die hiehergehörigen Dichter. Unter den ausgezeichneten Erscheinungen der Gegenwart nimmt **Auersberg**[1]) einen hohen Platz ein. Von reicher, schöpferischer Phantasie, die ihm eine unversiegliche Quelle von schönen, oft überraschend neuen Bildern darbietet, verbindet er die höchste Weichheit mit der größten Kraft. Sein tiefes Gefühl für die Natur und ihre Schönheiten hat ihm die schönsten Lieder eingegeben, die oft an die gelungensten Naturlieder der Romantiker erinnern, wie die „Baumpredigt“ (II. 728), oft in lebensfrohem Humor sich bewegen, wie „Der treue Gefährte“ (II. 727) oder „Zwei Wanderer“ (II. 731). Am vollendetsten sind aber seine „Spaziergänge eines Wiener Poeten“, in denen sich bei dem ächt poetischen Zorn über die Mängel der Zeit die lebhafteste Hoffnung für die schönere Zukunft ausspricht. Das „Schlachtfeld bei Aspern“ (II. 732) ist ihm Beglaubigung, daß sein geliebtes Vaterland einer schöneren Zukunft entgegengeht, in welcher sich das bewähren wird, was der von ihm hochverehrte Kaiser Joseph angestrebt hatte („Sein Bild“ II. 734). Noch begabter vielleicht ist **Strehlenau**[2]), dessen Gedichte voll Zartheit, tiefes Gefühl und Wohllaut sind. Er liebt, wie die schwäbischen Dichter, in das Leben der Natur sich zu versenken, aber seine Schilderungen sind reicher und großartiger, seine Lieder überhaupt von umfassenderer Wirkung, weil er nicht bloß aus der Natur Gedanken und Empfindungen holt, wie in „Himmelstrauer“ und dem „Eichwald“ (II. 746), sondern auch die Natur zu beleben weiß, z. B. im „Lenz“ und in der „Liebesfeier“ (II. 743. 745), zweien Gedichten, in welchen sich die Freude an der Frühlingswelt zum vollsten Jubel einer glücklichen Seele gestaltet. Auch Lenau gehört ganz der neueren politischen Richtung an, aber er theilt nicht die entschiedene Hoffnung, die dem Anastasius Grün so kräftige Worte verleiht; er gibt sich vielmehr oft trüben Ahnungen hin („Vision“) oder wagt nur für eine noch ferne Zukunft zu hoffen („Frühlingsgrüße“ II. 747. 748). — **Ebert**[3]) und **Seidl**[4]) sind als Balladendichter bedeutend; des Ersteren Gedichte sind schon bei einer andern Gelegenheit erwähnt (S. S. 202. 288); der letztere, von seltener Produktivität, beherrscht seinen Stoff immer mit großer Leichtigkeit. Meistentheils sind seine Compositionen gelungen, und sie sind von um so größerer Wirkung, je einfacher und natürlicher sie erscheinen, wie im „Hans Euler“ (II. 753), wo der Dichter die Beschreibung des Landes Tyrol so glücklich einzuschalten weiß, daß sie als unbedingt nothwendig erscheint. — Der jüngste Dichter endlich, der sich in Deutschland einen nicht unverdienten Ruhm erworben hat, ist **Karl Beck**[5]), der den von Auersberg eingeschlagenen Weg verfolgt, aber seinen wohlbegründeten Enthusiasmus oft bis zur Keckheit steigert. Freilich liegt oft die größte Wirkung seiner Gedichte in dem rhetorischen Glanze derselben, aber hinter demselben erscheint eine solche Gedankenfülle und eine so reiche Phantasie, daß wir wohl auf eine schöne, bedeutende Zukunft desselben hoffen dürfen.

1) Anton Alexander Graf von Auersberg, bekannt unter dem Dichternamen Anastasius Grün, geb. am 11. April 1806, lebt meistentheils auf seinen Gütern in Krain.

2) Nikolaus Niembsch von Strehlenau, mit dem Dichternamen Nikolaus Lenau, geboren den 13. August 1802 zu Csatad in Ungarn, studirt in Wien Philosophie, dann 3 Jahre lang die Rechte, worauf er sich ebenfalls 3 Jahre lang der Medicin widmete, reist 1832 nach Nordamerika, lebt jetzt theils in Stahl, theils in Wien.

3) Karl Egon Ebert, geb. den 5. Juni 1801 in Prag, studirt die Rechte auf der Universität seiner Vaterstadt, wird 1825 fürstlich Fürstenbergischer Archivar und Bibliothekar.

4) Johannes Gabriel Seidl, geboren in Wien den 20. Januar 1804, studirt in seiner Vaterstadt die Rechte, wird 1830 Professor am Gymnasium in Cilly (Steiermark), 1840 Custos des Münz- und Antiken-Kabinets in Wien.

5) Karl Beck, geboren 1817 zu Pesth in Ungarn, studirte in Leipzig.

Register.

I. Uebersicht der Gedichte nach den Dichtungsformen.

A. Lyrische Poesie.

1. Lied.

II. Geistliches Lied. III. 30.

III. Ode. III. 36.

IV. Hymne. III. 46.

V. Dithyrambe. III. 111.

VI. Bardiet. III. 97.

VII. Elegie. III. 50. 155. 214.

VIII. Heroide III. 324.

IX. Kantate (Oratorium) III. 116. 119.

X. Südliche Formen.

1. Madrigal III. 89.

2. Triolett III. 89.

3. Sonett III. 352.

II. Allegorie, Parabel, Paramythie III. 126. 133. 134.

III. Poetische Erzählung (Schwank, Märchen) III. 23.

IV. Ballade, Romanze, Rhapsodie III. 195 ff. 282. ff. 377 ff.

V. Legende III. 137.

VI. Idylle III. 119. 178.

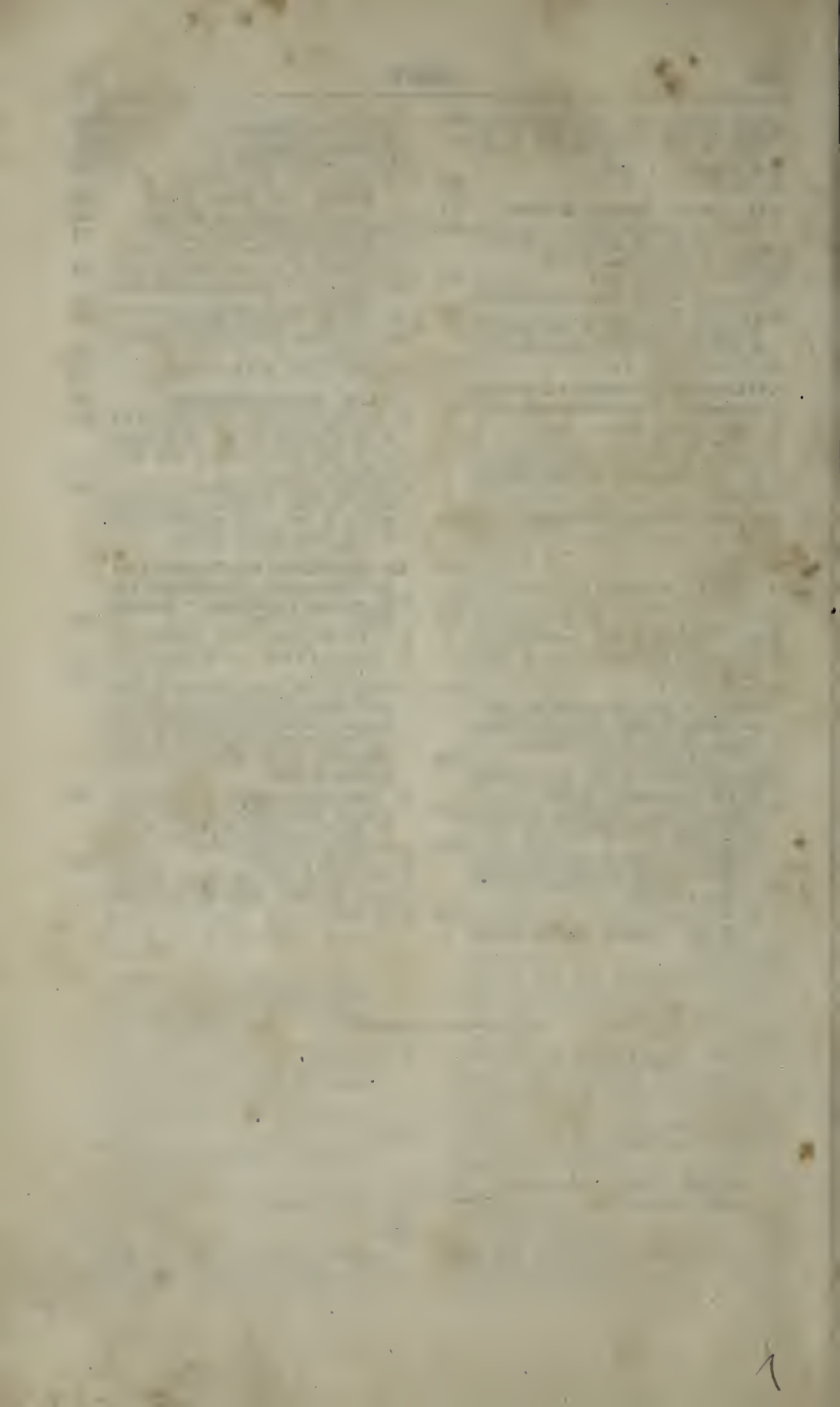
VII. Beschreibendes Gedicht III. 313.

IV. Räthsel. III. 279.

V. Epigramme, Distichen, Gnomen, Sprüche. III. 146.

II. Namensverzeichniß der Dichter, von welchen Dichtungen aufgenommen und erklärt wurden.

III. Inhalt der dritten Abtheilung. — Kommentar.








BOUND BY
HNM


UNIVERSITY OF ILLINOIS-URBANA
3 0112 067511268